Binder

K. Kautsky

DIE MATERIALISTISCHE GESCHICHTSAUFFASSUNG

DARGELEGT VON

KARL KAUTSKY

ERSTER BAND

NATUR UND GESELLSCHAFT

1 · 9 · 2 · 7

VERLAG J. H. W. DIETZ NACHF. G. M. B. H. / BERLIN SW 68

5153

Alle Rechte vorbehalten
Copyright 1927 by J. H. W. Dietz Nachfolger, Berlin

Vorwärts-Buchdruckerei
Berlin SW 68

Dieses Buch widme ich meiner teuren

LUISE

der Mutter meiner Söhne, dem treuen Kameraden, der unermüdlichen und verständnisvollen Helferin bei meiner Arbeit, der begeisterten, tapferen Verfechterin unserer gemeinsamen Ideale

Vorwort.

Mit der Vollendung des vorliegenden Werkes geht ein Wunsch in Erfüllung, den ich schon seit Jahrzehnten hegte, den aber auch viele andere mir gegenüber ausgesprochen haben.

Wie oft ist schon gegen uns Marxisten der Vorwurf erhoben worden, daß wir unser ganzes Denken und Handeln auf die materialistische Geschichtsauffassung begründen, es aber bisher versäumt haben, eine systematische und allumfassende Darstellung und Rechtfertigung dieser Auffassung zu geben. Dieser Mangel geriet immer mehr in schreienden Gegensatz zu der praktischen und theoretischen Bedeutung des Marxismus, der von Jahr zu Jahr stärker die Arbeiterbewegung und damit die ganze staatliche und gesellschaftliche Entwicklung der Gegenwart beherrscht.

Aber gerade diese Bedeutung des Marxismus beansprucht immer mehr die Kräfte aller seiner Anhänger für die aktuellen Aufgaben der Gegenwart, so daß ihnen für rein theoretische umfassende Arbeiten kaum noch Muße und Ruhe übrig bleibt.

Früher wurde den Kämpfern des proletarischen Klassenkampfes wenigstens zeitweise die Abgeschlossenheit des Gefängnisses oder die Kirchhofsruhe der Reaktion, die Untätigkeit im Exil zuteil. Nur im Exil, in einer Periode der Reaktion fand Marx die Zeit, das „Kapital" zu schaffen. Heute sind wir aber glücklicherweise in den meisten Staaten der Kulturwelt so weit, daß solche erzwungenen Ruhepausen wenigstens für die Theoretiker des Klassenkampfes, meistens aber auch für seine Praktiker nicht mehr vorkommen, außer in einigen Staaten mit unzureichend entwickeltem und doch sehr rebellischem Proletariat, wo die Methoden der Reaktion und der Repression an Grausamkeit die früherer Reaktionszeiten weit überragen. Da wird den von ihnen Betroffenen jedes Studium und jede theoretische Arbeit erst recht so gut wie unmöglich gemacht.

Ein eigenartiges Zusammentreffen persönlicher und allgemeiner politischen Verhältnisse hat mir indes seit bald einem Jahrzehnt die Möglichkeit gegeben, mich ganz theoretischer Arbeit zu widmen und so eine eingehende Grundlegung der materialistischen Geschichtsauffassung zu schaffen, die uns bisher fehlte und die wir so dringend brauchen.

Die Spaltung der deutschen Sozialdemokratie, die sich im Weltkrieg vollzog, entzog mir im Oktober 1917 die Leitung der

„Neuen Zeit", die mich bis dahin fünfunddreißig Jahre lang ununterbrochen in Anspruch genommen hatte. Allerdings wurde ich dadurch nicht arbeitslos. Die Probleme der Revolution, zuerst der russischen, dann der deutschen, beschäftigten mich vollauf und an diese Tätigkeit schloß sich die Arbeit der Sammlung und Herausgabe der deutschen Dokumente über den Kriegsausbruch an, die mir bis Ende 1919 zu tun gaben. Dann aber gewann ich Muße und Ruhe, um an jenes Werk zu gehen, das mir schon seit langem am Herzen lag. Seine Vollendung nahm leider weit mehr Zeit in Anspruch, als ich erwartet hatte. Zunächst freilich ging die Arbeit flott vonstatten, trotz einer halbjährigen Unterbrechung durch eine Reise nach Georgien (August 1920 — Januar 1921).

Als ich im Oktober 1921 aufgefordert wurde, an der Kopenhagener Universität unter dem Vorsitz des Rector magnificus, Professor Otto Jespersen drei Vorträge zu halten, wählte ich dafür das Thema der materialistischen Geschichtsauffassung und trug drei Kapitel des Buches vor, an dem ich arbeitete. Doch bald darauf unterbrach ich die Arbeit, um mein Buch über die proletarische Revolution fertigzustellen, in dem ich das Fazit der Erfahrungen der letzten Revolution für den proletarischen Klassenkampf zog. Dies Buch beendete ich im Juni 1922.

Als ich wieder zur „materialistischen Geschichtsauffassung" zurückkehrte, befriedigte mich die Art, wie ich den Gegenstand behandelt hatte, nicht mehr. Ich war in den alten Fehler unserer bisherigen Arbeiten darüber verfallen, ich war zu summarisch geworden, hatte mich zu sehr auf Andeutungen beschränkt, wie schon vorher in meinem Büchlein über „Ethik und materialistische Geschichtsauffasung", das neben meiner Schrift über „Vermehrung und Entwicklung in Natur und Gesellschaft" die Vorarbeit für das vorliegende Werk bildet.

Ich mußte die einzelnen Fragen, die ich zu erörtern hatte, eingehender behandeln. Daher verwarf ich das schon Geschaffene und fing von neuem in anderer Weise an.

Inzwischen aber hatte sich mein Gesundheitszustand sehr verschlechtert. Eine Malaria, die ich jahrelang mit mir herumtrug, ohne sie zu erkennen, peinigte mich durch ihre in kurzen Zwischenräumen auftretenden Fieberanfälle, die mich sehr schwächten und meine Arbeitsfähigkeit erheblich verminderten. Diese Minderung wurde noch verschärft durch den Verlust der Sehkraft meines linken Auges, das erblindete, unmittelbar nachdem ich das Vorwort zu meiner „proletarischen Revolution" geschrieben. Die Operation, die mein Auge zu retten suchte, wurde an demselben Tage vollzogen, an dem Rathenau unter Mörder-

hand fiel. Ich erwartete, die tödlichen Schüsse würden das Signal zu einer Erneuerung des Kapp-Putsches geben, und mußte in dieser Situation hilflos im Bett liegen. Das rechte Auge blieb mir erhalten, doch glaubte ich, es fortan schonen zu müssen.

Angesichts meiner derart verminderten Arbeitskraft und der steten Fieberanfälle fing ich an, daran zu zweifeln, ob ich das Buch nach dem neuen Plane würde vollenden können. Ich skizzierte den Gedankengang und griff einzelne Kapitel heraus, die mir besonders wichtig erschienen, um sie auszuarbeiten. So dachte ich, wenn meine Kräfte vorzeitig versagen sollten, doch einen Torso zu hinterlassen, aus dem meine Söhne etwas machen könnten.

Aber ich hatte nie in dieser Weise gearbeitet, die vereinzelten Kapitel wollten nichts Rechtes werden.

So begann ich nochmals von vorne und ging dazu über, nach dem neuen Plan systematisch ein Kapitel aus dem anderen zu entwickeln und jedes an seinem Platze vollständig fertigzustellen. Je mehr ich dabei vorwärts schritt, desto öfter sah ich mich gezwungen, der Vollständigkeit halber Fragen zu erörtern, die für mich bisher abseits lagen, die ich noch nicht eingehend untersucht hatte, was neue Studien notwendig machte. Andere Fragen wieder hatte ich wohl schon studiert, aber vor einem halben Jahrhundert. Hier wieder galt es, den neuesten Stand des Wissens festzustellen.

So kam ich nur langsam vorwärts. Trotzdem ist es mir gelungen, durchzuhalten bis zum Abschluß der Arbeit.

Ich darf sie in ihrer jetzigen Gestalt allumfassend nennen, denn sie behandelt alle Gebiete, die meines Wissens für das Verständnis der materialistischen Geschichtsauffassung in Frage kommen. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, als sei meine Arbeit abschließend. Das kann kein wissenschaftliches Werk jemals sein. Sie ist aber auch nicht erschöpfend. Die materialistische Geschichtsauffassung beruht einerseits auf der Anerkennung der Einheitlichkeit des Geschehens in Natur und Gesellschaft, auf der anderen Seite zeigt sie in dem Allgemeinen der Weltentwicklung das Besondere der gesellschaftlichen Entwicklung. Um das eine wie das andere darzutun, müssen so viele und so verschiedenartige Gebiete untersucht und beleuchtet werden, daß bei dem heutigen Stande der Forschung vielleicht einige Dutzend Fachgelehrte den besten Teil ihres Lebens aufzuwenden hätten, sollte eine erschöpfende Begründung und Darstellung der materialistischen Geschichtsauffassung gegeben werden. Eine neue Enzyklopädie wäre dazu erforderlich.

Ich weiß nicht, ob ein einzelner heute noch imstande wäre, eine solche zu schaffen. Meine Kräfte reichen dazu jedenfalls nicht aus, schon gar nicht jetzt, wo ich am Abschluß meines Lebens stehe.

Wie bei allen meinen Schriften habe ich auch bei dieser den größten Wert auf die leichte Lesbarkeit, Klarheit und Allgemeinverständlichkeit gelegt. Allerdings ist dies Ziel nicht immer zu erreichen. Wenn ich einen Autor zitiere, muß ich seine Worte unverändert wiedergeben, nicht alle unter ihnen strebten aber nach Leichtverständlichkeit. Von Kant wird sogar behauptet, er habe sich absichtlich möglichst dunkel ausgedrückt. Aber auch, wo ich selbst sprach, konnte ich nicht immer so leichtverständlich sein, als ich wollte. Wohl sind es nur wenige Kapitel in meinem Buche, bei denen der Gegenstand Leichtverständlichkeit ausschloß, aber diese befinden sich unglücklicherweise schon im Anfang des Werkes, im ersten Buche. Ich würde es bedauern, wenn meine Leser sich durch diese Schwierigkeiten abhalten ließen, weiter zu lesen. Ich habe im Text dort, wo die schweren Kapitel beginnen, gezeigt, wie sie zu umgehen sind.

Das Lesen meines Werkes wird dadurch erleichtert, daß ich versucht habe, die einzelnen Bücher, ja vielfach auch einzelne Kapitel so zu halten, daß jedes für sich allein verständlich ist. Der Leser braucht nicht das Gesamtwerk in einem Zuge zu lesen und er kann sogar, wenn ihm das erste Buch zu schwer wird, einstweilen von ihm absehen und gleich mit dem zweiten Buch fortfahren. Ja, für manche, die weder philosophisch noch naturwissenschaftlich und ethnologisch interessiert sind, mag es sogar zweckmäßig sein, gleich mit dem vierten Buch zu beginnen, das vom Staate und den Klassen handelt, von Gebieten, auf denen man gewöhnlich allein den Marxismus sucht..

Zum vollständigen Begreifen der materialistischen Geschichtsauffassung ist allerdings die Kenntnis aller fünf Bücher erforderlich, auch wird jedes einzelne dieser Bücher erst dann vollständig erfaßt, wenn man die vorhergehenden kennt, aus denen es hervorgeht.

Dem ersten Buche habe ich eine bisher unveröffentlichte, aus dem Jahre 1876 stammende Arbeit, dem zweiten Buch zwei größere Arbeiten aus dem Anfang der achtziger Jahre als Anhang zugefügt. Ich habe diese letzteren nicht deshalb wieder abgedruckt, um zu zeigen, daß ich schon vor einem halben Jahrhundert meinen heutigen Gesichtspunkten sehr nahe stand. Um das zu bezeugen, durfte ich nicht so viel Raum in Anspruch nehmen. Mein Motiv bei dem Abdruck der zwei Arbeiten im Anhang zum zweiten Band

ist ein anderes. Ich habe nie wieder Gelegenheit gehabt, mich mit den Gebieten, die das zweite Buch behandelt, so eingehend zu beschäftigen, wie zu Ende der siebziger, anfangs der achtziger Jahre. Wohl bin ich seitdem auf diesen Gebieten mehrfach zu anderen Ergebnissen gekommen, als zu jener Zeit, immerhin enthalten die damals entstandenen Arbeiten eine Fülle von Illustrationen und Belegen, die mir zur Stützung und Erläuterung meiner Anschauungen auch heute noch wichtig erscheinen.

Daher teile ich zwei unter ihnen jetzt wieder mit. Gern hätte ich diesen noch weitere Publikationen aus jener Zeit beigefügt, die jetzt verschollen sind und auf Ausführungen meines jetzigen Buches Bezug haben, so meine Arbeiten über „die Entstehung der Ehe und Familie" (Kosmos, 1882), über „Kunst und Kultur" (Plastik, 1884), über Gumplowicz („Ein materialistischer Historiker", Neue Zeit, 1883). Aber das hätte den Umfang des Buches ungebührlich anschwellen lassen. So mußte ich darauf verzichten.

Die Anlage meines Werkes brachte es mit sich, daß in ihm manche Frage mehrmals an verschiedenen Stellen auftaucht und zu erörtern ist. Dieser Umstand sowie die lange Dauer der Arbeit an dem Buche brachten es mit sich, daß ich mich zahlreicher Wiederholungen schuldig machte. Bei der Schlußredaktion habe ich solche vielfach beseitigt, dennoch aber nicht wenige absichtlich stehen gelassen. Sie zeigten sich jedesmal so eng mit der Darstellung verwoben, daß sie nur schwer zu beseitigen waren. Und ich glaube, sie werden vielen Lesern sogar willkommen sein. Denn bei einem so umfangreichen Werke, das nur wenige in einem Zuge lesen werden, kann man nicht erwarten, daß dem Leser späterer Stellen der Wortlaut früherer Sätze stets gegenwärtig ist. Es ist lästig, ihn auf frühere Stellen zu verweisen und ihn zu zwingen, sie nachzuschlagen. Da ist es für ihn bequemer, die schon früher gemachten Ausführungen später nochmals wiederzugeben. Dies geschieht dann in einem anderen Zusammenhang, was bewirkt, daß dieselbe Frage in verschiedene Beleuchtung gerückt wird, wodurch ihre Vielseitigkeit zutage tritt.

Noch in einem anderen Sinne wurde ich zeitweilig zu Wiederholungen gezwungen. Da meine Darstellung alle Seiten der materialistischen Geschichtsauffassung zeigen mußte, konnte ich nicht immer neue Gedanken bringen. Ich mußte nicht selten schon bekannte Gedanken wiederholen, namentlich solche, die von Marx und Engels herrühren, aber auch nicht wenige, die ich selbst früher schon entwickelte. Da ich aber kein Lehrbuch gebe, fühlte ich mich nicht verpflichtet, alle Gedanken mit der Ausführlichkeit zu erörtern, die ihrer Bedeutung entspricht. Wo ich nichts Neues

zu sagen hatte und eine Gefahr des Mißverstehens nicht vorlag, habe ich selbst wichtige Gedanken nur kurz behandelt. Wo ich dagegen Neues vorzubringen, Strittiges zu erledigen hatte, bin ich mitunter sehr ausführlich geworden, auch bei Nebenfragen.

Wo ich bewußt fremde Gedanken akzeptiert habe, gebe ich die Quelle an, wenn es sich nicht um allgemein bekannte Ideen handelt, die zu Gemeinplätzen geworden sind. Ich habe mich von dem alten Brauch des Zitierens noch immer nicht freimachen könen, obwohl er heutzutage gar sehr aus der Mode gekommen ist und Gänsefüßchen sowie Fußnoten als veraltet und geschmacklos gelten. So lächerlich es ist, Bücher zu zitieren, um mit der Belesenheit zu prunken, so gibt es doch eine Reihe von Veranlassungen, die es sehr wünschenswert machen, bestimmte Autoren zu zitieren.

Ich habe natürlich nicht alle Bücher genannt, die in dem vorliegenden Werke verarbeitet sind. Ich müßte zu diesem Zweck alle Bücher anführen, die ich seit mehr als einem halben Jahrhundert gelesen habe, darunter ungemein viele, die mir nicht mehr zur Hand sind, von denen ich sogar die Auszüge verloren habe, die ich mir von ihnen gemacht hatte. Andererseits muß ich bekennen, daß es mir unmöglich war, für jede einzelne von mir behandelte Frage alle Werke durchzuarbeiten, die dabei in Betracht kamen. Eine solche Forderung kann man nur für eine begrenzte Monographie erheben. Meine Zitate sollen nicht angeben, welche Literatur für den jeweilig behandelten Gegenstand vorhanden ist, noch sollen sie mitteilen, welche Bücher ich benutzt habe.

Wohl aber erscheinen mir Zitierungen von Autoren in folgenden Fällen am Platze zu sein: Einmal dort, wo ich bei einem Schriftsteller einen bemerkenswerten Gedanken oder einen Gedanken in besonders glücklicher Form gefunden habe, der mir wert schien, wiedergegeben zu werden. Da halte ich es für eine Pflicht der Dankbarkeit, bei der Wiedergabe auf den Urheber des Gedankens oder des Wortes hinzuweisen. Ich kann mich mit der Manier mancher anderen Schriftsteller nicht abfinden, die jeden glücklichen Gedanken, auf den sie in der Literatur stoßen, ohne weiteres deshalb, weil sie sich ihn aneignen, als eigenen betrachten. Manche dieser Herren und Damen möchten den Glauben erwecken, als schöpften sie alle ihre Ideen und ihr ganzes Wissen aus sich selbst. Sie schämen sich förmlich, etwas von anderen gelernt zu haben.

Eine andere Veranlassung zu zitieren tritt dort auf, wo man eine Behauptung aufstellt, die dem Leser gewagt erscheinen mag,

die man jedoch nicht allein vertritt, sondern in der man mit anerkannten Fachleuten übereinstimmt. Die Berufung auf den einen oder den anderen von ihnen wird manche Bedenken zerstreuen.

Andererseits wieder wird es notwendig, dort zu zitieren, wo man polemisiert. Es sei denn, daß man sich gegen Anschauungen wendet, die allgemein bekannt sind.

Wenn man Sätze angreift, deren Wortlaut nicht jedermann gegenwärtig und verschieden deutbar ist, da erscheint es mir sehr ungehörig, nicht genau die Äußerungen zu bezeichnen, gegen die der Kritiker zu Felde zieht. Oder gar nicht einmal unmißverständlich erkennen zu lassen, auf welchen Autor man eigentlich abzielt.

Ich halte es für notwendig, wenn ich einen Autor kritisiere, ihn nicht nur wirklich zu zitieren, sondern auch stets genau den Ort zu bezeichnen, wo das Zitat zu finden ist. Denn es ist Pflicht des Kritikers, dem Leser das Nachprüfen der Zitate zu erleichtern. Ich selbst habe oft genug manchen Autor verwünscht, der etwa sagte, bei Marx finde man den oder jenen Satz, ohne weiter anzugeben, wo er stehe. Ist es nicht eine bekannte Stelle, dann wird es vielfach unmöglich, sie zu finden. Das Suchen nach solchen Stellen hat mich nicht wenig Zeit erfolglos verlieren lassen, die eine sorgfältige Quellenangabe mir erspart hätte.

Die Nachprüfung braucht kein Mißtrauensvotum gegenüber dem Kritiker zu sein. Bewußte Fälschungen kommen selten vor. Oefter aber liederliche Zitate, und selbst der Gewissenhafteste kann ein Wort beim Kopieren oder einen Druckfehler übersehen. Vor allem aber besagt oft ein Satz für sich noch wenig. Wie er aufzufassen ist, wie der zitierte Autor ihn gemeint hat, wird erst im Zusammenhange klar, in dem der Satz steht. Diesen Zusammenhang auch zu zitieren, ist ganz unmöglich, das ergäbe ein unlesbares Buch. Aber man muß es dem selbständigen gewissenhaften Leser erleichtern, den Zusammenhang aufzusuchen, um nachzuprüfen, ob der betreffende Satz in ihm wirklich die Bedeutung hat, die der Kritiker herauslas.

Noch einen Grund kann es geben, ein Werk zu zitieren. Kein Buch soll beim Leser Selbstgenügsamkeit hervorrufen, das Gefühl, als wisse er nun alles, was ihm zu wissen nötig sei. Die wichtigste Wirkung eines Buches muß vielmehr die sein, daß es über sich selbst hinaustreibt, den Wissensdurst anregt und den Drang erweckt, die Fragen, die das eben gelesene Buch behandelt, oder doch manche von ihnen, noch weiterhin zu verfolgen. Dem Leser dabei behilflich zu sein, indem man ihm bestimmte Werke zur Weiterbildung nennt, kann eine wichtige Aufgabe des Autors werden. Ihr dienen manche Zitate.

Leider war es mir nicht möglich, alle Bücher zu erlangen, die ich gerne benutzt hätte. Den größten Teil meines Werkes schuf ich in Wien, wo in der Nachkriegszeit sehr ungünstige Bedingungen für die Beschaffung seltener wissenschaftlicher Werke des Auslandes herrschten. Indes hätte die Erfüllung aller meiner Literaturwünsche nur die Vollendung meiner Arbeit verzögert, ihren Umfang erweitert, an ihren Grundgedanken aber nichts geändert, die seit langem feststehen. Ich hätte bloß hier und da noch ein Detail hinzugefügt.

Immerhin gelang es mir, ausgiebiges Material zu erlangen, dank einigen Freunden, die mir ihre Privatbibliotheken zur Verfügung stellten und der trefflichen Bibliothek der Wiener Arbeiterkammer, deren Leiter, Dr. Fritz Brügel, mir nach Kräften beistand.

Nicht wenig gefördert wurde ich bei meiner Arbeit dadurch, daß eine Reihe sozialistischer Parteien, die sich für mein Werk interessierten, mich für einige Jahre der Last der Erwerbsarbeit enthoben. Besonderes Interesse für meine Darstellung bezeugte der Parteivorstand der deutschen Sozialdemokratie, der die rascheste Drucklegung des so umfangreichen Buches ermöglichte.

Ihnen allen sei hier gedankt. Ebenso meinen drei Söhnen, Felix, Karl, Benedikt, die, jeder mit besonderen Spezialkenntnissen, mir mit Rat und Tat zur Seite standen. Von Benedikt rührt das Register her.

Endlich muß ich hier auch meiner lieben Frau gedenken, die seit Beginn unserer Ehe an jeder meiner Arbeiten lebhaftesten Anteil nahm, mit der ich jede besprach, jedes Manuskript prüfte und feilte, die mir, namentlich in bezug auf Leichtverständlichkeit und Anschaulichkeit der Darstellung, stets wertvolle Fingerzeige gab. Das gilt in besonders hohem Maße von dem vorliegenden Werke.

Es bildet die Quintessenz meiner Lebensarbeit. Es stellt die Methode dar, auf der fußend ich seit einem halben Jahrhundert arbeite. Diese Methode war schon ein Menschenalter lang formuliert, als ich sie kennen lernte, zahlreiche Erfolge ihrer Urheber hatten schon ihre Fruchtbarkeit bekräftigt. Weitere Arbeiten der Meister und ihrer Jünger haben sie seitdem immer mehr bestätigt, aber zugleich die Methode selbst verfeinert und weiterentwickelt. So lege ich sie jetzt dar nicht bloß als Grundlage, sondern auch als Ergebnis der Arbeit meines Lebens.

Als solches widme ich das Werk derjenigen, die mit meiner Lebensarbeit während der größeren Hälfte meines Daseins am engsten verbunden war, meiner Luise.

In der ersten Hälfte meines Lebens war es eine andere Frauengestalt, die in höchstem Grade bestimmend auf mich einwirkte, meine Mutter. Sie flößte mir schon früh lebhaften Enthusiasmus für hohe Ideale ein. Sollte es mir noch möglich werden, wie ich es plane, meine Erinnerungen niederzuschreiben, so werde ich dieses Werk ihr widmen. Ich bemerke das heute schon, da ich mit der Wahrscheinlichkeit rechnen muß, daß mir dessen Vollendung nicht mehr beschieden ist.

In den Tagen meiner Kindheit herrschte im Hause meiner Eltern noch die Atmosphäre von 1848. In ihr erfüllte ich mich, sobald ich politisch zu denken begann, mit dem Hasse gegen Oesterreich, mit dem Wunsche nach seiner Zertrümmerung zur Befreiung seiner aneinander gefesselten Völker.

Die Nachwirkungen der Pariser Kommune 1871 verdrängten dann nicht, aber erweiterten mein Ziel der nationalen Befreiung zu dem der sozialen Befreiung. Dies erhielt klarere Formen, als ich 1874 in Berührung mit der Sozialdemokratie kam. In ihr und durch sie lernte ich die materialistische Geschichtsauffassung kennen, die mich fesselte und der ich um so überzeugter anhing, je mehr ich bei ihrer Anwendung erkannte, wie viele neue Wahrheiten beim Erforschen der Vergangenheit sie mir erschloß, und wie sehr sie in der Praxis dazu beitrug, den Vormarsch der Sozialdemokratie zu einem fast ohne Unterbrechung sieghaften und unaufhaltsamen zu gestalten.

Der Weltkrieg hat diese Entwicklung zeitweilig durchbrochen. Er verwirrte und spaltete schon von Beginn an nicht nur die Internationale, sondern auch einzelne sozialistische Parteien, namentlich in Deutschland und Rußland. Er überflutete sie nach seinem Ende im Zeitraum des militärischen Zusammenbruchs mit Millionen neuer proletarischer und halbproletarischer Scharen ohne soziales Wissen, ohne sozialistische Tradition, ohne Führer angesichts der zerrissenen sozialistischen Parteien. In ihrer Unwissenheit erwarteten und forderten sie von diesen Parteien die sofortige Verwirklichung des Paradieses auf Erden, inmitten einer beispiellosen Vernichtung des ganzen Produktionsapparates. Daß keine der sozialistischen Parteien aus diesem Trümmerhaufen ein lachendes Eden hervorzuzaubern vermochte, vermehrte die Wut vieler enttäuschter Novembersozialisten und ihnen nahestehender Schichten gegen die Sozialdemokratie, was diese noch mehr schwächen mußte, als es die aus dem Kriege überkommene Spaltung getan. Die Spannung zwischen Können und Wollen wurde immer größer.

Daraus entsproß eine weitgehende Mißachtung und Verwerfung nicht nur der Sozialdemokratie, sondern auch der Lehre, auf der ihre Praxis ruht, der materialistischen Geschichtsauffassung.

Diese leugnet nicht die Kraft des menschlichen Willens, sie zeigt aber, daß er nur dort dauernd sieghaft und unüberwindlich ist, wo er in der Richtung wirkt, die von den ökonomischen Verhältnissen gegeben wird, und wenn er sich in den dadurch bestimmten Grenzen des jeweilig Möglichen hält. Ein Wille, der sie mißachtet, kann nichts dauerndes leisten, muß schließlich scheitern, selbst wenn er Augenblickserfolge erzielt und diese mit größter Rücksichtslosigkeit und blutigstem Terrorismus zu verteidigen sucht.

Wegen ihrer Begrenzung der Wirksamkeit des Wollens wurde die Lehre des historischen Materialismus in den Zeiten der Revolution von den ungeschulten Massen und von einzelnen, die sie benutzten, leicht als unbequemes Bleigewicht empfunden, das den revolutionären Willen lähmte. Die einen blieben Anhänger der materialistischen Geschichtsauffassung, deuteten sie aber in wesentlichen Punkten in ihr Gegenteil um. Andere wieder verwarfen sie vollkommen und proklamierten die Allmacht auch eines grundlosen und grenzenlosen Wollens, wenn es nur energisch genug sei.

Die Erregung, die der Weltkrieg schuf, beginnt sich zu legen. Die ökonomischen Abnormitäten, die er mit sich brachte, fangen an, wieder normalen ökonomischen Verhältnissen Platz zu machen, in denen die Kraft ökonomischer Gesetze von neuem zutage tritt. Gleichzeitig hört die Spaltung der arbeitenden Massen immer mehr auf. Trotz der augenblicklich noch herrschenden Reaktion hat die Kraft der Sozialdemokratie wieder zu wachsen begonnen und sie nimmt den zeitweise unterbrochenen siegreichen Vormarsch von neuem auf. Aber dieser bedeutet nicht eine bloße Fortsetzung der Bewegung, wie sie bis 1914 vor sich ging.

Die Revolution ist nicht spurlos vorübergegangen. Sie hat eine neue politische Basis geschaffen, auf der der proletarische Klassenkampf erfolgreicher geführt werden kann, als ehedem, und sie hat ungeheure Massen kleinbürgerlicher Existenzen proletarisiert, ungeheure Massen Indifferenter und Kleinmütiger mit politischem und sozialem Interesse und Kraftbewußtsein erfüllt. Sobald diese neuen Massen ausreichend organisiert und geschult sind, muß ihr Eintritt in die Reihen der Sozialdemokratie diese unwiderstehlich machen und ihr die volle politische Macht verleihen. Sie wird diese Macht gewinnen unter ökonomischen Bedingungen, die es ihr ermöglichen werden, sofort weitgehende Schritte in der Richtung der Befreiung der Arbeit zu unternehmen.

Mit dem wachsenden Vertrauen zur alten Sozialdemokratie muß auch das Interesse für die alte Lehre wieder erwachen und zunehmen, auf der Marx und Engels ihre Praxis begründeten, für die Lehre von der materialistischen Geschichtsauffassung. Und mehr als je wird es jetzt notwendig, die Massen mit ihr bekannt zu machen, soll die Praxis der Sozialdemokratie das Maximum dessen leisten können, was ihre rasch wachsende Macht ihr bald zu leisten gestatten wird.

Das Verständnis der materialistischen Geschichtsauffassung ist weniger als je eine rein akademische Angelegenheit. Die Verbreitung dieses Verständnisses wird mehr als je eine wichtige praktische Bedingung sozialistischer Erfolge.

Man mißverstehe mich nicht. Die Anerkennung der materialistischen Geschichtsauffassung soll nicht etwa eine Vorbedingung der Zugehörigkeit zur sozialdemokratischen Partei sein. Diese Partei muß jedem offen stehen, der den Befreiungskampf des Proletariats, den Kampf gegen jegliche Unterdrückung und Ausbeutung mitkämpfen will, wie immer er dies Wollen theoretisch begründen mag, ob materialistisch oder kantianisch oder christlich oder sonstwie.

Aber die fruchtbarste, erfolgreichste Methode, diesen Kampf zu kämpfen und siegreich zu beenden, bietet nach unserer Ueberzeugung die materialistische Geschichtsauffassung. Allerdings nur dann, wenn sie nicht bloß anerkannt, sondern auch begriffen und verständig angewandt wird.

Die größte Wahrheit kann unheilvoll wirken, wenn man sie auf ein paar Schlagworte reduziert, die mechanisch, ohne eigenes Denken und Erforschen der Wirklichkeit, nachgeplappert und in Anwendung gebracht werden.

Nichts würde mich mehr beglücken, als wenn es mir gelänge, mit meinem Buch das Interesse für die materialistische Geschichtsauffassung reger zu gestalten, sowie die Fülle von Problemen erkennen zu lassen, die sie umfaßt, klares Verständnis für sie zu verbreiten und aller Schablonenhaftigkeit in ihrer Anwendung entgegenzuwirken.

Ich habe meinem Werke die Aufgabe gestellt, in dieser Weise die Befreiung der arbeitenden Menschheit zu fördern. Möge es seiner großen Aufgabe gewachsen sein!

Wien, September 1927. Karl Kautsky.

Erstes Buch

Geist und Welt

Erster Abschnitt.

Der Gegenstand der Untersuchung.

Erstes Kapitel.

Das Wesen der materialistischen Geschichtsauffassung.

Es wird niemand geben, der am modernen Leben teilnimmt, dem der Name Marx unbekannt geblieben wäre. Immer mehr teilt sich die heutige Welt in Marxisten und Antimarxisten. Jeder aber, ob Freund oder Feind, erkennt die Größe eines Marx an.

Wenn man von Marx spricht, muß man jedoch auch von Engels sprechen. Die beiden arbeiteten so innig zusammen, daß das Werk des einen auch das des andern ist.

Von den vielen Großtaten der beiden Geistesriesen Engels und Marx ist die weitaus bedeutendste ihre materialistische Geschichtsauffassung. Sie wurde der feste Boden ihrer gemeinsamen gewaltigen Lebensarbeit. Ihr ganzer Sozialismus, ja das ganze Wesen der modernen Arbeiterbewegung ist nicht zu begreifen ohne diese Geschichtsauffassung, auf der sie fußen. Wie immer man sich zu ihr stellen mag, jeder an dem geistigen und politischen Leben unserer Zeit teilnehmende Mensch hat die Pflicht, sie zu studieren, um sie zu erfassen. Das ist jedoch leider recht oft nicht der Fall. So habe ich den historischen Materialismus selbst von manchen seiner *Anhänger* sehr verschieden auslegen gehört.

Sehr beliebt ist bei ihnen jene Auslegung des historischen Materialismus, die ihn behaupten läßt, die Menschen würden nur von ihren materiellen Interessen bewegt und jedes andere Motiv ihres Handelns sei Illusion.

Noch öfter jedoch findet man diese Auffassung bei *Kritikern* des Marxismus. So schrieb erst kürzlich ein russischer Soziologe:

> „Der Auffassung, die das Ideal als Triebkraft der historischen Entwicklung betrachtet, steht die Theorie des *ökonomischen Materialismus* gegenüber, für die das materielle Interesse das principium movens, die bewegende Grundkraft, der Geschichte darstellt." (J. Delevsky, Antagonismes sociaux et antagonismes prolétariens, Paris, 1925, Seite 25.)

Als Beweis dafür soll die Tatsache gelten, daß in meiner Schrift über „Die Klassengegensätze im Zeitalter der französischen Revolution" der Satz zu finden ist:

„Als in der berühmten Augustnacht die Privilegierten in der Nationalversammlung unter allgemeiner Begeisterung ihre Vorrechte opferten, da verzichteten sie nur auf das, was sie nicht mehr hatten, um zu retten, was noch zu retten war." (S. 63.)

Mit diesem kurzen Sätzchen, das bloß ein einmaliges Vorkommnis konstatiert, ist über die „bewegende Grundkraft" der Geschichte nicht das mindeste gesagt. Für sich allein stellt es keinerlei Geschichtsauffassung dar.

Aehnlich wie Delevsky faßt den historischen Materialismus ein bedeutender englischer Sozialist auf, ein tiefer Denker, Bertrand Russell. In einem trefflichen Buch über den Bolschewismus, den er selbst in Rußland beobachtet hatte, „The Practice and Theory of Bolschevism" (London 1920), schreibt er über die Marx'sche Theorie:

„Sie sagt, daß alle Massenerscheinungen der Geschichte durch ökonomische Motive bestimmt werden." (S. 119.)

„Die Marxisten beachten niemals ausreichend die Tatsache, daß das Verlangen nach Macht ein ebenso starkes Motiv und eine ebenso große Quelle der Ungerechtigkeit ist, als das Verlangen nach Geld." (S. 136.)

„Jede Politik wird durch menschliche Bedürfnisse bestimmt. Die materialistische Geschichtsauffassung verlangt in letzter Linie die Annahme, daß jede politisch bewußte Person nur von einem Bedürfnis beherrscht wird: dem nach Vermehrung des eigenen Anteils an Gütern (commodities); und weiter, daß die Methode jedes Individuums, dieses Bedürfnis zu befriedigen, in der Regel darin bestehen wird, nicht nur den eigenen persönlichen Anteil, sondern auch den Anteil seiner Klasse zu vermehren. Aber diese Annahme ist weit entfernt von der Wahrheit." (S. 126.)

Sehr richtig. Glücklicherweise ist sie nicht die Grundlage unserer Geschichtsauffassung. Ich fürchte, daß der große, sonst so präzise Mathematiker hier sein Wissen über den Marxismus nicht aus erster Quelle, bei Marx und Engels, sondern aus irgendwelchen Verballhornungen geschöpft hat. Darauf deutet schon der Umstand hin, daß Russell von der philosophischen Basis des Marxismus bemerkt, sie zeige „die starre Sicherheit der katholischen Theologie, nicht den wechselnden Fluß (changing fluidity) und den zweifelnden Wirklichkeitssinn (practicality) der modernen Wissenschaft." (S. 121.)

In derselben Weise wie Bertrand Russell stellt H. de Man die materialistische Geschichtsauffassung dar. Sein Buch „Zur Psychologie des Sozialismus" (Jena 1926) sagt gleich im Beginn:

„Der Arbeiter, der in einer Umgebung lebt, die ihm ganz vom Erwerbsmotiv beherrscht erscheint, denkt die Höchstwertung dieses Motivs auch in die gesamte Gesellschaft, ja in die gesellschaftliche Vergangenheit hinein. Daher seine Neigung, die materialistische Geschichtserklärung des Marxismus anzunehmen, die diese Wertung zur Grundlage der Gesellschaftslehre erhebt." (S. 16).

Das ganze Buch de Mans steht und fällt mit der Annahme, daß für die materialistische Geschichtsauffassung das Erwerbs-

motiv das einzige Motiv sei, das die Menschen bewegt. So wird von de Man behauptet:

„Der Einsicht in die Mannigfaltigkeit und Kompliziertheit sozialistischer Motive hat sich der Marxismus hartnäckig verschlossen." (S. 136.)

Im Einklang damit wird dem Marxismus vorgeworfen, daß von ihm „ein roher und im Grunde spießerlicher Erwerbsradikalismus gezüchtet wird". (S. 104.)

Schonender drückte sich bereits lange vor de Man ein englischer Marxist aus, Belfort Bax. Er unterschied zwischen einer Marxschen und einer „extremen" materialistischen Geschichtsauffassung. Nur diese griff er an. Von ihr sagte er in einem Artikel über „Die materialistische Geschichtsauffassung" in der Wiener Wochenschrift „Die Zeit" (1896):

„In ihrer schärfsten Form genommen besagt also diese (die materialistische) Anschauung (der geschichtlichen Entwicklung) nichts weniger, als daß Sitte, Religion und Kunst durch die ökonomischen Bedingungen nicht nur beeinflußt werden, sondern daß sie ganz allein dem Gedankenreflex jener Bedingungen im sozialen Bewußtsein entspringen."

Und er bemerkte weiter:

„Das Bestreben, das Ganze des menschlichen Lebens auf ein Element allein zurückzuführen. alle Geschichte auf der Basis der Oekonomie zu erklären, übersieht die Tatsache, daß jede konkrete Realität zwei Seiten haben muß."

Allen diesen Formulierungen der materialistischen Geschichtsauffassung ist der Fehler gemeinsam, daß sie die Oekonomie der Geschichte, ja dem „Ganzen des menschlichen Lebens" gleichsetzen.

Die Oekonomie, der Vorgang des Produzierens und Austauschens von Gütern, ist sicher nicht zu begreifen ohne das Erwerbsmotiv. Die Menschen würden nicht Güter produzieren ohne das Bedürfnis, sie zu besitzen, also ohne den Erwerbstrieb.

Auf dieser Voraussetzung beruhen alle ökonomischen Untersuchungen. Aber damit ist noch nicht gesagt, daß die Oekonomie das Ganze des menschlichen Lebens umfaßt, dieses nur vom Erwerbstrieb bestimmt wird.

In seinem Buch über den „Reichtum der Nationen" (1766) läßt Adam Smith den Menschen ausschließlich aus egoistischen Motiven handeln. Vorher (1759) verfaßte er jedoch eine Theorie der moralischen Gefühle (Theory of moral sentiments), in der er die Moral aus dem Gefühl der Sympathie hervorgehen ließ. Darin liegt kein Widerspruch. Die ökonomische Tätigkeit ist ohne Erwerbstrieb nicht denkbar, und in der Warenproduktion nimmt dieser leicht egoistischen Charakter an. Aber die Oekonomie nimmt nicht den ganzen Menschen gefangen.

Das hat auch weder Marx, noch einer seiner Schüler, der erwähnenswert ist, je behauptet.

Wo Marx aber ökonomische Fragen behandelt, und ihnen galten seine wichtigsten Arbeiten, da erschien allerdings der Er-

werbstrieb als Urheber des ökonomischen — jedoch keineswegs alles menschlichen Handelns. Das gilt sogar für manche Seiten des Produktionsprozesses selbst. Im Kampf der Arbeiter um den Normalarbeitstag sind andere Motive bei ihnen wichtiger als der Erwerbstrieb.

Welche Rollen der Erwerbstrieb im menschlichen Leben spielt, hängt selbst wieder von ökonomischen Bedingungen ab. Jemand, der über ein gesichertes Einkommen verfügt, ohne daß er sich irgendwie ökonomisch zu betätigen braucht, etwa ein Pensionär oder Rentner, ist in der Lage, jedes Erwerbsmotiv von sich fernzuhalten und sein Tun nur durch Motive sozialer oder ästhetischer oder wissenschaftlicher Art bestimmen zu lassen. Jemand dagegen, dessen Existenz ganz von dem Erfolg seiner Erwerbsarbeit abhängt, wird auf das stärkste vom Erwerbstrieb bestimmt werden, auch wenn er der selbstloseste aller Menschen ist.

Was für Individuen gilt, ist auch für ganze Klassen und Gesellschaftsformen richtig. In der heutigen Gesellschaft ist das Erwerbsmotiv übermächtig, alle Welt von ihm abhängig. Aber es ist eine Gesellschaft denkbar mit so hoher Produktivität der Arbeit und so vollkommener Regelung derselben, daß das ökonomische Getriebe die Menschen nur wenig in Anspruch nimmt. Ist dabei ihre ökonomische Existenz gesichert, wird der Erwerbstrieb für sie gar nicht fühlbar werden.

Dieses Zurücktreten des ökonomischen Interesses wird jedoch von bestimmten ökonomischen Bedingungen abhängig sein. Von der Einwirkung dieser Bedingungen werden sich die Menschen nie befreien können. Aber derjenige wird nie die materialistische Geschichtsauffassung zu begreifen vermögen, der es nicht versteht, ökonomische Motive und ökonomische Bedingungen streng auseinander zu halten.

Würde die materialistische Geschichtsauffassung wirklich behaupten, daß die Menschen nur von ökonomischen Motiven oder materiellen Interessen bewegt werden, dann würde es sich nicht lohnen, daß wir uns ausführlich mit ihr beschäftigen. Dann wäre sie nur eine Vergröberung jener sehr alten Anschauung, die im Egoismus oder im Streben nach Lust das einzige Motiv menschlichen Handelns erblickt. Dann hätten auch Marx und Engels ihre Theorie durch ihre eigene Praxis schlagend widerlegt, denn es hat nie zwei Menschen gegeben, die selbstloser waren und weniger durch materielle Motive bewegt wurden, als meine beiden Meister.

Wohl sahen sie in der Oekonomie die „bewegende Grundkraft" der Geschichte. Aber sie trieben dabei nicht Psychologie, sondern Geschichte. Sie wollten nicht das Allgemeinmenschliche erklären, sondern das historisch Besondere. Sie untersuchten nicht die Frage, woher es kommt, daß die Menschen denken und handeln, daß sie Ideen und Ideale

haben und sich von ihnen leiten lassen, sondern die Frage, woher es kommt, daß diese Ideen und Ideale zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden sind, etwa im 14. Jahrhundert ganz anders als im 18. Die Frage, die sie beschäftigte, war die, woher dieser Wandel der Ideale? Und sie fanden, daß die letzte Ursache der Veränderungen der Ideen in den Veränderungen der ökonomischen Bedingungen zu suchen sind, unter denen die Menschen leben.

Das ist etwas ganz anderes, als die Annahme, daß die Menschen stets nur von materiellen Interessen bestimmt werden.

Daß materielle Interessen, sowohl persönliche, wie Gruppeninteressen, das menschliche Handeln in hohem Maße beinflussen, leugnet wohl niemand, auch nicht der größte Idealist. Solche Interessen haben in der Weltgeschichte sicher eine gewaltige Rolle gespielt, weit mehr, als die herkömmliche Geschichtsschreibung ahnen läßt. Die wirklichen materiellen Interessen dort aufzudecken, wo sie sich hinter Illusionen oder Heucheleien oder schönen Phrasen verstecken, ist für die Erkenntnis des Weltenlaufs sehr wichtig. Die Marxsche Geschichtsauffassung hat sich um diese Erkenntnis schon dadurch ein großes Verdienst erworben, daß sie die Forschung anregte, bei jedem historischen Konflikt nach den materiellen Interessen zu suchen, die bei ihm beteiligt waren.

Aber man würde mit Recht unserer Geschichtsauffassung arge Einseitigkeit vorwerfen, wenn sie das materielle Interesse als einziges Motiv des menschlichen Handelns gelten ließe. Dieser Einseitigkeit machen wir uns jedoch keineswegs schuldig. Nicht im ökonomischen Interesse, sondern in der ökonomischen Entwicklung sehen wir die „bewegende Grundkraft" der Geschichte.

Den Untersdhied zwischen der bewegenden Kraft des ökonomischen Interesses und der der ökonomischen Entwicklung möge ein Beispiel klar machen.

Nehmen wir die Ehe. Kein Zweifel, daß bei vielen Eheschließungen ökonomische Interessen mitwirken. Aber es wäre lächerlich, zu behaupten, das finde bei jeder Ehe statt. Wie viele Ehen wurden und werden nicht geschlossen unter Mißachtung aller ökonomischen Erwägungen, die von ihnen abraten! Das sexuelle Moment erweist sich in solchen Fällen als das entscheidende, man kann dieses aber unmöglich als ein ökonomisches betrachten.

Betrachten wir die Ehen aller Zeiten und Völker, so finden wir, daß jede von ihnen eine länger dauernde Verbindung von Weib und Mann zum Zwecke geschlechtlicher Paarung und Kindererzeugung ist. Das sexuelle Moment ist ihnen allen gemein.

Aber dieses gemeinsame Moment vermag uns nicht im geringsten zu erklären, warum die Eheformen zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Ländern so verschieden sind. Vergleichen wir die Eheformen zweier Zeitalter miteinander, dann sagt uns die bloße Tatsache, daß sich in der einen wie in der anderen Ehe Mann und Weib geschlechtlich vereinigen, nicht das mindeste über die Ursachen der Verschiedenheiten jener Eheformen.

Dagegen wird uns der Unterschied klar werden, wenn wir untersuchen, welche ökonomischen Funktionen und damit welche Stellung in der Gesellschaft der Mann sowie die Frau in jeder der beiden Epochen besaßen und welches die Formen des Haushaltes hier und dort waren. Nicht aus dem sexuellen Motiv, so wichtig es für die Ehe ist, sondern aus den Veränderungen der ökonomischen Faktoren wird uns die geschichtliche Entwicklung der Ehe erklärlich.

Damit soll nicht behauptet werden, daß die Verbindung zwischen einer besonderen Idee oder Institution und den sie begründenden ökonomischen Faktoren immer eine direkte sei und klar zutage liege. Sehr viele Gegner, aber auch manche Anhänger des Marxismus irren darin, daß sie glauben, dieser wolle *direkt* jede historische Aenderung von einer ökonomischen Aenderung abhängig machen. Das ist keineswegs richtig. Marx vertrat stets nur die Anschauung, daß in *letzter* Linie die ökonomischen Faktoren richtunggebend seien. Zwischenglieder und Wechselwirkungen können unter Umständen den Zusammenhang stark verdecken.

Nehmen wir z. B. nochmals das Beispiel der Ehe. Vieles in der modernen Ehe ist direkt ökonomisch zu erklären, z. B. aus der Zunahme der Erwerbsarbeit der Frau. Aber ein wichtiges Moment in der modernen Ehe, bei der Eheschließung wie der Eheirrung, ist das Dominieren der individuellen Geschlechtsliebe, der Liebe eines bestimmten Mannes zu einer bestimmten Frau und umgekehrt. Das Auftauchen dieser individuellen Geschlechtsliebe ist direkt aus ökonomischen Faktoren nicht zu erklären. Wohl aber in letzter Linie. Nach unserer Auffassung entspringt die individuelle Geschlechtsliebe denselben Momenten, die überhaupt zur Differenzierung der Individuen führen, sowie zur Loslösung der einzelnen Persönlichkeit von den Gemeinschaften, in denen und durch die allein der Mensch sich ursprünglich zu behaupten vermochte.

Die Besonderheit und Selbständigkeit der Persönlichkeiten, die Abstreifung der Herdennatur, tritt als Massenerscheinung erst seit der kapitalistischen Produktionsweise auf, (als vereinzelte Erscheinung ist sie viel älter) zuerst in den Großstädten und dort zunächst bei Intellektuellen und Kapitalisten (oder überhaupt Leuten, die ihr Besitz von ihrer Umgebung ökonomisch

unabhängig macht). Sie äußert sich zuletzt in den Dörfern. Sie wirkt auf die moderne Ehe entscheidend ein.

So wird deren Eigenart durch den Kapitalismus bestimmt. Teils direkt, etwa durch die Erwerbsarbeit der Frau, teils indirekt, in letzter Linie, etwa durch das Ueberhandnehmen des Individualismus.

Da der Kapitalismus auf die moderne Ehe teils direkt, teils indirekt auf den verschiedensten Wegen wirkt, ist sein Einfluß keineswegs einheitlich, sondern oft sehr widerspruchsvoll. Auf der einen Seite entwickelt der Kapitalismus oder verstärkt er wenigstens oft die Tendenz, die Ehe zu einem bloßen Geldgeschäft zu machen, wie ein Blick in den Annoncenteil verbreiteter Zeitungen beweist, in denen tagtäglich die Einheirat in ein Geschäft angeboten und gesucht wird. Andererseits ist im Zeitalter des Kapitalismus die Ehe mehr als je ein ganz persönlicher Akt geworden, der auf feinster und höchst individueller Liebeswahl beruht. Die Vereinbarung ehelicher Verbindungen durch die Familienhäupter, ohne Befragung der zur Eheschließung Bestimmten, ist aus der Mode gekommen.

Wenn wir hier auf die Geschichte der Ehe hinweisen und auf ihre Verbindung mit der ökonomischen Entwicklung, so geschieht das vorläufig nur zur Kennzeichnung der materialistischen Geschichtsauffassung, nicht zum Beweis ihrer Richtigkeit. Ehe wir an diesen Beweis gehen, ist es vor allem notwendig, daß der Leser sich nicht in unfruchtbaren Mißverständnissen erschöpft.

Ihren klassischen Ausdruck hat die Marx'sche Geschichtsauffassung in dem Vorwort gefunden, mit dem Marx seine „Kritik der politischen Oekonomie" (1859) einleitet. Es heißt dort u. a.:

„In der gesellschaftlichen Produktion ihres Lebens gehen die Menschen bestimmte, notwendige, von ihrem Willen unabhängige Verhältnisse ein, Produktionsverhältnisse, die einer bestimmten Entwicklungsstufe ihrer materiellen Produktionskräfte entsprechen. Die Gesamtheit dieser Produktionsverhältnisse bildet die ökonomische Struktur der Gesellschaft, die reale Basis, worauf sich ein juristischer und politischer Ueberbau erhebt und welcher bestimmte gesellschaftliche Bewußtseinsformen entsprechen. Die Produktionsweise des gesellschaftlichen Lebens bedingt den sozialen, politischen und geistigen Lebensprozeß überhaupt."

Marx weist dann darauf hin, daß die materiellen Produktivkräfte der Gesellschaft auf einer gewissen Stufe der Entwicklung in Widerspruch mit den vorhandenen Produktionsverhältnissen kommen. Es tritt dann eine Epoche sozialer Revolution ein.

Mit der Umänderung der ökonomischen Grundlage wälzt sich der ganze ungeheure Ueberbau langsamer oder rascher um. In der Betrachtung solcher Umwälzungen muß man stets unterscheiden zwischen der materiellen, naturwissenschaftlich treu zu konstatierenden Umwälzung in den ökonomischen Produktionsbedingungen und den juristischen, politischen,

religiösen, künstlerischen oder philosophischen, kurz ideologischen Formen, worin sich die Menschen dieses Konflikts bewußt werden und ihn ausfechten."

Dies die Quintessenz der Marxschen Geschichtsauffassung. Wir werden darüber am Ende des dritten Buches noch ausführlich sprechen. Bemerkenswert ist es, daß Marx diese Formulierung seiner Geschichtsauffassung nicht im Vorwort zu einem historischen, sondern zu einem ökonomischen Werke entwickelte; in der Vorrede zum Vorläufer der grandiosesten seiner Schöpfungen, des „Kapital".

Bezeugt das nicht, daß Marx seine ökonomische Leistung höher veranschlagte, als seine Geschichtsauffassung? Auch manchem seiner Anhänger scheint die Erforschung und Durchleuchtung des kapitalistischen Getriebes im „Kapital" wichtiger zu sein, als die materialistische Geschichtsauffassung.

Aber ohne diese wäre Marx gar nicht dazu gekommen, den größten und am tiefsten gehenden Teil seiner Lebensarbeit seinem ökonomischen Hauptwerk zu widmen.

Die Sozialisten vor Marx, die den Sozialismus ethisch begründeten, als eine Forderung der Gerechtigkeit, als ein Mittel, die Gerechtigkeit auf Erden zur Wahrheit werden zu lassen, sie fanden in der klassischen bürgerlichen Oekonomie ihrer Zeit, namentlich in der Werttheorie Ricardos bereits ausreichende Gründe, zu beweisen, daß der Kapitalismus auf Ausbeutung und damit auf Ungerechtigkeit beruhe.

Wer auf diesem Standpunkte steht und die materialistische Geschichtsauffassung nicht begriffen hat, wie z. B. Anton Menger, kann also wohl zur Ansicht kommen, Marx habe als Oekonom dem, was seine Vorgänger gesagt, nichts Neues hinzugefügt, ja, er sei als ihr Plagiator zu bezeichnen, da er sie doch gekannt habe.

Aber kraft seiner Geschichtsauffassung hat Marx den Sozialismus eben nicht ethisch begründet. Er war zu der Ueberzeugung gekommen, daß neue Ideen, die ein Zeitalter kennzeichnen, aus neuen, ihm eigentümlichen ökonomischen Verhältnissen erwachsen und in diesen die Bedingungen ihrer Verwirklichung finden.

Die Bewegung des modernen Sozialismus erschien ihm daher als ein Kind des industriellen Kapitalismus, d. h. des aus diesem notwendig entspringenden proletarischen Klassenkampfes. Und von den Bedingungen, die der Kapitalismus entwickelt, hängt es ab, ob, wann und wie die sozialistischen Ideen verwirklicht werden können, die der Klassenkampf in den Köpfen der Proletarier und ihrer Vertreter und Denker zeitigt.

Die genaue Erkenntnis des kapitalistischen Produktionsprozesses, seiner Bedürfnisse, seiner Möglichkeiten, seiner Entwicklungstendenzen wurde vom Standpunkte dieser Auffassung die erste und wichtigste Aufgabe für jeden Sozialisten. Wie die

früheren Sozialisten akzeptierte auch Marx die Theorie des Arbeitswertes. Jedoch nicht, um aus ihr die Ungerechtigkeit des Kapitalismus zu deduzieren, sondern nur, weil ihm ohne sie die kapitalistische Produktion unverständlich erschien. Wenn aber die Theorie des Arbeitswertes in der einfachen Form, die ihr Ricardo gegeben, für die Bedürfnisse der sozialistischen Ethik vollständig ausreichte, erschien sie Marx unzulänglich und widerspruchsvoll als Mittel, den kapitalistischen Gesamtprozeß zu erklären. Indem er diesen einer so eingehenden und umfassenden Erforschung unterwarf, wie kein Oekonom vor ihm und bisher auch keiner nach ihm, hat er in riesenhafter Arbeit die Ricardoschen Vorstellungen von Wert, Mehrwert und Profit und namentlich auch alle von diesen Begriffen abgeleiteten ökonomischen Vorstellungen völlig umgewälzt und uns ökonomische Zusammenhänge erschlossen, die niemand vor ihm ahnte.

Es ist richtig, daß er aus seiner Werttheorie, ebenso wie seine sozialistischen Vorgänger aus der Ricardoschen, den Schluß ableitete, der Mehrwert stelle ein Produkt kapitalistischer Ausbeutung des Proletariats dar. Aber er tat dies nicht, um die Ungerechtigkeit des Kapitalismus zu deduzieren, sondern um die grundlegende Tatsache der heutigen Produktionsweise, den Klassengegensatz zwischen Kapital und Arbeit und den Klassenkampf dieser beiden Faktoren zu erklären und, namentlich in der Lehre vom relativen Mehrwert, eine Reihe der wichtigsten kapitalistischen Tendenzen klarzulegen und begreiflich zu machen.

Alles das war dringend notwendig vom Standpunkte der materialistischen Geschichtsauffassung aus, dagegen sehr belanglos für einen ethischen Sozialismus, dem die Feststellung der Tatsache genügte, daß die Arbeit alle Werte produziert und daß daher der Arbeit von Rechts wegen aller geschaffene Wert gebührt.

Gerade seine Geschichtsauffassung bewirkte, daß das Lebenswerk von Marx der Darlegung der kapitalistischen Produktionsweise und nicht der seiner Geschichtsauffassung galt. Dieses Werk ist von ihr in allen seinen Aeußerungen getragen, wohl der grandioseste Beleg für ihre Fruchtbarkeit.

Mit Recht sagt Tröltsch in einer bemerkenswerten Abhandlung „über den Begriff einer historischen Dialektik":

„Auch die größte Leistung des Marxismus, die Entdeckung und Analyse der modernen kapitalistischen Gesellschaft selbst, ist nur aus diesem Grundgedanken zu verstehen und hervorgewachsen, hat ihre wichtigste wissenschaftliche Bedeutung in diesem Zusammenhange mit einem grundsätzlichen historischen Denken." (Historische Zeitschrift, 1919, 120. Bd., 3. Heft, S. 397, im dritten Kapitel der Abhandlung, das vom Marxismus handelt).

Alles Große an den Leistungen von Marx läßt sich zurückführen auf seine Geschichtsauffassung.

Dasselbe gilt von Engels, der zu der gleichen Auffassung unabhängig von Marx kam und sie seit 1844 in engster Gemeinschaft mit ihm weiterentwickelte. Er hat zu ihr vielleicht ebensoviel beigetragen, wie sein großer Freund. Der Anteil jedes der beiden an ihr läßt sich bei ihrem intimen Zusammenarbeiten nicht mehr genau feststellen.

Die Weiterentwicklung ihrer Geschichtsauffassung förderten sie weniger dadurch, daß sie sie erörterten, als dadurch, daß sie sie anwandten in Theorie und Praxis. Und in den Tagen des Kampfes erschien ihnen die letztere wichtiger als die erstere.

Marx fand zu seinem „Kapital" nur Zeit in der Aera der Reaktion seit 1850. Gerade damals wurde Engels in hohem Grade in Anspruch genommen von der kaufmännischen Erwerbsarbeit, durch die er nicht nur sich, sondern auch die Familie des Freundes über Wasser hielt.

So ist es gekommen, daß weder Marx noch Engels ihre Geschichtsauffassung jemals ausführlicher erörtert und dargestellt haben. Sie beschränkten sich lediglich auf gelegentliche kurze Andeutungen, die in ihren Werken zerstreut sind.

Darauf hat schon Lafargue hingewiesen. In seinem Buche über den „Oekonomischen Determinismus von Karl Marx". („Le Déterminisme économique de Karl Marx, Recherches sur l'origine et l'évolution des Idées de Justice, du Bien, de l'Ame et de Dieu", Paris 1909) sagte er:

„Marx — das ist eine wenig beachtete Tatsache, hat seine Methode zur Auslegung der Geschichte nicht in einem Lehrgebäude mit Axiomen, Theoremen, Korollarien, Lemmen[1]) vorgebracht: Sie ist für ihn nur ein Werkzeug der Forschung; er hat sie in lapidarem Stil formuliert und durch Anwendung erprobt." (S. 5.)

Zweites Kapitel.

Die materialistische Geschichtsauffassung bei den Marxisten.

Was für Marx und Engels die Basis ihres ganzen Wirkens bildete, was dieses so großartig und so fruchtbar machte, es gelangte bei ihren Nachfolgern nicht immer zu seinem Rechte. Es war möglich, daß Sozialisten sich für Marx erklärten und doch die materialistische Geschichtsauffassung nicht nur gründlich mißverstanden, sondern sogar als falsch ablehnten. Dabei konnten dieselben Sozialisten einen geradezu fanatischen Kampf für die Marx'schen ökonomischen Lehren führen. Das gilt vor allem von den beiden hervorragendsten Theoretikern des englischen Marxismus, Belfort Bax und Hyndman.

---

[1]) Korallarien sind Folgesätze, Lemmen Sätze, die eine Wissenschaft aus anderen Wissenschaften entlehnt. K.

Diese Art von Marxisten ist allerdings selten. Weit häufiger dagegen sind jene, die die materialistische Geschichtsauffassung wohl in der Theorie anerkennen, in der Praxis dagegen völlig außer acht lassen. Dazu ist die Verführung besonders groß bei Sozialisten in ökonomisch zurückgebliebenen Ländern. Nach der Marxschen Geschichtsauffassung ist der Sozialismus ein Produkt besonderer ökonomischer Bedingungen, das heißt, eines hochentwickelten industriellen Kapitalismus. Und keine Massenbewegung kann willkürlich durch das Wollen einiger Individuen, und seien sie noch so hingebend und noch so energisch, geschaffen werden.

Diese Erkenntnis legt den praktischen Zielen, die sich die Sozialisten eines Landes jeweilig stellen, und ihren Aktionsmethoden oft Schranken auf, die von leidenschaftlichen Naturen drückend empfunden und immer wieder durchbrochen werden, was die Sache des Marxismus stets früher oder später mit einer Niederlage bezahlen muß.

Aber nicht nur zwischen Theorie und Praxis der Geschichtsauffassung gibt es in den Reihen der Marxisten mannigfache Differenzen, sondern auch in bezug auf die Theorie selbst. Wenn Belfort Bax vom Standpunkt seiner Philosophie fand, sie sei unvereinbar mit dem historischen Materialismus und daher diesen verwarf, so gibt es, namentlich in Deutschland, andere Philosophen, die auf einem Standpunkt stehen, der dem Baxschen sehr nahekommt, aber glauben, gerade von jenem Antimaterialismus aus dem historischen Materialismus seine vollkommenste Form geben zu können.

Gleich Marx und Engels selbst, waren auch ihre Schüler lange Zeit ganz in Anspruch genommen von ökonomischer Arbeit, von der Praxis des Klassenkampfes, von der Anwendung der materialistischen Geschichtsauffassung zur Erforschung einzelner historischer Perioden. Zur systematischen, eingehenden Zergliederung und Begründung ihrer geschichtlichen Methode kamen sie lange nicht.

Der erste, der über den historischen Materialismus schrieb und ihn anwendete, war Paul Lafargue, in zahlreichen Arbeiten, darunter die oben zitierte über den „Oekonomischen Determinismus von Karl Marx". Bald schloß ich mich ihm an. Auf meine früheren eigenen Aeußerungen über die materialistische Geschichtsauffassung brauche ich hier nicht hinzuweisen. Die ausführlichste unter ihnen war die Artikelserie „Was will und kann die materialistische Geschichtsauffassung leisten[1])".

---

1) „Neue Zeit" XV, 1, S. 213 ff. Diese Serie wurde eingeleitet durch einen Artikel über „Die materialistische Geschichtsauffassung und der psychologische Antrieb." XIV, 2, S. 652 ff.

Ungefähr gleichzeitig mit mir kam Georg Plechanoff zum historischen Materialismus, dessen bedeutendster Vorkämpfer er in Rußland wurde. Unter seinen in deutsche Sprache übertragenen Schriften kommen für unser Thema hauptsächlich seine „Beiträge zur Geschichte des Materialismus" (Stuttgart 1896) und seine „Grundprobleme des Marxismus" (Stuttgart 1910) in Betracht.

In Italien wurde Antonio Labriola der Hauptvertreter der materialistischen Geschichtsauffassung. Er war der erste Universitätsprofessor, der sich offen zu ihr bekannte[1]).

Vorher hatte sich in Deutschland Franz Mehring der materialistischen Geschichtsauffassung zugewandt, die er in einem Anhang zu seiner „Lessing-Legende" (Stuttgart 1893) verfocht.

Am ausführlichsten unter den Verfechtern des historischen Materialismus in Deutschland hat bisher wohl H. Cunow von ihm gehandelt in dem zweibändigen Werke: „Die Marxsche Geschichts-, Gesellschafts- und Staatstheorie" (Berlin 1920).

Neben diesen Autoren, die sich vorbehaltslos auf den Boden der materialistischen Geschichtsauffassung stellten, traten im sozialistischen Lager auch solche auf, die sie mit einer idealistischen Philosophie zu versöhnen suchten.

Den Reigen eröffnete Eduard Bernstein, der früher einer meiner Führer zum historischen Materialismus gewesen, mit seinem Buche über „Die Voraussetzungen des Sozialismus und die Aufgaben der Sozialdemokratie" (Stuttgart 1899). Ihm schloß sich Ludw. Woltmann an, der Marx mit Kant zu versöhnen suchte[2]).

In gleichem Sinne wirken die Professoren Karl Vorländer und Max Adler[3]).

Von diesem stark beeinflußt zeigt sich Alfred Braunthal, „Karl Marx als Geschichtsphilosoph" (Berlin 1920).

Eine andere Art der Synthese versuchte Charles Rappaport. In seinem Buche über die Philosophie der Geschichte („La philosophie de l'histoire comme science de l'évolution" Paris 1902) strebt er nach einer Versöhnung Lawroffs mit Marx.

Fritz Adler endlich sucht zu zeigen, daß die Philosophie Machs mit dem historischen Materialismus wohl vereinbar sei.

---

[1]) Hier kommen namentlich in Betracht seine „Essais sur la conception matérialiste de l'histoire. Avec une préface de Sorel." Paris 1897.

[2]) Vergleiche sein Buch „Der historische Materialismus, Darstellung und Kritik der Marxistischen Weltanschauung", Düsseldorf 1900.

[3]) Von dem ersteren ist für unseren Gegenstand besonders bemerkenswert das Buch „Kant und Marx", ein Beitrag zur Philosophie des Sozialismus. Tübingen 1911.

Von Max Adler kommen für uns hier in erster Linie in Betracht seine „Marxistischen Probleme" (Stuttgart 1913), sowie seine Untersuchung der „Staatsauffassung des Marxismus" (Wien 1922).

„Ernst Machs Ueberwindung des mechanischen Materialismus" (Wien 1910). Andererseits gibt uns N. Bucharin eine „Theorie des historischen Materialismus" (Hamburg 1922), deren Materialismus an Grobheit nichts zu wünschen übrig läßt.

Diese zweite Gruppe unterscheidet sich von der vorgenannten darin, daß die erste ihre Hauptaufgabe darin sah, den historischen Materialismus in der Anwendung auf die Geschichtsforschung zu erproben, indes die zweite davon absieht und nach einer philosophischen Grundlegung oder Modifizierung der marxistischen Geschichtsauffassung sucht.

Die zweite Gruppe gehört überwiegend der jüngeren Generation der Marxisten an. Eine Sonderstellung nimmt Otto Bauer ein, der seinem Alter nach zur zweiten Gruppe gehört, aber ebenso wie die Mitglieder der ersten seine Hauptaufgabe darin sieht, den historischen Materialismus in geschichtlichen Untersuchungen, sowie natürlich auch in der politischen Praxis anzuwenden und dadurch zu bekräftigen.

Ich sehe hier ab von jenen Marxisten, die die materialistische Geschichtsauffassung wohl anerkennen und sich von ihr in ihrem Denken und Handeln leiten lassen, aber in der Theorie überwiegend ökonomisch oder politisch, nicht historisch tätig sind oder waren, wie R. Hilferding und G. Eckstein, Rosa Luxemburg und Parvus, Axelrod und Lenin.

So lange Engels noch lebte, die Zahl der Anhänger des historischen Materialismus gering war und sie alle mit Engels in Verbindung standen, teils persönlicher, teils brieflicher, kam es nicht zu prinzipiellen Differenzen zwischen den Marxisten, obwohl natürlich jeder eine selbständig denkende Persönlichkeit war und nicht immer jedes von dem einen gewonnene Resultat von allen anderen anerkannt wurde.

Es war nicht zu erwarten, daß die ursprüngliche Einheitlichkeit der Schule lange dauern würde. Je größer der Erfolg einer umfassenden Anschauung, je zahlreicher diejenigen werden, die sie teilen, desto mannigfaltiger auch die Schattierungen unter ihnen.

Das wäre auf jeden Fall auch beim Marxismus unausbleiblich gewesen. Es wurde erleichtert dadurch, daß Engels und Marx nicht dazu gekommen waren, ihre Geschichtsphilosophie eingehender systematisch auszuarbeiten. Sobald die Meister verstummt waren, von denen dieses System ausging, bildeten sich rasch verschiedene Arten der Auslegung des Marxismus.

Heute gar ist der Marxismus zu einer Mode geworden, mit der viele kokettieren, die von Marx oder Engels oder von einem ihrer Schüler nie etwas gelesen haben. Viele bezeichnen sich als Marxisten, von denen Marx, wenn er heute noch lebte, sein Witzwort wiederholen würde, das er in den siebziger Jahren über eine jugendliche Voreiligkeit eines seiner feurigsten, aber auch

phantasiereichsten Jünger fällte: „Wenn das Marxismus ist, bin ich nicht Marxist."

Wir sehen da ganz ab von der neuesten Manier der Reaktionäre, alles, was ihnen nicht paßt, als Marxismus zu bezeichnen, selbst wenn es nichts darstellt, als bürgerliche Demokratie.

Die Verschiedenheiten der Standpunkte unter den Marxisten — Verschiedenheiten, die aus individuellen, sozialen, nationalen Unterschieden stammen — ist eine so große geworden, daß nicht zu erwarten ist, irgendeine Auffassung des Marxismus werde allgemein als diejenige anerkannt werden, die sich mit den Marxschen Anschauungen decke.

Mit dem bloßen Hinweis auf die Bedeutung dieser Anschauungen ist es jedoch nicht mehr getan. Diese Bedeutung leugnet niemand mehr. Ueberdies hätte ich zu dem, was ich in meinem Leben darüber an den verschiedensten Stellen gesagt, nichts mehr hinzuzufügen.

Ich habe daher nicht die Absicht, die Zahl der Kommentare Engelsscher und Marxscher Sätze jetzt noch durch einen weiteren zu vermehren.

Die Aufgabe, die ich mir hier stelle, ist eine andere.

Was ich im folgenden gebe, das ist eine Begründung meiner *eigenen Geschichtsauffassung*, die ebenso den Leitfaden, wie in der vorliegenden Form das Ergebnis meiner Lebensarbeit im Dienste des Marxismus darstellt.

Wohl verdanke ich die hier entwickelte Geschichtsauffassung meinen großen Meistern. Aber durch eine bereits fünfzigjährige Arbeit und Anwendung in Theorie und Praxis habe ich diese Methode zu meiner eigenen gemacht.

Indem ich hier meine eigene Auffassung zur Darstellung bringe, entfällt von vornherein jeder Streit darüber, ob ich diesen oder jenen Marxschen Satz richtig auffasse. Niemand wird behaupten wollen, daß ich mich selber mißverstehe.

Wenn der Leser mir einwenden sollte, daß es ihm um die Marx'sche, nicht um meine Geschichtsauffassung zu tun sei, so darf ich erwidern, daß von den anderen Darstellern des historischen Materialismus jeder tatsächlich auch nur seine eigene Auffassung vorbringt. Wir alle haben von Marx gelernt, stützen uns auf seine Forschungen und Gedanken. Aber jeder sieht sie und sieht die Wirklichkeit mit eigenen Augen.

Wenn ich meine eigene Geschichtsauffassung hier meist ohne Berufung auf Marxsche und Engelssche Sätze entwickle, so entferne ich mich dabei nicht von der Grundlage ihres Denkens, auf der ich fuße. Ich hoffe aber damit zu bewirken, daß die Erörterung aufhört, sich um die Deutung einzelner Sätze zu drehen und daß sie völlig der Sache allein gilt.

Ganz ohne Berufung auf einzelne Marxsche oder Engelssche Ausführungen werde auch ich nicht auskommen können. Aber

indem ich die Geschichtsauffassung, die ich ihnen verdanke, als meine eigene darstelle, gewinne ich damit die Freiheit, sie in anderem Zusammenhange zu entwickeln, als es meine Meister getan, und damit Einblicke zu eröffnen, die sie uns nicht mitgeteilt, die sie vielleicht auch gar nicht gehabt haben.

Denn ich habe meine Geschichtsauffassung nicht als fertiges Produkt übernommen. Ich besaß eine Geschichtsauffassung schon, ehe ich die Marxsche kennen lernte. Erst allmählich nach manchem Suchen und Tasten übertrug ich in meine ursprüngliche Auffassung immer mehr marxistische Züge, und kam ich durch meine Arbeiten in Theorie und Praxis dazu, ihre Fruchtbarkeit zu erproben.

Schließlich ist sie dann nach meiner Ueberzeugung mit der Marxschen völlig übereinstimmend geworden. Aber mein Ausgangspunkt war doch ein anderer gewesen und er verlieh mir Interesse für Erscheinungen, die Marx und Engels weniger beachteten. So ungeheuer viel ich von ihnen gelernt, manches lernte ich doch auch von andern. Das ist ja selbstverständlich.

Die Anfänge meines geschichtlichen Denkens bildeten sich naturgemäß erst ein Menschenalter, nachdem Marx und Engels zu ihrer Geschichtsauffassung gekommen waren: in den siebziger Jahren. Der Darwinismus war damals die Lehre, die alle Welt erfüllte. Von ihm war noch nicht die Rede zu der Zeit gewesen, als Marx und Engels die materialistische Geschichtsauffassung schufen. Sie waren von Hegel ausgegangen, ich ging von Darwin aus. Dieser beschäftigte mich früher als Marx, die Entwicklung der Organismen früher als die der Oekonomie, der Kampf ums Dasein der Arten und Rassen früher als der Klassenkampf.

Solange ich selbständig denke, denke ich historisch. Früh begann ich nach einer Geschichtsauffassung zu streben, sie verband sich aber für mich zunächst mit naturwissenschaftlichem, nicht mit ökonomischem Denken. Die sozialistische Literatur machte mich freilich bald auf die Bedeutung des ökonomischen Faktors aufmerksam. Mit dem Fortschritt meines ökonomischen Wissens wuchs auch meine Erkenntnis der Bedeutung dieses Faktors für die geschichtliche Entwicklung, aber mein Interesse für den natürlichen Faktor in der Geschichte blieb bestehen, mein Bestreben setzte sich fort, die historische Entwicklung in Zusammenhang zu bringen mit der Entwicklung der Organismen.

Schon 1876 faßte ich den Plan, auf Grund der Geschichtsauffassung, die ich damals ersonnen hatte, eine Universalgeschichte zu schreiben. Ich war noch nicht 22 Jahre alt — nur wenn man sehr jung ist, faßt man so kühne Pläne.

Es sollte eine „Entwicklungsgeschichte der Menschheit" werden. Noch war ich nicht auf den historischen Materialismus eines Marx und Engels hingewiesen worden. Unbewußt wurde ich freilich bereits von ihnen beeinflußt, denn 1876 hatte ich schon

das kommunistische Manifest gelesen. Aber noch war mir die berühmte Vorrede zur „Kritik der politischen Oekonomie" unbekannt, in der Marx in so klassischer Weise seine Geschichtsauffassung skizzierte. Engels' Anti-Dühring war noch nicht geschrieben. Und mein ökonomisches Wissen war noch ganz mangelhaft. Die Entwicklung der Menschheit schien mir damals das Ergebnis eines Kampfes zwischen Kommunismus und Individualismus zu sein, worunter ich nicht zwei verschiedene Produktionsweisen, aber auch nicht verschiedene soziale Auffassungen, sondern verschiedene Arten von Trieben verstand, die durch die verschiedenen Arten des Kampfes ums Dasein in den Menschen gezüchtet werden.

Für jene Leser, die es interessieren mag, den Ausgangspunkt meines selbständigen Denkens mit dem Ergebnis zu vergleichen, zu dem ich mich schließlich durchgearbeitet habe, reproduziere ich in einem Anhang meinen Entwurf von 1876 völlig unverändert.

Es bedurfte noch einer Arbeit von Jahren, einer Arbeit, die unterstützt wurde durch innigen Verkehr mit Engels seit 1881, leider nur vorübergehend mit Marx; es bedurfte einer Vervollkommnung meines wirtschaftsgeschichtlichen Wissens und emsiger, systematischer Anwendung der materialistischen Methode auf die Erforschung verschiedener Geschichtsperioden, um schließlich diese Methode so zu meistern, daß sie mir nicht mehr eine fremde war, sondern meine eigene wurde. Als solche setze ich sie im folgenden auseinander.

Zweiter Abschnitt.

Materialismus und Idealismus.

Erstes Kapitel.

Der Materialismus.

Wenn wir uns an die Darstellung der materialistischen Geschichtsauffassung machen, geht es uns ähnlich wie Faust: Beim ersten Worte stock ich schon.

In der Tat, dürfen wir von einer materialistischen Geschichtsauffassung sprechen? Ist nicht der Materialismus heute für immer abgetan? Wie darf man sich noch zu so überlebter Weisheit bekennen? So denken manche der heutigen Marxisten und man hat daher vorgeschlagen, das anstößige Wort durch ein anderes, philosophisch neutrales zu ersetzen. Nicht mehr von materialistischer, sondern von ökonomischer Geschichtsauffassung sollen wir sprechen.

Das ist aber eine sehr farblose Bezeichnung, die uns über die Rolle der Oekonomie in der Geschichte gar nichts verrät.

Will man das Wort „Materialismus" bei der Bezeichnung der marxistischen Geschichtsauffassung vermeiden und das Wort „ökonomisch" in sie hineinbringen, dann spricht man besser von ihr als „ökonomischem Determinismus", nach dem Vorgange Lafargues. Das bezeichnet besser die bestimmende Rolle, die nach marxistischer Auffassung die Oekonomie in der Geschichte spielt Allerdings fehlt hier der sehr wichtige Hinweis darauf, daß es sich um eine Geschichtsauffassung handelt.

Manche bezeichnen die Marxsche Geschichtsauffassung als „ökonomischen Materialismus", wie es nicht nur der schon zitierte Marx-Kritiker Delevsky in seiner Untersuchung über „Antagonismes sociaux et antagonismes prolétariens" tut, sondern auch ein Mann, der als höchst orthodoxer Marxist gelten will: Bucharin in seinem Buch über die „Theorie des historischen Materialismus".

Er ahnt wohl nicht, daß er hier den Spuren eines kantianischen Revisionisten folgt, des Dr. Ludwig Woltmann, der in seinem Buch „Der historische Materialismus, Darstellung und Kritik der Marxistischen Weltanschauung" schrieb:

„Feuerbach reduzierte die Theologie auf die Anthropologie, Marx die Anthropologie auf die Oekonomie . . . . . die beiden nachfolgenden Stufen der philosophischen Entwicklung sind daher als anthropologischer und ökonomischer Materialismus zu bezeichnen." (S. 126.)

Marx hat keineswegs die Anthropologie, die Lehre vom Wesen des Menschen auf die Oekonomie reduziert. Der Mensch ist ihm nicht ein bloß ökonomisches Wesen. Das wäre keine geniale Entdeckung, sondern eine betrübliche Borniertheit. Richtig ist, daß Feuerbach die Theologie auf die Anthropologie insofern zurückführt, als er zeigte, daß der Mensch Gott nach seinem Ebenbilde geschaffen hat. Marx erweitert diese Annahme dadurch, daß er in sie die Oekonomie einführt, darauf hinwies, daß der Mensch und ebenso sein Gott nicht zu allen Zeiten derselbe sei und daß ihre Verschiedenheiten auf ökonomische Wandlungen zurückzuführen seien.

Damit wurde nicht die ganze Anthropologie auf Oekonomie zurückgeführt, das genügte aber auch keineswegs, um eine neue Art Materialismus darauf zu begründen. Der Materialismus ist eine Anschauung von der Welt, nicht bloß vom Menschen.

Marx und Engels haben ihre Geschichtsauffassung eine materialistische genannt, weil sie aus ihrem materialistischen Denken, ihrer materialistischen Weltanschauung hervorging. Sie wurden aber nicht dadurch zu Materialisten, daß sie die entscheidende Rolle der Oekonomie in der Geschichte entdeckten.

Woltmann versucht wenigstens dem Namen „ökonomischer Materialismus" eine Begründung zu geben, die zwar falsch ist, aber ihn begreiflich macht. Bei Delevsky und Bucharin fehlt jegliche Begründung. Bei ihnen hat die Bezeichnung keinen Sinn.

Historischer Materialismus ist auf die Geschichte angewandter Materialismus. Wollten wir analog vom ökonomischen Materialismus sprechen, dann wäre es ein auf die Oekonomie, nicht auf die Geschichte angewandter Materialismus.

Da ist die Bezeichnung „ökonomische Geschichtsauffassung" vorzuziehen. Wenn sie nur durch ihre Farblosigkeit nicht zu deutlich das Bestreben verriete, die Weltanschauung, aus der jene Auffassung hervorging, als illegitime Mutterschaft, die einen Makel bedeutet, diskret zu verschleiern. Dagegen wollen wir uns aber entschieden wehren. Im Ursprung der materialistischen Geschichtsauffassung liegt nichts, dessen ihre Anhänger sich zu schämen haben.

Mit der Bezeichnung „ökonomische Geschichtsauffassung" will man meist auch sagen, sie sei mit jeder Philosophie verträglich, setze gar keine bestimmte Weltanschauung voraus. Sie sei rein empirisch aus der Betrachtung der Oekonomie und Geschichte gewonnen worden.

Es ist richtig, daß Marx in seinem berühmten Vorwort zur „Kritik der politischen Oekonomie", in dem zum ersten Male die materialistische Geschichtsauffassung eingehender dargelegt wird, bemerkt, diese Auffassung sei das „allgemeine Resultat" seiner historischen und ökonomischen Forschungen, das, einmal gewonnen, seinen „Studien zum Leitfaden diente".

Daraus konnte man schließen, daß er den historischen Materialismus zunächst nur als sogenanntes „heuristisches Prinzip" betrachtete, als bloße Arbeitshypothese, die der historischen Arbeit zugrunde zu legen ist und ihre Fruchtbarkeit und ihre Richtigkeit in der Anwendung zu erweisen hat.

Auch wer sie heute noch als nicht mehr betrachten will, wird zugeben müssen, daß sie der Wissenschaft reichen Gewinn gebracht hat.

Doch eine Hypothese kann nicht dauernd in diesem Stadium bleiben. Entweder ergeben sich bei ihrer Anwendung wachsende Widersprüche, die sie nicht aus dem Wege zu räumen vermag und die zwingen, sie zu modifizieren, einzuschränken oder ganz aufzugeben. Oder aber es gelingt, sie widerspruchslos in die Gesamtheit der erkannten Zusammenhänge, den „Universalzusammenhang" einzureihen, und dann darf sie allgemeine wissenschaftliche Geltung als Theorie wenigstens für so lange beanspruchen, als die Gesamtheit der erkannten Zusammenhänge nicht durch wesentlich neue Erkenntnisse vermehrt wird, die jener Gesamtheit einen neuen Charakter geben und zwingen, die auf ihrem Boden aufgebauten Theorien mehr oder weniger umzubilden.

Auch der historische Materialismus ist nicht eine empirisch, d. h. durch bloße Beobachtung der Tatsachen gewonnene isolierte Hypothese geblieben, sondern einer großen Weltanschauung organisch einverleibt worden, mit der er steht und fällt.

Marx und Engels waren philosophisch zu einem materialistischen Standpunkt gekommen, ehe sie ihre Geschichtsauffassung entwickelten.

In der bereits zitierten Vorrede zur „Kritik der politischen Oekonomie" wird diese Auffassung nicht nur als Ergebnis historischer und ökonomischer Forschungen und Leitfaden bei weiteren Studien bezeichnet, sondern sie wird ausdrücklich mit dem Satze in Verbindung gebracht:

„Es ist nicht das Bewußtsein der Menschen, das ihr Sein, sondern umgekehrt ihr gesellschaftliches Sein, das ihr Bewußtsein bestimmt."

Dieser Satz ist eine Variation des Feuerbachschen Satzes, daß das Denken aus dem Sein, nicht aber das Sein aus dem Denken entspringe. Es ist aufgefallen, daß Marx hier dem Sein der einen Seite auf der anderen nicht wieder das bloße Sein, sondern das „gesellschaftliche Sein" gegenüberstellt. Gerade hier liegt aber der Fortschritt, den Marx über Feuerbach hinaus macht, den er jedoch bei der lapidaren Kürze, die er liebte, nicht ausführte. Er läßt mitunter ein Mittelglied der Gedankenkette weg, das der denkende Leser sich selbst ergänzen muß. Genau genommen sollte es heißen: Es ist nicht das Bewußtsein der Menschen, das ihr Sein, sondern umgekehrt ihr Sein, das ihr Bewußtsein bestimmt. Im Vergleich zum natürlichen Sein weist aber in dem Zeitraum, den die Menschheitsgeschichte umfaßt, das gesellschaft-

liche eine geschichtliche Entwicklung auf. Es ist also nur der Wechsel des g e s e l l s c h a f t l i c h e n Seins, der den Wechsel im Bewußtsein der Menschen hervorruft, mit andern Worten: Es ist ihr jeweiliges gesellschaftliches Sein, das die Besonderheiten ihres jeweiligen Bewußtseins bestimmt.

Es war eine ganz bestimmte Philosophie, von der ausgehend Marx und Engels bei ihren geschichtlichen und ökonomischen Studien, namentlich durch Erforschung der französischen Revolution und der englischen Arbeiterverhältnisse zu ihrer Geschichtsauffassung kamen. Diese Philosophie bezeichneten sie als eine materialistische, das sollte man in keiner Weise zu vertuschen suchen durch eine Veränderung des Namens, den sie selbst ihrer Geschichtsauffassung gaben.

Aber nicht nur aus Gründen historischer Pietät sollen wir an dem Namen der materialistischen Geschichtsauffassung festhalten. Jener Materialismus, auf dem sie beruht, ist heute keineswegs ein überwundener Standpunkt, sondern in voller Kraft lebendig.

Was sich als unhaltbar herausgestellt hat, das ist ein Materialismus, der eine Lösung aller Welträtsel verspricht, der vermeint, aus der Mechanik dessen, was man Materie nennt, alle Erscheinungen dieser Welt, auch die des menschlichen Geistes erklären zu können. Diese Philosophie ist unhaltbar geworden nicht dadurch, daß eine andere Philosophie sie verdrängte, die die Welträtsel besser erklärt, sondern weil wir die Erkenntnis gewonnen haben, daß wir zu absoluten Wahrheiten überhaupt nicht kommen können, daß es unmöglich ist, mit unserem endlichen Erkenntnisvermögen das Unendliche zu erfassen.

Aber neben diesem die Grenzen der Erfahrung überschreitenden und in diesem, nicht im Hegelschen Sinne metaphysischen Materialismus, gibt es eine materialistische M e t h o d e. In ihrer M e t h o d e steckte bei Marx und Engels ihr Materialismus. Namentlich Engels hat dies ausdrücklich bezeugt. So sagt er in seinem „Feuerbach":

„Die Trennung von der Hegelschen Philosophie erfolgte . . . durch die Rückkehr zum materialistischen Standpunkt. Das heißt, man (Marx und Engels) entschloß sich, die wirkliche Welt — Natur und Geschichte — so aufzufassen, wie sie sich selbst einem jeden gibt, der ohne vorgefaßte, idealistische Schrulle an sie herantritt; man entschloß sich, jede idealistische Schrulle unbarmherzig zum Opfer zu bringen, die sich mit den, in ihrem eigenen Zusammenhang und in keinem phantastischen, aufgefaßten Tatsachen nicht in Einklang bringen ließen. U n d w e i t e r h e i ß t M a t e r i a l i s m u s ü b e r h a u p t nichts." (Ludwig Feuerbach, Stuttgart, 1888, S. 43.)

Das hindert de Man freilich nicht, gegen Marx und Engels die Anklage zu schleudern, sie hätten „die tote Materie zur Gottheit erhoben" („Zur Psychologie des Sozialismus", S. 50).

Wie unsere Meister wirklich über die Materie dachten, dafür sei nur eine kennzeichnende Stelle zitiert.

In seinen erst kürzlich veröffentlichten „Noten zum Anti-Dühring" (Marx-Engels-Archiv, herausgegeben von Rjasanoff, Moskau. 1925, 2. Band), die 1878 abgefaßt wurden, schrieb Engels:

„Die Materie als solche ist eine reine Gedankenschöpfung und Abstraktion. Wir sehen von den qualitativen Verschiedenheiten der Dinge ab, indem wir sie als körperlich existierend unter dem Begriff Materie zusammenfassen. Materie als solche, im Unterschied von den bestimmten, existierenden Materien ist also nichts sinnlich Existierendes. Wenn die Naturwissenschaft darauf ausgeht, die einheitliche Materie als solche aufzusuchen, die qualitativen Verschiedenheiten auf bloß quantitative Verschiedenheiten der Zusammensetzung identischer kleinster Teilchen zu reduzieren, so tut sie dasselbe, wie wenn sie statt Kirschen, Birnen, Aepfel, das Obst als solches, statt Katzen, Hunde, Schafe usw. das Säugetier als solches zu sehen verlangt, das Gas als solches, das Metall als solches, den Stein als solchen, die chemische Zusammensetzung als solche, die Bewegung als solche." (S. 146.)

Die Materie ist von diesem Standpunkt aus die Gesamtheit der Welt, und die Anerkennung der Materie des Materialismus bedeutet nichts anderes als die Anerkennung, daß die Welt außer uns wirklich besteht, nicht bloßer Schein, nicht Produkt des denkenden Kopfes ist.

Im „Anti-Dühring" äußerte sich Engels über seinen und Marxens Materialismus. Nicht über die Beschaffenheit der Materie sprach er dort, sondern über die M e t h o d e des dialektischen Materialismus. Er bemerkte:

„Die Prinzipien sind nicht der Ausgangspunkt der Untersuchung, sondern ihr Endergebnis; sie werden nicht auf Natur und Menschengeschichte angewandt, sondern aus ihnen abstrahiert; nicht die Natur und das Reich des Menschen richten sich nach den Prinzipien, sondern die Prinzipien sind nur insoweit richtig, als sie mit Natur und Geschichte stimmen." („Herrn Eugen Dührungs Umwälzung der Wissenschaft" Stuttgart, 4. Auflage, S. 21.)

Das soll nicht etwa ein Plaidoyer für eine sogenannte „voraussetzungslose" Wissenschaft darstellen. Natürlich muß sie voraussetzungslos sein in dem Sinne, daß sie die Resultate, zu denen sie bei ihrem Arbeiten gelangen wird, nicht von vornherein voraussetzt oder sich von einer Autorität, etwa Kirche oder Staat, oder Kapital oder Sowjetregierung, vorschreiben läßt.

Aber sie kann nicht voraussetzungslos sein in dem Sinne, daß der Forscher und Denker gar keinen bestimmten Standpunkt haben soll, von dem aus er an die Betrachtung der Welt herangeht. Wäre dies der Fall, er fände sich in der verwirrenden Fülle der Erscheinungen nicht zurecht, die ihn umgeben. Sie erschienen ihm als ein Chaos, in dem er sich verlöre.

Um Ordnung in die anscheinende Regellosigkeit zu bringen und Wesentliches vom Unwesentlichen zu scheiden, muß er bereits bestimmte Auffassungen von der Welt gewonnen haben.

Diese ordnenden Prinzipien kann er aber nicht einfach aus sich selbst heraus entwickeln. Er findet sie bereits fertig vor in der Gesellschaft, in der er geboren wird und heranwächst. Seine Eltern, seine Lehrer, seine ganze Umgebung bringen sie ihm zunächst bei. Er kann später diese ihm überlieferten Prinzipien für falsch erkennen und zu neuen gelangen, die ihn hinfort bei seinen Arbeiten leiten. Aber er kann nicht damit anfangen, vor aller Erfahrung selbst neue Prinzipien aufzustellen.

Insofern sind also sicher bestimmte Prinzipien der Ausgangspunkt jeder Untersuchung. Trotzdem behalten die Engelsschen Worte ihre Gültigkeit.

Denn die Prinzipien, die dem einzelnen als fertiges Produkt der Gesellschaft entgegentreten und zu den Ausgangspunkten seines Nachdenkens über die Welt werden, sind selbst, soweit sie etwas taugen und uns in der Erkenntnis weiterbringen, nur Produkte der Erfahrung, bloß nicht der Erfahrung des einzelnen, sondern zahlloser Generationen vor ihm. Und sobald der einzelne so weit gekommen ist, selbständig denken zu können, muß er, wenn er als Denker etwas leisten will, die überkommenen Prinzipien an der Hand der Erfahrungen, die er entweder selbst macht oder die ihm mitgeteilt werden, immer wieder von neuem auf ihre Richtigkeit hin prüfen. Und zu neuen Erkenntnissen und damit unter Umständen auch zu neuen Prinzipien, kommt man stets nur durch die erneute Erforschung der Tatsachen oder Beobachtung neuer Tatsachen. Es bleibt also dabei, daß die Tatsachen sich nicht nach den Prinzipien richten, sondern diese sich nach den Tatsachen zu richten haben.

Zu dieser Forderung gesellt sich bei der materialistischen Methode, die Marx und Engels anwandten, noch die andere Forderung, die Dinge außer uns nicht jedes für sich als unbewegliches, unveränderliches Wesen zu betrachten, sondern sie zu erforschen in ihren Bewegungen und Veränderungen, ihrem Werden und Vergehen, in ihrem Gesamtzusammenhang.

Oefter werden beide Arten der Betrachtung als gleichwertig angesehen. Man vermeint eine oder die andere anwenden zu können, nach Belieben.

In Wirklichkeit sind beide Arten der Betrachtung für das Erkennen der Welt notwendig. Es steht jedoch keineswegs in unserem Belieben, ob wir die eine anwenden wollen, oder die andere. Sie bilden vielmehr zwei aufeinanderfolgende Stadien des Prozesses des Erkennens der Welt.

Wenn ich ein Ding, eine Idee oder einen Vorgang erkennen will, muß ich vor allem deren Existenz feststellen. Ich muß das Objekt meiner Untersuchung von den Zusammenhängen lösen, in denen es mir zunächst entgegentritt. Ich muß es isolieren und seinen Unterschied von seiner Umgebung und von anderen Erscheinungen ähnlicher Art herausfinden.

Will ich etwa einen bestimmten Muskel des Menschen erkennen, so muß ich ihn von dem menschlichen Körper, in dem er liegt, loslösen, aus seinem Zusammenhang mit Sehnen, Nerven, Fett herausziehen und seine Eigenart im Unterschied von anderen Muskeln feststellen.

Wenn ich das alles getan habe, dann weiß ich jedoch noch immer nicht sehr viel. Ich kann dabei nicht stehen bleiben. Will ich wissen, was der Muskel bedeutet, dann muß ich den Muskel in seinem Funktionieren beobachten, sehen, welche Bewegungen er vollbringt. Und ich muß zu diesem Zwecke die Zusammenhänge, aus denen ich ihn gelöst habe, wieder herstellen, muß sehen, wie Blut, Nerv, Fett auf den Muskel wirken. Aber auch das genügt nicht. Ich muß den Muskel auch in seiner Entwicklung verfolgen, in seinem Werden und Vergehen, in seinen Formen beim Embryo, beim Kinde, beim gereiften Menschen, beim Greise, endlich in seinen Formen bei den Vorgängern des Menschen, bei Affen, anderen Säugetieren, vielleicht sogar bei Reptilien.

Die Methode der Beobachtung der Dinge im Zusammenhang, im Funktionieren, im Werden und Vergehen, ist also die unumgängliche Fortsetzung der Methode, jedes Ding gesondert für sich, isoliert, im Zustande der Ruhe, zu untersuchen.

Das gilt nicht etwa bloß für ein Ding. Es gilt auch für eine Idee oder eine Theorie. Nehmen wir etwa die Idee des Sozialismus. Will ich sie begreifen, so muß ich sie zunächst isolieren, für sich allein betrachten, losgelöst und unterschieden von anderen Ideen, dem Liberalismus, Klerikalismus, Feudalismus, Anarchismus usw. Ich komme dabei vielleicht zu dem Schlusse, der Sozialismus bedeute die Idee der Vergesellschaftung der Produktionsmittel und der Produktion. Wenn ich zu dieser Definition gekommen bin, weiß ich aber noch so gut wie gar nichts über die Bedeutung und das Wesen des Sozialismus.

Ich fange erst an, ihn zu begreifen, wenn ich ihn in Verbindung mit dem ganzen gesellschaftlichen Getriebe betrachte, mit dem er zusammenhängt, und ihn in seiner Bewegung und Entwicklung verfolge; wenn ich ihn in Zusammenhang bringe mit dem proletarischen Elend, das wieder nur in seinem Zusammenhange mit den Bewegungen des Kapitalismus zu verstehen ist, und wenn ich zeige, wie er unter dem Einflusse dieser wechselnden Bedingungen aufgekommen und gewachsen ist.

Erst jetzt vermag ich zu entscheiden, ob die Idee des Sozialismus eine richtige, das heißt hier, aussichtsreiche ist oder nicht. Aus der bloßen Definition vermag ich seine Richtigkeit nicht zu erkennen. Die Idee des Sozialismus ist an sich weder richtig noch falsch. Je nach den Bedingungen, in denen sie entsteht und propagiert wird, kann sie einmal am Platze, das andere Mal verfehlt sein.

So notwendig also die Feststellung der Begriffe als Ausgangspunkt der Wissenschaft ist, wir kommen nicht weit, wenn wir jeden für sich untersuchen und zergliedern. Zu tieferen Einsichten kommen wir nur durch die dialektische oder genetische Methode. Der Begriff und seine Definition selbst werden klarer im Laufe der Anwendung dieser Methode. Der Sozialismus mag zunächst nur als Streben nach gesellschaftlichem Besitze der Produktionsmittel und gesellschaftlicher Produktion betrachtet werden. Je mehr wir aber die ganze sozialistische Bewegung erforschen, desto mehr erkennen wir, daß sie einen unendlich großen Reichtum an Problemen und Bestrebungen in sich birgt, die durch das bloße Verlangen nach gesellschaftlicher Produktion nicht erschöpft werden.

Marx und Engels haben denn auch weniger Gewicht auf scharfe Definitionen, als auf umfassende Erkenntnis der Bewegungen und Wandlungen der Erscheinungen gelegt.

Man mag meinen, ob die Erklärung eines Vorganges oder die Begründung einer Idee falsch oder richtig sei, könne durch die Entstehungsgeschichte der Erklärung nicht bewiesen werden.

Aber diese Entstehungsgeschichte bedeutet doch nichts anderes, als die Geschichte aller Erfahrungen, die man auf dem betreffenden Gebiete bisher gemacht, aller Schlüsse, die man aus ihnen gezogen hat, und der Ergebnisse, zu denen man dabei kam.

Die Geschichte der Entstehung und Wirkung einer Idee schreiben, heißt die umfassendste Untersuchung über ihre Richtigkeit oder Falschheit anstellen. Sie setzt die genaueste Kenntnis des Gegenstandes voraus.

Dabei bietet diese Art der Untersuchung noch den Vorteil, daß sie vor Ueberheblichkeit warnt. Sie weist darauf hin, daß keine Lösung eines Problems beanspruchen kann, als ewige Wahrheit zu gelten, daß jede Lösung bisher nur für ein bestimmtes Stadium unserer Erfahrungen Geltung erlangte.

Sehr schön sagt darüber Mach:

„Am vollständigsten und strengsten ist ein Gedanke begründet, wenn alle Motive und Wege, die zu ihm geleitet und ihn befestigt haben, klar dargelegt sind.

Von dieser Begründung ist die logische Verknüpfung mit älteren, geläufigeren unangefochtenen Gedanken doch eben nur ein Teil. Ein Gedanke, dessen Entstehungsmotive ganz klargelegt sind, ist für alle Zeiten unverlierbar, solange letztere gelten, und kann andererseits sofort aufgegeben werden, sobald diese Motive als hinfällig erkannt werden." (Erkenntnis und Irrtum, 1905, S. 220.)

Diejenigen, die da meinen, durch die genetische Darstellung der Erklärung einer Erscheinung könne deren Richtigkeit nicht erwiesen werden, scheinen zu glauben, man vermöge eine solche Darstellung zu geben, ohne ihren Gegenstand selbst erforscht zu haben, das heißt, ohne seinen Zusammenhängen soweit als möglich nachgegangen zu sein. Als ob nicht die genetische Methode

in ihren verschiedenen Anwendungsarten gerade das in vollstem Maße erheischte.

Je umfassender die Kette der Zusammenhänge, mit denen wir ein Ding, eine Idee, einen Vorgang, einen Zusammenhang in Verbindung bringen, desto klarer wird das Objekt der Untersuchung erkannt. Das wissenschaftliche Ideal besteht in der Aufdeckung des Universalzusammenhanges aller Erscheinungen. Das wäre die Erreichung absoluter Wahrheit. An die Erreichung dieses Zieles ist nicht zu denken. Ja, man kann nicht einmal sagen, daß wir ihm durch den wissenschaftlichen Fortschritt näher kommen. Denn in der Unendlichkeit gibt es keine Annäherung an ein Ende. Wo uns die Lösung eines Problems gelingt, da läuft sie in der Regel nur darauf hinaus, neue Probleme aufzuwerfen, die wir bis dahin nicht sahen.

Notwendig ist es aber, wenigstens danach zu trachten, alle Zusammenhänge, die wir erkannt haben, in einen widerspruchslosen Gesamtzusammenhang zu bringen. Diese Aufgabe wird jedoch immer schwieriger mit dem Fortgang der Wissenschaften und der Arbeitsteilung unter ihnen. Der Unterschied zwischen der Gesamtheit des Wissens in der Gesellschaft und der Gesamtheit des Wissens des einzelnen wird immer gewaltiger. Der einzelne kann nur noch Bruchstücke des Wissens der Gesellschaft erfassen. Dessen Gesamtheit in allen ihren Details lückenlos zusammen zu fassen, wird für ein einzelnes Individuum ganz unmöglich. Wo der Forscher die Spezialität seines Faches überschreitet — und er soll und muß sie überschreiten, soll er zu sicherer Erkenntnis gelangen — muß er sich auf einzelne Hauptideen beschränken. Die Kunst ist leider noch nicht erfunden, in genossenschaftlicher Arbeit Philosophie zu betreiben.

Immerhin, jeder Forscher muß danach trachten, einen möglichst weiten Horizont zu gewinnen. Er muß auf jeden Fall das ganze Wissen, über das er verfügt, in einen Universalzusammenhang bringen, und dieser soll derart sein, daß er vereinbar ist mit der Gesamtheit der Zusammenhänge in den anderen Wissenschaften.

Dies die Methode, die dem zugrunde lag, was Marx und Engels als dialektischen Materialismus bezeichneten, und mit deren Hilfe sie die materialistische Geschichtsauffassung begründeten.

Bald nach ihnen kam J o s e p h D i e t z g e n (1828—1888), nur um zehn Jahre jünger als Marx, zur gleichen Methode. Er begnügte sich nicht damit, sie in gelegentlichen Aeußerungen anzudeuten. Aber er machte sich auch nicht daran, sie in Einzelforschungen anzuwenden. Er hat seine Kraft viel mehr darauf konzentriert, seine materialistische Methode systematisch eingehend klarzulegen, vor allem in seiner grundlegenden Schrift über „Das Wesen der menschlichen Kopfarbeit" (1869).

Sehr richtig sagt über ihn Victor Thomas in seiner schönen Schrift über „Das Erkenntnisproblem" (Stuttgart 1921):

„Auf die Erforschung des Erkenntniszusammenhanges zielt die Hauptarbeit von J. Dietzgen ab. Alle anderen Erkenntnisse, die durch den Gang der historischen Entwicklung zu sachlichen Voraussetzungen des Naturmonismus geworden sind, stellt er in den Dienst seiner erkenntniskritischen Forschung. Sie ist es auch, worauf die Originalgröße von J. Dietzgens philosophischer Leistung beruht." (S. 141.)

Ebensowenig wie Marx und Engels hat Dietzgen nach ewigen Wahrheiten gesucht. Nicht der Besitz der Wahrheit, sondern der Weg zur Wahrheit bildete ihnen die Hauptsache.

Insofern kann man wohl sagen, daß die materialistische Geschichtsauffassung nicht an eine materialistische Philosophie gebunden ist. Sie ist vereinbar mit jeder Weltanschauung, die sich der Methode des dialektischen Materialismus bedient, oder wenigstens mit ihr nicht in unvereinbarem Widerspruche steht.

Es macht nichts aus, ob sie sich materialistisch nennt oder den mechanistischen Materialismus bekämpft, den Namen des Realismus oder Monismus, Positivismus oder Sensualismus, Empirismus oder Empiriokritizismus bevorzugt. Plechanoff gab einer seiner russischen Schriften den Titel: „Die monistische Geschichtsauffassung." Dieser Titel läßt sich sehr wohl hören. Doch ziehe ich die Benennung: materialistische Geschichtsauffassung vor, weil sie einmal mit der besonderen Philosophie unserer Meister eng verbunden ist.

Fritz Adler macht als Schüler Machs dessen Gegnerschaft gegen den mechanischen Materialismus mit und erkennt doch den historischen Materialismus an, den er als „erfahrungsmäßige Entwicklungsgeschichte" bezeichnet. („Ernst Machs Ueberwindung des mechanischen Materialismus", 1918, S. 125.)

Daraus folgt natürlich nicht, daß wir jede der genannten Richtungen für richtig oder die Frage ihrer Richtigkeit für gleichgültig halten. Marx und Engels gehörten keiner dieser Richtungen an, die zumeist zu ihren Lebzeiten noch nicht existierten.

Insofern war Plechanoff wohl berechtigt, dagegen aufzutreten, daß man die Weltanschauung unserer beiden Meister mit Mach, mit Avenarius, mit Ostwaldt in Zusammenhang bringt. („Die Grundprobleme des Marxismus", S. 8.) Plechanoff erscheint mir unter den Marxschülern als derjenige Philosoph, der in seiner Gesamtauffassung Marx und Engels am nächsten kam.

Davon wollen wir jedoch nicht weiter handeln. Die Philosophie beschäftigt uns hier nur insoweit, als sie mit der materialistischen Geschichtsauffaffung zu tun hat. Und diese scheint uns vereinbar nicht nur mit Mach und Avenarius, sondern auch noch mit mancher anderen Philosophie.

Damit sei jedoch keineswegs gesagt, unsere Geschichtsauffassung sei vereinbar mit jeder Art Philosophie. Durchaus nicht.

Und wir haben alle Ursache, festzuhalten an dem Namen der materialistischen Geschichtsauffassung, nicht nur, wie schon gesagt, aus Gründen der Pietät, sondern auch, um deutlich ihren Gegensatz zu jeder Art idealistischer Philosophie zu bezeugen.

Zweites Kapitel.

Die Empörung gegen den Materialismus.

Wie verschiedenartig die Erscheinungsformen des Materialismus sein mögen, in einem stimmen sie überein. Sie fassen alle Erscheinungen dieser Welt in einem Gesamtzusammenhang auf, aus dem nichts ausgeschlossen ist, was uns zum Bewußtsein kommt, die Erscheinungen geistiger und gesellschaftlicher Art ebenso wie alle anderen.

Für unser Erkenntnisvermögen gibt es nichts außerhalb des Zusammenhanges der Gesamtheit der Erscheinungen, also außerhalb der „Natur". Damit ist keineswegs gesagt, daß der Gesamtzusammenhang nicht in verschiedene große Gebiete zerfällt, von denen jedes seine Eigenart besitzt, besondere Arten von Zusammenhängen aufweist, die in anderen Gebieten fehlen. Wir finden die Trennung in organische und anorganische Natur. Diese wieder zeigt verschiedene Aggregatzustände, gasförmige, flüssige, feste, von denen jeder besonderen Gesetzen folgt. In der Welt der Organismen, der Individuen, die ihre Individualität zu behaupten und fortzupflanzen trachten, finden wir die große Scheidung in Lebewesen ohne nachweisbares Bewußtsein, und solche mit ausgesprochenem Bewußtsein. Innerhalb der letzteren finden wir wieder die Scheidung in Tiere, die auf ihre natürlichen Organe beschränkt bleiben und solche, die imstande sind, sich künstliche dazu zu schaffen, Menschen. Endlich finden wir gesellschaftliche Organisationen von Menschen, die wieder ihre besonderen Zusammenhänge aufweisen.

Trotz der Eigenart eines jeden dieser Gebiete stehen sie alle untereinander in engstem Zusammenhange. Sie haben viele Zusammenhänge miteinander gemein und sind in steter Wechselwirkung untereinander begriffen. Der. Umstand, daß jedes dieser Gebiete seine besonderen Probleme hat, braucht ihren Gesamtzusammenhang keineswegs aufzuheben. Er besagt bloß, daß die Erkenntnis eines dieser Gebiete noch nicht genügt zur Erkenntnis der anderen, daß z. B. mit den Erkenntnissen der Mechanik und der Chemie nicht schon alle Rätsel des Lebens zu lösen seien.

Trotzdem finden wir in der Philosophie immer wieder Versuche, ein besonderes Gebiet der Erscheinungen aus dem Gesamtzusammenhange herauszuheben und diesem als eine Welt für sich

gegenüberzustellen: die des menschlichen Geistes und seiner gesellschaftlichen Aeußerungen. Der Geist wird der „Materie", die Gesellschaft der „Natur" gegenübergestellt, die Wissenschaften werden getrennt in Natur- und Geisteswissenschaften.

Diese Opposition der idealistischen Methode gegen die materialistische darf nicht gleichgesetzt werden der Kritik an einzelnen Resultaten des materialistischen Denkens. Wie jede Auffassung hat auch die materialistische gar manche voreilige Hypothese geliefert. Allerdings darf man demgegenüber nicht vergessen, daß der glänzende Aufschwung der Naturwissenschaften durch die materialistische Methode erreicht wurde, womit nicht gesagt sein soll, daß nur Materialisten an ihm beteiligt waren und nicht auch viele Idealisten (im philosophischen Sinne genommen) zu ihrer Förderung beitrugen.

In der heutigen Physik und Chemie leben noch die kleinsten Körperchen fort, auf deren Bewegungen, Zusammenstöße, Zusammenfassungen Demokrit (5. Jhdt. v. Chr.), Epikur (4. Jhdt.) und Lucrez (1. Jhdt. n. Chr.) das ganze Weltgeschehen zurückführten und die sie Atome nannten.

Die neueste Forschung hat dem Atombegriff nicht ein Ende gemacht, sondern nur gezeigt, daß das von den Chemikern angenommene und mit dem größten Erfolge angewandte Atom nicht den Namen im demokritischen Sinne verdient, sondern daß das chemische Atom ein zusammengesetzter Körper ist, aus Elektronen bestehend. Aber auch diese sind vielleicht nicht die kleinsten Teile der Natur.

Ueberall, wo wir das Unendliche mit den Mitteln unserer beschränkten Erkenntniskraft zu fassen suchen, kommen wir zu Widersprüchen, Antinomien (um mit Kant zu reden). Wir können uns eine Welt ohne Anfang und Ende (räumlich wie zeitlich) nicht vorstellen und doch auch nicht vorstellen, daß es jenseits dieses Anfangs und Endes nicht noch etwas gibt.

So können wir uns auch nicht vorstellen, die Teilung der Körper in kleine Teile, die jetzt schon praktisch in weitgehendem Maße vorgenommen wird, könne nicht so weit getrieben werden (wenigstens theoretisch), daß wir zu unendlich kleinsten Teilen kommen, die alle qualitativ gleich sind, und aus denen die zusammengesetzten Körper aufgebaut sind. Aber andererseits ist kein noch so kleines Körperchen denkbar, dessen Spaltung theoretisch unmöglich sein sollte. Wir kommen, wie in unserer Praxis, so in unseren Theorien bei fortschreitender Erkenntnis zu immer kleineren Teilchen, ohne daß ein Ende abzusehen wäre.

Das Atom der Materialisten liegt jenseits aller Erfahrung. Die materialistische Methode darf, streng genommen, mit ihm nicht arbeiten. Aber damit wird nur eine Selbstbeschränkung des Materialismus gefordert, nicht dem Idealismus das Wort geredet, der auch seine Atome hat, denen er gerne den Namen von Mo-

naden beilegt, unter denen auch letzte Einheiten verstanden werden, die die ganze Welt aufbauen, von den Atomen der Materialisten sich aber dadurch unterscheiden, daß sie geistige Einheiten sind.

Im dritten Paragraphen seiner „Monadologie" (1714) sagt Leibniz: „Die Monaden sind die wirklichen Atome (les véritables atomes) der Natur" (opera Philosophica, Ausgabe J. E. Erdmann, Berlin 1840, II. 705). Und im 19. Paragraphen erklärt er, man könnte sie Seelen nennen, wenn man alles so bezeichnen wollte, was Wahrnehmungen und Verlangen (perceptions et appétits) aufweist. Doch zieht er vor, den Namen nur solchen Monaden zu geben, deren Wahrnehmungen deutlich und von einem Erinnerungsvermögen begleitet sind. Denn die Leibnizischen Monaden sind nicht alle gleich. Man findet trotz ihrer Atomnatur die verschiedensten Rangordnungen unter ihnen. Gott ist die erhabenste der Monaden.

Man sieht, der Idealismus hat keinen Grund, gerade die Atome der Materialisten als Absonderlichkeiten zu belächeln.

Da der Materialismus seine eigene Weiterentwicklung nicht ausschließt, brauchten einzelne Unvollkommenheiten seiner Resultate ihn nicht aufzuheben. Die Ueberwindung der Unvollkommenheiten konnte in einer Weise geschehen, die ihn vervollkommnete.

Dennoch erhebt sich seit jeher neben ihm kraftvoll der Idealismus. Es waren zu viele seelische Bedürfnisse, teils überkommene, teils neu auftauchende, die der Materialismus nicht befriedigte.

Drittes Kapitel.

Der Gottesglaube.

Vor allem stand der Materialismus in zu starkem Gegensatze zur überlieferten Götterlehre. Das Kausalitätsbedürfnis, das Bedürfnis, Zusammenhänge zwischen Ursachen und Wirkungen in der Umwelt aufzudecken, ist schon dem Tiere angeboren. Aber dies vermag und strebt nur die handgreiflichen kausalen Zusammenhänge zu erfassen, die auf seine Existenz direkt Bezug haben. Beim Menschen dehnt sich mit dem Wachsen seiner Intelligenz und seiner Technik, also seiner Beherrschung der Umwelt, auch das Bereich der Zusammenhänge aus, die er aufzudecken sucht.

Sein Bedürfnis nach Erkenntnis der Ursachen der Dinge wächst rascher als die Bedingungen, dieses Bedürfnis zu befriedigen.

Die geistigen Kräfte des Menschen nehmen nicht alle gleichmäßig zu. Relativ rasch entwickelt sich seine Phantasie und sein

Vermögen, Abstraktionen zu bilden, allerdings nur solche niedriger Art, geistige Bilder, die das Gemeinsame einer Reihe von Erscheinungen der Umwelt zusammenfassen und von der Besonderheit einer jeden absehen. Erheblich langsamer wächst das kritische Vermögen, sowie das logische, das keinen Widerspruch im Denken duldet. So entsteht aus dem Fortschritt des Denkens zunächst eine Fülle ebenso unklarer wie voreiliger Hypothesen, die unbesehen als lautere Wahrheit hingenommen werden und die Naturmenschen oft unvernünftiger handeln lassen als das „unvernünftige" Tier.

Zu diesen voreiligen Hypothesen gehört auch die Annahme von Göttern.

Der Naturmensch und wahrscheinlich vor ihm auch schon das Tier, sofern es über derartige Fragen überhaupt nachdenken sollte, sieht in allen Dingen um sich herum dieselben geistigen Faktoren wirksam, die das Individuum in sich selbst tätig findet. Es macht noch nicht den Unterschied zwischen belebter und unbelebter Natur. Auch in der anorganischen Natur stößt es auf Dinge, die seine Phantasie anregen, ihm mit einem Empfinden, einem Wollen und einem Können ausgestattet erscheinen, das durch seine undisziplinierte Phantasie oft schrankenlos ausgedehnt gedacht wird.

Wir können hier die Frage offen lassen, die durch Levy-Brühl aufgeworfen wurde. In seinem Buche „Ueber das Denken der Naturvölker", das 1910 französisch, 1921 in deutscher Uebersetzung erschien, behauptet dieser, daß die Wilden von den verborgenen Kräften der Dinge zunächst nur verschwommene, mystische Vorstellungen besaßen. Erst später seien sie dazu gekommen, diese Kräfte bestimmten vorgestellten Persönlichkeiten, Geistern oder Göttern zuzuschreiben.

„Es ist möglich, daß die Individuen eines gegebenen sozialen Verbandes in einem gewissen Zeitpunkte ihrer Entwicklung, ihres Denkens dazu gelangen, sich ihrer eigenen Persönlichkeit klarer bewußt zu werden und zugleich analoge Persönlichkeiten außerhalb ihrer selbst von den Tieren, Bäumen, Felsen usw. oder von den Göttern und Geistern anzunehmen. Aber weder jene Vorstellung, noch diese verallgemeinerte Analogie sind das natürliche, primitive Erzeugnis jener Geistesbeschaffenheit." (Deutsche Uebersetzung, S. 80.)

Wann immer das eintreten konnte oder mochte, jedenfalls war der Mensch schon lange dahin gekommen, schon vor dem Beginn seiner geschriebenen Geschichte, alle Vorgänge, deren Ursachen nicht klar zutage lagen, auf das Wirken von Persönlichkeiten zurückzuführen, die ganz undeutlich vorgestellt wurden, aber bei jedem Versuche, sie vorzustellen, leicht Menschengestalt annahmen. Doch waren sie weit stärker als er, mit verschiedenen übermenschlichen, aber von den Menschen erwünschten Fähigkeiten versehen, wie der Fähigkeit, unsichtbar zu bleiben, zu fliegen, nicht zu sterben usw. Die Annahme solcher Wesen war

nicht ganz aus der Luft gegriffen, sie fand ihren Ausgangspunkt in mancher Erfahrung, vor allem in einer Art „innerer Erfahrung", dem Traum.

Wie so manche spätere Hypothese sollte auch diese primitive Annahme nicht bloß der Erkenntnis der Umwelt dienen, sondern auch ihrer Beeinflussung. Man dachte über die kausalen Zusammenhänge in der Umwelt deshalb nach, weil man ihrer Erkenntnis bedurfte, um das eigene Tun zweckmäßiger zu gestalten. Hängt das Gelingen jeder unserer Tätigkeiten von dem Eingreifen eines der großen Unbekannten, der Götter, ab, dann tut man wohl daran, sich seine Gunst zu erwerben. Der Götterglaube hängt mit der menschlichen Praxis innig zusammen. Da jede Art menschlicher Tätigkeit von einem besonderen Spezialisten kontrolliert gedacht wird, so wächst mit zunehmender Arbeitsteilung die Zahl der Götter. Sie ist bei primitiven Völkern sehr gering, manche Jägervölker begnügen sich mit unbestimmten Vorstellungen von einem einzigen großen Geist. Zahllos war dagegen die Zahl der Gottheiten bei den hochentwickelten Völkern des Altertums, und auch der christliche Himmel kennt unter einem despotischen Obergotte eine ungeheure Bürokratie von Untergöttern, Heiligen und Engeln, von denen jeder ein besonderes Fach vertritt und betreibt. Sogar die Artillerie hat noch ihren Schutzpatron im christlichen Himmel bekommen, merkwürdigerweise einen weiblichen, die heilige Barbara.

Mit dem Götterglauben entwickelt sich auch das Streben, sich die Götter günstig zu stimmen; man wendet dabei dieselben Mittel an, die man großen irdischen Herren gegenüber ins Werk setzt: Bitten, Schmeicheleien und, was besonders wirksam, Bestechung durch reichliche Opfergaben. Es gehört das zu den ersten Versuchen der Menschheit, die Umwelt zu beeinflussen.

Betrieb man alles das in ausgiebiger Weise, dann gewann man ein beträchtliches Maß von Sicherheit gegenüber den unbekannten Mächten der Welt. Dieses Gefühl der Sicherheit wurde unliebsam beeinträchtigt, als im Altertum im Zusammenhang mit dem Beginne der Naturwissenschaft eine mehr oder weniger materialistische Naturphilosophie aufkam, die alle Dinge in einem Zusamenhang betrachtete, in dem für das Eingreifen von Gottheiten kein Platz war. Zwar wagten es die Materialisten des Altertums nicht gleich, die Götter zu leugnen. Aber diese hörten auf, wirksame Faktoren zu sein. Sie wurden vom Materialismus nicht gleich totgeschlagen, wohl aber pensioniert. So lehrte Epikur, die Götter seien viel zu vollkommen und lebten in viel zu großer Seligkeit, als daß sie sich die Mühe nähmen, in den Gang der Welt einzugreifen, der nach ehernen, ewigen Gesetzen mit unerbittlicher Notwendigkeit vor sich gehe. Er verehrte die Götter, aber nur um ihrer Vollkommenheit willen, nicht um ihr Eingreifen herbeizuführen.

Gerade daran und nicht an der Verehrung der Vollkommenheit ist aber den frommen Gemütern vor allem gelegen. Der Materialismus wirkte um so abstoßender, als er im Altertum und auch noch im 17. und 18. Jahrhundert auf einer rückständigen Naturerkenntnis aufgebaut war, die es nur in geringem Maße erlaubte, praktisch an Stelle der Anrufung der Götter die wissenschaftliche Beherrschung der Naturkräfte treten zu lassen. Und der Materialismus ließ viele seelische Bedürfnisse unbefriedigt, namentlich in den Zeiten sozialen Verfalles, in denen der Halt schwand, den sonst der einzelne im Gemeinwesen gefunden hatte, und jeder angstvoll nach einem übermenschlichen Retter und Erlöser ausblickte, da er daran verzweifelte, ihn unter den Menschen zu finden.

Nicht nur auf die Massen, sondern auch auf einzelne Denker, darunter ganz gewaltige, auch auf Naturforscher, hat bis in die neueste Zeit das Bedürfnis nach einer Gottheit starken Einfluß geübt. Aber allerdings ist die neuere Gottesidee schon ganz im Sinne Epikurs gehalten. Der neue Gott ist ganz unpersönlich, nur als letzter Anstoß des Weltgetriebes gedacht, das, einmal in Bewegung gesetzt, ohne ihn seinen Gang geht.

Hat aber der ältere Materialismus sich mit primitiven, persönlichen Göttern noch abgefunden, so ist der neuere Materialismus völlig atheistisch und auch der neueren, verfeinerten Gottesidee gegenüber ablehnend. Wie wenig der Gott der neueren Deisten in den Gang der Welt eingreifen mag, er ist doch nicht, wie die Götter der alten Materialisten, eine für die Erklärung der Welt völlig entbehrliche Figur, sondern er ist ihr Schöpfer und Urheber. Ohne ihn erscheint sie undenkbar. Er steht außerhalb des Gesamtzusammenhanges und über ihm. Mit dieser Annahme ist die materialistische Methode unvereinbar.

Viertes Kapitel.

Der Sinn des Lebens.

Mit dem Bedürfnis nach einer Gottheit verwandt ist ein anderes, das ebenfalls dem Materialismus widerstrebt.

Die Welt, die der Mensch zu erkennen sucht, in der er sich zurechtfinden muß, ist nicht die Gesamtheit der Welt, sondern nur ein Ausschnitt daraus, seine Umwelt, die seinen Sinnen erreichbar ist.

Zu dieser Umwelt gehören freilich auch für den Wilden schon jene Sterne, die er mit unbewaffnetem Auge zu sehen vermag, darunter mancher, der eine lange Reihe von Lichtjahren von ihm entfernt ist. Aber bei rückständiger Technik wähnt der Mensch diese Sterne recht nahe und die Umwelt klein. Immerhin ist sie für den Menschen die Welt, eine andere kennt er nicht. Sie bildet

einen Kreis um ihn herum, dessen Mittelpunkt er selbst ist. Erst spät entwickelt sich der Verkehr zwischen den Völkern so weit, daß durch ihn der einzelne Mensch neben diesem Kreis, mit dem er persönlich bekannt wird, noch mit zahlreichen anderen Kreisen bekannt wird. Je rückständiger der internationale Verkehr und je weniger Mathematik und Astronomie und ihre Hilfsmittel entwickelt sind, desto mehr fühlt der Mensch sich oder den Ort, wo er lebt, als Mittelpunkt nicht bloß *seiner* Welt, sondern der Welt überhaupt.

Mit der Entwicklung des Verkehrs, der Technik, der Wissenschaft, tritt diese naive Vorstellung zurück. Dafür gelangt eine andere immer mehr in den Vordergrund, die aus der Tatsache entsteht, daß der Mensch das klügste Wesen auf Erden ist, das vermöge seiner Intelligenz immer mehr Lebewesen und selbst Naturkräfte unterjocht, sie in seinen Dienst zwingt oder unschädlich macht. Nicht mehr sein Leib, wohl aber sein Geist erscheint nun als Mittelpunkt der Welt. Nicht der Geist eines Individuums, sondern die Gesamtheit der geistigen Betätigungen der gesellschaftlich verbundenen Menschen.

Diese anthropozentrische Auffassung der Welt lag um so näher, als den Menschen naturgemäß in der Welt nichts wichtiger und interessanter war, als der Mensch selbst — sowohl die eigene Persönlichkeit eines jeden, wie auch die Persönlichkeiten aller, mit denen sie von Kindheit an in der Gesellschaft auf Gedeih und Verderb verbunden waren.

Mit der Selbstüberhebung des Menschen seiner Umwelt gegenüber verträgt sich schlecht der Materialismus, der den Menschen in den Gesamtzusammenhang der Natur stellt, in dem er, je mehr die Naturwissenschaft fortschreitet, immer winziger erscheint. Wohl nehmen seine Kräfte der Natur gegenüber zu, noch rascher aber wächst der Umkreis der Natur, der seinen Sinnen erschlossen wird.

Aus der anthropozentrischen Auffassung ging eine Denkweise hervor, die bis heute starke Wirkungen übt: Annahme eines Weltzwecks.

Von seinen Anfängen an steht das Erkennen der Menschen — und ebenso der Tiere — in engstem Zusammenhange mit ihrem Handeln. Der Mensch will und muß seine Umwelt erkennen, um sich in ihr zurecht zu finden, um ihren Gefahren auszuweichen, um ihr zu entnehmen, was er braucht.

Jedes Handeln setzt aber einen Zweck voraus, den der Handelnde sich setzt und den er durch seine Handlungen zu erreichen sucht. Der Grundzweck des Lebens ist für den Menschen wie für das Tier mit dem Leben selbst gegeben. Er besteht in der Erhaltung des Lebens. Keine Art mit Bewußtsein begabter Lebewesen könnte sich erhalten, die nicht mit starken Trieben der Selbsterhaltung und Fortpflanzung begabt ist. Von diesen

Trieben werden die geistigen Fähigkeiten beherrscht, die nichts sind als Organe im Kampfe ums Dasein, um die Selbsterhaltung.

Der Zweck der Erhaltung des Lebens ist mit dem Leben selbst gegeben. Aber die Erreichung dieses Hauptzweckes erheischt in den verschiedensten Situationen und unter den verschiedensten Bedingungen die Setzung von Unterzwecken. Diese können für das Individuum auch von vornherein gegeben sein durch angeborenen Instinkt oder Trieb. Aber daneben gibt es Zwecke, und zwar um so mehr, je intelligenter das Wesen und je komplizierter sein Organismus und seine Lebensbedingungen, unter denen jedes Individuum bewußt eine Auswahl zu treffen hat, um bestimmte unter ihnen als Aufgabe seines Handelns zu setzen.

Dieses Ersinnen, Wählen und Anstreben von Zwecken ist mit dem Lebensprozeß ebenso untrennbar verbunden, wie das Aufdecken kausaler Zusammenhänge. Nicht nur das richtige Erkennen solcher Zusammenhänge, sondern auch das Herausfinden und Erstreben richtiger, das heißt dem Hauptzweck der Erhaltung der Art entsprechender Einzelzwecke und Mittel gehört zum geistigen Leben ebenso des Menschen wie der höheren Tiere. Nicht nur kausales, sondern auch teleologisches Denken ist eine Lebensnotwendigkeit für sie.

Wenn der Mensch bei allem, was geschieht, fragt, warum es geschieht, so bekommt dies „Warum" leicht zwei Bedeutungen. Es besagt nicht bloß die Frage *nach der Ursache*, sondern auch die *nach dem Zweck* des Vorganges. Gern sucht man bei einem Geschehen nach seinem Zweck. Nicht immer aber liegt ein solcher zutage. Man kommt dann dahin, neben den Zwecken, die Menschen und Tiere sich bewußt setzen, auch allerhand andere verborgene Zwecke in der Umwelt, in der Natur und jenem ihrer Sondergebiete, das man die Gesellschaft nennt, zu suchen.

Es gibt aber keinen Zweck an sich. Jeder Zweck, den wir kennen, ist von einem Individuum gesetzt, dient diesem Individuum. Ohne Beziehung zu diesem Individuum hört er auf, Zweck zu sein.

Wohl glaubt der Mensch, Zwecke der Welt entdeckt zu haben, indes, genau betrachtet, enthüllen sie sich nur als seine eigenen Zwecke. Es sind Zwecke, die er aus eigener Kraft nicht zu realisieren vermag, sonst täte er es, deren Erreichung aber nach seiner Meinung sein Wohlsein fördern würde. Fromme Wünsche.

Der anthropozentrische Standpunkt des Menschen, obwohl bewußt verlassen, wirkt unbewußt bis in unsere Tage. Er ist es, der ihm gestattet, seine eigenen Zwecke als Weltzwecke zu proklamieren, als eine im Wesen der Welt liegende Tendenz nach steter Vervollkommnung, wobei die Vollkommenheit natürlich vom menschlichen Standpunkte aus aufgefaßt wird, als vollkommenste Anpassung der Welt an die menschlichen Bedürfnisse, sei

es in diesem Jammertal, sei es in einer besseren, noch in den Wolken liegenden Welt.

Ein Zweck kann nur gesetzt werden durch ein denkendes Wesen: welches Wesen wäre aber wohl imstande, der Welt Zwecke zu setzen? Die alten primitiven Götter hätten das nicht vermocht. Gleich den Menschen verfolgte jeder von ihnen innerhalb der Welt private Augenblickszwecke, die oft mehr von einer Laune als der Vernunft eingegeben waren. Die Setzung eines Weltzweckes war von ihnen nicht zu erwarten. Sie waren entstanden in primitiven Zeiten, in denen sich die soziale und natürliche Umwelt für den einzelnen kaum änderte, jeder Mensch seinen Weg in althergebrachten Bahnen ging, die als selbstverständlich erschienen, über die man sich nicht den Kopf zerbrach. Das Bedürfnis nach dem Erkennen eines Weltzweckes erstand in Zeiten, in denen sich die überkommenen sozialen Zustände rapid änderten.

Da lag die Frage nach dem Warum dieses Wandlungsprozesses nahe, nicht nur nach seinen Ursachen, sondern auch nach seinem Zwecke, was leicht zur Frage nach dem Zwecke der Welt überhaupt wurde, die der naive Mensch einfach seiner nächsten Umwelt gleichsetzt.

Da die alten, überkommenen Götter als Urheber eines Weltzweckes unbrauchbar waren, wurde nach einer neuen Gottheit gesucht, einem alleinigen oder doch mit despotischer Allmacht über die anderen Götter herrschenden Gott. Nicht mehr aus dem Traumleben wurde er abgeleitet, sondern aus dem Denken.

Wie so manche andere Tätigkeiten, wurden auch die geistigen Tätigkeiten in einem besonderen Begriff mit besonderer Bezeichnung zusammengefaßt. Werden bestimmte Bewegungen der Beine als Gang bezeichnet, so bestimmte Funktionen des Gehirns, Empfinden, Denken, Wollen, als Geist oder Seele. Da man jedes Ding mit einem besonderen Wort bezeichnet, so liegt es nahe, umgekehrt auch hinter einem Wort stets ein Ding zu suchen.

Den Gang hat freilich noch niemand als ein Ding aufgefaßt, wohl aber den Geist, die Seele. Auch für diese bildeten Traumerscheinungen den Ausgangspunkt der Vorstellung. Man träumte von Verstorbenen, man träumte von Lebenden, die weit entfernt waren. Diese ungreifbaren Schatten, was konnten sie anderes sein, als Bestandteile des menschlichen Wesens, aber von ihm loslösbar und imstande, es zu überleben? Dieser traumhafte Schatten galt als Seele des Menschen, aber es war eine Seele ohne Seligkeit. Sie führte meist ein trauriges Schattendasein. Der Glaube an das Fortleben der Seele nach dem Tode war im Altertum kein beglückender, tröstender Glaube.

So verschieden, wie die neue Gottheit der Philosophen von den Göttern der alten Religionen, war ihre neue Seele von den primitiven Seelenvorstellungen.

Die neue Seele ist nicht wie die alte, ein verdünnter Aufguß der menschlichen Leiblichkeit, sondern die Gesamtheit seines geistigen Tuns — dies als besonderes Wesen vorgestellt.

Auch die Materialisten des Altertums nahmen eine Seele an, sie war bei ihnen körperlicher Art, bestand aus einer besonderen Art von Atomen. Die Antimaterialisten dagegen betrachteten sie als unkörperliches Wesen, das auf den Körper des Menschen einwirke, aber unabhängig von ihm existieren könne. Plato nahm nicht blos ein Fortleben der Seele nach dem Tode, sondern auch ein Bestehen der Seele vor der Zeugung des Menschen an.

War man aber einmal so weit, dann lag es nahe, die vielen Einzelseelen als Ausfluß einer Gesamtseele anzunehmen und diese zur Gottheit zu erheben, die das Weltengebäude nicht nur schafft und in Bewegung setzt, sondern ihm auch seinen Zweck verleiht, wie die menschliche Vernunft sich ihre Zwecke setzt.

Damit bekommen wir die Möglichkeit, in allen Nöten und Trübsalen der Zeit nur Durchgangsstadien zu sehen, die zur Erfüllung des Weltzweckes führen, den die ordnende Hand einer allmächtigen und allweisen Weltvernunft bestimmt hat. Daß diese Weltvernunft sich, bei Lichte besehen, über das Niveau der menschlichen Vernunft nicht erhebt und sich ausschließlich von menschlichen Erwägungen leiten läßt, fiel den trostbedürftigen Gemütern nicht auf. Jedes Individuum sieht die höchste Weisheit bei dem, der so denkt, wie es selbst.

Mit dieser tröstlichen Lehre von einem vernünftigen Weltzweck war die materialistische Auffassung unvereinbar, die sich an die Erfahrung hielt. Diese zeigt uns nur Tiere und Menschen, die sich besondere Zwecke setzen zum allgemeinen Zwecke ihrer Erhaltung und Fortpflanzung; sie zeigt uns auch Organismen, die zweckmäßig, das heißt den Zwecken ihrer Erhaltung und Fortpflanzung angepaßt sind, aber darüber hinaus keine Zwecke in der Welt und schon gar nicht einen Weltzweck. Das erschien gar vielen als eine trostlose Auffassung. Und sie wirkt auch trostlos in Zeiten des sozialen Verfalls, sowie bei Menschengruppen, die mit Niedergang oder gar Untergang bedroht sind.

Wohl wird die Richtigkeit einer Auffassung nicht daran gemessen, ob sie trostreich oder trostlos ist. Das Widerstreben gegen den Tod macht uns nicht unsterblich. Und wer in sich die Kraft fühlt und um sich die Bedingungen sieht, im Vereine mit anderen sich Ziele zu setzen und zu verwirklichen, die ihm vernünftig erscheinen, wird darin ausreichende Befriedigung finden, auch wenn ihm bloß sein eigenes Denken und nicht irgendeine Weltvernunft die Vernünftigkeit seiner Zwecke bestätigt. Aber solches Tun ist nicht jedermanns Sache. Und einer Lehre, die uns nicht erhebt, sondern niederdrückt, fühlt man schärfer auf den Zahn.

Selbst ein Goethe wendete gegen den französischen Materialismus nicht ein, daß er falsch sei, sondern er fand ihn trübselig. Er spricht im 4. Buch seiner „Wahrheit und Dichtung" von Holbachs „Système de la nature":

„Es kam uns so grau, so cimmerisch, so totenhaft vor, daß wir Mühe hatten, seine Gegenwart auszuhalten, daß wir davor wie vor einem Gespenst schauerten . . . . . ."

„Jenes Buch schien uns als die rechte Quintessenz der Greisenart, unschmackhaft, ja abgeschmackt."

Und doch war es das jugendlich frische und kühne revolutionäre Denken Frankreichs, das aus diesem angeblich greisenhaften Buche des zum Franzosen gewordenen deutschen Barons sprach.

In Frankreich selbst wollte Voltaire vom Materialismus ebenfalls nichts wissen. Zum Teil auch, wie Goethe, aus einem bloßen Trostbedürfnis heraus. Er meinte, wenn es keinen Gott gäbe, müßte man ihn erfinden.

Nicht bei allen Philosophen tritt eine Abhängigkeit ihrer Philosophie von politischen, ethischen, ästhetischen Bedürfnissen so deutlich zutage. Bei vielen ist sie aber im Unterbewußtsein vorhanden.

Kein normaler Mensch wird von einem vorgestellten konkreten Ding behaupten, deswegen, weil er es brauche, sei es vorhanden. Aber je mehr wir uns von den greifbaren Dingen zu den höchsten Abstraktionen erheben, desto leichter schmuggelt sich diese Erwägung in das philosophische Denken ein.

Wie durch den Zeitgenossen Voltaires (1694—1778) und Goethes (1749—1832), durch Kant (1724—1804) dann das philosophische Recht für jeden begründet wurde, sich die letzten unerforschlichen Wahrheiten nach seinen psychologischen Bedürfnissen vorzustellen, werden wir noch sehen.

Fünftes Kapitel.

Die Ethik.

Neben zahlreichen psychologischen Motiven gab es aber auch einen erheblichen sachlichen Grund, dem vormarxistischen Materialismus zu widerstreben. Er wußte mit den ethischen Erscheinungen nichts anzufangen. Die Art konnte nicht befriedigen, wie er sie alle auf Gefühle der Lust oder Unlust, der Erwägungen des Vor- oder Nachteiles des einzelnen zurückzuführen suchte. Er verlangte, man solle sich mit der Behauptung abfinden, das Gute sei das dauernd Angenehme und Vorteilhafte, es liege im Interesse des einzelnen, seinen Nebenmenschen zu lieben und ihm in Nöten beizustehen, nur Kurzsichtigkeit könne dies übersehen.

Nicht der Egoismus überhaupt, sondern nur der Egoismus der Unwissenden gereiche der Gesellschaft zum Nachteil. Und das

Streben nach Lust müsse nicht zusammenfallen mit bloßer Sinnenlust, die vorübergehender Natur sei und den einzelnen leicht schädige oder doch unbefriedigt lasse. Der höchste und dauerndste Genuß sei die Seelenruhe, die aus höchster Weisheit hervorgeht.

Wie sollten aber das Gefühl der Pflicht, der Stimme des Gewissens, die völlige Hingabe der Persönlichkeit an unpersönliche Ziele, das Erleiden von Martern und Tod um großer gesellschaftlicher Zwecke willen aus dem Streben nach Lust oder Vorteil erklärt werden?

In der Tat war der Materialismus Epikurs mit einem starken, politischen Quietismus verbunden, der ihn zu einer sehr bequemen Lehre unter dem Despotismus der römischen Kaiser machte. Die neueren Materialisten des 17. und 18. Jahrhunderts wußten sich auch mit dem fürstlichen Absolutismus ganz gut zu stellen, Hobbes mit den Stuarts in England, de la Mettrie mit Friedrich II. von Preußen, Diderot mit Katharina II. von Rußland. Letzterer übrigens war kein ganz konsequenter Materialist.

Trotzdem geriet der neuere Materialismus, im Gegensatz zu dem des Altertums, bald in schroffen Widerspruch zu den herrschenden Mächten. Er war konsequenter und darum offen atheistisch. Und ihm stand, ganz anders als im alten Griechenland und Rom, eine festgefügte Kirche mit einer herrschsüchtigen Priesterkaste gegenüber, die jedes freiere Denken eifersüchtig verfolgte.

So wurde der neuere Materialismus nicht eine Philosophie seelenruhigen Zuschauens dem Weltgetümmel gegenüber, sondern eine Philosophie des Kampfes. Zuerst nur gegen die Kirche, mit der die Staatsgewalt oft in Konflikt lag. Als aber die absoluten Regierungen sich in ihrer Existenz bedroht fühlten und die engste Gemeinschaft mit der Kirche eingingen, wurde der Materialismus auch eine Philosophie des Kampfes gegen die bestehenden staatlichen Gewalten. Anfangs hatte er seine Anhänger unter Intellektuellen und von diesen beeinflußten Kreisen des Hofadels gefunden. Später aber erlangte er die weiteste Verbreitung außer bei demokratischen Intellektuellen in radikalen Kreisen des Proletariats.

Marx bemerkt in dem von ihm mit Engels verfaßten Buch über „Die heilige Familie" (Frankfurt a. M. 1845):

„Fourier geht unmittelbar von der Lehre der französischen Materialisten aus. Die Babouvisten waren rohe, unzivilisierte Materialisten, aber auch der entwickelte Kommunismus datiert direkt von dem französischen Materialismus." (S. 207. In der Mehringschen Ausgabe d. Schriften von Marx u. Engels von 1841—1850, S. 239. In dem von Marx geschriebenen Kapitel: „Kritische Schlacht gegen den französischen Materialismus".)

Seitdem bis heute stehen gerade unter den energischesten Kampfnaturen der sozialistischen Bewegung die meisten im Lager des Materialismus, so Blanqui und die Blanquisten, Marx und

Engels und jahrzehntelang alle ihre Schüler. So sind auch fast alle russischen Sozialisten ohne Unterschied der Richtung Materialisten, von Bakunin bis Plechanoff und Lenin.

Ihre Kampfnatur hat über fast jeden von ihnen schwere Entbehrungen und Leiden verhängt. Wie aber dies vereinbaren mit der materialistischen Lehre, daß nur die Lust oder der Vorteil das Gute sei, daß der Mensch nur bewegt werde von dem Streben nach Lust oder Gewinn?

Das praktische Verhalten der (vormarxistischen) neueren Materialisten stand in vollem Widerspruch zu ihrer Theorie. Es bezeugte, daß der Mensch kein einfaches, nur von e i n e m Trieb beherrschtes Wesen ist, sondern ein widerspruchsvolles, in dem verschiedene, einander widersprechende Triebe gegeneinander ringen. Das Streben nach Lust, der Egoismus bildet nur die eine Seite des Menschengeistes.

Eine andere seiner Seiten äußert ihre Wirkungen in dem Gefühl der Verpflichtung gegenüber unseren Nebenmenschen und dem Gemeinwesen, in dem wir leben oder der sozialen Gruppe, zu der man gehört. Dieses Gefühl geht nicht aus bloßer Ueberlegung und höherer Einsicht hervor, es findet sich bei Unwissenden oft stärker als bei Gebildeten und wirkt oft ohne jede Ueberlegung als unwiderstehlicher Drang.

Woher stammt dieser Widerspruch im Menschen, der sich auflöst in den Widerspruch des Guten und des Bösen in uns? Wie können wir das Gute erkennen und vom Bösen scheiden?

Dieses Problem war schon im Altertum aufgetaucht, unter jenen sozialen Bedingungen, die auch das Bedürfnis nach der Annahme eines von einer Weltvernunft gesetzten Weltzweckes erweckt hatten. Im Zusammenhang mit dieser Annahme wurde das ethische Problem zu lösen versucht. Damit erstand nicht nur eine neue Weltanschauung, sondern auch eine neue Denkmethode.

Am Anfang des Philosophierens steht die Naturphilosophie — wenigstens bei den Griechen, deren philosophische Entwicklung man ziemlich deutlich verfolgen kann.

Das philosophische Denken hatte sich bei ihnen zuerst in den Handelsstädten an den Küsten Kleinasiens entwickelt, wo der steigende Reichtum eine Aristokratie gebildet hatte, die befreit war von dem Zwang der Erwerbsarbeit und doch nicht, wie der Grundbesitz, in den rohen Genüssen des Saufens, Notzüchtigens, Jagens, Kriegens aufging.

Der Verkehr mit den alten Kulturstätten des Orients, Babylonien und Aegypten, brachte die Kenntnis fremder Religionen, aber auch der Anfänge fremder Wissenschaften, vor allem der Astronomie. Das Nachdenken über diese fremden Denkweisen und Erkenntnisse, ihr Vergleichen mit den selbstbeobachteten Tatsachen, erzeugte die Anfänge der Philosophie, die nach der Erforschung und Erklärung der Außenwelt strebte.

Eine Aenderung brachten die Perserkriege. Sie machten Athen zum Sieger, entfalteten seinen Seehandel und seine Seemacht aufs rascheste zu enormer Größe, verlegten dorthin den Schwerpunkt nicht nur des Reichtums, sondern auch der Kunst und Wissenschaft der griechischen Stämme. Diese plötzliche, überraschende Anhäufung von Reichtum und Macht erzeugte aber auch eine Herrenklasse, die sich stark genug fühlte, alle Bande des Herkömmlichen über Bord zu werfen. Die herkömmliche Sitte hatte bis dahin ohne weiteres als das Sittliche, das Gute gegolten.

Nun ertönten Stimmen der Kritik, die das Sittengebot entweder überhaupt leugneten, es als Vorurteil betrachteten, oder nach einem neuen, höheren Sittengesetz suchten.

Diese Zeit sittlicher Verwirrung war auch eine Zeit schwerer innerer Kämpfe. Das Wesen des Staates, die Pflichten gegen ihn wurden ebenfalls immer problematischer.

Unter diesen Umständen trat das Interesse an der Natur gewaltig zurück.

Das Interesse an der Erforschung des gesellschaftlichen Wesens des Menschen nahm viele Denker fast ausschließlich in Anspruch. Aber noch gab es keine Wissenschaft der Gesellschaft.

Nicht aus ihr, sondern aus dem Innenleben des einzelnen Menschen suchte man sein gesellschaftliches Wesen zu erklären.

Heine macht sich einmal in den „Bädern von Lucca" über zwei Berliner Damen lustig, die er unter den Linden belauscht haben will. Die eine, die Mutter, seufzt schwärmerisch: „Ach die jriene Beeme", worauf die nüchterne Tochter ihr zuruft: „Mutter, wat jehn Ihnen die jriene Beeme an"?

Ganz ähnlich wie die Spreeathenerin erklärte der große athenische Philosoph Sokrates (im „Phädrus" des Plato, 230 D): „Nicht die Felder und die Bäume beschäftigen mich, sondern bloß die Menschen in der Stadt".

Aber das war kein Witz- oder Hohnwort, sondern der Beginn einer neuen Denkweise.

Ed. Zeller zitiert über Sokrates das Zeugnis Xenophons, der berichtete:

„Sokrates redete nicht von der Natur des Alls, wie die meisten andern, er fragte nicht nach dem Wesen der Welt und den Gesetzen der Himmelserscheinungen, er erklärte es vielmehr für eine Torheit, solchen Dingen nachzuforschen; weil es nämlich verkehrt sei, über das Göttliche zu grübeln, ehe man das Menschliche gehörig kenne, weil ferner auch schon die Uneinigkeit der Physiker beweise, daß der Gegenstand ihrer Untersuchungen das menschliche Erkenntnisvermögen übersteige, weil endlich diese Untersuchungen ohne allen praktischen Nutzen seien."

Man hat bestritten, daß Xenophon die Sokratischen Anschauungen hier richtig wiedergebe, aber Zeller weist darauf hin, daß auch von Aristoteles und anderen bezeugt werde, Sokrates habe für die Erforschung der Natur kein Interesse besessen. (Ed.

Zeller, Die Philosophie der Griechen, Leipzig, 1874, II. S. 112 bis 114.)

Während der Materialismus, in den Bahnen der alten Naturphilosophie weiterschreitend, den menschlichen Geist als Stück der Natur zu begreifen suchte, setzte sein Widerpart den Geist außerhalb der Natur.

Der Widerspruch im Wesen des Menschen zwischen Gutem und Bösem in ihm, erschien von diesem Standpunkte aus nicht als Gegensatz zwischen wohlerwogenem dauernden Glück und ebenso kurzsichtigem wie kurzatmigem Sinnenrausch, sondern als der Gegensatz von Geist und Natur (oder Materie). Aus der Natur ist der Mensch hervorgegangen. Von ihr bekam er jene Triebe nach Lust und Vorteil, die die Materialisten in ihm feststellen.

Aber dabei hat der Mensch auch in seiner Vernunft einen Funken jener göttlichen Weltvernunft empfangen, die dem Weltengetriebe seinen Zweck setzt.

So ist der Mensch „halb Tier, halb Engel". Das Böse an ihm ist das Tierische, Natürliche, Sinnliche. Das Gute das Geistige, Uebernatürliche, Himmlische. Nicht aus der Beobachtung der Außenwelt, sondern nur aus der seines besseren Selbst vermag er zur Erkenntnis des Guten zu kommen. Und diese Beobachtung ergibt weit sicherere Erkenntnisse als die der Außenwelt. Denn unsere Sinne sind trügerisch, im Geiste allein ruht die Wahrheit und nichts weiß ich mit größerer Sicherheit, als daß ich denke.

Rechnete man den Geist nicht zur Natur, dann war es selbstverständlich, daß die geistige Seite des Menschen hoch über seiner natürlichen stand. Ist es doch seine Vernunft, die ihn über das Tier erhebt. Das Natürliche im Menschen wurde zu etwas Gemeinem degradiert, dessen man sich zu schämen hat als einer Schwäche, die man möglichst verbirgt.

Extreme Anhänger dieser Verachtung des Sinnlichen und der Sinnenwelt und der Ueberhebung des Geistes sind dazu gekommen, anzunehmen, die ganze Welt sei nur das Produkt des Geistes, das heißt, des empfindenden und denkenden Kopfes. Sie existiere nicht außer ihm. Aber dieser Solipsismus, diese Ansicht, daß außer dem Ich nichts wirklich existiere, läßt sich konsequent gar nicht durchführen. Auch der entschiedenste Solipsist begnügt sich nicht damit, sich Gedanken in seinem Kopfe zu machen und sie dort zu verarbeiten, sondern er läßt seine Bücher außerhalb seines Kopfes drucken, damit andere Köpfe sie lesen.

Sehr verbreitet ist dagegen die Anschauung, daß wir von der Außenwelt durch unsere Sinne nur unzureichende Schattenbilder erfahren können (vergleiche Platos berühmtes Bild im 7. Buche seiner „Republik"), und daß wir zu den letzten Wahrheiten nur durch Erforschung unserer Seele gelangen.

Diese idealistische Philosophie, die Sokrates vorbereitete, wurde zuerst von Plato konsequent zu einem System entwickelt,

Viele andere Systeme sind seitdem mit der gleichen Denkmethode ausgearbeitet worden. Die idealistische, wie die materialistische Methode haben die mannigfachsten Resultate erzielt.

Aber der Gegensatz beider Denkmethoden ist bis heute nicht überbrückt.

Den Gegensatz der Methoden und ihrer Resultate darf man natürlich nicht gleichsetzen dem Gegensatz von ethischem oder praktischem Idealismus und Materialismus. Der bedeutet etwas ganz anderes: der eine die Setzung oder Anerkennung ferner Ziele oder Ideale in den sozialen und politischen Kämpfen, der andere das Aufgehen in gemeinstem Genußleben. Gar mancher theoretische Idealist war ein derartiger praktischer Materialist und umgekehrt. Mit der Philosophie hat das nichts zu tun.

Sechstes Kapitel.

Atom und Geist.

Wir glauben hier die wesentlichsten Wurzeln des Gegensatzes des idealistischen Denkens zur materialistischen Methode angedeutet zu haben. Es war dabei nicht die Rede von einem Einwurf, der von idealistischer Seite gegenüber dem Materialismus gewöhnlich aufs stärkste hervorgehoben wird. So betont z. B. Albert Lange in seiner „Geschichte des Materialismus" immer wieder, „die schwache Seite des Atomismus, die Unmöglichkeit, aus den Atomen und dem leeren Raume die Sinnesqualitäten und die Empfindung zu erklären". (Geschichte d. Materialismus, 3. Aufl. I. S. 232.)

Und vorher schon:

„Es ist der Wissenschaft auf ewig verschlossen, eine Brücke zu finden zwischen dem, was der einfachste Klang als Empfindung eines Subjekts, als meine Empfindung ist, und den Zersetzungsprozessen im Gehirn, welche die Wissenschaft annehmen muß, um diese nämliche Schallempfindung als einen Vorgang in der Welt der Objekte zu erklären." (A. a. O. S. 15—16.)

Und so noch öfter.

Darlegungen dieser Art werden dem Materialismus als Argumente entgegengehalten, die für schlagend gelten. Sie bilden aber keinen entscheidenden Grund — weder psychologischen Beweggrund, noch logischen Beweisgrund — die materialistische Methode abzulehnen.

Es ist richtig, daß das Problem jener Erscheinungen, die man die geistigen nennt, noch keineswegs gelöst ist. Wir haben sie noch nicht bis zu ihren letzten Ursprüngen verfolgt. Aber gilt das nicht für eine ganze Reihe von Erscheinungen der Natur? Sind alle ihre Rätsel gelöst? Wir wissen, wie die Schwerkraft wirkt, nicht aber, woher diese Wirkungen rühren.

Dieses Nichtwissen ist kein Grund, irgendeine Erscheinung aus dem Gesamtzusammenhang auszuschließen, sie außerhalb desselben zu betrachten.

Wohl bedeutet das Auftreten des Geistes bei dem heutigen Stande unserer Erkenntnis einen Sprung in der Natur, ebenso wie das Auftreten des Lebens. Aber seit Hegel wissen wir, daß die Entwicklung ohne Sprünge nicht abgeht und daß die Vermehrung einer Quantität auf einer gewissen Höhe in eine neue Qualität umschlägt oder doch umschlagen kann. Sicher ist nichts schwieriger zu erforschen als das Zustandekommen solcher Sprünge in der Natur.

Aber trotz aller Sprünge hält man fest an der Einheit aller Erscheinungen in der Natur. Bloß der Sprung zum Geist soll ein Grund sein, diesen nicht als Naturerscheinung zu behandeln!

Die letzten Rätsel des Geistes sind freilich noch nicht gelöst. Jedoch sind bereits viele geistige Erscheinungen wissenschaftlich erforscht. Alles aber, was wir über sie wissen, verdanken wir der materialistischen, das heißt, der naturwissenschaftlichen Methode. Und jeder Fortschritt der Erkenntnis auf diesem Gebiete zeigt uns das geistige Leben in immer engerer Verknüpfung mit körperlichen Zuständen, vor allem solchen des Nervensystems und seines Zentrums, des Gehirns.

Bereits ist die Abhängigkeit einer Reihe geistiger Funktionen von der Beschaffenheit bestimmter Gehirnpartien nachgewiesen und die Medizin ist imstande, geistige Erkrankungen zu heilen. Es ist gar nicht abzusehen, wie weit die Naturwissenschaft bei ihrer Erforschung der Psyche noch gelangen wird.

Bei jeder Erscheinung sind ihre Anfänge, ihre Ursprünge am schwierigsten herauszufinden. Die Erklärung des Ursprungs einer Erscheinung steht am Endpunkt, nicht am Ausgangspunkt ihrer Erforschung. Noch kennen wir die Anfänge des Geistes nicht, aber es ist sehr voreilig, aus dem Ignoramus (wir wissen nicht) ein Ignorabimus (wir werden niemals wissen) zu schließen.

Wir wissen wohl nicht, ob es der Naturwissenschaft jemals gelingen wird, alle Rätsel des Geistes zu lösen. Aber da jede Lösung eines dieser Rätsel, die bisher gelang, der materialistischen Methode zu danken ist, haben wir keinen Grund, ihr auf diesem Gebiete zu entsagen. Indem die idealistische Auffassung von dieser Methode ablenkt, hemmt sie geradezu die Erforschung und Lösung der Probleme des Geistes.

Aber nehmen wir an, ohne es zuzugeben, es sei durch die Natur des Geistes ausgeschlossen, jemals mit naturwissenschaftlichen Methoden zu ergründen, auf welche Weise es sich in einem bestimmten Zeitpunkte ereignet, daß in einer bis dahin anorganischen Welt unter bestimmten Bedingungen dieser Welt, aus bestimmten, höchst komplizierten chemischen Verbindungen organische Wesen mit Leben und Empfindung hervorgingen.

Hier liegt die eigentliche Schwierigkeit des Problems. Die Weiterentwicklung des Lebens und des Geistes bietet keine unüberwindlichen Schwierigkeiten. Stellt aber die idealistische Philosophie etwa die Tierwelt außerhalb des Zusammenhangs der Natur? Ja, sie müßte streng genommen auch die Pflanzenwelt aus ihm herausnehmen, denn das Zustandekommen des Lebens erscheint heute noch nicht minder geheimnisvoll als das der Empfindung. Bisher hat jedoch kaum ein idealistischer Philosoph es gewagt, auch nur die Tierwelt, geschweige denn die ganze Welt der Organismen dem Reiche des Geistes zuzuweisen. Wenn von diesem die Rede ist, wird immer nur der menschliche Geist darunter verstanden. Und doch begreift der Einwand, daß der „Atomismus" oder Materialismus, oder die Gehirnforschung das Wesen und Werden des Geistes nicht aufdecken könne, den tierischen Geist ebenso in sich, wie den menschlichen.

Es ist keinem jener idealistischen Philosophen, die an die Unsterblichkeit der Seele glauben, eingefallen, dabei an andere als an menschliche Seelen zu denken. Von der Unsterblichkeit der Kröten- und Maikäferseelen hat noch niemand gesprochen, und doch wäre deren Seelenleben ebensowenig zu erklären, wie das der Menschen, wenn die materialistische Methode für immer und ewig selbst gegenüber der einfachsten Empfindung versagen muß.

Augenblicklich wird allerdings in England die Frage ernsthaft diskutiert, ob nicht auch Tiere eine Seele haben und in den Himmel gelangen können. Doch wird hierbei die Frage nicht philosophisch behandelt, sondern vom Standpunkte des Bedürfnisses mancher Hundeliebhaber, die an eine ewige Seligkeit ohne Hunde nicht zu glauben vermögen. Es wird darauf hingewiesen, daß es Hunde gibt, die ethisch höher stehen als mancher Mensch. Also muß man ihnen eine Seele zubilligen. Aber weiter abwärts in der Welt der Organismen mit der Zuerkennung einer unsterblichen Seele zu gehen, wagen selbst die größten Tierfreunde unter den Frommen nicht.

Der Einwand gegen den Materialismus, er vermöge den Geist nicht zu erklären, erweist sich im Grunde nur als ein Ergebnis jener Ueberhebung des Menschen gegenüber seiner Umwelt, von der wir schon sprachen. Denn die Idealisten beschränken ihre Folgerungen, die sie aus dem Einwand ziehen, bloß auf den Menschen.

Der Naturmensch, der auf genaue Beobachtung der ihn umgebenden Tierwelt angewiesen war, erkannte sehr wohl im Tier den ihm verwandten Geist. Erst ein Philosoph des siebzehnten Jahrhunderts (Descartes) degradierte das Tier zu einer seelenlosen Maschine. Das widersprach zwar aller Erfahrung, war aber logisch geboten, wollte man nicht den tierischen Geist auch in das Reich des Geistes aufnehmen.

Die neue Naturwissenschaft hat, vor allem durch die Abstammungslehre, die angeblich durch den Geist gebildete Trennungslinie zwischen dem Tier und dem Menschen wieder beseitigt. Sehr wichtige Aufschlüsse über das Zustandekommen geistiger Erscheinungen verdanken wir sogar dem Tierexperiment, da es doch nicht angeht, an den Gehirnen lebender Menschen Vivisektionsversuche anzustellen.

Trotzdem ist in den Kreisen der idealistischen Philosophie das Bedürfnis zurückgeblieben, die geistige Kluft zwischen Mensch und Tier möglichst groß erscheinen zu lassen. So bemerkt z. B. Max Adler in seiner Kritik meiner Schrift über „Ethik und materialistische Geschichtsauffassung" gegen mich:

„Die Meinung, daß man es nur mit einem graduellen Unterschied zwischen tierischer und menschlicher Vernunft zu tun habe, ist eine ganz unkritisierte anthropomorphe Vorstellung." (Marxistische Probleme, 1913, S. 119.)

Dagegen erklärt Mach:

„Die Unterschiede, die der Mensch in psychischer Beziehung gegen das Tier darbietet, sind nicht qualitativer, sondern quantitativer Art." (Erkenntnis und Irrtum, S. 72.)

Schon an einer früheren Stelle bemerkt er in demselben Buche:

„Es gibt keinen Willen und keine Aufmerksamkeit als besondere psychische Mächte. Dieselbe Macht, die den Leib bildet, führt auch die besonderen Formen der Zusammenwirkung der Teile des Leibes herbei, für welche wir die Kollektivnamen „Wille" und „Aufmerksamkeit" angenommen haben. Im Willen und in der Aufmerksamkeit liegt eine „Wahl" ebenso wie im Geotropismus und Heliotropismus der Pflanzen und im Fall des Steines zur Erde. Alle sind in gleicher Weise rätselhaft oder in gleicher Weise verständlich." (A. a. O. S. 62.)

Ueber den Grad und die Art des Unterschiedes zwischen menschlichem und tierischem Geist kann man streiten. Aber niemand wird leugnen können, daß die einfachsten geistigen Prozesse bei Tieren ebenso vorkommen, wie beim Menschen, Empfinden und Wollen, aber auch Urteilen.

Und bei den einfachsten, nicht bei komplizierten geistigen Vorgängen liegt die Schwierigkeit ihrer materialistischen Erklärung oder vielmehr ihrer Erklärung überhaupt, denn der Idealist betrachtet sie als unerklärbar und keiner Erklärung bedürftig.

Mancher meiner Leser wird es für antiquiert halten, daß ich von Erklärungen der Naturvorgänge spreche. Die moderne Forschung verzichte auf alles Erklären, sie wolle nur die Erscheinungen möglichst einfach und genau nachbilden, beschreiben. Mit dem Versuche, sie zu erklären, verlören wir uns in den Nebeln der Metaphysik.

Es kommt hier darauf an, was man unter Erklärung versteht. Soll damit das Zurückführen einer Erscheinung auf letzte Prin-

zipien gemeint sein, so ist dies sicher eine unlösbare Aufgabe. Anderseits muß wohl der Ausgangspunkt jeder Erforschung eines Vorganges in seiner Beschreibung, seiner Nachbildung bestehen. Aber wir können dabei doch nicht stehen bleiben. Wir müssen jeden einzelnen Vorgang oder Zusammenhang in widerspruchslose Verbindung mit anderen uns schon bekannten Zusammenhängen und Vorgängen bringen. Je mehr uns das gelingt, je umfangreicher der Gesamtzusammenhang, dem wir den einzelnen Vorgang einfügen, desto besser haben wir diesen erklärt. Wir fahren also fort, nach Erklärungen in diesem Sinne zu suchen.

Und nun zurück zu unserem Thema. Vermag man heute nicht mehr, die Tiere als seelenlose Maschinen zu betrachten, muß man den Tieren „Geist" oder „Seele" zuerkennen, so hat man sich in anderer Weise geholfen, den Abstand des Menschen vom Tiere wieder herzustellen. Man hat den Unterschied erfunden zwischen Verstand und Vernunft. Besonders Kant stellt die beiden einander scharf gegenüber. Der Verstand beschäftigt sich mit der Verarbeitung der Tatsachen der sinnlichen Erfahrung, die Vernunft dagegen mit der Spekulation über die höchsten Wahrheiten. Den Verstand teilt der Mensch mit dem Tier, Vernunft dagegen findet man beim Menschen allein. Die Vernunft, das ist das Göttliche im Menschen. Die Zwecke der Welt werden von der Weltvernunft gesetzt, nicht von einem Weltverstand.

Daraus entsteht aber eine neue Schwierigkeit. Denn damit wird eine Scheidewand aufgerichtet nicht zwischen Mensch und Tier, sondern zwischen Naturmensch und Kulturmensch. Es ist richtig, daß die Tiere in dem Sinne der Kant und Hegel nur Verstand haben, keine Vernunft. Aber auch das Geistesleben der Wilden und Barbaren zeigt sich außerstande, jene hohen Abstraktionen zu formen, die das Gebiet der Vernunft sein sollen. Es bedurfte einer Kulturentwicklung von vielen Jahrtausenden, bis die Vorbedingungen für die Schaffung höherer Abstraktionen gegeben waren, die sich weit über die sinnliche Erfahrung erhoben. Die Religionen der Naturvölker zeigen noch keine Spur derartigen abstrakten Denkens. Ihre Götter sind oft recht phantastisch, aber stets ganz greifbar gedacht und als solche auch künstlerisch darstellbar, mit menschlichen oder tierischen Organen.

Ist nur die Vernunft das Göttliche, Unsterbliche, außerhalb des Zusammenhanges der Natur stehende, dann sind nicht alle, sondern bisher sogar nur relativ wenige Menschen in der Gesamtheit der ganzen bisherigen Menschheit des Göttlichen teilhaftig gewesen. Am Ende könnte mancher Professor der Philosophie daraus auf eine Göttlichkeit und Unsterblichkeit bloß der akademisch graduierten Seelen schließen. Lehnt man diese Absurdität ab, betrachtet man alle Menschen als des „göttlichen" Funkens teilhaftig, mögen sie nun durch die Art ihrer geistigen Tätigkeit zur Vernunft vorgedrungen sein oder bloß Verstand entwickelt

haben, dann muß man zugeben, daß derselbe Funke auch den Tieren nicht vorenthalten geblieben ist.

Welche Scheidewände immer man innerhalb der Welt der mit geistigen Fähigkeiten begabten Organismen aufrichten mag, keine bietet einen Grund oder macht es auch nur angängig, den menschlichen Geist oder eines seiner Stadien aus dem Gesamtzusammenhang der Natur herauszunehmen und als ein Ding an sich zu betrachten, das außerhalb dieses Zusammenhangs wirkt und außer ihm zu begreifen ist.

Dritter Abschnitt.

Kant.

Erstes Kapitel.

Der Materialismus bis Kant.

Die Anfänge der griechischen Philosophie, jene naturphilosophischen Anschauungen, die in materialistischen Systemen ihren Gipfelpunkt erreichten, entsprangen aus sehr mangelhaften Naturerkenntnissen und Methoden der Forschung. Es gab noch keine rechte wissenschaftliche Methode. Die materialistischen Resultate des Denkens beruhten, ebenso wie die des idealistischen Widerparts des Materialismus, weniger auf systematischer Verarbeitung von Erfahrungen, als auf Spekulationen. Man wollte das Dach bauen, ohne daß die Grundmauern gelegt waren, suchte den Gesamtzusammenhang der Welt zu ergründen, ohne eine genügende Anzahl Einzelzusammenhänge begriffen zu haben. Die Naturphilosophie fußte nicht auf einer exakten Naturwissenschaft, der sie Methode und kritisches Verhalten hätte entnehmen können. Auch damals noch waren Phantasie und Abstraktionskraft stärker entwickelt als kritisches und logisches Denken.

Die Philosophie des Altertums hatte ihren Ausgangspunkt in den Handelsstädten des westlichen Kleinasiens, ihren Höhepunkt in der Handelsstadt Athen gefunden. Mit dieser verfiel auch die Philosophie. An Stelle Athens als Handelszentrum des östlichen Mittelmeeres trat A l e x a n d r i e n und dort konzentrierte sich seit dem 3. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung das griechische Denken und Forschen. Aber ernüchtert suchte es nicht mehr in kühnem Aufwärtsstürmen die höchsten Gipfel zu erklimmen, die letzten Wahrheiten aufzudecken. Es spezialisierte sich in Einzelwissenschaften, die mehr als die Philosophie bis dahin auf dem sicheren Boden der Erfahrung ihren Weg suchten. Nicht nur Logik und Mathematik, Geschichte und Philologie blühten dort auf, sondern auch manche Naturwissenschaften, Physik, Astronomie, Medizin machten gewaltige Fortschritte. Mit dem fortschreitenden Wissen entwickelten sich die Methoden der exakten Naturwissenschaften und damit die materialistische Methode.

Von den Römern erobert, geriet schließlich Aegypten mit Alexandrien in den ökonomischen und politischen Verfall des Römischen Reiches hinein, der auch geistigen Stillstand herbeiführte.

Nach dem Untergang des Reiches waren es unter den Barbaren, die sich auf seinen Trümmern seßhaft machten, nicht die Germanen, sondern die Araber, die das griechische Wissen nicht nur übernahmen, sondern sogar auf manchen Gebieten weiterentwickelten. Durch sie kamen die Naturwissenschaften wieder nach Europa, über Unteritalien und Spanien.

Im Orient selbst wurde die Herrschaft der Araber verdrängt durch die der Türken, zuerst der Seldschuken (seit dem 11. Jahrhundert) und dann der rohen Osmanen (seit dem 13. Jahrhundert), die bloß dem Kriege lebten.

Von da an fiel die Führung in der wissenschaftlichen Entwicklung den christlichen Staaten zu. Bald jedoch verfielen Italien und Spanien ökonomisch und politisch und damit auch wissenschaftlich seit dem Zeitalter der Entdeckungen, das mit dem Vordringen der Türken bis vor die Mauern Wiens und der Verschiebung der Handelswege zusammenfiel. Durch beides wurden die Länder des Mittelmeeres sowie Deutschland getroffen.

Frankreich, England, Holland, das waren die Länder Europas, die im 17. und 18. Jahrhundert am raschesten ökonomisch emporkamen. Dort haben auch die Naturwissenschaften damals einen ungeahnten Aufschwung genommen, an dem dann das im Laufe des 18. Jahrhunderts allmählich wieder ökonomisch und kulturell erstarkte Deutschland kräftigen Anteil nahm, bis es im 19. Jahrhundert zeitweise die Führung erlangte.

Mit diesem Aufschwung der Naturwissenschaften erstand der neuere naturwissenschaftliche Materialismus, der seine vornehmste Stätte im 17. Jahrhundert und den Anfängen des 18. in England, später im 18. Jahrhundert in Frankreich und im 19. Jahrhundert in Deutschland fand.

Dieser Materialismus war bereits aufgebaut auf großem naturwissenschaftlichen Einzelwissen und exakten Methoden des Forschens, bei denen es an strenger Prüfung und Kritik der jeweilig erreichten Resultate nicht fehlte.

Aber wie im Altertum bildete auch jetzt noch seine schwache Seite die Ethik, das heißt, das Wesen des gesellschaftlichen Menschen. Wohl war bereits eine neue Wissenschaft von der Gesellschaft im Entstehen, aber sie stand erst in ihren Anfängen und hatte noch nicht die Methode gefunden, die es ermöglicht hätte, sie dem Gesamtzusammenhange der Dinge oder der Erscheinungen einzuverleiben.

Die Materialisten fuhren fort, wie im Altertum, das gesellschaftliche Wesen des Menschen aus dem naturwissenschaftlich zu zergliedernden Wesen des Einzelindividuums, nicht aus dem der Gesellschaft abzuleiten.

So mußten die Materialisten auf diesem Gebiete immer wieder scheitern und zu Auffassungen kommen, die gekünstelt und wider-

spruchsvoll waren. Durch diese Lücken drangen immer wieder die Idealisten ein, die aber auch nicht weit kamen.

Was bei den Materialisten ein Unvermögen war, das nicht notwendig aus ihrer Methode hervorging, sondern aus der Unzulänglichkeit der Wissenschaft ihrer Zeit, wurde bei den Idealisten durch ihre Methode notwendig gegeben. Denn diese geht ja grundsätzlich vom Geiste des Einzelindividuums aus, um aus seiner Zergliederung die Vernunft in der Welt, wenn nicht die ganze Welt zu erkennen.

So durfte man annehmen, es müsse trotz des enormen Aufschwunges der Naturwissenschaften der aus dem Altertum übernommene Gegensatz zwischen Materialismus und Idealismus noch weiter fortwähren. Da trat ein deutscher Denker auf, dem die große Tat zu gelingen schien, den Gegensatz zwischen Materialismus und Idealismus zu überwinden, beide unter einen Hut zu bringen oder vielleicht beide aufzuheben durch eine neue, beiden überlegene Philosophie.

Dieser Denker war Kant.

Zweites Kapitel.

Das Materialistische in der Kantschen Lehre.

Die Kantsche Lehre bildete sich zu einer Zeit, als der Materialismus im Denken der Kulturmenschen obenauf war. In Frankreich in der extremen Form eines mechanischen Materialismus, in England gemildert zu dem Sensualismus Lockes (1632—1704) und Humes (1711—1776). An diesen knüpfte Kant an.

Sein Kritizismus hätte sehr wohl der Ausgangspunkt zu einer höheren Form des Materialismus werden können.

Kant erkennt an, daß die Welt außer uns wirklich, nicht ein Produkt unseres Kopfes ist. Von der Außenwelt erfahren wir nur durch unsere Sinne. Energisch wendet er sich gegen den früheren Idealismus, den er als „mystischen und schwärmerischen" ablehnt („Prolegomena zu einer künftigen Metaphysik", Ausgabe Hartenstein, S. 41), nennt es „verwerflichen Idealismus" wirkliche Sachen in bloße Vorstellungen zu verwandeln (S. 42).

Und früher sagt er in derselben Schrift:

„Ich gestehe allerdings, daß es außer uns Körper gebe, d. i. Dinge die . . . . . wir durch die Vorstellungen kennen, welche ihr Einfluß auf unsere Sinnlichkeit verschafft und denen wir die Benennung eines Körpers geben." (S. 37.)

Und im Anhang zu den Prolegomena erklärt er:

„Der Satz aller echten Idealisten, von der eleatischen Schule an bis zum Bischof Berkeley ist in dieser Formel enthalten: „alle Erkenntnis durch Sinne und Erfahrung ist nichts als lauter Schein und nur in den Ideen des reinen Verstandes und der reinen Vernunft ist Wahrheit."

„Der Grundsatz, der meinen Idealismus durchgängig regiert und bestimmt, ist dagegen: alle Erkenntnis von Dingen aus bloßem reinen Verstand oder reiner Vernunft ist nichts als lauter Schein und nur in der Erfahrung ist Wahrheit." (l. c. S. 122.)

Diesen Satz kann jeder „echte" Materialist unterschreiben.

Nun fügt Kant freilich zu diesem Gedanken einen weiteren hinzu: Wohl können wir die Außenwelt nur durch die Sinne erkennen, aber diese Erkenntnis ist nicht bloß durch die Art der Dinge außer uns bedingt, sondern auch durch die Natur unseres Erkenntnisvermögens. Wir sehen daher die Dinge nicht wie sie sind, sondern wie sie uns erscheinen. Das Bild der Außenwelt, das wir in unserem Bewußtsein erhalten, zeigt uns nicht die Dinge an sich, sondern nur Erscheinungen.

Das wendet sich wohl gegen den naiven, primitiven Materialismus, der annimmt, unsere Sinne zeigten uns einfach die Dinge, wie sie sind. Der kritische Materialismus vermag sich dagegen ganz wohl mit der Kantschen Unterscheidung von Dingen an sich und von Erscheinungen abzufinden. Der französische Materialist D'Alembert (1717—1783) fühlte sich bereits „versucht zu meinen, daß alles, was wir sehen, nur Sinneserscheinung sei, daß es nichts außer uns gibt, was dem, was wir zu sehen glauben, entspricht".

Albert Lange zitiert diesen Satz in seiner Geschichte des Materialismus (I. S. 360) und zieht aus ihm den Schluß:

„D'Alembert hätte für Frankreich werden können, was Kant für die Weltgeschichte geworden ist, wenn er diesen Gedanken festgehalten hätte."

Warum D'Alembert, wenn er vermocht hätte, dasselbe zu leisten wie Kant, nur wahrscheinlich in eleganterer Sprache, damit nicht wie dieser auf die Weltgeschichte, sondern nur auf Frankreich gewirkt hätte, bleibt Langes Geheimnis. Entschieden widersprochen muß ihm aber werden, wenn er meint, D'Alembert sei mit seinem hier zitiertem Satz „weit über den Materialismus hinausgeraten". Seit wann ist dieser unvereinbar mit der Auffassung, daß die Sinneseindrücke des einzelnen nicht nur durch die Beschaffenheit der Außenwelt bestimmt werden, sondern auch durch die seiner Sinnesorgane und seines Gehirns, also durch seine Leibesbeschaffenheit? Und mehr sagt doch die Kantsche Unterscheidung nicht.

Lange meint, D'Alembert hätte an dem Satze festhalten sollen. Aber man kann doch nicht ununterbrochen wiederholen, daß die Welt, mit der wir zu tun haben, bloß eine Welt der Erscheinungen ist. Wir wissen nichts von einer anderen Welt.

Kant selbst erklärt, die Naturwissenschaften hätten nur mit der Welt der Erscheinungen zu tun. So sagt er z. B. in seinen Prolegomenen:

„Naturwissenschaft wird uns niemals das Innere der Dinge, das ist dasjenige, was nicht Erscheinung ist, aber doch zum obersten Erklärungs-

grund der Erscheinung dienen kann, entdecken; aber sie braucht dieses auch nicht zu ihren physischen Erklärungen; ja, wenn ihr auch dergleichen anderweitig angeboten würde, (z. B. Einfluß immaterieller Wesen), so soll sie es doch ausschlagen und gar nicht in den Fortgang ihrer Erklärungen bringen, sondern diese jederzeit nur auf das gründen, was als Gegenstand der Sinne zur Erfahrung gehören und mit unseren wirklichen Wahrnehmungen und Erfahrungsgesetzen in Zusammenhang gebracht werden kann." (S. 101.)

Auch das kann in einer Weise aufgefaßt werden, der ein Materialist wohl zustimmen darf.

Man könnte den Langeschen Ausspruch über D'Alembert sehr wohl umkehren und sagen, wenn Kant an seinem Gedanken über die Unerkennbarkeit der Dinge an sich festgehalten hätte und nie über ihn hinausgegangen wäre, hätte er nicht für die Metaphysik, wie er anstrebte (vgl. Vorrede zur zweiten Ausgabe der „Kritik der reinen Vernunft", Ausg. Hartenstein, S. 20), sondern für den Materialismus ein Führer zur höheren Weisheit werden können, wie es Kopernikus für die Astronomie war.

Drittes Kapitel.

Die Grenzen des Erkennens.

Der Kantsche Satz, daß wir nicht die Dinge an sich erkennen können, daß sie uns nur als Erscheinungen zum Bewußtsein kommen, war nicht neu. Er hatte schon im Altertum weite Verbreitung gefunden, war dann gleichzeitig mit dem neueren Materialismus wieder aufgekommen. Aber die Denker, die früher diesen Satz zum Mittelpunkt ihres Denkens gemacht hatten, waren meist dem Skeptizismus verfallen, der Anschauung, daß Gewißheit des Erkennens nicht möglich sei. So auch Hume, der Vorgänger Kants.

Wie den „schwärmerischen Idealismus" lehnte Kant auch den Skeptizismus ab. Er wendete sich entschieden dagegen, daß seine Lehre „die ganze Sinnenwelt zum bloßen Schein mache". (Prolegomena, S. 40.)

Wir dürfen über ihn hinausgehen und behaupten, daß es möglich ist, von der Außenwelt, der Welt der Dinge an sich, sehr genaue Vorstellungen zu gewinnen.

Allerdings ein vereinzeltes, unveränderliches Ding können wir nicht so erkennen, wie es ist. Unsere Vorstellung davon bleibt stets bedingt durch die Beschaffenheit unseres geistigen Apparats. Anders liegt die Sache, wenn wir Vorstellungen von mehreren Dingen gleichzeitig erhalten, oder Vorstellungen von aufeinanderfolgenden Veränderungen eines oder mehrerer Dinge, ohne daß unsere Leibesbeschaffenheit sich inzwischen, etwa durch Krankheit oder Vergiftung (z. B. Alkoholvergiftung) ändert,

Dann finden wir in jeder dieser Vorstellungen etwas gemeinsames, unser gleichbleibendes Erkenntnisvermögen. Vergleichen wir unsere verschiedenen Vorstellungen untereinander, so können wir von diesem subjektiven Faktor absehen, der bei allen der gleiche ist. Bezeichnen wir eine Persönlichkeit mit a, zwei Dinge an sich außer ihr mit b und c, so ist die Vorstellung jedes der beiden Dinge in dem Bewußtsein der Person ein Produkt von Person und Ding, $a \cdot b$ und $a \cdot c$. Vergleiche ich diese beiden Vorstellungen miteinander, dann kann ich von a, von der Person dabei absehen: $ab : ac = b : c$.

Mit anderen Worten: Die Unterschiede der Dinge außer mir, die mir durch meine Sinne gezeigt werden, bestehen wirklich, sind wirkliche Unterschiede der Dinge. Sie werden nicht von meinem Erkenntnisvermögen produziert.

Dasselbe gilt von den Veränderungen, die dasselbe Ding gegenüber einem sich gleichbleibenden Geistesapparat durchmacht, seien es Veränderungen in der Beschaffenheit oder in der Lage; seien es innere Wandlungen oder Ortsveränderungen.

Noch mehr. Zu den Beziehungen der Dinge außer mir untereinander, die ich erkennen kann, gehören auch die Beziehungen anderer Menschen zu denselben Dingen, die ich anschaue, die auf mich wirken. Indem ich annehme, daß die anderen Menschen ebenso organisiert sind, wie ich, darf ich schließen, daß deren Anschauungen, die mir mitgeteilt werden, die von mir erlangten Anschauungen bekräftigen, wenn sie mit ihnen übereinstimmen.

So gelingt es mir, das subjektive Moment bei dem Erkennen der Außenwelt in hohem Grade auszuschalten.

Es ist also keine notwendige Konsequenz der Kantschen Kritik der Erkenntnis, so weit wir sie bisher behandelt haben, daß eine Erkenntnis der Dinge außer uns, also eine Erkenntnis der Außenwelt, nicht möglich sei. Sie zeigt uns nur, welche Art des Erkennens möglich ist. Sie bewahrt uns davor, unsere Kräfte in nutzlosem Streben nach unmöglichen Erkenntnissen zu erschöpfen und befruchtet unsere geistige Arbeit, indem sie diese auf das Gebiet möglichen Erkennens konzentriert. Vermögen wir auch die Dinge an sich vereinzelt und beziehungslos nicht zu erkennen, so doch ihre Unterschiede, Zusammenhänge und ihre Bewegungen und Veränderungen. Ist das nicht schon sehr viel?

Freilich bleiben die Unterschiede, die wir erkennen können, Unterschiede von Vorstellungen, nicht von Dingen an sich. Also die Art, in der die Unterschiede uns zum Bewußtsein kommen, ist ebenso wie die einzelne Vorstellung von der Art unseres Erkenntnisvermögens bestimmt. Aber das ändert nichts an der Tatsache, daß mit diesen Unterschieden wirkliche Unter-

schiede der Dinge an sich uns zum Bewußtsein gebracht werden. Wenn die Lichtwellen, die vom Erdbeerblatt auf mein Auge und durch dieses auf mein Hirn wirken, mir als grüne Farbe, und die der Erdbeerfrüchte als rote Farbe erscheinen, so wird das sicher durch die Beschaffenheit meines Erkenntnisvermögens bestimmt. Aber daß rot etwas anderes anzeigt, als grün, daß die Frucht etwas anderes ist, als das Blatt, das wird in keiner Weise durch mein Erkenntnisvermögen bedingt. Diese Tatsache entstammt ausschließlich der Außenwelt.

Die Sinne trügen nicht, wenn sie uns Unterschiede und Bewegungen der Außenwelt anzeigen.

Irrtümer freilich sind nicht ausgeschlossen. Aber wir können sie nicht als Trug der gesunden Sinne bezeichnen.

Wenn die Sinne uns wirkliche Unterschiede der Außenwelt zeigen, so ist damit nicht gesagt, daß unser Denken diese Unterschiede immer richtig beurteilt. Wenn ich einen geraden Stock zur Hälfte ins Wasser stecke, so wird er geknickt erscheinen. Also Sinnestrug? Keineswegs. Meine Sinne zeigen mir einen wirklichen Unterschied an, nur suche ich ihn an verkehrter Stelle. Der Unterschied, den mir mein Sinneseindruck zeigt, ist nicht der zwischen den zwei Hälften meines Stockes, sondern der zwischen Luft und Wasser. In jedem der beiden Medien pflanzen sich die Lichtwellen in anderer Weise fort.

Sinnestäuschungen können dort vorkommen, wo die Sinne und ihr Zentralorgan nicht normal, sondern krankhaft verändert und affiziert sind. Da können von innen, aus dem Körper selbst, Reize auf das Erkenntnisvermögen ausgeübt werden, die ähnliche Wirkungen auslösen, wie im normalen Zustande Reizungen der Außenwelt. Da das aber nur krankhafte, abnorme Erscheinungen sind, kann man sich vor Irreführung durch derartige Täuschungen einmal dadurch schützen, daß der einzelne einen einmaligen Sinneseindruck, der ihm bei späterer Ueberlegung abnorm erscheint, unter anderen Umständen wieder zu erhalten sucht, vor allem aber dadurch, daß man dem Erkennen einen sozialen Charakter gibt, die eigenen Erkenntnisse mit denen anderer Menschen vergleicht.

Keine sinnliche Anschauung kann als wirkliche und sichere gelten, die nur einem einzelnen allein zugänglich ist und die kein anderer neben ihm zu erlangen vermag. Wenn ein Astronom einmal einen hellen Stern erblicken sollte, den kein anderer Astronom mit gleich guten Fernrohren zu entdecken imstande ist, und wenn gar jener Astronom späterhin, wo seine Leibesbeschaffenheit vielleicht eine andere ist, ihn selbst nicht wieder findet, wird man wohl berechtigt sein, die einmalige Erscheinung nicht zu den erkannten zu rechnen. Sie mag auf einer gelegentlichen Sinnestäuschung beruhen.

Sicheres Erkennen ist also nicht für den isolierten, sondern nur für den vergesellschafteten Menschen möglich. Es ist eine soziale Funktion.

Endlich können Irrtümer aber auch daher rühren, daß unser Bewußtsein nur die Unterschiede von Vorstellungen zu erfassen vermag, nicht die der Dinge an sich. Unsere Sinne sind aber beschränkt. Sie zeigen uns wohl w i r k l i c h e Unterschiede der Dinge, aber keineswegs a l l e Unterschiede der Dinge. Wir wissen, daß es Lichtstrahlen gibt, jenseits der roten und der violetten, die auf unsere Augen keinen Reiz mehr üben, uns nicht als Farben erscheinen. Wir erfahren von ihnen durch chemische oder Wärmewirkungen, auch reagieren manche niederen Tiere auf sie, die sie also vielleicht wahrnehmen.

Ebenso werden nur manche Schwingungen der Luft von uns als Töne empfunden. Andere gehen ungehört an uns vorüber. In diesen Fällen können wir es feststellen, daß unsere Sinne auf manche Reize nicht reagieren, daß wir also manche Unterschiede zwischen den Dingen außer uns nicht direkt erfassen. Daneben gibt es sicher noch Unterschiede, die wir weder direkt merken noch indirekt durch ihre Wirkungen auf andere Objekte herausfinden können; Unterschiede, von deren Existenz wir auch nicht die blasseste Ahnung haben. Sie können zahllos sein.

Das besagt keineswegs, daß die Unterschiede, die unsere Sinne uns erkennen lassen, nicht wirklich seien. Wohl aber braucht eine anscheinende Uebereinstimmung, das heißt ein Nichtbeobachten von Unterschieden zwischen zwei Erscheinungen nicht eine wirkliche Uebereinstimmung der den Erscheinungen zugrunde liegenden Dinge an sich anzuzeigen.

Unser Erkennen ist nicht bloß darin begrenzt, daß es zu vereinzelten Dingen an sich nicht vorzudringen vermag, sondern auch darin, daß es nur einen Teil der Unterschiede und Veränderungen der Dinge zu erfassen vermag. Diese letztere Grenze ist jedoch keine starre Schranke, sie wird stets weiter vorgeschoben.

Das Vermögen, Unterschiede zu erkennen, wächst beim Menschen im Laufe seiner geschichtlichen Entwicklung. Er vermag technische Behelfe und Methoden zu erfinden, die nicht nur die Kraft seiner Muskeln und Knochen, sondern auch die Erkenntnisfähigkeit seines Nervensystems bedeutend vermehren. Sie erweitern beständig den Kreis der Unterschiede, die er zu erfassen imstande ist.

Schon dadurch wird unser Erkenntnisvermögen ein historisch wechselnder Faktor. Es wird ein solcher auch durch einen andern Umstand. Wir vermögen nicht alle Unterschiede der Dinge zu erfassen, wir beachten aber nicht einmal alle die, von denen unsere Sinne uns Kunde geben. Unser ganzes Erkennen ist ja kein Erkennen der Dinge an sich, sondern nur ein Vergleichen ihrer Unterschiede und Uebereinstimmungen. Dazu werden nicht

nur die jeweiligen Sinneseindrücke herangezogen, sondern auch die Erinnerungen an frühere, die wir in unserem Gedächtnis aufbewahren.

Schon bei den aktuellen Sinneseindrücken wird in unserem Bewußtsein vieles übersehen oder absichtlich als unwichtig beiseite geschoben. Noch mehr gilt das von unseren Erinnerungen. Nur, was uns wichtig, wesentlich erscheint, wird festgehalten. Zuerst sind es praktische Erwägungen allein, die darüber entscheiden, was als wesentlich betrachtet wird, später, bei höherer geistiger Entwicklung, wirkt daneben noch bestimmend das Gesamtbild der Welt ein, das der vergesellschaftete Mensch durch die Zusammenfassung und Ordnung seiner Eindrücke gewonnen hat, und das der einzelne in der Gesellschaft, in die er hineingeboren wird, schon fertig vorfindet.

Schon der einzelne Mensch hat in seinen verschiedenen Altersstufen sehr verschiedene Auffassungen von dem, was an den Anschauungen, die er empfängt, wesentlich ist, was nicht. Das Kind sieht die Dinge ganz anders als der Jüngling und dieser ganz anders als der Greis.

Noch verschiedener sind die Verschiedenheiten im Sehen der Dinge zwischen den verschiedenen Stufen der gesellschaftlichen Entwicklung. Das gilt selbst von bloßen Sinneseindrücken. Mancher Wilde vermag auf einem Gemälde, das eine Landschaft darstellt, gar nichts zu erkennen, es ist ihm ein bloßes Durcheinander von Farben. Der Kulturmensch kann in demselben Bilde unendlich viele Feinheiten entdecken, die ihn entzücken. Andererseits vermag der Naturmensch in der Wildnis Töne zu unterscheiden, die der Kulturmensch kaum hört und gar nicht beachtet.

Noch mehr gilt das natürlich von komplizierten geistigen Vorgängen.

Unsere Erkenntnisse sind also noch relativer, als Kant annahm. Sie hängen nicht von einem Erkenntnisvermögen ab, das sich stets gleich bleibt, sondern von einem, das mit der Technik und der geistigen Eigenart der Gesellschaft in der Geschichte wechselt.

Dabei ist unser Erkennen in stetem Fortschreiten begriffen. Wir wiederholen hier, was wir bereits bemerkt: Von keinem Problem darf man sagen: Ignorabimus, wir werden es nie lösen, sondern nur, solange es nicht gelöst ist, Ignoramus, wir wissen die Lösung nicht.

Wohl aber dürfen wir nie eine Lösung erwarten, die uns einer absoluten Wahrheit näher bringt. Denn jede Lösung läuft darauf hinaus, uns vor neue, größere Probleme zu stellen.

Für den unwissenden Wilden gibt es nur wenige Probleme. Für den Menschen einer hochentwickelten Kultur wachsen sie von Tag zu Tag an Zahl und Größe. Es ist freilich nicht richtig zu sagen: Je mehr wir wissen, desto mehr sehen wir, daß wir nichts

wissen können. Man darf nur sagen: wir sehen um so mehr, daß wir nichts Abschließendes wissen können. Wir schreiten immer weiter auf der Bahn des Erkennens und kommen doch nicht vorwärts, denn im Unendlichen kann man dem Ende nie näher kommen, so rasch man auch weitereilen mag.

Es gibt keine absolute Erkenntnis, sondern nur einen in seinem Ende unabsehbaren Prozeß des Erkennens.

Dies die Erkenntnistheorie der materialistischen Geschichtsauffassung. Sie ist mit der Kantschen, so weit wir sie hier entwickelt haben, keineswegs identisch, aber sie wäre mit ihr wohl vereinbar, wenn Kant innerhalb der Grenzen geblieben wäre, die er sich selbst gesetzt hatte.

Viertes Kapitel.

Die Grenzüberschreitung.

Kants Kritik der Erkenntnis ist ein grandioser Versuch, die Grenzen des Erkennens für den menschlichen Geist festzustellen. Aber sie bleibt dabei nicht stehen. In ihrem Fortgang bemüht sie sich, eine Stelle zu finden, an der unser Geist diese Grenze überspringen könnte, um in das Reich des Unerforschlichen einzudringen oder um aus der Welt der Erscheinungen einen Blick in die Welt der Dinge an sich zu werfen.

Was ihn dazu treibt, ist nicht eine Denknotwendigkeit, sondern ein Bedürfnis. Die Bedürfnisse der Menschen (und erst recht der Tiere) spielen bei ihrem Denken eine große Rolle. Die geistigen Fähigkeiten haben sich mit anderen Fähigkeiten des Organismus zusammen entwickelt, als Mittel, ihn instand zu setzen, seine Bedürfnisse zu befriedigen. Die sind zunächst nur praktischer Art. Daneben aber bilden sich mit der Zeit Denkgewohnheiten, deren Befriedigung auch zu einem Bedürfnis werden kann.

Das Bedürfnis wirkt auf den Geist nicht bloß dadurch ein, daß es ihm jene Objekte der Außenwelt zeigt, deren Erforschung für das Individuum (oder die Gesellschaft von Individuen) wichtig ist.

Das Bedürfnis des forschenden Menschen läßt ihn auch oft wünschen, durch sein Forschen ein bestimmtes Ziel zu erreichen, so daß er unter Umständen, meist unbewußt, das Resultat, zu dem seine Forschungstätigkeit führen soll, vor ihren Ausgangspunkt setzt.

Unter den subjektiven Bedingungen des Erkennens spielen die Bedürfnisse des erkennenden Subjekts eine sehr erhebliche Rolle. Was man wünscht, das glaubt man gern. Auch dieser Satz gehört zu einer materialistischen Erkenntnistheorie.

Doch solange die Forschung auf dem Boden der Erfahrung bleibt, bildet diese immer eine Schranke, die das subjektive Bedürfnis vor dem Versinken in allzu groben Selbsttäuschungen bewahrt. Die praktischen Bedürfnisse sind weit dringender als die theoretischen, aber die praktische Erfahrung zwingt den Menschen, die gegebenen Tatsachen zu beachten und ihnen Rechnung zu tragen, auch wenn sie noch so unangenehm sind. Die theoretischen Bedürfnisse lenken dagegen das Denken mehr auf Abstraktionen als auf konkrete Tatsachen, und je mehr sich diese Abstraktionen vom Erdboden entfernen, um den Wolken zuzustreben, desto ungehemmter von der Erfahrung kann das Bedürfnis das Denken beeinflussen.

Daß alle Menschen sterben müssen, ist eine sehr unangenehme Erkenntnis. Dennoch findet selbst die stärkste Todesfurcht kein Argument, diesen Satz zu leugnen. Aber sobald man einmal zur Abstraktion der Seele gelangt ist, ist es leicht, diesem körperlosen Phantom Unsterblichkeit zuzusprechen.

Wenn der Organismus aufhört zu leben, nehmen auch seine Bewegungen und Funktionen ein Ende. Viele große Denker haben es trotzdem für ausgemacht gehalten, daß die geistigen Funktionen eines Menschen weitergehen, nachdem sein Leib aufgehört hat, zu funktionieren, und daß sie in alle Ewigkeit fortbestehen.

Die naive Vorstellung darüber ist weniger sinnlos, als die der Philosophen, denn sie nimmt doch an, auch im Jenseits hafteten die Seelen einem Leib an, freilich einem verklärten, nebelhaften, der aber sogar noch seine alten Kleider beibehält, die mit ihm unsterblich werden, wie jede Geisterbeschwörung in einer Spiritistensitzung bezeugt.

Nirgends gewinnen unsere Bedürfnisse auf das Denken einen größeren Einfluß, als in der Philosophie. Wie diese Bedürfnisse das Verhältnis zwischen Materialismus und Idealismus beeinflussen, haben wir schon gesehen. Aber meist wirken sie unbewußt. Kant proklamiert ihre Berechtigung, gerade in unsern Vorstellungen von den letzten und höchsten Wahrheiten dreinzureden. So sagt er in seinen „Prolegomenen“:

„Es ist wahr, wir können über alle mögliche Erfahrung hinaus von dem, was die Dinge an sich sein mögen, keinen bestimmten Begriff geben. Wir sind aber dennoch nicht frei von der Nachfrage nach diesen uns gänzlich derselben zu enthalten; denn die Erfahrung tut der Vernunft niemals völlig Genüge; sie weist uns in Beantwortung der Fragen immer weiter zurück und läßt uns in Ansehung des völligen Aufschlusses derselben unbefriedigt, wie jedermann dieses aus der Dialektik der reinen Vernunft, die eben darum ihren guten, subjektiven Grund hat, hinreichend ersehen kann. Wer kann es wohl ertragen, daß wir von der Natur unserer Seele bis zum klaren Bewußtsein des Subjekts und zugleich zu der Ueberzeugung gelangen, daß seine Erscheinigungen nicht materialistisch können erklärt werden, ohne zu fragen, was denn die Seele

eigentlich sei, und, wenn kein Erfahrungsbegriff hierzu reicht, allenfalls einen Vernunftbegriff (eines einfachen immateriellen Wesens) bloß zu diesem Behufe anzunehmen, obgleich wir seine objektive Realität gar **nicht** dartun **können**[1]?

„Wer kann sich bei der bloßen Erfahrungserkenntnis in allen kosmologischen Fragen von der Weltdauer und Größe, der Freiheit oder Naturnotwendigkeit befriedigen, da, wir mögen es anfangen, wie wir es wollen, eine jede nach Erfahrungsgesetzen gegebene Antwort immer eine neue Frage gebiert, die ebensowohl beantwortet sein will und dadurch die Unzulänglichkeit aller physischen Erklärungsarten zur Befriedigung der Vernunft deutlich dartut? Endlich, wer sieht nicht bei der durchgängigen Zufälligkeit und Abhängigkeit alles dessen, was er nur nach Erfahrungsprinzipien denken und annehmen mag, die Unmöglichkeit bei diesen stehen zu bleiben, und fühlt sich nicht notgedrungen, unerachtet alles Verbots, sich nicht in transzendente Ideen[2] zu verlieren, dennoch über alle Begriffe, die er durch Erfahrung rechtfertigen kann, noch in dem Begriffe eines Wesens Ruhe und Befriedigung zu suchen, davon die Idee zwar an sich selbst der Möglichkeit nach nicht eingesehen[3], obgleich auch nicht widerlegt werden kann, weil sie ein bloßes Verstandswesen betrifft, ohne die aber die Vernunft auf immer unbefriedigt bleiben müßte?

„Grenzen (bei ausgedehnten Wesen) setzen immer einen Raum voraus, der außerhalb einem bestimmten, gewissen Platze angetroffen wird und ihn einschließt; Schranken bedürfen dergleichen nicht, sondern sind bloße Verneinungen, die eine Größe affizieren, sofern sie nicht absolute Vollständigkeit hat. Unsere Vernunft aber sieht gleichsam um sich einen Raum für die Erkenntnis der Dinge an sich selbst, ob sie gleich von ihnen niemals bestimmte Begriffe haben kann und nur auf Erscheinungen eingeschränkt ist.“ (S. 99, 100.)

„Wir sollen uns denn also ein immaterielles Wesen, eine Verstandeswelt und ein höchstes aller Wesen (lauter Noumena)[4] denken, weil die Vernunft nur in diesen, als Dingen an sich selbst, Vollendung und Befriedigung[5] antrifft, die sie in der Ableitung der Erscheinungen aus ihren gleichartigen Gründen niemals hoffen kann.“ (S. 102.)

Kant findet dann heraus, daß eine Grenze zwischen zwei Gebieten zu beiden gehört, daß sie demjenigen, der sie betritt, also erlaubt, mit beiden Fühlung zu nehmen, auch wenn Grenzüberschreitung verboten ist, und fährt fort:

„Wir halten uns aber auf dieser Grenze, wenn wir unser Urteil bloß auf das Verhältnis einschränken, welches die Welt zu einem Wesen

---

1) Von mir unterstrichen. K.

2) Kant nennt so Ideen, die außerhalb der Grenzen aller Erfahrung liegen, wie Gott, Seele usw. Er gibt zu, sie seien nicht erkennbar, hält sie aber doch für denkbar. K.

3) Von mir unterstrichen. K.

4) Unter den Noumena (ausgesprochen No-umena, nicht Numena) versteht Kant Dinge, die bloß Gegenstände des Verstandes sind, Dinge an sich, im Gegensatz zu den Phänomenen, die in der sinnlichen Anschauung gegeben werden. K.

5) Von mir unterstrichen. K.

haben mag, dessen Begriff selbst außer aller Erkenntnis liegt, deren wir innerhalb der Welt fähig sind. Denn alsbald eignen wir dem höchsten Wesen keine von den Eigenschaften an sich selbst[1]) zu, durch die wir uns Gegenstände der Erfahrung denken, und vermeiden dadurch den dogmatischen Anthropomorphismus, wir legen sie aber dennoch dem Verhältnis desselben zur Welt bei, und erlauben uns einen symbolischen Anthropomorphismus, der in der Tat nur die Sprache und nicht das Objekt selbst angeht.

„Wenn ich sage, wir sind genötigt, die Welt so anzusehen, als ob sie das Werk eines höchsten Verstandes und Willens sei, so sage ich wirklich nichts mehr als: wie sich verhält eine Uhr, ein Schiff, ein Regiment, zum Künstler, Baumeister, Befehlshaber, so die Sinnenwelt (oder alles das, was die Grundlage dieses Inbegriffs von Erscheinungen ausmacht) zu dem Unbekannten." (S. 104, 105.)

Der Vergleich stimmt sehr schlecht. Wenn ich von meiner Uhr auf einen Uhrmacher schließe, der sie gemacht hat, so rührt das einfach daher, daß ich aus Erfahrung weiß, daß Uhren von Uhrmachern gemacht werden. Und wenn Kant die Welt als eine Uhr ansieht, die von einem unkörperlichen über alle Maßen gescheiten Uhrmacher fabriziert, oder als ein Regiment, das von einem himmlischen Obersten kommandiert wird, so überträgt er einfach Verhältnisse der Erfahrungswelt in die Welt der Dinge an sich. Man kann sich eben nur vorstellen, was man erfahren und erkannt hat. Und Unvorstellbares denken, heißt leere Worte im Denken gebrauchen.

Kant sagt selbst, die Welt der Dinge an sich ist für uns völlig dunkel, nichts in ihr ist für uns erkennbar. Und doch sollen wir etwas von ihr denken können, wenn wir uns genau auf die Grenze stellen, zwischen dem Erkennbaren und dem Unerkennbaren! Als ob das unsere Sehkraft verschärfte! Wir sollen absolut nicht erkennen können, ob es einen Gott oder eine Seele gibt, aber ihr Verhältnis zur Welt der Erscheinungen sollen wir festzustellen vermögen!

Freilich, Kant beruft sich selbst darauf, daß wir seine Annahme einer undefinierbaren Gottheit nicht widerlegen können. Wie soll ich die Annahme widerlegen, daß in einem dunklen Zimmer, in dem absolut nichts zu unterscheiden oder zu vernehmen ist, sich etwas Unbekanntes befindet, wenn ich gezwungen bin, an der Schwelle stehen zu bleiben? Man kann da die tollsten Behauptungen über eventuelle Insassen des Zimmers wagen, ich werde diese Behauptungen nie widerlegen können.

Kant verlangt aber sogar von uns, daß jeder von uns sich selbst Gedanken mache über den Inhalt des Zimmers, und sie bloß aus dem Grunde, weil sie nicht widerlegbar seien, als bare Münze nehme! Und warum das alles? Weil wir das Bedürf-

---

[1]) Diese und die folgenden Unterstreichungen rühren von Kant selbst her. K.

n i s haben, uns vorzustellen, das dunkle Zimmer berge ganz herrliche Insassen, von denen ich nicht die leiseste Ahnung habe. Nur auf diese Weise vermöge ich Ruhe zu finden!

Aber wenn ich jenes Bedürfnis habe oder fühle, werde ich zur Ruhe doch nur dann kommen, wenn ich meine Vorstellungen für wahr halte, von ihrer Richtigkeit überzeugt bin. Wie soll jedoch die Vernunft überredet werden, „das Idealische und bloß Gedichtete", „ein bloßes Selbstgeschöpf ihres Denkens" sofort für ein wirkliches Wesen anzunehmen? So fragt einmal Kant selbst (Kritik der reinen Vernunft, Ausgabe Hartenstein, S. 400).

Einer der Väter des Neukantianismus, Albert Lange (1825 bis 1875) sucht in seiner Geschichte des Materialismus die Schwierigkeiten in folgender Weise aus dem Wege zu räumen: (II. S. 61.)

„Kant wollte nicht einsehen, was schon Plato nicht einsehen wollte, daß die intelligible Welt (die übersinnliche Welt) eine Welt der Dichtung[1]) ist und daß gerade hierauf ihr Wert und ihre Würde beruht. Denn Dichtung in dem hohen und umfassenden Sinne, in welchem sie hier zu nehmen ist, kann nicht als ein Spiel talentvoller Willkür zur Unterhaltung mit leeren Empfindungen betrachtet werden, sondern sie ist eine notwendige und aus den innersten Lebenswurzeln der Gattung hervorbrechende Geburt des Geistes, der Quell alles Hohen und Heiligen und ein vollgültiges Gegengewicht gegen den Pessimismus, der aus dem einseitigen Weilen in der Wirklichkeit entspringt."

„Die Dichtung" entspringt sicher „den innersten Lebenswurzeln der Gattung Mensch", aber doch nur aus dem einfachen Grunde, weil alles, was Menschen tun, aus ihren Lebenswurzeln entspringt, Mord und Totschlag und Naturwissenschaft ebenso wie Dichtung. Was die Dichtung jeweilig leistet, hängt von den jeweiligen „Lebenswurzeln" ab, die ebenso die Lebensbedingungen einschließen, wie die Lebensbedürfnisse. Daß etwa die Dichtungen eines Dostojewsky oder Strindberg ein vollgültiges Gegengewicht und probates Gegengift gegen den Pessimismus darstellen, dürfen wir billig bezweifeln. Die überschwenglichen Worte Langes bezeugen, daß er bei der Dichtung nur an solche von der Art der Schillerschen denkt. Diese ist auch die einzige, auf die er sich bezieht. Er sagt von ihr:

„Vor allen Dingen hat Schiller mit divinatorischer Geisteskraft das Innerste der Kantschen Lehren erfaßt und sie von scholastischen Schlacken gereinigt . . . . ."

„Kant glaubt, die „intelligible Welt" dürfe man nur „denken", nicht anschauen, aber was er darüber denkt, soll „objektive Realität" haben. Schiller hat mit Recht die intelligible Welt anschaulich[2]) gemacht, indem er sie als Dichter behandelte und damit ist er in die Fußtapfen Platos getreten, der im Widerspruch mit seiner eigenen Dialektik das

[1]) Von Lange unterstrichen.

[2]) Diese und die folgenden Unterstreichungen rühren von Lange her. K.

höchste schuf, wenn er im Mythus das Uebersinnliche sinnlich werden ließ." (S. 62.)

Lange kommt zu dem Schlusse:

„Kein Gedanke ist so geeignet, Dichtung und Wissenschaft zu versöhnen, als der, daß unsere ganze „Wirklichkeit" unbeschadet ihres strengen, keiner Willkür weichenden Zusammenhanges, nur Erscheinung ist; aber es bleibt dabei für die Wissenschaft, daß „das Ding an sich" ein bloßer Grenzbegriff ist. Jeder Versuch, die negative Bedeutung desselben in eine positive zu verwandeln, führt unweigerlich in das Gebiet der Dichtung[1]), und nur was mit dem Maßstab dichterischer Reinheit und Größe gemessen Bestand hat, darf beanspruchen, einer Generation als Unterweisung im Ideal zu dienen." (S. 63.)

Auch sonst weist Lange auf die enge Verbindung zwischen Philosophie und Dichtung hin. So z. B. in der Kritik, die er an seinem Zeitgenossen, dem Materialisten Ludwig Büchner (1824 bis 1899) übt:

„Merkwürdig ist, daß Büchner eine poetisch-symbolische Bedeutung philosophischer oder religiöser Sätze gar nicht gelten läßt. Er hat einmal mit seiner eigenen poetischen Natur in Beziehung auf diese Fragen gebrochen, und nun ist ihm alles wahr oder falsch. Damit ist aber im Grunde nicht nur die Spekulation und der religiöse Glaube verneint, sondern auch jede Poesie, welche eine Idee bildlich ausdrückt." (II., S. 95.)

Durchaus nicht. Es wird nur der Anspruch verneint, als könne der Poesie bei der Forschung nach Erkenntnissen eine begründende Rolle zufallen; als handle es sich bei der Forschung um etwas anderes, als um Erkenntnis oder Irrtum; als könnte für sie etwas anderes maßgebend sein, als die Frage, ob eine Auffassung „wahr oder falsch" sei.

Darin aber stimmen wir mit Lange vollkommen überein, daß jeder Versuch, die Grenzen der Erfahrung zu überschreiten, uns „in das Gebiet der Dichtung führt". Da wir hier nicht „Philosophie an sich" treiben, sondern nur in Beziehung auf den historischen Materialismus, könnten wir uns mit dieser Feststellung in bezug auf Kant begnügen, um so mehr, als die Neukantianer wider Willen selbst bezeugen, daß der angeblich unabweisbare Drang von den bedingten, relativen Erkenntnissen der Erfahrung, zu der Erkenntnis des Unbedingten, Absoluten durch Dichtkunst zu gelangen, gar nicht so unabweisbar ist, wie sie meinen. Kant war, auf diesen Drang gestützt, zu den Postulaten Gottes, der Unsterblichkeit der Seele, der sittlichen Freiheit gelangt; er hatte Gott, den er in seiner Kritik der reinen Vernunft bei der Haupttüre des Tempels herausgeworfen, durch die Hintertüre der praktischen Vernunft wieder hineingeschmuggelt. Wie Heine lächelnd versichert, bloß um einem Bedürfnis seines alten Dieners abzuhelfen, dem ohne Gott zu schaurig zumute war. Nun, die Neu-

1) Von mir unterstrichen. K.

kantianer sind weniger furchtsam, sie haben Gott und Unsterblichkeit zumeist fallen gelassen und damit bezeugt, daß der Drang nach der Erkenntnis des Absoluten sich durch höhere Einsicht wohl eindämmen läßt.

Haben wir aber die Kraft, auf das Absolute zu verzichten, bleiben wir innerhalb der Grenzen der Erfahrung, dann sind wir schon der materialistischen Methode verfallen, das heißt, der Methode der Naturwissenschaft.

Die materialistische Geschichtsauffassung bedeutet nichts anderes als die Anwendung dieser Methode auf die Gesellschaft — natürlich unter Beachtung ihrer Eigenart. Ebenso wie die Naturwissenschaften beschäftigt auch sie sich nur mit der Welt der Erscheinungen, denn die Gesellschaft, die anderen Menschen außer mir sind für mich ja auch nur Erscheinungen. Und daß in der Welt der Erscheinungen Kausalität und Notwendigkeit gelten, hat Kant selbst zugegeben.

Wir könnten also ruhig die Welt „der Dinge an sich" sich selbst überlassen, wenn es nicht Denker gäbe, die über Kant zu Marx gekommen sind, die Kant nicht lassen können und doch von Marx angezogen werden und nun versuchen, Kant und Marx, oder, um ein Langesches Wort zu gebrauchen, „Dichtung und Wissenschaft zu versöhnen".

Sie verzichten auf Gott und Seele als Kantsche „Noumena", aber an dem Vernunftwesen des „Ding an sich" halten sie fest, und damit an der Idee der Freiheit des Willens und eines außer und über aller Geschichte, aller Zeit und allem Raume, stehenden Sittengesetzes. Mit dieser Anschauung soll die materialistische Geschichtsauffassung vereinbart werden, die auf der strengsten Kausalität des menschlichen Wollens beruht und ohne sie jeden Boden verliert.

Es sind sehr angesehene Philosophen, die an dieser Versöhnung arbeiten, so Karl Vorländer, der Verfasser der bekannten Geschichte der Philosophie, so vor allem Max Adler, der nicht nur als Kant-, sondern auch als Marx-Forscher Hervorragendes geleistet hat.

In der heutigen Jugend Deutschlands, namentlich der akademischen, hat der Kantianismus bereits tiefe Wurzeln geschlagen. Soweit sie zum Sozialismus kommt, der heute durch den Marxismus vertreten wird, entspricht die Synthese Kant—Marx in hohem Grade ihren geistigen Bedürfnissen, und Bedürfnisse beeinflussen die Philosophie, wie wir bereits gesehen haben.

Da können wir an den Fragen des Sittengesetzes und der Freiheit des Willens, wie sie Kant stellt, nicht ohne weiteres vorbeigehen. Wir müssen uns noch eingehender mit ihnen befassen.

Leider zwingt uns das, ein Gebiet zu betreten, das populär darzustellen, schwer möglich ist. Ich habe aber bisher in allen meinen Arbeiten den größten Wert auf Allgemeinverständlichkeit

gelegt. Es ist zu befürchten, daß ein Teil meiner Leser sich nicht zurechtfindet und ungeduldig das Weiterlesen einstellt, wenn ich ihm Untersuchungen über die Idealität des Raumes, der Zeit, der Kausalität vorsetze.

Und doch durfte ich auf die Untersuchung dieser Gebiete nicht verzichten und hatte auch kein Recht, die Kantschen Ausführungen, von denen ich ausgehen mußte, leichter verständlich zu fassen.

Trotzdem brauche ich meine Leser nicht vor die Wahl zu stellen, entweder sich durch alle diese Schwierigkeiten durchzuarbeiten oder auf jede weitere Beschäftigung mit meinem Buche zu verzichten. Ist der Leser nicht sehr darauf erpicht, sich mit Kant auseinanderzusetzen, dann kann er ohne Beeinträchtigung seines Verständnisses meiner weiteren Darlegungen die beiden Kapitel über die Idealität des Raumes und der Zeit überfliegen oder sogar ganz überschlagen, wenn sie sich als zu harte Nüsse herausstellen. Ja, er mag noch die beiden nächsten Kapitel, im schlimmsten Falle sogar den ganzen Rest des Abschnittes über Kant überschlagen und ohne weiteres zu dem nächsten Abschnitt über „Theorie und Praxis" übergehen, der dem Leser, der mir bisher folgte, keine Schwierigkeiten mehr bereiten wird. Ich würde allerdings das einfache Ueberschlagen der Kapitel über Notwendigkeit und Freiheit bedauern, da sie manche Gedanken enthalten, die auf unseren Materialismus Licht werfen. Doch kommt man auch ohne sie aus, wenn man nicht, wie gesagt, auf unsere Stellung zu Kant besonderes Gewicht legt.

Ich kann hier wiederholen, was de Man im „Vorwort" zu seiner „Psychologie des Sozialismus" bemerkt. Seinen sonstigen Ausführungen vermag ich in der Regel nicht zu folgen. Doch stimme ich ihm zu, wenn er sagt:

> „Ich weiß, daß meine Anordnung des Stoffes einen großen, praktischen Nachteil hat: dadurch wird der Leser vor die Aufgabe gestellt, sich mehrere Kapitel hindurch mit größtenteils abstrakten Gedankengängen abgeben zu müssen, bevor es ihm durch den gegenständlicheren Charakter der drei letzten Teile etwas leichter gemacht wird. Die Leser, denen der erste Teil zu viel Schwierigkeiten macht, mögen ihn deshalb überschlagen oder zuletzt lesen."

Einen ähnlichen Rat erteilte schon Marx manchen Lesern seines „Kapital". Allerdings setzt er voraus, daß die Leser die schwierigen Kapitel doch noch lesen werden. Das erwarte auch ich hier.

Für jene, die es nicht für notwendig halten, die folgenden Kapitel durchzuackern, sei hier nur kurz bemerkt, daß sie die Kantsche Behauptung untersuchen, unsere Vorstellungen von Raum und Zeit und dem Zusammenhang von Ursache und Wirkung seien bloße Formen des Erkennens, sie seien nicht das

Ergebnis von Eindrücken der Außenwelt auf unser Erkenntnisvermögen.

Diese Ansicht glaube ich als eine irrige, jede wirkliche Erkenntnis verhindernde erweisen zu können.

Von der „Idealität“ von Raum, Zeit und Kausalität schließt dann Kant auf die Willensfreiheit des Menschen, wovon weiter im achten Kapitel gehandelt wird. Kant nimmt an, als Erscheinung lebe der Mensch wohl in Raum und der Zeit und sei er den Gesetzen der Kausalität unterworfen. Aber der menschliche Geist sei ein Ding an sich und als solches stehe er über Raum, Zeit und Kausalität, sei er frei, das heißt, habe er die Möglichkeit, Ursachen aus freien Stücken zu setzen, die ihrerseits durch nichts verursacht seien.

Fünftes Kapitel.

Die Idealität des Raumes.

Kant war keineswegs der Meinung, er gerate in das Gebiet der Dichtung, wenn er versuche, über die von ihm selbst gesteckte Grenze der Erfahrung hinauszugehen. Er war vielmehr der Ansicht, dadurch zu weit sicheren Erkenntnissen zu gelangen als zu bloß relativen Aufschlüssen, wie sie durch die Erforschung der Erscheinungen gewonnen werden können.

So sagt er in seiner Vorrede zur I. Auflage der „Kritik der reinen Vernunft“:

„Was nun die Gewißheit betrifft, so habe ich mir selbst das Urteil gesprochen, daß es in dieser Art von Betrachtungen auf keine Weise erlaubt sei, zu meinen, und daß alles, was darin einer Hypothese nur ähnlich sieht, verbotene Ware sei, die auch nicht für den geringsten Preis feil stehen darf, sondern, sobald sie entdeckt wird, beschlagnahmt werden muß. Denn das kündigt eine jede Erkenntnis, die a priori feststehen soll, selbst an, daß sie für schlechthin notwendig gehalten werden will[1]), und eine Bestimmung aller reinen Erkenntnisse a priori noch viel mehr, die das Richtmaß, mithin selbst das Beispiel aller apodiktischen[2]) (philosophischen) Gewißheit sein soll.“ (Ausgabe Hartenstein, S. 9; Vorländer, S. 10.)

Wie kommt Kant zu dieser stolzen apodiktischen Gewißheit auf dem Gebiet, auf dem nichts zu erkennen und alles dunkel ist?

Dadurch, daß er „meint“ oder die „Hypothese“ aufstellt, es gäbe Erkenntnisse a priori, das heißt Erkenntnisse, die unabhängig von aller Erfahrung und vor aller Erfahrung in uns bestünden. Als Beweis für diese Hypothese beruft er sich auf die Mathematik. Alle ihre Sätze seien Erkenntnisse a priori, seien durch unseren Denkapparat gegeben, der diese erst möglich mache.

---

1) Diese und die folgende Unterstreichung rühren von mir her. K.

2) Unumstößlichen. K.

Diese Apriorität der Sätze der Mathematik, ihre Unabhängigkeit von Erfahrung, wird aber heute lebhaft bestritten. Mach z. B. kommt auf Grund einer Reihe von Betrachtungen zu folgendem Schluß:

„Die materielle Umgebung ist also durchaus nicht so unschuldig an der Entwicklung der arithmetischen Begriffe, als man zuweilen annimmt. Würde die physische Erfahrung nicht lehren, daß eine Vielheit äquivalenter, unveränderlicher, beständiger Dinge existiert, würde das biologische Bedürfnis nicht dazu drängen, dieselben in Gruppen zusammenzufassen, so hätte das Zählen gar keinen Zweck und Sinn. Wozu sollten wir zählen, wenn unsere Umgebung gänzlich unbeständig, wie im Traume in jedem Augenblick anders wäre? Wäre das direkte Zählen zur Bestimmung größerer Zahlen wegen des Zeit- und Arbeitsaufwandes nicht praktisch unmöglich, so hätten sich die Erfindungen des Rechnens, des mittelbaren Zählens nicht aufgedrängt. Durch das direkte Zählen konstatieren wir nur sinnlich tatsächlich Gegebenes. Da das Rechnen nur ein indirektes Zählen ist, so können wir durch dasselbe nichts wesentlich Neues über die sinnliche Welt erfahren, nichts, was das direkte Zählen nicht auch ergeben hätte. Wie sollte also die Mathematik der Natur a priori Gesetze vorschreiben, da sie sich doch darauf beschränken muß, unter Benützung der Erfahrungen über die eigene Ordnungstätigkeit des Rechnenden die Uebereinstimmung des Rechnungsergebnisses mit den Ausgangsdaten nachzuweisen? Die Geläufigkeit im Durchschauen der verschiedenen Formen der eigenen Ordnungstätigkeit kann darum doch noch immer von dem höchsten Wert sein und dieselbe Tatsache von den verschiedensten Gesichtspunkten beleuchten." (Erkenntnis und Irrtum, S. 324.)

In demselben Werke beweist Mach noch:

„Die Grundvoraussetzung der Geometrie beruht auf einer, wenn auch idealisierten, Erfahrung." (S. 350.)

Natürlich müssen unserem Denkapparat bestimmte Fähigkeiten angeboren sein, damit er mathematische Operationen vollziehen könne, aber Erkenntnisse kann dieser Apparat erst zutage fördern, nachdem die Außenwelt auf ihn gewirkt und ihm Erfahrungen beigebracht hat. Die Fähigkeit in bestimmter Weise die Außenwelt zu erkennen, muß vor der Erfahrung gegeben sein. Aber diese Fähigkeit ist etwas anderes als eine Erkenntnis. Sie wird selbst für uns nur durch unsere Erfahrungen am eigenen Leibe und bei anderen Menschen erkennbar.

Uebrigens sind diese Fähigkeiten auch nur für den einzelnen Menschen von heute angeboren, das heißt vererbt. Seine Voreltern müssen sie in der grauen Vorzeit erworben haben.

Kant sagt weiter:

„Wo sollte selbst die Erfahrung ihre Gewißheit hernehmen, wenn alle Regeln, nach denen sie fortgeht, immer wieder empirisch, mithin zufällig wären, daher man diese schwerlich für erste Grundsätze gelten lassen kann." (Kritik der reinen Vernunft, S. 35; Ausg. Vorländer, S. 43.)

Hier haben wir wieder eine Schlußfolgerung aus dem Bedürfnis: „weil ich etwas brauche, muß es da sein". Weil ich Ge-

wißheit brauche, muß es Erkenntnisse a priori geben, die allein auf Gewißheit Anspruch erheben können.

Auch ein Beweis von „apodiktischer Gewißheit". Und dann die Behauptung, alles Wissen aus bloßer Erfahrung müsse „zufällig" sein. Aber es kann doch in der Welt außer uns Ordnung und Regel geben, keinen Zufall; dann ist es doch kein Zufall, wenn die gleiche Ordnung und Regelmäßigkeit in unserer Erfahrung auch zutage tritt.

Also der Beweis dafür, daß unser Denkapparat in einer Weise eingerichtet ist, die ihm Erkenntnisse vor aller Erfahrung verleiht, ist nicht gerade zwingend.

Zu den Prinzipien der Erkenntnis a priori rechnet nun Kant die Begriffe des Raumes und der Zeit. Es seien Formen des Anschauens, die vorhanden sein müßten, ehe irgendein Anschauen möglich werde.

„Der Raum ist eine notwendige Vorstellung a priori, die allen äußeren Anschauungen zugrunde liegt." (Kritik der reinen Vernunft, S. 59; Ausg. Vorländer, S. 71.)

Nachdem Kant den Begriff des Raumes „metaphysisch" und „transzendental" erörtert hat, kommt er zu folgenden Schlüssen:

a) „Der Raum stellt gar keine Eigenschaft irgend einiger Dinge an sich oder sie in ihrem Verhältnis zueinander vor, das ist keine Bestimmung derselben, die an Gegenständen selbst haftete und welche bliebe, wenn man auch von allen subjektive Bedingungen der Anschauung abstrahierte, denn weder absolute, noch relative Bestimmungen können vor dem Dasein der Dinge, welchen sie zukommen, mithin nicht a priori angeschaut werden."

b) „Der Raum ist nichts anderes, als nur die Form aller Erscheinungen äußerer Sinne, das ist die subjektive Bedingung der Sinnlichkeit, unter der allein uns äußere Anschauung möglich ist. Weil nun die R e z e p t i v i t ä t des Subjekts, von Gegenständen affiziert zu werden, notwendigerweise vor allen Anschauungen dieser Objekte vorhergeht, so läßt sich verstehen, wie die F o r m aller Erscheinungen, vor allen wirklichen Wahrnehmungen, mithin a priori im Gemüte gegeben sein könne und wie sie als eine reine Anschauung in der alle Gegenstände bestimmt werden müssen, Prinzipien der Verhältnisse derselben vor aller Erfahrung enthalten könne."

„Wir können demnach nur vom Standpunkte eines Menschen vom Raum, von ausgedehnten Wesen usw. reden. Gehen wir von der subjektiven Bedingung ab, unter welcher wir allein äußere Anschauungen bekommen können, sofern wir nämlich von den Gegenständen affiziert werden mögen, so bedeutet die Vorstellung vom Raume gar nichts." (Kritik der reinen Vernunft, S. 61, 62; Ausg. Vorländer, S. 74, 75.)

Diesen Ausführungen ist vor allem entgegenzuhalten, daß der Raum keineswegs die Form aller Erscheinungen äußerer Sinne ist. Nur jene Erscheinungen, die durch den Gesichts- und Tastsinn vermittelt werden, erzeugen räumliche Anschauungen. Töne, Gerüche, Geschmäcke gehören auch zu den Erscheinungen äußerer Sinne, sie nehmen aber nicht die Formen von Raum-

erscheinungen an. Man kann nicht von den drei Dimensionen eines Tones oder eines Duftes sprechen.

Die Empfindung von Tönen und Gerüchen braucht nicht mit einer bestimmten Ortsvorstellung verbunden zu sein.

Doch das nur nebenbei. Wichtiger ist folgendes: Kant identifiziert in den oben zitierten Sätzen die „Form aller Erscheinungen" mit den „subjektiven Bedingungen der Sinnlichkeit". Daraus, daß die „Rezeptivität des Subjekts, von Gegenständen affiziert zu werden, notwendigerweise vor allen Anschauungen dieser Objekte vorhergeht", schließt er, daß die „Form aller Erscheinungen vor aller wirklichen Wahrnehmung, mithin a priori, im Gemüte gegeben sein könne".

Die Rezeptivität, das heißt die Fähigkeit, von bestimmten Anstößen der Außenwelt bestimmte Eindrücke zu empfangen, ist keineswegs gleichbedeutend mit der Form, welche diese Eindrücke annehmen. Jene Fähigkeit muß sicher angeboren sein, soll der Organismus zu bestimmten Anschauungen kommen. Damit ist aber doch keineswegs gesagt, daß die Form dieser Anschauungen in uns liege, uns angeboren sei.

Gibt es denn überhaupt eine Form an sich, die, losgelöst von jedem Inhalt, vor ihm existiert? Ein Körper hat eine Innenseite und eine Außenseite. Jene betrachtet man als den Inhalt, diese als die Form. Letztere ist jedoch nichts als der Inhalt dort, wo er aufhört. Die Form wird durch den Inhalt bedingt, ist ohne ihn nichts als ein bloßes Wort.

Kant betrachtet aber bestimmte Formen als vor jedem Inhalt bestehend. Dann muß es auch einen Inhalt ohne Form geben. Dieser formlose Inhalt wird von der Außenwelt in die Form hineingegossen, die unser Verstand dafür a priori bereit hält.

Freilich Kant handelt hier nicht von Körpern, sondern von dem Raume, von dem er erklärt, er

„stellet gar keine Eigenschaft irgend einiger Dinge an sich oder sie in ihrem Verhältnis aufeinander vor, das ist keine Bestimmung derselben, die an Gegenständen selbst haftete und welche bliebe, wenn man auch von allen subjektiven Bedingungen der Anschauung abstrahierte".

Das mag von dem Raume an sich gelten. Es gilt keineswegs von bestimmten räumlichen „U n t e r s c h i e d e n" der Dinge und zwischen den Dingen. Gehört die Art der Ausdehnung eines Dinges nicht zu seinen Eigenschaften? Haftet die Kugelform eines Billardballes oder die eines Sternes nicht an den „Gegenständen" selbst? Und gibt es nicht räumliche Verhältnisse eines Dinges zu anderen Dingen, die auch zu seinen Eigenschaften zu zählen sind? Gehört es nicht zu den Eigenschaften der Kartoffel, daß sie nicht hoch oben auf den Bäumen wächst, und zu den Eigenschaften meiner Beine, daß sie dicht nebeneinander stehen? Wenn der Kantsche „Raum", an allen diesen Gegenständen nicht haftet, so bezeugt Kant doch damit nur, daß er hier

ein Wort gebraucht, das mit unserer Erfahrung nichts zu tun hat. Nicht aber, daß die räumlichen Unterschiede der Dinge, auf die allein es uns ankommt, Produkte unseres Kopfes sind.

Wenn Kant weiter meint, daß wir nur „vom Standpunkte eines Menschen vom Raum, von ausgedehnten Wesen usw. reden" können, so ist daran so viel richtig, daß der Mensch (und ebenso das Tier) die Seh- und Tasteindrücke, die ihm zugehen, alle nach ihrer Lage zu sich selbst ordnet. Dieses Ordnungsvermögen ist ihm sicher a priori angeboren. Der Mensch macht zwischen den einzelnen Körpern in dieser Beziehung die Unterscheidung, daß er die links befindlichen von den rechtsstehenden sondert, die vor ihm befindlichen von den hinter ihm anzutreffenden, die unter ihm von den über ihm vorhandenen, die entfernteren von den näheren. Und die gleichen Unterscheidungen trifft das Ich für die einzelnen Teile der Körperflächen, die es zu Gesicht bekommt oder betastet.

Die Gesamtheit dieser Unterscheidungen faßt der Mensch zusammen als Vorstellung vom Raume. Die Fähigkeit, solche Unterscheidungen machen zu können, muß sicher a priori in meinem Gehirn vorhanden sein. Und die Ordnung der Unterscheidungen ist gewiß ganz subjektiver Natur, sie haftet nicht den Dingen außer dem erkennenden Subjekt an. In der Natur, das ist, der Außenwelt, gibt es kein rechts und kein links, kein oben und kein unten, kein vorn und kein hinten. Die Subjektivität unserer Vorstellung vom Raume erhellt auch daraus, daß das Ich sich stets als dessen Mittelpunkt fühlt. Unser Sehvermögen reicht eben nach allen Richtungen gleich weit. Von mir aus erstreckt sich der Raum nach allen Seiten gleich weit hin.

Aber diese Ordnung der Dinge außer mir nach subjektiven Gesichtspunkten besagt keineswegs, daß ihr nichts außer mir entspreche und sie nicht der Erfahrung entstamme. Wenn ein Naturforscher die Tiere und Pflanzen in bestimmte Gruppen einteilt, so rührt die Einteilung sicher von ihm her, ist ein Produkt seines Gehirns. Aber damit ist doch nicht gesagt, daß die Merkmale, auf denen die Einteilung basiert, auch nur in seinem Gehirn vorkämen und nicht in der Außenwelt beständen.

Wenn man früher die Walfische als Fische, die Fledermäuse als Vögel betrachtete und sie jetzt zu den Säugetieren zählt, so ist es sicher bloß der Mensch, der diese Einteilung vornahm und vornimmt. Aber das Schwimmen der Walfische, das Fliegen der Fledermäuse, ihr Säugen von Jungen sind doch Tatsachen außer uns, und deren Beobachtung, nicht bloß die Beschaffenheit unseres Gehirns, bestimmte die Arten der Einteilung.

Wie viel von der Raumvorstellung in uns auf ererbten Faktoren, wie viel auf der Erfahrung beruhen mag, eine allen Erscheinungen gemeinsame Form der Anschauung vermag unmöglich die Unterschiede der einzelnen Erschei-

nungen, die wir anschauen, zu erklären. Wir haben bereits darauf hingewiesen, daß zwar isolierte, unveränderliche Dinge an sich nicht zu erkennen sind, wohl aber die Unterschiede und die Veränderungen von Dingen.

Dies muß auch für die Unterschiede und Veränderungen im Raume gelten. Wie immer unsere Raumvorstellung zustande kommen mag, die räumlichen Unterschiede und Veränderungen (Bewegungen) der Dinge, die wir beobachteten, werden durch Unterschiede und Veränderungen der Außenwelt hervorgebracht, sie sind nicht a priori in unserem Gehirn schon gegeben.

Wollte man letzteres annehmen, dann müßte man die ganze für uns sichtbare und greifbare Welt für ein Produkt unseres Kopfes halten. Man käme zu jenem reinen Idealismus zurück, den Kant selbst verwarf. Allerdings gelangt er auch zu dem Satz:

„Der Verstand schöpft seine Gesetze (a priori) nicht aus der Natur, sondern schreibt sie dieser vor." (Prolegomena usw. Ausgabe Hartenstein, S. 68, Ausgabe Vorländer, S. 82.)

Das klingt allerdings ganz anders, als der Satz: „Nur in der Erfahrung ist Wahrheit", den Kant in der gleichen Schrift niederschreibt (S. 122, Vorländer S. 151).

Die Auflösung des Widerspruches zwischen den beiden Sätzen sieht Kant in der Idealität des Raumes und der Zeit. Er merkt nicht, daß mit dieser Idealität alle Möglichkeit einer Erfahrung der Außenwelt aufgehoben wird.

Was bleibt von der Anschauung der Außenwelt noch übrig, wenn alle Formen, Entfernungen, Bewegungen der Körper nur in meinem Kopfe existieren und nichts, das diese Anschauungen hervorruft, außer uns zu finden ist?

Hier geraten wir noch hinter den vorkantschen Idealismus zurück. Denn wenn der auch die ganze Welt in den Kopf verlegte, so machte er doch auch den Kopf zum Beweger der Welt.

Bei Kant dagegen finden wir eine Welt, die außer uns ist. Aber alle Aenderungen ihrer Dinge im Raume, alle ihre Bewegungen sollen nicht zu ihrem Inhalt gehören, sondern bloß aus einer von vornherein gegebenen, sich nicht ändernden Form unseres Anschauens stammen. Die Bewegung wird hier ein noch größeres Mysterium, als bei den „unkritischen", „schwärmerischen" Idealisten.

Und noch eine Seite weist die Idealität des Raumes auf, die der Beschaffenheit unseres Erkenntnisvermögens entstammen soll. Kant zeigt nicht, welchen Zweck es eigentlich hat, daß der Raum als Form der Anschauung unserem geistigen Wesen a priori verliehen wurde, so daß der Raum außer uns nichts ist. Außer uns, sagt er, „bedeutet die Vorstellung vom Raume gar nichts". (Kritik der reinen Vernunft, S. 62, Vorländer S. 75.) In seinen Prolegomenen spricht er freilich von der „Berührung des vollen Raumes (der Erfahrung) mit dem leeren. (wovon wir nichts

wissen können, den Noumenis)" (S. 102, Vorländer S. 125). Danach gäbe es in der Welt der Dinge an sich doch einen Raum, aber einen „leeren", also einen Raum ohne Unterschiede und Bewegungen der Dinge im Raum. Eine solche Raumvorstellung bedeutet wieder für uns „gar nichts".

Mit diesem leeren Raum Kants ist nicht zu verwechseln das Vakuum der Physiker. Bei diesem ist es eine strittige Frage, ob die Zwischenräume zwischen den von uns wahrgenommenen Körpern von nichts erfüllt sind, ob sie ein „Vakuum" bilden oder ob wir zwischen den Körpern einen Stoff ganz eigener Art, den Aether, annehmen müssen.

Das ist eine Frage, die nur von den Physikern durch Schlüsse aus Erfahrungen, nicht von den Philosophen durch erkenntniskritische Spekulationen beantwortet werden kann. Diese eventuellen leeren Zwischenräume zwischen den ausgedehnten Körpern sind natürlich etwas ganz anderes, als die Annahme eines Raumes, in dem irgend etwas Ausgedehntes nicht zu finden ist. Von einem derartigen Raume dürfen wir wohl sagen, er sei nichts.

Welchen Zweck hat nun die Eigenschaft unseres Erkenntnisvermögens, daß ihm die Form der räumlichen Anschauung a priori zu eigen ist? Kant glaubt doch an einen allweisen Gott, der die Welt höchst zweckmäßig eingerichtet hat. Welchem Zweck dient also das „a priori" des Raumes?

Gelegentlich spricht Kant von den transzendentalen Ideen, d. h. solchen Ideen, die aller Erfahrung vorhergehen, zu „nichts Mehrerem bestimmt", als dazu „lediglich Erfahrungserkenntnis möglich zu machen". (Prolegomena, Anhang, Ausgabe Vorländer, S. 151.) Er unterscheidet ausdrücklich transzendental von transzendent, die Erfahrung überschreitend.

Kant sagt:

„Die transzendentalen Ideen eben dadurch, daß man ihrer nicht Umgang haben kann, daß sie sich gleichwohl niemals wollen realisieren lassen, dienen dazu, nicht allein uns wirklich die Grenzen des reinen Vernunftgebrauches zu zeigen, sondern auch die Art, solche zu bestimmen; und das ist auch der Zweck und Nutzen dieser Naturanlage unserer Vernunft, welche Metaphysik, als ihr Lieblingskind, ausgeboren hat, dessen Erzeugung, so wie jede andere in der Welt, nicht dem ungefähren Zufall, sondern einem ursprünglichem Keime zuzuschreiben ist, welcher zu großen Zwecken[1]) weislich organisiert ist. Denn Metaphysik ist vielleicht mehr als irgendeine andere Wissenschaft, durch die Natur selbst ihren Grundzügen nach in uns gelegt und kann gar nicht als das Produkt einer beliebigen Wahl oder als zufällige Erweiterung beim Fortgange der Erfahrungen (von denen sie sich gänzlich abtrennt) angesehen werden." (Prolegomena S. 101; Ausg. Vorländer S. 124.)

---

[1]) Von mir unterstrichen. K.

Also Metaphysik ist eine Wissenschaft von der Natur dazu ausersehen, im Gegensatz zu den anderen Wissenschaften vom „Fortgang der Erfahrungen" nichts zu lernen.

Und der Vernunft ist der Drang nach Ueberschreitung der Grenzen des Erkennens höchst weislich zu dem großen Zwecke verliehen, die Grenzen des Vernunftsgebrauchs zu zeigen. Wäre dieser große Zweck nicht leichter zu erreichen dadurch, daß die Vernunft a priori die Gabe besäße, die Grenzen ihres Gebrauchs nicht überschreiten zu wollen?

Freilich, wenn wir schon eine allweise Gottheit annehmen (oder eine weise „Natur", was dasselbe ist), die die Welt höchst zweckmäßig eingerichtet hat, dann wäre es wohl am zweckmäßigsten gewesen, wenn diese gütige Macht uns a priori die Fähigkeit verliehen hätte, die Dinge an sich ganz so zu erkennen, wie sie sind.

Nun hatten wir uns damit abfinden müssen, daß unsere Erkenntnis der Dinge an sich, das heißt, der Außenwelt, nur begrenzt und relativ ist. Jetzt aber fügt Kant mit seiner Entdeckung der Idealität des Raumes noch die Behauptung hinzu, unser Erkenntnisvermögen sei so eingerichtet, daß es in unserem Bewußtsein körperliche Ausdehnungen, Beziehungen und Bewegungen zur Anschauung bringt, die außer uns gar nicht vorhanden sind. Unser Erkenntnisvermögen lügt uns demnach eine Außenwelt vor, die es in Wirklichkeit gar nicht gibt, und verbirgt uns dadurch die wirkliche Außenwelt. Unser Erkenntnisvermögen wäre damit nicht ein Vermögen begrenzten Erkennens, sondern ein unübersteigbares Hindernis jedes Erkennens.

Das steht in krassem Widerspruch zu der Zweckmäßigkeit einer ordnenden Weltvernunft, die Kant annimmt, aber auch zu jener Zweckmäßigkeit, die von den Materialisten beobachtet und anerkannt wird, die eine Zweckmäßigkeit nicht in der Gesamtheit der Natur, wohl aber innerhalb des einzelnen Organismus feststellen. Alle seine Organe und ihre Funktionen sind im Laufe der Entwicklung der belebten Welt für die Zwecke seiner Erhaltung angepaßt worden.

Sowohl vom idealistischen, wie vom materialistischen Standpunkte aus bleibt es unbegreiflich, wieso der Mensch a priori mit einer Form des Anschauens begabt werden konnte, die ihm eine Umwelt vorgaukelt, von der in Wirklichkeit außer ihm nicht das Mindeste zu finden ist. Denn wenn der Raum außer uns „nichts ist", ist auch alles, was wir im Raume anschauen, nichts.

Um uns das annehmen zu lassen, müßten die Beweise dafür zwingendster Art sein. Die sehr anfechtbaren „Meinungen" und „Hypothesen", die Kant dafür vorbringt, reichen nicht aus.

Sechstes Kapitel.

Die Idealität der Zeit.

Aehnlich, wie die Idealität des Raumes, beweist Kant die der Zeit. Seine Hauptbeweise dafür lauten:

1. „Die Zeit ist kein empirischer Begriff, der von einer Erfahrung abgezogen worden. Denn das Zugleichsein oder Aufeinanderfolgen würden selbst nicht in die Wahrnehmung kommen, wenn die Vorstellung der Zeit nicht a priori zugrunde läge. Nur unter deren Voraussetzung kann man sich vorstellen, daß einiges zu einer und derselben Zeit (zugleich) oder in verschiedener Zeit (nacheinander) sei."

2. „Die Zeit ist eine notwendige Vorstellung, die allen Anschauungen zugrunde liegt. Man kann in Ansehung der Erscheinungen überhaupt die Zeit selbst nicht aufheben, ob man zwar ganz wohl die Erscheinungen aus der Zeit wegnehmen kann. Die Zeit ist also a priori gegeben." (Kritik der reinen Vernunft, Ausg. Hartenstein, S. 64, 65, Vorländer, S. 78.)

Betrachten wir zunächst den zweiten Beweis: Kant meint, man könne die Erscheinungen aus der Zeit wegnehmen und die Zeit bleibe. Das heißt aber doch nichts anderes, als daß man bei der Aufeinanderfolge der Erscheinungen von den Erscheinungen absehen könne, und dann immer noch die Aufeinanderfolge bleibe. Kant wurde zu dieser Auffassung offenbar verführt durch die Mathematik, deren Erkenntnisse a priori es ihm angetan haben. Auch sie operiert mit bloßen Verhältnissen und sieht von den verschiedenen Dingen ab. Aber den Ausgangspunkt der Zahl bildet das Zählen von Dingen. Später allerdings handhabt der Rechnende die Zahlen unter Absehung von den Dingen, aber er tut das mit der Annahme, daß die Dinge, die er zählt, alle völlig gleich seien. Das ist die Voraussetzung jeder mathematischen Operation. Man kann nicht etwa zehn Nüsse zu zwei Aepfeln hinzuaddieren oder mit ihnen multiplizieren.

Nur unter der Voraussetzung der Gleichheit der Dinge kann man bei Rechnungen ohne Dinge, mit bloßen Zahlen operieren.

Hat man sich dieses Absehen von den Dingen einmal angewöhnt, dann bekommen die Zahlen freilich einen sehr geheimnisvollen Schein. Sie erscheinen als besondere, unwandelbare Dinge. Pythagoras sah in der Zahl das Wesen aller Dinge, also das „Ding an sich". Plato kam auch zu dieser Meinung.

In Wirklichkeit aber sind die Zahlen nichts als gezählte gleiche Dinge, oder wenn man lieber will, Erscheinungen. Es sind nicht bloß Körper, die man zählen kann, sondern auch Wärmegrade oder Fallgeschwindigkeiten usw.

Die einzige Zahl, bei der nicht nur während der arithmetischen Operation, sondern dauernd von jeder Erscheinung abgesehen wird, ist die Null, das „Nichts". Aber mit Nullen allein ist keine arithmetische Operation möglich.

Bedeuteten die Zahlen nicht gezählte Dinge, dann wären sie Worte ohne Inhalt und ohne Sinn. Und ebenso wird die Zeit ein Wort ohne Inhalt und ohne Sinn, wenn man absieht von der Aufeinanderfolge der Erscheinungen.

Nun fragt Kant freilich: Wie soll ich diese Aufeinanderfolge wahrnehmen, wenn nicht die Vorstellung der Zeit ihr a priori zugrunde liegt? Sicher muß ein bestimmtes geistiges Vermögen vorhanden sein, soll eine Aufeinanderfolge von Erscheinungen wahrgenommen werden können. Das gilt von der Aufeinanderfolge in der Zeit ebenso wie von der im Raume. Aber ist dazu eine bestimmte Vorstellung notwendig?

Wenn man das annähme, müßte da nicht auch die Vorstellung der Farbe schon in mir a priori vorhanden sein, damit ich Farbenunterschiede wahrnehme, und die Vorstellung der Bewegung, damit ich Bewegungen, die des Tones, damit ich Töne, des Geruches, damit ich Gerüche erkenne, der Wärme, um Temperaturdifferenzen wahrzunehmen? Und so fort ins Unendliche?

Das behauptet Kant selbst nicht. Aber warum soll gerade immer die Zeit einer solchen Vorstellung a priori bedürfen und nicht auch etwa die Wärme? Natürlich ist, wie das Wahrnehmen der räumlichen und aller anderen Unterschiede, so auch das der zeitlichen Unterschiede der Erscheinungen von bestimmten geistigen Fähigkeiten abhängig, die a priori angeboren, in mir vorhanden sein müssen. Beim Raume sind diese Fähigkeiten das Seh- und Tastvermögen, bei der Zeit das Gedächtnis, das Erinnerungsvermögen.

Ein Wesen, das sich nicht erinnern könnte, bei dem jeder Eindruck der Gegenwart sofort mit ihr verlöschte, das nicht imstande wäre, die Eindrücke des Augenblicks mit Erinnerungen an frühere Eindrücke zu vergleichen, vermöchte natürlich nicht eine Aufeinanderfolge von Erscheinungen wahrzunehmen, es vermöchte keine Vorstellung der Zeit zu gewinnen, die im Grunde zunächst nichts ist, als eine Art der Ordnung unserer Erinnerungen. Beim Tiere sind es nur seine persönlichen Erinnerungen, beim Menschen gesellen sich dank der Sprache und der Schrift dazu die überlieferten Erinnerungen früherer Generationen, und schließlich erreicht der menschliche Scharfsinn eine Höhe, die ihm erlaubt, aus gegenwärtigen stummen Zeugen einer Vergangenheit, die über das Dasein der Menschheit hinausreicht, ebenfalls noch Mitteilungen über deren Vorzeit zu gewinnen. Aber auch diese fremden Ueberlieferungen müssen von mir aufgenommen und dadurch gewissermaßen zu meinen eigenen Erinnerungen geworden sein, sollen sie zu meiner Zeitvorstellung beitragen.

Diese ihre subjektive Seite tritt auch darin zutage, daß ebenso wie im Raume, auch in der Zeit der einzelne Mensch sich in ihrem Mittelpunkt fühlt. Seine jeweilige Gegenwart schneidet

stets die Zeit in zwei Hälften, in die Zeit vor ihm und die hinter ihm.

Dabei walten freilich große Unterschiede zwischen dem Raum und der Zeit ob. Im Raume unterscheidet der Mensch drei Dimensionen. Die Reihe seiner Erinnerungen bildet dagegen nur eine einzige lange Kette. Will man hier von Dimensionen sprechen, so besitzt die Zeit nur eine, die der Länge. Andererseits ist nach allen Richtungen hin meine Raumvorstellung eine gleichmäßige. Meine Zeitvorstellung zerfällt dagegen in zwei Hälften mit den widersprechendsten Merkmalen. Auf der einen Seite die Vergangenheit, auf der anderen die Zukunft. In jener ist Bestimmtheit und Unabänderlichkeit, in dieser sehen wir nur Unbestimmtheit und Freiheit. Das Bewußtsein der Vergangenheit stammt aus den Eindrücken, die nacheinander in mein Gedächtnis eintreten, die Zukunft dagegen ist in unserem unbewußten Seelenleben früher vorhanden als in unserem Bewußtsein. Sie lebt in uns als Trieb der Selbsterhaltung, der Verlängerung des Lebens.

Diese Verlängerung ist jedoch nicht anders denkbar denn als Verlängerung meines bisherigen Lebens, dessen ich mich erinnere, der Trieb der Selbsterhaltung führt daher notwendig zur Verlängerung der aus den Erinnerungen meines bisherigen Lebens projizierten Linie der Vergangenheit über die Gegenwart hinaus.

So vereinigen sich die beiden so gegensätzlichen Vorstellungen der Vergangenheit und Zukunft in der Vorstellung einer einheitlichen Zeit. Und diese Vorstellung soll a priori schon in uns stecken!

Richtig ist, daß alle diese Vorgänge, die zur Bildung der Zeitvorstellung führen — Erinnern, Ordnen der Erinnerungen, Verlangen nach Weiterleben, Verlängerung der Zeitvorstellung über die Gegenwart hinaus — nur geistige Vorgänge sind, nur in unserem Innern stattfinden, durch unsere angeborene geistige Beschaffenheit bestimmt werden. Darauf weist Kant auch hin:

„Die Zeit ist nichts anderes als die Form des inneren Sinnes, das ist des Anschauens unserer selbst und unseres inneren Zustandes." (Kritik der reinen Vernunft, S. 80, Ausg. Vorländer.)

Aber das Material, mit dem dieser „innere Sinn" arbeitet, stammt ebenso wie die Raumvorstellung aus der Außenwelt. Nur ersteht die letztere Vorstellung direkt aus den Seh- und Tastempfindungen. Bei der Zeit müssen die durch Reize der Außenwelt hervorgerufenen Empfindungen erst im Gedächtnis aufgespeichert werden, ehe sie eine Zeitvorstellung bilden. Ohne Erfahrung kommt diese jedoch ebensowenig zustande, wie die Raumvorstellung.

Wie bei dem Raume müssen wir übrigens auch hier fragen: Woher rühren die Unterschiede unserer Anschauungen, wenn ihnen allen eine notwendige Vorstellung, hier vom Raume, dort

von der Zeit, a priori, vor aller Erfahrung zugrunde liegt? Auch die zeitlichen Unterschiede könnten unter dieser Voraussetzung nicht aus der Außenwelt stammen, sie müßten aus unserem Innern herrühren. Wie beim Raume kommen wir bei der Zeit ebenfalls zu dem Schlusse, daß, wenn sie eine Vorstellung a priori ist, alle Veränderungen und Bewegungen der Welt, die wir wahrzunehmen glauben, nur Produkte unseres Kopfes sind, daß also entweder die ganze Welt nur in unserem Kopfe besteht oder unser Erkenntnisvermögen ein raffiniertes Mittel ist, uns die Außenwelt in krassesten Lug und Trug zu verkehren. Und das soll dann „Erfahrung" sein und Mittel der Erkenntnis!

Albert Lange meint freilich, was sei weiter dabei? Er sagt (Geschichte des Materialismus, II., S. 28):

„Die Tatsache, daß wir überhaupt erfahren, ist doch jedenfalls durch die Organisation unseres Denkens bedingt und diese Organisation ist vor der Erfahrung vorhanden."

So weit so gut. Aber nun fährt er ganz harmlos fort:

„Sie (unsere Organisation) führt uns dazu, einzelne Merkmale an den Dingen zu unterscheiden und dasjenige, was in der Natur untrennbar verbunden und g l e i c h z e i t i g ist[1]), sukzessive (aufeinanderfolgend) aufzufassen."

Also in der Natur ist alles gleichzeitig. Nicht meine Erfahrung, sondern die vor der Erfahrung bestehende Organisation meines Denkens bewirkt es, daß mein Alter mir später erscheint, als meine Jugend; sie verführt mich, meine verstorbenen Ahnen in die Zeit vor mir zu verlegen. Und doch ist in der Natur alles gleichzeitig; der Neandthalmensch, Tutankamon, Cäsar und Stinnes, oder vielmehr die Dinge an sich, die diesen Erscheinungen zugrunde lagen.

Denn Kant tröstet uns: Für die Welt der Erscheinungen haben Raum und Zeit „objektive" Realität, bloß für die Welt der Dinge an sich existieren sie nicht. Dort ist alles gleichzeitig und gleich nah oder gleich fern, dort gibt es kein Werden und Vergehen.

Wie steht es da aber mit dem Sterben? Die Erscheinung stirbt, aber das Ding an sich, das hinter ihr steht, vergeht nicht, wie es auch nicht geboren wurde. Das Geborenwerden und Sterben ist nicht etwas, was wirklich vor sich geht, sondern eine Einbildung unseres sonderbaren Erkenntnisvermögens, das a priori nur auf Hirngespinste eingerichtet ist, um auf diesem famosen Wege Erkenntnisse zu sammeln.

S i e b e n t e s K a p i t e l.

Die Notwendigkeit.

Kant begnügt sich nicht damit, R a u m u n d Z e i t, die Formen d e s A n s c h a u e n s, unabhängig von jeder Erfahrung a priori

[1]) Von mir unterstrichen. K.

in unser Erkenntnisvermögen zu verlegen. Er tut dasselbe auch von den „Kategorien", den Formen des Denkens.

Dazu gehört vor allem die Kausalität, die Verknüpfung von Ursache und Wirkung, welchen Begriff er mit Hume dahin definiert, „daß etwas so beschaffen sei, daß, wenn es gesetzt ist, daher auch etwas anderes notwendig gesetzt werden müsse". Hume bestritt, daß es eine objektive Notwendigkeit gebe. Kant hielt Humers Beweis für „unwidersprechlich". „Es ist gar nicht abzusehen, wie darum, weil etwas ist, etwas anderes notwendigerweise auch sein müsse." (Kant, Prolegomena, S. 5, Vorländer, S. 4.)

Kant meint, daß Hume mit dieser Anschauung für das Gebiet der Erfahrung recht habe. Er folgert daher:

„daß auf diese Weise (aus der Beobachtung der Regelmäßigkeit der Erscheinungen) der Begriff der Ursache gar nicht entspringen kann, sondern daß er entweder völlig a priori im Verstande gegründet sein oder als ein bloßes Hirngespinst gänzlich aufgegeben werden müsse. Denn dieser Begriff erfordert durchaus, daß etwas (A) von der Art sei, daß ein anderes (B) daraus notwendig und nach einer schlechthin allgemeinen Regel folge. Erscheinungen geben gar wohl Fälle an die Hand, aus denen eine Regel möglich ist, nach der etwas gewöhnlichermaßen geschieht, aber niemals, daß der Erfolg notwendig sei. Daher der Synthesis der Ursache und Wirkung auch eine Dignität anhängt, die man gar nicht empirisch ausdrücken kann, nämlich, daß die Wirkung nicht bloß zu der Ursache hinzukomme, sondern auch durch dieselbe gesetzt sei und aus ihr erfolge". (Kritik der reinen Vernunft, S. 100, 111, ed. Vorl., S. 134.)

Kant erklärt weiter:

„Dingen an sich selbst würde ihre Gesetzmäßigkeit notwendig, auch außer einem Verstande, der sie erkennt, zukommen. Allein Erscheinungen sind nur Vorstellungen von Dingen, die nach dem, was sie an sich sein mögen, unerkannt da sind. Als bloße Vorstellung aber stehen sie unter gar keinem Gesetze der Verknüpfung, als demjenigen, welches das verknüpfende Vermögen vorschreibt." (Kritik der reinen Vernunft, S. 134, ed. Vorl., S. 164.)

Also ist es gar nicht anders möglich, als daß die Kategorien des Denkens nicht Begriffe der Erfahrung sind, sondern a priori in unserem Erkenntnisvermögen stecken.

Diese Schlußfolgerung ist unabweisbar, wenn wir annehmen, daß die einzelnen Dinge völlig unerkannt und unerkennbar, und Raum und Zeit, also auch die Veränderungen und Bewegungen der Dinge bloß in unserem „Gemüt", bloß für uns, nicht außer uns vorhanden sind.

Wir sind aber zu dem Schlusse gekommen, daß die Organisation unseres Erkenntnisvermögens uns zwar nicht vereinzelte Dinge außer uns zeigt, wie sie sind, wohl aber ein Verhältnis zwischen uns und den Dingen, und daß wir deren Unterschiede, Bewegungen und Veränderungen sehr wohl erkennen können.

Das Ding an sich ist für uns eine Grenze des Erkennens der Außenwelt, was etwas ganz anderes ist, als die Unmöglichkeit ihres Erkennens. Gehen die Erscheinungen, die wir als Bewegungen und Veränderungen der Dinge außer uns ansehen, wirklich vor sich, so gehen sie auch in Räumen und Zeiten vor sich, die wirklich sind. Dann sind auch die regelmäßigen Aufeinanderfolgen wirklich, sie sind keineswegs Kategorien, die vor aller Erfahrung in unserem Verstande bestehen, wenn auch das Zustandekommen der Erfahrung abhängig ist von bestimmten Fähigkeiten desselben, die ihm a priori, vor der Erfahrung, als Anlagen innewohnen, die jedoch erst durch Anwendung und Uebung zu wirksamen Faktoren werden.

Kant unterscheidet zwölf Kategorien, die der „Verstand a priori in sich enthält": Es sind drei der Quantität: 1. Einheit, 2. Vielheit, 3. Allheit. Drei der Qualität: 1. Realität, 2. Negation, 3. Limitation. Drei der Relation: 1. Inhärenz und Subsistenz, 2. Kausalität und Dependenz (Ursache und Wirkung). 3. Gemeinschaft (Wechselwirkung zwischen dem Handelnden und Leidenden). Endlich drei der Modalität: 1. Möglichkeit — Unmöglichkeit, 2. Dasein — Nichtsein, 3. Notwendigkeit — Zufälligkeit. (Kritik der reinen Vernunft, S. 100, Vorl. S. 121.)

Diese Begriffe, sagt Kant, stammen nicht aus der Erfahrung, sie machen erst die Erfahrung möglich.

Sicher kann man zu den Begriffen der Einheit und Vielheit nicht kommen, wenn man nicht die geistige Fähigkeit a priori besitzt, zu zählen. Aber wie sollte man zu diesen Begriffen anders gelangen können, als durch Zählen? Am sonderbarsten ist wohl die Wechselwirkung zwischen dem Handelnden und Leidenden, deren Begriff a priori, vor allem Handeln und allem Leiden in uns gegeben sein soll.

Diese Kategorientafel wollte Kant zum Grundstein seiner Lehre machen, trotzdem brauchen wir uns hier nicht weiter mit ihr zu beschäftigen. Sie ist von seinen Anhängern selbst fallen gelassen worden.

Aber an der Apriorität der Kausalität und der Notwendigkeit halten sie fest. Sie ist ihnen unentbehrlich.

Mit diesen Begriffen müssen wir uns noch beschäftigen. Vor allem müssen wir uns klar werden darüber, was wir unter dem Verhältnisse von Ursache und Wirkung und unter der Notwendigkeit verstehen.

In der Einleitung zur Kritik der reinen Vernunft sagt Kant, daß der Satz, alle Veränderungen müssen eine Ursache haben, aus dem „gemeinsten Verstandesgebrauche" herrühre. (S. 35, Vorl. S. 43.)

So spricht auch Albert Lange in seiner Geschichte des Materialismus (II., S. 46) von der „unmittelbar aus der Natur des Men-

schengeistes hervorgehenden Nötigung, zu jedem Ding eine Ursache anzunehmen".

Diese Nötigung scheint dem Geiste in der Tat „von Natur aus", also a priori innezuwohnen. Aber Kant irrt, wenn er hinzufügt, daß für den „gemeinsten Verstandesgebrauch" der Begriff einer Ursache offenbar den Begriff einer Notwendigkeit der Verknüpfung mit einer Wirkung und einer strengen Allgemeinheit der Regel enthält.

Die „strenge Allgemeinheit der Regel" ist keineswegs von vornherein mit dem Verhältnis von Ursache und Wirkung notwendig verbunden. Die Ursache wird „im gemeinsten Verstandesgebrauch" sehr oft in einem Sinne aufgefaßt, in dem man sie besser nur als Veranlassung bezeichnet.

Läge die Annahme einer „strengen Allgemeinheit der Regel" in der „Natur des Menschengeistes", dann könnte es doch nicht vorkommen, daß Menschen zu ihren Gottheiten beten, um irgendein Ereignis herbeizuführen oder abzuwenden. Solches Tun gehörte lange Zeit sehr zum „gemeinsten Verstandesgebrauch".

Wenn im ganzen Weltgetriebe notwendigerweise kraft der Organisation unseres geistigen Apparates Notwendigkeit angenommen wird, woher dann der Glaube an Mächte, die jenes Getriebe nach Belieben abändern können? Und woher die Annahme von Zufälligkeiten?

Kant selbst unterscheidet zwischen einer Kausalität der Naturgesetzlichkeit und einer Kausalität der Freiheit. (Kritik der reinen Vernunft, S. 316, Vorl. S. 472.)

Das Suchen nach der Ursache einer Erscheinung finden wir allerdings schon in der Tierwelt. Aber nicht von jeder Erscheinung sucht das Tier die Ursachen, sondern nur von solchen, die es überraschen oder die für seine Existenz bedeutsam sind. Wenn das Wild im Walde einen Laut hört, der ihm nicht vertraut ist, sucht es nach dessen Ursache. Albert Lange sagt:

„Es geschieht durch den Kausalbegriff, daß der Affe — hierin, wie es scheint, menschlich organisiert — mit der Pfote hinter den Spiegel greift oder das neckische Gerät umdreht, um die Ursache der Erscheinung seines Doppelgängers zu suchen." (Geschichte des Materialismus, II, S. 46/47.)

Aehnliches Tun kann man auch bei anderen höheren Tieren beobachten, man könnte daher in bezug auf den Kausalbegriff nicht nur von der menschlichen Organisation des Affen, sondern auch von der tierischen Organisation des Menschen reden.

Nur bei überraschenden Erscheinungen forscht das Tier nach den Ursachen. Das Wild, das die Ohren spitzt, wenn es einen ihm nicht vertrauten Laut vernimmt, hört gleichmütig das Rauschen des Windes in den Bäumen an. Es wird nie nach dessen Ursachen suchen.

Und mit dem Menschen ist es nicht anders. Sein Geist ist auch hier tierisch organisiert. Mit Recht setzt Plato in die Verwunderung den Anfang der Weisheit. Der Grundsatz: Nil admirari, sich über nichts verwundern, wird von Horaz gepriesen nicht als Weg zu philosophischem Erkennen, sondern als Weg zu philosophischer Gemütsruhe.

Der Fortschritt der Erkenntnis wird bewirkt durch Erweiterung des Kreises der Erscheinungen, über die wir uns verwundern, nach deren Ursachen wir daher forschen. Die Wissenschaft bringt es schließlich fertig, auch in den alltäglichsten und scheinbar unbedeutendsten Erscheinungen, an denen der Unwissende gleichgültig vorbeigeht, Anlaß zum Verwundern und daher zum Forschen nach Ursachen zu finden.

Wie wir den Trieb des Suchens nach Ursachen schon im Tiere tätig sehen, so auch die instinktive Anerkennung von der notwendigen Aufeinanderfolge bestimmter Erscheinungen. Besser als der Mensch vermögen manche Tiere aus bestimmten Erscheinungen auf das kommende Eintreten bestimmter Ereignisse zu schließen und diese den Menschen zu verkünden. Worauf beruhen die Wetterprophezeiungen des Laubfrosches und der Spinne, wenn nicht auf instinktiv als notwendig gefühlten Zusammenhängen?

Die Annahme einer Notwendigkeit ist viel früher als tierischer Instinkt da wie als menschliche Vorstellung.

Die Instinkte sind dem einzelnen Individuum a priori gegeben. Aber sie werden ein unerklärliches Mysterium, wenn wir annehmen, daß auch die Gattung sie seit jeher a priori besitze. Sie muß sie, wie alle ihre Eigenschaften, erworben haben durch Einwirkungen der Umwelt.

Zu den instinktiven Ausgangspunkten der Gefühle der Kausalität und Notwendigkeit gesellen sich bei höheren Tieren und am meisten beim Menschen bewußte Beobachtungen, aus denen er auf manche kausale und notwendige Zusammenhänge schließt. So kommen wir auf eine Wurzel dieser Begriffe, die nicht mehr bloß für die Gattung, sondern auch für das einzelne Individuum aus der Erfahrung stammt, nicht a priori vorhanden ist.

Die Vorgänge, die der Mensch beobachtet, teilen sich in zwei Gruppen: einmal Vorgänge, die sich nur einmal ereignen, nicht wiederkehren, und solche, die sich zeitweise wiederholen, wo also immer wieder in gleicher Weise auf eine bestimmte Erscheinung eine andere folgt. Die ersten sind in keine Regel zu bringen. Wir bezeichnen sie als zufällige. Die Art der Wiederholung der anderen bildet ihre Regel, ihr Gesetz, wie man nicht ganz glücklich sagt, da das Wort Gesetz zweierlei Bedeutungen hat: einmal eine *Vorschrift* dessen, was sein oder was getan werden *soll* — eine Vorschrift, stets von Menschen für andere Menschen erlassen. Und auf der anderen Seite zunächst nichts als eine *Be-*

s c h r e i b u n g der regelmäßigen Wiederkehr von Vorgängen, die sich in der Umwelt, der Natur, ohne Zutun des Menschen vollziehen.

Diese beobachtete Regelmäßigkeit oder Gesetzmäßigkeit erscheint uns leicht als Notwendigkeit, worunter wir nichts anderes verstehen, als das Gegenteil des Zufalles.

Aber die Regelmäßigkeit der Wiederkehr einer Aufeinanderfolge der Erscheinungen interessiert uns, wie wir noch sehen werden, vor allem im Hinblick auf unsere Praxis, unsere Zukunft. Wir schließen, weil ein Vorgang sich bisher nach unseren Beobachtungen immer in gleicher Weise abgespielt hat, müsse das in alle Zukunft ebenfalls so sein. Dafür gibt uns aber die bloße Beobachtung einer öfteren Wiederkehr einer Reihe von Vorgängen der gleichen Art keine absolute Gewähr, nur große Wahrscheinlichkeit. Darin haben Hume und Kant vollkommen recht.

Doch der Mensch bleibt nicht dabei, die einzelnen Regelmäßigkeiten jede für sich allein zu betrachten. Bei oftmaliger Wiederkehr der Beobachtungen findet er auch regelmäßige Zusammenhänge zwischen einzelnen Regelmäßigkeiten, und wieder regelmäßige Zusammenhänge zwischen diesen Zusammenhängen in immer höherer Ordnung, bis schließlich alle Regelmäßigkeiten in einem Gesamtzusammenhang vereinigt sind, in dem jede einzelne Regelmäßigkeit die andere stützt oder dem Zusammenhang der anderen mindestens in widerspruchsloser Weise eingegliedert ist.

Durch diesen Zusammenhang der Gesamtheit der betrachteten Regelmäßigkeiten wird jede einzelne zu wissenschaftlicher Gewißheit, was weit mehr bedeutet, als jene aus bloßer Beobachtung einer einzelnen Regelmäßigkeit entstehende Gewohnheit, ihre Ausgangspunkte und deren Konsequenzen miteinander zu verknüpfen, die Hume als Wurzel des Begriffes der Notwendigkeit ansieht.

So wie das einzelne Ding an sich nicht erkennbar ist, wohl aber die Zusammenhänge der Dinge, so gibt uns auch die Beobachtung der einzelnen Regelmäßigkeiten noch keine Gewißheit ihrer steten Wiederkehr; wohl aber gewinne ich einen hohen Grad von Gewißheit aus der Herstellung eines Gesamtzusammenhanges der beobachteten Regelmäßigkeiten.

Das Tier weiß noch nichts davon, daß es sterben muß. Es weiß bloß aus Beobachtung an anderen Tieren, daß es sterben kann. Nicht anders geht es den Wilden. Der Kulturmensch mit seinen weit zurückreichenden Dokumenten weiß, daß alle Menschen der früheren Jahrhunderte gestorben sind. Er schließt daraus, daß alle Menschen sterben müssen. Aber wissenschaftlich erwiesen ist diese beobachtete Regelmäßigkeit erst, seitdem sie der Gesamtheit der physiologischen Regelmäßigkeiten einverleibt

wurde, die uns das Werden und Vergehen der einzelnen Organismen vom einfachsten bis zum kompliziertesten zeigen. Zu unserer Ueberraschung finden wir aber bei näherem Zusehen noch mehr. Die Regel, daß alle Organismen sterben müssen, gilt nicht mit Bestimmtheit für die einfachsten unter ihnen. Es ist möglich, daß sie nicht sterben müssen. Bei den komplizierteren Arten sind kraft der Arbeitsteilung die Funktionen der steten Erneuerung des Organismus, seiner Fortpflanzung, auf bestimmte Zellen beschränkt, die Keimzellen, die vielleicht unsterblich sind, wie seit Weismann vielfach angenommen wird. Um so sicherer zeigen sich die übrigen Zellen, die Körperzellen, in gewissem Sinne als Glieder einer unendlichen Kette, der allmählichen Abnützung und schließlichem Versagen, dem Tod geweiht.

In diesen Zusammenhang gebracht bedeutet der Satz, daß alle Menschen sterben müssen, doch mehr als einen aus bloßer Beobachtung von Regelmäßigkeiten angenommenen oder bloß auf hohe Wahrscheinlichkeit gegründeten Satz.

Oder aber nehmen wir eine andere Regelmäßigkeit: Die stete Aufeinanderfolge von Tag und Nacht, von Sommer und Winter. Wenn wir eine dieser Aufeinanderfolgen bloß für sich allein betrachten, dann ist nicht einzusehen, warum sie notwendig sein sollen. In der Tat nahm die Bibel an, die Sonne habe einmal ihren Lauf unterbrochen, um auf einige Stunden stille zu stehen, damit das auserwählte Volk Gottes Zeit gewinne, eine begonnene Schlacht siegreich zu vollenden.

Die Sache bekam ein anderes Gesicht erst, als man daran ging, die regelmäßige Wiederkehr derselben Bewegungen der Sonne nicht für sich allein zu betrachten, sondern in Zusammenhang mit anderen beobachteten Regelmäßigkeiten zu bringen und diese Zusammenhänge wieder auf andere höhere Zusammenhänge zu beziehen. Als aus diesem Netz von Zusammenhängen die Erkenntnis der Kugelgestalt der Erde und ihrer Drehung um ihre Achse hervorging, dann die gleiche Drehung bei anderen Sternen festgestellt wurde; ebenso das Kreisen aller Planeten, die Erde inbegriffen, in elliptischen Bahnen um die Sonne, und als endlich gar alle diese Regelmäßigkeiten in Zusammenhang gebracht wurden mit der ständigen Wiederkehr von Ebbe und Flut sowie mit den Fallgesetzen, den Regelmäßigkeiten der Anziehung der Massen aufeinander, da war die Notwendigkeit der Aufeinanderfolge von Tag und Nacht, von Sommer und Winter erwiesen.

Aber freilich erscheint nun auch diese Notwendigkeit nicht als eine ewige. Früher mochte man meinen, Tag und Nacht werde es immer geben. Die Ausdehnung des Kreises der regelmäßigen Zusammenhänge, zu denen man die Welt der Sterne in Beziehung bringt, zeigt uns, daß Sonnensysteme ebenso entstehen und vergehen wie einzelne Organismen. Es gehört zu den Großtaten

Kants, zuerst gezeigt zu haben, wie sich die Entstehung eines solchen vollziehen kann.

Schon in dieser Beziehung ist also auch die wissenschaftlich erwiesene Notwendigkeit oder Gesetzmäßigkeit keine absolute. Sie wirkt stets nur unter bestimmten Bedingungen. Mit diesen kann sich auch die Gesetzmäßigkeit ändern. Sie ist stets nur relativ.

Zunächst erweckte freilich die genaue Regelmäßigkeit, mit der sich die Bewegungen der Gestirne Tag für Tag, Nacht für Nacht wiederholen, den Eindruck einer absoluten, unveränderlichen Notwendigkeit. Der Begriff der Notwendigkeit, soweit er aus bewußter Erfahrung und nicht instinktmäßigem Gefühl hervorgeht, ist wohl zuerst durch die Beobachtung der Sternenbahnen gewonnen worden. Diese Beobachtungen konnten besonders leicht vorgenommen werden in regenarmen Gebieten, wie Mesopotamien oder dem Nilland, mit ihren fast ständig klaren Nächten. Dort ist die Heimat der Astronomie.

Sie wurde noch dadurch gefördert, daß in jenen Gegenden manche astronomischen Erkenntnisse praktische Bedeutung in der Landwirtschaft bekamen. Der Stand der Sterne zeigt an, wann die Zeit des Anschwellens des Nils gekommen ist, wann die richtige Zeit der Aussaat. In Aegypten und Babylonien sind ja die Jahreszeiten nicht so streng durch Klimawechsel geschieden, wie anderswo.

Später lernte man wirkliche oder scheinbare Abhängigkeit mancher Erscheinungen am Menschenkörper von der Stellung der Gestirne kennen. So kehrt die Menstruation der Frauen gewöhnlich in denselben Zeiträumen wieder, wie der Phasenwechsel des Mondes. Auch manche Krankheitskrisen wurden mit dem Wechsel der Mondphasen in Verbindung gebracht.

Aus solchen und ähnlichen Betrachtungen dürfte allmählich der Glaube an eine Abhängigkeit der menschlichen Geschicke von den ewigen Sternen entstanden sein, die mit unerbittlicher Gesetzmäßigkeit ihre Kreise ziehen.

Durch Beobachtung dieser Gesetzmäßigkeiten glaubte man schließlich auch das Geschick jedes einzelnen in den Sternen lesen zu können, das sich mit gleicher Notwendigkeit vollziehe, wie der Gang der Planeten.

So wurde die Idee der Notwendigkeit zum F a t a l i s m u s. Aus der Auffassung, daß in allen sich wiederholenden Vorgängen bestimmte Regelmäßigkeiten, Gesetze, zutage treten, wurde die Auffassung, auch für den einzelnen, singulären, sich nicht wiederholenden Vorgang sei eine Notwendigkeit zu entdecken, der das Individuum nicht entgehen könne, es möge tun, was es wolle.

Wir müssen diese Auffassung hier erwähnen, weil man die materialistische Geschichtsauffassung oft eine fatalistische genannt hat.

Nun ist es aber klar, daß für das Singuläre, das sich nicht wiederholende, eine Regel unmöglich gefunden werden kann. Die Regel bezieht sich eben auf die Wiederholung und wird für uns praktisch wichtig, weil sie uns die Zukunft zu erkennen und unser Handeln danach einzurichten gestattet. Vom Singulären kann ich nie wissen, ob es sich wiederholen wird. Hier ist jede Feststellung einer Gesetzmäßigkeit oder Notwendigkeit, damit auch jeder Fatalismus ausgeschlossen.

Aber freilich, im Fortgang unserer Erkenntnis, je mehr der Kreis der Zusammenhänge wächst, die wir überschauen, je genauer die Behelfe und Methoden unseres Forschens werden, verengt sich immer mehr, wenigstens relativ, im Verhältnis zu der Fülle der beobachteten Regelmäßigkeiten, der Kreis der singulären Vorkommnisse. Und auch in jedem von diesen vermag man immer mehr Elemente zu entdecken, für die bereits Gesetzmäßigkeiten erkannt sind.

So setzt sich in uns die Ueberzeugung fest, daß schließlich alle Vorgänge in der Welt auf gesetzmäßigen Zusammenhängen beruhen, daß jede Erscheinung ihre Ursache hat nicht nur in dem Sinne des „gemeinsten Verstandesgebrauchs" einer Veranlassung, die auch zufällig sein kann, sondern einer Ursache, die ein unvermeidliches Glied einer endlosen Kette von Ursachen und Wirkungen ist. Nach dieser Ueberzeugung gibt es in der Welt keinen Zufall, der Gegensatz zwischen Zufall und Notwendigkeit besteht nicht außer uns, sondern in uns. Als Zufall erscheint uns alles, dessen Ursache uns nicht bekannt ist oder dessen singuläre Erscheinung wir noch nicht restlos in sich wiederholende und daher eine Regelmäßigkeit zeigende Elemente aufzulösen vermochten.

In diesem Sinne können wir sagen, daß es keinen Zufall, nichts Singuläres, Einmaliges gibt.

Da aber unser Wissen beschränkt ist, wir nie dazu gelangen werden, die Unendlichkeit der Welt auszuschöpfen, wird es uns kaum jemals gelingen, alles Singuläre, Zufällige auf Gesetzmäßigkeiten zu reduzieren. Namentlich bei der kompliziertesten der uns bekannten Erscheinungen, der Psyche eines menschlichen Individuums in ihren Wechselwirkungen mit den Psychen anderer Menschen, werden wir vielleicht stets auf Vorkommnisse stoßen, die jeder uns bekannten Regel spotten.

Aber immerhin, auch im Geistesleben des Menschen sind die Gesetzmäßigkeiten, die wir in ihm entdecken, im Zunehmen. Und sie, nicht die Absonderlichkeiten bestimmen das geschichtliche Wirken des Menschengeschlechts.

Je umfangreicher der Gesamtzusammenhang der Regelmäßigkeiten, dem wir jede einzelne von uns festgestellte Regelmäßigkeit widerspruchslos einzuverleiben imstande sind, desto sicherer begründet wird unsere wissenschaftliche Erkenntnis der Natur-

gesetze. Aber deren Gewißheit gilt nur innerhalb dieses Zusammenhanges.

Neue Tatsachen, neue Methoden erweitern ständig den Gesamtzusammenhang unseres Wissens. Passen sie in ihn hinein wie wir ihn bisher auffaßten, dann bekräftigen sie ihn. Aber nicht stets ist das der Fall. Von Zeit zu Zeit treten neuerkannte Regelmäßigkeiten auf, die im Widerspruche stehen zu der bisherigen Ordnung des Gesamtzusammenhanges oder eines seiner Teile. Da wird vieles unsicher, was bisher unzweifelhaft schien. Manche beobachtete Regelmäßigkeit muß nachgeprüft werden, manche wird als irrtümlich erkannt, manche in einen anderen Zusammenhang mit andern gebracht, das ganze Gebäude der Zusammenhänge muß so lange modifiziert werden, bis alles wieder sich widerspruchlos und harmonisch zusammenfügt, ein neuer, höherer Gesamtzusammenhang hergestellt ist.

Dieselbe Erweiterung des Gesamtzusammenhanges, die unsere wissenschaftliche Erkenntnis der Naturgesetze immer sicherer macht, läßt uns auch immer wieder erkennen, daß jede Erkenntnis nur relativer Natur ist.

So kommen wir stets von neuem darauf zurück, daß, wie alles auf dieser Welt, auch ihre Notwendigkeiten nur relativ sind, nur unter bestimmten Bedingungen gelten.

Und doch scheint es einen Weg zu geben, zu der Idee einer absoluten Notwendigkeit zu kommen. Es ist der der Mathematik oder Logik.

Für sie spielt der Satz eine große Rolle, daß Gleiches stets gleich ist Gleichem. Diesem Satze wohnt absolute Notwendigkeit inne, allerdings keine andere als die der Tautologie, da Subjekt und Prädikat dasselbe sagen. Nun kann man den Satz aber nicht bloß auf Dinge beziehen, sondern auch auf Vorgänge. Es liegt nahe, darauf zu schließen, daß gleichen Ursachen stets die gleichen Wirkungen folgen. Und das ist die Form, in der die kausale Notwendigkeit uns erscheint. Sie besagt nicht, daß „weil etwas ist, etwas anderes notwendigerweise auch sein müsse". Hume hat ganz recht, wenn er erklärt, die Notwendigkeit einer solchen Verknüpfung sei a priori nicht abzusehen. Sie besagt bloß: wenn sich einmal gezeigt hat, daß aus etwas (A.) etwas anderes (B.) hervorgeht, dann ist „a priori nicht abzusehen", warum ein andermal unter gleichen Bedingungen aus A. nicht wieder B. folgen soll, sondern etwas drittes, C.

Man mag wohl annehmen, daß diese Auffassung der Notwendigkeit aus der Beschaffenheit unseres Denkapparates stammt; aber sie bildet nicht eine uns angeborene Form des Denkens, sondern eine Schlußfolgerung, die bereits ein Denken voraussetzt.

Sie erscheint uns allerdings wohl deswegen um so eher als selbstverständlich, weil in uns schon aus der Tierzeit her unser

Tun durch die instinktive Anerkennung bestimmter Notwendigkeiten bestimmt wird, worauf wir noch zu sprechen kommen werden.

Also so viel auch an dem Begriff der Notwendigkeit aus unserem „Gemüte", aus angeborenen geistigen Fähigkeiten und Trieben, also a priori herrühren mag, es ist das ganz etwas anderes, als das Kantsche a priori der Denkform.

Und auch die mathematische oder logische Auffassung der Notwendigkeit ist keine absulote.

Sie geht aus von der Voraussetzung der Gleichheit einer Reihe von Erscheinungen (Dingen oder Veränderungen an Dingen). Auf dieser Voraussetzung beruht auch die Notwendigkeit der Mathematik. Aber gerade diese Basis der Notwendigkeit, die angenommene Gleichheit der gezählten Dinge ist in Wirklichkeit nicht zu finden.

Wo zwei Dinge einander auf den ersten Blick gleich zu sein scheinen, erweist es sich bei näherem Zusehen, daß hier nur eine gewisse Uebereinstimmung einiger, uns besonders interessierender Momente besteht, in manchen Einzelheiten aber Abweichungen. Es gibt keine zwei Dinge in der Natur, die sich völlig gleich sind — wenigstens nicht im Bereiche unserer Erfahrungen. Die Notwendigkeit der Sätze der Mathematik besteht daher nur innerhalb der Mathematik. Sobald wir darangehen, sie praktisch in der Welt anzuwenden, müssen wir sie stets an der Hand der Erfahrung kontrollieren.

Und dasselbe gilt für den Satz, daß gleiche Ursachen auch stets (unter gleichen Bedingungen) gleiche Wirkungen hervorrufen. Es gibt in der Wirklichkeit keine absolute Gleichheit der Ursachen und Bedingungen, also auch nicht der Wirkungen, daher kann man hier ebenfalls nicht von einer absoluten, sondern nur von einer relativen Notwendigkeit sprechen.

Ist aber eine relative Notwendigkeit überhaupt noch eine Notwendigkeit? Es mag sein, daß der Sprachgebrauch das Wort Notwendigkeit stets absolut nimmt. Das beweist aber natürlich nicht, daß unsere Auffassung falsch ist, es könnte höchstens ein Grund sein, das Wort Notwendigkeit nicht mehr zu gebrauchen und es durch Regelmäßigkeit oder Gesetzmäßigkeit zu ersetzen. Indessen werden wir noch sehen, daß praktisch für uns der Begriff der Notwendigkeit bestehen bleibt. Und wir müssen auch theoretisch an ihm festhalten, wenn man zwischen Notwendigkeit und Zufälligkeit nichts gelten lassen will, wenn man die Auffassung vertritt, alles in der Welt vollziehe sich entweder notwendig oder regellos.

Entschieden ablehnen müssen wir ebenso wie die Apriorität des Raumes und der Zeit die Apriorität der Kausalität und Notwendigkeit. Und wir müssen froh sein, dies mit guten Gründen tun zu können, denn wie die Idealität der Zeit und des Raumes

wäre auch die Apriorität der Kausalität und Notwendigkeit nur ein Mittel, uns Zusammenhänge in der Welt vorzulügen, die es außer uns nicht gibt und für uns die Welt selbst völlig unerkennbar zu machen.

Achtes Kapitel.

Die Freiheit.

Mit der Apriorität des Raumes, der Zeit und der Kausalität hat Kant die Fenster eröffnet, um in die „intelligible" Welt der Dinge an sich hineinzublicken. Trotz ihrer Unerkennbarkeit hat er erkannt, daß sie raumlos, zeitlos und ursachlos ist.

Aber das ist nur der Ausgangspunkt zu weiteren Erkenntnissen. Von ihnen handelt er außer in seiner Kritik der reinen auch in der der praktischen Vernunft. Will man deren wichtigste hierher gehörigen Gedankengänge kurz zusammenfassen, dann dürfte man am besten der Darstellung folgen, die uns Albert Lange in seiner „Geschichte des Materialismus" gibt. Er versucht dort „Kants wahre Ansicht mit einigen festen und übersichtlichen Zügen zu zeichnen". (II. S. 57.) „Den wesentlichen Gedankengang Kants scharf und vollständig hinzustellen, ohne uns in das Labyrinth seiner endlosen, an die Schnörkel der Gotik erinnernden Begriffsbestimmungen zu verlieren." (S. 58.) Diese wahre Ansicht Kants geht dahin:

„In der Erscheinungswelt hängt alles nach Ursache und Wirkung zusammen. Hiervon macht der Wille des Menschen keine Ausnahme. Er ist dem Naturgesetz ganz und gar unterworfen. Aber dies Naturgesetz selbst mit der ganzen Zeitfolge der Ereignisse ist nur Erscheinung, und die Naturanlage unserer Vernunft führt mit Notwendigkeit dazu, neben der Welt, die wir mit unseren Sinnen wahrnehmen, noch eine eingebildete Welt anzunehmen. Diese eingebildete Welt ist, sofern wir uns von ihr irgendwelche bestimmte Vorstellungen machen, eine Welt des Scheines, ein Hirngespinst. Sofern wir sie aber nur als den allgemeinen Begriff der jenseits unserer Erfahrungen liegenden Natur der Dinge ansehen, ist sie mehr als Hirngespinst; denn eben weil wir die Erscheinungswelt als ein Produkt unserer Organisation erkennen, müssen wir auch eine von unseren Formen der Erkenntnis unabhängige Welt, die „intelligible" Welt annehmen können. Diese Annahme ist nicht eine transzendente Erkenntnis, sondern nur die letzte Konsequenz des Verstandesgebrauchs in der Beurteilung des Gegebenen.

„In diese intelligible Welt versetzt Kant die Willensfreiheit, das heißt er setzt sie aus der Welt, die wir im gewöhnlichen Sinne die wirkliche nennen, aus unserer Erscheinungswelt ganz und gar heraus. In der letzteren hängt alles nach Ursache und Wirkung zusammen. Diese allein kann, von der Vernunftkritik und Metaphysik abgesehen, Gegenstand der wissenschaftlichen Forschung sein; sie allein kann einem Urteil über menschliche Handlungen im täglichen Leben, bei ärztlichen, gerichtlichen Untersuchungen u. dgl. zugrunde gelegt werden.

„Ganz anders ist es auf dem praktischen Gebiet[1]), im Kampf mit den eigenen Leidenschaften, in der Erziehung oder wo immer es darauf ankommt, nicht über den Willen zu urteilen, sondern eine sittliche Wirkung auszuüben. Da müssen wir von der Tatsache ausgehen, daß wir ein Gesetz in uns vorfinden, welches uns bedingungslos gebietet, wie wir handeln sollen. Dies Gesetz muß aber mit der Vorstellung verbunden sein, daß es auch erfüllt werden kann. „Du kannst, denn du sollst", spricht die innere Stimme, nicht du sollst, denn du kannst, weil das Pflichtgefühl von unserer Kraft ganz unabhängig vorhanden ist. . . . . .

„Ganz unabhängig von aller Erfahrung glaubt Kant im Bewußtsein des Menschen das Sittengesetz zu finden, welches als eine innere Stimme schlechterdings gebietet, aber freilich nicht schlechterdings erfüllt wird. Gerade dadurch aber, daß der Mensch sich die unbedingte Erfüllung des Sittengesetzes als möglich denkt, wird allerdings auch ein bedingter Einfluß auf eine wirkliche, nicht bloß vermeintliche Vervollkommnung ausgeübt . . . . . . Die Vorstellung der Pflicht, welche uns zuruft: Du sollst, kann aber unmöglich klar und stark bleiben, wenn sie nicht mit der Vorstellung der Ausführbarkeit dieses Verbotes verbunden ist. Eben deshalb müssen wir uns hinsichtlich der Sittlichkeit unseres Handelns ganz und gar in die intelligible Welt versetzen, in welcher allein Freiheit denkbar ist.

„ . . . . Um der Freiheitslehre praktisch huldigen zu können, müssen wir sie theoretisch wenigstens als möglich annehmen, wiewohl wir die Art und Weise dieser Möglichkeit nicht erkennen können . . . . . .

„Die Welt der Erscheinungen, zu welcher der Mensch als ein Glied derselben gehört, ist durch und durch vom Gesetze der Kausalität bestimmt, und es gibt keine Handlung des Menschen, auch nicht bis zum äußersten Heroismus der Pflicht, welche nicht physiologisch und psychologisch betrachtet, durch die vorhergehende Entwicklung des Individuums und durch die Gestaltung der Situation, in die es sich versetzt sieht, bedingt ist. Dagegen hält Kant den Gedanken für unentbehrlich, daß eben dieselbe Folge von Ereignissen, welche in der Welt der Erscheinungen sich als Kausalreihe darstellt, in der intelligiblen Welt auf Freiheit begründet sei. Dieser Gedanke erscheint praktisch nur als möglich, die praktische Vernunft aber behandelt ihn als wirklich, ja, sie macht ihn durch die unwiderstehliche Gewalt des sittlichen Bewußtseins zu einem assertorischen Satz[2]). Wir wissen, daß wir frei sind, wiewohl wir nicht einsehen, wie es sein kann. Wir sind frei als Vernunftwesen. Das Subjekt selbst erhebt sich in der Gewißheit des Sittengesetzes über die Sphäre der Erscheinungen. Wir denken uns selbst im sittlichen Handeln als ein Ding an sich, und wir haben ein Recht dazu, obwohl die theoretische Vernunft hier nicht folgen kann." (II. S. 57—60.)

---

[1]) Alle Unterstreichungen hier und im folgenden rühren von Lange selbst her. K.

[2]) Einem Satz, der einfach etwas feststellt. K.

Diese Lehre, die Albert Lange nicht ohne einigen Vorbehalt verkündet, bildet den „Schlußstein[1]) von dem ganzen Gebäude eines Systems der reinen, selbst der spekulativen Vernunft“, wie Kant in seiner Vorrede zur Kritik der praktischen Vernunft verkündet. Durch diesen Schlußstein der neuesten Philosophie fühlen wir uns aber in recht alte Zeiten versetzt. Was finden wir hier anderes, als eine Wiederbelebung der inneren Stimme, des „Dämons“, der Sokrates bereits das Sittengesetz verkündete? Und dieselbe Grundursache, die den alten Idealismus hervorbrachte, der Drang, das Sittengesetz in uns zu erklären, führt zur Annahme einer höheren Welt, bei Kant nicht anders wie bei Plato. Hier wie dort ist der Mensch ein Doppelwesen, halb Tier, halb Engel; Tier als Erscheinung in der Welt der Erscheinungen, Engel als Ding an sich in der intelligiblen Welt. Hier wie dort wird die ganze Auffassung getragen nicht von einer Erkenntnis, deren Möglichkeit ja Kant direkt verneint, sondern von einem empfundenen Bedürfnis, das sich immer wieder geltend macht und dem Philosophen auf andere Weise nicht stillbar erscheint.

Freilich glaubt Kant, seine Auffasung sei nicht nur notwendig, um ein ungestilltes Sehnen in uns zu befriedigen, sondern auch erweisbar. Wenn ebenso wie Raum und Zeit auch die notwendigen Verknüpfungen von Ursache und Wirkung nur in unserem Kopfe, nicht außer uns zu finden sind, wenn in der Welt der Dinge an sich nur Regellosigkeit und Zufall herrschen, dann muß das auch für den Menschen gelten, denn dieser ist für Kant nicht bloß Erscheinung, sondern auch Ding an sich, vermöge seiner reinen Vernunft, die nicht von dieser Welt ist.

Das erklärt Kant folgendermaßen:

„Der Mensch ist eine von den Erscheinungen der Sinnenwelt und insofern auch eine der Naturursachen, deren Kausalität unter empirischen Gesetzen stehen muß. Als eine solche muß er demnach auch einen empirischen Charakter haben, so wie alle anderen Naturdinge. Wir bemerken denselben durch die Kräfte und Vermögen, die er in seinen Wirkungen äußert. Bei der leblosen oder bloß tierischen belebten Natur finden wir keinen Grund, irgendein Vermögen uns anders als bloß sinnlich bedingt zu denken. Allein der Mensch, der die ganze Natur sonst lediglich nur durch Sinne denkt, erkennt sich selbst auch durch bloße Apperzeption[2]) u. z. in Handlungen und inneren Bestimmungen, die er gar nicht zum Eindruck der Sinne zählen kann, und ist sich selbst freilich einesteils Phänomen, anderenteils aber, nämlich in Ansehung gewisser Vermögen ein bloß intelligibler Gegenstand, weil die Handlung desselben gar nicht zur Rezeptivität[3]) der Sinnlichkeit gezählt werden kann. Wir nennen diese Vermögen Verstand und Vernunft; vornehmlich wird die letztere ganz eigentlich und vorzüglicherweise von allen

---

1) Von Kant selbst unterstrichen. K.

2) Das Innewerden seiner selbst, innere Wahrnehmung. K.

3) Empfänglichkeit oder Aufnahmefähigkeit. K.

empirisch bedingten Kräften unterschieden, da sie ihre Gegenstände nach Ideen erwägt und den Verstand bestimmt, der dann von seinen (zwar auch reinen) Begriffen einen empirischen Gebrauch macht." (Kritik der reinen Vernunft, Ausg. Vorländer, S. 468.)

Hier vollzieht Kant einen neuen Saltomortale über die Grenzen des Erkennens hinaus. Nachdem er zu der Ansicht gekommen, die Welt der unerkennbaren Dinge an sich sei raumlos, zeitlos, ursachlos, glückt es ihm gar, in dieser unerkennbaren Welt ein wohl erkennbares Ding an sich zu entdecken: Die menschliche Vernunft. Er schließt: Zur Erkenntnis meiner Vernunft gelange ich nur durch meine Vernunft; ich bedarf dazu keines Sinnesapparates. Indem ich mein besseres Ich selbst erkenne, erkenne ich ein Ding an sich.

Dieser Schlußfolgerung ist folgendes entgegenzustellen: Um meine Vernunft zu erkennen, brauche ich doch mehr, als das Erkennen der bloßen Tatsache, daß ich denke. Diese Tatsache sagt mir nur, daß ich bin, sonst nichts. Und selbst das bloße Denken vermag ich nicht zu denken. Jeder meiner Gedanken hat einen Inhalt, der in letzter Linie auf Empfindungen zurückgeht, die Sinneseindrücke sind. Diese werde ich selbst bei dem abstraktesten Denken nie völlig los. Sowie ich die Außenwelt nur erkennen kann als ein Verhältnis zu meinem Denkapparat, so kann ich auch diesen Apparat nur erkennen in seinem Verhältnis zur Außenwelt.

Noch mehr. Die Selbstbeobachtung meines Denkapparates liefert nur geringe und sehr unzuverlässige Ergebnisse, wenn ich sie nicht mit den Beobachtungen anderer Menschen vergleiche, die für mich sicher nicht Dinge an sich, sondern bloße Erscheinungen sind.

Ich kann nicht in mein eigenes Auge hineinsehen oder mein eigenes Hirn sezieren.

Das meiste von dem, was ich über meine Organe weiß, verdanke ich den Beobachtungen an anderen Menschen und an Tieren. Ohne sie wüßte ich gar nicht, daß ich ein Gehirn habe, und wüßte ich vor der Erfindung des Spiegels auch nicht, wie meine Augen aussehen.

Endlich ist es auch unmöglich, während ich einen Gedanken denke, gleichzeitig über ihn zu denken. Das kann ich erst tun, nachdem jener bestimmte Denkakt vorüber ist, und nur noch die Erinnerung an ihn in mir nachwirkt.

Allerdings würde ich die Beobachtungen an andern nur dürftig verstehen, wenn ich sie nicht mit Beobachtungen an mir selbst vergliche. Die einen ohne die anderen sind unvollkommen.

Auch unser geistiges Vermögen ist nur als Teil der Erscheinungswelt zu erkennen. Es ist ein ganz willkürliches Vorgehen Kants, die Vernunft aus ihrem Zusammenhang mit dieser Welt

herauszureißen, um sie einer anderen einzureihen, von der er nach seinem eigenen Geständnis absolut nichts weiß.

Aber dabei bleibt Kant nicht stehen. Zunächst ist bei ihm ein Ding an sich ein Gegenstand außer uns, der auf uns wirkt und dadurch bestimmte Empfindungen und Vorstellungen in uns hervorruft.

Jetzt plötzlich verwandelt Kant eine Funktion meines Körpers in einen Gegenstand, ein Ding an sich, das ebenso wie mein Körper gleichbedeutend wird mit meinem Ich. Dieses Ich ist für mich gleichzeitig Erscheinung (als Körper mit allen seinen Funktionen, außer der des Denkens) und Ding an sich (als mein Denken).

Diese Verwandlung einer Funktion des Ich in das Ich selbst, einer geistigen Tätigkeit der Persönlichkeit in eine geistige Persönlichkeit, bildet die Brücke, um aus der irdischen Welt der Dinge an sich, die oft sehr kommune Dinge produziert, in eine überirdische Welt erhabener Geister emporzusteigen. Nun sehen wir, wozu die Idealität der Zeit und des Raumes gut ist: sie schafft Platz für die Welt ewiger Geister ohne Ausdehnung. Damit ist auch die Möglichkeit gegeben, Gott und die unsterbliche Seele „denkbar", wenn auch nicht vorstellbar zu machen.

So bringt es Kant fertig, aus dem Ding an sich als bloßem Begriff der Grenzen des Erkennens ein Geisterreich zu destillieren und den Menschen in ein Wesen zu verwandeln, das mit dem einen Fuß im Lande der Körper steht und mit dem anderen jenseits der verbotenen Grenzen im Geisterlande fußt. Natürlich wird sich für so ein erhabenes Wesen ein chaotisches Gebaren nicht ziemen. Daher erhält in bezug auf den Menschen die ihm als Geist zustehende Willkür den schönen Namen der Freiheit.

In seiner Kategorientafel stellt Kant der Notwendigkeit die Zufälligkeit entgegen. Wo aber vom Sittengesetze die Rede ist, verwandelt sich bei ihm der Gegensatz in den von Notwendigkeit und Freiheit, worunter er das Vermögen versteht, einen Zustand von selbst anzufangen. (Kritik d. reinen Vernunft, S. 394.)

Freilich, diese Freiheit ist ganz eigener Art. Denn auch in der angeblich regellosen und gesetzlosen Welt der Dinge an sich, der Welt der Vernunft und der Sittlichkeit, erkennt Kant die Notwendigkeit der Mathematik und Logik und das strenge Gebot eines unbeugsamen, absoluten Sittengesetzes an. In der „intelligiblen" Welt werden ebensowenig wie in der der Erscheinungen, Widersprüche geduldet. Hier ebensowenig wie dort wird jemals aus zwei mal zwei fünf, und nur das Wahre, Schöne und Gute kann sich dort behaupten.

Genau besehen, ist die Freiheit eher in der Welt der Erscheinungen zu finden, denn dort hat der Mensch, dank dem tierischen Anteil in seiner Natur, doch die Möglichkeit, der Strenge

des Sittengesetzes ein Schnippchen zu schlagen. Und er macht von dieser Möglichkeit reichlichen Gebrauch und bereitet dadurch dem engelhaften[1]) Teil in seinem Wesen oft genug Verdruß, allerdings nicht im Raume und in der Zeit, denn diese Formen der Anschauung gelten für Wesen der intelligiblen Welt nicht.

Besondere Schwierigkeiten bereitet Kant die Antinomie, der Widerstreit der beiden Auffassungen, daß in der Welt der Erscheinungen die Notwendigkeit herrscht, alles nach unabänderlichen Naturgesetzen vor sich geht und doch „die Kausalität nach Gesetzen der Natur nicht die einzige ist, aus der die Erscheinungen der Welt insgesamt abgeleitet werden können. Es ist noch eine Kausalität durch Freiheit zur Erklärung derselben anzunehmen notwendig". (Kritik der reinen Vernunft, Ausg. Vorl. S. 392.)

In seiner Kritik der reinen wie in der der praktischen Vernunft bemüht sich Kant diesen Widerspruch in langen Deduktionen zu überwinden, deren Ergebnis er in seiner Kritik der praktischen Vernunft (Ausgabe Vorländer, S. 146/147) kurz mit folgenden Worten wiedergibt:

„Der Widerstreit zwischen Naturnotwendigkeit und Freiheit in der Kausalität der Begebenheiten in der Welt wurde dadurch gehoben, daß bewiesen wurde, es sei kein wahrer Widerstreit, wenn man sich die Begebenheiten und selbst die Welt, darin sie sich ereignen (wie man auch soll) nur als Erscheinungen betrachtet; da ein und dasselbe handelnde Wesen als Erscheinung (selbst von seinem eigenen inneren Sinne) eine Kausalität in der Sinnenwelt hat, die jederzeit dem Naturmechanismus gemäß ist, in Ansehung derselben Begebenheit aber, sofern sich die handelnde Person zugleich als Noumenon betrachtet (als reine Intelligenz in seinem nicht der Zeit nach bestimmbaren Dasein) einen Bestimmungsgrund jener Kausalität nach Naturgesetzen, der selbst von allem Naturgesetz frei ist, enthalten könne."

Wie immer man diesen Satz auffassen mag, eines scheint er auf jeden Fall zu sagen: die den Vorgang bestimmende Kausalreihe der Erscheinungen wird durch das Eingreifen des Sittengesetzes nicht unterbrochen. Dieses bewirkt bloß, das derselbe Vorgang von zwei verschiedenen Seiten aus betrachtet werden kann. Von der einen Seite aus gesehen erscheint er uns notwendig, von der anderen gesehen als aus freiem, ursachlosem Willen geboren.

---

[1]) Um nicht zu sagen: englischen, wie sich Luther, Goethe und Schiller noch ausdrückten; dieser spricht in den „Räubern" von dem „schönen, englischen, göttlichen Karl". Und Goethe läßt im ersten Teil des „Faust", in der Szene des Osterspaziergangs vor dem Tor den Famulus Wagner von den Dämonen, die uns umschwirren und bedrohen, sagen:

„Sie stellen wie vom Himmel sich gesandt,
Und lispeln englisch, wenn sie lügen."

(1. Akt, 3. Szene.)

In dieser Weise erläutert auch Kant selbst seine Auffassung durch ein Beispiel.

„Man nehme eine willkürliche Handlung, z. B. eine boshafte Lüge, durch die ein Mensch eine gewisse Verwirrung in die Gesellschaft gebracht hat und die man zuerst ihren Bewegursachen nach, woraus sie entstanden, untersucht, und darauf beurteilt, wie sie samt ihren Folgen ihm zugerechnet werden könne."

In der ersten Absicht betrachtet man das Naturell des Menschen, seine schlechte Erziehung, üble Gesellschaft, Gelegenheitsursachen usw. und findet dadurch die Handlung ausreichend bestimmt. Um aber die Schuld des Menschen ermessen zu können, sieht man von alledem ab, läßt die Beschaffenheit des Uebeltäters gänzlich beiseite und betrachtet „die verflossene Reihe von Bedingungen als ungeschehen, sieht diese Tat aber als gänzlich unbedingt in Ansehung des vorigen Zustandes an".

Man beurteilt also die Tat nicht als ein notwendiges Ergebnis bestimmter Verhältnisse, sondern als eine in vollster Unabhängigkeit von allen Bedingungen vollzogene Handlung.

„Dieser Tadel gründet sich auf ein Gesetz der Vernunft, wobei man diese als eine Ursache ansieht, welche das Verhalten des Menschen unangesehen aller genannten empirischen Bedingungen, anders habe bestimmen können und sollen. Und zwar sieht man die Kausalität der Vernunft nicht etwa bloß wie Konkurrenz, sondern an sich selbst als vollständig an, wenn gleich die sinnlichen Triebfedern gar nicht dafür, sondern wohl gar dawider wären; die Handlung wird seinem intelligiblen Charakter beigemessen, er hat jetzt, in dem Augenblick, da er lügt, gänzlich Schuld; mithin war die Vernunft unerachtet aller empirischen Bedingungen der Tat völlig frei und ihrer Unterlassung ist diese völlig beizumessen." (Kritik der reinen Vernunft, Ausg. Vorländer, S. 474, 475.)

Hier wird der „kategorische Imperativ", den das Sittengesetz darstellen soll, nicht als bestimmendes Moment des H a n d e l n s, sondern nur der B e u r t e i l u n g der Handlungen betrachtet. Er ändert an diesen gar nichts; sie werden durch die Kausalreihe ausreichend bestimmt. Bloß hinterdrein erlaubt uns das Sittengesetz, uns über das Notwendige moralisch zu entrüsten, was wir freilich nur dann können, wenn wir von allem, was die Tat notwendig herbeiführte, völlig absehen und so tun, als wenn sie völlig frei gewollt wäre. Diese Freiheit besteht nur in unserer Vorstellung, erweist sich also als eine bloße Illusion, nicht minder der kategorische Imperativ, der an unserem kausal bedingten Handeln absolut nichts zu ändern vermag.

Wenn man den zitierten Satz Kants so auffaßt — und seine Worte berechtigen dazu —, dann wird freilich die Macht des Sittengesetzes in uns zu gering angeschlagen. Denn die Erfahrung zeigt uns, daß ethisches Empfinden große Wirkungen zu üben vermag. Wenn man aber im Sittengesetz bloß eine der Ursachen des menschlichen Handelns neben andern erblickt, dann wird dadurch die Annahme durchbrochen, daß derselbe Vorgang

durch „Kausalität der Sinnenwelt" ohne Einwirkung der Vernunft und des Sittengesetzes, das außerhalb dieser Kausalität stehen soll, bereits bestimmt sei.

Die Sache wird nicht klarer dadurch, daß Kant seine Erörterung über Freiheit und Notwendigkeit mit den Worten schließt:

„Man muß wohl bemerken, daß wir hierdurch nicht die Wirklichkeit der Freiheit, als eines der Vermögen, welche die Ursache von den Erscheinungen unserer Sinnenwelt enthalten, haben dartun wollen . . . . . Ferner haben wir auch nicht einmal die Möglichkeit der Freiheit beweisen wollen." (Kritik der reinen Vernunft, Ausgabe Vorländer, S. 476.)

Kant wollte nicht mehr beweisen, als daß kein Widerstreit bestehe zwischen der Kausalität der Natur, in der jede Ursache einer Erscheinung ihrerseits wieder eine Ursache hat, und der Kausalität aus Freiheit, in der ein „Noumenon" Ursache werden kann, ohne selbst eine Ursache zu haben.

Der Widerstreit wird von ihm einfach dadurch gelöst, daß uns gestattet wird, unter Umständen die kausale Notwendigkeit wegzudenken, worauf dem Denken der Kausalität aus Freiheit kein Hindernis mehr entgegensteht.

Obwohl Kant weder die Wirklichkeit noch die Möglichkeit, sondern nur die bloße Denkbarkeit der Freiheit — bei völligem Absehen von der Wirklichkeit — bewiesen haben will, hantiert er doch mit der Freiheit als der sichersten Basis aller Ueberschwenglichkeit in uns.

Neuntes Kapitel.

Das Sittengesetz.

Der sonst so nüchterne Kant wird förmlich verzückt, wenn er die Freiheit des Wollens in Beziehung bringt zur Pflicht. Er ruft (in seiner Kritik der praktischen Vernunft, Ausg. Vorländer, S. 111—113):

„Pflicht! Du erhabener großer Name, der Du nichts Beliebtes, was Einschmeichelung bei sich führt, in Dir fassest, sondern Unterwerfung verlangst, doch auch nichts drohest, was natürliche Abneigung im Gemüte erregte und schreckte, um den Willen zu bewegen, sondern bloß ein Gesetz aufstellst, welches von selbst im Gemüt Eingang findet und doch sich selbst wider Willen Verehrung (wenngleich nicht immer Befolgung) erwirbt, vor dem alle Neigungen verstummen, wenn sie gleich insgeheim ihm entgegen wirken: welches ist der Deiner würdige Ursprung und wo findet man die Wurzel Deiner edlen Abkunft, welche alle Verwandschaft mit Neigungen stolz ausschlägt und von welcher Wurzel abzustammen die unnachlässliche Bedingung desjenigen Wertes ist, den sich Menschen allein selbst geben können?

Es kann nichts Minderes sein, als was den Menschen über sich selbst (als einen Teil der Sinnenwelt) erhebt, was ihn an eine Ordnung der

Dinge knüpft, die nur der Verstand denken kann und die zugleich die ganze Sinnenwelt, mit ihr das empirisch bestimmte Dasein des Menschen in der Zeit und das Ganze aller Zwecke (welches allein solchen unbedingten praktischen Gesetzen, als das moralische angemessen ist) unter sich hat. Es ist nichts anderes als die Persönlichkeit, d.i. die Freiheit und Unabhängigkeit von dem Mechanismus der ganzen Natur,[1]) doch zugleich als ein Vermögen eines Wesens betrachtet, welches eigentümlichen, nämlich von seiner eigenen Vernunft gegebenen reinen praktischen Gesetzen, die Person also, als zur Sinnenwelt gehörig, ihrer eigenen Persönlichkeit unterworfen ist, sofern sie zugleich zur intelligiblen Welt gehört; da es denn nicht zu verwundern ist, wenn der Mensch, als zu beiden Welten gehörig, sein eigenes Wesen, in Beziehung auf seine zweite und höchste Bestimmung, nicht anders als mit Verehrung und die Gesetze derselben mit der höchsten Achtung betrachten muß."

„Auf diesen Ursprung gründen sich nun manche Ausdrücke, welche den Wert der Gegenstände nach moralischen Ideen bezeichnen. Das moralische Gesetz ist heilig (unverletzlich). Der Mensch ist zwar unheilig genug, aber die Menschheit in seiner Person muß ihm heilig sein. In der ganzen Schöpfung kann alles, was man will und worüber man etwas vermag, auch bloß als ein Mittel gebraucht werden; nur der Mensch und mit ihm jedes vernünftige Geschöpf, ist Zweck an sich selbst. Es ist nämlich das Subjekt des moralischen Gesetzes, welches heilig ist, vermöge der Autonomie seiner Freiheit. Eben um dieser willen ist jeder Wille, selbst jeder Person ihr eigener, auf sie selbst gerichteter Wille auf die Bedingung der Einstimmung mit der Autonomie des vernünftigen Wesens eingeschränkt, es nämlich keiner Absicht zu unterwerfen, die nicht nach einem Gesetze, welches aus dem Willen des leidenden Subjektes selbst entspringen könnte, möglich ist; also dieses niemals bloß als Mittel, sondern zugleich selbst als Zweck zu gebrauchen. Diese Bedingung legen wir mit Recht sogar dem göttlichen Willen in Ansehung der vernünftigen Wesen in der Welt als seiner Geschöpfe bei, indem sie auf der Persönlichkeit derselben beruht, dadurch allein sie Zwecke an sich selbst sind."

Hier tritt uns wieder die ganze anthropozentrische Ueberheblichkeit entgegen, die bereits im alten Idealismus zu finden war. Die Menschheit ist heilig, weil das menschliche Individuum als Vernunftwesen eine Persönlichkeit, d. h. Freiheit und Unabhängigkeit besitzt. Wenn es dem Menschen verboten wird, seine Mitmenschen bloß als Mittel zu betrachten, geschieht dies nicht deshalb, weil die Menschen gesellschaftlich miteinander verbunden sind zu gemeinsamem Wirken, sondern weil der Mensch erhaben ist über die übrige Schöpfung. So erhaben und heilig ist der Mensch, daß Kant es selbst dem lieben Gott verbietet, die Menschen als Mittel für seine Zwecke zu gebrauchen.

Hand in Hand mit dieser Ueberhebung geht die auch schon beim alten Idealismus zu findende Verachtung der schnöden „Sinnenwelt". Soweit der Mensch ihr angehört, ist er bloßes verächtliches Tier. Nur den engelhaften Teil seines eigenen Wesens

---

[1]) Von mir unterstrichen K.

muß er mit Verehrung betrachten. Dadurch erhebt er sich „über sich selbst (als einen Teil der Sinnenwelt)".

Was ist aber das Gefühl der Pflicht, in dem dieses engelhafte Wesen sich äußert? Es ist eine geheimnisvolle Stimme in unserem Inneren, die uns Verehrung abnötigt, wenngleich nicht immer Befolgung.

Kein Zweifel, diese Stimme spricht in uns. Aber ist sie die einzige Stimme, die in uns spricht, und gibt es nicht ähnliche geheimnisvolle Stimmen, die auch in den Tieren sprechen, also in der niedrigen Sinnenwelt? Spricht z. B. im Menschen nicht auch die individuelle Geschlechtsliebe, die oft sehr romantische, sublime Formen annimmt und dem einzelnen zuruft: Du sollst und mußt Dich bloß mit jenem bestimmten Wesen vermählen? Und ist das menschliche Pflichtgefühl geheimnisvoller als etwa der Wandertrieb des Zugvogels, der ihm zuruft: Du sollst und mußt jetzt nach Afrika fliegen, so anstrengend und gefährlich das sein mag?

Daß die Befolgung mancher dieser Triebe mit Lustgefühl oder Vorteilen verbunden sein mag, macht ihren unwiderstehlichen Drang nicht weniger geheimnisvoll. Man wird uns einwenden, wir hätten im Pflichtgefühl einen besonderen Trieb zu sehen, der seinesgleichen nicht hat und der nur aus dem Reiche der reinen Vernunft stammen kann. Woher kommt jedoch dann das Pflichtgefühl, das Hennen und Pavianmännchen treibt, ihre Jungen unter Gefährdung ihres Lebens zu verteidigen? Das den Hengst in der Wildnis drängt, zum Schutze der Herde, die er führt, den Kampf mit den Wölfen aufzunehmen? Das den guten Wachhund zum zuverlässigen Hüter des Hofes macht, den er tapfer verteidigt, ebenso unzugänglich den Regungen der Furcht wie den Lockungen der Bestechung durch leckere Bissen?

Alle diese „kategorischen Imperative" gehören zur Sinnenwelt, auch wenn sie bisher nicht erklärt sind, warum soll gerade das menschliche Pflichtgefühl eine Ausnahme machen? Freilich, dessen kategorischer Imperativ soll höchst erhabener Natur sein, von den „empirischen" Trieben dadurch unterschieden, daß er absolut, unter allen Umständen, unabhängig von Zeit und Raum, von Ewigkeit her für alle vernünftigen Wesen, nicht bloß für Menschen, sondern auch für übermenschliche Wesen gelten muß.

Diese Unbedingtheit und Ewigkeit kann aber das Sittengesetz nach Kants Ansicht nur als ein formales Prinzip bekommen, das noch nicht durch Beziehungen auf ein bestimmtes Ziel des Wollens befleckt ist; denn damit träte es in den Kreis der Erscheinungen ein und verlöre seine Allgemeingültigkeit.

Das bloß formale reine Vernunftgesetz, zu dem Kant kommt, lautet einmal (in der Kritik der praktischen Vernunft, S. 39): „Handle so, daß die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könnte."

Ein andermal (in der Grundlegung der Metaphysik der Sitten, Ausgabe Hartenstein IV., S. 269- Vorl. S. 44) wird der Satz dahin variiert:

„Handle so, als ob die Maxime deines Handelns durch deinen Willen zum allgemeinen Naturgesetz werden sollte." Schließlich erhält dort der praktische Imperativ die Formulierung: „Handle so, daß du die Menschheit, sowohl in deiner Person als in der Person eines jeden andern jederzeit zugleich als Zweck, niemals bloß als Mittel gebrauchst." (S. 277, Vorl. S. 54.)

Diese Sätze sind keineswegs rein formaler Natur, wie etwa die der Mathematik. Deren Sätze erhalten ihren rein formalen Charakter dadurch, daß sie von der Voraussetzung der Gleichheit der gezählten Dinge ausgeht, was ihr erlaubt, von diesen Dingen abzusehen und nur ihre Verhältnisse zu behandeln. Dagegen die Menschheit, meine Person, andere Personen, eine Gesetzgebung, Naturgesetze, das sind nicht mathematische Größen, sondern bestimmte, sehr verschiedene Erscheinungen.

Schon damit verliert das Kantsche Sittengesetz den Charakter der Unbedingtheit, der Unabhängigkeit von allen Bedingungen von Zeit und Raum. Es setzt bestimmte Dinge voraus, nämlich Menschen, und zwar vergesellschaftete Menschen. Es ist nur auf sie anwendbar. Das liegt in der Natur der Sache. Ein Sittengesetz kann nur für gesellschaftlich lebende Wesen gelten. Damit wird es aber auch schon eine Tatsache der Erfahrung, die nur im Gesamtzusammenhang der Erscheinungen, nicht außer ihm begriffen werden kann.

Fehlt dem Kantschen Sittengesetz — wie jedem anderen — notwendigerweise der rein formale Charakter, so ist es dennoch durch sein Trachten nach Unbedingtheit und Allgemeingültigkeit viel zu unbestimmt ausgefallen, als daß es das Handeln der Menschen jemals praktisch bestimmen könnte. Wem wäre es gegeben, herauszufinden, wie eine allgemeine Gesetzgebung auszusehen hätte? Und wenn er das herausgefunden hätte, was würde es ihm nützen gegenüber der ungeheuren Kompliziertheit der gesellschaftlichen Dinge? Er bekäme einen moralischen Gemeinplatz, der so allgemein gehalten wäre, daß er sich nach Belieben drehen und wenden ließe und jede Bestimmtheit verlöre, demnach als richtunggebender Faktor völlig versagen müßte. Derjenige, der sein sittliches Verhalten nach diesem Grundsatz einrichten wollte, würde nie zum Handeln kommen, sondern in ewigem Erwägen und Zweifeln stecken bleiben.

Kant freilich ist anderer Meinung. Er sagt in seiner „Kritik der praktischen Philosophie (1. Buch, 1. Hauptstück, § 4, Anmerkung, Vorl. S. 35):

„Welche Form sich in der Maxime zur allgemeinen Gesetzgebung schickt, welche nicht, das kann der gemeinste Verstand ohne Unterweisung unterscheiden."

Diesen erstaunlichen Satz erläutert er folgendermaßen:

„Ich habe z. B. es mir zur Maxime gemacht, mein Vermögen durch alle sicheren Mittel zu vergrößern. Jetzt ist ein Depositum in meinen Händen, dessen Eigentümer verstorben ist und der keine Handschrift darüber zurückgelassen hat. Natürlicherweise ist dies der Fall meiner Maxime. Jetzt will ich nur wissen, ob jene Maxime auch als praktisches Gesetz gelten könne. Ich wende jene also auf den gegenwärtigen Fall an und frage, ob sie wohl die Form eines Gesetzes annehmen, mithin ich wohl durch meine Maxime zugleich ein solches Gesetz geben könnte: daß jedermann ein Depositum ableugnen dürfe, dessen Niederlegung ihm niemand beweisen kann. Ich werde sofort gewahr, daß ein solches Prinzip als Gesetz sich vernichten würde, weil es machen würde, daß es gar kein Depositum gäbe."

Obwohl es nicht der „gemeinste Verstand", sondern der des Weisen von Königsberg ist, der das „sofort gewahr" wird, ist seine Wahrnehmung doch falsch. Unzählige Male ist es schon vorgekommen, daß Depositen abgeleugnet wurden, deren Niederlegung niemand beweisen konnte. Aber das Ergebnis ist nicht, daß es keine Deposita gibt, sondern nur, daß kein erfahrener Mensch Deposita ohne Quittung gibt.

Noch andere Wirkungen könnten daraus hervorgehen, daß das Ableugnen von Depositen, deren Hinterlegung niemand beweisen kann, allgemeines Gesetz würde. So könnte es etwa dahin kommen, daß man bei Privaten überhaupt keine Deposita mehr niederlegte, sondern nur bei öffentlichen Instituten.

Man sieht, der Fall der allgemeinen Gesetzgebung ist nicht so einfach, wie Kant meint, der ausdrücklich erklärt (§ 8, Anmerkung II, S. 48):

„Das sittliche Gesetz gebietet jedermann, und zwar die pünklichste Befolgung. Es muß also zu der[1]) Beurteilung dessen, was nach ihm zu tun sei, nicht so schwer sein, daß nicht der gemeinste und ungeübteste Verstand selbst ohne Weltklugheit damit umzugehen wüßte."

Sicher wird auch von einem „gemeinen", ungeübten Verstand ohne Weltklugheit die sittliche Pflicht erkannt, anvertrautes Gut nicht zu unterschlagen. Aber die Ursache dafür ist anderswo zu suchen, als in Erwägungen darüber, unter welchen Umständen das Depositenwesen gedeiht.

Ein allgemeines, rein formales Sittengesetz ist aber auch nicht jenes, das in uns praktisch wirksam ist und als Triebfeder unseres Handelns die größte Rolle spielt. Jene geheimnisvolle Macht der Pflicht und des Gewissens, die unser Tun so sehr beherrscht, wirkt ganz impulsiv, meist ohne langes Ueberlegen. Sie äußert sich nicht in einem allgemeinen blutleeren Sittengesetz, das der angestrengtesten philosophischen Denkarbeit bedurfte, um aus den abstraktesten Begriffen herausdestilliert zu werden.

---

[1]) Natorp schlägt vor, statt ‚zu der' zu sagen ‚die'. K.

Das wirkliche Sittengesetz ist in jedem Menschen, auch in dem unwissendsten, zu jeder Art höherer Abstraktion völlig unfähigen Wilden mit zwingender Macht wirksam, aber nicht als Streben nach einer allgemeinen, zeit- und raumlosen Gesetzgebung, sondern in der Form sehr bestimmter, konkreter Gebote, die kein langes Ueberlegen erfordern und ohne weiteres als unverbrüchlich angenommen werden, etwa in den Geboten: Du sollst deine Schwester nicht heiraten; Du sollst dein Gemeinwesen verteidigen; Du sollst deinen Kameraden nicht bestehlen; Du sollst verbotene Speisen nicht essen; Du sollst für deinen Gott kämpfen; Du sollst jeden erschlagen, der dem Vaterland gefährlich wird, der deinen Gott mißachtet usw.

Das Gefühl der Pflicht erfährt seine schärfsten Anspannungen in Zeiten des Kampfes um die Existenz des Gemeinwesens, und so ist dieses „edle", „heilige" Gefühl in der Geschichte der Menschheit bisher mit recht viel Mord und Brand verknüpft gewesen.

Wenn man uns entgegenhält, das sei eben die Sittlichkeit der Erfahrungswelt, nicht die der Welt der reinen Vernunft, so müssen wir darauf hinweisen, daß Kant selbst nicht zu behaupten vermag, die letztere Welt sei wirklich und möglich, sie sei mehr als eine bloße Fiktion; freilich meint er, sie sei eine solche, die wir denken müssen, um uns eben als Mitglieder eines heiligen, gottähnlichen Menschengeschlechtes fühlen zu dürfen.

Die Kantsche Auffassung wird immerhin psychologisch begreiflich, so lange es nicht gelungen ist, das Sittengesetz materialistisch aufzufassen, was nicht etwa besagt, es auf Bewegungen der Atome zurückzuführen, sondern es dem Gesamtzusammenhang der Welt der „Erscheinungen" einzuverleiben.

Es ist auch begreiflich, daß heute noch mancher moderne Naturforscher sich der Kantschen Philosophie anschließt. Sie erlaubt ihm, das Naturgeschehen nach materialistischer Methode zu erforschen. Bei der heute weitgetriebenen Arbeitsteilung braucht es ihn nicht zu genieren, wenn bei der Behandlung gesellschaftlicher Fragen, die ihn wissenschaftlich nicht beschäftigen, die idealistische Methode zur Anwendung kommt.

Gar mancher Naturforscher unserer Tage fühlt ein Verlangen nach der Anerkennung der Willensfreiheit bei den Menschen als Gesellschaftswesen, selbst wenn er diese Freiheit bei dem Menschen als Naturwesen leugnen muß.

Naiv drückt das z. B. einmal der große Arzt Th. Billroth aus:

„Ich halte es nicht für nützlich, ja bei dem jetzigen Gesellschaftszustande und seinen momentanen Strömungen geradezu für schädlich, von der Unselbständigkeit der Seele in populären Schriften viel Wesens zu machen, weil die Unfreiheit des Willens damit zusammenhängt. Das ganze, trefflich gefügte Kunstwerk der menschlichen Gesellschaft beruht so sehr auf dem sozialen Dogma unserer Willensfreiheit und der damit

zusammenhängenden Verantwortlichkeit des Individuums für seine Handlungen, daß der schöne Bau in seinen Grundfesten erschüttert würde und zusammenfallen müßte, wenn jeder geltend machen wollte, daß all sein Wollen und Tun nichts anderes sei, als die Konsequenz von Vorgängen in seinem Körper, bedingt durch seine individuelle Körperkonstitution, seinen angeborenen psychophysischen Charakter, für den er ebenso wenig verantwortlich gemacht werden könne, wie für seine Existenz. Die Entwicklung der gesamten Ethik, sowie die Entstehung der Religionen als reine psychophysische Notwendigkeiten, als alleinige Konsequenzen aus dem Bau und der Zusammensetzung des menschlichen Organismus verstehen zu lernen, ist ja eines der hohen Ziele, welche sich die moderne Forschung stellt. Doch selbst wenn wir auf diesem Wege über die allerersten Anfänge hinaus wären, würde ich es für die praktische Ethik gefährlich halten, den Schleier von diesen Mysterien unseres Wissenschaftstempels vor dem Volke zu lüften." (Wer ist musikalisch? Nachgelassene Schrift, herausgegeben von Ed. Hanslick, Berlin 1896, S. 74, 75.)

Bemerkenswert zeigt sich hier die Beschränktheit eines bedeutenden Kenners der Natur in sozialen Dingen. Er glaubt, gesellschaftliche Erscheinungen, wie Ethik und Religion könnten durch Erforschung des Organismus des einzelnen menschlichen Individuums erkannt werden. Und unter den Bedingungen des menschlichen Handelns sieht er nur die der angeborenen „individuellen Körperkonstitution", nicht die gesellschaftlichen Verhältnisse. Darum ist er auch blind dagegen, daß die Theorie der Willensfreiheit den „schönen Bau" der Gesellschaft nicht schützt, sondern schädigt, weil sie jene Richtung fördert, die den Verbrecher allein für seine Taten verantwortlich macht und dafür bestraft, ohne sich um die sozialen Mißstände zu kümmern, die ihn auf die Bahn des Verbrechens trieben. Dadurch wird jene Richtung entmutigt, die antisoziales Tun der Menschen wenigstens zum Teil aus den gesellschaftlichen Verhältnissen erklärt und auf deren Umgestaltung hindrängt.

Man glaubt dabei noch im 15. Jahrhundert oder gar im Zeitalter der Auguren oder der Isispriester zu leben, wenn man sieht, wie ein bedeutender Denker vermeint, man könne Ergebnisse der wissenschaftlichen Arbeit, die den herrschenden Klassen unbequem sind, auf die Dauer als Amtsgeheimnis behandeln und es verhindern, daß der „Schleier von diesen Mysterien unseres Wissenschaftstempels vor dem Volke gelüftet werde".

Das erinnert sehr an das verschleierte Bild von Sais.

Billroth enthüllt uns hier etwas anderes: eines der kräftigsten der Motive, die der Kantschen Auffassung der sittlichen Freiheit zu so weiter Verbreitung verhalfen. Billroth weiß diese Freiheit mit seiner naturwissenschaftlichen Ueberzeugung nicht zu vereinbaren. Er weiß jedoch nichts Besseres vorzuschlagen, als die Wahrheit zu einem Privilegium der oberen Klassen zu machen.

Kant dagegen weist einen Weg, den naturwissenschaftlichen Determinismus mit der sittlichen Freiheit unter einen Hut zu

bringen, ohne Vergewaltigung der Naturwissenschaft und ohne Geheimtuerei.

Die Naturwissenschaften bildeten bisher die Hauptstütze des Materialismus. In gesellschaftlichen Dingen zeigten sich auch die enragiertesten Materialisten entweder hilflos oder der idealistischen Methode — wider Willen und ohne es zu wissen — ergeben.

Kant vereinigt den Idealismus in gesellschaftlichen mit dem Materialismus in natürlichen Dingen.

Die Männer der Naturwissenschaft mögen sich wohl mit Kant abfinden. Dagegen müssen dessen Versuche, die das gesellschaftliche Leben bestimmenden, mit Ort und Zeit wechselnden Sittengesetze in ein ewiges, starres, absolutes Sittengesetz zu verhimmeln, heute von denen abgelehnt werden, die aus der Entwicklung der sozialen Wissenschaften seit Kant die Ueberzeugung gewonnen haben, die Erforschung der Gesellschaft nach materialistischer Methode biete den einzigen Weg, das Sittengesetz zu ergründen.

Zu dieser Auffassung, der der materialistischen Geschichtsauffassung, bildet die Kantsche nicht die Ergänzung, sondern den vollsten Gegensatz. Und weit entfernt, die Marxsche Lehre zu verbessern, leugnet sie gerade das, was die historische Großtat der materialistischen Geschichtsauffassung bildet. Denn wenn diese richtig ist, dann ist es ihr gelungen, die Lücke in unserem Erkennen aus Erfahrung zu schließen, die im Materialismus bisher klaffte und die dem Idealismus immer wieder von neuem Zugang zu unserem Denken gewährte, trotz des materialistischen Aufschwunges der Naturwissenschaften. Kant dagegen ging darauf aus, diese Lücke für immer offen zu halten.

Man mag darauf hinweisen, daß auch nach Kantscher Auffassung die Willensfreiheit des Menschen keine anderen Handlungen hervorbringt, als die durch die kausale Notwendigkeit herbeigeführten. Daß diese Freiheit nur erlaube, sie von einem anderen Gesichtswinkel aus zu betrachten. Diese Auffassung ist nicht nur für die Wissenschaft ganz unfruchtbar, die nach Erkenntnissen strebt und nicht nach moralischen Urteilen, sie schafft auch eine Zweideutigkeit, die der naturwissenschaftlichen Klarheit nicht förderlich ist.

Man mag die Geschichte noch so sehr auch als Kantianer als bloße Erfahrungswissenschaft betrachten, der Kantsche Begriff der Willensfreiheit öffnet immer wieder ein Hintertürchen, um Elemente einzuschmuggeln, die geeignet sind, die kausale Notwendigkeit im menschlichen Willen und Handeln und damit auch in der Menschheitsgeschichte zu durchbrechen.

In der Kritik der reinen Vernunft heißt es einmal (Ausg. Vorl. S. 47[1])[1]):

„Bisweilen finden wir oder glauben wenigstens zu finden, daß die Ideen der Vernunft wirklich Kausalität in Anschauung der Handlungen

der Menschen als Erscheinungen bewiesen haben, und daß sie darum geschehen sind, nicht weil sie durch empirische Ursachen, sondern weil sie durch Gründe der Vernunft bestimmt waren."

Daß die „Gründe der Vernunft" zu den „empirischen Ursachen" zählen könnten, erwägt Kant nicht. Lieber zieht er die Annahme vor, daß dort, wo ein Mensch aus Vernunftsgründen handelt, die Naturgesetzlichkeit durchbrochen wird, also ein Wunder geschieht. Allerdings kann er sich schwer entschließen, ein solches für möglich hinzustellen. Man beachte, wie vorsichtig, ja ängstlich er sich ausdrückt.

„Bisweilen glauben wir zu finden." Mehr als diesen frommen Glauben vermag und wagt er nicht aufzutreiben. An diesen Glauben aber muß er sich anklammern, und die Neukantianer mit ihm, denn sonst hätten alle seine Imperative, wie kategorisch sie lauten mögen, „ganz und gar keine Bedeutung".

Aus seiner Philosophie hat Kant bereits eine eigene Geschichtsauffassung abgeleitet, die er in dem Schriftchen niederlegte: „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht." Er sagt dort im dritten Satz: „Da die Natur dem Menschen Vernunft und darauf sich gründende Freiheit des Willens gab, so war das schon eine klare Anzeige ihrer Absicht in Ansehung seiner Ausstattung." (Ausgabe Hartenstein, 4. Bd., S. 145, Vorl. Kant, Schriften zur Geschichtsphilosophie, S. 7.)

Kant weiß ganz genau, „die Natur habe gewollt, daß der Mensch alles, was über die mechanische Anordnung seines tierischen Daseins geht, gänzlich aus sich selbst herausbringe". (Dritter Satz.) Auf diesem Wege werde nicht der einzelne Mensch, wohl aber die Menschengattung zur Vollkommenheit gelangen. Der „achte Satz" der „Idee" beginnt mit den Worten:

„Man kann die Geschichte der Menschengattung im großen als die Vollziehung eines verborgenen Planes der Natur ansehen, um eine innerlich, und zu diesem Zwecke auch äußerlich vollkommene Staatsverfassung zustande zu bringen, als den einzigen Zustand, in welchem sie alle ihre Anlagen in der Menschheit völlig entwickeln kann." (Ausg. Hartenstein, 4. Bd., S. 153, Vorl. S. 16.)

Der „Leitfaden" a priori dieser Idee einer Weltgeschichte wird folgendermaßen begründet:

„Was hilfts, die Herrlichkeit und Weisheit der Schöpfung im vernunftlosen Naturreiche zu preisen und der Betrachtung zu empfehlen, wenn der Teil des großen Schauplatzes der obersten Weisheit, der von allem diesen den Zweck enthält — die Geschichte des menschlichen Geschlechts — ein unaufhörlicher Einwurf dagegen bleiben soll, dessen Anblick uns nötigt, unsere Augen von ihm mit Unwillen wegzuwenden, und, indem wir verzweifeln, jemals darin eine vollendete vernünftige Absicht anzutreffen, uns dahin bringt, sie nur in einer anderen Welt zu hoffen." (S. 156, S. 19.)

Also die Weltgeschichte bietet den Anblick eines Tollhauses, das zu der Herrlichkeit und Weisheit der Schöpfung, deren Zweck der Mensch ist, absolut nicht paßt, wenn wir nicht annehmen, daß

aller historische Wahnsinn nach einem geheimen Plan der Natur nur die Vorbereitung ist für einen vollkommenen Zustand des Menschengeschlechts. Auch hier wieder die Logik: da wir eine solche Annahme brauchen, um unser geistiges Bedürfnis nach einem höchst weisen Schöpfer zu befriedigen, müssen wir diese Annahme als richtig annehmen.

Kant spricht hier allerdings nicht vom Finger Gottes in der Geschichte, nur von einem Plane der Natur. Aber eine Natur, die Pläne hat, ist doch auch nur eine Gottheit. So spricht denn auch Kant unmittelbar vor der eben zitierten Stelle von „der Natur — oder besser der Vorsehung". (Bei Kant unterstrichen.)

Auf der Kantschen Philosophie fußen auch jene Versuche, die Dilthey zuerst formulierte, neben den kausalen Naturwissenschaften die über der Naturgesetzlichkeit stehenden, teleologischen, ursachlose Zwecke setzenden und moralische oder ästhetische Urteile fällenden Geisteswissenschaften einzuführen, die keine Gesetzlichkeit zu erforschen suchen, was sogar für die Nationalökonomie gelten soll.

Diese Auffassung steht, und mit Recht, in schroffstem Gegensatz zur materialistischen Geschichtsauffassung.

Trotzdem gibt es kantianische Marxisten, kantianische Anhänger der materialistischen Geschichtsauffassung. Und einige unter ihnen haben, wie schon bemerkt, Hervorragendes geleistet. Aber, wie mich bedünkt, nicht *durch* ihren Kantianismus, sondern *trotz* ihm. Ihre Leistungen wären noch bedeutender gewesen wenn sie auf konsequent angewandter, materialistischer Methode fußten.

Was wir nach Kant als bleibende Errungenschaft in diese Methode aufnehmen wollen, das ist nicht sein kategorischer Imperativ, sondern ein anderer, den schon Feuerbach seiner Erkenntniskritik entnahm, die Forderung: *begnüge dich* (bei deinem Forschen) *mit der gegebenen Welt.*

Wenn Albert Lange dem entgegenhält: „Für den Feuerbachschen Imperativ ist noch der Beweis beizubringen, daß man sich wirklich mit der Erscheinungswelt und mit ihrer sinnlichen Auffassung *begnügen kann*" (Gesch. d. Mat. II. S. 105), so glauben wir marxistischen Materialisten diesen Beweis durch unser Wirken erbracht zu haben und gedenken, ihn noch weiterhin zu erbringen.

Zehntes Kapitel.

Der Sprung aus der Notwendigkeit in die Freiheit.

Ehe wir die Frage der Freiheit verlassen, müssen wir noch einen Satz betrachten, der die verschiedensten Deutungen ge-

funden hat. In seinem Anti-Dühring erklärt Friedrich Engels, die Einführung sozialistischer Produktion

„ist der Sprung der Menschheit aus dem Reich der Notwendigkeit in das Reich der Freiheit." (Hern E. Dührings Umwälzung der Wissenschaft, 3. Aufl., S. 306.)

Trotzdem Engels diesen Satz ausführlich erläutert, hat er Anlaß zu großem Kopfzerbrechen gegeben.

Nun ist von vornherein eines klar: Die Freiheit, von der Engels hier spricht, kann nicht die Freiheit im Kantschen Sinne sein, die Ursachlosigkeit des menschlichen vernünftigen Willens, seine Fähigkeit, eine Bewegung von sich aus ohne jeden Grund zu beginnen. Hätte Engels das Wort in diesem Sinne gebraucht, so bedeutete es, daß der Sozialismus den Sprung der Menschheit aus der Welt der Erscheinungen, die allein uns erkennbar ist, in die unerkennbare intelligible Welt vollbringe, daß er den Menschen alles abstreife, was sie mit der Tierwelt gemein haben, und sie in reine Engel verwandle.

Solchen Unsinn hat natürlich Engels nicht gesagt. Die Freiheit, die er meint, ist eine ganz andere, nicht die Kantsche, sondern jene Hegelsche, die aus der Einsicht in die Notwendigkeit hervorgeht, so daß wir das als notwendig erkannte aus freien Stücken tun.

Engels bemerkt dazu:

„Nicht in der geträumten Unabhängigkeit von den Naturgesetzen liegt die Freiheit, sondern in der Erkenntnis dieser Gesetze und in der damit gegebenen Möglichkeit, sie planmäßig zu bestimmten Zwecken wirken zu lassen." (S. 112.)

Heute herrscht in der Produktion die Anarchie der von einander unabhängigen Privatproduzenten. Die Gesetze der Wirtschaft setzen sich in höchst schmerzhaften Krisen durch, denen der einzelne ohnmächtig gegenübersteht, die auch die Gesellschaft nicht zu meistern vermag. Die Menschen sind die Sklaven ihrer eigenen ökonomischen Verhältnisse. Gelangt die Gesellschaft dagegen in den Besitz der Produktionsmittel, so kann sie die Produktion planmäßig ordnen um, ihrer Einsicht in die Gesetze der Wirtschaft entsprechend, diese zu gestalten. So hören die Menschen auf, Sklaven der Wirtschaft zu sein, sie werden zu ihrem Herrn und damit frei.

„Die eigene Vergesellschaftung der Menschen, die ihnen bisher als von der Natur und Geschichte oktroyiert gegenüberstand, wird jetzt ihre eigene f r e i e Tat. Die objektiven, fremden Mächte, die bisher die Geschichte beherrschten, treten unter die Kontrolle der Menschen selbst. Erst von da an werden die Menschen ihre Geschichte mit vollem Bewußtsein selbst machen, erst von da an werden die von ihnen in Bewegung gesetzten gesellschaftlichen Ursachen vorwiegend und in stets steigendem Maße auch die von ihnen gewollten Wirkungen haben."

Der Passus schließt mit dem oben zitierten Satze von dem Sprung aus dem Reiche der Notwendigkeit in das der Freiheit.

Aus diesen Ausführungen hat mancher geschlossen, Engels meine, die materialistische Geschichtsauffassung gelte bloß für das Zeitalter des Kapitalismus. Für den Sozialismus treffe sie nicht mehr zu.

So ist jedoch der Sprung aus der Notwendigkeit in die Freiheit nicht gemeint. Das wäre nur dann richtig, wenn Engels gesagt hätte, mit dem Sozialismus höre der Mensch auf, innerhalb der Kette der kausalen Notwendigkeiten zu sein, die in der Menschengeschichte in Erscheinung treten. Wir kämen da wieder zu jener Auffassung, auf die wir schon hingewiesen, als verwandle der Sozialismus die Menschen in vollkommene Engel.

Die Freiheit im Engels-Hegelschen Sinne ist nicht nur verschieden von der Kantschen Freiheit, sondern das gerade Gegenteil von ihr.

Jene steht nicht im „Widerstreit" zur kausalen Notwendigkeit, sondern ist vielmehr auf ihr begründet. Eine Freiheit, die auf der Erkenntnis der Notwendigkeit beruht, eine Freiheit, die darin besteht, daß ich das für notwendig erkannte freiwillig tue, um nicht dem blinden Zwang der Verhältnisse zu verfallen, hebt die historische Notwendigkeit und damit die materialistische Geschichtsauffassung in keiner Weise auf, wenn sie auch die Art des Geschichtsverlaufes erheblich zu ändern vermag.

Natürlich ist die Engelssche Formulierung nur eine bildliche, die, wie jedes Gleichnis, nicht ohne ein Körnchen Salz hinzunehmen ist.

Die kommende sozialistische Gesellschaft wird in der Menschheitsgeschichte nicht die erste sein, die über die entscheidenden Produktionsmittel verfügt und dadurch die Produktion planmäßig organisieren kann. Wir finden derartige Organisationen vorherrschend bis in die Zeit der entwickelten Warenproduktion hinein, also während des größten Teiles der bisherigen Menschheitsgeschichte. Insofern gab es in der Vorzeit schon „Freiheit", und erst der Kapitalismus brachte uns das Reich der „Notwendigkeit". Dafür war freilich die Vorzeit von einer anderen Notwendigkeit im höchsten Grade beherrscht, von der des Naturgeschehens. Die Einsicht in die Gesetze der Natur war gering, der Mensch in hohem Grade von ihrem Geschehen abhängig, das als eine Reihe unberechenbarer Launen erschien. In dieser Beziehung war es gerade der Kapitalismus mit seinem ungeheuren Aufschwung der Naturwissenschaften und der Technik, der uns ein großes Maß von Freiheit brachte, die allerdings erkauft wurde durch wachsende Abhängigkeit der Menschen von sozialen Gewalten, die ihnen übermächtig und unkontrollierbar, ja vielfach ganz unberechenbar gegenüberstanden.

Unsere Aufgabe geht jetzt dahin, zu dem hohen Maß von Freiheit durch Beherrschung der Naturkräfte, das wir durch den

industriellen Kapitalismus gewonnen haben, die ökonomische Freiheit hinzuzugesellen, die er uns geraubt hat.

Das wird sicher ein hohes Ausmaß von Freiheit geben. Aber den Sprung zu dieser Freiheit darf man nicht zu wörtlich nehmen. Das Bereich der Wirtschaft, deren Gesetzen wir unterworfen sind, ist durch den Kapitalismus ungeheuer erweitert worden. In den primitiven Gemeinwesen und auch noch in der Wirtschaft sich selbst genügender landwirtschaftlicher Großbetriebe mit Hausindustrie, die ihren Bedarf an Industrieprodukten durch eigene Produktion decken, wie wir sie im Altertum und auch noch im Mittelalter finden, wurde die planmäßige Regelung der Produktion nicht nur dadurch erleichtert, daß das Gemeinwesen oder der autarke (sich selbst genügende) Betrieb, im Besitze seiner Produktionsmittel war, sondern auch durch die Kleinheit des Gemeinwesens oder Betriebs und die Geringfügigkeit der Arbeitsteilung in ihm. Da war auch ohne tiefe wissenschaftliche Erkenntnis die Wirtschaft leicht übersichtlich.

Anders heute, wo die Arbeitsteilung innerhalb der Gesellschaft und auch schon in manchen Betrieben so fabelhafte Dimensionen angenommen hat und einzelne Riesenbetriebe die ganze Welt als ihren Markt zu überschauen und zu erkennen haben. Diese Ausdehnung der modernen Wirtschaft zur Weltwirtschaft trägt vielleicht noch mehr zu ihrer Unübersichtlichkeit bei als das Privateigentum an den Produktionsmitteln, das in der mittelalterlichen Wirtschaft kleiner Städte die Uebersichtlichkeit und planmäßige Beherrschung des Marktes noch nicht fühlbar beeinträchtigte.

Der Sozialismus kann nicht kommen — das haben uns die bisherigen Erfahrungen gezeigt — für alle Gebiete der Weltwirtschaft auf einmal. Er wird ausgehen von einzelnen, industriell hochentwickelten Staaten und in diesen von einzelnen zu sozialistischer Bewirtschaftung besonders gut veranlagten Industriezweigen. So lange nicht alle Berufszweige eines Landes und alle Länder der Weltwirtschaft sozialistisch organisiert sind, wird die ökonomische Freiheit, die der Sozialismus bringt, keine allgemeine sein.

Auch nach allgemeiner Durchführung des Sozialismus wird die menschliche Freiheit natürlich eine begrenzte bleiben, ebenso wie unsere Erkenntnis der Welt, auf der diese Freiheit begründet ist. Wir werden nie alle Probleme der Natur restlos ergründen und auch von unserem gesellschaftlichen Tun werden wir kaum jemals alle seine Konsequenzen vorauszusehen vermögen.

Statt von einem Sprunge aus dem Reiche der Notwendigkeit in das der Freiheit dürfte man daher besser nur von einer Ausdehnung der Provinz der Freiheit innerhalb des Reiches der kausalen Notwendigkeit sprechen, dessen Grenzen keiner Anfechtung unterliegen.

Bei der Ausdehnung des Gebietes dieser Freiheit vermag uns die Kantsche Freiheit absolut nichts zu helfen. Sie kann uns dabei eher stören, indem sie unser Interesse von dem Reiche der zu erkennenden Notwendigkeit auf jenes Reich der Dichtung hinlenkt, in dem die Kantsche Freiheit zu finden sein soll. Sie kann nur Wunschträume produzieren, nicht unsere Beherrschung der Umwelt fördern.

Vierter Abschnitt.

Theorie und Praxis.

Erstes Kapitel.

Handeln und Erkennen.

Wir haben bisher den Prozeß des Erkennens nur vom Standpunkte des anschauenden und denkenden Menschen betrachtet. Die Philosophen begnügen sich mit diesem Standpunkte.

Aber der Mensch wie das Tier ist nicht bloß ein anschauendes und denkendes, sondern auch ein handelndes Wesen. Und aus seinem Handeln entspringen ihm nicht minder reiche Erkenntnisse, wie aus seinem Betrachten.

Wenn wir die geistigen Fähigkeiten und ihr Funktionieren — den „Geist" — nicht als „Noumena", sondern als Erscheinungen betrachten, die nicht einer anderen Welt angehören, als derjenigen, die uns durch die Sinne gegeben ist, dann finden wir, daß die Organe der freien Bewegung und die des Erkennens sich in den tierischen Organismen zusammen entwickeln, die einen die anderen bedingend. Die einen wie die anderen sind für die Erhaltung des Organismus im Kampfe ums Dasein gleich notwendig.

Wenn wir von freier oder willkürlicher Bewegung sprechen, verstehen wir darunter natürlich nicht eine solche, die von selbst anhebt, ohne eine Ursache zu haben. Aber es ist eine Bewegung, die nicht, wie eine Reflexbewegung, die wir auch bei Pflanzen vorfinden, direkt durch einen äußeren Reiz ausgelöst wird. Bei den Organismen mit willkürlicher Bewegung ist zwischen dem Reiz und der Bewegung ein Nervenzentrum, ein Hirn, eingeschaltet, das den Reiz aufnimmt, ihn aber nicht notwendigerweise sofort an die Bewegungsorgane weitergeben muß. Er bewirkt zunächst nur eine Tätigkeit des Gehirnes, in dem er schon eine Reihe Erinnerungen an frühere Eindrücke vorfindet. Von den ererbten Fähigkeiten und Neigungen und erworbenen Erfahrungen und Gewohnheiten des Gehirns hängt es ab, wie der Reiz wirkt, ob ihn das Gehirn bloß aufspeichert, „akkumuliert", um seine Erfahrungen zu bereichern, oder ob und in welcher Weise es durch ihn veranlaßt wird, eine zweckmäßige Bewegung des Organismus herbeizuführen.

Der Endzweck, dem das Gehirn dabei dient, wird von ihm nicht gesetzt, er ist mit dem Organismus selbst gegeben und besteht in dessen Erhaltung und Fortpflanzung.

Wir sind also keineswegs frei in der Wahl unseres obersten Zweckes. Wohl aber ist unser geistiges Vermögen bis zu einem gewissen Grade in der Lage, unter verschiedenen Mitteln zu wählen, die es zur Erreichung dieses Zweckes für zweckmäßig hält.

Oft freilich hat der Organismus keine Wahl. Er ist nicht selten in einer Zwangslage, in der ihm sein Handeln durch übermächtige Verhältnisse genau vorgeschrieben wird. Aber das ist nicht immer der Fall. In vielen Fällen stehen dem Organismus verschiedene Wege offen, seine Erhaltung und sein Gedeihen zu ermöglichen. Er hat da die Möglichkeit der Wahl. Diese Fähigkeit des Wählens erweckt den Anschein der Freiheit des Wollens. Aber in Wirklichkeit wird der Verstand den Organismus stets drängen, unter den gegebenen Möglichkeiten des Handelns diejenige zu wählen, die ihm mit einem erschwinglichen Kraftaufwand die größte Wirkung zu erzielen verspricht.

Wo dies Gebot übertreten wird, ist entweder mangelnde Erkenntnis daran schuld, oder ein Zurückdrängen der Erkenntnis durch verblendende Leidenschaften oder Gemütsbewegungen, wie Haß, Liebe, Furcht, Zorn, sowie durch Instinkte und Gewohnheiten.

Auf keinen Fall bedeutet die scheinbar willkürliche Bewegung, die der Organismus in einem gegebenen Falle unter dem Einflusse aller dieser Faktoren vollbringt, eine ursachlose und in diesem Sinne freie Bewegung.

Wohl aber erhellt aus dem Gesagten, daß ein Organismus ein um so höher entwickeltes Erkenntnisvermögen besitzen muß, je zahlreicher und komplizierter seine durch das Gehirn dirigierten Organe werden und je komplizierter die Verhältnisse, in denen sich der Organismus zu behaupten hat.

So entwickeln sich die Organe der Bewegung und die Organe des Erkennens in steter Wechselwirkung miteinander.

Aus diesem Entwicklungsgang erklärt sich die Natur unseres Erkenntnisvermögens. Es dient dem bewußten, zweckmäßigen Handeln des Organismus, hat daher nur jene Fähigkeiten ausgebildet, die für diese Aufgabe erforderlich sind.

Um zweckmäßig handeln zu können, muß der Organismus vor allem die Dinge der Umwelt zu unterscheiden vermögen, so daß er weiß, welche er zu suchen hat, welche zu meiden. Er muß auch imstande sein, Veränderungen der Dinge im Raume und der Zeit wahrzunehmen, sowie endlich regelmäßig sich wiederholende Aufeinanderfolgen zu beobachten und auf Grund solcher Beobachtungen kommende nützliche oder schädliche Vorgänge vorauszusehen und sich auf sie vorzubereiten, entweder um sie zu benützen oder sie abzuwehren.

Dagegen ist es für das Handeln des Organismus ganz gleichgültig zu wissen, was jedes einzelne Ding um ihn herum an sich ist.

Für den Hirsch ist es höchst wichtig, weidende Rinder, die ihn ruhig grasen lassen, von Jagdhunden zu unterscheiden, die ihm nachstellen. Es ist für ihn von größter Wichtigkeit und Bedeutung, die Geschwindigkeit und Ausdauer der Jagdhunde zu kennen, sowie ihren regelmäßigen Zusammenhang mit dem Jäger. Dagegen kann es ihm gar nichts nützen zu wissen, was Rinder, Hunde, Jäger an sich sind.

Die Grenzen des Erkennens sind also mit seinem praktischen Ursprung gegeben, und es ist erklärlich, warum unser Organismus von seinen tierischen Vorfahren her nur bestimmte Fähigkeiten des Erkennens ererbte. Er kann diese Fähigkeiten durch erhöhten Gebrauch verstärken und wirksamer machen. Er kann ihnen durch technische Behelfe, zu denen auch die Mathematik zu zählen ist, Einsichten zugänglich machen, die den einfachen natürlichen Organen versagt bleiben müßten, aber er kann den ererbten geistigen Fähigkeiten durch keinerlei geistige Anstrengung eine neue Fähigkeit hinzufügen. Selbst die größten Denker müßten bei diesem Versuche scheitern.

Doch der enge Zusammenhang zwischen Erkennen und Handeln läßt uns nicht bloß begreifen, warum unser Erkennen begrenzt ist, sondern er sagt uns auch, daß innerhalb dieser Grenzen das Erkennen ein wirkliches sein muß. Denn nur unter dieser Voraussetzung ist ein bewußtes zweckmäßiges Handeln möglich. Wäre das Erkennen der bewußten Lebewesen bloßer Schein, dann hätten sie schon längst durch sinnloses Handeln untergehen müssen. Unsere praktischen Erfolge zeigen uns, in wie hohem Grade wir zur Erkenntnis der Wirklichkeit um uns befähigt sind.

Zweites Kapitel.

Die Sicherheit des Erkennens.

Descartes (1596—1650) glaubte viel gesagt zu haben, als er den Satz prägte: cogito, ergo sum, ich denke, also bin ich. Ebensogut hätte er sagen können: ago, ergo sum, ich handle, also bin ich. Die eine Gewißheit ist ebenso groß, wie die andere.

Aber die Tatsache, daß ich denke, gibt mir nur die eine Geweißheit, daß ich bin. Mit ihr ist nicht viel anzufangen, da sie keinen weiteren Ansatzpunkt zu weiterer Erkenntnis gewährt. Die Tatsache, daß ich denke, sagt eben nichts mehr, als das. Sie läßt nicht einmal ahnen, welcher Art das denkende Ich ist. Und mit bloßem Denken kommt man von diesem Ausgangspunkte aus nicht vom Fleck.

Ganz anderer Art ist das Handeln. Es gibt mir nicht bloß die Gewißheit, daß ich bin. Es gibt mir auch die Gewißheit, daß die Welt, deren Abbild ich im Kopfe trage, außer mir wirklich ist, daß sie nicht bloß in meinem Kopfe besteht. Denn Handeln bedeutet doch nichts anderes, als auf Dinge außer mir wirken, aggressiv oder defensiv. Und mein Handeln bietet mir auch die beste Möglichkeit, mein eigenes Ich zu erkennen, das ebenso wie die Außenwelt für mich nur erkennbar ist im Verhältnis zwischen ihr und mir.

Nicht der Träumer und Grübler, sondern der tatkräftige Mensch kennt sich selbst am besten, denn nur durch sein Tun gelangt er dazu, alle seine Fähigkeiten zu erproben.

Mein ganzes geistiges Wesen kommt nur in Bewegung durch Anstöße von außen. Es äußert sich durch die Art, wie es auf diese Anstöße reagiert, wobei es bei bloßem Empfinden und Denken nicht bleiben kann. Mein Handeln bietet die beste Probe auf mein Ich. Nicht in dem, was ich mir zu sein dünke, sondern in dem was ich leiste, bezeuge ich, was ich bin.

Da die Organe des Erkennens sich in engster Verbindung mit denen der Bewegung entwickeln, das Denken in stetem Zusammenhange mit dem Handeln, mußte dem Menschen wie dem Tiere die Existenz der Außenwelt als Selbstverständlichkeit erscheinen.

Erst als Arbeitsteilung und Klassenscheidung in der menschlichen Gesellschaft soweit gediehen waren, daß einzelne Menschen von praktischem Tun fast völlig befreit waren, da andere Menschen alle Arbeit für sie verrichteten, erst da erstand die Möglichkeit für eine Philosophie, die an der Wirklichkeit der Außenwelt zweifelte.

In der Tat, wenn ich sie bloß anschaue, ohne in sie handelnd einzugreifen, habe ich gar keine Gewißheit, daß das von mir Geschaute auch wirklich ist, nicht ein bloßes Produkt meines Geistes. Plato betrachtet in einem berühmten Gleichnis die Menschen als Gefangene in einer dunklen Höhle, aus der sie nur durch einen engen Spalt ins Freie sehen können, in dem hellster Sonnenschein herrscht. Die Urbilder der Dinge, ihre Ideen (in Wirklichkeit die Urbilder des Kantschen Dinges an sich) bewegen sich in diesem Sonnenglanze vor der Höhle, wir bekommen nur ihre Schatten zu sehen.

In ähnlicher Lage wäre tatsächlich ein Mensch, der bewegungslos an einem Orte verharrte, um das Treiben außer ihm anzusehen. Er besäße nicht die geringste Möglichkeit, zu entscheiden, ob die Erscheinungen, die er sieht, bloße Geschöpfe seiner Einbildungskraft oder Träume sind, oder Schattenbilder oder reale Dinge. Er könnte ebensowohl zu völligem Skeptizismus kommen wie zum überschwenglichsten Idealismus.

Nur die Anteilnahme an der menschlichen Praxis bietet ein sicheres Mittel, die eine wie die andere Denkweise zu überwinden.

Die Bildung einer Klasse, die sich von den Mühen des Alltags befreit sah, schuf erst die Möglichkeit eines Forschens und Denkens, das am Erfolge seiner Tätigkeit praktisch uninteressiert war und über das praktische Interesse hinaus Probleme sah und zu lösen versuchte. Damit war erst die Möglichkeit einer über den „gesunden Menschenverstand" hinausgehenden wissenschaftlichen, methodischen Arbeit gegeben. Aber auch die Möglichkeit zu schrankenlosen Spekulationen, die eine Einschränkung erst dann fanden, als die Wissenschaft begann, nicht bloß zu beobachten und zu spekulieren, sondern auch praktisch tätig zu sein — praktisch nicht in dem Sinne der alltäglichen Praxis, die der Selbsterhaltung des Menschen dient, sondern einer neuen, wissenschaftlichen Praxis, die im Dienste uninteressierter Forschung steht. Dank dieser praktischen Arbeit namentlich der Experimente, hat die moderne Naturwissenschaft einen materialistischen Charakter bekommen — gleich weit von Skeptizismus, wie von Idealismus entfernt — der gänzlich verschieden ist von dem auf bloßer Spekulation beruhenden Materialismus des Altertums.

Daß der Idealismus, wenn auch nur als „kritischer" Idealismus Kants, in den sozialen Wissenschaften noch eine Stätte findet, ist nicht zum wenigsten dem Umstande zuzuschreiben, daß praktische Experimente auf diesem Gebiete nicht angängig sind.

Die Praxis gibt uns nicht bloß die Gewißheit, daß die Umwelt außer uns wirklich besteht, sie zeigt uns auch, daß wir imstande sind, sie bis zu einem gewissen Grade richtig zu erfassen. Denn alle Möglichkeit eines zweckmäßigen Handelns beruht auf der Möglichkeit, die Außenwelt zu erkennen. Anderseits zeigen freilich die vielen unzweckmäßigen Handlungen der Menschen, das heißt Handlungen, die ein ganz anderes Resultat ergeben, als das von uns beabsichtigte, daß unser Erkenntnisvermögen noch recht mangelhaft ist. Was uns freilich nicht Wunder nehmen darf, denn die tierischen und menschlichen Organe sind ja nicht von einem gütigen allweisen Gotte geschaffen, sondern das Produkt einer Entwicklung.

Keines dieser Organe ist daher so vollkommen, daß es unter allen Umständen stets die vom Organismus erheischten Leistungen zu vollbringen vermag. Aber jedes von ihnen ist vollkommen genug, die Existenz seines Trägers wenigstens einigermaßen zu sichern. Nicht infolge einer mystischen Teleologie der Natur, sondern einfach deswegen, weil Organismen mit weniger vollkommenen Organen sich im Kampfe mit der Umwelt nicht behaupten können, zugrunde gehen. Ein Prozeß, der ununterbrochen vor sich geht und vor sich ging, wie die zahlreichen Reste ausgestorbener Tierarten bezeugen.

Wir haben bereits darauf hingewiesen, daß, abgesehen von allen anderen Bedenken, schon im Hinblick auf unser Handeln die Idealität des Raumes, der Zeit, der Kausalität, eine Sinnlosigkeit wäre.

Denn jede Bewegung bedeutet eine Ortsveränderung, die sich in einer zeitlichen Aufeinanderfolge vollzieht. Die Idealität des Raumes und der Zeit schlösse jede wirkliche Bewegung und Handlung aus. Und wie würde zweckmäßiges Handeln möglich, wenn die notwendige Verbindung von Ursache und Wirkung nur in meinem Kopfe bestände?

Drittes Kapitel.

Handeln und Notwendigkeit.

Handeln heißt nichts anderes, als gewisse Wirkungen dadurch erreichen oder vermeiden, daß man ihre Ursachen setzt oder abwehrt.

Ein Handeln, das nicht bloß reflektorisch oder instinktiv, sondern bewußt ist, beruht auf dem Erkennen des Zusammenhanges zwischen Ursache und Wirkung. Es wäre unmöglich, wenn dieser Zusammenhang nur im Kopfe des Menschen bestände und nur einer zwischen den Erscheinungen wäre, nicht einer zwischen den Dingen.

Nach Kant soll die Kategorie der Kausalität keine Geltung für die Welt der Dinge an sich haben. Aber was ist die Erscheinung in seiner Philosophie anderes, als eine Wirkung der Ursache, Ding an sich? Und wir müssen annehmen, daß dieser kausale Zusammenhang zwischen Erscheinung und Ding an sich ein notwendiger ist, daß hinter derselben Erscheinung auch immer dasselbe Ding an sich steckt.

Oder sollten die Dinge an sich auch die Freiheit haben, proteusgleich zu erscheinen, wie sie wollen, dasselbe Ding an sich einmal als Wanze, einmal als Elefant, einmal als Mensch? Das würde zwar manches Menschenwesen begreiflicher machen, aber der Welt der Erscheinungen wie der „intelligiblen" Welt erst recht jeden Sinn nehmen.

Unser Handeln ist ein Wirken auf die Welt außer uns, nicht ein Wirken auf das Bild, das sie in unserem Bewußtsein hervorruft. Es ist ein Wirken auf die Dinge an sich.

Es würde aber ein hilfloses Gezappel unserer Glieder darstellen, das nur zufällig einmal ein für uns brauchbares Resultat ergeben könnte, wenn nicht die regelmäßigen Zusammenhänge der Erscheinungen, die wir erkannt haben, auch Zusammenhänge der Dinge an sich wären. Die Tatsache, daß wir (und schon die höheren Tiere) in einem bedeutenden Ausmaße bewußten, zweck-

mäßigen Handelns fähig sind, beweist, daß wir in bedeutendem Grade das Vermögen besitzen, wirkliche kausale Zusammenhänge außer uns zu erkennen.

Die innige Verbindung unseres Handelns mit dem Kampfe um die Existenz macht es anderseits begreiflich, daß das Bedürfnis, kausale Zusammenhänge zu erforschen, und die Neigung, sie als notwendige zu betrachten, uns angeboren ist als eine Eigenschaft, die schon die höheren Tiere vor uns erwarben und auf uns vererbten.

Dabei ist das Handeln freilich ebenso eng mit dem Bedürfnis nach Freiheit verbunden, wie mit der Anerkennung der Notwendigkeit. Unter dieser Freiheit ist jedoch nicht die Willensfreiheit zu verstehen; das ist ein Problem, das erst auf einer hohen Stufe des philosophischen Denkens auftaucht und den Naturmenschen in keiner Weise beschäftigt. Was dagegen bereits ihn, ja, bereits das Tier interessiert, ist die Freiheit des Handelns.

Wir haben schon einmal bemerkt, daß das Reich der erkannten Notwendigkeit die Vergangenheit ist, an der sich nichts mehr ändern läßt. Unser Handeln dagegen gilt der Zukunft, mitunter schon dem nächsten Augenblick, mitunter dem Wohlsein unserer Nachkommen oder des Gemeinwesens, in dem wir leben und sie leben werden, über uns hinaus. Die Zukunft liegt unerkannt und frei vor uns, von unserem Tun hängt es in hohem Grade ab, wie sie sich gestaltet. Weil wir das wissen, eben deshalb handeln wir.

Aber diese Erkenntnis führt nur dazu, daß wir handeln, sie kann nicht bestimmend werden dafür, wie wir in jedem gegebenen Moment handeln. Dies kann nur bewirkt werden dadurch, daß wir auf der einen Seite in der Außenwelt bestimmte Situationen als notwendige Konsequenzen der eben gegebenen erwarten, und auf der andern Seite von jeder Bewegung, die wir vollbringen, annehmen, ihre notwendige Folge werde eine Wirkung sein, die erforderlich ist, um im gegebenen Falle die Bewegung der Außenwelt zu unseren Gunsten zu gestalten.

Der Drang, in die Zukunft zu schauen, zu prophezeien, ist ebenso tief in uns gewurzelt, wie der, die notwendigen Konsequenzen unseres Tuns vor der Tat zu überlegen — soweit es ein bewußtes, nicht reflektorisches oder instinktives oder von Leidenschaften getriebenes ist.

Würden wir die Konsequenzen einer gegebenen Situation sowie des eigenen Handelns stets klar übersehen, so kämen wir kaum je in die Verlegenheit, daß uns zwischen verschiedenen Arten des Handelns die Wahl schwer wird. Denn der Endzweck, dem wir dienen, ist mit unserer Existenz in der Erhaltung des Organismus und seiner Art von vornherein gegeben. Unser be-

wußtes Handeln stünde dann in jedem Moment fest, jede Illusion der Willensfreiheit wäre unmöglich.

Leider aber ist die Welt, in der wir leben, äußerst komplizierter Natur. Es gibt kaum ein Ereignis in ihr, bei dem nicht eine ganze Reihe von Ursachen mitwirken, keine Situation, die nicht die mannigfaltigsten Wirkungen in ihrem Schoße trüge. Da ist es oft ungeheuer schwer, notwendige Zusammenhänge für die Zukunft mit einiger Bestimmtheit vorauszusehen und danach das Handeln einzurichten.

Notwendige, das heißt, regelmäßige oder gesetzmäßige Zusammenhänge sind mit Sicherheit zunächst nur für die einfachsten Vorgänge erkennbar. Um in den Vorgängen der Außenwelt das Gesetzmäßige zu erkennen, muß man vor allem die Fülle unwesentlicher Details von ihnen abstreifen, die sie überwuchern, und nur ihre wesentlichen, erheblich leichter zu überschauenden Züge festhalten. Das geschieht entweder durch das planmäßige Experiment oder durch die Abstraktion.

Manche Experimente sind schon in primitiven Zeiten möglich. Um ein erfundenes Beispiel zu gebrauchen, denken wir uns einen Barbaren, der zur Zeit des Vollmondes, begünstigt durch dessen Helligkeit einen Bären tötet. Der Vater des Barbaren leidet an einem quälenden Schmerz im Rücken. Der Sohn kommt auf die Idee, ihm die schmerzende Stelle mit Bärenfett einzureiben, wobei er einige Worte murmelt, die ihm die Situation eingibt, etwa: „Bär, Bär, hilf mit Schmer". Die Prozedur glückt, der Schmerz wird gelindert und hört nach wiederholtem Einreiben völlig auf.

Hier haben wir also einen kausalen Zusammenhang festgestellt. Aber welches ist die Ursache der Heilung: Der Vollmond, der Bär, die Begleitworte, das Fett oder das Reiben?

Der primitive Mensch weiß die verschiedenen Elemente nicht zu trennen. Sie erschienen ihm alle gleichwertig, und mit ängstlicher Sorgfalt wacht er darüber, daß bei einer Wiederholung der Kur immer alle ihre Elemente vollzählig auftreten. Das Fehlen eines von ihnen könnte den Erfolg gefährden. Je öfter die heilende Prozedur wiederholt wird, desto mehr wird sie zu einem peinlich festgehaltenen mystischen Ritus.

Ein kritischer Geist — wenn ein solcher in jenen Zeiten schon möglich wäre — würde dagegen Versuche machen, experimentieren und einen der Begleitumstände nach dem anderen bei weiteren Kurversuchen weglassen, um herauszufinden, welche von ihnen wesentlich sind, welche nicht. Er wird einmal Fett von Bären nehmen, die nicht zur Zeit des Vollmondes getötet wurden, dann Schweinefett statt Bärenfett; dann würde er einmal probieren, ob die Begleitworte zur Wirkung nötig seien oder nicht. Schließlich würde er bloße Reibung ohne Fett und bloßes Einschmieren von Fett ohne Reibung versuchen und dabei vielleicht

zu dem Ergebnis kommen, daß Reibung wie Fett gleich notwendig sind, alles andere bedeutungsloser, zufälliger Aufputz.

Nicht immer ist man in der Lage, kausale Zusammenhänge auf dem Wege des Experimentes, planmäßig vereinfachter und planmäßig variierender Praxis mit Sicherheit herauszufinden. Da hilft dann nur die Abstraktion, die Vergleichung zahlreicher Fälle gleicher Art, die beobachtet wurden, sei es durch praktisches Handeln oder durch bloßes Anschauen. Jeder der Fälle wird seine Besonderheiten zeigen, die sich bei anderen nicht finden. Von denen muß abgesehen, abstrahiert werden. Nur einige Züge werden allen Fällen gemeinsam sein. Sie sind die wesentlichen. Ihre regelmäßige Wiederkehr erscheint als das Gesetzmäßige, Notwendige der Erscheinungen.

Durch das Experiment und die Abstraktion gelangen wir mit großer Sicherheit zur Erkenntnis zahlreicher, notwendiger oder gesetzmäßiger Zusammenhänge. Die Sicherheit des Erkennens wächst, worauf wir bereits in einem anderen Zusammenhang hingewiesen haben, wenn durch weiter fortschreitende Abstraktionstätigkeit die vielen einzelnen Gesetzmäßigkeiten in eine geringe Zahl gemeinsamer Gesetzmäßigkeiten widerspruchslos zusammengefaßt werden, wobei man zu immer höheren Prinzipien kommt, die den Gesamtzusammenhang beherrschen.

Aber auch diese Sicherheit des Erkennens kann als eine vollständige erst dann gelten, wenn sie sich in der Praxis bewährt. Es bildete eine kolossale Stütze der von Kopernikus, Kepler, Newton entwickelten Theorie der Sternenbewegungen, als es Leverrier gelang, auf ihrem Grunde den Standort eines noch unentdeckten Planeten, des Neptun, 1845 zu berechnen, der dort auch im Jahr darauf wirklich gefunden wurde. Ebenso bildete es einen starken Beweis für die Richtigkeit des von Mendelejeff und Lothar Meyer 1870 entdeckten periodischen Systems der chemischen Elemente, als es 1875 gelang, das Element Gallium, 1886 das Element Germanium zu entdecken, die beide genau in bestimmte Lücken der Reihe paßten und die von Mendelejeff erwarteten Eigenschaften besaßen.

Nicht immer lassen sich für eine Theorie so greifbare Beweise aus ihrer Anwendung erbringen. Stets aber bildet ihre Fruchtbarkeit in der Anwendung einen starken Beweis für ihre Richtigkeit.

Dank allen diesen Fortschritten wächst durch innige Verbindung von Theorie und Praxis die Sicherheit beider. Aber so wie es der Theorie nie gelingen wird, bis zu den letzten Gründen des Seins vorzudringen, so wird es ihr auch nicht gelingen, die komplizierten Erscheinungen der Praxis alle in einfache Formen aufzulösen und damit dem menschlichen Handeln volle Sicherheit zu verleihen.

Es wird sich nie vermeiden lassen, daß unsere Handlungen neben gewollten auch ungewollte und nicht erwartete Konsequenzen nach sich ziehen, die uns manchmal überraschen, mitunter zunächst unbeachtet bleiben, aber sich häufen können, wenn die Handlungen sich wiederholen, und dann zu sehr ersten Faktoren im Prozeß unserer Bewegung und Entwicklung werden. Diese ungewollten, nicht vorausgesehenen Konsequenzen unseres Tuns spielen in der Geschichte der Menschheit eine gewaltige Rolle.

Viertes Kapitel.

Kausalität oder funktionelle Abhängigkeit.

Wir haben bisher immer von Ursache und Wirkung und von Notwendigkeit gesprochen. Dürfen wir aber das noch, angesichts der Ergebnisse, zu denen die moderne Physik gelangt ist?

Mach verneint es und mit ihm die bedeutendsten Physiker unserer Zeit.

In seiner bereits erwähnten bemerkenswerten Schrift: „Ernst Machs Ueberwindung des mechanischen Materialismus" sagt Friedrich Adler darüber:

„In der Physik, soweit sie streng und klar formuliert ist, wird das Schema von ‚Ursache und Wirkung', die durch die Naturnotwendigkeit miteinander verknüpft sind, heute überhaupt nicht mehr verwendet, nur in Popularisierungen im schlimmsten Sinne, das heißt solchen, die den Gegenstand unklarer machen, tritt es noch auf. An Stelle dieser alten, primitiven und ungelenken Vorstellungen treten vor allem drei Begriffe von ungleich schärferer Präzision: die Begriffe der Auslösung, der Funktion und der Eindeutigkeit. Die Ersetzung der verschwommenen Kausalitäts-Vorstellungen durch exakte Begriffe ergab sich für die Physiker aus den Notwendigkeiten der Darstellung des physikalischen Systemes selbst; Machs Verdienst in dieser Richtung besteht vor allem darin, diesen Klärungsprozeß zum Bewußtsein gebracht zu haben. Ich bin nun überzeugt, daß auch die materialistische Geschichtsauffassung nur zu gewinnen hat, wenn sie diese Entwicklung der Begriffe in der Physik für ihre Zwecke verwertet." (S. 170.)

Entscheidend ist hier die Ersetzung des Begriffes des Zusammenhangs von Ursache und Wirkung durch den der funktionellen Abhängigkeit. Sind wir uns darüber klar geworden, dann erledigt sich damit auch die Ersetzung des Begriffs der Verursachung durch den der Auslösung und jenes der Notwendigkeit durch den der Eindeutigkeit.

Mach sagt von der Ursache und der Funktion in seiner „Analyse der Empfindungen":

„Die Zusammenhänge in der Natur sind selten so einfach, daß man in einem gegebenen Falle eine Ursache und eine Wirkung angeben könnte. Ich habe deshalb schon vor langer Zeit versucht, den Ursachenbegriff durch den mathematischen Funktionsbegriff zu er-

setzen: Abhängigkeit der Erscheinungen voneinander, genauer Abhängigkeit der Merkmale der Erscheinungen voneinander." (3. Aufl. 1902, S. 71.)

„Alle genau und klar erkannten Abhängigkeiten lassen sich als gegenseitige Simultanbeziehungen auffassen." (S. 72.)

„Darin liegt für mich der Vorzug des Funktionsbegriffes vor dem Ursachenbegriff, daß ersterer zur Schärfe drängt und daß demselben die Unvollständigkeit, Unbestimmtheit und Einseitigkeit des letzteren nicht anhaftet. Der Begriff Ursache ist in der Tat ein primitiver, vorläufiger Notbehelf." (S. 73.)

Noch in anderen seiner Werke handelt Mach von dieser Frage, so in „Erkenntnis und Irrtum". (S. 273 ff.):

„In den höher entwickelten Naturwissenschaften wird der Gebrauch der Begriffe Ursache und Wirkung immer seltener. Es hat dies einen guten Grund darin, daß diese Begriffe nur sehr vorläufig und unvollständig einen Sachverhalt bezeichnen, daß ihnen die Schärfe mangelt . . . .
Sobald es gelingt, die Elemente der Ereignisse durch meßbare Größen zu charakterisieren, was bei Räumlichem und Zeitlichem sich unmittelbar, bei anderen sinnlichen Elementen aber doch auf Umwegen ergibt, läßt sich die Abhängigkeit der Elemente voneinander durch den Funktionsbegriff viel vollständiger und präziser darstellen, als durch so wenig bestimmte Begriffe, wie Ursache und Wirkung . . . . ."

„Bei unmittelbarer Abhängigkeit zweier oder mehrerer Elemente, wobei z. B. sämtliche Elemente durch eine Gleichung verbunden sind, ergibt sich jedes Element als Funktion der anderen. In der alten Ausdrucksweise müßten wir sagen: In diesem Falle sind die Begriffe Ursache und Wirkung vertauschbar . . . . ."

„Betrachtet man die physikalischen Vorgänge genau und im einzelnen, so scheint es, daß man alle unmittelbaren Abhängigkeiten als gegenseitige und simultane (gleichzeitig eintretende) ansehen kann. Für die vulgären Begriffe Ursache und Wirkung gilt das gerade Gegenteil, weil sie eben in ganz unanalysierten Fällen einer vielfach vermittelten Abhängigkeit Anwendung finden. Die Wirkung „folgt" der Ursache und das Verhältnis ist nicht umkehrbar."

Mach meint, wo wir Vorgänge finden mit einem Ausgangspunkt und einem Endpunkt, Vorgänge, die nicht umkehrbar sind, so seien das vermittelte Abhängigkeiten. Zwischen dem Ausgangspunkt und Endpunkt treten Zwischenglieder auf.

„Es liegen Ketten von vermittelter Abhängigkeit von einer Unzahl von Gliedern vor . . . . . Der ganze Vorgang braucht nicht deshalb momentan und umkehrbar zu sein, weil er sich auf eine vielfache Kette simultaner und umkehrbarer Abhängigkeiten gründet."

Soweit Mach. Er mahnt die Leser, sie sollen sich über seine kühne Neuerung nicht aufregen:

„Ich habe irgendwo gelesen, daß ich ‚einen erbitterten' Kampf gegen den Begriff Ursache führe. Dies ist nicht der Fall, denn ich bin kein Religionsstifter. Ich habe diesen Begriff für meine Bedürfnisse und Zwecke durch den Funktionsbegriff ersetzt. Findet jemand, daß hierin keine Verschärfung, keine Befreiung oder Aufklärung liegt, so mag er ruhig bei den alten Begriffen bleiben. Ich habe weder die Macht, noch das Bedürfnis, jeden einzeln zu meiner Meinung zu bekehren."

Nun, das Bedürfnis, die anderen zu eigenen Ueberzeugungen zu bekehren, hat jeder Mensch, um so mehr, je stärker in ihm das soziale Empfinden lebt. Auch Mach konnte der Erfolg seiner Neuerung nicht gleichgültig sein, sonst wäre er nicht so weit gegangen, den Begriff der Ursache und Wirkung als einen „vulgären" zu brandmarken. Eine Anschauung, die bisher von den größten Denkern geteilt wurde, darf man doch nicht gut als eine „vulgäre" bezeichnen. Gegen Kant kann man alles mögliche einwenden, aber vulgär war er sicher nicht. Nur Kampfeseifer erklärt es, daß Mach von einem vulgären Begriff sprach, wo es genügt hätte, von einem herkömmlichen zu sprechen.

Doch dies nur nebenbei. Nun zur Sache selbst. An Stelle des Begriffs des notwendigen Zusammenhangs von Ursache und Wirkung setzt Mach den der funktionellen Abhängigkeit. Der Ausdruck Funktion ist der Mathematik entnommen. Er bezeichnet eine Größe, die in Abhängigkeit steht von einer oder mehreren anderen, die als variable, veränderliche angenommen sind. Aendern sich die variablen Größen oder eine derselben, dann ändert sich damit auch die Größe der Funktion.

Es kann mir nicht beikommen, leugnen zu wollen, daß die Ersetzung der Kausalität durch die funktionelle Abhängigkeit in der Physik große Vorteile haben kann. Als bloßer Laie muß ich mich vor dem Meister auf diesem Gebiete beugen. Aber vergessen wir nicht, es ist ein Gebiet ganz eigener Art.

Der große französische Physiker Pierre Duhem sagt darüber:

„Sie (die Geisteshelden des 16. und 17. Jahrhunderts) haben die wahre theoretische Physik geschaffen, indem sie begriffen, daß sie mathematische Physik sein müsse."

„Die im 17. Jahrhundert geschaffene mathematische Physik hat durch die erstaunlichen und unaufhörlichen Fortschritte im Studium der Natur bewiesen, daß sie die gesunde, physikalische Methode verkörpere. Heute würde man beim primitiven gesunden Menschenverstand Anstoß erregen, wollte man leugnen, daß die theoretische Physik sich in der Sprache der Mathematik ausdrücken müsse." (Ziel und Struktur der physikalischen Theorien, deutsch von F. Adler, 1908, S. 140.)

Das kennzeichnet die Physik und unterscheidet sie von den anderen Wissenschaften.

Duhem zieht scharf diese Grenze. So sagt er z. B.:

„Viele Philosophen denken, wenn sie über die experimentellen Wissenschaften sprechen, nur an solche, die in ihrer Entwicklung nicht weit vorgeschritten sind, wie die Physiologie, wie gewisse Zweige der Chemie, in denen der Forscher die Tatsachen direkt in Gedanken behandelt, in denen die Methode, die er benützt, nur die des gewöhnlichen, zu größerer Aufmerksamkeit angeregten Verstandes ist, in denen die mathematische Theorie noch nicht ihre symbolischen Darstellungen eingeführt hat." (Ziel A., S. 238/239.)

In jeder anderen Wissenschaft als der Physik finden sich ebenfalls Verhältnisse, die durch mathematische Formeln aus-

gedrückt werden können. Aber daneben spielen auch die Verhältnisse verschiedener Qualitäten zueinander eine große Rolle, die auf bloß quantitative Verhältnisse zurückzuführen bisher nicht möglich war und wohl nie völlig gelingen wird.

Wenn sich daher der mathematische Funktionsbegriff in der Physik als sehr fruchtbar erweist, so ist damit noch lange nicht gesagt, daß das in den anderen Wissenschaften ebenso sein muß.

Mach selbst sieht in der Anwendung des Funktionsbegriffes einen Vorteil nur dort, wo „es gelingt, die Ereignisse durch meßbare Größen zu charakterisieren".

Freilich meint er, daß sich das, was bei Räumlichem und Zeitlichem mittelbar erreichbar, „bei anderen sinnlichen Elementen aber doch auf Umwegen ergibt".

Damit ist er jedoch seiner Zeit recht weit vorausgeeilt.

Wir sind entschieden dafür, keine wie immer geartete Qualität außerhalb des Gesamtzusammenhanges der Natur zu betrachten. Aber damit ist noch nicht gesagt, daß es möglich sei, jede qualitative Differenz in eine bloß quantitative aufzulösen. Nehmen wir z. B. mechanische Anstöße an, die geistige Tätigkeiten verursachen, oder geistige Tätigkeiten, die wieder mechanisches Geschehen herbeiführen. Wie sollte man diese Zusammenhänge bei dem heutigen Stande unseres Wissens durch meßbare Größen zu charakterisieren vermögen?

Der Unterschied zwischen Kausalität und funktioneller Abhängigkeit ist indes nicht bloß einer des Ausdrucks oder der Ermöglichung größerer oder geringerer Präzision.

Die Wirkung folgt stets der Ursache und das Verhältnis zwischen beiden läßt sich nie umkehren. Gewiß wird jede Wirkung ihrerseits immer wieder zu einer Ursache, aber sie kann nie die Ursache ihrer eigenen Ursache werden. Diese liegt ja bereits in der Vergangenheit.

Wohl gibt es eine Wechselwirkung. Zwei oder mehrere Faktoren können einander gegenseitig beeinflussen. Aber diese Wirkung ist stets eine gleichzeitige. Sie kann unmöglich dahin führen, daß das spätere das frühere beeinflußt.

Bei unmittelbarer funktioneller Abhängigkeit dagegen ändern sich Variable (Ursache) und Funktion (Wirkung) gleichzeitig. Und das Verhältnis zwischen ihnen ist austauschbar. Es ist ganz gleich, ob ich A als Funktion von B betrachte, oder B als Funktion von A.

Mach führt daher folgende Beispiele an:

„Wenn zwei gravitierende (einander anziehende) Massen sich allein gegenüberstehen oder zwei wärmeleitende Körper allein sich berühren, so ist die Geschwindigkeitsänderung des einen die Ursache der Geschwindigkeitsänderung des anderen und umgekehrt, die Temperaturänderung des einen die Ursache der Temperaturänderung des anderen und umgekehrt." (Erkenntnis und Irrtum, S. 273.)

Nach der bisherigen Terminologie würde man hier sagen: es liegt Wechselwirkung vor. Bei dieser ist auf beiden Seiten Ursache und Wirkung zu finden, und zwar gleichzeitig. Aber alle Ereignisse sind doch nicht dieser Art.

Nehmen wir an, die beiden gravitierenden Massen, von denen Mach spricht, stoßen zusammen, so erscheint uns die Tatsache des Zusammenstoßes als die Ursache neuer Bewegungen und Veränderungen der beiden Massen. Wenn sie sich nicht so sehr erhitzen, daß sie sich als glühendes Gas verflüchtigen, werden sie vielleicht wieder auseinander fliegen.

Diese neue Bewegung kann unmöglich gleichzeitig mit dem Zusammenstoß vor sich gehen, noch auch können hier Ursache — Zusammenstoß — und Wirkung — Auseinanderfliegen — in ihrer Stellung zueinander ausgetauscht werden.

Nun wird Mach wohl einwenden, daß hier keine unmittelbare, sondern eine mittelbare Abhängigkeit vorliege. Wenn sich zwischen den Ausgangspunkt der Veränderung und ihr Ergebnis Zwischenglieder einschieben, so sollen diese bewirken, daß das Verhältnis zwischen Ausgangspunkt und Ergebnis nicht austauschbar ist und beide nicht gleichzeitig sind.

Mach weist auf das Beispiel der Explosion des Pulvers im Geschütz hin, der das Einschlagen des Projektiles folgt, ferner auf das eines leuchtenden Objekts und der Lichtempfindung.

„In beiden Fällen liegen Ketten von vermittelter Abhängigkeit von einer Unzahl von Gliedern vor. Der getroffene Körper restituiert[1]) nicht die Arbeit des Pulvers, die empfindende Netzhaut nicht das Licht; beide sind nur Glieder der Kette der Abhängigkeiten, die sich auf andern Wegen fortsetzen, als sie eingeführt worden sind . . . . . . Der ganze Vorgang braucht nicht deshalb momentan und umkehrbar zu sein, weil er sich auf eine vielfache Kette simultaner und umkehrbarer Abhängigkeiten gründet." (Erkenntnis usw., S. 274/275.)

Ich weiß nicht, ob für die moderne Physik das von mir vorgeführte Beispiel eines Zusammenstoßes zweier gravitierender Massen, dem ihr Auseinanderfliegen folgt, auch zu den „ganz unanalysierten Fällen" gehört, bei denen eine genaue Untersuchung eine „vielfache Kette simultaner und umgekehrter Abhängigkeiten" zwischen Zusammenstoß und Auseinanderfliegen findet.

Wo eine solche Kette von Zwischengliedern vorliegt, da ist es auch für den Laien begreiflich, daß die umkehrbaren Abhängigkeiten, die zwischen Anfang und Ende des Vorganges liegen, die Umkehrbarkeit von Anfang und Ende verhindern. Nicht so aber verhält es sich mit den simultanen Abhängigkeiten.

Es mag mathematische Operationen geben, die es erlauben, aus einer Häufung gleichzeitiger Abhängigkeiten eine zeitliche Aufeinanderfolge herauszurechnen. Ich bin auf dem Gebiete der Physik leider nur mit gesundem Menschenverstand begabt und

[1]) Restituieren = Wiederherstellen. K.

mir ist wohl bewußt, daß das in der Wissenschaft nicht ausreicht. Ich will daher gerne zugeben, daß es für einen Physiker gar nichts bedeutet, wenn ich unfähig bin, mir vorzustellen, in einer Kette gleichzeitiger Vorgänge könne, wenn ich sie nur unendlich groß annehme, ihr Anfangspunkt früher liegen als ihr Endpunkt.

Eines darf ich aber auf jeden Fall sagen. Nach Mach selbst ist das Hantieren mit der funktionellen Abhängigkeit nur dort am Platze, wo unmittelbare Abhängigkeiten vorliegen. Wo wir mit mittelbaren Abhängigkeiten zu tun haben, die in ihre Elemente aufzulösen noch nicht möglich war, ist einstweilen mit der funktionellen Abhängigkeit nichts anzufangen. Das dürfte aber außerhalb der Physik, namentlich in der Biologie und noch mehr in der Soziologie für den weitaus größten Teil der Fälle zutreffen, die sie beschäftigen.

So große Vorteile die Ersetzung der Kausalität durch die funktionelle Abhängigkeit in gewissen Fällen und auf gewissen Gebieten gewähren mag, im allgemeinen sind wir noch nicht so weit, die Kausalität über Bord werfen zu können. Einstweilen bin ich geneigt, die funktionelle Abhängigkeit ebenso wie die Wechselwirkung, mit der jene eng verwandt ist, als eine besondere Art der Kausalität aufzufassen, die unter Umständen mathematisch präzisere Ergebnisse zu gewinnen gestattet, als der „vulgäre" Kausalitätsbegriff.

Mach meint, daß die „Begriffe ‚wirkende Ursache' und ‚Zweck' ursprünglich beide von animistischen Vorstellungen abstammen".

„Sobald der Wilde unerwartet auffallende Bewegungen der Natur wahrnimmt, setzt er dieselben instinktiv mit seinen eigenen in Analogie." (Analyse der Empf., S. 76.)

Für den Begriff des Zweckes mag das zutreffen. Wo wir in der Natur Zwecke annehmen — außer dem Zweck der Selbsterhaltung, der jedem Organismus innewohnt — da steckt sicher etwas von Animismus dahinter, von der Annahme starker mystischer Mächte, die den Dingen in der Welt ihre Zwecke vorschreiben. Es ist merkwürdig, daß die animistische Ausdrucksweise in der Naturwissenschaft immer noch nicht verschwinden will, daß immer noch von der Weisheit, der Güte, der Vorsorge, ja sogar der Sparsamkeit der Natur gesprochen wird.

Aber mit dem Kausalitätsbegriff dürfte es doch anders stehen.

Dort, wo der Wilde bewußt handelt, heißt das doch nichts anderes, als daß er, um bestimmte Wirkungen zu erzielen, deren Ursachen setzt, die er mehr oder weniger genau gekannt hat. Man kann daher nicht annehmen, daß er in der Natur Verhältnisse zwischen Ursache und Wirkung deshalb zu finden glaubt, weil er selbst durch sein Handeln eine Ursache ist, die Wirkungen erzielt, und daß er dies Verhältnis in die Natur überträgt.

Das Umgekehrte ist der Fall. Die Annahme der Kausalität in der Natur ist nicht eine gedankliche Nachbildung der Kausalität in der menschlichen Praxis, sondern diese ist vielmehr eine bewußte Nachahmung und Anpassung in der Natur beobachteter Kausalitäten an die menschlichen Zwecke.

Und schon das Tier kennt kausale Zusammenhänge und richtet sein Handeln, soweit es bewußt ist, nach ihnen ein. Von Animismus darf man aber beim Tier wohl nicht reden.

Allerdings macht der Naturmensch keinen Unterschied zwischen der organischen und anorganischen Natur. Ihm scheint leicht alles belebt. Und alles beseelt, sobald die Seelenvorstellung aufkommt. Diese tritt aber später auf, als die Beobachtung und Beachtung der Kausalität. Und der Animismus führt eher zu ihrer Durchbrechung als zu ihrer Begründung. Denn aus dem unkritischen Gefühl des Menschen erwächst die Illusion des freien Willens jeder Seele. Je animistischer die Natur aufgefaßt wird, desto weniger erscheint ihr Geschehen notwendig, desto mehr überwiegt der Glaube an willkürlich schaltende höhere Mächte, die beschworen, überredet oder bestochen werden können, damit sie das Wirken der Natur nach menschlichen Bedürfnissen lenken. Das gehört zu den ersten naiven Versuchen der aus der Tierheit hervorsteigenden Menschen, sich die Kräfte der Natur dienstbar zu machen.

Der Begriff der kausalen Notwendigkeit entspringt nicht diesen animistischen Vorstellungen, er steht zu ihnen im Widerspruch und er überwindet sie, sobald er allgemein wird. In der Kantschen Idealität von Raum, Zeit und Kausalität haben wir es mit einem letzten, fernen Nachhall des alten Animismus zu tun.

Man darf also die Kausalität nicht ebenso wie die Annahme von Zwecken in der Natur in enge Beziehung zum Animismus bringen. Die Annahme eines Zweckes in der Natur ist an animistische Vorstellungen gebunden, sie setzt solche voraus, allerdings nicht primitive der Wilden. Diese denken über einen Zweck in der Natur noch nicht nach. Dagegen kann der Animismus nur in solchen Denkgebieten aufkommen und sich behaupten, in denen der Begriff der kausalen Notwendigkeit noch nicht streng zur Geltung gekommen ist.

Furcht vor dem Einschleichen animistischer Anklänge in das wissenschaftliche Denken brauchte also nicht zur Verwerfung des Kausalitätsbegriffes zu führen.

Allerdings ist dieser Begriff nicht bloß mit dem der Notwendigkeit verbunden, sondern auch mit dem des Anstoßes. Und darin wird wohl sein anstößiger animistischer Charakter erblickt. Unter einer Ursache versteht man doch eine Bewegungsursache. Deren einfachste Form finden wir dort, wo ein Körper durch die Bewegung eines anderen, diesen anstoßenden Körpers in Bewegung gesetzt wird. Oder genau genommen, da wir von keinem

Körper eine absolute Ruhelage annehmen können, rührt eine neue Bewegung her von einem Zusammenstoß zweier, in verschiedener Richtung sich bewegender und in ihren Bahnen sich kreuzender Körper, oder, wenn man sich weniger grob materialistisch ausdrücken will, rührt jede neue Bewegung her von einem Zusammenstoß von Gegensätzen. Mit dem Begriff der Ursache ist daher sehr verwandt der des Kampfes der Gegensätze, des „Vaters aller Dinge".

Die modernen Auffassungen, die den Begriff der Kausalität durch einen anderen ersetzen wollen, haben dagegen einen mehr quietistischen, die Ruhe bevorzugenden Charakter. Sie brauchen den Kampf der Gegensätze nicht auszuschließen, sind aber nicht eng mit ihm verbunden. Das gilt von den eindeutig bestimmten gleichzeitigen funktionellen Abhängigkeiten Machs, und ebenso von den Bedingungen, die Verworn an Stelle der Ursachen als Ausgangspunkt jedes Geschehens setzen will. Mit der Veränderung der variablen Größe ist ohne weiteres, gleichzeitig, auch die ihrer Funktion gegeben. Mit den Bedingungen auch ihr Ergebnis. Von einem Zusammenstoß von Gegensätzen ist weder in der einen noch in der anderen Auffassung die Rede. Die Kausalität dagegen weist ununterbrochen darauf hin. Dadurch wird sie der Geschichtsauffassung des dialektischen Materialismus kongenial.

Das wäre natürlich kein Grund, sie zu akzeptieren, wenn sie nicht auch wissenschaftlich haltbar wäre. Sollte in der Wissenschaft allgemein der Kausalitätsbegriff verlassen und durch die Machsche oder die Verwornsche Fassung des gesetzmäßigen Zusammenhanges ersetzt werden, so müßte die materialistische Geschichtsauffassung dem Rechnung tragen. Unvereinbar mit ihr ist weder die eine noch die andere der beiden Fassungen. Es steht dem auch nichts im Wege, daß heute schon einzelne Forscher auf Machscher oder Verwornscher Grundlage materialistische Geschichtsauffassung betreiben. Keine der beiden Auffassungen hebt, wie die Kantsche, die menschliche Vernunft und den menschlichen Willen aus dem Gesamtzusammenhange der Welt heraus, mit der allein wir es zu tun haben, mag man sie als Welt der Erscheinungen oder sonstwie betrachten.

Ich will endlich gern zugeben, daß man zur Kennzeichnung mancher Zusammenhänge nicht nur in der Physik, sondern auch in der Biologie und Soziologie an Stelle der Begriffe Ursache und Wirkung zweckmäßig den der funktionellen Abhängigkeit oder den der Herbeiführung einer Tatsache durch Verwirklichung ihrer Bedingungen setzen kann. Aber in der allgemeinen Anwendung dieser Begriffe kann ich keine Verbesserung erkennen.

Ich verdanke Mach so viel, daß ich den Vorschlag meines Freundes Fritz Adler, die „vulgäre" Anschauung von Ursache und Wirkung durch die Machsche zu ersetzen, trotz großer theo-

retischer Bedenken sympathisch aufnahm und praktisch bei meinen Arbeiten anzuwenden versuchte. Aber ich habe leider mit dem Funktionsbegriff keine Erfolge erzielt. Ich würde das auf eine Unzulänglichkeit meiner Person zurückführen, wenn andere bessere Resultate erreicht hätten. Mir ist indes nicht bekannt, daß irgend jemand mit der funktionellen Abhängigkeit in der Geschichtsforschung etwas Rechtes anzufangen gewußt oder besondere Erfolge erzielt hätte.

Und darum halte ich mich für berechtigt, an dem vulgären Begriffe der Kausalität festzuhalten, und zwar gerade an dem was als animistisch an ihm verschrieen ist, an dem Zusammenstoß, dem Kampf der Gegensätze als Ursache aller Bewegung und Entwicklung.

Fünfter Abschnitt.

Dialektik.

Erstes Kapitel.

Ich und Umwelt.

Gewöhnlich wird die materialistische Geschichtsauffassung in der Weise aufgefaßt, daß man meint, sie behaupte, in der Gesellschaft wie in der Natur sei der Geist ein passives Element. Aktiv sei nur die Umwelt, die „Materie", die allerdings den Geist der das Individuum umgebenden Tiere und Menschen einschließt. Die Materie bewege sich und der Geist reflektiere nur deren Bewegung.

Diese Auffassung stehe aber doch in schreiendem Gegensatz zur Wirklichkeit. Alle Bewegung des Menschen, soweit sie bewußt ist, werde durch seinen Geist, sein Ueberlegen und Wollen veranlaßt. Es gebe nichts Rastloseres, Aktiveres in der Natur als den Geist.

Das soll nun durchaus nicht bezweifelt werden. Die Frage ist keineswegs die, ob der Geist ein aktives oder ein passives Element ist, sondern ob er als einzige Erscheinung in der Natur aus sich selbst als Ursache wirken kann, ohne vorher selbst eine bestimmende Wirkung erfahren zu haben. Nicht die Aktivität des Geistes, sondern nur die Art und das Zustandekommen dieser Aktivität ist in Frage.

Um darüber klar zu werden, gehen wir aus von der bereits erörterten Annahme, daß der Geist zu den Werkzeugen des tierischen Organismus im Kampf ums Dasein gehört. Seine ursprünglichste Funktion besteht darin, es dem tierischen Organismus zu ermöglichen, sich in der ihn umgebenden Umwelt zurechtzufinden, sein Verhalten zweckmäßig, das heißt, in letzter Linie dem Endzweck der Erhaltung des Individuums und der Art entsprechend einzurichten.

Der Geist findet im Beginne seines Funktionierens schon bei den einfachsten Tieren, bei denen er zuerst auftritt, zwei Faktoren vor: auf der einen Seite den Körper des Organismus, der die geistigen Funktionen erzeugt, einen Körper mit bestimmten angeborenen Bedürfnissen und Fähigkeiten.

Nennen wir ihn das „Ich".

Auf der anderen Seite die Umwelt des Organismus. Sie bedroht ihn mit Gefahren. Doch vermag er in ihr allein die Stoffe

zu finden, deren er bedarf, um seinen Körper immer wieder neu aufzubauen und vor Fährlichkeiten zu schützen. Diese Umwelt ist es, die dem Geiste die Probleme stellt, die er zu lösen hat und um so besser löst, je klarer er sich wird über seine eigenen Bedürfnisse und Fähigkeiten wie über die Unterschiede und Zusammenhänge der Dinge der Umwelt.

Ueber seine eigenen Bedürfnisse und Fähigkeiten wird er sich freilich auch nur klar durch Beobachtung der Umwelt und durch Tätigkeit in ihr. Ueberdies kann der Mensch das allgemein menschliche Wesen nur dann völlig begreifen, wenn er die Menschen seiner Umgebung beobachtet und erforscht. Die Lösung des Gegensatzes zwischen Ich und Welt besteht in einer Anpassung zwischen dem Ich und der Außenwelt. Entweder paßt sich das Ich durch bestimmte Veränderungen oder Handlungen der Außenwelt an oder aber es ist imstande, bestimmte Stücke der Außenwelt in einer Weise zu gestalten, daß sie seinen Zwecken angepaßt, ihnen dienstbar gemacht sind.

Oder endlich tritt eine Wechselwirkung ein, eine gegenseitige Anpassung hier und dort.

Schon bevor es ein Bewußtsein gibt, finden ähnliche Prozesse in der Welt der Organismen statt. Die Bewegungen und Entwicklungsvorgänge der Pflanzen und auch viele unbewußte Vorgänge in der Tierwelt sind nichts als Reaktionen des Organismus auf Reize, die von der Außenwelt ausgehen, und die oft auf eine Anpassung zwischen dem Organismus und der Umwelt hinauslaufen. Wo solche Anpassung nicht zustande kommt, da verkümmert der Organismus oder er geht völlig zugrunde. Er kann überhaupt nicht aufkommen, wenn ihm nicht von vornherein die Fähigkeit innewohnt, auf bestimmte Reize mit zweckmäßiger Anpassung zu reagieren.

Damit soll nicht gesagt sein, daß jede der durch äußere Reize hervorgerufenen Veränderungen und Bewegungen des Organismus eine zweckmäßige sei oder sein müsse. Viele können ganz indifferent sein, gar manche unzweckmäßig. Aber aufkommen und sich behaupten werden nur Organismen, bei denen die zweckmäßigen Reaktionen auf äußere Reize über die unzweckmäßigen überwiegen. Das Auftreten des Bewußtseins, der Erkenntnis der Außenwelt und der eigenen Bedürfnisse und Fähigkeiten dient dazu, es zu erleichtern, daß die Reaktion auf äußere Reize in zweckmäßiger Weise geschieht.

Der hier gezeichnete Vorgang der Bewegung und Entwicklung in der organischen Welt ist ein dialektischer Prozeß, das heißt, ein Vorgang, der mit einer Bejahung beginnt, durch eine Verneinung fortgesetzt und durch eine Verneinung der Verneinung, also durch eine Bejahung abgeschlossen wird. In diesem Sinne gebrauchte Hegel das Wort und übernahmen es Marx und Engels von ihm.

Der Ausgangspunkt jedes der Prozesse der Anpassung ist ein Organismus, das „Ich". Da haben wir die Bejahung, die „Affirmation", die „Position", die „These".

In Gegensatz zu ihm tritt seine Umwelt, das „Nicht-Ich", die Verneinung des Organismus, seine „Negation", „die Antithese". Das Schlußergebnis ist die Ueberwindung des Gegensatzes, die Verneinung der Verneinung, die erneute Bejahung des Organismus durch Anpassung, die „Synthese". Damit kehrt der Prozeß zu seinem Ausgangspunkt zurück, dem Individuum, das sich behauptet.

Es kann sich dabei verändert haben in einer Weise, daß der Ausgangspunkt auf eine höhere Stufe gerückt ist. In diesem Falle findet nicht ein Kreislauf statt, sondern eine Entwicklung.

Ob die Bewegung der ganzen Welt, der anorganischen ebenso wie der organischen, in dieses Schema hineinpaßt, erscheint mir sehr zweifelhaft. Allerdings geht auch in der anorganischen Welt jede neue Bewegung aus einem Gegensatz oder einem Zusammenstoßen gegensätzlicher Elemente hervor.

Das Ergebnis von Zusammenstößen in der anorganischen Welt ist jedoch nicht immer eine Synthese und schon gar nicht eine Rückkehr zum Ausgangspunkte.

Zweites Kapitel.

Die Dialektik der Entwicklung aus sich heraus.

Die hier dargelegte Dialektik stimmt in der Form mit der Hegelschen überein, ist aber ganz anderer Art als diese.

Bei Hegel sind These und Antithese nicht als Organismus und Umwelt zwei voneinander ganz verschiedene Dinge, die aufeinander wirken, sondern bei ihm steckt in der These bereits der Widerspruch zu sich selbst, ihre Negation.

Diese Negation wächst und führt schließlich zur Aufhebung der These, des Ausgangspunktes des Prozesses. Aber auch die Negation trägt wieder den Keim ihrer eigenen Verneinung in sich, die schließlich zur Synthese und erneuter Bejahung der These, aber auf höherer Stufenleiter führt.

Marx und Engels haben diese Auffassung der Dialektik von Hegel übernommen, indes, wie Engels sich in seinem Feuerbach ausdrückt, „vom Kopf auf die Füße gestellt". Denn bei Hegel war sie eine Selbstbewegung des Geistes, der die Welt in Bewegung setzt und die geschichtliche Entwicklung bewirkt. Marx und Engels materialisierten sie, verwandelten sie in ein Bewegungsgesetz ebenso der materiellen Welt wie der des Denkens.

Engels veranschaulicht ihre Auffassung in seinem „Anti-Dühring". Er sagt dort (S. 138):

„Nehmen wir ein Gerstenkorn. Billionen solcher Gerstenkörner werden vermahlen, verkocht und verbraut und dann verzehrt. Aber findet solch ein Gerstenkorn die für es normalen Bedingungen vor, fällt es auf günstigen Boden, so geht unter dem Einfluß der Wärme und der Feuchtigkeit eine eigene Veränderung in ihm vor, es keimt; das Korn vergeht als solches, wird negiert, an seine Stelle tritt die aus ihm entstandene Pflanze, die Negation des Kornes. Aber wie ist der normale Lebenslauf dieser Pflanze? Sie wächst, blüht, wird befruchtet und produziert schließlich wieder Gerstenkörner, und sobald diese gereift, stirbt der Halm ab, wird seinerseits negiert. Als Resultat dieser Negation der Negation haben wir wieder das anfängliche Gerstenkorn, aber nicht einfach, sondern in zehn-, zwanzig-, dreißigfacher Anzahl. Getreidearten verändern sich äußerst langsam, und so bleibt sich die Gerste von heute ziemlich gleich mit der von vor hundert Jahren. Nehmen wir aber eine bildsame Zierpflanze, z. B. eine Dahlia oder Orchis; behandeln wir den Samen und die aus ihm entstehende Pflanze nach der Kunst des Gärtners, so erhalten wir als Ergebnis dieser Negation der Negation nicht nur mehr Samen, sondern auch qualitativ verbesserten Samen, der schönere Blumen erzeugt, und jede Wiederholung dieses Prozesses, jede neue Negation der Negation steigert diese Vervollkommnung. Aehnlich wie beim Gerstenkorn vollzieht sich dieser Prozeß bei den meisten Insekten, z. B. Schmetterlingen. Sie entstehen aus dem Ei durch Negation des Eies, machen ihre Verwandlung durch bis zur Geschlechtsreife, begatten sich und werden wieder negiert, indem sie sterben, sobald ihr Begattungsprozeß vollendet und das Weibchen seine zahlreichen Eier gelegt hat."

Bei dieser Darstellung fällt vor allem die Auffassung der „Negation", der Verneinung auf. Das Keimen des Samens sowie die Bildung des Tieres aus dem Ei wird als eine Negierung des Samens oder des Eies aufgefaßt. Und doch bedeutet es nur eine Negation der Hülle des Samens oder Eies, nicht ihres Inhalts. Dieser ändert sich durch den Prozeß des Keimens und Wachsens. Das bildet aber keine besondere Kennzeichen der Entwicklung des Samens oder des Eies.

Jeder Organismus durchläuft während seiner Existenz verschiedene Stadien. Seine Formen wandeln sich unaufhörlich. Bedeutet das Aufgeben der bisherigen und das Annehmen einer neuen Form eine Negation der früheren Form, dann ist das Individuum in einem steten Prozeß der Negation begriffen. Wird das Ei durch die Befruchtung im Mutterleib, die den Anstoß zu seinem Wachstum gibt, negiert, dann negiert sich der heranwachsende Embryo jeden Tag von neuem, denn jeder Tag ändert etwas an seinem Aussehen oder seiner Zusammensetzung.

Es ist nicht ganz deutlich, wie Engels hier die Negation auffaßt. Im Grunde schwebt ihm doch wohl die eigentliche Negation vor, die Aufhebung, der Untergang des Individuums. Er spricht vom „Vergehen des Kornes" durch den Prozeß der Keimung. Aber ebenso gut könnte er vom Vergehen des Kindes sprechen, wenn daraus ein reifer Mann wird.

Noch bedenklicher als mit der Negation steht es mit der Negation der Negation. Hier ist von einer wirklichen Negation des Individuums die Rede. Die Pflanze stirbt ab, nachdem sie Samen getragen, der Schmetterling, nachdem er Eier gelegt. Der neuproduzierte Samen oder das neugelegte Ei bilden die Wiederkehr zum Ausgangspunkt des Prozesses, dem Samen oder Ei, woraus das Individuum entsprang. Aber das Produzieren von Samen und Eiern und das Absterben des sie produzierenden Organismus fallen zeitlich keineswegs zusammen.

Jenes tritt stets früher ein als letzteres. Die Negation der Negation und die Synthese, die Wiederkehr zur These, sind also keineswegs identisch, wenn sie auch bei manchen Organismen rasch aufeinanderfolgen mögen.

Engels selbst sieht diesen Einwand, er sucht ihn folgendermaßen zu entkräften:

„Daß bei anderen Pflanzen und Tieren der Vorgang nicht in dieser Einfachheit sich erledigt, daß sie nicht nur einmal, sondern mehrere Male Samen, Eier oder Junge produzieren, ehe sie absterben, geht uns hier noch nichts an; wir haben hier nur nachzuweisen, daß die Negation der Negation in den beiden Reichen der organischen Welt wirklich vorkommt." (S. 138.)

Darauf wäre zu erwidern:

1. Daß, worauf schon hingewiesen, auch bei Tieren und Pflanzen, die gleich nach der Reifung des Samens oder dem Legen des Eies sterben, diese beiden Vorgänge keineswegs zusammenfallen und nicht identisch sind.

2. Ist doch zu bedenken, daß der Ausgangspunkt des Lebensprozesses des Organismus nicht im gereiften Samen oder im gelegten Ei liegt, sondern in dem Akt der Befruchtung, wie das bei Säugetieren unverkennbar ist. Der gereifte Samen, das gelegte Ei sind nur Zwischenstadien im Lebensprozeß, dessen Anfänge vor ihrem Auftreten liegen. Die Befruchtung fällt aber nicht nur nicht mit der Negation durch den Tod der Eltern zusammen, sie ist mit ihr unvereinbar, sie vollzieht sich auf dem Höhepunkt der Lebenskurve der elterlichen Organismen. Es ist ganz unmöglich, sie als Negation des Organismus zu bezeichnen.

3. Der Engelssche Satz kann dahin gedeutet werden, daß Prozesse, die man als Negation der Negation betrachten darf, gelegentlich wirklich vorkommen. Darüber werden wir noch handeln. Hier aber untersuchen wir die Frage, ob die Vorgänge der Bewegung und Entwicklung in der Welt stets die Form der Hegelschen Dialektik — These, Antithese, Synthese mit Rückkehr zum Ausgangspunkte wirklich annehmen. Ich halte diese Annahme für die organische Welt für richtig, aber keineswegs in der Weise, wie Engels sie hier illustriert, wo Bewegung und Entwicklung nicht als Aufeinanderwirken von zwei Faktoren, Individuum und Umwelt, sondern bloß als Bewegung eines Faktors,

des Individuums aus sich heraus, betrachtet und die Antithese ebenso wie die These im gleichen Individuum gesucht wird. Hier wirkt das Hegelsche Vorbild offenbar noch stark nach, das die Bewegung ebenfalls bloß aus einem einzigen Faktor erklärte, dem Geist, der aus sich heraus seine eigene Negation setzt.

Als Schema zur Kennzeichnung mancher Vorgänge, nicht aber als allgemeines Gesetz, kann die dialektische Negation der Negation im Hegelschen Sinne unter Umständen ganz am Platze sein. Ich selbst habe sie wiederholt so angewendet, bin aber sehr vorsichtig damit geworden, weil ihr leicht eine gewisse Willkür innewohnt.

Das zeigt sich z. B. dort, wo Engels die Negation der Negation in der Geschichte zeigen will. Er sagt im „Anti-Dühring" (S. 140):

„Alle Kulturvölker fangen an mit dem Gemeineigentum am Boden. Bei allen Völkern, die über eine gewisse Stufe hinausgehen, wird das Gemeineigentum im Laufe der Entwicklung des Ackerbaues eine Fessel für die Produktion. Es wird aufgehoben, negiert, nach kürzeren oder längeren Zwischenstufen in Privateigentum verwandelt. Aber auf höherer, durch das Privateigentum am Boden selbst herbeigeführter Entwicklungsstufe des Ackerbaues wird umgekehrt das Privateigentum eine Fessel für die Produktion — wie dies heute der Fall ist, sowohl mit dem kleinen wie mit dem großen Grundbesitz. Die Forderung, es ebenfalls zu negieren, es wieder in Gemeingut zu verwandeln, tritt mit Notwendigkeit hervor. Aber diese Forderung bedeutet nicht die Wiederherstellung des altursprünglichen Gemeineigentums, sondern die Herstellung einer weit höheren, entwickelteren Form von Gemeinbesitz, die, weit entfernt, der Produktion eine Schranke zu werden, sie vielmehr erst entfesseln und ihr die volle Ausnützung der modernen chemischen Entdeckungen oder mechanischen Erfindungen gestatten wird."

Man vergleiche damit die berühmte Stelle im Marxschen Kapitel über „die geschichtliche Tendenz der kapitalistischen Akkumulation": Marx geht dort aus vom Privateigentum des Arbeiters an seinen Produktionsmitteln als Grundlage der dem industriellen Kapitalismus vorhergehenden Produktionsweise. Dann sagt er:

„Die aus der kapitalistischen Produktionsweise hervorgehende kapitalistische Aneignungsweise, daher das kapitalistische Privateigentum, ist die erste Negation des individuellen, auf eigene Arbeit gegründeten Privateigentums. Aber die kapitalistische Produktion erzeugt mit der Notwendigkeit eines Naturprozesses ihre eigene Negation. Es ist die Negation der Negation. Diese stellt nicht das Privateigentum wieder her, wohl aber das individuelle Eigentum auf Grundlage der Errungenschaft der kapitalistischen Aera: der Kooperation und des Gemeinbesitzes der Erde und der durch die Arbeit selbst produzierten Produktionsmittel."

Bei Marx wie bei Engels finden wir den gleichen Vorgang in dasselbe Schema der Hegelschen Dialektik gebracht. Die Negation der Negation bildet hier wie dort das gleiche Ziel des Gemeinbesitzes an den Produktionsmitteln, und doch ist bei Engels der Ausgangspunkt ein ganz anderer, als bei Marx. Hier der

Urkommunismus, dort das Privateigentum an den Produktionsmitteln beim Bauern und beim Handwerker.

Die Thesen sind verschieden, die Synthese die gleiche, allerdings nur dadurch, daß Marx hier nicht die Wiederherstellung des Gemeinbesitzes an den Produktionsmitteln (die Erde eingeschlossen) schlechthin fordert, sondern die Wiederherstellung des „individuellen Eigentums" auf der Grundlage des Gemeinbesitzes an den Produktionsmitteln.

Wir erkennen den hier gezeichneten Vorgang als vollkommen richtig an. Die Bezeichnung der Negation ist hier auch völlig zutreffend angewendet. Nur eines scheint uns anfechtbar, die Annahme, daß der Sozialismus, dem wir entgegengehen, die Negation der Negation des Urkommunismus darstelle. Wenn wir den ganzen komplizierten Entwicklungsprozeß seit den Anfängen der Menschheit auf ein einfaches Schema bringen wollten, müßte es lauten:

1. These: Urkommunismus.
2. Negation des Urkommunismus: Privateigentum des einzelnen Arbeiters an seinen Produktionsmitteln.
3. Negation der Negation des Urkommunismus, Expropriation des Privateigentums der Arbeiter an ihren Produktionsmitteln durch das Kapital.
4. Negation der Negation der Negation des Urkommunismus, Aufhebung des kapitalistischen Eigentums an den Produktionsmitteln, Herstellung einer neuen Art Kommunismus.

Wenn man mehr ins Detail geht, könnte man zwischen den alten und den neuen Kommunismus noch mehr Zwischenglieder einschieben, z. B. das feudale Eigentum.

Die gesellschaftliche Entwicklung vollzieht sich stets in der Form der Negierung eines vorhergehenden Stadiums. Nur ist es nicht etwa die Gesellschaft, die sich dabei selbst negiert oder aufhebt, sondern es sind die in der Gesellschaft verbundenen Menschen, die, ohne ihre eigenen Persönlichkeiten zu negieren, eine diesen Persönlichkeiten gegenüberstehende Form der Gesellschaft negieren. Daß irgendein Organismus sich selbst negiert, kommt nicht vor, außer bei Selbstmord. Der aber ist keine Phase der Entwicklung des Organismus. Und sogar diese Selbstnegierung stammt nicht allein aus der Seele des Selbstmörders, sondern aus einem unerträglich gewordenen Verhältnis zwischen ihm und der Außenwelt. Das gilt selbst in Fällen unheilbarer Krankheit, die eben das Verhältnis zwischen dem Individuum und der Welt gänzlich verändert und für den Kranken unerträglich macht.

Gegen das Hegelsche Schema der Dialektik als notwendige Form der Bewegung und Entwicklung aller Erscheinungen der Welt erheben sich gerade nach erfolgter materialistischer „Umstülpung" sehr große Bedenken.

Es ist aber auch gar nicht ausgemacht, daß Marx und Engels dieses Schema als allgemeines, notwendiges Bewegungsgesetz der Welt betrachten. Auf die eine Stelle des Anti-Dühring, die anders aufgefaßt werden kann, haben wir schon hingewiesen. An einer anderen Stelle (S. 132) sagt Engels über das Schema, es sei ein

„äußerst allgemeines und eben deswegen äußerst weitwirkendes und wichtiges Entwicklungsgesetz der Natur, der Geschichte und des Denkens".

Hier fehlt die absolute Form, in der die Dialektik bei Hegel erscheint. Sie ist nicht *das*, sondern nur *ein* äußerst allgemeines Entwicklungsgesetz.

Früher schon (S. 125) sagt Engels im „Anti-Dühring":

„Indem Marx den Vorgang als Negation der Negation bezeichnet, denkt er nicht daran, ihn dadurch beweisen zu wollen als einen *geschichtlich notwendigen*. Im Gegenteil: Nachdem er geschichtlich bewiesen hat, daß der Vorgang sich in der Tat teils ereignet hat, teils sich noch ereignen muß, bezeichnet er ihn zudem als einen Vorgang, der sich nach einem bestimmten dialektischen Gesetze vollzieht. Das ist alles."

Das heißt, wir haben keineswegs die Dialektik als notwendiges Entwicklungsschema überall von vornherein anzunehmen, sondern sie dort, wo sie vorkommt, zu entdecken.

Wenn Marx und Engels der Hegelschen Dialektik so hohe Bedeutung beimaßen, so ist das nicht bloß historisch zu erklären, weil sie philosophisch von Hegel herkamen, sondern auch daraus, daß sie mit Hilfe dieser Methode auf ihrem eigensten Gebiete, der politischen Oekonomie und der Geschichte, ihre großen, umwälzenden Anschauungen formten.

Im Denken und Handeln der Menschen spielt aber die Dialektik im Hegelschen Sinne eine besondere Rolle. Auf deren Beobachtung baute Hegel sein System der Entwicklung auf, wie wir noch sehen werden.

Die Dialektik im Hegelschen Sinne kann wohl auch auf ihrem eigensten Boden, dem der Geschichte, zu starken Willkürlichkeiten und künstlichen Konstruktionen verleiten. Sie ist aber dennoch für die Marxsche Geschichtsauffassung sehr fruchtbar geworden, die sich ihm keineswegs sklavisch unterwarf.

Marx bemerkt in der Vorrede zur zweiten Auflage seines „Kapital", da das Epigonentum seinerzeit sich darin gefalle, Hegel als „toten Hund" zu behandeln, habe er sich verpflichtet gefühlt, sich offen als Schüler des großen Denkers zu bekennen und hier und da „mit der ihm eigentümlichen Ausdrucksweise zu kokettieren". Zu diesem Kokettieren gehört vielleicht auch die Fassung des eben zitierten Satzes aus dem „Kapital". Als Hinweis darauf, daß, wie Marx weiter sagt, Hegel „ihre (der Dialektik) allgemeine Bewegungsformen zuerst in umfassender und bewußter Weise dargestellt hat", war dies wohl am Platze. Wenn Marx fortfährt (ähnlich wie später Engels in seinem „Feuerbach"):

„Die Dialektik steht bei Hegel auf dem Kopf. Man muß sie umstülpen, um den rationellen Kern in der engsten Hülle zu entdecken", so sind wir damit, wie aus dem früheren schon hervorgeht, völlig einverstanden.

Nur suchen wir den „rationellen Kern" nicht dort, wo die hier vorgeführten Engelsschen Illustrationen ihn zeigen wollen.

Weit höher als diese „Illustrationen" der Dialektik, stand deren Anwendung bei den Forschungen unserer Meister. Waren sie doch bemüht „ohne vorgefaßte idealistische Schrullen" an Natur und Geschichte heranzutreten. Die Hegelsche Dialektik hat sie daher nie zu gewaltsamen Konstruktionen verführt, nie dazu verleitet, an Stelle des Erforschens das Ersinnen phantastischer Zusammenhänge mit Hilfe der Hegelschen „idealistischen Schrulle" zu setzen. Diese diente bloß dazu, ihre Aufmerksamkeit auf die Widersprüche und Gegensätze der Gesellschaft hinzulenken, die auf neue „Synthesen" hinwirken, und ihnen deren Erforschung zu erleichtern. Die Hegelsche Dialektik war ihnen bloß „heuristisches Prinzip", nicht absolute Wahrheit.

Dazu stimmt es, daß in der Darstellung der materialistischen Geschichtsauffassung, die Engels in seinem „Feuerbach" gibt (im vierten Abschnitt) ebensowenig, wie in der im Marx'schen Vorwort zur Kritik der politischen Oekonomie gegebenen von der Negation der Negation die Rede ist.

Sie betrachteten die Dialektik nicht als Schablone, die alles weitere Forschen erspart, sondern als eine der Leuchten, die den Weg der Forschung erhellen.

Drittes Kapitel.

Die Dialektik der Vervollkommnung.

In den Engelsschen Illustrationen der Dialektik finden wir neben der Selbstbewegung ein Moment, das idealistischer und nicht materialistischer Natur ist, das der steten Vervollkommnung der Welt durch den dialektischen Prozeß.

Engels war sich dessen freilich wohl bewußt, daß dieses stete Höhersteigen einen Haken habe. Er sagt darüber in seinem „Feuerbach":

„Wir brauchen hier nicht auf die Frage einzugehen, ob diese Anschauungsweise mit dem jetzigen Stande der Naturwissenschaften stimmt, die der Existenz der Erde selbst ein mögliches, ihrer Bewohnbarkeit aber ein ziemlich sicheres Ende vorhersagt, die also auch der Menschengeschichte nicht nur einen aufsteigenden, sondern auch einen absteigenden Ast zuerkennt. Wir befinden uns jedenfalls noch ziemlich weit von dem Wendepunkt, von dem an es mit der Geschichte der Gesellschaft abwärts geht und können der Hegelschen Philosophie nicht zumuten, sich mit einem Gegenstande zu befassen, den zu ihrer Zeit die Naturwissenschaft noch gar nicht auf die Tagesordnung gesetzt hatte." (S. 5, 6.)

Seit Hegel hat aber die Naturwissenschaft dies vollzogen und damit ein großes Loch in Hegels dialektisches Schema gerissen.

Wenn die moderne Naturwissenschaft für die Lebewesen nicht bloß einen aufsteigenden, sondern auch einen absteigenden Ast annimmt, so tut sie dies nicht, weil sie erwartet, die Natur der Organismen werde sich aus sich heraus ändern, sondern weil sie große kosmische Aenderungen etwa durch Abkühlung erwartet, die die Verhältnisse auf der Erde völlig umgestalten. Also die Umwelt bedingt die Richtung der Entwicklung der Organismen.

Davon spricht jedoch Engels nichts. Und in den bereits erwähnten Illustrierungen der Dialektik weist er noch ohne Einschränkung darauf hin, daß sie stets eine Weiterentwicklung des Organismus vermöge der ihm innewohnenden Natur bedeute, welche Entwicklung er sogar als Vervollkommnung bezeichnet.

Das soll in den oben angeführten Beispielen dadurch gezeigt werden, daß wir als Resultat der Negation der Negation des einzelnen Gerstenkorns, das als Samen diente, nicht wieder ein einzelnes Gerstenkorn finden, sondern eine Aehre mit vielen, vielleicht zehn oder zwanzig Körnern. Die Synthese führe uns wieder zum Ausgangspunkt zurück, jedoch nicht auf dem gleichen, sondern einem höheren Niveau.

Aber ist eine quantitative Vermehrung gleichbedeutend mit einer Vervollkommnung?

Abgesehen davon, kann bei einer Pflanze eine quantitative Vermehrung ihrer Samen nur konstatiert werden gegenüber dem einen Samen, aus dem sie hervorging, nicht gegenüber der Gesamtheit der Samen, die ein Individuum ihrer Art zu produzieren pflegt. Der neue Gerstenhalm trägt (im Durchschnitt) nicht mehr Körner als der alte, oder wenn man individualisiert, manchmal mehr, manchmal aber auch weniger als der alte. Wo ist da eine Vervollkommnung vorhanden, selbst wenn man bloße zahlenmäßige Vermehrung als Vervollkommnung betrachten will? Allerdings, wenn jeder Same jedes Halmes keimen und neue Früchte produzieren würde und so immer weiter, würden die Gerstenpflanzen an Zahl rapid zunehmen und bald wäre die Erde nicht mehr imstande, sie alle zu fassen. Aber wo läge darin eine Vervollkommnung?

Das fühlt auch Engels und darum will er in einem zweiten Beispiel eine aus der Negation der Negation hervorgehende qualitative Vervollkommnung zeigen. Gelänge ihm das, wäre mit dem einen Beispiel immer noch wenig bewiesen, denn daß eine Negation der Negation gelegentlich die verschiedensten Wirkungen hervorbringen kann, wer wollte das leugnen? Aber das Beispiel ist nicht einmal für sich überzeugend. Es handelt von einem Kunstgärtner:

„Behandeln wir den Samen und die aus ihm entstehende Pflanze nach der Kunst des Gärtners, so erhalten wir als Ergebnis dieser Negation der Negation nicht nur mehr Samen, sondern auch qualitativ verbesserten Samen, der schönere Blumen erzeugt und jede Wiederholung dieses Prozesses, jede neue Negation der Negation steigert diese Vervollkommnung."

Also aus der Natur flüchtet Engels in das Gebiet der Kunst, der Kunst des Gärtners, um eine von Generation zu Generation steigende Vervollkommnung der Individuen in der Natur als Wirkung einer Negation der Negation festzustellen.

Diese Negation entspringt hier aus der Behandlung des Samens und der aus ihm entstehenden Pflanze durch den Gärtner. So viel ich weiß, erzeugt der Gärtner neue Blumenvarietäten entweder durch Kreuzung bestimmter Individuen, also bei der Befruchtung, oder durch Pfropfen oder durch sorgfältige Auswahl der Samen, nicht aber durch deren „Behandlung". Nicht klar ist es, wo in allen diesen Verfahren eine „Negation der Negation" liegen soll.

Aber das Bedenklichste bei der ganzen Argumentation liegt darin, daß Engels in den vom Gärtner gezüchteten neuen Blumen eine „Vervollkommnung" erblickt. Was vorliegt, ist eine Anpassung an den Geschmack der Käufer. Geben die den Maßstab der Vollkommenheit?

Wenden wir uns aus der Welt der poetischen Blumen zu der weniger poetischen Viehzucht. Sehen wir uns ein hochgezüchtetes englisches Rasseschwein an, das kaum Beine und Kopf hat, ganz stupid ist, schwer vom Fleck kommt, aber ungeheure Massen von Speck produziert. Das ist eine Vollkommenheit eigener Art.

Wenn die Arbeit des Züchters „Negation der Negation" und daher Vervollkommnung ist, so beruht dies bloß auf einseitiger Uebertreibung jener Seiten des tierischen oder pflanzlichen Organismus, die dem Menschen gefallen oder Nutzen bringen. Die Zweckmäßigkeit der einzelnen Organe der Organismen, die aus ihrem natürlichen Entwicklungsgange hervorgegangen ist und ihre gegenseitige Harmonie wird durch das planmäßige Eingreifen des Menschen zu seinen Gunsten aber zuungunsten der betreffenden Organismen zerstört.

Hegel konnte in der Welt einen steten Fortschritt zu wachsender Vollkommenheit entdecken, weil er eine Zweck setzende Weltvernunft in ihr walten sah. Wo soll aber bei materialistischem Denken ein Weltzweck herkommen? Und wenn kein solcher vorhanden, woher das Streben nach steter Vervollkommnung durch den dialektischen Prozeß? Der Mensch kann sich Zwecke in der Natur setzen, einzelne Erscheinungen der Umwelt seinen Zwecken anpassen und darin eine Vervollkommnung in *seinem Sinne* sehen. Aber es wäre anthropozentrisch gedacht, das als Vervollkommnung der *Welt* zu betrachten.

Es ist kein Zufall, daß Engels des Kunstgärtners bedurfte, um eine stete Vervollkommnung der Pflanzen zeigen zu können. In der Natur gibt es wohl eine stete Entwicklung, aber diese ist nicht gleichbedeutend mit Vervollkommnung. Und auch nicht immer mit Höherentwicklung.

Wir werden darüber noch eingehender handeln. Hier nur noch so viel darüber?

Vollkommenheit ist im Grunde nichts anderes als Zweckmäßigkeit. Das gilt selbst für die vergeistigsten Erscheinungen. Ein ethisch oder ästhetisch vollkommenes Wesen ist ein den Zwecken der Ethik oder Aesthetik vollkommen angepaßtes Wesen.

Nach der materialistischen Denkweise, der auch Engels anhing, ist ein Zweck der Welt nicht zu entdecken. Jeder Organismus hat seine eigenen Zwecke, die in letzter Linie auf den Zweck seiner Erhaltung und Fortpflanzung hinauslaufen. In diesem Sinne wird ein Organismus um so vollkommener sein, je besser er diesem Zweck der Selbsterhaltung des Individuums und der Art angepaßt ist. Es ist nun unmöglich zu sagen, daß diese Zweckmäßigkeit und Vollkommenheit im Laufe der Entwicklung der Reihe der Organismen wächst, daß die höher entwickelten, die von den Formen der Urahnen am meisten entfernt sind, zweckmäßiger organisiert, lebenskräftiger sind und sich eher behaupten als die einfacher gebildeten. Es gibt sehr lebensuntüchtige Menschen und sehr lebenstüchtige Regenwürmer. Man kann unmöglich sagen, daß die Art Mensch für ihre Erhaltung zweckmäßiger eingerichtet ist als die Art der Regenwürmer.

Es ist also nicht richtig, daß der Prozeß der Entwicklung stets ein Fortschreiten zu immer größerer Vollkommenheit bedeute.

Und ebensowenig kann man sagen, daß die Verneinung der Verneinung im Hegelschen Sinne stets zu dem Ausgangspunkte des dialektischen Prozesses, allerdings auf einem höheren Niveau, zurückführe.

In der Gesellschaft bedeutet wohl jede Veränderung einer gesellschaftlichen Einrichtung deren Verneinung. Der Mensch führt neue Einrichtungen erst dann ein, wenn er die Untauglichkeit der bisherigen zu spüren bekommen hat. Aber damit ist keineswegs gesagt, daß die spätere Verneinung dieser neuen Einrichtung eine Rückkehr zur alten, wenn auch auf höherer Stufenleiter, bedeuten muß. Es gibt Einrichtungen, zu denen der Mensch nicht wieder zurückkehrt, nachdem er sie einmal überwunden hat.

Es ist richtig, daß die Menschheit jetzt Eigentumsverhältnissen entgegengeht, die manche Analogie mit denen der Urzeit aufweisen. Aber nach dem Hegelschen Schema müßten wir durch die Negation der Negation zu allen gesellschaftlichen Erscheinungen der Urzeit zurückkehren, die wir seitdem negiert haben. Der moderne Sozialismus bedeutet jedoch keineswegs etwa Rückkehr zum Kannibalismus.

Und dasselbe gilt von dem Entwicklungsgang, den der einzelne pflanzliche oder tierische Organismus vom Momente der Befruchtung bis zu seinem Absterben durchläuft. Auch wenn man jedes der Stadien dieses Entwicklungsganges eine Verneinung der vorherigen nennen will, ist darin nirgends eine Rückkehr zu einem früheren Stadium zu entdecken. Die „Verneinung" des Eies des Schmetterlings bildet eine Raupe, deren „Verneinung" bringt nun nicht wieder ein Ei, sondern eine Puppe. Die Verneinung der Puppe nicht wieder eine Raupe, sondern einen Schmetterling.

Man sieht, daß das Hegelsche dialektische Schema in Natur und Gesellschaft nicht allgemein, vielmehr oft nur in sehr gezwungener Weise, vielfach überhaupt nicht, anwendbar ist, wenn man es einfach „umstülpt".

Für die materialistische Anwendung muß man es nicht bloß vom Kopf auf die Füße stellen, sondern auch den Weg völlig verändern, den die Füße gehen. Zur Uebereinstimmung des Gedankens mit den Tatsachen gelangen wir nur dann, wenn wir das dialektische im Schema nicht in der Richtung der Entwicklung, sondern in der Triebkraft der Entwicklung der Organismen suchen und als solche das dialektische Verhalten des einzelnen Organismus zur Umwelt betrachten.

Wenn wir von diesem Standpunkt aus die Entwicklung des von Engels vorgeführten Gerstenkornes ins Auge fassen, stellt sie sich ganz anders dar als bei Engels.

Das Gerstenkorn kommt zur Entwicklung nur dann, wenn es in eine Umwelt gerät, die ihm Anstöße erteilt, einen Boden, der die nötige Feuchtigkeit und Wärme und die erforderlichen aufgelösten Nährstoffe enthält. Aufgabe des keimenden Samens ist es, sich aller dieser Faktoren zu bemächtigen und sie zu seinen Gunsten anzuwenden, was bei ihm natürlich ein unbewußter Vorgang ist.

Später wird für den pflanzlichen Organismus, sobald er aus dem Erdboden herauswächst, auch noch entscheidend das Verhältnis seines Standortes zur Sonne, zu deren Wärme und Licht, sowie zur Luft, ihrem Gehalt an Kohlensäure, ihren Bewegungen usw. Dieser ganze Prozeß vollzieht sich durch immer wieder erneute Gegensätzlichkeit zwischen Umwelt und Individuum. Ist der Boden zu feucht, so kann der Same zum Faulen statt zum Keimen kommen. Ist die Sonne übermächtig, kann sie die Pflanze zum Verdorren statt zum Wachstum bringen usw.

Nur wenn die Pflanze in äußere Bedingungen gerät, die zu den Lebensbedingungen ihres Organismus passen, oder wenn sie es vermag, sich den äußeren Bedingungen anzupassen, wird sie die von der Umwelt drohende Negation überwinden und durch die Negation der Negation sich selbst behaupten.

Viertes Kapitel.

Die konservative Natur des Geistes.

Bei der Pflanze mag es mitunter gezwungen erscheinen, die Wechselwirkung zwischen Organismus und Umwelt als Kampf von Gegensätzen aufzufassen. Von einem Kampf im eigentlichen Sinne des Wortes kann nur dort die Rede sein, wo ein Bewußtsein vorhanden ist, das den Gegensatz erkennt und ihn zu überwinden sucht.

Wenn auch in anderem Sinne als Hegel betrachten wir den dialektischen Prozeß vornehmlich als einen geistigen, als den Kampf eines erkennenden und bewußt handelnden Wesens gegen seine Umwelt. Wenigstens braucht uns nur diese Art des dialektischen Prozesses hier zu beschäftigen, wo wir von der materialistischen Geschichtsauffassung handeln.

Der Geist ist ein höchst aktives, rastloses Element, aber keine Richtungsänderung, die er einschlägt, also kein neues Ziel, Ideal, das er sich setzt, kein neuer Gedanke, keine neue Erkenntnis ersteht in ihm ohne Ursache. Selbst die Kantianer, die für die Willensfreiheit eintreten, erkennen die Notwendigkeit im Reiche der Erscheinungen an, das heißt, daß in diesem Reiche nichts ohne Ursache geschieht, und daß dieselbe Ursache stets dieselbe Wirkung erzeugt. Der Geist, von dem wir hier handeln, ist aber der Geist in der Welt der Erscheinungen. Der Geist der Tiere und der vom Ich beobachteten Menschen. Nur sie kommen für eine Geschichtsauffassung in Betracht. Will das beobachtende Ich sich als etwas anderes dünken als die von ihm beobachteten Menschen, so kann man für die Zwecke der Erforschung der Geschichte von diesem Ich ganz absehen. Es mag sich einbilden, allein frei zu sein, inmitten der Welt der kausalen Notwendigkeit, der auch die anderen Menschen alle unterworfen sind.

Keine Willensregung und keine geistige Veränderung der vom Ich in der Welt der Erscheinungen beobachteten Menschen kommt zustande ohne einen Anstoß von außen. Denn die Kunst, sich selbst anzustoßen und am eigenen Zopfe aus dem Sumpf zu ziehen, ist bisher auf den seligen Münchhausen beschränkt geblieben.

Weil die Umwelt in steter Veränderung ist, uns ununterbrochen vor Probleme stellt, die wir lösen müssen, wenn wir uns erhalten und behaupten wollen, darum ist der Geist in steter, rastloser Bewegung.

Wir empfinden ein intellektuelles Unbehagen, wenn wir Probleme vor uns sehen, die wir nicht zu lösen wissen. Darin liegt der stete Forschungsdrang des Menschen begründet. Jede gelungene Lösung eines Problems aber erfüllt ihn mit tiefster

Befriedigung. Erfolgreiche geistige Arbeit ist der höchste der Genüsse.

Die Regsamkeit des Geistes geht jedoch nicht so weit, daß er aus sich selbst heraus Probleme erzeugt, die ihm die Außenwelt nicht bietet, daß er sich selbst negiert. Hat er eine Lösung eines Problems gefunden, so bleibt er ihr treu, hängt an ihr, solange nicht neue Tatsachen auftauchen, die sie als verfehlt oder doch als unzulänglich erscheinen lassen.

Die meisten Probleme, die der Alltag uns stellt, wiederholen sich immer wieder von neuem in gleicher Art — bei gleichbleibenden Bedingungen, was z. B. in der Natur beim Tier fast immer der Fall ist. Auch beim primitiven Menschen wiederholen sich die meisten Vorgänge und Probleme immer wieder in gleicher Weise, selbst beim Kulturmenschen mit seinen komplizierten und wandelbaren Lebensbedingungen überwiegen noch die sich gleichbleibenden Probleme.

Unter gleichbleibenden Bedingungen wird für solche Probleme immer wieder die gleiche Lösung gefunden. Diese wird zur Gewohnheit, die man von den Vorfahren übernimmt und ohne weiteres Nachdenken nicht nur als selbstverständlich betrachtet, sondern gegen deren Aenderung, wenn eine solche angeregt wird, der Mensch sich leidenschaftlich als eine Vergewaltigung seines Wesens sträubt. Es müssen schon sehr schlagende neue Tatsachen auftreten, die mit den alten Ideen nicht vereinbar sind, ehe diese aufgegeben werden. Von sich aus drängt der Geist keineswegs auf ihre Ueberwindung.

Dieses zähe Hängen am alten können wir überall in unserer Umgebung beobachten. Es äußert sich als welthistorischer Faktor z. B. in der „Versteinerung" des Orients. Die Beduinen Arabiens zeigen noch heute dieselben Arten der Gewinnung des Lebensunterhalts, des Wohnens und Kleidens, der Stellung der Frau, die in den biblischen Erzählungen von den Urvätern Israels berichtet werden.

Die städtische Bevölkerung des Orients ist natürlich weiter gekommen, aber bis vor Kurzem nicht über das Kleinhandwerk des Mittelalters hinaus.

Man hat in diesem zähen Festhalten am alten eine besondere Eigenart des orientalischen Geistes erblicken wollen. Aber dagegen spricht schon die Tatsache, daß gerade aus dem Osten die Kultur nach dem Westen kam, daß die Völker des Ostens sich lange Zeit hindurch weit rascher entwickelten, als die West- und Nordeuropas.

Und heute beginnt der Osten wieder in Bewegung zu geraten und sein Dornröschen-Dasein abzustreifen. Er zeigt, daß sein Geist nicht verschieden ist von dem unsern. Wenn er lange Zeit schlummerte und nicht vorwärts kam, so rührt dies daher, daß ihm lange keine neuen Tatsachen von außen entgegentraten,

die ihn zu neuen Gedanken hätten veranlassen können. Heute, im Zeitalter der Eisenbahnen, wird der Orient mit zahllosen, ihm neuen Tatsachen bekannt gemacht und sie revolutionieren ihn.

In der Urzeit, wo es zwischen den Völkern so gut wie keinen Verkehr gab und jedes kleine Völkchen ein Pflanzendasein für sich führte, waren es zuerst die durch Aenderungen der Erdrinde oder des Klimas, Eiszeiten und dergleichen veranlaßten Wandlungen, die den Menschen in neue Verhältnisse brachten und ihm neue Probleme vorlegten, ihn zwangen, neue Lösungen zu suchen. Die Australier gehören zu den zurückgebliebensten Menschen deshalb, weil ihr Kontinent frühzeitig von der übrigen Welt durch Meere abgeschlossen wurde, so daß seine Urbewohner keine Gelegenheit hatten, durch Wanderungen in neue Verhältnisse zu geraten.

Der menschliche Geist, oder vielmehr der Geist der Tiere überhaupt, ist nicht neuerungssüchtig, sondern k o n s e r v a t i v.

Das ist nicht zu verwundern, wenn man erwägt, daß die Organe des Geistes ebenso wie die anderen tierischen Organe aufkamen als Mittel des Organismus, sich im Kampfe ums Dasein zu behaupten. Der Geist ist unentbehrlich als Mittel, die Schwierigkeiten zu erkennen, die dem Organismus im Wege liegen, und als Mittel, zu erkennen, auf welche Weise diese Schwierigkeiten beseitigt oder umgangen werden können. Er würde dagegen äußerst schädlich für den Organismus wirken, ihn schwächen und lähmen, wenn der Geist es sich angelegen sein ließe, ihm aus sich Schwierigkeiten zu schaffen. Wenn er also, statt vorhandene zu entdecken, nicht vorhandene Schwierigkeiten erfinden würde. Das wäre aber der Fall, wenn der Geist die Gabe hätte, aus sich selbst heraus Probleme aufzuwerfen, um sich mit ihrer Lösung abzumühen; wenn er erreichte Lösungen verneinen würde, ohne daß irgendeine neue Tatsache ersichtlich würde, die die alte zu einer unzulänglichen machte. Das Organ der geistigen Funktionen wäre da ein höchst unzweckmäßiges Organ.

Es ist daher wohl begreiflich, daß der Geist diese Eigenschaft nicht hat. Er gibt alte Lösungen, die er für richtig erkannt hat, nicht auf, wenn ihn nicht neue Erkenntnisse dazu veranlassen, neue Tatsachen oder bisher nicht beachtete Seiten an schon bekannten Tatsachen.

Damit soll nicht gesagt sein, daß nur Veränderungen in der Außenwelt dem Menschen neue Probleme bringen können. Jede Veränderung im Verhältnis des Menschen zur Außenwelt schafft neue Probleme. Solche Veränderungen werden nicht bloß durch einen Wandel in der Außenwelt, sondern auch durch einen im Organismus des Tieres oder des Menschen selbst herbeigeführt. Der Organismus bleibt ja nicht immer der gleiche.

Er unterliegt den mannigfachsten Veränderungen. Wenn er z. B. in das Stadium der Geschlechtsreife eintritt, ändert sich sein Verhältnis zur Außenwelt sehr. Er findet nun in ihr eine Menge Probleme, für die er bis dahin blind war.

Aber diese Aenderungen im Organismus sind doppelter Art. Entweder treten sie im Laufe eines jeden normalen Individuums derselben Art notwendig in gewissen Phasen ein. Dann sind die Probleme, die aus ihnen entstehen, neu wohl für das Individuum, nicht aber für die Gattung. Für diese sind sie bekannte, alte Probleme und ihre Lösungen schon gegeben.

Oder es sind Erscheinungen, die nicht der Gattung, sondern nur einzelnen Individuen eigentümlich sind.

Solche Erscheinungen, etwa Krankheiten, können neue Erscheinungen darstellen und neue Probleme hervorrufen, die neue Lösungen heischen. Derartige Veränderungen der Individuen werden aber in der Regel nicht, wie etwa die Pubertät oder das Altern aus der der Gattung eingeborenen Eigenart hervorgehen, sondern sich in letzter Linie beim Individuum oder seinen Vorfahren auf besondere Einwirkungen der Außenwelt zurückführen lassen.

Stets erstehen die Probleme für das Individuum aus dem Verhältnis zwischen seiner angeborenen Eigenart und der Außenwelt, und neue Probleme nur aus einer Veränderung dieses Verhältnisses, nie aus einer Veränderung des Geistes aus sich selbst.

Es gibt keine Neuerungen ohne ihn. Ohne neue Ideen keine neue bewußte Praxis. Aber den Anstoß zu den neuen Ideen, wenn sie neu sind nicht bloß für das Individuum, sondern für die Gattung, gibt die Außenwelt.

Der Geist verlangt nicht aus sich heraus nach Neuem. Lombroso hat ihm sogar Haß gegen das Neue vorgeworfen (er prägte dafür die Bezeichnung Misoneismus). Der Geist wird revolutionär nur dort, wo schon die Umwelt revolutioniert ist.

Fünftes Kapitel.

Die Anpassung der Gedanken aneinander.

Die Gegensätze zwischen dem Ich und der Umwelt sind nicht die einzigen, deren Ueberwindung dem Geiste zufällt. Zu seinen Funktionen gehört es, noch manchen anderen Gegensatz zu überwinden.

Nur die niedersten Organismen haben bloß *einen* Sinn, die Empfindlichkeit der Oberfläche gegen körperliche Berührungen und Temperaturunterschiede, namentlich aber gegen Aenderungen des physikalisch-chemischen Milieus. Im Laufe der Entwicklung werden manche Partien der Haut besonders empfind-

lich gegen Lichtwellen, andere reagieren auf die Einwirkung von Gasen. Neben dem Tastsinn entwickeln sich die Ansätze zu Seh- und Geruchsorganen usw. Je mannigfaltiger die Sinnesorgane sind, desto mannigfaltiger auch die Eindrücke, die der Organismus, das „Ich", von demselben Punkte der Außenwelt erhält.

Aber nicht nur die Sinne werden im Laufe der Entwicklung immer mannigfaltiger, sondern ebenso die Organe der Bewegung. Hier wie dort finden wir zunehmende Arbeitsteilung. Diese bringt dem Organismus mannigfache Vorteile, doch dabei auch Gefahren.

Die Erfahrungen unserer Zeit mit ihrer weit getriebenen Arbeitsteilung in der Gesellschaft zeigen uns deutlich diese Gefahren der Spezialisierung, wenn jedes besondere Fach sein Leben für sich führt, den Zusammenhang mit dem Ganzen und die Uebersicht darüber verliert. Das würde auch für die Sinne und Bewegungsorgane gelten, wenn jeder Sinn ein besonderes Bewußtsein erzeugte und jeder Sinnesreiz eine besondere Bewegung eines besonderen Organes. Ein sinnloses Durcheinander von Eindrücken und Bewegungen wäre die Folge, die den Organismus nicht fördern, sondern gefährden würden.

Nur solche höhere Organismenarten sind lebensfähig, bei denen sich mit der Arbeitsteilung der Organe auch ein Zentralorgan entwickelt, das die Eindrücke, welche verschiedene Sinne von demselben Objekt erfahren, zu einem einheitlichen Bild im Bewußtsein zusammenfaßt und andererseits die verschiedenen Organe der Bewegung einem einheitlichen Willensimpulse unterwirft, der ihr einheitliches Zusammenwirken zu einem gemeinsamen Zwecke herbeiführt.

Die Ueberwindung der möglichen Widersprüche in den Eindrücken der einzelnen Sinne und den Bewegungen der einzelnen vom Willen abhängigen Organe, die widerspruchslose Anpassung der Eindrücke und Bewegungen aneinander ist von seinen Anfängen an eine der Aufgaben des Geistes, das heißt, des Zentralorgans der Sinnes- und Bewegungsnerven, des Gehirns.

Diese Aufgabe entspringt ebenso wie die in den vorhergehenden Paragraphen entwickelte aus dem Wesen des Geistes als Werkzeug des Organismus im Kampfe um seine Selbsterhaltung.

Soweit diese Aufgabe auf das Wirken der Sinnes- und Bewegungsorgane beschränkt bleibt, wird sie ganz instinktiv gelöst, ohne bewußt zu werden. Ebensowenig wie das Bein auf seinen eigenen Gang hinauftreten kann, vermag das Gehirn im selben Moment einen Gedanken zu denken und über dies Denken nachzudenken.

Ueber seine eigenen Empfindungen, Gedanken, Willensmeinungen kann es nur nachdenken, wenn sie vorüber, in seinem Gedächtnis aufgespeichert sind.

Das Gedächtnis gehört zu den wichtigsten Fähigkeiten des Geistes. Je mehr Erfahrungen sich in meinem Gedächtnis ansammeln, desto weniger wird mein Denken und Wollen von augenblicklichen Anstößen der Außenwelt bestimmt werden, desto mehr werden diese kontrolliert durch die Gesamtheit meiner Erfahrungen, im Vergleich zu welcher der einzelne letzte Eindruck der Außenwelt nur höchst unbedeutend ist. Allerdings wird er meist einer der am stärksten wirksamen sein im Vergleich mit einem ähnlichen Eindruck aus der Vergangenheit, aber doch untergeordnet der Gesamtheit meiner Erfahrungen.

Diese Gesamtheit würde aber noch weit mehr als die Sinneseindrücke des Augenblicks ein wüstes Chaos bilden, wenn nicht der Geist sie ordnete und alle Erfahrungen, soweit sie sich im Bewußtsein wach erhalten haben, in einen widerspruchslosen Gesamtzusammenhang brächte.

Diese Operation kann keine unbewußte sein, hier hat das Bewußtsein zu arbeiten, und hier hat es die schwerste Arbeit zu leisten. Um zu ordnen, muß es Aehnliches zusammenfassen, Verschiedenes trennen, das Gemeinsame aus ähnlichen Erscheinungen in Abstraktionen hervorheben, auch diese Abstraktionen wieder ordnen, um sie schließlich alle einem oder einigen wenigen Prinzipien unterzuordnen.

Beim Menschen nimmt diese Tätigkeit ungeheure Dimensionen an. Sobald die Sprache entwickelt ist, lernt der Mensch neben seinen eigenen persönlichen Erfahrungen und Gedanken auch die seiner Nebenmenschen kennen, mit denen er verkehrt. Die Schrift macht ihm die Erfahrungen weit entfernter Menschen sowie die längst verstorbener Generationen zugänglich. Schließlich lernt er sogar die Kunst, aus einzelnen Anzeichen auf eine Vergangenheit zu schließen, die vor aller menschlichen Aufzeichnung liegt. Und dabei ermöglicht ihm der Fortschritt der Technik Einblicke in Welten, die seinen Sinnen direkt ganz unzugänglich sind.

Dieses ganze ungeheure Erforschungsmaterial widerspruchslos zu ordnen, ist eine riesenhafte Aufgabe. Und doch arbeitet der Menschengeist unermüdlich daran, denn jeder Widerspruch in seinen eigenen Gedanken ist ihm nach der schon im Tiere vorhandenen Naturanlage des Geistes ganz unerträglich.

Engels erklärt freilich, auch hier im Anschlusse an Hegel, Widersprüche fänden sich nicht nur in unserem Denken, sondern auch in der Wirklichkeit:

„Die Bewegung selbst ist ein Widerspruch; sogar schon die einfache, mechanische Ortsbewegung kann sich nur dadurch vollziehen, daß ein Körper in ein und demselben Zeitmoment an einem Ort und zugleich an einem anderen Orte, an einem und demselben Ort und nicht an ihm ist." (Dührings Umwälzung, S. 120.)

Bestimmte Widersprüche, allerdings nur im Denken, dort aber unvermeidlich, will auch Kant aufzeigen, seine sogenannten Antinomien. Nur eine sei hier genannt. Kant meint, man könne ebensogut nachweisen, die Welt sei endlich, wie, sie sei unendlich. Hier liege doch ein vollendeter Widerspruch vor.

In Wirklichkeit verschwindet er sofort, wenn man die Behauptung umdreht und feststellt, daß wir uns weder die Endlichkeit noch die Unendlichkeit der Welt vorstellen können. Wir können das eine ebensowenig beweisen, wie das andere. Unendlichkeit ist überhaupt unvorstellbar.

Aber wir können uns auch keine Grenze der Welt denken, ohne etwas jenseits dieser Welt zu denken. Hier liegt nicht Widerspruch in der Erfahrung vor, sondern zwei einander widersprechende Versuche, über die Erfahrung hinauszugehen. Da jeder der beiden scheitert, können sie keinen Widerspruch der Wirklichkeit darstellen.

Aber auch bei der Bewegung hört der Widerspruch auf, sobald wir den Satz umdrehen, wenn wir die Bewegung nicht auffassen als gleichzeitiges Dasein eines Körpers an zwei Orten, zwischen denen die Bewegung stattfindet, sondern als gleichzeitiges F e r n s e i n von diesen Orten. Er hat A verlassen, ehe er B erreicht hat. In dieser Vorstellung liegt durchaus nichts Widerspruchsvolles. Der Versuch, einen bewegten Körper an einem bestimmten Punkte zu fixieren, könnte nur gelöst werden durch dasselbe Hinausgehen in die Unendlichkeit, das wir eben bei der einen Kantschen Antinomie kennengelernt haben. Wenn sich ein Körper von einem Punkt A zu einem anderen B in einem bestimmten Zeitraume bewegt, so könnten wir nur sagen, „er ist", um mit Engels zu reden, in einem bestimmten Zeitmoment an einem bestimmten Ort, wenn wir die Entfernung zwischen A und B und den durchlaufenen Zeitraum in unendlich kleine Teilchen teilten. Für eines dieser kleinsten Raum- und Zeitpartikelchen könnte man sagen, daß der bewegte Körper in einem bestimmten Zeitpunkt an einem bestimmten Orte ist. Da aber das Unendliche für uns nicht vorstellbar ist, bildet die Fixierung eines bewegten Körpers in einem bestimmten Moment an einem bestimmten Ort kein Problem, das für uns lösbar ist, es kann daraus also auch kein Widerspruch zu dem Gegenteil für uns erstehen.

Das Wort Widerspruch kann in doppelter Weise aufgefaßt werden. Einmal als Ausdruck eines Gegensatzes, dann als Ausdruck einer Unvereinbarkeit zweier Erscheinungen oder Gedanken. Daß es Gegensätze in der Welt gibt, bestreitet niemand. Dühring, gegen den sich Engels in der oben zitierten Stelle wendet, sagt selbst, „der Antagonismus von Kräften . . . . ist die Grundform aller Aktionen im Dasein der Welt".

Nur das steht in Frage, ob auch ein Widerspruch als etwas Unvereinbares möglich sei.

Die Feststellung, daß zwei Erscheinungen miteinander vereinbar oder nicht vereinbar seien, ist aber ein Urteil, und Urteile existieren bloß in meinem Bewußtsein, das irren kann, nicht in der Außenwelt. Der Widerspruch, auf den Engels hinwies, steckte in der Definition, die er der Bewegung gab, die er als einen Vorgang bezeichnete, bei dem ein Ding an zwei Orten gleichzeitig ist. Dieser Widerspruch in der Definition gibt uns Veranlassung, eine andere Definition zu suchen, nicht aber zu behaupten, etwas könne in Wirklichkeit gleichzeitig unvereinbar und vereinbar mit etwas anderem nicht bloß scheinen, sondern auch sein.

Was von der Bewegung, gilt auch vom Leben, auf das Engels weiter hinweist. Seine sonstigen Illustrationen sind der Mathematik entnommen, die von jeder Wirklichkeit insofern absieht, als sie von den Dingen absieht und nur ihre Zusammenhänge erforscht. Die Größen der Mathematik sind keine Dinge. Sie kennt negative Größen, ein negatives Ding ist dagegen ein Unding. Wenn Engels darauf hinweist, daß in der höheren Mathematik unter Umständen Gerade und Krumme dasselbe ist, so wird die Krumme dort der Geraden gleichgesetzt, wo wir einen Kreis mit einem unendlich großen Radius vor uns haben. Ein unendlich kleiner Teil dieser Kreislinie kann als Gerade betrachtet werden. Hier geraten wir wieder an eine Antinomie der Unendlichkeit, des Unvorstellbaren.

Für unser Bewußtsein ist das Bestehen eines Widerspruchs in unseren Gedanken ganz unerträglich. Wo es einen entdeckt, ist es eifrig bemüht, ihn aufzuheben.

Dieser Vorgang des logischen Denkens ist ebenso ein dialektischer wie der der Ueberwindung der Gegensätze zwischen Ich und Umwelt. Wie dort, endet er auch hier mit einer Synthese, die man nach Machs Vorgang eine Anpassung nennen kann. Er unterschied die Anpassung der Gedanken an die Tatsachen von der Anpassung der Gedanken aneinander.

Beide Vorgänge sind dialektischer Natur, aber dadurch grundverschieden, daß bei dem einen die Umwelt dem Ich entgegentritt, indes sich der andere bloß in unserem Bewußtsein abspielt. Bedingt die Anpassung der Gedanken an die Tatsachen ein Aufeinanderwirken von „Geist und Materie", so vollzieht sich die Anpassung der Gedanken aneinander anscheinend als bloße Bewegung des Geistes. Freilich, die Eindrücke, Empfindungen und Gedanken, die er ordnet, sind hervorgerufen durch die Außenwelt. Aber sie sind geformt durch den Geist, und je umfangreicher der Bereich der Erfahrungen, je weiter vorgeschritten der Prozeß ihrer Ordnung, um so mehr entfernt man sich dabei von der Außenwelt durch die wachsende Pyramide von Abstraktionen, die sich auf der Basis der Gesamtheit der Erfahrungen

aufbaut, so daß die gen Himmel ragende Spitze oft nichts mehr vom Erdboden weiß, auf dem sie ruht.

Bei dieser zweiten Art der Dialektik scheinen also die Ideen ganz unter sich zu sein. Hier scheinen wir uns im Reiche der reinen Vernunft zu befinden, die aus sich ihre Erkenntnisse holt, in der intelligiblen Welt, in der Welt der Noumena, im Gegensatz zur Welt der sinnlichen Erfahrung, der Phänomena, die durch die Dialektik zwischen Ich und Umwelt gebildet wird.

Und es liegt auch hier wieder nahe, die intelligible Welt für die vornehmere, überlegene zu halten. Beruht sie doch auf der Gesamtheit der Erfahrungen, nicht bloß des einzelnen Ich, sondern beim Kulturmenschen auch seiner Mitmenschen und seiner Vorgänger bis in ferne Zeiten zurück. Was bedeutet demgegenüber der Augenblickseindruck des einzelnen? Und ein Entschluß, der gefaßt wird auf Grundlage dieser Gesamtheit von Erkenntnissen wird Aussicht haben, bessere Resultate zu liefern als einer, der durch einen Anstoß von außen nicht bloß, wie jeder Entschluß, hervorgerufen, sondern auch geformt wird.

Von da an ist es nicht mehr weit zu der Annahme, daß der Geist, im Gegensatz zu allen anderen Erscheinungen dieser Welt, die Fähigkeit habe, sich aus sich heraus selbst zu bewegen und diese Eigenbewegung auf die Welt zu übertragen, dieser Anstöße zu erteilen, ohne selbst welche von ihr zu empfangen, bloß Ursache zu sein und nicht auch Wirkung.

Es gibt sogar Anhänger der materialistischen Geschichtsauffassung, die dieser Ansicht huldigen.

A. Braunthal in seinem Büchlein über „Marx als Geschichtsphilosoph" (1920) meint, selbst bei Engels Spuren zu entdecken, die für diese Ansicht verwertbar sein sollen. Braunthal zitiert (S. 181 ff.) Engels „Feuerbach" (S. 62) wo es heißt:

„Jede Ideologie entwickelt sich, sobald sie einmal vorhanden, im Anschluß an einen gegebenen Vorstellungsstoff. bildet ihn weiter aus, sie wäre sonst keine Ideologie, d. h. Beschäftigung mit Gedanken als mit *selbständigen, sich unabhängig entwickelnden, nur ihren eigenen Gesetzen unterworfenen*[1]) Wesenheiten."

Braunthal bemerkt dazu:

„Engels betont hier mit aller Schärfe die Eigengesetzlichkeit, das Eigenleben der Gedanken. Dabei aber kann man nicht stehen bleiben. Wir haben früher gesagt, daß der in der Geschichte wirkende und sie bewirkende Wille seine Bewegungsrichtung von den Gedanken erhält, die ihrerseits von den ökonomischen Verhältnissen bedingt sind. Nun hören wir aber weiter, daß diese Gedanken auch die Fähigkeit haben, über ihre ökonomische Bedingtheit hinaus sich selbständig zu entwickeln. Wenn aber die derart nach eigenen psychologischen Gesetzen sich entwickelnden Gedanken auf den Willen einwirken, so wirken sie als geschichtlich be-

---

1) Von Braunthal unterstrichen. K.

wegende Kräfte doch eigentlich schon in anderer Richtung als die ökonomischen Verhältnisse."

Hier passiert Braunthal etwas Aehnliches, wie von der Gegenseite her Cunow in seinem Werk über die Marxsche Geschichtsauffassung. Dieser wirft dort Engels einen Rückfall in die Ideologie vor, gestützt auf einen Satz in der Schrift über den Ursprung der Familie. Der Satz wäre schlagend, wenn er die Ansicht Engels ausspräche, wie Cunow meint. In Wirklichkeit spricht Engels dort aus der Seele der herrschenden Klasse heraus. Er will deren Denkart kennzeichnen. (Ich habe davon gehandelt in meiner Schrift: „Die Marxsche Staatsauffassung im Spiegelbild eines Marxisten. Jena 1923, S. 8, 9.)

Und etwas Aehnliches findet in dem vorliegenden Zitat statt. Engels spricht es hier nicht als seine Meinung, sondern die der Ideologen aus, daß Gedanken sich unabhängig entwickelnde, nur ihren Eigengesetzen unterworfene Wesenheiten sind.

Daß der Satz nicht anders aufzufassen ist, ersieht man schon aus seiner Fassung selbst, wenn man ihn aufmerksam liest, und außerdem wird es zweiffellos, wenn man ihn in dem Zusammenhang betrachtet, in dem er steht. Um ja nicht mißverstanden zu werden, fährt Engels dort fort:

> „Daß die materiellen Lebensbedingungen der Menschen, in deren Köpfen dieser Gedankenprozeß vor sich geht, den Verlauf dieses Prozesses bestimmen, bleibt diesen Menschen (den Ideologen) notwendig unbewußt, sonst wäre es mit der ganzen Ideologie zu Ende."

Hier sagt Engels deutlich, daß die Unabhängigkeit der Gedankenentwicklung von der Außenwelt bloß Schein ist, doch ein solcher, ohne den die Ideologen nicht existieren können. Unter Ideologie wird hier offenbar nicht bloß ein System von Ideen verstanden, sondern auch der Glaube an die Selbständigkeit der Ideen und ihre Ueberlegenheit über das gemeine Dasein, das seit Plato die idealistische Philosophie beherrscht.

Damit soll nicht geleugnet werden, daß die Ideen und überhaupt die geistigen Schöpfungen der Menschen, also auch ihre gesellschaftlichen Einrichtungen, die Tendenz haben, sich selbständig zu machen von der Außenwelt.

Aber wo es zu solchem Eigenleben der Idee kommt, hört ihre Entwicklung auf, versteinert sie. Engels weist als Beispiele solcher Selbständigkeit auf den Staat und die Religion hin. Sie haben eine große historische Rolle auch im Zustande der Unabhängigkeit von der Gesellschaft, doch in diesem nicht als Triebkraft, sondern als Hemmnis der Entwicklung.

Eine Triebkraft der Entwicklung stellen sie nur dort dar, wo sie in engster Verbindung mit neuaufkommenden gesellschaftlichen Bedingungen stehen und von der Außenwelt ihre Anstöße erhalten. Das hängt zusammen mit der schon von uns erwähnten konservativen Natur des Geistes, die sich bei der Anpassung der

Gedanken aneinander ebensogut äußert, wie bei der Anpassung der Gedanken an die Tatsachen.

Der Geist ist rastlos tätig, solange er Widersprüche in seinem Gedankenvorrat findet. Solange ihm deren Ueberwindung nicht gelungen ist, quält ihn stetes Unbehagen. Um so größer sein Behagen, wenn ihm die Aufgabe gelingt. Je mehr Arbeit er aufwenden mußte, um seinen Gedankenreichtum zu einem widerspruchslosen System zu ordnen, und je mehr Arbeit und Qual ihm daraus erwüchse, wenn dieses System gegenstandslos würde, um so zäher hält er an ihm fest. Neue Tatsachen, die sich dem einmal wahrgenomenen System einzufügen scheinen, werden unbesehen als wahre hingenommen. Neue Tatsachen, die im Widerspruch dazu stehen, werden bezweifelt, oder, wenn sie nicht bezweifelt werden können, mit allen Kunststücken der Sophistik, Talmudistik, Scholastik so lange gedreht und gedeutelt, bis der Widerspruch verdunkelt ist.

Und neue Tatsachen von Belang nicht für einen einzelnen, sondern für eine ganze Gesellschaft denkender Wesen werden nicht auftreten, solange nicht die Umwelt sich erheblich geändert hat oder unsere Mittel, sie zu erkennen, erheblich verbessert worden sind.

Da nicht alle Menschen die gleichen Geistesgaben und gleichen Möglichkeiten der Beobachtung haben, werden die neuen Tatsachen, die mit dem alten Ideengebäude unvereinbar sind, zunächst stets nur von einzelnen überragenden Köpfen beachtet werden. Aber die bloße Erkenntnis, daß die alten Auffassungen nicht ausreichen, würde diesen noch kein Ende bereiten. Um das zu bewirken, müssen die Denker, die die Unhaltbarkeit des Alten erkannt haben, auch imstande sein, die neuen Tatsachen mit den alten, soweit diese von den Neueren anerkannt werden, in widerspruchslosen Zusammenhang bringen, also ein mehr oder weniger umfassendes neues Gedankensystem aufzubauen, was ein den Durchschnitt weit überragendes Wissen gepaart mit reicher Phantasie voraussetzt, die imstande ist, die neuen Gedanken mit den alten im Kopfe aufs mannigfaltigste so lange zu kombinieren und umzugestalten, bis die widerspruchslose Vereinigung gefunden ist. Wie der Dichter bedarf auch der Denker der Phantasie. Nur stiftet sie bei ihm mehr Unfug als Nutzen, wenn sie nicht gepaart ist mit starkem kritischen Vermögen.

Zu alledem muß aber der Forscher, der das neue Wissen zuerst unserem Denken widerspruchslos einverleibt, auch große Charakterstärke besitzen, denn die Macht der von der Außenwelt unabhängig gewordenen Ideen in den Köpfen der Menschheit ist lange sehr groß und die Neuerer, die „ihr volles Herz nicht wahrten, hat man von je gekreuzigt und verbrannt". Nicht immer physisch, stets moralisch. Da gehört Mut und Charakterstärke dazu, selbst als Neuerer aufzutreten.

Es waren immer außerordentliche Menschen, die der Menschheit neue Ideen brachten. Sie erregen unsere Bewunderung. Leider übersieht man leicht über der Bewunderung der Träger des neuen Gedankens seine ursprüngliche Quelle.

Wohl ist eine alte Idee imstande, eine Zeitlang unabhängig von der Außenwelt, ja im Gegensatz zu ihr in den Köpfen zu bestehen, also ein eigengesetzliches Eigenleben zu führen, aber eine neue Idee wird nur dann aufkommen und sich zur Geltung durchringen können, wenn die Außenwelt durch eine Wandlung einen Anstoß, und zwar einen genügend starken dazu gibt.

Mit dieser Feststellung sind wir bei dem Grundgedanken des historischen Materialismus angelangt, wobei wir allerdings einiges vorweggenommen haben, da wir bisher noch nicht vom Verhältnis zwischen Mensch und Gesellschaft, sondern nur von dem eines bewußten Organismus zur Umwelt handelten.

Aber wenn wir Anfänge der Anpassung von Gedanken aneinander, auch Experimente und Hypothesen, schon beim Tier finden, wie Mach zeigt, so findet dieses Gebiet der bewußten Anpassung doch erst beim Menschen eine beachtenswerte Entwicklung, und zwar erst beim Kulturmenschen, bei dem es in der Wissenschaft gipfelt. Bei der fortschreitenden Arbeitsteilung der Wissenschaften untereinander kommt es dann so weit, daß einzelne Wissenschaften sich einseitig nur mit der Anpassung geistiger Erscheinungen aneinander beschäftigen und sich für die Anpassung dieser Erscheinungen an die Tatsachen gar nicht interessieren, obwohl im Prozeß des Erkennens die beiden Arten Anpassung eng miteinander verbunden sind und sich in ihrer Wechselwirkung gegenseitig fördern.

Zu den geistigen Erscheinungen gehört eben nicht nur das Erkennen, sondern auch das Wollen. Dessen Urgrund ist mit dem Organismus und seinen angeborenen Trieben schon vor jeder Erfahrung, also a priori, gegeben. Aber wie dieses Wollen sich in jedem gegebenen Falle der Außenwelt gegenüber äußert, hängt ebenso von dieser ab wie von dem Organismus. Die einzelnen Willensakte werden daher ebenso von unserer Erkenntnis der Außenwelt, wie von unserer Körperkonstitution bestimmt. Je mannigfacher die Außenwelt und je zahlreicher die Probleme, die sie uns bietet, desto zahlreicher und mannigfacher die Zwecke, die der Wille des Individuums sich stellt, desto notwendiger ihre widerspruchslose Ordnung in einem zusammenhängenden System der Zwecke, sollen sich nicht die Kräfte des Organismus in Handlungen erschöpfen, die einander widersprechen, aufheben, lähmen.

Die ganze Arbeit des Erkennens der Außenwelt, der Anpassung der Gedanken an die Tatsachen und der Gedanken aneinander wäre nutzlos, wenn sie nicht zu einem System der Zwecke führte. Bei den sozialen Tieren wird dieser Vorgang

dadurch komplizierter, daß sie nicht bloß Zwecke des Individuums, sondern auch Zwecke der Gesellschaft kennen, der sie angehören. Auch das sind im Grunde Zwecke von Individuen, denn nur ein denkender Organismus kann Zwecke setzen und die Gesellschaft ist kein Organismus mit einem Zentralorgan des Denkens. Aber die gesellschaftlichen Zwecke sind nicht Zweck eines vereinzelten Individuums, sondern einer Gesamtheit vereinter Individuen.

Sie treten dem einzelnen nicht als Gebote des eigenen Willens, sondern eines übermächtigen, über ihm stehenden Willens entgegen. Oft liegt das Zustandekommen dieses Willens klar zutage, z. B. bei Gesetzen, die eine gesetzgebende Versammlung beschließt, deren Arbeiten bekannt sind.

Aber oft entstehen diese Gebote unbewußt, wie wir noch sehen werden, oder sie entstammen einer grauen Vorzeit, aus der jeder Bericht fehlt.

So nehmen die Gebote der Gesellschaft oft einen mystischen Schein an und dasselbe findet statt in bezug auf die Autorität, der sie entstammen. Nicht nur die Ethik, auch der Staat bietet zahlreiche Gelegenheiten und Anreize zu mystischer Verklärung.

Wie die Zwecke des einzelnen geraten auch die Staatsgesetze und Satzungen der Moral in die Gefahr, einander zu widersprechen, wenn sie an Zahl zunehmen und mit dem Fortschreiten der Gesellschaft die Gebiete sich mannigfaltiger gestalten, die durch sie geregelt werden.

Diese Gefahr wird um so größer, als die konservative Natur des Geistes auf diesen Gebieten besonders stark zutage tritt. Gesellschaft und Staat überdauern das Individuum. Die Anschauungen und Zwecke des einzelnen vergehen mit ihm. Bestimmte Gebote der Gesellschaft können sich sogar jahrhunderte-, jahrtausendelang erhalten — es sei nur an die zehn Gebote der Bibel erinnert, die vor Jahrtausenden formuliert wurden und heute noch in unseren Schulen gelehrt werden.

Zu den alten Geboten, die nicht aufgehoben werden, gesellen sich neue, da neue Verhältnisse nach Berücksichtigung verlangen und die Arbeit der Gesetzgebung nicht stille steht.

Es erheischt eingehende wissenschaftliche Arbeit, um diese unendliche Fülle der verschiedensten Arten des Sollens widerspruchslos unter einen Hut zu bringen, sie alle einem gemeinsamen Endzwecke unterzuordnen. Die Wissenschaften dieser Art, die des Rechts und der Moral, Jurisprudenz und Ethik, suchen nicht nach kausalen, sondern nach teleologischen Zusammenhängen. Vielfach beschäftigt sie das Sollen an sich, ohne Beziehung auf die Ursachen, denen es entstammt.

Diese Wissenschaften sind nicht ohne Nutzen, denn je geringer die Widersprüche in unserem Wollen und Handeln sind, desto mehr werden wir jeweils mit den uns zur Verfügung stehenden Kräften und Mitteln erreichen. Aber ihr Nutzen kann sehr frag-

lich werden, wenn sie sich von den übrigen Wissenschaften und vom Leben isolieren und vermeinen, neue Erkenntnisse aus sich selbst schöpfen zu können, abseits von jeder Erfahrung.

Diese Wissenschaften und die Philosophie, soweit sie sich auf sie stützt, neigen am meisten dazu, sich unabhängig zu machen von der Außenwelt, um, wie sie vermeinen, sich und damit die Menschheit durch ihre Eigenbewegung höher zu entwickeln. Der juristischen und der ethischen, nicht der naturwissenschaftlichen Denkweise entspricht immer wieder der Drang, die Ordnung des Sollens der Menschen gipfeln zu lassen in irgendeinem obersten Prinzip, das als höchste Abstraktion zu einem mystischen Wesen verhimmelt wird, zu einer Gottheit des Endzwecks, sei er die ewige Gerechtigkeit oder die Freiheit oder die Tugend.

Nur wenn die Wissenschaften dessen, was in der Gesellschaft sein soll, ihren Boden suchen in den gesellschaftlichen Wissenschaften, die nach kausalen Zusammenhängen suchen, wie der politischen Oekonomie und der Ethnologie, und wenn sie ihr eigenes Gebiet in seinem Werden und seinen Wandlungen betrachten, nur dann werden sie imstande sein, unser Wissen zu bereichern.

Der Ausgangspunkt aller Erkenntnis bleibt die Erfahrung. Und sobald einmal in einen gegebenen Zustand die Ordnung der bisherigen Erfahrungen in einem widerspruchslosen Zusammenhange gelungen ist, wird jeder Fortschritt zu neuem Wissen nur dann möglich, wenn eine Aenderung der Umwelt oder der Erkenntnismittel des Organismus neue Erfahrungen nach sich zieht.

Ende des ersten Buches.

Anhang zum ersten Buch.

Entwurf einer Entwicklungsgeschichte der Menschheit[1]).

Die ursprüngliche Form des Kampfes ums Dasein des Menschen war die in Heerden (Stämmen), innerhalb deren Kommunismus herrschte, zwischen den einzelnen Heerden dagegen ewiger Krieg um den Nahrung bietenden Boden. Die kommunistischen Instinkte waren infolgedessen ungemein stark, da diejenigen Stämme die Oberhand behielten, deren Mitglieder den größten Opfermut, die größte Disziplin, Selbstbeherrschung zeigten. Ungemein stark auch die nationalen oder besser Stammesinstinkte, jeder Fremde ein Feind. Auf dieser Stufe wird der Kriegsgefangene erschlagen, oft auch verzehrt. Durch den Fortschritt von der Jägerei und Fischerei zur Weidewirtschaft wird es ermöglicht, den Kriegsgefangenen als Sklaven zu verwenden. Der ursprüngliche Kommunismus von Grund und Boden bleibt bestehen, ebenso die starke Organisation des Stammes. Aber der Grund zu Privateigentum an Vieh und Sklaven, zum Entstehen individualistischer Neigungen, ist gelegt, denn Weidevieh und Sklaven waren Familieneigentum. Mit Hilfe der durch die Sklaverei ermöglichten Arbeitsteilung schreitet man vor zum Ackerbau, zur Seßhaftigkeit. Auch hier besteht noch das Gemeineigentum an Grund und Boden, aber Privateigentum der Werkzeuge und Ackergeräte. Jetzt beginnen staatliche Formen. Der Landmann flieht nicht, wenn ein übermächtiger Stamm naht, er unterwirft sich. Neben der Sklaverei tritt die Hörigkeit auf, der siegreiche Stamm überläßt dem besiegten den Kampf gegen die Natur, er selbst behält sich vor den Kampf gegen Feindesstämme: Der Unterschied zwischen Bauern und Kriegern, ihre Teilung in Klassen entsteht. Die Abgeschlossenheit und Erblichkeit der Kasten ist durchaus keine wunderbare Erscheinung, da die Kasten stets einander *fremde* Stämme sind, welche bei der ungemein starken Stammesabneigung sich nicht vermischen wollen. Die Heiligtümer des siegreichen Stammes werden gültig für beide Stämme, ihre Besorgung ist dem siegreichen Stamme überlassen, d. h. die Kriegerkaste ist zugleich Priesterkaste. Durch die unaufhörlichen Kriege der Kriegerkaste erhält das

---

[1]) Von mir abgefaßt im Jahre 1876. Unveränderter Abdruck, mit allen Irrtümern von damals. Bisher noch nicht veröffentlicht.

Feldherrnamt besondere Bedeutung, die urwüchsigen Häuptlinge werden Heerkönige und als Vorsteher der Kriegerkaste, welche zugleich Priesterkaste ist, werden sie Oberpriester. Weder als Oberpriester noch als Feldherr ist der Heerkönig dem herrschenden Stamme gegenüber unbeschränkt, er muß tun, was dieser will, weil er keine Mittel hat, ihn zu zwingen; als Vertreter des herrschenden Stammes ist er dagegen unumschränkter Herrscher gegenüber dem besiegten Stamme. Beide Stämme haben Sklaven und so finden wir denn drei Stände. Dies ist die Verfassung Aegyptens in dem Zeitpunkte, in dem es in die Geschichte tritt. Aber das Königtum wird immer mächtiger dem Adel gegenüber, gestützt auf den unteren Stamm, seit der 6. Dynastie wird es erblich, zugleich entwickelt sich das Privateigentum mit zunehmender Kultur, als seine natürliche Folge Zunahme der individualistischen Neigungen, Abnahme der kommunistischen. Der Kriegsdienst wird eine Last, Söldnern überwiesen (seit der 19. Dynastie).

Infolge der Zunahme des Privateigentums Entvölkerung der herrschenden Klasse die Folge[1]). Infolgedessen Zuströmen fremder Rassen, Aethiopen, Semiten. Diese unterwerfen das Land, sind kriegstüchtiger, aber beugen sich der überlegenen Kultur, d. h. sie nehmen die ägyptische Religion an. Infolgedessen neue Ständeteilung; die neuen Stämme bilden den Kriegerstand, der früher herrschende Stamm als Repräsentant der höheren Kultur den Priesterstand[2]).

Infolge einer nationalen Erhebung des Priesterstandes werden die Aethiopier vertrieben, wie Herodot sagt, die Kriegerkaste wandert aus Unzufriedenheit mit dem Könige aus.

Dieselbe Erscheinung, daß die verschiedenen Stände verschiedene Stämme sind, die unteren Stände in der Kultur zurückgebliebene, der Priesterstand ein sehr kultivierter Stamm, dessen individualistische Instinkte die kommunistischen überwunden haben, so daß der Kriegsdienst ihm eine Last ist, finden wir auch weiterhin. Wie die Juden aus Aegypten ausziehen, nehmen sie eine Anzahl verbannter, aussätziger Priester mit; dieselben bilden natürlich einen fremden Stamm, der mit den anderen sich nicht vermischt, am Grundeigentum nicht Anteil nimmt, den

---

[1]) Seit der saitischen Dynastie. Besonders auffallend unter Amasis.

[2]) Auf diesem natürlichen Wege ist die Kastenteilung entstanden, welche den meisten Universalhistorikern ein sonderbares Rätsel ist, indes die Spezialforscher einen viel zu kleinlichen Blick haben, um aus den Ergebnissen ihrer Forschungen besonderen Nutzen zu ziehen. Die (auch von Kolb) beliebte „demokratische" Schwätzerei von Priestertrug, Anwendung von List und Gewalt usw. ist natürlich durch diese Ergebnisse beseitigt. Die Ständeteilung ist entstanden durch Uebereinanderschichtung verschiedener Stämme.

Stamm Levi[1]). Da die Hebräer — infolge ihrer Rasseneigentümlichkeit der Unduldsamkeit (?)[2]) — die eingeborene Bevölkerung Kanaans nicht unterwerfen, sondern töten oder vertreiben, bilden sie keine Kriegerkaste, sondern geschützt durch ihre Berge, eine Bauernrepublik mit nur zwei Ständen: Volk und Priester. Daher die den Juden eigentümliche Regierungsform der Theokratie. Das Königtum entwickelt sich erst später als notwendige Feldherrnschaft im Kampf ums Dasein gegen die auswärtigen Feinde. Zugleich entwickelt sich die den Juden eigentümliche Form des Monotheismus. Die Juden, ein von ihrer Umgebung gänzlich verschiedener Stamm, vielleicht mit einer bei semitischen Stämmen häufigen Anlage zur Unduldsamkeit, begünstigt durch die Abgeschlossenheit ihrer Gebirge und unter dem Einflusse der ägyptischen Leviten, welche monotheistische Ideen aus ihrem Vaterlande mitbrachten, entwickelten die ihnen sowie jedem andern Volk innewohnende Idee, daß ihr Stammgott mächtiger sei als die anderen Götter (ohne daß die Existenz derselben geleugnet wurde) allmählich zu der Idee, ihr Gott sei der einzige. Dies besonders seit der Teilung des Reiches, wo die Theokratie ihre ganze Macht auf zwei Stämme beschränkt sah, auf diese aber um so mehr Einfluß gewann.

In den Flußebenen des Tigris und Euphrat hatte sich ein in seiner Verfassung dem ägyptischen ähnliches Gemeinwesen entwickelt, welches wegen Uebervölkerung eine Gefolgschaft (junge Krieger unter einem selbstgewählten Anführer) entsendete, welche den Kriegsstaat von Assyrien gründete. Dieser Stamm stieß in seinem Kampf ums Dasein auf Stämme, welche weder einer niederen noch einer höheren Kultur, sondern der gleichen angehörten, wie er selbst; man konnte sie weder als Hörige dem Staate einverleiben, noch konnten sie die Stelle einer Priesterkaste einnehmen; diese Stämme wurden tributär. So ist das Assyrische Reich bedeutsam für die Entwicklungsgeschichte der Menschheit, indem es eine neue Form staatlichen Lebens schuf. Assyrien war ein Kriegerstaat ohne Priesterkaste und Hörige, dagegen mit einer Bureaukratie.

Weiterentwicklung durch die Meder und Perser, rohe, kriegstüchtige Völker, bei welchen die kommunistischen Instinkte noch stark waren. Geschwächt dagegen waren diese durch die Entwicklung des Privateigentums in Babylon und Ninive. Die Perser und Meder bildeten daher in dem durch ihren Einfall geschaffenen Reiche den Kriegerstand, die Babylonier oder Chaldäer den Priesterstand, die Magier, weil ihre Kultur der persischen über-

[1]) Daher später während der alexandrinischen Periode der große wechselseitige Einfluß der Juden auf die ägyptische, der Aegypter auf die jüdische Philosophie.

[2]) Das Fragezeichen wurde schon im Original 1876 gesetzt. K.

legen. Die Bureaukratie der Assyrer wurde vervollkommt, die einzelnen Teile des Reiches fester aneinander geschlossen, dem Kampf ums Dasein der Stämme untereinander ein Ende gemacht. Dadurch die kommunistischen Instinkte, ohnehin schon geschwächt, bei ihnen gänzlich beseitigt. Internationalität, Individualismus, Privateigentum herrschen in dem Persischen Reiche, seine Kraft im Daseinskampfe erlischt, es weicht den Griechen. Mit der Schlacht von Salamis endet diese Periode, die des Orientalismus, vom Urzustande — zur persischen Internationalität.

Die Griechen, als sie in ihre jetzige Heimat eindrangen, fanden nur an einzelnen Stellen Repräsentanten einer höheren Kultur, die Phöniker — an solchen Punkten bildete sich ein Priesterstand, gewöhnlich um Orakel. Eine an Kultur nachstehende Bevölkerung fanden die Eindringlinge in den reichen Ebenen von Thessalien, Böotien, Messenien, Lakonien, Argos. Dort bildete sich ein Kriegerstand neben Hörigen. Die gebirgigen Gegenden wußten entweder ihre Unabhängigkeit zu wahren, wie in Arkadien, oder sie waren so dünn bevölkert, daß die Urbevölkerung spurlos verschwunden ist, wie in Attika, wo es nur Freie und Kaufsklaven, aber keine Hörigen gab.

Stete Daseinskämpfe hatten die kommunistischen Instinkte so wach erhalten, daß sie gegenüber den individualistischen Kontingenten der Perser siegreich blieben. Aber der Friede mit den Persern, ihr Einfluß, das Anwachsen des Privateigentums hatten bald Individualismus, Feigheit, Entvölkerung im Gefolge. Schon im peloponnesischen Kriege zeigte sich das deutlich. Aufkommen des Söldnerdienstes, des Vaterlandsverrats, Ueberhandnehmen der Habsucht sind seine hervorstechenden Momente. Der erste, der bewußt dem Individualismus das Wort redete, war Sokrates. Von seinen Schülern war Alkibiades ein Vaterlandsverräter, Xenophon ein Söldnergeneral, Kritias ein Plutokrat und der vielgerühmte „Kommunist" Plato ein Aristokrat und Feind seines Vaterlandes. Sein Ideal war Sparta, welches seine Vaterstadt Athen zugrunde gerichtet hatte, der spartanische Staat das Modell seines „kommunistischen" Staates mit einer Kriegerkaste, Hörigen und Sklaven. Dieser Individualismus war eine der Hauptursachen von Athens Fall gewesen und der athenische Demos wußte sehr wohl, was er tat, wenn er Sokrates verurteilte, weil er die Grundlagen des Staates untergrabe. Im Volke waren die kommunistischen Instinkte beleidigt durch den Individualismus der Reichen. Mit einem besseren Verständnis als unsere Geschichtsforscher erkannte es die Ursachen seiner Niederlagen. Ein zweiter Hauptgrund derselben blieb ihm allerdings verborgen: die kommunistischen Instinkte des Altertums brachten auch die Stammesabschließung mit sich. Die Vereinigung mehrerer Stämme zu einem Staate war nur möglich unter der Form, daß der eine Stamm herrschte, die anderen gehorchten. Das war auch

der Fall mit Athen. Seine Bundesgenossen waren nichts als tributäre Untertanen und ergriffen natürlich jede Gelegenheit, dem verhaßten Joche sich zu entziehen. Diese Untertanen waren weder von höherer Kultur, daß sie vermöge derselben im athenischen Staatswesen geherrscht hätten, noch niederer Kultur, wie die Sklaven und Hörigen, daß sie ihr Schicksal als notwendig und unabwendbar ertragen hätten, weil sie sich unfähig fühlten, es ihren Herren gleichzumachen. Die Bundesgenossen waren von gleicher Kulturhöhe mit den Athenern und daher mußte die Herrschaft Athens naturnotwendig über kurz oder lang zusammenbrechen. Dies war der zweite Grund von Athens Untergang neben Ueberhandnehmen des Individualismus.

Dieses wurde durch Sokrates Hinrichtung natürlich nicht aufgehalten, da es naturnotwendig war. Die natürliche Folge desselben war die Militärmonarchie. Die Militärmonarchie ist unzertrennlich verbunden mit dem Individualismus und wird von demselben auf jeden Fall mit sich gebracht. Sobald die kommunistischen Instinkte erloschen sind, muß eine Macht da sein, welche Aufopferung, Disziplin, Selbstverleugnung erzwingt, weil sie nicht von selbst sich zeigen. So kam Griechenland samt dem individualistischen Perserreiche in die Hände der makedonischen Militärmonarchie. Die Internationalität innerhalb des Perserreiches wurde erweitert zur Internationalität des Hellenismus. Innerhalb der hellenistischen Staaten gibt es keine Daseinskämpfe mehr, die Kriege der Diadochen sind nur mehr dynastische Kämpfe, welche das Volk kalt lassen. Waren unter der Herrschaft der kommunistischen Instinkte die edelsten Geister an der Spitze der Nation in ihrem Kampfe ums Dasein gewesen, waren die Weisen, Bias, Periander, Solon usw., ebenso wie Miltiades, Themistokles, Perikles, vorzüglich Feldherren gewesen, so wandten sich mit dem Ueberhandnehmen des Individualismus, wie er durch das Aufhören des Daseinskampfes alleinherrschend wurde, die edelsten Geister der Wissenschaft zu. Der Hellenismus bedeutet eine Blütezeit der Wissenschaften, jedoch begleitet von Entvölkerung innerhalb der besitzenden Klassen, Konzentration des Privateigentums, Habsucht, Feilheit und Feigheit. Diese Periode endete mit der Schlacht bei Benevent. Es ist natürlich, daß der Hellenismus einem Stamm erliegen mußte, bei dem die kommunistischen Instinkte noch stark waren: Rom.

Damit treten wir in die dritte Periode der Internationalität, des Romanismus. Ebenso schnell, als griechischer Kommunismus durch persischen Individualismus, wurde römischer Kommunismus durch hellenistischen Individualismus erstickt und die Militärmonarchie hielt auch in Rom ihren Einzug. Die griechische Militärmonarchie hatte ihre Stütze gefunden an einem Stamme, dessen kommunistische Instinkte noch ziemlich intakt waren, dem makedonischen. Die römische stützte sich auf die ebenfalls dem Ur-

zustand nahen Germanen, deren Söldner immer mächtiger im Römischen Reiche wurden. Die griechische Militärmonarchie hatte eine eigentümliche Geistesrichtung zur Folge gehabt, den Hellenismus. Im Gefolge und als Dienerin der römischen Militärmonarchie finden wir das Christentum. Unter den individualistischen Nationen des Römischen Reiches hatte bloß eine ihre kommunistischen Instinkte bewahrt: die jüdische. Die jüdisch-ägyptische Religion des Monotheismus besaß nicht nur eine Ueberlegenheit des Inhalts über die der anderen Völker, sie besaß auch die einzigen Gläubigen und begeisterten Verfechter: sie mußte daher im Kampfe ums Dasein das Uebergewicht erhalten. Aber sie konnte nicht zur herrschenden Religion werden, ohne die charakteristischen Eigentümlichkeiten des Zeitalters anzunehmen: die Internationalität tritt an Stelle der Exklusivität, die Resignation an Stelle des Trotzes, der Individualismus an Stelle des Kommunismus, die Theokratie erhielt die Formen der römischen zentralisierten Bureaukratie[1]): so erhebt sich das Christentum, ein Kompromiß zwischen der individualistischen romanisch-hellenistischen Kultur und den übermächtigen kommunistischen Instinkten des jüdischen Volkes.

Indessen sank das Römische Reich zusammen, aber es fand keinen Nachfolger. Rohe Horden eilten von allen Seiten herbei, den leergewordenen Platz einzunehmen. Römische individualistische Kultur ergab mit dem Judaismus und arabischen Kommunismus den Islam. Der Islam knüpfte an an die alexandrinische Kultur, entwickelt daher die positiven Wissenschaften, Mathematik, Astronomie, Mechanik, Medizin weiter, welche dann über Spanien und Unteritalien (Salerno) nach Europa kamen und dort die Grundlagen einer von Rom unabhängigen Wissenschaft und einer großartigen Entfaltung der Technik boten. Dieselbe römische Kultur ergab mit slawischem Kommunismus die griechische Kirche, der Kompromiß zwischen römischem Individualismus und germanischem Kommunismus endlich ergab die christlich-germanische Weltanschauung und die Feudalität.

Die alten Kultusstätten, in denen der Individualismus am längsten gehaust hatte, waren am entvölkertsten. Hier blieb von der römischen Kultur fast keine Spur übrig. Auch die der griechischen wurden bald verwischt. Der Individualismus war hier so festgewurzelt, daß er die Araber, Türken, Slawen, ganz rohe Völker, leicht überwältigte. Ihr Kommunismus wich dem Indi-

---

[1]) Die Gleichheit aller Menschen wird anerkannt. Die Militärmonarchie verwischt mit den Stammesfeindschaften auch die Abschließung der Stände. Dem Cäsar gegenüber sind alle gleich. Die Gleichheit aller der romanischen Kultur angehörigen Menschen vor Gott, im Gegensatze zu den außer dieser Kultur stehenden, den Heiden, war mit dem Individualismus und der Militärmonarchie notwendig verbunden.

vidualismus, ohne daß jedoch ihre Roheit gemildert worden wäre. Seitdem ist der Orient eine entvölkerte Wüste. Italien, Spanien und Gallien dagegen waren noch nicht so entvölkert, die Bevölkerung hatte mehr Kraft bewahrt und war daher imstande, den germanischen Eindringlingen ihren Stempel aufzudrücken. Ihr Individualismus hatte, besonders in Spanien und Gallien noch nicht alle kommunistischen Instinkte erstickt. Wir finden daher, daß der Individualismus bei den Germanen viel langsamer als bei den Arabern zum Durchbruch kommt, daß aber auch zugleich mit ihm die römische Kultur sich festsetzt, welche auf die Araber nur momentane Wirkung hatte. Wir finden hier nun eigentümliche Erscheinungen. Wir finden eine Kriegerkaste, den siegreichen eindringenden Stamm; wir finden Hörige, die Unterworfenen des früheren herrschenden Stammes, wir finden die Angehörigen desselben oder vielmehr die Besitzer der von demselben bewahrten übermächtigen Kultur als Priesterstand, wir finden Kriegsgefangene, Sklaven, und finden endlich auch ein Heerkönigtum: kurz, wir scheinen auf demselben Standpunkte zu stehen, auf dem wir beim Eintritt in die Geschichte die Aegypter trafen. Und doch sind die Zustände andere. Der Individualismus ist zu übermächtig, als daß er die Germanen nicht gänzlich umgestalten sollte. Die individualistischen Züge überwiegen bei der Kriegerkaste, die Lehen werden erblich, die Gemeinsamkeit von Grund und Boden verschwindet. Die Internationalität zwischen allen der christlich-germanischen Kultur teilhaftigen macht sich geltend. Wohl ist es erlaubt, die derselben nicht teilhaftigen als Sklaven zu behandeln, Slaven und Araber und Neger, aber das gilt nur für die Grenzen der Kultur. Aber nimmermehr macht der Franzose den Deutschen, der Deutsche den Italiener, den er im Kriege erbeutet, zum Sklaven: die Zufuhr von Sklaven erlischt und somit hört die Sklaverei auf, ohne je durch ein Gesetz abgeschafft worden zu sein. Die Uebertragung der romanischen Internationalität auf die Germanen hat aber auch zur Folge, daß die Stammeskriege, die Stammesinstinkte verschwinden. Wir finden eine Kriegerkaste mit sehr schwachen kommunistischen Instinkten: Die Folge davon die Feudalanarchie. Andererseits gehen auf das Heerkönigtum die Ansprüche und Organisation der Militärmonarchie über, gestützt durch den Vertreter der romanisch-individualistischen Kultur, die Priesterkaste. Die Geistlichkeit stützt das Königtum gegen den Adel, hält es aber auch von Rom abhängig. Rom ist noch immer der Zentralpunkt der Kultur.

Aber durch eine Reihe von Umständen erlangt Europa denselben Grad der Kulturhöhe, wie Rom. Das Königtum ist aus einem Heerkönigtum eine Militärmonarchie geworden, die Feudalanarchie ist beseitigt, und der Individualismus ist siegreich. Europa hat es nicht mehr notwendig, von Rom sich gängeln zu lassen, dem es nicht wegen seiner Waffengewalt, sondern Kultur-

mächtigkeit gehorchte, es kündigt Rom den Gehorsam. Und dennoch! So gewaltig ist die Macht der Gewohnheit und die Abhängigkeit von Rom war den schon während der römischen Kaiserzeit romanisierten Gegenden so zum Instinkte geworden, daß sie dieser Abhängigkeit selbst jetzt sich nicht entäußerten. Vergleicht man eine Karte von Germanien aus dem zweiten Jahrhundert nach Christo mit einer heutigen, so findet man, daß genau dieselben Gegenden, die damals römisch waren, heute katholisch sind, welche unabhängig waren, protestantisch sind. Es dürfte schwer sein, in einer protestantischen Gegend römische Altertümer zu finden. Die Reformation und Renaissance waren also nichts, als die Erklärung, daß man von nun an selbständig, ohne Leitung Roms auf der von diesem gegebenen Kultur weiterbauen wolle. Merkwürdig ist die Erscheinung, daß von der Kultur unbeleckte Stämme, wie die schottischen Klans, bei denen die kommunistischen Instinkte noch ungemein lebhaft waren, dem bis dahin vernachlässigten Alten Testamente, in welchem die kommunistischen Instinkte ebenfalls lebhaft ausgesprochen sind, ihre volle Aufmerksamkeit zuwandten. Diese Eigentümlichkeit der Presbyterianer ist bekannt. Sie hat sich am lebhaftesten erhalten in Amerika, wo der Kampf ums Dasein wieder ein Kampf gegen einen anderen Stamm war, die Indianer, wo also, solange derselbe dauerte, die kommunistischen Instinkte wach blieben oder wieder erweckt wurden.

Da die Kämpfe innerhalb der christlich-germanischen Kultursphäre nur dynastische, nicht aber Daseinskämpfe waren, hatten sich die edelsten Geister dem geistigen Daseinskampfe, der Wissenschaft, gewidmet. Je unabhängiger sie von der römischen Leitung wurde, desto schneller schritt sie vorwärts. Anknüpfend an die Araber, welche die Alexandriner fortgesetzt hatten, entstand eine neue Wissenschaft, welche die technische Grundlage schuf für eine neue Macht, das Kapital, indessen der siegreiche Individualismus ihm die soziale Grundlage bereitete.

Das Kapital! Eine Erscheinung, wie sie uns bisher noch nicht vorgekommen. Die Kapitalisten bilden eine besondere Menschenklasse, aber ohne jemals, wie alle bisherigen, ein Stamm gewesen zu sein; sie bilden daher keine abgeschlossene Klasse. Alle anderen Klassen hatten wenigstens kommunistische Traditionen; der Kapitalist ist nur durch den Individualismus entstanden und herrscht nur durch ihn. Nicht durch seine Kraft hat er den Sieg errungen, nicht durch seine überlegene Kultur, sondern durch seinen Besitz, das ist, seine Macht wächst mit dem Ruin der anderen Mitglieder seiner Klasse; er siegt also nicht, wie alle anderen Klassen, durch seine kommunistischen Instinkte, sondern durch den Individualismus. Nirgends finden wir die individualistischen Instinkte daher so stark wie bei den Kapitalisten. Sie siegten nicht durch eigene Stärke, sondern durch die Schwäche

der anderen. Die Verschuldung der Staaten und des Adels machten ihnen beide unterwürfig, die Not des in Auflösung begriffenen Bauernstandes lieferte ihnen Lohnarbeiter. Als Trägerin und Folge des Individualismus stärkt die Bourgeoisie die Militärmonarchie. Die Schweizer B a u e r n republik ist kein Beweis dagegen. In England herrscht die Bourgeoisie nicht allein, sondern neben ihr die Aristokratie; die Whig-Aristokratie war es, welche es verhinderte, daß England ein Militärstaat wurde. Die Vereinigten Staaten waren bei ihrer Gründung eine Bauernrepublik, in der die kommunistischen Instinkte sehr stark waren. Frankreich ist bloß eine Republik, weil drei Prätendenten da sind. Die Bourgeoisie strebte nie nach der Republik, sondern stets nur danach, die Monarchie zu ihrem Werkzeug zu machen. Sie erstrebte dies stets auf friedlichem, gesetzlichem Wege, weil sie vermöge ihrer individualistischen Natur einen physischen Daseinskampf nicht aushält. Wo ein solcher notwendig war, das heißt, wo die Bourgeoisie angegriffen wurde, da haben ihn andere ausgefochten, die Proletarier. In England während der Revolution die ländlichen, in Frankreich die städtischen Proletarier. Die Bourgeoisie wäre der Monarchie und dem Adel erlegen, wenn der Sansculottismus sie nicht gerettet hätte durch Belebung kommunistischer Instinkte, die uns fast märchenhaft erscheinen.

Mit dem Proletariat erscheint ein neuer Schauspieler auf der Bühne. Für dasselbe läßt sich ebensowenig ein Analogon finden, wie für das Kapital. In der antiken Welt gab es wohl auch Arme und Reiche. Aber die Armen waren bloß zugrunde gegangene Grundbesitzer, sie waren keine Arbeiter, sie waren nicht bloß unnötig, sondern sogar schädlich, gleich den heutigen Vagabunden. Daß diese nie eine glückliche[1]) Revolution machen konnten, daß diese überhaupt eine soziale Revolution nicht wollten, sondern nur eine Wiederherstellung des früheren Zustandes, ist natürlich. Mit denen ist der moderne Lohnarbeiter nicht zu vergleichen. Aber ebensowenig mit dem Sklaven. Er ist nicht einer niederen Rasse angehörig, wie der antike es regelmäßig war (es gab wohl auch griechische Sklaven in Rom, aber die kann man eigentlich ebensowenig zu den Sklaven zählen, als einen Makart zu den Handarbeitern. Sie hatten eine ebenso hohe soziale Stellung, wie ein Künstler heutzutage), er hält daher auch nicht die Unterordnung unter den Herrn, seine schlechtere soziale Lage, für etwas von der Natur Gebotenes, gegen das man sich nicht auflehnen kann. (Wo Kapitalisten eines höheren Stammes Arbeiter niederen Stammes beschäftigen, sind gewöhnlich beide Teile zufrieden miteinander. So irische Arbeiter in englischen, slowakische und polnische Arbeiter in deutschen Fabriken.) Er nimmt den Kapitalisten gegenüber dieselbe Stellung ein, etwa wie die Bundesgenossen Athen

---

[1]) Gemeint war eine erfolgreiche, geglückte. K.

gegenüber. Der Sklave fühlt es sehr wohl, daß er es dem Herrn nicht gleichmachen, daß er die Kultur nicht fortentwickeln könne. Der Sklave strebte manchmal nach Befreiung seiner Person, nie nach Aufhebung der Sklaverei. Die Sklavenaufstände des alten Rom waren der Kultur ebenso gefährlich als heute Diebesbanden. Die meuterischen Sklaven waren ebensowenig Sozialisten als die modernen Diebe Kommunisten sind. Daß die Sklaven sich nie befreien konnten (als Klasse) zeigt die Geschichte der Aufhebung der Sklaverei in der Union. Die Schwarzen hätten sich nie selbst befreit. Auf isolierten Inseln, wo sie das erreichten, haben sie die Kultur vernichtet. Ferner war der Sklave unbewaffnet, der Herr in den Waffen geübt. Arbeiter und Kapitalist erfreuen sich gleicher Waffenübung. Endlich war im Altertum die Stammesfeindschaft so zum Instinkte geworden, daß sie auch zwischen den Sklaven fortbestand, ebenso zwischen Sklaven und freien Proletariern. Die Gracchischen Aufstände wurden durch Sklaven niedergeschlagen, die Sklavenkriege durch freie Proletarier. Spartakus Mißerfolg ist der Zwietracht zwischen Germanen und Thrakern einerseits, Griechen (vereinzelt) und Syrern andererseits zuzuschreiben. Heutzutage sind dank dem Individualismus und der Internationalität innerhalb unserer Kultur (nur so weit erstreckt sich unser Kosmopolitismus, wenn man sich nicht selbst täuschen will) die Stammesabneigungen fast gänzlich verschwunden, wenigstens kein unüberwindliches Hindernis mehr. Die nationale Idee der Jetztzeit hat nicht die Abschließung von den anderen Nationalitäten, sondern die Befreiung derjenigen Nationalitäten im Auge, welche von anderen unterdrückt werden. Wo Gleichberechtigung der Nationalitäten herrscht, gibt es keine nationale Idee. Ein Nebeneinanderleben der Nationen, wie z. B. in der Schweiz, wäre im Altertum unmöglich gewesen.

Alles das zeigt, daß der moderne Lohnarbeiter eine in der Geschichte noch nicht dagewesene Erscheinung ist. Fassen wir aber alle diejenigen Merkmale ins Auge, wodurch er sich vom Sklaven und antiken Proletarier unterscheidet, so finden wir, daß er unendlich stärker und höher dasteht, wie diese. Fassen wir aber die unterscheidenden Merkmale des Bourgeois von den herrschenden Klassen des Altertums ins Auge, so finden wir, daß der Vergleich sehr zuungunsten des Bourgeois ausfällt. Auf der einen Seite mehr Unentbehrlichkeit, Waffenübung, höhere Intelligenz, weniger trennende Vorurteile. Auf der anderen Seite weniger Organisation, weniger Ueberlegenheit an Kultur, an physischer Kraft, an Waffenübung. Bedenken wir ferner, daß das Resultat des Individualismus dasselbe sein muß, welches es früher offenbarte; Konzentration des Privateigentums und mithin Entvölkerung der herrschenden Klasse, dann kann unser Urteil nicht mehr zweifelhaft sein. Die gegenwärtige Gesellschaft muß, wie jede individualistische, untergehen, infolge der Entvölkerung und

Untauglichkeit für den Daseinskampf, welche der Individualismus mit sich führt. Die Frage ist also nur die, wodurch die gegenwärtige Gesellschaft ersetzt werden soll. Soll ein anderer Volksstamm ihre Errungenschaften aufnehmen und weiterbilden?

Es gibt keinen, der dazu fähig wäre. Die Arbeiterklasse allein besitzt die Fähigkeiten hierzu, weil sie anders gestaltet ist als die Arbeiter des Altertums, welche diese Fähigkeiten nicht besaßen. Sie wird auch die Macht hierzu besitzen, da ihre eigene Macht wächst, die der Kapitalisten durch Entvölkerung und Demoralisation sinkt.

In welcher Richtung wird aber die Arbeiterklasse die gegenwärtige Gesellschaft weiterentwickeln? Diese Richtung wird der Arbeiterklasse durch den Daseinskampf vorgeschrieben werden. Der Daseinskampf der Arbeiterklasse kann nicht geführt werden mit den Waffen des Besitzes oder höherer Kultur, sondern nur gleich den Daseinskämpfen der Urzeit durch physische Ueberlegenheit, durch Geschlossenheit der Massen, ob nun diese Ueberlegenheit zerstörend oder bloß furchterweckend sich äußert. Der Daseinskampf des Proletariers kann nur geführt werden durch Organisationen, welche seine kommunistischen Instinkte kräftigen, die ohnehin bei den unteren Schichten noch nicht so geschwächt sind, wie bei den oberen. Die Erfahrung lehrt, daß alle individualistischen Hilfsmittel der Arbeiterklasse gescheitert sind, indes alle Hilfsmittel, welche die kommunistischen Instinkte kräftigen, unzerstörbar sind. Vor allem die Gewerkschaften. Die Engländer sind dem Kommunismus am nächsten, man möge sagen, was man will, nirgends hat die Arbeiterklasse so starke kommunistische Instinkte gezeigt wie dort. Aber erst wenn die kommunistischen Instinkte übermächtig sind, kann die Arbeiterklasse siegen, sie wird erst dann siegen, wenn sie die Gewähr leistet, daß die Fortentwicklung der Gesellschaft in kommunistischem Sinne vor sich gehen wird.

Zweites Buch

Die Menschennatur

Erster Abschnitt.

Vererbung.

Erstes Kapitel.

Die erworbenen Eigenschaften.

Wir haben gesehen, welcher Art der dialektische Prozeß ist, der in der Bewegung und Entwicklung der Lebewesen zutage tritt. Es ist der Gegensatz, zwischen Ich und Nicht-Ich, um Fichtesche Worte — aber nicht im Fichteschen Sinne — zu gebrauchen, zwischen dem Organismus und der Umwelt, der jenen bewegt und entwickelt.

Von der bewegten Welt erhält jener seine Anstöße, die ihn bewegen und entwickeln. Aber die Art und Weise, wie der Organismus auf diese Anstöße reagiert, die Art seiner Bewegungen, die sie hervorrufen, hängt von seiner Eigenart ab, dem „Apriori", das in ihm steckt.

Dieses Apriori ist nicht sein Erzeugnis, sondern das Erzeugnis seiner Vorfahren. Mit seinen Anlagen und Fähigkeiten kommt der Organismus zur Welt. Sie sind da, ehe die Welt auf ihn wirkt. Von diesem Apriori des Organismus muß man ausgehen, wenn man die Vorgänge seiner Bewegung und Weiterentwicklung verstehen will. Aber zur Bewegung und Weiterentwicklung selbst kommt es erst durch die Anstöße der Umwelt. Von ihnen geht die Initiative zu diesen Vorgängen aus.

Wie die Bewegung und Weiterentwicklung des Organismus sich in jedem einzelnen Falle gestalten, das hängt ebenso von der Eigenart des Organismus ab wie von der Umwelt, in die er gestellt ist.

Die Umwelt ist vor dem Individuum da, durch sie wird es in Bewegung gesetzt, entweder durch direkten Anstoß oder indirekt durch Auslösung von Kräften, die im Organismus schlummern und die ihm von seinen Vorfahren übermittelt wurden, oder die es im Laufe der Zeit seines bisherigen Lebens erworben hat. Aber das Individuum muß mit seiner Eigenart vorhanden sein, ehe es Anstöße erhalten und sie, jener Eigenart entsprechend, in besondere Bewegungen umsetzen kann. Wollen wir diesen Prozeß begreifen, müssen wir also das Apriori des Individuums zu unserem Ausgangspunkt nehmen, den Organismus mit seinen ererbten Formen und Fähigkeiten.

Kennt man diese bereits, dann darf man von ihrer Untersuchung Abstand nehmen, wenn man die Bewegung und Entwicklung des Organismus erforschen will, und braucht einseitig bloß die Einwirkungen der Umwelt in Betracht zu ziehen. Das ist auch bei den bisherigen Darstellungen der materialistischen Geschichtsauffassung stets geschehen. Dem Menschen scheint doch der Mensch nichts Fremdes zu sein. Er vermeint, sich selbst zu kennen.

Dem Biologen erscheint es unmöglich, die Funktionen der Anpassung ohne die der Vererbung zu erforschen. Die bisherigen Historiker haben in der Betrachtung der Menschengeschichte ihr Interesse fast ausschließlich den Vorgängen der Anpassung zugewendet. Und wo sie es nicht taten, wo sie mit Rassenargumenten hantierten, geschah das nicht immer in sehr glücklicher Weise.

Die Erforschung der Faktoren der Vererbung liegt eben nicht auf dem Gebiete der Geschichtswissenschaft, sondern der Naturwissenschaft, auf dem wir Historiker allesamt Laien sind.

Aber es gehört zu der Eigenart der jüngsten Entwicklung der Wissenschaften, daß, je mehr die einzelnen ihrer Gebiete sich spezialisieren, um so mehr Bedeutung die Grenzgebiete bekommen, auf denen zwei Wissenschaften zusammenstoßen. Die Bearbeitung solcher Gebiete hat in letzter Zeit äußerst fruchtbare Resultate erzielt.

E. Picard schreibt in seinem Buche über „Das Wissen der Gegenwart in Mathematik und Naturwissenschaft", (deutsch von Lindemann, Leipzig, 1913) über „das allgemeine Bestreben, die Lebenserscheinungen auf physikalische und chemische Vorgänge zurückzuführen":

„Manche Gelehrte möchten sogar das Wort ‚Physiologie' durch die Worte ‚Biophysik' und ‚Biochemie' ersetzt wissen." (S. 193.)

„Ich mache noch auf das Eindringen der physikalischen und mechanischen Instrumente in die physiologischen Laboratorien aufmerksam. Es existiert heute eine Physik der Nerven, der Muskeln und der Sinnesorgane, eine Mechanik des Skeletts, der Blutzirkulation, der Respiration." (S. 194.)

„Die biologische Chemie hat sich in unseren Tagen zu einer besonderen Wissenschaft mit eigenen Lehrstühlen und eigenen Laboratorien entwickelt: zum Gegenstand hat sie das Studium der chemischen Vorgänge in den Lebenserscheinungen." (S. 199.)

Ein anderes Grenzgebiet, das in den letzten Jahrzehnten mit großem Erfolg kultiviert wurde, ist das zwischen Physik und Chemie.

„Alle großen Universitäten besitzen heute Lehrstühle für physikalische Chemie." (S. 149.)

So sind auch Biologie, die Lehre vom Leben, und Soziologie, die Lehre von der Gesellschaft, heute nicht ganz so streng aus-

einanderzuhalten. Diese ist zeitweise gezwungen, auf jene zurückzugreifen, wie es schon Malthus tat.

Die Rassenfrage, die heute schon so viele Politiker beschäftigt, ist ohne biologisches Wissen gar nicht fruchtbringend zu behandeln.

Da scheint es auch mir angezeigt, bei aller Reserve, die für einen Laien auf dem Gebiete der Naturwissenschaft geboten ist, einige Fragen der Vererbung und der Anpassung in der Tierwelt hier zu berühren, die geeignet sind, Licht auf die Entwicklung des Menschengeschlechts zu werfen, ehe wir diese selbst in den Kreis unserer Betrachtung ziehen.

Leider gehört die Frage der Vererbung heute zu den meist umstrittenen in der Biologie. Sie hängt eng zusammen mit der Frage der Entwicklung.

Die Erfahrung lehrt, daß in jeder Art von Lebewesen die Nachkommen in allen wesentlichen Punkten ihren Vorfahren gleichen, so daß die Arten völlig unveränderlich erscheinen. Diese Unveränderlichkeit der Arten wurde denn auch von der Naturwissenschaft bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts fast allgemein angenommen, und diejenigen, die dagegen auftraten, galten als Phantasten, was auch viele von ihnen waren.

Nun zeigen aber die Ergebnisse der Forschung seit dem Beginn der vorigen Jahrhunderts, namentlich aber die Vergleichung der Versteinerungen von Tieren und Pflanzen der Vergangenheit untereinander und mit lebenden Arten, daß eine Entwicklung der Organismen von höchst einfachen zu höchst mannigfachen Formen vor sich gegangen ist. Wie war dies möglich, wenn die Nachkommen unweigerlich ihren Vorfahren glichen?

Die Lehre, daß alle Arten der Organismen von andersgestalteten, einfacheren Arten abstammen (die einfachen Urorganismen sind noch nicht entdeckt, vielleicht uns für immer verborgen), die sogenannte Deszendenz(Abstammungs)lehre hat seit Darwins Auftreten (1859) nach und nach alle Gegnerschaft überwunden, die ihr lange Zeit in wütendster Weise zuteil wurde. Es gibt heute kaum einen ernst zu nehmenden Naturwissenschaftler, der sie ablehnt.

Jedoch über die Frage der Faktoren der Entwicklung, das heißt, im wesentlichen über die Frage der Vererbung, haben innerhalb der Reihen der Anhänger der Deszendenzlehre die Verschiedenheiten der Anschauungen seit Darwin nicht ab-, sondern zugenommen, und zwar vollzog sich das gleichzeitig mit großen Fortschritten der Einsicht in das Wesen der Vererbungsvorgänge, die sich als weit komplizierter herausstellen, als man zu Darwins Zeiten ahnte.

Die Hauptstreitfrage bildet die der Vererbung der erworbenen Eigenschaften. Allgemein wird anerkannt, was seit langem die Erfahrung zeigt, daß die Organismen durch ihre Umwelt in

ihren Eigenschaften beeinflußt werden. Können derartige abgeänderte Eigenschaften vererbt werden oder nicht?

Ist deren Vererbung möglich, dann ist die Entwicklung der Organismen als solche nichts Rätselhaftes mehr. Allerdings ist damit auch nur der Weg gezeigt, wie man für jede einzelne Art nach den Ursachen ihres Ursprungs forschen soll. Ueber die Eigenart dieser Ursachen in jedem einzelnen Falle ist damit noch gar nichts gesagt. Aber eine Reihe von Naturforschern wehrt sich dagegen, die Erblichkeit erworbener Eigenschaften zuzugeben. Ohne diese wird jedoch die Entwicklung der Organismen ein sehr rätselhafter Vorgang nicht bloß für jede einzelne Art, sondern überhaupt.

Eine Zeitlang gehörte das Leugnen dieser Art Erblichkeit zum guten Ton in der Naturwissenschaft. Jetzt aber senkt sich die Wagschale wieder zugunsten der Annahme einer Vererbung erworbener Eigenschaften. Den entscheidenden experimentellen Beweis dafür zu erbringen, wollte lange nicht gelingen. Das Mißlingen der Versuche hätte freilich einen Beweis für die Gegenseite nur dann abgegeben, wenn behauptet worden wäre, daß eine j e d e durch äußere Eingriffe oder Einwirkungen hervorgebrachte Aenderung in der Beschaffenheit eines Organismus eine erworbene Eigenschaft darstelle, die u n t e r a l l e n U m s t ä n d e n vererbt werde. Das Mißlingen der Experimente konnte aber nicht die Annahme widerlegen, daß unter bestimmten Bedingungen bestimmte Aenderungen die Tendenz erlangen können, vererbt zu werden. Das Mißlingen konnte nur jene Aenderungen und Bedingungen erkennen lassen, die eine Vererbung nicht aufkommen lassen.

Dagegen muß ein einziges Experiment gegnügen, das einwandsfrei die Vererbung einer erworbenen Eigenschaft aufzeigt, um deren Möglichkeit überhaupt zu erweisen. Und solche Experimente sind gelungen.

So zeigen die Raupen der Motte Gracilaria stigmatella die Gewohnheit, Spitzen von Weidenblättern tütenförmig einzurollen, um sich eine Wohnung zu schaffen. Zwingt man sie, auf Blättern mit abgeschnittenen Spitzen zu leben, so helfen sie sich dadurch, daß sie die Seitenwände einrollen. Nachdem man die Abänderung des Instinktes durch zwei Generationen erzwungen hatte, setzte man die Raupen der dritten Generation wieder auf normale Blätter. Und siehe, unter 19 Raupen, mit denen das Experiment vorgenommen war, kehrten bloß 15 zur alten Gewohnheit zurück. Die restlichen vier blieben dabei, die Blattränder einzurollen, ebenso wie es die zwei Generationen vor ihnen getan, obwohl kein äußerer Zwang dazu mehr vorhanden war. Dies ist auf keinen Fall anders zu erklären, als durch eine Vererbung einer erworbenen Eigenschaft.

Wir entnehmen dieses Beispiel dem schönen Buche des Dr. S. **Tschulok** über die „Deszendenzlehre" (Jena, 1922), in dem er den jetzigen Stand dieser Lehre, philosophisch vertieft, darlegt. Mit größter Strenge prüft er alle wichtigen, in ihrem Bereich vorgebrachten Hypothesen und läßt nur wenige Anschauungen als einwandfrei gelten.

Immerhin kommt er in der Frage der erworbenen Eigenschaften zu folgendem Ergebnis, wobei er an die Fassung des Problems anknüpft, die Semon folgendermaßen formuliert:

„Läßt sich unter günstigen Umständen eine Vererbung von bei der Elterngeneration erfolgten und (besondere Fälle abgerechnet) auch äußerlich in Erscheinung getretenen Reiz- beziehungsweise Erregungswirkungen nachweisen, die sich entweder durch das spontane Wiederauftreten der betreffenden Reaktionen (Bildungs- oder Betätigungsvorgänge) oder wenigstens durch das Bestehen einer gesteigerten Disposition für ihr Wiederauftreten bei der Deszendenz (Nachkommenschaft K.) manifestiert?"

Darauf antwortet Tschulok:

„Daß derartiges vorkommt, wird eigentlich von keiner Seite bestritten." (S. 228.)

Er fährt fort:

„Im ferneren sind alle darin einig, daß jener Reiz, welcher den Ausgangspunkt der Abänderung gebildet hat, unbedingt die Keimzellen des elterlichen Organismus getroffen haben muß, damit eine Vererbung eintreten soll. Und endlich sind alle einig in der Ausschließung der Fälle scheinbarer Vererbung, wo z. B. Krankheitserreger oder Symbionten[1]), die in den Keimzellen leben, mit diesen auf den neuen Organismus übertragen werden."

Wir haben schon im ersten Buch (3. Abschnitt, 7. Kapitel) in einem anderen Zusammenhang auf den Unterschied zwischen den für die Fortpflanzung reservierten Keimzellen und den übrigen, den Körperzellen („somatischen" Zellen) im Organismus hingewiesen. Nicht die Seele ist das Unsterbliche in ihm, wohl aber sollen es die Keimzellen sein, die ihn, das heißt, seine Körperzellen überleben, allerdings nicht in einer anderen Welt, in der die Keimzellen für sich allein in ewiger Seligkeit schwelgen würden, sondern in einem oder mehreren anderen Körpern, die demjenigen gleichen, von dem sie abstammen, und in dem gleichen Jammertale weiterleben. Die Keimzellen sind die Träger der Vererbung im Körper, bilden als solche in ihm ein konservatives Element, eine dauernde ahnenreiche Aristokratie, zu deren Schutz und Fütterung der unstetere und vergängliche Pöbel der Körperzellen vorhanden ist. So spricht auch Tschulok vom „Gegensatz des ‚Plebs', des sterblichen somatischen Zellmaterials und der ‚Aristokratie' der wahrhaft unsterblichen Keimzellen." (S. 229.)

---

[1]) Mit dem Organismus dauernd zusammenlebende andere Organismen. K.

Er weist dann darauf hin, daß nur die plebejischen Körperzellen (Zellen des Soma, Körpers) stets bereit sein, auf äußere Reize zu reagieren, während die Keimzellen nur in gewissen Zeiten solche Reaktionen mitmachen, in ihrer „sensiblen Periode". Schließlich heißt es bei Tschulok:

„Bis zu diesem Punkte wären noch alle beteiligten Forscher in der Beurteilung der vorstehend mitgeteilten Befunde und Betrachtungen einig. Hier aber scheiden sich die Wege: einige Forscher glauben, daß eine erbliche Aenderung nur dann hervorgebracht werde, wenn die Keimzellen selbst, von einem Reiz der Außenwelt getroffen, zu einer Reaktion veranlaßt werden, welche sich eben erst in dem abweichenden Verhalten der Nachkommen zeigen kann. Der Vorgang wird als direkte oder blastogene (oder germogene) Induktion[1]) bezeichnet. Ob aber nun der gleiche Originalreiz auch das Soma (die Körperzellen) des Trägers der Keimzellen beeinflußt habe, oder nicht, und ob im ersteren Falle dieser Träger die Einwirkung des Reizes mit einer für uns wahrnehmbaren Reaktion quittiert habe oder nicht — dies sei für den Ablauf jenes Reizes der blastogenen Induktion völlig belanglos."

„Andere Autoren glauben, daß eine erbliche Aenderung so zustande kommt: der Originalreiz übt eine Wirkung auf das Soma des Organismus aus; diese Einwirkung wird vom Soma durch eine Reaktion beantwortet (ob in einer für uns sichtbaren Form oder nicht, das ist nebensächlich); zugleich teilt sich aber diese mit der Reaktion einherschreitende Abänderung den im Organismus enthaltenen Keimzellen mit, sofern sie sich in einer sensiblen Periode befinden, also für die Einwirkung empfänglich sind; wenn nun diese Keimzellen dann später zum Aufbau des neuen Individuums schreiten, so übermitteln sie ihm jene von ihnen bereits erlebte Abänderung. Dieses ist nun der der soeben dargestellten Ansicht entgegengesetzte Standpunkt der rein somatogenen Induktion, also der Vererbung der vom Soma erworbenen Eigenschaften. Dies ist aber das eigentliche Streitobjekt." (S. 230.)

Also im Grunde wird nicht mehr über die Vererbung erworbener Eigenschaften überhaupt gestritten, sondern nur darüber, ob neue Eigenschaften von den Körperzellen erworben und auf die Keimzellen übertragen oder von diesen direkt erworben werden müssen, sollen sie vererbt werden können. Auch die schroffe Gegenüberstellung von Körperzellen und Keimzellen wird neuerdings von manchen bestritten. Alle diese Streitfragen sind sicher sehr wichtig, aber es gehört nicht zu unseren Aufgaben, sie auszutragen.

Wollte man das Bild von der Plebs und der Aristokratie weiterspinnen, könnte man ja sagen, die „blastogene Induktion" sei aristokratischen, die „somatogene Induktion" dagegen demokratischen Charakters. Denn diese sage, daß alles, was das Volk trifft und seine Lage verändert, auch auf die Herrenklasse wirkt und sie umbildet, während die Verfechter der blastogenen Induk-

[1]) Blastos ist das griechische, germen das lateinische Wort für Keim. Inductio heißt Herbeiführung.

tion meinen, das, was das Volk berühre, gehe die Herren Aristokraten nichts an. Die blastogene Auffassung ist auch die konservativere, da nach ihr die Vererbung neuer Charaktere, also die Entwicklung, auf viel größere Hindernisse stößt, als nach der somatogenen.

Die Sorte Naturforscher ist nicht selten, die es lieben, aus ihren naturwissenschaftlichen Auffassungen direkte politische Nutzanwendungen zu ziehen. Sie schließen etwa aus dem Kampfe ums Dasein auf die Notwendigkeit des Krieges; aus dem Ueberleben des passendsten auf die Notwendigkeit des Kapitalismus; endlich aus den Vererbungsgesetzen der Organismen auf die Notwendigkeit der erblichen Aristokratie und der Erbmonarchie oder des Antisemitismus. Auf ihre Stellungnahme in der Frage der Vererbung mögen Erwägungen, wie die letzterwähnten, nicht ohne Einfluß sein, wenn auch unbewußt.

In Wirklichkeit werden diese noch strittigen Fragen natürlich nur durch neue Forschungen entschieden werden können[1]).

Für die Aufgabe, die wir hier zu lösen haben, genügt vollständig das, was als einmütige Auffassung der heutigen Natur-

---

[1]) Einige Zeit, nachdem dies geschrieben worden, ist mir ein bemerkenswerter Artikel von Prof. H. Stieve „über den Einfluß der Umwelt auf die Lebewesen" zu Gesicht gekommen. (Veröffentlicht in der „Klinischen Wochenschrift", Berlin, 24. Juni 1924.) Er teilt eine Reihe von Experimenten mit, die eine Vererbung erworbener Eigenschaften anzeigen. So berichtet er von Ratten und Mäusen, deren Haarkleid sich lichtete, nachdem man sie eine Zeitlang in einer Außentemperatur von 32—34 Grad gehalten hatte.

„Bringt man nun Weibchen aus diesen Versuchen, nachdem sie empfangen haben, in Zimmerwärme zurück, so besitzen die Jungen — dies zeigen die Versuche Pribrams an Ratten, meine eigenen an Mäusen — vielfach auffallend dünnes Haarkleid, obwohl sie bei gewöhnlicher Außenwärme geworfen wurden. Mit andern Worten: die durch die Umweltveränderungen auf dem Wege über den Gesamtkörper gesetzten Umgestaltungen, in diesem Falle der Haut, haben sich vererbt." (S. 1156.)

Die Vererbung erworbener Eigenschaften erklärte Stieve nicht daraus, daß derselbe Reiz, der bestimmte Organe trifft, auch auf die Keimdrüsen wirkt.

„Es ist ja niemals der Reiz selbst, der — abgesehen von Verletzungen und Verstümmelungen, die sich nicht vererben — die Veränderung an einer umschriebenen Körperstelle bewirkt. — Denn der Reiz selbst bedingt, auf dem Wege über das zunächst beeinflußte, das Aufnahmeorgan, stets eine Umgestaltung des Gesamtkörpers, die alle Teile in gleicher Weise betrifft, jedoch nur an den besonders umgestaltungs- oder anpassungsfähigen Körperteilen für uns erkennbare dauernde Veränderungen hervorruft. Von diesen Veränderungen des Gesamtkörpers werden die Keimdrüsen in gleicher Weise betroffen, wie alle anderen Organe, sind sie doch dem allgemeinen Blut- und Säftestrom angeschlossen und in dieser Hinsicht vom Gesamtkörper abhängig."

wissenschaft dargelegt wurde. Es sei mir als Laien nur eine vorwitzige Frage an die Vertreter der „blastogenen Induktion" gestattet. Sie wollen die Möglichkeit einer erblichen Abänderung nur dort zugeben, wo eine direkte Beeinflussung der Keimzellen durch die Außenwelt vorliegt. Was verstehen sie aber unter Außenwelt? Für jedes Individuum bedeutet die Außenwelt doch nichts als die Gesamtheit der es umgebenden Welt. Gehört dazu für die Keimzellen nicht auch das „Soma", die Gesamtheit der sie umgebenden Körperzellen?

Man sollte doch annehmen: wenn die Außenwelt überhaupt imstande ist, auf die Keimzellen abändernd einzuwirken, müßte das Soma den wichtigsten und wirksamsten Teil dieser Außenwelt für sie darstellen, denjenigen, dessen Abänderungen am ehesten auf diese Zellen einwirken könnten. Womit begründen es die für blastogene Induktion eintretenden Forscher, daß sie das „Soma", die nächste Umgebung der Keimzellen, mit der diese in engster Schicksalsgemeinschaft zusammenleben, nicht als deren „Außenwelt" gelten lassen?

Zweites Kapitel.

Kreuzung.

Neben der Erwerbung und Vererbung neuer Eigenschaften durch Einwirkung neuer Verhältnisse kommt noch ein zweiter Faktor der Entwicklung der Organismen in Betracht: die Gewinnung neuer Eigenschaften durch Kreuzung von Individuen verschiedener Art oder doch verschiedener Unterart (Varietät).

Je mehr ein Forscher sich dagegen wehrt, der Vererbung erworbener Eigenschaften in der Entwicklung einen breiten Raum einzuräumen, desto mehr Bedeutung mißt er der Kreuzung bei.

Die Gesetze der Vererbung bei Kreuzungen sind weit besser erforscht als die der Vererbung erworbener Eigenschaften, und es steht fest, daß Kreuzungen neue Merkmale erzielen können, die sich weder bei den Eltern noch bei deren Vorfahren finden. Diese Merkmale können aber doch nur Neugruppierungen von Elementen sein, die schon bei Vorfahren vorhanden waren.

Wer annimmt, daß die Entwicklung ausschließlich durch Kreuzung zustande kommt, wird, wenn er konsequent ist, zu dem Schlusse gezwungen, daß in den einfachsten Organismen schon die Anlagen für alle Fähigkeiten der höchstentwickelten Organismen enthalten waren. Das wäre ein Wunder, das dem der Schöpfung aller Arten durch das Wort Gottes in keiner Weise nachstünde.

Aber selbst, wenn wir ein solches Wunder ohne weiteres gläubig hinnehmen sollten, wäre damit noch nicht viel gewonnen. Denn Kreuzungen sind nur möglich zwischen zweigeschlechtigen

Organismen. Die einfacheren, die sich durch Zellenteilung vermehren, können doch nie durch Kreuzung neue Formen entwickeln. Für sie kann nur ein Entwicklungsfaktor in Betracht kommen, nämlich die Erwerbung und Vererbung neuer Eigenschaften durch Wandlungen der Umwelt. Da aber die ersten Schritte bekanntlich stets die schwersten sind, so können die größten Schwierigkeiten der Entwicklung, die ihrer Anfänge, nur durch Gewinnung neuer Eigenschaften überwunden worden sein, die in einer neuen Umwelt erworben und erblich wurden. Erst auf einer relativ hohen Stufe der Entwicklung kann sich die Kreuzung als Entwicklungsfaktor hinzugesellt haben. Aber sie dürfte kaum jemals dahin gelangen, den andern Entwicklungsfaktor an Bedeutung zu erreichen, geschweige zu übertreffen; wenigstens nicht im Naturzustande, mit dem allein wir es hier zu tun haben. Von der künstlichen Züchtung von Haustieren und Kulturpflanzen sehen wir hier ab.

Es bedeutet keine Unterschätzung der Gesetze der Vererbung, die Mendel (1822—1884) entdeckte und die ein Menschenalter nach ihm anerkannt wurden, wenn wir der Ansicht sind, daß sie für die Bildung neuer Arten wenig besagen. Wohl alle Kreuzungsversuche zur Erprobung der Mendelschen Regeln stellen Kreuzungen zwischen je zwei Individuen der gleichen Art dar, die sich nur durch einige unwesentliche Merkmale, namentlich solche der Farbe unterscheiden. Es sind z. B. Verbindungen zwischen weißen und schwarzen Hühnern, weißen und grauen Mäusen, rotblühendem und weißblühendem Löwenmaul blaukörnigem, runzligem und weißkörnigem glattem Mais usw.

Durch solche Kreuzungen kann die Mannigfaltigkeit der individuellen Formen innerhalb einer Art vermehrt werden. Neue Arten werden in dieser Weise nicht geschaffen.

Wo es zu Kreuzungen verschiedener Arten kommt, da sind die Bastarde vielfach unfruchtbar. Auch entwickeln sie oft keine neuen Merkmale, sondern gruppieren nur die der Eltern in eigenartiger Weise.

Vor allem aber kommt für uns hier die Tatsache in Betracht, daß Kreuzungen, namentlich bei Tieren, im Naturzustand äußerst selten vorkommen. Gleiches sucht da stets Gleiches, verschiedene Arten widerstreben der Vermischung. Das gilt wohl nicht von Varietäten (Abänderungen) der gleichen Art. In der Natur ist jedoch jede Varietät an eine besondere Gegend gebunden, deren Verschiedenheiten gerade die Abänderungen hervorrufen. Da kommen Individuen verschiedener Varietäten kaum dazu sich zu kreuzen, außer etwa in Fällen von Wanderungen, wenn eine Varietät durch Veränderungen in der Beschaffenheit ihres bisherigen Wohnortes gezwungen wird, ihn zu verlassen. Da kann es zu Kreuzungen kommen. Sie sind aber in letzter Linie auch zurückzuführen auf Veränderungen der Umwelt, und die Wir-

kungen einer derartigen Kreuzung werden unterstützt durch die der neuen Umgebung.

Die Veränderung der Umwelt bleibt also stets der wichtigste Faktor der Entwicklung der Organismen.

Gerade diejenigen aber, die davon nichts wissen wollen und die Unveränderlichkeit der Rassen behaupten, müßten als einzigen Faktor der Entwicklung die Rassenmischung besonders hochhalten und die Mischlinge als Urheber neuer, höherer Rassen preisen. Daß die Rassentheoretiker unter den Politikern und Geschichtsschreibern unserer Tage im Gegenteil jede Rassenmischung verurteilen, bezeugt die grobe Unwissenschaftlichkeit dieser Herren, obowohl sich angesehene wissenschaftliche Namen unter ihnen finden.

Drittes Kapitel.

Individuum und Art.

In diesem Zusammenhange kommt noch ein Moment für die Frage der Vererbung in Betracht: Die Vererbung von Merkmalen des *Individuums* und die von solchen der *Art*.

Die Erkenntnis der Welt der Organismen um uns ist zunächst nur die einer Unzahl verschiedenartiger Individuen. Aber eine kurze Bekanntschaft mit dieser Welt genügt, uns zu zeigen, daß gar manche Individuen mit anderen in ihrem Wesen so übereinstimmen, daß ein Beobachter, der sie nicht näher kennt, sie leicht miteinander verwechseln kann und jedes von ihnen als gleichbedeutend mit dem anderen annimmt.

Sie werden alle zusammen als eine besondere Art zusammengefaßt und von anderen Arten unterschieden. Nur in seiner nächsten und dauernden Umgebung unterscheidet der Mensch besondere Individuen von anderen Individuen derselben Art, etwa bei Menschen, Hunden, Pferden usw.

Alle anderen Exemplare der gleichen Art existieren für ihn nur als Vertreter ihrer Gruppen oder Arten. Nur solche kennt er und bezeichnet er.

Das gilt auch schon für das Tier. Der Löwe wird in seinen Vorstellungen oft nur die Arten der Zebras, Giraffen, Gnus voneinander unterscheiden, nicht ihre Individuen.

Die Einteilung der Organismen in Arten ist also nicht ein Ergebnis der Wissenschaft. Sie dürfte ebenso alt sein, wie das Erkenntnisvermögen. Der Fortschritt der Wissenschaft vermehrt nur die Anzahl der Merkmale, durch die einzelne Individuen zu Gruppen zusammengefaßt und von anderen geschieden werden. Es wächst die Zahl der Arten, die man unterscheidet, und an Stelle äußerlicher Merkmale, die auf den ersten Blick ins Auge fallen, setzt sie andere, die eine eingehendere Forschung voraussetzen,

dafür aber auch tiefere Zusammenhänge zeigen, denen gegenüber die oberflächlichen oft als trügerisch erscheinen: Merkmale der Anatomie der Weichteile, des Skeletts, der Funktionen, der Zusammensetzung des Blutes usw.

Die Wissenschaft stellt dann weiter nicht nur bestimmte, übereinstimmende Individuen von Organismen in Arten zusammen, z. B. die Art Feldmaus (arvicola arvalis), sondern auch verwandte Arten in Gattungen (z. B.: Wühlratten, Arvicola), verwandte Familien in Ordnungen (so gehören Ratten und Mäuse zur Ordnung der Nagetiere, Rodentia). Verwandte Ordnungen werden zu Klassen vereinigt (z. B.: Säugetiere, Mammalia), und endlich zu Typen (z. B.: Wirbeltiere, Vertebrata).

Diese Zusammenstellungen sind sicher Produkte des menschlichen Geistes, trotzdem aber sehr realer Natur, denn die Merkmale, auf denen sie beruhen, bestehen wirklich außer uns. Damit ist nicht gesagt, daß ein weiterer Fortschritt der Wissenschaft uns nicht noch weitere Merkmale aufzeigen mag, die manche bisher angenommene Artenunterscheidung hinfällig macht.

Unabhängig davon besteht jedoch die Tatsache, daß in der Welt der Organismen nicht jedes Individuum von allen anderen grundverschieden ist, sondern daß jedes mit einer Reihe anderer Individuen wichtige, wesentliche Merkmale gemeinsam hat. Und es besitzt nicht bloß die Charaktere seiner Art, sondern vererbt sie auch unverändert auf seine Nachkommen. Diese Erblichkeit bildet und erhält die Art.

Aber wenn wir auch wissen, daß die heutigen Arten konstant sind und es schon seit Jahrtausenden waren, soweit alte Tierbildnisse, z. B. der alten Aegypter, uns ein Urteil darüber gestatten, so zeigen uns doch die versteinerten Ueberreste von Organismen früherer Zeitalter, daß sich die heutigen Organismen aus anders gestalteten Formen der Vorzeit entwickelt haben. Und diese haben sich ebenso wie die jetzigen in Arten gruppiert, aus denen die heutigen Arten hervorgingen.

Die Frage, welche die Deszendenzlehre zu beantworten hat, ist also nicht bloß die, wie sich die Individuen, sondern vor allem die, wie sich die Arten übereinstimmender Individuen entwickelt haben, und wie diese Entwicklung mit der auf Erblichkeit beruhenden in der Gegenwart beobachteten Konstanz der Arten zu vereinbaren ist.

Seinem grundlegenden Werk gab denn auch Darwin den Titel „Ueber die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl oder die Erhaltung der begünstigten Rassen im Kampf ums Dasein". („On the Origin of species by means of natural selection or the preservation of favoured races in the struggle for life".)

Doch blieb Darwin diesem Titel in seinem Buche nicht treu. Es handelt nicht von der Erhaltung der begünstigten Rassen

oder A r t e n im Kampf ums Dasein, sondern von dem Ueberleben der passendsten I n d i v i d u e n im Kampf ums Dasein.

Er geht nicht von dem aus, was die Art bildet, der U e b e r e i n s t i m m u n g der wesentlichen Merkmale bei allen Individuen, die durch sie zu ihr gehören, sondern von den U n t e r s c h i e d e n, welche die einzelnen Individuen der gleichen Art bei aller Uebereinstimmung zeigen, von ihrem V a r i i e r e n innerhalb der Art. So geringfügig diese Unterschiede auch fast stets sind, Darwin nimmt an, daß es Variationen geben kann, die einzelnen Mitgliedern einer Art eine bessere Position im Kampf ums Dasein verleihen als den übrigen. Die besser ausgestatteten werden sich eher behaupten, als die anderen; sie werden sich fortpflanzen und vermehren, manche ihrer Nachkommen werden die Variationen noch gesteigert weiterführen, bis diese durch allmähliche Summierung im Laufe der Generationen so weit gediehen ist, daß eine neue verbesserte Art an Stelle der alten getreten ist, deren Mitglieder, soweit sie nicht der Variation teilhaftig wurden, ausgestorben sind.

Zu dieser Auffassung kam Darwin durch die Beobachtungen der Züchter seines Landes. Während in der Natur eine Konstanz der lebenden Arten beobachtet wurde, zeigte die Tätigkeit der Tier- und Pflanzenzüchter, daß es möglich sei, in kurzen Zeiträumen neue Formen zu erreichen, die sich vererbten, wenn man bestimmte Exemplare zur Zucht auswählte, die in mehr als durchschnittlichem Maße bestimmte Eigenschaften aufwiesen, deren Vorkommen und Steigerung der Züchter wünschte.

Darwin nahm an, daß es in der Natur ähnlich so zugehe, wie im Zuchtstall, nur daß die Auslese der zur Fortpflanzung bestimmten Individuen nicht vom Züchter, sondern vom Kampf ums Dasein ausgehe, durch den alle weniger tauglichen ausgemerzt und von der Fortpflanzung ausgeschlossen würden.

Leider trog die Parallele, die Darwin hier zog. In der Natur vollziehen sich die Dinge ganz anders als im Hundezwinger oder auf dem Hühnerhof.

Schon früh wurde Darwin entgegenhalten, daß die Variierungen in der Regel höchst geringfügiger Natur seien, die praktisch für die Aussichten des Individuums ganz bedeutungslos bleiben müßten. Darwin selbst weist darauf hin, daß das Entdecken von Abänderungen durch den Züchter oft eine sehr schwierige Aufgabe sei, die einen sehr geschulten Blick voraussetze. Der erfahrene Züchter hat die Fähigkeit erlangt, in diesen unscheinbaren Abänderungen das zu erkennen, was sie werden können, sobald sie einmal vergrößert sind. Die natürliche Auslese im Kampf ums Dasein kann aber im Gegensatz hierzu nicht durch erwartete Resultate künftiger Generationen bestimmt werden, sondern nur durch das, was da ist, also nur durch Anfänge, die für den Kampf ums Dasein bedeutungslos sind.

Wo hingegen größere, auffallende Abänderungen in der Natur vorkommen, sind es meist Monstrositäten, Abnormitäten, die für den Kampf ums Dasein weniger geeignet sind als die normalen Formen.

„Unter einer Monstrosität versteht man nach meiner Meinung irgendeine beträchtliche Abweichung der Struktur, die der Art meistens nachteilig oder doch nicht nützlich sind . . . . ."

„Es mag wohl zweifelhaft sein, ob Monstrositäten oder solche plötzliche und große Abweichungen der Struktur, wie wir sie gelegentlich in unseren gezähmten Rassen, zumal unter Pflanzen auftauchen sehen, sich im Naturzustande je stetig fortpflanzen können." (Darwin, Entstehung der Arten, Deutsche Ausgabe, Stuttgart 1876, 6. Aufl., 2. Kap., S. 63.)

Darwin waren die sprunghaften Aenderungen, die Mutationen, noch nicht bekannt, die erst lange nach seinem Tode von de Vries entdeckt wurden. Das Wesen dieser Aenderungen ist noch recht schleierhaft. Wir wissen nicht einmal, ob sie neue Formen bringen oder nur Atavismen, Rückschläge in alte, überwundene darstellen. Da es so lange brauchte, bis sie entdeckt wurden, liegt es nahe anzunehmen, daß sie keine regelmäßige, allen Organismen eigentümliche Erscheinung, sondern nur gelegentliche Ausnahmen bilden, deren Ursachen noch völlig in Dunkel gehüllt sind.

Im besten Falle aber könnte durch den Hinweis auf die Mutationen, die mit einem Male erhebliche Aenderungen bringen, der Einwand aus dem Wege geräumt werden, daß die Variationen zu unbedeutend seien, um, wenn sie nicht nützlich wären, einen praktischen Vorteil für bestimmte Individuen gegenüber anderen der gleichen Art zu bedeuten. Aber diese Ueberwindung des einen Einwandes gegen die Darwinsche Theorie würde erkauft durch die Gefährdung der Theorie als Ganzes. Denn wenn die Mutationen nicht Atavismen sind oder hervorgerufen werden durch einen der beiden Entwicklungsfaktoren, die von der Deszendenzlehre bisher angenommen werden, durch eine Kreuzung oder eine Aenderung der Lebensbedingungen, etwa eine chemische Aenderung des Bodens, auf dem die der Mutation unterworfene Pflanze wächst, dann erscheint die Mutation als ein Wunder, das uns in die Zeiten Cuviers zurückversetzt, der noch an eine Neuschöpfung jeder neuen Art glaubte.

Abgesehen davon beseitigt auch die Mutation nicht einen weiteren Einwand gegen die Darwinsche Auffassung. Selbst wenn die Variationen oder Mutationen ausgeprägt genug sind, dem Individuum einen ausgesprochenen Vorteil im Kampfe ums Dasein zu gewähren, werden sie schwer zur Neubildung einer Art führen, wenn sie in ihren Anfängen nur auf ein einziges oder nur wenige Individuen beschränkt sind.

Der Züchter vermag aus einem einzigen Exemplar mit einem erwünschten Merkmal eine neue Rasse dadurch zu schaffen, daß er dieses Exemplar isoliert und nur mit einem solchen anderen

Exemplar paart, das Aussicht bietet, jenes Merkmal in der Nachkommenschaft unvermindert oder eher noch verstärkt wiederzugeben. Nur durch dauernde Isolierung der Exemplare der weiteren Generationen, Ausmerzung aller unter ihnen, die das verlangte Merkmal nicht oder doch nicht genügend ausgesprochen zeigen, und Paarung jener, die es stark aufweisen, so daß es durch Häufung der es bildenden Elemente von Generation zu Generation immer intensiver auftritt, kann schließlich eine neue Rasse gebildet werden, die um so „edler" sein wird, je strenger bei ihrer Fortpflanzung jedes Element ferngehalten wurde, das nicht dem Rassenideal des Züchters entsprach.

Eine derartige Isolierung ist in der Natur ganz unmöglich. Wenn innerhalb einer Art einige Individuen Abänderungen aufweisen, mögen es unmerkliche oder sprunghafte sein, so ist die Wahrscheinlichkeit sehr gering, daß sich gerade diese Individuen und ihre Nachkommen untereinander paaren, und dabei die ungeheure Mehrzahl der normalen Artgenossen völlig ausschließen. Die Paarung eines variierenden mit einem normalen Exemplar hat eine weit größere Wahrscheinlichkeit für sich, als eine Paarung zweier in gleichem Sinne variierender Individuen. Nur unausgesetzt sich durch viele Generationen wiederholende Paarung letzterer Art vermöchten aber eine neue Art zu schaffen. Durch die überwiegende Zahl der Paarungen ersterer Art würden die Merkmale der Variationen von Generation zu Generation immer mehr abgeschwächt werden, bis sie verschwinden.

Noch in anderer Weise unterscheidet sich die künstliche Zuchtwahl von der natürlichen. Bei den Tieren, die er züchtet, interessiert den Züchter in der Regel nur ein einziges Merkmal, sei es die Frühreife, der Ertrag an Wolle, Milch oder Eiern, der Fettansatz, die Schnelligkeit usw. Bloß auf dieses eine Merkmal hin wählt er sein Zuchtmaterial aus, durch dieses Merkmal wird die Rasse gekennzeichnet, die er züchtet.

Der züchtende Kampf ums Dasein ist jedoch keineswegs so einseitig. Je mannigfaltiger die Organe des Organismus, je verschiedenartiger ihre Betätigungen und die Situationen, in denen jedes für sich allein oder im Verein mit anderen sich im Kampf ums Dasein zu betätigen und zu bewähren hat, um so weniger wird es von der Form oder dem Funktionieren eines einzigen Organes abhängen, ob der Organismus der „passendste" für den Kampf ums Dasein ist. Für das gleiche Individuum können in verschiedenen Situationen sehr verschiedene Formen seiner Organe als die passendsten erscheinen. Auch ist nicht gesagt, daß das Merkmal, das den überlebenden Organismus zum passendsten macht, überhaupt erblich ist.

Nehmen wir etwa die Giraffe. Ebenso wie Lamarck führt sie auch Darwin an unter den Illustrationen seiner Theorie. Beide erklärten die eigenartige Bauart der Giraffe aus den Be-

dingungen, unter denen sie ihr Futter suchen mußte. Lamarck sagt:

„Was die Gewohnheiten betrifft, so ist es interessant, die Wirkungen derselben an der besonderen Gestalt und dem Wuchse der Giraffe zu beobachten. Es ist bekannt, daß dieses Tier, das größte unter den Säugetieren, im Innern Afrikas wohnt und in Gegenden lebt, wo der beinahe immer trockene, kräuterlose Boden es zwingt, das Laub der Bäume abzufressen und sich beständig anzustrengen, es zu erreichen. Infolge dieser, seit langer Zeit angenommenen Gewohnheit sind bei den Individuen ihrer Rasse die Vorderbeine länger als die Hinterbeine geworden und ihr Hals hat sich dermaßen verlängert, daß die Giraffe, wenn sie ihren Kopf aufrichtet, ohne sich auf ihre Hinterbeine zu stellen, eine Höhe von 6 Metern erreicht." (Zoologische Philosophie, deutsche Ausgabe von Dr. H. Schmidt, Leipzig 1909, S. 80.)

Lamarck legt also das Hauptgewicht auf die Eigenart der Umwelt der Giraffe, die sie zu einer besonderen Art der Nahrungssuche zwang. Dadurch wurden manche ihrer Organe, Beine und Hals, beeinflußt. Der Hals mußte dauernd stark gereckt werden, um das Laub der Bäume zu erreichen. Dadurch wurde er verlängert.

Anders erklärt es Darwin:

„Der ganze Körperbau der Giraffe ist durch ihre hohe Statur, ihren sehr verlängerten Hals, Vorderbeine, Kopf und Zunge wundervoll für das Abweiden hoher Baumzweige angepaßt. Sie kann dadurch Nahrung erlangen jenseits der Höhe, bis zu welcher die anderen Huftiere, die dieselbe Gegend bewohnen, hinaufreichen können. Und dies wird während der Zeiten der Hungersnot für sie ein großer Vorteil sein . . . . . So werden im Naturzustand, als die Giraffe entstand, diejenigen Individuen, die am höchsten abweiden konnten und in Zeiten der Hungersnot imstande waren, selbst nur einen oder zwei Zoll höher hinauf zu reichen, oft erhalten worden sein . . . . . . Diejenigen Individuen, die irgendeinen Teil oder mehrere Teile ihres Körpers mehr als gewöhnlich verlängert hatten, werden allgemein leben geblieben sein. Diese werden sich gekreuzt und Nachkommen hinterlassen haben, die entweder dieselben körperlichen Eigentümlichkeiten oder die Neigung erbten, wieder in derselben Art und Weise zu variieren, während in demselben Punkte weniger begünstigte Individuen dem Aussterben am meisten ausgesetzt waren."

„Wir sehen hier, daß es nicht nötig ist, einzelne Paare zu isolieren, wie es der Mensch tut, wenn er eine Rasse methodisch veredelt; die natürliche Zuchtwahl wird alle vorzüglichen Individuen erhalten und damit separieren, ihnen gestatten, sich reichlich zu kreuzen und alle weniger geeigneten Individuen vernichten. Dauert dieser Prozeß . . . . . lange Zeit an, ohne Zweifel in einer äußerst bedeutungsvollen Weise mit den vererbten Wirkungen des vermehrten Gebrauches der Teile kombiniert, so scheint es mir beinahe sicher zu sein, daß ein gewöhnliches Huftier in eine Giraffe verwandelt werden könnte." (Darwin, Entstehung der Arten, deutsch von Carus, Stuttgart 1876, S. 241/242.)

Stellen wir uns die Situation vor! Der Vorfahre der Giraffe sei eine Tierart gewesen mit Vorderbeinen und einem Halse, gleich denen großer Antilopen. Da sie existierte, muß sie auch fähig gewesen sein, Perioden der Dürre, die das Gras und die

kleineren Sträucher vertrocknen ließen, in genügender Anzahl zu überstehen, daß sie nicht ausstarb.

Was wird sich nun geändert haben, wenn einige Exemplare an Halslänge um einige Zentimeter den Durchschnitt überragten? Sollte ihnen das wirklich einen Vorteil von Belang geboten haben, so konnte er doch nicht so groß sein, daß nur diese Exemplare allein imstande gewesen wären, Zeiten der Dürre zu überstehen.

Die Besitzer etwas längerer Hälse werden auch noch nach der Dürre nur eine kleine Minderheit bilden. Ihre Kreuzung mit denen normaler Hälse wird also überwiegen.

Es wird aber auch der längere Hals nicht das einzige Organ gewesen sein, dessen Variation den Giraffen einen Vorteil bringen konnte.

Höchst wichtig in Zeiten der Dürre ist es auch, Wasser und feuchte Stellen auf weite Entfernungen hin zu riechen. Wenn die Verlängerung der Hälse deren Besitzern das Ueberstehen der Dürre erleichtert, so wird das gleiche bei kurzhälsigen Individuen der Fall sein, wenn deren Geruchsorgan feiner ist als bei dem Durchschnitt. Andere wieder können eine Variation in der Weise aufweisen, daß ihr Magen länger als der Durchschnitt Wasser oder Futter aufzuspeichern vermag gleich dem Kamel, oder daß sie ebenso wie dieses Vorräte an Fett in bestimmten Körperpartien, etwa einem Fettbuckel, ansammeln. Und wieder andere können dadurch begünstigt sein, daß sie in höherem Grade als der Durchschnitt Pflanzen zu verzehren und zu verdauen vermögen, die sich besonderer Schutzorgane erfreuen, wie die Disteln, und daher von den meisten Pflanzenfressern auch in Zeiten der Not verschmäht oder nicht vertragen werden.

Indessen ist die Dürre nicht der einzige Feind der Antilopen und Giraffen. Sie werden auch von den großen Raubtieren bedroht, namentlich von Löwen. Diejenigen Giraffen, die schneller sind als der Durchschnitt, haben eher Aussicht, sich fortzupflanzen als die anderen. Am schnellsten werden aber bei den Vorfahren der Giraffe jene gewesen sein, die über die kraftvollsten Hinterfüße verfügten. Um so gewaltiger die Sätze, die das Tier machen konnte. Daher werden auch solche Individuen als die passendsten Aussicht haben, die anderen zu überleben, die nicht an Länge des Halses und der Vorderbeine, sondern durch die starke Entwicklung der hinteren Extremitäten den Durchschnitt überragen.

Doch braucht die Giraffe nicht in der Schnelligkeit allein ihr Heil zu suchen. Ein so großes Huftier wie sie kann sich auch erfolgreich zur Wehr setzen, wenn ihm ebenso tüchtige Waffen verliehen sind, wie dem Nashorn, dem Elefanten, den verschiedenen Arten wilder Rinder. Giraffen, die größere Hörner oder Geweihe haben, als die kurzen Stümpfe, die sie heute zeigen, haben bessere Aussicht, den Löwen in Respekt zu halten. Starke große

Hörner wirken aber nur, wenn sie getragen werden von einem kurzen, nervigen Hals, dem „Stiernacken".

Zahlreiche andere Abänderungen sind noch möglich und denkbar, die bei bestimmten Gelegenheiten von Vorteil für das Individuum sein können, auch solche geistiger Art: größere Vorsicht, Kaltblütigkeit, Schlagfertigkeit, Tapferkeit, Intelligenz usw.

Nach der Darwinschen Auffassung müßte jede dieser Variationen, wenn sie für das Individuum in bestimmten Fällen von Vorteil ist, dahin führen, daß es vermehrte Aussicht hat, den Durchschnitt der Art zu überleben und seine Besonderheit fortzupflanzen. An Stelle einer neuen Art bekämen wir zahlreiche Individuen verschiedenster Beschaffenheit.

Nun könnte man meinen, dies könnte allerdings verhindern, daß aus einer Art eine andere wird, aber es würde dahin führen, daß an Stelle einer einzigen Art eine Reihe anderer, neuer Arten tritt und so die Mannigfaltigkeit der Welt der Organismen zunimmt. Kein Zweifel, die Mannigfaltigkeit dieser Welt müßte rasch enorm wachsen, aber nicht durch Bildung neuer Arten. Das ist nur in der Welt der Haustiere und Kulturpflanzen möglich, in der durch die künstliche Zuchtwahl die Zahl der Varietäten und Rassen innerhalb mancher Art binnen weniger Generationen unendlich vermehrt wurde.

Die Zahl der Taubenrassen, z. B. die im Laufe des letzten Jahrhunderts gezüchtet wurde, ist Legion, und die Verschiedenheit der Rassen ist erstaunlich groß. (Darwin, Entstehung der Arten, S. 40.)

Die Zahl der Arten wilder Tauben ist dagegen im Verhältnis zu der Zahl der zahmen Arten äußerst gering. Alle die zahllosen Rassen der Haustauben z. B. stammen, wie Darwin annimmt, von einer einzigen wilden Art ab, der Felsentaube, Columba livia.

Das Mittel, das dem Züchter zu Gebote steht, aus Individuen mit besonderen Merkmalen neue Rassen zu schaffen, fehlt eben in der Natur: Diese vermag weder einzelne Exemplare mit übereinstimmenden besonderen Merkmalen auszulesen, noch sie zur Paarung zusammenzuführen und von den übrigen Artgenossen abzusondern.

Würden wirklich in der Natur Variationen bei einzelnen Individuen vorkommen, von einer Ausdehnung, die diese befähigt, besser als ihre Artgenossen fortzukommen und sich leichter fortzupflanzen, so würden dabei doch nicht bloß Individuen mit einer einzigen bestimmten Variation, sondern zahlreiche Individuen mit den verschiedenartigsten Variationen in Betracht kommen. Diese verschiedenartigen Individuen würden sich untereinander in den mannigfaltigsten Verhältnissen paaren. Das Endergebnis wäre nicht die Bildung neuer Arten, sondern bloß die Auflösung der bestehenden Arten in ein Chaos der verschiedensten Individuen. Oder vielmehr, wenn das Variieren einzelner Individuen

die entscheidende Triebkraft der Entwicklung der Organismen wäre, dann wäre es unbegreiflich, wie es jemals zur Bildung von Arten kam, warum nicht schon von den Urwesen an, die wir uns wohl als höchst einfach und einförmig gestaltet denken müssen, die Höherentwicklung in der Weise der Bildung mannigfaltigster individueller Formen vor sich ging. Die Uebereinstimmung der Mitglieder der einzelnen Arten untereinander und die regelmäßige Vererbung ihrer Artmerkmale würde um so rätselhafter, je weiter sich die Organismen auf ihrer Entwicklungsstufe von den Urwesen entfernten, und je differenzierter, mannigfaltiger ihre Organe wären.

Viertes Kapitel.

Umwelt und Art.

Die Gemeinsamkeit der Merkmale der Art kann sich unmöglich aus der Verschiedenheit der Individuen erklären lassen; diese muß vielmehr die Tendenz haben, die Gemeinsamkeit aufzuheben oder gar nicht erst aufkommen zu lassen. Die Gemeinsamkeit der Merkmale aller Individuen einer Art, sie kann nur herrühren von dem Einfluß eines Faktors, der auf alle Individuen der Art in gleicher Weise gewirkt hat und unter Umständen noch wirkt.

Diese Gemeinsamkeit soll, wie die Rassentheoretiker meinen, die Gemeinsamkeit der Abstammung von einem besonderen Ahnenpaar sein. Der Stammbaum spielt bei den Züchtern von Vieh wie bei Aristokraten die entscheidende Rolle. Aber außer den Bibelgläubigen ist wohl niemand mehr der Meinung, daß alle Exemplare einer Art von einem einzigen Elternpaare abstammen, dessen Nachkommen sich, wenn ihre Vermehrung nicht auf Hemmnisse stößt, in geometrischer Progression (etwa wie 1 : 2 : 4 : 8 : 16 usw.) über die Erde verbreiten. Wir müssen annehmen, daß das Urwesen, wie immer es gestaltet sein mochte, auf der Erde, sobald die Bedingungen für seine Bildung an einzelnen Orten gegeben waren, an allen diesen Orten von Anfang an zahlreich und binnen kurzem in so großer Zahl auftrat, als die Bedingungen es erlaubten, z. B. die Menge ihrer Nährflüssigkeit. Auch Kristalle, die sich durch das Verdunsten einer Mutterlauge bilden, erstehen aus ihr gleich so zahlreich, als die Bedingungen es gestatten. Mit diesem Vergleich soll natürlich keineswegs gesagt sein, daß zwischen Kristallen und Organismen nicht sehr wesentliche Unterschiede beständen.

Wir müssen annehmen, daß auch die späteren Formen von Organismen, die sich aus den ersten entwickelten, stets nicht bloß in einem einzelnen Exemplar, später einem Elternpaar, sondern

in größerer Zahl aus zahlreichen Vorfahren hervorgingen, jedesmal so viel, als die Lebensbedingungen es erlaubten und bewirkten. Nur eine Aenderung dieser Bedingungen kann eine Aenderung der Zahl der jeweilig lebenden reifen Individuen der einzelnen Arten hervorrufen. Dies ist das wahre Bevölkerungsgesetz der Natur, auch für den Menschen, der eine eigenartige Stellung allerdings dadurch einnimmt, daß er, im Gegensatz zum Tier, innerhalb bestimmter Grenzen in der Lage ist, seine Lebensbedingungen künstlich zu ändern und seinen Nahrungsspielraum zu erweitern, was kein anderes Tier vermag, von den Pflanzen gar nicht zu reden.

Die Annahme der Abstammung einer jeden natürlichen Art von einem einzigen Elternpaar, die der Malthusschen Hypothese zugrunde liegt, ist theologischen, nicht naturwissenschaftlichen Ursprungs. Nach der Sintflutsage stammen alle heutigen Landtiere von den Paaren, die Noah in den „Kasten" nahm.

Ohne diese Annahme der Bibelgläubigen wird es unmöglich, die Gemeinsamkeit der Merkmale einer Art aus den Unterschieden von Individuen zu erklären. Nur noch *ein* Faktor bleibt zur Erklärung dieser Gemeinsamkeit übrig: Die *Gemeinsamkeit der Lebensbedingungen*, in denen die Individuen in dem Zeitraum der Bildung der Art lebten.

Allerdings nicht nur diese Gemeinsamkeit der Umwelt muß bestanden haben, sondern auch die Gemeinsamkeit der ererbten körperlichen Eigenschaften (zu denen auch die geistigen gehören) der die Art bildenden Individuen. Ein gleicher Reiz erzeugt eine gleiche Reaktion nur dann, wenn er auf ein gleiches Objekt wirkt.

„Es ist ein Gegenstand der allergewöhnlichsten Erfahrung, daß verschiedene Menschen, die unter genau gleichen, ungünstigen Verhältnissen leben, sich ganz verschieden verhalten . . . . . . Auch verschiedene *Rassen* verhalten sich hier oft ganz verschieden. So sind weiße Mäuse und Hausmäuse für Rotz und Tuberkulose empfänglich, nicht aber Feldmäuse. Neger sind für Gelbfieber weniger, für Tuberkulose aber mehr empfänglich als Europäer, ebenso erliegen algerische Schafe viel schwerer einer Milzbrand- oder Pockeninfektion als unsere Schafrassen usw. Weiterhin haben bestimmte Tierarten nur ihnen zukommende infektiöse Krankheiten. Eine Spezialität des Menschengeschlechtes ist z. B. die Syphilis, die unter natürlichen Verhältnissen Tiere niemals erwerben . . . . . . Ratten sind gegen Diphtheriegift, Hühner gegen Tetanusgift immun . . . . Zwei Zehntausendstel Milligramm Tetanusgift töten einen Menschen." (*Dr. Max Seber*, Moderne Blutforschung und Abstammungslehre. Frankfurt 1909, S. 9, 10.)

Die Veränderung der Lebensbedingungen kann neue Arten bilden, aber nur aus schon bestehenden Arten mit ihren ererbten Eigenschaften. Aendert sich etwa das Wüstenklima, so wird das anders wirken auf die Löwen und anders auf die Springmäuse und wieder anders auf die Mistkäfer.

In seiner Rektoratsrede, 15. Oktober 1925, sprach der Berliner Professor Pompeckj über „Umwelt, Anpassung und Beharrung im Lichte erdgeschichtlicher Ueberlieferung". Er betrachtete unter anderem die Wandlungen, die Landtiere, Reptilien und Säuger dadurch erlitten, daß sie durch besondere geologische Wandlungen gezwungen wurden, im Meer ihre Nahrung zu suchen. Auf jede der dabei in Betracht kommenden Arten wirkte die neue, ihnen gemeinsame Umwelt anders:

„Alle sind sie den gleichen Weg gegangen, alle in die gleiche neue Umwelt, das Meer, geführt worden, und doch: wie weit verschieden ihre Gestalten! Bestimmt denn aber nicht die Umwelt durch Anpassung die Gestalt? Woher kamen die zu so sehr verschiedenen Formen der Meeresbewohner gewordenen Reptilien? Die gleiche Frage ist für die zu Meerestieren gewordenen Säuger, die Wale, Robben, Seekühe usw. zu stellen und sie muß in beiden die gleiche Beantwortung finden."

„Gewiß: der von der Umwelt geübte Zwang der Anpassung ist von der entscheidensten Bedeutung für die Formgebung der angepaßten Organismen . . . . . . Die gleiche Gestalt des Fisches, des Ichthyosauriers, des Wales beweist das."

Aber neben der Anpassung spielt dabei auch die Vererbung eine wichtige Rolle:

„Was im Wege eines einmal eingeschlagenen Entwicklungsganges durch Anpassungsvorgänge erworben und in erhaltender Weise durch Vererbung von Geschlecht zu Geschlecht weitergegeben ist, das kann durch einen neu sich einstellenden Anpassungszwang nicht beliebig verändert, nicht vollkommen ausgelöscht werden. . . . . . Von langem her verschieden gestaltete Formen traf das gleiche Geschick. Sie reagierten darauf in verschiedener, nur durch das Werden zu Schwimmformen und durch das Beibehalten tierischer Nahrung Gemeinsamkeit aufweisender Art."

„Kurzhalsige, langschwänzige Kriechtiere wurden zu den fischförmigen Ichthyosauriern. Schwerfälligere, starkfüßige, langhalsige Formen wurden zu den Rudererformen der Plesiosaurier usw." (S. 10, 11.)

Die zahllosen Urwesen der Anfänge des Lebens auf der Erde, das Produkt gemeinsamer Bedingungen, müssen durch diese Gemeinsamkeit bereits ihren gemeinsamen Artcharakter erlangt haben. Die Veränderung der Lebensbedingungen an dem einen oder anderen Orte, etwa durch langsame Erhebung des Meeresbodens, wird bewirkt haben, daß in diesen Gegenden auf die ererbten und durch die Vererbung festgehaltenen übereinstimmenden Eigenschaften aller ihrer primitiven Bewohner neue Einflüsse einwirkten, durch die jene Eigenschaften für alle dort wohnenden Individuen der Art in gleicher Weise verändert wurden. So entstand eine neue Art.

Mit steigender Mannigfaltigkeit der Erdrinde (den Meeresboden natürlich eingeschlossen) müssen sich immer mehr neue Arten von Urwesen gebildet haben. Zunächst für jede Gegend nur eine ihrer Besonderheit entsprechende Art. Daß verschiedene Arten in der gleichen Gegend aufkommen, dürfte zunächst hervorgerufen worden sein nur durch Wanderungen, anfänglich etwa

vermittelt durch Meeresströmungen. Wanderungen von Arten einer Gegend in andere Gegenden, die schon von einer anderen Art bewohnt waren. Traten auf diese Weise zwei verschiedene Arten in der gleichen Gegend auf, wurde die neuzugewanderte von den dortigen Bedingungen anders beeinflußt, als die dort eingeborene. Auch können Kreuzungen zwischen ihnen neue Formen ergeben haben, die sich zu behaupten und eine dritte Art zu bilden vermochten, wenn sie den Bedingungen der Lokalität angepaßt waren.

Weitere Veränderungen der Lebensbedingungen der Gegend werden auf jede dieser Arten, gemäß ihren ererbten Eigenschaften anders gewirkt haben. Diese Veränderungen konnten die Verschiedenheiten der Arten vertiefen. Weitere Wanderungen müssen die Mannigfaltigkeit der Arten in jedem Gebiete immer mehr steigern. Für jede einzelne Art wird nun nicht bloß die Gestaltung der unbelebten Umwelt bestimmend. Neben dieser entsteht eine neue Art Umwelt, die belebte, die auf jede Art auf das entscheidenste einwirkt, als Futter oder als Feind. So wächst mit der Mannigfaltigkeit der Organismen auch die Mannigfaltigkeit der Umwelt für den einzelnen Organismus in ihr.

Aber diese Mannigfaltigkeit ist in einem gegebenen Raum zu gegebener Zeit für alle Individuen der gleichen Art die gleiche, sie stößt bei allen auf die gleichen ererbten Eigenschaften; und soweit sie auf diese umbildend einwirkt, geschieht es bei allen in gleicher Weise.

Oder richtiger gesagt, nur jene Wirkungen, auf die die große Masse der Artgenossen in gleicher Weise reagiert, können eine Entwicklung der Art bewirken.

Gewiß, wir haben es schon in einem früheren Abschnitt bemerkt: es gibt keine absolute Gleichheit. Jedes Individuum ist bei aller Uebereinstimmung mit den Artgenossen von ihnen etwas verschieden. Andererseits können auch die Lebensbedingungen nie für alle Individuen absolut die gleichen sein. Variationen unter ihnen sind unausbleiblich. Aber entscheidend für die Entwicklung der Art wird nicht die Eigenart einzelner Individuen, sondern die Einwirkung übereinstimmender Faktoren auf die Masse.

Die auf einzelne Individuen beschränkten Variationen werden in der Regel nur geringfügig sein und sich äußerst selten durch Paarung mit gleichgerichteten Individuen verstärken. Niemals werden in der Natur solche Paarungen systematisch durch Generationen in einer Weise fortgesetzt werden, daß sie sich häufen und in der Bildung neuer Arten enden.

So weit Variationen von Individuen in einer Art auf sie eine Wirkung haben könnten, vermöchte es nur die der Sprengung der Art, ihrer Auflösung in zahlreiche höchst verschiedenartige Individuen zu sein.

Daß Arten erhalten bleiben und sich als solche weiter entwickeln, ist nur dann möglich, wenn die individualisierende Tendenz des Variierens überwogen wird durch die im Sinne der Einheitlichkeit wirkende Massenwirkung der Umwelt, der „materiellen Bedingungen", wie die Sprache der materialistischen Geschichtsauffassung sagt. In letzter Linie wird die Entwicklung entschieden nicht durch die Besonderheiten von Individuen, sondern durch die Massenwirkung; den Anstoß zur Entwicklung gibt nicht eine aus den Individuen spontan hervorgehende Initiative, sondern die Veränderung der Umwelt.

Darwin selbst hat sich gegen die Anklage verwahrt, als sehe er im Variieren der Individuen den einzigen Faktor der Entwicklung. In dem 1874 verfaßten Vorwort zur zweiten Auflage seines Buches über „Die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl" (deutsch von Carus, Stuttgart 1875) schreibt er:

„Ich möchte diese Gelegenheit zu der Bemerkung benützen, daß meine Kritiker häufig von der Annahme ausgehen, ich schriebe alle Aenderungen des Körperbaues und der geistigen Kräfte der natürlichen Auslese solcher Abänderungen zu, die man oft spontane nennt, während ich doch selbst schon in der ersten Ausgabe der „Entstehung der Arten" ausdrücklich gesagt habe, daß viel Gewicht auf die vererbten Wirkungen des Gebrauches und Nichtgebrauches, sowohl in bezug auf den Körper als auf den Geist gelegt werden müsse. Ein gewisses Maß von Abänderung habe ich auch der direkten und fortgesetzten Wirkung veränderter Lebensbedingungen zugeschrieben."

In Wirklichkeit ist vermehrter Gebrauch oder Nichtgebrauch eines Organs auch keinem anderen Faktor zuzuschreiben, als einer Veränderung der Lebensbedingungen, das heißt, der Umwelt des Organismus. Wo diese Bedingungen die herkömmlichen bleiben, wird auch die bisherige Art des Gebrauchs der Organe sich nicht ändern.

Im Gegensatz zu vielen seiner Schüler erkennt also Darwin die Bedeutung einer Veränderung der Umwelt für die Veränderung der Organismen an. Andererseits verkennen wir keineswegs, daß Veränderungen von Organismen auch durch das Variieren von Individuen vorkommen können. Aber auch in diesem Punkte wieder muß Darwin selbst die Variabilität, die Veränderlichkeit innerhalb der Art in Abhängigkeit bringen von Veränderungen der Lebensbedingungen.

Das erste Kapitel seiner „Entstehung der Arten" beginnt er mit folgender Feststellung:

„Wenn wir die Individuen einer Varietät oder Untervarietät unserer älteren Kulturpflanzen und Haustiere vergleichen, so ist einer der Punkte, die uns zuerst auffallen, der, daß sie im Allgemeinen mehr voneinander abweichen als die Individuen irgendeiner Art oder Varietät im Naturzustande. Erwägen wir nun die große Mannigfaltigkeit der Kulturpflanzen und Haustiere, die zu allen Zeiten unter den verschiedensten Klimaten und Behandlungsweisen variiert haben, so werden wir zu dem Schlusse ge-

drängt, daß diese große Veränderlichkeit unserer Kulturerzeugnisse die Wirkung minder einförmiger und von denen der natürlichen Stammarten etwas abweichenden Lebensbedingungen ist."

Im fünften Kapitel heißt es ferner:

„Ich habe im ersten Kapitel zu zeigen versucht, daß veränderte Bedingungen auf zweierlei Weise wirken, direkt auf die ganze Organisation oder nur auf gewisse Teile und indirekt auf das Reproduktionssystem. In allen diesen Fällen sind zwei Faktoren vorhanden, die Natur des Organismus, welches der weitaus wichtigere von beiden ist, und die Natur der Bedingungen. Die direkte Wirkung veränderter Bedingungen führt zu bestimmten oder unbestimmten Resultaten. Im letzteren Falle scheint die Organisation plastisch geworden zu sein und wir finden eine große fluktuierende Variabilität. Im ersteren Fall ist die Natur des Organismus derartig, daß sie leicht nachgibt, wenn sie gewissen Bedingungen unterworfen wird, und alle oder nahezu alle Individuen werden in derselben Weise modifiziert." (S. 157, 158.)

Wenn veränderte Bedingungen auf einen Organismus wirken, hängt die Art des Ergebnisses sicher nicht bloß von der Beschaffenheit der Lebensbedingungen ab, sondern auch von der Beschaffenheit des Organismus.

Aber die Initiative zur Aenderung kann doch nur einzig und allein von jenem Faktor ausgehen, dessen Aenderung den Beginn des Prozesses einleitet, und nicht von dem andern, dessen Aenderung ihn abschließt. Also der bewegende Faktor kann dabei nur die Aenderung der Lebensbedingungen sein. Und sollte es wirklich Organe und Organismen geben, die auf bestimmte Einwirkungen nicht mit bestimmten, sondern unbestimmten Resultaten antworten, so daß verschiedene Individuen gleicher Art auf gleiche Aenderungen der Umwelt mit verschiedenen Aenderungen des eigenen Organismus reagieren, so darf man annehmen, daß derartige Variationen des „plastischen" Zustandes sich nicht vererben, nicht artbildend werden, sondern individuell bleiben und bei Paarungen mit anderen Individuen, die anders oder gar nicht variiert haben, nicht auf die Nachkommen übertragen werden und wieder verschwinden.

Nur solche unter den Abänderungen, die durch einen Wechsel der Umwelt hervorgerufen werden, haben Aussicht, artbildend zu werden, durch die „alle oder nahezu alle Individuen in derselben Weise modifiziert wurden".

Also auch diejenige Erscheinung, die für Darwin die Hauptsache ist, das Variieren der Individuen, weist auf den bestimmenden Einfluß der Umwelt hin. Wenn Darwin die Wirksamkeit der letzteren nicht in ihrer vollen Bedeutung erkannte, so rührt dies daher, daß er nicht zwischen einer Veränderung der Merkmale, die auf einzelne Individuen beschränkt bleibt, und einer Abänderung unterschied, die allen Individuen einer Art gemeinsam ist. Nur diese gemeinsamen Veränderungen kommen für die Entwicklungsgeschichte in Betracht — sie sind bloß zu erklären durch Ver-

änderungen eines auf alle betreffenden Individuen in gleicher Weise wirkenden Faktors. Diesen bildet einzig und allein die Umwelt.

Man mag über die Bedeutung der Faktoren streiten, die für die Veränderung in Frage kommen, die auf einzelne Individuen beschränkt sind. Für die Entwicklung der Arten müssen solche Faktoren bedeutungslos bleiben.

Neben den bereits vorgeführten Gründen, die für diese Auffassung sprechen, kommt dafür noch ein anderes Moment in Betracht.

Die Behauptung eines Organismus im Kampf ums Dasein erheischt zweierlei Arten von Anpassung: Nicht nur seine Anpassung an seine Umwelt, sondern auch die Anpassung jedes einzelnen Organs eines Individuums an seine anderen Organe. Je zahlreicher und mannigfaltiger die Organe eines Organismus, desto notwendiger, daß keines das andere hemmt, jedes vielmehr das andere fördert, daß sie alle genau ineinandergreifen und keines auf Kosten der anderen sich breit macht.

Es war diese innere Harmonie und Zweckmäßigkeit im Bau eines jeden Lebewesens, die die Beobachter und Erforscher der Organismen zuerst am meisten überraschte und fesselte und die das Hauptargument für die Annahme eines allmächtigen und allweisen Schöpfers bot. Die gesellschaftlichen Geschicke der Menschen waren dafür sehr wenig geeignet. Gar mancher verglich die Menschengeschichte mit einem Tollhaus und wurde durch sie veranlaßt, an einer allweisen und allgütigen Gottheit zu zweifeln. Was trotz alledem immer wieder für deren Bestehen angeführt wurde, das war die große Zweckmäßigkeit im Bau der Lebewesen, bei denen die einzelnen Organe in bewunderungswürdiger Weise dem Zwecke der Erhaltung des Ganzen angepaßt sind.

Ohne die Intervention einer übermenschlich weisen und machtvollen Persönlichkeit ist diese Zweckmäßigkeit nur zu erklären unter der Annahme, daß die ersten Organismen äußerst einfach, ohne jegliche Arbeitsteilung in ihrem Körper waren. Neue Lebensbedingungen mögen dann dahin geführt haben, daß einzelne Teile des einfachen Wesens mehr und anders als die anderen von ihrer Umgebung affiziert wurden und so besondere, von denen der anderen Teile verschiedene Eigenschaften entwickelten. Waren das solche, die dem Gesamtorganismus nützten, dann erhielt sich dieser. So bildete sich allmählich eine Arbeitsteilung zwischen den verschiedenen Teilen des Organismus, der immer komplizierter wurde.

Das war sicher ein Prozeß, der lange Zeiträume in Anspruch nahm und bei dem der Kampf ums Dasein unerbittliche Auslese hielt.

Er merzte alle Organismen aus, bei denen er auf solche Abänderungen der überkommenen Eigenschaften stieß, die weder

den Bedingungen der Außenwelt noch denen des klaglosen Zusammenwirkens der Organe innerhalb des einzelnen Individuums entsprachen.

Wie lange bei dem Auftreten neuer Lebensbedingungen dieser Uebergangszustand der Bildung einer neuen Art dauern und wieviele Opfer er auch erheischen mochte, einmal mußte schließlich jedesmal der Zeitpunkt für diese Art erreicht werden, in dem sie den Zustand relativer Vollkommenheit erreichte, in dem alle einzelnen Organe des Individuums so gut zueinander paßten, daß eine Veränderung eines derselben bei gleichbleibender Umwelt eine Verschlechterung für den Gesamtorganismus bedeuten mußte, wenn sie auch für das isolierte Organ eine Vervollkommnung darstellen mochte.

Die Rassen der Haustiere zeigen uns deutlich, wohin eine einseitige Verstärkung eines Organs oder einer Funktion führen kann. Für die künstliche Zuchtwahl ist nicht, wie in der Natur, der Organismus Zweck für sich selbst, für seine eigene Erhaltung und die Erhaltung der Art, sondern er ist bloßes Mittel für Zwecke des züchtenden Menschen. Die künstliche Zuchtwahl erzielt das, was sie „Veredlung" der Rassen nennt, dadurch, daß sie einseitig jene Organe oder Funktionen entwickelt, die sie an dem betreffenden Organismus interessieren. Die so „veredelten" Rassen bedeuten vom Standpunkte des Selbstzweckes des Organismus aus gesehen fast stets eine Entartung.

Die Haustiere (und ebenso die Kulturpflanzen) sind unfähig, in ihrer veredelten Gestalt ohne Hilfe des Menschen zu leben. Ueberläßt man sie sich selbst, so gehen sie entweder zugrunde, oder aber, wenn sie noch nicht sehr verbildet sind, nehmen sie und noch mehr ihre Nachkommen wieder die Formen der wilden Vorfahren an, von denen die veredelte Rasse abstammt, und bezeugen dadurch, daß für den Selbstzweck des Organismus die Naturform die vollkommenere ist.

Von dem Zeitpunkt an, in dem eine Art diesen Zustand relativer Vollkommenheit für gegebene Lebensbedingungen erreicht hat, müssen bei unveränderter Fortdauer dieser Bedingungen alle Variationen einzelner Individuen, wenn sie ein Ausmaß erreichen, das sich fühlbar macht, eine Abänderung zum Schlimmen bedeuten, und sie müssen durch den Kampf ums Dasein, der solche Individuen vernichtet, aus dem Wege geräumt werden. Daher bleibt von da an die Art unverändert so lange, bis wieder eine merkliche Aenderung der Lebensbedingungen eintritt, wodurch die einmal erlangte Zweckmäßigkeit und Harmonie des Organismus ein Loch bekommt und neue Anpassungen mancher Organe notwendig werden, was schließlich auch wieder in der eben beschriebenen Weise gelingt.

Der Kampf ums Dasein wirkt also in doppelter Weise. Treten neue Lebensbedingungen ein, so ändern sich die ihnen

unterworfenen Organismen. Das kann sich auch in vermehrter Variabilität der Organismen äußern. Doch wird diese die Tendenz haben, da die neuen Lebensbedingungen ja auf alle Exemplare einer Art in gleicher Weise wirken, in allen gleiche oder doch ähnliche Variationen hervorzurufen, wenn auch nicht bei allen in gleichem Ausmaße. Wie immer die Aenderungen unter dem Einflusse der neuen Umwelt zustande kommen mögen, sie werden sich erhalten, wenn sie nicht unzweckmäßig sind, den Organismus nicht schädigen. Sie werden, wenn vorteilhaft, am ehesten fortgepflanzt werden von jenen Individuen, die sie am ausgesprochensten erworben haben. In diesem Stadium wird die Auslese unter den verschiedenen Individuen durch den Kampf ums Dasein ein Faktor der Entwicklung.

Ganz anders steht es aber dort, wo nach längerem Fortbestehen eines bestimmten Zustandes der Umwelt die relative Vollkommenheit einer Art, das heißt, die größtmögliche Anpassung ihrer Individuen an diesen Zustand und die größtmögliche Anpassung der erblichen Organe und Funktionen aneinander innerhalb jedes dieser Individuen erreicht ist. Aus einem Faktor der Entwicklung wird die Auslese durch den Kampf ums Dasein nunmehr ein konservativer Faktor, ein Faktor, der nicht die Rasse durch erhaltende Auslese der Besten vervollkommnet, sondern der sie durch Austilgung der Schlechtesten vor dem Herabsinken von ihrer Höhe bewahrt. Denn in diesem Zustande bedeutet eine jede erhebliche Abänderung eines Organes eine Verschlechterung des Gesamtorganismus.

Mit dieser Auffassung kommen wir auf jene zurück, die Isidore Geoffroy St. Hilaire schon 1850 in einer Vorlesung entwickelte, aus der Darwin folgenden Satz zitiert:

„Die Artencharaktere sind für jede Art unveränderlich, solange sie sich inmitten derselben Verhältnisse fortpflanzt. Sie modifizieren sich, wenn die Umwelt (les circonstances ambiantes) sich ändert."

Wenn wir diesen Satz als richtig anerkennen, vermögen wir den anscheinenden Widerspruch zu überwinden, der zwischen den Naturbeobachtungen in historischer Zeit und den Zeugnissen der Geologie liegt. Die ersteren weisen auf die Konstanz der Arten hin, die ihre Artencharaktere unveränderlich vererben. Die letzteren machen es unabweislich anzunehmen, es habe eine Fortentwicklung der Organismen von einer oder einigen wenigen einfachen Urformen zu der unendlichen Fülle der heutigen Welt mit ihren zum Teil äußerst mannigfachen Organismen stattgefunden.

Dieser Widerspruch wird überwunden, wenn wir annehmen, daß die Umwelt der Organismen sich wandelt, daß jedoch diese Wandlungen im Charakter der Erde nicht ununterbrochen vor sich gehen, sondern auf Zeiträume der Veränderung wieder Zeiträume des Beharrens folgen. In solchen Zeiträumen besteht ein Gleichgewichtszustand zwischen den einzelnen Organen eines jeden

Organismus und zwischen jedem Organismus und seiner Umwelt. Er dauert so lange fort, bis eine, langsam sich vorbereitende neue Wandlung der Erde eintritt, die den Gleichgewichtszustand in der Welt der Organismen stört und so eine ununterbrochene Folge von Neubildungen hervorruft. Sie währt so lange, bis diese dem neuen Milieu angepaßt sind und wieder eine Periode des Gleichgewichts, der Konstanz der Arten eintritt. Wir dürfen wohl, wie ich schon in meinem Buche über „Vermehrung und Entwicklung in Natur und Gesellschaft" getan, das als einen Wechsel revolutionärer und konservativer Perioden in der Entwicklungsgeschichte der Organismen bezeichnen.

Ich sagte dort:

„Wohl kann man in der Natur keine so scharfe Unterscheidung machen, daß es Perioden gäbe, in denen sich auf der Erdoberfläche absolut nichts änderte und andere, in denen nichts beim alten bleibt, und so kann man auch nicht sagen, die einen Perioden seien ausschließlich die der Vererbung und andere bloß die der Anpassung. So gibt es auch in der Gesellschaft nicht Perioden absoluten Stillstandes, und andererseits kann selbst die radikalste Revolution nicht alles Bestehende umstürzen. Trotzdem unterscheidet man in der Geschichte der Gesellschaft revolutionäre und konservative Perioden, und die gleiche Unterscheidung wird man mit dem gehörigen Körnchen Salz auch in der Geschichte der Erde machen können: Perioden, in denen die Aenderungen der Erdoberfläche so ausgedehnte und tiefgehende sind, daß sie ganzen Arten neue Lebensbedingungen schaffen und die Mächte der Anpassung für ganze Arten längere Zeit hindurch über die der Vererbung überwiegen lassen. Und andererseits Perioden, in denen die unaufhörlichen Aenderungen der Erdoberfläche so unbedeutend und nur lokaler Natur sind, daß die Mächte der Anpassung höchstens vorübergehende, individuelle Aenderungen einzelner Organismen hervorrufen, aber nicht imstande sind, die Mächte der Vererbung für ganze Arten zurückzudrängen, wo sich also die Arten trotz individueller Variationen im ganzen unverändert erhalten."

„Die letzte der gewaltigen revolutionären Epochen der ganzen Erde war die Tertiärzeit, die die großen Gebirgsketten bildete, die Mannigfaltigkeit der Erdoberfläche und ihres organischen Lebens aufs höchste steigerte und die Säugetierwelt in ihrer heutigen Form schuf. Dieser Periode entstammt der Mensch.

Seitdem sind wohl zahlreiche Formen ausgestorben, neue aber kaum hinzugetreten, sicher keine neuen von Bedeutung, außer etwa jenen Parasitenformen, für die der Mensch erst selbst Wohnung und ‚Nahrungsspielraum' also Vorbedingung, „Milieu", wurde, wie die Kleiderlaus, manche Bandwurmarten und der den Tripper erregende Gonokokkus. Diese angenehmen Organismen sind wahrscheinlich erst nach dem Menschen entstanden. Sie, nicht wir, bilden die ‚Krone der Schöpfung'." (S. 55, 56.)

Seit dem Beginn der geschriebenen Geschichte oder vielleicht richtiger gesagt seit der letzten Eiszeit, befindet sich unsere Erdoberfläche im allgemeinen in einem Zustand des Beharrens. Daher erscheinen uns die Arten der Tiere und Pflanzen als unveränderlich.

Völlig unverständlich wird jedoch die ganz unverkennbare Konstanz der Arten in historischer Zeit, wenn wir als entscheidenden Faktor der Entwicklung nicht die in bestimmten Perioden eintretende Veränderung der Umwelt, die auf alle Individuen in gleicher Weise wirkt, sondern das ununterbrochene, wenn auch in Zeiten der Veränderung intensivere Variieren einzelner Individuen annehmen. Würden solche Variationen dort, wo sie sich behaupten und vererben, nicht zur Auflösung der bestehenden Arten in verschiedenartige Individuen, sondern zur Bildung neuer Arten führen, so müßte der Prozeß weiterer Neubildungen ununterbrochen vor sich gehen.

Und da Variationen nur dann zum Ueberleben der Passendsten führen können, wenn sie genügend weit gehen, um einen merklichen Vorteil zu bieten, müßten zur Heranbildung einer neuen Art in der Natur ebenso wie bei künstlicher Zuchtwahl wenige Generationen genügen, eine neue Form erstehen zu lassen.

Wie die Welt jener Haustiere und Kulturpflanzen, die in das Bereich der künstlichen Züchtung geraten sind, müßte auch die der wildwachsenden Organismen in steter Umbildung begriffen sein. Und dieser Prozeß wäre so auffallend, daß ein Ueberblick über wenige Generationen genügen müßte, ihn unzweifelhaft festzustellen.

Von welcher Seite aus wir an das Problem der Entwicklung herantreten wollen, wir kommen immer wieder zu dem Schluß, daß ihre Triebkraft nicht von einzelnen von der Masse verschiedenen Individuen ausgeht, sondern von Veränderungen der Außenwelt, die auf alle Individuen einer Art in gleicher Weise wirken und dadurch die Masse verändern. Die Bewegungen der Entwicklung sind Bewegungen von Massen. Und wir haben bereits gesehen, daß nur für Massenbewegungen Gesetze erkannt werden können.

Wer die Gesetze der Entwicklung erkennen will, muß die Massenbewegungen erforschen. Das gilt für jegliche Entwicklung, für die der Menschen ebenso wie die der anderen Tiere und der Pflanzen.

So kommen wir bereits vom Standpunkte der Naturwissenschaft zu der Basis, auf der der historische Materialismus aufgebaut ist.

Fünftes Kapitel.

Marx und Darwin.

Wir sehen jetzt, inwieweit wir der Behauptung Woltmanns zustimmen können, wenn er von der materialistischen Geschichtsauffassung sagt:

„Der ökonomische Materialismus erweitert sich zu einem biologischen Materialismus im Sinne der Darwinschen Entwicklungslehre und reiht seine historische Sozialtheorie in die allgemeine natürliche Entwicklungsgeschichte des Menschengeschlechtes ein.“ (Der historische Materialismus, S. 5.)

Das stimmt, wenn man unter dem, was Woltmann als Darwinsche Entwicklungslehre bezeichnet, die Entwicklungslehre überhaupt verstehen will. Es würde jedoch sehr wenig stimmen, wenn man das Schwergewicht nicht auf das Wort „Entwicklungslehre“, sondern auf das Wort „Darwin“ legen wollte und darunter die besonderen Darwinschen Anschauungen innerhalb der Entwicklungslehre betrachten wollte, namentlich in der Einseitigkeit, zu der sie von manchen seiner Jünger zugespitzt wurden und in der sie auch Woltmann akzeptierte, der Marx nicht nur mit Kant versöhnen wollte, sondern auch mit Houston Chamberlain, indem er die Rassentheorie verfocht, die die „blonde Bestie“ als Herrenvolk proklamierte.

Was bei Darwin eine Schwäche ist, wird bei Woltmann zu einem Beweis für die Richtigkeit der Kantschen Methode. Einige Ausführungen in Kants „Kritik der Urteilskraft“ resümiert er dahin:

„Unser eigenes Wollen und Tun muß uns also als Analogie dienen, um an demselben als Leitfaden die organisierten Gebilde der Natur zu erforschen.“ (S. 84.)

Wir müßten deshalb in der Natur einen obersten Zweck annehmen.

„Wie richtig diese methodischen Erörterungen Kants sind, wird schlagend durch die Darwinsche Entwicklungslehre bewiesen, wie nämlich erst die künstliche Zuchtwahl das Verständnis für die natürliche Zuchtwahl erschlossen hat.“ (S. 85.)

Gerade die von der natürlichen Zuchtwahl so grundverschiedene künstliche hat Darwin vielfach auf Abwege geführt, die uns weder vorbildlich noch für eine andere Methode beweiskräftig erscheinen, die aus menschlichem Wollen und Tun Naturvorgänge erklären will.

Nicht für den spezifischen Darwinismus, wohl aber für die Entwicklungslehre im allgemeinen gilt der Satz, daß der historische Materialismus mit ihr die gleiche Grundlage gemein hat.

Damit ist nicht gesagt, daß die Erkenntnis gesellschaftlicher Gesetze bereits auch zur Erkenntnis von Naturgesetzen befähigt oder daß wir Gesetze, die wir in der Gesellschaft erkannt haben, ohne weiteres als Gesetze proklamieren dürfen, die für die ganze Natur Geltung haben, oder gar, daß wir verpflichtet sein sollen, Gesetze, die wir für die Gesellschaft als richtig erkannt haben, auch ohne weiteres auf die Natur anzuwenden, um zu voller Einheitlichkeit in unserem Denken zu gelangen.

Ebensowenig ist natürlich das Gegenteil gestattet und doch liegt dieses besonders nahe, denn die Natur ist das allgemeine, die Gesellschaft nur ein besonderer Fall in ihr. So nimmt mancher an, daß jegliches Naturgesetz ohne weiteres auch für die Gesellschaft gültig sein muß.

Das wäre wohl richtig, wenn es im Universum nur quantitative Unterschiede gäbe und nicht auch qualitative. Vielleicht wird es einmal möglich, die letzteren alle auf quantitative Unterschiede zurückzuführen, da die Quantität nach dem bekannten Hegelschen Gesetz in die Qualität umschlägt, die quantitative Steigerung einer Erscheinung über bestimmte Grenzen hinaus Neuerscheinungen hervorruft, die von der, aus der sie hervorgingen, nicht bloß dem Grade, sondern auch dem Wesen nach verschieden sind.

Auf jeden Fall hat jede Qualität ihre eigenen Gesetze, die nur für ihr Bereich gelten, neben solchen, die sie mit anderen Qualitäten gemein hat. So hat das Leben seine eigenen Gesetze, die nur für seinen Bereich gelten, wobei es aber auch den Gesetzen der unbelebten Welt, der Physik und der Chemie unterworfen bleibt. Dasselbe gilt von den geistigen Erscheinungen der Lebewesen.

Innerhalb der Welt des Lebens haben wir wieder die verschiedenen Qualitäten der Pflanzen und Tiere mit gemeinsamen aber auch mit Sondergesetzen, und so bildet auch die Gesellschaft der Menschen ihre besondere Qualität mit besonderen Gesetzen, daneben aber auch mit solchen, die der Mensch mit anderen Lebewesen gemein hat.

Bisher haben wir vom Menschen nur als Individuum gehandelt. Es ist eine Vorwegnahme, wenn wir hier schon von der Gesellschaft sprechen. Aber in diesem Zusammenhange können wir sie nicht übergehen, ebensowenig die Produktionsweise, die uns auch erst später beschäftigen wird. Hier nur so viel:

Innerhalb der Gesellschaft selbst unterliegt jede Produktionsweise Gesetzen, die nur für sie gelten, neben anderen, die sie mit jeder Art der Produktion teilt.

Es ist also lächerlich, wenn jemand von der Erkenntnis eines besonderen Wissenschaftsgebietes aus ohne weiteres dessen Gesetze auf andere Gebiete übertragen will. Aber nicht minder lächerlich ist es, die Gemeinsamkeit bestimmter gesetzlicher, das heißt regelmäßiger Zusammenhänge für verschiedene Gebiete zu leugnen. Bei aller Eigenart jeder Qualität hängen sie alle aufs engste miteinander zusammen und bedingen einander. Die des Lebens, des Geistes, der Gesellschaft, der Produktionsweise machen davon keine Ausnahme.

Die Arbeitsteilung hat die einzelnen Wissensgebiete zu sehr isoliert, sie vernachlässigte ihre Zusammenhänge zu sehr. Seit einiger Zeit ist jedoch die Forschung bestrebt, diese Zusammen-

hänge wieder eingehender zu untersuchen, wie bereits bemerkt. Freilich darf man das nicht in der Weise tun, daß Gesetze des einen Gebietes unbesehen auf ein anderes angewandt werden, sondern in der Weise, daß man die Grenzgebiete eifriger pflegt und die Spezialforscher auf jedem dieser Gebiete sich auch auf anderen umsehen und neben den Verschiedenheiten, die sie trennen, auch jene Merkmale untersuchen, die sie gemeinsam aufweisen.

Es bildet noch keinen Beweis für die Richtigkeit des historischen Materialismus, wenn sein Grundsatz übereinstimmt mit dem der Entwicklungslehre. Andererseits darf der historische Materialismus nicht glauben, sein Standpunkt verpflichte ihn, sich in der Auffassung der Natur eher für Lamarck als für Darwin zu entscheiden. Diese Entscheidung kann nur mit Forschungen und Argumenten der Naturwissenschaft begründet werden.

Gesellschaftliche Gesetze sind nur durch das Studium der Gesellschaft, Naturgesetze nur durch das der Natur zu gewinnen.

Aber wenn bei dem Studium der Gesellschaft Gesetze entdeckt werden, die übereinstimmen mit Gesetzen der Natur, dürfen wir diese Uebereinstimmung mit Befriedigung konstatieren und als eine Bekräftigung dieser Gesetze auf jedem der beiden Gebiete betrachten. Dies gilt für das Verhältnis der materialistischen Geschichtsauffassung zu jener Lehre von der Entwicklung der Lebewesen, in der diese auf Wandlungen der Umwelt zurückgeführt wird.

Ueber den Lamarckismus haben sich Marx und Engels nie geäußert. Zu ihrer Zeit gab es noch keinen Gegensatz zwischen Lamarckismus und Darwinismus. Von dem letzteren zeigten sie sich anfangs sehr begeistert. Später traten sie ihm kritischer gegenüber.

Im November 1859 erschien die erste Ausgabe von Darwins „Entstehung der Arten". Schon am Ende des gleichen Monats (der Tag ist nicht festzustellen) schrieb Engels:

„Uebrigens ist der Darwin, den ich jetzt gerade lese, ganz famos. Die Ideologie war nach einer Seite hin noch nicht kaputt gemacht, das ist jetzt geschehen. Dazu ist bisher noch nie ein so großartiger Versuch gemacht worden, historische Entwicklung in der Natur nachzuweisen und am wenigstens mit solchem Glück. Die plumpe englische Methode muß man natürlich in den Kauf nehmen."

Ein Jahr später, 19. Dezember 1860, schrieb Marx an Engels, er habe Darwins Buch über die Entstehung der Arten gelesen:

„Obgleich grob englisch entwickelt, ist dies das Buch, das die naturhistorische Grundlage für unsere Ansicht enthält."

Später (Juli 1862) las Marx Darwin zum zweiten Male, weniger enthusiastisch, mit starken Vorbehalten wegen seines Malthusianismus.

Im Engelsschen Nachlaß fanden sich naturwissenschaftliche Notizen, von denen eine lautet:

„Struggle for life[1]). Bis auf Darwin von seinen jetzigen Anhängern gerade das harmonische Zusammenwirken der organischen Natur hervorgehoben, wie das Pflanzenreich den Tieren Nahrung und Sauerstoff liefert und diese den Pflanzen Dünger und Ammoniak und Kohlensäure. Kaum war Darwin anerkannt, so sehen dieselben Leute überall nur Kampf. Beide Auffassungen innerhalb enger Grenzen berechtigt, aber gleich einseitig und borniert. Die Wechselwirkung toter Naturkörper schließt Harmonie und Kollision, die lebender bewußtes und unbewußtes Zusammenwirken wie bewußten und unbewußten Kampf ein. Es ist aber schon in der Natur nicht erlaubt, den einseitigen ‚Kampf' allein auf die Fahne zu schreiben. Aber ganz kindisch ist es, den ganzen mannigfaltigen Reichtum der geschichtlichen Ent- und Verwicklung unter die magere und einseitige Phrase ‚Kampf ums Dasein' subsumieren zu wollen. Man sagt damit weniger als nichts."

„Die ganze Darwinsche Lehre vom Kampf ums Dasein ist einfach die Uebertragung der Hobbesschen Lehre vom Bellum omnium contra omnes[1]) und der bürgerlichen ökonomischen von der Konkurrenz sowie der Malthusschen Bevölkerungstheorie aus der Gesellschaft in die belebte Natur. Nachdem man das Kunststück fertig gebracht (dessen unbedingte Berechtigung, besonders was die Malthusianische Lehre angeht, noch sehr fraglich), ist es sehr leicht, diese Lehren aus der Naturgeschichte wieder in die Geschichte der Gesellschaft zurückzuübertragen, und eine gar zu starke Naivität zu behaupten, man habe damit diese Behauptungen als ewige Naturgesetze der Gesellschaft nachgewiesen." (Archiv K. Marxa i Engelsa, II, S. 62.)

Nichtsdestoweniger fuhren unsere Meister fort, Darwin hochzuschätzen. Als Marx starb, erschien es Engels als seine höchste Ehrung, wenn er ihn Darwin gleichsetzte. In seiner Rede am Grabe des großen Freundes erklärte er:

„Wie Darwin das Gesetz der Entwicklung der organischen Natur, so entdeckte Marx das Entwicklungsgesetz der menschlichen Geschichte."

Sechstes Kapitel.

Die Menschwerdung des Tieres.

In seinem Buche über die Abstammung des Menschen hat Darwin den Beweis erbracht, daß unsere Urahnen affenartige Tiere gewesen sein müssen.

Bisher hat man von ihnen und ihren Verwandten nur sehr dürftige und sehr umstrittene Reste gefunden, so 1892 auf Java Knochen eines Wesens, das man „aufrechtgehender Affenmensch" (Pithecantropus erectus) nannte. Ob er ein Vorfahre oder ein Zeitgenosse des Urmenschen war, steht nicht fest. Später entdeckte man Schädel in Rhodesien, Südafrika, (vom sogen. Homo rhodiensis), sowie in Piltdown, England, dem „EoanthropusDawsoni",

[1]) Kampf um Dasein. K.

[1]) Krieg aller gegen alle. K.

jüngst einen Schädel in Südafrika, bei Kimberley, den sein Entdecker Professor Dart „Australopithecus africanus" benannte. Sie alle weisen äffische und menschliche Merkmale auf, Uebergänge von den Affen zu den tiefststehenden Menschen, deren Reste bisher gefunden wurden, dem Heidelberger, dem Neanderthal- und Aurignacmenschen. (Homo primigenius.)

Damit ist der Stammbaum des Menschen noch nicht festgestellt. Aber wie immer man ihn rekonstruieren oder seine Rekonstruktionen bemängeln mag, an der Tatsache, daß der Mensch von einem tierischen Wesen abstammt, zweifelt niemand mehr, der wissenschaftlich ernst genommen wird. Die Darwinsche Beweisführung ist zu allgemeiner Anerkennung gelangt, allerdings in Einzelheiten korrigiert, in vielem aber auch bekräftigt.

Davon brauchen wir hier nicht weiter zu handeln. Was uns jetzt interessiert, ist die andere Seite der Medaille: Diejenigen Seiten des Menschen, die ihn über die übrige Tierwelt erheben und ihn nicht nur zu einer eigenen und einzigen Art, sondern auch einer eigenen und einzigen Gattung und Ordnung in der Klasse der Säugetiere gestalten. Da die anderen Tiere keine Entwicklung kennen, die wir als geschichtliche bezeichnen könnten, muß die geschichtliche Entwicklung des Menschen in seiner Eigenart begründet sein, die ihn von der Tierwelt scheidet.

Darwin sagt darüber in seiner „Abstammung des Menschen":

„Der Mensch ist selbst in dem rohesten Zustande, in dem er jetzt existiert, das dominierendste Tier, das je auf der Erde erschienen ist. Er hat sich weiter verbreitet, als irgendeine andere hoch organisierte Form und alle anderen sind vor ihm zurückgewichen. Offenbar verdankt er diese unendliche Ueberlegenheit seinen intellektuellen Fähigkeiten, seinen sozialen Gewohnheiten, die ihn dazu führten, seine Genossen zu unterstützen und zu verteidigen, und seiner körperlichen Bildung." (S. 61, 62.)

Was die intellektuellen Fähigkeiten und die sozialen Gewohnheiten anbelangt, so fehlt uns jedes Anzeichen, das uns zu der Annahme berechtigen würde, der Vorfahre des Menschen, den wir als Affenmenschen bezeichnen wollen, sei sämtlichen Menschenaffen, Gorilla, Schimpanse, Orang-Utan, Gibbon, an Intelligenz und Stärke des gesellschaftlichen Zusammenhaltes überlegen gewesen. Er mag sozialer gewesen sein als der Gorilla, intelligenter als manche Gibbons, deren geistige Fähigkeiten von einigen Beobachtern gering geschätzt werden. Es ist natürlich möglich, daß die Menschen von vornherein die intelligentesten aller Tiere waren, aber notwendig ist das nicht. Andererseits ist es freilich schwer vorstellbar, sie hätten irgendeinem Tiere an Intelligenz nachgestanden.

Was aber die Geselligkeit anbelangt, so ist diese bereits bei vielen niederen Tieren so groß, daß man nur schwer annehmen kann, die Affenmenschen hätten darin die anderen Tiere übertroffen.

Wodurch sich indes auf jeden Fall der Affenmensch von den anderen Affen unterscheiden mußte, war sein körperlicher Bau. In mancher Beziehung mag ihn dieser freilich wenig begünstigt haben. Darwin weist auf die „geringe körperliche Kraft des Menschen, seine geringe Schnelligkeit, den Mangel natürlicher Waffen" hin (S. 82). Beim Affenmenschen mag es damit etwas besser bestellt gewesen sein. Er kann ein furchtbares Gebiß, ähnlich dem des Gorilla, und stärkere Krallen besessen haben, aber kaum in einem Maße, das ihm eine Ueberlegenheit über die großen Menschenaffen verschaffte.

Was den Menschen auszeichnet, ist seine aufrechte Haltung. Darwin sucht die Ursache des Ueberganges dazu nicht in irgendwelchem Variieren einzelner Affenmenschen, sondern in „einer Veränderung der Art und Weise, seinen Lebensunterhalt zu erlangen oder einer Veränderung der Bedingungen seiner Heimat" (S. 65).

Da eine Veränderung der Art und Weise der Gewinnung des Lebensunterhalts für einen sich gleichbleibenden Organismus auch nur durch eine Veränderung in dem Charakter der Umwelt herbeigeführt werden kann, finden wir hier wieder nur durch diese die Entwicklung in letzter Linie bestimmt.

Wie sich der Uebergang des Affenmenschen zum aufrechten Gang vollzog, darüber können wir heute nur noch Vermutungen äußern[1]). Vielleicht war die Entwicklung folgende:

[1]) Kurz vor Abschluß meines Werkes ging mir ein umfangreiches Buch zu, verfaßt von Henry Sanielevici über „Das Leben der Säugetiere und der fossilen Menschen" (La Vie des Mammifères et des Hommes Fossiles, dechiffrée à l'aide de l'anatomie et de la physiologie comparées de l'appareil masticateur. Bukarest 1926). Das Buch wird gekennzeichnet durch sein Motto:

„Die Funktion schafft und bildet das Organ, selbst die kleinste Eigentümlichkeit des Organs wird durch eine bestehende Funktion erhalten. Jede Eigentümlichkeit der Funktion wird in der Form des Organs verzeichnet. In jeder Sekunde ändert sich das Organ. Die Tätigkeit verstärkt es, die Ruhe vermindert es. Durch die Form ihrer Knochen erzählen die fossilen Tiere uns die Geschichte des Erdballs."

Diesem Lamarckistischen Grundsatz entsprechend untersucht Sanielevici die Kauapparate fossiler Tiere und Menschen, um aus deren Beschaffenheit auf Nahrung und Lebensweise der betreffenden Organismen zu schließen. Die Methode ist sicher sehr fruchtbar, das Wissen des Autors ebenso wie sein Scharfsinn und seine Phantasie sind groß. Ob sich damit auch genügende Selbstkritik verbindet, um stichfeste Resultate zu erzielen, kann ich als Laie nicht berurteilen.

So teile ich auch nur seine Hypothese der Ursache des aufrechten Ganges des Menschen mit, ohne sie mir zu eigen zu machen.

Sanielevici sucht die Urheimat des Menschen in Europa, dessen Klima ehemals ein anderes war, als heute.

Im Dryopithecus, „Waldaffen", einer ausgestorbenen, sehr menschenähnlichen Affenform, sieht er den Ahnen des Menschen ebenso wie der

Der Affenmensch wird ebensogut wie die Menschenaffen in einem Gebiet tropischen Urwaldes gewohnt haben. Wurde dessen Klima ein trockenes durch irgendeine geologische Aenderung, etwa die Erhebung einer Bergkette, die feuchte Luftströmungen abhielt, dann kann sich der Urwald in ein Grasland verwandelt haben, das nur sparsam mit Bäumen bewachsen war. Unter diesen Umständen wurden die bisherigen Baumbewohner immer mehr gezwungen, sich auf dem Erdboden fortzubewegen, dort ihre Nahrung und Sicherung zu suchen. Das konnte Vierhänder auf dreierlei Arten beeinflussen. Die einen vermochten sich den neuen Bedingungen nicht anzupassen, sie gingen zugrunde. Andere Vierhänderarten wandelten allmählich durch die zunehmende Gewohnheit des Laufens und Springens auf dem Erdboden ihre Hände in Füße um, sie wurden aus Vierhändern wieder Vierfüßer, wie ihre entfernteren Urahnen wahrscheinlich schon gewesen. Aber noch eine dritte Möglichkeit war da: Die Baumtiere gewöhnten sich aufrechten Gang an, bloß zwei der Hände, die der hinteren Extremitäten, verwandelten sich zu Füßen. Die vorderen blieben Hände.

Diese letztere Wandlung setzte bereits eine Neigung zu einseitiger Fortbewegung auf den hinteren Extremitäten voraus, wie wir sie bei Gorillas und Schimpansen finden. Sie hängt vielleicht mit ihrer Leibesschwere zusammen. Je leichter ein Affe, desto eher kann er sich selbst sehr dünnen Baumzweigen anvertrauen, desto leichter fällt es ihm, sich im Walde von einem Baume zum andern zu schwingen und sich so rasch über große Strecken fortzubewegen. Die schweren Gorillas können sich nicht auf dünnere Zweige wagen, die unter ihnen zusammenbrächen. So gewandt sie klettern können, sie sehen sich vielfach gezwungen, zur Nahrungssuche und Wanderung den Erdboden vorzuziehen.

Menschenaffen. Zahlreiche Reste des Dryopithecus wurden in Europa gefunden.

„Im Pliocän, vor der Eiszeit lebte der Dryopithecus auf Bäumen, in großen Waldungen von Nußbäumen und Eichen. Als Nahrung standen ihm Eicheln und Nüsse zu Gebot, er zog natürlich die Nuß vor." (S. 606.)

Als dann die Eiszeit kam, mußte ein Teil der Dryophitheci auswandern. Sie zogen nach Afrika und Asien, wo sie zu Schimpansen, Gorillas, Orang-Utans wurden. Die zurückbleibenden mußten sich dem veränderten Klima anpassen, Nester bauen und statt von Nüssen von Haselnüssen leben.

„Indem die Eiszeit die Nüsse seltener machte, zwang sie den Dryopithecus auf dem Boden zu gehen und ununterbrochen die Zweige der Haselnußsträucher zu sich herabzuziehen — was ihn zum Zweifüßer machte . . . . Andererseits zwang sie ihn, sich eine geschickt gemachte Behausung zu erbauen, um sich gegen die Wolkenbrüche zu schützen. Das gab ihm die menschliche Vernunft." (S. 607.)

Vom Gorilla sagt Du Chaillu:

„Es ist nicht wahr, daß der Gorilla viel oder immer auf den Bäumen lebt; ich habe ihn fast stets auf der Erde gefunden. Allerdings steigt er oft genug an den Bäumen in die Höhe, um Beeren oder Nüsse zu pflücken, wenn er aber dort gegessen hat, kehrt er wieder nach unten zurück." (Bei Brehm, Tierleben, 1. Aufl., I. S. 61.)

Beim Orang-Utan, der dem Gorilla an Größe und Schwere nahe kommt, wirken diese Eigenschaften anders. Alfr. Russell-Wallace, der ihn genau beobachtete, berichtet über ihn:

„Der Mias (Orang) steigt selten auf die Erde herab." (Der Malaische Archipel, deutsch v. A. B. Meyer, Braunschweig 1869, I. S. 84.)

Er bleibt auf den Bäumen. Seine Schwere macht sich dadurch geltend, daß er sich in ganz unäffischer Weise äußerst bedächtig fortbewegt.

„Er geht umsichtig einen der größeren Aeste entlang in halb aufrechter Stellung, zu welcher ihn die bedeutende Länge seiner Arme und die Kürze seiner Beine nötigen . . . . . . Er scheint stets solche Bäume zu wählen, deren Aeste mit denen des nächststehenden Baumes verflochten sind, streckt, wenn er nah ist, seine langen Arme aus, faßt die betreffenden Zweige mit beiden Händen, scheint ihre Stärke zu prüfen und schwingt sich dann bedächtig hinüber auf den nächsten Ast, auf dem er wie vorher weitergeht. Nie hüpft er oder springt er . . . . . . Die langen, mächtigen Arme sind für das Tier von größtem Nutzen, sie befähigen es, mit Leichtigkeit die höchsten Bäume zu erklimmen, Früchte und junge Blätter von Zweigen zu ergreifen, die sein Gewicht nicht aushalten würden." (S. 82.)

Ganz anders verhalten sich die kleineren und leichteren Menschenaffen, die Gibbons.

Sie sind nicht nur ausgesprochene Baumtiere, sie bewegen sich auf den Bäumen in den übermütigsten Kapriolen.

„Das Klettern und Zweigtanzen der Tiere (der Gibbons) ist ein lustiges, köstliches Bewegen, scheinbar ohne Grenzen, ohne Bewußtsein des Gesetzes der Schwere. Die Gibbons sind auf der Erde langsam, tölpisch, ungeschickt, kurz fremd, im Gezweig jedoch das gerade Gegenteil von alledem, ja wahre Vögel in Affengestalt." (Brehm, Tierleben, I. S. 95.)

Wenn auch die Körperschwere nicht unbedingt das Baumleben verhindert, so hemmt sie doch die Leichtigkeit der Fortbewegung in den Bäumen und kann daher unter Umständen ein Baumtier öfter veranlassen, sich auf der Erde zu bewegen.

Aehnliches finden wir auch bei den Katzen. Die großen unter ihnen sind mit Vorliebe Erdtiere, die kleineren Baumtiere. Der Tiger kann wohl sehr gut klettern, trotzdem zieht er die Fortbewegung auf dem Erdboden vor. Der Löwe versteht es nicht, Bäume zu erklettern. Menschen können sich vor ihm retten, wenn es ihnen gelingt, einen Baum zu ersteigen.

Die Körpergröße des Menschen hat also wohl mit dahingewirkt, ihn zum aufrechten Gang und zu der hohen Arbeitsteilung zwischen Hand und Fuß vorzubereiten. Diese Arbeitsteilung ist noch wichtiger als der aufrechte Gang.

Die Fähigkeit aufrechter Haltung teilt der Mensch mit dem Känguruh. Aber diese Tiere stammten nicht von Vierhändern ab. Ihre vorderen Extremitäten blieben Füße, wurden nur in dem Maße durch Nichtgebrauch schwächlicher, als die hinteren durch vermehrte Inanspruchnahme erstarkten.

Anders beim Menschen.

Eine gewisse Arbeitsteilung zwischen vorderen und hinteren Extremitäten besteht bei allen Säugetieren. Doch ist sie meist gering.

„Bei allen Säugetieren, mit Ausnahme des Menschen, bleibt den Vordergliedern als erste Aufgabe die, als Ortsbewegungsorgane zu dienen, es verbindet sich aber bei sehr vielen damit eine zweite Aufgabe, wobei sie als Greiforgane und Waffen benutzt werden, und daß diese zweite Seite der Tätigkeit keinem Säugetier abgeht, ist bekannt. Der Löwe gebraucht seine Vorderbeine nicht nur zum Gehen, er schlägt auch mit der Tatze seine Beute nieder und hält sie mit beiden, während er sie mit den Zähnen zerfleischt. Das Eichhörnchen, welches so flink mit seinen vier Beinen zu laufen versteht, braucht die Vorderbeine und ihre Endglieder als Greiforgan, mit denen es die Nüsse hält und zum Maul bringt. Bei den Springmäusen und Känguruhs tritt diese Funktion der Vorderglieder noch auffallender zutage . . . . .

Ein eigentümliches Verhältnis tritt bei den Affen auf. Hier wird, wenigstens bei den menschenähnlichen Affen, die Tätigkeit des Greifens der Vorderglieder weitaus die überwiegende, sie dienen nur noch zeitweilig als eigentliche Stützorgane des Körpers bei dem gelegentlichen Laufen der Tiere auf dem Boden. Aber trotzdem bleiben auch bei den Affen die Arme mit ihren Vordergliedern der Hauptsache nach Ortsbewegungsorgane des Körpers beim Klettern." (Johs. Ranke, Der Mensch, Leipzig 1886, 1. Bd., S. 451/452.)

Beim Menschen wird diese Ortsbewegung allein von den Füßen besorgt. Seine Hände werden befreit von der Arbeit der Fortbewegung und dadurch instand gesetzt, Fähigkeiten zu entwickeln, deren die Affenhände nie fähig wären. Darwin sagt darüber:

„Der Mensch hätte seine jetzige herrschende Stellung in der Welt nicht ohne den Gebrauch seiner Hände erreichen können, die so wunderbar geeignet sind, seinem Willen folgend tätig zu sein. Wie Sir C. Bell betont: ‚Die Hand ersetzt alle Instrumente und durch ihr Zusammenwirken mit dem Intellekt verleiht sie ihm universelle Herrschaft.' Die Hände und Arme hätten aber kaum hinreichend vollkommen werden können, Waffen zu fabrizieren oder Steine und Speere nach einem bestimmten Ziele zu werfen, solange sie gewohnheitsmäßig zur Fortbewegung benutzt worden wären, wobei sie das ganze Gewicht des Körpers zu tragen hätten, oder solange sie besonders . . . . . . dem Erklettern von Bäumen angepaßt wären. Eine derartig rohe Behandlung würde auch den Tastsinn abgestumpft haben, von dem der verfeinerte Gebrauch der Hand zum großen Teil abhängt. Schon aus diesen Ursachen allein wird es ein Vorteil für den Menschen gewesen sein, daß er ein Zweifüßer geworden ist; aber für viele Handlungen ist es unentbehrlich, daß beide Arme und

der obere Teil des Körpers frei seien. Und zu diesem Zwecke mußte er fest auf seinen Füßen stehen." (Abstammung des Menschen, I., S. 66.)

Die völlige Befreiung der Hand von der Arbeit der Fortbewegung bildet den Anfang der Menschwerdung des Affenmenschen. Dies erkennt auch Engels an in seiner interessanten Studie über den „Anteil der Arbeit an der Menschwerdung des Affen", die sich in seinem Nachlasse fand und die Bernstein in der „Neuen Zeit" veröffentlichte (XIV., 2).

„Wohl zunächst durch ihre Lebensweise veranlaßt, die beim Klettern den Händen andere Geschäfte zuweist als den Füßen, fingen diese Affen (die Vorfahren des Menschen) an, auf ebener Erde sich der Beihilfe der Hände beim Gehen zu entwöhnen und einen mehr und mehr aufrechten Gang anzunehmen. Damit war der *entscheidende Schritt getan für den Uebergang vom Affen zum Menschen*." (S. 546.)

Engels faßte die dialektischen Prozesse anders auf als ich, nicht als ein Ergebnis eines eintretenden Gegensatzes zwischen dem Organismus und der Umwelt, sondern als Ergebnis eines Gegensatzes, der sich innerhalb des Organismus von selbst entwickelt.

Daher sah er auch den Antrieb zum aufrechten Gang des Menschen nicht, wie ich, in einer Veränderung des Milieus, das der Affenmensch bewohnte und das ihn zwang, an Stelle des Kletterns das Gehen als Mittel der Fortbewegung zu setzen, sondern in der alten, unveränderten Lebensweise der Affen, die „beim *Klettern* den Händen andere Geschäfte zuweist als den Füßen". Aber warum veranlaßte diese kletternde Lebensweise nur den Affenmenschen, nicht auch die übrigen Affen zum aufrechten Gang?

Sieht man ab von diesem Problem des Anfanges der Entwicklung des Affen zum Menschen, dann wird man in der weiteren Darstellung bei Engels höchst wichtige Aufschlüsse finden, trotz einzelner Bedenken. Hier sei nur festgestellt, daß auch Engels in der Befreiung der Hand von der Arbeit des Gehens den Anfang der Menschwerdung sieht.

Siebentes Kapitel.

Die menschliche Psyche.

In engster Beziehung zur Höherentwicklung der Hand steht die des Gehirnes. Wir wissen natürlich nichts über den Grad der Intelligenz des Affenmenschen beim Beginn der Periode, die ihn aus einem Bewohner der Bäume zu einem Bewohner des Erdbodens machte. Sein Verstand wird wohl nicht geringer gewesen sein als der der Menschenaffen, er brauchte dessen Höhe aber auch nicht zu übersteigen.

Die Intelligenz des Affenmenschen mußte jedoch über dieses Niveau hinausgehoben werden, sobald er in neue Verhältnisse versetzt wurde, während die Menschenaffen in den alten verblieben. Neue Probleme tauchten damit für ihn auf, die neue Lösungen verlangten. Seine ererbten Instinkte mußten vielfach versagen und durch Lernen aus neuen Erfahrungen und durch auf sie aufgebaute Ueberlegungen ersetzt werden. Mit der Hand verfeinerte sich auch das Hirn und beide zusammen hoben den Affenmenschen über die Schwelle dessen, was die Affen bereits erreicht hatten.

Manche der Menschenaffen hatten bereits begonnen, Ruhestätten (Nester oder Plattformen) auf Bäumen aus abgebrochenen Zweigen zu erbauen und Werkzeuge und Waffen zu gebrauchen, wie wir noch sehen werden.

Darüber hinaus sind jedoch die Menschenaffen nicht gelangt. Sie benutzten Gegenstände, die sie in der Natur fanden, als Werkzeuge und Waffen, sie kamen aber nicht so weit, dem vorgefundenen Rohmaterial neue, zweckmäßigere Formen zu verleihen, aus ihm Werkzeuge und Waffen herzustellen.

Der Schritt war scheinbar nicht groß, der zu machen war. Darwin meint darüber:

„Mir scheint in Sir Lubbocks Vermutung viel Wahres zu liegen, daß, als die Urmenschen zuerst Feuersteine zu irgendwelchem Zwecke benutzten, sie sie zufällig zerschlagen und dann die scharfen Bruchstücke benutzt haben werden. Von diesem Punkt aus bedurfte es dann nur eines kleinen Schrittes, um die Feuersteine absichtlich zu zerbrechen und keines sehr großen Schrittes, um sie roh zu formen." (Abstammung des Menschen, I., S. 106.)

Nun, dieser zweite Schritt bedurfte bereits einer relativ sehr hohen Entwicklung des Hirns und der Hand, um gemacht zu werden. Aber schon der erste, kleinere Schritt gehört zu denjenigen, mit denen der Affenmensch in das Reich des Menschentums hineinschreitet, zu dessen Merkmalen das Verfertigen von Werkzeugen gehört.

Mit überlegener Intelligenz, überlegener Handfertigkeit und der Fähigkeit, für verschiedene Zwecke ihnen angepaßte Werkzeuge herzustellen, hat der zum Urmenschen gewordene Affenmensch eine weitere Fähigkeit erworben, die leichterer, bewußter Anpassungsfähigkeit an neue Verhältnisse.

Diese Fähigkeit wurde ihm vielleicht geradezu aufgezwungen. Denn es ist sehr wohl möglich, daß die Heimat, deren Veränderung seine Höherentwicklung herbeigeführt hatte, schließlich einen Charakter annahm, der seine Auswanderung erzwang. Möglich auch, daß unter den neuen Bedingungen das Gleichgewicht zwischen Geburten und Sterbefällen (natürlichen und gewaltsamen) gestört wurde, das sonst jeder Tierart in konservativen Erdperioden eigen ist. Die neuen Fähigkeiten können

die Zahl der durch übermächtige Feinde oder Naturgewalten hervorgerufenen Todesfälle herabgemindert haben, ohne daß die Nahrungsquellen zunahmen. Das mußte einen Bevölkerungsüberschuß erzeugt haben, der zur Auswanderung gedrängt wurde.

Wie dem auch sei, der Urmensch besaß jedenfalls in ganz anderem Maße als die Menschenaffen die Fähigkeit bewußter, rascher Anpassung an neue Verhältnisse[1]). Das wird dadurch bezeugt, daß die Menschenaffen relativ beschränkte Gebiete mit einförmigen Lebensbedingungen bewohnen, während wir bereits vom primitiven Menschen Spuren in allen Erdteilen, den verschiedensten Klimaten und Höhenlagen mit den verschiedensten Nahrungsquellen vorfinden.

Daraus ergibt sich ein weiterer Unterschied zwischen dem Menschen und dem Tiere. Dessen Entwicklung wird dadurch herbeigeführt, daß neue Bedingungen in seine Heimat eindringen, der Mensch dagegen kommt dahin, selbst neue Bedingungen aufzusuchen.

Damit erhält die Entwicklung seiner Intelligenz wiederum einen sehr starken Anstoß. Sie wird stets durch neue Verhältnisse angeregt — und diejenigen gehen zugrunde, die nicht

---

[1]) Diese Annahme wird von Oda Olberg in ihrem gedankenreichen Buch über „Die Entartung in ihrer Kulturbedingtheit" (München 1926) bezweifelt. Sie führt dort aus:

„In dem Sichauflehnen gegen das Milieu, in der Unwilligkeit zur Anpassung liegt der Hebel aller Kultur. Den ganzen Kulturbau hat der Mensch errichtet, indem und soweit er sich nicht unbedingt anpaßte. Er ist gleichzeitig das anpassungsfähigste und das anpassungsunwilligste Tier. (Von O. O. unterstrichen. K.) Ein gewisser Grad von Anpassungsunwilligkeit muß als etwas spezifisch Menschliches, unserem Arttypus Wesentliches, angesehen werden." (S. 53, 54.)

Woher diese hohe Anpassungsunwilligkeit rühren mag, ist um so schwerer einzusehen, als sie sich gleichzeitig mit höchster Anpassungsfähigkeit entwickelt haben soll. Diese soll sich nur zu dem Zwecke gebildet haben, um nicht angewendet zu werden.

Das Sichauflehnen gegen das Milieu bedeutet auch gar nicht Unwilligkeit zur Anpassung. Sich anpassen ist nicht gleichbedeutend mit sich willenlos fügen. Die Auflehnung ist vielmehr eine der wichtigsten Methoden der Anpassung. Jedes Tier lehnt sich gegen jene Teile des Milieus auf, von denen es sich beeinträchtigt und gefährdet sieht. Der Kampf ums Dasein ist ein Kampf, ein Auflehnen gegen das Milieu. Und gerade er entwickelt unter gewissen Umständen so sehr die Fähigkeiten der Organismen und bewirkt ihre Anpassung an die Bedingungen der Umwelt.

Der Unterschied zwischen Mensch und Tier liegt nicht in Verschiedenheiten des Willens zur Anpassung, sondern des Könnens der Anpassung. Dem Menschen stehen dazu Methoden zu Gebote, durch die oft tierische Formen der Anpassung überflüssig gemacht werden. Und in diesen menschlichen Formen der Anpassung, nicht in der bloßen Auflehnung liegt der Hebel aller Kultur, wie wir noch sehen werden.

fähig genug sind, durch sie angeregt zu werden, und in der alten Weise weiterleben wollen. Das gilt für jedes Tier. Beim Menschen kommt noch dazu die Anpassung der Hand und der Werkzeuge und Waffen an die verschiedensten Verrichtungen.

So kommt es dahin, daß schon die tiefststehenden Wilden, von denen wir Kunde haben, durch eine ungeheure Kluft von den höchststehenden Tieren getrennt sind.

Diese hohe Stufe konnte der Mensch nur erreichen als geselliges Tier, bei dem jede Erfahrung, Entdeckung und Erfindung des einzelnen seinen Kameraden mitgeteilt und der Nachkommenschaft überliefert wurde, so daß Beobachtungen und Leistungen einzelner nicht mit den Individuen zugrunde gingen, sondern sich erhielten und nach und nach häuften.

Auf dieser Häufung beruht der ganze Fortschritt der Kultur. Wir können uns über unsere Vorgänger nur dadurch erheben, daß wir uns auf ihre Schultern stellen, also, daß wir zuerst das lernen, was sie gewußt haben, das heißt, daß wir mit leichter Mühe uns von unseren Vorfahren das aneignen, wozu sie nur in langem mühsamen Ringen und nach vielen Fehlschlägen gelangt waren.

In der modernen Kunst, Wissenschaft, Politik gibt es allerdings Kreise, denen es als radikal erscheint, über alles Ueberkommene sich so erhaben zu fühlen, daß sie es nicht für notwendig halten, mit seinem Studium Zeit zu verlieren. Solche Leute drapieren sich gern mit dem Mäntelchen des Marxismus, aber Marx huldigte keineswegs dieser Methode. Er überwand die bürgerliche Oekonomie nicht dadurch, daß er sie ignorierte, sondern dadurch, daß er sie gründlicher studierte, als die große Mehrheit der bürgerlichen Oekonomen selbst. Auch der Sozialismus kann nur fortentwickelt werden aus dem Kapitalismus, und er wird um so leichter aufgebaut werden, je besser der Kapitalismus funktioniert, der seine Basis und seinen Ausgangspunkt zu bilden hat. Es gibt keine sinnlosere Phrase als die, alles Bestehende müsse vernichtet werden, damit das soziale Gebäude völlig neu wieder aufgebaut werde. Eine derartige Vernichtung des Alten bedeutet nichts anderes als die Aufhebung der unentbehrlichen Vorbedingung des Neuen, sie schafft nicht für dieses Platz, sondern zwingt uns, mit dem Alten noch einmal anzufangen. Sie bringt uns nicht vorwärts, sondern zurück.

Diese Auffassung moderner Künstler und Politiker, die dem einzelnen viel Lernen erspart, aber die Gesamtheit immer tiefer herunterbringt, hat nicht das Mindeste mit Marx zu tun, wohl aber sehr viel mit seinem Gegenpart Bakunin.

Die Mitteilung und Häufung von Kenntnissen in dem Maße, wie sie beim Menschen stattfand, war nur bei einem gesellschaftlichen Wesen möglich. Aber, wie schon bemerkt, es wäre falsch, den Fortschritt des Menschen nur aus seinem gesellschaftlichen

Wesen zu erklären. Dieses teilt er mit vielen Tieren und mit manchen recht tiefstehenden darunter.

Einzig dem Menschen eigen aber wurde die aus der Gesellschaft hervorgehende Triebkraft durch das Aufkommen der artikulierten Sprache.

Das Bedürfnis nach gegenseitiger Mitteilung zwischen Individuen der gleichen Art ist allen einigermaßen geistig entwickelten Tieren gemein. Sogar die isoliert lebenden haben gelegentlich das Bedürfnis, zu Zwecken der Paarung Individuen des anderen Geschlechts herbeizulocken. Und das Zusammenleben der Mutter mit ihren Jungen, solange sie noch nicht selbständig sind, erfordert auch die Möglichkeit der Verständigung zwischen ihnen. Manche Gebärden, der Ausdruck der Augen, ausgestoßene Laute sprechen oft sehr deutlich. Jedoch geht diese Sprache, soweit wir sie verstehen können, kaum über die Fähigkeit hinaus, manche Gemütszustände anzuzeigen — Zorn, Furcht, Wohlbehagen — oder die Aufforderung zu manchen Handlungen kund zu tun, Warnung vor Gefahr, Alarm zu schleuniger Flucht, Herausforderung zum Kampfe usw.

Erst die Lautsprache des Menschen erreicht die Fähigkeit, bestimmte Dinge und Vorgänge zu bezeichnen, nicht nur solche, auf die man hinweisen kann, das vermag auch die Gebärdensprache des Tieres, sondern auch solche, die nicht sichtbar, solche die vergangen sind oder die man erst erwartet.

Damit wird erst im Laufe der Entwicklung dieses Mittels der Mitteilung höheres Denken möglich. Der Urmensch muß bereits an Intelligenz die höchststehenden Affen weit übertroffen haben, als er dahin gelangte, die Anfänge der artikulierten Sprache zu bilden. Diese selbst wird dann der mächtigste Hebel seines intellektuellen Fortschrittes. In engster Wechselwirkung müssen Gehirn und Sprache einander entwickelt haben.

Die moderne Gehirnforschung hat gezeigt, daß das Vermögen zu sprechen mit bestimmten Gehirnpartien verbunden ist. Werden diese Partien verletzt, so wird nach dem Grade der Verletzung das Sprachvermögen ganz oder teilweise aufgehoben.

Es ist unrichtig zu meinen, daß die Tiere nicht imstande seien, Begriffe zu bilden, daß ein Denken ohne artikulierte Sprache unmöglich sei. Sobald die Tiere ein Erinnerungsvermögen bekommen, erhalten sie auch die Fähigkeit der Begriffsbildung. Denn ein Begriff ist zunächst nichts anderes als die Erinnerung an eine bestimmte Erscheinung. Bei den geistig höchstentwickelten Tieren finden wir auch schon die Anfänge von Begriffen in einem höheren Sinne des Wortes, solchen, die aus einer Reihe gleichartiger Erinnerungen das ihnen Gemeinsame — oder vielmehr, manches ihnen Gemeinsame, das besonders in die Augen fällt — im Gedächtnis besonders festhalten. Wenn der Löwe an eine Giraffe denkt, wird er sich nicht immer ein besonderes Exemplar

derselben vorstellen, das er gerade zu Gesicht bekam, sondern er wird sich die Merkmale vorstellen, die allen Giraffen gemeinsam sind, mit denen er zu tun bekam. Wenn er zur Jagd auszieht, und nicht gerade eine bestimmte Giraffe vor sich sieht, wird er eher an die Giraffen „an sich", an den Begriff der Giraffe denken, als an ein bestimmtes Individuum. Auch manche regelmäßige Zusammenhänge vermag das Tier zu erkennen und daraus Schlüsse zu ziehen.

Aber kompliziertere Gedankengänge zu verfolgen, einzelne Zusammenhänge untereinander in einen widerspruchslosen Zusammenhang zu bringen und daraus Schlüsse zu ziehen, die festgehalten und dadurch die Ausgangspunkte zur Aufdeckung immer weiterer, nicht mehr sinnenfällig vorliegender Zusammenhänge werden, das ist unmöglich ohne Sprache.

„Ein langer und komplizierter Gedankengang kann ebensowenig ohne die Hilfe von Worten durchgeführt werden, als eine genaue Berechnung ohne die Anwendung von Zahlen oder algebraischen Zeichen." (Darwin, Abstammung d. M., I., S. 113.)

Denken kann auch das Tier. Philosophisch denken nur der Mensch, wenn man unter Philosophie das Streben versteht, alle erkannten Zusammenhänge in einen Gesamtzusammenhang zu bringen.

Versteht man unter Philosophie dagegen nur Lebensweisheit oder Lebensklugheit — und die chinesische Philosophie z. B. ist nichts anderes, die antike und ein gut Teil der neueren auch nicht viel mehr, von den Stoikern bis Nietzsche — dann versteht auch manches Tier mit reicher Erfahrung etwas von Philosophie. Natürlich für sich und seinesgleichen, nicht für den Menschen.

Es bedurfte bereits einer Intelligenz, die über das von den höchsten Tieren bisher erreichte Niveau hinausging, um Werkzeuge und Worte zu formen. In ihren Wirkungen haben Technik und Sprache dann die Intelligenz und die Gesellschaft des Menschen immer höher entwickelt und immer mehr über die Tierheit emporgehoben.

Zwei körperliche Organe des Menschen werden dabei besonders beeinflußt: seine H a n d und sein H i r n. Die Entwicklung seiner Handfertigkeit hat indes im Altertum bereits eine Höhe erreicht, die nicht mehr zu übertreffen ist. Bewundernd stehen wir heute vor dem, was die Hände von Künstlern und Kunsthandwerkern bereits vor zwei- bis dreitausend Jahren in Aegypten geschaffen haben. Was ihnen an Steifheit noch anhaftete, wurde in Griechenland vollends überwunden.

Auch manche Fähigkeiten des Gehirns sind einer weiteren Entwicklung vielleicht kaum noch fähig. Nicht nur die Phantasie, sondern auch die Abstraktionskraft scheinen im klassischen Altertum bereits ihren Höhepunkt erreicht zu haben. Unseren Fortschritt darüber hinaus verdanken wir der bedeutenden Zunahme

unseres kritischen Vermögens und unserer Methodik, die Hand in Hand geht mit der Verbesserung unseres technischen Apparates, zu dem auch die Mathematik gehört.

Diese ganze Entwicklung mußte dahin führen, daß die Kraft der ererbten Instinkte im Menschen immer geringer wurde, und auch die ererbten Triebe immer mehr durch Intelligenz geleitet werden.

Man unterscheidet gewöhnlich nicht zwischen Trieb und Instinkt. Man bezeichnet mit dem einen wie dem anderen Wort die dem Organismus angeborenen Antriebe zum Handeln, die als Bedürfnisse nach bestimmtem Tun in ihm auftreten.

Man sollte dabei jedoch unterscheiden zwischen allgemeinen und spezialisierten Antrieben. Die ersteren sind allen oder doch großen Gruppen von Tierarten eigen und bewirken bloß ein Verlangen nach einem bestimmten Ziel, ohne den Weg zu weisen, wie es zu erreichen sei: dazu gehört das Bedürfnis nach Geselligkeit, nach Paarung, nach Selbsterhaltung. Andere sind spezialisiert, kennzeichnen bloß bestimmte Arten von Tieren und umfassen mit dem Drang nach dem Ziel auch den Drang nach einer bestimmten Methode, es zu erreichen. So hat z. B. jede Vogelart eine besondere Methode, ihr Nest anzulegen. Die eine sucht die geeigneten Niststätten auf dem Erdboden, die andere in Sträuchern, die andere auf hohen Bäumen usw. Jede der Spinnenarten, die Netze anlegen, tut das in anderer Weise.

Wenn man von Instinkten spricht, meint man meist diese letzteren, spezialisierten Antriebe. Doch werden sie in der Regel nicht genau von den allgemeinen Antrieben unterschieden, die man gemeinhin Triebe nennt.[1])

[1]) Noch der neueste Theoretiker der sozialen Psychologie, Mac Dougall, macht keinen Unterschied zwischen Trieben und Instinkten. Jeder angeborene Antrieb ist bei ihm ein Instinkt. Deren Liste ist recht groß. Er zählt dazu nicht bloß den Elterninstinkt (die Liebe des Vaters zu den Kindern soll ebenso instinktmäßig sein wie die der Mutter, leider unterscheidet der väterliche Instinkt oft zwischen ehelichen und unehelichen Kindern), sowie den Fortpflanzungs- und den Herdeninstinkt. Mac Dougall kennt auch einen Instinkt des Aufhäufens, der zum Akkumulieren von Kapital und zur Anlegung von Markensammlungen führt, einen Instinkt der Kampflust (pugnacity) und andere. (An Introduction to Social Psychology, London, 20. Aufl., 1926.)

Wo sich der Instinkt des Aufhäufens bei Wilden oder gar bei Affen gebildet haben soll, die keine Möglichkeit hatten, Vorräte anzulegen, ist nicht recht klar. Oder aber will Mac Dougall behaupten, es hätten sich im Bereich der Kultur beim Menschen neue Instinkte gebildet? Und die Kampflust ist ein Affekt, der unter dem Einfluß der verschiedensten Triebe erstehen kann, je nach der Situation, in die der Organismus gerät. Bei den Wölfen, die einen Büffel angreifen, erwächst die Kampflust aus Hunger, bei dem Büffel, der sich wehrt, aus dem Drang der Selbsterhaltung; bei dem Hahn, der andere Hähne bekämpft, aus sexuellem Trieb,

Die Unterscheidung beider wird besonders wichtig, wenn man vom Menschen handelt. Denn bei ihm spielen die Instinkthandlungen eine geringe Rolle. Setzt man Instinkte und Triebe einander gleich, dann wird daraus leicht gefolgert, daß der Mensch immer mehr aufhört, von Trieben beherrscht zu werden, daß sein Handeln nur vom Verstande ausgeht. Das ist ein großer Irrtum.

Nur die spezialisierten Instinkte verlieren für den Menschen immer mehr ihre Bedeutung als Antriebe seines Wollens und Handelns, gerade wegen ihrer Spezialisierung. Die Instinkte fördern die Existenz der Organismen bloß dort, wo diese in einfachen Verhältnissen leben, die sich immer wieder in gleicher Weise wiederholen. Je mannigfaltiger, komplizierter die Verhältnisse der Außenwelt sind, die der Organismus zu meistern hat, je rascher ihr Wechsel, desto weniger reicht das instinktmäßige Handeln aus, desto eher wird es aus einer Hilfe zu einem Hemmnis, desto mehr muß es durch den Intellekt, die Erkenntnis der Außenwelt von Fall zu Fall modifiziert und korrigiert und schließlich ganz ersetzt werden.

Das gilt von keinem Tier mehr als vom Menschen. Bei ihm, wenigstens bei dem erwachsenen Individuum, sind die Instinkte sehr zurückgetreten. Immerhin ist es möglich, daß unserem Tun noch mehr Instinktmäßiges zugrunde liegt, als wir ahnen. Die Erforschung des Unbewußten in uns steht erst an ihren Anfängen. Leider von Phantastereien stark überwuchert. Aber auch wenn wir annehmen, daß am menschlichen Handeln Instinkte nur wenig beteiligt sind, müßten wir doch zugeben, daß die angeborenen Triebe der Selbsterhaltung, Fortpflanzung, des sozialen Zusammenhalts unser Tun nach wie vor mit voller Kraft beherrschen.

In dieser Beziehung stimmen wir vollkommen Mac Dougall bei, mit dem Vorbehalt, daß wir von Trieben sprechen, wo er von Instinkten spricht, wenn er ausführt:

„Wir dürfen sagen, daß direkt oder indirekt die Instinkte die ursprünglichen Antriebe allen menschlichen Handelns bilden. Durch die begehrende oder drängende Kraft eines Instinkts (oder einer von einem Instinkt abgeleiteten Gewohnheit) wird jeder Gedankengang, wie kalt und leidenschaftslos er scheinen mag, zu seinem Ziele getragen und wird jede körperliche Tätigkeit hervorgerufen und im Gange erhalten. Die instinktiven Antriebe bestimmen die Ziele alles Handelns und liefern die Trieb-

---

bei der Löwin, die ihre Jungen verteidigt, aus Mutterliebe. Wie kann man alle diese verschiedenen Antriebe als einen besonderen Kampfinstinkt zusammenfassen! Dabei muß sich Mac Dougall noch gegen Leute wehren, die von einem Religionsinstinkt sprechen. Die modernen Rassentheoretiker nehmen bei den Juden einen besonderen Handelsinstinkt an und bei den Germanen einen Herrscherinstinkt. Kurz, das Wort Instinkt wird zur bequemsten Erklärung menschlicher psychischer Eigenschaften, die man nicht erforscht hat. Mac Dougall sagt mit Recht, das Wort Instinkt sei ein Mantel für Unwissenheit geworden. (S. 19.)

kraft für jegliches geistige Tun; und der ganze komplizierte Denkapparat des höchst entwickelten Geistes ist nur ein Mittel für diese Zwecke, ist nur ein Werkzeug zur Befriedigung dieser Antriebe, wobei Lust und Schmerz nur dazu dienen, sie (die Antriebe) bei der Auswahl der Mittel für ihre Zwecke zu leiten." (An Introduction to Social Psychology, S. 38.)

Diese beherrschende Stellung der Triebe für das Tun der Organismen, das sie hervorrufen und im Gange halten, hat der Mensch mit dem Tier gemein.

Aber die Verhältnisse, unter denen der Mensch lebt, sind so kompliziert, so mannigfach und rasch wechselnd, daß er weit mehr als das Tier der Intelligenz bedarf, um sich ihnen gegenüber zu behaupten, und zwar in um so höherem Grade, je mehr sich die gesellschaftlichen Verhältnisse komplizieren, in denen er lebt.

Die Entwicklung der angeborenen Eigenschaften des Menschengeschlechts im Laufe seines Aufstieges ist fast ausschließlich auf seine geistigen Fähigkeiten beschränkt, und zwar überwiegend auf seine Fähigkeiten des Erkennens. Dabei modifiziert der Mensch bei wechselnden Lebensbedingungen auch die Aeußerungen seiner Triebe, seine Bedürfnisse.

Aber trotz aller Wandlungen zeigt die „ererbte Menschennatur" ein starkes Beharrungsvermögen, und der Charakter dieser Wandlungen selbst wird erst verständlich, wenn wir sie als Abänderungen der ererbten Artcharaktere betrachten.

Das ererbte, das a priori, bestimmt den ganzen Charakter der Weltgeschichte, allerdings in etwas anderer Weise, als Kant es sich vorstellte. Ebensowenig wie das Tier ist der Mensch eine unbeschriebene Tafel, der die äußeren Verhältnisse oder irgendwelche Erzieher oder Despoten beliebige, nur von ihnen bestimmte Charaktere einprägen können. Wer das tun zu können vermeinte, ist stets gescheitert. Und diejenigen sind auf dem Holzwege, die annehmen, daß die materialistische Geschichtsauffassung den Charakter jeder einzelnen geschichtlichen Erscheinung bloß von dem Charakter der Umwelt der dabei beteiligten Menschen, von den „materiellen Verhältnissen" abhängig mache. Er ist nicht minder abhängig von den angeborenen Eigenschaften der Menschen selbst.

Von ihren körperlichen Eigenschaften, wie von ihren geistigen, die im Grunde nur eine besondere Art der körperlichen darstellen. Die Weltgeschichte hätte sicherlich einen ganz anderen Verlauf genommen, wenn die Menschen groß wie Elefanten oder klein wie Mäuse wären. Die Kriegsgeschichte sähe anders aus, wenn die Menschen so schnellfüßig wären, wie Rennpferde, oder so langsam wie Schildkröten. Wäre der Magen des Menschen so gestaltet, daß er, wie manche Raubtiere, nur Fleisch oder Fische verzehren könnte, dann müßte seine Verbreitungsfähigkeit auf der Erde sehr eingeschränkt bleiben. Daß der Mensch die ganze Erde erobern konnte, verdankt er nicht zum wenigsten der

enormen Anpassungsfähigkeit seines Magens, die später allerdings von der Kirche noch übertroffen wurde.

Also von der ererbten Statur des Menschen, seiner Marschfähigkeit, seinem ererbten Magen und wie wir gesehen, der besonderen Bildung seiner Hand, hängt die Eigenart der Geschichte ebenso ab, wie von den ererbten Fähigkeiten seines Denkens und seiner Moral.

Das haben die materialistischen Historiker nicht übersehen. Aber zu ihrer Aufgabe gehörte bloß die Erforschung des Flusses der Geschichte, nicht die des Beharrenden in ihr. Die Menschennatur zu zergliedern, ist nicht Aufgabe der Geschichte, sondern der Anthropologie. Die Geschichte setzt jene Zergliederung bereits voraus.

Indes ist diese Arbeit selbst auch wieder geschichtlicher Natur.

Wir haben bereits gesehen, daß der Mensch geneigt ist, sich als Zentrum der Welt zu betrachten. Das gilt für das Menschengeschlecht gegenüber der übrigen Welt, es gilt aber auch für den einzelnen Menschen gegenüber dem Menschengeschlecht. Je bornierter der Mensch, je beschränkter in seinem gesellschaftlichen Horizont, desto geneigter ist er, sich selbst als den Normalmenschen zu betrachten, seine Natur als die „Menschennatur", sein besonderes Wesen als das „Allgemeinmenschliche". Diese Borniertheit wird nur noch übertroffen von der des Größenwahnes des Uebermenschen, der sich nicht als Typus des Menschen fühlt, sondern als einzig Trefflicher in einer Horde verächtlicher Idioten und Schweine, die das übrige Menschengeschlecht außer seiner eigenen werten Persönlichkeit repräsentieren.

Für uns kommt die Menschennatur nur in Betracht als Ausgangspunkt, als These des dialektischen Prozesses, der zwischen Mensch und Umwelt vor sich geht und den geschichtlichen Prozeß bildet. Als solche These kann nicht ein Ergebnis, eine Synthese dieses Prozesses in Betracht kommen, nicht die Natur des geschichtlich gewordenen Menschen, sondern nur die von seinen tierischen Vorfahren ererbte Natur, mit der der Mensch den geschichtlichen Prozeß begann.

Diese Natur können wir nicht mehr beobachten, denn einen Naturmenschen in derartigem Sinne gibt es nicht mehr. Wir müssen sie aus Anzeichen zu rekonstruieren versuchen. Für die Anatomie und Physiologie des Menschenkörpers müssen wir Historiker diese Aufgabe ganz den Fachwissenschaften überlassen. Leider weiß auch die Naturwissenschaft noch nichts Bestimmtes über die Unterschiede zwischen dem Bau und den Funktionen des Körpers beim Affenmenschen, beim primitiven Menschen und bei den uns bekannten Wilden. Um so mehr können wir Historiker uns die Mühe ersparen, darüber nachzudenken.

Ganz anders liegt es mit der Psyche des Urmenschen. Das Handeln des Organismus hängt ab von allen seinen Organen, aber gelenkt wird es vom Zentralorgan, dem Gehirn, mit seinen angeborenen Instinkten und Trieben, Bedürfnissen und Fähigkeiten. Der dialektische Prozeß zwischen Mensch und Umwelt nimmt, soweit er zu einem historischen Prozeß wird, in erster Linie den Charakter einer Wechselwirkung zwischen Psyche und Umwelt an. Welche Rolle dabei die Statur, die Hand, der Magen gespielt haben, davon können wir heute noch absehen. Künftige Forscher mögen auch die Einwirkung dieser Faktoren des von seinen Vorfahren ererbten Wesens des Menschen in Betracht ziehen. Wir müssen zufrieden sein, wenn es uns jetzt gelingt, einige der wichtigsten geistigen Charakterzüge des Naturmenschen festzustellen und dadurch für die Erforschung der geschichtlichen Entwicklung einen einigermaßen sicheren Ausgangspunkt zu gewinnen.

Diese Feststellung wird sehr leicht dort sein, wo es sich um allgemeine Grundzüge handelt, die jeder Mensch mit den höheren Tieren gemein hat. Dagegen wird die Aufgabe um so schwieriger, je mehr wir versuchen, die Psyche des Naturmenschen, das heißt, des Menschen, der noch keine geschichtliche Entwicklung hinter sich hat, in Einzelheiten festzustellen.

Noch ist es nicht einmal gelungen, das Skelett des Urmenschen zu rekonstruieren. Die dürftigen Funde, die man vielleicht als Ueberreste dieses Menschen betrachten könnte, werden noch sehr verschieden gedeutet. Ueber die Psyche des Urmenschen besitzen wir jedoch nicht einmal die dürftigsten Andeutungen. Und wir werden vielleicht nie zu solchen gelangen. In welcher Weise könnte sie ihre Spuren hinterlassen haben?

Die bloße Betrachtung der heute noch lebenden tiefstehenden Menschen nützt uns nicht viel. Es ist nicht ganz genau, wenn man sie als primitive oder Naturmenschen bezeichnet, denn auch die zurückgebliebensten der Menschenstämme, die wir zu beobachten vermögen, haben sich bereits weit über das Stadium des Urmenschen hinaus entwickelt. Nicht nur keiner der heute lebenden Forscher, sondern auch keiner der früheren, dessen Aufzeichnungen uns überliefert sind, hat je einen Urmenschen gesehen. Alle die „Naturvölker", die Herodot beschreibt, haben schon eine lange Geschichte hinter sich.

Wollen wir uns vom geistigen Wesen des Urmenschen ein Bild entwerfen, dann bleibt uns nur folgendes Vorgehen übrig: Wir untersuchen die Psyche, die Ideen und Einrichtungen der heute tiefststehenden Menschenrassen und vergleichen sie mit dem Gebahren der höchststehenden Säugetiere, namentlich der sozialen Menschenaffen, die den Menschen am nächsten stehen.

Die Verbindungslinie zwischen diesen beiden Punkten wird uns am ehesten die Richtung der Entwicklung beim Uebergang vom Tier zum Menschen zeigen.

Dieses Verfahren ist schwierig und bietet nicht immer eindeutige Ergebnisse. Diese werden immer mehr oder weniger hypothetischer Natur sein. Aber es ist das einzige, das in dieser Frage gestattet, uns auf bestimmte Tatsachen zu stützen, und uns nicht zwingt, ins Blaue hinein zu spekulieren.

Eine eigenartige Methode, das geistige Wesen des untergegangenen Naturmenschen zu studieren, hat der Erfinder der Psychoanalyse, S. F r e u d , entdeckt. Sie ist schon im Titel eines seiner letzten Werke ausgesprochen, der lautet: Totem und Tabu, einige Uebereinstimmungen im Seelenleben der Wilden und der Neurotiker (Wien, zuerst erschienen 1913. Ich habe die Ausgabe von 1920 benutzt). Schon auf der ersten Seite heißt es da:

„Den Menschen der Vorzeit kennen wir in den Entwicklungsstadien, die er durchlaufen hat, durch die unbelebten Denkmäler und Geräte, die er uns hinterlassen hat . . . . . . Außerdem ist er aber in gewissem Sinne unser Zeitgenosse; es leben Menschen, von denen wir glauben, daß sie den Primitiven noch sehr nahe stehen, viel näher als wir, in denen wir daher die direkten Abkömmlinge und Vertreter der früheren Menschen erblicken."

Als diese Vertreter des Naturmenschen unter uns betrachtet Freud ausgerechnet die Neurotiker, die Nervenkranken, die halb oder ganz Verrückten.

Wie er diese Uebereinstimmung begründet, davon nur ein Beispiel. Freud teilt uns mit, es gäbe Neurotiker, die von dem Wahn der „Allmacht der Gedanken" besessen sind. Wenn sie jemand den Tod wünschen, fürchten sie, er werde wirklich sterben.

„Durch dieses Verhalten wie durch seinen im Leben betätigten Aberglauben zeigt er uns aber, wie nahe er dem Wilden steht, der durch seinen bloßen Gedanken die Außenwelt zu verändern vermeint." (S. 116.)

Der Wilde glaubt nämlich an Zauberei und Magie. Darin soll er mit dem Neurotiker übereinstimmen. In Wirklichkeit handelt es sich hier um zwei ganz verschiedene Erscheinungen.

Auf der einen Seite gilt die Bezeichnung des Wahns von der „Allmacht des Gedankens", wie Freud selbst darlegt, einer besonderen Art Neurose, der Zwangsvorstellung eines geistig Erkrankten, der vermeint, er brauche bloß etwas zu denken, so gehe es auch schon in Erfüllung, was besonders quälend wird, wenn sich in einem Unglücklichen Todeswünsche gegen Menschen seiner Umgebung regen.

Von alledem ist bei Zauberei und Magie keine Rede. Keiner, der daran glaubt, vermeint, durch bloße Gedanken ein Ereignis herbeiführen zu können. Sondern er nimmt an, daß bestimmten Formeln oder Vorkehrungen diese Kraft innewohnt. Dieser Wahn beruht nicht auf einer Z w a n g s v o r s t e l l u n g , der aus einem bestimmten Krankheitszustand entspringt, sondern auf v o r -

eiligen Hypothesen, die aus unzureichender Naturerkenntnis entspringen. Der Wilde hofft, durch seine Formeln und Vorkehrungen seine Umgebung zu beeinflussen oder einen entfernten Feind töten zu können, jener Neurotiker fürchtet, daß aus seinen bloßen Gedanken (ohne alle Formeln und Vorkehrungen) Unheil entspringt. Der Neurotiker kann dabei hochgebildet sein. Die Zwangsvorstellung hat mit der Höhe seiner Naturerkenntnis nichts zu tun.

Und alle Wilden glauben an Magie, dagegen ist jene Zwangsneurose ein besonderer Spezialfall von Nervenkrankheit, der selten vorkommt. Wir haben es hier also mit zwei grundverschiedenen Erscheinungen zu tun, zwischen denen Freud nur dadurch eine Uebereinstimmung herbeiführt, daß er sie mit dem gleichen Namen (des Glaubens an die Allmacht des Gedankens) belegt. Damit glaubt er, die Uebereinstimmung erwiesen zu haben.

Und derartige zwingende Beweise sollen uns bewegen, anzunehmen, daß Wilde und Neurotiker übereinstimmen! Dabei leben die Wilden in Verhältnissen, in denen nur körperlich und geistig völlig gesunde Menschen sich zu behaupten vermögen. Ein Neurotiker dagegen steht selbst in der Kulturwelt völlig hilflos und lebensunfähig da. Und der Naturmensch ist tagaus, tagein in frischer Luft, ohne Nachtleben, ohne Ueberarbeit, ohne Erschöpfung durch übermäßiges Genußleben, ohne Rauschgifte usw. Wahrhaftig der Gedanke ist absurd, daß man im Ordinationszimmer des Professors Freud an den Abfallsprodukten der Zivilisation das Wesen des Naturmenschen, wie er vor aller Kultur war, studieren könnte.

Damit soll nichts gegen die Bedeutung der Freudschen Hypothesen für die medizinische Wissenschaft gesagt sein. Sie mögen sie sehr befruchten, darüber kann ich nicht urteilen. Aber der Gegenstand, dem sie gelten, das Unbewußte, verlangt mehr als jeder andere zu seiner Erforschung schärfste Selbstkritik, Nüchternheit und Präzision. Und gerade er verführt am leichtesten zu willkürlichen Konstruktionen, Uebertreibungen und übereilten Hypothesen. Unglücklicherweise neigt Freud sehr zu solchen Exzessen und viele seiner Jünger übernehmen vom Meister nicht das Genie, sondern die Exzesse.

Was soll man dazu sagen, wenn Freud selbst es fertig bringt, uns zu versichern:

„Das Kind verlangt von diesen geliebten Personen und Pflegeeltern alle Zärtlichkeiten, die ihm bekannt sind, will sie küssen, berühren, beschauen, ist neugierig, ihre Genitalien zu sehen und bei ihren intimen Exkretionsverrichtungen anwesend zu sein." (Massenpsychologie und Ich-Analyse, Wien 1921, S. 128.)

Das behauptet Freud nicht etwa von einigen, sondern von allen Kindern. Wer von uns war wohl je als Kind neugierig, die Genitalien der Eltern zu sehen und die Eltern auf dem Abort zu

belauschen? Es müssen saubere Exemplare sein, an denen Freud seine Studien macht. Aber sie kennzeichnen nur die Kreise, aus denen seine Patienten stammen. Es ist eine willkürliche und grobe Uebertreibung, gleich für alle Kinder Schlüsse aus den paar erlesenen Objekten zu schließen, die der Freudschen Psychoanalyse überantwortet werden.

Auf der gleichen Höhe steht der Wunsch, den Freud bei d e n , nicht bloß bei einigen Syphilitikern entdeckt haben will, „ihre Infektion auf andere auszubreiten" (Massenpsychologie, S. 97). Diesen Wunsch bringt er ohne weiteres mit dem Verlangen nach „sozialer Gerechtigkeit" in Zusammenhang. „Denn warum sollen sie allein infiziert und von so vielem ausgeschlosen sein und die anderen nicht?"

Man braucht nicht zu bezweifeln, daß es derartige krankhaft veranlagte Individuen wirklich gibt. Aber daraus gleich zu schließen, daß jeder Mensch, der das Pech hat, syphilitisch angesteckt zu werden, zu der Niedertracht herabsinkt, allen anderen das gleiche zu wünschen, heißt doch in geradezu leichtfertiger Weise verallgemeinern.

Wenn man Freud liest, könnte man glauben, der ganze Mensch sei nur ein Anhängsel seiner Geschlechtsteile.

Die individualpsychologische Schule Alfred Adlers vermeidet diese Monomanie Freuds. Sie mag für Psychologie und Heilkunde sehr wichtig werden. Aber vorläufig ist sie noch zu umstritten, als daß wir Laien uns ihr gegenüber anders verhalten könnten als abwartend.

Wiederholt bin ich aufgefordert worden, Ergebnisse der Psychoanalyse meiner Geschichtsauffassung einzuverleiben. Doch habe ich noch keines gefunden, das neues Licht auf den geschichtlichen Prozeß werfen würde. Ich sehe daher keine Veranlassung, mich auf diesen, einstweilen wenigstens für mich als Laien noch sehr unsicheren Boden zu begeben.

Wollen andere, die mit dem Wesen der Psychoanalyse besser vertraut sind, sie zur Lösung historischer Probleme heranziehen, so ist nichts dagegen einzuwenden, nur ist zu verlangen, daß sie nicht bloß von Psychoanalyse etwas verstehen, sondern auch von Geschichte und Nationalökonomie. Ohne die ist eine Geschichtsauffassung unmöglich.

Zweiter Abschnitt.

Der Mensch ein egoistisches Wesen.

Erstes Kapitel.

Selbsterhaltungstrieb und Lust.

Die ersten Bewegungen der Organismen sind entweder Tropismen, Bewegungen in einer bestimmten Richtung, oder bloße Reflexbewegungen, Bewegungen einer bestimmten Art. Sie kommen zunächst in der Weise zustande, daß ein bestimmter Reiz oder Einfluß der Außenwelt ohne weiteres im Organismus eine bestimmte Reaktion hervorruft, eine bestimmte Bewegung.

Solche zwangsmäßige Bewegungen überwiegen auch noch, nachdem sich ein Nervensystem mit einem Zentrum gebildet hat. In diesem Nervensystem ist eine Arbeitsteilung eingetreten zwischen den sensiblen oder Empfindungsnerven, die den Reiz aufnehmen und weiterleiten, und den motorischen oder Bewegungsnerven, die den erhaltenen Anstoß in eine Bewegung bestimmter Organe umsetzen. Ferner ist zwischen sensiblen und motorischen Nerven ein Zentrum eingeschoben, Rückenmark und Gehirn, das die Eindrücke der Außenwelt von den sensiblen Nerven aufnimmt und an die motorischen weitergibt. Auch die in dieser Weise zustande kommenden Bewegungen sind zunächst nur Reflexbewegungen, die auf denselben Reiz hin immer dieselbe Form annehmen.

Sind die Bewegungen für die Erhaltung des Organismus zweckmäßig, dann bleibt er am Leben und gedeiht. Sind sie unzweckmäßig, dann verkümmert er oder geht ganz unter. Im Laufe der Zeiten werden nur jene Organismenarten sich erhalten, bei denen die zweckmäßigen Reflexbewegungen über die unzweckmäßigen überwiegen.

Aber mit solchen bloßen Reflexbewegungen kann ein sich frei im Raume bewegender Organismus wie das Tier sich nur behaupten, wenn sein Bau sehr einfacher Natur, ohne mannigfaltige Organe ist, und wenn er sich in sehr einförmigen, nicht wechselnden und nicht komplizierten Verhältnissen befindet.

Kompliziertere Organismen in komplizierten Verhältnissen können als frei sich bewegende nur aufkommen, wenn das Nervenzentrum die Fähigkeit erwirbt, die Umwelt bis zu einem gewissen Grade zu erkennen und die Bewegungen des Organismus den Bedingungen der Umwelt entsprechend zu gestalten.

Dazu gehören die Fähigkeiten des *Empfindens* äußerer Reize und des *Bewußtseins*, des bewußten Unterscheidens bestimmter Dinge und Vorgänge von anderen, und des *Gedächtnisses*.

Der Reiz bewirkt nicht bloß eine augenblickliche Empfindung und Bewegung im Körper, sondern er hinterläßt auch eine Spur im Gehirn, die mehr oder weniger bewußt bleibt. Und das gleiche ist der Fall mit der Bewegung und ihrem Ergebnis, das der Reiz hervorrief. Auch davon bleibt im Gehirn eine Spur zurück.

Je mehr diese Erfahrungen sich im Gedächtnis sammeln und dort nach Unterschieden und Gemeinsamkeiten geordnet werden, desto größer wird die Zahl äußerer Reizungen, die nicht sofort eine bestimmte Bewegung der dazu geeigneten Organe erzeugen, sondern zunächst nur das Bewußtsein in Bewegung setzen, das heißt, den ganzen Schatz von verwandten Erfahrungen, der im Gehirn aufgespeichert ist. Durch das Durchdenken der Erfahrungen wird dann die Form bestimmt, die der Organismus der durch den äußeren Reiz veranlaßten Bewegung seiner Organe gibt. Neben den Reflexbewegungen kommen so bewußte Bewegungen auf. Sie sind für zweckmäßiges Handeln unerläßlich dort, wo ein komplizierter Organismus auf komplizierte Verhältnisse stößt, so daß seine Handlungen in der Mehrzahl der Fälle unzweckmäßig würden, wenn er auf denselben Reiz unweigerlich ohne weiteres stets mit derselben Bewegung antworten würde, während ein Wählen zwischen verschiedenen Arten von Bewegungen möglich und notwendig wird, um sich schließlich für diejenige zu entscheiden, die nach dem jeweiligen Stande der Erkenntnis als die dem Wohle des Organismus angemessenste erscheint.

Diese Operation bliebe jedoch für ihn ohne Belang, wenn sie nicht verbunden wäre mit dem entschiedenen *Willen*, ihr Ergebnis in die Tat umzusetzen.

Mit der *Freiheit der Wahl* zwischen einer Reihe von Bewegungen muß auch der Wille auftreten. Die Freiheit der *Wahl* bedeutet jedoch keineswegs eine Freiheit des *Willens*. Sie erheischt einen ganz bestimmten Willen, den *Willen zum Leben*.

Dieser Wille ist ganz überflüssig und wahrscheinlich gar nicht vorhanden bei Organismen, die nur unbewußter Reflexbewegungen sowie Tropismen fähig sind, bei Pflanzen und niederen Tieren. Ihr Wollen könnte nicht den mindesten Einfluß haben auf ihre Bewegungen und ihre Existenz. Sobald dagegen im Tiere die Fähigkeit bewußter Bewegung auftritt und Bewegungen dieser Art für seine Existenz von Bedeutung werden, ist seine Erhaltung an das Vorhandensein eines starken Lebenswillens, eines Triebes der Selbsterhaltung geknüpft. Dieser ist

der Urgrund aller Triebe. Ihn hat der Mensch mit allen Tieren gemein, soweit sie eines Wollens fähig sind.

Wie der Wille sich zuerst gebildet hat, darüber wissen wir zurzeit ebensowenig zu sagen, wie über den Ursprung des Denkens und Empfindens, des Geistes, ja des Lebens überhaupt. Wie die anderen Fähigkeiten des Organismus hat aber die des Lebenswillens sich auf jeden Fall, sobald er einmal da war, unter dem Einfluß bestimmter Lebensbedingungen immer weiter entwickelt, an Umfang, Kraft und Mannigfaltigkeit gewonnen, die noch wuchsen durch Komplizierung mit anderen Trieben. Je empfindlicher der Organismus, je größere Schwierigkeiten zu überwinden sind, soll er sich in einer feindlichen Umwelt behaupten, desto intensiver muß sein Selbsterhaltungstrieb sein. Individuen und Arten, deren Lebenswille nicht stark genug war, sie zu den nötigen Anstrengungen und Bemühungen anzuspornen, müssen ebenso im Kampfe ums Dasein untergegangen sein, wie Tiere, deren Intelligenz oder Körperkraft oder Lebenszähigkeit den an sie gestellten Anforderungen nicht genügten.

Da die Organismen in der Regel um so empfindlicher werden, je komplizierter sie sind, je mehr ihre Existenz von dem normalen, reibungslosen Zusammenwirken zahlreicher feinster Organe abhängt, und da in der Regel in demselben Maße auch die Zahl und Mannigfaltigkeit der Gefahren wachsen, denen sie ausgesetzt sind, sowie die Zahl und Mannigfaltigkeit der Bedürfnisse, die sie befriedigen müssen, so darf man annehmen, daß im höchstentwickelten Lebewesen, dem Menschen, der Selbsterhaltungstrieb eine besonders große Intensität erlangt haben muß.

Dagegen spricht nicht die Tatsache, daß der Selbstmord nur beim Menschen vorkommt, nicht bei anderen Tieren. Er ist auch beim Menschen zum Glück eine seltene Ausnahme und sein stellenweises Auftreten beweist bloß, daß bei den Menschen die Lebensbedingungen in weit höherem Grade differenziert sind als in der übrigen Tierwelt, und daß sie bei manchen Individuen unter ihnen derartig ungünstig werden, solche Qualen mit sich bringen, daß nicht einmal der hochgradige Selbsterhaltungstrieb ihrer Gattung dagegen aufkommt.

Andererseits ist der Mensch mehr als die Tiere manchen Krankheiten ausgesetzt, die seinen Selbsterhaltungstrieb schwächen. Geisteskrankheiten sind bei ihm viel häufiger als beim Tier.

Viele Philosophen meinen, der Urtrieb des Menschen (und auch der Tiere) sei nicht der der Selbsterhaltung, sondern das Streben nach Lustempfindungen, die Abwehr von Unlustempfindungen.

Schon vor einem halben Jahrhundert suchte ein bedeutender Psycholog, der heute noch angesehen ist, G. H. Schneider, diese Auffassung mit der Deszendenzlehre zu vereinigen in dem

Werk „Der menschliche Wille vom Standpunkte der neueren Entwicklungstheorien" (Berlin 1882). Eine ebenso bedeutende Arbeit über den tierischen Willen war vorhergegangen.

In dem Buche über den menschlichen Willen führt der Verfasser aus:

„Nach Glückseligkeit strebt jeder nur lebensfähige Mensch, das heißt, jeder, der ein Begehrungsvermögen besitzt; denn, wie schon Sokrates sehr richtig erkannt hat, ist alles Begehren seiner Natur nach auf Glückseligkeit gerichtet und Begehren überhaupt und Glückseligkeit begehren ein und dasselbe. Es läßt sich kein lebensfähiger Mensch denken, der Krankheit, Atemnot, Körperschmerzen, Liebesschmerz, Mißlingen seiner Unternehmungen überhaupt etwas, was ihn unglücklich macht, begehrt . . . . ."

„Woher kommt das Streben nach Glückseligkeit und inwiefern ist dieses in der Natur des Menschen begründet?"

„Alle psychischen Erscheinungen, Erkenntnis-, Gefühls- und Begehrungsvermögen sind nur besondere Mittel zur Arterhaltung."

„In bewunderungswürdig zweckmäßiger Weise sind auf Grund des Arterhaltungs- und Ausleseprinzips in der Tierreihe solche Organisationsverhältnise zur Entwicklung gekommen, nach welchen alle Erscheinungen, welche die Arterhaltung beeinträchtigen, unangenehme Gefühle und ein Widerstreben erwecken, so daß das Begehren des Angenehmen auch zugleich ein Begehren des Nützlichen, des die Arterhaltung bedingenden ist. Wenigstens ist dies die Norm, und wenn es sich bei einem Individuum etwa in umgekehrter Weise verhält, dann ist dasselbe eben krank und geht sehr bald zugrunde." (S. 39.)

Wenn man näher zusieht, ist auch bei dieser Auffassung das Streben nach Erhaltung der Art, das ein Streben nach Erhaltung des Individuums einschließt, das grundlegende. Das Streben nach Lust soll nur die besondere Form des Selbsterhaltungstriebes sein. Der Organismus soll derartig eingerichtet sein, daß das Angenehme stets das für ihn Nützliche darstellt, das Unangenehme das Schädliche.

Das wird sicher in vielen Fällen zutreffen. Gilt es aber allgemein? Es gibt süße Gifte und bittere Arzneien.

Die Tätigkeiten und Affekte, die der Erhaltung der Organismen (der Individuen und der Arten) dienen, sind durchaus nicht immer mit Lustgefühlen verbunden. Angst ist nichts weniger als ein Gefühl der Glückseligkeit, und zur Erhaltung des eigenen Lebens nimmt das Individuum gar manche Last und Qual auf sich, die es meiden würde, wenn das Streben nach Glückseligkeit oder Lust, der „Eudämonismus" oder „Hedonismus" sein höchster Beweggrund wäre.

Nun könnte man einwenden, daß es verschiedene Grade von Lust und Unlust gebe. Der Organismus nimmt geringe oder vorübergehende Pein auf sich, wenn er damit höhere oder dauernde Lust erkaufen kann. Die höchste Lust aber ist die am Leben. Da kämen wir jedoch auch wieder in letzter Linie zum Selbsterhaltungstrieb zurück.

Ist dieser Trieb keineswegs gleichbedeutend mit dem Streben nach jeder Lust, so ist andererseits das Streben nach Lust umfassender als das nach Selbsterhaltung. Dieser letztere Trieb ist wohl der ursprünglichste, nicht aber der einzige unter den Trieben der Tiere und Menschen. Sie werden von vielen bewegt, die einander nicht selten widersprechen, wie wir noch sehen werden. Jedem aber ist es gemein, daß seine Befriedigung ein Lustgefühl hervorruft, die Verhinderung seiner Befriedigung ein Unlustgefühl. Dieses ist jedoch das Ergebnis der Befriedigung oder Nichtbefriedigung des Triebes, nicht sein Urheber. Es kann aus den verschiedensten Trieben hervorgehen und setzt sie voraus.

Wenn eine Mutter ihr krankes Kind pflegt, so wird sie gewiß glückselig sein, wenn es ihr gelingt, es zu retten. Aber in den Nächten, die sie angstvoll am Krankenlager durchwacht, wird sie sicher nur von der Liebe zum Kinde erfüllt sein und nicht von dem Verlangen nach der Lust, die infolge seiner Genesung eintreten muß. Und wenn die Mutter ihr Leben für das Kind opfert, wie steht es da mit der erwarteten Lust?

Die Erfüllung eines jeden Strebens oder Verlangens bringt eine gewisse Befriedigung mit sich, ein Lustgefühl. Aber man kann nicht sagen, daß jedes Streben durch ein Bedürfnis nach Lust hervorgerufen wird.

Das Streben nach Lust oder das Abwehren von Unlust ist sicher ein mächtiges Motiv im Leben der mit Empfindung und Bewußtsein begabten Organismen, das viele ihrer Handlungen veranlaßt. Aber es ruft keineswegs alle hervor. Der mächtigste, der Urtrieb. ist der der Selbsterhaltung, neben dem und aus dem noch andere, sekundäre Triebe erstehen. Ihre Befriedigung ist imstande, unter Umständen sehr starke Lustgefühle hervorzurufen, ebenso ihre Hemmung sehr starke Unlustgefühle, doch berechtigt uns das nicht dazu, alles Tun und Trachten der Organismen aus dem einen Punkte der Lust und Unlust zu erklären.

Sehr oft sind Lust oder Unlust nur Resultat, nicht aber Motiv unseres Handelns. Und viele unserer Handlungen, darunter gerade die alltäglichsten, sind ganz indifferenter Natur, sie werden gewohnheitsgemäß, ohne Ueberlegung vollzogen, erwecken weder Lust noch Unlust.

Zweites Kapitel.

Selbsterhaltungstrieb und Egoismus.

Wenn eine philosophische Schule alles menschliche Handeln als Streben nach Lust, Abwehr von Unlust auffaßt, so nimmt eine andere an, unser Handeln sei ausschließlich ein Ausfluß des

Egoismus, der Selbstsucht. Die beiden Auffassungen berühren sich sehr, sind aber doch nicht völlig übereinstimmend. Sie werden oft nicht auseinander gehalten.

So meint z. B. Schopenhauer:

„Die Haupt- und Grundtriebfeder im Menschen wie im Tier ist der Egoismus, d. h. der Drang zum Dasein und Wohlsein . . . . . . Dieser Egoismus ist im Tiere wie im Menschen mit dem innersten Tun und Wesen desselben aufs genaueste verknüpft, ja eigentlich identisch. Daher entspringen in der Regel alle seine Handlungen aus dem Egoismus . . . . . . Der Egoismus ist seiner Natur nach grenzenlos. Der Mensch will unbedingt sein Dasein erhalten, will es von Schmerzen, zu denen auch aller Mangel und Entbehrung gehört, unbedingt frei, will die größtmögliche Summe von Wohlsein und will jeden Genuß, zu dem er fähig ist, ja, sucht womöglich noch neue Fähigkeiten zum Genusse in sich zu entwickeln. Alles, was sich dem Streben seines Egoismus entgegenstellt, erregt seinen Unwillen, Zorn, Haß: er wird es als seinen Feind zu vernichten suchen. Er will womöglich alles genießen, alles haben; da aber dies unmöglich ist, wenigstens alles beherrschen.“ („Ueber die Grundlage der Moral“, S. 196. Schopenhauer veröffentlichte die Arbeit 1840 in einem Buche, betitelt: „Die beiden Grundprobleme der Ethik, behandelt in zwei akademischen Preisschriften.“ 1. Ueber die Freiheit des menschlichen Willens, gekrönt von der Norwegischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Drontheim, 1839. 2. Ueber das Fundament [so im Titel, im Inhaltsverzeichnis Grundlage] der Moral, nicht „gekrönt“ von der Dänischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Kopenhagen, 1840. Ich habe die zweite Auflage von 1860 benutzt).

So grob wie von dem galligen Pessimisten Schopenhauer wird der Egoismus als allgemeine Triebfeder menschlichen Handelns selten aufgefaßt.

Meist wird anerkannt, daß der Mensch auch für andere als sich selbst Interesse zeigt, für sie sorgt, gesellschaftliche Tugenden entwickelt, man erklärt jedoch, das sei bloß ein verfeinerter, intelligenter Egoismus, der erkannt habe, daß der einzelne in der Gesellschaft besser gedeihe als in der Isolierung, und der daher als aufgeklärter Egoist seinem Egoismus Schranken auferlege. Im Zeitalter des aufgeklärten Absolutismus war diese Lehre des aufgeklärten Egoismus sehr verbreitet.

Ist sie nicht die notwendige Konsequenz der Auffassung, daß der Selbsterhaltungstrieb der ursprünglichste aller Triebe sei? Besagt dieser nicht, daß das eigene Selbst, das Ich, das Ego im Mittelpunkt des Interesses jedes Individuums stehe und daß er sein Verhältnis zu anderen nur danach bemesse, wie sehr dabei sein eigenes Interesse gedeihe?

So einfach liegt jedoch die Sache nicht. Der Selbsterhaltungstrieb kann unter verschiedenen Umständen sehr verschiedenes bedeuten, je nach den Lebensbedingungen des „Selbst“.

Die Tiere unterscheiden sich dadurch von den Pflanzen, daß diese (mit geringen Ausnahmen, wie die Pilze) ihre Nahrung aus

der anorganischen Natur beziehen, indes jene fast ihre ganze Nahrung (mit Ausnahme etwa von Wasser und manchen Salzen) in der Form organischer Stoffe zu sich nehmen. Dabei müssen wir aber innerhalb jeder Tierklasse die große Scheidung vornehmen zwischen Pflanzenfressern und Fleischfressern. Wie verschieden auch der körperliche Aufbau jeder Tierklasse von dem der anderen Klassen sein mag, so sehr sind sich psychisch die Pflanzenfresser der verschiedenen Klassen untereinander ähnlich und ebenso andererseits die Fleischfresser. Man beobachte einmal wie eine Libellenlarve oder ein Molch im Aquarium oder eine Katze auf einer Wiese ein Opfer belauert, packt, mißhandelt, man wird in jedem dieser so verschiedenen Tiere dieselbe Haltung und dasselbe Verhalten beobachten können.

Die Pflanzenfresser stoßen bei der Gewinnung ihres Futters auf keinen aktiven Widerstand. Die Pflanze kann sich nicht wehren, nicht davonlaufen, nicht verstecken. Sie äußert weder Wut noch Schreck noch Schmerz. Das Suchen und Fressen von Pflanzen ist eine friedliche und durchaus nicht aufregende Beschäftigung. Auch Futterneid gegen andere Tiere braucht nicht aufzukommen. Die Pflanzenfresser werden in ihrer Zahl sehr beschränkt, teils durch Fleischfresser, denen sie als Nahrung dienen, teils durch zeitweise Ungunst der Witterung, die namentlich unter den jungen Tieren Krankheiten erzeugt, etwa infolge von Kälte oder Feuchtigkeit, oder endlich durch zeitweises Ausbleiben von Nahrung, z. B. wegen tiefen Schnees im Norden oder wegen Dürre in den Tropen. Alle diese Umstände reduzieren ihre Zahl so sehr, daß sie im weitaus größten Teil des Jahres mehr Futter vorfinden, als sie nötig haben. Also brauchen sie untereinander nicht um die Weide zu kämpfen.

Friedlichkeit und Gutmütigkeit kennzeichnet daher im allgemeinen die Pflanzenfresser.

Dabei ist jedoch ein Unterschied zu machen zwischen Starken und Schwachen. Einem Fleischfresser gegenüber, der ihnen nachstellt, weiß der Selbsterhaltungstrieb der Schwachen nur ein Mittel: sich unsichtbar zu machen durch Flucht oder durch Verstecken. Anders die Großen, Starken, die auch meist mit furchtbaren Waffen bewehrt sind oder vielmehr Werkzeugen, die sie bei der Futtergewinnung brauchen, Zähne oder Hörner, um den Boden aufzuwühlen oder Sträucher und junge Bäume zu knicken usw. Wie der Bauer in Revolutionszeiten aus der Sense eine Pike macht, so können die Starken unter den Pflanzenfressern ihre Werkzeuge in wirksame Waffen verwandeln. Begegnet ihnen ein Fleischfresser, groß genug, um gefährlich zu erscheinen, so gehen sie ihm wütend zu Leibe, das Nashorn und der Stier ebenso wie der Gorilla. Aber schwächere Tiere lassen sie in Ruhe. Der wilde Stier wird bösartig gegen einen Wolf oder einen Menschen, nicht aber gegen ein Reh oder ein Schaf.

Ganz anders die Fleischfresser. Hier muß man allerdings unterscheiden zwischen denen, die sich von Tieren nähren, die sie tot finden, Aasfressern, und jenen, die lebende Tiere töten, um sie zu verzehren. Doch gehen die meisten Aasfresser, wenn sie Tierleichen nicht finden, darauf aus, solche durch eigenes Tun zu schaffen.

Die eigentlichen Raubtiere, die darauf angewiesen sind, andere Tiere zu töten, müssen dahin kommen, eine Freude am Morden zu empfinden, durch das ihr Hunger befriedigt wird, der sie oft im höchsten Maße peinigt.

Denn ungleich dem Futter der Pflanzenfresser kann das ihrige fliehen, sich verstecken, unter Umständen einen Angriff abwehren. Mühsam muß es in unermüdlichem Umherschweifen gesucht werden, oft dauert es Tage, mitunter Wochen, daß keine Beute erjagt werden kann. Um so grimmiger dann die Mordgier.

Bei manchen Raubtieren erreicht der Blutdurst einen solchen Grad, daß sie alles morden, dessen sie habhaft werden.

So sagt Brehm vom Edelmarder:

„Er würgt (in Hühnerställen und Taubenhäusern) weit mehr ab, als er verzehren kann, oft den ganzen Stall, und nimmt dann nur eine einzige Henne oder eine einzige Taube mit sich weg.“ (Tierleben, 2. Aufl. II., S. 56.)

Immerhin erreicht die Mordlust dieser Bestien noch nicht die der hohen und höchsten Herrschaften der Kulturmenschheit. Der Kulturfortschritt besteht darin, daß die hohen Herren nicht, wie der Marder, sich selbst bemühen, ihre Jagdbeute zu suchen, sondern sie sich zutreiben lassen, und daß sie zum Morden nicht ihre höchsteigenen Zähne und Krallen, sondern Repetiergewehre benutzen, die andere für sie erfunden und fabriziert haben.

Zu dem Blutdurst gesellt sich Unempfindlichkeit für die Leiden des erbeuteten Tieres, das oft nicht gleich getötet werden kann, und das mitunter zur Uebung der Fangtätigkeit benutzt wird. Bekannt sind die Experimente der Katze mit der gefangenen Maus.

Zwischen den Pflanzenfressern und den Fleischfressern steht die Gruppe jener Tiere, die weder vegetabilische noch animalische Kost verschmähen und daher Allesfresser genannt werden. Deren psychischer Charakter kann den größten Schwankungen unterliegen, je nachdem ihre Lebensbedingungen sich gestalten, die ihnen unter gewissen Umständen erlauben oder sogar es notwendig machen, sich auf friedlich gewonnene Pflanzenkost zu beschränken, indes sie unter anderen Umständen genötigt sind, zu rohem Blutvergießen überzugehen, um sich zu ernähren.

So berichtet z. B. Brehm über die Bären:

„Ein Blick auf das Gebiß des Bären lehrt, daß er Allesfresser und mehr auf pflanzliche als auf tierische Nahrung angewiesen ist. Am besten läßt er sich mit dem Schweine vergleichen: wie diesem ist ihm alles Genießbare recht. Für gewöhnlich bilden Pflanzenstoffe seine Hauptmahlzeit, kleine Tiere, namentlich Kerfe, Schnecken u. dgl. die Zukost . . . . . So-

lange er Pflanzenkost in reichlicher Menge zur Verfügung hat, hält er sich an diese; wenn die Not ihn treibt, oder wenn er sich an tierische Nahrung gewöhnt hat, wird er zum Raubtier in der eigentlichen Bedeutung des Wortes . . . . ."

„Mit der hier oder da bevorzugten Nahrung steht, wie erklärlich, das Wesen des Tieres vollständig im Einklange: der pflanzenfressende Bär ist ein feiger, furchtsamer Geselle, der räuberisch auftretende wird zu einem gefährlichen Gegner der Menschen und der von ihm bedrohten Tiere. ‚Auf Kamtschatka', erzählt Steller, ‚gibt es Bären in unbeschreiblicher Menge, und man sieht solche herdenweise auf den Feldern umherschweifen. Ohne Zweifel würden sie längst ganz Kamtschatka aufgerieben haben, wären sie nicht so zahm und friedfertig und leutseliger als irgendwo in der Welt . . . . . . Wenn ein Itälmen eines Bären ansichtig wird, spricht er ihn von weitem an und beredet ihn, Freundschaft zu halten. Mädchen und Weiber lassen sich, wenn sie auf dem Torflande Beeren aufsammeln, durch die Bären nicht hindern. Geht einer auf sie zu, so geschieht es nur um der Beeren willen, die er ihnen abnimmt und frißt. Sonst fallen sie keinen Menschen an, es sei denn, daß man sie im Schlafe stört'." (Tierleben II., S. 161—163.)

Hier finden wir bereits in der Tierwelt ein auffallendes Beispiel dafür, in welchem Maße die Art des Nahrungserwerbes, gewissermaßen die Produktionsweise, das psychische Wesen bedingt.

Welcher Art der Nahrungserwerb des Affenmenschen war, wissen wir nicht bestimmt. Doch haben wir allen Grund anzunehmen, daß er die Tierwelt, wenigstens die höher entwickelte, in Ruhe ließ, so lange er nicht zum Menschen geworden war und sich nicht Waffen geformt hatte, um größere, warmblütige Tiere zu töten und zu zerschneiden oder zu zerreißen. Seine Hauptnahrung dürfte pflanzlicher Art gewesen sein, mit kleinen niederen Tieren, wie Schnecken, Muscheln, Insektenlarven usw. als Zukost.

Noch die Australier verschmähen solche Zukost nicht, obwohl sie schon über Waffen verfügen, die hinreichen, Vögel und Säugetiere zur Strecke zu bringen. Eine fette Raupe gilt ihnen als Leckerbissen.

Die Menschenaffen sind Pflanzenfresser.

„Die starke Entwicklung der Eckzähne beim erwachsenen Schimpansen möchte Neigung zu Fleischnahrung andeuten. Solche Neigung zeigt sich jedoch nur, wenn er gezähmt wird. Anfänglich weist er Fleisch zurück, nach und nach aber verzehrt er es mit einer gewissen Vorliebe. Die Eckzähne, die sich frühzeitig entwickeln, spielen also nur eine Rolle bei der Verteidigung. Kommt ein Schimpanse mit einem Menschen in Zwiespalt, so ist es beinahe das erste, was er tun will, beißen." (Savage bei Brehm, Tierleben I., S. 71, 72.)

Wahrscheinlich dienen die Eckzähne auch bei der Futtergewinnung. Beim Gorilla sind diese Zähne noch furchtbarer als beim Schimpansen. Du Chaillu sagt darüber:

„Obgleich der Gorilla vermöge seiner ungeheuren Eckzähne ohne Mühe jedes andere Tier im Walde zu zerstückeln vermöchte, ist er doch ein echter Pflanzenfresser. Ich habe den Magen von allen untersucht,

deren Tötung mir glückte, und niemals etwas anderes gefunden als Beeren, Pisangblätter und sonstige Pflanzenstoffe." (Zitiert bei Brehm, Tierleben I., S. 61.)

Von den Schimpansen heißt es:

„Die Nahrung besteht wahrscheinlich aus denselben Pflanzen und Früchten, die der Gorilla verzehrt: Früchte, Nüsse, Blatt- und Blütenschößlinge, vielleicht auch Wurzeln bilden wohl die Hauptnahrung." (Brehm, Tierleben I., S. 71.)

Vielleicht war der Affenmensch nicht mehr ein so ausgesprochenes Waldtier, wie die Menschenaffen, sondern mehr auf baumloses Grasland angewiesen, wo er seinen aufrechten Gang entwickelte, der ihn zum Menschen machte. Die Paviane haben sich als Erdtiere freilich in entgegengesetzter Richtung entwickelt. Sie bevorzugen das Laufen auf allen Vieren, und ähneln in ihrem Gang mehr plumpen Hunden als Affen. Trotz dieser Verschiedenheit mögen Paviane und Affenmenschen ihre Nahrung aus dem gleichen Bereich gezogen haben. Diese Nahrung der Paviane wird folgendermaßen beschrieben:

„Sie besteht hauptsächlich aus Zwiebeln, Knollengewächsen, Gräsern, Kraut, Pflanzenfrüchten, die auf der Erde oder wenigstens nur in geringer Höhe über ihr wachsen oder von Bäumen abgefallen sind, Kerbtieren, Spinnen, Schnecken, Vogeleiern usw." (Brehms Tierleben I., S. 144, 145.)

Aehnlicher Art kann die Nahrung des Affenmenschen gewesen sein. Ob mehr der des Pavians oder des Schimpansens ähnlich, auf jeden Fall dürfen wir annehmen, daß die Psyche des Affenmenschen dem entsprechend die eines Pflanzenfressers war, allerdings wohl eines der stärkeren Art, den sein Trieb der Selbsterhaltung beim Nahen einer gefährlichen Gestalt nicht zur Flucht, sondern zu entschlossenem Widerstand anreizt.

Merkwürdigerweise gibt es eine Reihe von Gelehrten, die den Menschen von einem Raubtiere abstammen lassen. So die Schule Lombrosos, der die Lehre vom „geborenen Verbrecher" entstammt. Danach ist das Verbrechen ein Atavismus, ein Rückschlag zu Erscheinungen, die unsere tierischen Ahnen zeigten. Im Verbrechen äußere sich der ererbte Raubtiercharakter des Tieres, den unsere Kultur zurückgedrängt habe, der aber bei manchen Individuen wieder durchbräche. Eine Annahme, fast ebenso sonderbar wie die Freudsche, die im Wilden den Typus des Neurotikers der Großstadt wiederfindet.

Mit dem angeblichen Raubtiercharakter des Menschen könnte man auch die Annahme in Verbindung bringen, die Triebfeder aller menschlichen Handlungen sei der Egoismus, die parallel mit der Annahme auftritt, diese Triebfeder sei in dem Streben nach Lust zu suchen. Nun kann man wie den Begriff der Lust auch den des Egoismus so lange strecken und recken, bis er alle möglichen Antriebe des Handels umfaßt. Man erreicht das aber nur dadurch, daß man jenen Begriffen die Bestimmtheit nimmt, die sie ursprünglich haben und durch die allein sie etwas bedeuten.

Der Egoismus ist ein vages Allerweltsgefühl, wenn man unter ihm etwas anderes versteht, als das Streben, nicht bloß nach Selbsterhaltung, sondern auch nach Behauptung der eigenen Persönlichkeit auf Kosten anderer, wenn es notwendig oder von Vorteil ist: durch deren Unterdrückung, Mißhandlung oder gar Vernichtung. Wer seine Haut in Sicherheit bringt, ohne jemand anderem dadurch zu schaden, oder wer Nahrung für sich sucht, ohne die anderer zu verkürzen, ist doch noch kein Egoist.

Die Psyche des Egoisten ist gleichwertig der des Verbrechers. Beide unterscheiden sich in unserer Gesellschaft bloß dadurch, daß der eine zur Erhaltung seiner Persönlichkeit und ihres Wohlseins auf fremde Kosten legale Mittel anwendet, der andere illegale. Man könnte bloß noch die Ausnahme machen, daß manche Tat ein Verbrechen genannt wird, die durchaus nicht egoistischer Natur ist, so die politischen Verbrechen sowie Gesetzesverletzungen, die nicht um der eigenen Person willen, sondern aus Liebe zu anderen, zu Kindern, Eltern, Geschwistern, Gatten begangen werden.

Wäre das Verbrechen ein Rückfall in die Raubtiernatur, so müßte das gleiche auch vom Egoismus gelten. Auf die nahe Verwandtschaft beider weist das lateinische Wort hin: homo homini lupus — der Mensch ist seinen Nebenmenschen gegenüber ein Wolf.

Eine andere Auffassung hält sich von der Lächerlichkeit fern, den Menschen von einer Art Tiger abstammen zu lassen. Sie sieht aber im Egoismus das notwendige Ergebnis des Kampfes ums Dasein in der Natur, der ein Kampf aller gegen alle sei und daher jedes einzelne Individuum zwinge, sich gegen alle anderen zu wenden und auf ihre Kosten sich zu behaupten. So sei der Egoismus mit dem Selbsterhaltungstrieb eng verbunden und in der belebten Natur allgemein wie dieser. Ein französischer Dichter, Alphonse Daudet, hat Egoismus und Verbrechen in dieser Weise mit dem Darwinismus in Verbindung gebracht und dabei aus dem Worte „Kampf ums Dasein" (englisch struggle for life) sogar eine eigene Personalbezeichnung geprägt.

In einem seiner Dramen „La Lutte pour la Vie" (zuerst aufgeführt 1889) nennt er einen verbrecherischen Egoisten, der sich auf Darwin beruft, einen „struggle for lifeur", — „um den Parisern zu gefallen, die nichts mehr lieben, als Fremdworte zu verhunzen (écorcher), und die bereits den High lifeur in ihrem Repertoire hatten". (La lutte pour la vie, Vorrede, S. IV.)

Diese Auffassung des Kampfes ums Dasein war nicht die Darwins, aber er hat ihr Vorschub geleistet schon dadurch, daß er den dialektischen Prozeß der Wechselwirkung in der Natur zwischen These (Organismus) und Antithese (Umwelt), bloß als Kampf bezeichnete, nicht als Kampf mit der Umwelt. Selbst Forscher, die Darwin studiert und begriffen haben, denken bei

dem Kampf ums Dasein vornehmlich an eine Rauferei eines Individuums mit anderen Individuen, nicht auch an einen Kampf gegen die unbelebte Umwelt, gegen Wind und Wetter und dergleichen.

Und bei der Rauferei gegen andere Individuen denken sie zuerst nicht an einen Streit gegen Individuen anderer Arten, sondern an einen Kampf mit Individuen der gleichen Art.

Diese letztere Auffassung wird nicht schon mit dem Worte „Kampf" gegeben, das Darwin mit dem alten Heraklit gemein hat, dem der Krieg der Vater aller Dinge war, welchen Satz er indes anders auffaßte, als die Militaristen unserer Zeit. Die zuletzt hier angeführte Deutung des Darwinismus entspringt nicht dieser Uebereinstimmung im Ausdruck mit Heraklit, sondern einer Uebereinstimmung im Denken mit Malthus.

Drittes Kapitel.

Malthus und Darwin.

Für Darwin rührt der Kampf ums Dasein daher, daß stets weit mehr Organismen einer Art in die Welt gesetzt werden als der für sie gegebene Nahrungsspielraum ernähren kann. Es sind daher von jeder Art immer zu viele da, diese sind gezwungen, sich um den Platz am gedeckten Tisch untereinander zu raufen, wobei die stärksten oder bestangepaßten Sieger bleiben, sich fortpflanzen und so weiter, so daß immer stärkere, besserangepaßte Individuen in der Art vorhanden sind, wodurch deren Entwicklung vor sich geht.

Diese Auffassung wird heute noch allgemein geteilt und doch ist sie ganz verkehrt. Schon in meinem Buche „Vermehrung und Entwicklung in Natur und Gesellschaft" habe ich darauf hingewiesen, daß eine Tendenz der Tiere, sich bis zur Grenze ihres Nahrungspielraumes auszudehnen, nicht ihre Höherentwicklung zur Folge haben müßte, sondern die Vernichtung ihrer Nahrungsquellen. Die unbeschränkte Vermehrung der Ziegen und Schafe, bei gleichzeitiger Ausrottung der ihre Zahl beschränkenden Raubtiere, hat in manchen Gegenden um das Mittelmeer nicht zu einem Kampf ums Dasein zwischen den Ziegen und zu ihrer Höherentwicklung, sondern dahin geführt, daß auf den von den Ziegen abgeweideten Bergen die Vegetationsdecke schwand und diese Berge heute kahl dastehen. Mit der Vegetationsdecke mußte entsprechend auch die Zahl der Ziegen abnehmen.

Ein Fortbestehen des Gleichgewichts zwischen den verschiedenen Arten der Organismen ohne fortschreitende Vernichtung zuerst der als Futter dienenden und dann der von jenen lebenden, ist nur dann möglich, wenn die Pflanzenfresser nicht mehr im

Jahre verzehren, als den jährlichen Zuwachs an für sie genießbaren Pflanzen. Dieser Zuwachs macht nur einen Teil des für sie möglichen Nahrungsspielraumes aus, der Gesamtheit der vorhandenen Nahrungspflanzen.

Andererseits dürfen die Fleischfresser im Jahr nicht alle vorhandenen Pflanzenfresser verzehren, sondern nur so viele von ihnen, als im gleichen Zeitraum neu hinzukommen und weiterleben. Wo sie mehr verzehren, hat der ganze Nahrungsspielraum bald ein Ende und allgemeines Verhungern ist unausbleiblich.

Nicht die Enge des Nahrungsspielraumes ist es, die die Zahl der Individuen der Tierwelt in bestimmten Grenzen hält, sondern die Ungunst der Verhältnisse anderer Art. Wohl setzt jede Art mehr Keime in die Welt als bei dem gegebenen Nahrungsspielraum ernährt werden könnten, aber der jährlich den gegebenen Bestand überschreitende Ueberschuß wird vernichtet, ehe er dazu kommt, mit seinen Artgenossen in einen Kampf um den gemeinsamen Nahrungsspielraum einzutreten.

Er wird vernichtet durch Wechselfälle der unbelebten Natur, sowie durch Nachstellungen von Tieren anderer Art. Was bei den Pflanzen als überschüssiger Zuwachs erscheint, das ist Nahrung für Pflanzenfresser. Und deren überschüssiger Zuwachs ist Nahrung für die Fleischfresser.

Wir haben schon darauf hingewiesen, daß für die Pflanzenfresser in der Regel den größten Teil des Jahres über der Tisch reichlich gedeckt ist, so daß sie miteinander nicht um das Futter zu raufen haben. Aber auch in Zeiten der Not bemerken wir derartiges unter ihnen nicht. Wenn tiefer Schnee im Walde liegt oder die Steppe wegen Regenlosigkeit vertrocknet ist, wird die ganze Energie der Pflanzenfresser darauf gerichtet, nach den spärlichen Resten der Vegetation zu suchen, die über ein weites Gebiet zerstreut hier und da zu finden sind. Zum Kampf gegen Konkurrenten gibt das Abknabbern einzelner Rindenstücke und zerstreuter Hälmchen kaum Gelegenheit und auch nicht viel Kraft.

Wo sollte es da zum Egoismus als allgemeiner Erscheinung kommen?

Anders scheint die Sache bei den Fleischfressern zu liegen.

Die Nahrung der Pflanzenfresser ist wenig konzentriert, vielmehr auf zahlreiche Exemplare von Blättern, Halmen, Früchten, Wurzeln verteilt, von denen jedes einzelne keinen großen Nährwert bedeutet. In zahlreichen Freßakten wird das Futter aufgenommen. Manche Pflanzenfresser können den ganzen Tag mit Nahrungsaufnahme beschäftigt sein. Das mindert die Intensität ihrer Freßgier. Die Nahrungsaufnahme wird da ein recht beschaulicher Akt, der keine Veranlassung zu Kämpfen mit Artgenossen gibt, die an derselben Tafel speisen.

Die Nahrung der Fleischfresser dagegen ist höchst konzentriert, rasch heruntergeschlungen, und muß dann oft viele Tage lang vorhalten, bis neue Beute aufgetrieben wird. Die Freßgier der Raubtiere ist dementsprechend eine sehr intensive, ihr Objekt meist ein einziges großes Stück, an dessen Verzehrung mehrere sich beteiligen können. Da scheint es weit öfter zu einem Kampf des einzelnen gegen Artgenossen um die Beute kommen zu sollen, und da jeder der Räuber auf das Töten anderer Tiere eingerichtet ist, müßte man erwarten, daß Kämpfe dieser Art einen blutigen Charakter annehmen. Da hätten wir also doch den Kampf aller gegen alle.

Die Beobachtung der Wirklichkeit zeigt uns ein anderes Bild. Wir müssen hier unterscheiden zwischen Aasfressern, gesellschaftlich jagenden Raubtieren und einzeln jagenden.

Wo Aas ist, sammeln sich bekanntlich die Geier. Ein Aas lockt in der Regel zahlreiche Konsumenten an. Viele hungrige Fresser der gleichen Art werden auf einen Punkt konzentriert. Das führt leicht zu Zank und Streit zwischen ihnen, aber nicht zu schlimmerem.

So sagt Brehm von der Hyäne:

„Sie sind die Geier unter den Säugetieren, und ihre Gefräßigkeit ist wahrhaft großartig. Dabei vergessen sie alle Rücksichten und auch die Gleichgültigkeit, die sie sonst zeigen. Man hört es sehr oft, daß die Fressenden in harte Kämpfe geraten; es beginnt dann ein Krächzen, Kreischen und Gelächter, daß Abergläubische wirklich glauben können, alle Teufel der Hölle seien los und ledig." (Tierleben II., S. 5.)

Aber trotz ihres furchtbaren Gebisses kommt es nicht zu Mord und Totschlag, ja nicht einmal zur Verjagung der Schwächeren durch die Stärkeren.

Den Aasjägern, wenigstens den vierfüßigen, stehen sehr nahe die gesellig jagenden Raubtiere. Manche Art ist beides gleichzeitig, wie Hyänen, Schakale, Wölfe. Die Versammlung bei einem Aase fördert die Geselligkeit und damit das vereinte Jagen nach lebender größerer Beute, wenn kein Aas zu finden ist. Aber auch, wenn mehrere zusammen ein Opfer niedergeworfen haben, um es gemeinsam zu zerreißen und zu verzehren, kommt es höchstens zu Zank und Streit, dagegen habe ich Berichte über wirkliche Kämpfe zwischen solchen Tieren um die Beute nie gelesen. Es ist wohl die Geselligkeit, die Kameradschaft, von der wir noch ausführlicher handeln werden, die sie daran hindert.

Allerdings, wenn einer der ihren etwa durch einen Schuß getötet wird, dann fallen sie wohl über ihn her, um ihn zu verzehren.

Das ist aber nicht viel anders aufzufassen, als wenn trauernde Verwandte sofort nach dem Tode eines geliebten Angehörigen über seine Erbschaft herfallen. Der Unterschied ist nur der, daß der Wolf oder die Hyäne ihren heulenden oder im Falle der

Hyäne lachenden Erben nicht mehr zu hinterlassen haben als ihren Kadaver, für dessen sofortige kostenlose Bestattung bestens gesorgt ist. Daß ein Erblasser von Angehörigen umgebracht wird, damit sie seines Erbes teilhaftig werden, kommt indes nur beim Menschen vor und nicht bei den Hyänen.

Wie steht es aber mit den einzeln jagenden Raubtieren? Diese werden doch in keiner Weise durch kameradschaftliche Empfindungen daran gehindert, unbequeme Konkurrenten zu bekämpfen, zu verjagen oder zu töten? Das ist richtig. Aber sie finden unbequeme Konkurrenten selten vor.

Wie bei den einen Tieren ihre Geselligkeit, wird bei den anderen ihre Isolierung durch die Art ihres Nahrungserwerbes bedingt. Jene hetzen das Wild in Rudeln, wobei sie oft eine Arbeitsteilung eintreten lassen, indem die einen es von vorne angreifen und jagen, indes die anderen von der Seite kommen und ihm den Weg verlegen. Die isoliert lebenden und jagenden Räuber beschleichen oder belauern ihre Beute. Dabei würde die Anwesenheit von Kollegen nur störend wirken. In Gesellschaft ist es schwer, die Aufmerksamkeit zu konzentrieren, und eine größere Anzahl verrät ihre Anwesenheit leichter als ein einzelnes Wesen. Die ihr Wild beschleichenden Räuber ziehen es daher vor, einzeln oder höchstens paarweise zu jagen. Um nicht gestört zu werden, gehen sie den Nachbarn möglichst aus dem Weg, was um so leichter dort erreichbar ist, wo jedes Individuum der gleichen Art es vorzieht, innerhalb eines bestimmten Gebietes zu bleiben, dessen Wege es ebenso wie die Schliche des dortigen Wildes genau kennt. In einer ihm unbekannten Gegend müßte es dem Raubtier schwer fallen, solange es sich nicht eingewöhnt hat, unbemerkt Wild aufzuspüren und ihm auf Sprungweite nahezukommen. Bei den isoliert jagenden Räubern kommt solche Innehaltung bestimmter Reviere häufig vor.

Unter diesen Umständen wird es sich sehr selten ereignen, daß zwei Räuber bei einer Beute zusammentreffen und einen Kampf um sie beginnen.

Wie immer zwischen zwei Gattungen gibt es auch zwischen den beiden Gruppen der gesellschaftlich und der isoliert jagenden Räuber Zwischenstufen.

Manche ziehen je nach den Bedingungen des Nahrungserwerbes einmal das isolierte Leben dem gesellschaftlichen vor. Dann wieder finden sie letzteres einträglicher. So leben die Wölfe im Sommer paarweise oder vereinzelt, solange im Walde ihre Tafel reichlich gedeckt ist, bei der sie keine Kostverächter sind, da sie Mäuse, Igel, Schlangen, Eidechsen ebensowenig verschmähen wie eigentliches Wild. Wenn aber der Boden verschneit ist, findet der Wolf im Walde keine genügende Nahrung mehr. Nun nähert er sich menschlichen Wohnungen, wie es im Winter auch Hasen und Rehe tun, und suchte nicht nur diese,

sondern auch Haustiere zu erbeuten. Zu kühnen Taten letzterer Art fühlt er sich jedoch allein zu schwach, er gesellt sich zu Kameraden.

Der Löwe jagt heute meist vereinzelt oder mit einer Ehegattin. Doch gelegentlich soll er größere Gesellschaft dabei nicht verschmähen, wie er mitunter auch vor dem Genusse von Aas nicht zurückschreckt. Brehm berichtet von ihm:

„Der Löwe lebt einzeln und nur während der Brunstzeit hält er sich zu seinem Weibchen. Außer der Paarzeit bewohnt jeder Löwe sein eigenes Gebiet, ohne jedoch der Nahrung wegen mit anderen seiner Art in Streit zu geraten. Vielmehr kommt es häufig vor, daß sich zu größeren Streifzügen mehrere Löwen vereinigen." (Tierleben I., S. 358.)

„Beobachter versichern, daß zwischen den Löwen selbst zuweilen aus Futterneid Kämpfe entstehen . . . . . . Ich halte diese Angabe für unwahr, obgleich ich wiederholt gesehen habe, daß andere große Katzenpaare, namentlich Tiger, durch das bloße Erschauen einer vermeintlichen Beute in hohem Grade erregt wurden und wütend miteinander kämpften, so friedlich sie auch sonst zusammen lebten." (I., S. 363.)

Daß es dabei zu Mord und Totschlag gekommen sei, berichtet Brehm selbst von den Tigern nicht. Sollten Fälle dieser Art doch vorkommen, so wären sie auf jeden Fall so selten, daß sie keine entscheidende Rolle in der Entwicklung der Art durch den „Kampf ums Dasein" spielen könnten.

Wohl gibt es Kämpfe von Individuen der gleichen Art untereinander, oft sehr erbitterte Kämpfe, und nicht bloß bei Fleischfressern, sondern auch bei den sonst so friedlichen Pflanzenfressern, selbst bei dem so furchtsamen Hasen: Kämpfe von Männchen untereinander um die Gunst einer Schönen. Das ist aber eine Sache, die mit dem malthusianisch motivierten Kampf ums Dasein gar nichts zu tun hat. Darwin selbst verweist sie auf ein anderes, allerdings noch mehr umstrittenes Gebiet, das der geschlechtlichen Zuchtwahl.

Er sagt darüber unter anderem:

„Bei Säugetieren scheint das Männchen das Weibchen viel mehr nach dem Gesetze des Kampfes zu gewinnen, als durch die Entfaltung seiner Reize. Die furchtsamsten Tiere, die nicht mit irgendwelchen speziellen Waffen ausgerüstet sind, lassen sich während der Zeit der Liebe in verzweifelte Kämpfe ein. Zwei männliche Hasen hat man gesehen, die so lange miteinander fochten, bis einer getötet war." (Abstammung d. Menschen II., S. 222.)

Neben den Liebeskämpfen kommen auch Kämpfe um den Futterplatz vor, aber in der Regel nicht zwischen Mitgliedern der gleichen Art. Manche der Raubtiere hegen erbitterte Feindschaft gegen Exemplare anderer Arten und können solcher nicht ansichtig werden, ohne in Wut zu geraten und sie nicht selten, bis zur Vernichtung zu bekämpfen. Oft dient dabei der Unterliegende dem Sieger als Nahrung, oft entsteht der Kampf aus einem Streit um die Beute. So findet der Bär zahlreiche Feinde, sowohl unter den großen Katzen (Tigern), wie unter den großen Hunden

(Wölfen). Der Löwe muß oft Hyänen von dem Kadaver des Tieres vertreiben, das er getötet hat. Die bekannte Feindschaft zwischen Hund und Katze dürfte unter ähnlichen Umständen erworben worden sein und sich dann bis heute vererbt haben.

Indessen dürften auch Kämpfe dieser Art nicht so häufig vorkommen, um auf die Entwicklung als „Kampf ums Dasein" fühlbar einzuwirken. Das wird schon dadurch verhindert werden, daß die Raubtiere keineswegs sehr nach gefährlichen Kämpfen lüstern sind, außer in Zeiten der Liebe, in denen, wie wir eben gesehen, selbst der Hase tapfer wird. Ohne Not greifen auch der Löwe und der Tiger und der Leopard nur Schwächere an, um Futter zu gewinnen. Von katzenartigen Raubtieren sagt Brehm:

„Auch die größten Arten scheuen Tiere, von denen sie bedeutenden Widerstand erwarten und greifen sie bloß dann an, wenn sie sich durch die Erfahrung überzeugt haben, daß sie trotz der Stärke ihrer Gegner als Sieger aus einem etwaigen Kampfe hervorgehen." (Tierleben I., S. 352.)

Auch von Hyänen und Wölfen weiß er über keine größere Tapferkeit zu berichten.

Diese Scheu vor Kämpfen, deren Aussicht unsicher ist, trägt wohl auch dazu bei, daß Futterkämpfe zwischen Mitgliedern der gleichen Art so selten sind.

Von manchen Art wird allerdings berichtet, daß sie andere Arten verdrängen, aber es scheint mir sehr zweifelhaft, daß dies durch Kämpfe von Mann gegen Mann geschieht. Darwin selbst muß zugeben:

„Wahrscheinlich werden wir in keinem einzigen Fall genauer anzugeben imstande sein, wie es zugegangen ist, daß in dem großen Wettringen um das Dasein die eine Form den Sieg über die andere davongetragen hat." (Entstehung d. Arten, S. 97.)

So hat z. B. in Europa die seit dem 18. Jahrhundert eingewanderte Wanderratte die einheimische Rattenart, die Hausratte, im Laufe des letzten Jahrhunderts „verdrängt". Läßt sich aber diese Erscheinung nicht durch eine andere erklären, die mit dem Kampf ums Dasein in der Natur nichts zu tun hat, durch das Vordringen und Erstarken der menschlichen Kultur?

Der Mensch bekämpft die Ratten ohne Ausnahme, aber von deren beiden Gattungen ist die eingeborene ungeschickter und in ihren Gewohnheiten und bevorzugten Aufenthaltsorten leichter faßbar als die andere.

Die Kunst des Menschen wird nur mit der ersteren Art fertig. Er macht dadurch Platz für die letztere. Ebenso vernichtet er in den Städten die Lebensbedingungen für die Singvögel und begünstigt dadurch die Spatzen. Er vernichtet in Australien das Känguruh, damit das Kaninchen an seine Stelle trete. In allen diesen Fällen ist es das Eingreifen des Menschen, das das Gleichgewicht zwischen den Arten stört, und nicht ein Konkurrenzkampf um das Futter zwischen diesen Arten.

Das Dichterwort „Raum für alle hat die Erde". ist ganz richtig, doch nur dort, wo „der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual".

Damit ist freilich nicht gesagt, daß ohne diese Qual die Welt vollkommen wäre und Raum hätte für alle, die noch kommen könnten. Raum für alle wird nur geschaffen durch Faktoren, die Qual verursachen. Idyllisch, ohne Kampf geht es in der Natur nicht zu.

Die Erde hätte nicht Raum für alle Pflanzen, die aufkeimen, wenn nicht die Pflanzenfresser den Betrag des jährlichen Zuwachses vertilgten, und sie hätte nicht Raum für alle Pflanzenfresser, die geboren werden, wenn nicht die Fleischfresser ihrerseits den Zuwachs der Pflanzenfresser hinwegräumten. Wodurch wird aber die Zahl der Fleischfresser im Zaum gehalten, so daß sie nicht ständig ihren Nahrungsspielraum zu überschreiten trachten?

Nun, auch sie stoßen auf Feinde und Gefahren in ihrer Umwelt. Wird einmal die Nahrung knapp, dann werden sie gedrängt, sich an wehrhafte Pflanzenfresser heranzumachen, die manchem Räuber den Garaus machen.

Das größte Hemmnis rascher Vermehrung bei diesen Tieren dürfte aber die Sterblichkeit der Jungen sein. Auch beim Menschen äußern sich ungünstige Verhältnisse viel mehr in der vermehrten Sterblichkeit der Kinder als der der Erwachsenen. Von erwachsenen Raubtieren wird kaum je eines verhungern. Mangel an zusagendem Futter äußert sich vielmehr darin, daß Ersatzmittel gesucht werden, wie von uns im Kriege. Wenn sie nichts anderes finden, sollen Löwe wie Tiger mit Mäusen vorliebnehmen, der Löwe sogar Heuschrecken nicht verschmähen.

So mag das erwachsene Tier sich durch gelegentliche Hungerzeiten durchhelfen. Das saugende Junge dagegen wird wahrscheinlich erliegen, wenn die Mutter unermüdlich umherstreift und doch keine ordentliche Nahrung auftreibt. Ihre Milchproduktion muß unter solchen Umständen eine ganz unzureichende sein.

Mancher Darwinist wird einwenden, daß da doch wieder die Enge des Nahrungsspielraumes den Kampf ums Dasein und die Auslese der passendsten bewirke. Aber das ist keineswegs der Fall. Die Enge des Nahrungsspielraumes, die Malthus und Darwin im Auge haben, ist eine ununterbrochene Erscheinung, die dauernd alle Individuen trifft und daher die passendsten unter ihnen allein weiterleben läßt, auf Kosten der weniger passenden, die dran glauben müssen.

Ganz anders wirken zeitweilige Notstände. Sie treffen alle Jungen, die zu jener Zeit vorhanden sind und vernichten sie alle, die stärkeren wie die schwächeren, wenn auch vielleicht jene nicht in so hohem Maße wie diese. Junge, die in Zeiten der Fülle zur

Welt kamen, haben dagegen alle die beste Aussicht groß zu werden, die schwächeren wie die stärkeren. Und die wenigen, die in Zeiten der Not davonkommen, werden so geschwächt sein, daß sie sich dem Nachwuchs aus der Zeit der Fülle kaum ebenbürtig erweisen werden.

Eine Auslese, die in dieser Weise vollzogen wird, kann aber kaum als Auslese im Sinne Darwins gelten.

Endlich gibt es bei vielen Raubtieren einen Regulator des Nachwuchses, den die Wilden ebenfalls nicht verschmähen, wenn auch aus anderen Motiven und Grundsätzen: den Kindesmord. Vielfach ist bei den Räubern der Herr Papa so lüstern nach frischem Fleisch, daß es der teuren Gattin nicht immer glückt, ihre Sprößlinge vor seinem unersättlichem Appetit zu sichern.

So finden wir auch in der Raubtierwelt nicht das stete Drängen nach Ueberschreitung des Nahrungspielraumes und daher da ebensowenig wie bei den Pflanzenfressern einen schonungslosen Konkurrenzkampf aller gegen alle.

Am ehesten dürfte man erwarten ihn in der Pflanzenwelt zu finden. Auch da könnte er freilich nicht in dem Maße stattfinden, wie man sich das gewöhnlich vorstellt. Es ist richtig, daß jede einzelne Pflanze in der Regel eine große Menge Samen ausstreut, ein Baum im Laufe seines Lebens viele tausende. Der Nahrungsspielraum der Pflanzen, der Boden, nimmt dagegen in der Regel überhaupt nicht zu. Platz für ein neues Pflanzenexemplar wird daher nur dort frei, wo ein altes der gleichen Art aufhört zu existieren. Von der ungeheuren Menge von Samen vermag also nur ein winziger Bruchteil heranzuwachsen und sich fortzupflanzen. Aber werden die anderen alle durch einen Konkurrenzkampf der Pflanzen um den Boden ausgemerzt, einen Kampf, in dem nur die passendsten, stärksten oder zähesten oder sonstwie den Verhältnissen am besten angepaßten sich behaupten?

Viele Samen dienen Pflanzenfressern als Futter, gehören zu deren Nahrungsspielraum. Andere fallen auf ein Medium, auf dem sie nicht keimen können, sei es Felsen oder Wasser und dergleichen. Keine Auslese findet dabei statt, hier wirkt nur der Zufall, der Kräftige und Schwache gleichmäßig trifft.

Von jenen wenigen Samen, die auf Boden fallen, in dem sie keimen können, ohne vorher gefressen oder sonstwie vernichtet zu werden, wird ein Teil auf einen für die betreffende Pflanzenart geeigneten, die anderen auf einen für sie ungeeigneten Boden durch die Zufälle des Windes und anderer Einflüsse getrieben werden. Die ersteren werden gedeihen, selbst wenn sie schwächer sind, die anderen verkümmern, selbst wenn sie stärker sind. Auch hier entscheiden viel mehr äußere Verhältnisse als die Vorzüge des Samens darüber, welche von ihnen sich behaupten und gedeihen.

Von einem Konkurrenzkampf der Pflanzen untereinander kann man nur dort reden, wo eine größere Anzahl von Samen derselben Art nebeneinander auf einer beschränkten Bodenfläche gleichmäßiger Güte niederfallen. Sie werden alle keimen. Sobald sie heranwachsen wird jedoch der Platz zu eng für sie alle, sie werden sich gegenseitig Luft und Licht und die nährende Erde streitig machen, wobei schließlich die Stärksten siegen. Diese allein wachsen zum Licht empor. Die Schwächeren verkümmern und gehen ein.

So stellt man sich gewöhnlich den Konkurrenzkampf der Individuen der gleichen Art in der Pflanzenwelt vor. Er bildet, wie wir gesehen haben, nur eine unter vielen Möglichkeiten des Aufwachsens von Pflanzen.

Es ist aber außerdem fraglich, ob diese Möglichkeit in der Natur überhaupt in einem nennenswerten Maße vorkommt.

Der große Fehler Darwins und seiner Jünger besteht darin, daß sie bei der Erforschung des Mechanismus der Entwicklung nicht genügend den Naturzustand von dem durch das Einwirken des Menschen geschaffenen unterscheiden und sich jenen zu oft nach dem Beispiele dieses vorstellen.

Das ist der Fall bei den Anschauungen über die Züchtung durch Auslese und auch bei jenen über die Konkurrenz einer übermäßig großen Anzahl heranwachsender Organismen gleicher Art untereinander. Eine derartige Konkurenz finden wir regelmäßig dort, wo der Mensch das Gleichgewicht der Arten in der Natur durch sein Eingreifen stört. Er kann, wie wir gesehen, durch Beseitigung oder Fernhaltung von Fleischfressern die Zahl der Pflanzenfresser in einer Gegend so vermehren, daß sie die ganze vorhandene Vegetation aufzehren und vertilgen, wie es die Ziegen und Schafe in Ländern um das Mittelmeer herum taten und tun. Der Mensch kann aber auch die Zahl der Pflanzenfresser in einer Gegend so vermindern oder fernhalten, daß die jungen Pflanzen, z. B. im Walde, nicht wie im Naturzustande, zum großen Teile verzehrt werden, sondern fast alle aufwachsen. In diesem Falle kommt es zu dem Zustand, den Darwin und Malthus für den regelmäßigen halten, daß die größer werdenden Pflänzchen durch ihre Ueberzahl einander gegenseitig Luft und Licht und Nährboden verringern und streitig machen. Doch darf man auch in diesem Falle bezweifeln, ob eine Fortentwicklung durch stete Auslese immer besserer, stärkerer, passender Exemplare die Folge sein wird. Die Forstleute wenigstens sind nicht dieser Ansicht. Sie erwarten eher, daß in diesem Zustande alle Pflänzchen verkümmern und die wenigen, die heranwachsen, sehr dürftige Exemplare sein werden. Sie überlassen in den Baumschonungen den dichten Nachwuchs an Bäumen keineswegs der natürlichen Auslese, sondern roden beizeiten selbst die über-

zähligen Stämmchen aus. Nur dadurch erzielen sie einen gesunden Nachwuchs.

Also auch in der Pflanzenwelt spielt der Kampf verschiedener Exemplare derselben Art um den für sie alle unzureichenden Nahrungsspielraum, trotz zeitweiligen Vorkommens, nicht jene Rolle, die ihm nach der auf Malthus aufgebauten Darwinschen Hypothese zukäme.

Aber selbst wenn die Darwinsche Annahme für die Pflanzen völlig stimmte, spielte sich dieser Kampf zwischen bewußtlosen, zur Kriegsführung gänzlich ungeeigneten Organismen ab, könnte Erscheinung, daß er keine psychischen Wirkungen hervorrufen Nachkommen vererben würden. In der Welt der bewußten und auch tatsächlich, nicht bloß bildlich mit anderen Individuen kämpfenden Organismen, ist aber der Kampf gegen Individuen der gleichen Art um den Weideplatz oder die Beute eine so seltene Erscheinung, daß er keine psychischen Wirkungen hervorrufen kann, die den Charakter der ganzen Art beeinflussen und sich durch ständige Wiederholung von Generation zu Generation so festigen, daß die derart erworbenen Eigenschaften zu erblichen werden.

So finden wir gar keine Anhaltspunkte dafür, daß in der Tierwelt der Selbsterhaltungstrieb die Form des Egoismus annimmt, in dem Sinne, wie wir das Wort auffassen, als Streben, die eigene Persönlichkeit auf Kosten der Artgenossen durch deren Benachteiligung oder Unterdrückung zu erhalten und zu fördern.

Nur das Verhältnis zu den Artgenossen kommt für den Egoismus oder das Verbrechen in Betracht. Wenn ein Mensch Fleisch von Rindern oder Schweinen verzehrt, die um seinetwillen getötet wurden, so braucht er deswegen noch lange nicht egoistisch oder verbrecherisch zu handeln oder auch nur zu denken. Man kann der zartfühlendste, selbstloseste Ethiker sein und doch Vergnügen an einer „jut jebratenen Jans" empfinden.

Egoismus, Verbrechen, Krieg gegen Artgenossen sind keine allgemeine Naturnotwendigkeit. Es ist lächerlich, sie als solche mit Darwinistischen Floskeln beweisen zu wollen, wie es sogar viele ernsthafte Forscher tun. Diese Erscheinungen sind vornehmlich der Menschheit eigen. In der Welt der Insekten finden wir allerdings auch Krieg, jedoch nur bei einigen der höchststehenden Arten.

Krieg, Verbrechen, Egoismus sind nicht einfach zu erklären durch den Selbsterhaltungstrieb des einzelnen menschlichen *Individuums*, sondern bloß durch das Wesen seiner *Gesellschaft*.

Nur aus ihr ist die menschliche Eigenart voll zu begreifen. Den Menschen als soziales Wesen müssen wir daher eingehend betrachten.

Dritter Abschnitt.

Der Mensch ein soziales Wesen.

Erstes Kapitel.

Egoismus und Sympathie.

Der Selbsterhaltungstrieb im Menschen tritt als etwas zu Selbstverständliches, Natürliches auf, als daß er rätselhaft erschiene. Wohl aber erscheint so die Tatsache, daß der Mensch nicht nur von diesem Trieb erfüllt ist, sondern noch von einem anderen, ihm widersprechenden. Nämlich von einem Pflichtgefühl anderen Menschen gegenüber, das ihn treibt, mit ihnen zusammenzuwirken, ihnen beizustehen und für sie einzutreten, manchmal unter Gefährdung der eigenen Persönlichkeit.

Woher rührt diese Erscheinung? Wir haben schon mehrfach darauf hingewiesen, daß sie bereits frühzeitig das Denken beschäftigte, daß sie unnatürlich, übernatürlich erschien, zu einer der festesten Grundlagen des Glaubens an eine Gottheit wurde, als deren Ausfluß das soziale Pflichtgefühl, das moralische Wesen, das Sittengesetz im Menschen erschien.

Alle wiederum, die materialistisch dachten, die das gesamte menschliche Wesen aus dem Gesamtzusammenhang der Natur erklären, die also von einem außer und über diesem Zusammenhang stehenden geistigen Wesen nichts wissen wollten, sie alle wurden dazu getrieben, die ethischen Erscheinungen aus dem natürlichen Selbsterhaltungstrieb zu erklären, der mitunter noch dazu als blanker Egoismus aufgefaßt wurde.

Woher rührten aber die zahllosen äußeren und inneren Bande, die den gesellschaftlichen Zusammenhalt herstellen, wenn der Mensch von Natur aus bloß an sich selbst dachte, also im Naturzustand vereinzelt oder bloß in kleinen Einzelfamilien, etwa so wie heute vielfach der Gorilla, durch die Wildnisse streifte? Man nahm an, diese gesellschaftlichen Bande würden geschaffen durch die wachsende Intelligenz der Menschen. Sie sei in ständigem Wachstum begriffen.

Eines Tages wären sie vernünftig genug geworden, zu erkennen, wie sehr die Vereinzelung sie schädige, die obendrein als wüster Kampf aller gegen alle vorgestellt wurde. So wie sich heute manche Menschen zu Zwecken, die sie vereinzelt nicht erreichen können, in Genossenschaften oder Aktiengesellschaften zusammen tun, so taten es auch die Urmenschen, sobald sie einen

gewissen Höhegrad der geistigen Entwicklung erreicht hatten. Sobald sie sich zusammengesellten, mußten sie aber auch gesellschaftliche Regeln, Gesetze, aufstellen, denen sich der einzelne zu fügen hatte, und eine Leitung einsetzen, die alle Streitigkeiten zwischen den einzelnen schlichtete und ihnen allen gemeinsames Tun auferlegte. Das ging nicht ohne eine gewisse Zwangsgewalt. Diese wurde von den Leitern der Gesellschaft immer mehr zu persönlichen Zwecken ausgenutzt, die Regierung erhob sich über die Gesellschaft. So wäre die Bildung der Gesellschaft gleichbedeutend mit der Einrichtung des Staates.

Die Entwicklung der Vernunft soll aber noch weiter gegangen sein. Sie zeigte dem einzelnen, daß er nur dann gedeihe, wenn die Gesellschaft gedeihe, der er angehöre. Der Vorteil der Gesellschaft und der des einzelnen müßten übereinstimmen, dann sei alles gut. In dieser Erkenntnis sahen viele, namentlich materialistische Denker, die Grundlage der Moral.

Wenn Staat und Gesellschaft zur Zeit dieser Denker noch nicht vollkommen waren und noch soviel Unmoral herrschte, so erschien ihnen dies als bloße Folge der Unwissenheit. Der Unwissenheit darüber, wie sehr das Wohl des einzelnen mit dem der Gesellschaft zusammenhänge, und dann der Unwissenheit darüber, wie Staat und Gesellschaft so einzurichten wären, daß der einzelne mit seinem persönlichen Vorteil zugleich auch den Vorteil der Gesamtheit verfolge.

Je mehr die Unwissenheit schwinde, desto vollkommener würden Staat und Gesellschaft werden und desto größer die Sittlichkeit des einzelnen.

Diese Lehre war sehr verbreitet im 18. Jahrhundert, in dem Materialisten und Idealisten übereinstimmten im Kultus der Vernunft, der gemeinsamen Gottheit für Deisten und Atheisten.

Leider stimmte die Lehre schlecht zu den Tatsachen. Wohl konnte man im 18. Jahrhundert noch nicht erkennen, daß die vernünftige Gesellschaft, die damals die gescheitesten und gelehrtesten Köpfe anstrebten, die kapitalistische werden mußte, in der der Vorteil des einzelnen leichter als je in krassesten Widerspruch zu dem der Gesamtheit geriet. Aber das war damals schon klar, daß die größte Hilfsbereitschaft und das stärkste soziale Empfinden nicht bei der relativ gebildeten Hofgesellschaft mit ihrem Anhang hochgebildeter Intellektueller, sondern bei den ungebildeten Kleinbürgern, Bauern, Proletariern zu finden war. In der Tat stellte Rousseau den Satz auf, daß der Mensch am besten im Naturzustand sei — der stärkste Gegensatz zu der Erwartung, die Verallgemeinerung der Bildung werde die Moral heben.

Ueber den Naturzustand hatte man im 18. Jahrhundert noch ganz phantastische Vorstellungen. Dieser Zustand erschien als reine Idylle. Daneben jedoch als das gerade Gegenteil, indem man sich die Zustände des Feudalismus zurückverlängert vorstellte, die

vielfach zum Faustrecht einer Anarchie, also zum Kampf aller gegen alle geführt hatten. Und die Vorstellungen der Bibel, die gleich mit dem Brudermord Kains an Abel beginnt, beeinflußten auch noch stark das Denken des 18. Jahrhunderts.

Die Ethnologie hat uns seitdem gelehrt, daß die Menschen auch im ursprünglichsten Zustand, den wir noch zu erkennen vermögen, stets in Gesellschaften vereinigt auftraten. Darüber hinaus finden wir, daß bei Menschenaffen, auch dort, wo sie, wie mitunter der Gorilla, vereinzelt und nicht gesellig leben, nirgends ein Kampf aller gegen alle zu finden ist.

Zu allen diesen Bedenken kommt noch eines: Die hier erörterte Hypothese ging von der Ansicht aus, die als selbstverständlich und keines weiteren Beweises bedürftig erschien, daß die Vernunft aus eigener Kraft in steter Entwicklung begriffen sei. Diese Anschauung war naheliegend für die neuere Zeit mit ihrem steten, ununterbrochenen Fortschritt der Wissenschaft. Aber hier handelt es sich um die graue Vorzeit, lange vor dem Aufkommen jeder wissenschaftlichen Tätigkeit. Welches Wissen mochte der vereinzelt umherstreifende Wilde wohl erlangen? Und er sollte die Fähigkeit erlangt haben, das Bild einer Gesellschaft, die er nie gesehen, in seinem Kopfe auszuarbeiten, um dann an seine praktische Verwirklichung zu gehen? Die Entwicklung der Intelligenz über das tierische Stadium hinaus setzt bereits die Gesellschaft und mit ihr die Sprache voraus.

Man meinte, einzelne Individuen könnten an Intelligenz die anderen so überragt haben, daß sie den Nutzen des gesellschaftlichen Zusammenschlusses erkannten und ihn den anderen plausibel machten. Aber wo die allgemeinen Lebensbedingungen nicht die Masse für neue Anschauungen präparieren, vermag kein hervorragendes Individuum sie dafür zu gewinnen. Wenn einzelne zivilisierte Europäer in die Lage kamen, ganz abgeschnitten von der übrigen Menschheit, mit einem wilden Stamme jahrelang zusammenzuleben, da haben sie nicht diesen gehoben, sondern sind zur Tiefe seiner Kulturstufe herabgesunken.

Und im Naturzustand sind die Lebensbedingungen für alle Mitglieder einer Gesellschaft so sehr dieselben, daß die weitgehenden Unterschiede der Intelligenz, die sich bei höherer Kultur einstellen, absolut unmöglich sind.

Vor allem ist der Sprung von der Isolierung zur Gesellschaft ein so ungeheurer, daß ihn auch das größte Genie der Vorzeit nicht hätte machen können.

Trotzdem hat die Idee der Bildung der Gesellschaft durch eine Art Gesellschaftsvertrag bis in unsere Zeit ihre Anhänger gefunden.

So war noch Herbert Spencer so überzeugt davon, daß der Mensch „in seinem primitiven Zustande vereinzelt handelte", daß

er es kaum für nötig hielt, diesen Ausspruch zu beweisen. Und ebensowenig erschien es ihm eines Beweises bedürftig, daß

„dasjenige Zusammenwirken, welches die Handlungen der Individuen zu einem unmittelbar die ganze Gesellschaft betreffenden Zwecke vereinigt, eine bewußte Tätigkeit ist". (Staatliche Einrichtungen, Kosmos VIII., 1880, S. 187, 189.)

An anderer Stelle sagt er:

„Das soziale Leben ist ein zusammenwirkendes Leben, setzt also nicht bloß eine für das Zusammenwirken geeignete Gemütsbeschaffenheit, sondern soviel Verstand voraus, daß die Vorteile des Zusammenwirkens erkannt und die Handlungen entsprechend geregelt werden." (Kosmos VIII., S. 285, vgl. darüber auch seine Principles of Sociology I., S. 79.)

Auch hier finden wir also die Anschauung, die Gesellschaft sei ein Produkt steigender Intelligenz. Spencers Auffassung ist von der des Gesellschaftsvertrages nicht weit entfernt.

Das kann man sogar noch von Stammler sagen, der die erste Auflage seines Buches „Wirtschaft und Recht nach der materialistischen Geschichtsauffassung" 1896 veröffentlichte. Er führte dort unter anderem aus:

„In dem Begriff des sozialen Lebens werden Wechselbeziehungen und gegenseitiges Verhalten unter Regeln gedacht[1]). Es soll ein Uebereinstimmen bewirkt werden in Recht und Pflicht; und sollen nicht bloß zwei einseitige Verpflichtungen vorliegen, sondern in synallagmatischem[2]) Verhältnis verschmolzen. Dazu ist nötig . . . . . daß verbindende Regeln gesetzt werden, die von den inneren Beweggründen des Einzelsubjektes überhaupt ganz unabhängig sind; welche nur eine äußere Legalität fordern, der beliebig genügt werden kann, ohne daß man auf die Besonderheiten in den Triebfedern des einzelnen zurückzugehen braucht. Dadurch wird der Gedanke des Verbundenseins, gerade gegenüber den gänzlich isoliert vorgestellten Menschen, allererst ermöglicht; man erhält eine Instanz für die Bewegung des einzelnen, die von ihm in seiner abstrakt vorgestellten Isoliertheit sich loslöst, selbständig stellt und so in eigener neuer Art das soziale Leben begrifflich konstituiert." (Wirtschaft und Recht nach der materialistischen Geschichtsauffassung, Leipzig 1896, S. 107, 108.)

Stammler hält es nicht für ausgeschlossen, daß schon vor der Bildung der Gesellschaft Menschen zusammenlebten, aber dieses Zusammenleben konnte keine Gesellschaft bilden, denn es beruhte bloß auf einem inneren Bedürfnis der Individuen, hing also bloß von ihnen ab. Das soziale Leben des Menschen brauche aber mehr:

„Dazu ist notwendig, daß wir für das menschliche Verhalten gegeneinander einen Beweggrund erhalten, der von den dem einzelnen als solchen zugehörigen Triebfedern unabhängig ist." (S. 111.)

Aber die „äußere Regelung" allein bietet solche Triebfeder noch nicht ohne eine Zwangsgewalt, von der diese Regelung

---

1) Alle Unterstreichungen in diesem Zitat rühren von Stammler her. K.

2) Zweiseitigem, beide Teile bindendem. K .

durchgesetzt wird. In der Tat lauert hinter der Stammlerschen Auffassung der Gesellschaft ihre Identifizierung mit dem Gemeinwesen.

Er lehnt zwar ausdrücklich „die Identifikation von sozialer Regel mit rechtlicher oder gar staatlicher Regel" ab; er betrachtet als soziale Regeln auch solche, wie sie in „Sitte und Brauch und Etikette" bestehen (S. 91), aber später stellte er „die äußere Regelung des menschlichen Zusammenlebens den Lehren der Moral gegenüber" (S. 105).

Andererseits findet er die soziale Regel „als eine von Menschen ausgehende Norm, die das Verhalten von zusammenlebenden Menschen untereinander bestimmen will", also wohl eine von einzelnen Menschen ausgedachte und festgesetzte Norm. Das sind Sitte und Brauch nicht. Sie sind ebenso unpersönlichen Ursprungs wie etwa die Sprache oder die Moral. So bleibt neben der staatlichen und rechtlichen Regelung als soziale Regel nur noch die Etikette übrig, die aber bei Licht besehen, entweder nur eine besondere Art „Sitte und Brauch" darstellt oder eine von Autoritäten aufgestellte rechtliche Regel.

Auf jeden Fall ist Stammlers „äußere Regel", durch deren Festsetzung erst eine Gesellschaft geschaffen werde, nichts anderes, als eine Variation des Gesellschaftsvertrages Rousseaus.

Stammler setzt sich damit in Gegensatz zu einer Anschauung, die schon im 18. Jahrhundert neben der vom Gesellschaftsvertrag auftauchte und namentlich in England großen Anhang fand.

Sie nahm an, daß dem Menschen von Natur aus zwei Triebe innewohnen, nicht bloß der der Selbsterhaltung, sondern auch der der Sympathie mit seinen Nebenmenschen, oder, wie es später Comte nannte, der Altruismus. Beide Triebe seien in stetem Kampfe miteinander begriffen. Diese Auffassung stimmt sehr gut zu den Tatsachen, brachte uns aber nicht viel weiter, da sie uns nicht sagen konnte, woher diese Sympathie eigentlich rührt.

Die Natur hatte sie dem Menschen eingepflanzt, aber wenn wir die Natur nicht als den Inbegriff alles dessen auffassen, was ist und geschieht, sondern als einen Faktor, der etwas bewirkt oder schafft, dann ist sie nichts anderes als ein anderer Name für Gott, ein unpersönlicher, aber deshalb nicht besser begreiflicher Gott.

Die Sympathie oder der Altruismus blieb etwas Unbegreifliches, weil man damals noch fast allgemein — nicht ganz allgemein, so macht z. B. Ferguson eine Ausnahme — bei der Beobachtung der gesellschaftlichen Zustände vom Individuum ausging und dabei blieb.[1])

---

[1]) In seiner „Abhandlung über die Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft" (deutsch von Dorn, Jena, 1904, das englische Original erschien 1767) sagt Ferguson S. 5: „Das Menschengeschlecht muß in Gruppen be-

Die Gesellschaft sollte einzig aus dem angeborenen Wesen der Individuen erklärt werden. Daß die Gesellschaft auf den einzelnen wirkt, das wurde nicht beachtet. Solange man aber das nicht tat, blieb der Altruismus ein Mysterium.

Kant übersetzte die englische Auffassung des 18. Jahrhunderts in sein philosophisches Deutsch. Auch er ging vom Individuum aus mit seinen beiden ihm von der Natur verliehenen Trieben der Sympathie und des Egoismus, die sich unaufhörlich bekämpfen.

Er sah darin eine besondere Absicht der Natur. Davon handelte er in seiner „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht". Dort sagt er im vierten Satz:

„Das Mittel, dessen sich die Natur bedient, die Entwicklung aller ihrer Anlagen zustande zu bringen, ist der Antagonism derselben in der Gesellschaft, sofern dieser doch am Ende die Ursache einer gesetzmäßigen Ordnung derselben wird. Ich verstehe hier unter dem Antagonism die ungesellige Geselligkeit der Menschen, d. i. den Hang derselben, in Gesellschaft zu treten, der doch mit einem durchgängigen Widerstande, welcher diese Gesellschaft beständig zu trennen droht, verbunden ist.

„Hierzu liegt die Anlage offenbar in der menschlichen Natur. Der Mensch hat eine Neigung, sich zu vergesellschaften; weil er in einem solchen Zustande sich mehr als Mensch, d. i. die Entwicklung seiner Naturanlagen fühlt. Er hat aber auch einen großen Drang, sich zu vereinzelnen (isolieren); weil er in sich zugleich die ungesellige Eigenschaft antrifft, alles bloß nach seinem Sinn richten zu wollen und daher allerwärts Widerstand erwartet, so wie er von sich selbst weiß, daß er seinerseits zum Widerstand gegen andere geneigt ist. Dieser Widerstand ist es nun, welcher die Kraft des Menschen erweckt, seinen Hang zur Faulheit zu überwinden, und, getrieben durch Ehrsucht, Herrschsucht oder Habsucht, sich einen Rang unter seinen Mitgenossen zu verschaffen, die er nicht wohl leiden, von denen er aber auch nicht lassen kann."

Dieser Antagonismus erst schafft die Kultur, bringt die Menschheit vorwärts. Nur er

„kann so eine pathologisch abgedrungene Zusammenstimmung zu einer Gesellschaft endlich in ein moralisches Ganze verwandeln .... Dank sei also der Natur für die Unvertragsamkeit, für die mißgünstig wetteifernde Eitelkeit, für die nicht zu befriedigende Begierde zum Haben oder auch zum Herrschen! Ohne sie würden alle vortrefflichen Naturanlagen in der Menschheit ewig unentwickelt schlummern. Der Mensch will Eintracht; aber die Natur weiß besser, was für seine Gattung gut ist; sie will Zwietracht". (Ausgabe Hartenstein, 4. Band, sämtliche Werke, S. 146, 147.)

---

obachtet werden, wie sie immer bestanden haben. Die Geschichte des einzelnen Menschen ist ja nur eine Aufzählung der Gefühle und Gedanken, die er mit Rücksicht auf seine Art gehabt hat. Jedes Experiment in dieser Hinsicht sollte darum nur mit ganzen Gesellschaften und nicht mit einzelnen Menschen gemacht werden." Und später heißt es: „Bei dem Menschen scheint die Gesellschaft so alt zu sein, wie das Individuum." (S. 7.)

Dementsprechend betonte damals (1784) Kant, sehr im Gegensatz zu seiner späteren Schrift „Zum ewigen Frieden“ (1795) die Notwendigkeit des Krieges. Er sprach dies deutlich aus in einer Abhandlung, die er zwei Jahre nach der eben zitierten (1786) verfaßte, über den mutmaßlichen Anfang des Menschengeschlechts:

„Auf der Stufe der Kultur, worauf das menschliche Geschlecht noch steht, ist der Krieg ein unentbehrliches Mittel, diese noch weiter zu bringen; und nur nach einer (Gott weiß wann) vollendeten Kultur würde ein immerwährender Friede für uns heilsam und auch durch jene allein möglich sein.“ Sämtl. Werke, Ausg. Hartenstein, 4. Bd., S. 327.)

Das in manchen Kreisen vorhandene Bedürfnis, Marx in einen Kantianer und Kant in einen Marxisten umzudeuten, hat dahin geführt, daß man Kants Auffassung der Geschichte als Ergebnis eines Kampfes zweier Gegensätze im menschlichen Individuum zu einem Vorläufer der Marxschen Lehre der Entwicklung der Gesellschaft durch den Klassenkampf gestempelt hat. Davon kann natürlich keine Rede sein. Kant weiß noch nichts von Klassen und ihren Gegensätzen, und Marx hat nie von einem angeborenen Hang der Menschen, sich zu isolieren, gesprochen, von ihrer Ungeselligkeit, die durch ihren Widerspruch zur notwendigen Vergesellschaftung die Menschheit vorwärts treibe.

Diese angebliche Ungeselligkeit des Menschen ist im Grunde nichts anderes als die Erneuerung der Idee des Materialisten Hobbes vom Kampf aller gegen alle. In der Tat spricht Kant in seiner Abhandlung über den „mutmaßlichen Anfang der Menschengeschichte“ die Ansicht aus, die Menschheit hätte mit einem Paare begonnen, „nur in einem einzigen Paare, damit nicht sofort der Krieg entspringe, wenn die Menschen einander nahe und doch einander fremd wären“, und damit bald nach dem Auftreten der ersten Menschen die „schicklichste Anstalt zur Geselligkeit“, die Familie, entstehe.

Kant, wie die übrigen Denker seiner Zeit und viele noch heute, beging den großen Fehler, die Menschen, die er um sich sah, als den Typus des Menschen überhaupt, ihren Charakter als die „Menschennatur“ anzusehen. In Wirklichkeit ist der primitive Mensch, das hat seit Kant die Erforschung der Naturvölker gezeigt, durchaus nicht geneigt, bei den Mitgliedern seiner Gesellschaft Widerstand gegen sein Tun zu erwarten und hervorzurufen.

Wir werden noch sehen, wie groß die Uebereinstimmung im Denken und Wollen der einzelnen Individuen innerhalb ihrer Gemeinschaft ursprünglich ist. Die gesellschaftliche Entwicklung durch Arbeitsteilung und das Aufkommen gegensätzlicher Interessen innerhalb der Gemeinschaft mußte eine bedeutende Höhe erreicht haben, ehe die Persönlichkeit fähig wurde, die Nabelschnur zu zerschneiden, die sie mit dem Gemeinwesen verband,

und ein von dem der Kameraden verschiedenes Denken und Wollen zu entfalten.

Die kapitalistische Produktionsweise hat den Individualismus auf den Gipfel getrieben und überall dort, wo sie zum Konkurrenzkampf führte, das Individuum in schärfsten Gegensatz zu seinen Nebenmenschen gebracht. Für sie gilt das Bild, das Kant von der „ungeselligen Geselligkeit" entwirft. Aber diese Gesellschaftsform umfaßt nur eine, im Verhältnis zum Alter des Menschengeschlechts sehr kleine Spanne Zeit. Das Kantsche Bild der Gesellschaft paßt nicht auf die Hunderttausende von Jahren, die der entwickelten Warenproduktion vorhergehen.

Stets hatte dagegen der Mensch die Neigung, sich zu vergesellschaften, „den Hang, in Gesellschaft zu treten". Darin hat Kant vollkommen recht, daß „die Anlage hierzu offenbar in der menschlichen Natur liegt".

Wieso sie aber in diese Natur hineinkam, das ist für Kant kein Problem. Die Natur hat es eben so gewollt, da sie den „verborgenen Plan" hegte, durch die Menschengattung eine innerlich und zu diesem Zwecke auch äußerlich „vollkommene Staatsverfassung zustande bringen, als den einzigen Zustand, in dem sie alle ihre Anlagen in der Menschheit völlig entwickeln kann". (Idee zu einer allgemeinen Geschichte, S. 153, achter Satz.)

Diese Auffassung der Natur bot Kant keine Schwierigkeiten, der den Glauben an eine Gottheit für notwendig hielt. Er spricht in der erwähnten Schrift von einer „Rechtfertigung der N a t u r — oder besser, der V o r s e h u n g" (S. 156, neunter Satz). Heute sind wir etwas anspruchsvoller, und lassen uns mit der Entdeckung „verborgener Pläne" der Natur nicht abspeisen.

Neuerdings hat Max Adler den Versuch gemacht, auf Kantscher Grundlage das gesellschaftliche Wesen des Menschen zu erklären. Doch packt er es anders an als Kant in seiner „Idee zu einer allgemeinen Geschichte".

Anläßlich des 200. Geburtstages Kants hat Adler seine Auffassung kurz und populär zusammengefaßt in einem Gedenkartikel, den er in der Wiener „Arbeiter-Zeitung" vom 22. April 1924 veröffentlichte. Er führt dort aus, daß nach Kants großer Entdeckung das „Bewußtsein in ganz bestimmten Formen tätig ist, in den Anschauungsformen von Raum und Zeit und in den Denkformen verbindender Begriffe, woraus sich von selbst ergibt, daß alle Bewußtseinsinhalte übereinstimmende Formen haben müssen".

Adler fährt dann fort:

„Nun aber gehört es zu dem Wesen des Bewußtseins, daß es nur in Ichform da ist. Bewußtsein kann gar nicht anders auftreten, als in einem Individuum. Also müssen die Formen des Bewußtseins uns zwar als individuelle erscheinen, a b e r s i e w i e d e r h o l e n i n j e d e m I c h d i e F o r m e n d e s B e w u ß t s e i n s ü b e r h a u p t. Nur scheinbar

hat jedes Ich sein Bewußtsein, in Wahrheit ist jedes Ich nur die Erscheinungsform von Bewußtsein überhaupt. Es ist nur ein Träger eines Zusammenhanges, der über jedes Einzelbewußtsein hinausreicht und letzteres zu einem bloßen Glied einer geistigen Welt macht, in der er sich mit anderen seinesgleichen von vornherein verbunden sieht. Nur so ist das Rätsel gelöst, wieso die vielen, nebeneinander hergehenden und in der Generationsreihe aufeinanderfolgenden Menschen doch alle ein und dieselbe Welt haben, in der sie sich begegnen und aufeinander in Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft beziehen. Nur so und erst jetzt ist das Rätsel erklärt, wieso Menschen einander überhaupt verstehen können und zusammen eine Gemeinschaft bilden; nicht etwa, weil sie durch Sympathie gesellig sind — sie sind ja in Wirklichkeit sehr ungesellig — und nicht etwa, weil sie durch Not oder Trieb zusammengeführt wurden — da wären sie höchstens zueinander gesellt, aber nicht miteinander vergesellschaftet — sondern weil sie schon vor jeder historischen Gesellschaftsbildung geistig vergesellschaftet sind. Es zeigt sich, daß erkenntniskritisch das Individuum wirklich nur eine Fiktion ist, indem es nur die Ichform eines Inhalts ist, der in unbestimmt vielen Individuen gleichartig gegeben ist. Bewußtsein ist der eine große geistige Tatbestand, der, indem er millionenmal zu sich selber „Ich" sagt, dies nur in der Form tun kann, daß er jedesmal dieses Ich auf eine unbestimmte Vielheit wesensgleicher Subjekte bezieht, mit denen jedes Einzel-Ich in unaufhebbarer geistiger Verbundenheit steht. Die Gesellschaft wird so nur dadurch möglich, weil schon das Einzel-Ich sich selbst gar nicht anders denken kann als eines unter vielen, weil es schon für sein Eigenbewußtsein eben nicht individuell, sondern nur Exemplar einer Gattung des Bewußtseins überhaupt ist."

Adler hat, da er für eine Tageszeitung schrieb, versucht, sich populärer auszudrücken, als er sonst tut. Trotzdem wird er auch hier stellenweise recht heraklitisch dunkel. So sagt er, daß das Individuum „wirklich" nur eine Fiktion ist — allerdings bloß „erkenntniskritisch". Und früher schon:

„Nur scheinbar hat jedes Ich sein Bewußtsein, in Wahrheit ist jedes Ich nur die Erscheinungsform von Bewußtsein überhaupt."

Was soll das heißen, da Adler selbst zugibt, daß Bewußtsein gar nicht anders auftreten kann als in einem Individuum? Nun aber verwandelt sich das Individuum, der Träger des Bewußtseins in eine Fiktion, und das Bewußtsein ohne Individuum soll der „große, geistige Tatbestand" sein, „der millionenmal zu sich selber ‚Ich' sagt".

Die Dunkelheit dieser Ausführungen wird nicht vermindert dadurch, daß Adler von den Formen des Bewußtseins ausgeht, dann aber diese dem Bewußtsein selbst gleichsetzt. Ein Bewußtsein ohne Inhalt ist jedoch gar nicht möglich. Wenn es hier eine Fiktion gibt, so ist es die eines „Bewußtseins überhaupt", das sich „in jedem Ich wiederholt".

Was sich in jedem menschlichen Individuum wiederholt, das ist der Apparat eines Nervensystems, das imstande ist, Bewußtsein zu erzeugen. Auch diesen Apparat nennt Adler Bewußtsein. Er spricht davon, daß das Bewußtsein in bestimmten Formen

tätig ist. Das Bewußtsein kommt aber nur zustande durch die Einwirkung der Umwelt auf dieses Nervensystem, die in ihm Empfindungen, Vorstellungen, Gedanken hervorruft.

Auch wenn wir die Kantsche Auffassung akzeptieren wollten, daß bestimmte Anschauungs- und Denkformen, Raum, Zeit, Kausalität a priori in unserem geistigen Vermögen vorhanden sind, so bilden auch bei ihm diese Formen noch kein Bewußtsein, solange sie ohne Inhalt bleiben, das heißt, solange nicht „Dinge an sich" auf das geistige Vermögen wirken.

Die Uebereinstimmung des Bewußtseins der Individuen erklärt sich einmal durch die Uebereinstimmung ihrer körperlichen Organisation und dann durch die Gemeinsamkeit ihrer Umwelt.

Die Umwelt ist aber nicht für alle Menschen die gleiche. Sie kann höchst verschiedener Art für einzelne Gruppen und einzelne Individuen sein. Und ebenso verschieden gestaltet sich dann deren Bewußtsein.

Sehen wir aber vom Inhalt des Bewußtseins ab.

Glaubt Adler ernstlich, die bloße Tatsache, daß alle Menschen fähig sind, die Dinge der Außenwelt räumlich und zeitlich geordnet und kausal verbunden zu sehen, vergesellschafte sie schon geistig, „vor jeder historischen Gesellschaftsbildung?" Und diese Tatsache genüge, sie zu vergesellschaften, obwohl sie „in Wirklichkeit sehr ungesellig sind", wie Adler Kant nachschreibt, ohne zu merken, daß hier der kapitalistische Mensch zum Menschen überhaupt gestempelt wird? Glaubt endlich Adler, durch die Gemeinsamkeit des a priori ihrer Vorstellungen würden sie weit inniger miteinander verbunden, als durch „Not und Trieb", die sie „höchstens zueinander gesellen"?

Natürlich sind es nicht bloß die *Formen* des Bewußtseins, die sich in den Menschen wiederholen. Der *Inhalt* ihres Bewußtseins ist freilich verschieden, soweit ihre Umgebung verschieden. Er ist jedoch übereinstimmend, soweit ihre Umgebung oder die Art ihrer Umgebung die gleiche.

Wir sehen hier davon ab, ebenso wie Adler, daß die einzelnen Individuen nicht alle völlig gleich organisiert sind, die einen etwa ein empfindlicheres oder robusteres Nervensystem haben als die anderen. Wir reden hier vom Durchschnitt. Im ganzen und großen stimmen alle Menschen in ihrer Organisation überein. Sie reagieren daher auch auf gleiche Reize mit gleichen Wirkungen.

Je mehr die Inhalte des Bewußtseins der verschiedenen Menschen übereinstimmen, desto besser werden sich diese verstehen. Je weniger sie im Inhalt ihres Bewußtseins übereinstimmen, desto weniger verstehen sie sich. *Ohne gegenseitiges Verstehen und Verständigen aber keine Gesellschaft.*

Dies allein ist der richtige Kern der philosophisch dunklen Ausführungen Adlers. Er hat vollkommen recht, wenn er sagt:

„Die Gesellschaft wird so nur dadurch möglich, weil schon das Einzel-Ich sich selbst gar nicht anders denken kann als eines unter vielen."

Aber er wollte ja nicht zeigen, daß eine gewisse Uebereinstimmung der Bewußtseine der Individuen eine der Vorbedingungen der Vergesellschaftung dieser Individuen bildet, daß sie die Gesellschaft möglich macht. Er wollte zeigen, daß sie diese Vergesellschaftung tatsächlich bewirkt, und daß sie weit mehr bewirkt, als bloßes „zueinandergesellen".

Dafür bietet jedoch seine Argumentation nicht den mindesten Beweis.

Wäre sie aber schlüssig, so folgte aus ihr etwas, was Adler am wenigsten zugeben würde.

Ein Bewußtsein haben nicht bloß die Menschen, sondern auch die Tiere, mindestens die höheren, bis tief herunter auf der Stufenleiter ihrer Entwicklungsreihe. Und wir haben keinen Grund anzunehmen, daß ihr Nervensystem, oder, wie Adler sagt, ihr Bewußtsein, in anderen „Formen tätig" ist, als das der Menschen. Auch sie erkennen räumliche und zeitliche Unterschiede und kausale Verknüpfungen.

Genügt diese Uebereinstimmung, um eine Vergesellschaftung herbeizuführen, dann war der Mensch „schon vor jeder historischen Gesellschaftsbildung geistig vergesellschaftet" mit allem Viehzeug, das sich eines Bewußtseins erfreut.

In der Tat ist es dem Menschen gelungen, mit den Tieren, die er zähmt, zu einer Art gesellschaftlichen Verhältnisses zu gelangen, was sicher unmöglich wäre, wenn das Bewußtsein der einen von dem der anderen so fundamental differierte, daß sie einander nicht zu verstehen vermöchten.

Von der Möglichkeit zur Wirklichkeit ist indes ein weiter Schritt. Adlers Deduktion aus der Kantschen Erkenntnislehre bezeugt bloß, was meines Wissens niemand bisher bestritten hat, daß jede Vergesellschaftung unmöglich wäre, wenn jedes Individuum von den andern gleicher Art geistig fundamental verschieden organisiert wäre, so daß sie einander nicht zu verstehen vermöchten.

Die Uebereinstimmung der geistigen Fähigkeiten bedeutet aber keineswegs notwendigerweise eine Vergesellschaftung. Nehmen wir etwa die wilden Katzen. Sie stimmen sicherlich alle in ihrer Organisation und den Formen ihres Bewußtseins überein. Auch von ihnen kann man sagen: „sie wiederholen in jedem Ich die Formen des Katzenbewußtseins überhaupt" und insofern steht auch bei ihnen „jedes Einzel-Ich mit einer Vielheit wesensgleicher Subjekte in unaufhebbarer geistiger Verbundenheit".

Und doch sind die Katzen höchst unsoziale Tiere und haben sich nirgends untereinander vergesellschaftet.

Max Adler liebt es nicht, daß man zur Beleuchtung des geistigen Wesens des Menschen die Tierwelt heranzieht. Das entspricht auch nicht der Kantschen Denkweise, die im Menschengeist ein Stück Gottheit sah. Trotzdem müssen wir zur Tierwelt herabsteigen, wollen wir die Ursprünge der Gesellschaft und der Moral kennen lernen.

Zweites Kapitel.

Darwins Entdeckung der tierischen Moral.

Als Darwin seine Entwicklungslehre begründete, stieß sie in weiten Kreisen auf Ablehnung; sie begegnete nicht nur kühlen Zweifeln kritischer Forscher, die manche Schwächen der Lehre aufdeckten, sondern vor allem wütendem Widerspruch aller derjenigen, die für den Menschen eine Ausnahmestellung in der Natur forderten, der als etwas Göttliches über das Tier erhaben sei. Obwohl es Darwin in seinem ersten, grundlegenden Werk über die Entstehung der Arten noch nicht direkt aussprach, war es doch von vornherein klar, daß die Konsequenz seiner Lehre zur Anerkennung des tierischen Ursprungs des Menschengeschlechtes führte. Dagegen wurde unter anderem eingewendet, daß schon die Tatsache der menschlichen Moral, die ihresgleichen in der Tierwelt nicht finde, eine unübersteigliche Kluft zwischen Mensch und Tier bezeuge.

Die Antwort darauf gab Darwins Buch über die „Abstammung des Menschen", das den eingehenden Nachweis seines tierischen Ursprungs führte und dabei auch auf die Frage der Moral zu sprechen kam. Er zeigte, daß gesellige Tiere psychische Erscheinungen aufweisen, die denen der menschlichen Moral völlig analog sind, daß die einen wie die anderen dieser Erscheinungen auf Trieben und Instinkten beruhen, die mit dem gesellschaftlichen Leben und durch dieses erworben wurden. Die Geselligkeit entwickelt sich aber in den Tieren wie jede andere ihrer Eigenschaften als Waffe im Kampf ums Dasein dort, wo die Lebensbedingungen das gesellige Zusammenwirken für die Erhaltung der Art vorteilhaft machten.

Damit war die letzte Schranke gefallen, die zwischen Mensch und Tier bis dahin zu bestehen schien, war aber auch der metaphysische Nebel zerstreut, in dem die menschliche Moral bis dahin als übernatürliche Erscheinung ehrfürchtigen Schauer er-

weckte. In den letzten Jahrzehnten hat so manche Darwinsche Anschauung neuerer Forschung weichen müssen, aber seine Darstellung des Zusammenhanges zwischen Moral und Geselligkeit scheint mir nicht nur nicht erschüttert, sondern durch die seitherige Forschung bekräftigt.

Auf die materialistische Geschichtsauffassung, wie sie Marx und Engels entwickelten, blieb die Darwinsche Aufdeckung des Charakters der Moral ohne großen Einfluß. Lange vor Darwins Auftreten, in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts waren unsere Meister bereits zu den ersten Formen ihrer Geschichtsauffassung gelangt. Diese war längst völlig ausgebildet, als Darwins Werk über die Abstammung des Menschen erschien. (1871.)

Natürlich blieb ihnen Darwin nicht fremd. Wir haben schon oben bemerkt (im ersten Abschnitt dieses Buches, im fünften Kapitel), daß sie seine Arbeiten mit großem Interesse verfolgten.

Wir sprachen auch bereits im sechsten Kapitel desselben Abschnitts von einer Abhandlung, die sich im Engelsschen Nachlasse fand, über den Anteil der Arbeit an der Menschwerdung des Affen. Sie fußt auf Darwin.

Engels nimmt dort an, daß die Vorfahren des Menschen „menschenähnliche Affen" waren, die „in Rudeln auf Bäumen lebten", und er meint weiter:

„Wie schon gesagt, waren unsere äffischen Vorfahren gesellig; es ist augenscheinlich unmöglich den Menschen, das geselligste aller Tiere, von einem ungeselligen nächsten Vorfahren abzuleiten." (S. 547.)

An späterer Stelle heißt es:

„Hunderttausende von Jahren — in der Geschichte der Erde nicht mehr als eine Sekunde im Menschenleben — sind sicher vergangen, ehe aus dem Rudel baumkletternder Affen eine Gesellschaft von Menschen hervorgegangen war. Aber schließlich war sie da. Und was finden wir als den bezeichnenden Unterschied zwischen Affenrudel und Menschengesellschaft? Die Arbeit." (S. 549.)

Also nicht die „äußere Regelung" des Zusammenwirkens, wie Stammler annimmt.

Daß wir der Art nicht zustimmen können, wie Engels das Aufkommen der Arbeit erklärt, haben wir bereits früher erörtert.

Hier sei nur konstatiert, daß Engels und ebenso Marx in der Frage der Abstammung des Menschen auf dem Standpunkte Darwins standen und so wie dieser den Menschen als von der Natur aus geselliges Tier betrachteten. Aber der Erklärung der Moral aus diesem geselligen Wesen gingen sie nicht weiter nach.

Auf mich machte sie dagegen den größten Eindruck. Ich lernte Darwins „Abstammung des Menschen" im Winter 1874/75 kennen, früher als das Marxsche „Kapital", ja selbst als das kommunistische Manifest, weit früher als den 1878 erschienenen

Engelsschen Anti-Dühring, der mir erst die materialistische Geschichtsauffassung vollständig erschloß. In meiner Geschichtsauffassung, die ich damals bildete und 1876 skizzierte (sie ist im Anhang des ersten Buches abgedruckt), spielen die sozialen Triebe, oder, wie ich damals sagte, die kommunistischen Instinkte eine große Rolle.

Der leitende Gedanke meiner Skizze ist folgender: Das Gedeihen, Wachsen, Untergehen der Völker und einzelner Klassen hängt davon ab, ob die jeweilige Gesellschaftsform in ihnen die sozialen Triebe begünstigt oder schwächt, denn schließlich siegt diejenige Nation und diejenige Klasse, die durch stärkere soziale Triebe zusammengehalten wird als ihre Gegner.

Diese Skizze wurde nie gedruckt. Als ich 1883 die „Neue Zeit" herausgab, hatte ich mich bereits zum Verständnis der Marxschen Geschichtsauffassung durchgerungen und wußte die Entwicklung der Produktionsweisen und ihre Einwirkung auf die Gesellschaft besser abzuschätzen als 1876. Aber nach wie vor sah ich in den sozialen Trieben einen entscheidenden Faktor des Gesellschaftslebens. Die erste Abhandlung, die ich in der „Neuen Zeit" 1883 veröffentlichte, behandelte die „sozialen Triebe in der Tierwelt". Ein Jahr später publizierte ich dort eine weitere Abhandlung über die „sozialen Triebe in der Menschenwelt". Ich drucke beide im Anhang ab.

Bald darauf wurde ich von Fragen der Gegenwart und der Geschichte der Klassengesellschaft so sehr in Anspruch genommen, daß ich mich mit den Problemen der Vorzeit nicht mehr beschäftigen konnte. Erst als die revisionistische Bewegung um die Jahrhundertwende die Kantsche Ethik teils der materialistischen Geschichtsauffassung entgegenhielt, teils beide miteinander zu verschmelzen suchte, machte ich mich daran, die Lücke auszufüllen, die in bezug auf die Ethik in den Ausführungen von Marx und Engels über ihre Geschichtsauffassung bestand, und veröffentlichte meine Schrift über „Ethik und materialistische Geschichtsauffassung" (1906), in der ich auf die Darwinsche Erklärung der ethischen Erscheinungen hinwies und die im Grunde denselben Gedankengang wie das vorliegende Buch verfolgt, dessen Vorläufer sie ist.

Vorher schon, von 1890—1896 hatte Peter Krapotkin im „Nineteenth Century" eine Reihe von Abhandlungen veröffentlicht, die dann in Buchform erschienen unter dem Titel: „Gegenseitige Hilfe in der Tier- und Menschenwelt", die sich in vielem mit meinen 1883 und 1884 veröffentlichten Arbeiten über die „sozialen Triebe" berühren. Doch ist es nicht wahrscheinlich, daß Krapotkin von meinen Veröffentlichungen Kenntnis hatte. Seine Auffassung der Bedeutung der sozialen Triebe weicht auch von der meinen wesentlich ab.

Er übertreibt maßlos den Faktor der „gegenseitigen Hilfe", der „Geselligkeit", als dessen Entdecker er sich selbst fühlt. Er sagt:

„Geselligkeit und Intelligenz gehen immer Hand in Hand." (Deutsche Ausgabe, besorgt von Landauer, Leipzig 1920, S. 306.)

Und früher:

„Obwohl wir völlig zugeben, daß Kraft, Schnelligkeit, Schutzfarben, List und Ausdauer im Ertragen von Hunger und Kälte die von Darwin und Wallace angeführt werden, lauter Eigenschaften sind, die das Individuum oder die Art in bestimmten Fällen zu den geeignetsten machen, behaupten wir doch, daß in allen Fällen die Geselligkeit der größte Vorteil im Kampf ums Dasein ist. Solche Arten, die sie freiwillig oder gezwungen aufgeben, sind zum Niedergange verurteilt, während solche Tiere, die es am besten verstehen, sich zusammenzuschließen, die größten Aussichten haben, zu überleben und sich weiter zu entwickeln, auch wenn sie weniger als andere mit jeder von den Eigenschaften (mit Ausnahme der intellektuellen Fähigkeiten) begabt sind, die Darwin und Wallace aufzählen." (S. 72, 73.)

Daß Geselligkeit und Intelligenz immer Hand in Hand gehen, ist eine kühne Behauptung angesichts der allbekannten Tatsache, daß man unter den Herdentieren solche finden kann, die wegen ihrer Dummheit sprichwörtlich sind, wie z. B. das Hausschaf. Von den geselligen Truthühnern sagt Brehm: „Ihre Dummheit ist erschreckend" (Vögel III., S. 168).

Nietzsche sah im Herdentier von vornherein etwas intellektuell Minderwertiges. Diese Generalisation ist ebenso falsch, wie die entgegengesetzte Krapotkins. Richtig aber ist es, daß zu den intelligentesten Tieren eine ganze Reihe unsozialer zählt, wie z. B. die Katze.

Nicht minder falsch, wie die Behauptung, daß Geselligkeit und Intelligenz stets Hand in Hand gehen, ist die andere, daß in allen Fällen Geselligkeit den größten Vorteil im Kampf ums Dasein bietet.

Das heißt doch den Kampf ums Dasein zu schablonenhaft betrachten. Sehr oft wird die Geselligkeit geradezu verderblich. Ein einzelnes Tier kann sich leichter verbergen, anderseits kann ein solches auch leichter seine Beute beschleichen, als eine ganze Gesellschaft. Die Verfolgungen der Menschen haben nicht wenige, ehedem soziale Tiere gezwungen, sich zu isolieren, um den neuen Bedingungen des Kampfes ums Dasein besser gewachsen zu sein. Ein bekanntes Beispiel dafür ist der Biber. Die Löwen sollen früher in Rudeln von zwanzig und mehr Stück gejagt haben. Wenn dies jetzt nicht mehr der Fall ist, sind vielfach vielleicht die Verheerungen der Weißen unter dem Wildstand daran schuld. Ein bestimmtes Gebiet kann nicht mehr so viele Löwen ernähren, wie früher und der verringerte Wildstand erheischt eine veränderte Jagdweise. Auch der Wolf jagt

je nach den gegebenen Bedingungen einmal vereinzelt, ein andermal in Rudeln.

Nur unter bestimmten Lebensbedingungen ist also die Geselligkeit eine Waffe im Kampf ums Dasein, unter anderen nicht. Und die Bedingungen, die zur Geselligkeit treiben ebenso wie jene, die zur Vereinzelung drängen, wirken auf intelligente wie auf weniger intelligente Tierarten. Die höhere Intelligenz ist weder ein Privilegium der geselligen noch der ungeselligen Tiere.

Krapotkin übersieht ganz, daß unter verschiedenen Bedingungen sehr verschiedene Eigenschaften die passendsten sind. Er meint:

„Wenn wir die Natur fragen: Wer sind die passendsten; sie, die fortwährend Krieg miteinander führen oder sie, die einander unterstützen, so sehen wir sofort, daß diejenigen Tiere, die Gewohnheiten gegenseitiger Hilfe annehmen, zweifellos die passendsten sind." (S. 25.)

Aber man kann doch nicht „passend an sich" sein, man kann nur zu etwas passen. Hier dagegen wird die gegenseitige Hilfe als Universalmittel angepriesen, das für alle Verhältnisse paßt, für die Katze, die ihre flinken und scheuen Opfer beschleicht, wie für den Walfisch, dem die „gebratenen Tauben" des Planktons bei seinem Vorwärtseilen im Meere in das Maul strömen.

Und noch einen Fehler begeht Krapotkin: er meint, alle nichtsozialen Tiere führten einen ständigen Krieg gegeneinander. So sagt er S. 88:

„Streitet nicht! Streit und Konkurrenz ist der Art immer schädlich und ihr habt reichlich Mittel, sie zu verhindern! Das ist die Tendenz der Natur, die nicht immer verwirklicht wird, aber immer wirksam ist. Das ist die Parole, die aus dem Busch, dem Walde, dem Fluß, dem Ozeane zu uns kommt. Daher vereinigt euch, das ist das sicherste Mittel, um all und jedem die größte Sicherheit, die beste Garantie der Existenz und des Fortschrittes zu geben, körperlich, geistig und moralisch."

Aber so liegt ja der Gegensatz gar nicht. Wir haben bereits oben gesehen, daß schwere Kämpfe zwischen Individuen derselben Gattung außer zu Fortpflanzungszwecken, Ausnahmen sind. Der Gegensatz ist nicht der zwischen einander bekämpfenden und einander helfenden Tieren, sondern der zwischen geselligen und ungeselligen. Unter letzteren sind nicht etwa solche zu verstehen, die wütend aufeinander losfahren, wo sie einander ansichtig werden, sondern Tiere, die sich um einander nicht kümmern, so daß jedes seinen eigenen Weg geht.

Die Tendenz der „Natur" geht ebensowenig nach der Vergesellschaftung wie nach der Isolierung; wir können nur von Tendenzen innerhalb einzelner Arten unter bestimmten Lebensbedingungen sprechen und die sind sehr verschieden. Nach Krapotkin müßte man annehmen, die Geselligkeit sei in der Natur die Regel, die isoliert lebenden Tiere bildeten Ausnahmen.

Aber das ist keineswegs der Fall. Nehmen wir z. B. die Bienen, die als Muster gesellschaftlicher Tiere gelten.

„Auf der ganzen Erde sind bisher 8000 Bienenarten beschrieben worden. Fast alle sind solitäre Formen und nur ganz wenige Gattungen bilden Staaten. Wie wir das von der Mehrzahl der anderen Tiere schon kennengelernt haben, so führen auch diese solitären Bienen ein absolut einsames Leben. Sie mögen nebeneinander fliegen, sammeln, bauen, sie bleiben in tiefster Einsamkeit, keine Beziehungen knüpfen sich zwischen ihnen an, außer jenen, die zur Fortpflanzungszeit auf kurze Minuten oder Stunden die Männchen und Weibchen miteinander vereinigen. Ja selbst die Nachkommenschaft, für welche die Mutter eine solche unendliche Fülle von Fleiß, Arbeit und Sorge aufwendet, lernt sie in der Regel überhaupt nicht kennen, da sie vor deren Ausschlüpfen bereits gestorben ist." (Doflein, Das Tier als Glied des Naturganzen, Leipzig 1914, S. 703, 704.)

Man sieht, das Fehlen von Geselligkeit bedeutet noch nicht gegenseitigen Kampf und die Tendenz zur Geselligkeit ist in der Natur nicht allgemein.

In einem hat Krapotkin wohl recht, aber das ist nicht seine Entdeckung: Jene Höhe der Intelligenz, die der Mensch erreicht hat, vermochte bloß ein soziales Tier erklimmen, denn nur ein solches war imstande, die artikulierte Sprache zu entwickeln. So sagt Doflein in dem oben zitierten Werk „Das Tier als Glied des Naturganzen":

„Die geselligen und herdenbildenden Tiere bedürfen mehr als die solitären Formen der Verständigungsmittel. So kann es nicht verwundern, daß wir bei ihnen leicht und öfter Anzeichen von solchen beobachten können . . . . . . Wichtiger als die anderen Verständigungsmittel sind für alle geselligen Tiere die von ihnen hervorgebrachten Laute . . . . . . Am charakteristischesten sind nun solche Lautäußerungen bei Vögeln und Säugetieren mit dem gesellschaftlichen Leben verknüpft . . . . . . Wir haben allen Grund, anzunehmen, daß speziell die geselligen Tiere über ein Mitteilungsvermögen, über eine Sprache verfügen." (S. 699—702.)

Ist auch die Geselligkeit nicht immer mit großem Verstand verbunden, so bildet sie doch die unentbehrliche Grundlage, auf der allein eine Intelligenz von jener Höhe entstehen konnte, die den Menschen über das Tier erhebt und seiner Gesellschaft einen besonderen Charakter verleiht (vgl. den ersten Abschnitt dieses Buchs, siebentes Kapitel über die menschliche Psyche.)

Es wäre äußerst reizvoll, zu zeigen, wie die Geselligkeit sich bei Tieren und Menschen äußert. Allein ich will nicht früher schon einmal von mir Ausgeführtes wiederholen. Ich verzichte daher darauf, die sozialen Triebe in der Tier- und Menschenwelt zu illustrieren.

Ich habe das ausgiebig in den schon erwähnten Artikeln der „Neuen Zeit" aus den Jahren 1883 und 1884 getan, die im Anhang abgedruckt sind.

Ich habe davon abgesehen, jene Artikel in den Text aufzunehmen, weil ich in unwesentlichen Einzelheiten manches damals

Gesagte heute modifizieren müßte, was umständlich zu begründen wäre, und weil ich, wenn ich heute über die sozialen Triebe schriebe, auch neuere Literatur darüber in Betracht ziehen müßte. Dadurch würden die Abhandlungen zu sehr anschwellen und aus dem Rahmen bloßer Illustrierungen des hier Gesagten herausfallen.

Manchen Leser wird es vielleicht interessieren, verfolgen zu können, wie weit meine heutigen Auffassungen schon vor mehr als vierzig Jahren ausgebildet waren.

Darum ziehe ich den unveränderten Abdruck der Modernisierung vor. Völlig unverändert durften meine Ausführungen von 1883 und 1884 ebenso wie die von 1876 nur im Anhang erscheinen. Sie haben aber Beziehung auf das eben Ausgeführte und ich darf auf sie als Illustrationen und Stütze meiner Darlegungen verweisen, da ich im wesentlichen auch heute noch das damals Gesagte für richtig halte.

Drittes Kapitel.

Trieb und Moral.

Die in den Abhandlungen des Anhanges über soziale Triebe wiedergegebenen Tatsachen zeigen wohl deutlich, daß wir ebenso wie beim Menschen schon bei geselligen Tieren ein Fühlen und Wollen und Handeln finden, das ganz dem entspricht, was wir beim Menschen als moralisches Fühlen, Wollen und Handeln ansehen. Hier wie dort entspringen diese Erscheinungen Trieben, die ein Produkt des geselligen Lebens sind, das seinerseits wieder durch besondere Lebensbedingungen hervorgerufen wird, mit ihnen auftaucht und verschwindet.

Dank dem triebmäßigen Charakter unseres moralischen Wollens und Handelns quillt es aus unserem Innersten und beherrscht es uns als eine innere Stimme, ein Dämon, von dem wir nicht wissen, von wannen er kommt. Dadurch verwandelt sich für den nachdenklichen, aber mit der Natur nicht vertrauten Menschen die Moral in ein Mysterium, in etwas Ueberirdisches oder doch Uebertierisches.

Jener triebmäßige Charakter macht unser moralisches Handeln und Urteilen so impulsiv und macht die Gebote der Moral zu kategorischen Imperativen, die keiner Begründung bedürfen. Sie wirken im Menschen von seinen Anfängen an, durch Hunderttausende von Jahren, bevor der Philosoph das Grundgesetz der praktischen Vernunft verkündete: Handle so, daß die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könnte.

Gibt es auch nur e i n e n Menschen, der durch das bloße Lesen dieses Grundgesetzes einmal veranlaßt würde, sich zu

opfern oder einmal verhindert würde, zu seinem Vorteil andere zu opfern, wenn nicht der moralische Trieb bereits in ihm steckte?

Wenn der moralische Mensch sich weigern wird, ein ihm ohne Quittung übergebenes Depositum, von dem niemand etwas weiß, zu unterschlagen, wird er es nicht deshalb tun, weil ihn sein Nachdenken zu der übrigens irrigen Meinung gebracht hat, die Unterschlagung eines derartigen Depositums würde, wenn allgemein geübt, die Depositen unmöglich machen, sondern er wird von der Unterschlagung absehen, weil seine sozialen Triebe sich gegen den Gedanken aufbäumen, einen Gesellschaftsgenossen zu schädigen und zu verraten. Ist dieser Trieb stark in ihm, dann wird er das Depositum zurückgeben, auch wenn er nie über seinen Zusammenhang mit einer allgemeinen Gesetzgebung nachgedacht hat oder wenn er ganz anders darüber denkt als Kant. Ist der Trieb schwach in ihm und die Geldgier stark, dann werden alle Erwägungen der allgemeinen Gesetzgebung das Depositum nicht retten.

Oder wenn ein Kind ins Wasser fällt, wer unter den in der Nähe Befindlichen hätte die Zeit oder die Kaltblütigkeit zu überlegen, ob in diesem Falle durch das Prinzip der allgemeinen Gesetzgebung die Gefährdung des eigenen Lebens zur Rettung des Kindes verlangt werde oder nicht vielmehr die Erhaltung des eigenen Lebens und die Opferung des Kindes? Soll es zur rettenden Tat kommen, dann kann sie nur der sofort, ohne jede Ueberlegung wirkende soziale Trieb hervorrufen, sie kann nie das Ergebnis einer Ueberlegung über die Forderungen einer allgemeinen Gesetzgebung sein.

Allerdings können, namentlich in höher entwickelten, differenzierten Gesellschaftszuständen, verschiedene Antriebe des Handelns innerhalb eines Individuums in Kollision miteinander kommen. In solchem Falle muß wohl, wenn nicht einer der Antriebe sich als der den anderen an Kraft überlegene erweist, die vernünftige Ueberlegung entscheiden. Aber sie wird nur eine Auswahl zwischen den bereits im Menschen vorhandenen Triebkräften seines Handelns treffen, nicht eine solche Triebkraft schaffen können.

Indes auch bei einfachen Verhältnissen, wo keine Kollision der Triebe in Frage kommt, reicht der bloße Trieb nicht immer hin, ein bestimmtes Handeln zu erzeugen.

Bestimmte Fälle erheischen es im Interesse der Gesellschaft, daß diese nicht dem Ermessen des einzelnen allein vertraut, sondern selbst bestimmte Forderungen an den einzelnen stellt. Ist das in anderer Weise möglich als durch ein Gesetz, das die Gesellschaft erläßt, eine „äußere Regelung"?

Ein Bewußtsein und einen Willen hat nur der einzelne, nicht die Gesellschaft. Wenn wir von einem gesellschaftlichen Be-

wußtsein oder Wollen sprechen, so ist das eine Fiktion, die allerdings gute Gründe hat. Aber wollen wir sie erklären, müssen wir vom Einzelnen ausgehen.

In jedem Falle, wo gesellschaftliches Handeln in Betracht kommt, kann man feststellen, was der einzelne von den anderen Mitgliedern der Gesellschaft fordert. Bei den einfachen sozialen Zuständen, die wir hier zunächst im Auge haben, werden in jeder der kleinen Organisationen, die eine primitive Gesellschaft bilden, alle ihre Mitglieder, die von der Natur aus fast ganz die gleiche Körperkonstitution besitzen, auch intellektuell gleich gebildet und von den gleichen Interessen beseelt sein. Sie werden daher alle auf den gleichen Reiz in gleicher Weise reagieren, über denselben Gegenstand gleich denken.

So wird das, was der einzelne von den anderen fordert, auch jeder der anderen von allen übrigen fordern, den ersten einzelnen inbegriffen. Was der einzelne von den anderen fordert, tritt ihm daher wieder entgegen als Forderung der anderen an ihn, als gesellschaftliche Forderung, der er sich dank seinen sozialen Trieben nicht entziehen kann.

So kommt ein gesellschaftliches Bewußtsein zustande, ein gesellschaftliches Wollen und Handeln, nicht durch äußere Regelung, wie Stammler meint, sondern lange vor einer solchen durch bloße Uebereinstimmung des Bewußtseins der einzelnen.

Sind wir aber damit nicht wieder bei Max Adler angelangt, der die Gesellschaft aus der Uebereinstimmung des Bewußtseins der Einzelnen erklärt? Keineswegs. Er spricht von *Formen* des Bewußtseins, die von vornherein allen Menschen, ja allen mit Bewußtsein begabten Tieren gemeinsam sind. Hier handelt es sich um einen *Bewußtseinsinhalt*, der unter bestimmten Bedingungen für die Mitglieder eines bestimmten gesellschaftlichen Gebildes gleich ist und der, soweit sie darin übereinstimmen, ein übereinstimmendes Wollen und Handeln bei ihnen hervorbringt.

Diese Uebereinstimmung des Bewußtseins ist nicht die Ursache der Gesellschaftsbildung, sondern setzt eine Gesellschaft schon voraus. Sie bewirkt nur, daß die Gesellschaft einmütig handelt in Fällen, in denen der bloße Instinkt oder Trieb nicht ausreicht, ein für die Gesellschaft vorteilhaftes Handeln hervorzubringen.

Es braucht dabei keineswegs eine allgemeine Uebereinstimmung des Bewußtseins auf allen Gebieten des geistigen Lebens vorhanden zu sein. Auf manchen Gebieten können dabei sehr wohl individuelle Eigenheiten herauskommen.

Die Formen des Bewußtseins, die Max Adler im Auge hat, umfassen dagegen das ganze geistige Leben aller mit Bewußtsein begabten Organismen. Mit der Vergesellschaftung, die daraus

erwachsen soll, „schon vor jeder historischen Gesellschaftsbildung“, ist für die gesellschaftlichen Probleme der menschlichen Soziologie nicht das mindeste anzufangen.

Ebensowenig wie ein Produkt der gemeinsamen Bewußtseinsformen, ist uns die Moral ein Produkt höherer Intelligenz. Die beiden im Anhang abgedruckten Abhandlungen über die sozialen Triebe zeigen ausführlich, wie intensiv moralisches Empfinden schon bei den Wilden und selbst bei Tieren ist.

Daraus schließen wir, daß die Moral nicht gelehrt werden kann. Wenn sie aus den Lebensbedingungen entspringt, die je nach ihrer Art die sozialen Triebe stärken oder schwächen können, ist der Moralunterricht ganz zwecklos, auch jener, der in den Schulen die Stelle des Religionsunterrichtes vertreten soll. Sicher ist die moralische Erziehung der Kinder eine höchst wichtige Sache, aber sie wird nicht durch Sittensprüchlein erzeugt. Solche bleiben wirkungslos, ja, sie werden verlacht, wenn die Lebensbedingungen des Kindes es in Gegensatz zu der gelehrten Sittlichkeit bringen. Sie erscheinen als langweilige Gemeinplätze, wenn die Lebensbedingungen des Kindes in ihm ein moralisches Fühlen erzeugen, das mit der ihm vorgetragenen Sittlichkeit übereinstimmt.

Man bringe die Kinder in die richtigen sozialen Bedingungen und das Moralische wird ihnen das werden, als was es allein eine wirksame gesellschaftliche Kraft zu bilden vermag, das Selbstverständliche.

Eine Schule, in der etwa die Kinder von den Lehrern gedrängt werden, der Solidarität entgegen zu handeln und Kameraden und Freunde zu denunzieren, ist nichts weniger als eine moralische Anstalt, auch wenn die Herren Lehrer noch so sehr von moralischen Sentenzen triefen.

Triebhaft impulsiv, wie das moralische Handeln, ist auch das moralische Urteilen. Unwillkürlich, ohne langes Spintisieren, erscheint uns das eine anziehend, ja verehrungswürdig, als das Gute, das andere dagegen abscheulich, als das Böse. Moralische Entrüstung wird nicht durch theoretische Betrachtungen erzeugt, sie fließt aus der Praxis des gesellschaftlichen Lebens.

Dabei zeigt es sich, daß die Materialisten recht haben, wenn sie das Gute als das Vorteilhafte, Nützliche, das Böse als das Schädliche betrachten, nur ist es nicht der Vorteil des Individuums, der da in Betracht kommt, sondern der der Gesellschaft, das heißt, da diese ja nur ein Abstraktum ist, der Vorteil der anderen, mit denen das Individuum in der Gesellschaft zusammenlebt. Moralisch böse oder unsittlich ist, wer auf seinen Vorteil ausgeht auf Kosten der anderen, moralisch gut und sittlich, wer für die anderen eintritt, wo sie gefährdet sind, selbst, wenn er sich selbst dadurch gefährdet.

Je nach der Stärke und Schwäche seiner sozialen Triebe wird der Mensch mehr zum Bösen oder Guten neigen. Doch hängt dies nicht minder von seinen Lebensbedingungen in der Gesellschaft ab. Wo das Interesse des Individuums mit dem der Gesellschaft zusammenfällt, werden auch Menschen mit schwachen sozialen Trieben gut sein.

Wo dagegen die gesellschaftlichen Zustände derart sind, daß das Interesse eines einzelnen dauernd im Gegensatz zum gesellschaftlichen Interesse steht, werden unter Umständen selbst die stärksten sozialen Triebe nicht imstande sein, diesen einzelnen an bösem Tun zu hindern.

Bei primitiven Zuständen, wo die Lebensbedingungen aller Mitglieder der Gesellschaft die gleichen sind, kann das Interesse des einzelnen nur vorübergehend und selten, nie dauernd mit dem seiner Nebenmenschen in Konflikt geraten. Da gilt das Gute als das Selbstverständliche, das Böse als eine Anomalie. Das Böse als beachtenswerte soziale Erscheinung tritt erst bei komplizierten Gesellschaften mit differenzierten Interessen einzelner und ganzer Klassen auf. Es geht nicht der Kultur voraus, kennzeichnet nicht den kulturlosen Menschen, sondern ist ein Produkt der kulturellen Entwicklung. Der Anschein, daß Kulturlosigkeit das Böse erzeugt, rührt daher, daß in vorgeschritteneren Gesellschaften die unteren Klassen, die von der Kultur ausgeschlossenen, am meisten unter Bedingungen leben, die sie in Gegensatz zu den Geboten derjenigen bringen, die von der Gesellschaft profitieren und dadurch in der Lage sind, kulturell höher zu stehen.

Aber es war nicht die Kulturlosigkeit, wodurch die Verbrechen erzeugt wurden, sondern es waren die Lebensbedingungen der Kulturlosen in den bisherigen Gesellschaften höherer Kultur, aus denen das Verbrechen sproß. In den einfachen Gesellschaften der Vorzeit, in denen alle gleich, also auch gleich kulturlos sind, sind alle gleich gut, kommen Verbrechen höchstens als Uebereilungen einer hitzigen Aufwallung vor.

Daraus darf man freilich auch nicht wieder schließen, als sei die Kultur die Ursache des Bösen. Man beseitige die Lebensdingungen, die das Böse schaffen. Man gleiche die Kulturunterschiede aus, erhebe alle zur gleichen Kulturhöhe, man schaffe einen Gesellschaftszustand, in dem die Interessen aller miteinander übereinstimmen, und das Böse wird ebenso auf ein Minimum, zu einer Anomalie reduziert werden, wie in den primitiven Gesellschaften.

Der Unterschied zwischen gut und böse ist durch den Unterschied zwischen gesellschaftlichen und solchen individuellen Interessen, die im Gegensatz zu den gesellschaftlichen stehen, genau begrenzt und mit der Gesellschaft selbst gegeben. Trotzdem ist die Ansicht sehr verbreitet, als sei dieser Unterschied rein konven-

tioneller Natur. Diese Ansicht wird dadurch hervorgerufen, daß die Anschauungen darüber, was gut und böse ist, zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Ländern, ja, in komplizierten Gesellschaften zur gleichen Zeit und im gleichen Lande bei den verschiedenen Klassen sehr verschieden sind.

Wohl ist das Gute stets der Vorteil der Gesellschaft, aber der Charakter der Gesellschaft ändert sich und damit auch der Charakter dessen, was für sie gut ist. Und nicht bloß das. Die Anschauungen vom Guten und Bösen hängen nicht davon ab, was für die Gesellschaft tatsächlich gut und schädlich ist, sondern davon, was man für gut und schädlich h ä l t. Das beweist nichts dagegen, daß der D r a n g, gut zu handeln, in uns ein triebhafter ist.

Die Art und Weise, wie er sich äußert, wird in hohem Grade durch den Grad und die Art unserer Einsicht bestimmt. So ist der Drang des Vogels, ein Nest zu bauen, ein instinktiver, angeborener. Aber der Ort, wo er es baut und wie er es anlegt, hängt nicht von seinem Instinkt allein ab, sondern auch von den jeweiligen Bedingungen der Außenwelt und der Einsicht des Individuums in diese Bedingungen. Dabei können Vorbilder, Traditionen älterer, erfahrener Vögel, die von den jüngeren beobachtet werden, eine große Rolle spielen.

Nicht anders steht es mit unserem moralischen Urteilen und Handeln. Es hängt bei jedem einzelnen einmal von dem in ihm wohnenden Triebleben ab, dann von der ihm eigenen Einsicht in die gegebenen Bedingungen, sowie endlich von den ihm überlieferten Traditionen seiner Vorfahren, die er beobachtet und zu seiner Richtschnur macht.

Die Art, wie sich die sozialen Triebe äußern, das moralische Verhalten wird also bei jedem einzelnen durch seine ererbten Eigenschaften bestimmt sowie durch die von ihm direkt oder durch Vermittlung seiner Vorfahren erworbenen Anschauungen und Einsichten.

Insofern ist die Moral a u t o n o m.

Aber der einzelne kann nicht für sich Moral bilden, wie der Vogel für sich ein Nest bauen kann. Die Moral wird bestimmt durch sein Zusammenleben und Zusammenwirken mit den anderen. Die Forderungen der Moral, das sind, wie wir schon gesehen haben, im wesentlichen die Forderungen der anderen, denen zu entsprechen sein sozialer Trieb den einzelnen drängt. Nur soweit seine individuelle Moral mit der seiner Genossen übereinstimmt, wird sie zu einem sozialen Band und einer Triebkraft der Gesellschaft. Insofern ist die Moral h e t e r o n o m, um mit Kant zu sprechen, das heißt, der einzelne empfängt sein Sittengesetz von außen, von der Gesellschaft. Aber es kann in ihm sittliche Wirkungen nur hervorbringen, wenn es als eigener Trieb von ihm empfunden

wird, nicht als fremdes Gesetz, dessen Befolgung durch den Zwang aufgedrängt oder durch Gewährung von Vorteilen erkauft wird.

Viertes Kapitel.

Die Gesellschaft als Organisation.

Haben sich die menschliche Gesellschaft und die menschliche Moral aus tierischen Anfängen entwickelt, so ist damit nicht gesagt, daß diese und jene auf gleicher Stufe ständen. Doch darf man den Unterschied zwischen menschlicher und tierischer Gesellschaft nicht etwa darin sehen, daß erstere eine Organisation bilde, letztere dagegen nicht, da die tierische Gesellschaft ein bloßes Zueinandergesellen darstelle, wie etwa eine Reisegesellschaft oder Tischgesellschaft von Menschen, die auch jeder Organisation entbehren.

Eine Reihe Tiergesellschaften weist eine Organisation auf. Nicht nur bei den Insekten, wo die „Staaten" der Ameisen und Bienen allbekannt sind, sondern auch bei den höherstehenden Wirbeltieren, Vögeln und namentlich Säugetieren.

Die gesellschaftliche Organisation dürfen wir nicht nach Spencers und Schäffles Vorbild einen Organismus nennen. Man denkt dabei stets an einen tierischen Organismus (nicht einen pflanzlichen, dem die freie Bewegungsmöglichkeit fehlt), wie bekanntlich schon in alten Römerzeiten Menenius Agrippa tat, der die besitzenden Nichtstuer mit dem Magen und die Arbeiter mit den Händen verglich, die erschlaffen und zugrunde gehen, wenn sie aufhören, dem Magen Nahrung zuzuführen.

Der tierische Organismus setzt sich zusammen aus Zellen, von denen keine ein besonderes Bewußtsein besitzt, die alle von einem zentralen Organ dirigiert werden, an dessen Existenz das Bewußtsein geknüpft ist. Die gesellschaftliche Organisation dagegen setzt sich aus Individuen zusammen, von denen jedes sein besonderes Bewußtsein besitzt. Eine andere Art Bewußtsein in der Gesellschaft besteht nicht. Was als das gesellschaftliche Bewußtsein erscheint, ist die Uebereinstimmung der individuellen Bewußtseine der Mitglieder der Gesellschaft, wie wir schon gesehen haben.

Diese Uebereinstimmung entspringt daraus, daß alle Individuen der gleichen Gesellschaft gleich organisiert sind, unter den gleichen Bedingungen zum Leben kommen, aufwachsen, erzogen werden, ihr Leben erhalten. Die Uebereinstimmung ist noch beim primitiven Menschen eine gewaltige. Sie genügt bei vielen Tieren, einheitliches Zusammenwirken zu jenen Zwecken der Lebenserhaltung herbeizuführen, denen ihr gesellschaftlicher Zusammenschluß dienen soll; gemeinsame Abwehr von Gefahren,

gemeinsames Aufsuchen von Futterplätzen, wobei vierzig oder fünfzig Augen oder Nasenlöcher immer eher etwas gewahren, als bloß zwei, oder gemeinsames Gewinnen von Nahrung z. B. durch Jagd.

Die Herbeiführung gemeinsamen Handelns durch bloße Uebereinstimmung des Denkens, des Wissens, der Interessen, hört selbst in den höchstentwickelten menschlichen Gesellschaften nicht auf, eine bedeutende Rolle zu spielen. Man denke z. B. an die spontanen Ausbrüche der Wut und das einheitliche Handeln einer durch ein gewaltiges Ereignis, etwa eine Niederlage im Kriege, auf die Straße getriebenen und dort zufällig zusammengewürfelten Menge ohne jegliche Organisation und ohne Führung, die unter Umständen gewaltige gesellschaftliche Wirkungen, ganze Revolutionen herbeiführen kann.

Der Unterschied zwischen den einfachsten und den kompliziertesten, höchst entwickelten Gesellschaften liegt nicht darin, daß der Faktor der geistigen Uebereinstimmung bei den komplizierten fehlt, bei den einfachen vorhanden ist, sondern darin, daß bei den einfachsten Gesellschaftsformen die bloße Uebereinstimmung des Bewußtseins allein das gesellschaftliche Tun bestimmt, während diese Uebereinstimmung als bestimmender Faktor solchen Tuns an Bedeutung immer mehr zurücktritt, je mehr sich die Gesellschaft kompliziert und organisiert, das heißt, eine Arbeitsteilung zwischen ihren Mitgliedern entwickelt und einzelne unter ihnen als bestimmte gesellschaftliche Organe wirken läßt, die bestimmte gesellschaftliche Aufgaben zu erfüllen haben.

Immerhin bleibt stets, unter allen Umständen, ein großer Teil des Funktionierens auch der kompliziertesten Gesellschaft ein Ergebnis bloßer Uebereinstimmung im Fühlen, Denken, Wollen ihrer Mitglieder oder wenigstens bestimmter Kreise von solchen. Schon das macht es nicht angängig, daß wir mit Stammler eine Gesellschaft und gesellschaftliches Zusammenwirken nur dort sehen, wo eine „von Menschen herrührende Regelung ihres Verkehrs und Miteinanderlebens" besteht. (Wirtschaft und Recht, S. 89.)

Indes auch die Anfänge der Arbeitsteilung bedürfen noch keiner „äußeren Regelung", sondern werden von der Natur bestimmt. Dazu gehört vor allem die bei allen höheren Tieren, ob sozial oder nichtsozial, zu findende Teilung der Geschlechter. Allerdings dort, wo daraus nicht verschiedene Lebensgewohnheiten und Lebensbedingungen der beiden Geschlechter erstehen, braucht ihre Verschiedenheit nicht zu einer Arbeitsteilung zu führen. So finden wir z. B. bei den sehr geselligen Heringen keine derartige Arbeitsteilung. Wohl aber tritt sie dort ein, wo etwa die Brutpflege die Weibchen länger in Anspruch nimmt, sie weniger beweglich und kampffähig macht, als die Männchen.

Der Schutz der Gesellschaft kann da in höherem Grade, manchmal ausschließlich den beweglicheren, streitbareren Männchen zufallen.

Neben der Teilung der Gesellschaft nach Geschlechtern bewirkt die Natur aber auch eine nach Generationen. Je langlebiger der einzelne Organismus, desto mehr werden die älteren an persönlicher Erfahrung, also an Weisheit, die jüngeren übertreffen. Auch die einzelnlebenden höheren Tiere halten es für ihre Pflicht, ihre Nachkommen zu erziehen, ihnen zu zeigen, wie man Beute erjagt oder Gefahren entgeht.

Diese Lehrzeit kann mitunter recht lange dauern, beim Löwen soll sie ein Jahr überschreiten. Aber sobald die Jungen einigermaßen imstande sind, sich selbst fortzubringen, werden sie von den Alten aus deren Revier verjagt. Sie mögen nun sehen, wo sie bleiben.

Bei den sozialen Tieren dagegen können sie unter Umständen mit den Alten vereinigt bleiben und in diesem Falle werden die Mitglieder der älteren Generation immer noch als Vorbilder dienen, denen die Jungen folgen, selbst wenn diese schon erwachsen sind und in der Lage, sich selbst fortzubringen. Die Arbeitsteilung zwischen Führern und Geführten tritt da von selbst ein, ohne „äußere Regelung", aber auch ohne langes Verhandeln.

Wenn ein junger Rabe auf einem Baume neben einem alten sitzt und dieser das Kommen eines Menschen, der nur einen Stock oder Schirm trägt, ruhig geschehen läßt, ohne sich zu rühren, wird auch der junge Rabe keine Furcht empfinden. Wenn aber dann ein Mann mit einem Gewehr auf dem Rücken in Sicht kommt und der alte Rabe daraufhin schleunigst die Flucht ergreift, wird der junge ihm sofort folgen und gelernt haben, gegen Schießgewehre mißtrauisch zu sein, ohne daß er Proben ihrer Wirksamkeit selbst zu verkosten bekam und ohne einen langen Kursus über Feuerwaffen durchgemacht zu haben.

Unter den älteren, erfahreneren Mitgliedern des Rudels oder der Herde, die ohne weiteres bei den jungen allgemeines Ansehen genießen, wird leicht mit der Zeit das eine oder das andere zu besonders hohem Vertrauen gelangen, wenn seine Intelligenz, Schärfe der Sinnesorgane und Tatkraft sich im Laufe der Jahre außerordentlich bewährt hat. Ihm folgen alle, ohne daß eine Kandidatur oder eine Wahl vorausgegangen wäre.

Mitunter kombiniert sich die Arbeitsteilung der Geschlechter mit der von Führern und Geführten. Die Geselligkeit entspringt ja aus den Lebensbedingungen der Tiere, die nicht immer auf beide Geschlechter gleich wirken. Mitunter kommt es dazu, daß die schwerfälligeren, schwächeren, vorsichtigeren, weniger kampflustigen Weibchen sich gesondert organisieren und die Männchen entweder ein isoliertes Leben führen oder sich in eigenen Gesell-

schaften zusammentun. Wenn die Männchen mit den Weibchen nur zur Zeit der Begattung zusammenkommen, dann wird die Führung der Herde, die aus erwachsenen Weibchen und jungen Tieren beider Geschlechter besteht, einem älteren Weibchen zufallen. Das finden wir z. B. bei den Gemsen.

Bei manchen Tieren, z. B. vielen Huftieren und Hühnervögeln, gesellt sich aber zur Weiberherde dauernd ein Männchen, etwa ein Hengst, ein Stier, ein Hahn, der in der Herde alle Gattenrechte ausschließlich in Anspruch nimmt und stark genug ist, jeden Nebenbuhler zu vertreiben. Ihm als dem tatkräftigsten fällt vor allem der Schutz der Herde und damit auch ihre Führung zu.

Sie sieht wie eine auf roher Gewalt basierende Alleinherrschaft eines Sultans, nicht in seinem Staate, sondern in seinem Harem aus. Daraus hat man vielfach geschlossen, daß an den Anfängen der Gesellschaft der Despotismus stehe, nicht die Demokratie.

Doch geht es nicht an, aus der Beobachtung von Hühnern und Rindern Schlüsse auf die menschliche Gesellschaft zu ziehen. Schon die Rudel der Affen und ebenso die Horden der primitiven Menschen gehören nicht zu den polygamen Vereinigungen, in denen neben Weibchen und jungen Tieren nur ein einziges erwachsenes Männchen vorkommt. Die Gesellschaften der Affen und der Menschen gehören zu denjenigen, in denen Männer und Weiber eine gemeinsame Organisation haben.

Nirgends, wie immer die Organisation der tierischen oder primitiven Menschengesellschaft beschaffen sein mag, ist der Posten des Führers eine Sinekure, sondern mit äußerst anstrengenden und gefährlichen Pflichten verknüpft. Und überall kann er nur so lange behauptet werden, als die überragenden Kräfte und Fähigkeiten des Leiters sich bewähren.

Der Leithengst ist stets in Gefahr, von einem anderen Hengst angegriffen zu werden. Wo Weibchen und Männchen vereint sind, wird der Führer degradiert oder verjagt, sobald er das allgemeine Vertrauen nicht mehr genießt.

Doflein sagt darüber:

„Die Arbeitsteilung in solchen Herden unter leitender Führung eines Individuums besteht meist darin, daß jenes die Bewachung und Leitung, auch die Verteidigung der Herde übernimmt. Es warnt durch seinen Ruf vor Gefahren, es führt zum Wasser, zur Salzlecke und zu geeigneten Futterplätzen. Es repräsentiert die gesamte Erfahrung der Herde; nur ein begabtes, gesundes und kräftiges Tier wird Leiter der Herde; nur einem solchen ordnen sich die anderen unter, folgen dann aber auch ohne Zögern seiner Führung. Ich erinnere nur an die Leithämmel der Schafherde. Lassen seine Sinnesorgane, seine Kräfte und Fähigkeiten nach, so muß der Führer baldigst die Führerstelle einem geeigneteren Individuum abtreten, was bei den Arten mit männlichen Führern der Herde

nicht ohne Kampf abgeht." (Das Tier als Glied des Naturganzen, S. 698.)
S. 698.)

In Sauters Buch „Unter Brahminen und Parias" (Leipzig 1924), finden wir eine sehr lustige Schilderung des Sturzes eines Affenführers durch eine menschliche Intrige. Sie galt dem Führer einer Horde heiliger Affen in einem Tempelgarten Hatampurs (Indien). Dieser Leitaffe war dem Besucher der Gegend durch seine außerordentliche Frechheit lästig geworden. Ihn zu töten oder auch nur zu verjagen, hätten die Hindus nicht gestattet. Sauter beschloß, ihn auf eigene Art zu strafen. Eine mit Whisky getränkte Banane wurde am Fuß eines der Bäume niedergelegt, auf denen die Affen wohnten. Der Leitaffe bemerkte sofort die begehrte Frucht und begab sich vorsichtig herunter, um sie zu kosten, ob sie nichts Schädliches enthalte. Sie wurde für gut befunden und gleich verzehrt mit dem Erfolg, daß den ehrwürdigen Patriarchen sinnlose Betrunkenheit befiel und er sich in wahnsinnigen Tollheiten erging, worauf er einschlief. Als er erwachte, mit allen Anzeichen eines fürchterlichen Katzenjammers, und seine Herrschaftsfunktionen wieder aufnehmen wollte, begegnete er einem allgemeinen wütenden Aufruhr seiner getreuen Untertanen, die ihn mit vielem Geschrei und harten Schlägen aus ihrer Gesellschaft vertrieben — ihn, der bis dahin ein strenges Regiment in ihr geführt hatte, gegen das sich keine Opposition erhob. Einsam, ein Bild des Jammers, mußte er fürderhin, fern von seinen Lieben, sein Leben fristen.

Nicht immer bleiben so verjagte alte Herren einsam. Wo ihrer mehrere in der gleichen Gegend sind, können sie sich zu einem Rudel für sich zusammentun, zu einem Emigrantenklub.

Das Leittier mag jedem einzelnen Exemplar seiner Herde noch so sehr an Stärke und Mut und Intelligenz überlegen sein, es muß stets weit schwächer sein als die Gesamtheit der Vereinigung. Es darf brutal sein gegen einen einzelnen, solange die Gesamtheit zu ihm Vertrauen hat. Es ist nicht imstande, dieser etwas aufzuzwingen. Es ist ohnmächtig, wenn sie nicht will. Es verfügt über keine anderen Organe und Waffen, als jedes erwachsene Individuum seiner Art oder doch jedes erwachsene gleichgeschlechtliche Individuum. Es verfügt nicht, wie der Despot in der menschlichen Gesellschaft über eine bewaffnete Macht, der eine Masse waffenloser Untertanen ohne Mittel des Widerstandes gegenübersteht. Soweit also der Gegensatz zwischen Demokratie und Despotismus für die tierischen und die primitiven menschlichen Gesellschaften überhaupt in Frage kommen kann, muß man als den ursprünglichen Zustand nicht den der Despotie, sondern den der Demokratie bezeichnen.

Seit den Anfängen des Menschen hat sich in seiner Gesellschaft vieles gewandelt, aber bis heute hängt der Erfolg eines Führers in einem gesellschaftlichen Verband mehr von seinem

Prestige ab als von den materiellen Machtmitteln, über die er verfügt und die ihre Wirksamkeit verlieren, wenn bei deren Trägern das Prestige des Führers verblaßt.

So unermüdlich und eifrig auch der Führer der Herde sein mag, er reicht nicht immer als Organ der Gesellschaft aus. Sehr oft bedarf sie anderer Organe neben ihm, die mitunter in ihren Funktionen abwechseln. So stellen die meisten geselligen Tiere besondere Wachen aus. Krapotkin zitiert einen englischen Gelehrten, Cornish, der mitteilt, daß sogar die Präriehunde, die im Londoner Zoologischen Garten gehalten werden, Wachen ausstellen. Niemand kann ununterbrochen wach bleiben und aufpassen. Wachen müssen von Zeit zu Zeit abgelöst werden, damit sie selbst fressen oder schlafen können.

Zur Erklärung dieses Verfahrens reicht das bloße Prestige nicht aus, das durch eine lange, erfolgreiche Tätigkeit in der Gesellschaft erworben wird und das von selbst die Führerrolle verleiht. Wo mehrere Führer in Betracht kommen, die miteinander wechseln, müssen wir eine Verständigung unter ihnen annehmen, die allerdings vielleicht nur weniger Signale bedarf.

Eine noch eingehendere Verständigung der Mitglieder der Gesellschaft untereinander müssen wir dort voraussetzen, wo planmäßiges Zusammenwirken verschiedenartiger Tätigkeiten auftritt. Das ist z. B. beim Jagen der Wölfe dort der Fall, wo ein Rudel ein flüchtiges Tier verfolgt. Das Rudel teilt sich in zwei Teile, von denen der eine die auserkorene Beute hetzt, indes der andere Teil ihr den Rückzug verlegt. Bei solchem Vorgehen mag die Nachahmung der Aelteren und Erfahreneren viel tun, aber es läßt sich kaum dadurch allein erklären wenn nicht vorher die Rollen verteilt wurden.

Dasselbe ist der Fall bei den Bauten der Biber dort, wo die menschliche oder eigentlich recht unmenschliche Verfolgung sie noch nicht gezwungen hat, ihren sozialen Zusammenhalt aufzugeben und isoliert zu leben.

Brehm berichtet über sie:

„Die Tiere wählen nach reiflicher Ueberlegung einen Fluß oder Bach, dessen Ufer ihnen reichliche Weide bieten und zur Anlage ihrer Geschleife und Kessel oder Dämme und Burgen besonders geeignet erscheinen . . . . . Gesellschaften, welche aus Familien zu bestehen pflegen, errichten in der Regel Burgen und nötigenfalls Dämme, um das Wasser aufzustauen und auf gleicher Höhe zu erhalten . . . . . . Die Burgen sind backofenförmige, dickwandige, aus abgeschälten Holzstücken und Aesten, Erde, Lehm und Sand zusammengeschichtete Hügel, welche im Inneren außer der Wohnungskammer noch Nahrungsspeicher enthalten sollen."

Diese Wohnhäuser der Biber stehen im Wasser, sind nur von unten aus zugänglich, und ihr Zugang soll stets unter Wasser stehen. Diese Sicherung der Wohnstätte wird nur dann erreicht,

wenn der Spiegel des Gewässers, in dem die „Burg“ steht, nicht unter ein gewisses Niveau sinkt. Dies sucht der Biber zu verhindern:

„Wechselt der Wasserstand eines Flusses oder Baches im Laufe des Jahres ziemlich erheblich ab, oder hat der Bach nicht die erwünschte Tiefe, so ziehen die Biber mehr oder minder lange und hohe, je nach der Strömung stärkere oder schwächere Dämme quer durch das Gewässer und stauen dieses . . . . . . Einzelne dieser Dämme sind anderthalb- bis zweihundert Meter lang, zwei bis drei Meter hoch und im Grunde vier bis sechs, oben noch ein bis zwei Meter dick. Sie bestehen aus arm- bis schenkeldicken ein bis zwei Meter langen Hölzern, welche mit dem einen Ende in den Boden gerammt werden, mit dem anderen in das Wasser ragen, mittelst dünnerer Zweige verbunden und mit Schilf, Schlamm und Erde gedichtet werden, so daß auf der Stromseite eine fast senkrecht abfallende feste Wand, auf der entgegengesetzten Seite aber eine Böschung entsteht. Nicht immer führen die Biber den Damm in gerader Linie quer durch den Strom, und ebensowenig richten sie ihn regelmäßig so ein, daß er in der Mitte einen Wasserbrecher bildet, ziehen ihn vielmehr oft auch in einem nach unten sich öffnenden Bogen durch das Wasser.“ (Säugetiere II., S. 319, 320.)

Es scheint, als wollte der französische Forscher Alfred Espinas, wie andere gemeinsame Tätigkeiten der gesellschaftlichen Tiere, so auch die Errichtung dieser Bauten aus bloßer Uebereinstimmung des Bewußtseins der verschiedenen Individuen erklären.

In seinem Buch über „Des Sociétés Animales“, Paris 1878, auch deutsch unter dem Titel: „Die tierischen Gesellschaften, eine vergleichende psychologische Untersuchung“ (übersetzt von Schlosser, Braunschweig 1879), sagt er:

„Der Biber, obwohl die Familien getrennt sind (in jeder Hütte wohnt eine), bauen gemeinschaftlich jene merkwürdigen Dämme, in denen sich die Einheit des Bewußtseins jeder Völkerschaft (von Bibern) ausspricht. Diese verwickelte Arbeit erfordert die gleiche Richtung des Willens und des Verstandes bei einer Reihe einleitender Handlungen, deren merkwürdigste die Auswahl, das Fällen, der Transport und die Anordnung der Zweige sind, welche die Hauptteile des Baues bilden.“ (S. 493, deutsch S. 473, 474.)

Kein Zweifel, daß die Einheit des Bewußtseins bei solchen Bauten eine große Rolle spielt. Ohne diese Einheit wären sie kaum möglich.

Aber sie allein dürfte nicht genügen, die Bautätigkeit der Biber, die den jedesmaligen Bedingungen der Oertlichkeit so genau angepaßt ist, zu erklären. Zum mindesten wird man noch ein leitendes Vorbild der Praxis der Aelteren und Erfahrenen annehmen müssen. Aber auch das wird zur Erklärung nicht immer ausreichen. Ganz ohne Beratschlagungen und Beschlußfassungen wird es dabei nicht abgehen, die eine, uns leider nicht verständliche Sprache voraussetzen, das heißt, ein Verständigungsmittel. Es braucht keine Lautsprache zu sein.

Nebenbei sei bemerkt, daß Brehm bei den Bibern eine Arbeitsteilung der Geschlechter feststellt:

„Wie bei den meisten Tieren ist das Weibchen der eigentliche Baumeister, das Männchen mehr Zuträger und Handlanger." (S. 322.)

Endlich müssen wir Sprache, Verständigung und schließliche Beschlußfassung dort voraussetzen, wo wandernde Tiere Kundschafter in die Gegend, der sie sich zuwenden wollen, vorausschicken, deren Rückkehr abwarten und von deren Bericht den Fortgang der Wanderung abhängig machen.

Ein höchst bezeichnendes Beispiel dafür geben die Kraniche. Brehm berichtet von ihnen (Tierleben VI., S. 395):

„Der einzelne denkt stets an seine Sicherheit, eine Herde stellt regelmäßig Wachen aus, denen die Sorge für die Gesamtheit obliegt; die beunruhigte Schar sendet Späher und Kundschafter, bevor sie den Ort wieder besucht, auf welchem sie gestört worden. Mit wahrem Vergnügen habe ich in Afrika beobachtet, wie vorsichtig die Kraniche zu Werke gehen, sobald sie auch dort die Tücke des Menschen kennengelernt haben: wie sie zunächst einen Kundschafter aussenden, dann mehrere; wie diese sorgsam spähen und lauschen, ob etwas Verdächtiges sich noch zeige, wie sie sich erst nach den eingehendsten Untersuchungen beruhigen, zurückfliegen, die Gesamtheit benachrichtigen, dort noch immer nicht Glauben finden, durch Gehilfen unterstützt werden, nochmals auf Kundschaft ausziehen und endlich die Herde nach sich ziehen."

Mit Beschlußfassungen, die sich an Erforschungen und Erörterungen anknüpfen, lernen wir endlich eine Erscheinung kennen, die etwas an die „äußere Regelung" erinnert, auf der nach Stammler die menschliche Gesellschaft aufgebaut ist. Solche Beschlußfassungen kennzeichnen jedoch nicht die menschliche Gesellschaft.

Wir finden sie, wie oben gezeigt, schon bei manchen Tieren. Und nirgends, auch nicht beim höchstentwickelten Menschen, bilden sie die einzige Grundlage gesellschaftlichen Zusammenwirkens. Endlich sind sie noch immer nicht das, was man eine Norm, eine Regel nennen kann, denn sie gelten stets nur für einen bestimmten Fall. Regeln bewußt zu bilden und vorzuschreiben, dazu reicht die Intelligenz des Tieres nicht aus. Aber auch nicht die des primitiven Menschen.

Entscheidungen von Fall zu Fall, die entweder von der Gesamtheit oder von einzelnen ihrer anerkannten Organe, Aeltesten, Häuptlinge, Richtern getroffen werden, können mit der Zeit allerdings zu Normen werden, wenn sie sich auf zweifelhafte oder strittige Fälle beziehen, die sich in gleicher Weise von Zeit zu Zeit in so kurzen Zwischenräumen wiederholen, daß das Gedächtnis der ältesten Mitglieder des Verbandes sich des vorhergehenden Falles, des Präzedenzfalles, noch entsinnt. Der Hinweis auf ihn erleichtert spätere Entscheidungen schon deshalb, weil man bei der Bezugnahme auf frühere Sprüche gleich auch die Konsequenzen in Betracht ziehen kann, die sie nach sich zogen

und die für die erstmalige Entscheidung noch verborgen lagen. Präzedenzfälle, die sich bewährt hatten, konnten so zu Normen werden, zu äußeren Regelungen bestimmten gesellschaftlichen Tuns, zu einem Gewohnheitsrecht, lange vor einer eigentlichen Gesetzgebung.

Damit stoßen wir endlich auf den von Stammler vorausgesetzten Zustand.

Die Beachtung von Präzedenzfällen, ihre Erhebung zu Normen setzt bereits eine so hochentwickelte Sprache voraus, wie sie nur dem Menschen eigen ist. Nur in der menschlichen Gesellschaft sind derartige Regeln möglich. Ihr Bestehen erhebt die menschliche Gesellschaft über die der Tiere. Aber weit entfernt, daß sie diese Gesellschaft schaffen, bilden sie sich vielmehr erst in einem höheren Stadium ihres Bestandes, und sie, wie jede spätere Art der Gesetzgebung, regeln stets nur einen Teil der gesellschaftlichen Beziehungen.

In einfachen, primitiven Gesellschaften bleibt die Zahl solcher Präzedenzfälle gering und ohne Bedeutung. Bei komplizierten Gesellschaften und in Zeiten von Neuerungen, durch neue Lebensbedingungen hervorgerufen, wächst ihre Zahl schließlich so sehr an, daß sie ein ganz unübersichtliches, undurchdringliches Dschungel werden, in dem einzelne Partien miteinander ganz unvereinbar sein können.

Es wird dann notwendig, die Bestimmungen zu sichten, die veralteten auszuscheiden, bei den übrigen die Widersprüche auszumerzen, in das Ganze System und Ordnung zu bringen. Damit werden die Anfänge der Rechtswissenschaft gegeben.

Diese Kodifizierung des Rechts findet erst bei einem hohen Grade der Kultur, in einem entwickelten staatlichen Leben statt. Und mit dem Staate beginnt auch erst die eigentliche Gesetzgebung, die es unternimmt, an Stelle einer Entscheidung von Fall zu Fall, ganze größere Gebiete des gesellschaftlichen Lebens von vornherein planmäßig zu regeln.

Doch selbst in einem so hochentwickelten Staate, wie dem englischen, bleiben immer noch neben der Gesetzgebung des Parlaments manche Urteile der Richter, die Präzedenzfälle schaffen, eine wichtige Quelle der Rechtsbildung.

Wie immer aber das Recht geschaffen werden und wie weit sein Geltungsgebiet in der Gesellschaft sich erstrecken mag, es ist ein Vorurteil der juristischen Denkweise, zu vermeinen, daß die Gesellschaft einzig durch das öffentliche Recht geschaffen und zusammengehalten werde.

Die wichtigsten Bande der Gesellschaft bildeten von Anfang an die sozialen Triebe und die Uebereinstimmung in den Interessen, im Denken und Wollen der Gesellschaftsmitglieder, wozu sich in einzelnen Fällen noch das Vorbild der Aelteren oder

Begabteren, sowie gelegentliche Verständigungen in zweifelhaften Situationen hinzugesellt haben.

Und bis heute halten diese Faktoren die Gesellschaft mehr zusammen als die Tätigkeit der in den letzten Jahrtausenden sosehr angeschwollenen Zunft der Juristen. So wichtig, so unentbehrlich auf manchen Gebieten sie geworden sind, das gesellschaftliche Leben würde völlig aus den Fugen gehen oder ganz ins Stocken geraten, wenn die Menschen dort, wo sie miteinander zu tun bekommen, durch nichts anderes bestimmt würden als durch das äußere Gesetz und dessen Wirkung.

Fünftes Kapitel.

Die geschlossene Gesellschaft.

Die Entwicklung der Sprache ist der Faktor, der es möglich macht, zur Formulierung von Normen für die mehr oder weniger zweckmäßige und wirksame Regelung gesellschaftlichen Tuns über die tierische Gesellschaft hinauszugelangen.

Noch in manch anderer Beziehung wirkt die Sprache in dieser Richtung. Sie ermöglicht Arten gesellschaftlichen Zusammenwirkens, die mit den einfacheren Verständigungsmitteln der Tiere nicht zu erreichen wären, fördert damit die menschliche Intelligenz und Technik und macht den gesellschaftlichen Zusammenhalt immer enger. Doch wird sie gleichzeitig ein Mittel, nicht nur die Menschen immer enger zusammenzuschließen, sondern auch sie zu trennen.

Es ist noch nicht möglich zu sagen, wann, wo und wie die menschliche Sprache entstanden ist. Aber eines steht fest, ihre Bildung und Entwicklung wird durch bestimmte Gesetze bestimmt. Menschen, die das Produkt bestimmter Bedingungen waren und unter bestimmten Bedingungen lebten, werden daher eine bestimmte Sprache gebildet haben. Bei Menschen, die das Produkt anderer Bedingungen waren und die unter anderen Bedingungen standen, wird eine andere Sprache erwachsen sein.

Die menschliche Sprache ist vielleicht erst entstanden, auf jeden Fall wird sie eine höhere Entwicklung erst angenommen haben, als der primitive Mensch schon so weit verbreitet war, daß er sich unter dem Einfluß sehr verschiedener Lebensbedingungen zu verschiedenen Rassen differenziert hatte. Und jede dieser Rassen wieder hatte es vermocht, in sehr verschiedenartige Gebiete einzudringen, Gebirge und Tiefebenen, Meeresküsten und Steppen usw. Die großen Sprachstämme, die man heute vorfindet, sind so verschieden, daß sie schwerlich alle aus einer einzigen Ursprache hervorgegangen sein können.

Aber auch die einzelnen Sprachen innerhalb eines Sprachstammes brauchen nicht aus einer gemeinsamen Wurzel hervor-

gegangen zu sein. Ihre Aehnlichkeiten lassen sich daraus erklären, daß sie sich unter ähnlichen Bedingungen bildeten. Dabei kann die Bevölkerung jedes Gebietes von vornherein ihre Besonderheiten der Sprache gehabt haben, die aus der Eigenart seiner Bedingungen hervorgingen.

Natürlich, wo ein Volksstamm sich teilte, der eine seiner Teile in den alten Wohnungen blieb, der andere abwanderte, unter neue Bedingungen geriet, da kann jeder der beiden Teile seine Sprache in verschiedener Weise weiterentwickeln und aus der einen Sprache könen zwei, und durch Wiederholung des Vorganges noch mehr verschiedene Sprachen werden, die alle von der einen abstammen.

Aber weitaus häufiger dürfte der umgekehrte Vorgang eintreten, daß verschiedene Sprachen, die selbständig erstanden, sich miteinander zu einer neuen gemeinsamen Mischsprache vereinigen oder daß eine Sprache die andere verdrängt, zum Aussterben bringt. Dieser Vorgang dürfte deswegen der häufigere sein, weil die Tendenz der ökonomischen Entwicklung, namentlich der Entwicklung des Verkehrs, nicht dahin geht, die einzelnen Horden der Menschen zu spalten und zu isolieren, sondern vielmehr sie in Verbindung miteinander zu bringen und die Ausdehnung der einzelnen Volksstämme zu vergrößern.

Wir dürfen annehmen, daß jede für sich lebende Horde ursprünglich ihre eigene Sprache bildete, die allerdings mit denen benachbarter Horden verwandt, aber doch von diesen mindestens so verschieden war, wie heute ein Dialekt von einem anderen der gleichen Sprache.

Für diese Annahme spricht die Tatsache, daß wir, je weiter wir in der Kultur zurückblicken, desto mehr eine Verschiedenheit der Sprachen antreffen.

So berichtet z. B. der alte Nettelbeck, der auf seinen Seereisen um die Mitte des 18. Jahrhunderts nach Afrika kam, über die Neger der Guineaküste:

„Längs der Küste von Guinea bedient man sich einer Sprache, die aus einem bunten Gemisch von portugiesischen, noch mehr englischen und aus den Negermundarten hergenommenen Wörtern besteht und womit man sich überall im Handel verständlich macht. Tiefer landeinwärts aber sind ganz davon abweichende Sprachen im Gang, und auch diese wieder unter sich dergestalt verschieden, daß, wenn man irgendwo einen Sklaven aus dem Inneren kauft und nur eine Meile weiter wieder einen anderen von einer verschiedenen Nation, beide sich untereinander schwerlich verstehen würden." (I. Nettelbeck, Lebensbeschreibung, Reklamsche Ausgabe, S. 27.)

Aehnliches gilt von den Indianern Amerikas.

„Der treffliche Bates versichert uns, daß am Amazonas auf eine Strecke von 40—60 deutschen Meilen oft sieben bis acht verschiedene Sprachen angetroffen werden." (Peschel, zitiert bei Lippert, Kulturgeschichte, Stuttgart 1886, I., S. 158.)

Von den Bantus in Afrika sagt Luschan, daß man bei ihnen „an dreihundert verschiedene Sprachen und Dialekte unterscheidet". (Völker, Rassen, Sprachen, Berlin 1922, S. 39.)

„Seit jeher und bis heute hat das verkehrsloseste Alpenland Europas, der Kaukasus, die bunteste Musterkarte isolierter Sprachen dargeboten. Zur Zeit des Plinius wurden dort nicht weniger als siebzig Sprachen gesprochen." (Lippert, Kulturgeschichte I., S. 158.)

Je mehr sich die artikulierte Sprache entwickelte, desto mannigfaltiger wurden die gesellschaftlichen Tätigkeiten und Funktionen, die sie möglich machte, desto schwieriger wurde es aber auch für den einzelnen, am Leben einer Gesellschaft teilzunehmen, deren Sprache er nicht verstand.

Damit wurde ein Zustand geschaffen, der die menschliche Gesellschaft sehr von der tierischen unterschied. Die Sprache der letzteren war sehr einfach gewesen — Gebärden, Grimassen, Empfindungslaute. Sie gestatteten nur eine Verständigung über sehr einfache Verrichtungen. Aber sie waren der ganzen Art bekannt und bildeten ein soziales Band, das alle Mitglieder der gleichen Art zusamenfaßte, welcher Herde sie auch angehören mochten. Die Herde selbst brauchte unter diesen Umständen kein streng geschlossener Verband zu sein. Sie war es sicher dort nicht, wo die Männchen außerhalb der weiblichen Herde standen und sich mit diesen nur zur Brunstzeit vereinigten, oder wo an der Spitze des weiblichen Rudels ein einzelnes Männchen stand, das, wenn es von einem stärkeren besiegt wurde, diesem weichen mußte. Durch die Männchen kamen so immer wieder in die Herde oder das Rudel neue Elemente und durchbrachen die Geschlossenheit des Verbandes.

Aber auch sonst zeigen sich die einzelnen Herden der Tiere nicht immer exklusiv. Wenn die Weide günstig ist, gesellen sich zahlreiche Herden zusammen und weiden friedlich nebeneinander und durcheinander.

„Auch schließen sich Herden, welche ihr Leittier verloren haben, eventuell geschlossen einer anderen Herde an, besonders die verwitweten Weibchen einer polygamen Herde. So hat man dies bei Zebras beobachtet, wenn der Leithengst einer Herde von einem Raubtier getötet wurde." (Doflein, Das Tier usw., S. 697.)

Mitunter ist man gegen neue Ankömmlinge mißtrauisch. Aber das gibt sich bald:

„Unter den Vögeln bilden z. B. die Gänse in der Regel Scharen oder Herden, welche meist aus Familiengruppen bestehen, denen sich einzelne männliche und weibliche Tiere anschließen. Es dauert oft wochenlang, bis ein solches Tier im sozialen Verband aufgenommen und als Freund behandelt wird. Aehnliche Prüfungszeiten, in denen sie mit Mißtrauen behandelt werden, müssen auch Säugetiere vor der Aufnahme in Herden vielfach durchmachen." (Doflein, S. 697.)

Weit geschlossener sind die Volksstämme der Menschen schon dadurch, daß jeder dieser Stämme seine besondere Sprache spricht

und dadurch allen anderen Menschen, soweit er mit ihnen in Berührung kommt, fremd und verständnislos, oft feindselig, meist mit Ueberhebung gegenübersteht, da man das verachtet, was man nicht versteht. Die Verschiedenheit wächst noch, wenn dank der Sprache jeder Stamm seine besondere Ueberlieferung an Sagen und Gebräuchen erhält, wodurch es dem Außenstehenden noch schwerer fällt, sich in das Leben einer fremden Gesellschaft hineinzufinden.

Der einzelne kann sich unter diesen Umständen nicht so leicht, wie in der Tierwelt, von seinem Rudel loslösen und einem anderen anschließen.

Derartiges wird beim Menschen bis in die Zeiten hoher Zivilisation hinein ein Ausnahmefall, der meist mit schmerzlichen Vorgängen verknüpft ist und den man nach Möglichkeit vermeidet.

So hat die Sprache die menschlichen Gesellschaften im Gegensatz zu den tierischen, zu dauernd geschlossenen gemacht. Wir haben hier, wenn wir von den Tieren sprechen, nur Wirbeltiere im Auge. In der Welt der Insekten finden wir ja auch streng geschlossene Gesellschaften, die man sogar Staaten genannt hat. So interessant sie sind, sie tragen zum Verständnis menschlichen Tuns nicht bei, beschäftigen uns hier also nicht. Hier und im folgenden haben wir, wo wir von Tieren handeln, nur solche im Auge, deren Natur die Erkenntnis der ursprünglichen Menschennatur erleichtert.

Noch in anderer Weise wirkt die artikulierte Sprache dahin, jede einzelne Gesellschaft zu einer geschlossenen zu machen. Sie ermöglicht es, daß jedes Individuum einen besonderen Namen bekommt, den es dauernd beibehält und der es von den anderen Individuen des Gemeinwesens unterscheidet. Sie ermöglicht es aber auch, ein Verhältnis, das zwischen zwei Individuen eintritt, festzuhalten, zu fixieren. Dieses Fixieren von Dingen, Verhältnissen, Vorkommnissen, das der Sprache und noch mehr der später sich bildenden Schrift innewohnt, macht sie zu einem konservativen Faktor, während freilich gleichzeitig dieselbe Sprache zu den Triebkräften gehört, von denen die menschliche Gesellschaft in den Fluß einer Entwicklung gebracht wird, zu der keine der tierischen Gesellschaften je gelangt.

Die Sprache wird ein konservatives gesellschaftliches Element nicht im Gegensatz zur tierischen Gesellschaft, sondern sie wird es nur auf manchen Gebieten der menschlichen Gesellschaft im Gegensatz zu anderen Gebieten menschlichen Tuns, die sich leichter wandeln. Es werden damit schon, ehe noch einander widerstreitende Interessen auftauchen, Gegensätze innerhalb der Gesellschaft geschaffen, die von Zeit zu Zeit ausgeglichen werden müssen, soll sie ohne Hemmung weiter funktionieren.

Eines dieser konservativen Elemente werden wir gleich kennenlernen. Wir haben schon darauf hingewiesen, daß die

Sprache es ermöglicht, bestimmte, einmal eintretende Verhältnisse zwischen zwei Individuen innerhalb der Gesellschaft dauernd zu fixieren.

In der tierischen Gesellschaft geht das Individuum, sobald es der Mutter nicht mehr bedarf, unterschiedslos mit den anderen in der Herde auf. Man hat nicht die mindesten Anzeichen dafür, daß die Kuh ihr Kalb, sobald es erwachsen ist, von den anderen Rindern unterscheidet oder die Stute ihr Füllen, sobald es erwachsen, von den anderen Pferden ihrer Herde. Die Sprache dagegen erlaubt es, das Verhältnis zwischen Mutter und Sohn, Mutter und Tochter, Vater und Sohn, Vater und Tochter, zwischen Bruder und Schwester dauernd im Bewußtsein der Individuen festzuhalten.

Sie erlaubt es, Beziehungen nicht nur festzuhalten, sondern überhaupt manche erst festzustellen, deren Bestehen in der tierischen Gesellschaft ihren Mitgliedern nicht einmal aufdämmert, wie die zwischen Großvater und Enkel, Onkel und Neffe, die von Vettern untereinander usw.

Damit ersteht mit der Entwicklung der Sprache auch eine dauernde Gliederung der Gesellschaft, in der nun jeder seinen bestimmten Platz erhält. Die Organisation der Gesellschaft nach der Abstammungsfolge tritt ein.

Bei den Tieren findet man innerhalb der Herde nur die Unterscheidung einerseits von Männchen und Weibchen, andererseits von Erwachsenen und Jungen. Innerhalb des einzelnen Stammes der menschlichen Gesellschaft bildet sich dagegen schließlich außerdem überall eine Organisation nach der Abstammung, eine Verwandtschaftsorganisation. Sie beruht auf Blutbanden, aber nicht die „Stimme der Natur" ist es, die sie schafft — sonst wäre es merkwürdig, daß diese Stimme im Naturzustand der Tiere völlig stumm bleibt, wenigstens für die Beziehungen erwachsener Tiere untereinander. Das Verhältnis zwischen der Mutter und ihrem nicht erwachsenen Kind ist natürlich bei den meisten Tieren ein sehr inniges. Aber man darf nicht nach dem Vorbild dieses sehr beschränkten und relativ rasch vorübergehenden Verhältnisses alle anderen Verwandtschaftsverhältnisse auffassen, die oft eine ungeheure Ausdehnung erreichen und dauernd sind, und darf nicht den gesellschaftlichen Zusammenhang, den sie hervorrufen, ebenfalls als eine „Stimme des Blutes" betrachten. Ganz sinnlos wird die Stimme des Blutes, wenn man sie in Sprachgemeinschaften zu entdecken vermeint. Wir werden darauf noch in anderem Zusammenhange zu sprechen kommen.

Erst die Sprache ist es, die es erlaubt, die verwandtschaftlichen Beziehungen festzustellen und zu fixieren. Die daraus hervorgehende Organisation reicht so weit, als die sprachlichen Bezeichnungen der Verwandtschaftsgrade ausreichen. Wo die Sprache nur das Verhältnis zwischen der Mutter und dem Kind und nicht auch das zwischen Vater und Kind feststellt und fest-

hält, bleibt die „Stimme des Blutes", der „Natur" sogar für dieses enge Verhältnis in der menschlichen Gesellschaft stumm.

Noch mehr als die Gemeinschaft der Sprache innerhalb des Stammes, trägt die Gemeinschaft der sprachlich festgehaltenen Abstammung zur Geschlossenheit und zur Abschließung der einzelnen Gesellschaften von Menschen bei. Eine fremde Sprache kann man erlernen, man kann mehrere Sprachen nebeneinander beherrschen, dagegen kann man nie mehr als eine Mutter haben, und sie im späteren Leben zu wechseln, ist unmöglich, selbst wenn sie einem unbequem wird. Der Umkreis jeder einzelnen Verwandschaftsorganisation ist jetzt ganz genau bestimmt.

Sie ist aber nicht nur stets genau bestimmt, sie bildet auch in ihrer Fixierung ein konservatives Element gegenüber anderen, fortschreitenden.

Die Organisation der Verwandtschaft und die Sonderung der Sprachen machen die menschliche Gesellschaft zu einer viel mehr geschlossenen, als es die tierische ist.

Zu dieser Wirkung der Sprache gesellt sich die des technischen Fortschrittes, der auch den Menschen vom Tier unterscheidet. Er bewirkt zunehmende Mannigfaltigkeit der menschlichen Beschäftigungen, steigende Abhängigkeit jedes einzelnen von der Tätigkeit der anderen und stete Vermehrung der Gebiete gesellschaftlichen Zusammenwirkens.

Immer weniger vermag das menschliche Individuum sich vereinzelt und losgelöst von seiner Gesellschaft zu behaupten, es wird immer abhängiger von ihr.

Das bewirkt für lange hinaus eine wachsende Intensität der sozialen Triebe, die erst bei hoher gesellschaftlicher Entwicklung durch Gegentendenzen wieder abgeschwächt werden. Die Geschlossenheit der einzelnen Gesellschaft bewirkt aber auch, daß das Geltungsbereich dieser Triebe sich verengert. Bei den Tieren gelten sie der ganzen Art; jedes Rudel spricht dieselbe Sprache wie die anderen; wo genügend Futter vorhanden ist, vereinigen sich die Rudel gern und ohne Umstände zu größeren Herden. Die menschlichen Gesellschaften dagegen isolieren sich voneinander, verstehen einander nicht und treten einander oft feindselig gegenüber.

Die sozialen Triebe bleiben da auf den eigenen Stamm beschränkt. Nur den eigenen Stammesgenossen ist man Hilfeleistung schuldig, Treue und Wahrhaftigkeit. Die anderen darf man belügen und betrügen und benachteiligen, wo man kann. Solches Tun wird unter Umständen zur patriotischen Pflicht erklärt.

Wir haben in unserer Abhandlung über die sozialen Triebe in der Menschenwelt (siehe Anhang) eine Reihe von Bildern entrollt, die uns den primitiven Menschen äußerst sympathisch schildern. Aber das gibt nur die eine Seite der Medaille: das

Verhalten zu den Stammesgenossen. Das Verhalten zu den Stammesfeinden ist weit weniger liebenswürdig. Es kann im Kriege zu schlimmster Rohheit, tollem Blutrausch, teuflischer Grausamkeit führen.

Sechstes Kapitel.

Der Krieg.

Nicht jeder Kampf ist ein Krieg. Wenn zwei Individuen sich bekämpfen, aus welchen Gründen immer, spricht man nicht von Krieg.

Zu einem solchen kommt es nur dort, wo zwei Gesellschaften gegeneinander kämpfen.

Wir haben schon bemerkt, daß Kriege in diesem Sinne, ausgenommen etwa bei den Ameisen, nur beim Menschen vorkommen. Er ist den tierischen Gesellschaften fremd. Er setzt auf der einen Seite die Abschließung der einzelnen Gesellschaften voneinander durch die Wirkung der Sprachentwicklung voraus, andererseits die Wirkungen der fortschreitenden Technik.

Diese schafft die Waffe und setzt damit erst den Menschen instand, größere Tiere und seinesgleichen zu töten. Sie verwandelt den Menschen aus einem Pflanzenfresser in ein Raubtier, das gewöhnt ist, seinen Lebensunterhalt durch Tötung anderer Tiere zu gewinnen, denen er das gleiche Seelenleben zuschreibt, wie er es bei sich selbst bemerkt. Menschen, deren Sprache er nicht versteht, gelten ihm auch nur als Tiere. Hat er einmal den angeborenen Widerwillen des Pflanzenfressers gegen Blutvergießen überwunden, dann macht ihm bald die Tötung eines feindlichen Menschen nicht mehr aus, als die eines Tieres.

Selbst die bissigsten der Affen versteigen sich in dem seltenen Fall, daß eine ihrer Gesellschaften mit einer anderen in offenen Konflikt gerät, nicht so weit, einander zu töten.

So sind die Mantelpaviane auf die Dscheladapaviane nicht gut zu sprechen. Wo zwei solcher Herden einander begegnen, da bewerfen sie einander mit Steinen.

„Einzelne alte Recken stürmen wohl aufeinander los und suchen sich gegenseitig zu packen. Sie zausen sich dann tüchtig an dem ihre Männlichkeit bekundenden Mantel und beißen sich sogar mitunter. Allein in der Hauptsache bleibt es beim Geschrei und bei den wutfunkelnden Blicken." (Brehm Tierleben I., S. 167.)

Wie harmlos sind doch solche Kämpfe von „Bestien" gegenüber denen der Kulturmenschen! Dabei sind es bloß Kämpfe zwischen verschiedenen Arten. Die einzelnen Rudel der Dscheladas bekämpfen einander nicht, schließen sich oft zu großen Herden zusammen.

Zu den bisher betrachteten Konsequenzen der menschheitlichen Entwicklung gesellt sich noch die Störung des Gleich-

gewichts, das bei sich längere Zeit gleichbleibenden äußeren Bedingungen in der Natur herrscht, worauf wir schon früher in den Kapiteln über „Umwelt und Art" und über „Malthus und Darwin" hinwiesen. (2. Buch, 1. Abschnitt, 4. Kapitel und 2. Abschnitt, 3. Kapitel.)

In meinem dort zitierten Buche über „Vermehrung und Entwicklung" habe ich gezeigt, daß eine jede Art sich auf die Dauer nur behaupten kann, wenn ihre Fruchtbarkeit und die ihr drohenden Mächte der Vernichtung einander das Gleichgewicht halten.

„Wir sehen innerhalb der einzelnen Arten der Organismen ebenso wie im Verhältnis der verschiedenen Arten zueinander eine Tendenz zur Gewinnung und Bewahrung des Gleichgewichtes zwischen den die Individuen und die Arten erhaltenden und zerstörenden Kräften." (Vermehrung und Entwicklung in Natur und Gesellschaft, Stuttgart 1910, S. 29.)

Dieser Grundsatz wird heute allgemein anerkannt.

Gleich im Anfang seines großen Werkes schreibt Doflein:

„Wir erkennen beim genaueren Studium irgendeines kleinen Stückchens der Erdoberfläche, daß die Gemeinschaft der Tiere und Pflanzen, welche es beleben, keine zufällig zusammengewürfelte Gesellschaft darstellt. Uralte Gesetze haben die Bürger eines solchen Gemeinwesens zusammengeführt, uralte Gesetze regeln ihr Zusammenleben."

„Diese Gesetze bedingen es auch, daß unter normalen Verhältnissen keine der Tierarten und keine der Pflanzenarten die andere unterdrückt und überwuchert. Jahr für Jahr können wir an der gewohnten Stelle die gleiche Tier- und Pflanzengesellschaft wiederfinden, wenn wir nicht mit roher Hand das Gleichgewicht in ihr stören."

„Solche Gemeinschaften von Tieren und Pflanzen beschreibt man als Lebensgemeinschaften oder Biocönosen; man versteht unter solchen die Gesamtheit der Tiere und Pflanzen, welche an dem Orte, an welchem sie vorkommen, alle Bedingungen für ihre Entstehung und Erhaltung vorfinden. Sie stehen dauernd miteinander und mit den Lebensbedingungen des betreffenden Ortes in Wechselbeziehung, so daß sie der Zahl nach wohl gewissen Schwankungen unterworfen sind, im allgemeinen aber einander stets das Gleichgewicht halten." (Das Tier usw., S. 13, 14.)

Wie im Anfang, so betont Doflein auch gegen den Schluß seines Werkes dasselbe Gesetz:

„In freier Natur findet eine kolossale Ueberproduktion von Keimen jeglicher Tierart statt. Trotzdem bleibt die Zahl der Individuen, durch welche eine Art in ihrem Verbreitungsgebiet repräsentiert ist, so ziemlich konstant. In unserer Heimat können wir im allgemeinen jedes Jahr, wenn nicht abnorme Verhältnisse eintreten, die gleichen Mengen von Wirbeltieren, so z. B. von Mäusen, Eidechsen, Singvögeln, Fröschen, aber auch von Wirbellosen, also z. B. von Regenwürmern, Schmetterlingen, Ameisen, feststellen." (Das Tier usw., S. 914.)

Das Gleichgewicht der Organismen einer Gegend wird gestört, sobald ihre Lebensbedingungen sich ändern, etwa durch das Eintreten einer Eiszeit, Senkung oder Hebung des Bodens, zunehmende Trockenheit oder Feuchtigkeit der Luft usw. Zwischen

solchen zeitweise eintretenden Epochen der Unruhe der Erdoberfläche und ihrer Bewohner liegen aber auch solche, Tausende und vielleicht auch unter Umständen Hunderttausende von Jahren dauernde Zeiten gleichbleibender Lebensbedingungen und dementsprechend beständigen Gleichgewichts zwischen den verschiedenen Arten der Organismen einer Gegend.

Ein neues Element der Unruhe wird in die Natur gebracht durch die Technik des Menschen. Sie ermöglicht es ihm, anfangs in geringem Maße, aber mit dem Fortschreiten der Kultur immer mehr, Tiere und Pflanzen zu vernichten, die ihm schaden, und Platz und Lebensbedingungen zu schaffen für Tiere und Pflanzen, die ihm nützen. Kurzsichtigkeit und rücksichtslose Gier kann ihn dabei sogar veranlassen, Tiere und Pflanzen auszurotten, von denen er Nutzen zieht, etwa Vögel, die schädliche Insekten oder Nagetiere fressen. Noch ein Beispiel dafür ist die ununterbrochen vorwärtsgehende Waldverwüstung.

Friedrich Engels hat Verwüstungen dieser Art als allgemeines Naturgesetz aufgefaßt, als eine der Triebkräfte der Entwicklung der Arten. In dem schon früher zitierten Artikel über den „Anteil der Arbeit an der Menschwerdung des Affen" sagt er:

„Sobald alle möglichen Futterbezirke besetzt waren, konnte keine Vermehrung der Affenbevölkerung mehr stattfinden; die Zahl der Tiere konnte sich höchstens gleichbleiben. Aber bei allen Tieren findet Nahrungsverschwendung in hohem Grade statt und daneben Ertötung des Nahrungsnachwuchses im Keime. Der Wolf schont nicht, wie der Jäger, die Rehgeiß, die ihm im nächsten Jahre die Böcklein liefern soll; die Ziegen in Griechenland, die das junge Gestrüpp abweiden, ehe es heranwächst, haben alle Berge des Landes kahl gefressen. Dieser ‚Raubbau' der Tiere spielt bei der allmählichen Umwandlung der Tiere eine wichtige Rolle, indem er sie zwingt, anderer als der gewohnten Nahrung sich anzubequemen, wodurch ihr Blut eine andere chemische Zusammensetzung bekommt und die ganze Körperkonstitution allmählich eine andere wird, während die einmal fixierten Arten absterben. Es ist nicht zu bezweifeln, daß dieser Raubbau mächtig zur Menschwerdung unserer Vorfahren beigetragen hat . . . . ."

„Die Tiere, wie schon angedeutet, verändern durch ihre Tätigkeit die äußere Natur ebensogut, wenn auch nicht in dem Maße, wie der Mensch. Diese durch sie vollzogenen Aenderungen ihrer Umgebung wirken, wie wir sahen, wieder verändernd auf ihre Urheber zurück. Denn in der Natur geschieht nichts vereinzelt. Jedes wirkt auf das andere zurück und umgekehrt und es ist meist das Vergessen dieser allseitigen Bewegung und Wechselwirkung, das unsere Naturforscher verhindert, in den einfachsten Dingen klar zu sehen. Wir sahen, wie die Ziegen die Wiederbewaldung von Griechenland verhindern; in Sankt Helena haben die von den ersten Anseglern ans Land gesetzten Ziegen und Schweine es fertig gebracht, die alte Vegetation fast ganz auszurotten und so den Boden bereitet, auf dem die von späteren Schiffern und Kolonisten zugeführten Pflanzen sich ausbreiten konnten." (Neue Zeit XIV., 2, S. 549, 551.)

Der Gedankengang, den Engels hier entwickelt, ist sehr interessant und bestechend. Aber er leidet an einem Fehler,

dessen auch Darwin sich schuldig machte: er gebraucht zur Veranschaulichung den Hinweis auf Verhältnisse, die von Menschen geschaffen wurden. So suchte Darwin in der künstlichen Auslese, die der menschliche Tierzüchter trifft, die Erklärung für die Entwicklung der Arten in der Natur. Engels suchte sie im Raubbau, den auch nur der Mensch treibt, nicht, weil er weniger fürsorglich ist als das Tier, sondern weil er allein durch seine überlegene Technik die Kraft besitzt, Raubbau zu treiben, das heißt, das Gleichgewicht in der Natur zu stören.

Engels weist hin auf den Raubbau mit der Waldvegetation, der von den Ziegen in Griechenland und von Ziegen und Schweinen auf St. Helena getrieben wurde. Aber hinter den Ziegen standen die Menschen, die deren Raubbau ermöglichten.

Im Naturzustande wären neben den Ziegen in Griechenland Wölfe — vielleicht auch Löwen, Homer spricht noch von solchen — gewesen und hätten die Zahl der Ziegen so sehr reduziert, daß sie den Wald nicht mehr bedrohten. Der Mensch hat die Feinde der Ziegen vernichtet, er schützt diese künstlich und hat dadurch das Gleichgewicht der Natur zerstört und den Nachwuchs des von ihm abgeholzten Waldes verhindert.

Auf St. Helena wieder war es der Mensch, der Ziegen und Schweine in eine Gegend brachte, in der es bis dahin weder diese Tiere noch ihre Feinde gegeben hatte. Auch da war es der Mensch, der das Gleichgewicht der Natur störte.

Wir haben gesehen, wie Doflein von diesem Gleichgewichte spricht. Nun, auch er weist auf das Beispiel St. Helenas hin, aber als Beweis dafür, daß es der Mensch ist, der das Gleichgewicht in der Natur stört, und daß es sich schließlich immer wieder herstellt. Er berichtet:

„St. Helena, das einsame Eiland mitten im Atlantischen Ozean, auf dem die Engländer Napoleon I. gefangen hielten, ist nur 120 Quadratkilometer groß und erhebt sich in seinen höchsten Bergen nur bis etwa 700 Meter. Es wurde etwa im Jahre 1500 entdeckt; 1523 führten die Portugiesen die ersten Ziegen ein, die nach 75 Jahren so zugenommen hatten, daß ihrer Tausende vorhanden waren. Die Folge dieser Zunahme ist in erschreckender Weise an dem Anblick zu erkennen, den heute St. Helena darbietet: während es im 16. Jahrhundert mit hohem, dichten Wald bedeckt war, ist es heute kahl, die Felsen sind nackt, hier und da gibt es Stellen, die an Wüste erinnern."

Mit dem Wald ging auch die übrige einheimische Flora und Fauna zugrunde.

„An deren Stelle traten neue Tierarten und Pflanzenformen, die gut in Nachbarschaft des Menschen und seiner Haustiere gedeihen. Kurz, an Stelle der alten ist eine vollkommen veränderte Biocönose getreten . . . . . Wie es in der alten herrschte, so hat sich auch in der neuen Biocönose nach der Störung unter vielen Kämpfen allmählich wieder ein Gleichgewicht eingestellt, das aber durch jeden neuen Tier- oder Pflanzenimport gestört werden kann." (Das Tier usw., S. 16, 17.)

Andere Fälle von Raubbau, als die von Menschen verursachten, führt Engels nicht an. Er weist wohl auf den Wolf hin, der die Rehgeiß frißt, die ihm im nächsten Jahre ein Böcklein liefern könnte, aber er kann nicht behaupten, daß irgendwo von Wölfen die vorhandenen Rehe ausgerottet worden wären.

Um so zu wüten, dazu fehlen ihnen die Waffen, über die bloß der Mensch verfügt. Dieser allerdings kann die Rehe ausrotten und tut es vielfach, wenn er nicht mit Vorbedacht Jagdgesetze zum Schutze der Geißen erläßt.

Die Technik des Menschen muß schon ziemlich weit entwickelt sein, wenn manche ihrer Wirkungen als „Raubbau" das Gleichgewicht in der Natur aufheben sollen. Dagegen wirkt sie von ihren Anfängen an störend auf dieses Gleichgewicht dadurch, daß sie die den Menschen vernichtenden Faktoren verringert, während sie seine Fruchtbarkeit nicht beeinträchtigt, unter Umständen sogar fördert. Die Folge davon ist, daß das Menschengeschlecht sich nicht an Zahl gleich bleibt, wie Tiere und Pflanzen einer Gegend, die im Zustande des Gleichgewichts der Organismen ist, sondern daß es zunimmt. Wo die Technik nicht nur die vernichtenden Faktoren mindert sowie eventuell die Fruchtbarkeit erhöht, sondern auch die Ernährungsquellen vermehrt, führt dies dahin, daß die Zahl der menschlichen Bewohner der betreffenden Gegend zunimmt, daß ihre einzelnen Horden zu großen Stämmen anwachsen und diese immer zahlreicher werden. Aber die Einschränkung der vernichtenden Faktoren, das heißt, der Sterblichkeit, und die Vermehrung der Nahrungsquellen durch die Technik brauchen nicht immer Hand in Hand zu gehen. Die Behauptung der Malthusianer, daß die Bevölkerungszunahme stets die Tendenz habe, sich rascher zu vollziehen als die Zunahme der Nahrungsmittel, ist sicher falsch. Das angebliche Gesetz ist schon deswegen falsch, weil es für die Tiere ebenso gelten soll wie für den Menschen, wo jene doch lange Zeitperioden hindurch im Zustande des Gleichgewichtes leben, weder eine Vermehrung der Art noch ihrer Nahrungsmittel zeigen. Es ist indes auch falsch für den Menschen, wenn es als allgemeines Gesetz aufgefaßt wird, das unter allen Umständen gelte.

Aber nicht minder falsch ist die entgegengesetzte Behauptung, die von Sozialisten und anderen Antimalthusianern häufig aufgestellt wurde, als bestehe ein geheimnisvoller teleologischer Zusammenhang zwischen Zunahme der Bevölkerung und Erweiterung der Nahrungsquellen, so daß nie zuviel Menschen da sein können. Ich habe diese Frage ausführlich behandelt in meinem schon zitierten Buch über die Vermehrung und Entwicklung.

Darüber kann allerdings kein Zweifel bestehen, daß Not und Elend in der heutigen Gesellschaft nicht von einer Uebervölkerung herrühren und daß die heutige Technik auch in stark-

bevölkerten und lang kultivierten Ländern noch eine Erweiterung des Nahrungsspielraumes ermöglicht.

Doch das muß nicht immer so sein und war nicht immer so. Sehr häufig nahm die Bevölkerung einer Gegend rascher zu als die durch die jeweilig gegebene Technik ermöglichte Vermehrung der Nahrung. In solchen Fällen hatte man nur die Wahl zwischen wachsender Verschlechterung der Lebenshaltung, was vermehrte Sterblichkeit und damit wieder Einschränkung oder völliges Aufhören der Bevölkerungszunahme nach sich zog, oder der Auswanderung des Bevölkerungsüberschusses, oder der Ausdehnung des von einem Stamme besetzten Gebietes.

Die Wanderungen des Affenmenschen waren, wie wir schon sahen, sicher eines der wichtigsten Mittel gewesen, seine Intelligenz und Handfertigkeit und damit seine Menschwerdung zu fördern. Diese Wanderungen können nur veranlaßt worden sein durch geologische oder klimatische Veränderungen, die in manchen Gegenden eine Störung des Gleichgewichtes in der belebten Natur herbeiführten. Das Wachstum der Intelligenz, Handfertigkeit und Technik des primitiven Menschen bietet dann durch zeitweise Uebervölkerung, die es hervorruft, einen neuen Antrieb zum Wandern, der nicht mehr durch Veränderungen der Außennatur, sondern durch Veränderungen der menschlichen Verhältnisse selbst herbeigeführt wird und viel öfter und leichter bei zunehmender Kultur eintreten kann, als Veränderungen in der Gestaltung der Erdrinde oder des Klimas. Die durch Uebervölkerung herbeigeführten Wanderungen waren in den Anfängen der Menschheit vielleicht der wichtigste Faktor ihrer Ausdehnung über die Erde nach den verschiedensten Klimaten und Bodengestaltungen, und einer damit Hand in Hand gehenden Gewinnung neuer Erfahrungen, Vermehrung ihrer Intelligenz, Geschicklichkeit und Technik.

Oft konnten solche Wanderungen nach Gegenden gehen, die noch nicht von Menschen bewohnt waren. Da erwarteten die Ankömmlinge schwere Kämpfe gegen eine unbekannte Natur, die vielfach Bedingungen bot, unter denen bis dahin Menschen noch nicht gelebt hatten und denen es sich anzupassen galt.

Geringer waren die Schwierigkeiten dieser Art dort, wo die Wanderung sich nach Gebieten richtete, die bereits von Menschen bewohnt waren. Da erstand aber eine andere Schwierigkeit: Gebiete dieser Art boten vielfach nicht Platz für beide Teile — unter den gegebenen technischen Verhältnissen. Die Urbewohner suchten die Eindringlinge abzuwehren, und so kam es zum Kriege.

Dasselbe Resultat mußte dort eintreten, wo ein anwachsender Stamm seine Nahrungsquellen dadurch zu vermehren suchte, daß er die Ausdehnung des von ihm bewohnten Gebietes erweiterte.

Das konnte oft nicht geschehen ohne ein Eindringen in ein von anderen bewohntes Gebiet.

Vielleicht sollte man besser sagen: „besetztes Gebiet", denn man darf sich unter dem bewohnten Gebiet der primitiven Zeiten natürlich nicht besiedeltes Gebiet einer ansässigen Bevölkerung vorstellen, sondern weitläufige Jagdgebiete, in deren jedem eine nomadische Bevölkerung ruhelos umherschweift. Schon bei vielen Raubtieren finden wir die Erscheinung, daß jedes einzelne von ihnen ein besonderes Jagdrevier hat, das es genau kennt, und das es ohne Not nicht überschreitet, weil es sich außerhalb seines Bereiches schwer zurecht findet und unsicher fühlt, von dem es aber auch Eindringlinge zu verscheuchen sucht. Solche wird es freilich selten geben, angesichts des Gleichgewichts in der Natur. Da hat jedes ältere Raubtier bereits sein bestimmtes Revier.

Junge Tiere der gleichen Art, die, eben selbständig geworden, von ihren Eltern aus deren Revier vertrieben waren und nun unstet umherziehen, sich ein neues Revier zu suchen, mögen gelegentlich als Eindringlinge in einem fremden Revier auftauchen. Sie werden von einem älteren Artgenossen hier leicht verscheucht und dürften einen bleibenden Aufenthalt erst in einem Revier finden, das durch den Tod seines bisherigen Bewohners frei geworden ist. Angesichts des Gleichgewichts in der Natur werden im Durchschnitt jedes Jahr ebenso viele Reviere frei werden, als Junge die Selbständigkeit erlangen.

Die Gebiete der Jägervölker sind ursprünglich sicher auch nur Jagdreviere dieser Art gewesen, die ohne fixierte Grenzen von ihren Inhabern ebenso gegen Eindringlinge verteidigt wurden, wie die der Raubtiere. Da unter den Menschen aber das Gleichgewicht der Natur unter Umständen gestört ist, sind die Eindringlinge nicht bloß wie bei den isolierten Raubtieren, junge, unerfahrene, noch relativ furchtsame Tiere, deren gelegentliches Eindringen ohne schweren Kampf abgewehrt werden kann, sondern es sind wohlerfahrene Erwachsene, die in das Revier einmarschieren, und zwar nicht einzelne Individuen, sondern ganze Stämme.

Bei den sozialen Tieren ist die Beschränkung auf bestimmte Gebiete selten. Wo genügend Futter vorhanden ist, finden sich einzelne Individuen, Paare, Rudel zusammen, um die Futterquelle gemeinsam zu genießen. Wo wenig ist, da zerstreut man sich nach verschiedenen Richtungen, um sich bei besserer Gelegenheit wieder zusammenzugesellen. Dies ist der Fall nicht nur bei den friedlichen Pflanzenfressern, sondern auch bei den sozialen Raubtieren, wie Hyänen oder Wölfen.

Die herrenlosen Pariahunde in den Städten des Orients hüten allerdings ihre Reviere sorgfältig. Jede Gasse hat ihre besonderen Hunde, die keinen Eindringling ihrer Art dulden, jeden vertreiben oder gar zerreißen. Aber diese Hunde stehen, trotz ihrer

Herrenlosigkeit, doch schon in zu langer Beziehung zum Menschen, um als Beleg des Naturzustandes gelten zu können.

Uebrigens führen auch die Pariahunde nicht Krieg miteinander, nie versucht ein Rudel ein anderes aus seinem Gebiete gewaltsam zu vertreiben. Die gelegentlichen Eindringlinge in fremde Reviere sind stets vereinzelte Unvorsichtige, die der Bissigkeit dieser Tiere gegen jede sie erregende Neuerscheinung zum Opfer fallen. Es ist bemerkenswert, daß die Pariahunde sich nie an Mohammedanern vergreifen, die durch die Straßen des Nachts passieren, wohl aber an einzeln gehenden Europäern.

Bei den Pflanzenfressern merkt man nichts von einem Streben einer Herde, eine besondere Weide für sich zu reservieren. Wo üppige Weide ist, da finden sich nicht nur die Mitglieder der gleichen Art oft zu Tausenden zusammen, sondern die verschiedensten Arten weiden da friedlich miteinander, ohne Zank und Streit, Zebras, Antilopen, Giraffen, Strauße usw.

Ganz anders der Mensch. Die Entwicklung der Technik verleiht ihm todbringende Waffen und macht ihn zum Raubtier. Sie bewirkt die Störung des Gleichgewichts der Natur in den Gegenden, die er bewohnt und zwingt ihn zur Erweiterung seines Jagdgebietes oder zur Auswanderung. Die Entwicklung der Sprache endlich trennt die einzelnen Stämme voneinander, erschwert ihre gegenseitige Verständigung, ruft ein Gefühl der Fremdheit, ja der Feindseligkeit unter ihnen hervor: alles das erzeugt den Krieg zwischen den Volksstämmen, der mit dem Kampf ums Dasein in der Natur nichts zu tun hat, sondern eine spezifisch menschliche Erscheinung ist — trotz seiner Unmenschlichkeit. Ein Produkt der Kulturentwicklung, trotz seiner die Kultur zerstörenden Wirkungen.

Damit soll keine Anklage gegen die Kultur erhoben werden. Sie wegen ihrer Konsequenzen anzuklagen, zu verurteilen oder auch nur zu bedauern, ist ebenso lächerlich, wie sie zu preisen. Wir haben sie als Ergebnis eines notwendigen geschichtlichen Prozesses zu begreifen.

Aber abgesehen davon kann der Freund der Kultur sich trösten, wenn er die Ursache der Erzeugung des Krieges durch die Kultur anders formuliert, als es in diesem Satze geschieht. Statt zu sagen, der Krieg sei erst durch den Fortschritt der Kultur hervorgebracht worden, können wir sagen, er sei nicht von Natur aus gegeben, hänge mit der dem Menschen angeborenen Naturanlage nicht notwendig zusammen. Formulieren wir das so, dann dürfen wir daraus den Schluß ziehen, daß der Krieg nur das Produkt *bestimmter Phasen der Kultur* ist und nach der Ueberwindung dieser Phasen verschwinden kann.

Wo der Krieg einmal aufgetreten ist, zeigt er die Tendenz, aus sich heraus selbst wieder Anlässe zu neuen Kriegen hervorzubringen. Er tut dies schon in primitiven Zeiten dadurch, daß

er die besiegten Stämme, wenn sie nicht vernichtet werden, oft zwingt, ihre Wohngebiete zu verlassen und sich eine neue Heimat zu suchen, was vielfach heißt, neue Kriege entzünden. Oder aber der besiegte Stamm bleibt, fühlt sich jedoch eingeengt, wertvoller Gebiete beraubt und sinnt auf Rache.

Der Fortschritt der Kultur hat seitdem die Kriegsursachen mannigfach gewandelt. Wo eine ansässige Nation mit einer anderen ansässigen Nation Krieg führt, sucht sie fast nie Menschen aus ihrem Gebiet zu vertreiben, sondern mit dem Gebiet auch dessen Bewohner zu annektieren, was für viel zivilisierter gilt. Aber die Tatsache blieb bisher bestehen, daß jeder Krieg bei seinem Abschluß einen neuen Krieg im Schoße trägt.

Von Anfang an führen die Menschen Kriege in der Meinung, ihre Lage dadurch zu verbessern, oder aus Furcht, ohne ihn ihre Lage verschlechtert zu sehen. In einzelnen Fällen mag das zutreffen. Im allgemeinen erweist sich aber der Krieg als ein furchtbares Hemmnis des technischen und ökonomischen Aufstieges, freilich nicht jeder kriegführenden Nation im besonderen, wohl aber der Menschheit im allgemeinen.

Das alte Rom hat seine Größe, seine Macht, seinen Reichtum durch ewige Kriege gewaltig gesteigert. Allerdings waren es stets siegreiche Kriege, die viel einbrachten. Dennoch, trotz allem Anwachsen des Reichtums in Rom ging die römische Bauernschaft in diesen Kriegen zugrunde.

Die Solidarität der Art, die im tierischen Stadium noch bestand, geht nun vollständig unter. Was mit der Abschließung der Völker voneinander durch die Verschiedenheit der Sprache begonnen wurde, wird durch den Krieg auf die Spitze getrieben. Nun gilt jeder, der nicht der eigenen Völkerschaft angehört, nicht nur als Fremder, sondern auch als Feind. Beides wird identisch.

Das Gebiet der Moral wird dadurch für jeden Menschen sehr eingeengt. Im tierischen Stadium gelten die sozialen Triebe oft allen Artgenossen, im menschlichen gelten sie lange nur den Angehörigen des gleichen Stammes. Innerhalb dieses beschränkten Gebietes können sie allerdings an Intensität stark zunehmen. Der Krieg selbst mit den neuen Gefahren, mit denen er nun jeden einzelnen Stamm bedroht, zwingt dessen Mitglieder aufs innigste zusammenzuhalten. Derjenige Stamm wird am ehesten, bei sonst gleichen Stärkeverhältnissen, Aussicht haben, sich im Kriege zu behaupten, dessen Mitglieder am unbedenklichsten ihr Leben im Kampf für das Gemeinwesen aufs Spiel setzen.

Daran denken wohl diejenigen, die den Krieg für ein Stahlbad erklären, für ein Mittel moralischer Erneuerung. Nun, diese Erneuerung ist einmal mit schweren Begleiterscheinungen verknüpft, Zunahme von Roheit und Grausamkeit. Wir haben schon oben darauf hingewiesen, daß sie beim Menschen ärger werden können als bei dem blutdürstigsten Raubtier.

Doflein wirft die Frage auf:

„Gibt es überhaupt Tiere, die andere ohne Bedürfnis töten, gibt es also richtige Mörder unter den Tieren, welche aus reiner Mordlust, ohne daß der Hunger oder die Angst sie beherrscht, das Leben anderer vernichten?"

Er untersucht die Mordlust von Leoparden, Mardern, Wieseln usw. und verneint trotzdem die Frage. Er findet nirgends unter ihnen den „Ausdruck einer Eigenschaft, die wir mit dem Blutdurst entarteter Menschen vergleichen dürfen". (Das Tier, S. 327.)

Wir dürfen in dem besonderen Blutdurst von Menschen eine Folge des in der Natur nicht vorkommenden Krieges, der Tötung von Artgenossen sehen, die eine den Tieren nicht eigene Grausamkeit erzeugt.

Daß der Krieg dafür verantwortlich ist, darauf weist der Umstand hin, daß wir etwas Aehnliches nur bei solchen Tieren finden, die wie der Mensch Krieg führen, wie er in festgeschlossenen Gesellschaften leben. Gesellschaften dieser Art finden wir nicht unter den Wirbeltieren, die wir hier vornehmlich im Auge haben, wenn wir von Tieren im allgemeinen reden, sondern unter den Insekten. Doflein fährt fort:

„Die einzigen Fälle im Tierreich, in denen ein organisiertes Töten zahlreicher Individuen vorkommt, bieten uns eigenartige Vorgänge, die bei den staatenbildenden Insekten beobachtet worden sind. Wenn die Ameisen Krieg führen, dann tötet jedes einzelne Individuum so viele Gegner, als es nur bewältigen kann, und der Kampf und das Töten hört, wie in den Kriegen der Menschen, erst dann auf, wenn die eine der Parteien den Kampfplatz behauptet hat." (S. 329.)

Das Stahlbad hat also sehr bedenkliche Nebenerscheinungen. Ueberdies darf man aber von der Stärkung der sozialen Triebe durch den Krieg nur dort reden, wo er, wie im primitiven Zustande der Menschheit, unter völliger Gleichheit der Kampfgenossen geführt wird. Die Hebung der Moral durch den Krieg hört dort auf, wo die Nation in verschiedene Klassen zerfällt und die eine für die Interessen einer anderen hingeschlachtet wird; wo die einen der Kämpfenden darben, ihre „Kameraden" dagegen schwelgen, die einen als Kanonenfutter ins Feuer getrieben werden und die anderen von sicherer Warte aus zusehen. Illusionäre Begeisterung der ersten Wochen kann da etwas wie einen moralischen Aufschwung hervorrufen. Je länger der Krieg dauert, je schwerer seine Opfer werden und je mehr sie einseitig bestimmte Schichten treffen, desto mehr bewirkt er geradezu eine moralische Verlotterung und das rasche Schwinden der sozialen Triebe, das nur durch eine blutige Disziplin einigermaßen aufgehalten wird, aber zum Zerfall des Heeres dort führt, wo diese Disziplin versagt, was namentlich nach einer Niederlage der Fall ist.

Sprachliche Absonderung und der Krieg führen zuerst zur Spaltung des Menschengeschlechtes in verschiedene Gemeinwesen, die einander nicht verstehen, ja einander hassen.

Siebentes Kapitel.

Differenzierung der Gesellschaft.

Das weitere Fortschreiten der gesellschaftlichen Entwicklung führt dazu, daß auch innerhalb der einzelnen Gemeinwesen Spaltungen eintreten.

Ursprünglich wird jede Horde auch eine Verwandtschaftsorganisation gewesen sein. Wenn aber die Horde zu einem größeren Stamme anwächst, bilden sich in ihr verschiedene Verwandtschaftsorganisationen, die man als Sippen, Clans oder Gentes bezeichnet. Diese beruhen meist auf viel innigerem, persönlichem Kontakt ihrer Mitglieder, als der zahlreiche Stamm, manche seiner Funktionen gehen auf sie über, daneben bilden sich neue soziale Funktionen, die der Gens zufallen. Meist wird sie nun für die Existenz der einzelnen wichtiger als der Stamm; sie bringt die sozialen Triebe zu größerer Intensität, konzentriert aber auch deren Wirken mehr auf sich, die Gens, als auf den Stamm. Jeder hängt aufs innigste an seiner Gens, seiner Sippe, dabei aber ersteht die Möglichkeit von Gegensätzen, ja von Blutfehden zwischen den einzelnen Gentes innerhalb des Stammes. Andererseits ersteht wieder durch das Holen von Frauen außerhalb des Stammes die Ausdehnung der Verwandtschaftsorganisation über sein Bereich hinaus.

Noch komplizierter wird die gesellschaftliche Organisation, sobald die Arbeitsteilung Berufe mit ihren Organisationen, Zünften, schafft, sobald sich innerhalb des Gemeinwesens verschiedene religiöse Verbände bilden und schließlich die Klassen mit ihren schroffen Gegensätzen erstehen.

Nebst der Arbeitsteilung innerhalb des Gemeinwesens taucht aber auch im Laufe der wachsenden Ausdehnung des Menschengeschlechts die Arbeitsteilung zwischen den Gemeinwesen auf, die auf der verschiedenen Gestaltung der natürlichen Lebensbedingungen beruht, die sich in den verschiedenen Gegenden finden. Neben Stämmen, die vorwiegend Landbau und Jagd treiben, erstehen solche, die vorwiegend von der Fischerei und wieder andere, die vorwiegend von der Viehzucht leben. In Gegenden mit Feuersteinen entwickelt sich die Produktion von Steingeräten und Waffen, Gegenden an Salzseen kommen zur Salzgewinnung. Wieder andere zeichnen sich durch das reichliche Vorkommen glänzender Dinge aus, die als dauernder Schmuck verwendbar sind, Gold, Silber, Edelsteine usw.

Je mehr sich diese Art internationaler Arbeitsteilung entwickelt, desto mehr wachsen die Antriebe, dasjenige erwerben zu wollen, was der Nachbar hat und was man selbst nicht besitzt, aber gerne hätte. Eine neue Quelle von Kriegen, die so zu Raubkriegen werden, ersteht. Doch nicht immer verspricht der Krieg

Erfolg. Neben dem Raub kommen die friedlichen Methoden des Tausches auf.

Immer mehr geraten so einzelne Gemeinwesen in ökonomische Beziehungen und Abhängigkeiten von anderen, es bildet sich ein internationaler Verkehr, durch den eine neue Art gesellschaftlichen Zusammenschlusses herbeigeführt wird, der über den einzelnen Gemeinwesen steht, selbst dort, wo diese die Ausdehnung von Großstaaten erreichen.

Alle diese nationalen und internationalen gesellschaftlichen Zusammenhänge vereinigt bilden jene „materiellen Lebensverhältnisse", von denen Marx spricht, „deren Gesamtheit Hegel, nach dem Vorgang der Engländer und Franzosen des 18. Jahrhunderts, unter dem Namen ‚bürgerliche Gesellschaft' zusammenfaßt". (Vorwort zur Kritik der polit. Oekonomie.) Der moderne Weltverkehr macht die bürgerliche Gesellschaft immer mehr identisch mit der Menschheit.

Damit kehren wir in gewisser Beziehung zum Ausgangspunkt der Entwicklung zurück. Nun bekommen die sozialen Triebe wieder die ganze Gattung Mensch zum Geltungsbereich, was den Krieg einzelner Nationen innerhalb der Gattung immer mehr zu einem unmoralischen Akt stempelt, bisher allerdings nur in dem Bewußtsein einzelner Denker und Klassen, doch muß die Bewegung in der Richtung auf den ewigen Frieden durch den Weltverkehr schließlich unwiderstehlich werden, um so mehr, als gleichzeitig die technische Entwicklung die Verwüstungen eines jeden Krieges zur Höhe eines teuflichen Wahnsinns steigert.

Im Laufe dieser Entwicklung machen die sozialen Triebe die verschiedensten Wandlungen durch. Es gibt Gesellschaftsformen, in denen sie eine Schwächung erfahren, wenigstens für bestimmte Gesellschaftsschichten, die aus dem Egoismus größeren Vorteil ziehen, als aus der gegenseitigen Hilfe; für Schichten, denen die sozialen Triebe aus einer Waffe im Kampf ums Dasein zu einer Erschwerung dieses Kampfes werden. Das ist vornehmlich dort der Fall, wo der einzelne nicht aus gemeinsamer Arbeit mit seinen Kameraden, sondern aus der Ausbeutung von Mitmenschen seinen Lebensunterhalt zieht.

Doch die sozialen Triebe sind im Menschen so tief eingewurzelt, daß sie bei keinem völlig verschwinden. Ueberall aber, wo die ursprüngliche Einfachheit der Gesellschaft überwunden ist, finden sie als ihr Geltungsbereich nicht eine einzelne einheitliche Gesellschaft, sondern mehrere und sehr verschiedenartige, mitunter höchst gegensätzliche gesellschaftliche Gebilde vor. Die Mehrheit der Soziologen spricht immer nur vom Individuum und der Gesellschaft, von den Pflichten des einzelnen gegen die Gesellschaft, von den Pflichten dieser gegenüber dem einzelnen. Aber die einheitliche Gesellschaft, die hier vorausgesetzt wird, existiert schon seit langem nicht mehr.

Je mannigfacher die Gesellschaft wird, je mehr sie in verschiedene und verschiedenartige Gesellschaften zerfällt, desto mehr häufen sich im Individuum die Kollisionen zwischen seinen sozialen Trieben, die nun verschiedenen und mitunter gegensätzlichen Arten der Vergesellschaftung gelten, desto leichter kommt der Mensch in einen inneren Konflikt seiner sozialen oder moralischen Pflichten. Konflikte dieser Art werden oft gewaltiger und schmerzlicher als die Konflikte zwischen dem Selbsterhaltungstrieb und dem sozialen Trieb, die schon das Tier kennt und die durch die ganze Menschheitsgeschichte hindurch gehen.

Nicht alle gesellschaftlichen Organisationen und Gemeinschaften erwecken zur selben Zeit gleich starke soziale Triebe. Gewöhnlich erweist sich die eine oder die andere stärker als die anderen, mit wechselnden historischen Situationen kann bald einmal das Pflichtgefühl gegenüber der einen, dann wieder gegenüber einer anderen das stärkere sein. Etwa im Kriege gegenüber dem Staat, im Frieden vielleicht gegenüber der Religionsgemeinschaft oder der Gemeinde oder der Zunft. In solchen Fällen braucht der Konflikt das Gebiet triebhaften Handelns nicht zu verlassen.

Die schwersten Konflikte sind aber jene, wo zwei Gemeinschaften, denen ein Individuum gleichzeitig angehört, in einen Interessenkonflikt miteinander kommen und wo jede der beiden der betreffenden Persönlichkeit gleich teuer ist. Ein solcher Konflikt wiederholt sich unzählige Male in der heutigen Gesellschaft für jeden kämpfenden Proletarier: der Konflikt zwischen den Interessen der Familie und denen der Klasse. Was steht höher: die Sorge für die hungernden Kinder oder die Solidarität mit den Genossen?

Hier wird der soziale Trieb, das moralische Empfinden allein nicht imstande sein zu entscheiden. Hier wird in jedem einzelnen Fall bewußtes Ueberlegen, wird die Vernunft in die schwankende Wagschale geworfen werden müssen, wird ein Abwägen der Konsequenzen notwendig werden, die das eine oder das andere Handeln nach sich ziehen wird.

Achtes Kapitel.

Das kollektive Denken.

Schon in der Tierwelt sind unbewußte Antriebe, Instinkte, Gewohnheiten allein nicht stets imstande, zweckmäßiges Handeln zu bewirken. Bei jedem einzelnen Problem, das dem Tier gegenübertritt, wird ein allgemeines und ein besonderes Moment zu unterscheiden sein. Auf der einen Seite wird das Handeln Elemente enthalten, die eine Wiederholung früherer gleichartiger Erscheinungen darstellen, und auf der anderen Seite

Elemente, die einzig in ihrer Art sind. Nur soweit die Elemente der Probleme ersterer Art sind, können sie durch Instinkte, Triebe oder Gewohnheiten gelöst werden. Die Elemente letzterer Art bedürfen bewußter Ueberlegung. Von der Höhe der Intelligenz, der Einsicht in die gegebenen Aufgaben und die Mittel ihrer Lösung hängt es ab, ob das Individuum im gegebenen Falle zweckmäßig handelt oder nicht.

Je komplizierter der Organismus und die Verhältnisse, unter denen er lebt, sind, desto mehr wird sich in den einzelnen Situationen, in die er gerät, das Besondere neben dem Allgemeinen geltend machen, desto mehr wird neben den unbewußten Antrieben das bewußte Erwägen eine Rolle spielen.

Beim Vogel z. B. bestimmt der Instinkt oder ein Trieb, wie schon oben bemerkt, daß er zu gewisser Zeit daran geht, ein Nest zu bauen. Unbewußt wird er auch getrieben, es sich auf einem Baume oder in einem Gesträuch oder auf dem Erdboden anzulegen, offen oder in einer Höhle versteckt.

Auch die Art der Anlage des Nestes und des Materials aus dem es hergestellt wird, ist dem Vogel instinktmäßig a priori gegeben. Aber wenn er z. B. ein Baumbrüter ist, hängt es vom individuellen Ueberlegen des einzelnen Vogels ab, welchen Baum, welche Stelle des Baumes er zum Nestbau auswählt, wo er sein Nestmaterial sucht, welches von den ihm gegebenen Materialien er bevorzugt.

Je mehr das Besondere, das Neue in einer Situation überwiegt, desto größere Ansprüche an die Intelligenz werden gestellt, desto mehr können sich bloß die Intelligentesten behaupten. Darum haben Wanderungen in neue Verhältnisse einen so großen Einfluß auf die Entwicklung der Intelligenz, die freilich mit weitgehender Ausmerzung der weniger Intelligenten Hand in Hand geht.

Beim Menschen mit seinen hochkomplizierten Verhältnissen spielt natürlich das bewußte Ueberlegen als Bestimmungsgrund des Handelns noch eine weit größere Rolle als beim Tier, um so mehr, je höher die Gesellschaft sich entwickelt. Das hat dazu geführt, daß der Mensch sich eingebildet hat, er allein sei ein bewußt handelndes Wesen, die Tiere bloße Automaten. Das ist als ganz verkehrt erkannt worden. Dieser Ueberhebung gegenüber muß vielmehr auf das Gegenteil hingewiesen werden.

Auch der Mensch ist nicht ein bloß bewußt handelndes Wesen. Selbst heute, im Zeitalter höchstentwickelter Zivilisation, mit ihrer grandiosen Entwicklung der Wissenschaft, beruht doch immer noch ein großer Teil, vielleicht der überwiegende Teil unseres Handelns auf unbewußten Instinkten, Trieben und Gewohnheiten.

Es ist sicher ein Verdienst Freuds, darauf hingewiesen zu haben. Schade nur, daß er seinen richtigen Gedanken gar zu sehr

die Spitze abgebrochen hat durch voreilige Hypothesen und einseitige Deutungen, die mit einer geradezu phänomenalen Kritiklosigkeit verbunden sind, die nur noch übertroffen wird von der Kritiklosigkeit seiner Verehrer, die alle seine Feststellungen unbesehen als Wahrheit hinnehmen.

Doch bei allem Unbewußten, das in uns schlummert und wirkt, spielt doch die individuelle bewußte Ueberlegung und ihre Einengung des Trieblebens beim Menschen eine immer größere Rolle.

Diesen Fortschritt muß indes der Mensch mit mancher ihn hemmenden und störenden Nebenerscheinung erkaufen. Diese Nebenerscheinungen entspringen seinem Wesen als gesellschaftliches Tier.

Das höhere Tier hat sich in ähnlichen Lebensbedingungen zu behaupten wie der primitive Mensch. Schon das spricht dafür, ehe noch die Beobachtung es bestätigt, daß beide zunächst übereinstimmende Fähigkeiten besitzen mußten. Das Tier muß ebenso imstande sein, kausale Zusammenhänge zu beobachten, zu erfassen und aus ihnen Schlüsse zu ziehen wie der Mensch. Ohne diese Fähigkeiten könnte es nicht den Kampf ums Dasein bestehen.

Aber diese Fähigkeit bleibt auf ein kleines Gebiet beschränkt. Nur seine Praxis veranlaßt das Tier, kausale Zusammenhänge zu beobachten, nur soweit sie reicht, interessieren es solche Zusammenhänge. Und nur seine Praxis bringt ihm die Bestätigung oder Korrektur seiner Schlüsse. Tiere, die dauernd falsch beobachten oder falsche Schlüsse aus ihren Erfahrungen ziehen und nicht imstande sind, aus Mißerfolgen zu lernen, werden leicht zugrunde gehen.

Nicht anders steht es beim Menschen. Nicht durch größere Richtigkeit seiner Beobachtungen und Schlüsse unterscheidet er sich vom Tier, sondern durch das größere Gebiet, auf das sie sich erstrecken. Wohl dauert es lange, bis den Menschen bei jeder Erscheinung, die ihm aufstößt und die er nicht zu erkennen vermag, jenes intellektuelle Unbehagen befällt, von dem Mach spricht. Wie beim Tier gilt auch beim Menschen das Denken lange bloß seiner Praxis, aus ihr entspringt es, ihr dient es, durch sie wird seine Richtigkeit bestätigt oder seine Unrichtigkeit dargetan. Aber dank seiner Technik wird diese Praxis selbst in seinen Anfängen gegenüber der des Tieres ungemein vergrößert und damit sein geistiger Horizont erweitert.

Eine Menge neuer Probleme treten ihm nun entgegen. Und sie beschäftigen nicht den einzelnen allein. Er besitzt ja in seiner Sprache ein Mittel der Verständigung, wie es kein Tier besitzt. Und für den primitiven Menschen gibt es keine Möglichkeit, sich von seiner Gesellschaft zu isolieren. Er hat auch nicht das mindeste Bedürfnis danach.

Jede neue Beobachtung und neue Erfahrung des einen wird sofort seinen Kameraden und Freunden mitgeteilt, ihre Bedeutung und die daraus zu ziehenden Schlußfolgerungen mit ihnen besprochen und in der Praxis von jedem beobachtet.

Es wird jetzt notwendig, viel mehr kausale Zusammenhänge als früher in einen höheren Zusammenhang miteinander zu bringen, und zu diesem Zwecke längere Gedankengänge zu verfolgen als das Tier, was wiederum nur mit Hilfe der Sprache möglich ist. Im Denken nehmen höhere Abstraktionen von da an einen immer größeren Raum ein.

Dabei verträgt aber die Ungeduld des naiven Menschen kein langes Warten und mühsames methodisches Forschen. Auf jede Frage will er sofort eine Antwort haben, um so rascher, als ja diese Fragen zunächst ebenso wie beim Tier, nur augenblicklichen praktischen Bedürfnissen entspringen. Zu vorschnellen Hypothesen ist er da leicht geneigt, und sie nehmen um so eher phantastischen Charakter an, je länger die Gedankengänge werden, denen sie entsprießen, je mehr sie sich von ihrem Ausgangspunkte praktischer Beobachtung entfernen und zu Abstraktionen aufsteigen, und je komplizierter die Vorgänge, aus denen sie entstammen oder auf die sie einwirken wollen.

In demselben Maße wird aber auch jener große Regulator des Denkens schwankender, der dem tierischen Denken seine Sicherheit gibt: seine sofortige Prüfung durch den praktischen Erfolg oder Mißerfolg seiner Anwendung. Eine andere Art der Kritik als die der Abschätzung des Erfolges bringt aber das geistige Leben des Menschen erst später hervor.

In demselben Maße, in dem das menschliche Denken an Umfang und Mannigfaltigkeit das tierische überragt, wird es auch einen langen Zeitraum hindurch in Gegensatz zu dessen Nüchternheit und klar zu überblickender Einfachheit immer mehr von Kritiklosigkeit und Phantasterei überwuchert.

Natürlich wurzeln auch die ausschweifendsten Phantasiegebilde in der konkreten Wirklichkeit. Wir können uns nichts vorstellen, als was unsere Sinne uns gezeigt haben. Aber wir können die einzelnen Elemente unserer Sinneseindrücke in unserem Denken aufs mannigfachste kombinieren und aufs stärkste übertreiben. Mehr allerdings vermögen wir nicht. Die stärkste künstlerische Phantasie vermochte die reinen Geister, die durch die Lüfte schweben, wie z. B. die Engel, nicht anders darzustellen, als mit Flügeln begabt, wie Spatzen oder Libellen.

Hätte nun jeder einzelne seine besondere Phantasterei gehabt, so wäre sie wohl ein Gedankenspiel müßiger Stunden, eine Art wachen Träumens geblieben. Sie hätte auf die Genossen des gesellschaftlichen Verbandes nicht gewirkt. Es lag nahe, daß sie Beweise für die Richtigkeit des Phantasiegebildes ver-

langten. Da solche nicht zu erbringen waren, hätten sie es nicht beachtet.

Dem wirkte jedoch die Einfachheit der Urgesellschaft entgegen. Jeder wächst dort unter den gleichen Lebensbedingungen auf, bekommt die gleiche Erziehung, erfährt in gleicher Weise von all dem nicht sehr großen Wissen, über das die Gesellschaft in jenem Stadium verfügt. Da nun das Hirn unter gleichen Bedingungen auf gleiche Reize in gleicher Weise reagiert, wird in einer primitiven menschlichen Gesellschaft jeder einzelne im ganzen und großen ebenso denken wie die anderen.

Es wird daher auf einer bestimmten Stufe der Entwicklung jedes Mitglied der Gesellschaft zu den gleichen Phantasiegebilden kommen wie die anderen. Wohl gibt es individuelle Unterschiede zwischen den einzelnen Gehirnen, aber diese Unterschiede können in den einfachsten Verhältnissen der Urzeit nicht sehr groß sein. Und da die Phantastereien naturgemäß sehr vager Natur sind, werden die individuellen Verschiedenheiten nicht hindern, daß alle ungefähr den gleichen Gedankengang verfolgen und ihm übereinstimmend Ausdruck geben, wenn sie auch nicht alle die gleichen Worte genau in derselben Weise auffassen.

Vor allem ist zu erwägen: Die Mitglieder einer Gesellschaft schwätzen ununterbrochen miteinander, wenn sie beisammen sind — die Geschwätzigkeit der Naturvölker fällt allen Beobachtern auf. Da müssen die Wilden bemerken, daß die Phantastereien, die ihr Denken entwickelt, nicht die eines einzelnen Kopfes sind, sondern von allen in gleicher Weise produziert und den anderen mitgeteilt werden. Was aber alle für wahr halten, muß wahr sein. Es sind doch nicht alle Narren. Das Wort Börnes ist jenen Zeiten noch nicht bekannt: Was ist Wahrheit? Der Wahnsinn aller. Was ist Wahnsinn? Die Wahrheit des einzelnen.

Vielfach hat man das Aufkommen abergläubischer Vorstellungen durch die Annahme erklären wollen, einzelne geistig hervorragende Menschen hätten der dummen Masse eingeredet, diese Vorstellungen seien Wahrheit. Durch solche Vorspiegelungen hätten jene zweifelhaften Genies vermeint, die Masse in Furcht zu versetzen, geistig zu kommandieren und ausbeuten zu können.

Aber wir finden derartige phantastische Vorstellungen schon bei Stämmen, bei denen von einer besonderen Kaste von Zauberern oder Priestern noch lange nicht die Rede ist. Die Annahme, die Religion sei das Werk eines Betruges, setzt bereits Unterschiede im Wissen innerhalb des Gemeinwesens voraus, die der Urgesellschaft ganz fremd, in ihr ganz unmöglich sind. Und es müssen bereits bedeutende Möglichkeiten der Ausbeutung von Menschen gegeben sein, ehe es sich lohnt, daß der wissende Priester seine große geistige Ueberlegenheit über die unwissende Menge durch Betrügereien zu seinem Vorteil ausnutzt.

Die spätere Ausbeutung der gläubigen Menge durch weniger gläubige Wissende setzt bereits den festen Glauben jener voraus, den ein einzelner Wilder durch bloße Erfindungen kaum je herbeiführen und sicher nie dauernd behaupten kann. Die zähe Dauer jener phantastischen Vorstellungen durch viele Tausende von Jahren hindurch, ist aber eines ihrer wesentlichen Charakteristiken.

Gilt eine Auffassung leicht ohne weiteres als richtig, die von allen geteilt wird, so trifft das erst recht zu von einer Auffassung, die dem einzelnen schon als Kind von seiner Familie als Wahrheit mitgeteilt wird. Sie erscheint ihm damit als Selbstverständlichkeit. Ist er erwachsen, dann bildet sie schon einen Teil seines Wesens.

In der allgemeinen Uebereinstimmung der geistigen Fähigkeiten, Bedingungen und Erfahrungen des primitiven Menschen innerhalb einer großen gegebenen Gesellschaft sehe ich den Grund jener eigenartigen Erscheinung, die Levy-Brühl in seinem bereits obenerwähnten Buche über „Das Denken der Naturvölker" als „Kollektivvorstellungen" bezeichnet und als ein Ergebnis „prälogischen Denkens" betrachtet, das in der Entwicklung des Menschen dem logischen vorausgehe. Er hat diese Erscheinung als erster hervorgehoben und ausführlich erörtert. Die abergläubischen Vorstellungen des Naturmenschen waren natürlich schon lange bekannt. Aber erst Levy-Brühl hat ihre Eigenart darin gesehen und dadurch erklärt, daß es „Kollektivvorstellungen" sind, wie sie nur der gesellschaftliche Mensch hervorbringen konnte.

Doch möchte ich sie nicht ein Ergebnis „prälogischen" Denkens nennen. Levy-Brühl sagt, man könne „die geistige Beschaffenheit der Primitiven mit demselben Rechte als prälogisch bezeichnen, mit dem man sie als mystisch bezeichnen wird". (S. 59.) Er fährt fort:

„Es sind dies eher zwei Ansichten derselben fundamentalen Eigentümlichkeit als zwei verschiedene Charaktereigentümlichkeiten. Wenn man den Inhalt der verschiedenen Vorstellungen genauer betrachtet, wird diese geistige Beschaffenheit mystisch genannt werden, dagegen prälogisch, wenn man sein Augenmerk vor allem auf ihre Vorbedingungen richtet. Unter prälogisch soll auch nicht verstanden werden, daß diese Geistesbeschaffenheit gewissermaßen ein Stadium darstellt, welches der Erscheinung des Denkens in der Zeit vorangeht. Hat es jemals Gruppen menschlicher oder vormenschlicher Wesen gegeben, deren Kollektivvorstellungen noch nicht den logischen Gesetzen gehorcht haben[1])?

[1]) Hier scheint eine irrige Uebersetzung vorzuliegen. Leider ist mir das Original nicht zur Hand. Statt „Kollektivvorstellungen" sollte es wohl bloß heißen: „Vorstellungen". Kollektivvorstellungen sind etwas spezifisch Menschliches, ohne Sprache schwer denkbar. K.

„Wir wissen es nicht. Jedenfalls ist es sehr unwahrscheinlich. Wenigstens bietet die geistige Beschaffenheit der Gesellschaften auf niedriger Stufe, die ich in Ermanglung eines besseren Namens prälogisch nenne, gar nicht diesen Charakter. Sie ist nicht antilogisch, sie ist auch nicht alogisch. Mit dieser Bezeichnung prälogisch will ich nur sagen, daß sie sich nicht wie unser Denken verpflichtet, sich des Widerspruches zu enthalten. Sie gehorcht vorerst dem Gesetz der Partizipation[1]). So orientiert, gefällt sie sich nicht in willkürlichen Widersprüchen (dadurch würde sie für uns einfach absurd werden), aber sie denkt auch nicht daran, sie zu vermeiden. Sie ist in diesem Punkte meistens indifferent. Daher kommt es, daß es so schwer ist, ihr zu folgen."

Levy-Brühl scheint selbst zu fühlen, daß für diese Geistesbeschaffenheit die Bezeichnung „prälogisch" nicht die glücklichste ist. Er akzeptiert sie nur „in Ermanglung eines besseren Namens". Nun kann die Beanstandung der Bezeichnung als bloße Wortklauberei erscheinen. Sie ist es aber doch nicht, da sie uns zwingt, über die Sache selbst klarer zu werden.

Levy-Brühl wendet sich gegen die Annahme, er wolle mit dem Wort „prälogisch" ein Denken bezeichnen, das dem logischen Denken vorausgeht. Aber wörtlich genommen ist der Terminus nicht anders zu verstehen, denn das Wort „prae" heißt eben „voraus" oder „vorher".

Und Levy-Brühl läßt auch die Frage unentschieden, welche Art des Denkens früher war, das logische oder das prälogische. Doch sagt er selbst weiter an der zitierten Stelle:

„Diese (die prälogischen) Merkmale kommen, wie gesagt, nur den Kollektivvorstellungen und ihren Verbindungen zu. Ein Primitiver wird, soweit er als Individuum in seinem Denken und Handeln von den Kollektivvorstellungen unabhängig ist (wenn dies überhaupt möglich ist), meistens so fühlen, urteilen, sich betragen, wie wir es erwarten. Die Schlüsse, die er ziehen wird, werden gerade die sein, die uns in den gegebenen Umständen vernünftig erscheinen. Wenn er zwei Stücke Wild erschlagen hat und, da er sie aufheben will, nur eines findet, wird er sich fragen, was aus dem zweiten geworden ist und es suchen. Wenn ihn der Regen überrascht und belästigt, wird er sich schützen wollen. Wenn er ein wildes Tier trifft, wird er nachsinnen, wie er ihm entkommen könne usw. Aber daraus, daß die Primitiven bei solchen Gelegenheiten so vernünftig urteilen werden wie wir, daraus, daß sie ein unserem Benehmen ähnliches an den Tag legen werden (was in den einfachsten Fällen auch die klügsten Tiere machen), daraus folgt noch nicht, daß ihre geistige Betätigung immer denselben Gesetzen gehorcht, wie die unsere. In der Tat hat diese, soweit sie kollektiv ist, ihre eigentümlichen Gesetze, deren erstes und allgemeinstes das der Partizipation ist." (S. 59, 60.)

Das individuelle Denken ist also ein logisches, schon beim Tier. Es geht aber dem kollektiven Denken voraus, denn dieses

---

[1]) Eine Denkweise, die es für möglich hält, daß ein Gegenstand an dem Wesen eines andern Gegenstandes Anteil hat, daß etwa ein bestimmter Mensch gleichzeitig er selbst und etwas anderes ist, z. B. ein Arara-papagei. K.

wird erst möglich durch das Aufkommen der Sprache, ohne die eine Mitteilung komplizierter Vorstellungen an andere gar nicht möglich ist. Wir müssen also annehmen das das „prälogische" Denken später auftritt, als das logische, zu diesem hinzukommt, welcher Sachverhalt durch das Wörtchen „prae" sehr verkehrt ausgedrückt wird. Besser wäre es, statt vom „vorlogischen" Denken zu sprechen, hier zu sagen, daß ein Denken vorliegt, daß sich über die Gebote der Logik hinwegsetzt, das jenseits der Logik liegt. Also wäre nicht von einer prälogischen, sondern von einer translogischen oder metalogischen Geistesbeschaffenheit zu sprechen. Das wiese dann auch gleich darauf hin, daß diese Beschaffenheit den Grund legt für die transzendente Metaphysik.

Indessen darf man überhaupt bezweifeln, ob die Eigenart dieser Geistesbeschaffenheit in einem besonderen Verhältnis zur Logik begründet ist.

Levy-Brühl nimmt selbst an, daß der einzelne Mensch logisch denkt. Nun können die Kollektivvorstellungen doch nichts anderes sein als Vorstellungen einzelner Menschen. Die Gesellschaft hat kein Bewußtsein. Ihren kollektiven Charakter bekommen jene Vorstellungen dadurch, daß es übereinstimmende Vorstellungen einer Reihe gesellschaftlich verbundener Individuen sind. Der Mystizismus, zu dem solche Vorstellungen sich leicht im Gegensatz zu den rein individuellen versteigen, rührt daher, daß zur Erhärtung ihrer Richtigkeit die allgemeine Uebereinstimmung als ausreichend betrachtet und ein logischer Beweis nicht gefordert wird, während gleichzeitig die kollektiven Vorstellungen mystischer Art zu komplizierter Natur sind, als daß ihre Anwendung in der Praxis eine schlagende Probe auf ihre Richtigkeit liefern könnte.

Je zahreicher sie werden, desto mehr komplizieren sie ihrerseits das Denken, desto weniger leicht wird es, sie an der Hand der praktischen Erfahrung richtig zu stellen.

Die primitiven Jäger z. B. vermeinen, das Wild durch die verschiedensten Tänze und Beschwörungen anzulocken und zu verblenden, so daß es sich leicht töten läßt. Mißlingt trotzdem die Jagd, dann bezeugt das für sie nicht die Wirkungslosigkeit der Tänze und Beschwörungen, sondern nur, daß sich irgendwer nicht richtig benommen hat. So berichtet Schoolcraft in seinem Buch über die Indianerstämme der Vereinigten Staaten:

„Wenn ein Indianer bei der Jagd Unglück hat, so sagt er gleich, daß irgendeiner ihre Gesetze übertreten haben müsse." (Zitiert bei Levy-Brühl, Das Denken usw., S. 208.)

Auf der Seite vorher gibt Levy-Brühl einen Bericht über das Volk der Laos im nördlichen Siam wieder, in dem es heißt:

„Die laotischen Jäger machen sich auf den Weg, nachdem sie ihren Frauen aufgetragen haben, sich während ihrer Abwesenheit sorgfältig folgender Dinge zu enthalten: ihre Haare zu schneiden, sich mit Oel zu salben, den Mörser oder Stampfer, der zum Schälen des Reises dient, außerhalb der Hütte aufzustellen oder mit dem Messer dem Ehekontrakt Hiebe zu versetzen; ein derartiges Vorgehen würde das Ergebnis der Jagd beeinträchtigen . . . . . . Wenn es dem gefangenen Elefanten, der sich wehrt, gelingt, die Palissaden niederzuwerfen, die ihn einengen, so kommt dies daher, daß die Frau daheim ihrem Manne untreu geworden war. Wenn der Strick reißt, der den Elefanten festhält, so muß sich die Frau ihre Haare geschnitten haben; wenn dieser Strick abgleitet und das Tier entkommen läßt, so muß sich die Frau mit Oel gesalbt haben."

Wie für den christlich germanischen Geschäftsmann oder Politiker an jedem Mißlingen, das ihm zustößt, „der Jud" schuld ist, so für den primitiven Jäger die Frau.

Es ist klar, daß die kollektiven Vorstellungen um so phantastischer werden können, je zahlreicher sie sind. Um so weniger leicht wird es, ihre Unrichtigkeit an den Ergebnissen der Praxis zu erweisen.

Daß es bei der allmählichen Häufung solcher Vorstellungen zu logischen Widersprüchen unter ihnen kommen kann, liegt nahe. Aber nun erhebt sich die große Frage, ob der primitive Mensch sich dieser Widersprüche bewußt ist. Ob er an seinen Kollektivvorstellungen festhält, obwohl er ihre Widersprüche sieht, ob er etwa mit dem sehr gelehrten Kirchenvater Tertullianus erklärt: Credo, quia absurdum est, gerade, weil die Lehre der Kirche widerspruchsvoll, absurd ist, darum glaube ich an sie. Eine derartige außerlogische Geistesbeschaffenheit ist bei dem Naturmenschen nicht zu finden, nicht weil seine Intelligenz und logischen Bedürfnisse größer wären als die der Kirchenväter, sondern weil er gar nicht dazu kommt, über seine kollektiven Vorstellungen in ihrem Zusammenhange nachzudenken.

Die Macht, welche diese oft ganz absurden Vorstellungen über die einzelnen Individuen erhalten, kann eine ganz gewaltige werden, entsprechend der ökonomischen und geistigen Uebermacht der Gesamtheit über den Vereinzelten. Aber so enorm ist sie doch nicht, wie Levy-Brühl sie mitunter schildert.

So sagt er von der prälogischen Geistesbeschaffenheit, für sie sei „die Jagd eine wesentlich magische Betätigung".

„Alles hängt da nicht von der Geschicklichkeit oder Kraft des Jägers ab, sondern von der mystischen Kunst, welche ihm das Tier auf Gnade und Ungnade ausliefern wird." (S. 207.)

Wäre das richtig, dann hätte die Menschheit im „prälogischen" Stadium völlig aussterben müssen, denn mit magischen Zeremonien konnte sie sich weder ernähren noch schützen.

In Wirklichkeit wird es der Naturmensch so gehalten haben wie der Fromme unserer Tage. Wird der krank, dann ruft er vertrauensvoll den allmächtigen und allgütigen Gott an, ohne dessen

Willen kein Sperling vom Dache fällt. In Gottes Hände legt er sein Schicksal. Gleichzeitig ist er aber vorsichtig genug, einen Arzt zu rufen und die von diesem verschriebenen Arzneien aus der Apotheke holen zu lassen und nach der Verordnung zu gebrauchen.

So verließen sich auch die primitiven Jäger bei der Jagd keineswegs ausschließlich auf ihre religiösen Tänze und Zauberformeln. Jeder, der sie dabei begleitet hat, ist erstaunt über die Schärfe ihrer Beobachtung aller Eigentümlichkeiten des Wildes, denen sie ihre Jagdweise aufs zweckmäßigste anpassen. Auch ihre Uebung im Gebrauch der Waffen ist bedeutend. Wie wäre das möglich, wenn sie sich bloß auf ihre magischen Phantastereien verlassen würden.

Ebenso stellen die Primitiven dort, wo sie schon etwas Landbau entwickelt haben, dessen Gedeihen nicht ausschließlich den Erfolgen ihrer regenmachenden Prozeduren anheim. Sie studieren genau den Wechsel der Jahreszeiten und beginnen mit dem Anbau dann, wenn er in normalen Zeiten den besten Erfolg verspricht. Nur in Ausnahmezeiten, wenn ein in der Regel fälliger Regen ausbleibt, versuchen sie durch alle möglichen Beschwörungen die Regengötter zu veranlassen, ihre Zurückhaltung aufzugeben oder, was noch primitiver, die Regentotems müssen ihre Zeremonien feiern, um Regen herbeizuführen. Je länger eine abnorme Dürre dauert, desto eher natürlich Aussicht auf Regen. So werden die Beschwörungen, wenn man sie nur lange genug fortsetzt, schließlich doch zumeist Erfolg haben.

Aehnlich steht es mit der Medizin. Auch hier will Levy-Brühl fast ausschließlich magische Vorstellungen wirken lassen. Er sagt von der Diagnose der Naturvölker:

„Da die Diagnose von mystischen Gebräuchen abhängt, die gleichzeitig notwendig und hinreichend sind, so schenkt man den physischen Symptomen nur wenig Aufmerksamkeit." (S. 235.)

Und von der Behandlung:

„Wie immer sie auch sein mag, man kann voraussehen, daß ihr Wert schließlich in ihrer mystischen Kraft liegen wird." (S. 236.)

„Was immer auch für Kuren es sein mögen, die man dem Kranken vorschreibt, welche Arzneien man ihn schlucken lasse, was für Verhaltungsmaßregeln man ihm geben mag, ob man ihm Dampfbäder, Aderlässe, in gewissen Fällen die Trepanation vorschreibt, die Wirksamkeit all dessen wird nur mystischen Kräften zugeschrieben werden." (S. 238.)

Das stimmt. Aber wie wäre es möglich gewesen, die Technik der Dampfbäder, der Aderlässe, der Trepanation (des Aussägens eines Knochenstückes aus der Hirnschale) zu entwickeln, wenn man sich nur auf mystische Kräfte verlassen und nicht wirkliche Zusammenhänge genau beobachtet und logisch verarbeitet hätte?

Beherrschte die Mystik in so hohem Grade das Denken der Naturvölker, wie Levy-Brühl annimmt, dann ständen sie intellektuell nicht über den Tieren, sondern unter ihnen.

In Wirklichkeit findet in der menschlichen Gesellschaft eine stete Vermehrung der Intelligenz statt. Aber allerdings findet sie statt nicht durch die Kollektivvorstellungen, sondern trotz ihrer. Sie haben den gesellschaftlichen Fortschritt nicht unmöglich gemacht, wohl aber verlangsamt, indem sie die Menschheit zu vielem unnützen, vielfach zu schädlichem Tun veranlaßten und ihr viele Umwege und Kraftverluste verursachten.

Wir haben bereits einen starken Faktor kennengelernt, der, aus der Entwicklung der menschlichen Gesellschaft hervorgehend und nur dem Menschen allein im Gegensatz zum Tier eigen, diese Entwicklung empfindlich hemmt: es ist der Krieg.

Hier lernen wir einen zweiten derartigen Faktor kennen, der ebenfalls aus der Entwicklung der menschlichen Gesellschaft hervorgeht, ebenfalls spezifisch menschlich ist, den Menschen vom Tiere unterscheidet, und doch in der Entwicklung der Menschheit eine hemmende Rolle spielt:

Die Religion, oder wenn man lieber will, den Glauben.

Man darf wohl sagen, daß die Wurzel der religiösen Glaubenslehren die Kollektivvorstellungen bilden, wenn man nicht so weit gehen will, beide einfach einander gleichzusetzen, was wir bei den sogenannten Naturreligionen ohne weiteres tun dürfen.

Vielfach sucht man die Religion als eine höhere, über den naiven Kollektivvorstellungen stehende Erscheinung hinzustellen, indem man jene als Aberglauben oder Zauberei von ihr unterscheidet. Doch wo soll die Grenze zwischen beiden zu finden sein?

Das Christentum gilt als die erhabenste der Religionen. Aber die Wunder, die von Christus berichtet werden und die zur christlichen Religion gehören, unterscheiden sich in nichts von den Kunststücken mancher Zauberer, die aus dem „Heidentum", aus vorchristlicher Zeit überliefert sind.

Die Zauberei unterscheidet sich weder in Inhalt noch in der Methode des Denkens von der Religion. Am ehesten könnte man den Unterschied in folgendem suchen: Die Zauberei beschäftigt sich mit der Anwendung magischer, mystischer Kräfte zu privaten Zwecken, zum Vorteil des einzelnen Anwenders.

Das religiöse Denken dagegen will die gleichen magischen Kräfte den Zwecken gegenseitiger Hilfeleistung dienstbar machen. Die Zauberei steht demnach vorwiegend im Geruche des Egoismus, die Religion im Geruche sozialen Strebens. Der Zauberer oder die Hexe werden gern als schlechte, bösartige Kreaturen, der religiöse Mensch als Repräsentant der Sittlichkeit betrachtet. Der Inhalt des Glaubens ist hier wie dort der gleiche, nur seine Anwendung verschieden.

Die enge Verquickung zwischen Moral und Religion, auf die wir in einem anderen Zusammenhange schon im Anfang des ersten Buches hinwiesen, wird gefördert dadurch, daß die Forderungen

der Moral selbst zu Kollektivvorstellungen werden, die sich mit den anderen Vorstellungen dieser Art mengen.

So eng ist die Verbindung beider geworden, daß Viele zu der Ueberzeugung gelangten, ohne Religion sei Moral unmöglich. In Wirklichkeit war es vielmehr das Bestehen der Moral, das zu manchen Auffassungen von Gott, Unsterblichkeit u. dgl. Veranlassung gab, die im höher entwickelten religiösen Denken eine große Rolle spielten, wie schon oben ausgeführt.

Die Kraft der Moral in der Gesellschaft hängt nicht von dem Bestehen von Kollektivvorstellungen ab, sondern von dem Bestehen sozialer Triebe, die wohl durch bestimmte gesellschaftliche Einrichtungen gestärkt oder geschwächt werden können, nicht aber durch Kollektivvorstellungen. Die Sicherheit des moralischen Empfindens und Urteilens wird aber allerdings erheblich gemindert dort, wo es in einer komplizierten Gesellschaft zu wirken hat, ohne sich auf Kollektivvorstellungen zu stützen, die jeder moralischen Forderung den Charakter einer selbstverständlichen geben, von der abzuweichen ohne weiteres verruchteste Unnatur ist. Wo die Moral auf Kollektivvorstellungen beruht, bereitet sie den Menschen kein Kopfzerbrechen, da ist jeder Fall von vornherein geregelt.

Dreifach sind schließlich die Kollektivvorstellungen verankert. Einmal in der Uebereinstimmung des Denkens und der Erfahrungen der Mitglieder, die einer der kleinen, einfachen Gesellschaften des primitiven Stadiums angehören. Dann in der Macht, die eine Auffassung besitzt, die einem Individuum von Kindesbeinen an von seiner ganzen Umgebung übereinstimmend überliefert wird. Und endlich zum Teil in der Kraft der sozialen Triebe. Es wächst der Umfang des Gebietes der Kollektivvorstellungen, lange Zeit hindurch wächst auch ihre Kraft, und gleichzeitig haben sie die Tendenz immer absurder zu werden, je mehr sie sich von ihrem Ausgangspunkte entfernen. In ihrem Ursprung werden die meisten auf richtig beobachteten, wenn auch falsch gedeuteten Erscheinungen beruhen.

Ueberliefert wird aber meist nur die Deutung, die gedeutete Erscheinung selbst wird vergessen. Was zunächst nur ein Einfall, allerdings nicht eines einzelnen, sondern vieler, eine vorschnelle Hypothese einer ganzen Gesellschaft war, wird ein mystisches Dogma, das verständnislos weiter überliefert, mit anderen Dogmen ähnlicher Art zusammengefaßt wird und, da es allen Sinn verloren hat, nun die Möglichkeit erhält, immer sinnloser aufgefaßt zu werden. Nicht alle Kollektivvorstellungen waren ursprünglich „prälogisch“ oder „metalogisch“.

Es ginge jedoch zu weit, aus dieser Entwicklung zu schließen, alle mystischen Bräuche und Vorstellungen der Naturmenschen, die uns heute unvernünftig erscheinen, hätten ursprünglich einen vernünftigen Sinn gehabt, der ihnen im Laufe der Zeiten abhanden

gekommen sei und den wiederzufinden zu den Aufgaben der Ethnologie gehöre. Gewiß trifft dies für einen Teil dieser Bräuche und Vorstellungen zu, aber wir haben keinen Grund, daraus ein allgemeines Gesetz zu machen.

Aus dem bekannten Dichterwort: „Vernunft wird Unsinn, Wohltat Plage" darf man doch nicht schließen, daß jeder Unsinn einmal Vernunft, jede Plage einmal eine Wohltat war.

Bei allem Wachstum der Kraft, des Umfanges, der Absurdität der Kollektivvorstellungen wachsen indes auch ihre Bäume nicht in den Himmel. Es erstehen Faktoren, die ihnen entgegenwirken und sie schließlich überwinden.

Die Entwicklung der Technik ruht nicht und mit ihr vermehren sich auch die Erfahrungen des Menschen, seine auf nüchternen Beobachtungen, nicht phantastischen Einbildungen beruhenden Einsichten in kausale Zusammenhänge. Von dieser Entwicklung können auch die Kollektivvorstellungen nicht unberührt bleiben. Sie haben bei höher entwickelten Völkern einen anderen Charakter, als bei primitiven, einen anderen bei Jägern als bei Viehzüchtern oder Ackerbauern. Aber immerhin ist das traditionelle Moment und die Starrheit ihrer Formeln eine so große, daß sie sich nur schwer neuen Erfahrungen anpassen und immer mehr mit ihnen in einen Widerspruch geraten, der entweder talmudistische Künste zu seiner Ueberwindung oder eine Unterwerfung des nüchternen, profanen Denkens unter die erhabene Mystik der überlieferten Kollektivvorstellungen erheischt, wenn diese sich behaupten sollen.

Dazu kommt die Entwicklung des internationalen Verkehrs. Sie bringt ein Volk in Verbindung mit den verschiedensten anderen Völkern, damit aber auch mit den verschiedensten, ihm bisher unbekannten Kollektivvorstellungen.

Zunächst allerdings braucht dadurch die Herrschaft solcher Vorstellungen nicht geschwächt zu werden. Sie kann sogar noch weitere Ausdehnung dadurch erfahren.

Soweit die Kollektivvorstellungen der Nachbarn sich unter ähnlichen Bedingungen bildeten, wie die des eigenen Volkes, werden sie auch ähnliche Formen angenommen haben. Da die unsichtbaren Bilder der Phantasie immer einen recht vagen Charakter besitzen müssen, ist es nicht schwer, ähnliche Kollektivvorstellungen fremder Nationen entweder den eigenen gleichzusetzen oder sie doch miteinander zu vereinbaren. Ersteres sehen wir z. B. bei den Römern, die griechische Götter mit den römischen identifizieren, was sich bis heute erhalten hat. Wir sprechen von Jupiter und meinen Zeus, von Venus und meinen Aphrodite.

Daneben findet auch eine Aneignung fremder Kollektivvorstellungen statt, die nicht mit bereits im Lande herrschenden iden-

tifiziert werden können, die ihnen aber ohne weiteres hinzugefügt werden und so den mystischen Wust noch vermehren.

Dieses Verfahren war innerhalb des römischen Weltreiches gang und gäbe, in dessen Grenzen alle trennenden Schranken zwischen den es bewohnenden Nationen gefallen waren. Orientalische Mystik der verschiedensten Art, ägyptische, syrische, jüdische, persische, sogar indische mischten sich mit griechischer und römischer. Man nannte dies Verfahren Synkretismus, weil von den Kretern erzählt wurde, daß sie es verständen, wenn sie durch einen auswärtigen Feind angegriffen würden, allen inneren Zwist einzustellen und als geeinigte Kreter in den Kampf zu gehen. Synkretismus bezeichnet also zunächst eine Art Burgfriedens- oder Koalitionspolitik. Später wurde es hauptsächlich auf solche Politik in Religion und Philosophie bezogen.

Die inneren Gegensätze der verschiedenen Anschauungen wurden dabei nicht überwunden, sondern bloß nicht beachtet. Wie die Kollektivvorstellungen der Naturvölker, von denen Levy-Brühl handelt, so sind auch die Gebilde des religiösen Synkretismus des römischen Weltreiches, also einer sehr hohen Stufe geistiger Entwicklung, noch erfüllt von der Gleichgültigkeit gegegenüber dem Widerspruch, die das „prälogische" oder „metalogische" Denken bezeichnet.

Das Christentum ist als religiöse Lehre (nicht als kirchliche Organisation) ebenfalls zum großen Teile nur ein Produkt des hochgradigen Synkretismus seiner Zeit und daher voll von Widersprüchen.

Doch so sehr das kollektive Denken das anfänglich ohnehin nicht sehr starke kritische und logische Vermögen der Menschen noch weiter geschwächt haben mochte, über alle Widersprüche konnte es doch nicht hinwegsehen. Neben fremden Anschauungen, die man den eigenen einverleibte, traten auch solche auf, bei denen das nicht gelang, die man kritisch beurteilte und ablehnte. Auch dafür ist das Christentum ein Beispiel. Neben den von ihm vorgefundenen Kollektivvorstellungen, die es bei seinem synkretischen Verfahren akzeptiert, finden wir eine ganze Menge, die es als „Heidentum", „Aberglauben" oder „Abgötterei" entrüstet verwirft.

Am meisten aber wurde die Kritik der Kollektivvorstellungen gefördert durch die Auflösung jener sozialen Gebilde, die sie geschaffen hatten. Sie waren nur möglich geworden und hatten ihre furchtbare Kraft nur erlangen können in einer Gesellschaft, die so einfach war, daß alle ihre Mitglieder in gleicher Weise fühlten und dachten, alle über das gleiche Wissen verfügten, sowie in einer Gesellschaft, die so klein war, daß alle ihre Mitglieder in regstem persönlichen Zusammenhang miteinander standen und in jeder Beziehung für ihre Existenz dieses Zusammenhanges bedurften.

Die Entwicklung hat die Gesellschaft erweitert, hat innerhalb ihres Bereiches neue gesellschaftliche Gebilde auftauchen lassen, von denen jedes seine besonderen Interessen und Lebensbedingungen hat. Sie hat durch die Arbeitsteilung und später noch mehr durch die Klassenteilung die Mitglieder der Gesellschaft immer mehr differenziert, neben tiefste Unwissenheit hohes Wissen, neben Beschränktheit weite Horizonte, neben bitterste Armut größten Reichtum gesetzt usw.

Wie sollte da noch weiter kollektives Denken möglich sein? Wohl kennzeichnet die Kollektivvorstellungen eine unglaubliche Zähigkeit. Sie erhalten dank der Kraft der Tradition noch lange ihren Einfluß, aber immer machtvoller ersteht ihnen gegenüber die Kritik, die sich immer mehr auf ein profanes, unmystisches Wissen stützt.

Die Niederlage der Kollektivvorstellungen wird besiegelt, sobald die freie Persönlichkeit ersteht, sobald es dem einzelnen gelingt, sich von der geistigen Vormundschaft der Gesellschaft zu befreien, in der er lebt, sobald er genügend Kraft und Selbständigkeit gewinnt, um die Nabelschnur durchschneiden zu können, die ihn mit der Gesellschaft als seiner Mutter verbindet, solange er im Stadium geistiger Kindheit steht.

Diese geistige Emanzipation tritt am ehesten dort ein, wo eine ökonomische Emanzipation stattfindet. Die Reichen, die Herrschenden, die Ausbeuter glauben leicht, über die Gesellschaft erhaben zu sein, der nicht sie dienen, sondern die ihnen dient. Das führt oft zur Untergrabung der überlieferten Moral in ihren Reihen, aber auch zur Erschütterung der überlieferten Kollektivvorstellungen.

In anderer Weise wird in hoch entwickelter Zivilisation die Persönlichkeit auch von unten her frei gemacht, durch die Auflösung der überlieferten sozialen Einrichtungen und Denkweisen, die ehedem die Masse der Bevölkerung schützten. Der einzelne wird nun auf sich gestellt, soll seines Glückes Schmied sein.

Diese Entwicklung bedroht wohl die arbeitenden Massen mit zunehmendem Verkommen und schließlich völligem Untergang, wenn sie es nicht verstehen, sich in neuen sozialen Organisationen zusammenzufinden und im Kampfe für sie und durch sie die geschwächten sozialen Triebe wieder zu stärken und eine neue Moral aufzurichten. Aber es sind nicht mehr Organisationen der Art, wie die primitiven Gesellschaften, die von selbst, ohne jede äußere Regelung erstanden und von selbst Kollektivvorstellungen entwickelten, die der einzelne bereits fertig vorfand, in die er hineinwuchs.

Die neuen sozialen Gebilde und ihr geistiger Gehalt sind dagegen das Ergebnis klaren bewußten Wollens der einzelnen. Sie hemmen nicht die Selbständigkeit der Persönlichkeit, sie schützen die Bedingungen ihrer freien Entfaltung.

Am ehesten tritt diese, das kollektive Denken untergrabende Entwicklung in den großen Städten ein, in denen der einzelne am wenigsten kontrolliert werden kann, am meisten auf sich angewiesen ist. Da nimmt wohl am ehesten das Massenelend, die Sittenlosigkeit und das Verbrechen erschreckende Dimensionen an, da gedeiht aber auch die kühne Kritik am Bestehenden und die Freiheit des Denkens. Das Dorf dagegen bleibt die festeste Stütze der Kollektivvorstellungen.

Das kollektive Denken ist im Laufe des gesellschaftlichen Fortschrittes stark zurückgedrängt worden, aber völlig ausgerottet sind seine Resultate noch lange nicht. Die religiöse Sehnsucht, das metaphysische Bedürfnis, das in vielen von uns lebt, es ist ein Nachklang der Kollektivvorstellungen unserer Urahnen. Dies Sehnen regt sich besonders lebhaft in Zeiten, wie den jetzigen, in denen das Alte sinnenfällig zusammenbricht, ohne daß das Neue schon greifbare Gestalt angenommen hätte, und so viele den inneren Halt verlieren, den eigenes Denken und Ueberlegen ihnen nicht zu schaffen vermochte. Da ersteht das Bedürfnis nach jener inneren Sicherheit, die dem Menschen aus den Kollektivvorstellungen erwuchs, ohne daß er sie durch eigene geistige Arbeit zu erringen brauchte. Das Bedürfnis nach Wiederbelebung der mystischen Vorstellungen, von denen man nicht wußte, woher sie kamen, die keines Beweises bedurften und doch solche Gewißheit in sich trugen. Sobald man anfing, darüber nachzudenken, woher sie rührten, erschienen sie als eine innere Offenbarung einer Gottheit oder als die Weisung eines Dämons, wie Sokrates sich ausdrückte. Der moderne Mensch meint dasselbe, wenn er sagt, die tiefste Weisheit lasse sich nicht erforschen oder erweisen, sondern nur erleben, aus der eigenen Seele schöpfen.

Was er da als Offenbarungen eines höheren geistigen Seins erlebt, das sind in Wirklichkeit bloße Nachwehen dessen, was die Voreltern der Botokuden und Kaffern in ihrem kollektiven Denken vor vielen Jahrtausenden zusammenphantasiert hatten.

Vierter Abschnitt.

Der Mensch ein sexuelles Wesen.

Erstes Kapitel.

Die Erhaltung der Art.

Wir haben die sozialen Triebe in Gegensatz gestellt zum Selbsterhaltungstrieb. Und doch weist der Ursprung jener auf diesen hin. In gewissem Sinne kann man die sozialen Triebe auffassen als eine besondere Art des Selbsterhaltungstriebes. Sie bilden sich unter bestimmten Bedingungen, die es für das Individuum vorteilhaft machen, zu Zwecken seiner Erhaltung mit anderen Individuen vergesellschaftet zu sein.

Aber nur in ihrem Ursprung gehören die sozialen Triebe zu den Selbsterhaltungstrieben des Individuums. Im Laufe der gesellschaftlichen Entwicklung bekommen sie eine vom Selbsterhaltungstrieb unabhängige Existenz, können sie unter Umständen in direkten Gegensatz zu ihm treten, als Pflicht und Gewissen ihn unterjochen.

Und auch schon in ihrem Ursprung gehören die sozialen Triebe nicht zu denen der Selbsterhaltung allein. Sie haben eine zweite, mächtige Quelle in den Trieben, die der Erhaltung der Art dienen, und die von denen der Selbsterhaltung des Individuums sehr verschieden sind.

Wir haben schon oben darauf hingewiesen, daß die einzelnen Tiere des Selbsterhaltungstriebes nicht bedürfen, solange sie und die Aufgaben ihrer Selbstbehauptung einfacher Natur sind und solange sie die Möglichkeit haben, sich zu erhalten, auch wenn sie nur durch unbewußte Reflexe und Tropismen bewegt werden. Komplizierte Organismen in komplizierten Lebensbedingungen können dagegen nur aufkommen und immer mehr sich komplizieren, wenn sich zu ihren sonstigen Fähigkeiten ein Bewußtsein gesellt und ein bestimmter Wille, der Wille zu leben, sich zu erhalten gegenüber den auftauchenden Schwierigkeiten.

In ähnlicher Weise können wir sagen, daß die Arten der Tiere zu ihrer Erhaltung des Fortpflanzungstriebes nicht bedürfen, solange sie einfacher Natur sind.

Die niederen einzelligen Tiere, die sich ohne Begattung durch Knospung oder Spaltung vermehren, bedürfen keines Fortpflanzungstriebes. Die Fortpflanzung hängt da vielleicht bloß vom Grade der Ernährung ab. Sie ist ebenso unabhängig vom

Willen, wie das Wachstum des Körpers. Es ist ein Wachstum über die normalen Grenzen des Individuums hinaus.

Aber schon bei den niedersten uns bekannten Tieren, den Protozoen, kommt zeitweilig eine Fortpflanzung dadurch zustande, daß zwei solche einzellige Individuen sich aneinander legen, miteinander zu einem Wesen verschmelzen, das durch Spaltung wieder neue Wesen aus sich bildet.

Auch diese Art der Fortpflanzung kann durch bloße Tropismen herbeigeführt werden, ohne Bewußtsein und Willen der sich vereinigenden Individuen. Aber sobald diese Vorgänge der Fortpflanzung komplizierter werden, und gar, wenn sich die Trennung der Geschlechter bildet und die Fortpflanzung nur dadurch vor sich gehen kann, daß ein Träger der männlichen Samenzellen sich mit einer Trägerin der weiblichen Eizellen verbindet, da wird das Gelingen der Fortpflanzung in den meisten Fällen von so vielen Bedingungen abhängig und es erstehen dabei jedesmal so viel Schwierigkeiten, die zu überwinden sind, daß die Befruchtung und Vermehrung ohne einen bestimmten Grad des Bewußtseins und des Willens gar nicht möglich ist, einen Grad, der bei höheren Tieren schon ein sehr bedeutender sein muß.

Wo diese Bedingungen fehlen, wird die Vereinigung der Geschlechter gar nicht oder doch in sehr unzureichendem Maße erfolgen, auch die Sorge für den Nachwuchs wird keine genügende sein. Arten, bei denen das zutrifft, werden aussterben, auch wenn bei ihren Individuen der Trieb der Selbsterhaltung und die dem Lebenswillen dienstbare Intelligenz noch so groß sind.

Es ist also durchaus nicht verwunderlich, daß wir beim Menschen nicht nur hohe Intelligenz, sondern auch starke erotische Bedürfnisse und eine große Zärtlichkeit für seine Kinder finden, die bei keinem Tier soviel Mühe beanspruchen, bis sie selbständig werden. Erotik und Geist stehen durchaus nicht als tierischer Schmutz und göttliche Reinheit in Gegensatz zueinander. Beide dienen in gleicher Weise der Erhaltung der Art, die längst ausgestorben wäre, wenn beim Menschen mit dem Wachsen der Intelligenz seine erotischen Triebe abnähmen, die allerdings nicht bloß die Art erhalten, sondern auch einen großen Reichtum an Dummheiten produzieren. Das Stadium der Liebe kann manche Tiere und manche Menschen völlig blind gegen alle Gefahren machen. Der Unterschied zwischen Tier und Mensch ist nur der, daß dies Stadium beim Tier bloß von Zeit zu Zeit eintritt und jedesmal höchstens einige Tage dauert, bei manchen Menschen dagegen ihr Leben lang.

Die Fortpflanzungstriebe gehören zu den mächtigsten Faktoren des menschlichen Wollens, und wir können dieses und sein Wirken in der Geschichte nicht verstehen, wenn wir jenen Faktor ignorieren. Auch für die jeweilige Gestaltung der Ge-

sellschaft ist das in ihr vorherrschende Verhältnis der beiden Geschlechter zueinander von der größten Bedeutung.

Das Forschen nach den Anfängen der menschlichen Entwicklung ist denn auch aufs engste verbunden mit dem Forschen nach den Anfängen der Familie und Ehe. Dieses stößt leider auf die größten Schwierigkeiten.

Wir haben schon früher darauf hingewiesen, daß die Vergleichung der Psyche der Affen mit der der Wilden kein sehr einfaches Verfahren ist. Es ist aber besonders schwierig bei der Erforschung der geschlechtlichen Verhältnisse der Urzeit, denn auf der einen Seite finden wir bereits bei den primitivsten Stämmen eine Mannigfaltigkeit dieser Verhältnisse. Auf der anderen Seite sind diese Verhältnisse bei freilebenden Affen, die allein beweisend sein können, noch wenig erforscht, und es wird sehr Verschiedenartiges über sie berichtet.

Zweites Kapitel.

Brutpflege und Eheform.

Als Ersatz könnte man vielleicht versuchen, spekulativ eine Naturform der menschlichen Ehe aus den Bedingungen der Aufziehung der Kinder beim Urmenschen abzuleiten.

Für das Verhältnis zwischen Männchen und Weibchen beim Tier spielen in der Tat die Bedingungen der Brutpflege eine entscheidende Rolle. Die Fortpflanzung der Art ist nur gesichert, wenn die ihr dienenden Triebe nicht bloß zur Vereinigung der Geschlechter führen, sondern auch zu einer ausreichenden Sorge für die Nachkommenschaft.

Am wenigsten von einer solchen Sorge ist unter den Wirbeltieren bei den Fischen zu finden. Wenn zur Laichzeit ein Pärchen sich gefunden hat, entleert das Weibchen seinen Eierstock ins Wasser, das Männchen ergießt seinen Samen über die Eier. Dann werden diese fast stets ihrem Schicksal überlassen. Nur wenige Fische bauen Nester, in denen sie die Eier ablagern, bewachen die Eier und schützen die aus ihnen ausgeschlüpften Jungen. Das tut z. B. der Stichling — hier besorgt merkwürdigerweise nur das Männchen die Brutpflege.

Ein Modus der Fortpflanzung, wie er bei der Mehrzahl der Fische vorkommt, kann natürlich nur dann die Erhaltung der Art sichern, wenn die Anzahl der Eier, die das Weibchen legt, eine ungeheuer große ist. Der Karpfen produziert eine halbe Million und mehr, die Aalraupe eine Million auf einmal. Der Stichling, der Eier und Junge bewacht, allerdings nur 80—100. (Hesse, „Der Tierkörper als selbständiger Organismus", S. 453.)

Zu einer länger dauernden Verbindung zwischen Männchen und Weibchen kommt es dabei nicht. Sind die Liebesspiele und die Begattung vorbei, dann zieht jeder der Gatten seine Wege.

Etwas höher steht schon das Fortpflanzungsgeschäft bei den Amphibien und Reptilien. Hier findet die Befruchtung des Eies durch den Samen im weiblichen Leibe statt. Der Zufall, ob der ins Wasser verspritzte Samen die Eier erreicht, wird dadurch ausgeschaltet, eine größere Sicherheit der Befruchtung gegeben. Das Weibchen braucht nicht mehr so viele Eier zu produzieren, es gewinnt dabei die Möglichkeit, eine geeignete Lagerstätte für das Ablegen der bereits befruchteten Eier zu suchen, ja ihnen ein Nest herzurichten, in dem sie vor Nachstellungen geschützt sind. Weiter reicht allerdings bei diesen Tieren die Brutpflege in der Regel nicht, sie führt nur ausnahmsweise ein die Zeit der Begattung überdauerndes Verhältnis zwischen Männchen und Weibchen herbei. Von Brillenschlangen und Mauereidechsen wird berichtet, daß sie paarweise leben.

Was hier Ausnahme, wird bei den Vögeln die Regel. Sie bauen nicht nur Nester, in denen sie ihre Eier deponieren. Das Weibchen brütet sie auch durch seine Körperwärme aus, und noch nach der Ausbrütung sorgen die Alten eine Zeitlang für die Jungen. Da das Aufkommen des Nachwuchses hier um so viel mehr gesichert ist, so braucht die Zahl der Eier bei jeder Brut nur gering zu sein. Bei den Fischen hat sie, wie wir gesehen, meist einige tausend, mitunter einige hunderttausend betragen. Bei den Amphibien und Reptilien geht sie nur noch selten in die Tausende, beträgt sie jedesmal meist nur einige Dutzend, bei den Vögeln kann man die Eier jeder Brut nicht mehr nach Dutzenden zählen, sondern nur noch nach einzelnen Stücken.

„Bei allen Tieren tritt uns die gleiche Gesetzmäßigkeit entgegen: je höher ausgebildet die Brutpflege ist, desto geringer ist die Zahl der von einem Weibchen hervorgebrachten Eier. Während unser Grasfrosch (Rana esculenta) bis zu 4000 Eier im Jahr zu erzeugen vermag, produzieren die brutpflegenden Frösche der Tropen nur 5—25 Eier. Noch weiter geht die Beschränkung der Nachkommenzahl bei Vögeln und Säugetieren, bei denen . . . vielfach im Jahr nur ein Junges, ja oft nicht einmal alle Jahre eins erzeugt wird." (Doflein, Das Tier, S. 620.)

Unter den Vögeln legt die meisten Eier der Strauß, für jede Brut bis zu dreißig, dessen Brutpflege die sorgloseste ist.

Die Intensivierung der Brutpflege, die mit der Verminderung der Zahl der Eier und Jungen Hand in Hand geht, erreicht bei den Vögeln meist einen Grad, der es dem Weibchen sehr schwer, ja unmöglich macht, ihr allein zu genügen. Das Männchen muß mithelfen. Das Verhältnis der beiden überdauert den Akt der Begattung.

Die Formen, die es annimmt, können der verschiedensten Art sein. Sie werden abhängen von den Lebensbedingungen der Tiere, vor allem aber von der Art, wie für die Jungen zu sorgen ist.

Bei den Vögeln unterscheidet man zwischen Nesthockern und Nestflüchtern.

Die Nester der ersteren Art sind meist auf Bäumen angebracht. Die Jungen sind, wenn sie aus dem Ei kriechen, ganz hilflos, oft ganz nackt. Sie brauchen ein kunstvolles Nest, das sie wärmt. Ihr Futter muß ihnen zugetragen werden. Es besteht auch bei Vögeln, die in erwachsenem Zustande Körnerfresser sind, meist in tierischer Nahrung, die leichter verdaulich und konzentrierter ist, deren Fang aber eine große Kraftanstrengung bedeutet. Das Weibchen allein wäre dieser Arbeit nicht gewachsen. Schon während es auf den Eiern sitzt, die es nicht für lange Zeit verlassen darf, damit sie nicht auskühlen, muß es selbst oft vom Männchen gefüttert werden. Mitunter wird es von diesem beim Brutgeschäft abgelöst.

Bei der Herbeischaffung der Nahrung für die Jungen muß der Gatte eifrig mithelfen. Damit ist ein enges und länger dauerndes Verhältnis der beiden Eltern zueinander gegeben, eine Einehe (Monogamie), die mindestens eine ganze Brutsaison hindurch dauert, mitunter auch über sie hinaus währt. Beobachtungen darüber sind natürlich bei wildlebenden Vögeln schwer zu machen.

Zu den Vögeln, deren eheliche Verhältnisse man jahraus, jahrein verfolgen kann, gehört der Hausstorch. Von ihm berichtet Brehm:

„Aus allen Beobachtungen darf man folgern, daß die Ehe eines Storchenpaares für die Lebenszeit geschlossen wurde und beide Gatten sich in Treue zugetan sind." (Tierleben, Vögel III., S. 352.)

Aehnliches wurde beobachtet bei manchen Gänsearten, bei größeren Raubvögeln und Papageien. Das schließt gelegentliche Eheirrungen nicht aus, ebensowenig wie bei den Menschen.

Unter den monogamen Vögeln gibt es isoliert lebende Paare, meist Raubvögel, und soziale Vögel. Merkwürdigerweise geben manche unter diesen für die Zeit der Brutpflege ihre sozialen Gewohnheiten auf und isolieren sich, um nach geschehener Aufzucht der Jungen sich wieder der Geselligkeit zu ergeben. Manche bleiben jedoch dauernd gesellig. So die Webervögel:

„Alle Webervögel treten häufig auf und zeichnen sich durch eine auch während der Fortpflanzungszeit nicht gestörte Geselligkeit aus." (Brehm, Tierleben, Vögel II., S. 361.)

Ganz anders als die Nesthocker verhalten sich die Nestflüchter. Ihre Nester werden meist auf dem Erdboden angelegt, so daß die Jungen, ohne erst fliegen lernen zu müssen, unmittelbar, nachdem sie aus dem Ei gekrochen sind, auch das Nest verlassen können. Die Jungen sind sofort fähig, sich selbständig zu bewegen und gehen bald ihrem Futter nach, was sie um so leichter tun können, als es nicht tierischer, sondern pflanzlicher Natur ist, das meist in der Umgebung des Nestes reichlich vorkommt und

dessen Erwerbung nicht wie das Erlangen lebender Beute, größere Schlauheit, Beweglichkeit, Kraft erfordert.

Die mühsame Arbeit, für die Jungen Futter zu suchen, bleibt hier den Alten erspart. Auch die Erziehung der Jungen ist bequemer. Die Weibchen können sich da mit Leichtigkeit, meist ohne Unterstützung des Gatten behelfen.

Aber da bei diesen Vögeln die schwachen und unbehilflichen Jungen gleich an allen Wanderungen und Zügen der Mutter teilnehmen, diese überallhin begleiten, ist sie dadurch in ihrer Bewegungsfreiheit gehemmt und schutzbedürftig. Insofern bedarf auch sie einer Hilfe. Sie sucht sie entweder beim Vater der Kinder — da finden wir abermals monogame Verbindungen. Oder die Vögel dieser Art neigen zur Geselligkeit, sowohl die Körnerfresser wie die Fischfresser. Die letzteren haben nicht die Gewohnheiten jener Raubtiere, die nach warmblütiger Nahrung jagen. Die Fischnahrung scheint so zahlreich zu sein, daß man um ihretwegen nicht zu streiten braucht. Auch scheint sie nicht so leicht zu verscheuchen zu sein, so daß man herdenweise fischen kann.

Die Neigung zur Geselligkeit wird unterstützt durch das Bedürfnis des Schutzes der Jungen, die, wenn sie in einer größeren Gesellschaft umherstreifen, leichter *gewarnt*, auch eher auf einen nahenden *Räuber* aufmerksam gemacht werden können, als wenn sie auf die Mutter allein angewiesen wären.

Wir finden daher bei den Nestflüchtern vielfach Gesellschaften von Weibchen. Diese gesellen sich entweder zu einem einzelnen Männchen als Leittier —, das ergibt dann polygame Ehen — oder die Weibchen bleiben für sich allein und gesellen sich zu den Männchen nur zur Zeit der Begattung. Da kommt es überhaupt zu keinem dauernden Verhältnis zwischen Männchen und Weibchen.

Doch diese letztere Form geschlechtlichen Verhältnisses kommt kaum bei Vögeln vor, wohl aber sehr oft bei Säugetieren.

Im allgemeinen sind die Verhältnisse der Geschlechter bei diesen noch sehr wenig erforscht, aber das steht fest, daß bei ihnen Dauerehen weit seltner sind als bei den Vögeln. Von den Nashörnern und Walen wird behauptet, daß sie in dauernder Monogamie leben. Das ist wohl ein Schluß aus der Tatsache, daß man sie stets paarweise trifft, soweit menschliche Vernichtungswut das gestattet.

Man kann bei den Säugetieren eine ähnliche Unterscheidung machen, wie die zwischen Nesthockern und Nestflüchtern bei den Vögeln. Natürlich ist die Brutpflege bei ihnen allgemein eine andere. Das Junge wird nicht im Nest, sondern im Mutterleibe ausgebrütet. Es braucht nach der Geburt seine erste Nahrung nicht selbst zu suchen, wie die Nestflüchter, noch muß sie ihm von

den Eltern gefangen werden, wie bei den Nesthockern, sondern es empfängt sie als Muttermilch vom mütterlichen Leibe.

Die Analogie mit den Nesthockern und Nestflüchtern liegt trotzdem im folgenden:

Mit den Nestflüchtern kann man jene Säugetiere vergleichen, deren Junge gleich oder doch bald nach der Geburt imstande sind, herumzulaufen, die Mutter bei ihren Gängen zu begleiten. Sobald sie der Milchnahrung entwöhnt werden, wissen sie auch schon ihr Futter selbst zu finden, da sie Pflanzenfresser sind. Wie die Nestflüchter neigen solche Säugetierarten z. B. die Huftiere, zur Bildung weiblicher Gesellschaften. Manche gestatten nur zur Brunstzeit den Männchen den Zutritt, um sich nach geschehener Begattung wieder von ihnen abzusondern. So verhalten sich z. B. die Gemsen; das gleiche berichtet die griechische Sage von dem Weiberstaat der Amazonen.

Andere, ja die meisten dieser weiblichen Gesellschaften gesellen sich aber dauernd ein männliches Leittier zu, mit dem sie in Polygamie leben — das Wort hier im Sinne von Vielweiberei gebraucht, die streng genommen als Polygynie zu bezeichnen ist. Polygamie heißt wörtlich Vielehe, worunter man auch Vielmännerei verstehen kann. (Polyandrie.)

Den Nesthockern analog sind dagegen jene Säugetiere, die hilflos, oft blind, zur Welt kommen, sich nicht vom Fleck rühren können, von der Mutter an einem versteckten Platz, etwa einer Höhle, verborgen werden müssen. Sie können der Mutter längere Zeit nicht bei ihren Streifzügen folgen, die diese von dem Lagerplatz um so weiter wegführen, je mehr sie flüchtige Beute zu verfolgen hat. Tiere dieser Art sind meist Raubtiere. Die Fütterung der Jungen, sobald sie der Muttermilch entwöhnt sind, und ihre Erziehung zu geschickten Räubern und Mördern erheischt sehr viel Kraft und Zeit. Da muß der Vater die Mutter unterstützen. Bei den Tieren dieser Art finden wir am ehesten monogame Verbindungen, die aber kaum länger dauern, als die Zeit, die notwendig ist, um die Jungen selbständig zu machen. Ist dies erreicht, dann gehen z. B. der Fuchs und die Füchsin früher oder später auseinander, denn keiner braucht den anderen bei der Jagd, eher kann einer den anderen dabei stören.

Wir finden also auch bei den Säugetieren eine natürliche Grundlage sowohl der Monogamie wie der Polygamie. Gibt es auch eine solche Grundlage bei den Menschen? Kann man von ihnen behaupten, daß eine bestimmte Eheform die seiner Natur entsprechende sei? Viele Forscher sind dieser Ansicht, nur haben sie sich leider noch nicht darüber einigen können, ob der Mensch von Natur aus monogam oder polygam ist.

Der Hinblick auf die Notwendigkeit der Brutpflege versagt hier vollständig. In gewissem Sinne kann man den Affen und

noch mehr den Menschen in eine Analogie mit den Nesthockern bringen. So wie dieser kommt er als hilfloses Wesen zur Welt, das sich nicht frei bewegen kann und, ohne gerade blind zu sein, doch von der Umwelt nichts zu sehen vermag. Aber dieses Junge braucht nicht in einer Höhle verborgen zu werden. Der neugeborene Affe klammert sich schon an die Mutter an in einer Weise, die ihre Bewegungen nicht hindert, so daß sie an den Streifzügen ihrer Herde teilnehmen kann. Auch die Mütter der nomadischen Jäger tragen ihre Kinder mit sich. Diese müssen allerdings auf dem Rücken der Mutter festgebunden werden. Sie verstehen nicht mehr, sich von selbst an ihr festzuklammern und die glatte, haarlose Menschenhaut gibt auch weniger Möglichkeiten dazu, als ein Affenfell. Doch hat sich bei den Armen des menschlichen Säuglings noch ein Umklammerungsreflex erhalten.

Die Erziehung und der Schutz des äffischen und noch mehr des menschlichen Kindes stellen sicher große Anforderungen an die Mutter, denen sie allein nicht gewachsen wäre. Sie bedarf einer Hilfe. Aber diese braucht nicht notwendigerweise vom Ehegatten zu kommen, wenn sie in Gesellschaft lebt. Der junge Affe sieht in jedem erwachsenen Mitglied seines Rudels ein erzieherisches Vorbild, und jeder Erwachsene wird ihn zurechtweisen, wenn er sich verfehlt. Die Herdendisziplin macht die Familiendisziplin überflüssig.

Unter diesen Umständen ist es kaum möglich, zu entscheiden, welche Eheform für den Menschen die natürliche sei.

Es liegt nahe, schon aus sentimentalen Gründen, um der menschlichen „Würde" willen, die Eheform, die in der modernen Kultur die herrschende geworden ist, als die „natürliche" zu betrachten. Diese Auffassung paßt auch sehr gut zum biblischen Mythus. Trotzdem lassen sich ihre Verfechter dazu herab, zur Wahrung der Menschenwürde Belege für die Richtigkeit des geoffenbarten Wortes Gottes in der Welt der Affen zu suchen. Leider widersprechen sich oft diese Belege.

So heißt es in dem von uns schon mehrfach zitiertem Buche Dofleins, dieser reichen Fundgrube von Material für die uns hier beschäftigenden Fragen:

„Beim Gorilla scheint die Herde nur aus einer polygamen Familie zu bestehen, wie auch aus den von Matschie publizierten Berichten Zenkers hervorgeht, der einen alten Riesen dieser Menschenaffenart in Begleitung mehrerer Weibchen und jüngeren Männchen beobachtete.

Beim Umherstreifen wandern die jungen Männchen voraus, dann folgen die Weibchen, der Alte läuft hinterher, alles beobachtend, indem er sich von Zeit zu Zeit emporrichtet und nach allen Seiten äugt. Merkt er nichts Verdächtiges, so setzt er sich an einen Baumstamm, und die Weibchen bringen ihm nun Früchte heran, die sie ihm zu Füßen legen, dann und wann schmiegen sich zwei an ihn und er legt seine langen Arme auf ihre Schultern und scherzt mit ihnen unter dem Ausstoßen von knurrenden,

kreischenden und quietschenden, zuweilen wie Lachen erklingenden Lauten." (S. 694.)

Dieses Liebesidyll eines alten Urwaldsünders spricht gerade nicht für die monogamische Natur dieser Stütze der modernen Ehe. Doch sollen solche polygamen Gelüste nach neueren Berichten nur dort vorkommen, wo der Gorilla durch die menschliche Verfolgung gezwungen ist, sein ursprüngliches Herdenleben aufzugeben. In seinem Buch über „Tiersoziologie" (Leipzig 1925) handelt Professor J. Alverdes unter anderm auch von sozialen Tieren, die innerhalb der Herde in dauernder Monogamie leben:

„Nach den interessanten Feststellungen von Reichenow (Biologische Beobachtungen an Gorilla und Schimpanse, 1920) gehört hierher der Gorilla. Der westafrikanische Gorilla lebt in Banden von 10—20, der ostafrikanische in solchen von 20—30 Köpfen. Tagsüber verteilt sich die Herde über ein ziemlich weites Gelände, um sich abends zu sammeln. Für die Nacht baut jeder Gorilla ein Nest." (S. 31.)

„Nach Reichenow lebt der Gorilla im Herdenverband nicht polygam, sondern monogam. Die Geschlechter vereinigen sich nicht etwa jedesmal nur zur Brunstzeit, sondern sind viele Jahre lang zusammen. Die halbwüchsigen Tiere bleiben offenbar lange in Gemeinschaft mit den Eltern, vielleicht so lange, bis sie eine eigene Familie gründen. Die Herde besteht also aus einer Reihe monogamer Paare mit ihren Jungen . . . . Reichenow sah, daß eine Herde im Höchstfall von fünf Familien gebildet wurde. Einen Ausdruck findet diese Gliederung der Herde in Familien sogar bei der täglichen Anlage der Nester. Im nördlichen Gebiet fand Reichenow die Nester einer Herde nicht regellos durcheinander, sondern gruppenweise angeordnet. Die Gruppen trennt ein Abstand von 8—15 Metern. In jeder Gruppe sind zwei große Nester anzutreffen, diejenigen der beiden Elterntiere und eventuell ein bis zwei kleinere Nester der halbwüchsigen Jungen, die etwa vom dritten bis vierten Lebensjahre an eigene Lagerstätten beziehen. Sind die Jungen noch ganz klein, dann nächtigen sie bei der Mutter und diese baut ein besonders weiches und erhöhtes Nest." (S. 32.)

Ueber den Schimpansen und Orang-Utan heißt es bei Alverdes:

„Wie der Gorilla lebt der Schimpanse in Banden; der Schimpanse weicht dem Gorilla aus . . . . Ueber das Familienleben des Schimpansen ist viel weniger bekannt, als über das des Gorilla. Man trifft ihn in Herden von 20—30 Stück. Angaben über Polygynie beim Schimpansen beruhen nach Reichenow mangels geeigneten Beobachtungsmaterials auf Phantasie." (S. 33.)

„In monogamer solitärer (vereinzelter, also nicht in einem Herdenverband) bestehender Dauerehe lebt der Orang-Utan." (S. 28. Die Mitteilungen Reichenows wurden unter dem Titel: „Biologische Beobachtungen an Gorilla und Schimpansen" veröffentlicht in den Sitzungsberichten der Gesellschaft der Naturforscher, Berlin, 1920.)

Von den ausgesprochen sozialen Affen, die allein für uns hier in Betracht kommen, wird in der Regel behauptet, sie seien polygam. Darin stimmen auch Brehm und Doflein überein. Ersterer spricht von den „Haremsgesetzen des auf sein Recht

stolzen Sultans", des Leitaffen (Säugetiere I., S. 48), und letzterer sagt:

„Solche polygame, manchmal auch monogame Familien sind auch vielfach die Scharen der Affen." (Das Tier usw., S. 693.)

Bei allem Respekt vor der Beobachtungsgabe und dem reichen Wissen dieser Autoren glaube ich doch, daß hier ein Beobachtungsfehler vorliegt.

Wo wir bei sozialen Tieren von Polygamie sprechen können, kommt sie dadurch zustande, daß die Gesellschaft, Herde oder Horde, nur aus Weibchen und Jungen besteht, neben denen ein einziges erwachsenes Männchen zu finden ist, das als Leiter dient, solange es die Kraft besitzt, jeden auftauchenden Nebenbuhler zu verjagen.

Zu dieser Art der Gesellschaften gehören nicht die Rudel der meisten Affenarten. Der Leitaffe ist da nicht das einzige erwachsene Männchen im Rudel, neben ihm findet sich oft ein Dutzend und mehr. Er ist nur der stärkste und erfahrenste unter ihnen.

Es gibt sogar Affenarten, die gar kein Leittier kennen. Eine ganze Reihe von alten Männchen teilt sich in dessen Funktionen. So berichtet z. B. Schillings über das Treiben einer Pavianhorde von hundert und mehr Mitgliedern, das er beobachtete:

„Auf einem umgestürzten Baumstamm, nur wenige Meter über dem Boden, haben drei oder vier erfahrene Anführer, Umschau haltend, Platz genommen. Unter ihrer Aufsicht fühlt sich die Horde vollkommen sicher. Sowohl die erstaunlich großen Männchen, deren Reißzähne an Stärke und Länge die des Leoparden bedeutend übertreffen, wie auch die Weibchen, an die angeklammert wir entweder kleine Junge erblicken oder denen schon erwachsenere, in unmittelbarer Nähe folgen, dann aber auch eine große Anzahl mittelgroßer Tiere — sie alle ergehen sich nun sorglos in der Waldlichtung, fortwährend Grashalme auszupfend, Steine umkehrend, Heuschrecken und andere Insekten erhaschend oder auch miteinander Kurzweil aller Art treibend." (Mit Blitzlicht und Büchse, im Zauber des Elelescho, Leipzig 1920, S. 231.)

Das Bild ändert sich, wenn eine Gefahr auftaucht:

„Ein aus nur wenigen quiekenden und knurrenden Tönen bestehendes Warnen hat die Affengesellschaft sofort in Bewegung gesetzt. Die auf dem Baumstamm Wachthaltenden plumpsen herab, sie und die jüngeren Tiere nebst den Weibchen stürmen von dannen. Den Beschluß bilden die starken, alten, wehrhaften Familienväter . . . Die älteren Tiere teilen den jüngeren und unerfahreneren rücksichtslos Puffe und Kniffe aus, um sie zu eiliger Flucht zu nötigen."

Wir sehen, es gibt in der Pavianherde nicht nur einen Familienvater, sondern eine ganze Reihe einander gleichberechtigter, die Jugend ohne Unterschied schützender und erziehender. Da ist es völlig ausgeschlossen, daß ein einzelnes Männchen alle Weiber der Horde monopolisiert. Das ist auch dort nicht möglich, wo es einen Leitaffen gibt, wenn dieser andere erwachsene Männchen in seiner Horde dulden muß. Er kann

nicht umhin, es sich gefallen zu lassen, daß auch jedes andere Männchen seine geschlechtlichen Triebe befriedigt.

Dafür gibt es zwei Möglichkeiten: Entweder besteht unterschiedsloser Geschlechtsverkehr, jedes Weibchen gehört jedem Männchen und umgekehrt, oder jedes Männchen gesellt sich zu einem oder mehreren Weibchen des Rudels, die ihm besonders anziehend oder entgegenkommend erscheinen. Diese Paarung wird aber bei den Affen nur durch das geschlechtliche Bedürfnis, nicht durch die Notwendigkeiten der Brutpflege hervorgerufen, denen durch den gesellschaftlichen Verband bereits genügt wird; die Paarung ist also an keinen bestimmten Zeitraum gebunden, kann nach Belieben aufgenommen und wieder gelöst werden.

Auch für die geschlechtlichen Verhältnisse der Urmenschen kommen dementsprechend nur diese beiden Möglichkeiten in Betracht. Weder von strenger Monogamie noch von Polygamie kann bei ihnen gesprochen werden. In Frage kommt bloß, ob bei ihnen Promiskuität bestand, unterschiedsloser Geschlechtsverkehr, „Weibergemeinschaft" oder lockere Paarungen.

Die erstere Auffassung wurde vornehmlich von B a c h o f e n in seinem „Mutterrecht" vertreten, sowie von M o r g a n in seiner „Urgesellschaft". Ihnen schloß sich Engels an in seiner Schrift über den „Ursprung der Familie". Sie wird geteilt von sehr bedeutenden Vertretern der Urgeschichte und Soziologie, wie Giraud Teulon, Herbert Spencer, Post, Lubbock sowie Müller-Lyer.

Mir erscheint die Beweisführung für die Annahme der „Sumpfzeugung", wie sich Bachofen ausdrückt, nicht als durchschlagend.

Er hat mit stupender Gelehrsamkeit und gewaltigem Scharfsinn in der antiken Literatur eine große Anzahl von Angaben über geschlechtliche Verhältnisse entdeckt und untersucht, die von höchstem Werte sind, weil sie bezeugen, welche Verschiedenartigkeit die geschlechtlichen Beziehungen der Menschen erreichen können. Aber ganz abgesehen davon, daß seine Deutungen nicht immer zwingend, oft recht gezwungen sind, beweist er keineswegs, daß diejenigen Verhältnisse, die er im Sinne der Weibergemeinschaft deutet, des „Hetärismus", wie er sie nennt, auch immer die Ueberreste der primitivsten Zustände und nicht Ergebnisse einer späteren Entwicklung darstellen.

Engels stützt sich denn auch mehr auf Morgan als auf Bachofen. Aber für die Punaluaehe, auf die sich Morgan beruft, gilt ähnliches wie für Bachofen. Bei dieser Eheform der Hawaiier haben eine Reihe von Brüdern ihre Gattinnen oder eine Reihe von Schwestern ihre Gatten gemeinsam. Morgan nimmt an, daß diese Form einen Ueberrest eines Zustandes darstellt, bei dem sämtliche Männer einer Horde mit sämtlichen Frauen derselben Horde verheiratet waren. Aber ebensogut kann

dieselbe Form eine Verquickung zweier späterer Eheformen darstellen, der Vielweiberei, wie sie heute noch bei den höchstentwickelten Völker des Orients, und der Vielmännerei, die bei ziemlich hochkultivierten Stämmen Tibets sowie der Küste Malabar gefunden wird.

Neben der Punaluaehe betont Morgan und mit ihm Engels die Tatsache, daß bei primitiven Völkern ein Individuum nicht nur seinen Vater, sondern auch die Brüder seines Vaters und seiner Mutter Vater nennt; nicht nur seine Mutter, sondern auch deren Schwestern sowie die Schwestern seines Vaters als Mutter bezeichnet; sowie alle seine Geschwisterkinder als Brüder und Schwestern.

Diese Bezeichnungen sollen einen Zustand voraussetzen und erweisen, bei dem unterschiedsloser Geschlechtsverkehr herrschte, so daß kein Mensch wußte, wer sein Vater sei. Aber seine Mutter kannte doch jeder Mensch, auch bei regellosester Geschlechtermischung!

Ich habe denn auch in einer Untersuchung über die Entstehung der Ehe und Familie, die ich 1882, zwei Jahre vor der Schrift Engels über den gleichen Gegenstand im Stuttgarter „Kosmos" erscheinen ließ, darauf hingewiesen, daß die betreffenden Anreden gar nicht Vater und Mutter, Bruder und Schwester, Sohn und Tochter in unserem Sinne bezeichnen, sondern einfach Mitglieder verschiedener Generationsstufen innerhalb der Horde. Sie deuten auf einen Zustand der Gesellschaft hin, in dem diese bloß nach Altersklassen organisiert war. Auf die Frage des Verhältnisses der Geschlechter werfen sie kein Licht. Ich sagte in der zitierten Abhandlung:

„Wir müssen annehmen, daß die Kinder auf der Kulturstufe, in der das hawaiische System entstand, nicht der Mutter oder dem Vater, sondern dem Stamm zugehörten. Man teilte damals die Menschen nicht nach ihrer Zugehörigkeit zu den Eltern, sondern nach ihrer Zugehörigkeit zu den verschiedenen Generationen ein." (Die Entstehung der Ehe und Familie, Kosmos, 1882, VI., S. 198.)

Daß unterschiedsloser Geschlechtsverkehr bei unseren Urahnen allgemein war, dagegen spricht schon der Umstand, daß wir bei ihnen starke Züge von Eifersucht finden. Bei gefangenen Affen würden sie nicht viel beweisen, denn in der Gefangenschaft ändern viele Tiere oft ihren Charakter. Aber Züge von Eifersucht werden auch von freilebenden Affen berichtet.

So schreibt Heuglin z. B. in einer Schilderung des geselligen Lebens der Dscheladas:

„Mit frecher Höflichkeit nähert sich schmunzelnd ein Geck einer liebenswürdigen Aeffin. Sie wendet sich züchtig und mit vielem Anstande von ihm ab. Er wird zudringlicher, der rechtmäßige Ehemann nimmt Kunde von der Lage: es entsteht Lärm, Schlägerei und der Liebhaber wird schmählich davongejagt." (Zitiert bei Brehm, Säugetiere I., S. 167.)

Wie immer man Schilderungen dieser Art deuten mag, ob man die Eifersucht, die sie kennzeichnen, als geschlechtliche oder bloß „Besitzeifersucht“ auffassen will, wie Müller-Lyer es tut (Die Familie, München 1911, S. 18), auf einen unterschiedslosen Geschlechtsverkehr weisen sie nicht hin.

Andererseits besteht aber bei den Affen angesichts ihrer Gesellschaftlichkeit kein aus der Brutpflege entspringender Antrieb zu länger dauernden Verbindungen. Am nächsten liegt unter diesen Umständen die Annahme, daß die Affen sich, soweit sie sozialer Natur sind und in größeren Gesellschaften leben, zwar nicht unterschiedslos mischen, sondern als Paare zu Verbindungen zusammentreten, daß aber diese Paarungen nicht ständige sind, sondern je nach den Umständen und den Charakteren kürzere oder längere Zeit dauern. Daß ein Männchen gleichzeitig mehrere „Freundinnen“ hat, wird in der Regel schon dadurch verhindert werden, daß es nicht mehr weibliche als männliche Mitglieder im Rudel gibt.

In meiner schon zitierten Arbeit über die Entstehung der Ehe und Familie, bezeichne ich solche Paarungen als Hetärismus (von dem grichischen Wort ‚Hetairos‘, Freund, Kamerad, Genosse, ‚Hetaira‘, Freundin), wobei ich das Wort in anderem Sinne gebrauche als Bachofen, der darunter Weibergemeinschaft verstand. Ich kam zu dem Schluß:

„Innerhalb des Stammes herrschte volle geschlechtliche Freiheit. Diese führte infolge des Gefühls der Eifersucht und andererseits des Umstandes, daß die Frau als Freie und Gleiche ebenso unter dem Schutze der Gemeinschaft stand wie der Mann, und von einer Unterdrückung des Schwachen durch den Starken innerhalb des Stammes nicht die Rede war, nicht zur Kommunalehe in der Weise, daß jeder Mann eheliche Rechte über alle Frauen seines Stammes gehabt hätte, sondern zum Hetärismus, d. h. zu monogamen, leicht löslichen, mehr oder weniger lockeren Verbindungen.“ (Die Entstehung der Ehe usw., Kosmos, VI., S. 207.)

Zu dieser Auffassung bekenne ich mich auch heute noch.

Ihr Gegensatz zur Engelsschen ist übrigens nicht so groß, wie es auf den ersten Blick scheinen möchte.

In seinem Buche über den „Ursprung der Familie“ sagt Engels über den regellosen Geschlechtsverkehr der Urzeit:

„Daraus folgt aber keineswegs für die alltägliche Praxis ein kunterbuntes Durcheinander. Einzelpaarungen auf Zeit sind nicht ausgeschlossen, wie sie denn selbst in der Gruppenehe jetzt die Mehrzahl der Fälle bilden.“ (S. 18.)

Wenn man die Regellosigkeit so auffaßt, dann kann man ihr wohl beistimmen. Nur paßt nicht diese Auffassung zu der unmittelbar vorher gegebenen Erklärung der Regellosigkeit, daß unter ihr „jede Frau jedem Mann und jeder Mann jeder Frau gleichmäßig gehörte“. (S. 12.)

Als sicher darf man annehmen, daß für die tierischen Vorahnen des Menschen wie für den Urmenschen selbst irgendwelche,

aus der Natur der Brutpflege hervorragende notwendige Regeln im Verhältnis der Geschlechter zueinander nicht bestanden und daß es bei ihnen noch keine Möglichkeiten und Anlässe zu einer von Gesellschafts wegen eintretenden Regelung dieses Verhältnisses gab.

Daß in der Urzeit bei dem Menschen ein Zustand geschlechtlicher Regellosigkeit bestand, darin stimme ich Engels zu. Ob dieser Zustand sich in unterschiedslosem Geschlechtsverkehr oder in lockeren Paarungen äußerte, darüber kann man zurzeit noch streiten, das wird man vielleicht nie zweifellos fesstellen können.

Drittes Kapitel.

Die ursprünglichen Formen der Ehe.

Daß das Verhältnis der Geschlechter in der Urzeit ganz ungeregelt war, dafür spricht unter anderen Tatsachen auch die, daß bei den primitiven Völkern in der Regel der Verkehr der Mädchen mit der Männerwelt nicht den geringsten Beschränkungen unterliegt. Diesen Zustand findet man bei den Indianern ebenso wie in Afrika und auf den Südseeinseln, in den Tropen und bei den Polarvölkern.

In meiner schon mehrfach erwähnten Abhandlung über die Entstehung der Ehe und Familie führte ich eine Reihe von Belegen dafür an:

„Die geschlechtliche Moral des Wotjäkenmädchens", sagt Dr. Max Buch (Freierei und Hochzeit bei den Wotjäken, Ausland. 1882, p. 91) „weicht von der üblichen europäisch-christlichen bedeutend ab. Mädchen und Burschen verkehren miteinander durchaus zwanglos. Ja es ist sogar schimpflich für ein Mädchen, wenn sie wenig von den Burschen aufgesucht wird" . . . .

Von den Thrakern erzählt Herodot, V., 6:

„Die Jungfrauen bewachen sie nicht, sondern lassen ihnen volle Freiheit, sich zu begatten, mit wem sie mögen. Die Frauen dagegen bewachen sie streng" . . . .

„Wir wollen der Kürze halber nicht noch weitere Beispiele dieser über die ganze Welt verbreiteten Anschauungen vorbringen, die sich selbst in Europa, und zwar nicht als ‚revolutionäre Verwilderung', sondern als konservative Sitte in abgelegenen Gegenden erhalten hat. Wir wollen nur auf einen, anscheinend sonderbaren Gebrauch hinweisen, der unseres Erachtens allein durch den Hetärismus der Mädchen im Gegensatz zur strengen Abgeschlossenheit der Frau erklärt werden kann. Er besteht darin, daß die Mädchen unbekleidet gehen, indes man die Frauen streng verhüllt. Dies ist z. B. bei den Kariben der Fall, die auch in der Tat auf die Keuschheit der Mädchen nicht den geringsten Wert legen, indes sich die Weiber im strengsten Alleinbesitz des Gatten befinden."

Von den Beduinen in Abessynien erzählt Munzinger (Ostafrikanische Studien, Schaffhausen 1864, S. 146, 152):

„Die Mädchen haben, auch wenn sie erwachsen sind, alle mögliche Freiheit, sie gehen aus und ein, wie es ihnen beliebt. Das freie Verhältnis der Geschlechter verändert sich aber gänzlich durch die Heirat."

Weiter heißt es:

„Die unverheirateten Mädchen tragen im Innern selten mehr als einen mit Fransen versehenen Gürtel um den Leib. Die Frauen tragen das Futta und Schadi, das den ganzen Leib bedeckt."

„Wir dürfen nach diesen Beispielen wohl überall, wo wir die Mädchen unbekleidet, die Frauen verhüllt finden, annehmen, jenes sei ein Rest des urwüchsigen Hetärismus, wie ihn die Kaufehe gestaltet."

„Auf denselben Grund führen wir die Vorschrift der olympischen Spiele, bei denen bekanntlich die Wettkämpfer nackt auftraten, zurück, daß wohl Mädchen ihnen zusehen durften, den Frauen dagegen die Anwesenheit beim Feste bei Todesstrafe verboten war." (Die Entstehung der Ehe usw., Kosmos VI., p. 332, 333.)

Der Zustand völliger geschlechtlicher Freiheit für die Mädchen steht in einem merkwürdigen Kontrast zu der Lage der Ehefrauen, deren Verhältnis zu dem Ehegatten bei den verschiedenen Naturvölkern sehr verschieden gestaltet, stets aber mehr oder weniger strengen gesellschaftlichen Regeln unterworfen ist.

Wie ist es dazu gekommen? Warum wurde für einen Teil der Frauenwelt die geschlechtliche Freiheit aufgehoben? Aus einer besonderen natürlichen Veranlagung des Menschen läßt sich das Aufkommen der Ehe neben der Regellosigkeit des Geschlechtsverkehres nicht erklären. Denn eine natürliche Veranlagung, wenn sie schon Regeln schuf, konnte nur solche hervorbringen, die für alle erwachsenen Frauen in gleicher Weise gelten.

Ich sehe die letzte Ursache des Aufkommens der geregelten Ehe nicht in *natürlichen* Bedingungen, sondern in *wirtschaftlichen*, in der Arbeitsteilung zwischen Mann und Weib.

Allerdings beruht diese Arbeitsteilung im tiefsten Grunde auch auf natürlichen Verhältnissen.

Engels fand in einem alten Marxschen Manuskript den Satz „Die erste Teilung der Arbeit ist die von Mann und Weib zur Kinderzeugung" (Zitiert im Ursprung d. Familie, S. 52).

Diese Teilung verlieh jedem der beiden Geschlechter verschiedene Fähigkeiten, Kräfte, Charaktereigentümlichkeiten. Die Frau, die ihre Leibesfrucht monatelang in sich tragen und mit ihrem Blut nähren muß, die ihm dann nach der Geburt noch monatelang ihre Milch zu gewähren hat, ist dabei zu einem ganz anderen Aufwand von Kraft und Stoff genötigt als der Mann bei der befruchtenden Begattung. Der Mann verfügt daher im Vergleiche zur Frau über einen Ueberschuß an Kräften und Stoffen, der ihn unternehmender, aggressiver, rauflustiger macht. Diesen Unterschied finden wir schon beim Tier.

Als die ersten Werkzeuge erfunden waren, lag es deshalb nahe, daß der Mann sie in anderer Weise benutzte, als die Frau.

Der Mann als Waffe, die Frau als Produktionsmittel. Der weitere technische Fortschritt führte dazu, daß der Mann seine Werkzeuge zur Waffe spezialisierte, die Frau die ihren zu Produktionsmitteln.

Man sagt gewöhnlich, der Anfang der Kulturentwicklung werde dadurch bezeichnet, daß der Mensch zum Jäger wurde. Das ist nicht ganz genau. Nicht der Mensch, sondern der Mann wird zum Jäger sowie zum Krieger.

Die Frau dagegen setzt die aus dem tierischen Stadium überkommenen Methoden des Nahrungserwerbes fort, sie sammelt nach wie vor Früchte, Wurzeln, Insektenlarven u. dgl.

Bei den Affen finden wir noch keine Arbeitsteilung beim Erwerb der Nahrungsmittel. Die ganze Horde, Männchen und Weibchen sucht eine Nahrungsquelle auf, etwa ein Gehölz mit Fruchtbäumen, die dann von allen ohne Unterschied des Geschlechtes in gleicher Weise geplündert werden. Was jedem Eßbares unter die Finger kommt, wird in den Mund gesteckt, um entweder sofort verzehrt oder in den Backentaschen verstaut zu werden.

Die Technik des Menschen beginnt damit, die Arbeitsteilung der Geschlechter, die bis dahin in der Regel auf das Gebiet der Kindererzeugung beschränkt war, nun auch auf das Gebiet des Nahrungserwerbes auszudehnen. Damit wurde in das Verhältnis der beiden Geschlechter, das beim Tier nur durch die Notwendigkeit der Fortpflanzung, durch die Bedürfnisse der Begattung und Brutpflege bestimmt worden war, nun auch ein wirtschaftliches Moment hineingetragen, die Bedürfnisse der Ernährung nicht bloß der Kinder, sondern auch der Erwachsenen selbst.

Die Weiterentwicklung der Technik vermehrt immer mehr die Arbeitsteilung der Geschlechter. Je vollkommener die Waffen und je höher die Geschicklichkeit ihrer Handhabung sowie die Kenntnis der Gewohnheiten des Wildes, desto wichtiger wird die Jagd als Nahrungsquelle, desto größer die Rolle, die der Fleischgenuß spielt. Desto mehr wird aber auch das Gehaben des Mannes durch Jagd und Krieg bestimmt. Er wird roher, blutdürstiger, aber auch unternehmender und unsteter bei seinen Streifzügen, die er auf der Suche nach dem flüchtigen Wild immer weiter ausdehnt.

Die Frauen, beschwert durch die Kinder, die sie tragen müssen oder die noch schlecht zu Fuß sind, können dabei nicht mit. Sie bleiben bei den Jagdzügen und erst recht bei den Kriegszügen zurück. Auch sie müssen in den Anfängen der Kultur wandern; keine Lokalität liefert ihnen auf die Dauer alles, was sie brauchen, so lange nicht der Anbau von Nahrungspflanzen aufgekommen ist und eine gewisse Höhe erreicht hat. Aber das Aufsuchen vegetabilischer Nahrungsquellen erheischt keine so rasche Fortbewegung wie die Jagd.

Im Vergleich zum ruhelosen Jäger wurden die Frauen das seßhaftere Element. Dadurch aber zunächst dasjenige, das die Technik auf seinem Arbeitsgebiet rascher entwickelt.

Die Wartung des anfänglich so schwer zu entzündenden Feuers fällt vornehmlich ihnen zu. Sie erfinden die Künste des Kochens, Röstens, Backens, wodurch manche Nahrungsmittel erst genießbar, andere doch wohlschmeckender oder bekömmlicher werden. Sie vervollkommnen die Kunst, aus pflanzlichen und tierischen Stoffen Schutzmittel gegen die Unbilden der Witterung zu schaffen, Zelte, Mäntel usw. Sie lernen flechten und weben, nicht nur himmliche Rosen ins irdische Leben, sondern, was wichtiger, Matten und Kleidungsstücke. Auch die Verfertigung tönerner Geschirre geht auf sie zurück und wird von ihnen zuerst betrieben.

Alles das setzt bereits eine gewisse Einschränkung des Nomadentums voraus. Andererseits erschwert jeder weitere technische Fortschritt der Frau jede neue Wanderung immer mehr. Der Jäger muß leichtbeweglich sein, er beschwert sich bei den Wanderungen nicht sehr. Je höher dagegen die Technik der Frauen entwickelt ist, desto mehr haben sie zu schleppen. Zu den Kindern gesellen sich das Zelt, gesellen sich Kleider, Körbe mit Vorräten u. dgl.

Der letzte große technische Fortschritt, den die Frau macht, bindet sie besonders stark an die Scholle: Der Anbau der Pflanzen, der von ihr anfänglich nur in der Weise betrieben wird, daß auf einer von Unkraut und Strauchwerk gereinigten Bodenfläche die Erde mit einem Stock gelockert wird, worauf man Pflanzensamen in sie versenkt. Dieses Verfahren wurde natürlich nur dort möglich, wo das Lager der Horde wenigstens so lange auf demselben Platze verblieb, als die Zeit zwischen Aussaat und Reife dauerte.

Je mehr die Arbeitsteilung zwischen Mann und Weib fortschritt, desto weniger kam ein Teil ohne den anderen aus. Die Jäger mochten nicht allein von Fleisch, die Frauen nicht allein von Früchten und Wurzeln leben, wenn sie Fleischkost kennengelernt hatten. Und jede der verschiedenen Nahrungsquellen floß nicht ununterbrochen in gleicher Fülle. Manchmal ergab nur die tierische, andere Male nur die pflanzliche genügende Resultate, da mußte die eine die Lücken der anderen ausfüllen. Und die Frau bedurfte des Schutzes der männlichen Waffen ebensosehr, wie der Mann nach einem Platz am Lagerfeuer oder in einem Zelte, sowie nach der Umhüllung mit einem Mantel verlangte. Der Mann verstand weder die weiblichen Künste, deren er bedurfte, noch vermochte er sich bei seinen Jagd- und Kriegszügen mit dem Tragen der Geräte und Produkte der Weiberarbeit zu belasten, die bei dem ewigen Wandern doch nicht zurückgelassen werden konnten. Mann und Weib mußten sich zusammentun,

nicht bloß zur Begattung, sondern zur Gewinnung des Lebensunterhalts.

Die Horde zerfiel jetzt in Unterabteilungen. Es war nicht möglich, daß ihre Mitglieder alle an demselben Feuer kochten, in demselben Zelte schliefen. Jedes Lagerfeuer, jedes Zelt bildete einen Haushalt für sich, wenn man das Wort von einem Zustand gebrauchen darf, in dem es noch kein Haus gab.

Die Zahl der Mitglieder, die ein Haushalt umfassen konnte, hing von den jeweiligen technischen Verhältnissen ab. Eine einzelne erwachsene, in den Künsten des Haushalts erfahrene Frau konnte unter Umständen einen solchen bilden. Er war unvollkommen ohne einen Jäger, der den Haushalt mit Wild versorgte. Auf der anderen Seite war die Gesamtheit des Komforts, den die damalige Technik zu bieten vermochte, nur dem zugänglich, der Mitglied eines solchen Haushaltes wurde.

Die Vereinigung von Mann und Weib in einem Haushalt, das war die notwendige Konsequenz der Arbeitsteilung beim Nahrungserwerb zwischen Mann und Weib, den beiden Geschlechtern.

Es lag nahe, daß die enge Lebensgemeinschaft, die ein Mann mit einer Frau in dieser Weise einging, auch zu ihrer sexuellen Gemeinschaft führte, doch war diese nicht der Grund der Vereinigung beider im Haushalt. Wir haben ja schon auf die geschlechtliche Freiheit der Unverheirateten hingewiesen. Sie ermöglichte es jedem, ohne Eintritt in einen Haushalt seine sexuellen Bedürfnisse zu befriedigen. Wohl wird sehr oft ein Pärchen, das in freier Liebe Gefallen aneinander gefunden hatte, an die Begründung eines gemeinsamen Haushaltes geschritten sein. Aber um sich in Liebe zu finden, brauchten sie das nicht.

Müller-Lyer hat recht, wenn er sagt:

„Jedenfalls ist die Ehe nicht entstanden aus dem Zauber der ‚romantischen Liebe' (die dem Naturmenschen fremd ist), sondern aus den rohen Notwendigkeiten der Wirtschaft. Sie war der Ausdruck der geschlechtlichen Arbeitsteilung." (Die Familie, S. 79.)

Dennoch kann ich seiner Auffassung der Ehe und Familie nicht ganz folgen. So wenn er z. B. von der familialen Entwicklung unserer Tage sagt:

„Die Familie ist keine Produktivgenossenschaft mehr, wie sie es in ihren besten Zeiten war." (S. 205.)

Wenn man unter einer Produktivgenossenschaft eine Verbindung mehrerer Menschen zu vereinigtem Produzieren versteht, dann bildete der Haushalt nur dort eine Produktivgenossenschaft, wo mehrere Frauen in ihm zu gemeinsamem Tun vereinigt waren.

Das hat jedoch Müller-Lyer nicht im Auge, sondern die Vereinigung von Mann und Weib. Der Haushalt ist aber stets gerade dadurch gekennzeichnet, daß nur die Frau in ihm arbeitet. Das

Arbeitsgebiet des Mannes ist außerhalb des Haushaltes, er bringt diesem bloß die **Ergebnisse** seiner Arbeit, nicht diese selbst. Also eine Produktivgenossenschaft ist die Familie auch „in ihren besten Zeiten" nicht.

Noch in einem anderen Punkt kann ich Müller-Lyer nicht zustimmen. Er sagt:

„Infolge dieser geschlechtlichen Arbeitsteilung, die wir noch überall bei den Völkern der untersten Kulturstufen vorfinden, wurden Mann und Weib voneinander wirtschaftlich abhängig und in diesem Abhängigkeitsverhältnis erhielt der Mann das Uebergewicht, denn im ganzen Tierreich ist gewiß nirgends das Weibchen dem Männchen gegenüber so wehrlos, wie das menschliche Weib gegenüber dem waffentragenden Manne. Wie nun bekanntlich jedes Abhängigkeitsverhältnis umgewandelt zu werden pflegt, so wurde auch die erste Arbeitsteilung die erste Form der Knechtschaft. Zum ersten Male reckte sich in der Urhorde der Individualismus roh und trotzig empor, der Mann versklavt das wehrlose Weib und gründet die Familie, sein herrschaftliches Reich." (Die Familie, S. 78.)

Das klingt sehr einleuchtend und begegnet doch schweren Bedenken. Müller-Lyer selbst berichtet später über Zustände, bei denen die Frau vollständig Herr im Hause ist. Besonders amüsant ist unter anderem der Bericht Stellers aus dem Jahre 1774 über die Itälmenen in Kamtschatka. Bei ihnen mußte der Mann, wenn er ein Mädchen heiratete, seine Eltern verlassen und bei dem Vater der Frau wohnen und dessen „Bedienter" werden.

„Sie lieben ihre Weiber dergestalt, daß sie die willigsten Knechte von ihnen seyen. Das Weib hat über alles zu befehlen und verwahrt alles, woran etwas gelegen ist; er ist Koch und Arbeiter wie sie. Versieht er etwas, so entsagt sie ihre Gunst in Toback, so muß er solchen mit großen Bitten, Caressen und Complimenten herauslocken; doch aber sind die Männer nicht jalouse, leben unter der Hand mit vielen fremden Weibern und Mädchen, wovon sie große Liebhaber sind, doch müssen sie solches vor der großen Jalousie ihrer Weiber sehr heimlich halten, ohnerachtet diese allezeit die Freyheit in allem prätendieren, nach fremder Liebe trachten, unersättlich und dabei dergestalt ruhmsüchtig sind, daß diejenige Frau vor die glücklichste gehalten wird, welche die mehrsten Buhler herzählen kann . . . . Außer der Erziehung der Kinder haben die Weiber so vielerlei Arbeiten, daß man allerdings mehr Verstand bei ihnen supponiren muß, als bey den Männern, welches sich auch in der Tat also befindet." (Zitiert bei Müller-Lyer, Familie, S. 111, 112.)

Man wird vielleicht meinen, dies sei ein Ausnahmefall, darauf beruhend, daß die Itälmenen ein Fischervolk waren, die Männer daher gutmütiger als bei Jägervölkern. Aber ähnliches wird auch von sehr kriegerischen Völkern erzählt. In meiner Arbeit über die Entstehung der Ehe zitiere ich u. a., was der Afrikareisende G. Nachtigal (Sahara und Sudan, Berlin 1881) über den Stamm der Aulad Soliman berichtet. Er spricht dort von der Frau El-Hischis, des Bruders eines Häuptlings, und sagt:

„Sie war die verständigste, gemütlichste und beliebteste Frau im ganzen Stamm, verkehrte zwanglos mit den Männern, ohne im geringsten an Ansehen einzubüßen und erfreute sich der absoluten Herrschaft über

ihren Gatten. Letzteres schien freilich die **Regel** bei den Aulad Soliman zu sein, und es war nicht uninteressant, diese rohen Männer, deren ganzes Leben ein harter Kampf gegen Mühe und Gefahr war, diese weit und breit gefürchteten Räuber und Halsabschneider im eigenen Hause machtlos zu sehen." (II., S. 93.)

Wie reimt sich das zu der Ansicht, der Mann habe die Frau dadurch versklavt, daß er der physisch Stärkere und mit der Waffe versehen war? Das muß doch bei den Aulad Soliman in höchstem Maße der Fall gewesen sein, und doch war bei ihnen die Frau der Herr im Hause. Die Erklärung gelegentlicher Frauenherrschaft finden wir bei Müller-Lyer selbst.

Er weist auf die ökonomische Bedeutung hin, die die Frauenarbeit für den Haushalt gewann. Die Macht der Frauen wuchs damit in dem Maße, in dem die Bodenkultur sich entwickelte.

„Die Frau bekommt zuerst den Ackerbau in die Hand. Schon bei den Jägern bestand die geschlechtliche Arbeitsteilung darin, daß der Mann die tierischen, die Frau die pflanzlichen Nahrungsmittel zu beschaffen hatte. Diese Form der Arbeitsteilung wird nun zunächst auch dann noch beibehalten, nachdem der Ackerbau erfunden worden ist. Die frühere Pflanzensammlerin wird auch die erste Feldbauerin. Die Männer nehmen meist nur wenig Anteil an der Pflanzenkultur, die im allgemeinen in den Anfängen des Ackerbaues ausschließlich von den Frauen besorgt wird. Da nun das Ergebnis der Jagd viel unsicherer ist als das des Ackerbaues, so erhält die Frau das Uebergewicht. Jetzt wird **sie** der ökonomisch überlegene Teil, jetzt wird **sie** der Mittelpunkt der Wirtschaft, um die der Mann wie ein Planet um die Sonne kreist." (Die Familie, S. 85.)

Sehr richtig. Aber eben darum ist es nicht die physische, rohe Gewalt, von der die Stellung des Mannes der Frau gegenüber bestimmt wird, sondern die ökonomische Bedeutung jedes der beiden für den gemeinsamen Haushalt.

Man kann die Darstellung Müller-Lyers dahin fortsetzen, daß auch das Aufkommen der Tierzüchtung noch die Stellung der Frau im Haushalt dem Manne gegenüber hebt, sofern sie die Züchtung von Kleinvieh bedeutet, etwa des Haushuhns, das ein Anhängsel des Haushaltes bildet, von seinen Abfällen lebt, von der Hausfrau betreut wird.

Anders steht es mit größerem Vieh, das nicht im Haushalte sein Futter findet, sondern ausgedehnter Weideflächen bedarf. Nicht die an den Haushalt gefesselte Frau kann es hüten. Die Weidewirtschaft, die auch den Schutz des Viehes vor reißenden Tieren bedeutet, wird Sache des Mannes. Sie ist zunächst nomadischer Natur. Die Frau kann an den durch das Suchen nach frischer Weide hervorgerufenen Zügen jetzt leichter teilnehmen, wenn das große Vieh zu Zugleistungen herangezogen wird und Zelt und Hausrat, Kind und Kegel nun gemütlich im Wagen transportiert, nicht auf dem Rücken der Frau geschleppt werden.

So wird diese anscheinend besser gestellt, und doch verliert sie von da an bald um so mehr an Bedeutung, je mehr das Weide-

vieh, sein Fleisch, seine Haut oder Wolle und vor allem seine Milch für den Haushalt eine hervorragende Rolle spielt. Nun hängt dessen Gedeihen wieder mehr von der Arbeit des Mannes als der der Frau ab.

Das wird noch verstärkt dort, wo die Zugleistung des Viehes dem Ackerbau dienstbar gemacht wird, so daß dieser aufhört, eine Sache der Frau zu sein, vielmehr dem Manne zufällt. Nun wird er der Herr im Hause.

Wir haben nicht die Absicht, hier eine Geschichte der Ehe und Familie zu geben. Die Tatsachen, auf die wir hinweisen, sollen nur dartun, daß das Verhältnis der beiden Geschlechter zueinander im Haushalt nicht von physischer Gewalt, sondern von ökonomischen Faktoren abhängt.

Die Stellung der Geschlechter im Haushalt wirkt schließlich auf ihre Stellung in der Gesellschaft zurück. Aber damit ist das Verhältnis zwischen Gesellschaft und Haushalt nicht erschöpft. Jene kümmert sich um diesen oft aufs intensivste und greift in die häuslichen Rechte und Pflichten von Mann und Weib mit Regeln ein, teils bloßen Vorschriften der Moral, teils aber auch schon bestimmten Festsetzungen des Gemeinwesens, sei es in der Form von richterlichen Entscheidungen oder bereits von Gesetzen. Regeln, die mitunter nachsichtig, mitunter aber äußerst streng gehandhabt werden, nicht so sehr von Behörden als von der öffentlichen kollektiven Meinung.

Warum kümmerte sie sich lange nicht darum, wie sich Männer und Frauen zueinander verhalten, die sich nicht zu einem Haushalt vereinigt haben? Warum wird hingegen der Haushalt eine öffentliche Angelegenheit?

Das ist jedenfalls eine Frage der wirtschaftlichen Bedeutung, die der Haushalt gewinnt. Je größer sie ist, desto mehr hängt das Gedeihen der Gesellschaft von dem Gedeihen ihrer Haushaltungen ab. Ein Haushalt wird in seinem Bestande aufs tiefste erschüttert, wenn eines seiner Mitglieder, Mann oder gar Frau, sich von ihm loslöst, seine Leistungen an ihn einstellt. Derartiges kann nicht mehr dem privaten Belieben des einzelnen überlassen bleiben, der Haushalt muß gegen willkürlichen Zerfall geschützt werden.

Besonders notwendig wird das durch die Sorge für die Kinder.

Wir haben gesehen, welche Bedeutung die Brutpflege schon im Tierreich gewinnt. Die Erwachsenen gehen bei höheren Tieren zeitweise völlig auf in der Sorge für die Kinder, die Bedingungen der Ernährung und Erziehung bestimmen das Verhältnis der Geschlechter zueinander, die Formen ihre „Ehen" und in hohem Grade auch die Formen der Gesellschaft.

Bei den sozialen Affen ist die Sorge für die Jungen bloße Angelegenheit der Mutter und der Gesellschaft, der Vater ist dabei nicht als solcher beteiligt, sondern nur als Mitglied der Ge-

sellschaft, wie jedes erwachsene andere Männchen überhaupt. Eine „natürliche" Eheform entspringt daraus nicht.

Das galt wohl anfangs auch für den Urmenschen. Sobald aber im Schoße der Gesellschaft die Haushaltungen aufkamen, wird die Sorge der Mutter für das Kind zu einem Teil ihrer Sorge für den Haushalt.

Immer mehr wird es nun dieser und nicht die Gesellschaft, die für die Ernährung und Erziehung der Kinder zu sorgen hat. Der Haushalt wird eine Einrichtung zur Aufzucht von Kindern. Als solche bildet er die Familie.

Das Interesse der Gesellschaft, sich einen genügend zahlreichen, kräftigen und intelligenten Nachwuchs gesichert zu sehen, bleibt aber in der menschlichen Gesellschaft ebenso intensiv wie in der tierischen. Eine Gesellschaft, die sich um den Nachwuchs nicht kümmern würde, wäre in steter Gefahr zu verkommen, sobald die Familie nicht richtig funktioniert. Je weniger die Gesellschaft selbst für die Ernährung und Erziehung der Kinder tut, je mehr sie diese wichtigen Funktionen ausschließlich der Familie überläßt, desto strenger wird sie in der Regel darauf bedacht sein, diese zu überwachen und zu ordnen.

Daß es sich dabei zunächst nicht um eine Regelung der geschlechtlichen Paarung, sondern um die Sicherstellung der Kinder handelt, erhellt daraus, daß neben den oft sehr strengen Regeln für Mitglieder eines gemeinsamen Haushaltes die größte geschlechtliche Freiheit für Mädchen besteht. Aber merkwürdigerweise trifft man trotz dieser Freiheit bei vielen primitiven Stämmen fast nie unverheiratete Mädchen mit Kindern.

Das läßt sich nur auf zwei Arten erklären: entweder suchen die Mädchen, sobald sie sich Mutter fühlen, die Zukunft des Kindes zu sichern durch Heirat und Begründung eines Haushaltes, wobei der Vater des Kindes in erster Linie in Betracht kommen dürfte. Wo Heirat nicht möglich oder nicht erwünscht ist, kann das Mädchen sich durch Tötung des Neugeborenen helfen, die bei den Naturvölkern durchaus nicht als etwas Verwerfliches betrachtet wird.

Ueber die Dschagga, Bantuneger am Kilimandscharo, berichtet der Missionar Bruno Gutmann, der zwanzig Jahre unter ihnen weilte:

„Ein vorehelich geborenes Kind mußte nach altem Dschaggaherkommen getötet werden. Das milderte sich dann dahin ab, daß man die beiden Menschenkinder schnell zusammengab, sobald die Schwangerschaft erkannt wurde, damit das Kind wenigstens in der Ehe geboren werde." (Das Recht der Dschagga, München 1926, S. 222.)

Nur Kinder von Mädchen werden getötet. Nicht die von Witwen. Diese bleiben am Leben und werden entweder der Sippe des verstorbenen Gatten zugezählt oder der des Vaters, wenn dieser es zu sich nehmen will. Ein Kind, das ein ehebreche-

risches Weib gebiert, wird auch nicht getötet, sondern nach der Aehnlichkeit, die man in ihm zu entdecken glaubt, entweder dem Gatten oder dem Ehebrecher zugewiesen.

Wenn also nur die Mädchenkinder getötet werden, so bezeugt das nicht notwendigerweise bloß moralische Entrüstung über vorgekommene Sittenlosigkeit. Die müßte sich auch gegen Ehebrecherinnen und Witwen wenden, die sich „vergehen". Sondern es rührt wohl vor allem daher, daß die angeblich so dummen Wilden oder Barbaren nicht Kinder aufziehen wollen, deren Zukunft eine gefährdete ist. Das trifft nicht bei Kindern von Witwen oder ehebrechenden Ehefrauen zu, die ihren Haushalt haben, wohl aber bei Mädchen, die über keinen Haushalt verfügen.

Auch aus anderen Gründen werden Neugeborene getötet, die befürchten lassen, daß sie nicht gedeihen werden. Diese Tötung ist kein Ergebnis grausamen Sinnes. Die Naturmenschen werden in der Regel als höchst zärtliche Eltern geschildert. Ist das Neugeborene schwächlich, den Strapazen des Nomadenlebens nicht gewachsen, dann wird es getötet. Ebenso, wenn seine Mutter nicht in der Lage ist, ihm die nötige Sorgfalt angedeihen zu lassen, wenn z. B. ein Kind zu rasch auf das vorhergehende folgt. Zwei kleine, noch nicht marschierfähige Kinder nebeneinander ausreichend zu warten, ist für die vielbelastete und geplagte Frau des unsteten Wilden nicht gut möglich. Im Interesse des früheren Kindes wird da das später kommende geopfert. Von Zwillingen wird der eine beseitigt.

Bei solchen Anschauungen gilt auch die Tötung von Kindern unverheirateter Mütter nicht als ein Verbrechen. Die Mädchen greifen unbedenklich zu diesem Mittel, außer bei jenen Völkern, bei denen sie durch die Geburt eines Kindes an Wertschätzung gewinnen und leichter einen Mann bekommen, weil sie damit ihre Fruchtbarkeit erweisen.

Erst spät kommt die Forderung der Wahrung der Jungfräulichkeit bis zur Eheschließung auf. Lange Zeit wurde die Lebensgemeinschaft der Ehegatten im Haushalt nicht eingegangen zu Zwecken sexuellen Verkehrs, sondern zu Zwecken besserer Lebensfürsorge und gesicherter Brutpflege. Besonders der letztere Zweck ist es, der die Gesellschaft veranlaßt, die ehelichen Beziehungen einer Regelung zu unterwerfen.

Das geschieht anfangs nicht durch wohlüberlegte Gesetze, sondern durch Kollektivvorstellungen und deren Konsequenzen. Schon das Wort von der „Heiligkeit der Ehe", das heißt, ihrem göttlichen, zeit- und raumlosen Charakter, deutet auf eine Kollektivvorstellung hin. Nur für Vorstellungen dieser Art gibt es eine Heiligkeit. Sie sind etwas Unbeweisbares, wissenschaftlicher Erklärung nicht Zugängliches. Wie in allen Kollektiv-

vorstellungen mischen sich auch in den die Ehe und Familie regelnden vernünftige Einsichten mit phantastischen, irrationellen, ja ganz sinnlosen Auffassungen.

Und da mit der Veränderung der Produktionsweisen sich auch die Formen des Haushaltes sowie die Bedeutung jedes der beiden Geschlechter für ihn ändern, so müssen sich auch die Formen der Ehe und der Familie zeitweise ändern, wobei jedoch stets ererbte Kollektivvorstellungen mitspielen, die immer etwas Abergläubisches in diese Institutionen hineinlegen.

Es ist ganz unglaublich, wie viele Formen der Ehe und Familie unter den Völkern der Erde zu finden sind, und wie viele in der Vorzeit unter ihnen zu finden waren. Nicht selten bestehen sehr verschiedene Eheformen nebeneinander bei dem gleichen Volke.

Müller-Lyer hat ganz recht, wenn er sagt:

„Der Mensch kann — wenigstens auf verschiedenen Stufen der Entwicklung — in fast allen nur denkbaren Eheformen leben. Er ist Pantogame, wie er Pantophage oder Omnivore ist.“ (Formen der Ehe, der Familie, der Verwandtschaft, München 1911, S. 54.)

So wie er ein Allesfresser ist, zeigt er sich auch jeder Eheform fähig.

Welche von diesen soll uns nun „heilig“ sein oder „natürlich“, das heißt, geschichtlich unwandelbar gültig? Offenbar jene, in der wir gerade leben.

Von der Natur gegeben ist für das Verhältnis der Geschlechter beim Menschen bloß die Sorge für die „Brutpflege“, die Aufzucht der Kinder. Sie ist „natürlich“, meinetwegen auch heilig, das heißt, hocherhaben für uns, uns vor aller Geschichte gegeben.

Aber die Formen, dieser Aufgabe gerecht zu werden, wechseln mit der Gesellschaft und ihren Hilfsmitteln, sie wandeln sich mit der historischen Entwicklung.

Viertes Kapitel.

Das Verbot der Verwandtschaftsehen.

Die ehelichen Regelungen, die wir bisher erörtert haben, wurden vornehmlich durch das bei allen höheren Tieren so starke natürliche Bedürfnis hervorgerufen, die Aufzucht der vorhandenen Jungen sicherzustellen.

Daneben treten indes beim Menschen schon unter den primitivsten Verhältnissen noch andere Einschränkungen der ursprünglichen geschlechtlichen Freiheit ein, von denen wir annehmen, daß auch sie der Sorge für den Nachwuchs entspringen. Nicht aber dem Wunsche, eine ausreichende Pflege des schon vorhandenen Nachwuchses zu sichern, sondern dem, aus der Zeugung

alle Einflüsse auszuschließen, die eine quantitative oder qualitative Schädigung des Nachwuchses, eine Verminderung der Zahl oder der Gesundheit der gezeugten Kinder nach sich zu ziehen drohen.

Zu den Einschränkungen dieser Art gehört vielleicht schon das Verbot, außerhalb seiner Altersklasse zu heiraten. Wir haben auf die Einteilung der primitiven Gesellschaft in Altersklassen bereits hingewiesen. Sie bildet wohl die erste Unterteilung des ursprünglich homogenen Stammes, die in der gesellschaftlichen Entwicklung auftritt. Natürlich war die Teilung in Weiber und Männer, in Kinder und Erwachsene von vornherein schon im tierischen Stadium gegeben. Aber nur der Mensch kommt dahin, dank seiner Sprache, unter den Erwachsenen zwei Generationen zu unterscheiden, die der Großväter und Großmütter von der der Väter und Mütter zu trennen.

Diese Unterscheidung nach Altersklassen mußte schon erkannt sein, ehe man zu dem Verbot schreiten konnte, außerhalb der eigenen Altersklasse Kinder zu zeugen. Aber vielleicht war es erst das Erstehen dieses Verbotes, was bewirkte, daß auf die Unterscheidung der Altersklassen Gewicht gelegt, und daß sie sorgfältig beobachtet wurde.

Cunow bemerkt darüber:

„Wie dieses Verbot entstanden ist, ob aus der Beobachtung, daß geschlechtliche Verbindungen zwischen Personen sehr ungleichen Alters meist kinderlos blieben, ob aus der Tatsache, daß die jungen erwachsenen Männer immer wieder für sich die ungefähr gleichalterigen Frauen beanspruchten und sich schließlich daraus eine gewisse Regel entwickelte, läßt sich natürlich heute nicht mehr feststellen." (Zur Urgeschichte der Ehe und Familie, 14. Ergänzungsheft der „Neuen Zeit" 1912, S. 25.)

Gewiß läßt sich das nicht feststellen. Aber ist es wahrscheinlich, daß die jungen Männer sich immer wieder mit den gleichalterigen Frauen paarten, bis dies eine Regel wurde? Die ursprüngliche Horde war sehr klein. Sie dürfte allerdings meist größer gewesen sein als die der heutigen Naturvölker, die auf äußerst unfruchtbare, wildarme Gegenden beschränkt worden sind. Ueberschreitet die Horde der primitivsten Stämme heute selten die Zahl von 40—60 Köpfen, vielleicht nie die von 100, so dürften in der wildreichen Urzeit, wo den Menschen die fruchtbarsten Gebiete der Welt offen standen, Horden von 2—300, vielleicht sogar 500 Köpfen nicht selten gewesen sein, wie es ja noch ebenso zahlreiche Pavianrudel gibt oder doch vor einem halben Jahrhundert noch gab.

Indes, wie groß wir auch die Horde annehmen wollen, so muß die Auswahl an freien Frauen unter ihnen doch immer eine kleine gewesen sein.

Nehmen wir eine Horde von 300 Köpfen. Darunter wird die nicht geschlechtsreife Generation vielleicht 150, die der jüngeren

mannbaren Leute beider Geschlechter 100, die der alten etwa 50 ausgemacht haben. Die Zahl der jungen Leute, die in einem Jahre unter die Zahl der reifen mannbaren aufgenommen wurden und sich um einen Ehepartner umschauen durften, hätte da von jedem Geschlecht vielleicht nur 1—3 betragen. Manchmal mögen die Mädchen, manchmal die Jünglinge überwogen haben.

Da dürfte es oft schwer gehalten haben, daß jeder innerhalb seiner eigenen Altersklasse ein Weib fand. Mancher mag eine ältere Witwe dem Alleinsein vorgezogen haben. Andererseits mag mancher ältere Herr nach einem jungen Weibe lüstern gewesen sein und dadurch das Angebot von jungen Mädchen für die jungen Männer noch verschlechtert haben. Das Verbot, außerhalb der eigenen Generation zu heiraten, muß bei der engen Begrenzung der einzelnen Altersklassen so viele Verlegenheiten für die Heiratslustigen nach sich gezogen haben, daß es höchst unwahrscheinlich ist, es habe sich die regelmäßige Praxis der Beschränkung des Holens der Frau aus der eigenen Altersklasse gebildet, ehe noch das Verbot entstand, in eine andere Altersklasse hineinzuheiraten, und diese Praxis habe erst das Verbot nach sich gezogen.

Und wenn es schon Regel geworden war, wozu dann noch das Verbot? Wir müssen annehmen, daß den Menschen, wie den Tieren, ihre Freiheit, auch die geschlechtliche, von Anfang an stets höchst teuer war, und daß es schwerwiegender Gründe für sie bedurfte, sich auf irgendeinem Gebiete der Einschränkung einer Freiheit, die sie bis dahin genossen, zu unterwerfen.

Den schwerwiegendsten Grund hat Cunow in vorliegendem Falle bei seiner Alternative schon genannt. Er wiegt noch schwerer, als Cunow annehmen läßt. Geschlechtliche Verbindungen zwischen Personen sehr ungleichen Alters sind nicht nur sehr oft kinderlos, noch schlimmer ist es, daß die wenigen Kinder, die solchen Verbindungen entsprießen, vielfach schwächlich sind.

Sollten die Beobachtungsgabe und Intelligenz der Menschen hoch genug entwickelt gewesen sein, dies nach eingetretener Sonderung der Altersklassen erkennen zu können, dann lag hier ein triftiger Grund zu dem Verbot vor, angesichts des hohen Wertes, den der Naturmensch wie das Tier auf eine gesunde Nachkommenschaft legt. Die intensive Sorge für diese mochte dem primitiven Menschen eine Regelung annehmbar machen, die seinem Freiheitsdrang so sehr widerstreben und die Verlegenheiten noch vermehren mußte, denen in der Horde diejenigen ihrer Mitglieder, die nach Gatten suchten, leicht ausgesetzt waren, angesichts der kleinen Zahl von mannbaren Individuen jedes der beiden Geschlechter in ihr.

Sollten für das Verbot, außerhalb der Altersklassen zu heiraten, nur die beiden Ursachen denkbar sein, auf die Cunow

hinweist, dann müßten wir uns für die aus der Rücksicht auf den Nachwuchs entsprungene entscheiden. Dabei wollen wir nicht sagen, daß klare Erkenntnis der Gesetze der Vererbung hier entscheidend war. Davon ist in der Urzeit nicht zu reden. Es mochten sich einige richtige Beobachtungen mit ganz phantastischen Kollektivvorstellungen mischen, um das Ergebnis herbeizuführen.

Eine andere Einschränkung der geschlechtlichen Freiheit kam mit den Verwandtschaftsorganisationen auf. Wurde es für die Mitglieder einer Altersschicht verboten, außer ihr zu heiraten, so für die Mitglieder einer Verwandtschaftsorganisation, in ihr zu heiraten. Die Männer einer Gens wurden gezwungen, außer ihr ihre Frauen zu holen.

Ueber die Gründe dieser Bestimmung, der sogenannten Exogamie, hat man die verschiedensten Hypothesen aufgestellt. Es lag nahe, sie darauf zurückzuführen, daß man die Schäden der Inzucht vermeiden wollte. Aber diese Schäden zu erkennen, ist keine so einfache Sache. Man nimmt an, daß der Mensch auf sie erst aufmerksam wurde, als er so weit war, von seinen Haustieren reine Rassen zu züchten. Zwischen ganz gesunden Individuen braucht die Inzucht nicht den mindesten Schaden für die Nachkommenschaft nach sich zu ziehen. Und wo sich Schäden zeigten, wie hätten die Naturmenschen bei ihren mangelnden physiologischen Kenntnissen darauf kommen können, sie der Inzucht zuzuschreiben?

So suchte man nach anderen Gründen des Verbotes.

Mac Lennan meint, die Wilden hätten die Neigung, ihre weiblichen Kinder zu töten, denn Frauen seien keine Krieger, bedeuteten also für den Stamm eine Last. Daher bestehe bei jedem Stamm ein Mangel an Frauen. Viele Männer fänden keine in der eigenen Horde, sie seien darauf angewiesen, sich Frauen aus anderen Horden zu rauben. So sei es schließlich üblich geworden, sich Frauen außerhalb der Organisation zu holen, der man angehörte.

Diese Hypothese ruht von vornherein auf einer schwachen Basis. Wir haben schon darauf hingewiesen, daß die Tötung von Kindern bei Wilden wohl öfter vorkommt, und gesehen, daß sie dort stattfindet, wo eine Frau, die noch ein kleines Kind zu warten hat, ein weiteres dazu gebiert. Das ist für die Frau bei den nomadischen Verhältnissen der Wildheit eine zu schwere Belastung. In solchen Fällen wird das Neugeborene getötet, ebenso dann, wenn es kränklich oder mißgebildet erscheint. Endlich auch „ledige Kinder“.

Dies Los trifft also nicht weibliche Kinder allein. Es ist auch lächerlich zu glauben, für den Wilden bedeutete die Frau eine Last. Sie ist für ihn nicht eine „Dame“. Sie bildet für ihn eine

unentbehrliche Arbeitskraft. Er hat keinen Grund, gerade Mädchen zu töten.

Darauf, daß die Wilden nicht vornehmlich weibliche Kinder töten, hat schon Cunow hingewiesen, der noch hinzufügte:

„Häufig sind sogar die Weiber in einer Horde zahlreicher als die Männer." (Zur Urgeschichte der Ehe usw., S. 28.)

Das Leben der Männer ist auf den zahlreichen Jagd- und Kriegszügen in höherem Maße gefährdet als das der Frauen.

Die Mac Lennansche Hypothese ist heute fast allgemein verlassen. Eine neuere Hypothese ist die von Hellwald und Westermarck, denen sich noch Müller-Lyer anschloß. Sie wiesen darauf hin, daß die Gewohnheit des dauernden Beisammenseins den sinnlichen Reiz abstumpfe, infolge dessen komme eine geschlechtliche Neigung zwischen Geschwistern nicht auf und daher suche jeder außerhalb der Verwandtschaft zu heiraten. Die Exogamie, das heißt, das Heiraten außerhalb der Verwandtschaftsorganisation sei ein Naturtrieb.

Hier wird eine Hypothese nicht auf eine bekannte und anerkannte Tatsache, sondern auf eine weitere Hypothese gestützt. Denn mehr ist die Annahme des exogamen „Naturtriebes" nicht. Aus der Tatsache, daß heute zwischen Geschwistern nicht leicht eine geschlechtliche Neigung ersteht, kann nicht auf die Verhältnisse der Urzeit geschlossen werden. Heutzutage pflegt sich ein Jüngling nicht in seine Schwester zu verlieben, auch dann nicht, wenn er nicht mit ihr aufwuchs, sondern außer dem Hause erzogen wurde. Dagegen ist es gar nicht selten, daß er einen Liebeshandel mit einem Dienstmädchen anspinnt, das im Hause seiner Eltern aufwuchs und mit dem er dauernd beisammen ist.

Cunow weist mit Recht darauf hin, daß durch Hunderttausende von Jahren die Männer sich mit den Frauen der eigenen Horde begatteten. Wo blieb da der Naturtrieb? Wenn nun später im Laufe der Entwicklung die Exogamie aufkam, kann dies doch nur aus neuen Verhältnissen, nicht aus uraltem Naturtrieb erklärt werden. Die Hellwaldsche Hypothese weiß aber solche neue Verhältnisse nicht zu nennen.

Fünftes Kapitel.

Die Freudsche Hypothese.

Das Gegenteil dieser Hypothese behauptet der bekannte Psychoanalytiker, Professor Sigmund Freud, in seinem bereits erwähnten Buche „Totem und Tabu, einige Uebereinstimmungen im Seelenleben der Wilden und der Neurotiker".

Der Kern der Freudschen Hypothese, ja seiner ganzen Lehre ruht in der Behauptung, daß die Männer von Kindheit an das Verlangen nach „Blutschande" in sich tragen.

„Die Psychoanalyse hat uns gelehrt, daß die erste sexuelle Objektwahl des Knaben eine inzestuöse ist, den verpönten Objekten, Mutter und Schwester gilt.“ (S. 23.)

„Solche verdrängte Regungen spielen als Triebkräfte der späteren Neurosen eine kaum zu überschätzende Rolle.“ (S. 166.)

Freud behauptet weiter, das geschlechtliche Verlangen nach der Mutter erzeuge in den Knaben nicht bloß Haß gegen den Vater, den Nebenbuhler, sondern sogar den Wunsch, ihn zu töten. Für diese Denkart hat Freud eine besondere Bezeichnung gewählt, die bereits zum geflügelten Wort geworden ist. Er nennt sie den Oedipuskomplex. Oedipus hat nämlich seinen Vater erschlagen und seine Mutter geheiratet. Es geniert Freud wenig, daß Oedipus am wenigsten in der Lage war, die seelischen Motive des Oedipuskomplexes zu entwickeln. Denn er wuchs als Findelkind auf, ohne Vater und Mutter zu kennen. Als erwachsener Mensch kommt er bei einer Wanderung in Streit mit einer ihn begegnenden Gesellschaft, wobei er alle erschlägt. Einer unter ihnen ist sein Vater, wovon er keine Ahnung hat. Er wandert dann weiter, besiegt die Sphinx, die Thebens Umgebung verheert, und gewinnt als Siegespreis die Hand der Witwe des Königs von Theben — seiner Mutter. Er war also ganz außerstande, wegen des Verlangens nach seiner Mutter den Vater zu hassen und zu töten, da er die Mutter erst kennenlernte, nachdem der Vater schon tot war.

Die seelischen Motive des Oedipus passen auf den Oedipuskomplex wie die Faust aufs Auge. Aber woher sonst einen klassischen Beleg für diesen Komplex nehmen?

Daß es Konflikte zwischen Vätern und Söhnen gibt, ist eine sehr allgemeine Erscheinung, aber daß die Ursache davon das gemeinsame geschlechtliche Verlangen nach der Mutter ist, das hat bisher niemand gemerkt. Es scheint, als könne man eine Frau so heftig begehren, daß man bereit ist, für sie Mord und Totschlag zu vollführen, und doch keine Ahnung davon haben, daß man sie begehrt — bis die Psychoanalyse das finstere Geheimnis aufdeckt.

Alle die verschlungenen Gedankengänge der Psychoanalyse darzustellen, würde zu weit führen. Hier beschäftigt uns nur die Frage: wie kam es zu einem Verbot des Inzests, zu einem Verbot der Verwandtenehe?

Wenn wir annehmen, daß die Menschen von Natur aus zu solchen Ehen neigen — aus welchem Grunde wohl? —, in so hohem Grade neigen, daß heute noch die kleinen Knaben danach verlangen, die Mutter geschlechtlich zu besitzen und den Vater aus dem Wege zu räumen, wie Freud behauptet, dann können nur besonders starke Motive imstande gewesen sein, die Menschen zu veranlassen, Verwandtenehen zu verbieten und dieses Verbot so gut wie restlos Jahrtausende hindurch durchzusetzen.

Welcher Art waren diese Motive? Freud beruft sich auf Darwin, als Stütze für seine Behauptung, der Urmensch sei polygamer Natur gewesen, ähnlicher Art, wie Pferde oder Hühner. Jede Horde Urmenschen habe bloß aus Weibchen bestanden mit nur einem erwachsenen Manne als Leiter. In Wirklichkeit hat Darwin derartiges nie behauptet. In seiner „Abstammung des Menschen" weist er wohl auf die Eifersucht der männlichen Affen hin, aber er sieht darin nur einen Grund, die Ansicht abzulehnen, beim Urmenschen oder Affenmenschen habe innerhalb der Horde unterschiedslose Vermischung der Geschlechter bestanden. Er weist darauf hin, daß ein Teil der sozialen Affen monogam ist, ein Teil polygam, wobei aber „mehrere Männchen, und zwar jedes mit seinem eigenen Weibchen, zu einer Truppe vereinigt leben, wie bei mehreren Pavianarten". (Abstammung des Menschen II., S. 341.) Endlich gäbe es auch polygame Affen, bei denen jede Familie für sich lebt. Bei denen duldet allerdings der Stammvater kein anderes erwachsenes Männchen neben sich. Wenn man Freud hört, könnte man glauben, Darwin habe für Affen und Menschen bloß diesen letzteren Fall ins Auge gefaßt.

In Wirklichkeit läßt Darwin es dahingestellt sein, ob die ehelichen Formen der Urmenschen nach Art der sozialen Affen, bei denen stets mehrere Männchen mit ihren Weibchen in einem Rudel vereinigt sind, oder nach der der Gorillas eingerichtet waren, von denen er noch annahm, sie seien unsozial, lebten vereinzelt. Doch neigt er der ersteren Annahme zu. Er betont, daß der Mensch ein soziales Tier ist und kommt zu dem Schlusse:

„Nach Analogie mit der größeren Zahl der Vierfüßler zu schließen, ist es wahrscheinlich, daß die früheren affenähnlichen Urahnen des Menschen gleichfalls sozial waren." (Abstammung usw. I., S. 140.)

Wir dürfen hinzufügen, daß der Mensch zu den sozialen Tieren gehört, bei denen nicht bloß die Frauen, sondern auch die Männer des gesellschaftlichen Verbandes fest zusammenhalten. Wie sollten sie je dazu gelangt sein, wenn jedes erwachsene Männchen mit dem intensivsten Haß gegen jedes andere reife Männchen von Natur aus beseelt war?

Die Grundlage, auf der Freud seine Erklärung aufbaut, ist also keineswegs sehr solider Natur. Doch erscheint sie noch felsenfest im Vergleiche zu dem Ueberbau, nämlich seiner eigenen Hypothese, den er dadurch herstellt, daß er uns einen Roman erzählt.

Er nimmt an, der Stammvater jeder Horde habe regelmäßig alle seine Söhne verjagt, sobald sie mannbar wurden und berichtet weiter:

„Eines Tages taten sich die ausgetriebenen Brüder zusammen, erschlugen und verzehrten den Vater und machten so der Vaterhorde ein Ende. Vereint wagten sie und brachten zustande, was dem einzelnen un-

möglich geblieben wäre . . . . daß sie den Getöteten auch verzehrten, ist für den kannibalen Wilden selbstverständlich." (Totem usw., S. 190.)

Freud beruft sich hier auf Atkinson, der behauptet, er habe derartige Rebellionen gegen das Leittier bei den Herden wilder Rinder oder Pferde beobachtet. Ich habe dessen „Primal Law" nicht zur Hand, kann daher nicht feststellen, welcher Art diese Beobachtung ist. Daß die Leithengste einer Pferdeherde sehr oft in Konflikt mit anderen herumschweifenden Hengsten kommen, ist bekannt. Dagegen wäre Atkinson wohl der erste, der beobachtet hätte, daß es gerade die Söhne des Hengstes sind, die sich gegen ihn zusammentun und ihn töten.

Indes soll die Richtigkeit der Beobachtung deshalb nicht bestritten werden. Sicher ist jedenfalls, und Freud bestätigt es selbst, daß Atkinson aus der Tatsache etwas ganz anderes folgert, als Freud:

„Atkinson nimmt dann weiter an, daß nach der Beseitigung des Vaters ein Zerfall der Horde durch den erbitterten Kampf der siegreichen Söhne untereinander eintritt. Auf diese Weise käme eine neue Organisation der Gesellschaft niemals zustande." (Totem usw., S. 191, Fußnote.)

In der Tat ist nicht im geringsten abzusehen, wie aus den von Atkinson beobachteten Vorgängen jemals eine neue Eheordnung und eine neue gesellschaftliche Organisation, die der Gens hervorgehen sollte. Aber daran ist bloß schuld, daß Atkinson und ebenso uns die „Winke der Psychoanalyse nicht zu Gebote standen".

Die Psychoanalyse winkt Freud nichts Geringeres zu als folgendes:

„Mit dieser denkwürdigen verbrecherischen Tat (des Vatermordes) nahm so vieles seinen Anfang: die sozialen Organisationen, die sittlichen Einschränkungen und die Religion." (Totem usw., S. 190.)

Alles das ging aus der Ermordung des Vaters hervor, zu der sich die Söhne zusammengefunden hatten, um zur Begattung seiner Weiber, ihrer Mütter und Schwestern, zu gelangen. Bei den Pferden führt solcher Mord freilich zu gesellschaftlicher Auflösung und zu erbittertem Kampf der siegreichen Söhne untereinander, da diese selbstverständlich ihrer angestammten Natur treu bleiben, die keinen Gott und keinen Hengst neben sich duldet.

Aber diese unwissenden Pferde wissen eben nichts von der Psychoanalyse. Die Psyche der Wilden stimmt dagegen in ganz merkwürdiger Weise mit der der Freudschen Patienten überein:

„Um, von der Voraussetzung absehend, diese Folgen[1]) glaubwürdig zu finden, braucht man nur anzunehmen, daß die sich zusammenrottende Brüderschar von denselben widersprechenden Gefühlen gegen den Vater

[1]) Das Hervorgehen der sozialen Organisation, der sittlichen Einschränkungen und der Religion aus dem Vatermord. K.

beherrscht war, die wir als Inhalt der Ambivalenz[1]) des Vaterkomplexes bei jedem unserer Kinder und unserer Neurotiker nachweisen können. Sie haßten den Vater, der ihrem Machtbedürfnis und ihren sexuellen Ansprüchen so mächtig im Wege stand, aber sie liebten und bewunderten ihn auch. Nachdem sie ihn beseitigt, ihren Haß befriedigt und ihren Wunsch nach Identifizierung mit ihm durchgesetzt hatten[2]), mußten sich die dabei überwältigten zärtlichen Regungen zur Geltung bringen. Es geschah in der Form der Reue . . . . Was der Tote früher durch seine Existenz verhindert hatte, das verboten sie sich jetzt selbst in der psychischen Situation des uns aus den Psychoanalysen so wohl bekannten ‚nachträglichen Gehorsams'. Sie widerriefen ihre Tat, indem sie die Tötung des Vaterersatzes, des Totem, für unerlaubt erklärten, und verzichteten auf deren Früchte, indem sie sich die freigewordenen Frauen versagten. So schufen sie aus dem Schuldbewußtsein des Sohnes die beiden fundamentalen Tabu des Totemismus." (Totem usw., S. 191, 192.)

Diese beiden fundamentalen Verbote sind einmal das Verbot der Verwandtenehe, und dann das der Tötung des Totemtieres, das bisher als eine Art Wappentier betrachtet wurde, durch das sich eine Gens von den anderen unterschied und das mit verschiedenen Kollektivvorstellungen in Verbindung gebracht wurde.

Ganz eigenartig faßt Freud den Totem auf:

„Dem Empfinden der Söhne bot sich das Tier als natürlicher und nächstliegender Ersatz des Vaters." (Totem usw., S. 193.)

So „natürlich" und „nächstliegend" wie dieses „Vatersurrogat" ist in der Freudschen Erklärung alles. Ich will auch durchaus nicht bezweifeln, daß unter seinen Patienten wohl jeder einer derartigen Zerknirschung anheimfallen würde, wie die von ihm gezeichnete, wenn er jemals sich hinreißen ließe, seinen Vater umzubringen.

Doch wird Freud kaum jemals in die Lage kommen, beobachten zu können, daß einer seiner Patienten den Vater tötet, um in den Besitz der Mutter kommen zu können. Die Urmenschen, wie Freud sie sich vorstellt, sind eine seltsame Bastardierung wutschnaubender, robuster Hengste und dekadenter Schwächlinge aus der Wiener Literaten- und Lebewelt.

Die Urmenschen waren nach Freuds Annahme geschlechtlich aufs höchste erregt und nach Weibern so lüstern, daß sie den Vater töteten, um zu Weibern zu kommen. Und dabei waren sie so eifersüchtig, daß kein Mann einen anderen in der Horde duldete, jeder mit jedem anderen in einen Kampf auf Leben und Tod eintrat. Und dieselben Menschen sollen, nachdem sie den Stammvater um der Weiber willen getötet, sich nicht auf sie gestürzt und um sie einen wütenden Streit ausgefochten haben, der die Horde sprengte, sondern sich, von moralischem Katzenjammer erfaßt, ruhig und friedfertig zusammengesetzt haben, um eine neue Religion und eine neue soziale Ordnung einzuführen, durch

[1]) Des Neigens nach zwei gegensätzlichen Richtungen. K.

[2]) Im Akte des Verzehrens, wie Freud früher ausführt. K.

die sie sich selbst verboten, die Weiber des Stammes zu berühren und Tiere einer bestimmten Art zu verzehren, die man als Vaterersatz proklamierte, auch wenn man von nagendem Hunger gequält wurde?

Aber Freud verlangt noch mehr von uns, als die Anerkennung dieser Fülle von Unwahrscheinlichkeiten, die durch keine einzige an Wilden oder Tieren beobachtete Tatsache plausibel gemacht wird. Er verlangt auch, es für möglich zu halten, daß der moralische Katzenjammer, der der einmaligen Tat primitiver Vatermörder folgte, bei allen ihren Nachkommen durch Hunderttausende von Jahren hindurch bis heute unvermindert in dem Abscheu vor dem Inzest nachwirkt, obwohl bis heute der Wunsch, den Vater zu töten und die Mutter geschlechtlich zu besitzen, im Menschen immer noch aufs stärkste lebendig sein soll — allerdings für niemand bemerkbar, der nicht von der Psychoanalyse Winke bekommt. Diese Hunderttausende von Jahren hindurch bei fast allen Völkern fortdauernde Wirkung soll das Ergebnis eines einzelnen, gelegentlichen Vorkommnisses sein, das sich bei demselben Stamme nicht hätte wiederholen können, wenn die Freudsche Annahme zuträfe, daß sofort nach dem Vatermord unter dessen frischem Eindruck Exogamie und Gentilorganisation, also friedliches Zusammenleben verschiedener Männer in einem gemeinsamen Verband eingeführt wurde, ein Zustand, total verschieden von jenem, der den Vatermord herbeigeführt haben soll.

Die Freudsche Hypothese ist aufgebaut auf der Annahme einer „Uebereinstimmung im Seelenleben der Wilden und der Neurotiker". Sie beweist in der Tat, daß dieselbe kritiklose Phantastik, die den Kollektivvorstellungen der Wilden eigen ist, auch noch heute, nicht bloß bei Kindern, sondern auch bei erwachsenen Neurotikern und noch mehr bei manchen ihrer Aerzte zu finden ist.

Dabei zeigen jedoch die Phantastereien der Wilden eine weit größere Mannigfaltigkeit, als die der Freudschen Psychoanalyse, die alles Ach und Weh der Neurotiker nur aus einem Punkte zu kurieren und für jede, auch die harmloseste Aeußerung, für jeden, auch den vagsten Traum eines Kindes oder eines Narren nur eine Deutung weiß: den „Oedipuskomplex", den Wunsch, den Vater zu töten und die Mutter geschlechtlich zu besitzen. Nicht zufrieden damit, sieht er darin auch die Wiege aller Kultur. Er kommt zu dem Resultat:

„Ich möchte zum Schlusse dieser . . . Untersuchung das Ergebnis aussprechen, daß im Oedipuskomplex die Anfänge von Religion, Sittlichkeit, Gesellschaft und Kunst zusammentreffen, in voller Uebereinstimmung mit der Feststellung der Psychoanalyse, daß dieser Komplex den Kern aller Neurosen bildet." (Totem usw., S. 210.)

Mit erstaunlicher Kunst weiß die Freudsche Monomanie wie im Seelenleben der Kinder und der Neurotiker auch in der sozialen Entwicklung alles auf diesen einen Punkt zurückzuführen. Er bringt es fertig, selbst im Ackerbau ein „inzestuöses Moment" zu finden, denn er entdeckt, daß der Ackerbau nichts anderes bedeutet als die Bearbeitung der Mutter Erde:

„Mit der Einführung des Ackerbaues hebt sich die Bedeutung des Sohnes in der patriarchalischen Familie. Er getraut sich neuer Aeußerungen seiner inzestuösen Libido (Begierde), die in der Bearbeitung der Mutter Erde eine symbolische Befriedigung findet." (Totem usw., S. 204.)

Auf der folgenden Seite finden wir in der Fußnote die, der eben zitierten ebenbürtige Behauptung, daß die Kastrationsangst viele Kinder sehr beschäftigt, und Freud fügt hinzu:

„Es ist überaus interessant, daß die Beschneidung bei den Primitiven mit Haarabschneiden und Zahnausschlagen kombiniert oder durch sie ersetzt ist, und daß unsere Kinder, die von diesem Sachverhalt nichts wissen können, in ihren Angstreaktionen diese beiden Operationen wirklich wie Aequivalente der Kastration betrachten." (S. 205.)

Aber noch interessanter ist es wohl, woher „unsere Kinder, die von diesem Sachverhalt nichts wissen können", mit der Kastration so genau Bescheid wissen. Es liegt nahe, anzunehmen, daß die Psychoanalyse die von den Herren Analytikern befragten Kinder in dieser Beziehung durch ihre Fragen erst mit dem Sachverhalt bekanntgemacht und die Kastrationsfurcht ihnen eingeflößt hat.

Das erinnert an jene geilen Beichtväter, die durch ihr Fragen die unschuldigen Beichtkinder erst mit der Unkeuschheit und ihren verschiedenen Formen bekanntmachen und die „Libido" in ihnen wachrufen, die der Beichtvater dann als schon vorher vorhanden „feststellt", um sie zu bannen.

Die Freudsche Psychoanalyse in der ärztlichen Praxis scheint mir im Grunde nichts anderes zu sein, als die Uebertragung mancher Technik des katholischen Beichtstuhles in das Ordinationszimmer des Arztes.

Ob diese Methode mehr Unheil als heilende Wirkungen mit sich bringt, entzieht sich meiner Beurteilung. Für die Soziologie bedeutet sie gewiß keine Bereicherung unseres Wissens. Nur weil sie so sehr in die Mode gekommen ist, mußten wir uns mit ihr so eingehend beschäftigen[1]).

---

[1]) Vorliegendes war schon bereit, in Satz zu gehen, da kam mir ein Artikel zu Gesicht, den Bertrand Russell für den jüdischen „Forward" in New York geschrieben hatte und den dieses sozialistische Organ am 13. März 1927 veröffentlichte, über die Frage: Warum ist die Psychoanalyse populär?

Der große Mathematiker zieht dort auch eine Parallele zwischen Marx und Freud und erklärt von der Psychoanalyse:

Sechstes Kapitel.

Die Schäden der Inzucht.

Wenden wir uns wieder der ernsthaften Soziologie zu, dann müssen wir uns noch mit der Hypothese beschäftigen, die Cunow in seinem Buche über die „Marxsche Geschichts-, Gesellschafts- und Staatstheorie" (Berlin 1921) aufstellt. Sie ist eine Modifikation der Annahme Mac Lennans. Wie dieser meint auch Cunow, die Exogamie sei darauf zurückzuführen, daß es den Männern schwer fiel, Frauen innerhalb der eigenen Horde zu finden. Nur führt er diese Schwierigkeit nicht auf die Tötung der weiblichen Kinder zurück, sondern darauf, daß nach dem Verbot, innerhalb der eigenen Altersklasse zu heiraten, die Zahl der Frauen einer Altersschicht innerhalb der Horde so klein wurde, daß mitunter für einen in sie neu eintretenden Mann keine Frau übrig blieb. Daher „sah sich der junge Mann, der schon alle Weiber seiner Schicht mit einem Mann zusammenlebend vorfand, auf den Frauenraub aus fremden Horden angewiesen". (II., S. 118.)

Dazu sei noch gekommen, daß die fremden Frauen nicht unter dem Schutze der Horde standen, so daß sie der Mann zu seiner Sklavin machen konnte. Das mußte „seine Begierde stei-

---

„Selbstverständlich ist sie ganz unvereinbar mit dem Marxismus. Denn Marx legt den Nachdruck auf das ökonomische Motiv, das höchstens in Zusammenhang mit der Selbsterhaltung steht, die Psychoanalyse betont dagegen das biologische Motiv, das mit der Selbsterhaltung durch Fortpflanzung zusammenhängt. Unzweifelhaft sind beide Gesichtspunkte einseitig, beide Motive spielen eine Rolle."

Russell spricht dann von der Eintagsfliege, die im Larvenstadium nur Organe zum Fressen, nicht aber zum Lieben hat, während sie als vollentwickeltes Insekt (Imago) im Gegenteil nur über Organe zur Fortpflanzung, nicht aber zur Ernährung verfügt. Sie braucht letztere nicht, da sie in diesem Stadium nur einige Stunden am Leben bleibt. Was würde geschehen, könnte die Eintagsfliege theoretisch denken?

„Als Larve würde sie ein Marxist sein, als Imago ein Freudianer."

Russell fügt hinzu, Marx, „der Bücherwurm des britischen Museums", sei der richtige Repräsentant der Larvenphilosophie. Russell selbst fühle sich von Freud mehr angezogen, denn er sei für die Freuden der Liebe nicht unempfänglich, verstehe sich dagegen nicht aufs Geldmachen, also nicht auf die orthodoxe Oekonomie, die von ausgetrockneten älteren Herren geschaffen wurde.

Das wäre, scherzhaft gemeint, ganz lustig zu lesen. Es wirkt dagegen etwas trübselig, wenn ein Sinn dahinter stecken soll. Marx, aufgefaßt als Verfechter einer Philosophie des Geldmachens, und eines Materialismus, der nur an die Ernährung denkt, darüber könnte man lachen, wenn es nicht eine intellektuelle Größe des englischen Sozialismus wäre, die solches vorträgt. Aus diesem Munde wirkt derartige Kritik am Marxismus höchst deprimierend.

gern, sich eines fremden Weibes zu bemächtigen. So wurde es mehr und mehr Brauch, sich außerhalb der eigenen Horde ein Weib zu suchen und schließlich wurde diese allgemein geübte und anerkannte Sitte zu einem Gebot".

Der ersterwähnte Grund, daß *mitunter* die Zahl der Frauen in der Horde nicht reichte, kann unmöglich bewirkt haben, daß es „mehr und mehr Brauch" wurde, sich fremde Weiber zu holen. Denn dieses *gelegentliche* Fehlen von Frauen war kein Umstand, der sich immer mehr verstärkte. Was aber die vergrößerte Bequemlichkeit anbelangt, die das geraubte Weib seinem Räuber geboten haben soll, so mußte sie mehr als kompensiert werden durch die großen Gefahren und Mühsale, die jeder derartige Raub für die gesamte Horde mit sich brachte. Denn er zog meist einen Krieg der beraubten Horde gegen die des Räubers nach sich. Der Brauch der „Raubehe" wird einer der zahlreichsten Anlässe zu den ewigen Fehden, die in dem Stadium, in das sie fällt, die Stämme der Wilden dezimieren.

Und das sollte die Horde auf sich genommen haben, nur damit einzelne ihrer Mitglieder unterwürfige Weiber bekommen?

Indessen, abgesehen von all diesen Einwänden, wird, selbst wenn sie nicht zuträfen, doch die Cunowsche Hypothese ebensowenig wie die früher genannten — von der Freudschen sehen wir ab — erklären, was zu erklären ist. Denn der bloße *Brauch*, sich Frauen aus *fremden* Organisationen zu holen, erklärt nicht im mindesten das strenge *Verbot*, eine Frau der *eigenen* Organisation zu berühren. Im Gegenteil, je mehr das Rauben fremder Frauen üblich wurde, ob nun infolge einer Naturanlage oder eines Frauenmangels, desto überflüssiger mußte das Verbot werden. Verbote gegen den Alkoholkonsum kommen dort auf, wo man viel Alkohol trinkt, und nicht dort, wo der Brauch besteht, Wasser zu trinken.

Ein Verbot von solcher Schärfe, wie das der Verwandtschaftsehen, läßt sich nur erklären, wenn die Gesellschaft von der verbotenen Praxis Unheil für sich befürchtete.

Das einzige Unheil, das solche Ehen nach sich ziehen können, sind aber die Schäden der Inzucht. So kommen wir doch wieder auf sie zurück.

Morgan und Engels haben denn auch das Verbot mit der Inzucht in Verbindung gebracht. Aber sie haben nur gezeigt, wie das Verbot wirken mußte:

„Keine Frage, daß Stämme, bei denen die Inzucht durch diesen Fortschritt beschränkt wurde, sich rascher und voller entwickeln mußten als die, bei denen die Geschwisterehe Regel und Gebot blieb." (Engels, Ursprung der Familie, S. 21.)

Wie kam man aber dazu, die Verwandtschaftsehen zu verbieten? Auf diese Fragen geben Morgan und Engels keine Antwort.

In meiner Schrift über die Entstehung der Ehe und Familie aus dem Jahre 1882 lehnte ich noch die Annahme ab, das Verbot der Verwandtschaftsehen sei auf das Bestreben zurückzuführen, die Schäden der Inzucht abzuwehren. Ich sagte dort:

„Allerdings sind die Gelehrten über die Wirkungen der Inzucht noch lange nicht einig; allerdings finden wir bei vielen hochstehenden Völkerschaften nicht den mindesten Abscheu vor dem Inzest (Blutschande), weder bei den Aegyptern, Peruanern, Persern, noch selbst bei den Athenern, bei welchen Völkern die Geschwisterehe erlaubt, teilweise sogar gewünscht war; auch ist schließlich der Abscheu vor der Blutschande bei den exogamen Wilden bloß auf die Stammesgenossen mütterlicher Seite beschränkt[1]); nichts hindert z. B. den Indianer ganz nahe Verwandte, Tante, Cousine, Nichte von väterlicher Seite zu heiraten, indes er mit der entferntesten Clangenossin seiner Mutter keine Ehe eingehen darf: tut nichts, trotz alledem gilt noch bis heute die Ansicht, die unwissenden, leichtsinnigen Wilden, die nicht die mindesten physiologischen Kenntnisse haben, deren Heilkunst in Zauberkomödien besteht, hätten die Beobachtung gemacht, daß zu nahe Inzucht schädlich wirke und infolgedessen diese verboten, etwa in derselben Weise, wie man bei uns den Impfzwang durchführt. Es heißt das, den Wilden eine ganz moderne Denkart unterschieben. Damit soll jedoch nicht gesagt sein, daß die Inzucht ohne jeden Einfluß auf die Entwicklung und Verbreitung der Exogamie gewesen sei. Wenn sie schädlich, die Kreuzung dagegen vorteilhaft wirkt, und in gewissen Fällen ist das sicher der Fall, dann müssen exogame Völker — ceteris paribus — mit der Zeit ein physisches und geistiges Uebergewicht über die endogamen erlangen, so daß die letzteren von den ersteren leicht verdrängt, unterjocht oder vernichtet werden können." (S. 272.)

Auf der anderen Seite wendete ich mich gegen die Hypothese Mac Lennans, der den Frauenraub aus der Sitte, die weiblichen Kinder zu töten, erklärte. Ich wies darauf hin, daß vielfach bei den Wilden die Zahl der Frauen überwiege:

„Bei vielen Indianerstämmen, z. B. den Schwarzfußindianern und den Schiyans, beträgt das Verhältnis der Zahl der Frauen zu der der Männer 2 : 1, es sind doppelt soviel Frauen als Männer vorhanden (Morgan, Systems of consanguinity and affinity of the human family, 1871).

„Bei den Guaranys in Paraguay, bei denen der Kindesmord sehr verbreitet ist, stehen die Weiber nach Azara zu den Männern im Verhältnis von 14 : 13." (Darwin, Abstammung I., S. 321.)

Wo weibliche Kinder vielfach getötet würden, sei dies als eine Folge, nicht eine Ursache des Frauenraubes anzusehen. Wozu Frauen für den Feind aufziehen?

Ich erklärte die Sitte der Exogamie ähnlich wie Lubbock und Spencer aus den ewigen Fehden zwischen den Wilden, bei denen die besiegten Männer getötet, die Frauen der Besiegten dagegen von den Siegern angeeignet wurden.

---

1) Das ist nicht ganz richtig. Auch ist nach dem heutigen Stande der Forschung nicht anzunehmen, daß die Mutterfolge bei der Berechnung der Abstammung der Vaterfolge vorausging. K.

Mit der Zeit hätten sich diese Fälle gehäuft und es sei bei den kriegerischen Stämmen zur Gewohnheit geworden, sich auf diese Weise Frauen zu verschaffen, die für den Mann viel bequemer wären, als die freien Frauen des eigenen Stammes.

„Schließlich wurde es auf diese Weise zur Sitte, keine Frauen des eigenen Stammes mehr zu heiraten, sondern nur solche, von fremden Stämmen geraubte. Eheschließungen mit den Frauen des eigenen Stammes wurden etwas Ungewöhnliches, außerhalb der Sitte Liegendes, „Unsittliches."

Auf einem anderen Wege kam ich so 1882 zu einem ähnlichen Ergebnis, wie später Cunow.

Doch auf die Dauer befriedigte mich diese Erklärung nicht. Der Brauch, sich fremde Weiber zu holen, konnte doch nicht das leidenschaftliche Verbot erklären, mit Frauen des eigenen Stammes eine geschlechtliche Verbindung einzugehen. Immer wieder drängte sich mir der Erklärungsgrund der Inzucht auf. Und ich glaube, es ist mir gelungen, die Bedenken zu überwinden, die gegen ihn sprechen.

Cunow wendet sich gegen

„die Annahme einiger darwinistischer Ethnologen, auf gewisser Stufe seien plötzlich die Hordenmitglieder zu der Erkenntnis gelangt, daß die Inzucht für die Erhaltung der Art schädlich sei. Deshalb hätten sie sich nun ihre Weiber außerhalb ihrer eigenen Gemeinschaft gesucht. Auch diese Hypothese (ebenso wie die Hellwald-Müller-Lyersche) verschiebt nur die Frage: denn wie kam es, daß diese Beobachtung erst nach Hunderttausenden von Jahren gemacht wurde und man erst jetzt aus ihr die Folgerung zog, der Mann müsse sich aus einer fremden Horde sein Weib holen"? (Zur Urgeschichte usw., S. 30.)

Dieser Einwand wird hinfällig, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß die menschlichen Gesellschaften im Gegensatz zu den tierischen geschlossen sind. Unter den tierischen halten am festesten noch jene dauernd zusammen, die polygamer Art sind. So sollen bei den verwilderten Pferden in Südamerika die Stuten einer Herde stets zusammengeblieben sein, auch wenn sich die einzelnen Herden zu einer großen Gesamtherde vereinigten. Aber der Leithengst, der die kleine Sonderherde führte, brauchte nicht aus dieser zu stammen. Er kam in der Regel von auswärts. Er wurde vertrieben, sobald sich ein kräftigerer fand, der ihn ersetzte. Die Männchen, die es nicht zu der Würde von Leithengsten gebracht hatten, schweiften gesondert von den Weibchen durch die Steppen und suchten nach Gelegenheiten, bald bei dieser, bald bei jener Herde deren Leithengst zu verdrängen. So gelangte immer wieder frisches Blut in die Herde, Inzucht kam nicht auf.

Ganz anders stand es beim Menschen, dessen Gesellschaften schon durch die Verschiedenheit der Sprache und die infolge der Sprache aufkommenden bestimmten Bezeichnungen der einzelnen Mitglieder zu dauernd geschlossenen wurden, denen kein fremdes

Blut von außen zuströmte, da sie Männer und Weiber in ungefähr gleicher Zahl umfaßten.

Je geschlossener die Organisation der einzelnen menschlichen Gesellschaften wurde, desto mehr erstanden nun die Bedingungen, die früher im tierischen Stadium nicht gegeben waren, für das Aufkommen der schädlichen Wirkungen der Inzucht. Auch dann konnten diese Wirkungen noch lange auf sich warten lassen, da sie bei vollkommener Gesundheit beider Eltern nicht auftreten und kränkliche Individuen bei der Härte des Kampfes ums Dasein unter primitiven Verhältnissen rasch zugrunde gehen, ja meist gar nicht aufkommen.

Wenn daher Cunow fragt, warum denn die Beobachtung der schädlichen Wirkungen der Inzucht von den Wilden erst auf einer gewissen Höhe der gesellschaftlichen Entwicklung und nicht von Anfang an gemacht wurde, so ist darauf zu erwidern, daß man eine Erscheinung erst dann beobachten kann, wenn sie da ist.

Die tierischen Gesellschaften sind zu locker, als daß für sie die Inzucht eine Rolle spielen könnte — natürlich erst recht nicht für die isoliert lebenden Tiere. Die Inzucht mit ihren Schäden macht sich erst bemerkbar auf einer gewissen Höhe der Entwicklung der menschlichen Gesellschaft. Sie in ihren Wirkungen zu erforschen gelang auch dann erst, nachdem der Mensch so weit gekommen war, die Aufzucht seiner Haustiere systematisch zu betreiben und deren Ergebnisse zu beobachten.

Das Aufkommen der Inzucht und ihrer Schäden war die erste Vorbedingung, aber nicht die einzige, die erfüllt sein mußte, sollte sie zum Verbot der Verwandtschaftsehe führen. Die zweite Vorbedingung konnte erst dann gegeben sein, wenn die Menschen imstande waren, den Zusammenhang jener Erscheinungen, die wir heute als Folgen der Inzucht kennen, mit ihrer Ursache zu erkennen.

Wie vermochten die physiologisch so unwissenden Wilden, die über das Wesen der Zeugung so absonderliche, wenn überhaupt welche Vorstellungen hatten, einen so schwer erfaßbaren Zusammenhang, wie den zwischen der Inzucht und ihren Konsequenzen zu beobachten?

Diese Frage, die mich 1882 noch so sehr stutzig machte, ist in der Tat kaum zu beantworten, wenn wir die Erscheinungen der Inzucht für sich allein in Betracht ziehen. Ich glaube jedoch, eine befriedigende Antwort dadurch gefunden zu haben, daß ich einen Zustand erwog, in dem neben den Wirkungen der Inzucht die der Kreuzung zutage traten. Der Kontrast beider kann sich so stark äußern, daß er auch einem Naturmenschen nicht zu entgehen brauchte, der zwar sehr naiv und unwissend, aber ebenso wie das Tier in allem, was sein Wohl direkt betrifft, ein äußerst scharfer Beobachter ist.

Nehmen wir einen Stamm, der in hohem Maße unter den Folgen einer durch viele Generationen fortgesetzten Inzucht leidet. Seine Frauen sind entweder unfruchtbar oder die wenigen Kinder, die sie gebären, sind schwächlich. Natürlich haben die Naturkinder nicht die leiseste Ahnung von den wirklichen Ursachen dieser trübseligen Erscheinung. Der Zorn der Götter oder Dämonen lastet auf ihnen, das ist ihnen klar, wenn sie auch nicht wissen, warum[1])?

Da machen durch irgendeinen Glücksfall die Männer des Stammes einige weibliche Kriegsgefangene, mit denen sie sich sofort geschlechtlich vergnügen. Und siehe da: während die Weiber des eigenen Stammes entweder ganz unfruchtbar sind oder nur sehr schwächliche Kinder zur Welt bringen, erweisen sich die fremden Frauen als fruchtbar und ihre Kinder als kraftvoll und kerngesund.

---

[1]) Ein Bild der Wirkungen der Inzucht dürfte der Zustand zeigen, den die jüngsten, seit 1921 betriebenen Ausgrabungen in Grönland aufweisen. Seit dem Jahre 1000 lebten dort Normannen aus Norwegen und Island, etwa 1500—2000 an der Zahl. Sie gediehen, solange die Verbindung mit Europa dauerte. Als diese im 14. Jahrhundert aufhörte, begannen die Normannen in Grönland rasch zu degenerieren. Dies wird durch den Inhalt der jetzt aufgedeckten Gräber deutlich dargetan. Fr. Nansen berichtet darüber (wir folgen einem Artikel, den er in der „Prager Presse" vom 13. Juni 1925 veröffentlichte):

„Sie werden immer weniger widerstandsfähig und sterben alle in jugendlichem Alter. Die meisten bevor sie erwachsen sind; verhältnismäßig wenige erreichen das 30. Lebensjahr und kaum einer wird älter als etwas über 30. Die Frauen sind immer weniger geeignet, Kinder zu gebären."

Schließlich verschwindet die europäische Bevölkerung völlig. Nansen nimmt an, unzureichende Ernährung habe diesen Niedergang herbeigeführt.

Aber es ist nicht einzusehen, warum die Normannen nicht imstande gewesen sein sollten, nachdem sie von Europa abgeschnitten wurden, die Lebensweise der Grönländer anzunehmen. Auch dürfte Nahrungsmangel eher hohe Kindersterblichkeit und daher rasches Aussterben der Bevölkerung als ihre allmähliche Degenerierung und zunehmende Unfruchtbarkeit der Frauen herbeigeführt haben.

Das ganze Bild weist auf die Schäden der Inzucht hin, die dank dem Europäerhochmut und der Borniertheit der christlichen Kirche sehr stark gewesen sein muß, weil sowohl Hochmut wie Borniertheit verbot, „heidnische" Eskimofrauen zu ehelichen und in die Gemeinschaft aufzunehmen.

„Die gefundenen Schädel zeigen nicht die geringste Spur, daß die norwegische Rasse mit Eskimos gemischt sei."

Wer sich an das Verbot nicht hielt und nach Eskimofrauen verlangte, mußte aus der Gemeinde ausscheiden. Derartiges kam öfter vor. Leute dieser Art werden einen kräftigen Nachwuchs erzielt haben, der aber nach der Art der Eskimos aufwuchs, deren Reihen vermehrte.

Ist es da ein Wunder, wenn die Männer vor den Weibern des eigenen Stammes ein Grauen erfaßt, wenn sie zur Ueberzeugung kommen, auf der Verbindung mit ihnen liege der Fluch, auf der mit Fremden dagegen der Segen der Götter?

Ist man einmal auf diesen Gedanken gekommen, und bekräftigt fortgesetzte Paarung mit fremden Frauen die Ueberlegenheit solcher Ehen über die mit Stammesmitgliedern, dann erklärt sich leicht die Intensität des Verbotes der Ehen innerhalb des eigenen Stammes und die Aengstlichkeit seiner Ueberwachung: gilt es doch, großes Unheil vom Stamme fernzuhalten. Die bloße Bestätigung eines Herkommens hätte dagegen nie die Form eines derartigen geradezu mit religiösem Fanatismus geäußerten Abscheues annehmen können, der gegen die eheliche Verbindung mit Verwandten erwächst.

Gerade weil das Verbot solcher Verbindungen nicht auf wissenschaftlicher Einsicht beruht, sondern auf Beobachtungen, die, wie so viele andere bei Naturvölkern, mit phantastischen und mystischen Kollektivvorstellungen verquickt sind, nimmt es eine religiöse und ethische Form an.

Unsere Hypothese des Entstehens der Heiratsverbote innerhalb des Stammes setzt also keineswegs ein physiologisches Wissen voraus, wie es Wilde nicht besitzen, sie fügt sich vielmehr ihrer Denkweise aufs beste ein.

Hunderte und Tausende von Stämmen können an den Folgen der Inzucht zugrunde gegangen sein, ohne die Ursache ihres Ruins erkannt zu haben. Wo aber ein Stamm, der an solchen litt, einmal zum Verbot der Inzucht kam, mußte er rasch wieder aufblühen. Befanden sich in seiner Nachbarschaft andere Stämme, die ebenfalls durch Inzucht geschwächt waren, dann lag es nahe, daß sie, wenn sie mit dem die Verwandtschaftsehen ausschließenden Stamm in Berührung kamen, von ihm lernten. Wo sie es nicht taten, mußten sie von ihm, der sich rasch vermehrte, zurückgedrängt werden.

So wurde das Verbot der Heirat im Stamme oder in der Gens nach und nach immer allgemeiner. Doch konnten sich auch Stämme erhalten, bei denen die Inzucht nicht ausgeschlossen wurde.

Indessen nehme ich jetzt an, daß die Formen der Geschwisterehe, die uns bei verschiedenen Völkern überliefert sind, nicht ein Ueberbleibsel der Vorzeit, sondern vielmehr eine spätere Durchbrechung des Verbotes der Verwandtschaftsehen darstellen. Wir finden sie bei Kulturvölkern — Aegyptern, Persern, Peruanern —, und zwar in der Aristokratie. Ehen dieser Art sind wohl aus dem Bestreben zu erklären, die Reinheit der aristokratischen Rasse zu wahren. Vielleicht auch aus dem Streben, das Vermögen der Familie zusammenzuhalten und nicht zu ver-

mindern: alles Erwägungen, die der Urzeit fremd sind und eine hohe Kultur voraussetzen.

Zeigt sich unsere Hypothese des Entstehens der Verbote der Verwandtschaftsehen als richtig, dann erweisen sie sich als von demselben Geiste getragen, wie die anderen Beschränkungen der geschlechtlichen Freiheit der Urzeit. Sie alle sind dann, wenn nicht ausschließlich, so doch in hohem Grade, wenigstens in ihren Anfängen, veranlaßt durch das Streben nach Sicherung eines gesunden und zahlreichen Nachwuchses.

Mit der Tierwelt hat auch der Mensch, sowohl die einzelne Frau für ihre Kinder, wie auch die Gesamtheit der Mitglieder eines Stammes für dessen Jugend, das höchste Interesse an deren Gedeihen. Aber in der menschlichen Gesellschaft traten im Gegensatz zur tierischen neue Bedingungen der Zeugung und Aufzucht von Kindern auf, z. B. die Inzucht, sowie die aus weiblichen und männlichen Arbeitskräften bestehende Familie.

Diese neuen Bedingungen machen gesellschaftliche Regelungen der geschlechtlichen Verbindung erforderlich, da die ererbten Triebe nicht mehr ausreichen, die zweckmäßigsten Vereinigungen der beiden Geschlechter im Interesse der Nachkommenschaft zu sichern.

In seinem Buch über das „Recht der Dschagga" berichtet Gutmann ausführlich über die Ehehindernisse, die bei ihnen bestanden und von den Sippenräten durchgesetzt wurden. Sie galten fast ausschließlich der Erzielung einer tüchtigen Nachkommenschaft.

„Solange die Sippenräte einen ungeschwächten Einfluß auszuüben vermochten, konnte ein Teil dieser Ehebedenken mit solchem Nachdruck geltend gemacht werden, daß sie als volle Ehehindernisse gewürdigt werden dürfen. Dazu gehört die Ablehnung jeder Eheverbindung mit Sippen, in denen eine unheilbare Blutkrankheit herrscht, wie Aussatz, Beingeschwüre, Flechte. Die Folge war, daß so behaftete Familien nur unter sich heiraten konnten. Es ist wohl vor allem diesem Umstand zuzuschreiben, daß sich der Aussatz in einem verhältnismäßig so geringen Prozentsatz unter der Bevölkerung findet. Eine Krankheit, die auch zur Ehe untüchtig machen solle, heißt Kifuwa, nach allen Beschreibungen die Lungentuberkulose. Es ist möglich, daß die Nichtbeachtung dieser alten Sippenregel mit Schuld trägt am bedauerlichen Zunehmen dieser Krankheit unter den Wadschagga." (S. 75, 76.)

Auch vor unmoralischen Sippen wird gewarnt, vor gewalttätigen, diebischen, faulen, verschwenderischen.

„Die Wahl der Braut zum Vorteile der Sippe und zur Sicherung ihres gesunden Fortbestandes beherrschen konnten nur die älteren Sippenberater. Da die überragenden Faktoren unter den Einflüssen der neuen Zeit unwissend diesen Sippenschutzmächten allen Einfluß nahmen, bleibt die Eheschließung schon mehr und mehr allein dem Selektionsinstinkt im Paarungtrieb des Einzelwesen überlassen, und der haftet fast ausschließlich nur am Aeußerlichen und kommt für die Gesunderhaltung der Rasse

und sonderlich ihrer moralischen Eigenschaften nur als Zufallshelfer in Betracht." (S. 76.)

Immerhin werden auch heute noch bei der Brautwahl der Dschaggas bloß persönliche Eigenschaften erwogen, nicht Reichtum oder Armut.

Die Wilden und Barbaren legten großen Wert auf Rassenhygiene. Der Einfluß der Kultur drängt diese zurück. Erst neuerdings wird sie wieder Gegenstand gesellschaftlicher Vorsorge, in Formen, die der persönlichen Freiheit größere Beachtung schenken. Eheberatung soll jetzt erreichen, was ehedem durch Ehebeschränkungen angestrebt wurde.

Die geschlechtlichen Verhältnisse gehören zu den ersten Beziehungen der Menschen untereinander, die gesellschaftlicher Regelung unterworfen werden, entweder durch ethische Forderungen oder Gesetze.

Siebentes Kapitel.

Die Wertung der sexuellen Triebe.

Wir haben bereits gesehen, daß die sexuellen Triebe eine Gattung für sich bilden, ebenso verschieden von denen der Selbsterhaltung des Individuums wie von denen der Geselligkeit. Die sexuellen Triebe selbst sind aber nicht einheitlicher Natur, die einen unter ihnen sind verwandt mit den sozialen Trieben, die anderen mit den egoistischen.

Auf der einen Seite finden wir die Sorge für das Kind, zunächst bei der Mutter, dann auch beim Vater, endlich bei den Angehörigen des Stammes, der Gens, der Familie. Diese Sorge ist ganz analog den sozialen Trieben, so daß man sie ihnen ohne weiteres gleichsetzen könnte, bestände nicht der Umstand, daß die Mutter und oft auch der Vater bei den nichtsozialen Tieren ebenfalls in der gleichen Weise für ihren Nachwuchs sorgen, nicht selten unter Einsetzung des eigenen Lebens.

Die Sorge von Erwachsenen für Kinder, die nicht ihre eigenen sind, gehört dagegen sicher zum Bereich der sozialen Triebe. Vielfach dürften diese Triebe nur eine Fortsetzung und Erweiterung des Triebes sein, der die Mutter an das Kind kettet.

Ganz anderer Art sind dagegen die Triebe, die das Liebeswerben verursachen und die ihren Höhepunkt in der Begattung finden. Sie erzeugen zwischen den Mitgliedern des gleichen Geschlechtes nicht solidarisches Zusammenhalten, sondern vielfach argen Zwist, ja selbst blutigen Kampf. Auch die friedfertigsten Tiere bekommen da leicht Anwandlungen zu brutalem Totschlag.

So sozial die Folgen der Liebe sind, ihre Einleitung wirkt sehr oft ganz antisozial.

Engels meinte, daß beim Urmenschen die Männer keine Eifersucht gekannt haben können, denn durch diese wäre die Gesellschaft gesprengt worden. Wo die Männchen eifersüchtig seien, bleibe die Horde auf Weibchen beschränkt, geführt von einem männlichen Leittier, das alle anderen erwachsenen Männchen verjagt. Eine Gesellschaft, die wie die menschliche und viele äffische eine Reihe erwachsener Männchen ebenso umfaßt, wie erwachsene Weibchen, könne bei dem Vorhandensein geschlechtlicher Eifersucht nicht bestehen. (Ursprung, S. 15, 16.)

Kein Zweifel, die geschlechtliche Eifersucht ist ein starker Konfliktstoff, der das gesellschaftliche Zusammenleben sehr erschwert. Ja, dies gilt von jeder Art Eifersucht, es ändert also nichts, wenn Müller-Lyer meint, die Eifersucht der Männer in bezug auf ihre Frauen sei ursprünglich nur Besitzeifersucht ohne geschlechtlichen Charakter gewesen. Aber wenn die Gesellschaft eine Lebensbedingung für Mann und Weib geworden ist, braucht das Bestehen der Eifersucht doch nicht dazu zu führen, daß die Gesellschaft dadurch gesprengt wird. Sonst wären die heute bekannten Formen der Gesellschaft nicht möglich, in denen geschlechtliche Eifersucht bei Männern wie bei Frauen offenkundig besteht. Oft in sehr starkem Maße.

Die Kämpfe der Männer um die Frauen machen die Gesellschaft nicht unmöglich, wohl aber dürfte in diesen Kämpfen eine der wirksamsten Ursachen einer Erscheinung zu suchen sein, die nur beim Menschen angetroffen wird. Das Tier ist, wie wir es sagen, schamlos, es vollzieht den Geschlechtsakt unbefangen vor den Augen seiner Genossen, wie es auch vor ihnen ißt und trinkt und seine sonstigen natürlichen Bedürfnisse vor ihnen befriedigt. Der Mensch vollzieht den Geschlechtsakt nur in aller Heimlichkeit, er will dabei ungesehen sein. Und diese Schamhaftigkeit findet sich schon bei den rückständigen Völkern.

Müller-Lyer teilt zwar einen Bericht des Weltumseglers Cook mit, wonach die Begattung auf Tahiti öffentlich stattfand. Seine Begleiter beobachteten einen solchen Fall, wobei die Umstehenden, namentlich die Weiber, „worunter die vornehmsten sich befanden", es an gutem Rat nicht fehlen ließen. Doch bedurfte die in Betracht kommende junge Dame, die ganze elf Jahre zählte, der Ratschläge nicht. „Sie wußte schon allein guten Bescheid." (Formen der Ehe, S. 23, vgl. auch seine „Phasen der Liebe" München, 1913.)

Dieses vereinzelte Vorkommnis darf jedoch kaum als Charakteristikum der Urzeit betrachtet werden. Auf Tahiti bestand im 18. Jahrhundert bereits eine ziemlich hohe soziale Entwicklung. Das wird schon in dem Bericht selbst durch den Hinweis auf die „Vornehmsten" bezeugt.

Auch sonstige Mitteilungen über öffentliche Begattung stammen aus höheren Kulturstufen. So aus der Zeit Davids bei den Juden. Davids Sohn Absalom hatte sich gegen seinen Vater empört und ihn aus seiner Residenz vertrieben. Um aller Welt kundzutun, daß er die Regierung angetreten habe, bemächtigte sich Absalom des väterlichen Harems und vollzog die Vereinigung mit den Haremsdamen in aller Oeffentlichkeit.

Die Bibel berichtet darüber (Buch Samuelis, 16, 21/22):

„Ahitophel sprach zu Absalom: Beschlafe die Kebsweiber Deines Vaters, die er gelassen hat, das Haus zu bewahren, so wird das ganze Israel hören, daß Du Deinen Vater hast stinkend gemacht und wird die Hand Aller, die bei Dir sind, desto kühner werden."

„Da machten sie Absalom eine Hütte (wohl ein Zelt, K.) auf dem Dache (des königl. Palastes, K.), und Absalom beschlief die Kebsweiber seines Vaters v o r d e n A u g e n d e s g a n z e n I s r a e l."

Derartige Vorkommnise kennzeichnen mehr höher entwickelte Gesellschaftsstadien, in denen das Geschlechtsleben oft die sonderbarsten Formen annimmt, als den Naturzustand. Im allgemeinen finden wir große Scheu, das Liebesleben und namentlich seinen Gipfelpunkt öffentlich sich abspielen zu lassen. Sollte das nicht daher rühren, daß es durch die Eifersucht bei dem Zusammenleben vieler Männer und Weiber einen unsozialen Charakter erhält? Es sprengt nicht die Gesellschaft, aber es drängt danach, für die Zeit seiner Betätigung aus der Gesellschaft herauszutreten, in die Stille der finsteren, verschwiegenen Nacht, wo das gesellige Leben ruht, oder in die Waldeinsamkeit, außerhalb des Lagers.

„In Neu-Kaledonien findet aller intime Verkehr im Walde statt, so daß der Ausdruck ‚Holzholen' eine sprichwörtliche Bedeutung angenommen hat." (Müller-Lyer, Formen der Ehe, S. 26.)

Von einem afrikanischen Stamm, den Baroya, berichtet derselbe:

„Sobald der junge Mann für mannbar erklärt worden, darf er sich nun dem sittenlosen Leben hingeben, das die jungen Männer und Mädchen führen, bis sie sich verheiraten . . . . . Aber des Tags über und bei Anwesenheit Dritter ist die Haltung der jungen Leute tadellos und viel anständiger, als es bei einer festlichen Menge in europäischen Städten der Fall ist." (S. 23.)

Natürlich hängen die Formen der verschwiegenen Zusammenkunft in hohem Grade von den jeweiligen technischen und gesellschaftlichen Bedingungen ab. Für ein einzelnes in einem Haushalte und einem Zelte vereinigtes Paar gestaltet sich sein Geschlechtsleben sehr einfach. Schwieriger schon für die getrennt wohnenden nicht verheirateten jungen Leute. Das Zurückziehen in den Wald ist doch nur dort geraten, wo es reißende Tiere entweder nicht gibt oder die Gewalt der Waffen sie bereits aus der Nähe menschlicher Niederlassungen vertrieben hat.

Im tierischen Stadium war die Isolierung von der Gesellschaft während des Liebesspieles jedenfalls noch lebensgefährlich, da

konnte es noch nicht seinen heimlichen Charakter erlangen, war „Schamlosigkeit" geboten. Mit zunehmender Beherrschung der Natur dürfte sich der unsoziale Charakter stärker geltend machen, den das Liebesgeschäft unter den Bedingungen der menschlichen Gesellschaft annimmt, bei dem Zusammenleben zahlreicher eifersüchtiger Männer und Frauen.

Dabei wurde jedoch zunächst nur die Praxis des Liebesgetändels und der Begattung zu heimlichem Tun. Dieses Tun hörte keineswegs auf als ein natürliches und selbstverständliches zu gelten, von dem man ungescheut sprach.

Der Einfluß der Liebesaffären auf das gesellschaftliche Getriebe blieb nicht immer derselbe. Allen Beobachtern fällt die geschlechtliche Kälte der Indianer auf. Die Mühen der Jagd sind wohl so groß, daß sie den Kraftüberschuß vermindern, der sich in Liebesleidenschaft austobt. Wo die Gewinnung des Lebensunterhalts erleichtert ist, wächst dieser Kräfteüberschuß und damit die Bedeutung der Konflikte und Kämpfe des Liebeslebens für die Gesellschaft. Das nimmt einen besonders hohen Grad an, seitdem die Gesellschaft in ausbeutende und ausgebeutete Klassen zerfällt, wenn die ersteren jeder Arbeit enthoben sind und einem ausschließlichen Genußleben frönen können.

Andererseits wächst die Intensität des Geschlechtslebens auch in den Städten, in denen das geistige Leben, das heißt, die Erregung und Betätigung des Nervensystems wächst und die sogenannte körperliche Betätigung, das heißt die des Muskelsystems zurücktritt.

Endlich ersteht hier auch die Selbständigkeit der Persönlichkeit, die leicht in Gegensatz zu den Bedürfnissen der Gesellschaft gerät und dadurch zum Egoismus werden kann.

Alles das vermehrt die Intensität des Liebeslebens und kann unter Umständen die Intensität der Liebeskonflikte zu einem den Frieden innerhalb der Gesellschaft höchst gefährdendem Maße erhöhen.

Doch gibt es daneben Tendenzen, die in entgegengesetzter Weise wirken. Die Bildung der selbständigen Persönlichkeit ist zunächst meist nur auf das männliche Geschlecht beschränkt. Die Frau kann gleichzeitig in Haussklaverei versinken. Sie wird bloßes Eigentum, zuerst des Vaters, dann des Gatten und zeitlebens in den Harem oder das Weibergemach gesperrt, ja sie darf sich vielfach öffentlich nicht unverschleiert zeigen. Der Ehebruch und der Verlust der Jungfrauschaft vor der Eheschließung werden jetzt todeswürdige Verbrechen.

Wo die Stellung der Frau eine derartige geworden ist, da findet die Eifersucht des Mannes, soweit sie sich gegen andere Männer richtet, nur selten noch Anlässe, ihren antisozialen Charakter zu zeigen. Nicht oft kommen da Männer in die Lage, um

eine Frau zu kämpfen. Um so argwöhnischer überwachen sie ihre Frauen.

Andere Formen als bei den Kulturvölkern des Orients nimmt die Eifersucht dort an, wo es unter der Gunst besonderer gesellschaftlicher Bedingungen auch der Frau gelingt, ihre Persönlichkeit zu entwickeln und die individuelle romantische Liebe aufkommt.

Doch es kann hier unsere Aufgabe nicht sein, eine Geschichte der Liebe und Ehe zu geben.

Wie immer sich deren Phasen gestalteten, stets erhielt sich die Unterscheidung zwischen der Einschätzung der Funktionen, die der Aufzucht der Kinder von ihrer Erzeugung an dienen, und der Einschätzung jener Tätigkeiten, die auf die Begattung hinzielen und in ihr gipfeln. Während die ersteren unter allen Umständen von der ganzen Gesellschaft als erhaben betrachtet und mit der größten Hochachtung behandelt werden, schwankt das Urteil über die letzteren.

Die Liebenden selbst werden von dem Begattungsdrang mit der höchsten Ueberschwenglichkeit erfüllt. Die an dem Liebesverhältnis Nichtbeteiligten dagegen betrachten dieses leicht mit Geringschätzung, die mitunter einen derb humoristischen, mitunter einen grimmig ablehnenden Charakter annimmt.

Dieser Gegensatz nimmt besonders schroffe Formen dort an, wo das Philosophieren über die Moral beginnt und man dazu kommt, die sozialen Triebe zu verhimmeln, als Ausfluß des göttlichen Wesens zu verehren, und ihnen gegenüber alles Handeln aus Motiven des Egoismus oder der Lust als Rest der Tierheit im Menschen zu verachten.

Das entsagende und hingebende Sorgen der Mutter für ihr Kind, das stolz und offen zutage tritt, erscheint als Höhepunkt der sozialen Tugenden und damit als etwas wahrhaft Engelhaftes. Der Drang nach Begattung dagegen, der sich scheu verbirgt und dessen egoistische Lustgefühle so leicht antisozialen Charakter annehmen, er wird dort, wo er sich nicht auf das strengste innerhalb der von der Gesellschaft gesetzten Schranken hält, als unmoralisch gebrandmarkt. Wo man von Sittenlosigkeit spricht, denkt man in erster Linie an geschlechtliche Schrankenlosigkeit.

Schließlich wird die Begattung aber nicht nur dort als sündhaft verurteilt, wo sie die gesellschaftlichen Regeln durchbricht, sondern sie wird auch dort, wo sie innerhalb dieser Regeln bleibt, verächtlich behandelt als niedriges, tierisches Tun. Das Christentum hat diese Denkweise aufs höchste entwickelt. Wer seinem Gott ähnlich, wer heilig werden will, muß seine Keuschheit zeitlebens bewahren.

Unerträglich erschien der Umstand, daß die Mutter Gottes so weit zum Tier herabgesunken sein sollte, sich mit einem Manne geschlechtlich zu vereinigen. Dagegen betrachtete man es als

wohl vereinbar mit ihrem himmlischen Wesen, daß sie schwanger wurde, gebar, ihr Kind säugte. Daß diese Vorgänge nicht minder tierisch sind, als die der Begattung, geniert den Frommen nicht. Die säugende Mutter Gottes erscheint ihm besonders verehrungswürdig und doch steht sie dabei auf derselbe Stufe wie jedes Säugetier.

Aber freilich, diese tierischen Funktionen der heiligen Jungfrau sind sozialer Natur und darum heilig. Die Begattung dagegen ist beim Menschen unsozial, ja, antisozial geworden, und dadurch erscheint sie erniedrigt und tierisch. Und doch hat gerade nur beim Menschen die Begattung unsoziale Formen angenommen. Beim Tier verträgt sie sich ganz gut mit der Geselligkeit.

Achtes Kapitel.

Der Ursprung der sexuellen Schamhaftigkeit.

In enger Verbindung mit der verschiedenen Wertung der sexuellen Triebe der Paarung einerseits und der Brutpflege andererseits und dem Drang, das Liebesleben in die Verborgenheit zu verlegen, dürfte eine andere Erscheinung stehen, die Schamhaftigkeit, die vor jeder Entblößung der Geschlechtsteile zurückschreckt.

Diese Frage steht nur in losem Zusammenhange mit dem Gegenstande, der uns hier beschäftigt, der Feststellung der Eigenart des Menschen bei dem Beginn seiner geschichtlichen Entwicklung. Aber die Frage hat öfter unser Interesse erregt und da wir glauben, einige neue Bemerkungen darüber machen zu können, so gestatte man uns, sie hier zu erörtern.

Der Ursprung der sexuellen Schamhaftigkeit hat schon so manchem Forscher zu denken gegeben. Auch Kant, dieser universelle Denker, hat sie zu beantworten gesucht.

In seiner Abhandlung über den „mutmaßlichen Anfang der Menschengeschichte" (verfaßt 1786) sucht er den Bericht der Bibel über das Paradies rationalistisch zu deuten. Kant nimmt an, dem Urmenschen habe „der Instinkt, diese Stimme Gottes", manche Dinge zur Nahrung erlaubt, andere verboten. Die aufkommende Vernunft riet ihm, sich über die Gebote des Instinkts hinwegzusetzen, verbotene Früchte zu verzehren, was ihm übel bekam.

Besser habe den Menschen die Vernunft einem anderen Instinkt gegenüber beraten:

„Nächst dem Instinkt zur Nahrung, durch welchen die Natur jedes Individuum erhält, ist der I n s t i n k t z u m G e s c h l e c h t, wodurch sie für die Erhaltung jeder Art sorgt, der vorzüglichste. Die einmal rege gewordene Vernunft säumt nun nicht, ihren Einfluß auch an diesem zu beweisen. Der Mensch fand bald, daß der Reiz des Geschlechtes, der bei den Tieren bloß auf einem vorübergehenden, größtenteils periodischen Antrieb beruht, für ihn der Verlängerung und sogar Vermehrung durch die Ein-

bildungskraft fähig sei, welche ihr Geschäft zwar mit mehr Mäßigung, aber zugleich dauerhafter und gleichförmiger treibt, je mehr der Gegenstand den S i n n e n entzogen wird, und daß dadurch der Ueberdruß verhütet werde, den die Sättigung einer bloß tierischen Begierde bei sich führt. Das Feigenblatt war also das Produkt einer weit größeren Aeußerung der Vernunft, als sie in der ersten Entwicklung bewiesen hatte[1])."

„Denn eine Neigung dadurch innerlicher und dauerhafter zu machen, daß man ihren Gegenstand den Sinnen entzieht, zeigt schon das Bewußtsein einiger Herrschaft der Vernunft über Antriebe; und nicht bloß, wie der erste Schritt, ein Vermögen, ihnen im kleineren oder größeren Umfange Dienste zu leisten. W e i g e r u n g war das Kunststück, um von bloß empfundenen zu idealischen Reizen, von der bloß tierischen Begierde allmählich zur Liebe und mit dieser vom Gefühl des bloß Angenehmen zum Geschmack für Schönheit, anfänglich nur an Menschen, dann aber auch an der Natur überzuführen."

„Die S i t t s a m k e i t, eine Neigung durch guten Anstand (Verhehlung dessen, was Geringschätzung erregen könnte) anderen Achtung gegen uns einzuflößen, als die eigentliche Grundlage aller wahren Geselligkeit, gab überdem den ersten Wink zur Ausbildung des Menschen als eines sittlichen Geschöpfes." (Kants sämtl. Werke, Ausgabe Hartenstein IV., S. 318, 319.)

Diese Erklärung der sexuellen Schamhaftigkeit entspricht mehr der Denkart einer mit Voltaireschem Geiste erfüllten französischen Liebeskünstlerin, als dem „Cant", wie man spöttisch die Ausdrucksweise der schottischen Pietisten nannte, von den der Weise von Königsberg abstammte. Danach hätten die Damen der Urzeit eines schönen Tages begonnen, ihre Reize zu verhüllen, als ihre Vernunft so hoch entwickelt war, daß sie ihnen sagte, das Verhüllte bewahre seine Anziehungskraft länger als das offen zur Schau getragene.

So wäre die Wurzel der Schamhaftigkeit nichts als raffinierte Koketterie, die mit dem „Kunststück der Weigerung" ihre größten Wirkungen erzielt. Sicher eine höchst praktische Vernunft.

Kant sagt uns jedoch nicht, wieso diese Vernunft des Urmenschen das Kunststück fertig brachte, ihm vor aller Erfahrung über die Wirkungen der Verhüllung bereits bestimmte Erkenntnisse darüber zu verschaffen.

Die Kantsche Erklärung nimmt ganz einfach an, daß der Urmensch ebenso denkt und empfindet wie der Europäer des 18. Jahrhunderts. Wo die Menschen gewöhnt sind, sich im Alltag nur verhüllt zu begegnen, wird ein Mädchen, das seine Reize ohne Sträuben leichtfertig entblößt, allerdings Gefahr laufen, daß es bloß kurzen Sinnenrausch, keine Neigung entzündet. Aber das setzt das Verhüllen bereits voraus, es vermag dieses nicht zu erklären.

Diejenigen, die unter nackten Wilden gereist sind, berichten in der Regel, daß ihnen die Nacktheit schon nach kurzem Auf-

1) Beim Verzehren der verbotenen Früchte. K.

enthalt unter den Eingeborenen nicht mehr auffiel. Um so weniger kann sie eine Wirkung auf den Naturmenschen selbst üben. Wie sollte er, und wenn seine Vernunft noch so groß wäre, auf die Idee kommen, seine Schamteile, deren Anblick keinen Beschauer aufregt, zu verhüllen, um eine höhere Art der Liebe zu erzeugen, von der er keine Anhnung hat!

Von den Steinen sagt in seinem Buche über die „Naturvölker Zentralbrasiliens", von den Bakairis:

„Ihre Nacktheit sieht man nach einer Viertelstunde gar nicht mehr, und wenn man sich ihrer dann absichtlich erinnert und sich fragt, ob die nackten Menschen, Vater, Mutter und Kinder, die arglos umherstehen oder gehen, wegen ihrer Schamlosigkeit verdammt oder bemitleidet werden sollten, so muß man entweder darüber lachen, wie über etwas unsäglich Albernes oder dagegen Einspruch erheben, wie gegen etwas Erbärmliches." (S. 64.)

So sonderbar uns heute die Kantsche Erklärung anmutet, sie war dem Geiste des 18. Jahrhunderts ganz angemessen und steht jedenfalls höher als die Erklärung mancher Philosophen auch noch des 19. Jahrhunderts, wie z. B. Eduard v. Hartmanns, die frischweg annehmen, das Schamgefühl sei dem Menschen seit jeher *angeboren*, eine Erklärung, die ganz annehmbar erscheinen mag, wenn wir glauben, der Mensch sei einem besonderen Schöpfungsakt entsprungen; die aber vom Standpunkte der Entwicklungslehre gar nichts besagt. Sie erledigt sich ohne weiteres durch die Tatsache, daß es eine ganze Reihe von Naturvölkern gibt, denen jedes Schamgefühl fremd ist.

Am verbreitetsten ist heute jene Auffassung, die auch Müller-Lyer vertritt. Dieser formuliert sie in seinen „Phasen der Kultur" folgendermaßen:

„Bekanntlich gibt es drei Beweggründe, die den Menschen bestimmten, der ursprünglichen Nacktheit zu entsagen und Kleider anzulegen: Das Schutzbedürfnis, die Lust, sich zu schmücken und das Gefühl der Schamhaftigkeit oder Wohlanständigkeit.

Das Schamgefühl oder richtiger gesagt, das Gefühl der Körperscham, ist dem primitiven Menschen vollständig fremd, es ist . . . . erst später entstanden und war nicht eine Ursache, sondern vielmehr eine Folge der Gewohnheit, Kleider zu tragen.

Von den beiden übrigen Motiven scheint nun nicht, wie man etwa denken sollte, das Schutzbedürfnis, sondern vorwiegend die Eitelkeit, sich zu schmücken, das ursprüngliche zu sein. Dafür spricht, daß der Schmuck auf den unteren Kulturstufen die Kleidung weit überwiegt." (München, 2. Aufl. S. 123, 124.)

An diese Auffassung ist sicher eines richtig: die Gewohnheit der Verhüllung mußte dem Aufkommen der Schamhaftigkeit vorhergehen. Der Mensch gerät in Verlegenheit, wenn er, ohne es zu wollen, seiner Umgebung einen ungewohnten Anblick bietet und dadurch ihre Augen auf sich lenkt.

„Die Körperscham richtet sich auf diejenigen Teile, die aus irgendwelchen Gründen, entweder des Schmuckes oder des Schutzes halber, ge-

wohnheitsmäßig bekleidet zu werden pflegen." (Müller-Lyer, Phasen der Liebe, S. 21.)

„Je nach ihrer Tracht finden wir deshalb bei verschiedenen Völkern eine Gesichtsscham, eine Fußscham, Nabelscham, Haarscham, Beinscham usw." (S. 20.)

„Nacktgehende Völker halten oft die Kleidung für etwas Unanständiges, und wenn ihnen die Missionare Kleider aufdrängten, schämten sie sich ebensosehr, wie zivilisierte Leute sich schämen würden, wenn sie ihre Kleider ablegten." (S. 21.)

Das alles ist sehr richtig und erklärt die verschiedenen Arten von Körperscham, jedoch gerade die eine nicht, die verbreitetste und intensivste, die geschlechtliche Scham, den Abscheu vor der Entblößung der Geschlechtsteile.

Die Sitte, Schmuck anzulegen, wird überhaupt ein Schamgefühl nicht hervorrufen, denn der Schmuck ist doch nicht etwas, was man regelmäßig trägt, namentlich nicht umfangreicher Schmuck, der ganze Körperteile bedeckt. Die Verhüllung durch ihn macht nicht den Anblick des betreffenden Körperteiles zu einem ungewohnten, der Verlegenheit und Scham hervorruft.

Am allerwenigsten kann dadurch geschlechtliche Scham hervorgerufen werden, denn die Schamteile gehören wohl nicht zu den Gegenden des Leibes, die man mit Vorliebe schmückt.

Die Kleidung, die zum Schutze gegen Wind und Wetter angelegt wird, bedeckt nicht ausschließlich die Geschlechtsteile, kann also auch nicht ein besonderes Schamgefühl in bezug auf diese hervorrufen. Oft wird sie nur dann und dort angelegt, wo ein Schutz notwendig ist, dadurch wird der Anblick des nackten Körpers nicht zu etwas Ungewohntem. Die Eskimos gehen im Freien begreiflicherweise sehr wohl verwahrt herum, in ihren gutwärmten Hütten aber ziehen sie vollständige Nacktheit vor.

Bei anderen nordischen Völkern finden wir ähnliches. Darunter bei hochkultivierten.

In Schweden baden heute noch beide Geschlechter nackt zusammen, ebenso in Japan. In Deutschland war das auch die Regel bis zur Reformation. Hutten sah darin ein Zeichen der höheren Sittlichkeit der Deutschen im Gegensatz zu den wüsten Welschen, die ein nacktes Weib nicht sehen können, ohne von Geilheit ergriffen zu werden. Vor dem Schlafengehen zogen sich in Deutschland auch Männlein und Weiblein in der gleichen Stube nackt aus, um so zu Bett zu gehen. Nur die verheirateten Frauen legten dazu ein Kleidungsstück an, nämlich eine Haube auf den Kopf.

Also aus der Gewohnheit, Kleider zum Schutze gegen die Witterung zu tragen, ist die sexuelle Schamhaftigkeit nicht hervorgegangen.

Diese kann nur aus einer Verhüllung hervorgegangen sein, die speziell die Geschlechtsorgane und diese dauernd dem allgemeinen Anblick entzog.

Cunow sucht eine der Ursachen solcher Verhüllung in der Tatsache,

„daß gerade die alten verwelkten Weiber und Männer ihre Geschlechtsteile, Bauch, Brüste usw. ganz besonders eifrig zu verhüllen trachten, während die noch jugendlichen Personen sich durchaus nicht schämen, ihren nackten Körper öffentlich zu zeigen". (Die Marxsche Geschichts- usw. Theorie II., S. 285.)

Aber auch das Streben der Alten, ihre Herabgekommenheit zu verbergen, macht nicht gerade den Anblick der Geschlechtsteile und macht nicht diesen Anblick bei allen Menschen zu einem ungewohnten. Cunow selbst weist daraufhin, daß die Jungen sich ihrer Nacktheit durchaus nicht schämen.

Um so wichtiger wird ein anderes Moment, das Cunow vorbringt:

„Noch häufiger dient jedoch das betreffende ‚Verhüllungsstück' dem Schutze der sehr empfindlichen Geschlechtsteile gegen stechende Insekten, Stoß und Druck oder gegen das Wundreiben. Das zeigt schon die Tatsache, daß oft die Verhüllung der Geschlechtsteile nur in der Verschließung der weiblichen Schamlippen, in der Ueberstülpung des Penis oder der Verlängerung des Präputiums und dessen Abbindung von der Glans, in der Hochbindung des Penis und seiner Befestigung an der Hüftschnur oder auch in der Einbettung der Hoden in kleinen, an der Hüftschnur befestigten Beuteln (einer Art von primitiven Suspensorien) besteht."

Hier erblicken wir in der Tat den Ursprung der sexuellen Schamhaftigkeit.

Nun erhebt sich aber die Frage: warum ist die sexuelle Schamhaftigkeit weiter verbreitet, als jede andere Art Körperscham? Warum das Streben, gerade die Geschlechtsteile zu schützen, lange bevor man an eine Kleidung irgendwelcher Art denkt?

Ich glaube, das läßt sich nur erklären aus dem aufrechten Gang des Menschen. Darauf möchte ich die Aufmerksamkeit lenken.

Der Mensch war in seinen Anfängen bereits ein viel zu differenziertes Wesen, als daß seine Organe sich dem aufrechten Gang hätten völlig anpassen können. Sie waren den Bedingungen und Bedürfnissen eines vierfüßigen Tieres angepaßt und konnten ihre Lage nicht mehr ändern als er begann, auf zwei Füßen zu gehen.

Die Wandlung der Füße, der Hände, des Gehirns konnten die übrigen Organe entweder gar nicht oder nur in unvollkommener Weise mitmachen. Man darf nicht glauben, ein Organismus sei in allen Punkten ein zweckmäßig eingerichtetes — das heißt den Zwecken seiner Erhaltung vollständig angepaßtes — Wesen.

Zu den Organen, die bei dem Menschen viel weniger zweckmäßig gelagert sind, als beim Tiere, gehören die Geschlechtsorgane. Beim Säugetiere befinden sie sich an den geschütztesten Stellen des Leibes. Sie sind beim Weibchen am Hinterende des

Körpers, durch diesen gegen alle Gefährdung von vorne und durch einen Schwanz gegen eine Gefährdung von hinten geschützt. Die männlichen Geschlechtsteile an der unteren Seite des Leibes, haben über sich den Rumpf mit der Wirbelsäule, vor sich das Knochengerüst des Brustkastens und der Vorderbeine, neben sich die Hinterbeine.

Wie ganz anders beim Menschen. Wie andere empfindliche Weichteile, die beim Vierfüßler in geschützter Lage sind, wie der Magen und die Brust, sind auch die Geschlechtsteile beim Menschen durch seine aufrechte Haltung in die schutzloseste Lage geraten, ohne jede Deckung nach vorne gerichtet, jedem Stoß und Schlag ausgesetzt. Nicht nur tierische und menschliche Feinde, sondern selbst sehr friedliche Beschäftigungen konnten da zu schmerzlichen Verwundungen führen. Man denke sich nur die Situation des Urmenschen, der sich durch ein Dornengebüsch durchwinden mußte. Sie mußte ihm am ganzen Leibe schmerzhafte Risse einbringen, aber wohl nirgends so schmerzhafte wie an den so empfindlichen Geschlechtsteilen. Diese Gefährdung mußte noch verschlimmert werden dadurch, daß gleichzeitig mit dem aufrechten Gang auch der Verlust des Haarkleides beim Menschen eintrat. Ob und inwieweit beides miteinander zusammenhängt, vermag ich nicht zu entscheiden.

Solange der Mensch über kein technisches Können verfügte, blieb ihm kaum etwas anderes übrig, als in gefährlichen Lagen die bedrohten Geschlechtsteile mit vorgehaltener Hand zu schützen. Eine der ersten Aufgaben seiner Technik mußte aber die sein, schützende Hüllen für diese Teile zu schaffen.

Solche Hüllen brauchte man nur für die Erwachsenen, nicht für die Kinder, die keinen Gefahren ausgesetzt wurden, sich nicht weit vom Lager entfernten.

Völker in einem so kalten Klima, daß sie zum Schutze des größeren Teiles des Körpers nicht ohne Kleidung auskamen, bedurften besonderer Verhüllungen der Schamteile nicht. Sollte sich daraus die ungenierte Nacktheit nordischer Völker im Hause oder im Bade erklären?

Wo es Sitte geworden war, die Geschlechtsteile zu schützen, mußte es schließlich dahin kommen, daß ihre Entblößung auffiel und in Verlegenheit setzte. Dies wurde noch intensiver gestaltet durch folgenden Umstand:

Die Geschlechtsteile konnten immer verhüllt bleiben, zu zwei verschiedenen Funktionen mußten sie aber entblößt werden: zur Absonderung von Exkrementen und zu liebender Umarmung. So wenig diese beiden Verrichtungen miteinander zu tun haben, eines ist ihnen gemein: jede von ihnen erheischt eine zeitweilige Absonderung von der Gesellschaft.

Schon das Tier, das einen Bau oder ein Lager hat, ist bemüht, seine Exkremente entfernt davon abzulagern. Zum Teil

wohl aus dem Bestreben, seine Nähe nicht zu verraten, zum Teil aber sicher wegen der widerlichen Ausdünstungen der Entleerungen. Diese sind manchen Tieren so verhaßt, daß der schlaue Fuchs darauf eine Spekulation aufbaut. Entdeckt er einen Dachsbau, der ihm bequem erscheint und dessen er sich bemächtigen will, dann benutzt er eine zeitweilige Abwesenheit des Besitzers, um hineinzuschlüpfen und seine Visitenkarte dort zu lassen, die dem rechtmäßigen Erbauer so in die Nase stinkt, daß er den Bau schleunigst räumt und sich anderwärts an die mühselige Arbeit macht, sich einen neuen herzustellen. Der Fuchs weiß aber wohl das corpus delicti durch Unterminierung und Bedecken mit Erde unschädlich zu machen.

Für die auf Bäumen hausenden Affen bedeutete die Frage der Abfuhr der Fäkalien keine Schwierigkeit. Für eine auf dem Erdboden in einem gemeinsamen Lager nächtigende Menschenhorde mußte es aber wünschenswert sein, wenn jeder seine Notdurft nicht im Lager oder dessen Nähe, sondern abgesondert davon verrichtete.

Von den Gründen der Absonderung der einzelnen Paare zum Liebesgenuß haben wir oben schon gehandelt.

So wurde die Entblößung der Geschlechtsteile bloß für Verrichtungen vorgenommen, die in den Geruch gerieten, daß sie in die Gesellschaft nicht hineingehörten, daß es unanständig sei, sie in Gesellschaft zu vollziehen. Damit wurde auch die bloße Enthüllung selbst bereits zu einem unanständigen Akt. Und da die Entblößung des einen Geschlechts vor dem anderen nur noch zu Zwecken des Geschlechtsgenusses notwendig wurde, so bewirkte sie leicht auch dort erotisches Empfinden, wo sie aus anderen Gründen stattfand.

Auf diese Weise bekam die sexuelle Schamhaftigkeit einen ganz eigenartigen Charakter, der verschieden ist von den anderen Arten Körperscham, mit denen Müller-Lyer und andere sie vermengen.

Die hier gegebene Erklärung einer so zarten Empfindung wie der Schamhaftigkeit, mag manchen zu grob „materialistisch" erscheinen. Aber sie ist es nicht mehr, als die unzweifelhaft feststehende Tatsache, daß die Organe der romantischen Liebe gleichzeitig Organe der Ausscheidung widerlicher Exkremente sind. Nirgends so sehr, wie in den Beziehungen der beiden Geschlechter der Menschen zueinander sind die extremsten Gegensätze aufs engste miteinander verwandt, nicht nur das himmelhoch Jauchzen und zum Tode betrübt sein, sondern auch duftigste Zartheit und ärgste Brutalität, blutige Tragik und zwerchfellerschütternde Komik. Nirgends gilt mehr wie hier der Satz, daß vom Erhabenen zum Lächerlichen nur ein Schritt ist.

Fünfter Abschnitt.

Andere Eigenschaften der menschlichen Psyche.

Erstes Kapitel.

Tier und Schönheit.

Ehe wir unsere Uebersicht der Triebe abschließen, die der Mensch als ererbten Besitz von der Tierwelt übernimmt und mit denen er seine geschichtliche Laufbahn beginnt, müssen wir noch einen Trieb betrachten, der wohl nicht in so hohem Grade auf den Menschen bestimmend wirkt, wie die Triebe der Erhaltung und Fortpflanzung der Persönlichkeit und der Erhaltung der Gesellschaft, der aber doch eine große Rolle im menschlichen Tun spielt: das Verlangen nach Schönheit.

Vielleicht mehr noch, als die Ethik ist die Aesthetik der Anlaß zu dem mystischesten Ueberschwang geworden. Sie wurde gleich der Ethik benutzt, den Menschen aus dem Zusammenhang der Natur heraus und über sie emporzuheben, wegen des göttlichen Funkens, dessen Wirken in uns durch das Verlangen nach dem Schönen ebenso wie durch das nach dem Guten unverkennbar bezeugt werde.

Der Drang nach dem Wahren, Guten, Schönen soll das Merkmal sein, das den Menschen vom Tier scheidet und uns die erhebende Gewißheit gibt, daß wir ein Stück der Gottheit in uns herumtragen, von der wir zwar nichts wissen können, von der wir aber um so bestimmter behaupten, daß ihre Macht, ihre Güte, Weisheit und Schönheit grenzenlos sei.

In Wirklichkeit muß auch das Tier nach Wahrheit streben, das heißt, nach richtiger Erkenntnis der Welt oder vielmehr jenes Stückes daraus, mit dem es zu tun bekommt. Je mehr es die Wahrheit erfaßt, je mehr seine Auffassung der eigenen Bedürfnisse und Fähigkeiten sowie der Umwelt mit der Wirklichkeit übereinstimmt, um so eher wird es sich in der Welt behaupten können.

Das Gute wieder, das hier als das sittlich Gute gemeint ist, ist tatsächlich das für die Gesellschaft gute, vorteilhafte. Es wird bereits von jedem geselligen Tier angestrebt.

Ob wir sagen dürfen, daß auch das Tier schon nach Schönheit verlangt, hängt vor allem davon ab, wie wir die Schönheit de-

finieren, welche der zahllosen Definitionen der Schönheit wir akzeptieren.

Wenn wir mit Plato das Schöne als Abglanz des Göttlichen betrachten (Vergleiche Phädrus, 250 B), werden wir freilich vergeblich nach einer Ahnung des Schönen beim Tiere suchen. Nicht minder auch bei den Menschen, die sich nicht der schönen Zeit erinnern können, in der sie im Gefolge des Zeus als Chor der Seligen der Herrlichkeit des Anblicks der Schönheit teilhaftig wurden, von welchem glückseligen Zustande Plato uns in dem genannten Dialog vorschwärmt.

Anders faßt Kant das Problem auf. Er unterscheidet das Schöne vom Angenehmen und Guten. Das Wohlgefallen an den Eindrücken letzterer Art ist mit Interesse verbunden, das Wohlgefallen am Schönen nicht.

„Geschmack ist das Beurteilungsvermögen eines Gegenstandes oder einer Vorstellungsart durch ein Wohlgefallen oder ein Mißfallen *ohne alles Interesse*. Der Gegenstand eines solchen Wohlgefallens heißt *schön*." (Kritik der Urteilskraft, I. Teil, 1. Abschn., 1. Buch, § 5, Ausgabe Hartenstein, S. 215.)

Im weiteren Verlaufe seiner Untersuchung gibt er noch andere Momente des Schönen an:

„*Schön* ist das, was ohne Begriff allgemein gefällt." (§ 9. S. 224.)

„Schönheit ist Form der *Zweckmäßigkeit* eines Gegenstandes, sofern sie *ohne Vorstellung eines Zweckes* an ihm wahrgenommen wird." (§ 17. S. 242.)

Endlich: „Schön ist, was ohne Begriff als Gegenstand eines *notwendigen* Wohlgefallens erkannt wird." (§ 22. S. 246.)[1])

Von diesen weiteren Definitionen sehen wir hier ab. Die erste genügt für unsere Zwecke vollkommen. Sie besagt, daß wir als schön jede Erscheinung betrachten, die in uns ein Lustgefühl ohne alles Interesse hervorruft.

Nach dieser Definition dürften wir jede uninteressierte Sinnesempfindung, die Wohlgefallen erregt, als schön bezeichnen. Doch ist es nicht üblich, andere als durch Augen und Ohren vermittelte Eindrücke für schön zu erklären, trotzdem der Berliner es liebt, zu verkünden, es schmecke etwas schön. Ein solches Urteil wird man doch nicht zu den Geschmacksurteilen zählen, von denen Kant spricht.

Der Geschmackssinn wird uns kaum jemals uninteressierte Empfindungen vermitteln. Sie werden stets mit sehr realistischen Interessen an Speise und Trank verbunden sein. Von manchen Gerüchen dagegen kann man wohl sagen, daß sie um ihrer selbst willen Wohlgefallen erregen oder Mißfallen.

Das findet nicht bloß bei Menschen statt, sondern auch bei Tieren, z. B. Katzen oder Hunden, die sich an manchen Gerüchen berauschen. Viele Arten von Organismen schützen sich durch den

---

1) Die Unterstreichungen rühren alle von Kant selbst her. K.

abscheulichen Geruch, den sie verbreiten und der auf ihre Verfolger abschreckend wirkt.

Doch spielen angenehme und unangenehme Gerüche für unser Geistesleben eine zu geringe Rolle, trotz des Professors Gustav Jäger, der in den duftenden Ausdünstungen eines Tieres oder Menschen seine Seele suchte, als daß sie für die Bildung unserer Schönheitsbegriffe erheblich in Betracht kämen.

Wenn wir von Schönheit sprechen, denken wir fast stets an Gesichts- oder Gehörseindrücke. Auch von ihnen gilt es, daß uninteressiertes Vergnügen oder Mißvergnügen an solchen Eindrücken nicht auf den Menschen beschränkt, sondern bei Tieren ebenfalls zu finden ist.

Wie über die Keime der Ethik beim Tiere hat Darwin auch über die der Aesthetik gehandelt in seinem Buche über die Abstammung des Menschen. Ein Abschnitt des dritten Kapitels ist dort dem Schönheitssinn gewidmet. Er sagt darüber:

„Dieser Sinn ist für einen dem Menschen eigentümlichen erklärt worden. Ich beziehe mich hier nur auf das Vergnügen, welches gewisse Farben, Formen und Laute veranlassen und welches ganz gut ein Sinn für das Schöne genannt werden kann. Bei kultivierten Menschen sind indessen derartige Empfindungen innig mit komplizierten Ideen und Gedankengängen verbunden. Wenn wir aber sehen, wie männliche Vögel mit Vorbedacht ihr Gefieder und dessen prächtige Farben vor dem Weibchen entfalten, während andere nicht in derselben Weise geschmückte Vögel keine solche Vorstellungen geben, so läßt sich unmöglich zweifeln, daß das Weibchen die Schönheit seiner männlichen Genossen bewundere. Da sich Frauen überall mit solchen Federn schmücken, so läßt sich die Schönheit solcher Ornamente nicht bestreiten."

„Die Nester der Kolibris und die Spielplätze der Kragenvögel (Chlamydera) sind geschmackvoll mit lebhaft gefärbten Gegenständen ausgeschmückt. Dies zeigt, daß sie ein gewisses Vergnügen beim Anblick derartiger Dinge empfinden müssen. Bei der großen Majorität der Tiere ist indessen, soweit wir es beurteilen können, der Geschmack für das Schöne auf die Reize des anderen Geschlechtes beschränkt. Die reizenden Klänge, die viele männliche Vögel während der Zeit der Liebe von sich geben, werden gewiß von den Weibchen bewundert. Wären weibliche Vögel nicht imstande, die schönen Farben, den Schmuck, die Stimme ihrer männlichen Genossen zu würdigen, so würde alle Mühe und Sorgfalt, welche diese darauf verwenden, ihre Reize vor den Weibchen zu entfalten, weggeworfen sein, und das läßt sich unmöglich annehmen. Warum gewisse glänzende Farben Vergnügen erregen, läßt sich, wie ich vermute, ebensowenig erklären als warum gewisse Gerüche und Geschmäcke angenehm sind. Gewohnheit hat aber jedenfalls damit etwas zu tun, denn was unseren Sinnen zuerst unangenehm ist, wird zuletzt angenehm, und Gewohnheiten werden vererbt. In bezug auf Laute hat Helmholtz, zu einem gewissen Teile aus physiologischen Gründen erklärt, warum Harmonien und gewisse Arten des Tonfalles angenehm sind." (I., S. 118 ff.)

Ueber das musikalische Empfinden speziell schreibt Darwin im 19. Kapitel des gleichen Buches:

„Für das Vorhandensein dieser Fähigkeit (musikalische Töne zu empfinden) haben wir selbst bei sehr tief in der Tierreihe stehenden Formen Beweise: so haben Krustentiere Hörhaare von verschiedener Länge, welche man hat schwingen sehen, wenn die richtigen musikalischen Töne angeschlagen wurden. Wie in einem früheren Kapitel angeführt wurde, sind ähnliche Beobachtungen auch über die Haare an den Antennen der Mücken gemacht worden. Von guten Beobachtern ist positiv behauptet worden, daß Spinnen von Musik angezogen werden. Es ist auch ganz bekannt, daß manche Hunde heulen, wenn sie besondere Töne hören. Robben würdigen offenbar die Musik; ihre Vorliebe für solche war den Alten ganz wohl bekannt und noch heutigen Tages ziehen Jäger Vorteil aus derselben." (II., S. 312.)

Das wurde vor mehr als einem halben Jahrhundert geschrieben. Aber die Forschung seither hat nichts von dem Gesagten entkräftet, sondern vielmehr zahlreiche neue Tatsachen zur Bestätigung des hier ausgeführten ans Licht gezogen.

Ueber die Deutung der Tatsachen allerdings gehen die Meinungen sehr auseinander und die Anschauungen Darwins über die geschlechtliche Zuchtwahl, die er mit der Schönheit in Verbindung brachte, haben in letzter Zeit vielfache Anfechtung erfahren.

Darwin war auf eine Reihe von Erscheinungen aufmerksam geworden, die er nicht durch die auslesende Wirkung des Kampfes ums Dasein der Organismen gegen die Außenwelt erklären konnte. Diese Erscheinungen waren die sekundären Geschlechtsmerkmale, Eigentümlichkeiten, die die beiden Geschlechter voneinander unterscheiden, ohne zu den eigentlichen Fortpflanzungsorganen zu gehören, welche die primären Geschlechtsmerkmale bilden. Diese sekundären Geschlechtsmerkmale, die nur das eine der beiden Geschlechter kennzeichnen, sind nicht durch den Kampf ums Dasein zu erklären, wenigstens nicht dort, wo ihn jedes der beiden Geschlechter unter den gleichen Bedingungen zu führen hat.

Oft erweisen sich sogar die sekundären Geschlechtscharaktere als sehr unzweckmäßig für den Kampf ums Dasein, wie z. B. die lebhaften Farben der Männchen vieler Vögel, die ihnen das Verbergen sehr erschweren müssen.

Die Erklärung dieser Geschlechtsmerkmale suchte Darwin in der geschlechtlichen Zuchtwahl, in der Auslese, die zwischen den einzelnen Individuen eines Geschlechtes bei ihrem Streben eintritt, mit dem anderen Geschlecht in Verbindung zu treten. Namentlich die Männchen seien es, bei denen eine derartige Auslese stattfinde.

Sie kämpfen um die Weibchen, wobei sich diejenigen am besten behaupten, die mit den stärksten Waffen versehen sind. Waffen, z. B. Geweihe, die nur auf das eine Geschlecht beschränkt sind, könne man nicht als Produkte des Kampfes ums Dasein, sondern nur als solche geschlechtlicher Zuchtwahl betrachten.

Andererseits aber sucht das Männchen auch die Weibchen an sich zu locken. Es sucht sie auf sich aufmerksam zu machen durch auffallende Farben, Formen, Töne. Dann aber sucht es auch die Gunst der Weibchen zu gewinnen, indem es deren Wohlgefallen durch seine Schönheit erregt. Indem die Weibchen die schönsten Männchen bevorzugten, kamen diese am ehesten dazu, sich fortzupflanzen. So sei die Schönheit so vieler männlichen Tiere ein Produkt geschlechtlicher Auslese.

Diese Auffassung wird heute vielfach bestritten. Man hält Darwin entgegen, daß sich viele sekundäre Geschlechtsmerkmale einfach aus der Tatsache erklären, daß das Männchen für den Aufbau und die Aufzucht der Nachkommenschaft einen viel kleineren Kraftaufwand zu leisten hat, als das Weibchen. Es verfügt daher in den Zeiten der Liebe über einen größeren Ueberschuß an Kraft. Folgende Zahlen illustrieren dies, allerdings in etwas grober Weise, da sie nur quantitative und nicht qualitative Unterschiede zeigen können.

„Der Hoden des reifen Lachses wiegt 3,3% des Körpergewichtes, der Eierstock 24%, also das Siebenfache. Bei der Kröte wiegt der Hoden 0,4%, der Eierstock dagegen 18,6%, beim Grasfrosch der Hoden 1,1%, der Eierstock 33% des Körpergewichtes. Dort leistet also das Weibchen 46, hier 30 mal so viel als das Männchen."

Der Spatzenhahn produziert im Jahre etwa 2 g Samen, 8% seines Körpergewichtes, das Spatzenweibchen legt im Jahre viermal 5—6 Eier, jedes zu 1,5 g, zusammen also 30 g, gleich 120 % seines Körpergewichtes.

„Beim Hund endlich wird das Gewicht der Samenflüssigkeit bei einer Begattung auf etwas mehr als 1 g zu schätzen sein. Eine Hündin von 22 kg Körpergewicht bringt mit einem Wurf zehn Junge von je 440 g und liefert damit eine stoffliche Leistung von 4,4 kg. Selbst wenn man 20 Begattungen und mehr auf einen Wurf rechnen sollte, so wäre die Leistung des Weibchens immer noch 220 mal so groß wie die des Männchens." (Hesse, Tierbau, S. 492.)

Infolge des so erreichten Ueberschusses an Kraft, den das Männchen gegenüber dem Weibchen hat, wird es aggressiver, rauflustiger, begehrlicher, als das sanftere, zurückhaltendere Weibchen. Dank diesem Kräfteüberschuß vermag das männliche Tier aber auch exzessive Körperbildungen und Leistungen aufzubringen, zu denen das Weibchen nicht fähig ist.

Bemerkenswert ist es, daß bei den monogamen Vögeln die Männchen oft ebenso einfach gefärbt sind, wie die Weibchen. Lebhafte Färbung und sonstiger auffallender Schmuck der Männchen deutet auf polygame Gewohnheiten hin. Man vergleiche z. B. das Männchen des monogamen Rebhuhnes mit einem männlichen Fasan oder Pfau. Dieser Unterschied ist wohl darauf zurückzuführen, daß die polygamen Tiere sozial sind; die Weibchen bilden eine Gesellschaft, die oft eines Männchens gar nicht bedarf, außer zur Zeit der Begattung. Auch wo es dauernd bei der Herde

oder dem Rudel ist, wird seine Kraft nicht erheblich durch Sorgen für die Nachkommenschaft in Anspruch genommen. Die monogamen Tiere dagegen sind nicht sozial, da reicht die vereinzelte Mutter oft nicht aus, den Nachwuchs groß zu ziehen, das Männchen hat dabei in hohem Maße mitzuwirken, was seinen Kräfteüberschuß verringert.

Sollte bei dem Unterschied zwischen monogamen und polygamen Vögeln nicht noch ein anderer Umstand wirksam sein? Bei den monogamen Vögeln braucht jedes Weibchen ein Männchen für sich. Eine starke Verminderung der letzteren würde die Fortpflanzung der Art stark einschränken, könnte zu ihrem Aussterben führen. Bei den polygamen Vögeln ist ein großer Teil der Männchen für das Geschäft der Fortpflanzung ganz überflüssig.

Sie können in viel höherem Grade als die Weibchen vernichtet werden, ohne daß die Vermehrung der Art darunter leidet. Bei den monogamen Vögeln dürfen daher die Männchen von der Schutzfärbung der Weibchen nicht stark abweichen, ohne die Art zu gefährden. Ganz anders bei den polygamen. Darauf ist es vielleicht auch zurückzuführen, daß bei manchen Vögeln der letzteren Art die Liebeswerbung zu einem wahren Rausch der Männchen wird, in dem sie keine Gefahr sehen und hören und leicht erlegt werden können. Monogame Arten dürfen sich solchen Liebeswahnsinn nicht gestatten.

Wie immer man sich die Rolle vorstellen mag, die der geschlechtlichen Auswahl bei dem Werden dieser Erscheinungen zufällt, eines ist wohl sicher, daß die Liebe mit dem Erstehen von Schönheitsgefühlen viel zu tun hat.

Man streitet darüber, ob wir ein Ding lieben, weil es schön ist, oder ob es uns schön erscheint, weil wir es lieben. Ich denke aber doch, daß die eine Empfindungsweise die andere nicht ausschließt, daß beide nebeneinander vorkommen können und vorkommen.

Woher das Nervensystem die Fähigkeit erlangt hat, Lust und Unlust, Wohlgefallen und Mißfallen auf bestimmte Reize hin zu empfinden, ist heute noch ebensowenig erkannt, wie die Wurzeln des geistigen Lebens und des Lebens überhaupt.

Diese ästhetische Fähigkeit entwickelte sich wohl auch, wie die anderen Fähigkeiten der tierischen Organe, als Waffe im Kampf ums Dasein. Aber wenn auch kein Organ ausgesprochen unzweckmäßig funktionieren darf, das heißt, in einer Weise, die mit dem Bestand des Organismus unvereinbar ist, so ist damit nicht gesagt, daß jegliche Funktion eines tierischen Organes einem bestimmten Zweck dienen muß.

Sobald das Organ einmal gebildet ist, wird es auf bestimmte Anstöße oder Reize von außen immer in bestimmter Weise reagieren. Das muß nicht immer in einer Weise geschehen, die

dem Organismus von Vorteil ist, es kann ihm sogar unter Umständen von Nachteil sein. So teleologisch ist kein Organismus eingerichtet, daß seine Organe stets nur in zweckmäßigster Weise auf äußere Anstöße reagieren.

Die Zweckmäßigkeit im Organismus ist nicht das Werk einer Vorsehung, die alles voraussah, sondern das Werk einer Auslese unter vielen Variationen. Ein Organismus ginge wohl zugrunde und käme nicht mehr zur Fortpflanzung, dem jedes Gift angenehm erschiene. Die meisten Gifte schmecken uns unangenehm. Indes gibt es auch süße Gifte, wie wir schon einmal bemerkten.

Die Fähigkeiten des Schmeckens und des Riechens, des Hörens und Sehens sind unentbehrlich für den Organismus, die Umwelt zu erkennen. Angenehme und unangenehme Eindrücke, die sie in uns hervorrufen, können als Lockmittel und Warnungen dienen. Aber die Beschaffenheit des Nervensystems kann es mit sich bringen, daß es auf manchen chemischen oder mechanischen Reiz mit Wohlgefallen oder Mißfallen reagiert, ohne daß damit eine Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit verbunden ist. Wenn manche Tonverbindungen als greuliche Dissonanzen, andere als wohlklingende Harmonien empfunden werden; wenn wir ein Nebeneinander komplementärer Farben als schön, ein solches nichtkomplementärer Farben als häßlich empfinden, ohne daß es uns schadet oder nützt, so liegt das wohl an der Natur unseres Nervensystems. Insofern hat unser Schönheitsempfinden eine natürliche Basis.

Ueber die natürlichen Wurzeln der Musik sagt Billroth in seinem Buche „Wer ist musikalisch" (Berlin 1896, 2. Aufl.):

„Fast alle Menschen und auch viele Tiere werden von wiederkehrenden Rhythmen angenehm berührt. (S. 16.) Rhythmische Bewegungen gehören zu den wichtigsten, zum Leben nötigsten Eigenschaften unseres Körpers. (S. 17.) Ich möchte demnach behaupten, daß den Menschen und auch sehr vielen Tieren ein fundamentales Moment der Musik, nämlich eine mehr oder weniger bewußte Fähigkeit für das Auffassen rhythmischer Bewegungen angeboren ist. (S. 24.) Bei ihnen (den unkultivierten Völkern) ist das Musikalische, was sie von Natur aus in sich haben, mit dem Gefühl für rhythmische Bewegung ziemlich erschöpft. Melodie und Harmonie sind erworbene Produkte der Kultur." (S. 16.)

Dieser letzte Satz ist wohl nur dahin zu verstehen, daß die Schaffung von Melodien und Harmonien in der Musik ein Produkt der Kultur ist. Daß das Wohlgefallen an ihnen physiologisch begründet ist, hat schon 1862 Helmholtz in seinem Werke über die Lehre von den Tonempfindungen gezeigt, das Billroth klassisch nennt.

Billroth erklärt selbst:

„Daß unsere moderne Musik mit ihrer Ausbildung von Harmonie und Melodie . . . . . . sich nicht nach anatomisch-physiologischen Naturgesetzen entwickelt hat, sondern daß sie aus individuellen Empfin-

dungen und aus sozialen und Kulturbedürfnissen hervorgegangen ist, die ihren Ursprung freilich in wesentlich psycho-physiologischen Eigenschaften des Menschen und der menschlichen Gesellschaft haben." (S. 105.)

Soweit die Nervensysteme der verschiedenen Tiere untereinander übereinstimmen, wird ihnen allen dasselbe Schönheitsempfinden innewohnen. Andererseits besitzt das Nervensystem jeder Art seine besonderen Eigentümlichkeiten und daraus können besondere Schönheitsgefühle hervorgehen, die wir bei anderen Arten nicht finden.

Alle diese Schönheitsempfindungen in bezug auf Töne, Farben, Formen, mögen sie allgemeiner oder besonderer Art sein, ändern sich nicht, solange sich das Nervensystem nicht ändert. Man kann sie als geschichtlich unwandelbar betrachten — unter Geschichte hier der relativ kurze Zeitraum der Menschengeschichte, nicht der der Entwicklung der Organismen verstanden.

Derartige Schönheitsempfindungen sind unabhängig von einem besonderen Liebesempfinden. Sie können bei dessen Produzierung mitwirken, sie gehen nicht aus ihm hervor. Daneben können sich aber Schönheitsbegriffe anderer Art bilden.

Die Mehrzahl der Empfindungen von Lust und Wohlgefallen, deren sich der Organismus bewußt wird, sind interessierter Art, mit der Befriedigung eines realen Bedürfnisses verbunden. Aber nicht jedes Element komplizierter Verbindungen von Eindrücken braucht an sich schon mit einem Interesse verbunden zu sein. In der Verbindung mit anderen Eindrücken ist es zu einem Lust erweckenden geworden. Diese Fähigkeit kann es behalten, wenn es später außerhalb der Verbindung für sich allein empfunden wird.

Sehr häufig kann in dieser Weise aus geschlechtlichem Trieb eine Schönheitsempfindung hervorgehen. Ein Weibchen mag den Lockgesang oder die glänzenden Federn des Männchen zuerst nur als angenehm empfinden, weil sie in Beziehung zu dem geschlechtlichen Genießen stehen. Schließlich mag daraus eine uninteressierte Freude an dem Gesang oder den glänzenden Farben hervorgehen, die sich auch dann äußert, wenn keine geschlechtliche Verbindung in Aussicht steht, etwa außerhalb der Brutzeit.

Auf eine andere Quelle des Schönheitsempfindens hat schon Darwin in dem bereits mitgeteilten Zitat hingewiesen: D i e G e w o h n h e i t. Vielleicht produziert diese das Gefühl der Schönheit indirekt als Gegensatz zur Häßlichkeit. Es ist nicht das Gewohnte, das zum Schönen wird, sondern das Ungewohnte wird zum Häßlichen.

Es erscheint ebenso in ästhetischer Beziehung als häßlich, wie in ethischer Beziehung als unsittlich. Im Vergleich zum Ungewohnten erscheint uns dann das Gewohnte schön, wie uns überhaupt die Schönheit einer Erscheinung erst dann bewußt wird, wenn wir Gelegenheit bekommen, sie mit Häßlichem zu ver-

gleichen. So muß man ja auch erst krank werden, ehe man versteht, was Gesundheit ist. Das Gewohnte ist das Selbstverständliche, über das man nicht nachdenkt, solange ihm nicht Ungewohntes gegenübertritt.

So erscheinen den Mongolen — Japanern, Chinesen — mit ihren flachen Nasen die hervorspringenden Nasen der Europäer als häßlich und die eigenen als schön. Einen anderen Schönheitskanon hatten wieder die alten Juden. Sie gehörten zu einer Rasse, die sich durch außergewöhnliche große, krumme Nasen kennzeichnet. So pries denn auch Salomon in seinem Hohen Liede die Schönheit der Geliebten: „Deine Nase ist wie der Turm auf Libanon, der gen Damaskus sieht." (7. Kap. 4.) Das Schönheitsideal der heutigen Europäer ist anderer Art.

Zu den Schönheitsidealen, die im Grunde nichts anderes sind, als der Durchschnitt, der Typus des Gewohnten, gehört wohl auch das eigenartige Ideal des sogenannten goldenen Schnittes.

Der goldene Schnitt bedeutet die Teilung einer Linie in der Weise, daß der kleinere Teil zum größeren in demselben Verhältnis steht wie der größere zum Ganzen. Nennt man den kleineren Teil a, den größeren b, dann lautet die Gleichung des goldenen Schnittes

$$a : b = b : (a + b).$$

Wenn wir die gesamte Länge einer Linie in 13 gleiche Teile teilen, dann wird die Gleichung des goldenen Schnittes ausgedrückt in den Ziffern

$$3 : 5 = 5 : 8$$

Nun hat man gefunden, daß die Gliederung des europäischen Menschenkörpers im Durchschnitt nach den Verhältnissen des Schnittes vor sich geht.

„Die Hauptverhältnisse, Rumpf mit Kopf und Hals, Länge des Armes mit Hand, Länge des freien Beines, Länge des Fußes, decken sich nach dem Gesetz des goldenen Schnittes berechnet, so nahe mit den zuverlässigsten Mittelwerten, daß die Abzweigungen innerhalb der individuellen Schwankungsgrenzen zu liegen kommen." (Ranke, Der Mensch, 1886, I., S. 14.)

Die Trennung des Körpers in einen oberen und unteren Teil erfolgt auch nach dem Gesetz des goldenen Schnittes. Diese Teilung erscheint uns schön. Ranke sagt darüber:

„Damit, daß wir die Gliederung der menschlichen Gestalt dem Zahlengesetz der Schönheit, dem Verhältnis des ‚goldenen Schnittes' für unterworfen betrachten, heben wir keineswegs den Menschen aus der übrigen Schöpfung heraus oder stellen ihn als ‚schön' anderen Wesen und Dingen als ‚nicht schön' gegenüber. Das gleiche oder ein ganz analoges Zahlengesetz finden wir bei der Gliederung der Pflanzen und in dem Schalenbau der niedrigsten animalen Organisationen der Foraminiferen, und ein Pferd und ein Affe werden uns das gleiche Gesetz erkennen lassen, obschon in verschiedener Anschauung wie der Mensch. Gilt dasselbe doch auch, wie es scheint, sehr allgemein in der leblosen Natur; ja das klassi-

sche Altertum, namentlich Vitruv, erkennt kein Gebäude für schön, wenn es nicht ‚ebenso wie ein wohlproportionierter Mensch eingerichtet ist'. Peter Camper weist am Ende des 18. Jahrhunderts in seinem wunderbaren Buch über die Gesichtszüge, in dem zum ersten Male der berühmte Campersche Gesichtswinkel aufgestellt ist, darauf hin, daß jede Tür die Proportionen des Menschenkörpers in gewissem Sinne wiederhole. Liest man, sagt Camper, Le Roys vortreffliche Erklärung des Fortganges in der Baukunst mit Aufmerksamkeit, so wird man finden, daß die Alten die Säulen beständig verlängerten, darauf Fußgestelle unter dieselben schoben und sie endlich durch Kapitäler noch erhoben, damit die Säulen mit ihren Kapitälern und Fußgestellen dem Körper des Menschen gleichförmig würden." (Ranke, Der Mensch, S. 15.)

Wir wissen nicht, worauf die weite Verbreitung des Verhältnisses des goldenen Schnittes in der Natur beruht, ob sie vielleicht unter bestimmten Bedingungen eine technische Notwendigkeit ist, etwa durch bestimmte Zug- oder Druckwirkungen hervorgerufen. Auch darüber können wir nichts sagen, woher es kommt, daß das Verhältnis des goldenen Schnittes uns schön erscheint. Möglich, daß das aus der Beschaffenheit unseres Nervensystems hervorgeht. Aber größere Wahrscheinlichkeit dürfte die Annahme haben, daß das Verhältnis uns schön erscheint, weil wir gewöhnt sind, es an den Körpern der Menschen zu sehen, die uns umgeben, die uns das Interessanteste in der Welt sind, die wir lieben und die uns daher schön erscheinen.[1])

[1]) Die Mode entspringt dem Bedürfnis des Individuums, durch Aeußerlichkeiten aufzufallen. Sie muß daher stets wechseln, den menschlichen Körper immer wieder anders erscheinen lassen als man bisher gewöhnt war, ihn zu sehen. So wird sie dazu getrieben, die angeborene Schönheit des Körpers zu verhunzen. Das gilt auch für den goldenen Schnitt. Die Taille teilt den Körper des Menschen nach der Regel des goldenen Schnittes in zwei Teile. Sie wird besonders hervorgehoben durch den Gürtel, der dadurch eine ästhetische Bedeutung bekommt, neben seiner praktischen Bedeutung, die darin besteht, daß er ein Mittel ist, die Kleidung der unteren Partien des Leibes fest- oder eine weitere Umhüllung zusammenzuhalten.

Die Mode gefällt sich zeitweise darin, die Taille zu übertreiben, indem sie durch Zusammenschnüren eine Wespentaille hervorbringt, zeitweise aber auch darin, sie zu verschieben und so das Schönheitsgesetz des goldenen Schnittes zunichte zu machen. Nach der großen Französischen Revolution wurde die Taille der Frauenkleider bis dicht unter den Busen geschoben, so daß ein winziger Oberleib endlosen Hüften und Beinen gegenüberstand. Heute ist die Taille dorthin gerutscht, wo die Beine beginnen. Nach ihrer Kleidung haben die Frauen unserer Tage nur noch Oberleib und Beine, nichts dazwischen. Der Gürtel ist zu einer Sitzgelegenheit geworden. Diese Art der Aufhebung des goldenen Schnittes ist noch lächerlicher als die im Anfange des vorigen Jahrhunderts beliebte. Sie hängt zusammen mit dem Wachsen der Mißachtung jener Funktionen der Frau, die dem Austragen und Säugen von Kindern dienen. Suchten frühere Moden durch eine enge Taille Busen und Hüften nicht bloß hervorzuheben, sondern auch übertrieben stark erscheinen zu lassen, so ver-

Daß wir dann den Maßstab der Schönheit, den wir am Menschen gefunden haben, auch auf die übrige Natur anwenden und auf unsere eigenen Schöpfungen, ist nicht verwunderlich. Auch in ästhetischer Beziehung ist der Mensch dem Menschen das Maß aller Dinge.

Der Begriff dessen, was dem Organismus schön erscheint, kann also aus zwei Quellen entspringen: einmal aus der Beschaffenheit des Organismus, aus seinem Nervensystem selbst, das heißt aus dem Ich; und zweitens aus seiner Umwelt, die uns mit interessierten Eindrücken angenehmer Natur und mit Gewohnheiten versieht, aus denen sich allmählich uninteressierte Schönheitsempfindungen herausdestillieren können.

Die Schönheitsbegriffe ersterer Art wechseln nur mit der Beschaffenheit des Organismus, die der zweiten Art nur mit der der Umwelt. Da im Vergleiche zu der menschlichen Geschichte die Natur unveränderlich bleibt, dürfen wir annehmen, daß sich auch die Schönheitsempfindungen der Tiere, wenigstens im Naturzustand, in historischer Zeit nicht verändern.

Anders steht es beim Menschen, dessen Umgebung sich im Laufe seiner geschichtlichen Entwicklung so oft und so stark verändert. Und auch die Beschaffenheit seines Nervensystems wandelt sich sehr. Mehr noch als seine Hand und seine Sprachwerkzeuge hat sein Gehirn sich hoch über das tierische Stadium erhoben. Unsere Sinne sind durch die fortschreitende Kultur in mancher Art abgestumpft, in mancher anderen aber wieder äußerst verfeinert worden.

Diese Wandlungen der Beschaffenheit seiner Sinnesorgane sind in letzter Linie auf Veränderungen seiner durch die Gesellschaft bedingten Lebensverhältnisse zurückzuführen.

So finden wir in den menschlichen Schönheitsempfindungen zwei Elemente sehr verschiedener Art: ein natürliches, das der Mensch mit vielen Tieren gemein hat und das sich unter den verschiedensten Bedingungen gleich bleibt, und ein gesellschaftliches, das mit den gesellschaftlichen Bedingungen wechselt.

Zweites Kapitel.

Die Kunst bei Tier und Mensch.

Durch den Menschen wird in das Reich der Schönheit ein neuer Faktor eingeführt: die Fähigkeit, Schönheit nicht nur zu empfinden und zu genießen, sondern auch künstlich zu p r o d u -

---

birgt die heutige Frauenmode gerade jene Organe, von deren kraftvoller Entwicklung die Gesundheit unseres Nachwuchses abhängt. Sie ist eine Mode für ein Zeitalter, in dem das Kinderkriegen unerwünscht wird, und gleichzeitig eine Konzession an homosexuellen Geschmack.

Merkwürdig, daß der goldene Schnitt gerade in der Zeit der Inflation aus der Mode kam, wo auch die Goldwährung zum Teufel ging.

zieren. Mit der menschlichen Technik, der bewußten Beherrschung des Stoffes, ersteht die Kunst, eines der Merkmale, die den Menschen von dem Tiere scheiden.

Allerdings ist hier ebenfalls, wie sonst, die Unterscheidung keine schroffe. Auch auf diesem Gebiete finden wir Uebergänge. Es gibt Tiere, die Bauten ausführen, die sich schmücken, und wieder andere, die Instrumente anwenden, um Töne zu erzeugen.

Ich berichtete darüber in einer populären Abhandlung über „Kunst und Kultur", die in der Wiener Zeitschrift für Bildhauer, „Plastik", in den Jahrgängen IV und V, 1884 und 1885, erschien.

Der dort entwickelte Gedankengang unterscheidet sich nicht wesentlich von den hier ausgeführten Anschauungen, nur stand ich damals Darwin weniger kritisch gegenüber als heute.

Ich führte dort aus:

„Nicht durch das künstlerische Empfindungsvermögen unterscheidet sich also der Mensch vom Tier. Dieses Vermögen ist beiden gemein, wenn auch nicht allen Arten und Individuen in gleichem Maße. Was den Menschen in künstlerischer Beziehung vom Tiere scheidet, ist nicht das geistige, sondern das handwerksmäßige Wesen der Kunst, die Kunstfertigkeit. Das Tier kann seinem Kunstsinn nur in der Auslese Ausdruck geben, durch Bevorzugung des Schönen vor dem minder Schönen. Der Mensch hingegen kann schöpferisch tätig sein, er kann Farben, Formen und Töne seinen Anschauungen von Schönheit gemäß künstlich bilden und miteinander verbinden."

„Die Technik ist es, die den Menschen in künstlerischer wie auch in anderer Beziehung vom Tiere scheidet. Sie ist es, die mit der Zunahme der Kultur immer mehr wächst und es ermöglicht, der Darstellung des empfundenen Schönen immer näher zu kommen. Die Empfindung des Schönen selbst dagegen ist dem Menschen mit dem Tiere gemein."

„Einen Keim von künstlerischer Technik finden wir freilich auch schon beim Tiere. Gould berichtet, daß manche Kolibris die Außenseite ihrer Nester mit dem äußersten Geschmack verzieren. Sie befestigen instinktiv schöne Stücke frischer Flechten daran, die größeren Stücke in der Mitte und die kleineren an dem mit dem Zweige verbundenen Teile. Hier und da wird eine hübsche Feder hineingeschoben oder an die äußersten Seiten befestigt, wobei der Schaft immer so gestellt wird, daß die Feder frei von der Oberfläche hervorragt."

„Ein noch merkwürdigeres Beispiel von künstlerischer Technik bieten die berühmten australischen Laubenvögel. Die Männchen dieser Art führen zur Paarungszeit Tänze vor dem Weibchen auf, um deren Gunst zu gewinnen. Als Tanzlokal aber erbauen sie eigene Lauben auf der Erde von verhältnismäßig großem Umfang .... Sie werden von den verschiedenen Arten in verschiedener Weise auf das geschmackvollste verziert[1])."

---

[1]) Nach neueren Berichten arbeiten die Männchen und die Weibchen gemeinsam an den Lauben. K.

Darwin berichtet nach Gould über verschiedene Arten von Laubenschmuck, und schließt mit der Bemerkung:

„Mr. Gould durfte mit vollem Recht sagen, daß diese in hohem Grade verzierten Versammlungshallen als die wunderbarsten Beispiele von Vogelarchitektur betrachtet werden müssen, die bis jetzt entdeckt sind." (Abstammung des Menschen usw. II., S. 104.)

Die Lauben, die von Vögeln anderer Weltteile zu künstlerischen Zwecken errichtet werden, sind, mit den australischen verglichen, sehr einfacher Natur. So wird vom Männchen unseres Zaunkönigs berichtet:

„Es scheint an seiner Kunst großen Gefallen zu finden, denn außer dem Brutnest baut es häufig noch eine Anzahl sogenannter Spielnester, die meist nur aus grünem Moose errichtet werden und dann besonders reizend sind." (F. v. Lucanus, Vom Nestbau der Vögel. Voss. Zeitung 14. Juni 1924.)

Im Anschluß an den oben zitierten Satz Darwins über die Laubenvögel, der auch heute noch gilt, bemerkte ich:

„Diese kleinen gefiederten Architekten dürfte man wohl Künstler der Tierwelt nennen, aber solche schwache Anfänge können ebensowenig den Satz umstoßen, daß die Technik es ist, durch die sich der Mensch, so wie in anderen Beziehungen, so auch in bezug auf die Kunst vom Tiere unterscheidet, als der Umstand, daß Affen Steine zum Aufschlagen von Nüssen benützen, den Satz umstößt, daß der Mensch, im Unterschied von anderen Tieren ein werkzeugmachendes Tier sei."

Ich komme dann auf die Musik bei Tieren und Menschen zu sprechen:

„Verschiedene Affenarten besitzen kräftige Stimmorgane, mit denen sie zu ihrem Vergnügen stundenlang Konzerte aufführen. So verschiedene Gibbonarten, der Brüllaffe, vielleicht auch der Gorilla und Orang-Utan, bei denen das Männchen mit einem Kehlsacke versehen ist und sich einer furchtbaren Stimme erfreut. Die von diesen Affenarten aufgeführten Konzerte entstammen jedenfalls dem Vergnügen an der Musik, vielleicht dienen sie zur Bezauberung der Weibchen. Für menschliche Ohren bringt diese Musik in den meisten Fällen freilich eine schauderhafte Wirkung hervor, mit Ausnahme der Gesänge, wenn man so sagen darf, des Hylobates agilis, einer Gibbonart, der ‚das Vermögen besitzt, eine vollständige und korrekte Oktave musikalischer Noten hervorzubringen', wie Darwin in seinem Buche über „Die Abstammung des Menschen", (II., S. 257) sagt."

Die Beobachtungen darüber, die Darwin an einer anderen Stelle seines Buches (II., S. 310) mitteilt, beziehen sich, wie er bedauernd sagt, bloß auf gefangene Exemplare. Man hat seitdem musikalische Gibbons auch in der Natur belauscht:

„Unter den Gibbons ist besonders der Siamang auf Sumatra erwähnenswert, dessen Männchen Laute hervorbringen, die man direkt als Gesang bezeichnen kann; er reiht eine Folge von Tönen aneinander, die eine chromatische Tonleiter von elf Tönen darstellt, die herauf- und heruntergesungen wird, und die mit melodischem Klang weithin den Wald erfüllt. Vom Siamang schreibt z. B. Selenka: ‚Einige alte Männchen beginnen den Reigengesang in vereinzelten, sehr tiefen, glockenähnlichen Tönen, dann setzen die Weibchen und jüngeren Tiere ein mit einem regelrechten, schmetternden, hohen juchzer, juhhh, dem sich ein überlautes,

hochtöniges Gelächter anschließt, in immer leiseren Tönen verklingend." (Doflein, Tierleben S. 444.)

Ueber das Musikleben der Affen berichtet Alverdes:

„In einem echten Chorkonzert lassen viele Affen ihre Stimmen ertönen. So sind die Lautäußerungen der Brüllaffen nicht etwa ein chaotisches Geheul; vielmehr halten die Tiere dabei geradezu gewisse Regeln ein (Brehm). Der Leitaffe, ein altes Männchen, ist der Vorsänger (die Brasilianer nennen ihn deshalb den ‚Kaplan'); er beginnt mit kurzen Tönen, um dann seine Stimme zum vollen Orgelton zu erheben. Die übrigen Mitglieder der Herde fallen später mit kurzen Strophen ein, halten sich aber immer als Begleitstimmen mehr zurück. Zu Zeiten schweigt die ganze Gesellschaft, dann wieder beginnt der Vorsänger und das Konzert nimmt seinen Fortgang."

„Beim freilebenden Schimpansen intoniert ein altes Männchen in tiefem Baß, hierauf setzt der ganze Trupp ein; die Töne schwellen zu gewaltiger Stärke an, um dann allmählich stufenweise abzufallen, bis das Konzert in den Rufen einzelner Tiere verhallt." (Tiersoziologie, S. 107, 108.)

In meiner Artikelserie von 1884 fahre ich nach Erwähnung der musikalischen Gibbons folgendermaßen fort:

„Es gibt also musikalische Affen, und die Annahme, der tierische Ahne des Menschen sei auch mit musikalischem Vermögen begabt gewesen, ist keineswegs eine absurde. Darwin nimmt in der Tat an, der Urzeuger des Menschen habe singen können und die Sprache habe sich aus dem Gesang entwickelt, eine Ansicht, auf die wir hier nicht näher eingehen können, die aber durch schlagende Gründe bekräftigt wird und alle Wahrscheinlichkeit für sich hat. Es ist vielleicht nicht ohne Zusammenhang damit, daß die Dichtung in gebundener Sprache der in ungebundener vorausging. Die rhythmische Dichtung war früher als die prosaische[1])."

„Damit stimmt sehr gut überein, daß wir bei allen Wilden musikalische Fähigkeiten und Sinn für Musik finden. Wenn man das Kriegsgeschrei, das Johlen bei Gelagen und Tänzen zu den musikalischen Leistungen der Wilden rechnet, dann kann man freilich dazu kommen, diese Leistungen mit denen der Brüllaffen auf eine Stufe zu stellen. Aber die Naturmenschen haben auch musikalische Leistungen höherer Art aufzuweisen. Melodische Lieder finden wir bei den Australiern, den Eskimos, den Polynesiern, den Indochinesen und Malaien, namentlich aber unter den Eingeborenen Südamerikas, von denen nach d'Orbigny jeder ein geborener Musiker sein soll..... Nicht das Talent, nicht die Empfindung, die Technik fehlt den Naturmenschen . . . . .

„Noch unentwickelter ist natürlich bei den Wilden die Instrumentalmusik, die ja so sehr von dem Stande der Technik abhängt. So wie man

---

[1]) Mit dieser Annahme Darwins ist nicht unvereinbar die Hypothese Noirés, der der Ansicht ist, die Sprache habe sich im Zusammenhang mit der gemeinsamen Arbeit gebildet.

„Sprache und Arbeit stehen in einem unlöslichen Zusammenhang, in einer keinen Moment unterbrochenen Wechselwirkung . . . . . In jenen ältesten Zeiten war die Gemeinsamkeit noch alles. Nur der gemeinsame Laut hatte die Fähigkeit, Sprachlaut, d. h. gemeinverständlich zu werden. Nicht minder notwendig war die Gemeinsamkeit der Tätigkeit.' (Noiré, Das Werkzeug und seine Bedeutung für die Entwicklungsgeschichte der Menschheit. Mainz 1880, S. 4, 5.)

im Stein und Stock des Affen die Anfänge des Werkzeugs, in den Hochzeitsgärten der australischen Laubenvögel die Anfänge der Technik in der bildenden Kunst sehen mag, so kann man auch in der Tierwelt bereits Anfänge von Instrumentalmusik aufweisen. Savage berichtet, daß sich öfter Herden des schwarzen Schimpansen zusammentun, um eine Art Konzert aufzuführen, indem sie mit Stöcken auf hohle, widerhallende Bäume schlagen. Die Trommel war also das erste musikalische Instrument. Wir finden sie bei vielen Wilden verbreitet, in der einfachsten Form bei den Australiern, wo die Frau auf ein Kängeruhfell trommelt, das sie über ihre Schenkel spannt."

Nach Livingstone verbinden die Schimpansen sogar Vokal- und Instrumentalmusik miteinander. Er berichtet:

„Sie versammeln sich und trommeln — die Eingeborenen sagen, es geschehe auf hohlen Bäumen — dann stoßen alle zusammen ein Geheul aus, das die Eingeborenen in ihrer primitiven Musik sehr gut nachahmen." (Zitiert bei Espinas, Sociétés animales, S. 500; „Die tierischen Gesellschaften", S. 481.)

Wie hoch wir auch die Keime künstlerischen Produzierens in der Tierwelt veranschlagen mögen, sie kommen über bloßen Expressionismus nicht hinaus, über das Streben, durch Zusammenstellung bestimmter Farben, Formen, Töne lebhafte Empfindungen in uns zu erregen, ohne die geringste Anforderung an den Verstand sei es des Künstlers oder des Publikums.

Das menschliche Können kam jedoch frühzeitig über dieses tierische Lallen hinaus, das uns heute als der Kunst letzter Schluß angepriesen wird und das doch, mit modernen Kunstmitteln betrieben, bar jeder ursprünglichen Naivität, nur an die Künste einer alten Kokette erinnert, die sich auf den unerfahrenen Backfisch hinausspielt, damit aber bloß Toren täuscht.

Die bildende Kunst, die anfangs der Natur nur einzelne Farbflecken und Linien entlehnte und sie nachahmte, lernte über das Ornament hinaus Linien und Farben zu vereinigen zur Gestaltung ganzer der Natur abgelauschten Figuren und Vereinigungen von Figuren. Und die Entwicklung der Sprache gestattete auch, den Rhythmus über bloße Musik hinaus zu künstlerischer Darstellung von erlebten Vorgängen zu benützen.

Ob das Tier schon Phantasie hat, wissen wir nicht. Seine Ausdrucksmittel sind zu gering, uns einen Einblick in ein eventuelles Wirken von Phantasie in ihm zu ermöglichen. Aber es ist keineswegs ausgeschlossen, daß das höhere Tier schon Ansätze von Phantasie besitzt, angesichts des üppigen Wachstums, das sie bereits bei den niedrigsten Menschen erreicht und das in ihren Kollektivvorstellungen einen oft so bizarren Ausdruck findet.

Am schrankenlosesten kann sie sich entwickeln auf den Gebieten künstlerischen Schaffens, die allerdings mit denen der Kollektivvorstellungen leicht zusammenfließen. Der primitive Mensch hält die Gebilde seiner Phantasie leicht für die Wirklichkeit und ist dabei stets geneigt, durch seine Phantasie die Wirklichkeit maß-

los zu übertreiben und ihre Elemente in höchst grotesker Weise anders zu gruppieren.

Doch darf man nicht etwa glauben, am überschwenglichsten habe die Phantasie beim Urmenschen gewaltet und durch den Fortschritt der Intelligenz werde sie immer mehr gezügelt. Wir müssen annehmen, der Urmensch sei ebenso nüchtern gewesen wie das Tier. Was er an Phantasie produzierte, kann nur gering gewesen sein. Erst die Erweiterung seines Gesichtskreises durch seine Technik und seine Intelligenz befruchtete seine Phantasie und ließ sie eine lange Zeit hindurch rascher emporschießen als seine Erkenntnis der Wirklichkeit. Wenn man die religiösen Vorstellungen der Naturmenschen mit denen hochkultivierter Völker, wie denen solcher Juden oder Christen vergleicht, die alle Legenden ihrer Religion ernst nehmen, dann findet man, daß die Vorstellungen der Naturmenschen weit einfacher, natürlicher, weniger grotesk sind, als viele der Zivilisation.

Auch die Höhlenmalereien und Skulpturen aus der Steinzeit sind viel einfacher und naturalistischer als die fratzenhaften Götzenbilder etwa der Hindus.

Es dauert lange, bis es dem kritischen Verstand gelingt, die schrankenlose Phantasie zu überholen und sie in seinen Dienst zu stellen, wo sie nützlich wirken kann, ja unentbehrlich ist für den wissenschaftlichen Fortschritt. Doch gibt es immer noch Individuen, die das Bändigen der Phantasie durch den kritischen Verstand bedauern, und es kommen immer wieder Zeiten, die so voll Elend und Verzweiflung sind, daß weite Kreise die Erlösung von der schrecklichen Wirklichkeit nur in ungezügelter Phantasie suchen.

Auch augenblicklich sind wir in einem solchen Stadium begriffen, wo Okkultismus, Expressionismus, Kubismus die richtige Ergänzung bilden zum Kannibalismus des Weltkrieges, der in den verschiedensten Sorten von Terrorismus seine Fortsetzung findet.[1])

---

[1]) Im Aprilheft 1925 von „Velhagen & Klasings Monatsheften", (XXXIX. Bd.) veröffentlicht Professor W a l t h e r B o m b e einen Artikel zum Lobe des Malers Lorenz Bösken. Da heißt es:

„Unsere Künstler haben nacheinander alles aufgelöst, die Linie, die farbige Fläche, die Form, die malerische Schönheit, den Rhythmus, die Bewegung. Sie haben gelernt, die Natur als Quelle der künstlerischen Anschauung z u h a s s e n und in ihr ein Hemmnis beim Schaffen zu sehen, sie haben die naturhafte Form vergewaltigt und der naturhaften Farbe den Krieg erklärt . . . .

„Vom Impressionismus, der sich sein Weltbild aus den Beziehungen zu den Dingen, die uns umgeben, formt, und der das relative (auf die Umwelt bezogene) Sein schildert, der das von der Umwelt abhängige Sein schildert, sind wir zum Expressionismus gelangt, der das von der Umwelt unabhängige Sein gestaltet. Der Naturalismus war, wie der Impressionis-

Sobald die Fähigkeit im Menschen aufkommt, künstlerisch zu produzieren, macht er davon reichlichen Gebrauch.

In seinem Buche über „Arbeit und Rhythmus" weist Prof. K. Bücher auf die Mühe hin, die den Wilden die Herstellung der meisten ihrer Produkte verursacht, angesichts der Mangelhaftigkeit ihrer Technik:

„In einem seltsamen Gegensatze zu diesen Betrachtungen steht die unleugbare Tatsache, daß diese Völker so außerordentlich viel, nach unserem Empfinden durchaus überflüssige Arbeit verrichten. Es ist wohl kaum zu viel gesagt, wenn man behauptet hat, daß kein Lebensbedürfnis von ihnen eine solche Menge langwieriger Arbeitsverrichtungen erfordert, wie das Bedürfnis des Schmuckes: Das Ordnen des Haares, die Bemalung des Körpers, das Tätowieren, die Anfertigung zahlreicher Nichtigkeiten, mit denen sie die Gliedmaßen verzieren.

Und dieselbe Neigung zu künstlerischer Ausgestaltung und Ausschmückung betätigen sie bei der Anfertigung fast aller Gegenstände dauernden Gebrauches." (5. Aufl., S. 14.)

Dazu gesellt sich die Neigung, jegliches Tun mit Gesang zu begleiten. Das paßt sehr gut zu der Auffassung, daß das Sprechen ursprünglich ein Singen war und die Anfänge der Sprache aus der Notwendigkeit entsprossen, sich bei gemeinsamer Arbeit miteinander zu verständigen.

---

mus, die Folgeerscheinung einer vorwiegend naturwissenschaftlich interessierten Zeit . . . . . . Wenn der Impressionismus und der Naturalismus im Grunde nur Folgeerscheinungen einer rein materialistisch und naturwissenschaftlich sich auslebenden Zeit gewesen sind, deren künstlerischer Ehrgeiz sich in der Wiedergabe der Oberfläche aller Dinge der Sichtbarkeit erschöpft, so verkündete der Expressionismus als ein neues Dogma das, was die Philosophie seit Kant erarbeitet hat, das Betonen des Geistigen, den kategorischen Imperativ, die Welt nach anderen Gesetzen zu formen als denen des Sehens. Der Expressionismus verwirft die besonderen Errungenschaften des Impressionismus, er will nicht mehr den bloßen Netzhaut-Eindruck, sondern das Innerliche, das Geistige, das im höheren Sinne Wahre der Dinge unserer Umwelt wiedergeben. Er will die naturhafte Form entmaterialisieren, er betont die Wirkungsform an Stelle der Daseinsform, mit deren ausschließlicher Wiedergabe die Eindruckskunst sich begnügt hatte. Er will nicht mehr das rasch vorüberhuschende des ersten Eindrucks der Wirklichkeit, sondern das Ewige, das Wahre, das Geistige erfassen." (S. 145/148.)

Der expressionistische Maler will also nicht den „bloßen Netzhaut-Eindruck" der Dinge wiedergeben. Aber was kann er uns anderes produzieren als Bilder, also „bloße Netzhaut-Eindrücke"?

Und was will er in seinen Bildern darstellen? „Das Ewige, das Wahre, das Geistige", „das von der Umwelt unabhängige Sein". Aber was finden wir auf den Bildern der Expressionisten? Ebenso wie auf denen der Impressionisten und Naturalisten Menschen, Pferde, Hunde, Bäume, Häuser usw., also die Umwelt. Etwas anderes läßt sich eben vom Maler nicht darstellen, als das, was er sieht.

Freilich, sie werden von den Expressionisten anders dargestellt als von ihren Vorgängern. Aber besteht das „Ewige, Wahre, das Geistige",

Im Anfange war jeder ebensosehr produzierender Künstler wie Genießer der Schönheit der Kunstprodukte. Indes, bei aller Gleichheit der Lebensbedingungen finden sich doch schon beim Tier und sicher mehr noch bereits beim Menschen gewisse Unterschiede in der individuellen Begabung. Sie wachsen, je komplizierter die Beschäftigungen der Menschen werden, je mannigfacher ihr Tun.

Manche kommen dahin, ihre Genossen an Kunstfertigkeit und schöpferischer Begabung zu überragen, es bildet sich der Unterschied aus zwischen dem schaffenden Künstler und seinem genießenden Publikum.

Das Genießen des Schönen ist nicht notwendigerweise ein sozialer Akt. Gesellschaft kann dabei oft störend empfunden werden. Ein Sonnenaufgang wirkt auf uns ganz anders, wenn wir ihn allein oder bloß mit einem vertrauten gleichgesinnten Freund auf einem einsamen Bergesgipfel erleben als etwa auf dem Rigi, wo Hunderte fader Schwätzer und Schwätzerinnen um uns herum schnattern. Auch wenn man vor der Sixtinischen Madonna steht, verwünscht man alle die Dresdner Philister und englischen Globetrotter, die sich neben uns ihre Bemerkungen zuflüstern oder aus dem Baedeker vorlesen.

Der Künstler dagegen schafft das Schöne nie für sich, sondern stets für andere, die dessen Schönheit empfinden sollen. Wird er nicht anerkannt, so tröstet er sich nicht damit, daß die Schönheit ihren Lohn in sich trage, sondern nur damit, daß er zu gut sei für seine Zeit, daß die Nachwelt aber ihn verstehen werde. Im Ge-

---

„das von der Welt unabhängige Sein" der Umwelt darin, daß die Bäume violett sind statt grün, daß die Fabrikschornsteine schief stehen, die Pferde drei Beine haben, den Menschen die Arme aus dem Bauche herauswachsen? Denn das sind die „bloßen Netzhaut-Eindrücke", in denen uns die neue Kunst das „Innerliche und Geistige, das in höherem Sinn Wahre der Dinge unserer Umwelt" wiedergibt.

In einem müssen wir Professor Bombe jedoch zustimmen: Diese Kunst ist kein Zufall, sie hängt mit der Geistesverfassung unseres ganzen Zeitalters zusammen, ist aus denselben Zuständen, wie sie geboren, die auf allen Gebieten zum Mystizismus, zur Abkehr von der „Natur", das heißt, der Wirklichkeit drängt. Die Ablehnung des Materialismus, manche Formen von Neukantianismus hängen damit zusammen.

Doch hätte Kant selbst nur ein Hohngelächter für die Forderung übrig gehabt, die Malerei solle das von der Netzhaut nicht erfaßbare, das Unsichtbare der Dinge darstellen, nicht Erscheinungen, sondern Dinge an sich.

Die Kunst wird stets nur Erscheinungen wiedergeben können. Durch Verzerrung der von der Netzhaut erfaßten „Oberfläche der Dinge" wird sie nicht innerlicher und geistiger, auch dann nicht, wenn die Verzerrung nicht dem Beobachten der Umwelt, sondern der persönlichen Laune des Künstlers entspringt. Die Erinnerung an die Umwelt wird er nie los, mag er sie noch so sehr als rohen Materialismus hassen und verachten.

gensatz zum Genießen des Schönen ist das Produzieren des Schönen ein eminent sozialer Vorgang insofern, als es nur für die Gesellschaft stattfindet, wenn auch während der Schöpfung selbst der Künstler in der Regel der Einsamkeit bedarf.

Kant hat diesen Unterschied bereits bemerkt, aber anders gefaßt, als dies hier geschieht. Er unterscheidet das „empirische Interesse am Schönen" von dem „intellektuellen Interesse" daran. Als das erstere betrachtet er jenes, wobei sich das ästhetische Wohlgefallen mit einer Neigung verbindet, „die der menschlichen Natur eigen ist", während bei dem Interesse der zweiten Art zu dem Wohlgefallen am Schönen noch „etwas Intellektuelles" hinzukommt, „als Eigenschaft des Willens, a priori durch Vernunft bestimmt werden zu können".

Bei den Beispielen, die er für beide Arten von Interesse am Schönen gibt, zeigt sichs aber, daß die einen dem Gebiete der Produktion von Schönem, die anderen dem des Genusses des Schönen entnommen sind:

„Empirisch interessiert das Schöne nur in der Gesellschaft.... Für sich allein würde ein verlassener Mensch auf einer wüsten Insel weder seine Hütte noch sich selbst ausputzen oder Blumen aufsuchen, um sich damit auszuschmücken, sondern nur in Gesellschaft kommt es ihm ein, nicht bloß Mensch, sondern auch nach seiner Art ein feiner Mensch zu sein (Der Anfang der Zivilisierung)." (Kritik d. Urteilskraft, § 41.)

„Der, welcher einsam (und ohne Absicht, seine Bemerkungen anderen mitteilen zu wollen) die schöne Gestalt einer wilden Blume, eines Vogels, eines Insekts usw. betrachtet, um sie zu bewundern, zu lieben und sie überhaupt nicht gern in der Natur vermissen zu wollen, ob ihm gleich dadurch einiger Schaden geschähe, viel weniger ein Nutzen daraus für ihn hervorleuchtet, nimmt ein unmittelbares, und zwar intellektuelles Interesse an der Schönheit der Natur." (§ 42.)

Die Kantsche Erklärung des Unterschiedes ist sicher weit philosophischer als die meine, aber auch weiter hergeholt. Ich bleibe daher bei der meinen.

Sowie der Genuß des Schönen nicht immer, dagegen das Produzieren des Schönen stets sozialer Natur ist, so wird auch der Begriff des Schönen nicht ausschließlich durch die gesellschaftlichen Verhältnisse bedingt, wohl aber ist der Künstler ganz von ihnen abhängig.

Nicht nur, daß auf sein geistiges Wesen wie auf das jedes Mitgliedes der Gesellschaft diese bestimmend einwirkt, sondern auch sein Erfolg hängt ganz von der jeweiligen Geschmacksrichtung der Gesellschaft ab. Und es ist eine Illusion, wenn er sich über mangelnden Erfolg der Gegenwart durch die Aussicht auf die Nachwelt tröstet. In der Wissenschaft und der Technik kann manche Leistung, die von der Mitwelt verkannt wird, von späteren, mit höherem Wissen begabten Generationen richtig gewürdigt werden. Doch dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze, und Schöpfungen der Dichtung und der bildenden Künste, die zur Zeit

ihres Entstehens nicht Beifall fanden, haben geringe Aussicht, späteren Zeiten überliefert zu werden und zu Gesicht zu kommen. An Kunstwerken bewahrt jede Generation nur jene auf, die ihr Gefallen erregen. Andere verschwinden bald, wenn man sie überhaupt aufkommen läßt.

Ein Denker, der zur Zeit seines Lebens wenig beachtet wurde, kann später zu Ehren kommen, wie etwa ein Lamarck oder ein Schopenhauer. Auch Marx wurde erst nach seinem Tode von weiteren Kreisen voll gewürdigt.

Alle diejenigen dagegen, die wir heute als große Künstler der Vorzeit anerkennen, haben schon zur Zeit ihres Lebens große Wirkungen geübt, wenn sie nicht etwa so blutjung starben, wie z. B. Georg Büchner. Sie konnten Neider und Feinde finden, mißhandelt, von Not gepeinigt werden, wie lange Zeit Schiller, stets Lessing, aber gewirkt haben sie trotzdem gewaltig schon auf ihre Zeitgenossen.

Die jeweilige Gesellschaft liefert dem Künstler die künstlerische Technik seiner Zeit; der gesellschaftliche Geschmack übt seine Auslese unter Künstlern und Kunstwerken und verurteilt die einen zum Untergang für immer und die anderen zur Erhaltung und damit auch zur Ueberlieferung an die Nachwelt, die ihrerseits mit geändertem Geschmack erneute Auslese hält und manches ablehnt, was der Vorzeit gefiel.

Die jeweilige Gesellschaft setzt aber auch dem Künstler besondere Zwecke, denen er zu dienen hat.

Wohl ist es das Kennzeichen des Schönen, daß es um seiner selbst willen Wohlgefallen erregt. Das hindert jedoch nicht, daß es mit bestimmten Zwecken kombiniert werden kann, daß man die Annehmlichkeiten der Zweckmäßigkeit durch die Freude an dem Schönen noch vermehrt.

Manche Kunst ist von vornherein mit dem Bedürfnis nach Zweckmäßigkeit aufs engste verbunden, so die Architektur. Außer bei der Beschaffung der Wohnung ist auch bei der von Hausgeräten und Kleidern das ästhetische Moment schon beim Urmenschen fast ebenso wichtig wie das der Zweckmäßigkeit. Der Naturmensch kann kein Ding zur Befriedigung seiner Bedürfnisse produzieren, das er nicht auch zu verzieren sucht.

Andererseits liegt es nahe, die Macht der Schönheit dazu auszunutzen, um besonderen Tendenzen und Bestrebungen größere Kraft zu verleihen, als sie sonst besäßen.

Bekannt ist die Erzählung von dem Dichter Tyrtäus, dessen Kriegslieder die Spartaner so begeistert haben sollen, daß sie den Krieg gegen die Messenier gewannen, der vor Tyrtäus Auftreten sehr ungünstig für sie stand.

Das mag bloße Sage sein. Daß aber die Musik in der Kriegführung eine große Rolle spielt, steht fest. Sie wirkt nicht bloß anfeuernd, sie fördert auch die Zusammenfassung und Diszipli-

nierung der Massen zu einheitlichem Vorgehen in gleichem Rhythmus.

Aus dem gleichen Grunde wird sie früh schon ein gewaltiges Förderungsmittel der Arbeit, besonders der Gemeinschaftsarbeit, solange nicht die Maschine deren Tempo bestimmt. Ausführlich handelt davon Karl Bücher in seinem schon erwähnten Buch über „Arbeit und Rhythmus".

So zwecklos also die Schönheit ist, so gilt nicht das gleiche von der Produzierung der Schönheit, von der Kunst.

Wohl lieben wir die Schönheit um ihrer selbst willen, aber der Künstler ist ein Mensch wie alle anderen, und als solcher verfolgt er bei seinem Tun stets bestimmte Zwecke, die nicht bloß in der Produzierung von Schönheit um ihrer selbst willen zu bestehen brauchen. Er vermag die Kraft, die ihm die Beherrschung der künstlerischen Technik verleiht, den verschiedensten Zwecken dienstbar zu machen, die ihn gerade erfüllen.

„Ist der Künstler in Beziehung auf seine Zwecke durch die Gesellschaft, in der er lebt, bedingt, so steht ihm andererseits die Wahl unter allen den Zwecken frei, die seine Gesellschaft bewegen. Es wird kaum einen menschlichen Zweck geben, der für künstlerische Behandlung untauglich wäre. Der Künstler kann ebenso der Lüsternheit dienen wie der Religion, der Politik wie der Liebessehnsucht, dem Kampfe wie behaglichem Genießen, dem Triumph wie dem Entsagen usw." (Kautsky, Vermehrung und Entwicklung, S. 136.)

Aus der Freude am Schönen geboren, kann die Kunst sogar dahin gelangen, das Häßliche darzustellen. Einmal zu dem Zweck, das Schöne durch den Kontrast in helleres Licht zu setzen, dann aber auch dazu, Abscheu gegen das Häßliche hervorzurufen, das uns in der Wirklichkeit entgegentritt, und so zu dessen Beseitigung aufzufordern.

Doch kann die Häßlichkeit nur dort ein Objekt der Kunst werden, wo deren Gestalten komplizierter sind und wo sie die Möglichkeit geben, Begriffe und Ideen zur Darstellung zu bringen oder doch anzudeuten. Wo dies nicht der Fall, kann die Kunst nur nach der Darstellung von Schönem streben, wie in der Musik oder der Architektur.

Drittes Kapitel.

Kunst und Oekonomie.

Mit dem Charakter der Gesellschaft wechseln die Zwecke, die sie dem Künstler und die er sich selbst setzt. Hauptzweck der Kunst bleibt aber unter allen Umständen die Verringerung der Monotonie des Lebens, das durch sie farbenreicher und abwechslungsreicher gestaltet werden soll; Verringerung der Monotonie der Arbeit oder der Monotonie des Nichtstuns. Auf die Beein-

flussung der Arbeit durch die Kunst haben wir schon hingewiesen.

Der Fortschritt der Technik, der es erlaubt, dasselbe Produkt mit einem verminderten Aufwand von Arbeit zu erlangen, schafft dem Menschen vermehrte Muße — wenigstens so lange, als es keine Klassen und keine Ausbeutung gibt. Der Mensch kann diese Mußezeit in trägem Faulenzen auf der Bärenhaut verbringen, aber das befriedigt regere Naturen nicht, die ohne Beschäftigung nicht existieren können. Das Schaffen sowie das Genießen des Schönen sind souveräne Mittel, die Zeit der Muße in befriedigender Weise auszufüllen. Kunst und Muße sind eng miteinander verbunden.

Doch gibt es noch andere Methoden, die Mußestunden angenehm zu verbringen. So vor allem das Spiel, das denn auch häufig mit der Kunst in Verbindung gebracht wird. Man betrachtet diese als eine Art Spiel. Schiller z. B. leitet die Kunst aus dem Spiel ab.

Im 15. seiner Briefe „über die ästhetische Erziehung des Menschen", sagt er: „Die Schönheit ist das . . . Objekt . . . des Spieltriebes". „Man wird niemals irren, wenn man das Schönheitsideal eines Menschen auf dem nämlichen Wege sucht, auf dem er seinen Spieltrieb befriedigt." Schiller geht so weit, zu sagen: „Der Mensch spielt nur, wo er in voller Bedeutung des Wortes Mensch ist, und er ist nur da ganz Mensch, wo er spielt."[1])

Die Schönheit wie das Spiel stimmen darin überein, daß man sich an ihnen um ihrer selbst willen erfreut, daß sie an sich zwecklos sind, so daß man ihnen bloß huldigen kann in den Pausen, in denen nicht Zwecke der Lebenserhaltung den Menschen in Anspruch nehmen. Aber die meisten Künste bringen Produkte hervor, die den Moment der Produktion überleben, was beim Spiel nicht der Fall ist. Bloß die darstellenden Künstler, Musiker und Schauspieler, liefern Produktionen, die, wie die des Spieles, mit der Tätigkeit der dabei Beschäftigten ihr Ende nehmen. Bei diesen Künsten spricht man denn auch von einem Spielen.

Und doch sind ihre Darstellungen kein Spiel. Sie sind streng an die Schöpfungen anderer Künstler gebunden, der Komponisten und Dramatiker, und sie müssen ihr Spiel sorgfältig einstudieren und vielfach erproben, ehe sie damit an die Oeffentlichkeit gehen.

Und jede Kunst, wie immer sie beschaffen sein mag, sie erwartet stets bei denjenigen, die sie genießen, eine tiefergehende Wirkung. Trotz des Schillerschen Wortes, daß das Leben ernst ist, heiter dagegen die Kunst, können ihre Wirkungen oft sehr

---

[1]) Von Schiller selbst unterstrichen. K.

ernst sein. Heiter dagegen ist stets das Spiel — soweit es als solches betrieben wird, nicht als Mittel, Geld oder Ruhm zu erwerben.

Mit dem Ausmaße an Muße in der Gesellschaft hängt das Ausmaß an Kunst in ihr eng zusammen. Das zeigt sich schon in primitiven Zuständen.

Wir haben oben gesagt, daß der technische Fortschritt dem Menschen vermehrte Muße brachte. Das ist nicht ganz genau gewesen. Bloß dem Manne brachte er zunächst vermehrte Muße. Der Frau dagegen vermehrte Arbeit.

Wie wir schon bemerkten, geht der technische Fortschritt auf dem Gebiete der weiblichen Arbeit zunächst rascher vor sich als auf dem Gebiete der männlichen. Das bedeutet aber eine Vermehrung der Arbeitslast der Frau. Nur der Mann gewinnt in der Vorzeit durch den Fortschritt mehr Muße. Er lebt also auf Kosten der Frau, die er ausbeutet.

Dem entspricht auch die Art des Fortschrittes der Kunst.

So weit sie mit der Arbeit zusammenhängt, wird sie vornehmlich von der Frau weiterentwickelt. In seinem schon erwähnten Buche über Arbeit und Rhythmus handelt Bücher davon in einem eigenen Kapitel über „Frauenarbeit und Frauendichtung". Die Arbeitslieder sind meistens Frauenlieder. Neben der Arbeit die wichtigsten Ereignisse in ihrem Leben sind Eheschließungen, Geburten, Sterbefälle. Der Hochzeitsgesang, das Wiegenlied, die Totenklage, gehören neben dem Arbeitslied zu ihren Spezialitäten. Das Männerlied dagegen tritt sehr zurück.

„Ja es scheinen unter den Naturvölkern Stämme vorzukommen, bei denen es überhaupt nur von Frauen ersonnene Gesänge gibt. So bemerkt der (ungenannte) Herausgeber einer Sammlung von Liedern und Sangesweisen der Wanyamwesi in Ostafrika: ‚Um von den dichtenden Personen zu reden, so ist zuerst das eine zu sagen, daß nicht die Männer die Dichter sind, sondern die Frauen, und daß es für sie beinahe eine Art Vorbestimmung ist, daß sie dichten müssen. Ihre Lieder sind zum großen Teil Augenblickskinder, die zur Zeit ihrer Entstehung von allen gesungen werden, dann aber vergessen worden sind . . . . . Nur die sind Gemeingut geworden, die bei Hochzeitsfeiern oder bei der Arbeit immer gesungen worden sind'." . . . . .

„Vieles spricht dafür, daß diese weibliche Richtung der Volkspoesie unmittelbar an den Arbeitsgesang anknüpft und in ihm fortgesetzt ihren Mittelpunkt behält." (Arbeit und Rhythmus, 5. Auflage, S. 438, 439.)

Wie die Musik und die Poesie hängt auch die bildende Kunst der Frau jener Zeiten mit ihren Arbeiten zusammen, soweit sie Dauerndes schafft. Bei allem, was sie fabriziert, sieht sie nicht bloß auf Zweckmäßigkeit, sondern auch auf Schönheit, mögen es Produkte der Weberei, der Schneiderei, der Schnitzkunst, der Töpferei sein. Vor allem natürlich schmückt sie sich selbst.

Ihre ganze Kunst kommt in jener Zeit aber über Lyrik und Ornamentik kaum hinaus. Es bleibt ihr lange versagt, zu jener

höheren Kunst emporzusteigen, die als bildende Kunst lebende Wesen, Tiere und Menschen, naturalistisch wiedergibt und als rhythmische Sprachkunst Konflikte der Menschen vorführt.

Die Kunst dieser Art ist Manneskunst schon in der Steinzeit. Das bezeugen ihre Ueberbleibsel in Malerei und Skulptur, die uns erhalten sind. Was sie darstellen, konnte nur von Jägern beobachtet und wiedergegeben werden, und dasselbe findet man bei den primitivsten der noch heute lebenden Völker, z. B. den Naturvölkern Zentralbrasiliens, die v. d. Steinen besuchte.

Von den Schinguindianern sagt er:

„Ihre künstlerischen Motive sind mit einer verblüffenden Einseitigkeit dem Tierreich entlehnt, ja ihre ganze, überraschend reiche Kunst wurzelt in dem Jägerleben." (Unter den Naturvölkern Zentralbrasiliens, S. 194.)

Und die ältesten der Epen, sie berichten auch von Werken der Männer, schildern Krieg und Jagd mit größter Fachkenntnis.

Eine weitere Entwicklung erfährt die Kunst durch das Eintreten der Arbeitsteilung innerhalb der Männerwelt, während bei den Frauen eine solche bis in das vorige Jahrhundert nicht stattfindet. Die Frauen bleiben alle in gleicher Weise auf den Haushalt beschränkt. An der Bildung der Klassen nehmen sie wohl teil, nicht aber an der Bildung der Berufe.

Die letztere führt schließlich dahin, daß die Ausübung einer Kunst ein eigener Beruf wird, während ursprünglich jedes Mitglied der Gesellschaft ein Künstler gewesen war, wenn auch nicht jeder mit gleichem Erfolg.

Die Spaltung der Gesellschaft in Ausbeuter und Ausgebeutete, die Klasseneinteilung, machte dann den berufsmäßigen Künstler abhängig von den Ausbeutern. Je größer das Maß der Ausbeutung, je umfangreicher ihr Luxus, desto bedeutender auch die Mittel, die sie für Zwecke der Kunst verausgaben können.

Künstler von Beruf gab es schon vor der Klassenteilung, z. B. wandernde Sänger. Aber erst die Klassenteilung bietet die Mittel, eine Berufskünstlerschaft in bedeutenderem Umfang auf allen Gebieten der Kunst zu erhalten.

Die Volkskunst lebt daneben noch weiter. Wohl wächst mit der Kraft der Ausbeutung die Arbeitslast, die den Ausgebeuteten auferlegt wird. Aber die große Masse unter ihnen besteht aus Bauern, und die Landwirtschaft ist ein Saisongewerbe, bei dem Perioden größter Arbeitsanspannung mit solchen ausgedehnter Muße abwechseln. Damit bleibt hier die Möglichkeit einer Volkskunst bestehen.

Sie schwindet für die Bauernschaft, sobald sie gezwungen wird, die Pausen zwischen den landwirtschaftlichen Tätigkeiten mit industrieller Erwerbsarbeit, Hausindustrie, Holzfällen usw. auszufüllen. Die Arbeiterschaft der Städte, wo die Arbeit keine Pausen kennt, ist von vornherein nicht in der Lage, eine Volks-

kunst zu entwickeln. Doch vermag sie bis zum Auftreten des Kapitalismus immer noch künstlerisch zu genießen und ihren Geschmack zu bilden, da bis dahin die Ausbeuter den Ertrag ihrer Ausbeutung nur wenig in Produktionsmitteln anlegen, viel mehr dagegen in Genußmitteln, darunter auch künstlerischen Leistungen, Bauten, Prunkgewändern u. dgl., die sie öffentlich zur Schau stellen.

Der Kapitalismus drängt die Ausbeuter, einen großen Teil des Ertrages ihrer Ausbeutung das Kapital zu akkumulieren, einen relativ geringeren Teil für Luxus zu verausgaben. Und diesem frönen sie wenig in der Oeffentlichkeit.

Gleichzeitig trachtet das Kapital danach, die ganze Lebenszeit der Massen, die nicht dem Ersatz ihrer Kraft durch Essen und Schlaf gewidmet werden muß, in Arbeitszeit zu verwandeln.

So werden die arbeitenden Massen im Kapitalismus nicht nur jeder Möglichkeit künstlerischer Produktion beraubt, sondern auch fast jeder Möglichkeit künstlerischen Genießens.

Wohl versteht das Proletariat von einem gewissen Höhepunkt seiner Entwicklung an sich wieder mehr Muße zu verschaffen, aber deren Ausmaß ist bisher nicht sehr bedeutend und muß von ihm fast ganz dazu aufgewendet werden, sich geistig und organisatorisch zu wappnen für den Klassenkampf gegen das Kapital, das unermüdlich danach strebt, das Proletariat immer wieder herabzudrücken.

Da bleibt nur wenig Zeit für Kunstgenuß, so gut wie keine für Kunstübung.

Nicht aus dem Proletariat, wie mancher meint, sondern nur aus der Aufhebung des Proletariats im Sozialismus kann wieder eine neue, hohe Volkskunst erstehen.

Und diese wird wohl wieder mit der Arbeit so eng verbunden sein wie in der grauen Vorzeit.

Bücher zieht aus den „schier endlosen Tatsachenreihen", die er in seinem Werke über „Arbeit und Rhythmus" dem Leser vorführt, den Schluß:

„Eine versunkene Welt ist aus den Fluten der Menschheitsgeschichte aufgetaucht: Die Welt der fröhlichen Arbeit. Der Nationalökonom, der diese Welt zuerst betritt, reibt sich verwundert die Augen, als wäre er durch ein Wunder in das Land der Utopia versetzt, von dem ihm die Staatsromane erzählen. Hier ist die Arbeit keine Last, kein schweres Lebensschicksal, keine Marktware, ihre Organisation kein Ergebnis kalter Kostenberechnung. Und je tiefer er eindringt in diese neuentdeckte Welt, um so mehr wächst sein Staunen. Ueberall Spiel und Lust, Sang und Klang, Geselligkeit und Hilfsbereitschaft — ein wahres ökonomisches Kinderdasein. Und doch entbehrt diese Welt nicht einer sozialen Ordnung, die durch die Sitte gehalten und getragen wohl Jahrtausende hindurch das Leben der Menschen beherrscht. Jene Welt der fröhlichen Arbeit ist bei uns zum größten Teil von der Kultur allmählich überflutet worden wie ein altes Festland vom Ozean." (S. 475, 476.)

Dieser letzte Satz gilt nur dann, wenn wir das Anwachsen der Kultur gleichsetzen mit dem Erstehen der Klassen und ihrer Gegensätze. Diese sind der Faktor, der der fröhlichen Arbeit der Urzeit immer mehr ein Ende gemacht hat.

Doch davon wird später noch ausführlicher zu handeln sein. Hier wollen wir nur Büchers Schilderung der fröhlichen Arbeit festhalten, als Kennzeichnung der natürlichen Veranlagung des Menschen und des Ausgangspunktes der historischen Entwicklung, des a priori, mit dem er in sie eintritt.

Viertes Kapitel.

Der Forschungsdrang im Menschen.

Zu dem Wollen des Menschen, das er von seinen tierischen Vorfahren übernimmt, und mit dem er seine geschichtliche Laufbahn beginnt, gehört neben den Trieben der Selbsterhaltung, der Erhaltung der Art (Fortpflanzung), der Erhaltung der Gesellschaft (Ethik), und dem Bedürfnis nach Schönem auch das Streben nach Erkenntnis.

Ueber die Frage der Erkenntnis haben wir bereits im ersten Teile dieses Buches ausführlich gehandelt. Wir können sie daher, so wichtig sie ist, hier rascher erledigen als die anderen Seiten des dem Menschen angeborenen geistigen Wesens, obwohl das Streben nach Erkenntnis als seine wichtigste Seite gilt, Vernunft und Geist oft identifiziert werden.

Das Streben nach Erkenntnis ist schon dem Tiere gegeben. Es bedarf ihrer dringend, um den Kampf ums Dasein bestehen zu können: Der Erkenntnis der Umwelt, in der es sich bewegt, die es mit Gefahren bedroht, der es die Mittel seines Lebensunterhalts zu entnehmen hat. Nicht minder aber der Erkenntnis seiner selbst, der eigenen Kräfte und Fähigkeiten, die es kennen muß, ehe es sich eine Aufgabe setzt und an ihre Lösung herangeht.

Wie wir schon im Tiere das Verlangen nach dem Schönen, und, wenigstens im sozialen Tiere, das Verlangen nach dem Guten finden, d. h. nach dem Gedeihen der Gesellschaft, der es angehört, so finden wir in ihm auch schon das Verlangen nach Wahrheit.

Wir brauchen uns hier nicht mit der kitzlichen Frage abzuquälen, was die Wahrheit ist, d. h. worin die Erkenntnis der Dinge besteht. Wie immer man diese Frage beantworten mag, nach Wahrheit, nach richtiger Erkenntnis strebt jedes mit Bewußtsein begabte Wesen.

In diesem Drang nach Wahrheit liegt durchaus nichts Verdienstliches, nichts, was den Menschen über das Tier erhebt, er ist eine Lebensnotwendigkeit, denn der Organismus wird sich in der

Welt um so besser behaupten, je mehr seine Erkenntnis der Dinge der Wahrheit nahe kommt, das heißt, je mehr das Bild, das er von den Unterschieden und Zusammenhängen der Dinge gewinnt — das einzige, das er von ihnen erkennen kann — mit ihren wirklichen Unterschieden und Zusammenhängen übereinstimmt, die unabhängig von seinem Erkenntnisvermögen existieren.

Die Praxis ist die Probe auf die Richtigkeit der Erkenntnis, und die Praxis im weitesten Sinne, das tätige Verhalten des Ich gegenüber der Außenwelt, ist die erste Quelle der Erkenntnis, der Umwelt sowohl wie des eigenen Ich, das nicht für sich allein, sondern nur in seiner Betätigung gegenüber der Umwelt zu erkennen ist.

Allerdings liefert die Praxis bloß Erfahrungen, das Material des Wissens. Damit aus ihnen wirkliches Wissen entstehe, müssen die Erfahrungen geprüft, miteinander verglichen, in einem widerspruchslosen Gesamtzusammenhang geordnet werden. So wird denn auch die Wahrheit nicht bloß als Uebereinstimmung des Denkens mit dem Sein, sondern auch als Uebereinstimmung des Denkens mit sich selbst definiert.

Immer aber bildet den Ausgangspunkt des Wissens die Praxis, der Kampf des Ich mit der Umwelt zur Förderung der verschiedenen Zwecke des Ich, die aus seinem angeborenen Wesen und den Anforderungen der Umwelt entspringen. Das Ergebnis der denkenden Verarbeitung der praktischen Erfahrungen befruchtet dann seinerseits wieder die Praxis, so daß das ältere, erfahrenere Individuum in der Regel zweckmäßiger handelt als das jüngere, unerfahrene.

Dabei ist zu unterscheiden zwischen dem Lernen des Individuums aus eigener persönlicher Erfahrung und dem Lernen aus der Erfahrung anderer. Die erstere Art des Lernens ist die eindrucksvollste, aber auch diejenige, die meist das teuerste Lehrgeld kostet, Lehrgeld, entrichtet in Form vergeudeter Kraft, in Gefährdungen und Schädigungen des Organismus. Die zweite Art des Lernens erspart viel Lehrgeld, hinterläßt aber nicht immer gleich nachhaltige und gleich gut begriffene Lehren.

Immerhin, der Drang zum Lernen, der Drang nach Erkenntnis ist in jedem mit Bewußtsein begabten Organismus vorhanden, um so mehr vorhanden, je höher entwickelt sein Bewußtsein.

Das gilt für das Tier ebenso wie für den Menschen. Jedoch wird, wie für die anderen Gebiete des geistigen Wesens, auch für dieses eine große Differenz zwischen Tier und Mensch hervorgebracht durch die technische Entwicklung.

Jedes höher stehende Tier lernt nicht bloß durch eigene persönliche Erfahrungen, sondern auch durch Erfahrungen anderer, zunächst der Eltern oder doch der Mutter, ausnahmweise bloß des Vaters. Bei den sozialen Tieren lernt das Junge von

allen Mitgliedern der Gesellschaft, der es angehört. Doch bleibt dies Lernen stets in engen Grenzen, infolge der Dürftigkeit der Mittel der Verständigung, über die das Tier verfügt.

Erst die artikulierte Sprache des Menschen erlaubt es dem Individuum, seinen Genossen mehr mitzuteilen als bloße Stimmungen, Warnungen, Aufforderungen, Andeutungen von Erscheinungen, die ihm begegnet sind. Erst der Mensch vermag Erscheinungen eingehend zu schildern und die Schilderungen, die er von anderen gehört hat, getreu in allen Einzelheiten wiederzugeben, sie fortzupflanzen von Generation zu Generation, von Stamm zu Stamm. Diese Art der Fortpflanzung von Erfahrungen wird noch ungemein erleichtert und gefördert durch die Erfindung der Schrift.

Schon dadurch wird das Bereich fremder Erfahrungen, die dem Individuum als Lehrstoff zur Verfügung stehen, enorm erweitert, so daß demgegenüber das Bereich der persönlichen Erfahrungen des einzelnen immer winziger wird, da es sich gar nicht oder nur wenig ausdehnt. Es behält freilich stets eine ungeheure Bedeutung für unser Erkennen, denn plastisch, greifbar vorstellen kann man sich nur, was man selbst erfahren hat, und die Erfahrungen der anderen werden um so lebendiger und fruchtbarer für uns, je mehr sie verwandt sind mit Erfahrungen, die wir selbst gemacht haben. Das Wissen des bloßen Buchgelehrten bleibt ein totes, wenn er auf dem Gebiete, das er studiert, keinerlei persönliche, praktische Arbeit geleistet hat. Das gilt auch von jenen Historikern, die sich darauf beschränken, aus ihren Quellen Geschichtsdarstellungen zu kompilieren, Geschichte zu schreiben, ohne jemals den Versuch gemacht zu haben, an der geschichtlichen Bewegung ihrer eigenen Zeit praktisch mitzuwirken.

Von Generation zu Generation wächst der Umfang der menschlichen Erfahrungen, die aufgezeichnet und der Nachwelt überliefert werden. Gleichzeitig entwickeln sich die Mittel des Verkehres, dehnt sich das räumliche Bereich der Erfahrungen aus, die dem einzelnen zugänglich werden.

Und dabei vermehren sich auch die Erfahrungen, die der Mensch zu einer gegebenen Zeit in einer gegebenen Oertlichkeit machen kann. Die Technik verleiht ihm nicht nur größere, stärkere, raschere Organe der Bewegung, sie verschärft auch seine Sinnesorgane in riesenhaftem Maße und erweitert so aufs ungeheuerste den Umfang der unseren Sinnen zugänglichen Welt. Sie ermöglichte es dem Menschen, das Vorkommen eines bestimmten Gases (des Heliums) auf der Sonne feststellen zu können, ehe es auf der Erde gefunden wurde, und Atome zu wägen und zu spalten, die unfaßbar sind.

So ungeheuerlich schwoll die Menge der Erfahrungen der Menschen an, und sie gestalteten sich so mannigfaltig, daß es ganz

unmöglich für ein einzelnes Gehirn wurde, sie alle zu fassen. Hatten ursprünglich, wie beim Tier, alle Menschen derselben Gesellschaft und derselben Generation sowie des gleichen Geschlechts gleich viel gewußt, so bildet sich mit dem Fortschritt der Technik als ihre Folge und dann wiederum als ein Mittel, sie weiter zu entwickeln, die Arbeitsteilung der Berufe, so daß nicht mehr ein einzelner, sondern nur noch die Gesellschaft als Ganzes die Gesamtheit des menschlichen Wissens umfaßt. Und dazu gesellt sich die große Arbeitsteilung zwischen Praktikern und Theoretikern, d. h. die Arbeitsteilung zwischen Menschen, die den größten Teil ihres Lebens der praktischen Befriedigung der menschlichen Bedürfnisse widmen, und Menschen, die den größten Teil des Lebens der Aufgabe widmen, die Fülle der menschlichen Erfahrungen aller Zeiten, Länder, Berufe, ohne Rücksicht auf praktische Verwendbarkeit zusammen zu tragen, zu vergleichen, zu prüfen und zu ordnen und so das ungeordnete und zerstreute Wissen der einzelnen zu einer allgemeinen, systematischen Wissenschaft zu erheben.

Aber nicht nur die Sammlung des vorhandenen Wissens und seine Zusammenfassung in einen widerspruchslosen Zusammenhang wird zur Aufgabe der Wissenschaft, sondern auch das Forschen nach neuem Wissen, nach Aufhellung alles dessen, was uns in der Welt dunkel erscheint.

Neue Erfahrungen, neues Wissen gewinnt das Tier nur als Individuum, das unwissend zur Welt kommt und in seiner Jugend jeden Tag etwas Neues erlernt. Für die Gesamtheit der Individuen einer Art gibt es dagegen bei gleichbleibender natürlicher Umwelt nichts Neues. Was dem heranwachsenden einzelnen neu erscheinen mag, haben seine Voreltern bereits genügend erfahren.

Dasselbe gilt noch in hohem Maße vom Urmenschen. Die Aussprüche Salomonis, Ben Abikas und anderer Weisen, die heute noch gern zitiert werden, daß es nichts Neues unter der Sonne gäbe und alles schon dagewesen sei, gelten für jenes Stadium wirklich noch.

Doch wird ihre Geltung um so fragwürdiger, je rascher die Technik fortschreitet und die Umwelt umgestaltet, wobei sie immer wieder nicht nur bestehende Probleme löst, sondern dabei auch vor neue gestellt wird, die neue Lösungen erheischen, was eine Aufforderung ist, die Umwelt besser als bisher zu erforschen.

Allerdings braucht die Lösung bestimmter Probleme nicht immer sofort neue aufzuwerfen. In solchen Fällen begnügen sich die Menschen gern mit den gefundenen Lösungen und bezeugen nicht das mindeste Bedürfnis, darüber hinaus zu forschen. Nichts irriger, als zu glauben, das Forschen nach Neuem, das Verlangen nach neuen Wahrheiten, sei dem menschlichen Geiste angeboren. Bei keinem der heute noch zu findenden Naturvölker findet man

solchen Forschungsdrang, und auch unter den Völkern, die in der Geschichte auftreten, finden wir viele, die jahrtausendelang auf dem gleichen Niveau verblieben, ohne das geringste Bedürfnis nach neuen Wahrheiten, ohne den geringsten Zweifel an der bestehenden Erkenntnis, die ihnen vollkommen genügt.

Aber wie lange auch ein solches Stadium dauern mag, das uns als Stagnation oder Versteinerung erscheint, früher oder später zeitigt doch jede Lösung irgendwo Erscheinungen, die mit der bestehenden Art der Erkenntnis nicht vereinbar sind und dazu drängen, nach neuer, höherer Erkenntnis zu streben.

Es gibt Zeiten, in denen jede Lösung unmittelbar neue Probleme aufwirft, in denen wir zu praktischen und theoretischen Lösungen vorhandener Schwierigkeiten nicht kommen, ohne auf Erscheinungen zu stoßen, die wir bisher nicht beobachteten, oder die wir selbst vielleicht erst bei dem Lösungsversuch hervorgerufen haben, die uns neu sind und uns neue Rätsel aufgeben. Rascher, als die Lösungen, mögen dabei neue Probleme auftauchen, so daß der Prozeß des Forschens zu keinem Abschluß kommt, immer im Gange bleibt, die Tätigkeit des Forschers zu einer Gewohnheit wird, ja zu einer Leidenschaft, die für das Handeln mancher Menschen nicht minder stark bestimmend werden kann als die Leidenschaften der Erotik, der Selbsterhaltung, der Ethik, der Aesthetik.

Für keine Zeit gilt das mehr als für die, in der wir leben. Da liegt es nahe, den Drang nach Neuem als einen dem Geiste des Menschen angeborenen zu betrachten. Diese Auffassung beruht jedoch nur auf dem alten Fehler des einzelnen Menschen, sich als den Mittelpunkt der Welt zu betrachten sowie als den Normalmenschen und die eigene Zeit als das Muster aller Zeiten. Wer frühere Gesellschaften mit der heutigen vergleicht, wird über den angeblichen angeborenen Drang des Menschen nach neuen Wahrheiten anders denken.

Zeitweise allerdings ist er sehr stark, doch stets wird er durch neue Erscheinungen in der Umwelt hervorgerufen, nie durch einen inneren Drang des Geistes nach Neuem, der, wie wir schon früher bemerkt, ganz sinn- und zwecklos vom Standpunkte der Erhaltung und des Gedeihens des Organismus wäre, aber auch sonst ganz unbegreiflich. Denn Erforschen kann man stets nur, was in das Bereich unseres Erkenntnisvermögens gelangt ist. Woher sollte das Bedürfnis im Menschen kommen, etwas zu erforschen, von dessen Dasein er keine Ahnung hat? Sein Forschungsbedürfnis kann erst dann entstehen, wenn die zu erforschende Erscheinung bereits aufgetaucht, aber noch unbestimmt und unklar ist.

Der Forschungsdrang kann sich stets nur darauf beziehen, etwas, was bereits als Stück der Umwelt in Erscheinung getreten ist, besser kennenzulernen, mehr davon zu erfahren. Er kann

sich nie das Ziel setzen, der Umwelt ein neues Stück hinzuzufügen, das völlig neu ist, von dem man bisher absolut nichts wußte.

In diesem Sinne kann man allerdings sagen, es gibt nichts absolut Neues unter der Sonne. Was uns als eine neue Wahrheit erscheint, ist nur eine klarere, bestimmtere Erkenntnis von etwas, dessen Dasein uns bereits unklar und unbestimmt bekannt war.

Wenn heute etwa viele Forscher den Nordpol zu betreten versuchen, so streben sie keineswegs nach etwas ganz Neuem, völlig Unbekannten. Daß es einen Nordpol gibt, wissen wir schon seit langem, und wie es ungefähr auf ihm aussieht, auch. Die Griechen hatten keine Ahnung von der Existenz eines Nordpols. Sie fühlten daher auch nicht den mindesten Drang, ihn zu erforschen.

Wir sehen hier davon ab, daß der reine Forschungstrieb nicht selten verfälscht oder kompliziert wird durch Erwägungen anderer Art, etwa sportlicher Natur, das Bedürfnis sich hervorzutun, mehr zu leisten als andere, oder durch Erwägungen des Eigeninteresses, wie sie z. B. das ganze Zeitalter der Entdeckungen beherrschten und heute namentlich in der Chemie eine große Rolle spielen.

Aber neben diesen Motiven ist die reine Forscherleidenschaft sicher ein für das menschliche Handeln höchst wichtiges geworden. Ebensowenig, wie Ethik oder Aesthetik oder Erotik bildet sie ein ökonomisches Motiv, wenn sie auch ebenso wie jene unter Umständen mit einem solchen verquickt werden kann. So wie jene Motive wird aber auch der Forscherdrang in seiner jeweiligen historischen Eigenart bestimmt durch die jeweilige Gestaltung der Umwelt.

Und so wie jene hat auch er seine tiefste Wurzel in der Tierheit, denn schon das Tier fühlt in sich den Drang nach Erkenntnis der Welt, d. h., des Stückchens von ihr, das es mit seinen Sinnen zu erfassen vermag. Ohne solche Erkenntnis vermag das höher entwickelte Tier den Kampf ums Dasein nicht zu bestehen.

Fünftes Kapitel

Der Mensch mit seinem Widerspruch.

Wir haben jetzt einen Ueberblick über die geistige Beschaffenheit gewonnen, mit der das menschliche Ich den Prozeß der geschichtlichen Entwicklung beginnt; über die von seinen tierischen Vorfahren ererbten Triebe und Bedürfnisse des Menschen. Wer der Meinung ist, die „ökonomische" Geschichtsauffassung gehe von der Behauptung aus, daß der Mensch keine anderen Antriebe seines Handelns kenne, als ökonomische, wird erstaunt gewesen

sein, daß wir bei unserer Untersuchung des ursprünglichen Trieblebens des Menschen von ökonomischen Verhältnissen nur wenig und nur dort gesprochen haben, wo wir es für notwendig fanden, auf geschichtliche Erscheinungen einzugehen, um durch eine Vergleichung mit diesen die aus dem tierischen Stadium ererbten Triebe klarzulegen und die Keime zu höheren Gestaltungen erkennen zu lassen, die in ihnen schlummern.

Nicht bei der Untersuchung des a priori des Menschen, sondern bei der Untersuchung seiner gesellschaftlichen Weiterentwicklung bekommen wir es mit den ökonomischen Verhältnissen zu tun.

So viel können wir jetzt schon sagen: das Oekonomische ist nicht das allgemein Menschliche. Es gehört zu dem historisch Besonderen, wenigstens dann, wenn wir unter dem Oekonomischen mehr verstehen als das bloße Suchen nach Nahrung.

Man hat der materialistischen Geschichtsauffassung vorgeworfen, daß sie allgemein Menschliches nicht kenne, nur historisch Besonderes. Das ist ein Irrtum. Sie hat bloß das Allgemeinmenschliche vorausgestzt, sich nicht damit beschäftigt, weil sie eben nur eine *Geschichtsauffassung* ist und als solche allein das historisch Besondere zu erforschen hat. Da man das aber vielfach mißverstand, fühlte ich mich hier gedrängt, das Allgemeinmenschliche, das allem historischen Geschehen zugrunde liegt, ausführlicher zu behandeln, allerdings in einer Weise, die denjenigen wenig behagen wird, die am meisten das Wort von dem Allgemeinmenschlichen im Munde führen. Denn sie sehen darin nicht die Summe jener Eigenschaften, die der Mensch vor Beginn seiner geschichtlichen Laufbahn erworben hatte und die er in ihr weiterentwickelte, ohne sein Wesen aufzugeben. Mit Entrüstung müssen sie diese Auffassung des Allgemeinmenschlichen zurückweisen, das für uns im Grunde weiter nichts ist als das Tierische im Menschen — alles nicht Tierische in ihm ist historisch Besonderes. Was die Verfechter des Allgemeinmenschlichen in der Regel darunter verstehen, sind die Charakteristika des Menschen ihrer Zeit. Jeder von ihnen ist noch in dem naiven Glauben befangen, als sei gerade er der Normalmensch und sein Wesen verkörpere das Allgemeinmenschliche in der Geschichte. Es ist das historisch Besondere bestimmter Klassen höchst entwickelter Kulturmenschheit, was ihnen als das Allgemeine, von Anfang an aller Entwicklung zugrunde Liegende erscheint.

Das in Wirklichkeit Allgemeinmenschliche haben wir nicht als ein einseitiges Begehren erkannt. Nichts irriger als die Behauptung, die materialistische Geschichtsauffassung beruhe auf der Annahme, der Mensch werde nur von egoistischen Motiven geleitet. Der Leser hat gesehen, wie sehr wir uns dessen bewußt sind, daß zur Menschennatur nicht nur der Trieb der Selbsterhaltung gehört, sondern auch geschlechtliche Liebe, Ethik, die Freude am Schönen, sowie das Verlangen nach Erkenntnis.

Und da der ganze Mensch in den geschichtlichen Prozeß eingeht mit allen seinen Fähigkeiten, Trieben, Bedürfnissen, so greifen sie auch alle in die geschichtliche Entwicklung ein, wenn auch nicht alle in gleichem Maße. Welche gewaltige Rolle hat nicht die Brutpflege in der Geschichte gespielt! Das Erbrecht ist eines ihrer Ergebnisse in einer höher entwickelten Gesellschaft. Wie sehr hat es die Politik der Dynastien bestimmt! Aber nicht bloß bei diesen, bei allen Klassen, auch den demokratischsten, bedeuten weitgesteckte politische und soziale Ziele, „Ideale", doch im Grunde nichts anderes als besondere Formen der Brutpflege. Nicht für sich kämpft man um fernliegende Ziele, deren Erreichung man nicht zu erleben glaubt, sondern nur für die Nachkommenschaft, die kommenden Geschlechter.

Und auch der geschlechtliche Trieb im engeren Sinne des Wortes, als bloßer Begattungstrieb, hat seine Rolle in der Geschichte gespielt.

An ihrer Schwelle steht der Trojanische Krieg. Gewiß ist die Erzählung von ihm nur eine Sage, aber Sagen sind wichtige historische Quellen. Freilich, die einzelnen Vorgänge, von denen sie berichten, sind entweder ganz erfunden oder doch stark übertrieben. Doch die allgemeinen Zustände, die sie schildern, sind meist sehr gut beobachtet und treu wiedergegeben. Daß im heroischen Zeitalter Kriegszüge unternommen wurden um geraubter Frauen willen, dürfen wir als Tatsache annehmen. Frauenraub ist im Zeitalter der Barbarei ebenso ein Anlaß zu wütenden Fehden wie Blutrache.

Und selbst noch im Bereich der Zivilisation kann die Liebe in die Politik hineinspielen. Man kann nicht die Entstehung und die Anfänge des römischen Kaisertums darstellen, ohne der Liebeleien einer Kleopatra und Messalina zu gedenken. Anderthalb Jahrtausende später gaben die Liebeshändel Heinrich VIII. den Anstoß zur englischen Reformation, deren Gründe allerdings tiefer liegen. (Vergleiche darüber meinen „Thomas More", S. 193 usw.) Und was wäre eine Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts ohne eine Geschichte der fürstlichen Mätressen!

Aber auch die Freude am Schönen hat mitunter historische Wirkungen geübt. Wo es einer ausbeutenden Klasse gelang, den Ertrag ihrer Ausbeutung besonders hoch zu steigern, so daß ihr zahllose Arbeitskräfte zur Verfügung standen, benützte sie diese gern dazu, gewaltige Kunstbauten aufzuführen und zu schmücken. Einmal auf diese Bahn geraten, erwuchs daraus leicht ein Antrieb, die Ausbeutung noch weiter zu steigern, entweder auf dem Wege der Vermehrung der Arbeitslast der Unterworfenen oder auf dem Wege der Vermehrung der Zahl der Ausgebeuteten durch Sklavenraub oder Eroberung, also durch Krieg. Die ewigen Kriege der Römer seit der Unterwerfung Karthagos waren nicht zum wenigsten auf dieses Motiv zurückzuführen.

Durch Ueberspannung des Bogens mochten die Ausbeuter dann den Untergang des eigenen Staatswesens oder der eigenen Herrschaft herbeiführen.

Als in Italien im Zeitalter der Renaissance mit dem Enthusiasmus für das klassische Altertum allgemeine Begeisterung für seine Kunst, ihre Wiederbelebung und Weiterentwicklung aufkam, da gehörten auch die Päpste zu den Fürsten Italiens, die sich in Kunstliebe erschöpften und Rom durch gewaltige Bauten zu schmücken suchten. Um das tun zu können, spannten sie die Ausbeutung Deutschlands aufs äußerste an, des einzigen unter den großen, reichen Ländern jener Zeit, das ihnen noch zu unbeschränkter Besteuerung offenstand. Aber durch die Maßlosigkeit ihrer Forderungen entzündeten sie die Rebellion Deutschlands gegen die päpstliche Ausbeutung und gaben damit den Anstoß zur deutschen Reformation. Rafael und Michelangelo blühten gerade zu jener Zeit, in der Luther auftrat, und dasselbe Papsttum, das jenen die Mittel gab, die Kunst Italiens auf den Gipfel der Vollendung zu bringen, wurde von deutschen Reformatoren gebrandmarkt als das Verderben der Menschheit. Eine ganze Reihe von Reformatoren war auch kunstfeindlich, bilderstürmerisch, voll Abscheu gegen das Theater. Der Kampf gegen die Ausbeutung wurde leicht auch ein Kampf gegen die von den Ausbeutern gepflegte Kunst.

Zwei Jahrhunderte nach dem Beginn der Reformation vereinte Ludwig XIV. von Frankreich eine Politik langer, erschöpfender Kriege mit maßloser Bauwut und legte damit den Grund zu jener Leere des Staatsschatzes, die einer der wichtigsten Gründe dafür war, daß am Ende des achtzehnten Jahrhunderts die Auseinandersetzung der neuaufsteigenden Klassen mit dem Feudalabsolutismus die furchtbare Gestalt der großen Revolution annahm.

In anderer Art hat die Freude am Schönen historisch und ökonomisch gewirkt bei der Entstehung des Geldes. Ohne dieses wäre die Produktion von Waren in enge Grenzen gebannt geblieben, da der Austausch von Waren ohne Dazwischenkunft des Geldes stets davon abhängig blieb, daß ein Besitzer einer bestimmten Ware A, eines Produktes, das er nicht selbst gebrauchen oder verbrauchen wollte oder konnte, auf den Besitzer einer anderen Ware B stieß, der dieses B nicht brauchte, wohl aber für A Verwendung hatte, und daß der Besitzer von A die Ware B gut gebrauchen konnte. Wo diese Voraussetzungen nicht eintraten, fiel es oft schwer, einen Warenaustausch zustande zu bringen. Diese Schranke des Austausches wurde erst überwunden, als eine Ware auftrat, die jeder unter allen Umständen gebrauchen konnte, so daß jeder bereit war, für sie seine eigene Ware hinzugeben. Eine solche Ware wurde damit zu Geld.

Nun war das Metall, das zu dieser allgemein begehrten Ware wurde, Silber oder Gold, nicht ein Produkt, das allgemein für die

Erhaltung des Lebens notwendig gebraucht wird, sondern ein Metall, das zu praktischen Zwecken fast ganz unbrauchbar und bloß zu glänzendem Tand verwendbar ist; man darf nicht etwa annehmen, es werde bloß deshalb allgemein begehrt, weil es die Funktion des Geldes hat. Es konnte vielmehr diese Funktion nur erlangen, weil es allgemein wegen seines Gebrauchswertes begehrt wurde. Dieser Gebrauchswert entsprang aber nur den ästhetischen Bedürfnissen des Menschen nach glänzendem Schmuck.

Die ganze entwickelte Warenproduktion in dem gewaltigen Ausmaß des heutigen Kapitalismus erwuchs also auf einer ästhetischen Basis, konnte vielleicht nur auf einer solchen erwachsen. Denn der Gebrauchswert auch der nützlichsten Sache ist quantitativ beschränkt. Jedes weitere Stück wird unnütz, ja unter Umständen zu einer Verlegenheit für denjenigen, der bereits so viel davon hat, als des Lebens Notdurft erheischt. Nur am Ueberflüssigen, das der Schönheit, dem Luxus dient, hat man nicht leicht zu viel, namentlich dann, wenn es dauerhaft ist und die Eigenschaften, die es anziehend machen, im Laufe der Zeit nicht ändert. Beim Edelmetall kommt dazu seine große Seltenheit, die auch bewirkt, daß man nie zu viel davon hat. Wir kommen auf die ästhetische Grundlage des Geldes später noch zurück.

Wie eng Kunst und Arbeit in ihren Anfängen miteinander verbunden waren, haben wir im vorigen Kapitel dargelegt.

Man sieht, auch ästhetische Triebe können große Bedeutung für die ökonomische und die gesellschaftliche Entwicklung gewinnen. Welche Bedeutung das Wissen hat, das bedarf keiner weiteren Erörterung.

Wir Anhänger der materialistischen Geschichtsauffassung sind keineswegs so einseitig, im Menschen bloß *einen* Trieb wirksam zu sehen. Wir erkennen sehr wohl die unendliche Mannigfaltigkeit des menschlichen Trieblebens. Aber auch seine große Gegensätzlichkeit.

Wir haben ja gesehen, wie der Trieb der Selbsterhaltung des *Individuums* in Widerspruch geraten kann mit den Trieben, die der Erhaltung der *Art*, also der Fortpflanzung, sowie der Erhaltung der *Gesellschaft* dienen. Auch das Schöne kann in Gegensatz stehen zu dem Zweckmäßigen, sowohl dem für das Individuum, wie dem für die Gesellschaft oder die Art Zweckmäßigen.

Und sogar innerhalb jeder dieser Arten von Trieben können Gegensätze auftreten. Aus der Tierheit übernimmt der Mensch allerdings nur eine einzige gesellschaftliche Organisation, die Horde. Ihr allein gelten seine sozialen Triebe. Aber im Laufe der Entwicklung treten innerhalb der Horde, die zum Stamme und dann zum Volk anwächst, immer mehr besondere gesellschaftliche Organisationen auf, die Gens, die Familie, die Markgenossenschaft, die Gemeinde, Berufsgenossenschaften, Religionsgemein-

schaften, Stände und Klassen. Dabei bildet sich ein Verkehr zwischen den Völkern aus, so daß die Gesellschaft über das Maß des Gemeinwesens hinauswächst, selbst über das des Großstaates.

Jedes dieser gesellschaftlichen Gebilde erhält bestimmte Funktionen, bestimmte Interessen, die sehr in Widerspruch geraten können mit denen anderer. Wie sollen da die sozialen Triebe das Individuum leiten?

Und welche Gegensätze können nicht aus dem Drang nach Erkenntnis erstehen, aus verschiedenen Auffassungen dessen, was man für Wahrheit hält!

Man meint oft, bloß die Gesetze und Konventionen der Gesellschaften schüfen alle menschliche Qual. Man solle nur die Menschen ihren Trieben überlassen, die würden ihnen schon den richtigen Weg weisen. Der Mensch sei von Natur aus gut, und „der gute Mensch in seinem dunklen Drange ist sich des rechten Weges wohl bewußt". Aller Anarchismus beruht auf diesem Glauben.

Aber leider ist der Mensch von Natur aus nicht bloß gut, das heißt, sozial, sondern auch böse, das heißt, von starken Trieben der Selbsterhaltung und Begattung erfüllt, die ihn leicht in Gegensatz zu manchem seiner Nebenmenschen in der Gesellschaft bringen, wodurch sie zu bösen Trieben werden. Und wenn den Menschen sein „dunkler Drang", das heißt, sein Trieb, stets auf den richtigen Weg führt, so muß man fragen, welcher von seinen vielen Trieben weist auf den richtigen Weg hin?

Mit Ausnahme der ästhetischen sind sie alle unentbehrlich zu seiner und seines Geschlechts Erhaltung. Doch sind sie nicht alle gleich wichtig. Je nach der jeweiligen Situation kann einmal der eine, ein andermal der andere sich bei ihrem Widerstreit als der Stärkere erweisen. Der so als der Stärkste auftretende bestimmt in einem gegebenen Moment das Handeln. Aber ist die Situation vorbei, die ihn übermächtig machte, dann können die entgegengesetzten Triebe stärker werden und Reue und Gewissensbisse sind die Folge. Nicht bloß Ulrich von Hutten, vielmehr jeder von uns ist „ein Mensch, kein ausgeklügelt Buch", sondern „ein Mensch mit seinem Widerspruch".

Nicht immer aber vermag bei einem Konflikt der Triebe einer die anderen niederzuhalten. In diesem Falle fällt die höchste Entscheidung einem Faktor zu, der neben den Trieben und Instinkten frühzeitig auf das Handeln der Tiere Einfluß gewinnt: die Erkenntnis der Umwelt.

Das achtzehnte Jahrhundert überschätzte den Einfluß des Denkens, der Vernunft, auf das Handeln des Menschen.

Den Aufklärern erschien der denkende, vernünftige Mensch des rechten Weges wohl bewußt. Alle gesellschaftliche Unzulänglichkeit wurde auf Unwissenheit und Unvernunft zurück-

geführt. Der wissende Mensch mußte deutlich erkennen, daß das gesellschaftliche Interesse mit seinem privaten eng zusammenhing, er mußte mit dem einen auch das andere verfolgen. Man bedurfte nur allgemeiner Verbreitung des Wissens und alle gesellschaftlichen Mißstände mußten verschwinden. Als die einzigen Motive, die die Menschen bewegten, galten diejenigen, deren sie sich bewußt waren.

Bis heute findet man noch vielfach diese Ueberschätzung der Vernunft und der bewußten Motive in der Betrachtung der Gesellschaft und ihrer geschichtlichen Entwicklung.

Die Marxsche Geschichtsauffassung trat in Gegensatz dazu: Sie machte einen Unterschied zwischen den Motiven, welche die Menschen wirklich bewegen, und jenen, deren sie sich bewußt werden und die sie mitteilen. Die Gesellschaftswissenschaft hat hinter den bewußten, eingestandenen, vorgebrachten Motiven die wirklichen Motive aufzudecken.

Damit wäre bereits darauf hingewiesen, daß das Unbewußte in der Gesellschaft und der Geschichte eine große Rolle spielt. Seitdem wird von den verschiedensten Seiten her mit den verschiedensten Methoden das Unbewußte im Menschen bloßzulegen gesucht, allerdings nur selten angeregt durch die Marx-Engelsche Geschichtsauffassung und vielfach mit mystischen Tendenzen, die unsere Meister entschieden abgelehnt hätten. Denn die Wissenschaft soll das Unbewußte bloßlegen und erklären, sie darf aber dabei nicht selbst ins Unbewußte, in das „bloße Erleben" als Mittel der Erkenntnis versinken. In der Wissenschaft hat das Triebleben nichts zu tun, außer als Objekt der Forschung.

Unter denjenigen, die in neuester Zeit das Unbewußte stark betonen und zu erforschen sucht, macht der schon gewürdigte Sigmund Freud wohl am meisten von sich reden. Vielfach wird jetzt versucht, die Marxistische mit der Freudschen Auffassung zu versöhnen. Ein Dr. Paul Krische hat diesem Streben ein eigenes Schriftchen gewidmet, betitelt „Marx und Freud, neue Wege in der Weltanschauung und Ethik der Freidenker". (Leipzig, 1924.)

Warum ich bei dieser neuesten Synthese nicht mittun kann, habe ich oben bereits dargelegt. Doch erkenne ich gern an, daß die Psychoanalyse, auch in der Freudschen Fassung, insofern für den Marxismus wichtig ist, als sie sich gegen die Unterschätzung des Trieblebens im Menschen wendet, wie sie bisher üblich war.

Auf der anderen Seite hat man dem Tier gegenüber gesündigt, indem man dessen Erkenntnisvermögen unterschätzte. Immer noch findet man die hier schon mehrfach bekämpfte Ansicht vertreten, als sei das Tier, auch das höhere, nicht imstande zu denken, eine Ansicht, die niemand unterschreiben wird, der

nur jemals einen intelligenten Hund gehalten und verständnisvoll beobachtet hat.[1])

Schon früh muß beim Tiere das Vermögen, aus Sinneseindrücken Vorstellungen zu formen, sie in Gedanken zu verbinden und Schlüsse aus ihnen zu ziehen, also das Erkenntnisvermögen als Antrieb des Handelns aufgetreten sein.

Das ursprüngliche Tun des Tieres wird rein reflektorischer Art gewesen sein. Ein bestimmter Reiz löst eine bestimmte Bewegung aus. Damit allein könnte ein Tier jedoch nur in einem sehr einfachen, sich wenig ändernden Milieu bestehen. Höherer Art sind schon die Handlungen instinktiver und triebhafter Art.

Beide, Instinkt wie Trieb können für sich allein ein bestimmtes Handeln nur dort hervorrufen, wo die Verhältnisse so einfach sind, daß die gleichen Situationen sich immer wieder in gleicher Weise wiederholen, so daß das rein instinktmäßige Handeln immer sofort das Richtige trifft. Sobald der Instinkt in komplizierteren Verhältnissen in Wirkung tritt, die sich nicht immer in gleicher Weise wiederholen, reicht er zur Herbeiführung zweckmäßigen Handelns nicht aus, wenn sich im Tiere nicht gleichzeitig das nötige Erkenntnisvermögen gebildet hat, das fähig ist, die Eigenart jeder Situation zu erfassen und das vom Instinkte geforderte Handeln ihr anzupassen.

Das eben Gesagte gilt erst recht auch vom Trieb, der ja kein bestimmtes Handeln, sondern nur ein bestimmtes Ziel des Handelns oder ein bestimmtes Bedürfnis setzt und daher schon deshalb auf das Walten der Intelligenz angewiesen ist, um die jedesmalige Handlungsweise zu finden, die ebenso sehr dem allgemeinen Ziel oder Bedürfnis des Individuums entspricht, wie der Eigenart der jeweiligen Umwelt.

Je komplizierter und wechselnder die Verhältnisse, in die der Organismus gerät, desto weniger reichen die Instinkte aus

---

[1]) Zu den vielen Belegen dafür kann ich einen selbst beobachteten liefern. Meine Familie besaß in meinen Studentenjahren einen Hund, eine Art Vorstehhund (aber nicht reine Rasse), der daran gewöhnt war, sich nachhause schicken zu lassen, wenn er mit einem Familienmitglied spazieren ging, und dieses ihn los werden wollte, etwa weil es in ein Theater ging oder in eine Bibliothek. Der Hund liebte es aber nicht, allein heimzugehen, sondern machte sich in solchem Falle auf, ein anderes Mitglied der Familie außer der Wohnung zu suchen. Schickte ich ihn heim, so suchte er oft meinen Bruder in dem Kaffeehause, das er frequentierte und wo beide, Bruder und Hund, wohlbekannt waren. War es mein Bruder, der ihn nachhause sandte, dann suchte der Hund mich, und zwar in der Redaktion unseres Parteiorgans. Oft kam ich hin und erfuhr, eben sei mein Hund dagewesen und habe mich gesucht. Muß das nicht ein denkender Hund gewesen sein, wenn er voraus setzte, ich sei am ehesten in der Parteiredaktion zu finden?

(im obigen Sinne genommen), desto mehr müssen sie an Bedeutung gegenüber dem erkennenden Denken zurücktreten, bis sie beim Menschen überhaupt nur noch eine geringe Rolle spielen.

Das nicht auf bestimmte Handlungen eingestellte Triebleben erhält sich dagegen im Menschen noch sehr stark in der Form von bestimmten ethischen, ästhetischen, erotischen sowie „materiellen" Bedürfnissen, die es erzeugt. Aber bei den so komplizierten und wechselvollen Zuständen des Menschen können diese Bedürfnisse nicht befriedigt werden ohne eine hohe Entwicklung seiner Intelligenz.

Die Triebe und viele der aus ihnen entspringenden Bedürfnisse und Ziele sind angeboren, aber deshalb nicht umwandelbar. In letzter Linie aus den Lebensbedingungen des Organismus entsprossen, können sie sich mit diesem ändern.

Wie sehr sie sich aber auch wandeln mögen, sie können stets nur nächstliegende Ziele und Bedürfnisse hervorbringen, die sich immer wieder von Neuem wiederholen, die aus dem Alltag hervorgehen.

Das Erkenntnisvermögen des Menschen erreicht dagegen eine Höhe, die ihm einen weiteren Horizont verschafft, und ihm ermöglicht, über das Nächstliegende hinwegzusehen. Damit wird es aus einem Diener der Triebe bis zu einem gewissen, stets wachsenden Maße ihr Herr. Es hat nun nicht mehr bloß die Mittel zu erforschen, die zur Befriedigung der Instinkte und Triebe in besonderen Fällen die zweckmäßigsten sind, es vermag den Menschen Ziele zu setzen, die höher sind, weiter liegen als die vom bloßen Triebleben gegebenen.

Aber so sehr sich die Ideale den Wolken zu nähern scheinen, ihre Basis bleibt doch auf der Erde. Sie werden kraftlos, wenn sie nicht in einem starken Triebleben wurzeln, ihm entsprechen. Die stärkste Intelligenz vermag uns nicht von unseren Trieben freizumachen. Und wenn sie es vermöchte, bedeutete es den Untergang der Menschheit. Wie könnten wir denn existieren ohne starke Triebe der Selbsterhaltung, der Geselligkeit, der Fortpflanzung!

Unsere höchsten Ziele können nur bewußt auf größter Stufenleiter dasselbe anstreben, wohin unsere Triebe unbewußt in engem Rahmen drängen.

Unseren Trieben gegenüber ist aber die Rolle der Intelligenz dieselbe, die wir schon in anderen Beziehungen kennengelernt haben: Wo diese Triebe in Widerspruch untereinander geraten, hat unsere Vernunft die Aufgabe, diese Widersprüche zu überwinden.

Gegensätze aufzuheben, das ist einmal die besondere Funktion der Vernunft! Den Gegensatz zwischen dem Ich und der

Außenwelt, die Gegensätze, die sich zwischen unseren einzelnen Gedanken erheben können und endlich auch die Gegensätze zwischen unseren einzelnen Trieben. Einheitlichkeit unseres Handelns, Einheitlichkeit unseres Weltbildes, Einheitlichkeit in unserer Umgebung, dies anzustreben, ist ihre Mission.

Sechster Abschnitt.

Die Anpassung in der Natur.

Erstes Kapitel.

Fortschritt und Anpassung.

Nachdem wir das „Ich“ kennen gelernt, die „Menschennatur“, das „Allgemeinmenschliche“ als das a priori, die These, mit der der historische Prozeß anhebt, wenden wir uns der Antithese und der aus dem Aufeinanderwirken von These und Antithese erfolgenden Synthese zu. Die Antithese ist die Umwelt des Individuums, die Synthese die Anpassung.

Individuum und Umwelt stehen in stetem Kampf miteinander. Das gilt selbst für diejenigen Teile der Welt, die dem Individuum nützen, etwa als Nahrung. Es kann sie nicht erlangen, ohne sie, die sich oft vor ihm versteckt, zu suchen, ohne ihren Widerstand zu überwinden oder ihre widerstrebenden Gestalten umzuformen. Dem Individuum als Subjekt stehen die einzelnen Teile der Umwelt als Objekt gegenüber. Ueber dieses Wort bemerkt Noiré in seinem Buch über das Werkzeug:

„Objectum heißt das Entgegengestellte, sich Widersetzende, seine Haupteigenschaft, durch welche es allein sein Dasein verkündet, ist der Widerstand ... Auch bei dem deutschen ‚Gegenstand‘, welches wohl eine Uebersetzung des lateinischen objectum ist, werden wir uns des Ursprungs und Inhalts dieses Begriffes sofort bewußt.“ (Werkzeug, S. 46.)

Die Worte Gegenstand und Widerstand stehen in der Tat in enger Verwandtschaft.

Die Umgebung des Individuums bildet also einen Gegensatz zu ihm, seine Antithese. Deren besondere Beschaffenheit in jedem Falle ist für die Besonderheit des jeweiligen historischen Prozesses ebenso wichtig, wie die des Individuums, das in ihn verwickelt ist. Trotzdem brauchen wir hier nicht weiter von ihr zu handeln, wo wir zunächst nur das Allgemeine im Auge haben. So wichtig für unsere Erkenntnis der geschichtlichen Entwicklung die allgemeine, ererbte Natur des Individuums ist, so bringt uns die Betrachtung der Gesamtnatur im allgemeinen nicht den geringsten Einblick in diese Entwicklung. Was wichtig wird für sie, das ist die jeweilige Besonderheit des Milieus, die wir hier noch nicht zu betrachten haben.

Im allgemeinen sei hier nur auf folgendes hingewiesen. Vielfach wird unter der Umgebung des Individuums bloß die unbelebte Natur verstanden, Klima, Gestaltung und Zusammen-

setzung des Bodens u. dgl. So veröffentlicht z. B. Prof. Stieve in der „Klinischen Wochenschrift“ (Berlin, 24. Juni 1924), eine Untersuchung „Ueber den Einfluß der Umwelt auf die Lebewesen“, wobei er darunter nur die „anorganische Umgebung“ versteht, deren „äußere anorganische Einflüsse“.

Wir fassen das Wort hier in einem weiteren Sinn, in dem es auch die belebte Natur in sich begreift, alle Organismen um den einzelnen herum, auch die von dem „Ich“ verschiedenen Individuen der gleichen Art. Bei einzelnen Menschen insbesondere versteht man oft unter dem ihn bestimmenden Milieu die Gesellschaft derjenigen Menschen, mit denen er verkehrt. Das ist jedoch für unsere Geschichtsauffassung eine zu enge Begrenzung.

Mehr als die Antithese soll uns hier die Synthese beschäftigen, die Ueberwindung des Gegensatzes zwischen dem Individuum und der Umwelt. Wie in dem Vorhergehenden, wollen wir auch hier, um den Vorgang beim Menschen in helleres Licht zu setzen, zunächst den Vorgang beim Tier betrachten.

Wir hatten den Gegenstand bereits im Anfang des vorliegenden Abschnittes, in dem Kapitel über die Vererbung zu erörtern. Manches dort Ausgeführte wird hier nochmals wiederholt werden, aber in einem anderen Zusammenhang, der uns zwingt, nicht einfach das oben Gesagte vorauszusetzen.

Bei dem Wirken der Umwelt auf das Individuum müssen wir zwei Fälle unterscheiden: einmal unveränderte und dann veränderte Umwelt.

Im ersteren Falle wiederholen sich immer wieder die gleichen Reize auf das Individuum, die auch stets wieder die gleichen Reaktionen hervorrufen. Natürlich ist die Gleichheit nicht eine absolute, aber die individuellen Abweichungen sind zu geringfügig, um die Masse der Organismen fühlbar zu beeinflussen. Sind sie einmal dem Milieu und seinen Reizungen angepaßt — wie das geschieht, werden wir gleich sehen — so wirken diese nicht mehr verändernd auf sie ein.

Wiederholen sich immer wieder die gleichen Vorgänge, denen der Organismus angepaßt ist, so wird er unverändert bleiben.

Das wird die Regel sein unter der von uns angenommenen Voraussetzung, daß die Umwelt unverändert bleibt. Gelegentliche Ausnahmezustände, die dabei hin und wieder eintreten können, können wohl Abänderungen des Organismus, Variationen herbeiführen. Aber wir haben oben bereits darauf hingewiesen, daß, sobald eine Art einmal so weit gekommen ist, ihrem Milieu vollkommen angepaßt zu sein, solche Variationen den Organismus unvollkommener machen.

Wenn unter diesen Umständen abgeänderte Formen neu auftauchen, werden sie sich im Kampf ums Dasein nicht leichter behaupten, sondern leichter untergehen gegenüber den herkömm-

lichen Formen. Der Kampf ums Dasein wirkt in diesem Stadium nicht revolutionär, sondern konservativ.

Ja, die Wiederholung des Gleichen kann noch mehr in konservativem Sinne tun, als das Bestehende unverändert erhalten. Sie kann es auch befestigen. Ein auf den Organismus ausgeübter Reiz verursacht nicht bloß eine augenblickliche, vorübergehende Reaktion, sondern hinterläßt auch im Organismus einen dauernden Eindruck, eine „Erinnerung", die durch jeden weiteren Reiz gleicher Art verstärkt wird. Das führt nicht nur dazu, daß die Reaktion auf den Reiz immer schneller und leichter eintritt; wo der Reiz und damit auch die Reaktion sich rhythmisch, in bestimmten Zwischenräumen regelmäßig wiederholt, kann das schließlich dahin führen, daß die Reaktion zur Gewohnheit wird, die im bestimmten Zeitpunkt auch dann eintritt, wenn der veranlassende Reiz ausbleibt. So wird der Alpenhase im Herbst weiß, im Frühjahr graubraun. Doflein hielt einen solchen Hasen längere Zeit in Gefangenschaft in einem gleichmäßig warmen Stall. Der Reiz der sinkenden und steigenden Temperatur blieb also aus, die den Wechsel der Färbung hervorrief, und doch trat dieser Wechsel auch bei dem gefangenen Hasen ein.

Wird durch die stete und gleichmäßige Einwirkung der Organismus so stark affiziert, daß sie nicht bloß die Körperzellen, sondern auch die Keimzellen trifft, dann kann die betreffende Reaktion den Charakter der Erblichkeit erlangen, so daß sie auf den entsprechenden Reiz hin oder bei rhythmischem Geschehen auch ohne solchen, selbst bei veränderten Lebensbedingungen eintritt. Wo die Reaktion in einem Tun oder Wollen besteht, wird dann die Gewohnheit zum Instinkt.

Ist also eine bestimmte Art von Organismen einmal einem bestimmten Milieu angepaßt, so ändert sie sich nicht mehr, solange das Milieu sich nicht ändert. Seine ererbte Eigenart kann sich eine Zeitlang noch in einer geänderten Umwelt behaupten.

Der Darwinismus ist entschieden abzulehnen, wenn man ihn in dem Sinne auffaßt, daß der Kampf ums Dasein dank dem Variieren der Arten auch bei gleichbleibenden Lebensbedingungen eine stete Weiterentwicklung der Formen hervorrufe, und daß diese Weiterentwicklung darin bestehe, daß die Organismen immer vollkommener und zweckmäßiger werden.

Der Mensch sei daher der zweckmäßigste aller Organismen und die Urorganismen, wie immer man sie sich vorstellen mag, seien die unzweckmäßigsten gewesen.

Wäre das der Fall, dann müßte man sich wundern, daß der Gang der Entwicklung nicht dahin führt, daß die älteren Arten der Organismen von den jüngeren, zweckmäßigeren verdrängt werden, so daß schließlich nur noch der Mensch bestehen bleibt.

Was bedeutet die Zweckmäßigkeit des Organismus? Doch nichts anderes, als die Tatsache, daß er in einer Weise eingerichtet

ist, die es bewirkt, daß er am Leben bleibt und auf die Reize der Umgebung in einer Weise reagiert, die seine Erhaltung fördert. Das erscheint wunderbar, aber ein noch größeres Wunder wäre es, wenn es unzweckmäßige Organismen gäbe, das heißt solche, die nicht so eingerichtet sind, daß sie bestehen bleiben und sich erhalten. Andere als zweckmäßige Organismen können gar nicht existieren und ihre Art fortpflanzen.

Es mag Hunderte von Millionen Jahre gedauert haben, daß die Bedingungen für das Entstehen und Bestehen organischer Körper auf der Erde schon vorhanden waren und sich doch keine Organismen gebildet hatten. Die verschiedensten Arten höchst komplizierter Eiweißverbindungen mögen zu einzelnen Körperchen zusammengetreten sein. Aber so lange sie nicht zweckmäßig gestaltet und begabt waren, mußten sie immer wieder zerfließen, ohne Spuren zu hinterlassen. Erst als besondere Bedingungen gebildet waren, die eine zweckmäßige begabte Eiweißverbindung hervorbrachten, begann das Leben. Es ist ebensowenig wie die weitere organische Entwicklung ein Produkt des Zufalles, sondern bestimmter Bedingungen.

Andere Eiweißgebilde, die unter anderen Bedingungen erstanden und daher anders beschaffen waren, konnten sich nicht behaupten.

Der Urorganismus muß sicher höchst einfacher Art gewesen sein, und auch die Zweckmäßigkeit, die ihn lebensfähig machte, konnte nicht anders sein, als äußerst einfach, was wieder eine ungemein einfache Umgebung voraussetzt, etwa eine Nährflüssigkeit von stets gleicher Temperatur, in der der Organismus keinerlei Eigenbewegung zu entfalten brauchte.

Was solchen, ähnlich wie Kristalle entstehenden Gebilden zum Unterschied von diesen den Charakter des Lebens verlieh, das liegt noch in einem Dunkel, in das keine Spekulation erhellend einzudringen vermag. Sollte es überhaupt aufzuhellen sein, dürfte das nur durch Erforschungen neuer Tatsachen namentlich auf dem Wege des Experiments möglich sein. Das ist indes eine Frage, die uns hier nichts angeht.

Genug: der erste Organismus, der dauerndes Leben gewann, muß bereits zweckmäßig beschaffen gewesen sein, sonst hätte er sich nicht behaupten können. Er genügte für sein Milieu und es lag nicht der mindeste Grund für ihn vor, sich zu ändern, solange sein Milieu das Gleiche blieb.

Sobald aber einige dieser Urwesen in ein anderes Milieu kamen, das von dem ursprünglichen verschieden war, erstand für sie dieselbe Frage, die schon für die Bildung der Urwesen gegolten hatte: auch jetzt wieder werden zahllose Gebilde zugrunde gegangen sein, die für das neue Milieu nicht zweckmäßig waren, bis Bedingungen entweder im Milieu oder im Organismus oder in den Beiden eintraten, die jenes und diesen in Einklang

miteinander brachten. Damit war eine zweite Art zweckmäßiger Wesen neben der ersten entstanden. Eine andere Art, aber wahrscheinlich noch eine ganz einfache, wenn die Lebensbedingungen einfache waren. Wachsende Kompliziertheit der Lebensbedingungen setzte dann allmählich neben die einfachen Organismen auch kompliziertere. Diese und jene konnten nebeneinander bestehen, wenn sich innerhalb der komplizierteren Lebensbedingungen die ursprünglichen einfachen Elemente des Lebens weiter erhielten. Nur dort, wo das Milieu verschwand, dem die einfachsten Wesen angepaßt waren, verschwanden mit ihm auch diese.

Dem ist es wohl zuzuschreiben, daß wir Urwesen nicht mehr finden. Selbst die einfachsten Organismen, die wir heute kennen, erweisen sich unter dem Mikroskop als komplizierte Gebilde. Die Bedingungen, unter denen sich das erste Leben bildete, bestehen nicht mehr. Wir wissen nicht, ob es gelingt, sie jemals wieder künstlich hervorzubringen und damit das Rätsel des Ursprungs des Lebens zu lösen.

Aber wir können als sicher annehmen, daß das einfachste Wesen ebenso wie das komplizierteste gegenüber seiner Umgebung zweckmäßig eingerichtet war.

Der Fortschritt der Entwicklung ist nicht der von weniger zweckmäßigen zu zweckmäßigeren Organismen, sondern der von einfacheren zu komplizierteren Lebensbedingungen und damit von einfachen zu komplizierteren Organismen.

Die Bakterie ist nicht weniger zweckmäßig organisiert als der Mensch. Bloß ihre Lebensbedingungen sind wesentlich einfachere. Der Mensch wäre für die Lebensbedingungen der Bakterie höchst unzweckmäßig eingerichtet. Und man braucht nicht einmal so weit zurückzugehen. Auch an den Lebensbedingungen der höchststehenden unter den Tieren würde seine Zweckmäßigkeit scheitern. Trotz Tarzan dem Affen könnte er nicht als Gorilla oder Schimpanse leben. Nur für menschliche Bedingungen ist der Mensch zweckmäßig eingerichtet.

Die Darstellung der organischen Entwicklung als Aufstieg zu stets höherer Zweckmäßigkeit ist also eine sinnlose Phrase. Wir fühlen uns daher durchaus nicht getroffen, wenn Schaxel gegen den Darwinismus bemerkt:

„Die Abänderungen werden als Anpassungen gedeutet. Die Geschichte des Lebens erhält eine Richtung im Sinne sich steigernder Zweckmäßigkeit ihrer Gebilde. Sie schreitet fort nicht nur von einfacheren zu mannigfaltigeren, sondern von niederen zu höheren, von weniger zu mehr und besser angepaßten Bildungen." (Grundzüge der Theorienbildung in der Biologie, 2. Auflage 1922, S. 259.)

Wohl gibt es Darwinisten, die sich in diesem Sinne ausgesprochen haben, aber das ist keineswegs notwendigerweise der Sinn der Deszendenztheorie.

Was als Fortschritt in der Entwicklung erscheint, ist in Wirklichkeit nicht Fortschritt zu höherer Zweckmäßigkeit, sondern bloße Anpassung an neue Lebensbedingungen.

Zweites Kapitel.

Passive Anpassung.

Welches ist nun der Mechanismus der Anpassung eines Organismus an neue Lebensbedingungen? Er ist angepaßt an seine bisherige Umgebung. So lange diese fortdauert, ändert er sich nicht. Im Gegenteil, die stete Wiederkehr derselben Reize bewirkt eine immer tiefere Einwurzelung, eine immer zähere Vererbung der unter dem Einfluß dieser Reize gewonnenen Formen, Fähigkeiten und Gewohnheiten. Je länger das gegebene Milieu unverändert andauert, desto weniger leicht tritt eine Abänderung des Organismus ein.

Nun aber nehmen wir an, es ändert sich das Milieu. Schon die stetig fortschreitende Abkühlung und Schrumpfung der Erde führt zeitweise solche Aenderungen herbei, läßt Erdmassen hier tiefer sinken, dort ansteigen, verändert die Gestaltung und Zusammensetzung des Bodens und mit ersterer auch die Richtung sowie den Feuchtigkeitsgehalt der Winde, die Richtung und Temperatur der Meeresströmungen, ruft hier Eiszeiten hervor, dort Fortschreiten des Wüstensandes usw.

Solchen Aenderungen haben sich die Organismen anzupassen, sollen sie nicht untergehen. Aber man darf sich diesen Vorgang nicht einfach so vorstellen, daß jeder Organismus nun ohne weiteres seine bisherige Form aufgibt, die unzweckmäßig geworden ist, um eine neue anzunehmen, die es ihm ermöglicht, unter den neuen Bedingungen zu leben; eine Form also, die ihnen angepaßt, für sie zweckmäßig ist. Besäßen die Organismen eine Fähigkeit dieser Art, dann müßte man sicher mystischer Teleologie verfallen; und es bliebe nichts übrig, als eine über der Natur stehende, ihr Zwecke setzende und sie dementsprechend zweckmäßig gestaltende, also mit überragenden geistigen Fähigkeiten begabte Potenz, kurz eine Gottheit anzunehmen.

Aber in Wirklichkeit ist dieser Vorgang ein anderer.

Zunächst sucht jeder Organismus seine einmal, auf welchem Wege immer erworbenen Eigenschaften zu vererben, sobald sie auch vom Keimplasma erworben wurden. Die Macht der Vererbung, das Trägheitsmoment ins Organische übersetzt, bewirkt, daß die Organismen trachten, auch unter den neuen Bedingungen ihre alten Eigenschaften unverändert zu erhalten und ihren Nachkommen zu vererben.

Bei den sehr komplizierten Tieren sind manche Organe so spezialisiert, daß sie gar nicht imstande sind, sich erheblich ge-

änderten Bedingungen anzupassen. Wenn ein Säugetier in Bedingungen gerät, die es zwingen, sich dauernd im Wasser aufzuhalten, kann es deshalb doch nicht aufhören, mit den Lungen zu atmen. Es muß entweder schwimmen können und imstande sein, wenigstens von Zeit zu Zeit an die Wasseroberfläche zu kommen, um Atem zu schöpfen, oder es geht zugrunde. Wie viele tausende von Generationen hindurch auch die Walfische im Wasser leben mögen, sie haben sich dem neuen Milieu nicht so weit anpassen können, daß ihre Lungenatmung sich in Kiemenatmung verwandelt hätte.

Eine Reihe von Arten wird unter den neuen Verhältnissen unverändert bleiben. Geraten sie dadurch in Gegensatz zu diesen Verhältnissen, wird ihre Organisation also unzweckmäßig, dann werden sie schneller oder langsamer verschwinden, aussterben. Viele ausgestorbene Formen, die die Versteinerungen aufweisen, zeigen uns, daß die Anpassung keineswegs ein allgemeines Gesetz ist.

Aber auch bei Arten, bei denen die Faktoren der Vererbung nicht unüberwindlich sind, die unter dem Einfluß neuer Verhältnisse leichter variieren, tritt nicht ohne weiteres eine Anpassung ein, sondern zunächst nur eine Aenderung. Auch diese Aenderung findet in der Vererbung der alten Eigenschaften gewisse Grenzen und Bedingungen. Die Aenderung wird sich nicht auf alle Organe erstrecken. Es ändern sich ja auch nicht alle Elemente des Milieus, und nicht alle Organe sind in gleichem Maße abänderungsfähig.

Die Farbe der Körperhaut des Menschen wird z. B. sehr stark von dem Grade der Sonnenbestrahlung beeinflußt, die auf sie wirkt. Die Farbe der Augen oder des Kopfhaares bleibt davon unberührt. Wie sehr sich aber auch die einzelnen Organe in der Art und dem Grade der Abhängigkeit voneinander unterscheiden mögen, ihre Abänderung kann stets nur eine solche der ererbten Eigenschaften sein. Diese sind der Ausgangspunkt jeder Aenderung und bestimmen deren Charakter Der ererbte Typus bleibt auch in der neuen Form erhalten. Er wird bloß modifiziert.

Die Aenderungen im Organismus durch die neue Umgebung können nun doppelter Art sein, entweder passiver oder aktiver. Betrachten wir zunächst die ersteren.

Sie treten ein ohne das geringste Zutun des Organismus. Beispiele solcher Aenderungen liefert die moderne experimentelle Biologie in reichlicher Fülle.

Bekannt ist z. B. der Fall eines kleinen Schmetterlings, Vanessa levana. Er tritt in zwei Generationen auf, zuerst zeigt sich die Frühjahrsgeneration, deren Puppen überwintern; ihr folgen die Nachkommen der Frühjahrsgeneration, deren Puppen in der Sommerwärme zur Reife kommen. Beide Generationen treten so verschieden auf, daß man früher jede für eine besondere

Art hielt. Die Sommergeneration ist viel dunkler, mit blauen Flecken versehen.

Der Unterschied der beiden Generationen wird nur durch die Temperatur der Umgebung bewirkt. Wenn man Puppen der Sommergeneration einer tiefen Temperatur aussetzt, so haben die ausschlüpfenden Schmetterlinge ganz das Aussehen der Frühjahrsgeneration.

Auch bei anderen Schmetterlingen hat man durch künstliche Kälteeinwirkung ähnliche Resultate erzielt.

Bekannt sind die Wirkungen von Temperaturveränderungen auf die Farbe oder Dichte des Feder- oder Haarkleides. Wir haben oben schon auf die Schneehasen hingewiesen. Gleich ihm werden auch der Polarfuchs und das Hermelin, sowie das Schneehuhn im Winter weiß. Bei Tieren wärmerer Klimate, die in einem kühleren Klima den Winter über im Freien gehalten werden, hat man bemerkt, daß sie ein wärmeres Pelzkleid erhielten, als sie in ihrer Heimat zu tragen gewohnt waren. Umgekehrt hat man, wie schon erwähnt, Ratten und Mäuse künstlich dauernd in einer Temperatur von 32—34 Grad gehalten und dadurch erreicht, daß sich ihr Haarkleid stark lichtete.

Auch Aenderungen der Ernährung vermögen Aenderungen im Aussehen der Tiere hervorzurufen.

„Schon seit langer Zeit war es in Liebhaberkreisen bekannt, daß durch die Art der Fütterung Farbe, Größe und andere Eigenschaften bei Schmetterlingen beeinflußt werden können .... Pictet hat nun diese Beziehungen experimentell untersucht. Zunächst hat er festgestellt, was vor ihm schon durch Poulton, Standfuss u. a. angegeben worden war, daß die Art des Futters die Färbung der Raupen stark beeinflußt. Nach Poulton spielt bei der Raupenfärbung das Chlorophyll der Pflanzennahrung eine große Rolle. Raupen von Agrotis pronuba mit grünen oder etiolierten [1]) Krautblättern gefüttert, ergaben stets normal gefärbte gelbbraune Raupen. Individuen, gefüttert mit Blättern, aus denen der gelbe und grüne Farbstoff ausgelaugt war, bildeten nur das braune Pigment. Nach Standfuss ändert die Raupe von Eupithecia absinthiata in wenig Stunden ihre Farbe je nach der Nahrung: Sie wird goldgelb, wenn sie Solidagoblütenblätter frißt, rosa durch solche der Grasnelke, (Statice armeria), weiß durch Pimpinella saxifraga, blau durch Succisa pratensis, braun durch Artemisia vulgaris." (Doflein, Das Tier im Naturganzen, S. 847, 848.)

Bei manchen Arten wird durch die veränderte Nahrung nicht die Farbe der Raupe, wohl aber die des Schmetterlings geändert.

Diese Aenderungen sind an sich keine Anpassungen. Sie können für die von ihnen betroffenen Individuen von sehr verschiedenem Nutzen sein. Manche Aenderungen müssen direkt schädlich wirken. Bekommt eine Raupe, der Vögel eifrig nachstellen, infolge veränderten Futters eine Farbe, durch die sie leichter sichtbar wird, als bisher; wandelt sie sich etwa aus dem Grünen oder Braunen ins Rosenrote, so wird sie leichter entdeckt

---

[1]) Unter Ausschluß des Lichtes kultivierten. K.

und rasch vertilgt werden, sobald die Vögel gemerkt haben, daß der rosenrote Geselle ebenso wohlschmeckend ist, wie der grüne oder braune.

Arten, die in solcher Weise abändern, haben keine Aussicht, sich zu erhalten. Sie werden mit der Zeit ebenso aussterben, wie jene, die nicht imstande sind, sich unter den neuen Verhältnissen zu ändern.

Andere Abänderungen wieder können sehr gleichgiltig sein, weder nützlich noch schädlich. Wenn von der Vanessa levana zwei verschiedene Formen existieren, eine hellere Frühjahrsform und eine dunklere Sommerform und beide sich behaupten, so müssen wir annehmen, daß Unterschiede ihres Aeußeren für ihre Erhaltung von keiner Bedeutung sind.

Man darf annehmen, daß sehr viele Eigenschaften der Organismen diesen Charakter haben. Man darf die Zweckmäßigkeit im Organismus nicht dahin auffassen, daß alles in ihm einen Zweck habe. Sie kann doch nur bedeuten, daß er in einer Weise gestaltet sein muß, die seine Erhaltung ermöglicht. Das heißt, das Zweckmäßige muß in ihm überwiegen. Aber es kann sich mit vielem Zwecklosen verbinden, ja selbst mit manchem Zweckwidrigen, das freilich nicht so bedeutend sein darf, daß es die Existenz des Ganzen gefährdet.

Alles im Organismus hat seine Ursache und ist in diesem Sinne notwendig, nämlich unvermeidliche Wirkung. Nicht alles in ihm hat einen Zweck und ist notwendig als unerläßliche Bedingung für seine Erhaltung. Wir müssen bei jeder Erscheinung fragen: Warum? Woher? Aber nicht bei jeder: Wozu?

Neben unzweckmäßigen und indifferenten Aenderungen, die durch eine Aenderung des Milieus herbeigeführt werden, sind natürlich auch solche zu finden, die zweckmäßig sind. Derart wird z. B. die Weißfärbung des Haar- und Federkleides mancher polarer Formen sein, die es ihnen erleichtert, im Schnee unbemerkt zu bleiben. Ebenso Schutzfärbungen anderer Art. Oder Verstärkung des Haar- oder Federkleides im Winter, Verdünnung im Sommer.

Je mehr die zweckmäßigen Neuerungen die unzweckmäßigen und gleichgiltigen überwiegen, desto bessere Aussichten haben die Arten, die ihrer teilhaftig werden im Kampf ums Dasein. Und innerhalb der Art haben diejenigen Individuen die besten Aussichten, sich zu behaupten, deren Variationsvermögen die zweckmäßigen Neuerungen am stärksten entwickelt.

Das Endergebnis des Prozesses wird daher darin bestehen, daß die ihn überlebenden Organismen an die neuen Verhältnisse angepaßt sind, als Resultat der Auslese, die der Kampf ums Dasein unter den durch diese Verhältnisse hervorgerufenen Abänderungen trifft.

Dieser Kampf wirkt bei sich gleichbleibender Umwelt konservativ, im Sinne der Erhaltung der bestehenden Formen. Bei sich ändernder Umwelt wirkt er revolutionär, im Sinne der Anpassung der vererbten Formen an die neuen Verhältnisse.

Darwin hat mit Recht auf die große Bedeutung des Kampfes ums Dasein für die Entwicklung der Lebewesen hingewiesen. Er übersah aber, daß die Wirkung des Kampfes nicht in jedem Stadium der Umwelt die gleiche ist, daß sie vielmehr ganz gegensätzliche Formen annehmen kann.

Wir haben gesehen, daß die aus einer Aenderung der Umwelt hervorgehenden Abänderungen der Organismen nicht schon notwendig Anpassung sein müssen. Diese sind nur das Endergebnis der Auslese, die der Kampf ums Dasein unter der Fülle der durch die Aenderung des Milieus hervorgerufenen Abänderungen trifft. Die schließlich als Anpassungen übrig bleibenden Abänderungen sind wieder ihrerseits nicht notwendigerweise Höherentwicklungen.

Ich habe diese Frage schon oben gestreift in einem längeren Zitate aus meinem Buche über Vermehrung und Entwicklung, in dem ich sagte, die einzigen neuen Arten, die nach dem Menschen auftauchten, seien die Kleiderlaus, einige Bandwürmer und der Erreger des Trippers. Sie, nicht der Mensch, bildeten die Krone der Schöpfung.

Eine solche Höherentwicklung besteht, wie wir schon gesehen haben, nicht in der Annäherung an grössere Zweckmäßigkeit. Eine absolut größere oder geringere Zweckmäßigkeit des Organismus, das heißt, Fähigkeit, sich zu erhalten, gibt es nicht. Jede wird gemessen an dem Verhältnis des besonderen Organismus zu seinem besonderen Milieu. Was sehr zweckmäßig ist für das eine Milieu, kann sehr unzweckmäßig sein für ein anderes. Innerhalb eines bestimmten Milieus findet wohl ein Ringen zwischen mehr und weniger diesem Milieu angepaßten Organismen statt, aber dieses Ringen ist beschränkt auf das revolutionäre Anfangsstadium der betreffenden Umwelt. Sobald einmal alle innerhalb dieser Umwelt vorkommenden Arten von Organismen einander angepaßt sind, hat jeder von ihnen seine höchste Zweckmäßigkeit für die gegebene Umwelt erreicht.

Was wir als Höherentwicklung bezeichnen, ist bei Lichte betrachtet, nichts als der Fortschritt von einfacheren zu mannigfaltigeren Gebilden.

Nun muß der Prozeß der Anpassung nicht notwendigerweise einen Organismus hervorrufen, der mannigfaltiger ist, als sein Vorgänger war, von dem er abstammt. Ist das neue Milieu trotz seiner Verschiedenheit vom Alten ebenso einfach wie dieses, dann besteht nicht der mindeste Grund dafür, daß der dem neuen angepaßte Organismus, wenn er auch verändert ist, eine größere Mannigfaltigkeit, also eine Höherentwicklung darstellt.

Es ist sogar möglich, daß ein Organismus in ein Milieu hineingerät, das einfacher ist, als das, in dem seine Art bisher wohnte. Dann kann sogar eine Vereinfachung seiner Organisation, eine Rückentwicklung, Verkümmerung eintreten.

So gibt es eine Reihe von Tieren, die sich frei bewegen und dadurch ihre Bewegungs- und Sinnesorgane gut entwickelt haben. Manche ihrer Art geraten in Bedingungen, in denen sie besser fortkommen, wenn sie sich an einem bestimmten Punkte festsetzen und dort für ihre Lebenszeit verbleiben (sogen. sessile Tiere.). Bei diesen führt die Anpassung zu einer Vereinfachung des Organismus, also zu einer Zurückentwicklung.

„Wie die Bewegungsorgane, so sind auch die Sinnesorgane bei sessilen Tieren vielfach zurückgebildet. Und zwar tritt uns der Unterschied am auffälligsten entgegen, wenn wir freilebende mit sessilen Formen einer und derselben großen Tiergruppe vergleichene. Die freilebenden räuberischen Ringelwürmer sind vielfach mit mächtigen, hochentwickelten Augen ausgestattet. Ihre festsitzenden Verwandten, die Röhrenwürmer, haben meistens gar keine Augen oder diese stehen auf relativ niedriger Stufe. Jene Formen, welche selbständig ihre Beute erjagen müssen, bedürfen hoher Sinnesfähigkeiten. Bei den sessilen Tieren genügt eine einfache, einseitig gerichtete Sinnesfunktion." (Doflein, Das Tier im Naturganzen, S. 228.)

Ein Organismus kann aber auch aus einem einfacheren in ein mannigfaltigeres Milieu kommen, das auf seine Organe mannigfaltigere Reize ausübt, sie zu mannigfacheren Reaktionen veranlaßt, als es bisher tat. Ein bestimmtes Organ kann dadurch zu seinen früheren Fähigkeiten neue hinzu erlangen, die es bisher nicht besaß, oder aus einem undifferenzierten Organ können sich durch verschiedene Inanspruchnahme verschiedener seiner Teile besondere, differenzierte Organe entwickeln.

Diese ganze Höherentwicklung der Welt der Organismen rührt nur daher, daß seit dem Beginn des Lebens auf der Erde sich deren Verhältnisse immer mannigfaltiger gestalteten, infolge fortschreitender Abkühlung und Schrumpfung mit ihren Folgeerscheinungen.

Wir bedürfen keines anderen Faktors zur Erklärung der Tatsache, daß wir in der Welt der Versteinerungen immer komplizierter gebaute Organismen antreffen, je jüngeren geologischen Schichten sie entstammen, bis schließlich der Mensch als das komplizierteste aller Lebewesen auftritt und sein Hauptorgan, das Gehirn, das komplizierteste aller Organe darstellt.

In manchen seiner Partien bietet sein Körper selbst aber wieder ein sehr einfaches Milieu für sehr einfache Tiere, wie wir bereits bemerkten.

Die „Zielstrebigkeit" der Organismen zu irgendwelchen Idealen, wie sie manche Entwicklungstheoretiker annehmen, gehört zu den vielen Mystifikationen in der Naturwissenschaft, an denen die Biologie so reich ist.

Schaxel hat recht, wenn er manchen Entwicklungstheoretikern vorwirft:

„Aus der Philosophie der Völkergeschichte ist die historische Doktrin vom beständigen Fortschritt ungeprüft übernommen worden, die, erst einmal zur Denkgewohnheit geworden, noch vielfache Folgerungen nach sich zieht." (Grundzüge usw., S. 259.)

Leider übt Schaxel hier eine Verdammung in Bausch und Bogen aus, die vor allem Darwin nicht trifft, dem sie doch ausdrücklich gilt. Er hat der Entwicklungstheorie nie diese idealistische Färbung gegeben.

Sie ist aus der Betrachtung der menschlichen Gesellschaft übernommen, in der Materialisten wie Idealisten seit dem 18. Jahrhundert eine stete Bewegung in der Richtung eines Ideals, sei es absoluter Vernünftigkeit, oder Freiheit oder Sittlichkeit entdeckt zu haben glauben.

Wir werden noch sehen, ob und wie weit diese Auffassung für die Gesellschaft gilt. Für die Natur aber dürfen wir sie jetzt schon ablehnen.

Drittes Kapitel.

Aktive Anpassung.

Die eben behandelte Art der Anpassung ist als passive zu bezeichnen, weil die Abänderungen, aus denen sie hervorgeht, ohne jegliches Zutun des Organismus direkt durch die veränderte Einwirkung der Umwelt herbeigeführt werden. Ein veränderter Reiz auf das Lebewesen verursacht als Reaktion direkt eine veränderte Beschaffenheit desselben.

Daneben gibt es Abänderungen, die indirekte Wirkungen der veränderten Umwelt darstellen. Diese Umwelt kann sich derart gestalten, daß sie den von ihr betroffenen Organismus nicht direkt verändert, wohl aber seinen Organen veränderte Funktionen aufdrängt. Dieser Funktionswechsel wirkt dann abändernd auf den Organismus.

Es ist eine alte Erfahrung, daß ein Organ durch oftmaligen Gebrauch verstärkt, durch Mangel an Gebrauch geschwächt wird.

In seinem schon erwähnten Buche über das Werkzeug bezeichnet Noiré den Encyklopädisten Diderot als den „vielleicht genialsten Vorläufer der modernen Entwicklungslehre" (S. 189) und zitiert aus seinem, bis 1879 unbekannten Nachlaß folgende Bemerkung:

„Die Organisation bestimmt die Funktion. Der Adler mit seinem scharfen Auge erhebt sich in die Lüfte, während der Maulwurf mit seinem mikroskopischen Auge in die Erde flüchtet. Das Bedürfnis erzeugt das Organ. Die Bedürfnisse wirken auf die Organisation zurück und dieser Einfluß kann zeitweise so weit gehen,

daß er neue Organe schafft; er wird stets die vorhandenen umgestalten. Steter Mangel an Uebung führt zur Verkümmerung der Organe, energische Uebung kräftigt sie, mitunter bis zur Uebertreibung. Man erinnere sich der starken Arme der Ruderer, der kraftvollen Rücken der Lastträger, der Beine der Wilden usw."

Daß Uebung ein Organ stärkt, Mangel an Uebung es schwächt, war schon lange vor Diderot bekannt. Bereits die alten Griechen wußten es und betrieben systematisch die Kräftigung ihrer Muskeln durch Körperübungen in ihren Gymnasien.

Durch vermehrten Gebrauch kann jedoch ein Organ nur dem Grade nach verstärkt oder vergrößert werden, es nimmt dadurch nicht neue Qualitäten an. Die Bildung ganz neuer Organe ist auf diesem Wege genau genommen unmöglich. Was als neues Organ erscheint, ist in Wirklichkeit nur die Umbildung eines alten. Der Anfang des Auges z. B. war kaum anders möglich, als in der Weise, daß die bereits bestehende Körperhaut ihre bereits erlangte Empfindlichkeit gegen äußere Reize an bestimmten Stellen gegen Lichtreize besonders steigerte.

Die völlige Umbildug eines Organes, die verschieden ist von seiner bloßen Verstärkung oder Schwächung, kann nicht dadurch erfolgen, daß es in der bisherigen Weise mehr oder weniger intensiv funktioniert, sondern nur dadurch, daß es veranlaßt wird, in einer Weise zu funktionieren, in der es bisher gar nicht oder doch nur selten in Tätigkeit gesetzt wurde.

Nehmen wir als Beispiel etwa ein Landsäugetier, das auf einer großen Insel von dem Fleisch anderer Landtiere lebte, so daß sein Gebiß, sein Magen, seine Lebensweise auf das Erbeuten und Verzehren solcher Tiere eingerichtet ist. Nun beginne die Insel langsam zu versinken. Ihr über das Meeresniveau herausragendes Gebiet werde von Jahrzehnt zu Jahrzehnt kleiner. Damit wird die Fleischnahrung für das Raubtier immer spärlicher. Es sieht sich immer mehr darauf angewiesen, Beute im Meere zu suchen, das solche reichlich bietet. Zunächst wird der Räuber nur in den seichten Gewässern nächst der Küste nach Nahrung suchen. Aber der Nahrungsmangel zwingt ihn, kühner zu werden, sich schwimmend hinauszuwagen. Wer das nicht fertig bringt, verhungert. Die Schwimmer dagegen gedeihen.

Im Wasser sich herumzutummeln, wird ihre Hauptbeschäftigung. Ihre Beine, die bis dahin dem Laufen und Springen dienten, werden jetzt vornehmlich zu Schwimmbewegungen benützt, einzelne Teile dieser Organe sind daher in ganz anderer Weise tätig, als bisher, und werden allmählich umgestaltet.

Ist die Umgestaltung in der Weise vor sich gegangen, daß im Laufe vieler Generationen schließlich aus dem Landraubtier eine Robbe oder ein Delphin wurde, ehe die Insel in der Meerestiefe verschwand, dann mag die umgeformte Art deren Untergang überleben.

Diese Art der Anpassung ist die Folge einer veränderten Tätigkeit des Tieres, daher darf man sie wohl als aktive der passiven entgegensetzen.

Beide Arten der Anpassung sind von einander sehr verschieden. Doch haben sie auch vieles mit einander gemein.

Auf den ersten Blick könnte es scheinen, daß die aktive Anpassung im Gegensatz zur passiven stets nur zweckmäßige Resultate erzielte.

Die Betätigung der Organe ist ja nicht zweckloses Tun. Sie dient einem bestimmten Zweck, dem der Erhaltung des Organismus, seiner Art, oder seiner Gesellschaft. Wenn die durch eine Veränderung der Umgebung hervorgerufene veränderte Betätigung eines Organes es verstärkt oder sonstwie abändert, so kann dies doch nur eine Folge seines zweckmäßigen Gebrauches sein, kann also nur seine Zweckmäßigkeit vermehren.

So scheint es, aber so muß es nicht sein. Nehmen wir den einfachsten Fall, den einer bloßen Kräftigung eines Organes durch seinen vermehrten Gebrauch. Eine Veränderung der Lebensbedingungen zwinge ein Tier, einen Muskel, den es bis dahin wenig brauchte, öfter und intensiver funktionieren zu lassen. Dadurch wird diesem Muskel mehr Blut zugeführt, er wird besser ernährt und gestärkt. Er kann infolgedessen den neuen Aufgaben des Tieres leichter gerecht werden, als er es früher vermochte: läßt sich etwas zweckmäßigeres denken?

Das klingt sehr plausibel, wenn wir den einzelnen Muskel für sich allein betrachten. Aber er ist ein Organ, das heißt, ein Teil eines Ganzen, eines Organismus, dessen Zwecken mit dem Endzweck seiner Erhaltung es dient. Entscheidend für die Zweckmäßigkeit der Abänderung des Muskels ist nicht die Frage, ob dieser selbst, sondern ob der Gesamtorganismus dabei gewinnt.

Nun können wir vom einzelnen Organismus dasselbe sagen, was wir von der Gesamtheit der Organismen innerhalb einer Lebensgemeinschaft, einer „Biocönose" in einem konservativen Stadium der Umwelt bereits gesagt: sowie hier die einzelnen Organismen einander angepaßt sind und untereinander im Gleichgewicht stehen, in dem kein einzelner Organismus sich merklich verändern kann, ohne das Gleichgewicht zu stören und das Ganze in Verwirrung zu bringen — ebenso verhält es sich auch mit den Teilen eines Organismus. Auch sie sind einander angepaßt, stehen untereinander im Gleichgewicht, in voller Harmonie. Nur unter dieser Bedingung kann der Organismus zweckmäßig handeln, ist er lebensfähig.

Aendert sich die Außenwelt und infolgedessen auch zunächst das eine oder das andere Organ, so kommt dadurch der ganze Körper aus dem Gleichgewichtszustand, in dem er sich bis dahin befand, es tritt in ihm ein Kampf der Teile untereinander ums Dasein ein, dessen Ausgang entscheidet, ob schließlich eine neue

Harmonie eintritt oder der Untergang oder doch eine Beeinträchtigung der Aktionsfähigkeit des Organismus.

Kehren wir zu unserem Beispiel von dem stärker angestrengten, mit vermehrtem Blutzulauf versehenen und dadurch gekräftigten und vergrößerten Muskel zurück. Diese Wandlung kann für den Gesamtkörper von Vorteil sein. Die neue Tätigkeit kann den Organismus instand setzen, vermehrte Nahrung zu gewinnen und kann andererseits den Blutumlauf im ganzen Körper anregen und dadurch den ganzen Organismus kräftigen. Die neue Tätigkeit kann aber auch bewirken, daß das Individuum in vermehrtem Maße Kraft verausgabt, ohne in gleichem Maße mehr Nahrung erbeuten oder verdauen zu können.

Die Kräftigung des einen Muskels wird dann mit Ueberarbeit des ganzen Tieres, mit dessen Schwächung erkauft.

Erinnern wir uns des oben angeführten Satzes Diderots. Er sprach von der durch vermehrten Gebrauch eines Organs erfolgten Kräftigung desselben „bis zur Uebertreibung" (l'exercice violent les fortifie et les exagère).

Eifriges Radeln läßt manche unserer Wadenmuskeln, die sonst äußerst schwach entwickelt sind, sehr stark hervortreten. Der Radler gewinnt dadurch vermehrte Kraft beim Treten auf die Pedale. Aber durch Uebertreibung seines Tuns kann er gleichzeitig seinen Herzmuskel in einer Weise vergrößern, die den ganzen Körper aufs äußerste schädigt und gefährdet.

Es steht mit den durch das veränderte Funktionieren der Organe erzielten Aenderungen ebenso wie mit den durch chemische oder physikalische Reize direkt hervorgerufenen: sie müssen keineswegs zweckmäßig sein. Viele werden indifferent, nicht wenige unzweckmäßig sein. Manche aber auch zweckmäßig. Und die Individuen, die solcher teilhaftig werden, haben am ehesten Aussicht, sich bei der einsetzenden Auslese durch den Kampf ums Dasein zu erhalten.

In diesem Punkte ist die passive von der aktiven Anpassung also nicht verschieden.

In anderen Punkten gibt es jedoch bedeutende Unterschiede zwischen ihnen.

Zu diesen möchte ich allerdings nicht die mehrfach akzeptierte Annahme zählen, daß durch aktive Anpassung erworbene Eigenschaften nicht erblich werden konnten, sondern nur durch passive Anpassung erworbene. Wenn nicht alle, so doch viele.

Doflein sagt in seinem hier schon vielfach erwähnten Buche darüber:

„Es mußte eine Grundannahme der Lamarckschen Theorie sein, daß die durch Gebrauch oder Nichtgebrauch erworbenen Regulationen (Anpassungen) des tierischen Organismus sich durch Vererbung auf dessen Nachkommen übertragen. Diese Forderung hat bisher von den Anhängern der Lamarckschen Theorie nicht erfüllt werden können. In keinem Falle hat sich eine Vererbung einer durch Uebung erworbenen Eigenschaft nach-

weisen lassen. Der Sohn eines Schmiedes kann mit einem ganz muskelschwachen Arm zur Welt kommen, wenn sein Vater noch so stark war. Ein Rennpferd kann seine guten Eigenschaften auch dann auf seine Kinder übertragen, wenn es selbst in einem muskelschwachen Zustand oder lahm zur Fortpflanzung kommt, falls es nur selbst einer guten Zucht entstammt. Alle Versuche, eine erbliche Uebertragung einer durch Uebung erworbenen oder gesteigerten Eigenschaft experimentell zu beweisen, sind bisher vergeblich gewesen. Ihre Resultate können einer scharfen Kritik nicht standhalten." (Das Tier usw., S. 905, 906.)

Das wurde 1914 geschrieben. Sollte es heute noch vollständig gelten, so würde es natürlich noch lange nicht beweisen, daß Vererbung aktiver Anpassungen nicht vorkommt, sondern nur, daß nicht a l l e Anpassungen dieser Art sich vererben, was ja auch für die passiven Anpassungen gilt.

Es wäre ja z. B. möglich, daß sich nur solche Anpassungen vererben, die aus einem Funktionswechsel des Organismus herrühren, nicht auch solche, die bloß aus einer vermehrten Vollziehung einer bereits ausgeübten Funktion hervorgehen.

Das träfe für das Beispiel vom Schmied zu. Ueber das Beispiel vom Rennpferd läßt sich gar nichts sagen, da uns nicht einmal mitgeteilt wird, woher seine Schwäche oder Lahmheit herrührt, ob vom Nichtgebrauch oder übertriebenen Gebrauch seiner Organe oder etwa von einer Erkältung. Wir sehen ganz davon ab, daß für die Vererbung doch nicht allein der Vater, sondern auch die Mutter in Betracht kommt. Und ebenso die Voreltern beider Seiten.

Von vornherein ist nicht einzusehen, warum gerade solche Veränderungen des Körpers, die aus einer Veränderung seiner Funktionen hervorgehen, die Keimzellen unberührt lassen sollen.

In seinem oben zitierten Artikel der „Klinischen Wochenschrift" sagt Prof. Stieve über den Mechanismus der Anpassung:

„Zusammenfassend läßt sich sagen, daß jede Veränderung in der Umwelt der Lebewesen als Reiz auf bestimmte Teile des Körpers einwirkt und an ihnen zunächst eine Reaktion hervorruft. Diese ihrerseits bewirkt eine Umgestaltung des Gesamtkörpers in chemisch-physikalischer Hinsicht. Ist der äußere Reiz sehr stark und hält lange genug an, so bedingt er, vorausgesetzt daß er nicht zum Tode führt, häufig eine nachweisbare Umgestaltung zumeist der unmittelbar betroffenen Teile.

Diese ist jedoch nicht durch den Reiz selbst bedingt, sondern stets erst hervorgerufen durch die Umgestaltung, die der Gesamtkörper erfahren hat, die alle Organe betrifft, aber nur an den besonders beeinflußbaren Stellen für uns erkennbare, morphologische Veränderungen bewirkt.

Dennoch ist der Einfluß der Umwelt auf den Gesamtkörper weit größer und in seinen Erfolgen viel durchgreifender, als man früher annahm, denn er bedingt Umgestaltungen stets an allen Teilen des Gesamtorganismus. Besondere Aufmerksamkeit verdienen hier die Keimdrüsen." (S. 1154.)

Sie unterscheiden sich von den anderen Organen nicht etwa durch starre Unveränderlichkeit der von ihnen produzierten Keim-

zellen, sondern dadurch, daß sie in der Zeit des Geschlechtslebens eine weit lebhaftere Zellvermehrung aufweisen als die übrigen Organe.

„Alle dazu nötigen Stoffe entzieht der Hoden dem Gesamtkörper; er zehrt an ihm, ähnlich wie der Embryo am Körper der Mutter oder eine bösartige Geschwulst. Im Eierstock dagegen ist die Zellbildung keine so rege, dagegen werden hier in den wachsenden Eizellen erhebliche Mengen von Nährstoffen angehäuft, und auch diese werden dem Gesamtkörper entzogen."

Alles, was den Gesamtkörper beeinflußt, wirkt auch auf die Keimdrüsen, ja, diese erweisen sich als besonders empfindlich. Unter den zahlreichen Belegen dafür sei nur folgender hervorgehoben.

„Im Tierversuch konnte ich zeigen, daß durch reichliche Alkoholgaben Hoden und Eierstöcke in schwerster Weise beeinträchtigt werden, ja ihre Tätigkeit ganz einstellen, während die Veränderungen an den übrigen Organen nicht nachweisbar oder verhältnismäßig gering sind." (S. 1155.)

Sollte man annehmen, daß nur bei passiver Anpassung der Gesamtkörper eine Aenderung erleidet, dagegen bei aktiver Anpassung nicht? Das wäre doch absurd. Dann ist aber nicht einzusehen, warum nur hier die Keimzellen abgeändert werden sollen und dort nicht.

Es ist heute aber auch gar nicht richtig, daß kein Beispiel der Vererbung einer durch Tätigkeitsanpassung erworbenen Eigenschaft bekannt sei.

Wir haben schon in einem früheren Zusammenhang auf das Beispiel der Raupe des Gracilaria stigmatella hingewiesen, die gewöhnt ist, die Weidenblätter, die sie sich zur Wohnung herrichtet, an der Spitze einzurollen. Indem man sie auf Blätter beschränkte, deren Spitzen abgeschnitten waren, zwang man sie, die Blätter von der Seite einzurollen. Als man der dritten Generation wieder ganze Blätter vorlegte, rollten einige Raupen diese von der Seite ein. Sie hatten also die durch veränderte Betätigung hervorgerufenen Instinktveränderungen erblich übernommen.

Das geforderte experimentelle Beispiel der Vererbung einer durch aktive Anpassung erworbenen Eigenschaft liegt demnach vor. Daß solche nicht häufiger sind, liegt wohl vor allem an dem großen Unterschied zwischen aktiver und passiver Anpassung, der darin liegt, daß diese sprunghaft vor sich gehen kann, jene unter allen Umständen ein langsamer Prozeß ist.

Die auf dem Boden der Entwicklungslehre stehenden Naturforscher lieben es zumeist, den aristotelischen Satz, daß die Natur keine Sprünge macht, dahin zu deuten, daß sich in der Natur jede Entwicklung und Veränderung langsam und unmerklich vollziehe, also Revolutionen eine von den Menschen erfundene Dummheit seien, deren sich ein naturwissenschaftlich gebildeter Denker nicht schuldig machen dürfe. Sollte daher die Abneigung so vieler Professoren gegen die Revolution rühren? Aber merkwürdig,

mit dem Staatsstreich der Gegenrevolution verträgt sich ihr wissenschaftliches Gewissen ganz gut.

Was heißt nun langsam, unmerklich, und sprunghaft, überraschend? Sind das Eigenschaften, die den Vorgängen objektiv innewohnen, oder sind das nicht subjektive Wertungen eines Beobachters, die ganz von seiner Persönlichkeit abhängen? Der Schnecke kann das Vorwärtsschreiten der Schildkröte ein rasches, sprunghaftes erscheinen, und für den Automobilisten oder gar den Flieger wird sich ein menschlicher Fußgänger langsam bewegen, selbst wenn dieser ein schnellfüßiger Achilles wäre.

Und gar unmerklich! So manche Veränderung erscheint dem unbewaffneten Auge unmerklich, die unter dem Mikroskop ganz auffallend ist.

Dennoch ist das aristotelische Wort keineswegs unsinnig. Nur ist es in anderem Sinne aufzufassen, als Feststellung der Tatsache, daß alles Neue nur eine Umbildung von Altem ist, daß es absolut Neues nicht gibt. Die Entwicklungstheoretiker waren wohl berechtigt, sich auf das Wort zu berufen jenen Naturforschern gegenüber, die annahmen, die Organismen jeder geologischen Periode seien schließlich in furchtbaren Katastrophen untergegangen, und die der nächsten geologischen Periode seien das Ergebnis einer Neuschöpfung.

Sprünge dieser Art kommen in der Natur nicht vor — auch nicht in der Gesellschaft. Aber damit ist gar nicht gesagt, daß die Umwandlung des Ueberkommenen zu neuen Formen stets ein Vorgang sein müsse, der uns langsam und unmerklich erscheint, daß die Neubildung nie so rasch vor sich gehen könne, daß sie uns den Eindruck des Sprunghaften macht.

Ist es unsinnig, von einem Vorgang an sich zu behaupten, er sei ein langsamer oder sprunghafter, wo dies nur relative Begriffe sind, so kann man doch bei der Betrachtung zweier Vorgänge wohl sagen, der eine gehe *im Vergleich zum andern* langsam und unmerklich vor sich. Darin liegt keine subjektive Wertung, sondern eine objektive Feststellung.

So dürfen wir denn auch bei dem Vergleich der Prozesse der passiven und der aktiven Anpassung wohl sagen, daß solche ersterer Art im Vergleich zu den letzteren rasch und sprunghaft vor sich gehen können, während die der aktiven Anpassung stets viel langsamer und weniger merklich vor sich gehen.

Man erinnere sich des oben mitgeteilten Beispieles der Raupe von Eupithecia absinthiata, die bei einem Wechsel der Nahrung binnen wenigen Stunden rosa, weiß, blau werden kann.

Die Mutationen, sprunghafte, plötzlich auftauchende Variationen, die wir bereits erwähnt, sind vielleicht auch Fälle passiver Abänderung, bei Pflanzen etwa eines plötzlichen Wechsels der Verhältnisse des Bodens, aus dem sie ihre Nahrung ziehn.

Diese Mutationen, die für sich allein schon den Satz widerlegen, daß die Natur keine Sprünge im Sinne rascher, auffallender Abänderung macht, beschäftigen die Biologen seit zwei Jahrzehnten aufs lebhafteste, seit de Vries in Hilversum die Mutation der Nachtkerze entdeckte. Aber ihr Wesen und ihre Entstehungsursachen sind noch strittig.

Wie immer es um die Mutationen stehen mag, auch abgesehen von ihnen sind Fälle passiver Anpassung bekannt, die in so kurzer Zeit so auffallende Aenderungen darstellen, daß sie leicht zu beobachten und viele von ihnen auch experimentell herbeizuführen sind. Die Experimente können so oft wiederholt und so sehr variiert werden, daß sie ganz sichere wissenschaftliche Resultate ergeben. Wenn die Anpassungen schon innerhalb der Lebensdauer der ersten Generation zu Tage treten und diese kurzlebig ist, wird es auch möglich, die Vererbung mancher derartiger Anpassungen festzustellen.

Ganz anderer Art sind die aktiven Anpassungen. Bei der passiven kann eine Aenderung oft schon dann auffallend zu Tage treten, wenn der veränderte chemische oder physikalische Reiz der Außenwelt, der den Gesamtkörper beeinflußt, nur in einem einzigen, sehr variablen Organ abändernd wirkt, etwa der Haut, ihrer Pigmentierung oder ihrem Haar- oder dem Federkleid.

Manche aktive Anpassungen können ebenso einfacher Art sein, und ebenso rasch zustande kommen, wie z. B. die Schwielen an den Händen, die jemand schon binnen wenigen Tagen bekommen kann, wenn er plötzlich gezwungen wird, schwere Handarbeit dauernd zu verrichten, die er bis dahin nicht kannte.

Aber das sind Ausnahmen. Bei der aktiven Anpassung handelt es sich in der Regel nicht um bloße Aenderungen eines einzigen Organes, etwa der Haut, sondern um Aenderungen eines ganzen Organkomplexes, Haut, Muskeln, Nerven, Gefäße, Knochen. Sie alle müssen sich im Umfang, manchmal auch in der Struktur ändern, wenn eine Abänderung des gesamten Komplexes eintreten soll. Nicht jedes dieser Elemente ist aber in gleichem Maße variationsfähig.

Eine chemische Reaktion kann mit einem Schlage einen Stoff in einen andern umwandeln. Auch ein physikalischer Vorgang, etwa die Aenderung des Aggregatzustandes eines Körpers — fest, flüssig, gasförmig — kann unter Umständen mit einem Male vor sich gehen, z. B. in der Form von Explosionen. Die Umwandlung eines Organes durch seinen vermehrten oder veränderten Gebrauch setzt dagegen von vornherein eine oftmalige Wiederholung dieses Gebrauches voraus. Wir müssen allerdings annehmen, daß jeder einzelne Fall einer bestimmten Anwendung eines Organes dieses nicht nur vorübergehend, sondern dauernd verändert und in ihm eine Spur hinterläßt. Daß unsere Instrumente noch nicht fein genug sind, derartige minime Aenderungen nachzuweisen, be-

weist nichts dagegen. Für die Wirkung eines Vorganges in der Natur kommt es auch nicht darauf an, ob der beobachtende Mensch ihn merkt oder nicht. Wohl aber kommt es für die Entwicklung eines Organismus in der Natur darauf an, ob bei einer Aenderung der Lebensbedingungen eine dadurch bewirkte Abänderung seiner Organe schließlich weit genug geht, um den Kampf ums Dasein des betreffenden Organismus zu beeinflussen und seinen unzweckmäßig gewordenen Lebensprozeß wieder zweckmäßig zu gestalten.

In diesem Sinne und nicht in dem der Erkennbarkeit für den Menschen müssen die Abänderungen merkbar sein, sollen sie den Entwicklungsgang beeinflussen.

Die Abänderung durch vermehrten oder veränderten Gebrauch eines Organes geht nun vielfach so langsam vor sich, daß sie am Ende des Lebens des Individuums noch nicht in diesem Sinne merkbar wird. Wohl hinterläßt jede einmalige Tätigkeit in den Zellen ihre Spuren. Wiederholt sich die Tätigkeit, so vergrößert sich diese Spur durch Anhäufung der Resultate des gleichen Einflusses. Wenn aber der Organismus zu Grunde geht, ehe die Anhäufung einen für den Kampf ums Dasein merklichen Grad erreicht hat, und er sie nicht seinen Nachkommen vererbt, würde es nie zu einer zweckmäßigen Abänderung, zu einer Anpassung auf diesem Wege kommen. Soll das erreicht werden, dann ist es notwendig, daß die einmal erreichten Abänderungen, mögen sie noch so unmerklich sein, vererbt werden, so daß die nächste Generation bereits mit einem vermehrten Fonds anfängt, zu dem sie weitere Abänderungen durch weitere vermehrte oder veränderte Uebung des Organes im gleichen Sinne hinzufügt, bis seine Umbildung einen Grad erreicht, in dem sie für den Kampf ums Dasein wirksam wird.

Schließlich wird wieder ein Gleichgewichtszustand zwischen den Organen innerhalb des Organismus eintreten, sobald deren Veränderung so weit gediehen ist, daß der Organismus einer weiteren Steigerung oder Aenderung der Anwendung seines Organes nicht mehr bedarf und sie daher nicht mehr übt; dessen Stärke und desesn Anwendung werden einander nun entsprechen.

Ein solcher Prozeß kann viele hunderte Generationen erheischen, ehe er zu seinem Abschluß kommt. Ihn haben die Entwicklungtheoretiker vor allem im Auge, wenn sie sagen, die Natur mache keine Sprünge, jede Entwicklung gehe langsam und unmerklich, unter allmählicher Kumulation von minimen Abänderungen vor sich. Sie vergessen dabei, daß sich dies als Regel bloß auf die Fälle der aktiven Anpassung bezieht. Die passive kann unter Umständen in einer Weise vor sich gehen, die uns höchst sprunghaft erscheint.

Außerdem geht, wie wir schon mehrfach erwähnt, der Prozeß der Anpassung nicht ununterbrochen, sondern nur in bestimmten

Stadien der Erdgeschichte, bei tiefgehenden Veränderungen der Umwelt der Organismen, vor sich.

Endlich geraten die Darwinianer in einen unlöslichen Widerspruch, wenn sie annehmen, die Variationen der Individuen seien zunächst ganz unmerklich und doch bewirkten sie im Kampf ums Dasein das Ueberleben der Bestangepaßten, so daß diese ihre Abänderungen einer Nachkommenschaft vererben, die die neuen Eigenschaften durch Kumulierung noch verstärkt.

Nach unserer Auffassung üben die als unmerklich erscheinenden Abänderungen keinen Einfluß auf den Kampf ums Dasein. Die zweckmäßigen unter ihnen erhalten sich nicht deshalb, weil sie die damit versehenen Organismen besser für den Kampf ausrüsten, als die anderen. Sondern zunächst gibt es unter den eintretenden Variationen keine Auswahl zwischen zweckmäßigen oder unzweckmäßigen. Die Abänderungen sind in ihren Anfängen zu geringfügig, um als zweckmäßig oder unzweckmäßig wirken zu können. Und da sie als die Folge des Eintretens einer Milieuänderung auftreten, die alle Individuen der gleichen Art, der gleichen Zeit und Lokalität, in gleicher Weise beeinflußt, so bringt sie in ihnen allen die gleiche Abänderung hervor, wenn auch nicht in allen in gleichem Grade und mit manchen individuellen kleineren Verschiedenheiten.

Daß diese Abänderungen sich häufen, tritt dann ein, wenn sie sich vererben und der Einfluß des neuen Milieus weiter dauert. Das ist nicht eine Folge des Ueberlebens der passendsten. Erst dann, wenn im Laufe der Zeit durch Häufung die neuen erworbenen Eigenschaften eine gewisse Stärke erreicht haben, erlangen sie die Fähigkeit, den Kampf ums Dasein zu beeinflussen. Jetzt erst werden durch ihn die neuen Eigenschaften als zweckmäßige oder unzweckmäßige durch den Erfolg gekennzeichnet. Die Arten und Individuen mit zweckmäßigen neuen Eigenschaften dringen nun vor, die anderen werden zurückgedrängt, auf wenige geschützte Lokalitäten beschränkt oder ganz vernichtet.

Ist dies der Hergang, dann ist es begreiflicherweise sehr schwer, in Fällen aktiver Anpassung den experimentellen Nachweis zu führen, daß auch sie erblich werden können. Organe, die so variabel sind, daß schon eine veränderte Anwendung binnen wenigen Tagen sie verändert, wie die Haut der inneren Handflächen, sind vielleicht gerade solche, die erlangte Abänderungen am wenigsten zäh festhalten. Erlangte Schwielen vergehen ebensoschnell, als sie erworben wurden, wenn die Arbeit aufhört, die sie hervorrief. Mit derartigen Abänderungen kann man keine Vererbungsexperimente anstellen. Abänderungen, die so weit gehen, ein ganzes größeres Organ samt seinem Knochengerüst umzugestalten, erheischen meist viele Generationen, um eine für menschliche Forscher merkbare Ausdehnung zu gewinnen. Unter diesen Umständen Experimente anzustellen, die

durch lange Zeiträume hindurch immer konsequent und fehlerlos durchzuführen wären, ist sicher eine schwierige Aufgabe.

Es ist wohl kein Zufall, daß das von Tschulok hervorgehobene gelungene Experiment einer Vererbung aktiver Anpassung nicht ein Bewegungsorgan betrifft, sondern einen Instinkt, das heißt also ein psychisches Organ, das ihn produziert.

Das Gehirn ist wohl nicht bloß das komplizierteste und damit das höchste, sondern auch das variabelste und anpassungsfähigste aller Organe der Tiere. Die Anpassung gehört zu seinen spezifischen Funktionen. Von seinem ersten Aufdämmern an hat es vorkommende Veränderungen im Milieu des Tieres zu erkennen und dessen Bewegungen diesem Wechsel anzupassen. Diese Tätigkeit seit Millionen von Jahren muß durch aktive Anpassung auch die eigene physiologische Anpassungsfähigkeit des Gehirnes immer mehr gesteigert haben. Auch seine wachsende Kompliziertheit mußte seine Variabilität vermehren. Diese wird um so geringer sein, je einfacher der Organismus oder das Organ, dagegen um so höher, je zahlreicher und mannigfacher seine Elemente, auch wenn jedes der letzteren für sich allein nicht variabler sein sollte, wie der einfache Urorganismus. Nirgends in der Natur sind die individuellen Unterschiede so groß, wie in der geistigen Veranlagung der Kulturmenschen.

Hier stoßen wir noch auf eine Unterscheidung zwischen passiver und aktiver Anpassung. Die erstere vollzieht sich ohne jedes Handeln des Organismus durch direkte chemische oder physikalische Einwirkung der Umwelt auf seinen Körper. Dabei spielt der Geist, das Erkennen, Schlußfolgern und Wollen, absolut keine Rolle.

Für die aktive Anpassung wird dagegen schon auf tiefer Stufe der Tierwelt der Geist von Bedeutung als Leiter und Anpasser der Bewegungen des Körpers, soweit sie freier Art, nicht bloße Reflexbewegungen sind.

Wir haben auf diese Rolle des Geistes schon mehrfach hingewiesen und brauchen schon Gesagtes nicht zu wiederholen. Nur eines sei hier noch bemerkt.

Der Geist vermag die Bewegungen eines tierischen Körpers seinem jeweiligen Milieu anzupassen, sie zweckmäßig zu gestalten. Aber er vermag nicht den Organen selbst zweckmäßige Formen zu geben. Soweit ihr Bau zweckmäßig wird, ist es ein Resultat ihres Gebrauches und der Auslese unter den Organismen, nicht die Folge eines planmäßigen Wollens.

Der tierische Geist paßt die Bewegungen eines Organes der jeweiligen Situation an. Aber wie das auf das Organ zurückwirkt, ob dieses dadurch geändert wird und in welcher Richtung, ob in zweckmäßiger oder unzweckmäßiger, das vermag der tierische Geist gar nicht vorauszusehen und erst recht nicht zu

bestimmen, darüber denkt er auch gar nicht nach — ja in der Regel tut das selbst der menschliche Geist nicht.

Und doch vermag dieser über die Grenzen hinauszugehen, die dem Tiere gesetzt sind. Auch das Klügste unter diesen muß sich mit seinen Organen bescheiden, die es vorfindet. Neue Situationen mögen noch so dringend neue Organe erheischen, das Tier kann im besten Falle die Anwendung der Organe, die es ererbt, den neuen Bedürfnissen entsprechend gestalten. Vielleicht wird diese Anwendung im Laufe der Generationen auch den Organen eine zweckmäßige Gestalt verleihen.

Der Mensch dagegen vermag, bei eintretenden neuen Situationen dahin zu kommen, daß er ihnen entsprechende neue Organe schafft, deren zweckmäßige Gestaltung zum großen Teile Folge seines Ueberlegens ist, nicht bloßes Resultat einer in ihren weiteren Konsequenzen nicht überschauten neuen Anwendung alter Organe und blinder Auslese unter ihren Ergebnissen.

Damit betreten wir die Schwelle der geschichtlichen Entwicklung der Menschheit.

Ende des zweiten Buches.

Anhang zum zweiten Buch.

A.

Die sozialen Triebe in der Tierwelt[1])

I.

„Die meisten Leute geben zu, daß der Mensch ein soziales Wesen sei" . . . „Nach Analogie mit der größeren Zahl der Vierhänder zu schließen, ist es wahrscheinlich, daß die früheren affenähnlichen Urerzeuger des Menschen gleichfalls sozial waren", sagt Darwin im vierten Kapitel des ersten Bandes seines Buches über „die Abstammung des Menschen".

Die Fragen: Was sind soziale Tiere? Wie entstand die Sozialität (Geselligkeit) unter ihnen? Welche Eigenschaften bedingt dieselbe? sind demnach von der höchsten Bedeutung für uns, sie sind grundlegend für die Psychologie wie die Soziologie, vielleicht sogar für die Ethik.

Die Beantwortung der ersten Frage erscheint eine sehr einfache: soziale Tiere sind eben alle gesellig lebenden Tiere. Mit dieser Uebersetzung ist jedoch nicht viel gewonnen. Es gibt kein Tier, welches sich nicht zeitweilig in der Gesellschaft von seinesgleichen befände. Die unverträglichsten aller Tiere dürften die Spinnen sein — daher der Ausdruck „spinnefeind" — aber selbst bei diesen „Finsterlingen", wie Brehm sie nennt, wird die trotzige Abneigung durch die Allgewalt der Liebe besiegt, und während der Paarungszeit kann man Männchen und Weibchen stundenlang miteinander spielen sehen; ersteres, das kleinere, allerdings stets mit gebührender Vorsicht, um nicht unversehens von der Herzensdame, einer potenzierten Messalina, verspeist zu werden. Andererseits bleiben die jungen Spinnen einer Brut nach dem Ausschlüpfen aus den Eiern noch ca. acht Tage, bis zur ersten Häutung, beisammen. Trotzdem werden wir nicht behaupten, die Spinnen seien soziale Tiere.

Das gerade Gegenteil der Spinnen bilden diejenigen Korallen, die in zusammengesetzten Stöcken wohnen. Bei diesen ist der Zusammenhang der einzelnen Individuen nicht bloß ein geistiger — insoweit man bei einer Koralle von Geist reden kann — sondern ein o r g a n i s c h e r. „Jedes", sagt Brehm, Tierleben X., S. 475, „kommuniziert mit seinen Nachbarn, jedes sorgt zwar zunächst und am meisten für sich, teilt aber durch ein von Polyp zu Polyp sich fortsetzendes netzartiges Gefäßsystem von seinem Ueber-

---

[1]) Zuerst veröffentlicht im 1. Bande der „Neuen Zeit", Stuttgart 1883.

flusse auch den entferntesten Stockgenossen mit. Und so leben die Mitglieder eines zusammengesetzten Stockes dem Prinzip nach in einem wohl eingerichteten Kommunismus. Die Vermittlung von Tier zu Tier geschieht nun in der Regel durch eine organisierte, das heißt, am Stoffwechsel teilnehmende Masse, mag dieselbe weich bleiben oder verkalken. Diese Zwischenmasse empfängt ihre Nährkanäle aus den nächsten Individuen, und diese den Lebenssaft leitenden Adern sichern dem zusammengesetzten Polypenstocke bis zu einem gewissen Grade ein einheitliches Wachstum. Die Vielheit wird hierin zur physiologischen Einheit. Was jeder Polyp ist und ißt, kommt unweigerlich der ganzen Gesellschaft zugute, und aus dem Ueberschuß der Arbeit des einzelnen werden gemeinschaftliche Anlagen bestritten. Zu diesen gehören die Stiele und Stämme: diejenigen Teile der zusammengesetzten Stöcke, auf denen keine Einzeltiere sich befinden, und deren Wachstum und Größenzunahme uns unbegreiflich bliebe, wenn wir nicht die Nährkanäle auch in sie hineintreten sähen."

Es ist sehr verführerisch, einen solchen Korallenstock eine Gesellschaft zu nennen. Aber wenn wir das tun, müssen wir auch jeden Wurm eine Gesellschaft nennen, denn jeder derselben besteht aus mehreren Teilen, die einer gesonderten Existenz und eines gesonderten Bewußtseins fähig sind, also als Individuen betrachtet werden können.

Espinas hat dies denn auch in seinem Buche über die „Tiergesellschaften" getan.[1]) Er unterscheidet zweierlei Arten von Gesellschaften: die der gemeinsamen Ernährung und die der Fortpflanzung dienenden. Zu den ersteren rechnet er verschiedene Infusorien, Polypen, Mollusken und Würmer. Wenn wir diese als Gesellschaften betrachten, dann müssen wir, wenn wir konsequent sein wollen, auch jedes trächtige Säugetier eine solche nennen, denn der organische Zusammenhang der einzelnen Individuen bei den Polypen oder Würmern ist kein anderer als der zwischen der Mutter und der Leibesfrucht. Die Aehnlichkeit wird noch vermehrt dadurch, daß bei verschiedenen Würmern, wie z. B. den Bandwürmern, die einzelnen Teile in der Tat auf verschiedenen Stufen der Entwicklung stehen. Die „Glieder" des Bandwurmes sind nichts als die Nachkommenschaft seines „Kopfes". Auch die einzelnen Individuen eines Korallenstockes sind nichts als die Nachkommen einer einzigen Koralle, mit der sie den Zusammenhang nicht verloren haben.

Zu der zweiten Art von Gesellschaften rechnet Espinas die Ehe. Wir halten das für ebenso unglücklich, wie die Anerkennung der Würmer usw. als eigener Gesellschaften. Wollen wir bei den Untersuchungen über die Tiergesellschaften zu Er-

[1]) Alfred Espinas, Des sociétés animales, Etude de psychologie comparée, 2. édition, Paris 1878. 584 S.

gebnissen kommen, die mehr sind als Wortspielereien, dann müssen wir auch stets mit einem Worte denselben Begriff verbinden, nicht aber verschiedene Begriffe mit demselben Worte benennen.

Nun bestehen aber zwischen den Vereinigungen, wie sie die Tierstöcke und die der Ehe repräsentieren, und allen anderen Vereinigungen von Individuen derselben Gattung fundamentale Unterschiede. Die ersteren beruhen auf einem physiologischen Zusammenhange, die anderen auf einem psychologischen; die ersteren verursachen physiologische Aenderungen in der Konstitution der betreffenden Individuen, letztere nicht. Die ersteren beruhen auf ganz anderen Voraussetzungen, unterliegen ganz anderen Gesetzen und führen zu ganz anderen Ergebnissen als alle anderen Vereinigungen von Individuen. Sie alle in einem Worte zusammenzufassen, führt nur zur Konfusion.

Wir werden daher in folgendem unter Gesellschaften nur solche Vereinigungen organisch selbständiger Individuen, welche keine physiologischen Veränderungen in deren Leibesbeschaffenheit zur Folge haben, verstehen. Wir werden aber weiter zu den sozialen Tieren auch nur diejenigen rechnen, die solche Gesellschaften von längerer Dauer bilden.

Legen wir uns diese Einschränkungen nicht auf, dann kommen wir schließlich dahin, jedes Tier als ein soziales betrachten zu müssen, obgleich sich in Wirklichkeit die sozialen von den nichtsozialen durch sehr scharf ausgeprägte Merkmale unterscheiden.

Damit ist jedoch nicht gesagt, daß wir bei jedem Tiere entscheiden können, ob es sozial sei oder nicht. Die Schemata existieren nur in unserer Phantasie, als Hilfsmittel unseres Gedächtnisses. Die Natur kennt keine strengen Abteilungen, überall finden wir in ihr eine Menge von Zwischengliedern und unmerklichen Uebergängen.

So finden wir auch zwischen den entschieden sozialen und entschieden nichtsozialen Tieren eine Reihe von Zwischengliedern, die den Systematiker zur Verzweiflung bringen mögen, dem Freunde der Entwicklungstheorie hingegen hochwillkommen sind, weil sie ihm die Stufen der Entstehung der sozialen Gewohnheiten darstellen.

Diese Entstehung darzustellen, ist allerdings nicht allzu leicht. Selbst der größte und gewissenhafteste der neueren Naturforscher, Darwin, zeigt bedenkliche Schwankungen, sobald er auf das Gebiet der sozialen Triebe kommt.[1])

„Es ist oft angenommen worden“, meint er, „daß die Tiere an erster Stelle gesellig gemacht wurden, und daß sie als Folge hiervon sich unbehaglich fühlten, wenn sie voneinander getrennt

1) Vgl. Dr. Alexander Swientochowski, Ein Versuch, die Entstehung der Moralgesetze zu erklären, Krakau 1876, S. 52 ff.

wurden und behaglich, solange sie zusammen waren. Eine wahrscheinlichere Ansicht ist aber die, daß diese Empfindungen zuerst entwickelt wurden, damit diejenigen Tiere, welche durch das Leben in Gesellschaft Nutzen hätten, veranlaßt würden, zusammenzuleben, in derselben Weise, wie das Gefühl des Hungers und das Vergnügen am Essen ohne Zweifel zuerst erlangt wurden, um die Tiere zum Essen zu veranlassen[2])."

Uns will es bedünken, daß die eine Ansicht ebenso unfruchtbar sei, als die andere, denn schließlich laufen sie beide auf die Frage hinaus, ob die Henne früher war oder das Ei. Was war wohl früher: der Hunger oder die Gewohnheit zu essen? Die Frage erscheint uns sehr müssig. Die Aufnahme von Nahrung war ursprünglich jedenfalls wie bei den Pflanzen ein ganz unwillkürlicher Vorgang, sie bestand bloß in der Aufsaugung der Nahrungsstoffe, die sich in der Umgebung fanden. Hiermit mag wohl bereits ein Gefühl des Behagens oder Unbehagens verbunden sein, je nachdem am Standort die notwendigen Stoffe sich reichlich vorfinden oder nicht. Mit der Zunahme des Bewußtseins wird jedenfalls in demselben Maße, als die Aufnahme von Nahrung eine willkürliche Handlung wird, auch das allgemeine Unbehagen des schlechtgenährten Körpers immer bestimmter als Eßlust, als Hunger auftreten. Das Essen und das Vergnügen am Essen haben sich jedenfalls gleichzeitig entwickelt, keines von beiden ist plötzlich vollkommen fertig beim Tiere aufgetreten.

Ebenso müßig als der Streit, was früher war, das Essen oder das Vergnügen am Essen, erscheint uns nun der, ob die Gesellschaft oder das Vergnügen an der Gesellschaft früher bestanden. Eines ist ohne das andere gar nicht denkbar, beide bedingen einander. Beide haben sich auch jedenfalls, eines das andere fördernd, gleichzeitig entwickelt.

Wir müssen daher die bisherigen bequemen Erklärungsversuche der Entstehung der Gesellschaft aufgeben. Wir haben nicht zu fragen, was früher war, die Gesellschaft oder die Lust an der Gesellschaft, sondern wir müssen die Ursachen von beiden erforschen. Wir haben erstens zu untersuchen, welche Umstände die Tiere zusammenführten, wir müssen aber auch weiter untersuchen, welches die Gründe waren, die die zusammengekommenen Tiere Vergnügen an der Gesellschaft empfinden ließen.

Die erste und nächstliegende Ursache des Zusammenseins von Tieren ist die G e m e i n s a m k e i t d e s O r t e s, an dem sie gleichzeitig das „Licht der Welt" erblicken. Fast alle Tiere sind in der ersten Zeit ihrer Jugend mit ihren gleichaltrigen „Geschwistern" sozial, selbst die sonst unverträglichsten. Wir weisen

2) Die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl, Stuttgart 1875, I., S. 135.

auf das oben erwähnte Beispiel der Spinnen hin. Am auffallendsten ist die Geselligkeit der Jungen bei den Fischen. Da jedes Weibchen alle seine unzähligen Eier auf einem Platze ablegt, schlüpfen auch alle Jungen an demselben Platz aus und bleiben in der ersten Zeit beisammen, mitunter Züge von vielen Tausenden bildend.

Eine andere Ursache, welche die Tiere zusammenbringt, bilden die Wanderungen, mögen dieselben nun durch den Fortpflanzungstrieb, durch Nahrungsmangel oder den Wechsel der Jahreszeiten veranlaßt werden. Da alle Individuen das gleiche Ziel haben, zu gleicher Zeit ausziehen und die gleiche Straße verfolgen, — was gar nicht wunderbar ist, indem bei allen die gleichen Ursachen wirken — ist es natürlich, daß sich bei diesen Zügen eine große Menge von Individuen zusammen findet, ohne gerade durch einen geheimnisvollen Geselligkeitstrieb zusammengeführt zu werden. Die Landkrabben in Westindien z. B. ziehen von Februar bis April in dichten Scharen vom Lande ans Meer, um dort zu laichen. Bei ihrer Massenhaftigkeit und der Gleichheit des Zieles und der Zeit können sie gar nicht anders, als in Gesellschaften auftreten. Auch die Lachse führt der Fortpflanzungstrieb zur selben Zeit in dieselben Wasserstraßen, weil sie aus dem Meere in die Flüsse aufsteigen müssen, um in denselben zu laichen. Es ist also natürlich, daß sie in großen Massen zusammentreffen.

Anderer Art sind die Wanderungen, die der Hunger verursacht. Solche kommen z. B. bei Lemmingen oder Antilopen, namentlich in trockenen Jahren, öfter vor. Wir glauben jedoch, daß diese Züge weniger Wanderungen nach einem bestimmten Ziele als vielmehr eine Flucht vor dem Hunger ins Ungewisse sind. Die Bewohner einer besonders hart vom Hunger getroffenen Gegend wenden sich einer fruchtbareren zu, verheeren dieselbe und zwingen ihrerseits die alten Bewohner, sich nunmehr mit ihnen aus der ausgesogenen Landschaft der nächsten fruchtbareren zuzuwenden. Und so wachsen allgemach ihre Scharen zu unglaublichen Massen an.

Vollkommen zielbewußt dagegen sind die infolge des Wechsels der Jahreszeiten herbeigeführten Wanderungen, von denen ja unsere Zugvögel ein allbekanntes Beispiel liefern. Diese regelmäßigen und jedes Jahr von, der Masse nach, denselben Individuen unternommenen Züge dürften von allen diesen Wanderungen zur Entwicklung der Geselligkeit am meisten beitragen. Züge, wie die der Lemminge, sind zu unregelmäßig und selten, um einen Einfluß auf die Gewohnheiten dieser Tiere gewinnen zu können. Auch gehen die meisten der bei denselben beteiligten Tiere dabei zugrunde. Bei solchen dagegen, welche z. B. die Lachse unternehmen, sind die Individuen, die miteinander in Berührung

kommen, zu wechselnd, als daß die Züge in dem Maße auf deren Gewohnheiten einwirken könnten, wie bei den Zugvögeln.

Endlich, und das halten wir für das wichtigste Motiv, scheint uns die Geselligkeit befördert zu werden durch die Gemeinsamkeit der nahrungsspendenden Oertlichkeit. Bekannt ist das Sprichwort, wo Aas ist, sammeln sich die Geier. Und in der Tat sind die aasfressenden Tiere, Geier und Raben, sowie Hyänen und Schakale viel sozialer als die meisten Raubtiere, die nach lebender Beute jagen und daher jedes eines ausgedehnten Reviers bedürfen, wie Löwen und Tiger, Adler und Falken. Auch für Tiere, die von Pflanzenstoffen leben, bietet die Nahrung oft Ursache, daß sich mehrere Individuen auf gleichem Raume treffen, z. B. auf fetten Weiden, einem mit Früchten behangenen Baume u. dgl.

Aber dieses vielfache Zusammentreffen allein genügt noch nicht, uns die Entstehung der Gesellschaften zu erklären. Damit die durch die verschiedenartigsten Umstände zusammengeführten Tiere auch beisammen bleiben und sich enger aneinander schließen, dazu ist es notwendig, daß sich das Vergnügen an der Gesellschaft in ihnen entwickelt. Dieses Vergnügen kann sich nun auf doppeltem Wege entwickeln: auf bewußtem und auf unbewußtem. Auf bewußtem, wenn die Tiere die Vorteile erkennen, die ihnen aus der Vereinigung erwachsen, und demgemäß zu einer solchen hinneigen. Dieser Beweggrund dürfte jedoch sehr selten in Wirksamkeit treten. Denn erstens erfordert eine solche Erkenntnis bereits eine sehr hohe Stufe der Intelligenz, wie sie nicht einmal allen Menschen eigen ist, andererseits aber entwickeln sich auch die Vorteile der Geselligkeit erst aus dieser selbst allmählich, so daß sie im Anfange kaum klar erkannt werden konnten. Wir werden deshalb annehmen dürfen, daß das Vergnügen an der Gesellschaft sich hauptsächlich auf unbewußtem Wege entwickelt hat. Und zwar in folgender Weise: es wird unter den Tiervereinigungen losere und festere gegeben haben. Brachte die Vereinigung einen Vorteil für die betreffenden Tiere, dann werden diejenigen, welche zu festeren Vereinigungen hinneigten, sich im Kampfe ums Dasein eher erhalten und ihre Hinneigung zur Vereinigung vererbt haben. Durch fortgesetzte Vererbung wurde diese Hinneigung immer mehr bestärkt, bis sie sich schließlich zu einem Triebe gestaltete, dessen Befriedigung Lust, dessen Nichtbefriedigung Unlust erzeugte. Auf diese Weise entwickelte sich zugleich mit der Gesellschaft das Vergnügen an derselben.

Ist diese unsere Annahme richtig, dann erfordert sie, daß die Vereinigung auch wirklich von Vorteil für die betreffenden Tiere, daß sie eine Waffe im Kampfe ums Dasein sei. Bei Gattungen, denen die Vereinigung schädlich ist, weil sie die Individuen am Nahrungserwerb, z. B. beim Beschleichen der

Beute, hindert, oder weil sie dieselben leichter den Blicken der Verfolger aussetzt als das einzelne Tier, bei diesen werden zufällige Vereinigungen, wenn auch noch so oft wiederholt, nicht den Erfolg haben, ein Vergnügen an der Gesellschaft hervorzurufen, weil diejenigen Individuen, die eine gesellige Anlage haben sollten, eher vernichtet würden als die anderen, also weniger Aussicht hätten, sich fortzupflanzen. Wenn also z. B. der Löwe sehr oft mit seinesgleichen bei der Tränke zusammentrifft, so hat sich daraus doch nicht ein geselliges Zusammenleben der Löwen ergeben.

Auch bei Tieren, bei denen die Vereinigung gleichgiltig, weder von Vorteil noch von Nachteil ist, werden sich kaum starke soziale Triebe entwickeln, obgleich mitunter die Gewohnheit des Zusammenlebens allein schon einen Ansatz zu denselben erzeugen mag. Der Hechtkaiman lebt z. B. in Louisiana in allen Flüssen, Seen und Tümpeln in zahllosen Mengen, mitunter in Scharen von hunderten zusammen, ohne daß dieses Zusammenleben bisher etwas, was einem sozialen Triebe ähnlich sähe, erzeugt hätte.

Betrachten wir den sozialen Trieb als eine Waffe im Kampfe ums Dasein, die sich in gleicher Weise entwickelt hat wie alle anderen Eigenschaften der Tierwelt, welche auf die Erhaltung der Gattung hinzielen, dann werden wir wohl annehmen dürfen, daß die Vorteile der Gesellschaft für die sozialen Tiere wesentlich nach zwei Richtungen hin sich geltend machen werden, erstens zum Schutz vor Feinden, zweitens zur leichteren Erlangung von Nahrung.

Namentlich dürfte der Schutz der Nachkommenschaft vor Feinden einer der mächtigsten Hebel zur Entwicklung der Geselligkeit bei den Säugetieren sein, wohingegen bei den Vögeln gerade das Brutgeschäft sehr oft die Geselligkeit unterbricht. Bei den Säugetieren sind die trächtigen Weibchen und ebenso die Jungen viel hilfloser und schutzbedürftiger als die Männchen, sie sind aber auch bei der Mehrzahl viel verträglicher als diese, wir dürfen deshalb annehmen, daß bei einer großen Zahl von Arten die Geselligkeit von den Weibchen ausging, und zwar speziell zum Schutze der Nachkommenschaft — soweit man von einem Zweck bei einem unbewußten Vorgang sprechen kann.

Ein gutes Beispiel dieser Gattung von Gesellschaften bieten uns die Gemsen, die in Rudeln von mitunter selbst 30 bis 40 Stück leben, welche aber bloß von den Geisen, den Kitzchen und den jungen Böcken bis zum zweiten Jahre gebildet werden. Die ausgewachsenen Böcke dagegen sind nicht sozial, leben allein und gesellen sich zum Rudel nur während der Brunstzeit.

Es liegt auf der Hand, daß solche Gesellschaften in erster Linie dem Schutze der Nachkommenschaft dienen, da, wenn die

Geselligkeit den Gemsen noch andere bedeutende Vorteile böte, die Böcke derselben sicherlich auch teilhaftig geworden wären.

Einen Fortschritt bekunden schon die Verbindungen, bei denen sich zu den sozialen Weibchen ein Männchen dauernd zugesellt, welches jedoch gegenüber den anderen Männchen noch immer unsozial lebt. Auf diese Weise dürfte vielfach die Entstehung der Polygamie (Vielweiberei) bei den Tieren zu erklären sein. Beispiele solcher Gesellschaften finden sich bei den Säugetieren und Vögeln so massenhaft und so bekannter Natur — wir verweisen auf Pferde, Rinder, Hirsche, Hühner usw. —, daß wir auf dieselben wohl nicht näher einzugehen brauchen.

Am höchsten stehen endlich diejenigen Gesellschaften, welche nicht bloß dem Schutze der Jungen und Weibchen, sondern auch dem der Männchen dienen.

Der Schutz, den die Geselligkeit gewährt, besteht in größerer Widerstandsfähigkeit und in vermehrter Wachsamkeit. Wie sehr die Gesellschaft die Widerstandsfähigkeit der Tiere vermehrt, davon geben die Meerkatzen Zeugnis, eine ungemein gesellige Affenart. Brehm war Zeuge davon, wie sich eine Herde dieser Tiere gegen einen Angriff des gehäubten Habichtsadlers, eines der kühnsten Räuber seiner Heimat, verteidigte. „Als ich eines Tages in den Urwäldern jagte“, erzählt er, „hörte ich plötzlich das Rauschen eines jener Räuber über mir und einen Augenblick später ein fürchterliches Affengeschrei. Der Vogel hatte sich auf einen noch sehr jungen, aber doch schon selbständigen Affen geworfen und wollte diesen aufheben und an einen entlegenen Ort tragen, um ihn dort ruhig zu verspeisen. Allein der Raub gelang ihm nicht. Der von dem Vogel erfaßte Affe klammerte sich mit Händen und Füßen so fest an den Zweig, daß ihn jener nicht wegziehen konnte, und schrie dabei Zeter. Augenblicklich entstand ein wahrer Aufruhr unter der Herde und im Nu war der Adler von vielleicht zehn starken Affen umringt. Diese fuhren unter entsetzlichem Gesichterschneiden und gellendem Schreien auf ihn los und hatten ihn auch sofort von allen Seiten gepackt. Jetzt dachte der Gaudieb schwerlich noch daran, die Beute zu nehmen, sondern gewiß bloß an sein eigenes Fortkommen. Doch dieses wurde ihm nicht so leicht. Die Affen hielten ihn fest und hätten ihn wahrscheinlich erwürgt, wenn er sich nicht mit großer Mühe freigemacht und schleunigst die Flucht ergriffen hätte. Von seinen Schwanz- und Rückenfedern aber flogen verschiedene in der Luft umher und bewiesen, daß er seine Freiheit nicht ohne Verlust erkauft habe. Daß dieser Adler nicht zum zweiten Male auf einen Affen stoßen werde, stand wohl fest.“

Den sozialen Mantelpavianen gibt ihre Vereinigung solche Kraft, daß weder Leopard noch Löwe es wagen, ihre Herden anzugreifen.

Eine andere Art des Schutzes, den die Geselligkeit mit sich bringt, ist die der erhöhten Wachsamkeit. Viele der sozialen Tiere stellen Wachen aus, während sie Nahrung suchen oder ruhen, fast alle haben die Eigenschaft, sich gegenseitig vor Gefahren, die sie bemerken, zu warnen. Ein Muster sozialer Wachsamkeit bieten die Kraniche. Sie stellen nicht nur regelmäßige Wachen aus, sondern, sobald sie die Nähe des Menschen merken, senden sie ihrem Zuge Kundschafter voraus, welche zurückfliegen, Bericht erstatten, worauf andere Kundschafter zur Kontrolle ausgesandt werden, bis erst nach eingehender Beratung und Begutachtung durch die ältesten und erfahrensten Mitglieder ihnen die Herde folgt. Einem isoliert lebenden Tiere wäre eine solche Sicherung unmöglich.

Anderer Art sind die Gesellschaften, welche der Erleichterung des Nahrungserwerbes dienen. Ausschließlich dieser Zweck führt den Wolf zur Geselligkeit, ein Tier, welches sich in einem Uebergangsstadium von der Isoliertheit zur Sozialität befindet. Im Frühjahr und Sommer, wenn die Nahrung in den Wäldern reichlich ist, lebt er einzeln oder paarweise. Je näher aber der Winter herankommt und je spärlicher die Nahrung wird, desto größer werden die Meuten der Wölfe, um gemeinsam zu erlangen, was dem einzelnen nicht möglich wäre. Die Meuten jagen gemeinschaftlich und planmäßig, indem ein Teil die Beute hetzt, während ein anderer ihr den Weg abzuschneiden und zu verlegen sucht. Jedes einzelne Tier, das ihnen in den Weg kommt, ist verloren, und wenn es noch so schnell oder stark ist. Selbst mit dem Bären soll eine Wolfsmeute fertig werden. Nur die geschlossenen Herden der Pferde, Rinder und Schweine vermögen sich einigen Respekt zu verschaffen.

Es ist natürlich, daß sich die Gesellschaften, die dem Schutze und solche, die dem Nahrungserwerbe dienen, nicht immer scharf voneinander scheiden lassen; in vielen Fällen dient die Vereinigung regelmäßig beiden Zwecken. Die Affenherden verteidigen sich nicht bloß gegen wilde Tiere und stellen Wachen gegen sie aus, sie unternehmen auch gemeinsame Einfälle in Fruchtfelder, ja, Alvarez berichtet sogar von den Mantelpavianen, welche u. a. von Larven leben, die sie unter Steinen hervorholen: „wenn sie an einen Stein kommen, den zwei oder drei nicht umwenden können, so stellen sich so viele daran, als Platz haben, drehen ihn dennoch um und suchen ihre Lieblingsnahrung hervor." Wir finden also hier dieselbe Gemeinsamkeit der Arbeit behufs Nahrungserwerbes wie bei den Wölfen.

Die Gesellschaften, welche dauernd beiden Zwecken, dem des Nahrungserwerbes und des Schutzes dienen, stellen die höchste Form der Gesellschaft dar. Auch die Menschenvereinigungen gehören derselben an. Die menschlichen Gesellschaften unterscheiden sich von den Herden sozialer Affen nur durch die Art

und Weise, durch die sie ihre Zwecke erreichen. Die Zwecke selbst sind hier wie dort dieselben. Auch beim Menschen ist die Geselligkeit nichts als eine Waffe im Kampfe ums Dasein, und zwar seine vornehmste. Den Kampf ums Dasein in die Gesellschaft selbst zu verlegen, heißt also nichts, als den Menschen einer seiner besten Waffen in diesem Kampfe zu berauben. Mögen auch die Herren Manchestermänner sich mit einem naturwissenschaftlichen Mäntelchen drapieren und mögen selbst berühmte Naturforscher in ihr Horn stoßen und erklären, der Kampf aller gegen alle sei in der Natur begründet und dessen Beseitigung bedeute den Stillstand unserer Entwicklung, und mögen sie noch so geringschätzig jeden Versuch, den Krieg aller gegen alle zu beseitigen, eine Sentimentalität nennen, sie beweisen damit nur, wie seicht und oberflächlich sie die Lehre des Kampfes ums Dasein aufgefaßt haben.

Wenn der Fortschritt innerhalb jeder Tiergattung darin besteht, daß sie ihre Waffen im Kampf ums Dasein vervollkommnet, dann muß er sich bei den sozialen Tieren auch in der Vervollkommnung ihrer *gesellschaftlichen Organisation*, also in der Vervollkommnung des Kampfes aller für alle, äußern. Um wieviel mehr muß dies beim Menschen der Fall sein, dessen mächtigste und furchtbarste, ja fast einzige Waffe im Kampf ums Dasein die Gesellschaft ist. Wohl zeichnet sich der Mensch vor anderen Tieren noch durch seine Intelligenz aus, aber auch sie ist die Frucht der Gesellschaft, der isolierte Mensch verdummt und wird völlig stumpfsinnig. Alle seine anderen Waffen im Kampfe ums Dasein aber stehen hinter denen der Tiere zurück. Es stehen dem Menschen keine Angriffswaffen zu Gebote, wie den Raubtieren, noch schützt ihn die Größe, wie den Elefanten, das Flußpferd und das Nashorn. Es fehlt ihm die Schnelligkeit des Eichkätzchens und Rehes, auch vermag er nicht seine Verluste durch übergroße Fruchtbarkeit wettzumachen.

Wenn es ihm trotzdem gelungen ist, nicht nur sich vor seinen Feinden zu schützen, sondern ihrer und der ganzen Natur Herr zu werden, so gelang es ihm nicht vermöge eines geheimnisvollen göttlichen Funkens, sondern einzig und allein dadurch, daß er seine vornehmste, ja fast einzige Waffe im Kampfe ums Dasein, die Gesellschaft, zu einer im Tierleben unbekannten Vollkommenheit entwickelt hat. Nur *in der Gesellschaft* und *durch die Gesellschaft* ist der Mensch zu seiner jetzigen Höhe emporgeklommen, nur in ihr und durch sie kann er weiter fortschreiten. Wer die Gesellschaft atomisiert und ihren Zusammenhang zerreißt, wer den Kampf aller gegen alle in die Gesellschaft einführt, der beraubt den Menschen seiner mächtigsten Waffe im Kampfe ums Dasein und legt damit die Axt an seine Kultur.

Dies sind die Lehren, welche die Sozialwissenschaft aus der Tatsache ziehen muß, daß der Mensch ein soziales Tier ist.

II.

Es liegt nahe, daß die Betrachtung der sozialen Tiere für die Sozialwissenschaft von der höchsten Bedeutung ist. Sie ist es aber auch für die Psychologie und Ethik.

Es ist ganz naturgemäß, daß der Kampf ums Dasein bei isolierten Tieren ganz andere geistige Eigenschaften züchten muß als bei sozialen. Unverträglichkeit und Selbstsucht ist eine der hervorragendsten Eigenschaften der unsozialen Tiere. Die Spinnen geben uns Beweise davon. Typisch ist auch die südamerikanische Harpyie, ein Habichtsadler, welcher, außer der Paarungszeit, nicht einmal mit dem Weibchen zusammenlebt. Bringt man zwei in einen Käfig, so beginnen sie einen Kampf auf Tod und Leben.

Ganz anders die sozialen Tiere. Es ist natürlich, daß die Freude an der Gesellschaft einen Hauptzug ihres Charakters bildet. Die fürchterlichste Strafe für ein soziales Tier ist die Einzelhaft. Die halbwilden Rinder Südafrikas können selbst eine momentane Trennung von der Herde nicht ertragen. Wir werden das begreifen, wenn wir erfahren, daß die Löwen beständig auf der Lauer nach Tieren dieser Art liegen, die sich von ihrer Herde entfernen, um abseits zu grasen. Auf diese Weise gelangen fast nur solche Tiere zur Fortpflanzung, welche treu zur Herde halten.

Das Vergnügen an der Gesellschaft erstreckt sich jedoch nicht auf alle Artgenossen, sondern, mindestens im freien Zustande, nur auf die Mitglieder ein und derselben Gemeinschaft. Ausgenommen Tiere, welche nicht dauernd sozial sind, wie z. B. die Wölfe oder die Nandus (Pampastrauße). Letztere leben zur Brutzeit familienweise, scharen sich aber nach derselben zu Herden von 60 und mehr Stück zusammen, die jedoch in äußerst losem Zusammenhange stehen. Zufällige Umstände trennen die Schwärme und es schlagen sich dann deren Teile mit dem nächsten weidenden Trupp wieder zusammen. Bei streng sozial lebenden Tieren kann hingegen die Zuneigung zur eigenen Gemeinschaft so stark werden, daß sie sich als Abneigung gegen alle anderen nicht dieser Vereinigung angehörigen Mitglieder derselben Art äußert. Ein bekanntes Beispiel liefern die Ameisen. Desgleichen die herrenlosen Pariahunde im Orient. Jede Gasse hat ihre eigenen Hunde, welche sie nicht verlassen, und wehe dem Hunde, der es wagt, ein fremdes Gebiet zu besuchen. „Oft habe ich gesehen“, erzählt Hackländer, „wie über einen solchen Unglücklichen alle anderen herfielen und ihn, wußte er sich nicht durch schleunige Flucht zu retten, förmlich zerrissen.“ Aehnliche Vorgänge können wir auch bei den zahmen Hunden unserer Straßen häufig beobachten. Bei den Elefanten bildet die Herde, mag sie zehn oder tausend Stück zählen, stets einen geschlossenen Verband. „Kein anderer Elefant findet Zutritt und derjenige, welcher so unglücklich war, durch irgendeinen Zufall von einer Herde ge-

trennt zu werden, vielleicht übrig zu bleiben oder aus der Gefangenschaft zu entfliehen, ist gezwungen, ein Einsiedlerleben zu führen . . . Wagt er sich einzudrängen, so gibt es Schläge und Stöße von allen Seiten; selbst das harmloseste Elefantenweibchen schlägt mit dem Rüssel auf ihn los." (Brehm, Tierleben III., S. 479). Auf gleichem Grunde beruht auch die Stammesfeindschaft beim Menschen.

Innig verwandt mit dem Vergnügen an der Gesellschaft ist auch die Sympathie, das Mitgefühl, das ausschließlich sozialen Tieren eigen ist. Es ist selbstverständlich, daß, wenn ich nur in der Gesellschaft und durch die Gesellschaft lebe, die Stimmung, welche in derselben herrscht, mir nicht gleichgültig sein kann. Jeder Verlust, der die Gesellschaft trifft, trifft auch mich, und ebenso auch jeder Gewinn. Das Wohlergehen der Herdengenossen fördert auch mein Wohlergehen, ihr Leiden wirkt auch auf mich zurück. Namentlich bei den Gesellschaften, die dem gegenseitigen Schutze dienen, muß die Sympathie durch den Kampf ums Dasein mächtig gefördert werden. Aber Beweise derselben finden sich auch bei Tieren, deren Gesellschaften bloß dem Nahrungserwerbe dienen. Man hat Beispiele von Wölfen, welche invalide Kameraden, die schlechte Zähne hatten, fütterten. Das gleiche wird erzählt von Hunden, Ratten und Pferden. Kapitän Stansbury fand am Salzsee in Utah einen alten und vollständig blinden Pelikan, welcher sehr fett war, und von seinen Genossen lange Zeit, und zwar sehr gut, gefüttert worden sein mußte.

Namentlich R a b e n und S c h w a l b e n haben sich stets als rechte Helfer in der Not bewiesen. Büchner führt in seinem Buche „Liebe und Liebesleben in der Tierwelt" einige so anmutige Erzählungen, welche dies bestätigen, an, daß unsere Leser es uns nicht verübeln werden, wenn wir den Fortgang unserer Untersuchung für einige Augenblicke unterbrechen, um dieselben mitzuteilen.

„Vor einigen Jahren", erzählt Brehm (Hausfreund 1874, S. 715, zit. bei Büchner „Liebe" usw. S. 188) „sah ich eine Schar Saatkrähen geschäftig am Fuße eines Baumes ihrer Kolonie zu- und abfliegen. Ich sah nach und fand dort eine alte Krähe in einer Höhle zwischen den Wurzeln, welche durch einen Schuß flügellahm und eines Beines beraubt war. Dieser Stummel war fast vernarbt, was beweist, daß die anderen Krähen ihre invalide Schwester bereits seit Wochen ernährt hatten."

„Wird einer ihrer Gefährten getötet oder verwundet", erzählt Büchner weiter von den Raben, „namentlich durch Flintenschüsse, so verlassen sie ihn nicht, wie man bei dem Knalle eines Feuergewehrs gewiß vermuten sollte, sondern umfliegen und umhüpfen ihn mit steten Versuchen, ihm weiter zu helfen. Ist er bloß flügellahm und kann sich auf dem Boden fortbewegen, so ermuntern

sie ihn durch fortwährenden Zuruf, fliegen eine kleine Strecke vor ihm her und suchen ihn zum Folgen zu veranlassen. Girtanner will sogar gesehen haben, wie eine Gesellschaft wilder, in der Abreise befindlicher Dohlen auf das Geschrei einer mit gestutzten Flügeln frei einhergehenden Dohle herbeieilte und die gestutzte Gefährtin mit großer Beharrlichkeit in die Luft zu entführen versuchte, indem sie dieselbe zu wiederholten Malen mit den Schnäbeln an den Flügeln faßten, ziemlich hoch in die Lüfte hoben und von ihrem edlen Vorhaben erst abstanden, als sie sich von der Nutzlosigkeit ihrer Anstrengungen überzeugt hatten. Jesse sah, wie einer seiner Arbeiter einen von ihm durch einen Schuß verwundeten Raben in der Hand hielt und wie ein anderer Rabe, nachdem er ihn vorher einigemal umkreist hatte, so auf den Menschen herabstieß, daß er ihn beinahe berührt hätte, vielleicht in der Hoffnung, dem unglücklichen Gefährten helfen zu können. Selbst nachdem der tote Vogel als Scheuche an einer Stange im Feld aufgehangen worden war, wurde er von einer Anzahl seiner früheren Freunde besucht und besichtigt. Als sie sich aber überzeugt hatten, daß der Fall hoffnungslos sei, verließen sie das Feld alle miteinander. Der Fall erscheint um so bemerkenswerter, als man weiß, daß Raben Menschen, die eine Flinte tragen, stets von weitem aus dem Wege gehen."

Von dem Solidaritätsgefühl der Schwalben erzählen uns unzählige gut bezeugte Geschichten. Wir wollen nur eine erwähnen, die „jener Pariser Schwalbe, welche sich mit einem langen, um ihren Fuß gewickelten Faden an einem Karnies des Collége des Quatre Nations gefangen hatte. Als ihre Kräfte erschöpft waren, hing sie klagend und schreiend am Ende des Fadens, von Zeit zu Zeit einen vergeblichenBefreiungsversuch machend. Alle Schwalben des weiten Terrains zwischen der Tuilerienbrücke und dem Pont-Neuf und vielleicht aus noch weiterer Entfernung hatten sich zu Hunderten um sie versammelt, indem sie durch ihr Schreien Aufregung und Mitleid zu erkennen gaben. Nach langem Tumult und Schreien schien eine von ihnen das Mittel der Befreiung ausfindig gemacht und ihren Kameraden mitgeteilt zu haben. Man ordnete sich in Reihen und jede Schwalbe traf im Vorüberfliegen mit einem Schnabelhieb den Faden möglichst an derselben Stelle, wobei die arme Gefangene allerdings schwer leiden mußte. In verhältnismäßig kurzer Zeit wurde auf diese Weise durch vereinte Anstrengungen der Faden zerschnitten und die Gefährtin befreit. Die Schar blieb darnach noch einige Zeit beisammen, aber ihr Geschrei schien nun nicht mehr Angst, sondern Freude zu verraten."

So wenig, wie das Vergnügen an der Gesellschaft, äußert sich auch die Sympathie allgemein. Sie wird eingeschränkt durch die Rücksicht auf die Gemeinschaft, das höchste Gesetz aller sozialen Tiere. Salus reipublicae suprema lex esto (das Wohl des Gemeinwesens sei das höchste Gesetz) gilt für die Gesellschaften der

Tiere ebenso wie für die der Menschen. Das Wohl der Gesamtheit wird aber nicht nur geltend gemacht gegen die außerhalb der Gemeinschaft stehenden Individuen, sondern auch gegen die innerhalb derselben stehenden, wenn ihr von ihnen Gefahr droht. Wo verwundete oder kranke Tiere Raubtiere anzuziehen drohen, da werden sie von der Gesellschaft ausgeschlossen oder geradezu getötet. Buxton konnte einen solchen Fall von Tötung bei einem Karolinapapagei beobachten. Das gleiche kommt heute noch und aus denselben Ursachen bei vielen Wilden vor. Noch zu Tacitus Zeit wurden bei den Germanen die Greise und Invaliden getötet.

Entwickelt sich die Sympathie zu einem besonders hohen Grade, dann hat sie den Opfermut im Gefolge, der sich, um einem Genossen Hilfe zu bringen, Unbequemlichkeiten, ja selbst Todesgefahren unterzieht. Von den Hunden, diesen hervorragend sozialen Tieren, sind zahlreiche Fälle von Aufopferung bekannt. Ein Beispiel von Opfermut hat sich uns bereits bei den Raben gezeigt. Aber dergleichen finden sich auch bei den meisten anderen sozialen Tieren, selbst bei Walrossen und Potwalen. Am nächsten stehen uns Menschen natürlich die Affen. Brehm begegnete einmal in Abessynien einer Herde Mantelpaviane, welche quer durch ein Tal zog. Einige hatten die andere Seite desselben bereits erreicht, einige befanden sich noch in der Niederung. Diese wurden von den Hunden angegriffen, aber die alten Männchen kamen sofort von den Felsen herab und brüllten so fürchterlich, daß die Hunde sich erschreckt zurückzogen. Die Hunde wurden von neuem gegen die Affen gehetzt, aber der größte Teil derselben hatte bereits die schützenden Höhen gewonnen; nur wenige befanden sich noch unten, unter ihnen ein halbjähriges Junges. „Es kreischte laut auf", berichtet Brehm, Tierleben I., S. 163, „als es die Hunde erblickte, flüchtete eilends auf einen Felsblock und wurde hier kunstgerecht von unseren vortrefflichen Tieren gestellt. Wir schmeichelten uns schon, diesen Affen erbeuten zu können, aber es kam anders. Stolz und würdevoll, ohne sich im geringsten zu beeilen und ohne auf uns zu achten, erschien vom andern Ufer herüber eines der stärksten Männchen, ging furchtlos den Hunden entgegen, blitzte ihnen stechende Blicke zu, welche sie vollkommen in Achtung hielten, stieg langsam auf den Felsblock zu dem Jungen, schmeichelte diesem und trat mit ihm den Rückweg an, dicht an den Hunden vorüber, welche so verblüfft waren, daß sie ihn mit seinem Schützling ruhig ziehen ließen."

Die Ursache, welche die Sympathie zu so bewunderungswürdigem Opfermut erweitert, dürfte wohl in erster Linie im Kampf ums Dasein zu suchen sein. Darwin meint freilich, daß gerade die Tapfersten und Opferfreudigsten stets größeren Gefahren ausgesetzt seien und sich daher nicht so leicht fortpflanzen werden, als die selbstsüchtigeren und furchtsameren Mitglieder der Herde. Wir können uns jedoch dieser Ansicht nicht an-

schließen. Herden, bei denen die Tapferen und Opferfreudigen nur Ausnahmen sind, werden dieselben allerdings frühzeitig verlieren, damit aber auch die Fähigkeit, im Kampfe ums Dasein auszuhalten. Wo dagegen Tapferkeit und Opfermut allgemein verbreitete Tugenden sind, wird jedes Mitglied der Gemeinschaft ausreichenden Schutz genießen, solche Stämme daher einen Vorsprung erlangen und die sozialen Tugenden sich in ihnen fortpflanzen. Man muß eben bedenken, daß bei der urwüchsigen Gleichheit der Erziehung und der Lebensbedingungen Ausnahmen im guten wie im bösen Sinne selten sind und daher Tapferkeit in einer Gesellschaft entweder allgemein verbreitet sein oder allgemein fehlen wird. Und bei dem sozialen Kampf ums Dasein siegt nicht die Herde, welche die Tapfersten, sondern die, welche die meisten Tapferen zählt.

Mit Darwin glauben wir aber, daß auch der Ehrgeiz bei der Entwicklung der sozialen Tapferkeit eine Rolle spielt und neben ihm eine eigentümliche Wirkung der Gesellschaft, auf die, obwohl allgemein bekannt, dennoch unseres Erachtens Espinas zuerst in der Soziologie und Psychologie hingewiesen hat. Auf Seite 361 ff. seines schon zitierten Buches über die Tiergesellschaften führt er aus, wie die Leidenschaften der Tiere und Menschen in der Gesellschaft wachsen. Eine zahlreich besuchte Versammlung wird von demselben Redner ganz anders begeistert als eine schwach besuchte, sie begeistert aber auch ihrerseits den Redner viel mehr. Dieselbe Bemerkung machen wir bei Tieren. „Der Mut jeder Ameise", schreibt Forel, „vermehrt sich bei derselben Gattung in direktem Verhältnis zur Zahl der Gefährten oder Freunde, die ihr erreichbar sind, und vermindert sich in demselben Maße, in dem ihre Isolierung zunimmt. Eine jede Bewohnerin eines sehr bevölkerten Ameisenhaufens ist viel kühner als eine sonst ganz gleiche Arbeiterin eines sehr schwachen Ameisenvolkes. Dieselbe Arbeiterin, welche sich zehnmal totschlagen ließe, wenn sie von ihren Gefährten umgeben ist, zeigt sich ausnehmend furchtsam und weicht der geringsten Gefahr aus, selbst einer viel schwächeren Ameise, als sie selbst ist, wenn sie, zwanzig Meter von ihrem Neste, sich isoliert fühlt." In gleicher Weise hat man die Beobachtung gemacht, daß die Hornissen um so reizbarer werden, je zahlreicher sie sind.

Diese Eigenschaft, welche man mehr oder minder ausgeprägt bei allen sozialen Tieren findet, dürfte wohl wesentlich mit beitragen, die soziale Tapferkeit zu erhöhen, die nicht zu verwechseln ist mit dem räuberischen Blutdurst oder der Unverträglichkeit unsozialer Tiere.

Eine weitere Ursache zu deren Verstärkung dürfte allerdings der Ehrgeiz sein. Man hat über diesen Punkt noch wenig Nachforschungen angestellt; wir wissen jedoch, daß Haustiere, die ehedem sozial waren und auf einer so hohen Stufe der Intelligenz

stehen, daß sie uns verstehen, für Lob und Tadel vollkommen empfänglich sind, sowohl der Hund und das Pferd wie auch der Elefant, während die unsoziale Hauskatze, obwohl an Intelligenz den Genannten ebenbürtig, für Lob und Tadel ein sehr geringes Verständnis besitzt.

Vom Pferde sagt Brehm, Tierleben III, S. 34: „Seine Rennlust in Verbindung mit seinem Adel oder seinem Stolze leisten im römischen Corso beinahe Unglaubliches. Auf ein gegebenes Zeichen sind die Pferde bereit, den Wettlauf zu beginnen: sie wiehern hell auf, sie stampfen vor Ungeduld. Dann stürzen sie sich auf die Bahn und eins will das andere übereilen. Niemand sitzt auf ihnen, niemand sagt ihnen, um was es sich handle, niemand feuert sie an; sie merken es von sich aus. Jedes feuert sich selbst an und wird von jedem angefeuert. Und das, welches zuerst am Ziele ist, lobt sich selbst und wird von den Menschen gelobt. Es ist dafür empfindlich, doch wird Neid oder Haß gegen den Sieger bei ihm nicht wahrgenommen. Voll Ehrgefühl schadet es sich bisweilen selbst, weil es immer voran sein will und sich zu Tode liefe, wenn man es nicht zurückhielte . . . Welches Ehrgefühl entwickelt sich nicht im englischen Wettrenner! Wie schmeichelt sich das Pferd des Generals! Es merkt die Vortrefflichkeit und daß es ein Königsroß sei, welchem die Ehre gebühre und daß man es verehre."

Wir sehen, welche Fülle edler Triebe aus der Geselligkeit hervorsprießt: volle Hingebung an das Gemeinwesen, Sympathie, Opferwilligkeit, Tapferkeit und Ehrgeiz, also gerade diejenigen Eigenschaften, welche den alten Griechen und Römern und mit ihnen allen Naturvölkern als die vorzüglichsten Bürgertugenden erscheinen. Und selbst heute noch stehen bei uns diese Eigenschaften in ganz anderem Ansehen als die später erworbenen der Keuschheit, Mäßigkeit, Frömmigkeit und ähnliche. Sie sind eben in unserer Natur begründet, und sie erscheinen uns als g u t , weil sie unser u r e i g e n s t e s W e s e n sind, ebenso wie uns als s c h l e c h t die unsozialen Eigenschaften der Selbstsucht, Rücksichtslosigkeit, Unverträglichkeit und Feigheit erscheinen.

Wenn wir aber Tugenden auch beim Tiere finden, dann ist damit die letzte Schranke zwischen Mensch und Tier gefallen. Man meint wohl gewöhnlich, der Körperbau und auch die Intelligenz der Tiere ließen sich allerdings mit den entsprechenden Eigenschaften des Menschen vergleichen, die Moral dagegen sei bloß diesem eigentümlich. Die Beispiele, die wir vorführten, zeigen, daß die Moral der Naturvölker und selbst so hochstehender Nationen, wie der Griechen und Römer, ihre Analogie in der Tierwelt findet. Der Pavian, der seinen jungen Gefährten mit Gefahr seines Lebens rettete, stand um nichts niedriger als ein Horatius Cocles. Der Rabe, der, ohne das Feuergewehr zu

achten, herabstieß, um seinem toten Gefährten zu nahen, hat eine ähnliche Handlung begangen wie die, welche uns mit Bewunderung für eine Antigone erfüllt; und selbst der Stier, welcher eine kranke Kuh tötet, damit sie nicht die Herde gefährde, handelt ganz nach den Maximen antiker Tugend, und hat zum mindesten nicht unedler gehandelt als der siegreiche Horatier, der seine Schwester umbrachte, weil sie den von ihm getöteten Feind beklagte.

Die Moral ist also nichts dem Menschen Eigentümliches und sie beruht auch nicht auf einem geheimnisvollen göttlichen Funken, der ihm innewohnt; sie ist dem Menschen mit dem Tiere gemein und die sozialen Triebe sind es, denen sie entspringt.

Mit dieser Erkenntnis hat für die Ethik eine neue Epoche begonnen. Bisher bestand sie bloß aus Predigten, Forderungen: das Wörtchen soll spielte in ihr eine große Rolle, sie war ein Teil der Theologie. Die heutige Ethik dagegen ist ein Produkt des Darwinismus, nächst Darwin sind es namentlich H. Spencer, Tylor, Lubbock, M'Lennan u. A., welche zu ihrem Aufbau wesentlich beigetragen haben. Sie untersucht nicht, was sein soll, sondern was ist und was gewesen ist und sucht jenes aus diesem zu erklären. Die jeweiligen Sittengesetze sind für diese Schule nichts als die Produkte der jeweiligen Formen der Gesellschaft und der sozialen Instinkte, die wir von unseren affenartigen Vorgängern erhalten haben.

Ebenso grundlegend, wie für die Ethik, ist die Lehre von den sozialen Trieben für die Psychologie. Bisher wußte man sich die Erscheinung der Sympathie nicht recht zu erklären. Sie beruht auf Egoismus, sagen die einen; ich helfe meinem Mitmenschen, weil ich wünsche, daß er in einem ähnlichen Falle mir helfe. Aber wäre dies richtig, so dürfte z. B. ein Mann nie Mitleid mit einer Gebärenden haben, weil er nie in ihre Lage kommen wird. Andere wieder, und zu denen gehören sehr bedeutende Denker, erklären das Mitleid dadurch, daß man sich in die Lage des Leidenden versetze und daher dessen Schmerz mitempfinde. Dadurch würde das Mitgefühl gewissermaßen Sache der Phantasie. Aber wenn ich einen Ertrinkenden sehe, werde ich da erst lange Vorstellungen von dessen Leiden in meinem Innern erwecken, bevor ich ihn rette? Sicher nicht. In solchen Fällen handeln wir stets ohne zu überlegen, instinktmäßig. Noch gewichtiger ist der Einwand, daß bei vielen Völkern sich das Mitleid und die Sympathie bloß auf die Stammesgenossen erstrecken; die Sympathie mit allen Menschen ist also nicht etwas der ganzen Menschheit Eigentümliches, sondern das Produkt gewisser historischer Verhältnisse. Wenn aber der Anblick des Leidens an und für sich bereits in meinem Innern einen Reflex desselben hervorrufen würde, so müßte dies für das Leiden eines jeden Menschen gelten. Wir wissen aber, daß derselbe Römer, welcher sein Leben

aufs Spiel setzte, um einen Mitbürger zu retten, kalten Blutes tausend Gladiatoren in die Arena senden konnte, damit sie sich zu seinem Zeitvertreib gegenseitig zerfleischten.

Alles das sind Schwierigkeiten, über welche die bisher herrschenden Ansichten über die Entstehung der Sympathie nicht hinauskommen, so daß sich denn auch Schopenhauer in seiner Verlegenheit veranlaßt gesehen hat, ihre Entstehung für ein Mysterium zu erklären.

Aus dieser Verlegenheit hilft die Darwinsche Theorie der sozialen Triebe. Die Sympathie beruht nach ihr weder auf der Ueberlegung noch auf der Phantasie, sie ist ein durch den Kampf ums Dasein gezüchteter Instinkt, dem man folgt, ohne sich Rechenschaft von ihm abzulegen, wie auch der Zugvogel dem Wanderinstinkt folgt, ohne sich über dessen Bedeutung vollkommen klar zu sein.

Der Darwinismus hat bisher eine seiner Hauptaufgaben darin gesehen, zur Verringerung der Kluft zwischen dem Menschen und dem Tiere die Rolle des Instinktes in der Tierwelt möglichst zurückzudrängen und nachzuweisen, daß die Ueberlegung einen großen Teil der tierischen Handlungen bestimmt. Wir glauben, man könnte, um diese Kluft zu überbrücken, auch einmal vom anderen Ende beginnen und die Rolle untersuchen, welche die Instinkte im Leben des Menschen spielen. Beim Tiere findet sich mehr Ueberlegung, als man glaubt, beim Menschen aber findet sich mehr Instinkt als man glaubt. Wie oft handelt der Mensch instinktmäßig, unbewußt, um sich dann hinterdrein Beweggründe seines Handelns auszuklügeln und dieses als ein überlegtes hinzustellen! Namentlich aber sind es die sozialen Instinkte, Ehrgeiz, Sympathie, der Einfluß unserer Umgebung oder, wie man sagt, der „öffentlichen Meinung“, welche unaufhörlich bestimmend auf uns einwirken.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir den Einfluß und die Aeußerungen der sozialen Instinkte im Menschenleben noch weiter verfolgen; wir gedenken dies einmal ausführlicher in einem eigenen Artikel zu tun. Aber schon aus dem Gesagten geht zur Genüge hervor, von welcher Bedeutung die Lehre von den sozialen Trieben für die verschiedensten Wissensgebiete ist. So sehen wir, daß die Darwinsche Entwicklungstheorie nicht bloß in dem Kreise der Naturwissenschaften umwälzend wirkt, sondern ihre Wirkungen in die von diesen entferntesten Wissensgebiete erstreckt, und uns nicht nur Aufschlüsse bringt über das Geistesleben des Menschen, sondern auch neues Licht wirft auf die Lehren der politischen Oekonomie, ja selbst auf unsere Sittengesetze.

B.

Die sozialen Triebe in der Menschenwelt.[1]

I.

Mit dem Aufdämmern der Sozialwissenschaft mußte natürlich auch die Frage nach der Entstehung von Staat und Gesellschaft immer mehr in den Vordergrund treten und die Denker immer mehr beschäftigen. Ebenso natürlich war aber auch die Antwort, welche auf diese Frage erfolgen mußte. Sie wurde gegeben im Zeitalter des aufkeimenden Individualismus, des industriellen Kampfes aller gegen alle. Und noch war man kaum dem Kampfe aller gegen alle mit den Waffen in der Hand, das ist der Feudalanarchie, entronnen. Kein Wunder, daß man bei den damaligen beschränkten historischen und ethnographischen Kenntnissen diese Anarchie nicht für das Produkt einer vieltausendjährigen geschichtlichen Entwicklung, sondern für den Urzustand des Menschengeschlechtes hielt. Und da der moderne Staat aus den Verträgen erwuchs, welche das städtische Bürgertum und die Fürsten untereinander schlossen, um sich der Uebergriffe des Raubadels zu erwehren, so ist es ganz natürlich, daß man annahm, Staat und Gesellschaft beruhten auf einem Vertrage, den die Urmenschen geschlossen, um dem Kampfe aller gegen alle und der Unterdrückung des Schwachen durch den Starken zu entgehen. Das gesellige Zusammenleben der Menschen ist nach dieser Annahme nichts Urwüchsiges, sondern ein Produkt des grübelnden Verstandes, der die Vorteile desselben erkannte.

Diese Ansicht beherrschte das 17. und 18. Jahrhundert, sie wurde von den Anhängern des Absolutismus, wie Hobbes, ebensogut verfochten wie von den Verteidigern der Demokratie, namentlich von Rousseau. Es ist unrichtig, die Lehre vom Gesellschaftsvertrag als eine Rousseau eigentümliche zu betrachten — er teilte sie mit seinen Zeitgenossen; ihm eigentümlich waren bloß die Konsequenzen, die er aus dieser Lehre zog. Und unser Jahrhundert hat sehr wenig das Recht, über Rousseau spöttisch die Achseln zu zucken. Sind wir doch noch nicht viel weiter gekommen als er. Einer der angesehensten Soziologen der Jetztzeit, Herbert Spencer, steht heute noch in Beziehung auf die Frage der Entstehung der Gesellschaft wesentlich auf demselben Boden mit Rousseau, nur daß seine Anschauungen ein wenig durch darwinische Einflüsse modernisiert sind.

---

1) Zuerst veröffentlicht in der „Neuen Zeit" 1884.

Wir betrachten das nicht als Herabsetzung Spencers, wohl aber als ein Zeichen der Bedeutung Rousseaus.

Spencer ist so überzeugt davon, daß der Mensch „in seinem primitiven Zustande vereinzelt handelte", daß er es kaum für nötig hält, diesen Ausspruch zu beweisen. Und ebensowenig erscheint es ihm eines Beweises bedürftig, daß „dasjenige Zusammenwirken, welches die Handlungen der Individuen zu einem unmittelbar die ganze Gesellschaft betreffenden Zwecke vereinigt, eine bewußte Tätigkeit" ist[1]). „Das soziale Leben", sagt er an anderer Stelle, „ist ein zusammenwirkendes Leben, setzt also nicht bloß eine für das Zusammenwirken geeignete emotionelle (Gemüts-) Beschaffenheit, sondern so viel Verstand voraus, daß die Vorteile des Zusammenwirkens erkannt und die Handlungen entsprechend geregelt werden können, um jene zu erreichen[2])." Wir sehen, H. Spencer ist vom Contrat social (Gesellschaftsvertrag) nicht weit entfernt.

Warum aber sollen wir einen solchen für die Gesellschaften der Menschen annehmen, da es doch dessen nicht bedurfte, um die Gesellschaften der Tiere zu schaffen, welche auf unbewußtem Wege entstanden sind? (Vgl. den Artikel über „die sozialen Triebe in der Tierwelt", Neue Zeit, I. Band, Heft 1 u. 2).

Wir brauchen umsoweniger in dieser Beziehung einen Unterschied zwischen den Menschen und den Tieren aufzustellen, als Spencer selbst drastische Beispiele dafür vorbringt, wie wenig die unwissenden Wilden imstande sind, die Vorteile des Zusammenwirkens zu erkennen. Es entspricht wohl mehr dem Geiste der modernen Naturwissenschaft, wenn wir den Naturmenschen einfach auf gleiche Stufe mit den anderen sozialen Tieren stellen, statt ihm eine Intelligenz zuzutrauen, welche derjenigen so vieler berühmter Professoren überlegen sein sollte, die heute noch nicht die Förderung, sondern den Untergang aller Kultur vor Augen sehen, wenn an die Stelle des Kampfes aller gegen alle der Kampf aller für alle, das bewußte Zusammenwirken, gesetzt wird.

Spencer bringt freilich als Beleg für seine Ansicht die unbestreitbare Tatsache vor, daß die tiefststehenden Wilden sich durch einen gänzlichen Mangel sozialen Zusammenhaltes von den anderen Stämmen unterscheiden. So die Digger-Indianer in der Sierra-Nevada, die Chaco-Indianer in Südamerika, die Scherarat-Beduinen und andere. Aber ihm selbst entschlüpft bei der Charakterisierung der Chaco-Indianer der Ausdruck „heruntergekommen"; ganz sicher muß dies auch von den Scherarat-Beduinen behauptet werden, da die Beduinen doch nicht mehr zu

---

1) H. Spencer, Staatliche Einrichtungen, Kosmos, VIII. Bd., 1880/81, S. 187, 189.

2) Kosmos, VIII., S. 285.

den urwüchsigen Naturvölkern gerechnet werden können, und heruntergekommen sind auch alle anderen Stämme, die er anführt. Sie sind nicht zurückgeblieben, sondern herabgesunken, da sie von stärkeren Stämmen in Einöden vertrieben wurden, in denen sie nur kümmerlich ihr Leben fristen können und der Auflösung entgegen gehen.

Es ist aber eine gutbezeugte Tatsache, daß die Verfolgung und Verdrängung aus den Wohnsitzen, sowie die Einschränkung des Gebietes für den Nahrungserwerb den Zusammenhang bei sozialen Tieren lockern, ja ganz beseitigen. Deutlich sehen wir dies bei dem Biber in Europa, der lange vor seiner Ausrottung bereits aufgehört hat, sozial zu sein. Auch bei den von Spencer vorgeführten Stämmen darf man danach annehmen, daß sie den sozialen Zusammenhalt verloren, nicht aber noch nicht gewonnen haben.

Wäre der soziale Zusammenhang wirklich ein Ergebnis der steigenden Zivilisation, wie Spencer annimmt, dann müßten die sozialen Triebe bei den Angehörigen der europäischen Kultur viel stärker sein als beim Naturmenschen. Dies behauptet auch Spencer[1]).

In Wahrheit aber findet das Gegenteil davon statt.

II.

Um die für unsere Geschichtsauffassung, ja selbst für die Beurteilung der modernen sozialen Strömungen hochwichtige Frage, ob die sozialen Triebe sich beim Menschen erst mit der steigenden Kultur entwickelten oder ob nicht der Mensch seiner ganzen Anlage nach ein soziales Tier — ein Zoon politikon, wie Aristoteles sagte — sei, höchstwahrscheinlich auch abstammend von einem affenähnlichen, sozialen Tiere; um diese Frage beantworten zu können, müssen wir die Anschauungen und Sitten der sogenannten „Wilden" näher untersuchen. Dies ist jedoch kein so leichtes Beginnen, als man glauben sollte. Die Zahl der Reisebeschreibungen ist zwar Legion, aber die Ausbeute, die sich aus ihnen gewinnen läßt, höchst dürftig. Die Aeußerlichkeiten sind es, die dem Reisenden zuerst auffallen, deren Erkundung kein mühevolles Studium erfordert, und die daher am liebsten berichtet werden. Ueber die Malereien, die Kriegstänze, und, wenns hoch kommt und der Reisende ein Mann der Wissenschaft ist, die Schädelformen, Körpermaße und Haartrachten der Wilden werden wir gewöhnlich gut unterrichtet. Ueber ihre sozialen Verhältnisse dagegen werden wir nur zu sehr im Dunklen gelassen. Und das wenige, was wir erfahren, ist häufig nicht sehr geeignet, dies Dunkel zu erhellen. Wer sind denn meistens die Reisenden?

---

1) The Principles of Sociology, London 1876, I., p. 79.

Missionare, die in allem „Heidnischen" das Werk des Teufels sehen, die den Beruf in sich fühlen, das soziale Leben der „Heiden" als ganz verworfen hinzustellen, die also zu objektiver Beurteilung und Berichterstattung, von geringen Ausnahmen abgesehen, ganz unfähig sind. Dazu kommen die Handelsleute, denen die Wilden nichts sind als Objekte des Profits. Aber auch von den wissenschaftlichen Forschungsreisenden sind nicht alle für ihren Beruf gehörig vorgebildet, gar mancher derselben erhebt sich wenig über den gewöhnlichen Touristen, der seine Reise als Sport betreibt, dem es nur darum zu tun ist, so und so viele Meilen im Tage zurückzulegen. Was kümmert sich der um die Aufgaben der vergleichenden Gesellschaftswissenschaft?! Wie oft endlich sieht selbst der einsichtsvolle, ernsthaft strebende Reisende durch die europäische Brille, beurteilt alles von seinem Standpunkte aus und vermag sich in die so ganz von den seinen verschiedenen Anschauungen der Naturkinder nicht hineinzudenken und mißversteht diese um so leichter, je weniger er imstande ist, ihr Mißtrauen zu besiegen. Nur selten trifft es sich so glücklich, daß ein so liebenswürdiger, scharfsinniger und für die Aufgaben der Forschung vollkommen passender und hochgebildeter Mann, wie z. B. Nordenskjöld, gezwungen ist, monatelang mit einem Stamme Wilder in herzlichem, ungezwungenem Verkehr zusammenzuleben und dieselben genau kennen zu lernen. Um so wertvoller sind freilich die Ergebnisse solcher Forschungen.

Haben wir endlich mühsam das weitzerstreute Material zusammengetragen, so stoßen wir auf eine weitere Schwierigkeit: dasselbe liegt noch ganz ungeordnet vor. Unsere Ethnologen scheinen der Ansicht zu sein, alles, was nicht von unserer Weltgeschichte als „Kulturvolk" anerkannt ist, müsse ein „Wilder" sein. Nur die wenigsten können sich zu der Anschauung emporschwingen, daß auch das roheste der Naturvölker eine tausendjährige Entwicklung hinter sich hat, und das diese Völker sehr verschiedene Entwicklungsstufen darstellen. Wie könnte man diese Erkenntnis von Forschern erwarten, die keinen Anstand nehmen, die alten Aegypter, Mexikaner, Peruaner, diese so hoch gestiegenen Kulturvölker, als Beispiele für die Anschauungen der Naturvölker herbeizuziehen[1])! Es ist eine ungemein schwierige Aufgabe, da das Zusammengehörige zu sondern, das Nichtzusammengehörige auseinanderzuhalten, um so schwieriger, weil man sich dabei fast ganz auf seinen Takt verlassen muß, indem es unanfechtbare Kriterien (Merkmale) für die Klassifikation der Naturvölker nicht gibt.

---

[1]) Spencer rechnet die Mexikaner und die Bewohner Dahomeys zu den Naturvölkern. Letztere treiben Industrie, Ackerbau und Handel, haben eine Hauptstadt mit etwa 30 000 Einwohnern, ein stehendes Heer von 30 000 Mann, ausgebildete Polizei und Diplomatie!

Und schließlich ist noch eine Schwierigkeit zu überwinden. Bei keinem Volke, selbst dem rohesten und abgeschlossensten der Naturvölker, ist die Entwicklung ungestört durch äußere Einflüsse vor sich gegangen. Jedes derselben ist im Laufe der Zeiten mit anderen Völkern, die auf anderen Kulturstufen standen, zusammengekommen und hat von denselben Sitten und Anschauungen übernommen, welche seinem eigenen inneren Entwicklungsgange nicht immer entsprechen. So sind z. B., um auf ein naheliegendes Beispiel hinzuweisen, die Juden von Aegyptern und Babyloniern beeinflußt, sie haben aber ihrerseits wieder vermittels des Christentums einen tiefeingreifenden Einfluß auf die germanische Welt geübt. Es wäre daher sehr verfehlt, wenn wir die Einrichtungen, die wir bei den christianisierten Germanen, z. B. Goten oder Franken treffen, alle als naturwüchsige betrachten würden. Es gilt da, das von außen Gekommene von dem infolge innerer Kräfte Erwachsenen zu scheiden, wenn man nicht zu schweren Irrtümern gelangen will.

Alles das erschwert die Bearbeitung des Materials und beeinträchtigt die Sicherheit der Ergebnisse. Trotz alledem können wir eine Reihe der letzteren bereits als vollständig gesichert ansehen.

III.

Wenn wir das soziale Leben der Naturvölker betrachten, dann tritt uns als ihre auffallendste Eigentümlichkeit ihr weitgehender Kommunismus entgegen. Während uns der Egoismus so tief eingewurzelt ist, daß selbst manche Sozialisten das von ihnen angestrebte Gemeinwesen auf denselben begründen wollen, weil er ihnen als der am tiefsten im Menschen wurzelnde Trieb erscheint, kann hinwiederum der Urmensch sich in unsere Auffassung des „Mein und Dein" nicht hineinfinden. Und sein Kommunismus ist ein so tiefgewurzelter, daß er heute noch bei zahlreichen naturwüchsigen Stämmen gefunden wird, trotzdem der Europäer den Begriff des Privateigentums überall, wo er hinkommt, mit sich bringt, überall die Selbstsucht zu erregen sucht, und, wenn es ihm nötig erscheint, den Kommunismus gewaltsam beseitigt.

So können wir denn auch zahlreiche Beispiele des urwüchsigen Kommunismus aufführen. Eines der eklatantesten desselben bieten die Samoa-Inseln, die bekanntlich vor nicht langer Zeit eine deutsche Kolonie hatten werden sollen. „In gewissem Betracht freilich", sagt Wesenberg, „und im Vergleich zu manchen Zuständen der zivilisierten Welt mit ihren tausenderlei Bedürfnissen sind die Samoaner allerdings glücklicher daran, weil sie naturgemäß leben, die Ansprüche der zivilisierten Menschen an das Leben nicht kennen und von der fruchtbaren Natur der Sorge um die Existenz

wenigstens zum Teil überhoben sind. . . . Das ist gar keine Frage, wenn sie mehr Lust zur Tätigkeit hätten, könnten sie leicht wohlhabend werden, aber dazu fehlt ihnen durchaus der Trieb, denn einerseits kennen sie nicht die Bedürfnisse der Kultur, und andererseits sind es auch ganz eigentümliche soziale Verhältnisse, welche unter ihnen als althergebrachte Sitte herrschen und Arbeit und Erwerb als überflüssig erscheinen zu lassen."

„Es findet sich nämlich unter den Samoanern ein sozialer Kommunismus sehr ausgedehnter Art. Ein jeder einzelne hat nach Bedürfnis und Wunsch ein gewisses Anrecht auf das Besitztum seiner ganzen Sippschaft oder seines Klans, zu welchem er durch Geburt oder Heirat gehört. Er entlehnt ohne Umstände von einem anderen ein Brot, Handwerkszeuge, Kleider, Geld, wie er es gerade gebraucht, ist aber natürlich ebenso durch die Sitte verpflichtet, seinerseits einem anderen dasselbe zu gewähren. Wenn jemand seine Hütte durch Brand verloren hat, oder wenn ihn auch nur die Lust anwandelt, einmal anderswo zu wohnen, so quartiert er sich ohne weiteres bei seinen Freunden, d. h. den Angehörigen seines Klans, ein und bleibt da so lange, als es ihm gefällt, und teilt alles mit ihnen, Wohnung, Nahrung und Kleidung. Mag es dem also Heimgesuchten noch so unangenehm und lästig sein, er darf doch nichts sagen, denn ungefällig oder geizig zu heißen, gilt als die größte Schande und macht im ganzen Dorfe verächtlich. Daher gibt und gewährt ein jeder, um was er von einem anderen gebeten wird, oder aber er hilft sich mit einer Lüge und gibt vor, daß er das Gewünschte nicht besitze, oder bereits einem anderen versprochen habe; aber direkt etwas zu verweigern, wagt niemand. Ein jeder kann sich aber dafür auch schadlos halten, denn was man von ihm verlangt und was er gibt, kann er auch ebenso wieder von einem anderen verlangen und in Gebrauch nehmen. Daß man bei diesem Kommunismus von einem Privatbesitz kaum reden kann, ist ersichtlich, denn was jeder hat, gehört allen, und was alle haben, gehört jedem . . . . Jedoch muß anerkannt werden, daß gerade durch den Kommunismus unter den Samoanern manche Uebel- und Notstände, die sich sonst vielleicht finden möchten, verhindert werden. Zwar gibt es bei ihnen keine wohlhabenden Leute, aber es gibt dafür auch keine Armen. Die Kranken, die Alten, die Blinden und Lahmen haben immer ein Haus und ein Heim, Nahrung und Kleidung, so viel sie bedürfen und wünschen. Wenn man die Kanakas ansieht, was sie haben und besitzen, so ist es weniger, als was bei uns der ärmste Mann sein Eigentum nennt, und dennoch weiß kein Samoaner, was Armut ist, der Begriff ist ihm ganz fremd. Denn er kann sich gar nicht vorstellen, daß es irgendwo auf der Welt Arme gibt, die keine Nahrung, Kleidung und Wohnung haben. „Wie ist das möglich?" sagt er, „ein jeder ist doch irgendwo geboren, also hat er seinen Stamm und seine Freunde, warum nehmen ihn die nicht

in ihre Häuser und geben ihm von ihrer Nahrung und Kleidung? Haben die Menschen denn keine Liebe zueinander[1])?"

Die Negritos auf den Philippinen sind in jüngster Zeit von dem russischen Forscher Dr. N. v. Miklucho-Maclay besucht worden, einem sehr gewissenhaften Reisenden, welcher zwölf Jahre damit zubrachte, die papuanische und die derselben nahestehende Bevölkerung des Malaiischen Archipels und der benachbarten Gegenden zu studieren. Einen Bericht über die Ergebnisse seiner Forschungen finden wir im „Ausland". Unter anderem wird da folgendes erzählt: „Eine gewiß hübsche Sitte besteht darin, daß jeder Negrito verpflichtet ist, vor dem Essen mehrmals laut eine Aufforderung auszurufen, daß jedermann, der sich zufällig in seiner Nähe befindet und möglicherweise der Nahrung bedürftig ist, das Mahl mit ihm teile. Diese Sitte soll so streng eingehalten werden, daß eine Unterlassung derselben die Todesstrafe nach sich zieht[2])."

Aehnliches wie am Aequator gilt auch am Nordpol. „Eine der interessantesten Studien", erzählt Klutschak von den Eskimos, „bieten die gemeinsamen Mahle. In der Schneehütte oder dem Zelte eines der Aeltesten des Stammes kocht die Hausfrau ein quantitativ sehr bedeutendes Mahl, und kaum ist dies fertig, so verkündet der Ruf ujuk (so viel wie ‚gekochtes Fleisch') die Neuigkeit in der ganzen Ansiedlung. Alles, was Mann ist oder werden will, kommt mit einem scharfen Messer bewaffnet, zu der Stelle, und sich im Kreise stellend, oder, im Sommer, am Boden niederlassend, empfängt der dem Hausvater nächst Befindliche ein Stück Fleisch, schneidet sich ein großes Mundvoll ab und übergibt es seinem Nebenmanne. Bei Renntier- oder überhaupt magerem Fleisch folgt demselben ein Stück frisch geschnittenen Tranes und endlich ein Gefäß mit der Fleischbrühe. Dieses alles geht im Kreise herum, bis nichts mehr übrig ist . . . Wie beim Mahle, so ist auch im ganzen und großen alles Kommuneeigentum, was in einer Eskimoansiedlung sich an Proviant und Geräten befindet. So lange ein Stück Fleisch im Lager aufzutreiben ist, gehört es allen und bei der Teilung wird auf jeden, insbesondere aber auf kinderlose Witwen und kranke Personen Rücksicht genommen[3])."

Und um auch ein Beispiel vom Südpol zu holen: über die Feuerländer klagt Darwin, daß sie alles untereinander teilen, was einem Engländer freilich ganz entsetzlich erscheinen muß. „Jetzt wird selbst ein Stück Tuch, das dem einen gegeben wird, in

[1]) Wesenberg, Die Samoainseln, Globus, XXXII. Bd., Nr. 8, S. 127. — In „witziger" Weise behandelt den samoanischen Kommunismus Herr H. Zöller, „Rund um die Erde", Köln 1881, I., S. 113.

[2]) Ausland, 56. Bd., 13. Aug., 1883, S. 646.

[3]) Klutschak, Als Eskimo unter den Eskimos, Wien 1881, S. 232.

Streifen zerrissen und verteilt, und kein Individuum wird reicher als ein anderes[1])."

Bände könnte man mit den sympathischen Zügen des urwüchsigen Kommunismus, die uns über die Wilden berichtet werden, anfüllen. Ich glaube jedoch, daß das Gesagte genügt, diesen Kommunismus zu charakterisieren. Es sei nur noch ein Urteil über den Gemeinsinn der Neger angeführt, weil man aus der Art, wie dasselbe vorgebracht wird, ersieht, wie sich dieser im Hirn eines kapitalistischen Europäers spiegelt. Derselbe Kommunismus, den wir in Australien, Asien, Amerika gefunden, herrscht auch in Afrika. Es ist bezeichnend, daß die Amakosa-Kaffern denjenigen einen Dieb nennen, der zu einem geschlachteten Stück Vieh nicht seine Stammesgenossen einladet[2]). Her Hübbe-Schleiden nun macht sich folgendermaßen über diesen Kommunismus lustig: „Der Aethiopier versteht wohl, Geld und Gut zu erwerben, aber es zu erhalten und zu verwalten, das versteht er nicht, und erstrebt es selten .... Wohltun und mitteilen ist des verfeinerten (?) Negers Art, nichts erscheint ihm so verabscheuenswürdig, als der Geiz; aber das Verhältnis der Freude oder der Vorteile, die er anderen durch sein Geben macht, zu seinem Nachteil, den er dadurch sich selbst verursacht, erwägt er nicht ... Die Macht, die der Besitz über Geld und Gut dem Menschen gibt, besteht für den Neger nicht in der Möglichkeit, anderen davon geben zu können, sondern meist nur (!!) darin, daß er tatsächlich gibt. Es ist dies etwas von dem, was Roscher sehr passend bezeichnet als Kinder- und Bummlersinn[3])."

Der Kommunismus des Wilden äußert sich am deutlichsten bei der Konsumtion; er wirkt jedoch auch auf die Produktion ein. Freilich, wo die Nahrung durch das Beschleichen des Wildes erworben wird, wo also das Aufgebot einer größeren Zahl von Jägern nur schädlich wirken würde, da verbietet sich das gemeinsame Jagen von selbst. Treibjagden dagegen werden stets vom ganzen Stamme ausgeführt oder mindestens angeordnet. Besonders deutlich aber tritt der Kommunismus in der Produktion dort auf, wo die Stämme bereits eine höhere Stufe der Technik erklommen haben, ohne daß das Privateigentum sich bei ihnen entwickelt hätte. In Sierra Leone und Fernando Po an der Westküste Afrikas, wo die Leute noch unbekleidet gehen, wo aber bereits Ackerbau betrieben wird, geschieht die Bearbeitung der Felder gemeinschaftlich. Dasselbe ist der Fall bei den Jolofs, und geschah früher auch an der Goldküste, ist aber daselbst durch die Europäer beseitigt worden. Das gleiche finden wir in Südamerika

---

1) Darwin, Reise eines Naturforschers um die Welt, Stuttgart 1875, S. 263.

2) Waitz, Anthropologie der Naturvölker, Leipzig 1860, II., S. 402.

3) Hübbe-Schleiden, Ethiopien, Hamburg 1879, S. 162.

bei den Tupi, Guaranis und Otomaken, in Nordamerika bei den Natchez, bei denen die Krieger selbst arbeiteten, ohne daß einer sich ausschließen durfte, während bei den meisten anderen Indianerstämmen die Frauen den Feldbau besorgen[1]).

Bei den Indianern finden wir eine weitere kommunistische Eigentümlichkeit: ihre gemeinsamen Häuser. „Das primitive Rindenhaus der Irokesen war gewöhnlich 40 bis 60 Fuß lang, 15 bis 18 Fuß breit, abgeteilt in gleichen Zwischenräumen, aber mit einer gemeinsamen Halle durch die Mitte, und einer Tür an jedem Ende derselben, welche die einzigen Eingänge bildeten. In jedem Hause waren 6 bis 10 Feuerstellen in der Mitte der Halle angebracht, so daß sie jeder Abteilung Feuer gaben. Je zwei Familien hatten ein Feuer, eine auf jeder Seite der Halle. Ein Haus mit zehn Feuern versorgte so zwanzig Familien . . . Der Gedanke, der sich in dem Kommunalhaus der Irokesen offenbart, beherrscht die ganze indianische Architektur[2])." Diese gemeinsamen Häuser finden wir durch ganz Nordamerika, von den Eskimos bis nach Mexiko, in letzterem Lande oft von großer Ausdehnung mehrere Stockwerke hoch und mehrere hundert Personen fassend. Das Dorf von Taos in Neu-Mexiko besteht aus zwei solchen Häusern, aus Backsteinen gebaut, das eine 260 Fuß lang, 100 Fuß breit und 5 Stockwerke hoch, das andere 140 Fuß lang, 220 Fuß breit und 6 Stockwerke hoch. Jedes derselben faßt 400 Personen. Andere fassen noch viel mehr. Diese Häuser sind Gemeineigentum und der ganze Stamm ist bei ihrer Erbauung tätig.

Daß Grund und Boden bei dem „Wilden" Gemeineigentum sind, ist natürlich. Dem Naturmenschen ist es ganz unfaßbar, daß man Grund und Boden verkaufen könne, und wenn er dies trotzdem hin und wieder Europäern gegenüber tut, beruht es auf Mißverständnis oder Betrug durch Letztere. Der Wilde weiß nicht, was er tut, wenn er Land verkauft, er achtet den Verkaufsvertrag nicht, den er nicht versteht, und wird der Folgen desselben erst dann bewußt, wenn er mit Gewalt vom Jagdgrunde seiner Väter vertrieben wird. Eine große Reihe der blutigsten Zerwürfnisse hat ihren Grund in dem Unvermögen des Wilden, das Privateigentum an Grund und Boden zu begreifen. Der Schawanohäuptling Tecumseh, erzählt uns Waitz, hielt hauptsächlich an dem Gedanken fest, daß das Land der Indianer ihr Gesamteigentum sei und deshalb stückweise von einzelnen gar nicht verkauft werden könne, ja, daß es für den vaterländischen Grund und Boden gar kein Aequivalent (Gleichwertiges) geben könne, daß er unschätzbar, also unverkäuflich sei. „Ein Land verkaufen!" rief er aus, „warum nicht die Luft, die Wolken, das weite Meer verkaufen, so

---

[1]) Waitz, Anthropologie, II., S. 84; III., S. 80, 423.

[2]) Morgan, Systems of consanguinity, p. 183.

gut als die Erde? Hat nicht der große Geist sie alle für seine Kinder gemacht[1])?"

IV.

Der urwüchsige Kommunismus ist eine der Aeußerungen der sozialen Triebe, aber er ist nicht die einzige. Neben und mit ihm, ihn bedingend und durch ihn bedingt, hat der Kampf ums Dasein im Menschen dieselben moralischen Eigenschaften gezüchtet, wie im Tiere, dieselbe Geselligkeit, dasselbe Solidaritätsgefühl, denselben Ehrgeiz. (Vgl. den Artikel über die sozialen Triebe in der Tierwelt.)

Einige Beispiele mögen das erläutern. Von den Eskimos erzählt Klutschak: „In ihrem geselligen Leben als Stammesgenossen finden sie ihr einziges Vergnügen. Gesellig sind sie sehr gern, und so oft es ihre Nahrungsquellen erlauben, sammeln sie sich möglichst zahlreich in größeren Ansiedlungen" (Klutschak, Als Eskimo, S. 130). Besonders charakteristisch ist das, was Catlin von den Indianern mitteilt: „Unter den Irrtümern, in die man infolge jener Schwierigkeiten hinsichtlich der Wilden verfallen, ist wohl keiner allgemeiner verbreitet und falscher und zugleich keiner so leicht zu widerlegen, als der, daß der Indianer ein mürrisches, verdrießliches, verschlossenes und schweigsames Wesen sei. Dies ist keineswegs allgemein der Fall."

„Ich habe auf allen meinen Wanderungen unter den Indianern und namentlich unter den anspruchslosen Mandanern bemerkt, daß sie weit schwatzhafter und gesprächiger sind als die zivilisierten Völker. Man wird diese Behauptung vielleicht auffallend finden, aber sie ist dennoch wahr. Wer jemals einen Blick in die Wigwams dieses Volkes getan oder eine Gruppe desselben beobachtet hat, der wird die Ueberzeugung gewinnen, daß Schwatzen, Plaudern und Erzählen ihre Hauptleidenschaften sind."

„Man gehe oder reite an einem schönen Tage nur einige Stunden um dies kleine Dorf herum und betrachte ihre zahllosen Spiele und Unterhaltungen, die von unaufhörlichem Freudengeschrei begleitet sind, oder man gehe in ihre Wigwams und beobachte die um das Feuer versammelten Gruppen, wo Scherze und Anekdoten erzählt werden und fröhliches Gelächter erschallt — und man wird sich überzeugen, daß Lachen und Fröhlichkeit ihnen natürlich sind[2])."

Wie gesellig die Neger sind, das ist allgemein bekannt.

Der kommunistische Kampf ums Dasein züchtet indes noch Eigenschaften anderer Art, bedeutender und tiefgehender als die der Geselligkeit. Da ist vor allem zu nennen ein hochentwickeltes Solidaritätsgefühl. Alle für einen, einer für alle, das ist

[1]) Waitz, Die Indianer Nordamerikas, Leipzig 1865, S. 55.

[2]) G. Catlin, Die Indianer Nordamerikas, Brüssel und Leipzig, S. 62.

der Grundzug des Charakters des Naturmenschen. Er lebt und stirbt für seinen Stamm, er duldet seinetwegen die härtesten Qualen. Es ist keine Ausnahme, sondern ein typischer Fall, was Darwin von drei Indianern erzählt, die auf einer der vielen Indianerexpeditionen gefangen wurden, die der Diktator von Argentinien, General Rosas veranstaltete. Sie waren Gesandte bei fremden Indianerstämmen und „natürlich im Besitze sehr wertvoller Informationen; und um diese aus ihnen herauszubringen, wurden sie in eine Reihe gestellt. Als die ersten beiden gefragt wurden, antworteten sie ‚no sé' (ich weiß nicht), und einer nach dem andern wurde erschossen. Der Dritte sagte gleichfalls ‚no sé', und setzte hinzu: ‚schießt, ich bin ein Mann und kann sterben!' Nicht eine Silbe wollten sie verraten, wodurch sie die vereinigte Sache des Vaterlandes hätten schädigen können[1])."

Ebenso typisch war vor bald zweitausend Jahren die Handlung der Gaugrafen der Sugambern. Diese kamen vor Augustus, den Frieden zu verhandeln; der Imperator hielt sie aber fest, um sie als Geiseln zu benutzen. Dies zu verhindern und ihre Stammesgenossen von jeder lähmenden Rücksichtnahme auf sie zu befreien, gaben sich die Gaugrafen selbst den Tod.

Da die Spencersche Schule namentlich das Solidaritätsgefühl des Naturmenschen leugnet, wollen wir noch einige Zeugnisse für dasselbe beibringen — den Gegenstand erschöpfend zu behandeln, ist im Rahmen eines Artikels natürlich nicht möglich.

Schleiden sagt von den Negern: „Eine besondere Eigentümlichkeit, die speziell den Krouleuten zugeschrieben wird, sich aber mehr oder weniger auch bei den übrigen Negerstämmen findet, soll hier noch erwähnt werden. Es ist die K a m e r a d s c h a f t l i c h k e i t, mit der jeder unter ihnen stets bereit ist, dem andern zu helfen, ihn zu schützen und selbst für ihn zu leiden, ehe er ihn verrät. Dies ist schon von andern öfter angeführt worden, so auch von Buchholz. Die Tatsache fällt jedermann auf, der näher mit Kroujungen in Berührung kommt[2])."

Das Solidaritätsgefühl des Naturmenschen ist so stark, daß demgegenüber die Verantwortlichkeit des Individuums völlig verschwindet. Eine individuelle Verschuldung des einzelnen kennt der Wilde nicht. Was der einzelne tut, dafür ist der ganze Stamm, sind alle Stammesgenossen verantwortlich. Diese Sinnesweise erklärt die oftmals anscheinend unmotivierten Bluttaten der Indianer. Für die Untat e i n e s Weißen fällt a l l e n Weißen die Verantwortung zu.

Der Stamm ist aber auch verpflichtet, alle Beleidigungen seiner Mitglieder zu rächen, ihm erwächst bei urwüchsigen Zuständen die Pflicht der Blutrache.

---

1) Darwin, Reise eines Naturforschers um die Welt, S. 117.

2) Hübbe-Schleiden, Ethiopien, S. 185.

Bemerkenswert ist es fernerhin, daß nach der Anschauung der Naturvölker die Götter Verschuldungen nicht am Individuum, sondern am ganzen Stamme rächen. Sehr gut hat dies Bagehot auseinandergesetzt: „In späteren Zeiten und in kultivierten Ländern ist jeder nur für seine eigenen Handlungen verantwortlich und niemand glaubt, daß das Mißverhalten anderer ihm Schuld aufladen kann. Schuld ist bei uns ein persönlicher Makel, Folge eines Willensaktes und nur dem Wollenden anhaftend. In alten Zeiten dagegen wird die Missetat eines einzelnen für eine Gottlosigkeit des ganzen Stammes, für eine Beleidigung seiner besonderen Gottheit angesehen, welche den ganzen Stamm den Strafen des Himmels aussetzt. In den politischen Begriffen solcher Zeiten gibt es keine „beschränkte Haftbarkeit" . . . . Sogar die Geschichte der alten Athener wird niemand verstehen, der diese Vorstellungsweise der alten Welt vergißt, obgleich Athen im Vergleich mit anderen ein aufgeklärter und skeptischer Staat war, empfänglich für neue Anschauungen und frei von veralteten Vorurteilen. Als die öffentlichen Bildsäulen des Hermes verstümmelt wurden, erfüllten Schrecken und Zorn alle Athener. Sie glaubten, sie würden alle untergehen, weil irgendeiner das Bild eines Gottes verstümmelt und diesen somit beleidigt hatte[1])."

Einen komischen Ausdruck findet diese Anschauung, daß alle für einen solidarisch verpflichtet seien, bei manchen Negerstämmen, bei denen man seine Ansprüche einem Stammfremden gegenüber nicht nur an der Person des Verpflichteten, sondern auch an jedem von dessen Stammesgenossen geltend machen kann. Ein Gläubiger, der nicht zu seinem Gelde kommt, darf sich also auch an einem Stammesgenossen seines Schuldners schadlos halten.

Dies gilt jedoch nur für Stammfremde. Innerhalb des Stammes gibt es unter der Herrschaft des Kommunismus weder Schuldner noch Gläubiger, und selbst später, wenn sich bereits die Anfänge des Privateigentums entwickelt haben, nimmt der Schuldner immer noch eine günstige Stellung ein, kraft des Grundsatzes, daß die Person höher steht als die Sache, daß also eine Person einer Sache willen nicht angetastet werden darf. Eine sehr schöne diesbezügliche Beobachtung bei den Barea und Kunama in Abessynien, zu denen der Islam bereits das Privateigentum gebracht, ohne die alten sozialen Triebe gänzlich zu zerstören, teilt uns Werner Munzinger mit.

„Die Freiheit des Menschen", sagt er, „ist ihnen unendlich mehr wert als alles mögliche Geld und Gut. Daher ist der Schuldner dem Gläubiger gegenüber äußerst günstig gestellt. Der Gläubiger hat also kein Recht, seinen Schuldner mit Gewalt zur Zahlung zu zwingen, ihn anzugreifen, zu verhaften oder auch nur öffentlich darüber zur Rede zu stellen; kann er nicht zu seinem

---

[1]) Bagehot, Der Ursprung der Nationen, Leipzig 1874, S. 117, 118.

Gelde kommen, so läßt er ihn durch einen Dritten vor die Gemeindeältesten laden und fordert ihn zur Zahlung auf; kann oder will der Schuldner sich nicht verständigen, so gibt die Gemeinde dem Gläubiger das Faustrecht, d. h. er hat das Recht, seinem Schuldner den Betrag zu stehlen. Er nimmt ihm z. B. seine Lanze weg, aber in keinem Falle darf er sie ihm aus der Hand reißen . . . . .

„Diebstahl heißt die Verletzung des Eigentums innerhalb des Gaues; er ist kein Verbrechen; wird er bewiesen, so wird das gestohlene Gut einfach als Schuld angesehen. Hier besonders zeigt es sich, wie hoch bei diesen Völkern die Person, wie niedrig das Eigentum steht. Der gefangene Dieb darf nicht verwundet oder getötet, noch zur Buße angehalten werden; er erhält höchstens von seinen Verfolgern ein paar tüchtige Schläge; man nimmt ihm das gestohlene Gut ab und läßt ihn laufen. Von Gefangenschaft, Lösegeld oder gar Knechtung des ertappten Diebes ist keine Rede. Ein von seinen Landsleuten verfolgter Dieb schlägt sich nie; er sucht zu entfliehen, indem er seine Beute im Stich läßt; seine Verfolger hüten sich wohl, ihn zu verletzen, da das vergossene Blut des Diebes Blutrache heischt.

„. . . . Oft geschieht es, daß ein Dieb, zu Mitteln gekommen oder dem Frieden zuliebe, mit seinem Gläubiger — so darf man ihn nennen — sich zu verständigen wünscht; dann bittet er die Greise des Dorfes, ihn zu begleiten; sie treten alle zusammen in das Haus des bestohlenen Mannes, der sich von dem hohen Besuch so geehrt fühlt, daß er mit Freuden an der Stelle des gestohlenen Gutes von dem Diebe das kleinste Geschenk, selbst eine Ziege, als volle Entschädigung annimmt, und wenn es nur ein Prozent des Verlorenen betrüge[1])."

Aehnliches gilt von den Indianern, bei denen auch, namentlich unter europäischem Einflusse, Anfänge des Privateigentums sich entwickelt haben. „Mit Ausnahme der Kapitalverbrechen gibt es keinerlei Strafen unter ihnen, weder körperliche noch entehrende, und alle, vom Häuptling bis zum Aermsten des Stammes, besitzen gleiche Rechte, deren sie niemand berauben kann. Ein Häuptling der Sioux fragte einst Catlin: „Man hat mir erzählt, die weißen Männer hingen ihre Verbrecher am Halse auf, gleich Hunden, und zwar von ihrem eigenen Volke?" „Ja". „Die weißen Männer werden ins Gefängnis gesetzt und bleiben darin einen großen Teil ihres Lebens, weil sie nicht bezahlen können?" „Als ich auch das bejahte", fügt Catlin hinzu, „erregte dies großes Erstaunen und Gelächter, selbst unter den Frauen[2])."

---

[1]) Werner Munzinger, Ostafrikanische Studien, Schaffhausen 1864, S. 493.

[2]) Catlin, Die Indianer, S. 331.

Was sagen nicht nur unsere Fanatiker der Todesstrafe, sondern auch unsere „Philanthropen" dazu?

Derjenige, welcher die Zustände unserer modernen Zivilisation für von der Natur gegebene hält, kann sich die Straflosigkeit des Diebstahls natürlich nicht anders vorstellen, als gepaart mit der wüstesten Unsicherheit für Gut und Leben. Jedoch das Gegenteil ist bei den Naturvölkern der Fall. Nirgends ist das Eigentum, sowohl Gemein- als Privateigentum, soweit letzteres sich entwickelt hat, sicherer als bei ihnen, und niemandes Leben wird eines Besitzes wegen gefährdet. Catlin, den wir eben zitierten, schreibt über dieselben Indianer: „Ich habe während sieben oder acht Jahren nach und nach an drei- bis viermalhunderttausend dieses Volkes unter den allerverschiedensten Umständen besucht und nach den vielfachsten und durchaus freiwilligen Handlungen ihrer Gastfreundschaft fühle ich mich verpflichtet, zu sagen, daß sie von Natur ein friedsames und gastliches Volk sind. Ich war stets in ihrem Lande willkommen und wurde mit dem Besten bewirtet, was sie hatten, ohne jemals etwas dafür zu entrichten; sie haben mich oft mit Gefahr ihres Lebens durch das Land ihrer Feinde geleitet und mich bei dem Transportieren meines schweren Gepäckes über Gebirge und Flüsse unterstützt, und unter allen diesen Umständen, während ich ihnen doch gänzlich preisgegeben war, hat niemals ein Indianer mich verraten, mich mißhandelt oder mir nur das Geringste von meinem Eigentum entwendet.

„Dies spricht sehr (und ist, wenn der Leser mir glauben will, auch ein Beweis) für die Tugenden dieses Volkes, wenn man sich erinnert, (und man sollte es tun) daß es in ihrem Lande keine Gesetze gegen den Diebstahl gibt, daß Schlösser und Riegel ihnen unbekannt sind, daß die Zehn Gebote ihnen nicht verkündigt wurden, und daß den Dieb keine andere menschliche Strafe treffen könnte als die Verachtung, welche in den Augen seines Volkes seinem Charakter als ein Flecken anhängt[1])."

Man vergleiche damit, was Nordenskjöld über die Tschuktschen erzählt. Das Schiff, in welchem derselbe die Umsegelung Asiens und Europas vollbrachte, die Vega, war in der Nähe der Behringstraße eingefroren und Nordenskjöld mit seiner Mannschaft gezwungen, den nordischen Winter bei einem Tschuktschendorfe zuzubringen. Die Vega hatte eine Niederlage von Lebensmitteln, Gewehren, Munition usw. für 30 Mann und 100 Tage auf dem festen Lande angelegt. „Die Vorräte waren am Ufer ohne allen Schutz von Schloß und Riegel niedergelegt worden, nur mit Segeln und Ruderriemen bedeckt, und Wache wurde dabei nicht gehalten. Die Niederlage verblieb dessenungeachtet und trotz des Mangels an Lebensmitteln, welcher zeitweise unter den Ein-

---

1) Catlin, Die Indianer, S. 9.

geborenen herrschte, unberührt, sowohl von den Tschuktschen, welche in der Nachbarschaft wohnten, wie auch von denen, die täglich von entfernteren Gegenden an der Stelle vorbeifuhren. Alle kannten doch sehr wohl den Inhalt des mit Segeln bedeckten Haufens, und ihrer Meinung nach schienen die darin untergebrachten ungeheuren Schätze und Lebensmittel für die Bevölkerung der ganzen Tschuktschenhalbinsel für ein volles Jahr genügend zu sein!

„Alle, welche kamen, konnten unbehindert auf unserem mit einer Menge Sachen bepackten Decke hin- und hergehen. Wir hatten uns jedoch nicht über den Verlust selbst der geringsten Kleinigkeit zu beklagen. Die Ehrlichkeit war hier ebenso zu Hause, wie in den Gammen der Renntierlappen[1])."

Nordenskjöld erwähnt die Renntierlappen. Die jüngste Schilderung derselben hat uns Paul B. du Chaillu geliefert in seinem Buche „Im Lande der Mitternachtssonne" (frei übersetzt von A. Helms, Leipzig 1883). Es heißt daselbst: „So groß ist das Vorurteil, welches die Bauern gegen die wandernden Söhne der Berge (die Lappen) haben, daß man bei meiner Rückkehr nach den Küstenbezirken von allen Seiten unverhohlen seine Verwunderung darüber aussprach, daß ich es gewagt, in ihrer Gesellschaft die einsamen Bergregionen zu durchwandern. Jedenfalls sind indes die armen Nomaden besser als ihr Ruf; niemals hatte ich Veranlassung zur geringsten Klage, im Gegenteil, die Ehrlichkeit ist so groß unter ihnen, daß niemand daran denkt, sich gegen den Versuch eines Diebstahls von seiten seines Nächsten zu schützen. Das Zelt samt den in demselben enthaltenen Kleidungsstücken, Silberwaren, und allen Vorräten an Kaffee, Zucker sowie sonstigen Lebensmitteln wird vollständig ohne alle Bewachung gelassen, trotzdem kommen Entwendungen doch nur äußerst selten vor, und wird im Gegenteil das Zelt beinahe heilig gehalten. Renntiere sind allerdings nicht sicher vor räuberischen Händen, indes sind es meist Fischer- oder Kirchspiel-Lappen, welche der Versuchung nicht widerstehen können, von einer ohne Aufsicht gelassenen Herde sich einige Tiere anzueignen; dabei würden dieselben Menschen sich unter keinen Umständen an irgend einem anderen Gegenstande vergreifen. So wurden mir selbst z. B. bei einer meiner Wanderungen zwei Männer als Führer empfohlen, von denen der eine zwar eines Renntierdiebstahls wegen eine Gefängnisstrafe verbüßt hatte, mir jedoch in jeder andern Richtung als vollkommen verläßlich geschildert wurde; und in der Tat, obgleich ich die unbewohntesten, einsamsten Strecken mit diesem Manne durchzog, so fand ich doch niemals Grund zur geringsten Beschwerde über ihn."

---

[1]) Nordenskjöld, Die Umsegelung Asiens und Europas auf der Vega. Leipzig, Brockhaus 1882, I., S. 431, 445.

Die Kirchspiellappen kann man kaum mehr zu den urwüchsigen Naturmenschen zählen. Sie sind von den Schweden zu Lohnarbeitern und Proletariern der traurigsten Art gemacht worden, sie stehen also bereits unter dem Einflusse der modernen „Zivilisation".

V.

Wir haben Kommunismus, Geselligkeit, Solidarität und Ehrlichkeit in einem Maße bei den Naturvölkern entwickelt gefunden, wie es bei den Kulturvölkern nicht als Regel, nicht als etwas Selbstverständliches, sondern als staunenswerte Ausnahme erscheint.

Damit allein wäre eigentlich schon bewiesen, daß die sozialen Triebe des Menschen etwas Urwüchsiges, kein Produkt der Kultur sind. Wir wollen jedoch Spencer noch weiter folgen.

Die Furcht ist nach Spencer der erste soziale Faktor, die Furcht vor den Lebenden und Toten, die Furcht vor dem überlegenen Häuptling, der die zerstreuten Individuen zu sammeln und unter seinen Willen zu beugen versteht[1]).

Mit dieser Anschauung steht Spencer nicht allein. Die weitaus größte Anzahl der modernen Forscher, von Darwin bis Bagehot und Maine, ist mit ihm der Ansicht, daß der Gehorsam gegen den Häuptling eine der ersten oder die erste soziale Tugend sei.

Auch diese Ansicht ist nicht neu, sondern ragt in das vorige Jahrhundert zurück, und, obgleich unseres Erachtens im Widerspruch mit der Vertragstheorie, ging sie mit derselben Hand in Hand. Man gefiel sich und gefällt sich darin zu behaupten, der Despotismus sei die dem kulturlosen Menschen angemessene Regierungsform; erst die „Zivilisation" gebäre die „Freiheit" und nur der Kulturmensch sei reif für dieselbe. Als Beweis führt man an, daß die ältesten Staaten, die aus dem Dunkel der vorgeschichtlichen Zeit zuerst auftauchten, Aegypten, Babylonien, China, despotisch regiert wurden und daß der Despotismus die herrschende Regierungsform bei den Negervölkern sei. Man hat auch eine Darstellung der Entstehung dieser Regierungsform fertig in der Tasche, die so einfach und einleuchtend als nur möglich ist: ursprünglich war die Familie, über die der Hausvater despotische Gewalt hatte. Die Familie erweiterte sich zum Stamm, die despotische Gewalt des Hausvaters aber blieb, der nun unumschränktes Oberhaupt des Stammes und, wenn sich der Stamm zum Staate ausdehnte, schließlich Sultan wurde. Sehr schön und sehr einfach, auch im Einklange mit der Bibel, wie englische Forscher hervorheben — nur schade, daß die Familie sich erst in sehr später Zeit entwickelte, und noch später erst die

[1]) Spencer, Principles of Sociology, I., S. 456.

väterliche Gewalt, daß es despotisch regierte Staaten gibt, in denen man von einer väterlichen Gewalt gar nichts weiß und das Sultanat, wenn man es so nennen will, in weiblicher Linie erblich ist; schade endlich, daß die Staaten mit despotischer Regierungsform Kulturstaaten sind, wenigstens die urwüchsigen Züge abgestreift haben; dies gilt sowohl vom alten Aegypten, Babylonien und China, wie von denjenigen afrikanischen Sultanaten, die wirklich despotische Monarchien sind; deren Bewohner als „Wilde" zu bezeichnen, ist nur der höchsten Kritiklosigkeit möglich.

Nein, wenn wir die Naturmenschen betrachten, so finden wir bei ihnen neben völliger Wirksamkeit der sozialen Triebe und gerade unter ihrem Einflusse völlige Gleichheit und vollständige Abwesenheit einer Regierungsgewalt. Die Verfassung eines urwüchsigen Stammes gleicht der moderner politischer Parteien. Einzelnen gelingt es durch ihr Geschick, ihre Begabung, ihre Verdienste, Einfluß auf die Massen zu gewinnen: dies gilt vom politischen Führer wie vom Häuptling des Stammes. Hier wie dort ist der Einfluß ein rein persönlicher, die Machtstellung eine schwankende. Ja, man kann sagen, daß ein Parteiführer heute über seine Parteigenossen zu einer weit größeren Macht gelangen kann, als einem Stammeshäuptling je möglich, da Bildung und Reichtum heute gewissen Menschen einen Einfluß verleihen, der bei dem System des ursprünglichen Kommunismus, wo geistige wie materielle Gaben viel gleicher verteilt sind, undenkbar ist. Nur zu gewissen Tätigkeiten, bei denen Einheit des Handelns und Raschheit der Ausführung, sowie Sachkenntnis notwendig sind, werden Häuptlinge mit unumschränkter Gewalt, Diktatoren ernannt, deren Gewalt aber auch nur so lange dauert, als die Tätigkeit, die sie zu leiten haben. Sonst herrscht bei den „Wilden" vollständige Anarchie, d. h. vollständige Abwesenheit einer über den Stammesgenossen stehenden Regierung. Man würde jedoch sehr irren, wenn man in dieser urwüchsigen Anarchie das Ideal unserer modernen Anarchisten suchen wollte, welche vollständige „Freiheit" des Individuums verlangen, denen jegliche Disziplin ein Greuel ist und deren Endziel am klarsten und offensten ein französisches Anarchistenblättlein durch den Wahlspruch kundtat: „Keine Pflichten und keine Rechte!" Im Gegenteil. Nirgends ist die Disziplin stärker als bei den Naturmenschen, selbst die der am strammsten organisierten politischen Parteien unserer Zeit ragt nicht an dieselbe heran. Die Beschlüsse, ja die Wünsche des Stammes auszuführen, gilt nicht nur als Pflicht, sondern als Recht; keine Regierung, keine Polizei erzwingt deren Ausführung, sondern die Macht der öffentlichen Meinung, der Ehrgeiz. Der Ehrgeiz ist beim Wilden in einer Weise entwickelt, die uns Individualisten unbegreiflich erscheint. Er ist ebenso stark wie das Solidaritäts-

gefühl: um das Lob des Stammes zu gewinnen, wagt der Wilde alles, unterzieht er sich freudig Gefahren und Entbehrungen. Die furchtbarsten Qualen erträgt er mit stoischer Gelassenheit, nichts erscheint ihm schrecklicher als die Lächerlichkeit oder die Schande. Durch das Walten des Ehrgeizes und der öffentlichen Meinung, im Verein mit dem Solidaritätsgefühl, wird so ein Zusammenhalt, eine Einheit im Handeln und Streben erzielt, welche wir in unseren zerfahrenen sozialen Zuständen vergebens suchen.

Einige Beispiele mögen das Gesagte illustrieren.

Bancroft berichtet von verschiedenen nordamerikanischen Indianerstämmen, daß die kriegführenden Parteien sich unter einen Häuptling stellen, der strenge Disziplin hält, im Frieden aber nicht die geringste Autorität hat. Die Fischerstämme haben während der Fischereisaison einen „Salmhäuptling" mit großer Autorität, der den Salmfang leitet. Die neumexikanischen Indianer haben auch keine Regierung, nur Kriegshäuptlinge, die gewählt werden und dem Rate der Krieger untergeordnet sind. Zum Amt bringt Tüchtigkeit in Jagd und Krieg. Der Häuptling kann auch abgesetzt werden. Mitunter bleibt die Häuptlingschaft für mehrere Generationen erblich, beruht aber auch dann auf persönlichen Vorzügen. Im Frieden ist der Häuptling ohne Autorität, wohl aber findet er Gehorsam im Kriege. Oft endet die Häuptlingschaft mit dem Kriegszuge. Bei den Comanchen finden regelmäßige Volksversammlungen in bestimmten Zwischenräumen statt, in denen Angelegenheiten des Gemeinwesens erörtert werden, Gesetze gemacht, Verbrechen gerichtet und bestraft und Streitigkeiten geschlichtet werden[1]).

Von den Botokuden Südamerikas berichtet Tschudi: „Die Familien (?) leben hordenweise nebeneinander. Jede dieser Horden hat einen Anführer. Er ist der Tapferste und Stärkste des Stammes, aber es unterordnen ihm keine Gesetze oder Vorschriften die übrigen Glieder seiner Horde; er darf keinen Gehorsam von ihnen verlangen. Seine Autorität ist bloß auf den Namen beschränkt und wird stillschweigend anerkannt. Gemeinsame Bedürfnisse, gemeinsame Gefahren vereinigen die einzelnen Glieder der Horde, und da von dem Anführer vorausgesetzt wird, daß er die besten Jagdplätze kenne, im Gefecht der Tapferste sei, so folgen ihm die übrigen, ohne durch eine soziale Bestimmung dazu verpflichtet zu sein. In vorkommendem Falle handelt jeder nach seinem Gutdünken[2])."

Als Beispiele aus Afrika mögen einige Angaben von Rohlfs dienen: Bei den Tebu in der Sahara „ist der Sultan nichts weiter als der höchste Schiedsrichter bei inneren Streitigkeiten, und der

1) Bancroft, The Native Races of the Pacific States of North-America, London 1875, I., S. 269, 275, 507 ff.

2) Tschudi, Reisen durch Südamerika, Leipzig 1866, II., S. 284.

Anführer im Kriege gegen einen äußeren Feind. Er darf keine Abgaben von seinen Untertanen (?) erheben und hat nicht das Recht über Tod und Leben derselben". „Die Sultane werden aus der Klasse der Maina gewählt. Ihre Macht hängt ganz von ihren persönlichen Eigenschaften ab, Reichtümer dürfen sie nicht besitzen." „Die Budduma (am Tschad-See) bilden ein Schiffer- und Fischervolk von etwa 20 000 Seelen, das in Kriegszeiten von einem Katschella (Kriegshauptmann) befehligt wird. Zu Friedenszeiten ist der Katschella mit geringer Macht bekleidet[1])."

Um den Leser nicht zu ermüden, wollen wir nur noch zwei Beispiele anführen, das der Nikobaren und der Tschuktschen. Bei jenen „besteht nichts, was irgendeiner bestimmten Regierungsform, einer gesetzlichen Einteilung der gesellschaftlichen Verhältnisse, einer Autonomie, einem Fehderechte usw. gleichkäme. Sie achten die Familie und das Eigentum; die Macht des Kapitäns oder Häuptlings aber, welchen ein jedes Dorf besitzt, und den sie Mah oder Umiaha (alt) nennen, geht nicht darüber hinaus, mit den fremden Schiffen, welche nach der Insel kommen, als der erste zu verkehren und den Tauschhandel einzuleiten. Ueberhaupt scheint die Institution eines Kapitäns, obschon sie unter den Eingeborenen sehr beliebt ist, keine einheimische zu sein, sondern erst von der Zeit an zu datieren, wo englische Kauffahrer diese Inselgruppe regelmäßig zu besuchen anfingen[2])".

„Wir überzeugten uns", erzählt Nordenskjöld, „daß es heutzutage weder anerkannte Häuptlinge, noch sonst eine Spur gesellschaftlicher Ordnung bei den an der Küste wohnenden Tschuktschen gibt. Während der früheren kriegerischen Zeiten dieses Volkes war das Verhältnis vielleicht ein anderes, jetzt herrscht jedoch hierselbst die vollständigste Anarchie, vorausgesetzt, daß man mit diesem Namen einen gesellschaftlichen Zustand bezeichnen kann, wo Verbrechen und Strafen unbekannt oder doch wenigstens sehr selten sind . . . Bei den Küstenbewohnern herrscht vollständig Gleichheit; man vermag bei ihnen auch nicht die geringste Spur davon zu entdecken, daß ein Mann außerhalb seiner Familie und seines Zeltes irgendwelchen Einfluß ausübe."

„Aus dem oben Angeführten geht hervor, daß die Küstentschuktschen ohne nennenswerte Religion, ohne bürgerliche Ordnung und ohne Oberhaupt sind. Hätte uns nicht die bei den Polarvölkern Amerikas gemachte Erfahrung eines Besseren belehrt, so könnte man glauben, daß bei einem solchen, im buchstäblichen Sinne ‚anarchischen und gottlosen Gesindel' Sicherheit für Leben und Eigentum nicht vorhanden, die Unsittlichkeit unbe-

---

[1]) Rohlfs, Quer durch Afrika, Leipzig 1874, I., S. 246, 262, 333.

[2]) Reise der österreichischen Fregatte „Novara" um die Erde, Wien 1861, VI., S. 89.

grenzt und der Schwächere ohne Schutz gegen den Stärkeren sein müßte. Dies ist jedoch so weit von der Wirklichkeit entfernt, daß hier selbst eine Statistik der Verbrechen, wenigstens, wenn man die im berauschten Zustande (mitunter) verübten Gewalttätigkeiten davon ausnimmt, infolge des Mangels derselben unmöglich wäre." (Nordenskjöld, Die Umsegelung usw., II., S. 123, 135.)

Diese Tatsachen, sämtlich von im höchsten Grade sozialen Stämmen berichtet, genügen wohl, um unsere Leser davon zu überzeugen, daß die Annahme einer patriarchalischen Regierungsform für den Urzustand ebenso unzulässig ist wie die, der Gehorsam gegen eine Person, den Häuptling, sei die erste soziale Tugend gewesen.

VI.

Spencer hält der Annahme, daß die sozialen Triebe, oder, wie er es nennt, der „Altruismus", beim Naturmenschen stark seien, die Tatsache gegenüber, daß die Weiber jedes Menschenrechts bar, mit empörendster Brutalität von den „Wilden" behandelt würden[1]).

Diese Tatsache ist nicht zu leugnen. Es fragt sich nur, ob alle Wilden ihre Frauen so schlecht behandeln, und ob diejenigen, die es tun, auch wirklich noch auf der untersten Stufe der Entwicklung stehen.

Noch tiefer eingewurzelt als die Ansicht, daß der Patiarchalismus die ursprüngliche Regierungsform der Menschenvereinigungen darstelle, ist die, daß die Frau seit jeher Sklavin und Lasttier des Mannes gewesen sei. So fest hat sich diese Anschauung eingebürgert, daß sie als Axiom gilt, das keines weiteren Beweises mehr bedürfe. Untersuchen wir, wieweit sie mit den Tatsachen stimmt.

Zu den niedrigststehenden Menschen müssen die Veddas, die Ureinwohner Ceylons, gerechnet werden. Dieselben gehen vollständig nackt, leben nicht in Hütten, sondern in Höhlen oder Lagern aus Zweigen, gleich den menschenähnlichen Affen; sie können nicht zählen, haben keine Eigennamen, der Gebrauch irdener Geschirre ist ihnen vollständig unbekannt. „Nach Mr. Baileys Ansicht ist es unmöglich", sagt Lubbock von ihnen, „ein noch unzivilisierteres Volk anzutreffen. Davy behauptet sogar, daß sie keine Namen hätten und ihre Toten nicht bestatteten. Sie haben indes eine merkwürdige Eigenschaft, und es wäre nicht recht, dieselbe unerwähnt zu lassen. Sie behandeln ihre Frauen liebreich und freundlich, bleiben ihnen treu, verabscheuen die Polygamie und haben ein Sprichwort, das heißt: „Nur

---

1) Spencer, Principles of Sociology, I., S. 78.

der Tod kann Mann und Frau trennen[1])." In gleicher Weise wird von den Mincopies auf den Andamanen der freundliche und liebevolle Verkehr zwischen den Gatten, sowie namentlich zwischen den Eltern und Kindern gerühmt[2]). Ueber die Orang-Sakai, primitive Melanesier auf der malaischen Halbinsel, berichtet der schon erwähnte russische Reisende Miklucho-Maclay: „Die Orang-Sakai behandeln ihre Frauen und Töchter ungemein freundlich, daher ist es auch nicht sehr zu verwundern, wenn in gewissen Fällen die Würde eines Radja (oder in ihrer Sprache Patena) auch auf die Frauen und Töchter übergeht[3])."

Die Mois, eine wilde Völkerschaft an der Grenze von Französisch-Cochinchina, wurden im Jahre 1882 von dem französischen Marineleutnant Amédée Gautier besucht. Einen Bericht über dessen Reise finden wir im „Globus" Bd. XLIV, Nr. 4 und 5. Es heißt da unter anderem: „Was die Familie anbelangt, so wäre es sicher zu viel gesagt, wenn man behauptete, daß das Moi-Weib Haupt derselben sei und den Mann beherrsche. Daheim hat der Mann seine Beschäftigungen und die Frau die ihrigen; jeder ist Herr in seiner kleinen Domäne und jeder arbeitet, um allen Behagen zu verschaffen. Nirgends genießt das Weib mehr Achtung und Ansehen, aber auch nirgends verdient es das in höherem Grade. Ehebruch ist bei den Mois völlig unbekannt. Der wahre Herr im Hause ist das von Liebe und Sorge gehütete Kind; man muß den Stolz und die Zärtlichkeit sehen, mit welcher ein Moi ein kleines Wesen auf dem Arme trägt und sagt: ‚Kûe ei' (das ist mein Sohn). Während der ganzen vier Monate seines Verkehrs mit diesem Volke sah Gautier nie zwei Mois oder Mann und Frau sich zanken. Ein Kind zu schlagen oder auch nur an diese Möglichkeit zu denken, wäre in den Augen eines Moi etwas ganz Ungeheuerliches."

Dieselbe Erscheinung wie unter dem Aequator, finden wir auch im hohen Norden. Von den Eskimos der Nordwestspitze Amerikas berichtet Nordenskjöld: „Die Eingeborenen waren, nachdem das erste Mißtrauen geschwunden war, freundlich und entgegenkommend, sowie ehrlich, obgleich zur Bettelei geneigt und beim Tauschhandel stark feilschend. Einen Häuptling schien es unter ihnen nicht zu geben; es herrschte vollkommene Gleichheit und die Stellung des Weibes erschien nicht der des Mannes untergeordnet. Die Kinder waren, was man in Europa wohlerzogen nennen würde, obgleich sie gar keine Erziehung gehabt hatten. Alle waren Heiden."

---

1) Lubbock, Die vorgeschichtliche Zeit, Jena 1874, II., S. 139.

2) Peschel, Völkerkunde, Leipzig 1875, S. 151.

3) Ausland, 56. Bd., S. 648.

Von den Tschuktschen erzählt derselbe: „Hier (in Irkaipij) ebenso wie in allen Tschuktschendörfern, die wir später besuchten, herrschte volle Anarchie. Gleichwohl bestand die größte Eintracht in der kleinen kopflosen Gemeinde. Kinder, gesund und kräftig, und von den Bewohnern zärtlich behandelt, gab es in Menge. Ein freundliches Wort, an diese gerichtet, genügte, uns einen freundlichen Empfang im Zelt zu bereiten. Die Frauen wurden als den Männern gleichstehend behandelt, und die Frau wurde stets von dem Manne befragt, wenn ein wichtiger Tausch abgeschlossen werden sollte; manchmal kam dieser erst zustande, nachdem die Ratgeberin durch ein Hals- oder buntes Schnupftuch gewonnen war." Ueber die Samojeden endlich teilte Herr Serebrenikoff Nordenskjöld folgendes mit: „Die Frauen werden von ihren Männern als gleichberechtigt angesehen und hiernach behandelt, was ganz bemerkenswert ist, da der Russe ebenso wie alle (?) anderen Völker das Weib in gewissen Beziehungen als dem Manne untergeordnet betrachtet[1])."

Welch ein liebenswürdiges Bild des „Wilden" zeichnen uns alle diese Berichte! Wie ganz anders als das, welches man gewöhnlich von dem „Barbaren" entwirft! Die Frau gilt als dem Manne gleich, sie wird von ihm mit Achtung und Liebe behandelt. Sie ist weder Sklavin noch Puppe, sondern Genossin der Arbeiten und Genüsse. Von einer Unterdrückung des Schwachen durch den Starken keine Spur. Unsere Leser werden uns sicher nicht zürnen, wenn wir, auf die Gefahr hin, den uns zugemessenen Raum zu überschreiten, dies Bild urwüchsiger Liebenswürdigkeit mit einigen Strichen abrunden.

Besonders anziehend erscheint das Verhältnis des Naturmenschen zu den Kindern, das schon einige Male gestreift wurde. Geben wir wieder Nordenskjöld das Wort — die Zahl derer, die so tiefe Blicke in das Gemütsleben der Wilden geworfen haben wie er, ist leider sehr gering. Nur wer selbst liebenswürdig ist, vermag in anderen die Liebenswürdigkeit zu entdecken.

Bei den Tschuktschen, sagt Nordenskjöld, werden „die Kinder weder gestraft noch gescholten, sind aber dennoch die artigsten Kinder, welche ich je gesehen habe. Ihre Aufführung im Zelt kann vollkommen mit der Aufführung der besterzogenen europäischen Kinder im Fremdenzimmer verglichen werden. Sie sind vielleicht weniger mutwillig, aber doch für ungefähr die gleichen Spiele eingenommen, die bei uns auf dem Lande ge-

---

[1]) Nordenskjöld, Die Umseglung usw. I., S. 70, 410; II., S. 228. Eine Reihe weiterer Belege für die ursprüngliche Gleichheit zwischen Mann und Weib und den Anteil der letzteren auch an der politischen Tätigkeit, soweit bei Naturvölkern davon die Rede, findet der Leser in meiner Abhandlung über „Die Entstehung der Ehe und Familie", veröffentlicht im „Kosmos", Stuttgart 1882.

bräuchlich sind. Auch Spielsachen werden benutzt, z. B. Puppen, Bogen, zweiflüglige Windmühlen usw. Erhalten die Eltern einen Leckerbissen, so bekommt jedes Kind seinen Teil davon, ohne daß jemals Streit über die Größe der verschiedenen Anteile entsteht. Erhält aus einer Kinderschar das eine oder das andere Kind ein Stückchen Zucker, so läßt es dasselbe von Mund zu Mund gehen. Ebenso gibt das Kind der Mutter oder dem Vater von dem Stückchen Zucker oder Brot zu kosten, welches dasselbe erhalten hat". Ergänzt werden diese Mitteilungen durch einen Bericht des Leutnants Bove, Teilnehmer der Vega-Expedition. „Die Liebe zwischen Gatten, sowie zwischen Eltern und Kindern ist sehr groß. Ich sah Väter ihre Kinder küssen und liebkosen, ehe diese sich zur Ruhe legten, und was ich am bemerkenswertesten fand, war, daß die Kinder eine derartige milde Behandlung nicht mißbrauchten. Was man ihnen auch gab, ihr erster Gedanke war stets, mit den Eltern zu teilen. In dieser und in vielen andern Beziehungen standen sie weit über der großen Menge europäischer Kinder[1])."

Eine ähnliche Beobachtung machte Ebers auf der Sinaihalbinsel, „rührend ist die liebreiche Freundlichkeit, mit der (bei den Arabern) die Männer den Knaben begegnen; auch sind die letzteren nicht mit unseren Proletariernkindern zu vergleichen[2])".

Dasselbe finden wir bei den Indianern. „In der Erziehung zeigen die Indianer stets die größte Nachsicht gegen ihre Kinder. Nur im äußersten Falle greifen sie zu Strafen, indem sie ihnen etwa einen Napf mit kaltem Wasser über den Kopf gießen, wenn sie nicht früh genug aufstehen. Kinder zu schlagen, wie die Weißen tun, halten sie geradezu für ein Verbrechen, für eine Grausamkeit. Es ist hierin kein Unterschied zwischen Nord- und Südamerika[3])."

Also auch die Prügelpädagogik ist erst ein Ergebnis der „Kultur".

Ein Strich noch möge das Bild des Naturmenschen, das wir entworfen, vollenden, ein Hinweis auf das glückliche, sorgenlose Leben desselben: „Wenn ich nach dem vollen Ausdruck der Freude auf ihren glücklichen Gesichtern urteilen darf," sagt Catlin, „so bin ich der Meinung, daß ihr Leben weit glücklicher ist als das unsere, wenn nämlich das Wort „Glück" sich auf diejenigen anwenden läßt, denen das Licht der christlichen Religion noch nicht geleuchtet hat. Ich habe lange mit kritischem Auge die Gesichter dieser Söhne des Waldes betrachtet, die nie von

---

1) Nordenskjöld, Die Umseglung usw. II., S. 31, 139.

2) Ebers, Durch Gosen zum Sinai, Leipzig 1872.

3) Waitz, Die Indianer, S. 101. Vgl. auch Bancroft, Geschichte der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Deutsch von Kretzschmar, Leipzig 1875, III., Seite 231.

Sorgen gefurcht wurden, auf die das Elend nie seinen Stempel gedrückt hatte. Ich habe den kühnen und unerschrockenen Gang, das stolze, aber würdevolle Benehmen dieser Naturmenschen beobachtet, die in ihrer ungebundenen Freiheit, noch unberührt durch feile Vergnügungen, sich nur den Gesetzen und der Macht Gottes unterwerfen. Da sie alle gemeinschaftliche Besitzer des Bodens sind, so sind sie alle reich und keines von den Hindernissen einer verhältnismäßigen Armut kann ihre gerechten Ansprüche auf Ruhm unterdrücken. Wer kann, frage ich, ohne Bewunderung eine Gesellschaft betrachten, wo Friede und Einigkeit herrscht, wo die Tugend gepflegt, das Recht beschützt, das Unrecht bestraft wird, und zwar ohne andere Gesetze als die der Ehre, welche die höchsten Gesetze ihres Landes sind[1])?"

VII.

Wir haben versucht, ein Bild der sozialen Triebe zu geben, wie sie sich im Naturmenschen äußern, seine Geselligkeit und Liebenswürdigkeit zu zeichnen, seine Offenheit und Ehrlichkeit, seine Freigebigkeit und Gastfreundschaft, seine Hingebung und Selbstlosigkeit, seinen Stolz gegenüber dem Starken und seine Zärtlichkeit gegenüber dem Schwachen. Ungläubig und nur mit Widerstreben wird uns mancher unserer Leser gefolgt sein, im Geiste so manchen unanfechtbaren Bericht erwägend über die viehische Unmäßigkeit, die Bestialität und Hinterlist, die Stupidität und Gemeinheit des Wilden.

Leider sind wir nicht imstande, diese Berichte Lügen zu strafen. Viele Mitteilungen über den verkommenen, unwürdigen Zustand der meisten Wilden sind nur zu wahr. Freilich, noch mehr solcher Mitteilungen sind erlogen, andere erklären sich durch Feindseligkeiten zwischen dem Berichterstatter und den Objekten seiner Mitteilungen. Die sozialen Triebe äußern sich eben beim Naturmenschen nur dem Stammesgenossen und Stammesfreunde gegenüber. Dem Stammesfeinde gegenüber gilt dagegen alles für erlaubt, Lüge und Verrat, Diebstahl, Raub und Mord. Wir haben die Tschuktschen öfter als Beleg für unsere Behauptungen in bezug auf die Wirksamkeit der sozialen Triebe vorgeführt. Nordenskjöld, ihr Gastfreund, ist voll des Lobes von ihnen. Anders lautet über sie das Urteil der Russen, welche als Feinde kamen, sie zu unterjochen. Georgii schrieb 1770 in seiner „Beschreibung aller Nationen des russischen Reiches" (II., S. 350) von den Tschuktschen: „Sie sind wilder, roher, stolzer, unbändiger, diebischer, falscher und rachsüchtiger als die umherziehenden Korjaken. Sie sind ebenso bösartig und gefährlich, als die Tungusen gutmütig sind." Sogar der Menschenfresserei wurden die Tschuktschen von den Russen beschuldigt.

1) Catlin, Die Indianer, S. 43.

Diese Rücksichtslosigkeit gegen den Feind erklärt es auch, warum die Frauen bei tieferstehenden Völkern vielfach geknechtet werden. Es ist dies eine Folge der Raubehe, der Sitte, die Frauen aus feindlichen Stämmen zu rauben, einer Sitte, die jedoch nicht dem urwüchsigen Stammesleben eigentümlich ist, sondern sich erst später entwickelt.

Die Rücksichtslosigkeit dem Feinde gegenüber vermag sicher manches ungünstige Urteil über den Naturmenschen zu erklären, um so mehr, da das Solidaritätsgefühl sich auch dem Feinde gegenüber, wie schon erwähnt, in eigentümlicher Weise äußert, indem es z. B. für die ruchlosen Handlungen irgendeines Europäers alle anderen, auch die mit den besten Absichten kommenden, verantwortlich macht. Aber alles erklärt sich dadurch nicht. Es gibt Wilde von einer moralischen Verkommenheit, zu deren Erklärung die angeführten Motive nicht genügen. Und es ist nicht schwer, die richtigen zu finden, wenn wir ehrlich gegen uns sein wollen.

Das ganze feste Land des Erdballs ist von Menschen bewohnt, die so dicht aufeinandersitzen, als ihre technischen Hilfsmittel in bezug auf den Erwerb der Nahrungsmittel es erlauben. Uns mit unserer weit entwickelten Technik erscheinen die Länder der Wilden fast unbewohnt, sie sind aber in Wahrheit so dicht bevölkert als für unkultivierte Jägervölker möglich ist. Das übersieht der Europäer, und, obwohl Eigentumsfanatiker in bezug auf eigenen Besitz, mißachtet er den der Naturvölker. Bei allen Debatten über Kolonisation und Auswanderung wird e i n Punkt nie erwähnt: das Recht der Eingeborenen auf ihren Grund und Boden.

Sollte die Kolonisation eines Landes ohne Schädigung für dessen Ureinwohner vorgenommen werden, dann wäre vor allem notwendig, diese selbst auf eine höhere Stufe der technischen Ausbildung zu heben, so daß sie die Möglichkeit hätten, von einem kleineren Stück Landes, als sie bisher besessen, ihren Lebensunterhalt zu gewinnen. Wo man in dieser Weise vorging, ist man fast ausnahmslos zu günstigen Resultaten gelangt.

Die Ureinwohner Neukaledoniens z. B. stehen ebenso wie die Indianer Südamerikas im schlechtesten Rufe. Beide mit Unrecht. Wo man sich die Mühe gab, ihnen die Künste und Wissenschaften unserer Kultur beizubringen, haben sie es dankbar angenommen. „Mit Menschlichkeit, Sanftmut und Nachsicht konnte man dieses Volk (die Neukaledonier) lenken und erziehen, wie das Paddon z. B. bewiesen hat; er durfte jeden Wunsch aussprechen, um ihn von seinen Zöglingen und Freunden, den Eingeborenen, gern und freudig vollstreckt zu sehen, und noch heute wiederholen sich ähnliche Fälle, allerdings nur im Kleinen, aber mit gleichen Resultaten[1])." Tschudi berichtet von einem Jesuiten,

1) A. Lortsch, Neukaledonien, Globus, Bd. 44 (1883), Nr. 9.

José d'Anchieta, der in Benevente (Provinz Espiritu Santo, Brasilien) eine Menge wilder Indianer, an 6000, zu Ende des 16. Jahrhunderts um sich sammelte, um sie an ein seßhaftes Leben zu gewöhnen. Er hatte einen glänzenden Erfolg, da er die Indianer gut behandelte. Seine Nachfolger fingen jedoch an, die Kräfte der Eingeborenen zu ihrem eigenen Vorteile auszubeuten. Da zogen sich diese in ihre Wälder zurück. Bekannt sind die Erfolge der Jesuiten in Paraguay. Bezeichnend ist schließlich folgender Vorfall: „In den Wäldern des oberen Urupuca (Brasilien) . . . ließen sich vor einigen dreißig Jahren zwei Brüder nieder, Thomas und Feliciano Pego, dunkle Mulatten, aber nüchterne, arbeitsame und rührige Männer. Sie rodeten den Wald und machten ausgedehnte Pflanzungen. Durch vertrauenerregendes Entgegenkommen und sanfte Behandlung wußten sie bald die herumschwärmenden Indianer in solchem Grade zu gewinnen, daß diese meistens bei den Brüdern blieben und ihnen bei der Feldarbeit halfen. Sobald ihre Roca in gutem Zustande war, verkauften sie dieselbe vorteilhaft und zogen, von den Indianern begleitet, tiefer in die Wälder, um die nämliche Arbeit von neuem zu beginnen. Nachdem sie auf diese Weise mehrere Rocas hergestellt und günstig verkauft hatten, faßten sie den Entschluß, endlich für sich selbst einen bleibenden Wohnsitz zu gründen und legten eine große Fazenda, Suruby genannt, an. Treu wie immer standen ihnen die Indianer bei. Sie bildeten mit ihnen sozusagen nur eine Familie und zeigten gegen die beiden Brüder eine rührende Verehrung. Den einen nannten sie ‚meu pay' (mein Vater), den anderen ‚meu padrinho' (mein Pate)." Da kam 1848 ein Kapuziner zu ihnen, Fray Bernardino, derselbe schändete zwei Töchter einer Indianerin, floh und denunzierte die Brüder Pego wegen angeblicher revolutionärer Umtriebe: sie hetzten die Indianer auf. Die Brüder Pego wurden verhaftet und die Fazenda vom Pfaffen unter dem Vorwand, er müsse die Indianer bekehren, in Besitz genommen. Die Indianer verjagten ihn, als aber ihre Beschützer nicht zurückkamen, zogen sie sich in die Wälder zurück. Der Kapuziner nahm von der Fazenda neuerdings Besitz, gründete mit einer Anzahl Dirnen daselbst ein „Nonnenkloster" und führte mit ihnen ein wüstes Leben, bis die Fazenda verfiel[1]).

Soviel über die Kulturfähigkeit der Wilden. Leider hat man nur in den wenigsten Fällen und niemals ausdauernd dieselbe zu heben gesucht. Landdiebstahl und, im günstigsten Falle, Vertreibung, im ungünstigeren Versklavung der Eingeborenen, das bildete den Kern der Kolonialpolitik. Wie scheußlich man gegen die ursprünglichen Eigentümer des Bodens vorging, dafür liefert die Geschichte jeder Kolonie nur zu zahlreiche Belege. Wir wollen uns auf Brasilien und Neukaledonien beschränken,

1) Tschudi, Reisen, II., S. 221; III., S. 50.

deren Eingeborene, wie wir gesehen, bei richtiger Behandlung sich sehr wohl kulturfähig gezeigt haben[1]).

Aus Brasilien berichtet Tschudi:

„Das Verhältnis zwischen den erobernden Portugiesen und den Indianern war seit dem 16. Jahrhundert im allgemeinen ein getrübtes. Bekanntlich trachteten die Ansiedler so viel als nur möglich, die Eingeborenen für die Feldbestellung und für den Bergbau zu benutzen. Diese fanden aber im ganzen wenig Freude an solchen, ihren natürlichen Neigungen mehr oder weniger widerstrebenden Verrichtungen, und wollten ebensowenig in ein Dienstverhältnis zu den Eindringlingen treten. Die gebieterische Notwendigkeit, Arbeitskräfte zu besitzen, führte die Portugiesen allmählich dahin, sich der Indianer mit Gewalt zu bemächtigen und sie zu unentgeltlichen Dienstleistungen zu zwingen. Binnen kurzem bildete sich eine Indianersklaverei und ein schwunghafter Menschenhandel aus. Banden kühner Abenteurer zogen nach den Urwäldern auf Menschenjagd und

---

1) Weitere Belege findet man in dem Artikel: „Kolonisation und Auswanderung", Neue Zeit, I. Bd. (1883) — Höchst bezeichnend für das Verhältnis zwischen Kolonisation und „Erziehung der Wilden" ist folgender Passus eines kolonialfreundlichen Buches, das uns zuging, nachdem vorliegender Artikel bereits in die Druckerei gewandert war, nämlich Jungs „Deutsche Kolonien", Leipzig 1884. Es wird daselbst auf Seite 30 der Herrnhuter Kolonie Schekomeko (im Staate New York) gedacht, in welcher die Herrnhuter (um das Jahr 1740) es mit dem besten Erfolge versuchten, die Indianer wirklich mit den Errungenschaften unserer Kultur vertraut zu machen. Das erregte den Neid der umwohnenden englischen Ansiedler, „denn es lag ja keineswegs in deren Interesse, die ursprünglichen Besitzer des Landes durch verständnisvolle Behandlung zu einer höheren Kulturstufe zu erheben; dadurch hätte man ihnen eine Berechtigung zu weiterer Existenz auf dem Grund und Boden gegeben, welchen man selber begehrte. Von diesem Gesichtspunkte aus sah man es nicht ungern, daß der Indianer sich von der importierten englischen Halbzivilisation nur die Schattenseiten aneignete, daß Trunk und andere Körper und Geist zerstörende Laster schnell unter der einheimischen Bevölkerung aufräumten. Die Herrnhuter, welche diesem Vernichtungsprozeß ein Ende zu machen drohten, mußten daher als gefährliche Opponenten gelten . . . . Sie saßen mitten unter den jährlich nach mehr Raum verlangenden Kolonisten, denen das Land der Indianer nicht zufallen konnte, wenn diese zur eigenen Bebauung desselben befähigt wurden. Gelang dieser Versuch hier, so konnte er bei anderen, gleich wilden Stämmen wiederholt werden, und der Indianer wich nicht, er blieb vielmehr im Besitz seiner in Aecker umgewandelten Jagdgründe, und den englischen Kolonisten wurde ein wertvolles Eigentum (!) entzogen, die Kolonisation selber beschränkt". Daher wurden die Herrnhuter samt ihren indianischen Freunden vertrieben von denselben frommen Puritanern, welche hohe Preise auf die Kopfhäute von indianischen Männern, Weibern und Kindern aussetzten — und auf diese Weise die „Wilden zur Zivilisation erzogen".

verkauften nach der Rückkehr ihre Beute an Großgrundbesitzer, in denen sie stets willige Abnehmer fanden. Königliche Verordnungen autorisierten gewissermaßen dieses empörende Verfahren und nur an den Mitgliedern der Gesellschaft Jesu fanden die hartbedrängten Urbewohner Verteidiger und Beschützer. Durch massenhafte Einfuhr von Sklaven von der afrikanischen Küste, verbunden mit einer etwas humaneren Gesetzgebung, verminderte sich, besonders im 18. Jahrhundert, die Indianersklaverei, dagegen aber entwickelte sich an vielen Grenzpunkten der Zivilisation ein förmlicher Vernichtungskrieg zwischen Portugiesen und Indianern. Ueberlegenheit der Angriffs- und Verteidigungswaffen sicherte den ersteren den Erfolg. Die Indianer mit ihren nackten Leibern und den meistens unvergifteten Pfeilen konnten verhältnismäßig sehr wenig gegen die portugiesischen Soldaten ausrichten, deren Körper durch Ringkoller oder dick mit Baumwolle gepanzerte Wämser und ähnliche Helme geschützt waren, und deren weite, mit gehacktem Blei geladene Trabucos oft schreckliche Verwüstungen anrichteten.

„Wilde Bluthunde, die ausschließlich auf Indianerfährten abgerichtet waren, halfen den nicht weniger blutdürstigen Menschenjägern die feindlichen Lager ausfindig zu machen. Die Offiziere wetteiferten, wer die besten Indianerhunde besitze und ein gewisser Leutnant (Alferes) Antonio Pereira ließ die seinigen Indianerfleisch genießen, um sie stets bei guter Nase zu erhalten. Als durch die Einführung der weit arbeitstüchtigeren Neger die Indianer fast ganz entwertet wurden, da handelte es sich bei solchen Expeditionen nicht mehr darum, Menschen zu fangen, sondern nur eine möglichst große Zahl zu morden. Um diesen Zweck, die Vernichtung der Indianer, in ausgedehntem Maßstabe zu erreichen, griffen die Portugiesen zu den niederträchtigsten Mitteln. Sie legten Kleider von Personen, die an Blattern oder Scharlach verstorben waren, in der Absicht in die Wälder, daß Indianer sich diese aneignen und infolgedessen Epidemien unter ihnen ausbrechen und gräßliche Verheerungen anrichten sollten. Dieses teuflische Experiment ist ihnen auch oft nach Wunsch gelungen. Niemals haben sich die Spanier, die im Süden und an der Westküste Südamerikas ebenfalls in feindlichen Beziehungen mit den Waldindianern gestanden haben, so feiger, schändlicher und ehrloser Mittel zur Vernichtung ihrer Feinde bedient, wie die Portugiesen und ihre brasilianischen Abkömmlinge. Keine (?) der gebildeten Nationen Europas hat sich so erniedrigt, ihren Namen und ihre Ehre so geschändet, wie diese. Nur des berühmten französischen Marschalls (Pélissier) Höhlenräucherung in Algier kann als Pendant (Gegenstück) jener Scheußlichkeiten dienen.

„Trotz der schönen, aber leider so mangelhaft ausgeführten Konstitution Brasiliens hat der Vernichtungskrieg gegen die Indianer der Provinz Minos bis auf die neueste Zeit noch fortgedauert. Heute noch leben dort Individuen, denen eine Indianerjagd der höchste Genuß ist, und die noch sorgfältig Schweiß- und Spürhunde zu diesem Zwecke pflegen. Nur eine kurze Spanne Zeit ist verflossen, seit ein kaiserlich brasilianischer Militärkommandant als Repressalien für einen von den Indianern begangenen Mord eine Indianeraldea überfiel und als Siegestrophäe dreihundert Ohren von grausam abgeschlachteten Indianern in den Flecken St. Matheus, südlich vom Mucury, brachte! Selbst der kaiserliche Kommissar, José Candido Gomes, der wie schon erwähnt, im Jahre 1861 die Mucurykolonien behufs der Uebernahme derselben seitens der Regierung besuchte, neigt sich in seinem Berichte mehr zu den Vertilgungsmitteln hin, als auf rein menschliche Weise die Indianer der Zivilisation untertan zu machen. Es ist nicht auffallend, denn je geistig beschränkter ein Mann ist, desto mehr hofft er von der brutalen Gewalt statt von Anwendung geistiger Uebermacht.

„Ottoni führt in seiner interessanten Abhandlung einige Beispiele an, wie der Vernichtungskrieg gegen die Indianer auch in neuerer Zeit geführt wurde. Der Schauplatz dieser elenden Taten war das Quellgebiet des Mucury und ein Teil von dem des Icquitinhonda. Die Hauptleiter der Mörderexpeditionen waren zwei indianische Soldaten, Cro und Crahy, denen sich als dritter würdiger Genosse ein gewisser Lidoro zugesellte. Sie handelten aber nur auf höheren Militärbefehl. „Eine Aldea umbringen" (matar uma aldea) war ihr Losungswort, der Zauber, der sie für ihr Henkerhandwerk fanatisierte. Mit Hilfe kaiserlich brasilianischer Soldaten und „Liebhaber" (oft den besten Ständen angehörig) umringten sie während der Nacht die dem Untergang geweihte Aldea und stürmten sie mit den ersten Tagesgrauen, so daß die aufgehende Sonne nur noch blutrauchende, gräßlich verstümmelte Leichen beschien. Die arglosen Indianer hatten gewöhnlich keine Idee von dem ihnen drohenden Verhängnis; sie wurden meistens in tiefem Schlafe überrascht. Die Soldaten bemächtigten sich immer zuerst der in einer Ecke zusammengestellten Bogen und Pfeile; um so weniger gefährdet, die wehrlosen Indianer abzuschlachten. Nur die Kinder (Kurucas) wurden verschont, sie waren die Kriegsbeute! Ein solches Kuruca wurde in der Regel für hundert Milreis verkauft. Selbst in neuester Zeit war der Gewinn, der aus dem Verkauf der erbeuteten Kinder gezogen wurde, das einzige Motiv, um eine Aldea umzubringen. Und dieses geschieht im konstitu-

tionellen Brasilien gegen die ursprünglichen Bewohner des Landes[1])!"

Eine ebenso erbauliche Wirtschaft herrscht auf Neu-Kaledonien. „Das Verhältnis der Eingeborenen zu der Kolonialregierung ist ein äußerst gedrücktes; es ist die Politik der letzteren, das Volk mit Gewalt zu unterjochen und durch Furcht zum Gehorsam zu zwingen. Blutige Beispiele sind zu wiederholten Malen statuiert worden und noch immer wird das geringste Vergehen mit möglichst harter Bestrafung gerügt. Ungehorsam gilt als eines der größten Verbrechen, und folgendes Beispiel, leider lange noch nicht das einzige, wird einen Begriff von den furchtbaren Gewaltmaßregeln, die man zur Strafe verwendet, geben. Eine bestimmte Anzahl Leute muß von verschiedenen Stämmen dem Gouvernement, um bei öffentlichen Bauten zu dienen, ausgeliefert werden. Ein jeder von ihnen erhält außer Beköstigung, welche nur in Reis besteht, zehn Francs Lohn für den Monat. Nach Ablauf des Monats ist ihnen gestattet, in ihre Dörfer zurückzukehren, allein zuvor muß jeder einen Stellvertreter auf dem Platze haben. Es ist nun vorgekommen, daß Eingeborene fortgegangen waren, ohne dieser Bestimmung Rechnung getragen zu haben. In diesem Falle wird dem Häuptling der Befehl erteilt, den Ersatzmann sofort zu stellen; geschieht dies nicht spätestens in einigen Tagen, so wird eine Abteilung Militär zu ihm gesandt, um ihm klar zu machen, wie Franzosen den Ungehorsam zu bestrafen pflegen: die Soldaten greifen das Dorf an, schießen an menschlichen Wesen nieder, was sich ihnen zeigt, verfolgen die Eingeborenen, hauen ihre Kokospalmen und Fruchtbäume um, verwüsten ihre Anpflanzungen, zerstören ihre Hütten und legen an alles Feuer, die vollkommenste Verheerung hinter sich zurücklassend . . . Ich kann es nicht begreifen, wie einsichtsvolle gebildete Franzosen einen solchen Despotismus noch billigen und verteidigen können, wie ich öfters Gelegenheit hatte, mich persönlich in Neu-Kaledonien zu überzeugen. In jüngster Zeit noch schreibt ein französischer Schriftsteller (wer?): „Auch ist es von einem gewissen Gesichtspunkte aus, so sonderbar es auch klingen mag, ein Glück, daß die Eingeborenen mitunter dumme Streiche machen, da das Land, welches man infolgedessen konfiszieren kann, dazu dient, den allgemeinen Reichtum zu vermehren und den Kolonisten zu dienen; ohne dieselben wäre man gezwungen, mit mehr Brutalität — und sagen wir es heraus — mit mehr Offenheit vorzugehen, indem man die Eingeborenen in die Lage zurückwürfe, wie es die Engländer in Australien und auf Van Diemensland getan haben[2])."

---

[1]) Tschudi, Reisen, II., S. 261 ff.

[2]) Globus, Bd. 44, Nr. 9.

Wer glauben sollte, daß nur Romanen solcher Scheußlichkeiten fähig seien, der lese nach, wie Zöller noch im Jahre 1880 in Cooktown (Queensland) von einem englischen Polizeioffizier zu einer Jagd auf Schwarze, die man zum Zeitvertreib veranstalten wollte, eingeladen wurde[1]); wie die Brunnen in den Wüsten Utahs, welche von Rothäuten besucht zu werden pflegten, von Nordamerikanern mit Strychnin vergiftet wurden[2]); wie in Tasmanien englische Ansiedler die Eingeborenen niederschossen, wenn es an besserem Futter für ihre Hunde fehlte[3]); wie in Australien empfindsame Engländerinnen zu Hungerszeiten Arsenik unter das Mehl mischten, mit dem sie die bettelnden Eingeborenen beschenkten, um diese Rasse vom Erdboden zu vertilgen[4]).

Ist es ein Wunder, wenn bei solcher „Erziehung zur Kultur" die Wilden grausam, heimtückisch und verräterisch wurden? Und mußte nicht auch ihr Stolz und ihre Kraft dadurch gebrochen werden? Der Europäer naht sich ihnen mit allen Errungenschaften der Zivilisation, nicht um sie an ihnen teilnehmen zu lassen, sondern um sie mit Hilfe derselben zu vernichten. Die Macht der Kultur zeigt sich den Wilden nur zu ihrem Verderben. Können sie diese Kultur lieben? Jeder Schritt des Europäers in die Wildnis bedeutet eine Einschränkung ihres Nahrungsspielraums. Immer mehr engt sich derselbe ein, immer kleiner wird das Land, das ihnen zur Verfügung steht, und immer ärmer an Wild. Von allen Seiten dringt die übermächtige Zivilisation auf den Naturmenschen ein. Hier kommt der europäische Bauer, um zu pflügen, wo der Wilde jagte; dort naht der europäische Kapitalist, ihn zur Plantagenarbeit auf dem Grund und Boden zu pressen, der ihm selbst genommen worden. Und wo die zwei nicht hinkommen, wo bisher der Naturmensch sich noch sicher fühlte, da dringt die blasierte „goldene Jugend" Europas hin, um ihre abgestumpften Nerven im massenhaften Schlachten wehrloser Tiere wieder aufzuregen. Die Elefanten- und Büffeljagd ist der modernste Sport unserer Aristokratie, die in zwecklosem Blutvergießen rein nur zum Zeitvertreib, in einem Tage die Nahrungsmittel Hunderter von Familien der Wilden vernichtet. Namentlich die Engländer sind groß in dergleichen Heldentaten. Doch ist deren Wirkung verschwindend im Vergleich zu der weniger geräuschvollen aber um so umfassenderen Einengung des Nahrungsspielraums durch die weißen Kolonisten. Der langsame Hungertod ist es, dem die Naturvölker durch unsere Art und Weise zu kolonisieren entgegengetrieben werden; dieser

---

1) Zöller, Rund um die Erde, S. 280.

2) Burton, The city of the Saints, London 1862, S. 576.

3) Bonwick, The last of the Tasmanians, London 1870, S. 58.

4) Eyre, Central Australia, London 1875, II., S. 175.

Hungertod und das Bewußtsein von dessen Unabwendbarkeit, von der Unmöglichkeit, der übermächtigen europäischen Kultur zu widerstehen, das sind vor allem die Ursachen, warum die Wilden fast durchweg anders sind, als wir sie oben geschildert. Unsere Schilderung galt dem urwüchsigen Naturmenschen, der im Vollbesitze seiner Kraft ungebrochen dasteht: mit Recht wird man bald sagen können, daß es keine solchen mehr gebe. Ueberall erliegt der Wilde der allseitig auf ihn eindringenden Kultur, überall ist er gezwungen, sich in unfruchtbare Einöden zurückzuziehen, welche die Habsucht nicht reizen, um dort langsam zu verhungern. Dieser Wilde ist es, der aus Hunger und Elend sich viehisch mit Branntwein berauscht; dieser Wilde ist es, der als kriechender, demütiger, stupider, in jeder Beziehung verlumpter Bettler dem Touristen begegnet und diesem Anlaß gibt, sich glücklich zu preisen, daß die Kultur den Europäer aus diesem „Urzustande“ emporgehoben habe. Aber diesen Wilden als Prototyp des Naturmenschen zu nehmen, ist ebenso vernünftig, als wollte man einen der leider nur zu zahlreichen verkommenen Vagabunden Europas als Typus des Europäers aufstellen.

Dem heruntergekommenen Wilden sind freilich die sozialen Triebe fast ganz abhanden gekommen, aber sehr mit Unrecht schließt die Spencersche Schule daraus, diese Triebe seien ein Produkt der Kultur, der wachsenden Intelligenz. So wie bei den sozialen Tieren sind auch beim Menschen die sozialen Triebe mechanisch gezüchtet worden, ohne das Eingreifen einer Idee. Die Kulturentwicklung hat bis jetzt nicht nur nichts getan, die sozialen Triebe zu fördern, *ihre ganze bisherige Tätigkeit bestand vielmehr darin, sie zu zersetzen.*

Wir haben schon oben erwähnt, daß die sozialen Triebe sich nur innerhalb des Stammes äußerten; zwischen den einzelnen Stämmen herrschte dagegen vielfacher Kriegszustand, besonders in Hungerszeiten, wenn ein Stamm, von der Not getrieben, das Gebiet eines anderen verletzte. Im urwüchsigen Zustande bestand keine Möglichkeit, den bei solchen Kriegszügen Gefangenen zu schonen, er war ein unnützer Esser, er mußte sterben. Aber mit der steigenden technischen Geschicklichkeit kam ein Zeitpunkt, von dem an der Gefangene nicht bloß ein *Esser* war, sondern als *Arbeiter* benutzt werden konnte. Von dem Zeitpunkte an wurde er daher geschont und zur Arbeit für den Sieger gezwungen. Die Frauen, welche nicht kämpften und die Wut des Siegers nicht reizten, waren es, welche zuerst als Gefangene lebengelassen und Eigentum des siegreichen Stammes wurden. *Die Frau war die erste Sklavin, das erste Lasttier.* Aber, wie nachgewiesen, sie war es nicht von Anfang an. Erst seitdem sich die Gewohnheit bei vielen Stämmen eingebürgert hat, sich die Frauen von fremden Stämmen zu rauben, seit dem Aufkommen der Raubehe datiert jene gedrückte

Stellung der Frau, welche man als eine ursprüngliche betrachtet. Durch die Raubehe wird die Wirksamkeit der sozialen Triebe auf die Männer beschränkt, die Frauen sind seitdem außerhalb des Kreises derselben.

Eine weitere Einschränkung der Wirksamkeit der sozialen Triebe erfolgte, als es Sitte wurde, auch kriegsgefangene Männer leben zu lassen und zur Zwangsarbeit zu benutzen. Die Sklaverei und Hörigkeit entwickelte sich, und für den Sklaven und Hörigen galten die sozialen Triebe nicht mehr. So hat sich im Laufe der Kulturentwicklung das feste Gefüge des Stammes immer mehr und mehr gelockert, die innere Harmonie desselben verschwand, um dem Interessenkampfe Platz zu machen. Die Gegensätze zwischen Mann und Weib, zwischen Herren und Knechten, zwischen Produzenten und Konsumenten usw. erstanden, um schließlich zum Ideale des modernen Individualismus, zum Kampfe aller gegen alle zu führen.

Aber auf seinem Höhepunkt schlägt der Individualismus in sein Gegenteil um. Durch die Hunderte von Jahrtausenden lang währende kommunistische Form des Kampfes ums Dasein der urwüchsigen Menschenstämme sind die sozialen Triebe dem Menschen so tief eingeprägt, daß die verhältnismäßig kurze historische Entwicklung anderer Produktionsformen sie nicht vollständig zu ertöten vermocht hat. Namentlich in der durch die moderne Form des Kampfes ums Dasein noch nicht korrumpierten Jugend äußern sie sich oft noch in unverminderter Stärke. Die Begeisterung für alles Schöne, Wahre und Gute, der (Gemüts- nicht philosophische) Idealismus, das Gerechtigkeitsgefühl, alles das sind nicht Errungenschaften unserer Kultur, sondern moderne Aeußerungen der von unseren Vorfahren ererbten sozialen Triebe. Wohl ist unsere ganze Erziehung, namentlich aber der wirtschaftliche Kampf aller gegen alle geeignet, dieselben zu schwächen, gar manchem, bei dem sie in der Jugend sich stark geäußert, gehen sie durch diesen Kampf verloren und der „Erfahrene" blickt dann mit Hohn zurück auf seine „Jugendtorheiten". Aber es bedarf nur eines geringen Anstoßes, um die schlummernden sozialen Triebe wieder zu wecken. Und dieser Anstoß wird durch unsere soziale und technische Entwicklung gegeben.

Die Stärke der modernen Interessenkämpfe drängt die Menschen wieder, sich zu vereinigen und das Individuum dem gemeinsamen Interesse unterzuordnen. Wie stark dadurch die sozialen Triebe wieder geweckt werden, davon geben uns ein erhebendes Bild die Gewerkschaften. Solidarität und Opfermut, Sympathie und Freigebigkeit zeigen sich in Friedenszeiten beim modernen Menschen selten in so hohem Grade, als z. B. während eines Streiks.

Andererseits geht aber auch das Streben der immer mehr zur Alleinherrschaft sich durchringenden Großproduktion ebenfalls dahin, das Individuum der Gemeinsamkeit unterzuordnen und auch auf diese Weise die sozialen Triebe zu stärken.

So gehen wir denn einer Zeit entgegen, in welcher die sozialen Triebe wieder ungehindert sich werden entfalten können und die Produktionsweise sie fördert. Damit aber wird ein Zustand von Leidlosigkeit, ja von Glück angebahnt, wie er ungetrübter und allgemeiner verbreitet noch nicht bestanden.

Wir haben in unserer obigen Schilderung nur die Lichtseiten des Lebens des Naturmenschen gegeben. Dasselbe hat aber auch seine Schattenseiten. Das sind namentlich einerseits die Beschränkung der sozialen Triebe auf den Stamm, der ewige Kriegszustand der Stämme untereinander, andererseits der Hunger, welcher den Wilden so oft droht, die, bar aller höheren Werkzeuge, Sklaven der Natur sind, schwelgend, wenn diese reichlich bietet, darbend, wenn sie mit ihren Gaben zurückhält. Diese Schattenseiten bestehen für die kommenden Aeußerungen der sozialen Triebe nicht mehr. Die Kulturentwicklung, obwohl sie diese Triebe schwächte und zersetzte, strebte doch andererseits dahin, ihre Wirksamkeit auf immer größere soziale Einheiten auszudehnen. An Stelle des Stammesbewußtseins ist heute das nationale Bewußtsein getreten und dies beginnt bereits in mancher Beziehung internationalen Anschauungen Platz zu machen. Andererseits sind unsere technischen Hilfsmittel solche, daß Nahrungssorgen die moderne Gesellschaft als Ganzes nicht mehr anzuwandeln brauchen. Sie ist nicht Dienerin, sondern Herrin der Natur, sie läßt diese für sich arbeiten, sie gebietet ihr, und gehorsam leistet dieselbe, was man von ihr verlangt.

Die Wirksamkeit der sozialen Triebe, wie sie sich in der Zukunft, der eben angedeuteten Entwicklung zufolge, äußern werden, wird daher nicht, wie im Naturzustande, gestört werden durch Krieg und Hungersnot.

Die Schriftsteller des griechischen und römischen Altertums suchten das goldene Zeitalter in der Vergangenheit. Und in der Tat, wir haben gesehen, wie liebenswürdig und anmutend, wie selbstbewußt und achtunggebietend der Naturmensch ist, welches Glück und welche Harmonie innerhalb des urwüchsigen Stammes herrscht. Dies anziehende Bild der Vergangenheit ist aber für uns nur der Spiegel einer besseren Zukunft. Wir studieren die Vergangenheit, nicht um mit Rousseau für die Wiederkehr zum Naturzustande zu schwärmen, sondern um aus ihr die Ueberzeugung zu gewinnen, daß unsere Bestrebungen keine Utopien, sondern ebensosehr im Wesen des Menschen wie im Gange der historischen Entwicklung begründet sind.

Drittes Buch

Die menschliche Gesellschaft

Erster Abschnitt.

Die Rasse.

Erstes Kapitel.

Die Urheimat des Menschen.

Die Gesetze der Anpassung an veränderte Verhältnisse gelten für jeden Organismus, also auch für den höchststehenden auf der Erde, den menschlichen. Selbst der Kulturmensch unterliegt ihnen. Auch auf ihn wie auf das Tier wirkt die passive wie die aktive Anpassung, die die Tätigkeit der angeborenen Organe neuen Bedingungen anpaßt, und dadurch die Organe verändert, die aber nicht mit Bewußtsein direkt neue, besser geeignete Organe zu schaffen sucht.

Von den letzteren werden wir erst später handeln. Zunächst müssen wir die Wirkungen der natürlichen Anpassung bei den Menschen untersuchen.

Ist eine Art von Organismen über mehrere Gebiete verschiedener Beschaffenheit verbreitet, so wird die Art auf jedem dieser Gebiete Besonderheiten aufweisen, die nicht individuelle Variationen sind, sondern die bei allen Individuen der Art in der betreffenden Gegend gefunden und von ihnen auf ihre Nachkommen vererbt werden. Es sind Besonderheiten, die durch die Eigenart der Lebensbedingungen in jener Gegend hervorgerufen werden. Wenn diese besonderen Bedingungen lange und so intensiv auf den Organismus einwirken, daß sie nicht bloß die Körperzellen, sondern auch die Keimzellen abändern, dann wird die Eigenart erblich und die Gesamtheit der Individuen, die die Eigenart vererben, bildet eine eigene Rasse innerhalb der Art. Sie kann auch eine eigene neue Art bilden, wenn die Abänderungen sehr weit gehen. Eine genaue Grenze zwischen Rasse und Art ist wohl kaum festzustellen.

Natürlich finden wir in der Natur nur Individuen. Die Zusammenfassung übereinstimmender Individuen in Rassen, Arten, Ordnungen usw. geschieht durch den Menschen. Er grenzt die einzelnen Rassen, Arten usw. voneinander nach seinem Ermessen ab. Von den Merkmalen, die er als bestimmend für den Begriff der Rasse oder Art ansieht, wird es abhängen, ob er in einem gegebenen Fall eine eigene Rasse oder Art konstatiert und wo er deren Grenzen zieht. Aber sind diese Merkmale auch von Menschen aufgestellt, so darf man sie doch nicht als willkürliche Pro-

dukte des menschlichen Gehirns betrachten. Sie werden der Beobachtung der Außenwelt entnommen, können mit den Ergebnissen dieser Beobachtung wechseln.

Die Menschheit wird allgemein als eine einzige Art betrachtet, die in eine Reihe von Rassen zerfällt. Daß es verschiedene Menschenrassen gibt, lehrt schon der flüchtigste Augenschein. Es genügt, etwa einen Weißen und einen Neger einander gegenüberzustellen.

Wie sind aber die Rassenverschiedenheiten beim Menschen entstanden? Darüber sind nur Vermutungen möglich, solange wir die tierischen Ahnen des Menschengeschlechts nicht kennen. Indes vermögen wir doch verschiedene Annahmen schon als unmöglich oder doch unwahrscheinlich zu verwerfen.

Ganz unmöglich ist die Annahme, die Menschheit sei aus einem einzigen Paare hervorgegangen. Das durfte man meinen, solange man glaubte, die einzelnen Arten, also auch der Mensch, seien die Ergebnisse eines Schöpfungswerkes. Es ist dagegen undenkbar, daß sich eine neue Art aus einer alten durch bloße Variation eines Individuums entwickelt habe, oder vielmehr zweier Individuen, die beide in gleicher Weise variieren, sich finden und paaren, und deren Nachkommen dann in strengster Inzucht bleiben und jede Paarung mit nicht in gleicher Weise variierenden Exemplaren derselben Art ablehnen.

Den Gegenpol dieser Behauptung bildet jene, das Menschengeschlecht entstamme nicht aus einer einzigen tierischen Art, dem noch unbekannten Affenmenschen, sondern die verschiedenen Menschenrassen seien verschiedenen Affenarten entsprungen.

Luschan sagt darüber:

„Ich persönlich glaube an die absolute Einheit des menschlichen Geschlechts und sehe keine zwingende Veranlassung, uns heutige Menschen und unsere paläolithischen[1]) Vorfahren in verschiedene Spezies zu teilen." (Völker, Rassen, Sprachen, Berlin 1922, S. 6.)

An anderer Stelle seines Buches sagt er darüber:

„Es gibt einzelne Autoren, die den großen Neger mit dem Gorilla, den Urwaldpygmänen mit dem Schimpansen, den Chinesen mit dem Orang und den Japaner sogar mit dem Gibbon zusammenbringen wollen, aber ich glaube nicht, daß sie außerhalb ihres engeren Kreises von irgend jemanden ernst genommen werden. Persönlich glaube ich unbedingt an die absolute Einheit des Menschengeschlechts, aber ich kann mich auch in den Standpunkt der Polygenisten[2]) durchaus hineindenken: Sie nehmen mehrere bisher unbekannte Ahnen des Menschen an, während wir Monogenisten uns mit einem einzigen Urahn begnügen. Das ergibt vielleicht theoretisch eine weite Kluft, aber sie ist praktisch belanglos, denn auch

[1]) Die paläolithische Zeit ist die ältere Steinzeit. K.

[2]) Polygenisten nennt man die Vertreter der Ansicht, die verschiedenen Menschenrassen entstammten verschiedenen Arten von Affen. Die Monogenisten nehmen nur eine einzige Art von Vorahnen an. K.

die Polygenisten müssen zugestehen, daß die verschiedenen von ihnen angenommenen Ahnen des Menschen letzten Endes doch wieder auf einen gemeinsamen Stammvater zurückgehen; für uns ist dieser Stammvater allerdings schon ein richtiger Mensch, für die Polygenisten aber erst der Vorläufer des Menschen — ein Unterschied, der nur in der Theorie bedeutend erscheint, für die wissenschaftliche Betrachtung aber gänzlich belanglos ist, schon weil ja . . . . . es immer nur Sache müßiger Spekulation bleiben dürfte, was eigentlich den ersten Menschen von seinem noch tierähnlichen Vorfahren scheidet." (S. 185.)

Der letztere Satz scheint mir bedenklich. Man sollte bei keinem bestimmten Problem ein Ignorabimus aussagen. Wie können wir voraussehen, welche Tatsachen und welche Methoden künftiger Forschung zur Verfügung stehen werden! Wir werden sicher nie dahin kommen, mit unserem endlichen Erkenntnisvermögen das Unendliche auszuschöpfen, alle Probleme zu lösen, die die Welt uns bietet. Aber es ist sehr voreilig, von irgendeinem bestimmten Problem zu sagen, es sei für immer unlösbar. Man kann höchstens sagen, es sei unlösbar auf Grund der uns bisher bekannten Tatsachen und Methoden.

Aber sicher ist jedenfalls, daß wir heute den Urahnen des Menschen noch nicht kennen und die verschiedensten Vermutungen über ihn hegen dürfen. Doch dürfen wir annehmen, daß unter den heute lebenden Tieren die Menschenaffen diejenigen sind, die unseren äffischen Vorfahren am nächsten stehen.

Nicht minder groß ist unsere Ungewißheit über die Gegend, in der wir die Vorfahren des Menschen, die Affenmenschen, zu suchen haben. Da wir annehmen, daß sie den Menschenaffen sehr nahestanden, liegt es nahe, anzunehmen, daß sie, sowie diese, in den Tropen zu Hause waren, und zwar sicher in der alten Welt. In Amerika hat es Menschenaffen nie gegeben. Die amerikanischen Affen haben alle platte Nasen, deren Nasenlöcher nach außen, nicht nach unten stehen, die Affen der alten Welt dagegen haben eine schmale Nasenscheidewand, ihre Nasenlöcher stehen nach unten, wie beim Menschen.

Die meisten Forscher verlegen denn auch die Urheimat des Menschen in ein tropisches Land, so Darwin, A. R. Wallace, Häckel. Im Gegensatz zu ihnen glaubt Moriz Wagner, daß die Wiege des Menschengeschlechts im nördlichen Europa oder Asien zu suchen sei, eine Anschauung, die auf große Schwierigkeiten stößt und auch nicht viele Anhänger gefunden hat.

Eine Mittellinie nimmt Luschan an. Er meint:

„Man wird sich vorstellen dürfen, daß die ersten Menschen sich irgendwo auf einer Linie Gibraltar-Neuholland entwickelt und ausgebreitet haben . . . . . Näher die Urheimat des Menschen zu lokalisieren, ist zurzeit nicht angängig: daß seine ältesten Reste bisher vorwiegend in Westeuropa gefunden wurden, hängt vermutlich nur mit geologischen Verhältnissen, teilweise auch mit der dort dichteren Bevölkerung und der

intensiveren Bearbeitung des Bodens zusammen." (Völker, Rassen, Sprachen, S. 11.)

Sosehr Häckel und Moriz Wagner sich in diesem Punkte unterscheiden, in einem stimmen sie überein: sie nehmen an, daß eine tiefgehende Wandlung der Erdoberfläche die Affenmenschen zwang, ihre Urheimat zu verlassen und sie veranlaßte, unter neuen Bedingungen zu leben. Vielleicht wurden sie dadurch erst veranlaßt, sich statt auf den Bäumen auf dem Erdboden fortzubewegen, aufrecht zu gehen, ihre Hand und ihr Sprachvermögen zu entwickeln, im Bunde damit ihre geistigen Fähigkeiten zu entfalten, und sich so dem Zustande zu nähern, den wir heute als menschlichen bezeichnen.

Bereits 1867, ein Jahr vor dem Erscheinen von Häckels „Natürlicher Schöpfungsgeschichte" und vier Jahre vor Darwins „Abstammung des Menschen" schrieb der durchaus nicht auf Darwin eingeschworene Ethnologe Oskar Peschel über die wahrscheinliche Urheimat des Menschen, nachdem er gezeigt, daß weder Amerika noch Europa dafür in Betracht kämen:

„Es ist denkbar, daß weder in Südasien, noch in Afrika das erste Auftreten (des Menschen) stattfand, sondern im Indischen Ozean selbst. Dort lag vorzeiten ein großes Festland, dem Madagaskar und vielleicht Stücke von Ostafrika, dem die Malediven und Lakediven, sogar im fernen Osten die Insel Celebes, die eine befremdende Tierwelt mit halbafrikanischen Gesichtszügen besitzt, angehört haben. Dieses Festland, welches dem Indischen Aethiopien des Claudius Ptolomäus entsprechen würde, hat der britische Zoologe Sclater Lemuria genannt, weil es den Verbreitungsbezirk der Halbaffen umschließen würde. Ein solches Festland aber ist deswegen ein anthropologisches Bedürfnis, weil wir dann die niedrig stehenden Bevölkerungen Australiens, Indiens, sowie die Papuanen der hinterindischen Inseln, endlich auch die Neger fast trockenen Fußes in ihre heutigen Wohnstätten einziehen lassen könnten. Klimatisch würde sich ein solcher Weltteil geeignet haben, weil er in die Zone fällt, wo wir jetzt die menschenähnlichen Affen treffen." („Ausland", 1867. Aufgenommen in Peschels „Völkerkunde", 1875, S. 34/35.)

Häckel übernahm diese Hypothese. Wenn Lemurien versank, das die vorangeführten Affenmenschen bewohnten, muß dessen Tierwelt gezwungen worden sein, auszuwandern.

Der Ethnologe Moriz Wagner sah dagegen in der Eiszeit, die das nördliche Europa und Asien unbewohnbar machte, den Grund, der die Affenmenschen jener Gegenden zwang, ihre Wohnsitze aufzugeben und ihre Lebensweise zu ändern.

Neuerdings wird von Abel in Wien die Urheimat des Menschen in die Hochländer Zentralasiens verlegt, von wo die Eiszeit sie vertrieben habe. Auf die Hypothese Sanielevicis haben wir schon im zweiten Buche, ersten Abschnitt, fünftes Kapitel hingewiesen. Er gehört zu denen, die in Europa die Urheimat des Menschen suchen. Auch bei ihm spielen die Eiszeiten eine entscheidende Rolle bei der Bildung des Menschen.

Zweites Kapitel.

Die Wanderungen.

So verschieden diese Hypothesen sind, sie stimmen darin überein, daß jede annimmt, die Urahnen des Menschen wären damals, als jene entscheidende Wandlung ihrer Lebensbedingungen vor sich ging, die sie zu Menschen machte, nicht nur nach einer, sondern nach verschiedenen Richtungen gewandert, deren jede sie in andere Lebensbedingungen versetzte, so daß sie in verschiedener Weise abändern mußten. Wären es verschiedene Affenarten gewesen, von denen die Menschen abstammen, so hätte dieser Prozeß der Auswanderung in verschiedene Gebiete die Differenzen zwischen ihnen noch steigern müssen. Es wäre unmöglich, daß sich daraus schließlich jene Einheit im Menschengeschlecht herausstellte, die wir trotz aller Divergenzen heute feststellen können. So sprechen z. B. wohl die Menschen verschiedener Gegenden sehr verschiedene Sprachen, aber ihre Sprachorgane sind überall die gleichen, man kann jede Sprache erlernen, die von anderen gesprochen wird, und sich so auch mit den fremdartigsten Menschen verständigen.

Wenn die verschiedenen Rassen des Menschen von verschiedenen Affenarten abstammen sollen, müssen diese einander so nahe gestanden haben, daß sie eher als verschiedene Rassen derselben Art, wie als verschiedene Arten zu bezeichnen wären.

Daß die Affenmenschen schon verschiedene Rassen bildeten, ehe die erzwungene Auswanderung aus ihrer Heimat sie auseinandertrieb und verschiedenen Bedingungen aussetzte, ist sehr wohl möglich, ja sogar wahrscheinlich, nach den heutigen Menschenaffen zu urteilen, deren einzelne Arten nicht nur sehr zu individuellen Variationen neigen, sondern auch leicht verschiedene Rassen bilden.

Der Orang-Utan z. B. bewohnt bloß zwei, allerdings sehr große Inseln, Borneo und Sumatra. Trotz dieser Beschränktheit seines Gebietes bildet er sehr verschiedene Formen.

„Unter den dem Menschen nächst verwandten Formen der Tiere, zeigt der Orang auf Borneo allein fünf verschiedene Rassen, die durch Flußtäler oder Gebirgskämme geographisch voneinander getrennt sind." (Eugen Fischer, ‚Rasse und Rassenentstehung beim Menschen', Berlin 1927, S. 8.)

Diese Neigung zur Bildung verschiedener Rassen dürfte auch der Affenmensch besessen haben. Sie wurde sehr begünstigt, als einzelne Gruppen in Lebensbedingungen gerieten, die sehr verschieden waren von denen, die ihn bis dahin umgeben hatten.

Und die Wanderungen zunächst der Affenmenschen und dann der aus ihnen hervorgehenden Menschen nahmen kein Ende.

Wir haben bereits öfters auf den Gleichgewichtszustand hingewiesen, in den bei gleichbleibenden äußeren Verhältnissen die einzelnen Arten der Organismen zueinander stehen. Die Fak-

toren der Vermehrung und der Vernichtung halten sich bei jeder Art das Gleichgewicht, nirgends besteht jene Tendenz zur Uebervölkerung, jener Drang nach ständiger Ausdehnung, nach Erweiterung des Nahrungsspielraumes, nach Auswanderung, der seit Malthus als allgemeines Naturgesetz gilt.

Nur große Umwälzungen in der Oberfläche oder in der Atmosphäre der Erdrinde durchbrechen von Zeit zu Zeit an manchen Stellen oder allenthalben diesen Zustand des Gleichgewichts, rufen Aenderungen der Lebensbedingungen hervor, die manche Arten zum Aussterben bringen, andere zur teilweisen oder vollständigen Auswanderung veranlassen.

Solche Revolutionen können wiederholt nacheinander eingetreten sein. Bei den Eiszeiten steht es fest, daß mehrere einander folgten. Für Bayern sind vier Eiszeiten nachgewiesen. Jede solcher Revolutionen mußte den Menschen immer wieder zu Wanderungen veranlassen und damit seine Spaltung in verschiedene Rassen vermehren.

Das gilt für andere Tierarten ebenso wie für den Menschen. Doch in diesem langen, durch eine oder mehrere Erdrevolutionen bezeichneten Zeitraum gelang es ihm, das tierische Stadium zu überschreiten. Er entwickelte sich unter dem Zwange der Verhältnisse so weit, daß er fähig wurde zu einer neuen Art der Anpassung an geänderte Verhältnisse: die der nicht bloß *aktiven*, sondern auch *bewußten* Anpassung durch zielbewußte und insofern künstliche Schaffung von Dingen und Verhältnissen, die ihm den Kampf ums Dasein unter den neuen Lebensbedingungen erleichterten.

Wir mußten auf diesen Punkt schon öfter hinweisen und müssen es auch hier tun, obwohl wir ihn eingehend erst später zu behandeln haben. Gelegentlich ist diese Vorwegnahme unerläßlich.

Durch seine Erfindungen und Entdeckungen und Schöpfungen betritt der Mensch eine Bahn, auf der er von Zeit zu Zeit seine Lebensbedingungen selbst umwälzt, das jeweilen erreichte Gleichgewicht mit der Umwelt immer wieder stört. Verglichen mit den Zwischenräumen zwischen den einzelnen Erdrevolutionen sind die Zwischenräume zwischen den einzelnen technischen und anderen Fortschritten der Menschheit gefügig. Im Vergleich mit der Natur ist daher die menschliche Gesellschaft in ununterbrochener Wandlung begriffen.

Durch seine technischen Fortschritte ist der Mensch oft in der Lage, die Faktoren der Vernichtung, die ihn bedrohen, zu vermindern oder die seiner Vermehrung zu steigern, so daß er an Zahl zunimmt. Das Gebiet, das er bewohnt, wird ihm zu eng, der Ueberschuß der Bevölkerung dort wird gedrängt, auszuwandern. Der technische Fortschritt bringt aber nicht nur die Notwendigkeit, sondern auch vermehrte Möglichkeiten der Auswanderung. Er

macht dem Menschen das Leben unter Bedingungen möglich, in denen der Affenmensch zugrunde gegangen wäre. Hunderttausende von Jahren müssen verflossen sein, seitdem der aus dem Affenmenschen erstehende Mensch seine Urheimat verließ, bis zu dem Zeitpunkt, in dem die ältesten uns bekannten Menschen auftraten, von denen Spuren auf uns überkommen sind. In diesem gewaltigen Zeitraum dürfte der Mensch sich bereits fast über die ganze Erde verbreitet haben. Sicher finden wir bei Beginn unserer Kulturperiode so ziemlich den ganzen Erdkreis von Menschen bewohnt, soweit er überhaupt für uns bewohnbar ist. Wo immer die Seefahrer und Karawanenreisenden des zivilisierten Westasien und Europa hinkamen, sie fanden stets dort eine eingeborene Bevölkerung vor, die seit langem in dem betreffenden Gebiete hausen mußte, da sie sich seiner Eigenart völlig angepaßt hatte.

Die Wanderungen, die durch Erdrevolutionen hervorgerufen wurden, etwa Eiszeiten oder das Versinken von Kontinenten, mußten ganz anderer Art sein als jene, die aus dem technischen Fortschritt der Menschen hervorgingen.

Bei den letzteren wurden die Menschen allein gezwungen ihre ursprünglichen Wohnsitze zu verlassen. Bei den Wanderungen ersterer Art dagegen wandern sie nicht allein, sondern mit ihnen viele anderen Arten von Organismen des betreffenden Bezirkes, soweit diese fähig sind, ihren Aufenthaltsort zu ändern.

Zahlreiche tierische Genossen des Menschen werden mit ihm vertrieben, gezwungen, sich neuen Verhältnissen anzupassen, oder, soweit sie das nicht können, unterzugehen.

Die Auswanderung der Organismen eines Gebietes in ein anderes braucht aber nicht notwendigerweise zu bedeuten, daß die Einwanderer die eingeborenen Arten des letzteren vernichten und sich an deren Stelle setzen. In den meisten Fällen kann eine Reihe der alten Bewohner erhalten bleiben, denen sich Einwanderer zugesellen. Dadurch werden allerdings die Lebensbedingungen für die einen, wie für die anderen verändert. Viele eingeborene Formen werden sich abändern müssen, sollen sie den durch die Einwanderung gewandelten Verhältnissen gewachsen sein, die ihnen neue Aufgaben stellen und neue Einflüsse auf sie wirken lassen. Bei diesem Anpassungsprozeß werden die ihm nicht gewachsenen eingeborenen Formen ebenso wie manche zugewanderte verschwinden. Das Ergebnis wird aber eine durch neue Formen bereicherte Natur sein, die mannigfaltiger ist, als die frühere im Auswanderungs- wie im Einwanderungsgebiet war.

Und dadurch erst wird eine Höherentwicklung der Organismen erzielt, die ja nichts anderes ist, als eine Zunahme der Mannigfaltigkeit der Formen. Eine Zunahme einerseits verschiedener Arten von Organismen innerhalb eines Gebietes und

andererseits eine Zunahme verschiedener Arten von Organen innerhalb eines Organismus.

Bestünde der Fortgang der Entwicklung einfach darin, daß neu aufkommende oder eindringende Arten von altersher bestehende oder alteingesessene vernichten, so würde das bloß zu einer Veränderung der Arten, nicht zu einer Höherentwicklung des Gesamtmilieus und damit auch einzelner von ihm beeinflußter Arten führen.

Oder wenn sich trotzdem aus irgend welchen anderen Gründen höherentwickelte Arten bilden würden, so müßten alle niedrigeren vor ihnen verschwinden. Das ist aber keineswegs der Fall. Es bestehen heute noch zahlreiche höchst einfache und niedrige Urwesen, etwa Amöben und Bakterien, und sie machen keine Miene auszusterben. Manche einfachere Formen sind ausgestorben, aber durchaus nicht alle. Der Fortschritt besteht nicht darin, daß im Kampf ums Dasein höhere Formen die niedrigeren Formen verdrängen, sondern daß jene zu diesen hinzukommen.

Ohne die niedrigeren könnten die höheren gar nicht leben.

Aehnlich geht es mit dem Fortschritt, auch dem der menschlichen Gesellschaft und des menschlichen Wissens. Er besteht auch hier nicht darin, daß neue Einrichtungen oder neue Erkenntnisse alles bisher Bestandene und Erkannte verdrängen und die Menschheit jedesmal von neuem auf einer höheren Stufe anfängt.

Der Fortschritt besteht vielmehr darin, daß neue Einrichtungen oder Erkenntnisse den alten hinzugefügt werden und so die Mannigfaltigkeit der Gesellschaft oder der Wissenschaft vermehren. Diese Hinzufügung bedeutet allerdings eine vorübergehende Störung des Gleichgewichtes in der Gesellschaft und der Wissenschaft. Bestimmte Einrichtungen oder Anschauungen passen in den neuen Gesamtzusammenhang nicht mehr hinein, sie stören ihn, müssen umgewandelt, ihm angepaßt werden, oder verschwinden. So wie die Höherentwicklung der Tierwelt durch die versteinerten Gerippe oder Schalen zahlreicher ausgestorbener Tierarten bezeichnet wird, so die Entwicklung der Gesellschaft oder des Wissens durch die überlieferten Reste ausgestorbener gesellschaftlicher Einrichtungen oder Anschauungen.

Aber so wie trotzdem fast alle einfacheren Arten von Tieren von den primitivsten an bis heute in zahlreichen Vertretern leben und für den Zusammenhang der Natur, wie er besteht, unentbehrlich sind, so leben auch in der Gesellschaft und im Wissen unserer Tage Formen fort, die der Urzeit, ja unseren tierischen Urahnen entstammen. Diejenigen haben ebenso unrecht, die glauben, daß alles, was besteht, verdient, daß es zugrunde geht, wie jene, die annehmen, daß in der Welt sich überhaupt nichts ändert, jede Revolution bloß ein Schein ist, daß in der Weltgeschichte nur die Schauspieler und die Kostüme gewechselt werden, die Tragödie

oder Komödie hingegen, die sie darstellen sollen, ewig dieselbe bleibt.

In der Geschichte wie in der Natur wird ununterbrochen Neues geschaffen oder vielmehr Altes zu Neuem umgestaltet, in der Natur in geologischen Zeiträumen. Aber das Alte muß dadurch nicht völlig aus dem Wege geräumt werden, sondern es wird vielfach bloß durch das Neue vermehrt. Bei der notwendigen Synthese zwischen dem Alten und Neuen zu einer höheren Einheit muß dann freilich manches ausgeschieden werden, Altes wie Neues, bis sie vereinigt ein harmonisches Gebilde ergeben, das mannigfacher ist und dadurch höher steht, als das vorhergehende.

Dieses Gesetz muß auch für die Wanderungen des Menschen gegolten haben. Aber es muß anders gewirkt haben dort, wo er durch Erdrevolutionen gezwungen wurde, mit der gesamten ihn umgebenden Tierwelt zu wandern, als dort, wo nur sein eigener Fortschritt, etwa Zunahme der Bevölkerung, ihm das Leben in dem Kreise, in dem er geboren war, schwer machte und manche Volksteile zum Wandern zwang.

Im ersteren Falle mußte sich mit dem Menschen die ganze Natur ändern. Im zweiten Falle ist es der Mensch allein, der in neue Verhältnisse gerät und sich unter ihrem Einflusse ändert. Die Natur bleibt die gleiche.

Da aber die Erdoberfläche eine ungemein mannigfaltige ist, so gerät der Mensch durch seine Verbreitung in die verschiedenartigsten Lebensverhältnisse, die seine Lebensweise, seinen Nahrungserwerb usw. auf die mannigfachste Weise beeinflussen.

In den Anfängen der Kultur vermag sich der Mensch gegen Einflüsse der Umwelt nur wenig zu schützen. Er ist ihnen im höchsten Maße ausgesetzt. Dabei zeigt er eine Anpassungsfähigkeit, die erstaunlich ist.

Am erstaunlichsten vielleicht bei den Feuerländern, die vielfach ganz nackt unter einem entsetzlichen Klima leben. Darwin besuchte sie 1832 im dortigen Hochsommer (Ende Dezember).

„Das Klima ist sicher elend. Die Sommersonnenwende war nun vorüber und doch fiel jeden Tag Schnee auf den Bergen und in den Tälern gab es Regen und Hagel. Das Thermometer zeigte meistens ungefähr 45 Grad[1]) fiel aber in der Nacht auf 38 oder 40 Grad."

Kein Sonnenblick, steter Sturm, häufiger Regen.

„An einem Hafen kam eines Tages eine Frau, die ein vor kurzem geborenes Kind stillte, an die Seite des Schiffes und blieb dort aus bloßer Neugierde stehen, während die Schlossen herabfielen und auf ihrer nackten Brust ebenso wie auf der Haut ihres nackten Säuglings tauten." (Darwin, Reise eines Naturforschers um die Welt, Stuttgart 1875, S. 244.)

Die Eingeborenen gehen dort oft ganz nackt, und doch wissen sie sich in dem entsetzlichen Klima zu behaupten.

---

[1]) Fahrenheit, gleich etwa 7 Grad Celsius über Null.

Man darf wohl annehmen, daß, je geringer entwickelt die menschliche Technik, desto größer die Einwirkung des natürlichen Milieus auf den menschlichen Organismus ist.

Um so langsamer aber auch der technische Fortschritt, um so größer die Zwischenräume zwischen den einzelnen Fortschritten, auch zwischen den Wanderungen.

Morgan sagt darüber:

„Die ersten Erfindungen und die ersten sozialen Organisationen waren zweifellos am schwersten zu erringen und waren daher voneinander durch die längsten Zeiträume getrennt . . . . . .“

„Der menschliche Fortschritt von seinen Anfängen bis heute ging nicht ganz genau, aber doch im wesentlichen in einer geometrischen Progression vor sich. Das ist klar angesichts der Tatsachen und konnte theoretisch gar nicht anders sein.“ (Ancient society, New York 1878, S. 37/38. Deutsch erschienen unter dem Titel: Die Urgesellschaft, S. 32.)

Morgan sucht dies durch folgende Zahlen zu illustrieren:

„Wenn wir die Länge des Daseins des Menschen auf der Erde auf hunderttausend Jahre veranschlagen, um die relative Länge jeder gesellschaftlichen Periode herauszufinden — die absoluten Zahlen mögen länger oder kürzer sein — so wird man sofort sehen, daß mindestens 60 000 Jahre für die Periode der Wildheit angesetzt werden müssen. Drei Fünftel des Lebens der höchst entwickelten Teile des Menschengeschlechts wurden im Zustande der Wildheit verbracht.“ (S. 38/39, deutsch S. 32/33.)

Morgan bemerkt gleich selbst, daß er die Dauer des niedrigsten Stadiums der Menschheit eher unter- als überschätzt hat. Das steht heute bereits unzweifelhaft fest.

Erst jüngst hat Hauser für die älteste menschliche Kulturschicht, deren Alter annähernd berechnet werden kann, ein solches von rund 200 000 Jahren angegeben (O. Hauser, der Mensch vor 100 000 Jahren, Leipzig 1917, S. 123). Vorher aber liegen mehrere Hunderttausende von Jahren menschlichen Daseins, für dessen Dauer keine Anhaltspunkte mehr zu finden sind.

Vielfach wird heute auf Grund von allerdings sehr umstrittenen Feuersteinfunden, „Eolithen“, angenommen, daß sich Wesen mit menschlichen Formen und Fähigkeiten schon am Ende der Tertiärzeit vorfinden, vor etwa zwei Millionen Jahren. Ja, manche setzen gar das Alter des Menschengeschlechts auf fünf bis zehn Millionen Jahre an.

Genau festzustellen, wann der Mensch zuerst auftrat, ist schon deshalb, bisher wenigstens, ganz unmöglich, weil wir seine Vorgänger nicht kennen und nicht sagen können, mit welchen Merkmalen unser Ahne aufhörte, ein Affenmensch zu sein und anfing, ein Mensch zu werden.

Aber genaue Daten für das Alter der Menschheit brauchen wir hier nicht. Genug, daß wir annehmen müssen, es erstrecke sich mindestens auf mehrere Hunderttausende von Jahren, und es werde anfangs in der Regel mehrere Zehntausende von Jahren gekostet haben, bevor eine Menschenhorde einmal dazu kam, ihr natürliches Milieu und ihre Technik zu ändern.

In diesem primitiven Stadium konnte die natürliche Umwelt in jedem von Menschen bewohnten Gebiet durch lange Zeiträume mit aller Macht, durch die Technik noch fast gar nicht gemildert, auf den menschlichen Organismus wirken. Gleichzeitig gestaltete sich aber diese Umwelt für die verschiedenen Teile der Menschheit sehr verschiedenartig. Jeder dieser Teile blieb lange genug seiner besonderen Umwelt ausgesetzt, daß die Eigenart, die sich ihm aufprägte, sich befestigen konnte, in einem solchen Maße, daß die besonderen Merkmale dieser Eigenart sich vererbten.

So bildeten sich in diesem primitiven Stadium die Urrassen des Menschen.

Drittes Kapitel.

Die Scheidung der Rassen.

Das Kennzeichen einer Rasse besteht darin, daß sie die Tendenz hat, ihre Merkmale unverändert auf ihre Nachkommen zu übertragen, auch wenn das Milieu sich ändert, in dem sie lebt. Bei gleichbleibendem Milieu dürfte es schwer sein, genau zu unterscheiden zwischen Eigenheiten, die der Organismus von seinen Eltern ererbt, und solchen, die er ebenso wie sie von der gleichen Umwelt erwirbt.

Die Rassencharaktere treten deutlich erkennbar wohl nur dort zutage, wo sie unverändert bei den Nachkommen wiederkehren, auch wenn diese in andere Bedingungen geraten als ihre Vorfahren. Diese unveränderte Uebertragung bei geänderten Bedingungen kann sich aber nicht endlos fortpflanzen. Das wäre der Tod jeglicher Entwicklung. Sie kann mehrere Generationen hindurch dauern, schließlich aber müssen die Einflüsse der neuen Umgebung auf die vererbten Merkmale abändernd einwirken, wenn sie erheblich von der früheren abweicht und das Leben des Organismus fühlbar geändert beeinflußt.

Für die Art der Abänderung werden aber die ererbten Merkmale nicht ohne Belang sein. Wir haben schon mehrfach darauf hingewiesen, daß dieselbe Umwelt auf verschiedene Organismen sehr verschieden wirkt, je nach ihrer ererbten Eigenart. Wir wissen, daß die Art der Erkenntnisse des Menschen nicht bloß von der Art seiner Umwelt abhängt, die auf seine Sinne wirkt, sondern auch von der Art seines Erkenntnisvermögens, das er ererbt hat.

Ebenso ist die Art, wie ein bestimmtes Milieu auf eine Rasse wirkt, sie vernichtet, verkümmert oder höher entwickelt, nicht allein von jenem Milieu abhängig, sondern auch von dem Apriori des Rassencharakters. Daher können zwei verschiedene Rassen sehr verschieden von demselben Milieu beeinflußt werden.

Das gilt nicht bloß für verschiedene Rassen, sondern auch für Individuen derselben Rasse mit verschieden angeborenen Fähigkeiten und Trieben. Es ist ebenso falsch, für bestimmte Handlungen eines Menschen die bestimmende Ursache einzig in seiner Umwelt, wie einzig in seiner körperlichen (eingeschlossen die psychische) Veranlagung zu suchen.

Es gibt keinen geborenen Verbrecher, sondern nur Menschen mit besonderen Anlagen, die durch bestimmte gesellschaftliche Verhältnisse verstärkt oder geschwächt werden können, und die unter bestimmten Verhältnissen für die Gesellschaft nützliche, unter anderen für sie schädliche Taten herbeiführen können.

Je nach den gesellschaftlichen Verhältnissen wird dieselbe Begabung einen Mann einmal zu einem berüchtigten Räuber, ein andermal zu einem vergötterten siegreichen General oder Forschungsreisenden machen. Andererseits finden wir je nach den ererbten Anlagen in demselben sozialen Milieu ehrliche Leute und Gauner. Was nicht besagt, daß es nicht Milieus gibt, die eher die Anlagen der Ehrlichkeit, und wieder andere, die eher die Anlagen zum Betrügen entwickeln.

Daß dasselbe Milieu auf verschiedene ererbte Anlagen, also auch auf verschiedene Rassen, verschieden wirkt, hat manchem Forscher zu denken gegeben.

So z. B. dem berühmten Alfred Russel Wallace, der gleichzeitig mit Darwin zu einer Theorie der Entwicklung gekommen war, die mit der Darwinschen im wesentlichen übereinstimmte, für die er aber keine so eingehende Begründung gab.

Er lebte acht Jahre lang, von 1854—1862, im Malaiischen Archipel und kam bei seinen Forschungen dort zu dem Ergebnis, daß alle Inseln östlich von Java und Borneo einst zu einem australischen Festland gehörten, von dem sie übrig blieben, nachdem dieses zum großen Teil ins Meer versunken war. Java und Borneo dagegen gehörten ehedem zum asiatischen Festland und waren von diesem australischen Kontinent seit langem getrennt. Ihre Tierwelt stammt aus Asien.

Dabei machte Wallace folgende Beobachtung:

„Man muß hervorheben — und das ist ein sehr interessanter Gesichtspunkt, zusammengehalten mit den Theorien der Abhängigkeit der besonderen Lebensformen von äußeren Bedingungen — daß diese Zweiteilung des Archipels, die durch schlagende Gegensätze seiner Naturprodukte charakterisiert wird, durchaus nicht der physischen oder klimatischen Einteilung seiner Oberfläche entspricht. Die große Vulkankette streicht durch beide Teile und scheint keine Wirkung auf die Verähnlichung ihrer Produkte gefunden zu haben. Borneo gleicht genau Neuguinea nicht nur in betreff seiner ungeheueren Ausdehnung und seines Freiseins von Vulkanen, sondern auch in betreff der Mannigfaltigkeit seiner geologischen Struktur, der Gleichmäßigkeit seines Klimas und des allgemeinen Charakters der Waldvegetation, welche seine Oberfläche bedeckt."

„Die Molukken sind das Gegenstück zu den Philippinen in ihrer vulkanischen Struktur, ihrer außerordentlichen Fruchtbarkeit, ihren üppigen Wäldern und ihren häufigen Erdbeben. Und Bali mit dem Ostende von Java hat ein fast ebenso trockenes Klima und einen fast ebenso dürren Boden wie Timor. Dennoch besteht zwischen diesen sich entsprechenden Inselgruppen, die gleichsam nach demselben Muster angelegt, die demselben Klima unterworfen und von denselben Gewässern bespült sind, der größtmögliche Kontrast, wenn wir ihre Tierwelt vergleichen. Nirgends stoßen wir auf einen so direkten und handgreiflichen Widerspruch zu der alten Lehre, daß Verschiedenheiten oder Aehnlichkeiten in den mannigfaltigsten Lebensformen, welche verschiedene Länder bewohnen, entsprechenden physischen Verschiedenheiten und Aehnlichkeiten in den Bodenverhältnissen selbst ihre Entstehung verdanken. Borneo und Neuguinea, physisch so gleich wie es zwei getrennte Länder nur sein können, liegen zoologisch so weit auseinander wie die Pole, während Australien mit seinen trockenen Winden, seinen offenen Ebenen und steinigen Wüsten und seinem gemäßigten Klima dennoch Vögel und Vierfüßer hervorbringt, denen sehr nahe verwandt, welche die heißen und feuchten und üppigen Wälder bewohnen, die allerorten die Ebenen Neuguineas bekleiden." („Der Malaiische Archipel, die Heimat des Orang-Utan und des Paradiesvogels". Deutsche Ausgabe, Braunschweig 1869, I., S. 21/22. Das Buch ist gewidmet: „Charles Darwin, dem Verfasser der Entstehung der Arten . . . nicht nur als ein Zeichen persönlicher Achtung und Freundschaft, sondern auch als Ausdruck tiefer Bewunderung für seinen Genius und seine Werke".)

Die Wallacesche Beobachtung steht in der Tat in schroffem Widerspruch zu der „alten Lehre" der Gestaltung der Organismenformen durch ihre Umwelt, wenn diese dahin geht, daß der Organismus ein unbeschriebenes Blatt ist, dem das Milieu seinen Stempel aufdrückt. Dann könnte es jedoch in jedem Milieu überhaupt nur eine einzige Art von Organismen geben, eben die ihm entsprechende.

Die Umwelt ist aber nur der eine der Faktoren, die die Form jedes Organismus bestimmen. Der zweite ist die Form mit allen ihren Organen und Fähigkeiten, die der Organismus ererbt hat. Die Vererbung ist der konservative Faktor der Entwicklung, die Anpassung an geänderte Lebensverhältnisse der revolutionäre. Das Milieu beeinflußt jeden Organismus, aber die verschiedenen Typen auf verschiedene Art.

Die Tierwelt Borneos, die aus Südwestasien kam, hat eine andere Entwicklungsgeschichte hinter sich als die Neuguineas, die mit der Australiens zusammenhängt. Daher stimmen trotz der gleichen Bodengestaltung und des gleichen Klimas die Typen hier nicht mit denen dort überein.

Das gilt auch für die Menschenrassen jener Gegenden, obwohl der Mensch schmale Meere schon früh überschreiten lernt:

„Noch ehe ich zu der Ueberzeugung gelangt war, daß die östlichen und westlichen Hälften des Archipels zu verschiedenen Haupterdteilen gehörten, fühlte ich mich veranlaßt, die Eingeborenen des Archipels unter

zwei radikal voneinander verschiedene Rassen zu gruppieren . . . . Bald zeigte mir die Beobachtung, daß Malaien und Papuas radikal in ihrem physischen, intellektuellen und moralischen Charakter voneinander abweichen . . . . . Wenn man die Grenze zieht, welche diese Rassen trennt, so findet man sie nahe jener, welche die zoologischen Regionen teilt, allein etwas mehr nach Osten." (Wallace, Der Malaiische Archipel, I, S. 26.)

Diese leise Verschiebung nach Osten ist der Fähigkeit der Malaien, die See zu befahren, zuzuschreiben.

Wallace kommt zu dem Ergebnis:

„Ich glaube also, daß alle Völker der verschiedenen Inseln entweder zu den Malaien oder zu den Papuas gezählt werden können; und daß diese zwei keine weiter zu verfolgende Verwandtschaft zueinander haben. Ich glaube ferner, daß alle Rassen östlich von der von mir gezogenen Grenzlinie mehr Verwandtschaft zueinander besitzen als irgendeine der Rassen westlich von dieser Linie, — daß in der Tat die asiatischen Rassen die malaiischen einschließen und daß alle eines kontinentalen Ursprungs sind, während alle östlich von diesen wohnenden Rassen des Großen Ozeans (vielleicht einige der nordozeanischen ausgenommen) nicht von irgendeinem existierenden Kontinent herstammen, wohl aber von Ländern, welche im Großen Ozean noch existieren oder bis in neuere Zeit existiert haben." (I, S. 27.)

Auch Wallace nimmt also an, daß ein heute versunkener Kontinent die Wohnung des Urmenschen bildete, allerdings nur die des Urpapua, und er sucht diesen Kontinent nicht im Indischen, sondern im Stillen Ozean, für dessen Boden ja gleichfalls ein Sinken nachzuweisen ist.

Seine Hypothese erklärt wohl die grundlegenden Verschiedenheiten zwischen Malaien und Papuas, nicht aber die Uebereinstimmung, die zwischen ihnen herrscht, da die einen ebenso Menschen sind wie die anderen und untereinander viel mehr verwandt als mit irgendeiner anderen Tierart. Das wird erklärlich, wenn sie alle von der gleichen Art abstammen. Wie sollte das aber möglich sein, wenn die Vorfahren der Papuas von einem Kontinent herkommen, der schon lange vor dem Auftreten des Menschen von allen anderen Kontinenten getrennt war?

Uebrigens schließt Wallace keineswegs aus, daß die Papuas am gemeinsamen Stammbaum der Menschheit Anteil haben. Im zweiten Bande des hier zitierten Werkes gibt er eine eingehende Vergleichung der verschiedenen Rassen des Malaiischen Archipels und bemerkt schließlich:

„Es ist kürzlich von Professor Huxley behauptet worden, daß die Papuas den afrikanischen Negern näher als irgendeiner anderen Rasse verwandt sind. Die Aehnlichkeit sowohl in physischen als auch in intellektuellen Eigentümlichkeiten hat mich selbst oft in Erstaunen gesetzt, aber die Schwierigkeiten, welche man heraufbeschwört, wenn man diese Verwandtschaft als wahrscheinlich oder möglich annimmt, haben mich bis dahin daran gehindert, jenen Aehnlichkeiten volles Gewicht beizulegen. Geographische, zoologische und ethnologische Betrachtungen machen es fast

sicher, daß, wenn diese beiden Rassen jemals einen gemeinsamen Ursprung gehabt haben, es nur in einer Periode gewesen sein konnte, die weit entlegener sein muß, als irgendeine, die bisher als dem Alter der menschlichen Rasse entsprechend bezeichnet worden ist." (II., S. 422.)

Nun, dieses 1868 geäußerte Bedenken ist seitdem vollständig beseitigt worden. Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt wird durch den Fortschritt der Forschung der Ursprung des Menschengeschlechts immer weiter zurückverlegt. Wenn Morgan ein Jahrzehnt nach Wallace das Alter der Menschheit auf rund hunderttausend Jahre ansetzte, wie wir gesehen, so nimmt man heute für die einfachsten der gut bezeugten erhaltenen Steinwerkzeuge ein Alter bis zu 300 000 Jahren an. Der Prozeß des Auswanderns der Affenmenschen aus ihrer Urheimat und ihre Emporentwicklung zu menschlichen Formen mag sich vor mehreren Millionen Jahren vollzogen haben.

Die Uebereinstimmung zwischen Negern und Papuas könnte ein Grund dafür sein, die Urheimat des Menschen nach Lemurien zu versetzen, einem Kontinent, der die Brücke bildete zwischen Afrika und Australien. Doch ist das Dunkel zu groß, das über der Urheimat des Menschen schwebt, als daß ich mir auch nur eine Vermutung gestatten dürfte.

Jedenfalls hatten die Malaien, als sie in den Malaiischen Archipel eindrangen, schon manche Wanderungen hinter sich, durch die sie vom Urtypus des Affenmenschen in ganz anderer Weise abgeändert worden waren als die Papuas.

Im Malaiischen Archipel kamen sie wohl in Bedingungen, die mit denen der benachbarten Papuas übereinstimmten. Diese gleichen Bedingungen mußten aber auf den einen Typus ganz anders wirken als auf den anderen.

Zunächst waren Verschiedenheiten der Rassen des Menschen dadurch hervorgerufen worden, daß sie in verschiedene Lebensbedingungen geraten waren. Hatten sich einmal auf diese Weise verschiedene Rassentypen fixiert, so reagierte jeder in anderer Weise auf das gleiche Milieu. Wenn zwei verschiedene Rassen in die gleichen Lebensbedingungen kamen, so brauchte das nicht zu bedeuten, daß sie sich einander assimilierten. Jede der beiden konnte sich in anderer Weise abändern. So erzeugten die Wanderungen schließlich einen Zustand, bei dem unter den Menschenrassen eine größere Mannigfaltigkeit herrschte, als unter den Lebensbedingungen der Menschen. Unter den gleichen Bedingungen konnten sehr verschiedene Rassen leben.

Viertes Kapitel.

Die Mischung der Rassen.

Wir haben bisher die Wanderungen des Menschen nur daraufhin untersucht, wie sie auf ihn durch Veränderungen der Umwelt

wirken und wie sie Rassenverschiedenheiten dadurch erzeugen, daß sie verschiedene Mitglieder derselben Art verschiedenen Lebensbedingungen unterwerfen. Sind einmal verschiedene Rassen erzeugt, dann können die Unterschiede zwischen ihnen noch vermehrt werden dadurch, daß dieselben Bedingungen auf verschiedene Typen verschieden wirken.

Wir nahmen dabei an, daß die Menschen bei ihren Wanderungen nur in Gebiete geführt wurden, die noch nicht von anderen Menschen bewohnt waren. Aber das traf keineswegs stets zu und mußte um so seltener eintreten, je weiter die Menschheit sich über die Erde verbreitete.

Und schon der erste Anstoß zu jeder Wanderung mußte darin bestehen, daß Horden, die ein bestimmtes Gebiet bewohnten, in benachbarte Gebiete eindrangen, in denen sich bis dahin andere Horden umhergetrieben hatten.

Nehmen wir z. B. an, das hypothetische Lemurien habe wirklich die Urheimat der Menschen gebildet. Wenn sie durch allmähliche Senkung des Bodens daraus vertrieben wurden, so trat diese doch nicht plötzlich ein und verengerte nicht für alle dort wohnenden Menschenhorden zu gleicher Zeit und in gleicher Weise die Existenzmöglichkeiten. Bildeten die Horden damals noch, wie wir annehmen, lose Vereinigungen, so kann die Senkung zunächst dahin geführt haben, daß aus den tiefstliegenden Gebieten immer mehr Individuen aus den dortigen Horden abwanderten und sich anderen Horden in höherliegenden Gebieten anschlossen. Waren auch diese übervölkert, dann blieb freilich dem Ueberschuß — wohl jüngeren, zuwachsenden Generationen — nichts übrig, als aus den altgewohnten Gebieten in neue überzugehen, in denen veränderte Bedingungen obwalteten, und sich ihnen anzupassen.

Anders mußten sich die Dinge gestalten, sobald, namentlich durch das Aufkommen artikulierter Sprache, aber auch von Sprachverschiedenheiten, durch Verwandtschaftsbezeichnungen, gemeinsames Eigentum usw. die einzelnen Horden aus losen Verbänden zu streng geschlossenen Gesellschaften wurden. Die Abwanderung einzelner aus einer Horde, ihr Anschluß an eine andere Horde mußte nun immer schwerer werden. Erst nach mehreren Hunderttausenden von Jahren, in der neuesten Zeit, erstanden Bedingungen, die wenigstens für manche hochstehende Völker die Auswanderung vereinzelter Individuen wieder erleichterten.

Mit der Geschlossenheit der Horde kam auch ihre Gewohnheit auf, das Revier, das sie bewohnte, als geschlossenes anzusehen, in das Fremden in der Regel der Eintritt verboten war. Zugleich entwickelte sich die Technik nicht nur des Werkzeuges, sondern auch der Waffen, die vielfach anfangs dasselbe waren. Für den Jäger war die Waffe sein vornehmstes Werkzeug.

Zu dem bloßen Verzehren von Früchten, Wurzeln, Eiern, Würmern u. dgl. gesellte der Mensch nun auch das von Fleisch von Säugetieren, Vögeln, Fischen usw. Er gewöhnte sich daran, zu seiner Ernährung, aber auch zu seinem Schutze Tiere zu töten, von denen manche ihm im Stammbaum der Organismen recht nahe standen. Da kam er schließlich auch dazu, Menschen zu töten, die nicht zu seiner Horde gehörten und die deren Gebiet unbefugterweise betraten.

Für einzelne war solches Betreten zu gefährlich und wurde tunlichst vermieden. Aber eine ganze Horde konnte sich oft nicht anders helfen, wenn ihr eigenes Gebiet ihr zu eng wurde, als in das benachbarte einzubrechen. Dies mußte eine erbitterte Rauferei zwischen den Eindringlingen und angestammten Besitzern zur Folge haben, eine Rauferei, die um so blutiger wurde, je mehr die Waffentechnik entwickelt war. So erstand der Krieg aus dem Fortschritt der menschlichen „Gesittung", aus dem Fortschritt der Technik, der Sprache, des sozialen Zusammenhalts, einem Fortschritt, den der Affenmensch nicht kannte, solange er „Bestie" war.

Ist der Krieg kein allgemeines Naturgesetz, sondern in der Welt der Wirbeltiere auf den Menschen, und zwar auf bestimmte Phasen seiner Entwicklung beschränkt, so ist er doch in seinen Ursprüngen nicht ein Ergebnis frevelhaften Uebermutes, sondern der Not. Er ist zunächst nur ein Produkt von Nahrungsmangel oder Uebervölkerung, welchen Ursachen immer diese Erscheinungen entspringen mögen. Dazu gesellt sich die Pflicht der Solidarität, die Pflicht des Gemeinwesens, jeden seiner Angehörigen zu schützen oder, wenn es dazu zu spät kommt, ihn zu rächen.

Die Wanderungen der Menschen der Vorzeit waren stets von Kriegen begleitet. Zunächst von Kriegen gegen die Nachbarn, die unter gleichen Bedingungen lebten, von demselben Ursprung waren, in jeder Beziehung also zur gleichen Rasse gehörten. Ging die Wanderung aber weiter, dann mochte es sich ereignen, daß zwei Stämme verschiedener Rasse aufeinander stießen. Das konnte zur Folge haben, daß der eine der beiden Stämme vernichtet oder verjagt wurde. Aber es konnte auch anders kommen und es kam in der Regel anders.

Wir haben schon oben darauf hingewiesen, daß eine Wanderung nicht notwendiger Weise zu der Verdrängung der Eingesessenen durch die Eindringlinge — oder Vernichtung dieser durch jene — führen muß, sondern daß die Zuwandernden sich zwischen die alten Bewohner schieben und sich neben ihnen entweder vollzählig oder zum Teil behaupten können, wodurch sie das Ganze der organischen Welt jenes Gebietes mannigfaltiger gestalten, auf eine höhere Stufe erheben, bereichern.

Das kann auch als Abschluß eines Krieges zwischen zuwandernden Horden und Eingesessenen geschehen. Nur selten

erschlägt der Sieger alle Besiegten. Die den Krieg führen, sind stets Männer. Sie fürchten die Weiber nicht als Kriegführende, betrachten sie vielmehr als willkommene Beute, teils ihrer Arbeitskraft wegen, teils, wenn sie jung und hübsch sind, auch um der geschlechtlichen Genüsse willen, die man von ihnen erwartet. Man schont sie, die Sieger verteilen sie unter ihre Haushaltungen. Die besiegten Männer werden weniger glimpflich behandelt. Die Waffenfähigen unter ihnen sind gefährlich, die anderen eine Last. Solange die Stämme Nomaden sind, fällt es auch schwer, männliche Kriegsgefangene produktiv zu beschäftigen, ohne ihnen dabei die Möglichkeit zu geben, zu entfliehen.

Dennoch kommt es mitunter in diesem Stadium auch dahin, daß man männliche Kriegsgefangene schont. Wenn der eigene Stamm im Kampfe zu sehr gelitten, zu viele Männer verloren hat, dann kann es wünschenswert erscheinen, die Lücken durch Kriegsgefangene zu füllen. Die Witwen der Erschlagenen mögen sich aus den Gefangenen diejenigen auswählen, die ihnen behagen. Diese werden pardoniert und adoptiert und den Haushaltungen ihrer Retterinnen zugewiesen.

So können sowohl Weiber wie Männer fremder Rasse in den Stamm hineinkommen und mit ihm Mischlinge erzeugen.

Erfolgt die Zufuhr rassenfremden Blutes in ausgedehntem Maße und bleibt der Stamm dann längere Zeit hindurch in gleichen Bedingungen und gegen das Eindringen anderer Rassen geschützt, dann wird sich aus der Mischung eine neue Rasse ergeben, die zunächst auf Vererbung, nicht auf Anpassung beruht, aber natürlich sich nur dann behaupten wird, wenn ihre Fähigkeiten den Anforderungen der Umgebung angepaßt oder doch anpaßbar sind.

Inwieweit die Eigentümlichkeiten, die wir an den heute bestehenden Rassen beobachten, auf Eigenschaften beruhen, die durch die Einwirkung der Umwelt erworben wurden, oder solchen, die aus Blutmischungen hervorgingen, wird sich nicht immer feststellen lassen.

Sicher ist der Einfluß der Umgebung bei der Bildung der Rassen ein sehr großer.

In einem Referat über die anthropologische Auffassung der Rasse vor dem ersten allgemeinen Rassenkongreß, abgehalten in London 1911, sagte Luschan:

„Wir wissen heute, daß die Farbe der Haut und des Haares nur die Wirkung der Umgebung ist und daß wir nur deshalb blond oder hellfarbig (fair) sind, weil unsere Ahnen durch Tausende und vielleicht Zehntausende von Jahren in sonnenlosen, nebligen Gegenden lebten." (Paper on inter-racial problems, communicated to the first universal races congress held at the university of London, July 26—29, 1911. London-Boston 1911, S. 14. Vgl. darüber auch den Vortrag des Professors der Wirtschaftsgeographie an der Universität London, Lyonel W. Lyde, auf demselben Kongreß über die „klimatische Beherrschung (control) der Hautfabre". S. 104 ff.)

Vor demselben Kongreß sprach Charles Myers, Dozent (Lecturer) an der Universität Cambridge, über die Beständigkeit geistiger Rassenunterschiede (on the permanence of racial mental differences). Er kam zu dem Schlusse:

„Alle die neueren Forschungsergebnisse gehen dahin, uns zu zeigen, daß der Einfluß der Umgebung auf biologische Merkmale weit mächtiger und direkter ist, als man bisher annahm. In organischen Gebilden und Entwicklungen muß ein Zustand des Gleichgewichtes bestehen, und wenn sich die inneren oder äußeren Bedingungen ändern, die auf den Organismus einwirken, müssen die Merkmale seiner Bestandteile (unit characters) sich ändern entweder durch Auflösung oder durch Herstellung von Zusammenhängen (by analytic or synthetic change). Wenn sie sich nicht ändern oder die Aenderung nicht eine zweckmäßige wird, ist der Organismus seiner Umgebung nicht mehr angepaßt und muß früher oder später untergehen, entweder unmittelbar oder in der ersten, zweiten, dritten Generation." (S. 77/78.)

Das Aussterben ebenso wie vorher schon das Eintreten der Abänderung kann wohl noch weit länger auf sich warten lassen.

Wenn neue Rassen durch veränderte Lebensbedingungen entstehen, und die Rassen um so mannigfaltiger werden, je verschiedenartiger die Lebensbedingungen der einzelnen Teile der Gattung Mensch, so hat andererseits die Mischung der Rassen auch eine ungeheure Ausdehnung erreicht.

In der Tierwelt kann heute jede in der Natur vorkommende Rasse als eine reine aufgefaßt werden, das heißt, als eine, die keine Mischung mit einer anderen aufweist. Wanderungen der Rassen sind selten, in der Regel bleibt jede in dem Gebiet, das ihr ihre besonderen Merkmale aufprägt. Diese Merkmale sind daher sehr konstant und genau feststellbar.

Anderer Art sind die Rassen, die der Mensch von seinen Haustieren züchtet. Sie beruhen fast gar nicht auf Einwirkungen der Umwelt, sondern darauf, daß der Mensch besondere Individuen mit Merkmalen, die ihm für seine Zwecke tauglich erscheinen, miteinander kreuzt, damit er diese Merkmale bei der folgenden Generation stärker ausgeprägt finde. Durch Wiederholung dieses zielbewußten Verfahrens kann er diese ihm zweckmäßig erscheinenden Merkmale in den von ihm gezüchteten Exemplaren oft zu einer unglaublichen Höhe steigern. Voraussetzung ist, daß die Tiere so weit in der Gewalt des Menschen sind, daß er ihre Begattung nach Belieben zu regeln vermag und daß er alle Exemplare von der Vermehrung ausschalten kann, die seinen Zwecken nicht entsprechen. Auf diese Weise kann man neue Rassen erzeugen, die ihre Merkmale fortpflanzen. Sie gelten für uns um so edler, je besser ihre Merkmale den Zwecken des Menschen entsprechen, wenn sie auch die Lebensfähigkeit des Organismus in der Natur stark beeinträchtigen. Ihr „Adel" läßt sich nur aufrecht erhalten durch „Reinheit" der Rasse, das heißt, durch strenge Fernhaltung jeder Blutmischung mit einer anderen Rasse.

Es war der große Fehler Darwins, daß er seine Theorie der natürlichen Auslese auf die Erfahrungen der Züchter von Haustierrassen aufbaute, obwohl das Vorgehen dieser Züchter fundamental von den Vorgängen der Natur verschieden ist. (Ich habe darüber schon gehandelt in meinem Buch „Rasse und Judentum", 1924.) Bis heute aber werden vielfach die Haustierrassen und die Rassen von Tieren in der Natur ohne weiteres einander gleichgesetzt und auch die Menschenrassen ebenso aufgefaßt, wie die Rassen von Haustieren.

Da erklärt z. B. einer der Rassentheoretiker dieser Art:

„Jeder Bauer kennt eine Bewertung, eine höhere und eine mindere Rasse, besitzt somit noch jenes natürliche Gefühl der Unterscheidung von Erhaben und Gemein, das der in lebloser Objektivität versumperte Intelligenzphilister verloren hat . . . . . Nun fragen wir jene instinktlosen „Objektiven': ‚Wenn es edle Säue gibt, soll es keine edle Menschen geben?" (Dr. Franz Haiser ‚Freimaurer und Gegenmaurer im Kampfe um die Weltherrschaft', München 1924, S. 72.)

Man muß sich nur die Gestalt einer hochedlen englischen Specksau betrachten, um gleich herauszufinden, wie schmeichelhaft dieser Vergleich für den menschlichen Adel ist. Nur ganz instinktlose „Sumper", denen jenes natürliche Gefühl für Unterscheidung von Erhaben und Gemein verloren gegangen ist, das den Rassenschützler auszeichnet, können an der Erhabenheit einer edlen Sau ohne Ergriffenheit vorübergehen.

Ganz anders, als die Rassen der Haustiere kommen die der Menschen zustande. Reine Rassen gibt es bei ihnen kaum noch, weder im Sinne der geographischen Rassen der Tiere im Naturzustand, noch im Sinne der durch zweckmäßige Auslese durch den Menschen hervorgerufenen und von ihm in ihrer Reinheit ängstlich gehüteten Haustierrassen.

Je mehr eine Rasse gewandert ist und je mehr sie dann in einem höheren Zustand der Kultur durch Handel und Verkehr, durch Aneignung von Kriegsgefangenen und Sklaven rassenfremde Elemente in sich aufgenommen hat, um so größer die Rassenmischung, die in den einzelnen ihrer Gemeinwesen herrscht. Desto ferner von Rassenreinheit ist sie.

Selbst bei sehr tiefstehenden Völkern, die wenig Wanderungen hinter sich haben, und ganz isoliert leben, entdeckt man immer mehr Rassenmischungen.

So sagte Luschan in dem schon erwähnten Vortrag auf dem Rassenkongreß von 1911:

„Die Eingeborenen Afrikas galten vor nicht langer Zeit noch als eine homogene Masse. Heute stellen sie sich als eine höchst komplizierte Mischung der verschiedensten Elemente dar, das Ergebnis von Einwanderungen zu verschiedenen Zeiten und aus verschiedenen Gegenden des Erdballs." (Inter-Racial problems, S. 20.)

Um wieviel mehr muß das von den Völkern gelten, die heute Europa bewohnen! Wir finden dort nicht nur ein großes Sprachengewirr, sondern ein noch größeres Rassengewirr. Jede Nation enthält die verschiedenartigsten Rassenelemente.

„Wir stoßen sofort auf fast unüberwindliche Schwierigkeiten, wenn wir versuchen, die rein sprachlichen Verhältnisse mit dem somatischen[1]) Befund in Einklang zu bringen; so begreifen wir auch, daß bisher noch kein europäischer Gelehrter es gewagt hat, eine Anthropologie von Europa zu schreiben, und daß der erste Versuch zu einer solchen von einem Amerikaner W. Z. Ripley (The Races of Europe, London 1900) ausgeht." (Luschan, Völker, Rassen, Sprachen, S. 157.)

Welches Gemisch stellen z. B. die heutigen Magyaren dar, deren herrschende Rasse im 9. Jahrhundert unserer Zeitrechnung in dem Gebiet des heutigen Ungarn aus Asien eindrang:

„Bedenkt man, daß die geographische Lage Ungarns und sein schier unermeßlicher Reichtum an Bodenschätzen jedweder Art schon seit den ältesten vorgeschichtlichen Zeiten fremde Völker aus Europa und aus Asien anziehen mußte, und erfährt man von den Historikern, wie da Daker, Bastarner, Geten, Illyrier, Pannonier, Sarmaten, Jazygen, Vandalen, Bulgaren, Alanen, Avaren, und Hunnen, Sueven, Quaden und Markomanen, Gepiden, Langobarden und Goten, auch einzelne deutsche und italienische Ansiedler schon lange vor dem ersten Einfalle der Ungarn im Lande saßen oder es mindestens durchzogen hatten, wird man kaum erwarten dürfen, daß heute jeder magyarisch sprechende Ungar sich als richtiger Innerasiate präsentiert." (Luschan, Völker usw., S. 163.)

Die Wanderungen, der Einfluß der verschiedensten Arten natürlicher Umgebung, sowie endlich weitgehendste Blutmischungen haben bewirkt, daß aus einer oder ein paar Rassen von Affenmenschen schließlich eine ungeheure Mannigfaltigkeit der Gattung Mensch hervorgegangen ist. Diese zerfällt heute in hunderte verschiedener Gruppen mit verschiedenen angeborenen Merkmalen und Fähigkeiten, von denen jede auf denselben Reiz der Umwelt in besonderer, mitunter recht verschiedener Weise reagiert.

Wir haben im zweiten Buche als das Apriori der Geschichte die Menschennatur im allgemeinen analysiert. Wir finden jetzt, daß im Laufe der Entwicklung das ursprünglich einheitliche Menschentum in eine Reihe verschiedener Menschentümer zerfällt, von denen jedes ein besonderes Apriori des historischen Prozesses darstellt.

Diese Feststellung widerspricht keineswegs der „ökonomischen" Geschichtsauffassung von Marx. Dieser selbst erkennt die Bedeutung der Rasse für die Gestaltung der Oekonomie an. Er sagt:

„Von der mehr oder minder entwickelten Gestalt der gesellschaftlichen Arbeit abgesehen, bleibt die Produktivität der Arbeit an Naturbedingungen gebunden. Sie sind alle zurückführbar auf die Natur des

[1]) Auf Merkmalen des Körpers aufgebauten. K.

Menschen selbst, wie Rasse usw. und die ihn umgebende Natur." (Das Kapital, Volksausgabe, I., S. 451.)

Freilich darf man diese Besonderheiten der Rassen und ihrer geschichtlichen Betätigung nicht übertreiben. Im wesentlichen setzt sich das Gemeinsame der Menschennatur immer wieder durch. Aber ganz ohne Bedeutung sind die Rassenunterschiede für die Geschichte keineswegs.

Fünftes Kapitel.

Der Rassenkampf als Triebkraft der Geschichte.

Die Tatsache, daß die Menschheit in verschiedene Rassen zerfällt, von denen jede anders geartet ist, in anderer Weise in die gesellschaftliche Entwicklung der Menschheit, also in ihre Geschichte eingreift, ist schon früh erkannt worden.

Neuere Theorien begnügen sich nicht damit, diese Erkenntnis tiefer zu begründen und klarer zu gestalten. Sie gehen weit über sie hinaus. Sie wollen die ganze Geschichte der Menschheit durch die Unterschiede und Gegensätze der Rassen erklären.

Einen der interessantesten Versuche in dieser Richtung unternahm 1883 der österreichische Professor Ludwig Gumplowicz in seinem Buche: Der Rassenkampf, soziologische Untersuchungen, Innsbruck.

Er wendet sich mit Recht gegen die Auffassung, die nach der Bibel annimmt, die Menschen seien einem einzigen Urpaar entsprossen. Es waren zahlreiche Horden von affenähnlichen Wesen gleicher Art, die sich zu Menschen entwickelten.

So weit so gut. Nun nimmt Gumplowicz aber weiter an, die „zahllosen Menschenschwärme" hätten gleich von Anfang an sofort die ganze bewohnbare Erde erfüllt und in ihr zahllose verschiedene Rassen gebildet. Der ganze Entwicklungsgang der Menschheit von diesem Ausgangsstadium an kenne keine Auseinanderentwicklung durch Bildung neuer Rassen, sondern nur fortschreitenden Krieg der verschiedenen Rassen, in dem die einen die anderen vernichteten oder unterjochten und sich anpaßten. Das sei der Inhalt der Geschichte.

„Mit diesen Tatsachen der Geschichte, die uns den Entwicklungsgang der Menschheit als einen ewigen Verschmelzungs- und Amalgamierungsprozeß ursprünglich heterogener Elemente zeigen, steht in grellstem Widerspruch die Hypothese, daß die heute vorhandenen Varietäten von Menschen aus einer ursprünglichen Gleichheit sich herausdifferenziert haben, und daß diejenigen Gruppen und Gesamtheiten von Menschen, die wir heute als Menschheitsstämme oder Rassen bezeichnen, Resultate eines solchen Differenzierungsprozesses wären. Nach dieser Hypothese nämlich wäre der Entwicklungsgang der vorhistorischen Menschheit ein umgekehrter als derjenige, den wir in der geschichtlichen Zeit beobachten

können, es wäre ein Entwicklungsgang nicht der Assimilierung des Heterogenen, sondern der der Differenzierung des Homogenen." (S. 184.)

Daß dies unmöglich sei, ergebe sich nach Gumplowicz aus dem Gesetz, das er aufgestellt hat von der „ewigen Wesensgleichheit der sozialen Vorgänge". Diese würden nämlich nicht von Gott gelenkt, auch nicht von im luftleeren Raum gebildeten Ideen, sondern von Naturgesetzen. Das oberste Merkmal jedes Naturgesetzes, also auch jedes Naturprozesses sei aber: Allgemeingültigkeit und Allgemeinheit.

In Wahrheit sind aber Naturgesetze keineswegs allgemein gültig, sondern stets nur unter bestimmten Bedingungen. Das Naturgesetz, daß Wasser bei einer Temperatur von 100 Grad Celsius siedet, gilt nur für einen bestimmten Luftdruck. Je niedriger der Luftdruck, desto niedriger die Temperatur, bei der das Wasser zu sieden beginnt.

Dabei ist aber die Konstatierung, die Gumplowicz vornimmt, daß in historischer Zeit keine neuen Rassen sich gebildet, wohl aber alte sich gemischt hätten, doch noch lange kein „Gesetz". Es haben sich in historischer Zeit auch keine neuen Tierarten gebildet. Sollten sich deswegen überhaupt nie welche gebildet haben? Ein sauberes Naturgesetz, das uns sagt, so wie es heute zugeht, ist es immer zugegangen und wird es immer zugehen.

Bequem ist allerdings das Gumplowiczsche Naturgesetz der „ewigen Wesengleichheit der sozialen Vorgänge". Es erspart ihm die Mühe zu zeigen, wie denn die ganze, heute von Menschen bewohnte Erde bereits auch für die Affenmenschen bewohnbar war, die ungleich allen anderen Tieren, und im krassesten Gegensatz zu den heutigen Menschenaffen, von Anfang an in allen Klimaten und auf jeder Gestaltung der Erdoberfläche, im Urwald wie in der Steppe, im Sumpf wie in der Wüste, in der Tiefebene und im Hochgebirge, am Polarkreis und am Aequator zu Hause gewesen sein sollen.

Gumplowiczs Beobachtungen der Geschichte sind nicht unrichtig, wohl aber unvollständig. Eine Teilerscheinung aus dem Gesamtprozeß wird diesem gleichgesetzt.

Das gilt nicht nur insofern, als er die spätere Tendenz zur Mischung von Rassen allein sieht und nicht die vorhergehende zur Bildung neuer Rassen durch Anpassung an neue Verhältnisse. Er sieht auch unter den vielen Gegensätzen und Kämpfen, die den historischen Prozeß ausmachen, nur die Gegensätze und Kämpfe von Rassen:

„In dem Maße, in dem sich heterogene ethnische Einheiten durch größere oder geringere Zahl geistiger oder körperlicher Gemeinsamkeiten weiter oder näher oder vollkommen fremd gegenüberstehen, in dem Maße gibt es größere oder kleinere R a s s e n g e g e n s ä t z e. Aber auch der geringste Rassengegensatz ist genügend, um unter Umständen Kampf und Krieg herbeizuführen." (S. 194.)

Gumplowicz versteht unter solchen Kämpfen nicht bloß die zwischen verschiedenen Gemeinwesen, sondern auch die sozialen Kämpfe zwischen den verschiedenen Klassen innerhalb des Gemeinwesens, denn ihm erscheinen die verschiedenen Klassen im Grunde doch nur als verschiedene Rassen, von denen die eine die andere unterjocht hat, oder als Berufskasten, die zu Rassen werden.

„Ob es aber weiter voneinander abstehende oder sich durch die eine oder andere Gemeinsamkeit berührende Rassen sind, das ändert nie etwas an der Natur des Kampfes und des Krieges. Denn Kampf und Krieg haben ihre besondere zwingende Natur, ihr besonderes blutdürstiges Gesetz, das sich immer und überall den Kämpfenden allgewaltig aufdrängt und jeden Kampf heterogener ethnischer und sozialer Elemente zu einem ‚Rassenkampf' macht, möge nun der Gegensatz dieser Rassen ein größerer oder geringerer sein. In dieser Bedeutung nun bezeichnen wir die Kämpfe der verschiedensten und mannigfaltigsten heterogenen ethnischen und sozialen Einheiten, Gruppen und Gemeinschaften, die das Wesen des Geschichtsprozesses ausmachen, als Rassenkämpfe." (S. 194.)

Wir müssen die Theorie ablehnen, die Gumplowicz aufstellt, weil sie eine unzulässige Generalisierung einzelner Teilerscheinungen darstellt. Sie ist aber doch ernst zu nehmen, da sie auf sorgfältigem Studium dieser Erscheinungen beruht.

Eine längere Besprechung des Gumplowiczschen Buches habe ich schon 1883 in der „Neuen Zeit" veröffentlicht unter dem Titel „Ein materialistischer Historiker".

Weniger ernst zu nehmen ist eine andere Rassentheorie, die im Gegensatz zu der von Gumplowicz heute weite Verbreitung gefunden hat. Sie ist älter als die Gumplowiczsche, trägt jedoch alle Anzeichen großer Jugendlichkeit an sich.

In den Jahren 1853—55 veröffentlichte der französische Diplomat Graf Gobineau die vier Bände seiner Untersuchung über die Ungleichheit der Menschenrassen (Essai sur l'inégalité des races humaines). Er war als Vertreter seines Staates in Persien, Nordamerika, Brasilien, Griechenland tätig gewesen, wußte gut zu beobachten und anschaulich zu erzählen, schrieb viel über die verschiedensten Gebiete, über die Perser, über Keilschriften, über die Renaissance: nicht deren Geschichte, sondern eine Reihe von Dialogen, in die Zeit der Renaissance verlegt; auch eine Streitschrift gegen „Die dritte Republik und was sie taugt" — für den feudal-klerikalen Grafen taugte sie natürlich nichts — sowie eine Reihe sehr amüsanter Novellen. Stets kam es ihm mehr auf die Wirkung als auf die Richtigkeit des Mitgeteilten an.

Gobineau unterscheidet drei Urrassen, die von Anfang an da sind, die weiße, die gelbe, die schwarze. Die weiße ist von Natur aus die höchststehende und wird es immer bleiben. Die Mischung mit anderen Rassen kann vorübergehend vorteilhafte Resultate

erzielen, sie muß aber schließlich zur Degeneration der weißen Rasse ausschlagen.

Unter den weißen Völkern steht am höchsten natürlich dasjenige, das die Urrasse am reinsten repräsentiert und am wenigsten mit anderen Rassen gemischt ist. Am Wesen dieses edelsten aller Völker soll die Welt genesen. Schade nur, daß der Grad der degradierenden Mischung bei den verschiedenen Völkern sich so wenig feststellen läßt, daß die Anhänger der Gobineauschen Rassentheorie durchaus nicht einig sind darüber, welches Volk von Natur aus seit jeher und für alle Zeiten zum Vorrang über alle übrigen bestimmt ist. Diese Theorie ist so präzise, sehr verschiedenen Mitgliedern der weißen Rasse zu erlauben, daß jeder sein eigenes Volk für das auserwählte erklärt. Darauf beruht aber gerade ihre Anziehungskraft auf viele von nationalistischem Dünkel erfüllten Schichten der weißen Eroberernationen, die nach einer wissenschaftlich aussehenden Begründung für ihre Ueberhebung suchen.

Allerdings sind die Rassentheoretiker dieser Art darin einig, daß die Germanen an der Spitze der Menschheit stehen, doch fand Gobineau, daß am meisten Germanentum bei den Franzosen zu finden ist. In der Tat wurde das Gebiet des heutigen Frankreich in der Völkerwanderung nicht nur von dem größten Teil der germanischen Franken besetzt (im Norden), sondern auch von nicht minder germanischen Burgundern (im Osten) und Westgoten (im Süden).

Um dieselbe Zeit drangen die Slaven bis an die Elbe und den Oberlauf der Donau, ja zeitweise über jeden dieser Ströme hinaus vor, indes sich das ursprüngliche keltische Element in den Alpen länger als anderswo in Deutschland erhielt. Es ist also sehr wohl möglich, daß im heutigen Deutschland Rassenmerkmale, die man bei alten Germanen fand, weniger zahlreich sind als im heutigen Frankreich.

Andererseits weist Friedr. Hertz auf einen Ausspruch des bekannten Professors Hans Delbrück hin, der erklärt:

„Es ist gar kein Zweifel, daß nur ein g e r i n g e r Teil des heutigen deutschen Volkes in der Hauptsache Germanen sind." (Delbrück, Regierung und Volkswille, 1914, zitiert von Dr. Friedr. Hertz, „Rasse und Kultur", Leipzig 1915, S. 128.)

Trotzdem wurde Gobineaus Theorie in Frankreich wenig beachtet. Um so mehr in Deutschland, wo sich eine eigene Gesellschaft bildete, um Gobineaus Anschauungen zu verbreiten, natürlich in der Annahme, daß mit den an der Spitze der Menschheit marschierenden Germanen nur die heutigen Deutschen gemeint seien, oder doch der sie kujonierende Adel der Geburt, des Grundbesitzes und des Geistes, welch letzterer offenbar heute durch die Anbeter des Hakenkreuzes repräsentiert wird.

Der erste Deutsche, auf den der französische Graf wirkte, war gleich diesem ein romantischer Phantast, Richard Wagner. Was bei dem letzteren nur künstlerische Inspiration war, suchte sein Anhänger Houston Stewart Chamberlain zu wissenschaftlicher Höhe zu erheben.

Chamberlain ist Engländer und hat seinen Befähigungsnachweis für das Prophetentum wohl dadurch erwiesen, daß er in seinem Vaterlande nichts gilt. Um so mehr wurde er in den Himmel erhoben in Deutschland. Sein Werk über „Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts", das ebenso umfangreich wie flach ist, wurde vom nationalistischen Deutschland mit Wilhelm II. an der Spitze jubelnd aufgenommen.

Es ist in der Tat bezeichnend, daß der alldeutsche Rassenhochmut seine wissenschaftliche Begründung aus Frankreich und England bezogen hat. Gott strafe England!

Chamberlain, wie schon mancher, weniger Beachtete vor ihm, wie z. B. der Anthropologe Otto Ammon in Baden, suchte der Rassentheorie des Nationalismus und des Klassenhochmuts das zu geben, was ihr fehlte.

Gobineau hatte geschrieben, ehe Darwins Theorie der natürlichen Entwicklung erschien. Für den klerikalen Grafen war es selbstverständlich, daß die Menschenrassen von Gott geschaffen wurden. Warum er sie so ungleich schuf, beunruhigte ihn ebensowenig, wie den Frommen die Frage, warum Gott die einen Menschen zur ewigen Seligkeit und die anderen zur ewigen Verdammnis verurteilt, obwohl doch die einen wie die anderen mit ihren Fähigkeiten und Neigungen von ihm geschaffen sind.

Nun aber kam die Darwinsche Theorie der Abstammung des Menschen von einem affenartigen Vorahnen auf. Damit war die Lehre schlecht vereinbar, daß die eine Rasse nach dem Ebenbild Gottes, die andere vielleicht nach dem des Teufels geschaffen sei.

Chamberlain sorgte dafür, die Gobineausche Rassentheorie zu modernisieren, ihr den nötigen Darwinschen Aufputz zu geben. Natürlich beeilte er sich, dem Darwinismus seine schwächste Seite zu entnehmen, seine Gleichstellung der vom Menschen gezüchteten Haustierrassen mit den Rassen der wilden Tiere in der Natur, wobei ihm — und auch anderen, die über Menschenrassen schrieben — keinen Moment die Erwägung aufdämmert, daß der Mensch unter Bedingungen lebt, die aus ihm ein Tier eigener Art machen, das weder ein Haustier ist, dessen Fortpflanzung von einem Uebertier dirigiert wird, noch ein wildes Tier, das bloß von seinen Naturbedingungen abhängt.

Ich habe darüber bereits ausführlicher in der schon erwähnten Schrift über „Rasse und Judentum" gehandelt und dabei mich auch mit Chamberlain auseinandergesetzt, aus dessen Buch ich unter anderem den Satz zitierte:

„Was jedes Rennpferd, jeder rein gezüchtete Foxterrier, jedes Kochinchinahuhn uns lehrt, das lehrt uns die Geschichte unseres eigenen Geschlechts mit beredter Zunge." (Grundlagen des 19. Jahrhunderts, I., S. 272.)

Sie soll uns lehren, daß Rassenreinheit das Höchste, daß die Rassenvermischung vom Uebel sei. Das heißt, nicht unter allen Umständen. Der Zuchtstall, in dem Chamberlain die Gesetze der Weltgeschichte studierte, zeigte ihm, daß gerade die Kreuzung verschiedener Rassen ein Mittel sein kann, vollkommenere Rassen zu erzielen. Ist aber einmal die Edelrasse erzielt, dann muß sie ängstlich reingehalten werden. Jede weitere Beimischung fremden Blutes wird ihr verderblich.

Woran erkennen wir aber, ob eine Rasse „edler" ist als eine andere? Für den Tierzüchter sind alle Naturrassen „unedel", denn der Organismus jedes ihrer Individuen dient bloß den Zwecken seiner eigenen Erhaltung und Fortpflanzung. Die Haustiere züchtet und hält aber der Mensch nicht um ihretwillen, sondern um *seinetwillen*. Er züchtet sie in einer Weise, daß einseitig einzelne ihrer Eigenschaften aufs stärkste entwickelt werden, die *ihm* nützlich sind, nicht dem tierischen Organismus.

In dieser Einseitigkeit besteht der Adel der künstlich gezüchteten Rasse. Er geht sofort verloren durch Mischung mit anderen Rassen — ebenso auch durch Versetzung in natürliche Bedingungen.

Wir sehen, die Ueberlegenheit der künstlich gezüchteten über die Naturrassen ist eigener Art. Sie sind diesen überlegen in den Eigenschaften, die sie zu einem Ausbeutungsobjekt für den Menschen machen.

Sollte das auch für den Menschen gelten? Sollten auch da diejenigen Rassen die edelsten sein, die sich am leichtesten ausbeuten lassen, am meisten Mehrprodukte für die Ausbeuter schaffen?

Ach nein, beim Menschen soll es sich gerade umgekehrt verhalten. Die edelsten Rassen sollen da diejenigen sein, die am besten das Handwerk des Herrschens und Ausbeutens verstehen; diejenigen Individuen, die zu den Unterworfenen und Proletariern gehören, bezeugen damit, daß sie aus niederen Rassen stammen, das wissen unsere Rassentheoretiker ganz genau.

Woran erkennt man aber, daß eine Rasse mehr oder weniger edel ist? Unwirsch wehren Chamberlain und seine Leute diese Frage ab. Nur der grobsinnige, instinktlose, in „lebloser Objektivität versumperte Intelligenzphilister", wie der bereits zitierte Haiser sich ausdrückt, kann eine derartige Frage stellen. Für den Bierphilister ohne Intelligenz und Objektivität ist sie ganz überflüssig. Was die Rasse kennzeichnet, das kann für ihn keine wissenschaftliche Untersuchung feststellen, das sagt ihm mit größter Untrüglichkeit sein „Instinkt", das „natürliche Gefühl der Unterscheidung von Erhaben und Gemein".

Das bezeugt unseren Rassentheoretikern schon jeder ungebildete Bauer, der genau weiß, ob seine Schweine einer höheren oder niederen Rasse angehören.

Sollen wir in gleicher Weise auch die Menschenrassen unterscheiden? Die erhabensten und edelsten Schweine kennzeichnen sich durch ihre kurzen, schwachen Beine, kurzen Rüssel, unermeßlichen Schmerbauch, blöden Stumpfsinn, hochgradige Verfettung des Herzens und des Gehirnes. Ich zweifle gar nicht, daß unter den Rassentheoretikern und Rassenschützlern solche Figuren nicht selten sein mögen, aber in der Regel ist das Bild, das sie vom Edelmenschen entwerfen, doch ein anderes.

Wenn aber diese Edelmenschen nicht in den Tag hineinschreiben, sondern sich die Dinge ansehen würden, von denen sie handeln, dann würden sie wissen, daß der Landwirt bei der Auswahl seiner Zuchtsäue und überhaupt seines Viehes sich keineswegs auf seinen „Instinkt" verläßt, sondern auf seine und anderer Fachmänner Erfahrungen. An den landwirtschaftlichen Fachschulen ist die Rassenkunde ein eigener Lehrgegenstand, und nirgends kann man die Rassen genauer unterscheiden und ihren Nutzen für bestimmte menschliche Zwecke genauer taxieren als bei den Haustieren.

Bei den Tieren der Wildnis ist die Unterscheidung der einzelnen Rassen nicht immer so leicht möglich, schon wegen der größeren Schwierigkeiten der Beobachtung und wegen der anderen Art ihrer Entstehung. Ihre Unterscheidung in „erhabene" und „gemeine" wäre ganz sinnlos und beschäftigt keinen Naturforscher.

Bei den Menschen wird es um so schwieriger, die Zugehörigkeit der einzelnen zu einer bestimmten Rasse genau festzustellen, je höher ihre Kultur ist, das heißt, je zahlreicher die Wanderungen und die Wandlungen der Umgebung und die Mischung verschiedener Rassen, die ihre Vorahnen durchmachten.

Eine Bewertung der einzelnen Menschenrassen würde erheischen, daß man nicht nur die Rassen genau unterscheidet und ihre Merkmale, sondern auch, daß man die Zwecke, denen das Menschengeschlecht zu dienen hat, genau kennt, denn eine Bewertung, d. h. Feststellung einer Zweckmäßigkeit, setzt einen Zweck voraus, an dem sie gemessen wird.

Alle diese Erwägungen bestehen für die Rassentheoretiker und Politiker nicht, die heute Deutschland und seine Nebenländer erfüllen und namentlich auf seine Gebildeten einwirken, auf ihre Art, Geschichte aufzufassen und zu machen. Um eines der schwierigsten Probleme der modernen Wissenschaft zu lösen, die Feststellung der verschiedenen Rassen, ihrer besonderen Merkmale und Fähigkeiten, genügt ihnen der bloße Instinkt. Und er genügt ihnen auch, um ein unlösbares Problem im Handumdrehen mit größter Bestimmtheit zu lösen: Die Aufstellung einer Stufen-

leiter der größeren Erhabenheit oder Gemeinheit der einzelnen Rassen.

Natürlich müssen sie erst recht als ungehörig die Frage ablehnen, woher dieser merkwürdige Instinkt kommen mag. Er ist ganz einfach da, und damit basta. Der schon erwähnte Dr. Haiser bemerkt:

„Jeder Bauer ist entzückt, wenn er ein edles Roß, Schaf, Rind oder Schwein erblickt und macht einen tiefen Knicks, wenn der Herr Graf vorbeireitet." (Freimaurer u. Gegenmaurer, S. 72.)

Der „edle" Doktor läßt nicht erkennen, ob der Bauer deshalb vor dem Herrn Grafen knickst, weil er ihn unter die aufgezählten „edlen" Rosse, Schafe, Rinder, Schweine einreiht. Vermeint aber Dr. Haiser wirklich, der Bauer halte den Herrn Grafen, obwohl dieser ein großes Tier sein mag, für einen besseren Menschen als er selbst ist? Der Herr Graf mag sich das wohl einbilden, daß der richtige Mensch erst beim Baron anfängt. Wo ist aber noch der Bauer zu finden, der das glaubt?

Hier haben wir die Wurzel des „Instinkts", der den Rassentheoretikern und ihren Anhang verrät, welche Rasse die erhabenste sei: Es ist einfach die Ueberhebung des eigenen Persönchens. Allen diesen Herren und Damen sagt ihr „Instinkt", daß die Rasse, zu der sie selbst sich zählen, die vornehmste in der Welt ist, berufen, die anderen zu knechten und auszubeuten. Es ist bezeichnend, daß sie für diesen ihren Anspruch nichts vorzubringen wissen, als ihren eigenen Instinkt. Eigenlob stinkt.

Dieser „Instinkt" ist nicht einmal etwas Originelles, sondern etwas Uraltes. Seit jeher hat jedes Volk und Völkchen sich selbst für die Krone der Schöpfung gehalten, das taten nicht bloß die alten Griechen, die auf die anderen als „Barbaren" herabsahen, oder die Juden, die glaubten, von Gott auserwählt zu sein. Selbst die armen Eskimos sind derselben Ansicht. Daß es so schlechte Kerle gibt, wie die Weißen, erklären sie dadurch, daß eine Eskimofrau sich einmal mit einem Hunde verging. Die Frucht dieser Verirrung waren die Weißen. Auch eine Rassentheorie, die ebenso gut begründet ist, wie die mancher Vertreter europäischer „Wissenschaft", die annehmen, die dunkelfarbigen Rassen entsprängen dem Umgang zwischen ehrvergessenen Arierinnen und Affen.

Diese Auffassungen alle sind der Ausfluß des gleichen „Instinkts", des primitiven naiven Hochmuts des Menschen, seines „Anthropozentrismus", der ihn glauben läßt, die von ihm bewohnte Erde sei der Mittelpunkt der Welt, das von ihm bewohnte Land der Mittelpunkt der Erde, und um seinetwillen sei alles, was ist, geschaffen worden.

So lächerlich diese ganze Theorie ist, sie hat in Deutschland den Beifall nicht nur desjenigen Teiles der Studentenschaft ge-

funden, dem es bequemer erscheint, durch seine angeblich ererbte Rassenreinheit als durch mühsames Studium zu Amt und Würden zu kommen, sondern auch viele schwer gelehrte Professoren hängen ihr an. Das wird nur erklärlich durch das ungemein weitgetriebene Spezialistentum, das den einzelnen Gelehrten zwar zu einem Beherrscher seines Faches macht, aber zu einem Kind auf allen anderen Gebieten und sogar zu einem recht anmaßenden Kind; denn da er in seinem Fach jeden „Laien" weit überragt, glaubt er alles besser zu verstehen und bildet sich ein, die Menschheit beuge sich ehrfurchtsvoll vor jedem seiner Worte, worüber immer er sprechen möge.

Bei dieser Art der Geschichtsauffassung brauchen wir uns nicht weiter aufzuhalten. Wohl müssen wir aber noch einige Worte einer anderen Geschichtsauffassung widmen, die von großen Kennern der Rassen verfochten wird und sich mit der obenerwähnten des Professors Gumplowicz berührt: Der Auffassung, daß die Rassen des Menschen seit jeher im Kriege zueinander stünden, daß diese Rassenkämpfe den Inhalt der Geschichte bildeten und unvermeidlich seien.

Da haben wir z. B. den schon mehrfach erwähnten Professor Luschan, einen der hervorragendsten und vorurteilslosesten Kenner der Rassenverhältnisse. Die Gobineau-Chamberlainschen Rassenphantasien nimmt er nicht ernst.

In dem schon mehrfach zitierten Vortrag vor dem ersten Rassenkongreß wies er den Versuch zurück, die Menschheit in Tages- und Nachtrassen zu teilen, eine Unterscheidung, die nicht verbessert worden sei dadurch, daß man zwischen diese beiden Arten Rassen noch die „Dämmerungsrassen" einfügte.

In der Einleitung zu seinem letzten Werk schreibt er:

„Das Wort Rasse hat mehr und mehr an Bedeutung verloren und würde am besten ganz aufgegeben werden, wenn es irgendwie durch ein weniger vieldeutiges zu ersetzen wäre. Es ist sicher sehr einfach, von einer schwarzen oder gelben Rasse zu sprechen, oder auch von schwarzen und gelben Rassen — aber es ist völlig unmöglich, diese Begriffe scharf abzugrenzen und z. B. in Innerasien zu sagen, wo die Weißen aufhören und die ‚Gelben' anfangen." (Völker usw., S. 1.)

„Der Begriff ‚Rasse' steht überhaupt nicht fest und wenn wir von Rasse reden oder hören, dürfen wir immer nur an eine mehr oder weniger scharf umgrenzte Gruppe denken, die eine Anzahl von gleichen anatomischen, physiologischen und anderen Eigenschaften gemeinsam haben. Ueber die Anzahl solcher Gruppen oder Rassen nachzudenken, wäre ebenso müßiger Zeitvertreib, als wollte man feststellen, wie viel Engel auf einer Nadelspitze tanzen können." (S. 2, 3.)

Notabene, wenn hier von Rassen die Rede ist, handelt es sich stets um Menschenrassen. Die Rassen der Tiere, sowohl der wilden wie der Haustiere, sind genau festzustellen.

Luschan äußert sich hier indirekt im Gegensatz zu den oben betrachteten Rassentheoretikern. Aber er tritt ihnen auch direkt

ausdrücklich entgegen. Auf S. 25 des oben zitierten Buches erwähnt er die Arbeit eines Professors an der Tulane Universität in New-Orleans über die „Color-Line", die Farbentrennung, in welcher Arbeit dieser Gelehrte eine absolute Trennung von Weißen und Schwarzen verficht. Dazu bemerkt Luschan:

„Im Grunde sind es doch nur poetische Phrasen im Stile von Gobineau oder H. St. Chamberlain."

Und auf Seite 93 betont er:

„Ich fühle mich völlig frei von den teutonischen und pangermanischen Aspirationen eines Gobineau oder Chamberlain."

Und doch bringt es Luschan fertig, die Gegensätze der Rassen, ja den Rassenkampf für eine unbedingte Notwendigkeit zu erklären, und zwar sie nicht etwa als unvermeidliche Uebel zu beklagen, sondern als etwas Herrliches zu preisen.

Am Schluß seines Referates über den anthropologischen Begriff der Rasse vor dem allgemeinen Rassenkongreß erklärte er:

„Die Achtung, die die weißen Rassen anderen Rassen sowie die weißen Rassen sich untereinander schulden, kann nie groß genug sein. Aber das Gesetz der Natur wird niemals erlauben, daß die Schranken der Rassen fallen und selbst die Grenzen der Nationen werden nie aufhören zu bestehen.

Nationen kommen und gehen, aber der Gegensatz der Rassen und Nationen wird bleiben. Und das ist gut so, denn die Menschheit würde zu einer Art Schafherde werden, wenn wir unsere nationalen Ansprüche aufgeben und aufhören würden, mit Stolz und Entzücken nicht bloß auf unsere Industrie und Wissenschaft, sondern auch auf unsere herrlichen Soldaten und glorreichen Panzerschiffe zu sehen. Kleinmütige Leute mögen über die entsetzlichen Kosten der Dreadnoughts jammern. Solange jede Nation in Europa jahraus und jahrein viel mehr Geld für Wein, Bier und Schnaps ausgibt, als für ihre Armee und Flotte, braucht man keine Verarmung durch den Militarismus zu fürchten."

So sprach einer der vorurteilslosesten und gescheitesten deutschen Professoren drei Jahre vor dem Weltkriege. Er hat gerade noch lange genug gelebt, um das furchtbare Unheil mitmachen und verspüren zu können, das die Politik der Begeisterung für herrliche Soldaten und glorreiche Panzerschiffe heraufbeschwor.

Immerhin ist das, was er sagte, noch milde gegenüber dem, was andere seiner Kollegen sich leisteten. Da haben wir z. B. den Professor Sombart. Der verherrlicht den Krieg noch in ganz anderer Weise in seinem Buche: „Händler und Helden" (München 1915):

„Gesagt muß nur werden, daß der Kampf der Staaten untereinander, also der Völkerkrieg, eine unvermeidliche Begleiterscheinung alles Staatenlebens, solange es ein Leben ist, bildet. Die Rechtfertigung des Krieges liegt in der natürlichen Bedingtheit alles Lebendigen, zu dem die Staaten gehören." (S. 81.)

„Weil aber im Kriege erst alle Tugenden, die der Militarismus hoch bewertet, zur vollen Entfaltung kommen, weil erst im Kriege sich wahres Heldentum betätigt, für dessen Verwirklichung auf Erden der Militarismus Sorge trägt: darum erscheint uns, die wir vom Militarismus erfüllt

sind, der Krieg selbst als ein Heiliges, als das Heiligste auf Erden." (S. 88.)

Natürlich verficht auch Sombart die Idee der Herrenvölker:

„Die Idee der Menschheit, also die Humanitätsidee in ihrem tiefsten Sinne kann nicht anders verstanden werden als dahin, daß sie in einzelnen Edelvölkern zu ihrer höchsten und reichsten Auswirkung gelangt."

„Das sind dann jeweils die Vertreter des Gottesgedankens auf Erden: das sind die auserwählten Völker. Das waren die Griechen, das waren die Juden. Und das auserwählte Volk dieser Jahrhunderte ist das deutsche Volk . . . . weil es sich zur heldischen Weltanschauung bekennt, die allein in dieser Zeit den Gottesgedanken auf Erden in sich schließt . . ."

„So wie des Deutschen Vogel, der Aar, hoch über allem Getier dieser Erde schwebt, so soll der Deutsche sich erhoben fühlen über alles Gevölk, das ihn umgibt, und das er unter sich in grenzenloser Tiefe erblickt." (S. 142/143.)

Wie Herr Sombart sich diese „heldische Weltanschauung" und den „Gottesgedanken auf Erden" vorstellt, dafür nur ein Beispiel. Mit Wohlgefallen erzählt er:

„Als die gefangenen Engländer aus der Festung Lüttich abzogen, streckten sie unseren Feldgrauen die Hände entgegen, wie Fußballspieler nach vollendetem Match! Und waren sehr erstaunt, als man ihnen die gebührende Antwort gab: nämlich Fußtritte in einen gewissen Körperteil." (S. 48.)

Wir wollen hoffen, daß die Sache erlogen ist. Wie kamen Engländer dazu, aus der belgischen Festung Lüttich abzuziehen, deren Belagerung fast an demselben Tage begann, an dem England an Deutschland den Krieg erklärte? Und Gefangenenmißhandlung wurde auch im deutschen Heere nicht als etwas Lobenswertes betrachtet.

Bloß einzelnen Rohlingen und einem der feinstbesaiteten unter den deutschen Professoren blieb es vorbehalten, in solchen Gemeinheiten zu schwelgen.

Ueber die Frage, ob der Krieg ein Heiliges, ein Segen für die Menschheit ist, brauchen wir uns heute nicht weiter aufzuhalten. Zu untersuchen aber bleibt die Frage, ob die Kriege eine Naturbasis in unvermeidlichen Rassengegensätzen haben.

Sechstes Kapitel.

Die Gegensätze der Rassen.

Soweit wir in der Geschichte zurückblicken können, stets sind es Organisationen, die Krieg führen — Horden, Stämme, später Staaten. Der isolierte Mensch der Urzeit ist eine Fabel, noch dazu eine schlecht erfundene. Nur als gesellschaftliches Wesen konnte der Mensch sich behaupten und emporkommen. Das Aufkommen der Sprache macht die einzelnen Horden der primitiven Menschen zu geschlossenen Gesellschaften. Es

vermehrt aber auch die Möglichkeiten des bewußten, planmäßigen Zusammenwirkens der Menschen, das heißt die Möglichkeit, sie zu organisieren. Die Organisation wird notwendig für die Produktion, besonders notwendig aber für den Kampf gegen drohende Gegner, seien es Raubtiere oder feindselig gesinnte Organisationen anderer Menschen.

Daß eine kriegführende Organisation mit einer Rasse zusammenfällt, dürfte kaum jemals vorkommen.

Die ursprünglichen Horden sind notwendigerweise sehr klein. Jede umfaßt vielleicht 100—200 Personen, so wie heute noch die Dörfer der Bakairi in Zentralbrasilien, die von den Steinen besuchte (Unter den Naturvölkern Zentralbrasiliens, S. 193). Mehr als 500 werden sie nie ausgemacht haben. Je mehr die Mittel der Beschaffung von Lebensmitteln sowie des Verkehrs verbessert wurden, desto größer konnte ein Stamm werden. Seine Zahl wird aber stets durch die Notwendigkeiten der primitiven Demokratie beschränkt geblieben sein, die eine Repräsentativverfassung nicht kannte. Mehr Männer als eine Volksversammlung unter freiem Himmel umfassen konnte, durfte der Stamm in der Regel nicht zählen. Keine Horde, kein Stamm konnte eine ganze Rasse umfassen, jede Rasse zerfiel in unzählige Horden oder Stämme.

Erst die Ueberwindung der primitiven Demokratie durch den Staat erweitert die Grenzen des Gemeinwesens. Seine Ausdehnung wird von da an nur noch beschränkt durch die Grenze der Macht der herrschenden Klasse. Ist diese äußerst kraftvoll, kann sie ein ungeheures Reich umfassen. Aber auch das größte Reich hat nie vollständig eine Rasse umfaßt, fiel nie völlig mit ihr zusammen. China ist ein ungeheures Gebilde mit etwa 400 Millionen Einwohnern. Dennoch umfaßt es nicht die ganze „gelbe" Rasse. Außer ihm finden wir sie in Japan, Korea, in der Mongolei und in Rußland, Zentralasien, Südostasien (Birma, Siam, Tonkin), sowie in der Türkei, Finnland, Ungarn.

Auch das alte Römische Reich umfaßte nie, selbst nicht zur Zeit seiner größten Ausdehnung, die gesamte weiße Rasse, und ebensowenig ist das dem britischen Imperium gelungen. Dagegen enthält fast jeder dieser Riesenstaaten Bruchstücke verschiedener Rassen.

Nie und nimmer aber war eine Rasse als Gemeinwesen organisiert.

Schon deshalb konnte eine Rasse als solche nie Krieg führen.

Auf die Ursachen, die zu Kriegen führten, haben wir oben schon hingewiesen. Die erste dieser Ursachen war die Verengerung eines bis dahin ausreichenden Nahrungsspielraumes eines Stammes. Das Vorrücken von Gletschern in einer Eiszeit, das Vordringen des Meeres in ein sinkendes Landgebiet, vermehrte Dürre infolge von Hebungen des Bodens, die feuchte Winde abhielten, mochten in einer bestimmten Gegend allmählich im Laufe

von Hunderten von Jahren einen Stamm nach dem anderen zwingen, seine bisherigen Wohnsitze zu verlassen. Andere mochten durch überraschende Katastrophen plötzlich gezwungen werden, auszuwandern, etwa durch Erdbeben, Ueberschwemmungen, Seuchen im Wildstand u. dgl.

Bei dem Fortschreiten der Technik tauchte ein neues Motiv zu Wanderungen auf: Die Zunahme der Bevölkerung, die über ihren gegebenen Nahrungsspielraum hinauswächst, weil die verbesserte Technik die Zahl der Sterbefälle vermindert, die verbesserte Ernährung vielleicht auch die Zahl der Geburten vergrößert.

Das Aufkommen der Arbeitsteilung zwischen den Völkern schafft den Unterschied zwischen wohlhabenden und armen Gemeinwesen und den Drang der letzteren, wo die Gelegenheit günstig, die ersteren zu bekriegen und zu plündern.

Und ersteht endlich der Staat, dann wird damit der herrschenden Klasse in ihm der Drang eingeflößt, das Gebiet ihrer Ausbeutung nach Möglichkeit zu erweitern.

Eine der wichtigsten Funktionen eines jeden Gemeinwesens, sei es klein oder groß, primitiv oder hoch entwickelt, besteht in dem Schutz seiner Mitglieder gegen Vergewaltigung durch andere. Das Gemeinwesen ist nicht nur ein Verband zu gemeinsamer Gewinnung von Nahrung, sondern auch ein Schutzverband. Neben den genannten Kriegsursachen können noch andere auftauchen, Frauenraub, Blutrache, später auch Beraubungen von Kaufleuten. Doch werden Differenzen dieser Art meist gütlich beigelegt, wenn sie nicht durch einen der oben dargelegten Anlässe verschärft werden.

Alle diese Ursachen von Kriegen geben zu Feindseligkeiten zwischen Nachbarn Anlaß. Die Bekämpfung des Nachbarn ist die gewöhnliche Form des Krieges. Mit den Nachbarn kommt man am ehesten in Streit.

Das scheint nicht zuzutreffen für Völker an Seeküsten, sie können sich ihre Gegner auch jenseits des Meeres suchen. Das liegt jedoch keineswegs in ihrem Belieben. Der Seekrieg und überseeische Expeditionen setzen eine hohe Schiffstechnik voraus. Und zunächst können überseeische Expeditionen auch nur den Nachbarn an den nächstgelegenen Küsten gelten. Wo es solche nicht gibt, kommen Seekriege bis ins Zeitalter der Entdeckungen überhaupt nicht auf. Das gilt von den Völkern Amerikas an der Küste der beiden Ozeane, die es bespülen, ebenso wie von den Völkern an der Küste Chinas oder von denen an der Westküste Afrikas, vom australischen Kontinent nicht zu reden.

Andere Bedingungen waren im Mittelmeer gegeben, doch bildete sich die Schiffahrt der Phöniker nur als Küstenschiffahrt längs der Südküste des Mittelmeeres, und die der Griechen eben-

falls als Küstenschiffahrt, noch mehr aber als Schiffahrt von Insel zu Insel in einem mit zahlreichen Inseln überstreuten Seebecken.

Die Seeschiffahrt hebt den Satz nicht auf, daß Kriege in der Regel zwischen Nachbarn ausbrechen und ausgefochten werden. Sie erweitert nur, im Vergleich zu den Landstaaten den Begriff des Nachbarn, der von der Gestaltung des Meeres und der Höhe der Schiffstechnik abhängt. Heute haben die Engländer Nachbarn in allen fünf Weltteilen.

In der Regel ist es bis heute der Nachbar, mit dem man Krieg führt. Und der gehörte bis zum Aufkommen der Riesenreiche und der Seeschiffahrt zumeist zur gleichen Rasse, als Angreifer oder Angegriffener, wie sein Gegner. Allerdings, wenn die Ursache des Krieges eine lang dauernde war und sich auf ein weites Gebiet erstreckte, dann konnte sie, namentlich unter primitiven Zuständen, wo die Menschen noch nicht seßhaft waren, eine Wanderung vieler Stämme gleicher Rasse in ferne Länder herbeiführen, die von einer anderen Rasse bewohnt waren.

In solchen Fällen kam es zu Kämpfen von Stämmen verschiedener Rassen miteinander. Das gleiche trat dort ein, wo die Technik der Seeschiffahrt so hoch entwickelt war, daß sie die Fahrt größerer Menschenmengen nach fernen Küsten ermöglichte, in denen fast immer eine andere Rasse saß.

Endlich konnte seit jeher ein Kampf verschiedener Stämme miteinander dort die Form eines Krieges von Angehörigen verschiedener Rassen miteinander annehmen, wo zwei Rassen aneinander grenzten.

Aber auch in allen diesen Fällen kämpften niemals zwei Rassen geschlossen gegeneinander; und es kämpfte auch unter diesen Umständen ein Stamm, der zu der einen Rasse gehörte, nicht stets bloß gegen Stämme der anderen, sondern mitunter auch, ja stellenweise ebensooft und ebenso erbittert gegen Stämme der eigenen Rasse.

Als die Weißen nach Amerika kamen, fanden sie dort die Rothäute als eine von ihnen streng geschiedene Rasse vor, die seit vielen Tausenden von Jahren ihr eigenes, von den Rassen der alten Welt abgesondertes Dasein führte. Die Weißen verjagten oder versklavten die Ureinwohner: da sollte man glauben, wären die vollkommensten Bedingungen für einen Rassenkampf gegeben gewesen. Mitnichten.

Die Indianer hatten bis zur Ankunft der Weißen zahlreiche Kriege untereinander geführt. Ebenso die Weißen vor der Entdeckung Amerikas. Weder die einen noch die anderen hörten mit diesen Kriegen auf, als der Gegensatz zwischen den Bleichgesichtern und den Rothäuten aufkam. Ihre inneren Kriege wurden durch diesen neuen Gegensatz nur kompliziert, nicht aufgehoben.

Franzosen und Engländer waren während des ganzen 18. Jahrhunderts, wie oft schon vorher, „Erbfeinde“, in Amerika ebenso wie in Europa. Und von den Indianern verbündeten sich die einen mit den Franzosen, um die Engländer loszuwerden. Andere Stämme verfolgten die entgegengesetzte Taktik. Nirgends stand Rasse geschlossen gegen Rasse.

Ebenso in Ostindien, nachdem der Seeweg von Europa dorthin um das Kap der guten Hoffnung erschlossen worden war. Die Weißen kamen, um die Eingeborenen zu plündern, aber sie kamen nicht unterschiedslos als Weiße. Portugiesen, Spanier, Holländer, Engländer, Franzosen kämpften erbittert um das gewaltige Ausbeutungsobjekt und schlugen einander tot, wo sie nur aufeinander trafen. Und die eingeborenen Fürsten Ostindiens hielten es bald mit dieser, bald mit jener der weißen Nationen.

An der afrikanischen Küste wieder war es üblich, daß die weißen Sklavenhändler Neger kauften, die von einzelnen Negerstämmen selbst in Kriegen gegen andere schwarze Stämme gefangen worden waren.

Und wie im Zeitalter der Entdeckungen und der Handelskriege, so im Altertum. Als in den Perserkriegen sich der Osten unter persischer Führung gegen Griechenland wälzte, da hielten die Griechen keineswegs gegen die fremde „Rasse" (die in Wirklichkeit viele Rassen umfaßte) zusammen. Sie blieben untereinander gespalten und feindselig, wie sonst. Ein Teil hielt es mit dem König der Perser.

Und ebenso machten es die Deutschen, „als die Römer frech geworden" waren und nach Deutschlands Norden zogen. Wohl gelang es dem Cherusker Arminius, dem „edlen Recken", die römischen Legionen im Jahre 9 zu vernichten, aber derselbe Armin stand schon im Jahre 17 wieder im Kriege gegen einen anderen Deutschen, Marbod. Und im Jahre 21 wurde er getötet, nicht von „tückischen Welschen“, sondern von höchst biederen, treuen Germanen.

Und wenn wir uns von Europa im Altertum zum fernen Osten in unseren Tagen wenden, so finden wir, daß das „gelbe" Japan, als es soweit erstarkt war, einen Krieg wagen zu können, seine ersten Schläge nicht gegen die Weißen richtete, sondern gegen das stammverwandte ebenso „gelbe" chinesische Reich. Der erste Krieg, mit dem Japan sich als moderne Großmacht ankündigte, war 1894 gegen China. Zehn Jahre später allerdings führte es Krieg gegen eine „weiße" Macht, Rußland. Aber im Bündnisse mit England, das noch viel weißer ist, denn in den Russen fließt eine erhebliche Portion mongolischen und tatarischen Blutes.

Der „Rassenkampf" der „Gelben" gegen die Weißen, die „gelbe Gefahr", der gegenüber die „Völker Europas" ihre „heiligsten Güter“ zu wahren haben, ist nichts als eine wissenschaftlich

schillernde leere Phrase gekrönter und ungekrönter Schwadroneure unserer Zeit. Sie schillert wissenschaftlich deshalb, weil auch bedeutende Gelehrte mit der Vorstellung vom unerläßlichen „Rassenkampf" operieren. Allerdings, ohne seine Notwendigkeit durch etwas anderes beweisen zu können als durch die zwei allerdings unwiderleglichen Tatsachen, daß die Menschen sich in Rassen gruppieren und daß menschliche Gemeinwesen seit undenklichen Zeiten Krieg gegeneinander geführt haben. Die Theoretiker des Rassenkampfes zeigen jedoch nie, wie diese zwei Tatsachen miteinander zusammenhängen.

Warum sollen auch verschiedene Rassen gegeneinander Krieg führen müssen? Worin besteht ihr „natürlicher" Gegensatz?

Gewiß haben manche Rassen Merkmale, die anderen zuwider sind. Das Ideal körperlicher Schönheit der Menschen einer Rasse bildet sich an diesen selbst. Das Ungewohnte wirkt leicht befremdend, ja abstoßend. Und nicht nur unser Gesichtssinn, auch unser Geruchssinn wird mitunter von Angehörigen fremder Rassen beleidigt. Allerdings steht es dabei nicht fest, daß der uns unangenehme Geruch ererbt ist, eine Rasseneigenschaft darstellt, und nicht vielmehr besonderen Gewohnheiten und Nahrungsmitteln entspringt.

Hertz sagt darüber:

„Die unzählige Male vorgebrachte Behauptung, die Neger hätten stets eine eigentümliche, widerliche Hautausdünstung, trifft für die in sozial günstigeren Umständen lebenden Neger Nordamerikas nicht mehr zu. Der Geruch ist, wo er vorkommt, einfach eine Folge der Nahrung und Lebensweise, so wie ja auch bei uns jedermann schon durch die Nase wahrnimmt, ob er sich in einer ‚Armeleutwohnung' befindet. Auch Max Weber bestreitet den Rassengeruch der Neger aus eigener Wahrnehmung entschieden. Im ganzen Mittelalter wurde den Juden ein widerlicher Geruch zugeschrieben. Uebrigens finden viele asiatische Völker, daß die Europäer stinken und man hat dies damit erklären wollen, daß die Europäer infolge ihres starken Fleischkonsums auf die Nasen vorwiegend vegetarisch lebender Völker einen ungewohnten Eindruck machen." (Rasse und Kultur, S. 62.)

Die Max Webersche Wahrnehmung ist auch meine eigene. Ich hatte im britischen Museum öfters Gelegenheit, stundenlang dicht neben studierenden Negern zu arbeiten, ohne auch nur eine Spur von Rassengeruch an ihnen zu bemerken. Anderseits kam einmal in einer Gesellschaft, an der ich teilnahm, die Rede auf den Rassengeruch der Juden. Einer der Anwesenden, ein heute sehr hervorragender Fabrikant und Ehrendoktor, erklärte, er könne jeden Juden am Geruch erkennen. Da sagte ihm seine Nachbarin bedauernd: „da tuts mir sehr leid, daß sie gerade neben mir sitzen müssen", und entpuppte sich als Jüdin, was er nicht ahnte, obwohl er sie schon seit Jahren kannte.

Damit soll natürlich nicht die Möglichkeit geleugnet werden, daß manche Rassen einen besonderen Geruch aufweisen.

Auch ein besonderer Geschmack des Fleisches einzelner Rassen wäre möglich. Von den Krokodilen in manchen Gewässern Südostasiens wird berichtet, daß sie sehr gierig auf Chinesen seien, weniger auf Malayen, dagegen es sich überlegen, ehe sie nach einem Europäer schnappen.

Sollte diese Beobachtung richtig sein, so würde sie natürlich nicht beweisen, daß Europäer von Natur aus für ein Krokodil schlechter schmecken als Chinesen. Auch da kann die Nahrung entscheidend sein. Es wäre schon möglich, daß massenhafter Genuß von Fleisch, Alkohol und Nikotin ein Produkt erzeugt, das einen gavialischen Feinschmecker abstößt. Auch der Mensch zieht das Fleisch von Pflanzen- oder Allesfressern dem reiner Fleischfresser vor.

So unbestimmt alle diese Beobachtungen sind, so ist doch nicht daran zu zweifeln, daß jede Rasse ihre besonderen Eigentümlichkeiten hat, die anderen Rassen fremdartig erscheinen, ja sie mitunter direkt abstoßen.

Selbst die Kunst eines Shakespeare vermag uns schwer die grenzenlose Liebe der Desdemona für Othello glaubhaft zu machen — allerdings besteht die Schwierigkeit nur dann, wenn man den „Mohren" als Neger auffaßt, nicht in dem ursprünglichen Sinne des Wortes Mohr, in dem es die Eroberer Spaniens bezeichnete, die Mauren, von den Spaniern Moros genannt. Sie hatten dort vom 8. bis zum 13. Jahrhundert ein Reich inne, das die höchste Kultur des damaligen Europa repräsentierte. Es waren Araber, zum Teil mit Nordafrikanern, namentlich Berbern gemischt — Jago nennt Othello einmal einen „Berberhengst" — stattliche, schöne Männer auch vom Gesichtspunkte unseres Schönheitsideals aus gesehen. Diese Rasse lieferte große Herrscher und erfolgreiche Kriegshelden, dabei war sie jähzornig und von hochgradiger Eifersucht. Einer ihrer Angehörigen, der als Renegat in christliche Dienste trat, konnte wohl ein romantisches Mädchen bestricken, ein solcher war auch fähig, sie beim geringsten Verdacht zu ermorden.

Die Neger dagegen kamen bis ins vorige Jahrhundert nur als armselige, kulturlose Sklaven nach Europa, ausschließlich zu den niedrigsten Diensten gebraucht. Daß einer von ihnen es jemals erreichte, eine europäische Armee zu kommandieren und zu Siegen zu führen, war ganz undenkbar.

Es klänge auch ganz lächerlich, wollte man Othello nicht den Mohren, sondern den Neger von Venedig nennen.

Kein Zweifel, es gibt Gegensätze der Rassen, die auf angeborenen Eigenschaften beruhen. Aber sie alle reduzieren sich auf ä s t h e t i s c h e Gegensätze, die für die Gestaltung der erotischen Beziehungen zwischen den Rassen von Bedeutung sind, in dem Sinne, daß sie manche erotische Beziehung erschweren oder sie nur zu einer flüchtigen gestalten.

Aber daraus sind noch nie Kriege entstanden. Wie immer die Kriegstechnik wechseln mag, der Krieg war von Anfang an eine fürchterlich ernste Sache, bei der es stets auf Tod und Leben ging. Der Herr eines Söldnerheeres, der nicht selbst sein Leben riskierte, mochte seine Leute aus frivolem Anlaß in den Tod schicken, aber auch ihm drohten fühlbare Verluste, zum mindesten an Macht und Gebiet, wenn er den Krieg verlor. Die Söldnerheere sind jedoch Ausnahmen in der Geschichte.

Mit den Streitkräften der primitiven Stämme, dann den Bürgerheeren und den Aufgeboten feudaler Vasallen konnten Kriege nur geführt werden unter Zustimmung der Kämpfenden. Die zogen in den Tod nur, wenn sichs um Lebensfragen handelte, wenn ungeheuere Interessen auf dem Spiele standen oder zu stehen schienen, wenn Großes zu gewinnen oder zu verlieren war.

Wie sollten derartige Interessengegensätze aus den angeborenen ästhetischen Eigentümlichkeiten der Rassen hervorgehen? Und doch müßte das der Fall sein, wenn der Kampf der Rassen eine Naturnotwendigkeit, noch dazu eine allgemeine, stete Naturnotwendigkeit, die Triebkraft der Geschichte sein sollte.

Das wäre nur möglich, wenn die verschiedenen Rassen von Natur aus in höhere und niedere zerfielen, in solche, die zum Herrschen und solche, die zum Dienen geboren sind. Dann allerdings wäre das Streben jener, diese zu unterjochen, und das Streben dieser, jene abzuwehren, und damit der Kampf der Rassen von Natur aus gegeben.

Siebentes Kapitel.

Höhere und niedere Rassen.

Auch wenn wir annehmen, wie heute die große Mehrheit der Ethnologen tut, daß das Menschengeschlecht nur von einer einzigen Art abstamme, so liegt es doch nahe, anzunehmen, daß die verschiedenen Rassen, in die sich die Art spaltete, unter den verschiedenen Bedingungen ihrer Entwicklung, in die sie gerieten, ihr Erkennungsvermögen, ihre Intelligenz in verschiedener Weise entwickelten, so daß wir Rassen unterscheiden könnten, die von Natur aus geistig leistungsfähiger sind, und andere, die geringere geistige Fähigkeiten aufweisen.

Die Frage, ob dies zutrifft, darf nicht verwechselt werden mit der Frage, ob das Wissen, das einzelne Rassen erlangt haben, höher steht, als das anderer. Daß dies der Fall ist, das lehrt der Augenschein. Darüber bedarf es keiner Untersuchung. Nur wäre es richtiger, hier von *Völkern* zu reden, nicht von *Rassen*. Denn innerhalb derselben Rasse gibt es verschiedene Völker mit sehr verschiedenen Graden von Wissen, ebenso inner-

halb desselben Volkes, wenn dies höher entwickelt ist, verschiedene Individuen mit verschiedenem Wissen.

Von diesem Wissen, das erlernbar ist und daher bei Individuen der gleichen Befähigung sehr verschieden sein kann, reden wir hier nicht, wo wir von der Rasse, also von angeborenen Merkmalen und Fähigkeiten handeln.

Es entspricht nun dem Wesen der Entwicklungslehre, daß wir annehmen, es gäbe von Natur aus geistig tiefer und geistig höher stehende Rassen, nicht im Sinne der oben besprochenen Rassentheoretiker, die von Anfang höhere geistige Anlagen bei den einen, geringere bei den anderen annehmen, sondern im Sinne der Entwicklungslehre. Das wichtigste Organ neben der Hand, durch das sich der Mensch über seine tierischen Ahnen erhob, war das Gehirn. Die Entwicklung des Menschen muß eine Höherentwicklung seines Gehirns nach sich gezogen haben, wie diese dann wieder seine sonstige weitere Entwicklung gefördert haben muß. In der Entwicklung zurückgebliebene Rassen, so sollte man meinen, müssen daher auch ein minder entwickeltes Gehirn aufweisen.

Dabei müßte man allerdings annehmen, daß die Rückständigkeit bloß auf ungünstigen Entwicklungsbedingungen beruhe. Bringe man die zurückgebliebenen Rassen in bessere Bedingungen, würde sich auch ihr Hirn besser entwickeln und schließlich dem der bestentwickelten Völker ebenbürtig werden.

Diese Auffassung stieß nun auf eine Reihe merkwürdiger Tatsachen.

Zu den tiefststehenden Menschen, die wir heute kennen, gehören die Bewohner des australischen Festlandes, „Neuhollands". Sie stehen dem Neanderthalmenschen, dem „Urmenschen" der älteren Steinzeit, in der Kopfbildung am nächsten.

Nun, von einem dieser Urmenschen berichtet Luschan folgendes:

„Ich habe 1914 in Melbourne einen alten Eingeborenen persönlich kennen gelernt, der jeder menschlichen Wahrscheinlichkeit nach keinen Tropfen weißes Blut hatte, aber doch völlig auf der Höhe der modernen Kultur stand, und sich aus Liebhaberei mit Astronomie beschäftigte." (Völker usw., S. 18.)

Man wird meinen, das sei eine Ausnahme, die nichts beweise. Aber dieser Fall ist keineswegs der einzige seiner Art. Peschel berichtete schon vor fünfzig Jahren eine Reihe ähnlicher Erscheinungen bei den Australiern. Er erzählt von einem Australier namens Bungari,

„der in Sidney erzogen wurde, sich auf dem Gymnasium Preise erwarb und ein gutes Latein sprach . . . . Ganz ähnlich erzählte der Hydrograph Neumayer, daß er verirrt am unteren Murray 1861 von den Eingeborenen zu einem nackten Schwarzen geführt wurde, der ihm in sein Taschenbuch in fehlerlosem Englisch die Namen der wichtigsten Oertlichkeiten eintrug, die er zu seiner Heimkehr benutzen sollte. Der schreib-

kundige Australier, damals 24 Jahre alt, war auf einer Missionsschule in Adelaide erzogen worden." (Völkerkunde, S. 156.)

Derselbe Peschel berichtet:

„Ein junger Botokudenknabe wurde von einer brasilianischen Familie in Bahia erzogen, besuchte die Gymnasien, die Universität, erwarb sich das Doktordiplom und praktizierte eine Zeitlang als Arzt in Bahia." (A. u. O., S. 155.)

Und nicht nur von einzelnen Individuen wird solches berichtet:

„Wie überrascht sind wir zu erfahren, daß die Kinder auf der Murray-Insel[1]), die heute von einem Schotten unterrichtet werden, an mathematischer Fähigkeit höher eingeschätzt werden als die Schüler einer durchschnittlichen britischen Schule, trotz der Tatsache, daß die Sprache ihrer Eltern nur Worte für eins und zwei besitzt und drei durch eins-zwei und vier durch zwei-zwei ausdrückt!" (Ch. d. Myers, On the permanence of Racial Mental Differences, in dem schon mehrfach erwähnten Inter-Racial Problems, S. 77.)

Das sind sicher ganz merkwürdige Tatsachen. Sie machen Luschans Satz verständlich:

„Es gibt keine an sich minderwertigen Rassen." (Völker usw., S. 187.)

Das ist nicht seine persönliche Meinung, sondern auch die der hervorragendsten Fachgenossen. So sagt z. B. Luschans Kollege R. Th. Preuß, Professor und Kustos am Museum für Völkerkunde in Berlin:

„Tatsächlich enthalten jene scheinbar dürftigen Fortschritte (der Naturvölker) bereits die Anwendung fast all der Fähigkeiten des Denkens und Fühlens, die unsere Kultur hervorgebracht hat. Der beste Beweis dafür ist, daß bei gleicher Erziehung in gleicher Umgebung unter vollständiger frühzeitiger Loslösung vom Mutterboden die Bildungsfähigkeit einzelner Individuen der Naturvölker im Durchschnitt nicht geringer erscheint als die von Weißen. (Franz Boas, The mind of primitive man, New York 1911, S. 120 usf.) Und den Eindruck derselben natürlichen Intelligenz empfängt auch der Forscher, der längere Zeit enge Fühlung mit den Primitiven unterhält." (Die geistige Kultur der Naturvölker, Leipzig 1914, S. 3.)

Wie ist aber diese Tatsache in Einklang zu bringen mit der Entwicklungslehre? Repräsentieren die Naturvölker nicht den tiefsten, die Kulturvölker den höchsten Stand der Entwicklung der Menschen nicht bloß als Gesellschafts-, sondern auch als Naturwesen?

Es scheint doch, daß dies nicht der Fall ist.

Darauf weist uns außer den eben erwähnten Tatsachen noch eine andere Erscheinung hin, die Entwicklung der S p r a c h e.

Wir müssen annehmen, daß die menschliche Sprache sich aus einigen wenigen Naturlauten entwickelt hat, teils Empfindungslauten, teils Imperativen, Aufforderungen an die Genossen, etwas zu tun, die etwa andeuteten: kommt, helft, flieht, paßt auf usw. Erst langsam kann sich der Wortschatz vermehrt und können sich

---

[1]) Bei Neuguinea. K.

verschiedene Formungen desselben Wortes zur Kennzeichnung verschiedener Verhältnisse desselben Gegenstandes oder Vorganges gebildet haben. Von vornherein müßte man also annehmen, daß die Sprachen der höchstentwickelten Völker die reichsten an Worten und Formen sind, daß sie um so ärmer werden, je weiter in der Kultur wir zurückgehen.

In Wirklichkeit findet das strikte Gegenteil statt. Es ist geradezu unglaublich, welche Fülle an Worten und Formen die Sprachen der primitivsten Völker aufweisen:

„Je tiefer eine Sprache steht“, sagt Lazarus Geiger, „um so mehr enthüllt sie uns von einem urweltlichen Reichtum, den man aufs höchste bewundern muß und der ungeahnte, bei unentwickelten Völkern wahrhaft staunenerregende Feinheiten des Ausdruckes gestattet.“ (L. Geiger, Ursprung und Entwicklung der menschlichen Sprache und Vernunft, Stuttgart 1868, I., S. 376. Nicht zu verwechseln mit desselben Autors Buch: Der Ursprung der Sprache, Stuttgart 1869.)

Nur eines unter den zahlreichen Beispielen, an denen Geiger das Gesagte illustriert, sei hier vorgeführt:

„Auf dem Kontinent von Australien finden wir außer der schon geschilderten übermäßigen Entwicklung der Pronomina den Dual[1]) noch mit einem wahrhaft absonderlichen Luxus ausgestattet: es gibt nämlich (wie man diese wunderlichen Formen nennen könnte) einen Vater-, einen Bruder-, einen Gatten-, und einen Schwager-Dual . . . . . . ‚Wir beide‘ heißt zwischen Geschwistern und Freunden ngali, zwischen Eltern und Kindern, Neffe und Onkel usw. ngala, zwischen Gatten oder Liebenden ngannitsch, zwischen Schwägern ngannama. Ebenso heißt ‚Ihr beide‘ niubal, aber im Liebesdual niubin; ‚Sie beide‘ bula, aber von Vater und Sohn bulala, von zwei Gatten bulani. Diese Sprache hat also den Scherz du Ponceaux's, den er gegen den griechischen Dual vorgebracht hat, ‚man könnte glauben, er sei nur für Liebende und Eheleute erfunden‘, zur Wirklichkeit gemacht und noch überboten.“ (Ursprung der Sprache, I., S. 385.)

Schon vor Geiger hat Max Müller auf dieselbe Erscheinung hingewiesen.

„Die alten Sprachen besitzen für alle Dinge eine Fülle von Bezeichnungen. Irgendein Merkmal, das dem Geiste des Beobachters als besonders charakteristisch auffiel, wurde gar zu leicht zum Lieferanten eines neuen Namens. In gewöhnlichen Sanskrit-Wörterbüchern findet man fünf Wörter für Hand, elf für Licht, fünfzehn für Wolke, zwanzig für Mond, sechsundzwanzig für Schlange, dreiunddreißig für Gemetzel, fünfunddreißig für Feuer, siebenunddreißig für Sonne.“ (Max Müller, Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache, Leipzig 1866, I., S. 337.)

Müller meint, die fortschreitende Verarmung der Sprache sei die Folge eines Kampfes.

„auf Leben und Tod zwischen diesen Wörtern, der zur Vernichtung der weniger starken, weniger glücklichen und fruchtbaren Wortformen führte und mit dem Triumph eines einzigen, als des anerkannten und eigentlichen Namens für jedes Ding in jeder Sprache führte.“ (a. a. O.)

---

[1]) Neben dem es noch einen Trial gibt. K.

Dieser Prozeß, sagt er, lasse sich heute noch bei jüngeren Sprachen beobachten, wie dem Englischen und Französischen. Dem ist jedoch die Tatsache entgegenzuhalten, daß bei den jüngeren Sprachen, deren Veränderungen man noch beobachten kann, es gerade nicht die ausdruckslosesten Worte sind, die verschwinden. Der Dialekt ist in der Regel ausdrucksvoller als die spätere Schriftsprache, die Dichter begnügen sich oft nicht mit dieser, sondern schöpfen neben ihr aus dem Dialekt.

Vor allem erklärt aber der Müllersche Kampf ums Dasein der Wörter in keiner Weise das Verschwinden ausdrucksvollerer Wortformen wie des Duals, des Trials usw.

Was Geiger, wie oben zitiert, über die verschiedenen Dualformen der Australier bemerkt, galt noch vor weniger Zeit von den Deutschen.

„Für die Deutschen sind, wie Steinthal bemerkt, die schönen Zeiten vorüber, wo wir noch sagten: ‚je zweene' für ein Männerpaar, ‚je zwo' für ein Frauenpaar, ‚je zwei' für ein Kinderpaar oder für Mann und Frau zusammen." (Peschel, Völkerkunde, S. 131.)

Das Verschwinden der ersteren zwei Formen kann doch nicht darauf zurückzuführen sein, daß sie nicht ausdrucksvoll genug sind.

Ebensowenig wie die Müllersche vermag die Geigersche Erklärung der fortschreitenden Armut der Sprachen zu befriedigen. Er führt im Anschluß an die Feststellung des „urweltlichen Reichtums" der Sprachen aus:

„Man sollte glauben, die Sprache entwickle sich nicht nur unabhängig von der Vernunft, sondern sie stehe sogar zu ihrer Ausbildung in umgekehrtem Verhältnis. Aber bei schärferer Untersuchung werden wir überall finden, daß solche bevorzugte Triebe in dem Wachstum der Sprache gerade diejenigen nicht sind, die in der zu endgültigem Siege bestimmten Form der Vernunft ihre Stelle finden. Sie sind Seitenbahnen, die die Entwicklung eingeschlagen hat, die dieselbe von ihrem wahren Ziel ablenken und verlassen werden müssen, wenn das höchste Menschliche erreicht und geleistet werden soll." (Ursprung der Sprache usw., I., S. 377.)

Diese ganze Darlegung fällt ins Wasser, sobald wir bekennen, nicht zu wissen, welche die „zu endgültigem Siege bestimmte Form der Vernunft" und welches „das wahre Ziel der Entwicklung" ist.

Am nächsten der Wahrheit dürfte die Erklärung kommen, die Levy-Brühl in seinem Buch über „Das Denken der Naturvölker" vorbringt.

Er gibt zahlreiche Beispiele der unendlichen Fülle der primitiven Sprachen. Und doch erschöpft ihr Reichtum an Wörtern und Formen nicht die Mittel der Verständigung bei den Wilden. Es kommt hinzu noch eine höchstentwickelte Gebärdensprache. Sie sprechen nicht nur mit dem Mund, sondern auch mit den Händen, und, darf man hinzufügen, auch mit den Augen. Doch

vermag die Sprache der Augen wohl sehr eindrucksvoll zu sprechen, aber keine große Verschiedenheit von Vorstellungen zur Darstellung zu bringen. Anders die Hände. Sie können überraschend viel Begriffe anschaulich machen.

Levy-Brühl sagt von der Gebärdensprache:

„Es handelt sich um eine wahrhaftige Sprache, die ihr Lexikon, ihre Formen, ihre Syntax hat . . . . Man kann auf ihren Reichtum aus der Tatsache schließen, daß Indianer von zwei verschiedenen Stämmen, von denen keiner ein Wort der mündlichen Sprache des anderen versteht, einen halben Tag mit Plaudern und Schwätzen verbringen können, indem sie einander alle Arten von Geschichten durch Bewegungen ihrer Finger, ihrer Köpfe, ihrer Füße erzählten." (Das Denken der Naturvölker, S. 135.)

Also nicht nur die mündlich gesprochenen Sprachen sind verarmt, es ist auch fast die ganze Gebärdensprache verloren gegangen, dieses Esperanto der Vorzeit, das heute für alle internationalen Kongresse und alle internationalen Verhandlungen notwendig wäre.

Woher dieser anscheinende Rückschritt? Deshalb, weil die Funktion der Sprache sich gewandelt hat.

Der Urmensch ist ein scharfer Beobachter, er sieht alle Details, alle ihre Zusammenhänge, soweit sie mit seinen primitiven Hilfsmitteln erkennbar sind. Aber die Kunst des Abstrahierens ist bei ihm noch wenig entwickelt. Er sieht nur das Besondere, nicht das Allgemeine. Er hat Worte für jede Einzelheit, keine für allgemeinere Begriffe.

„Unsere Absicht, sagt Gatschet, ist die, genau, präzis zu reden; die des Indianers ist, zeichnend, schildernd zu reden; wir ordnen nach Klassen, er individualisiert." (Zitiert bei Levy-Brühl, a. a. O., S. 142.)

Dieser Funktionswandel der Sprache hängt offenbar zusammen mit einer Veränderung in der Art des Gedankenlebens, die ihrerseits wieder bedingt wird durch die Fortschritte der Technik.

Jeder derselben erweitert den Gesichtskreis des Menschen, erschließt ihm neue Zusammenhänge, die ihn beschäftigen und nach kausaler Erklärung verlangen. Wo sich solche nicht ohne weiteres in nüchterner Weise ergeben, wird die Phantasie zu Hilfe genommen, die durch jede neue Erscheinung aufs mächtigste angeregt wird. Kunst und Mystik werden stark entwickelt, sie gedeihen miteinander.

Aber daneben nimmt doch auch das positive Wissen zu, und vermehrt sich andererseits der Wissensstoff in einer Weise, daß er immer dringender einer Ordnung bedarf und die Widersprüche zwischen der gedachten und der wirklichen Welt und die Widersprüche zwischen den einzelnen Gedankenschöpfungen immer krasser werden. Das Bedürfnis nach Klassifikation und Abstraktion, sowie nach Aufdeckung und Ueberwindung von Widersprüchen im Denken, also nach Kritik, wird immer leb-

hafter, die Apparate der Kritik und der Abstraktion werden immer vollkommener.

Andererseits führt der technische Fortschritt dazu, daß die Menschen weniger abhängig von der Natur werden, namentlich in den Städten, daß sie es immer weniger notwendig haben, sie zu Zwecken des Alltags zu beobachten. Die einfache, sinnliche Naturbeobachtung des gewöhnlichen Menschen geht immer mehr zurück, an ihre Stelle tritt immer mehr die Beobachtung einzelner Spezialisten zu wissenschaftlichen Zwecken mit Apparaten, die die Sinne verstärken.

Alles das wirkt dahin, daß der Fortschritt der Kultur mehr das wissenschaftliche und das nüchterne Denken fördert, als das künstlerische Empfinden und Beobachten.

Ein Reflex dieses Prozesses liegt in der Wandlung der Sprache vor. Die Kultursprachen, die Schriftsprachen, sind den Zwecken der Wissenschaft, aber auch der Politik und des Geschäftslebens sehr gut angepaßt. Dem Dichter genügen sie nicht. Er sieht sich immer wieder genötigt, um eindrucksvoller und anschaulicher zu werden, die Schriftsprache durch Dialektwendungen zu erweitern.

Diese Wandlung im Prozeß des Denkens scheint uns die plausibelste Erklärung der Verarmung oder Vereinfachung der Sprache bei fortschreitender Kultur zu sein — ein Vorgang, der sein Gegenstück in der Verarmung der Natur durch die fortschreitende Kultur findet, die auch an Stelle der unendlichen Mannigfaltigkeit wilder Formen die Eintönigkeit einiger weniger Kulturpflanzen und Haustiere setzt.

Wie immer aber man sich den Gang der Entwicklung der Sprache erklären mag, an der zu erklärenden Tatsache selbst ist nicht zu zweifeln, an der im Vergleich zu den Schriftsprachen der Kulturvölker überraschenden Formenfülle der Sprachen der Naturvölker. Dabei ist es gar nicht anders möglich, als daß die Sprache aus einigen wenigen primitiven Lauten hervorging und langsam im Laufe der Entwicklung zu ihrer Fülle anwuchs. Die Dauer dieses Entwicklungsprozesses muß eine ungeheuer lange gewesen sein, er mag Millionen von Jahren gedauert haben. Aber wie lange er auch war — alle Völker, die heute existieren, auch die tiefststehenden der sogenannten Naturvölker, haben ihn hinter sich.

Nichts irriger als zu meinen, der Unterschied zwischen diesen tiefstehenden Völkern und den höchststehenden der heutigen Kulturvölker umfasse die ganze Spanne menschheitlicher Entwicklung von ihrem Ausgangspunkte an bis zu ihrem bisher erreichten höchsten Gipfel. Die hohe Ausbildung der Sprache auch bei den rückständigsten der heute noch existierenden Völker bezeugt, daß sie alle eine ungeheure Arbeit kulturellen Aufstieges hinter sich haben, eine Arbeit, die ihre geistigen Kräfte so hoch entwickelte,

daß das, was die weitere Kulturentwicklung an erblich werdenden geistigen Anlagen noch hinzufügen mochte, unbedeutend blieb und nicht ausreichte, in den Kulturvölkern eine dauernde Ueberlegenheit an Geisteskräften gegenüber den Naturvölkern zu begründen.

Achtes Kapitel.

Denkvermögen und Klasse.

Gegen die Annahme, daß die Kulturvölker gegenüber den Naturvölkern keine angeborenen höheren Fähigkeiten aufweisen, erhebt sich nun ein schweres Bedenken.

Die Art des Denkens im Stadium höherer Kultur ist, wie wir bemerkt eine andere als in den vorhergehenden Stadien, was im Wandel des Charakters der Sprache zum Ausdruck kommt. Eine Aenderung der Funktion eines Organs muß aber auch dieses selbst abändern. Wie sollte es da möglich sein, daß das Denkorgan bei den Kulturvölkern nicht von dem der Naturvölker erheblich verschieden ist? Muß nicht der Mensch der hoch entwickelten Kultur mit einem ganz anders ausgestatteten Denkapparat geboren werden als die Wilden, da ja eine Reihe seiner Vorfahren bereits in ihrem Denken Tätigkeiten vollzogen, zu denen sich beim primitiven Menschen nicht einmal Ansätze finden?

Diese naheliegende Erwägung wird durch mehrere Momente hinfällig gemacht: die Kürze des Zeitraumes, in dem ein Volk bisher als Kulturvolk leben konnte, und die Scheidung der Klassen und der sozialen Funktionen der Geschlechter innerhalb der Kulturvölker.

Die hohe Vollendung der Sprache, die wir bei den Wilden antreffen, bezeugt, welch ungeheuerer Zeitraum verflossen sein muß, bis diese aus dem Stadium der ursprünglichen Sprachlosigkeit zu ihrem jetzigen Zustand gelangten. Ein Zeitraum, den genau abzumessen unmöglich ist, von dem aber anzunehmen ist, daß er mindestens nach Hunderttausenden, vielleicht Millionen Jahren zählt.

In dieser riesig langen Periode haben sich die Sprachen und mit ihr das Denkorgan des Menschen zu der Höhe entwickelt, die wir heute an ihnen beobachten.

Niemand und nichts ist erhalten, um uns von diesem Zeitraum Zeugenschaft abzulegen. Selbst die tiefststehenden der heutigen Völker, die vielfach den Anfang des menschlichen Aufstieges zu repräsentieren scheinen, sind weit entfernt von der Niederung, von der er ausging, stellen hohe Gipfel dar, wenn auch nicht Mount Everests, so doch Montblancs.

Der Zeitraum der höheren Kulturentwicklung seit dem Stadium der Barbarei, derjenige, der das umfaßt, was wir heute

als die Menschheitsgeschichte betrachten, war dagegen ein recht kurzer. Brauchte die Menschheit Hunderttausende, vielleicht Millionen von Jahren um zur Höhe der heutigen Wilden zu gelangen, so zählt das Stadium der höheren Kultur, das man als Zivilisation bezeichnet — wir werden davon noch handeln — bisher im besten Falle nach Tausenden von Jahren für ein einzelnes Volk.

Wohl ist das Alter der Zivilisation überhaupt ein bedeutend höheres. Es erscheint, ebenso wie das des Menschengeschlechts um so größer, je mehr Ueberreste der Vorzeit aufgedeckt werden.

Schon im Jahre 4241 vor unserer Zeitrechnung besaßen die Aegypter einen Kalender, der sich im wesentlichen bis heute erhalten hat, mit seinem Sonnenjahr von 365 Tagen. Sie müssen schon Jahrtausende vorher die Anfänge höherer Kultur besessen haben, um zu einer solchen Lösung fähig zu werden. Wir können also den Zeitraum der höheren Kultur auf etwa 10 000, vielleicht sogar 20 000 Jahre veranschlagen.

Aber kein einziges Volk ist so lange ununterbrochen einer höheren Kultur teilhaftig gewesen. Ihr Sitz wanderte von einem Volk zum andern, was unbegreiflich wäre, wenn der Besitz der Kultur besonderen Rassen vorbehalten wäre, die ein Monopol auf sie hätten.

Die germanischen Völker, denen heute dieses Monopol zugesprochen wird, natürlich nur von ihnen selbst, sind der Zivilisation nicht viel mehr als ein Jahrtausend lang teilhaftig, also etwa dreißig Generationen. Das ist ein kurzer Zeitraum für die Abänderung eines Organs durch einen veränderten Gebrauch desselben, und zwar zu einer Abänderung, die so tief geht, daß sie das Keimplasma beeinflußt und erblich wird.

Schon deshalb ist es also durchaus nicht zu verwundern, wenn bei den Kulturvölkern ein höheres erbliches Denkvermögen als bei den zurückgebliebenen Völkern nicht konstatiert werden kann.

Noch wichtiger erscheint aber in dieser Beziehung folgendes:

Das, was wir höhere Kultur oder Zivilisation nennen, bildet sich gleichzeitig mit dem Staate und der Herrschaft der Klassen. Unter diesen Bedingungen wird jedes Volk geschieden in eine ausbeutende Minderheit und eine ausgebeutete Mehrheit. Diese hat den Lebensunterhalt für jene zu liefern, muß dadurch viel mehr von ihrer Lebenszeit auf mechanische Arbeit verwenden, als sie brauchte, wenn sie für sich allein schaffte. Gleichzeitig aber wirkt der Fortschritt der Technik dahin, die Arbeit für den einzelnen immer einförmiger zu gestalten.

Der Wilde muß alles zu machen verstehen, was zu seiner und seiner Gesellschaft Erhaltung erforderlich ist. Eine Arbeitsteilung, außer zwischen Mann und Weib kennt er nicht. Das macht seine Arbeit wenig ergiebig, aber unendlich mannigfaltig, liefert seinem

Geist jeden Moment ein anderes Problem, über das er nachdenken muß.

Die Arbeitsteilung, die schon früh einsetzt, hat die Tendenz, das Arbeitsgebiet des einzelnen einzuengen und damit auch die Aufgaben, die dem einzelnen gestellt werden, einförmiger zu gestalten. Dies wird jedoch einerseits dadurch wett gemacht, daß mit dem Wachsen der Produktivität der Arbeit die Bedürfnisse des Menschen wachsen und mannigfaltiger werden, der Gesichtskreis der einzelnen Gesellschaften sich ausdehnt und das Wissen mannigfaltiger wird. Andererseits dadurch, daß bei wachsender Produktivität der Arbeit der Mensch die Möglichkeit hat, wenn er auf eine entsprechende Steigerung seiner Bedürfnisse verzichtet, die notwendige Arbeitszeit einzuschränken, das heißt, die Zeit, die er zur Befriedigung seiner Bedürfnisse aufwenden muß. Er gewinnt damit Muße und die Möglichkeit, seinen Geist mit den verschiedensten freigewählten Problemen zu beschäftigen und dadurch zu entwickeln.

Dieser Prozeß wird unterbrochen durch die Bildung der Klassen. Sobald für einen Teil eines Volkes die Möglichkeit ersteht, dadurch zu leben, daß er den anderen Teil zwingt, ihm den Ueberschuß seines Arbeitsproduktes über sein Existenzminimum hinaus abzugeben, ersteht damit auch der Drang, diesen Ueberschuß zu steigern, das heißt, die Arbeitszeit der arbeitenden Klassen auszudehnen. Von da an wird der Fortschritt der Technik für das Geistesleben der arbeitenden Klassen immer verhängnisvoller.

Seine Tendenz, die Arbeit immer monotoner zu gestalten und damit den Geist zu veröden, wird für die arbeitenden und ausgebeuteten Klassen nun nicht mehr durch die Gegentendenzen paralysiert, auf die wir eben hinwiesen. Diese geisttötende Tendenz erfährt vielmehr noch eine stets wachsende Verschärfung dadurch, daß die Arbeitszeit für diese Klassen von da an immer mehr ausgedehnt wird.

Das gilt schon für die Bauern, namentlich die unfreien unter ihnen, und viele städtische Handwerker. Ihren Höhepunkt erreicht diese Tendenz im Proletariat der kapitalistischen Industrie.

Das äußert sich auch in der Sprache. Wir haben gesehen, daß der Fortschritt des abstrakten Denkens zu ihrer Verarmung führt. Noch mehr aber wirkt dahin die Einengung des Gesichtskreises der arbeitenden Bevölkerung in der Klassengesellschaft.

Shakespeare schrieb seine Dramen mit 15000 Wörtern.

Dagegen

„hat ein Landgeistlicher (in England) die sehr zuverlässige Angabe verbürgt, daß einige Taglöhner in seinem Kirchensprengel noch nicht 300 Wörter in ihrem Wörterbuch hätten.“ (Max Müller, Wissenschaft d. Sprache, I., S. 227.)

Die Sprachen der Wilden waren reicher als die Kultursprachen und jeder einzelne Wilde war ihres ganzen Reichtums mächtig.

Die Zivilisation reduziert die arbeitenden Klassen auf den Besitz eines kleinen Bruchteiles der nationalen Sprache.

Diese Verengung des Gesichtskreises, die größere Monotonie des Lebens, des Mangels an starken, wechselnden Eindrücken trägt wohl auch dazu bei, daß die Kraft des Gedächtnisses in der Kultur die Tendenz hat, schwächer zu werden.

Levy-Brühl hat davon ausführlich gehandelt.

„Wir müssen darauf gefaßt sein, das Gedächtnis bei den Primitiven außerordentlich entwickelt zu finden. Es stimmt dies tatsächlich mit den Berichten der Beobachter überein . . . . . ‚Ihr Gedächtnis ist in jeder Beziehung phänomenal', sagen Spencer und Gillen von den Australiern . . .

„W. E. Roth betont auch die ‚wunderbare Kraft des Gedächtnisses' der Eingeborenen Queenslands (Australien). Er hat sie ‚eine Reihe von Gesängen rezitieren gehört, deren vollständige Wiedergabe im ganzen mehr als fünf Nächte erforderte . . . . . Und die Tatsache erscheint noch fabelhafter, wenn man bedenkt, daß diese Gesänge in einer Sprache abgefaßt sind, die denen, welche sie aufsagen, gänzlich unbekannt ist. . . .
Die Reden werden sehr genau wiedergegeben; ich habe mich dessen versichert, indem ich dieselben corrobories (Gesänge, K.) dort gesammelt habe, wo sie von Stämmen ausgeführt wurden, die andere Sprachen hatten und mehr als hundert Meilen von den anderen entfernt wohnten." (Das Denken der Naturvölker, S. 87/88.)

„Eine besonders bemerkenswerte Form dieses bei den Primitiven so entwickelten Gedächtnisses ist die, daß sie die Bilder der Gegenden, durch die sie gekommen sind, bis in die geringfügigsten Einzelheiten aufbewahren und infolgedessen befähigt sind, ihren Weg mit einer den Europäer verblüffenden Sicherheit zurückfinden.

Dieses topographische Gedächtnis streift bei den nordamerikanischen Indianern ans Wunderbare." (S. 88.)

Das gleiche wird auch von den Afrikanern, den Feuerländern, den Naturvölkern Brasiliens berichtet.

Die Schwächung der Kraft des Gedächtnisses durch den Fortschritt der Kultur ist wohl zum Teil durch das Aufkommen der Kunst des Schreibens verursacht worden. Wenn alles Bemerkenswerte aufgezeichnet wird, braucht man es nicht im Kopfe mit sich herumzutragen. Man braucht sich bloß zu merken, wo man die betreffende Aufzeichnung zu suchen hat. Die ungünstige Wirkung dieses Vorganges auf das Gedächtnis wird offenbar nicht genügend dadurch aufgewogen, daß gleichzeitig die Menge der für uns bemerkenswerten Erscheinungen durch die Fortschritte der Technik, des Verkehrs, ja durch die Anhäufung des schriftlich aufgezeichneten Stoffes ungeheuer wächst.

Die Masse der arbeitenden Menschen in der Klassengesellschaft wurde indes bis vor kaum einem Jahrhundert — drei Generationen! — mit Lesen und Schreiben ebensowenig geplagt, wie die Wilden. Wenn ihre Gedächtnisschärfe abgenommen hat, ist dies sicher der zunehmenden Einförmigkeit ihrer Erwerbsarbeit und der Ausdehnung der täglichen Arbeitszeit zuzuschreiben.

Doch bleibt die Einförmigkeit auf den Produktionsprozeß nicht beschränkt, sie ergreift auch die Produkte. Der technische Fortschritt bedeutet Massenproduktion, seine Vollendung ist die Produktion durch die Maschine.

Bei primitiver Produktion arbeitet der einzelne mit wenigen Werkzeugen allein oder mit einigen Genossen nach seiner Weise, seinem Bedürfnis, für sich, die Familie, die Arbeitsgenossen. Und jede Horde, jeder Stamm, jede Gemeinde arbeiten für sich in ihrer Art. Da gibt es eine Fülle von Trachten, Schmuckgegenständen, Baustilen. Jedes Gerät, jedes Werkzeug, jedes Möbelstück ist eigenartig gestaltet. Die fortschreitende Kultur bringt die Massenproduktion, die Produktion weniger Typen für die ganze Welt.

Auch diese Verarmung der Formen industrieller Produktionen geht ebenso wie die schon erwähnte Verarmung der Natur an Formen, Hand in Hand mit der Verarmung der Sprache. Jede dieser Vereinfachungen bedeutet eine zunehmende Oekonomisierung an Zeit und Kraft. Die Kultursprachen mit ihren abstrakten Bezeichnungen gestatten eine raschere Verständigung, sind auch leichter zu erlernen, als die umständlichen, jedes Detail berücksichtigenden Formen der primitiven Sprachen. Die ökonomische Bedeutung der Produktion weniger Typen an Stelle individualisierender Produktion ist bekannt.

Aber der Geist wird durch die Monotonie der Massenproduktion und die zunehmende Monotonie der Natur sicher weniger angeregt, als durch die ungeheure Mannigfaltigkeit der Produkte der Handarbeit.

Bei den ausbeutenden Klassen kann diese den Geist lähmende Wirkung der Massenproduktion aufgehoben werden durch künstlerischen Luxus, der nicht von ökonomischen Motiven beherrscht wird, sowie durch Reisen in fremde Gegenden. Den arbeitenden Klassen steht diese Kompensation nicht zu Gebote. Für den Fabrikarbeiter besteht die Umwelt, in der er lebt, in der kahlen Fabrik, dem kahlen Wirtshaus und einem noch kahleren „Heim", das vielfach nichts ist als ein Strohsack in einem finsteren Loch.

Engels und Marx und noch so mancher andere haben erschütternde Belege dafür vorgebracht, wie die Daseinsbedingungen des Fabriksproletariers seinen Geist lähmen. Er steht oft nicht nur nicht über den Wilden, er kann tief unter ihnen stehen.

Zum Glück sind die ausgesprochensten Erscheinungen dieser Art zu jung, als daß sie vermocht hätten zu vererblichen Merkmalen zu werden und eine neue Rasse von Untermenschen zu bilden. Die geistige Kraft des Proletariats ist unversehrt geblieben. Sie konnte sich freilich unter den Daseinsbedingungen des Kapitalismus nur wenig entfalten. Doch hat die Arbeiterschaft bereits begonnen, sich neue Möglichkeiten geistiger Betätigung zu erringen. Nicht durch Aenderung der Produktionstechnik,

die wird fortfahren, monoton zu sein und womöglich noch monotoner zu werden. Aber durch die Verkürzung des Arbeitstages und durch rationelle Ausnutzung der gewonnenen freien Zeit. Einerseits durch Rückkehr zur Natur, das heißt, durch Wiedergewinnung vieler der Anregungen, die den Geist des Wilden bildeten. Nicht aller Anregungen, denn die Natur ist verarmt. Andererseits aber durch Anteilnahme an den geistig hebenden Wirkungen der Kultur, die den arbeitenden Massen bisher vorenthalten blieben. Die primitive Demokratie war auf den Stamm oder die Gemeinde beschränkt. Die moderne Demokratie zwingt die arbeitenden Klassen, sich mit den Problemen eines umfangreichen Staates, ja mit denen der Welt zu beschäftigen.

Und der Wilde war wohl ein ungemein scharfsichtiger Beobachter der Natur, aber nur seine Sinne standen ihm dafür zu Gebote und sein Beobachtungsgebiet war das Jagdrevier seines Stammes. Wie ungeheuer dagegen die Behelfe der Beobachtung für die heutige Naturwissenschaft und wie riesenhaft der Umfang ihres Beobachtungsgebietes!

Das kämpfende Proletariat ist daran, für sich und die arbeitenden Klassen überhaupt die Möglichkeit der Anteilnahme an dieser Erhöhung des Geisteslebens zu erringen. Das ist eine seiner wichtigsten historischen Aufgaben, ebenso wichtig, wie die Umgestaltung des Produktionsprozesses durch dessen Sozialisierung. Beide Aufgaben sind auf das engste miteinander verbunden.

Es ist ein großer Fehler der meisten der bisherigen Agrarpolitiker des Sozialismus, daß sie diesen Umstand nicht beachten, stets nur untersuchen, welche Form und Größe des Betriebes am meisten Produkt pro Hektar Boden liefert, ohne zu beachten, welchen Arbeitsaufwand dieses Produkt erfordert und ohne zu fragen, welche Betriebsart am meisten erlaubt, den Bearbeiter des Bodens von seiner Fron zu entlasten und an höherer Geistesarbeit teilnehmen zu lassen.

Die Agrarpolitiker der Sozialdemokratie werden aber schließlich gezwungen sein, diesem Gesichtspunkt Rechnung zu tragen. Denn je größer die Macht des Proletariats in den Städten, je ausgedehnter die Muße, die es erkämpft und mit höherem Geistesleben ausfüllt, um so mehr muß der Gegensatz zwischen ländlicher Ueberarbeit, Monotonie und Roheit und städtischer Reduzierung der notwendigen Arbeit, Teilnahme an den mannigfaltigsten Eindrücken von Weltwirtschaft, Weltpolitik, Wissenschaft und Kunst und damit verfeinerter Bildung anwachsen. Um so unaufhaltsamer muß die Abwanderung vom Lande werden, die vor dem Kriege schon gewaltige Dimensionen annahm, durch den Krieg und seine Folgen dann vorübergehend gehemmt wurde, aber in verstärktem Maße wieder einsetzen muß, wenn die Kriegsfolgen überwunden sind und ein Zustand dauernden Friedens und wachsender Macht

des Proletariats die Mittel und die Möglichkeiten vermehrt, seine Arbeitsqual immer mehr einzuschränken.

Dann wird die Frage von aktuellster Bedeutung werden, welche Betriebsgröße auf dem Lande es am ehesten gestattet, den Arbeitern der Landwirtschaft dasselbe Maß von Freiheit und Kultur zugänglich zu machen, das die Arbeiter der Industrie bereits errungen haben. Nur wenn es gelingt, diese Frage zu lösen, wird es möglich sein, größere Arbeitermassen bei der Landwirtschaft festzuhalten und deren rationellsten, intensivsten Betrieb und damit ausreichende Volksernährung zu sichern. Dann wird erkannt werden, welch barbarische Einrichtung der kleine Familienbetrieb ist, der alle Lebenszeit des Landmannes in Arbeitszeit verwandelt, und daß nur der Großbetrieb es gestattet, ohne Beeinträchtigung der Produktion die Arbeitszeit der Landarbeiter zu verringern.

Die ganze Kurzsichtigkeit der „inneren Kolonisation" durch Zerschlagung rationeller Großbetriebe in barbarische Zwergwirtschaften wird dann klar zutage liegen.

Wenn die proletarische Bewegung die ganze Volksmasse ergreift, kann die intensivere und mannigfaltigere Betätigung des Geistes, die dann allgemein werden muß, wohl schließlich dahin führen, daß das geistige Vermögen der gesamten Kulturmenschheit auf ein höheres Niveau gelangt, wie es bisher nur in Ausnahmefällen geschieht. Das Ergebnis könnte als eine Rasse von Uebermenschen erscheinen.

Doch würden das Uebermenschen nur im Vergleich zu der bisherigen Menschheit sein. Sie werden nicht ein anderen menschlichen Rassen überlegenes Geschlecht bilden. Denn das Proletariat eines Landes kann nicht dauernd eine priviligierte Stellung einnehmen. Jeder seiner Fortschritte ist in seinem Bestand gefährdet, wenn er nur auf ein Land beschränkt ist, nicht schließlich den arbeitenden Klassen aller Länder zugute kommt.

Die geistigen Qualitäten von Uebermenschen können zu erblichen nur dann werden, wenn die auf den Sozialismus aufgebaute Menschheit der Zivilisation identisch geworden ist mit der Menschheit überhaupt.

Bis dahin hat es gute Wege. Auch wenn wir das Kommen sozialistischer Produktion in einzelnen Gebieten noch so nahe sehen, ihre allgemeine Verbreitung und die daraus hervorgehende Begabung der Menschheit mit neuen erblichen Charakteren müssen viele Generationen in Anspruch nehmen.

Bisher hat die Entwicklung der Technik in der Klassengesellschaft nicht eine geistige Höherentwicklung der arbeitenden Massen, sondern ihre Degradierung herbeigeführt. Wir müssen zufrieden sein, wenn dabei die erblichen geistigen Qualitäten der Arbeiter nicht unter die der Naturvölker herabgesunken sind. Zu

ihrem Emporsteigen darüber hinaus war nicht der mindeste Grund gegeben.

Das gilt für die arbeitenden Klassen. Aber nicht viel besser steht es um die ausbeutenden.

Der Staat und die Klassenherrschaft wurden, wie wir noch sehen werden, gebildet und aufrecht erhalten durch kriegerische Kraft. Der Sorge um die Gewinnung des Lebensunterhalts durch produktive Arbeit entzogen, widmete sich der größte Teil der herrschenden Klassen lange Zeit fast nur dem Kriege und der Jagd. Diese Tätigkeiten hatten sie mit den Wilden gemein. Sie waren jedenfalls nicht nur aufregender, sondern auch anregender, an mannigfaltigen Zwischenfällen reicher als die Arbeiten eines Bauern oder eines Schusters oder Schneiders.

Aber sie stellten an die Geisteskräfte des Aristokraten keine höheren Ansprüche, als das Tun der Wilden an deren Geisteskräfte. Ja, die Jagd stellt meist geringere Ansprüche, denn sie wurde bloß zum Vergnügen betrieben, nicht zur Gewinnung des Lebensunterhaltes, also nur dann und dort, wo die Bedingungen für sie günstig waren. Sie wurde mit besseren Waffen betrieben als bei den Wilden, und galt nur einigen wenigen Tiersorten, die der Ehre, von hohen Herren gejagt zu werden, würdig erachtet wurden.

Anders wirkte das Kriegswesen!

Die Entwicklung der Waffentechnik machte die Zusammensetzung der Kriegsheere mannigfaltiger. Die Entwicklung des Verkehrswesens machte sie umfangreicher. Beides forderte vom Feldherrn größere geistige Qualitäten, stellte ihm mannigfaltigere Aufgaben.

Aber dieselbe Entwicklung verwandelte vielfach die Masse der Krieger in bloße Maschinen, die der Feldherr nach Belieben lenkte. Und das System der stehenden Heere versetzte die Soldaten in Friedenszeiten in ein Stadium geisttötender Langweile.

Daraus erwuchs auch kein Aufstieg des Geisteslebens.

Neben Jagd und Krieg gab es zwar noch andere Betätigungen der herrschenden und ausbeutenden Klassen, die eher den Geist entwickelten. Sie hatten größere Gebiete mit zahlreicher Bevölkerung zu verwalten und Beziehungen verschiedenster Art mit dem Auslande zu unterhalten. Vor allem aber gewannen sie Muße, die sie dazu verwenden konnten, sich ausschließlich geistiger Arbeit, sei es künstlerischer oder wissenschaftlicher Art, zu widmen.

Doch konnte die Muße auch anders von ihnen angewendet werden, zu Ausschweifungen in Baccho et Venere, in „Wein und Liebe“, und die Mehrzahl der Herrschenden hat schließlich überall das Genußleben geistiger Arbeit vorgezogen.

Auch daraus konnte eine Erhöhung der geistigen Fähigkeiten nicht hervorgehen.

Unter bestimmten Umständen kommt es wohl zu einer besonderen Schicht von Intellektuellen, die ausschließlich auf geistige Arbeit angewiesen ist. Entweder gehört sie zu den herrschenden Klassen, ist privilegiert, dann sucht sie die privilegierte Stellung für sich und ihren Nachwuchs künstlich zu erhalten. Sie schließt sich von der übrigen Bevölkerung als besondere Kaste oder besonderer Stand — als Priesterschaft — ab.

In diesem Falle gehörte zu ihr ihre gesamte legitime Nachkommenschaft, ob geistig befähigt oder nicht. Durch Fernhalten jeder Konkurrenz von außen und Festhalten der Minderbegabten erstarrt sie leicht in geistlosen Aeußerlichkeiten, in ängstlich gewahrtem Formelkram, den auch ein Armer am Geiste beherrschen kann und durch den er sich von der profanen Menge abhebt.

Auch da triumphiert schließlich die Geistlosigkeit.

Die dahin gehende Tendenz einer privilegierten Klasse von Intellektuellen ist so mächtig, daß ihr auf die Dauer auch die katholische Kirche nicht entging, obwohl sie durch das Zölibat ihrer Priester bewirkte, daß sie keinen legitimen Nachwuchs zeugten, der von Geburt an schon zur bevorrechteten Klasse gehörte. Sie mußte immer durch Zuzug aus anderen Klassen rekrutiert werden.

Ein dauerndes höheres geistiges Leben repräsentieren die Intellektuellen nur dort, wo sie nicht eine privilegierte Klasse bilden, wo sie sich aus den begabtesten Individuen aller Klassen rekrutieren, die ihre geistigen Kräfte in scharfem Kampf ums Dasein der Anschauungen zu schulen und zu bewähren haben.

In völliger Reinheit besteht dieser Zustand noch nirgends. Ueberall streben Staatsgewalt und andere Einflüsse wenigstens innerhalb der Schicht der Intellektuellen danach, bestimmte Berufe oder Betätigungsweisen zu privilegieren und diese bevorrechteten Stellungen auch den minderbegabten Mitgliedern mancher Familien vorzubehalten, sie in ihnen erblich zu machen. Je mehr dies auf einem bestimmten Gebiete geistiger Arbeit erreicht wird, um so mehr versandet es in Formalismus und Dogmatismus.

Soll die höhere geistige Tätigkeit der Intellektuellen dahin führen, daß die aus ihr hervorgehende höhere Entwicklung ihres geistigen Vermögens, vor allem des Gehirns, nicht auf die in dieser Weise beschäftigten Individuen beschränkt bleibt, sondern zu einem erblichen Charakter wird, so muß diese Tätigkeit viele Generationen hindurch von den Nachkommen der Intellektuellen in gleicher angespannter Weise vollzogen werden und es müssen begabte Intellektuelle stets wieder begabte Intellektuelle des anderen Geschlechtes heiraten, ohne daß die Nachkommen dabei an Lebenskraft verlieren.

Das ist höchst unwahrscheinlich und findet selten statt, nirgends durch viele Generationen hindurch. Es ist für geistig hochbegabte Männer nicht leicht, geistig ebenbürtige Frauen zu finden.

Und die intellektuelle Arbeit fand bisher unter Verhältnissen statt, die der harmonischen Entwicklung des Körpers nicht förderlich waren, so daß Ehen zwischen Intellektuellen selten kräftige Kinder erzeugten. Es gibt wohl Familien von Musikern, Mathematikern, Nationalökonomen, aber die Vererbung hervorragender Geistesgaben über zwei bis drei Generationen hinaus ist äußerst selten. Solche Begabungen blieben bisher stets auf wenige Individuen beschränkt.

Neuntes Kapitel.

Denkvermögen und Geschlecht.

Unter den Faktoren, die es verhindern, daß höhere geistige Kräfte in der Klassengesellschaft zu allgemeinen erblichen Rassencharakteren werden und dadurch die Kulturvölker in ihrer Gesamtheit an natürlicher Begabung über die Naturvölker erheben, ist der wirksamste einer, den wir am Schluß des vorhergehenden Kapitels andeuteten, als wir darauf hinwiesen, wie unwahrscheinlich es sei, daß große Denker auch geistig hochbegabte Frauen finden, mit denen sie Kinder zeugen können. In der Tat, das größte Hindernis für die Fixierung höherer geistiger Begabungen zu erblichen Fähigkeiten in den Kulturvölkern *ist die geistige Herabdrückung der Frau* durch den technischen Fortschritt.

Frühzeitig setzt die Arbeitsteilung zwischen Mann und Weib ein, wie wir gesehen haben. Wenn im Affenstadium Weibchen und Männchen der Horde beständig beisammen bleiben, die einen wie die anderen die gleichen Abenteuer bestehen, die gleichen Eindrücke empfangen, so ändert sich das bereits, sobald die Entwicklung der Technik aus dem Manne einen Jäger und Krieger macht, der zu Unternehmungen verschiedenster Art auszieht, indes die Frau im Lager oder dessen Nähe bleibt.

Was Schiller sang:

> „Der Mann muß hinaus
> Ins feindliche Leben"
> . . . .
> „Und drinnen waltet
> die züchtige Hausfrau,"

das ist zwar kein Naturgesetz, kennzeichnet aber die ganze bisherige Kulturentwicklung. Je weiter die Technik vorschritt, desto mehr wurde bis vor kurzem die Frau auf die Arbeiten des Haushaltes reduziert. Im Zeitalter des Nomadentums muß sie noch an den Wanderzügen der Horde und damit oft auch an ihren Kämpfen, wenn auch meist nur als Zuschauerin, teilnehmen. So bald die Menschen seßhaft werden, kommen die Frauen, wenigstens der großen Masse, nicht mehr aus dem Dorfe heraus.

Da wir schon bei Schiller sind, können wir auch weiter zitieren:

„Im engen Kreis verengert sich der Sinn."

Das war bisher das Schicksal nicht nur der arbeitenden Klassen, sondern auch der Frauen aller Klassen. Und das allein würde schon hinreichen, die Bildung einer besonderen erblichen Aristokratie des Geistes und damit eines höheren erblichen Geistesvermögens zu verhindern, selbst wenn nicht noch andere Momente dem im Wege ständen.

Diejenigen würden sich freilich irren, die da meinten, die dauernde Einsperrung der Frau in enge Verhältnisse müsse sie zu einem von „Natur" aus, das heißt auf Grund ererbter Eigenschaften geistig tieferstehenden Wesen machen. Das könnte nur dann eintreten, wenn die Männer aus sich ihre Söhne zeugten und die Frauen aus sich ihre Töchter. Auf diesem einfachen Wege geht aber bekanntlich die Fortpflanzung nicht vor sich. Es bleibe dahingestellt, ob, wie vielfach behauptet wird, die Eigenschaften des Vaters am ausgeprägtesten bei seinen Töchtern, die der Mutter bei ihren Söhnen wiederkehren.

Auf keinen Fall kann man das Umgekehrte behaupten. Der tiefste Denker, dem es passiert, sich in eine dumme Gans zu vergaffen und sie heimzuführen, muß darauf gefaßt sein, die Dummheit seiner Gattin in seinen Kindern wiederzufinden.

Wo die gesellschaftlichen Verhältnisse bewirken, daß die Intelligenz des Mannes mehr entwickelt wird als die der Frau, muß die Höhe der männlichen Intelligenz, sofern sie vererbt wird, den Töchtern ebenso zugute kommen, wie den Söhnen und mindestens zur Folge haben, daß der weibliche Nachwuchs an Geisteskräften nicht verliert. Aber die mangelhafte Ausbildung dieser Kräfte der Frauen unter den gegebenen Verhältnissen wird wieder dafür sorgen, daß der männliche Nachwuchs nicht allzu begabt zur Welt kommt.

Das Resultat wird sein, daß im Laufe der Kulturentwicklung die angeborenen Kräfte der Intelligenz sich weder bei den Frauen noch bei den Männern auffallend ändern.

Erst in unseren Tagen setzt, wie bei den arbeitenden Klassen, so bei den Frauen eine Entwicklung ein, die eine fundamentale Wandlung erwarten läßt. Jetzt ist die technische Entwicklung endlich so weit, daß sie die Frau nicht mehr ans Haus fesselt, sondern ihr eine Berufstätigkeit außerhalb des Hauses erschließt. Und andererseits so weit, daß sie die Arbeit im Hause auf ein Minimum reduzieren kann.

In der Klassengesellschaft wirkt das freilich dahin, daß die Frau der arbeitenden Klassen neben der Arbeit im Haushalt auch noch eine des Gelderwerbes auf sich nehmen muß, so daß sie doppelt belastet wird, indes die Frau der ausbeutenden Klassen mehr als je ihre ganze Zeit leerem Genußleben widmen kann.

Aber schon sind die Anzeichen dafür sichtbar, daß der Kampf des Proletariats um mehr Muße schließlich auch seinen Frauen zugute kommt. Damit wird erst jene geistig erhebende Entwicklung, die wir aus diesem Kampfe hervorwachsen sehen, eine allgemeine werden und die Möglichkeit gegeben sein, daß ein mit höherer geistiger Begabung von Geburt an ausgerüstetes Menschengeschlecht ersteht: durch die Befreiung des Proletariats und die der Frau.

Diesen Aufstieg können wir indes einstweilen nur ahnen.

Nach allem hier Ausgeführten braucht es nicht zu verwundern, wenn Luschan in seinem letzten Buch, das gewissermaßen seine Lebensarbeit zusammenfaßte, zu dem Schlusse kam:

„Es gibt keine ‚wilden' Völker, es gibt nur Völker mit einer anderen Kultur als die unsere." (Völker usw., S. 187.)

An diesen schließt er den bereits oben im siebenten Kapitel zitierten Satz an:

„Es gibt keine an sich minderwertigen Rassen."

Was ihm seine Beobachtungen zeigten, glauben wir hier als notwendiges Produkt der Verhältnisse dargetan zu haben. Wir sahen, wie fraglich jene Geschichtsauffassung ist, die die Triebkraft der Geschichte im Kampf höherer gegen niedere Rassen sieht. Nicht minder falsch erweist sich jene, die meint, der Gang der Geschichte werde bedingt durch den Fortschritt des Erkenntnisvermögens, der angeborenen Vernunft.

Diese Auffassung nimmt an, die Menschen seien früher unvernünftig gewesen, darum hätten sie sich mit höchst unvernünftigen gesellschaftlichen Einrichtungen begnügt. Aber die Vernunft habe die Eigenschaft zu wachsen, und je größer sie sei, desto besser müßten die Menschen ihren Vorteil erkennen und desto leichter eine vernünftige Gesellschaft einrichten.

Kein Zweifel, die hohe geistige Stellung des Menschen in der Natur beruht zum größten Teile auf der Ueberlegenheit seiner geistigen Fähigkeiten über die der Tiere. Aber diese Ueberlegenheit hat sich in Zeitaltern gebildet, aus denen wir über die Entwicklung des menschlichen Wesens absolut nichts wissen. Die heute tiefstehenden Völker sind ebenso wie die höchststehenden Ergebnisse desselben Entwicklungsganges. Die kulturelle Rückständigkeit der einen ist weder durch eine angeborene geistige Minderwertigkeit hervorgebracht, noch braucht sie eine solche nach sich zu ziehen.

Was den Kulturmenschen über die sogenannten Naturmenschen erhebt, ist nicht seine höhere *geistige Begabung*, sondern seine *Technik*. Seine Technik der *Produktion*, die seinen Wissensstoff ungeheuer vermehrt, sowie seine Technik des *Denkens*, die nicht minder erstaunlich gewachsen ist, wie die der Produktion. Man bedenke nur die gewaltigen Fortschritte der Mathematik, des kraftvollsten Hilfsmittels der Ordnung der

Erscheinungen, das seine Verwandtschaft mit der Technik der Produktionsmittel schon dadurch bezeugt, daß eine ganze Reihe mathematischer Operationen durch Maschinen sicherer und rascher erledigt werden als im Kopfe des Menschen. Und daneben die Technik der schriftlichen Aufzeichnungen, die unendliche Fülle der Methoden und der Hilfsmittel der Forschung auf den verschiedensten Gebieten.

Hier und nicht im Vermögen unserer Vernunft liegt die ungeheure geistige Kluft zwischen uns und den Naturvölkern begründet.

Sie ist riesengroß, aber nicht unüberbrückbar. Jede Nation kann von anderen lernen. Und es gibt keine Nation, die nicht von anderen gelernt hätte. Es gehört eine unglaubliche Unwissenheit dazu, von einer „rein nationalen Kultur" zu schwärmen.

Zehntes Kapitel.

Besondere Rassenbegabungen.

Die Rückständigkeit eines Volkes in der Kultur bedeutet also keineswegs, daß es von Natur aus weniger begabt ist als die höherstehenden Völker. Dagegen darf man sehr wohl annehmen, daß die verschiedenen Rassen in verschiedener Weise begabt sind. Es wäre sonderbar, wenn die Rassen sich bloß in äußerlichen, körperlichen Merkmalen unterschieden und nicht auch in geistigen Fähigkeiten und Neigungen.

Es ist ebenso unmöglich, solche qualitativ verschiedene Merkmale aneinander zu messen, als höhere oder niedere einzuschätzen, als etwa von verschiedenen Gebrauchswerten gesagt werden kann, der eine habe mehr, der andere weniger Gebrauchswert. Man kann nicht sagen, ein Stück Brot sei an sich unter allen Umständen nützlicher als ein Stück Eisen. In der einen Situation wird man das eine, in einer anderen das andere mehr brauchen. So kann man auch nicht etwa feststellen, die musikalische Fähigkeit stehe höher als die malerische, oder rechnerische Begabung höher als sprachliche usw.

Es ist sehr abgeschmackt, wenn man immer und immer wieder untersucht, wer geistig begabter sei, der Mann oder die Frau. Sie sind verschieden begabt, entsprechend den verschiedenen Funktionen ihres Geschlechtslebens. Manches versteht ein Mann besser als eine Frau, aber auch umgekehrt. Es wäre jedoch Unsinn oder männliche Anmaßung, behaupten zu wollen, die spezifisch männlichen Funktionen seien für die Menschheit wichtiger, als die spezifisch weiblichen, und die aus ihnen entspringende männliche Eigenart stehe daher höher als die weibliche.

Dasselbe gilt von den Rassen. Die eventuellen erblichen Verschiedenheiten ihres geistigen Wesens bedeuten keineswegs, daß die einen höher stehen als die anderen.

Vergleichen wir z. B. Papuas mit Malaien. Alfred Russel Wallace sagt über diese „zwei der verschiedenartigsten und stärkst ausgeprägten Rassen, welche die Erde bewohnen“:

„Der schlagende Gegensatz des Charakters zwischen diesem Volk[1]) und dem malaiischen ist in vielen kleinen Zügen sichtbar. Eines Tages, als ich im Walde umherstreifte, blieb ein alter Mann stehen und sah mich ein Insekt fangen. Er verhielt sich sehr ruhig, bis ich es aufgenadelt und in meine Sammelbüchse hineingelegt hatte, dann aber konnte er nicht länger an sich halten: er krümmte sich bis fast zur Erde und stieß ein herzhaftes Gelächter aus. Jeder wird darin einen echten Negerzug erkennen. Ein Malaie würde mich angestarrt und verlegen gefragt haben, was ich tue. Denn es liegt wenig in seiner Natur zu lachen, und noch weniger es in der Gegenwart eines Fremden zu tun, dem jedoch seine verächtlichen Blicke oder seine geflüsterten Bemerkungen unangenehmer sind, als der ungestüme offene Ausbruch von Heiterkeit. Die Frauen hier fürchteten sich nicht so sehr vor dem Fremden und zeigten sich nicht so abgeschlossen, wie bei den malaiischen Rassen. Die Kinder waren vergnügter und zeigten das Negergrinsen. Und das lärmende Sprachgewirr unter den Männern und ihre Erregtheit bei jeder gewöhnlichen Gelegenheit entfernen sich durchaus von der allgemeinen Schweigsamkeit und Zurückhaltung der Malaien.“ (Der malaiische Archipel, II., 178, 179.)

Wer steht höher? Die Papuas oder die Malaien?

An anderer Stelle vergleicht Wallace die Malaien mit Europäern:

„Einige Meilen von der Stadt[2]) steigt ein kleiner Hügel an, dessen Gipfel von den Eingeborenen heilig gehalten und von einigen schönen Bäumen beschattet wird, die eine Kolonie halbzahmer Eichhörnchen bewohnt. Wenn man ihnen einige Krumen Brot oder etwas Obst hinhält, kommen sie den Stamm heruntergelaufen, nehmen den Bissen aus der Hand und stürzten sofort pfeilschnell wieder fort . . . . .

Die Art und Weise, in der die Malaien oft das Zutrauen wilder Tiere erlangen, bildet einen sehr gefälligen Zug in ihrem Charakter und ist bis zu einem gewissen Grade eine Folge der ruhigen Beschaulichkeit ihrer Sitten und ihrer größeren Liebe zur Ruhe als zur Tätigkeit. Die Kinder folgen den Wünschen ihrer Eltern, und scheinen nicht jenen Hang zu besitzen, Unheil anzurichten, der die europäische Jugend auszeichnet. Wie lange würden zahme Eichhörnchen in der Nachbarschaft eines englischen Dorfes selbst nahe der Kirche sich behagen? Sie würden weggeschossen oder verjagt werden oder gefangen und in einen sich herumwirbelnden Käfig eingesperrt.“ (I. S. 175.)

Auch hier wird man schwer entscheiden können, welche Rasse höher steht.

Natürlich müßte man, um diese Frage zu entscheiden, nicht nur einige wenige Charakterzüge, sondern den Gesamtcharakter in allen seinen Aeußerungen in Betracht ziehen. Aber man wird

[1]) Den Papuas auf den Kei-Inseln bei Neuguinea. K.

[2]) Palembang auf Sumatra.

bei der Vergleichung solcher auch nicht weiterkommen. Denn überall werden wir finden, daß Züge, die uns sympathischer berühren oder dem betreffenden Volke von Vorteil sind, durch andere aufgewogen werden, die in entgegengesetzter Richtung wirken.

Das zeigt uns auch wieder ein Vergleich zwischen Malaien und Papuas. Einmal stellt Wallace über sie folgenden Vergleich an:

„Jene (die Malaien) kommen mir vor wie eine Gesellschaft bescheidener und wohlerzogener Kinder, in welche plötzlich eine Schar wild sich balgender, ausgelassener Knaben (die Papuas) hereinbricht, deren Betragen höchst außergewöhnlich und sehr ungezogen zu sein scheint." (II., S. 165.)

Aber an anderer Stelle sagt Wallace:

„Ueber den Intellekt dieser Rasse (der Papuas) ist es sehr schwer zu urteilen, aber ich bin geneigt, ihn etwas höher zu stellen, als den der Malaien, trotz der Tatsache, daß die Papuas bis jetzt noch keinen Schritt zur Zivilisation gemacht haben. Man muß sich jedoch daran erinnern, daß die Malaien seit Jahrhunderten durch die Einwanderung von Hindus, Chinesen und Arabern beeinflußt worden sind, während die Papuarasse nur dem sehr vereinzelten und lokalen Einflusse der malaiischen Händler unterworfen war. Der Papua hat viel mehr vitale Energie, die sicherlich seine intellektuelle Entwicklung in hohem Grade unterstützen würde. Papuanische Sklaven zeigen keine Inferiorität des Intellekts mit Malaien verglichen, sondern eher das Gegenteil, und in den Molukken werden sie oft zu ansehnlichen Vertrauensposten befördert. Der Papua hat einen größeren Sinn für Kunst als der Malaie. Er dekoriert seine Kanoe, sein Haus und fast jedes Gerät mit mühsamen Schnitzwerk, eine Gewohnheit, die man unter den Stämmen der malaiischen Rasse selten findet.

„Mit Gemütsbewegungen und moralischen Gefühlen jedoch scheint es bei den Papuas sehr mangelhaft bestellt zu sein. In der Behandlung ihrer Kinder sind sie oft heftig und grausam, während die Malaien stets unverändert freundlich und sanft sind, kaum jemals in das Tun und in die Vergnügungen ihrer Kinder störend eingreifen und ihnen vollkommene Freiheit geben, wann immer sie nach ihr verlangen. Aber diese sehr friedlichen Beziehungen zwischen Eltern und Kindern sind zweifellos zum großen Teil eine Folge des gleichgültigen und apathischen Charakters der Rasse, der die jüngeren Glieder nie in ernste Opposition gegen die älteren bringt, während die rauhere Disziplin der Papuas hauptsächlich der größeren Kraft und Energie ihres Geistes zugeschrieben werden kann, die stets früher oder später zur Rebellion des Schwächeren gegen den Stärkeren führt — des Volkes gegen seine Herrscher, des Sklaven gegen seinen Herrn, oder des Kindes gegen seine Eltern." (II., S. 413/414.)

Man sieht, jede Rasse hat die Fehler ihrer Tugenden. Von welcher möchte und könnte man behaupten, daß sie von Natur aus höher steht als eine andere? Und nach welchem Maßstab soll man messen?

Wenn man aber auch nicht eine Rangordnung unter den Rassen nach ihren Begabungen aufstellen kann, so sind sie doch verschieden nicht nur in Beziehung auf Hautfarbe, Schädelbildung

usw., sondern auch auf geistige Fähigkeiten und Charakter. Daraus folgt, daß auf denselben Reiz oder Anstoß hin verschiedene Rassen mit sehr verschiedenen Handlungen reagieren können.

Wir haben oben bereits bemerkt, daß dasselbe Milieu die Formen verschiedener Arten von Organismen in sehr verschiedener Weise beeinflussen kann. Das gleiche gilt natürlich auch für das Handeln von Individuen verschiedener Rassen. Ein Individuum einer bestimmten Rasse kann in der gleichen Situation ganz anders handeln, als ein Individuum einer anderen Rasse.

Das muß natürlich den Lauf der Geschichte sehr beeinflussen und der historischen Entwicklung jeder Rasse einen besonderen Charakter verleihen.

Zu dieser Annahme sind wir theoretisch gezwungen. Aber die Praxis der Geschichtsforschung vermag bisher daraus nur geringen Nutzen zu ziehen.

Schon die Scheidung der Rassen nach körperlichen Merkmalen ist nicht immer leicht, angesichts der großen Variabilität der menschlichen Gattung. Besonders groß ist jedoch diese Variabilität bei den geistigen Merkmalen, die überdies weit schwerer festzustellen sind, als die körperlichen.

Je höher entwickelt ein Volk ist, je mehr Wanderungen und Rassenmischungen es durchgemacht hat, je weiter bei ihm die Arbeitsteilung und Zerfällung in verschiedene Berufe und Klassen gediehen ist, desto schwieriger wird es, seinen Nationalcharakter festzustellen. Desto größer die Verschiedenheiten seiner Individuen untereinander, desto stärker die Verhüllung des angeborenen Charakters durch gesellschaftliche Traditionen und Konventionen.

Bei den Papuas liegen die Dinge weit einfacher als bei den Kulturnationen. Wenn wir aber den Verlauf der Geschichte erforschen wollen, kommen diese, nicht jene in Betracht.

Die geistigen Begabungen eines Individiums können wir nicht direkt beobachten, wir können sie nur indirekt erschließen aus seinem Verhalten zur Umwelt. Selbst unseren eigenen Charakter vermögen wir nicht in anderer Weise zu erkennen.

So sagt Tröltsch von Goethe:

„Immer wiederholt er: nicht durch Betrachtung und Begriff, sondern durch Tun und Handeln erkennt sich der Mensch." (Der Historismus und seine Probleme, Tübingen 1922, S. 187.)

Seine „innere Stimme" mag einem Manne einreden, er sei ein Held oder ein Wunder von Selbstlosigkeit. Und doch kann eine bestimmte Situation ihm zeigen, daß er ein Feigling ist oder ein schmutziger Filz. Natürlich ist auch das Umgekehrte möglich, aber es wird seltener eintreten. Unser „innerer Sinn", der so untrüglich sein soll, liebt es sehr, uns zu schmeicheln.

Gilt das schon von der Selbstbeobachtung, so erst recht von der Beobachtung durch andere. Was wir von dem geistigen Wesen eines Individuums wissen, schöpfen wir nur aus seinem Reagieren auf äußere Reize. Unser Urteil über die betreffende Persönlichkeit hängt also nicht bloß von ihrem Wesen ab, sondern auch von den Umständen, unter denen wir sie treffen.

Von Völkern gilt dasselbe wie von einzelnen. Daher die so verschiedenartigen, einander widersprechenden Berichte über dieselben Naturvölker. Den einen ihrer Beobachter erscheinen sie als sonnige, offene, harmlose Wesen, den anderen als finstere, verschlossene, heimtückische Raubgesellen. Die einen lernen das Volk kennen, ehe es noch Erfahrungen mit der europäischen Kultur gemacht hat. Die anderen kommen erst zu ihm, nachdem Sklavenjagd, Schnaps, Syphilis, die Vernichtung der Jagdtiere und andere Wirkungen der Kultur es in eine verzweifelte Lage gebracht haben. Und die einen kommen als gütige, verständnisvolle Freunde, die von den Eingeborenen nichts verlangen, ihnen vielmehr manches bringen. Die anderen kommen um sie zu plündern, Zwangsarbeit von ihnen zu erpressen, ihre Weiber zu vergewaltigen, ihre Heiligtümer zu entweihen.

Kein Wunder, daß die einen den „Nationalcharakter" desselben Stammes ganz anders sehen als die anderen.

Gilt das schon von den primitiven Völkern, so noch weit mehr von denen höherer Kultur. Mit Recht sagt Julius Goldstein in seinem Buche „Rasse und Politik" (Schlüchtern 1921):

„Man kann zugeben, daß es Rasseneigenschaften gibt und muß doch behaupten, daß sie nach dem gegenwärtigen Stande unserer wissenschaftlichen Forschung nicht erkannt, und wenn erkannt, doch nicht mit der für politische Zwecke notwendigen Deutlichkeit und Korrektheit formuliert werden können. Auf keinem Gebiete menschlicher Tätigkeit hat man bisher allgemein anerkannte rassenpsychologische Urteile fällen können, ob es gleich zugegeben wird, daß der Rassenfaktor vorhanden ist. Was Grosse in seinen ‚Kunstwissenschaftlichen Studien' von dem Zusammenhang zwischen Rasse und Kunst sagt, das gilt mutatis mutandis von allen anderen Kulturgebieten. Die Wissenschaft ist zurzeit noch mehr berechtigt, über die künstlerische Begabung der verschiedenen Rassen zu schweigen als zu reden. Niemand hat das Recht, der jungen Anthropologie einen Vorwurf daraus zu machen, daß sie eine ihrer schwierigsten Aufgaben nicht zu lösen vermochte; allein auf der anderen Seite hat sie auch die Pflicht, sich und andere über die Armut und Unsicherheit ihres Wissens nicht durch zuversichtliches Gerede zu täuschen. Auch hier ist die Erkenntnis der Unwissenheit der Anfang der Weisheit." (S. 80/81.)

Die Entschiedenheit, mit der heute noch immer auch von sehr gelehrten Herren rassenpsychologische Urteile gefällt werden, ist also nichts weniger als hohe Weisheit. Der Weltkrieg hat diese Tollheit auf den Gipfel getrieben.

Eine famose Methode, den englischen Nationalcharakter festzustellen, verdanken wir Sombart. Um die Engländer herabzu-

setzen, behauptete er 1915 einfach, jeder Engländer, der etwas bedeute, sei kein richtiger Engländer.

„Man wird Carlyle überhaupt nicht als einen englischen Geist ansprechen dürfen, da er von früh auf nur (!) deutsche geistige Nahrung zu sich genommen hat." (Händler und Helden, S. 18.)

Seine ausschließliche Beschäftigung mit deutschen Werken war jedenfalls der Grund, warum Carlyle über die französische Revolution schrieb, über den Chartismus, über Oliver Cromwell.

Im Jahre 1844 gab er ein Buch heraus „Past and Present", einen Vergleich zwischen dem England des 12. und dem des 18. Jahrhunderts. In einer Besprechung dieses Buches sagte Friedrich Engels:

„Thomas Carlyle ist in Deutschland durch seine Bemühungen, den Engländern die deutsche Literatur zugänglich zu machen, bekannt geworden. Seit mehreren Jahren beschäftigt er sich hauptsächlich mit der sozialen Lage Englands — er, der einzige der Gebildeten seines Landes, der das tut — und schrieb schon 1838 ein kleineres Werk: Chartism." (Deutsch-französische Jahrbücher, Paris 1844, S. 155.)

Das tat er wahrscheinlich deshalb, weil er „nur deutsche" geistige Nahrung zu sich nahm.

Es ist richtig, daß Carlyle sich auch viel mit deutscher Literatur beschäftigte, namentlich mit Goethe, aber nicht mehr. als sich etwa die Schlegel und Tieck, die Uebersetzer Shakespeares, mit englischer Literatur beschäftigten. Es wäre natürlich abgeschmackt, deshalb von ihnen zu sagen, sie seien keine richtigen Deutschen. Oder war etwa Mommsen kein richtiger Deutscher, sondern ein „Römling"?

Außerdem hat Sombart entdeckt, diejenigen Köpfe, die in England etwas geleistet hätten, seien fast alle Irländer. So Ruskin, Oskar Wilde, Bernard Shaw. Nun sind Wilde und Shaw wohl in Irland geboren, aber als Mitglieder der englischen Oberschicht, gegen die sich die Irländer wehrten. Sie sind erst in London etwas geworden, und Shaw denkt garnicht daran, England zu verlassen und in das befreite, selbständige Irland zurückzukehren. Ruskin aber war in London geboren von einer englischen Mutter und einem schottischen Vater! (Vergleiche seine Selbstbiographie betitelt „Praeterita", Deutsche Ausgabe, Leipzig 1903, I., S. 10/11.)

Mit solcher Akribie fabriziert Herr Sombart Nationalcharaktere.

Aber auch, wenn man gewissenhafter vorgeht, wird man es schwer finden, für irgendeine Kulturnation ihren Charakter ganz unzweifelhaft festzustellen.

Und wäre dies gelungen, so wüßte man noch lange nicht, wieviel von diesem Charakter angeborenes Rassenmerkmal und wieviel Einfluß des Milieus ist, der noch nicht zu erblichen Charakteren geführt hat, sich bei wechselnder Umwelt also ohne weiteres verändert.

Die Formung des Charakters eines Menschen durch seine Umwelt darf nicht zusammengeworfen werden mit der Bekundung des Charakters in seinem Reagieren auf die Einwirkungen der Umwelt.

In seiner Bekundung wird der Charakter um so vollständiger erkannt werden, je wechselnder die oft flüchtigen Situationen sind, die seine Betätigung herausfordern. In allen diesen mannigfachen und mitunter einander widersprechenden Betätigungen ist es immer der gleiche bereits gebildete Charakter, der sich kundgibt.

Ganz anders verhält es sich mit der Formung des Charakters durch die Lebensbedingungen, in denen das Individuum sich zu behaupten hat. Hier finden wir, daß für die Bildung des Charakters am meisten jene Faktoren der Außenwelt bestimmend sind, die dauernd in gleicher Weise auf ihn einwirken und ihn dadurch abändern, so daß er aus dem Prozeß anders herausgeht, als er in ihn einging. Derartig erworbene Eigenschaften brauchen keineswegs notwendigerweise zu erblichen und damit rassenbildend zu werden. Nur unter bestimmten Umständen wird dies eintreten.

Zwischen dem erworbenen und dem ererbten Charakter ist genau zu unterscheiden, bei Völkern wie bei Individuen. Bloß der ererbte tritt als ein Apriori bei Beginn ihrer historischen Entwicklung auf und wird für deren Eigenart bestimmend. Der erworbene Charakter ist dagegen ein Ergebnis der Entwicklung. Seine Eigenart setzt einen bestimmten geschichtlichen Prozeß voraus. Sie kann diesen nicht erklären.

Beide Arten von Charakter vereinigt bilden aber bei einem Volke das, was man seinen Nationalcharakter nennt. Ist es bei einem Kulturvolk schon ungeheuer schwer, seinen Nationalcharakter zu einer gegebenen Zeit genau festzustellen, so ist bisher nicht einmal versucht worden, für irgendein Volk zu untersuchen, wieviel von seinem Nationalcharakter in einer bestimmten Zeit auf den Einfluß der Rasse, wieviel auf den der jeweiligen Lebensbedingungen zurückzuführen ist.

Wenn wir also auch theoretisch anerkennen müssen, daß die Rasse von Bedeutung für den Geschichtsverlauf ist, so sind wir bis heute noch nicht imstande, diese Bedeutung in konkreten Fällen festzustellen. Für die Geschichtsschreibung ist daher mit der Rasse bisher kaum etwas anzufangen, und mit dem Nationalcharakter auch nicht.

Elftes Kapitel.

Der „Nationalcharakter“ in der Geschichtsschreibung.

Trotzdem gibt es wenige Geschichtsschreiber, die nicht mit dem Nationalcharakter in einer Weise hantieren, als sei er die einfachste, am klarsten zutage liegende Tatsache der Welt, aus der

mit größter Sicherheit die tiefsten historischen Einblicke zu schöpfen seien.

Die Methode, die man dabei anwendet, ist allerdings von verblüffender Bequemlichkeit. Man untersucht, was eine Nation geleistet und was sie nicht geleistet hat. Daraus schließt man, sie habe das eine geleistet, weil sie dafür begabt war, in bezug auf das andere habe sie versagt, weil ihr die natürliche Begabung dafür fehlte.

Nun muß man ohne weiteres zugeben, daß eine Nation etwas Bestimmtes nur dann leisten konnte, wenn sie dafür begabt war. Ohne die entsprechende juristische Begabung hätten etwa die Juristen des Römervolkes das römische Recht nicht schaffen können. Aber damit ist dessen Schöpfung doch noch lange nicht erklärt. Das wäre nur dann der Fall, wenn feststände, daß kein anderes Volk jemals eine ähnliche Begabung aufwies, was bisher noch niemand festzustellen unternahm.

Hätten andere Völker die gleiche juristische Begabung, ohne ein römisches Recht zu schaffen, dann könnte das nur daran liegen, daß die historischen Bedingungen, unter denen sie lebten, andere waren als die der Römer. Also wären zunächst die Bedingungen zu untersuchen, aus denen jenes Recht hervorging. Erst wenn sich deutlich ergäbe, daß es durch sie unerklärbar sei, dürfte man annehmen, daß hier eine besondere, nur dem römischen Volke eigene, ererbte Begabung vorliege, wobei allerdings die peinliche Frage entstände, von wem diese Begabung geerbt wurde, welche Rasse es fertig brachte, schon im Zustande der Wildheit jene eigenartige Begabung für die Schaffung eines Rechtes zu erwerben, das nur für zivilisierte Völker paßt.

Dabei steht es nicht einmal fest, welche Völker und Rassen an der Schöpfung des römischen Rechtes beteiligt waren.

Die Römer waren schon in ihren Anfängen ein Mischvolk, an ihrem Geistesleben und auch an ihrem Rechte haben Angehörige sehr verschiedener Völker und Rassen mitgewirkt.

Das galt schon in alten Zeiten, als in der Republik die Römer sich selbst ihr Recht schufen. Sie standen zu sehr im Weltverkehr, um nicht von anderen Nationen zu lernen, auch in der Rechtsprechung. Als in der Mitte des fünften Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung das Landrecht aufgeschrieben werden sollte — es fand seine Formulierung im Zwölftafelgesetz — sandten die in der Juristerei alle Völker angeblich weit überragenden Römer Gesandte nach Griechenland, damit sie von dort die hellenischen und andere Gesetze brächten, die auch bei den römischen Gesetzgebern Beachtung fanden.

In seiner heutigen Gestalt stammt aber das römische Recht im wesentlichen aus der Kaiserzeit. In den fünf Jahrhunderten der Cäsarenherrschaft, die dem Regime Justinians (518—537 u. Zeit-

rechnung) vorausgehen, wurde das römische Recht hauptsächlich durch Kaiserliche Dekrete und Reskripte fortgebildet. Die Kaiser aber stammten seit dem Tode Neros fast stets nicht aus Rom, Vespasian war wenigstens noch ein Italiener, ein Sabiner, Trajan aber bereits ein Spanier.

Erst unter dem ebenfalls aus Spanien stammenden Hadrian begann sich die römische Rechtsgelehrsamkeit als eine Wissenschaft zu entwickeln.

„Es wurde unter dem Namen des Edictum perpetuum eine Gesetzsammlung veranstaltet, durch welche die römische Gesetzgebung auf die Reskripte des Kaisers beschränkt wurde . . . . Dieses Edictum perpetuum bildete eine Aera in der Geschichte der römischen Rechtsgelehrsamkeit. Einige Kaiser vor Hadrian und auch Augustus hatten eine Art Staatsrat gehabt, allein dieser hatte stets den Charakter von etwas Willkürlichem gehabt, bis Hadrian dem Consistorium principis (dem Staatsrat) Dauer und eine ordentliche Einrichtung gab, welche es vorher nicht gehabt hatte. Der Praefectus Praetorio[1]), der früher stets eine militärische Person gewesen war, mußte jetzt ein Rechtsgelehrter sein und war der Princeps (Vorsitzender) dieses Staatsrates. Diese Anordnung, die sonderbar genug ganz orientalisch ist, wurde ohne Frage bereits in der Zeit Hadrians gemacht." (Niebuhr, Römische Geschichte, Jena 1845, II., S. 320.)

Diese vorsitzenden Juristen, die von nun an durch eine ganz „orientalische Anordnung" das Recht machten, wurden aus allen Teilen des Reiches zusammengeholt.

Justinian, der den Auftrag gab, das Chaos von Recht, das er vorfand, zu kodifizieren, um einigermaßen Ordnung zu schaffen, war ein Illyrier. Tribonianus, der die Arbeit der Kodifizierung leitete, stammte aus Pamphylien in Kleinasien. Von den beiden größten der römischen Juristen war der eine, Ulpianus, ein Phöniker, der andere, Papinianus, ein Syrier. Trotz alledem gilt das römische Recht als ein ausschließliches Produkt des römischen Volksgeistes.

Manche Forscher der Geschichte Roms stehen wohl der Bedeutung seines Rechts skeptisch gegenüber. Otto Seeck sagt darüber:

„Wahrscheinlich war das römische Recht nicht besser als manches der griechischen und orientalischen Rechte, die es vielfach beeinflußt haben. Doch durch die Eroberungen Roms wurde es zum Weltrecht, und das ist es geblieben, auch als der Grund seiner Geltung, das Römische Reich, längst zusammengestürzt war . . . . . Dies verdankte es nicht seiner inneren Vorzüglichkeit, sondern nur seiner historischen Stellung." (Geschichte des Unterganges der antiken Welt, VI. Bd., S. 131.)

So denken aber keineswegs alle Historiker. Die meisten äußern sich vielmehr ähnlich, wie Webers Lehrbuch der Weltgeschichte, wo es heißt:

„In e i n e r großen Geistesarbeit waren die Römer unübertroffene und unerreichbare Meister: in d e r R e c h t s w i s s e n s c h a f t. Sie ist

[1]) Der Befehlshaber der Praetorianergarde. K.

das eigentümlichste und großartigste Erzeugnis des römischen Geistes." (Weber-Baldamus, Leipzig 1905, I., S. 530.)

Sollten besondere Leistungen das Ergebnis hervorragender Begabungen eines Volkes sein, müßten die Leistungen mit ihm selbst auftreten und erst mit ihm selbst wieder verschwinden. Das ist aber keineswegs immer der Fall.

Es gibt verschiedene Völker, die als die geborenen Genies in der Geschichte gelten. Eine Anzahl blondhaariger Wissenschaftler unserer Tage ist bescheiden genug, ihre eigene „Rasse" der Blondhaarigen als Lieferantin solcher Genies zu betrachten. Welche besondere Stellung die Blondhaarigen in der Geschichte einmal einnehmen werden, kann man noch nicht voraussehen. Jedenfalls treten sie in ihr sehr spät auf. In der historischen Zeit werden geniale Leistungen lange nur von schwarzhaarigen Rassen zutage gefördert, und bis heute dürfte es unter den Kulturvölkern mehr schwarzhaarige als blondhaarige Genies geben, schon deshalb, weil die Schwarzhaarigen die zahlreicheren sind.

Aus früheren Zeiten sind es besonders zwei Völker, die als besondere Genies betrachtet werden —, und zwar nicht bloß von ihren Angehörigen. Die recht schwarzhaarigen Athener und die nicht minder schwarzhaarigen Araber. Die größten Leistungen der heutigen Zivilisation werden auf sie zurückgeführt.

Beloch ist freilich der Ueberzeugung, die Griechen seien „von Haus aus" blond gewesen, doch muß er zugeben, daß „wenigstens in späterer Zeit das dunkle Haar in Griechenland überwog". Er führt dies auf den Einfluß der Urbevölkerung zurück, die im Gegensatz zu den einwandernden indogermanischen Griechen schwarzhaarig waren. Natürlich weiß auch Beloch, daß „die schlimmsten sittlichen Nationalfehler der Griechen" auf diese verruchte Urbevölkerung zurückgehen. Indogermanen sind derartige Schwächen auf keinen Fall zuzutrauen. Echt indogermanisch ist natürlich die hohe Intelligenz und die kriegerische Tüchtigkeit der Griechen, die sie sogar zur Weltherrschaft befähigte. Allerdings muß er zugeben, daß schon vor dem Auftreten der Griechen auf griechischem Boden hervorragende Kunstschöpfungen zutage traten. Er billigt daher der Urbevölkerung hervorragenden ästhetischen Sinn zu, den die Griechen durch die Mischung mit ihr erwarben. (K. J. Beloch, Griechische Geschichte, 2. Aufl., Berlin 1924, I., S. 93—95.)

Wie dem auch sein möge, die großartigsten Schöpfungen des griechischen Geistes stammten von den Athenern und nicht von den Spartanern und Böotiern, bei denen blondes Haar öfter gefunden wurde. Gerade diese waren die geistig rückständigsten der griechischen Stämme.

Die Athener und dann die Araber leisteten Großartiges. Aber wie lange dauerte ihr hervorragendes Wirken?

Die Araber haben glänzende Schöpfungen in Kunst und Wissenschaft zu einer Zeit aufzuweisen, in der außer in den von ihnen beherrschten Gemeinwesen alles höhere geistige Leben stockte. Namentlich in den Naturwissenschaften waren sie diejenigen, die uns über das vom Altertum erreichte Niveau hinausführten, in einem Zustand der Gesellschaft, der sonst allenthalben in Europa und Westasien tief unter der Antike stand.

Aber es war nicht die arabische Rasse allein, die an diesem Aufschwung arabischer Kultur Anteil hatte.

In dem ungeheuren, von ihnen beherrschten Gebiet, das vom Indischen bis zum Atlantischen Ozean reichte, haben ebenso zahlreiche unterworfene Nationen am geistigen Leben der arabischen Reiche mit dem sie beherrschenden Volke zusammengewirkt, wie vorher im römischen Weltreich. Ebensowenig hier wie dort dürfen die geistigen Errungenschaften des Gemeinwesens auf das Konto des „Volksgeistes" der Eroberer gesetzt werden. Bei den Arabern waren es namentlich die Juden, Griechen, Perser, die zu dem glänzenden Aufschwunge des Geisteslebens der arabischen Reiche viel beitrugen.

Und dieser Aufschwung war zeitlich begrenzt. Er setzte im achten Jahrhundert unserer Zeitrechnung ein und erreichte im 12. Jahrhundert seinen Höhepunkt. Vorher waren die Araber Barbaren gewesen und sie haben später kulturell nichts bedeutendes mehr geleistet.

Noch auffallender tritt die Begrenzung außergewöhnlicher Leistungen auf einem engen Zeitraum zutage in Athen, das, im Gegensatz zum römischen und arabischen Weltreich nur eine einzige Stadtgemeinde mit kleinem Landgebiet, allerdings mit einer Reihe von Untertanenstaaten darstellte. Kein Reich hat für das Geistesleben der Welt so viele Leistungen beigetragen, die uns noch heute beschäftigen, wie dieses kleine Gemeinwesen. Und hier könnte man am ehesten von einem einheitlichen Volkstypus reden, der alle die glänzenden Werke der attischen Kultur geschaffen hat. Auch er beruhte allerdings auf einer Rassenmischung, wie wir gesehen haben.

Am erstaunlichsten an den Schöpfungen Athens ist die Tatsache, daß sie fast alle aus einem e i n z i g e n J a h r h u n d e r t stammen, der Zeit zwischen den Perserkriegen, die 494 vor unserer Zeitrechnung begannen, und dem Peloponnesischen Krieg, der 404 zu Ende ging. Weder vorher noch nachher haben sich die Athener in irgendeiner Weise besonders ausgezeichnet. Da ist es doch unmöglich, ihre Leistungen in dem einen Jahrhundert einer angeborenen Genialität der Rasse zuzuschreiben, die vorher und nachher die gleiche war, und nicht besonderen Existenzbedingungen, die in der Zeit der Perserkriege geschaffen, durch den Peloponnesischen Krieg zerstört wurden.

Am sonderbarsten ist wohl jene Auffassung, durch die nicht bloß das Fortschreiten, sondern auch das Stehenbleiben bei einer bestimmten Stufe auf eine besondere Volksbegabung zurückgeführt wird.

Der englische Historiker Robertson wendet sich gegen Ratzel, der in seiner „Völkerkunde", 1. Aufl., I., S. 16 erklärt:

„Voltaire trifft den Nagel auf den Kopf, wenn er einmal sagt, die Natur habe dieser Menschenrasse (den Chinesen) die Organe gegeben, alles auf einmal zu finden, das ihr nützlich sei, aber nicht darüber hinauszugehen."

Dazu bemerkt Robertson:

„Voltaire hat nie einen solchen Widersinn (bull) geäußert. Er schrieb in seinem Essay sur le moeurs, Avant Propos, ch. 1,: ‚Es s c h e i n t, die Natur habe gegeben', und er gebrauchte das Wort ‚n o t w e n d i g', nicht ‚nützlich'.[1]"

„Auch in dieser Fassung ist der Satz nicht ganz zutreffend, aber der große Essayist gibt zwei Ursachen für den Konservatismus der Chinesen an: ihre Verehrung der Vorfahren und die Natur ihrer Schreibart. Das erste ist eine Scheinerklärung, das letztere die w a h r e Ursache, obwohl nur eine unter mehreren hier in Frage kommenden. Der deutsche Fachgelehrte unserer Tage ist in der Tat weiter vom wissenschaftlichen Standpunkt entfernt, als der französische Mann von Geist der Mitte des 18. Jahrhunderts, wenn er (Ratzel) fortfährt zu erklären, diese ‚Lücke in ihrer Begabung' verursache die Mittelmäßigkeit der Chinesen und ‚aus ihr allein ist auch die Starrheit ihrer sozialen Gliederung zu erklären'." (J. M. Robertson, The evolution of states, London 1912, S. 59/60.)

Kann man sich eine sonderbarere Begabung eines Volkes denken, als die, nur das herauszufinden, was ihm nützlich oder notwendig ist, und dabei stehenzubleiben? Als wenn das, was einem Volke nützlich ist, unter allen Umständen, in allen Stadien der Entwicklung dasselbe wäre!

Und als ob nicht ganz andere Organe zur Entdeckung dessen gehörten, was dem Jäger nützlich ist, als dessen, was der Ackerbauer oder der Porzellanfabrikant oder der Bureaukrat in der Staatsverwaltung braucht!

Oder verfügen etwa die Chinesen über alle die Organe, die sie brauchen, um in jedem Stadium das dafür Nützliche herauszufinden? Wie soll sich dadurch die Starrheit ihres Systemes erklären?

Ist es schon sonderbar, die historischen Leistungen eines bestimmten Volkes aus einer besonderen angeborenen Begabung dafür zu erklären, so ist es geradezu lächerlich, alles das, was ein Volk nicht geleistet hat, ohne weiteres aus einem Mangel an Begabung dafür abzuleiten, ohne zu fragen, ob überhaupt die Vor-

---

[1]) Der Satz lautet bei Voltaire: „Il semble, que la nature ait donné à cette espèce d'hommes, si differente de la nôtre, des organes faites pour trouver tout d'un coup tout ce qui leur était nécessaire, et incapables, d'aller au dèlà." K.

bedingungen gegeben waren, ohne die jene Leistung ganz unmöglich ist.

Diejenigen, die aus dem Fehlen einer bestimmten Leistung auf einen Mangel in der Begabung eines Volkes schlossen, sind auch nicht selten mit ihrer Schlußfolgerung hereingefallen.

So weist Fr. Hertz auf den französischen Rassentheoretiker Vacher de Lapouge hin, der erklärte, Japan habe seine Herrschaft niemals ausgedehnt, weil seiner Bevölkerung jeglicher Ausdehnungsdrang von Natur aus fehle.

„Das war 1894. Im Jahre darauf begann der Chinesisch-Japanische Krieg und damit die moderne japanische Expansion.“ (Rasse und Kultur, S. 139.)

Dazu wäre nur zu bemerken, daß dieser Krieg schon im Juli 1894 begann. Lapouges Blamage wird dadurch nicht geringer.

Auch Ratzel hatte die angeborene Starrheit der chinesischen Rasse gerade in dem Zeitpunkt proklamiert, als sie anfing, namentlich durch Eisenbahnbauten, überwunden zu werden.

Fast zur selben Zeit, in der Ratzels Völkerkunde erschien (1885), schrieb ich in der „Neuen Zeit“ (1886) über „die chinesischen Eisenbahnen und das europäische Proletariat“. Ich untersuchte dort die ökonomischen Verhältnisse Chinas und kam zu dem Schlusse:

„Die Abneigung der Chinesen gegen die Fremden bedarf zu ihrer Erklärung ebensowenig der Annahme von unerklärlichen Eigenschaften einer ‚mystischen Volksseele‘, wie die anderen Eigenschaften des chinesischen Charakters. Sie erklären sich ungezwungen und einfach durch die Produktionsverhältnisse Chinas. Auf die Produktionsweise lassen sich, wie wir gesehen, zurückführen das zähe Festhalten am Ueberkommenen, die Geduld und Ausdauer bei der Arbeit, die Nüchternheit und Phantasielosigkeit, die politische Indifferenz und der sklavische Gehorsam gegen die Höherstehenden.

Eine Weiterentwicklung Chinas auf seinen bisherigen Grundlagen ist unmöglich. Dies Gemeinwesen ist im Strome der historischen Entwicklung auf einer Sandbank sitzen geblieben. Jetzt erhält es einen gewaltigen Stoß durch die Dampfmaschine. Wohin wird es treiben?“ (S. 542.)

Da mich die materialistische Geschichtsauffassung darauf hinwies, die chinesische Produktionsweise zu untersuchen und diese Auffassung es mir ermöglichte, in den ökonomischen Bedingungen die Grundlage des chinesischen Konservatismus bloßzulegen, setzte sie mich auch instand, in diesem Konservatismus nicht ein Naturgesetz zu sehen, sondern eine vorübergehende Phase, die durch eine Veränderung der Produktionsweise überwunden werde. Mir erschien das Eindringen des Eisenbahnwesens nach China unabwendbar. Damit aber mußte das ungeheure Reich dem Fortschritt erschlossen werden:

„Die Werkzeuge der europäischen Zivilisation, vor allem die Eisenbahnen sind es, welche die riesige träge Masse des chinesischen Volkes,

die seit langem unbeweglich dalag, in Bewegung versetzen und revolutionieren." (S. 547.)

Zur gleichen Zeit, in der der große Anthropogeograph Ratzel die natürliche Veranlagung des chinesischen Volkes zur Unbeweglichkeit wissenschaftlich zu begründen suchte, konnte ich bereits dank der materialistischen Geschichtsauffassung die chinesische Revolution kommen sehen und deren Unvermeidlichkeit begründen.

Das ist eine der gelungenen marxistischen Prophezeiungen, aus denen ich die Ueberlegenheit der materialistischen Geschichtsauffassung über die Geschichtsauffassungen des Rassenkampfes und der angeborenen „Volksseele" deduziere.

Die Starrheit des ganzen Orients, die in dessen „Volksgeist" begründet sei, ist seit langem ein Dogma vieler Historiker und Ethnologen. Und doch sind wir jetzt in eine Epoche getreten, in der die ganze Welt des Orients, ohne Unterschied der Rasse, ein einziger riesiger revolutionärer Brandherd wird — Halbasien (Rußland und den Balkan) inbegriffen — indessen das vom 17. bis zum 19. Jahrhundert so unruhige Westeuropa im 20. Jahrhundert in seiner Innenpolitik ruhigere Bahnen einzuschlagen trachtet.

Alle die Rassentheorien, die jene angebliche Starrheit aus angeborenen Begabungen oder Mängeln erklärten, haben sich seitdem in Rauch aufgelöst, ein Schicksal, das jede Theorie früher oder später ereilen muß, die einen gegebenen Augenblickszustand für einen dauernden hält, und, statt seine vorübergehenden Ursachen zu erforschen, das zu Erforschende einfach als gegebene, unveränderliche Ursache voraussetzt.

Kein Volk hat sich aus sich allein entwickelt. Frühzeitig treten die verschiedenen einzelnen Gemeinwesen in Beziehungen verschiedenster Art zueinander. Nicht alle diese Gemeinwesen haben die gleiche Entwicklung durchgemacht, das eine hat schon wegen besonderer geographischer Einflüsse eine besondere Seite, das andere eine andere Seite des gesellschaftlichen Lebens entwickelt. So können die einen von den anderen lernen und sie tun das. Das geschieht aber vielfach unbewußt, wird nicht aufgezeichnet. Es ist nicht immer leicht, oft gar nicht möglich, genau festzustellen, was eine Nation der anderen verdankt.

Unter diesen Umständen kann das Schließen aus den Leistungen auf die Begabung eines Volkes zu den schlimmsten Willkürlichkeiten führen, nationale Ranküne kann sich da nach Belieben austoben. Das ist wohl neben der großen Bequemlichkeit dieser Methode, die alle Antworten auf alle historischen Probleme von vornherein bereit hält, eine wichtige Ursache dafür, warum sie von vielen Historikern so gern angewandt wird.

Die Deutschen unter ihnen kennen namentlich zwei Objekte, zwei „Rassen", wie sie annehmen, die ihnen besonders widerlich sind, die Semiten und die Kelten, die sie für die Vorfahren der

Franzosen halten. Je weniger man über die Völker dieser beiden Sprachenfamilien weiß, um so größer die Sicherheit, mit der man sie verurteilt.

Spiegel in seiner „Eranischen Altertumskunde" spricht den Semiten jegliche Befähigung für Kunst (ausgenommen Musik), Wissenschaft, Politik ab — andere freilich vermissen auch bei Griechen und Germanen politischen Sinn wegen ihrer Neigung zu politischer Zersplitterung. Wir werden noch sehen, woher diese stammt, und wie sie nicht eine Eigenart besonderer Rassen, sondern ein besonderes Stadium politischer Entwicklung darstellt, das den verschiedensten Rassen und Völkern gemein ist.

Nur für Religion sollen nach Spiegel die Semiten besonders begabt sein.

Chamberlain dagegen spricht den Juden jede religiöse Begabung ab. Sie stünden darin noch unter manchen Negern und Australiern.

Mit der gleichen Willkür, wie über die Semiten urteilt man über die Kelten.

So berichtet Mommsen über sie (Römische Geschichte, Berlin 1874, I., S. 324—326):

„Die keltische, auch galatische oder gallische Nation hat von der gemeinschaftlichen Mutter eine andere Ausstattung empfangen als die italienischen, germanischen und hellenischen Schwestern. Es fehlt ihr bei manchen tüchtigen und noch mehr glänzenden Eigenschaften die tiefe sittliche und staatliche Anlage, auf welche alles Gute und Große in der menschlichen Entwicklung sich gründet."

Begründung:

„Nirgends ist ein großer Staat, nirgends eine eigene Kultur von ihnen geschaffen worden."

Folglich muß ihnen die natürliche Anlage dazu gefehlt haben. Ist das nicht klar?

Mommsen übersieht nur eine Kleinigkeit: Die Germanen, die er den Kelten gegenüber rühmend emporhebt, waren zu der Zeit, als sie in Beziehung zu den Römern traten, und manches Jahrhundert darüber hinaus, noch weit weniger imstande, diesen gegenüber einen großen Staat und eine eigene höhere Kultur zu schaffen. Wären sie ebenso wie die Gallier von den Römern unterworfen und romanisiert worden, so müßte nach der Logik unserer Rassenhistoriker den Germanen derselbe angeborene Mangel an „tiefer sittlicher" und „staatlicher" Anlage nachgesagt werden wie den Kelten.

Was den Germanen eine günstigere Position gegenüber den Römern verlieh, war der Umstand, daß Gallien weit reicher war als das barbarische Germanien, so daß es die Habgier der Römer mehr reizte. Auch drangen die Römer in Gallien ein, als sie auf der Höhe ihrer kriegerischen Macht standen, während die großen Entscheidungskämpfe der Römer mit den Germanen in eine Zeit rasch sinkender militärischer Kraft des Römervolkes fielen.

Während also der Kampf zwischen Römern und Galliern mit deren Unterwerfung und völliger Romanisierung endete, lief der zwischen Germanen und Römern auf die Ueberschwemmung des Römerreiches durch germanische Stämme hinaus.

Trotzdem die Germanen darin mehr Glück hatten als die Gallier, zeigten sie nach ihrem Siege dasselbe Unvermögen, einen großen Staat und eine eigene Kultur zu schaffen, das Mommsen den Kelten vorwirft. Was er diesen nachsagt, „daß sie alle Staaten erschüttert, keinen gegründet haben", gilt in vollstem Maße von den germanischen Eroberern aus der Zeit der Völkerwanderung, den Vandalen, Herulern, Gepiden, Rugiern, Langobarden, Goten, Alemannen, Burgundern usw.

Die Staaten, die sie auf den Trümmern des Römischen Reiches begründeten, waren alle sehr kurzlebig, jeder wurde bald nach seiner Aufrichtung durch einen neuen germanischen Eindringling umgestürzt. Eine eigene Kultur brachten sie dem Lande nicht, in dem sie sich festsetzten.

Zu einer dauernden Staatengründung kam es erst, als die germanischen Eroberer von den Resten römischer Kultur, die sie vorfanden, so viel aufgenommen hatten, daß sie imstande waren, sie zu ihren Gunsten auszunützen. Vor allem, als sie erkannt hatten, welch wertvoller Bundesgenosse für die Staatsgewalt jener Zeit die straff zentralisierte Organisation der katholischen Kirche war.

Deren Kraft und die Bedeutung ihrer Bundesgenossenschaft hatte unter den römischen Kaisern zuerst Konstantin erkannt (312 n. u. Z.). Sie verlieh ihm den Sieg über seine Feinde. Unter den germanischen Eroberern waren es zuerst die Franken, die ein Bündnis mit dem katholischen Klerus schlossen, zunächst mit dem in Gallien, der sicher viele keltische, nicht aber germanische Elemente umfaßte (im Jahre 496).

Dadurch erst gewann ihr Staat einen Bestand, wie ihn kein anderer der Germanenstaaten bis dahin erreicht hatte. Durch die Unterstützung des römisch-keltischen Klerus erlangten die Frankenkönige die Kraft, die anderen germanischen Staaten niederzuwerfen und aufzusaugen, soweit sie nicht, wie die der Westgoten, von den Arabern eingenommen wurden. Neben diesen fand der Frankenkönig Karl (768—814), dem der römische Papst die Würde eines römischen Kaisers schenkte, nur zwei furchtbare Feinde vor, gegen die er die ganze Kraft seines damals großen Reiches aufwenden mußte: die Sachsen und die Avaren. Weder bei den einen, noch bei den anderen hatte der katholische Klerus etwas zu sagen. Dadurch wurden sie dem fränkischen Königstum furchtbar.

Dieser römisch-keltische Klerus und nicht eine den Germanen angeborene „staatliche Anlage" und noch weniger eine „tief sittliche" Anlage gab den Königen der Franken die Möglichkeit ein

länger dauerndes großes Reich zu schaffen. Es gab wohl nie eine Dynastie, die so treulos, grausam und gewissenlos war, wie die der Merowinger.

Ueber den ersten der katholischen Könige aus dem Hause der Merowinger, Chlodwig, sagt Gibbon:

„Seine herrschsüchtige Regierung war eine beständige Verletzung moralischer und christlicher Pflichten, seine Hände waren im Frieden ebenso wie im Kriege mit Blut befleckt. Kaum hatte Chlodwig eine Synode der gallikanischen Kirche entlassen, so ermordete er kaltblütig alle Fürsten aus dem merowingischen Hause, also aus seiner eigenen Familie, die ihm im Wege standen." (Verfall und Untergang d. römischen Weltreiches, 38. Kapitel.)

Ihr Christentum bestand darin, daß sie den katholischen Klerus reichlich mästeten, darob erklärte sie dieser für die „allerchristlichsten Könige[1])".

Es ist überhaupt ein Aberglaube zu meinen, der Staat entspringe aus „tiefer Sittlichkeit".

Um zu bezeugen, daß die Kelten von geringerer Sittlichkeit und staatenbildender Kraft waren, beruft sich Mommsen vor allem auf die üble Nachrede, mit der die Römer die Gallier bedachten, die Opfer ihrer Plünderungszüge. Sicher eine zuverlässige Quelle.

---

[1]) Sehr gut zeigt Albert v. Hofmann in seinem Buch „Das deutsche Land und die deutsche Geschichte" (Stuttgart 1923), daß die von den Karolingern und ihren nächsten Nachfolgern gegründeten Bistümer Machtpositionen der Staatsgewalt oft ganz militärischer Natur waren. Erst später wurden sie zu Machtpositionen der Kirche im Gegensatz zum Staat. Die religiöse Erbauung durch sie war Nebensache. Für eine große Zahl von Bistümern wird das im einzelnen nachgewiesen.

„Die wichtigsten Punkte des Landes, die Plätze allererster Wahl, kommen im karolingischen und ottonischen Zeitalter samt und sonders in die Hände der Kirche." (S. 23.)

Auf S. 26 rühmt Hofmann den „militärischen Scharfblick Karls des Großen" und illustriert ihn gleich durch den Satz:

„Der entscheidende Augenblick für den Ausbau des Sachsenlandes wurde die Begründung der westfälischen Bistümer durch Karl den Großen."

Und auf S. 30 heißt es:

„Osnabrück ist die militärisch für die ganze Weserfestung bedeutungsvolle Hasebrücke in der Nordflanke des Osningsystems . . . . . Karl der Große gründete hier das Bistum Osnabrück aus rein militärischen Rücksichten. Der Punkt, der selbstverständlich schon früher Bedeutung hatte, bedurfte der sicheren Hut; einem Bistum in kirchlichem Sinne aber fehlte hier vorläufig jeder größere Wirkungskreis."

Hofmann sucht den Gang der deutschen Geschichte aus der Gestaltung des Bodens der verschiedenen deutschen Landschaften zu erklären und deckt eine Reihe sehr wichtiger Zusammenhänge auf. Leider ist sein Buch militärisch borniert. Für ihn sind nur die strategischen Wirkungen politisch wichtig. Daneben gibt er noch ein Stückchen Kunstgeschichte. Der ökonomische Faktor spielt bei ihm keine Rolle.

Dabei will es aber die Ironie des Schicksals, daß alle Charakterzüge, die Mommsen den Kelten im Gegensatz zu den Germanen zuschreibt, nur bei diesen letzteren unzweifelhaft festgestellt werden können, während man von jenen gar nichts Bestimmtes weiß.

Wenn er sagt: „Dem Ackerbau zogen sie das Hirtenleben vor . . . . die Anhänglichkeit an die eigene Scholle, wie sie den Italikern und den Germanen eigen ist, fehlt bei den Kelten", so ist zu bemerken, daß Ackerbau und Seßhaftigkeit doch keine Rassenmerkmale, sondern Kennzeichen bestimmter Stadien der Entwicklung sind. So gibt es seßhafte und nomadisierende Araber usw. Von keinem Volke kann man sagen, daß es seit jeher an der Scholle klebte. Um dazu zu kommen, muß es eine lange Entwicklung durchmachen.

Zur Zeit ihres Auftauchens in der Geschichte klebten aber die Germanen keineswegs an der Scholle, sondern betrieben einen nomadischen Ackerbau mit Viehzucht, sonst wäre die ganze Völkerwanderung nicht möglich gewesen. Die Gallier dagegen waren damals in manchen Gebieten, so im nördlichen Italien, schon ganz seßhaft geworden.

Wenn Mommsen dann weiter die Kelten schildert:

„Ueberall finden wir sie bereit zu wandern, das heißt zu marschieren, dem Grundstück die bewegliche Habe vorziehend, allem anderen aber das Gold; das Waffenhandwerk betreibend als geordnetes Raubwesen oder gar als Handwerk um Lohn",

so wird das schon für einen großen Teil der Gallier des Altertums stimmen. Es stimmt aber auf jeden Fall wie angegossen auch für die Germanen seit ihrem Auftreten in der Geschichte bis mindestens ins fünfte Jahrhundert.

Wenn Mommsen dann noch auf die Zweikämpfe und Zechgelage der Kelten hinweist, so sind das Erscheinungen, die bis in unsere Tage gerade von den „staatserhaltenden Elementen" des Adels „deutscher Nation" besonders hochgehalten werden. Die Germanen haben es verstanden, den Zweikampf zu einem Mittel christlicher Rechtfertigung in den Gottesurteilen zu erheben.

Alles das sind doch allbekannte Tatsachen. Es ist unerfindlich, wie auf solche vage „Rassenmerkmale" hin, die bei fast allen Völkern in einem gewissen Stadium der Entwicklung zu finden sind, der große Erforscher der römischen Geschichte ein so entschiedenes Urteil über die allgemeine Begabung eines noch wenig erkannten Volkes aussprechen konnte.

Der schon zitierte englische Historiker Robertson geht in seinem großen Werk der Anwendung der Rassentheorie in der Geschichte eingehend zu Leibe.

„Ueber keine Rasse, ausgenommen die keltische," sagt er, „wurden mehr unfruchtbare Theorien produziert als über die semitische. Ein

kontinentaler Fachgelehrter nach dem anderen hat die semitische Begabung mit Erfahrungen aus dem semitischen Leben erklärt, immer in der Weise, daß eine Nation eine Begabung dafür hat, das zu werden, was sie wird, aber nur dann, wenn sie so geworden ist, denn stillschweigend nimmt man an, daß sie für das, was sie nicht tut, keine Begabung hat .... Es ist die Methode der Molièreschen Aerzte, die die einschläfernde Wirkung des Opiums durch seine einschläfernde Kraft erklärten, angewandt auf die Soziologie." (The evolution of states, S. 146/147.) [1])

An einer späteren Stelle seines Buches sagt Robertson:

„Wenn durch meine Untersuchung etwas bewiesen wurde, ist es das, daß die Rassentheorien überwiegend bloß Ueberlebsel (survivals) barbarischer Scheinwissenschaft sind. Daß das Kulturstadium und nicht die Rasse (ausgenommen die Notwendigkeit der Rassenmischung), daß Lebensbedingungen und nicht erblicher Charakter, die Schlüssel für die Entwicklung aller Nationen sind. Die Rasse ist als Faktor in Rechnung zu stellen nur dort, wo viele Tausende von Jahren einer gegebenen Umwelt eine auffallende Uebereinstimmung des Typus hervorgerufen haben, die eine ungünstige Homogenität erzeugt." (S. 193.)

Robertson ist nämlich der Ansicht, daß es ohne Rassenmischung keinen Fortschritt gebe.

Man kann ihn noch nicht als konsequenten Marxisten bezeichnen. Er kommt von Buckle und Spencer her, ist aber der Marxschen Geschichtsauffassung näher gekommen als die bekannten englischen Marxisten. Er steht als Historiker über seinem Geschichte und Geschichten schreibenden Landsmann G. H. Wells, dem Verfasser der bekannten Weltgeschichte.

Er spricht in seinem Buche nirgends von Marx, sondern nur an einer Stelle von der „ökonomischen Theorie der Geschichte", deren Kritiker ihr entgegenhalten, daß die Menschen ebensowohl von nichtökonomischen, wie von ökonomischen Motiven bewegt werden. Er meint:

„Die Lösung ist ganz einfach: die Menschen werden zunächst durch ihre Leidenschaften oder Erregungen beherrscht. Die Oberherrschaft (supremacy) des ökonomischen Faktors besteht darin, daß er für die Mehrheit den andauerndsten Bestimmungsgrund (director) oder Anreger ihrer Gefühle bildet. Daher muß die große soziale Verbesserung (rectification), wenn sie überhaupt kommt, notwendigerweise ökonomischer Natur sein." (The evolution of states, S. 71.)

Wenn die Oberherrschaft des ökonomischen Faktors wirklich darin bestünde, wäre sie nicht sehr sicher begründet. Es ist keineswegs ausgemacht, daß die Gefühle der „Mehrheit" stets dauernd von ökonomischen Erwägungen bestimmt oder hervor-

---

[1]) Im dritten Zwischenspiel des „Eingebildeten Kranken" erklärt ein von den Aerzten geprüfter Baccalaureus in französischem Küchenlatein: „Opium facit dormire, quia est in eo virtus dormativa" (Das Opium wirkt einschläfernd, weil ihm eine einschläfernde Kraft innewohnt), welche Antwort vom Chor der Aerzte mit größtem Beifall aufgenommen wird.

gerufen werden. Stets sind, wie wir bereits im zweiten Buche gezeigt, neben solchen auch erotische, ästhetische und andere nicht-ökonomische Motive maßgebend, etwa Motive des Ehrgeizes, der Wissenschaft, des Sports usw. Menschen, für deren Existenz gesorgt ist, brauchen gar keine ökonomischen Motive als Bestimmungsgründe ihrer Gefühle und Leidenschaften zu empfinden. Menschen dieser Art bilden heute sicher nur eine Minderheit. Aber es sind soziale Zustände denkbar, und wir streben solche an, in denen die Gesamtheit ökonomisch gesichert ist. Für manche Darwinianer bedeutet das Untergang aller Kultur[1]).

Es ist wohl möglich, daß durch das Aufhören des ökonomischen Konkurrenzkampfes und der allgemeinen ökonomischen Unsicherheit der technische Fortschritt verlangsamt würde, der in der kapitalistischen Produktionsweise fieberhaft erregt ist. Aber die Entwicklung auf anderen Gebieten, als dem technischen und ökonomischen könnte dann um so rascher vorwärtsschreiten, und der wissenschaftliche Fortschritt, wenn auch weniger ökonomisch interessiert, als heutzutage, würde schließlich doch wieder auch Technik und Oekonomie befruchten.

Wie dem auch sei, auf jeden Fall ist, wie wir schon im Beginn des ersten Buches bemerkt, ein sozialer Zustand denkbar, in dem die Leidenschaften und Gefühle der Gesamtheit frei sind von ökonomischen Motiven, was heute schon für eine Reihe von Individuen gilt.

Aber ob sie von ökonomischen Motiven bestimmt werden oder nicht, hängt nicht von ihrem Belieben ab, sondern von den ökonomischen Bedingungen unter denen sie leben und tätig sind.

In der Bestimmung unseres Wesens durch die Bedingungen unseres Daseins und nicht in der dauernden Anregung und Bestimmung unseres Gefühlslebens durch ökonomische Motive ist die Oberherrschaft des ökonomischen Faktors zu suchen.

Hier weichen wir von Robertson ab. In seiner Kritik der Anwendung der Rassentheorie in der Geschichte stimmen wir ihm vollständig bei.

Zwölftes Kapitel.

Der „Nationalcharakter" ein Mysterium.

Es ist ganz merkwürdig, wie verhängnisvoll die Auffassung von der Erklärung der Geschichte durch die besondere Begabung der verschiedenen Nationen selbst auf höchst scharfsinnige Forscher wirkt.

---

[1]) Vergleiche z. B. Benjamin Kidds „Soziale Evolution" (Jena 1895). Am interessantesten an dieser Apologie der freien Konkurrenz ist das kleine Vorwort A. Weißmann's, in dem der gelehrte Darwinianer sich mit

Erinnern wir uns nur des Eingangssatzes der Darstellung des keltischen Nationalcharakters durch Mommsen:

„Die keltische .... Nation hat von der gemeinschaftlichen Mutter eine andere Ausstattung empfangen, als die italischen, germanischen und hellenischen Schwestern."

Was sollen wir uns bei diesem Satze denken? Wie uns das Zustandekommen dieser besonderen Ausstattung vorstellen?

Die „gemeinschaftliche Mutter" ist sicher nicht wörtlich zu nehmen. Mommsen meint kaum, daß alle Arier ähnlich wie die Völker der Bibel von einem einzigen Ahnen abstammen, einer arischen Ureva, deren verschiedene Kinder verschieden gediehen. In der Bibel gehört zur Eva wenigstens auch ein Adam.

Dadurch, daß er nur von einer Mutter spricht, deutet Mommsen an, daß er hier nicht an eine einzelne Persönlichkeit, sondern an eine ganze, ausgedehnte Völkerschaft denkt, die in einer bestimmten Urheimat wohnte und dann in verschiedene Teile zerfiel, die nach verschiedenen Gegenden wanderten und dort besondere Völkerschaften bildeten.

Die „gemeinschaftliche Mutter" ist nur ein Bild. Aber ein solches entbindet in der Wissenschaft nicht von der Verpflichtung, uns klare und genaue Vorstellungen zu ermöglichen. Wie erreichen wir bei dem Mommsenschen Bild eine solche Vorstellung?

Welcher Faktor war es, der die Kelten mit anderen angeborenen Gaben ausstattete, als deren Schwesternationen? Wie kamen sie zu dieser Verschiedenheit?

Man darf hier die Verschiedenheit nicht dadurch erklären, daß die Kelten unter andere Bedingungen kamen als die anderen arischen Nationen und sich daher anders als diese entwickelten. Das wäre wohl verständlich. Aber gerade diese Anschauung soll verhindert werden, wenn Mommsen sagt, die gemeinsame Mutter habe das eine ihrer Kinder anders ausgestattet als die anderen. Das heißt, als die Kelten sich von den anderen arischen Stämmen loslösten, waren sie bereits erblich schwer belastet. Das ist es, was Mommsen ausdrücklich sagt, nicht als Hypothese — die müßte er ja beweisen — sondern als eine Selbstverständlichkeit, die den Vorteil bietet, keines Beweises zu bedürfen.

Woher diese erbliche Belastung? Wie können wir uns vorstellen, daß eine solche zustande kam? Darauf bekommen wir keine Antwort.

In jeder Rasse, jedem Volk gibt es sehr verschieden begabte Individuen, die vom durchschnittlichen Typus abweichen, aber durch Mischung mit anderen Individuen ihre Nachkommenschaft früher oder später immer wieder dem Durchschnitt nähern.

---

der schnurrigen Theorie abfindet, daß die Religion der Faktor sei, der aus dem Kampf ums Dasein und der ökonomischen Konkurrenz den sozialen Fortschritt hervorgehen lasse.

Sollen wir nun annehmen, daß etwa damals, als die arischen Stämme noch zusammen wohnten, alle bösen Buben und Mädchen aus allen arischen Stämmen sich vereinigten, um die Rasse der bösen Kelten zu begründen? Aber damit auf diese Weise eine eigenartige Rasse entstand, müssen wir nicht nur die Ungereimtheit annehmen, daß alle bösen Buben und Mädchen eines Tages alle Bande der Familie, der Gens, des Stammes sprengten, um sich zusammenzutun. Ein derartiges Vorgehen wäre im primitiven Stadium unerhört. Von einem bestimmten Volke allerdings wird derartiges berichtet, es soll sich aus zusammengelaufenen Räubern gebildet haben. Doch sind es nicht die Kelten, von denen das erzählt wird, sondern die hochgeschätzten Römer. Indessen ist dieser Bericht längst in das Bereich der Fabel verwiesen.

Um aber die erbliche Belastung des Keltenvolkes begreiflich zu machen, müßten wir nicht bloß die Ungereimtheit annehmen, in einem gegebenen Moment hätten sich alle erblich belasteten Elemente der „gemeinschaftlichen Mutter", der gesamten arischen Bevölkerung, zur Bildung einer eigenen Rasse zusammengetan, das hätte noch nicht genügt. Diese Belasteten hätten auch noch alle in ganz gleicher Weise belastet sein müssen, sonst hätten sie nicht einen gemeinsamen dauernden Typus gebildet.

Da alle diese Voraussetzungen ungereimtes Zeug sind, ohne sie aber die besondere „Ausstattung" der Kelten durch die „gemeinsame Mutter" überhaupt nicht vorstellbar ist, so müssen wir in dem Mommsenschen Satz entweder eine jener Gedankenlosigkeiten sehen, zu denen die Rassentheorie auch große Denker leicht verführt, oder ein tiefes Mysterium, dessen Schleier lüften zu wollen vergeblich ist.

Auch das letztere wird von manchen Historikern behauptet.

Da haben wir z. B. den großen Historiker des orientalischen und griechischen Altertums, Eduard Meyer. In der Einleitung zur dritten Auflage seiner „Geschichte des Altertums" (Stuttgart, 1910) weist er auf den Gegensatz in den Tendenzen des historischen Prozesses hin, von denen die einen nach Zusammenfassung und Homogenität, die anderen nach Differenzierung drängen. Er fährt fort (S. 82/83):

„Die Momente, die in dieser Richtung (der Differenzierung) wirken, vermögen wir nur zum Teil zu erkennen: die gegebenen politischen und kulturellen Sonderverhältnisse, unter denen jeder Verband und jeder Mensch lebt, die geographischen Bedingungen, die äußeren geschichtlichen Einwirkungen, die er erfährt. Aber daneben bleibt als das eigentlich Entscheidende ein Moment, das sich jeder Analyse entzieht: das ist die Art, wie sich ein jeder, der größere oder kleinere Verband und das Volk so gut, wie der einzelne Mensch, unter den gegebenen Verhältnissen verhält, wie er in dem Ergreifen oder Verschmähen der in jedem Moment gegebenen Möglichkeiten seine Individualität offenbart, kurz, das, was wir als Anlage und Charakter bezeichnen. Das ist etwas, was wir wissenschaftlich niemals weiter

erklären können, sondern als etwas schlechthin Gegebenes hinnehmen müssen. Und doch ist dieses Individuelle, Singuläre eben dasjenige, was die Eigenart und das innerste Wesen jedes geschichtlichen Vorganges bestimmt."

Aehnlich äußert sich der bedeutende Religionshistoriker und Geschichtsphilosoph Tröltsch. In seinem bereits erwähnten Werk über den „Historismus und seine Probleme, erstes Buch, das logische Problem der Geschichtsphilosophie", sagt er u. a.:

„Das, was man in der Historie erklären und ableiten nennt, ist nur ein Einfühlen in den Werdevorgang, bei dem man verstehen kann, wie, die Uranlage und Umstände einmal gesetzt, sich in der Wechselwirkung mit Umgebung und Bedingungen alles dieses Werden nachempfinden läßt. Aber in allem steckt doch eine schlechthin gegebene ursprüngliche Setzung, eine qualitative Einheitlichkeit und Besonderheit, die man als Schicksal, Prädestination, Schöpfung oder sonstwie bezeichnen kann, die aber bei alledem nur die logische Kategorie der nun einmal tatsächlich bestehenden Gesetztheit bedeutet. So gibt es z. B. besondere Charaktere des israelitischen Volkstums, des Hellenentums, des Germanentums, die, wenn man populär zu sagen pflegt, auf besonderer Veranlagung oder Begabung beruhen, die aber auch der Historiker einfach hinnehmen muß." (S. 38.)

Das also ist für diese Geschichtsauffassung der Weisheit letzter Schluß, daß man jenes Moment, das man für „das eigentlich Entscheidende" in der Geschichte ansieht, für etwas Unerforschliches erklärt, das man „einfach" als gegeben „hinnehmen muß", aber nicht, um de- und wehmütig die eigene Unwissenheit zu bekennen, sondern um auf dem Ignoramus und Ignorabimus ein hochragendes Gebäude stolzer Geschichtswissenschaft aufzurichten.

Man höre nur, wie Eduard Meyer seine Auffassung in seiner „Geschichte des Altertums" illustriert. Er weist darauf hin, daß nur „wenige Völker zu höherer Kultur und damit zu vollem geschichtlichem Leben gelangt sind, während weitaus die meisten sich über die niedrigen Stufen des Daseins nicht erhoben haben".

Hier vergißt er ein einziges kleines Wörtchen: „bisher". Es versteht sich doch von selbst, daß Meyers Feststellung nur das konstatieren kann, was die Völker bisher geleistet haben. Sie bedeutet doch keineswegs, daß es so wie heute in aller Zukunft sein muß.

Aber mit dem Satze, daß nur wenige Völker zu höherer Kultur gelangt sind, will Meyer den Weg zu der Auffassung bahnen, daß nur wenige zu solcher Kultur fähig seien. Und darum hütet er sich, davon zu sprechen, daß es sich hier um eine Erfahrung handelt, die bloß bisher gilt.

Wäre Meyer schon vor zweitausend Jahren dazu gekommen, von seinem Standpunkte aus Geschichte zu schreiben, etwa in

Alexandrien, dann hätte er unter den Völkern, die keine höhere Kultur erreichten, vor allem die Germanen aufgezählt. Und er hätte, da er das Wörtchen „bisher" wegließ, annehmen lassen, daß das immer so bleiben müsse.

Meyer fährt fort:

„Die äußeren Umstände, die geographischen und geschichtlichen Verhältnisse, die Berührung mit entwickelten Kulturen wirken dabei ein; aber das Entscheidende sind sie nicht. Denn nicht auf den äußeren Bedingungen, sondern auf der Veranlagung und Eigenart der Völker beruht es, daß, um nur wenige Beispiele ins Gedächtnis zu rufen, in Amerika nur in Mexiko und vor allem in Peru sich eine höhere Kultur gebildet hat, bei den übrigen Indianerstämmen dagegen nicht, und ebensowenig bei den Negern Afrikas. Oder daß die Araber, und in islamitischer Zeit die Mauren eine gewaltige historische Rolle gespielt haben, dagegen z. B. die Skythen, trotz ganz ähnlicher Bedingungen nicht usw." (I. 1, S. 84/85.)

Implizite sagt mit diesen Worten Meyer folgendes: Ich finde in Amerika eine höhere Kultur nur in Mexiko und Peru. Ich weiß nicht, worauf sie beruht. Damit ist für mich der unwiderlegliche Beweis geliefert, daß sie auf einer besonderen Veranlagung der Mexikaner und Peruaner beruht. Die Ursache dieser Veranlagung zu erfahren, ist weder möglich, noch notwendig. Sie ist ein unerforschliches Mysterium.

Wir haben hier das Denken der Molièreschen Aerzte, über das sich Robertson so lustig macht, in schönster Reinkultur vor uns.

Besonders komisch berührt die Parallele zwischen Skythen und Arabern und der Hinweis auf die „gewaltige historische Rolle", die die letzteren gespielt h a b e n. Diese Rolle soll aus ihrer Veranlagung hervorgegangen sein. Wir haben schon oben die Frage aufgeworfen, was aus dieser Veranlagung seitdem geworden ist?

Besaßen sie ihre Veranlagung nur für ein halbes Jahrtausend, dann wird deren Natur noch geheimnisvoller als bisher. Ging sie durch besondere äußere Bedingungen verloren oder wurde sie durch solche verhindert, sich geltend zu machen, so müßte sie auch durch andere äußere Bedingungen zu erwerben oder in Wirksamkeit zu setzen sein. Da kämen wir schon wieder auf die verwünschten äußeren Bedingungen.

Komisch wirkt aber die Parallele zwischen den hochbegabten Arabern und den angeblich ganz unbegabten Skythen dadurch, daß die ersteren zu den Semiten zählen, die letzteren zu den Indogermanen und Ariern, die doch den Gipfel der Begabung darstellen sollen.

Wo Eduard Meyer nicht allgemein philosophiert, sondern an die konkreten Dinge herangeht, kommt er der Wahrheit bedeutend näher als in seiner Einleitung, in der er von historischen Dingen spricht und allgemeine Grundsätze der Geschichtsauffassung entwickelt.

Im ersten Bande seiner Geschichte des Altertums spricht er von den Ariern, die sich frühzeitig in seßhafte und nomadische gespalten hatten:

„Die (arischen, K.) Nomadenstämme leben in den alten Verhältnissen weiter, ohne Kultur und ohne geschichtliche Entwicklung, ja sie mögen zum Teil in noch größere Barbarei hinabgesunken sein. Selbst die am weitesten Fortgeschrittenen unter ihnen, die skolotischen Skythen, die zeitweilig ein mächtiges Königtum besessen haben und zum Teil zum Ackerbau übergegangen waren, stehen, wie Herodots vortreffliche Schilderung zeigt, tief unter den semitischen Beduinen . . . . Das alles läßt erkennen, aus welcher Barbarei sich die Arier zur Kultur hinaufgearbeitet haben . . . Maßgebend für diese Entwicklung ist eben die Beschaffenheit des Wohnsitzes gewesen." (I. 2, S. 817/818.)

Das heißt also, maßgebend war nicht die verschiedene Veranlagung, sondern die verschiedene Gestaltung der Wohnsitze. Die Bedingungen des Wohnsitzes entschieden darüber, ob die Arier Nomaden blieben ohne kulturellen Aufstieg, oder ansässige Bauern wurden, aus denen schließlich eine Kultur hervorging, die „eine unvergängliche Bedeutung für die Entwicklung des Menschengeschlechtes überhaupt" gewonnen hat. (S. 820.)

Das ist klar und einleuchtend, aber diese Erkenntnis freut Meyer nicht. Immer wieder kommt er auf die besondere „natürliche Begabung" zurück, ohne sagen zu können, wann sie begann, woher sie stammt, ja worin sie besteht, und aus welchen Gründen wir sie nur bei den seßhaften, nicht den nomadischen Ariern finden.

Wo die herkömmliche Geschichtsauffassung etwas Unerklärliches zu finden glaubt, das gleichwohl alle geschichtlichen Vorgänge erklären soll, sieht die materialistische Geschichtsauffassung ein Problem, aber kein unlösbares, vielmehr eines, zu dessen Lösung sie dringend auffordert und die Wege zeigt. Wo der überwiegende Teil der bisherigen Geschichtsauffassungen den Forscher von dieser Arbeit ablenkt, ihn entmutigt und dazu antreibt, die Grundlagen seiner Wissenschaft in luftigen Phantasien zu suchen, da fordert die materialistische Geschichtsauffassung zu emsiger, positiver Arbeit auf, zur Arbeit an der Bloßlegung aller äußeren Bedingungen, die auf jene geschichtliche Entwicklung Einfluß hatten, mit der sich jeweilig der Historiker beschäftigt.

Allerdings kommt es bei dieser Entwicklung nicht bloß auf die äußeren Bedingungen an, unter denen das jeweilige in Betracht kommende Volk in dem untersuchten Zeitraum lebte. Da hat Meyer ganz recht. Diese Bedingungen allein erklären noch nicht alles. Sie sind die eine Seite des historischen Prozesses. Die andere Seite ist die Geistesverfassung, die Summe der Begabungen und des Wissens, mit der das Volk in den Prozeß eingeht. Diese Summe ist jedoch nichts weniger als ein Mysterium, sondern ein Produkt der Lebensbedingungen früherer Zeiten desselben Volkes, Bedingungen, die teils als Traditionen, teils als

erblich gewordene Rassenmerkmale nachwirken und im Vereine mit den Bedingungen der jeweiligen Gegenwart das bilden, was man den Nationalcharakter nennt, soweit er mehr ist als eine Fiktion.

Ererbte Eigenart, dann Traditionen, die aus der Vorzeit überliefert werden, sowie endlich die Einflüsse der Gegenwart, das sind die Quellen, aus deren Zusammenfluß der Charakter eines Individuums ersteht, und ebenso der Charakter einer Nation, soweit jeder dieser drei Faktoren auf ihre Individuen gleich einwirkt.

Am leichtesten unter ihnen festzustellen ist der der äußeren Bedingungen der Gegenwart, namentlich wenn es die Gegenwart des Historikers selbst ist, so daß er sie nicht aus überliefertem Stoff zu rekonstruieren hat, sondern durch direkte Anschauung erforschen kann.

Schwerer ist es dagegen, die Einflüsse der Tradition und die der Rasse auseinanderzuhalten und das Werden jedes dieser beiden Faktoren besonders zu erforschen. Den geistigen Rassencharakter eines Volkes der Gegenwart festzustellen, ist gewöhnlich schon äußerst schwierig. Die äußeren Bedingungen jener grauen Vorzeit festzustellen, in denen er sich bildete, ist meist ganz unmöglich. Aber nicht deshalb, weil das Werden der Rasse und ihrer Charaktere ein undurchdringliches Mysterium bildet, sondern weil alle erforderlichen Zeugnisse dafür fehlen.

Jedoch muß unser augenblickliches Ignoramus kein Ignorabimus bedeuten. Die Forschung mag noch Methoden entwickeln und Tatsachen zutage fördern, die uns ganz unerwartete Einblicke gewähren.

Einstweilen wird aber der historische Prozeß bereits in hohem Maße klargelegt sein, wenn wir seine Beeinflussung durch die äußeren Bedingungen der jeweiligen Gegenwart und durch den Niederschlag aufgehellt haben, den die äußeren Bedingungen der Vorzeit in der Form von Anschauungen und Einrichtungen gebildet haben, die jener Gegenwart überliefert wurden, und in ihr feststellbar sind.

Die Einheit des Menschengeschlechtes ist so stark ausgeprägt und dabei die Variabilität und Anpassungsfähigkeit der menschlichen Psyche so groß, daß der Teil des historischen Prozesses relativ unbedeutend sein wird, der nach dieser Arbeit der Aufhellung noch im dunkeln bleiben mag, weil er nur durch eine Rasseneigenart zu erklären ist, deren Werden bisher nicht erkundet werden konnte.

Wo wir aber noch nichts wissen, sollen wir unsere Unwissenheit offen bekennen, um damit weitere Forschung zu ihrer Aufhellung anzuregen. Nicht aber sollen wir auf der einen Seite die jeweiligen Grenzen unseres Wissens als unüberschreitbare erklären, um die Forschung abzuschrecken, und auf der anderen Seite das als unerforscht und unerforschlich Hingestellte zu einer

Basis für die kühnsten Behauptungen erheben. Und wir sollen schon gar nicht diese fiktiven Konstruktionen als die entscheidendsten Momente unserer Wissenschaft proklamieren.

Dreizehntes Kapitel.

Das Blutband der Rasse.

Der Vollständigkeit wegen, nicht weil wir hier etwas Neues zu sagen haben, sei, ehe wir von der Rasse Abschied nehmen, noch kurz einer weiteren jener vielen Gedankenlosigkeiten gedacht, an denen die Anwendung der Rassentheoretik in der Geschichtsschreibung so reich ist.

Diese Theoretik nimmt von vornherein ohne weitere Untersuchung und Begründung nicht nur an, daß die verschiedenen Rassen als solche einander feindlich gegenüberstehen und gegenüberstehen müssen, sondern auch, daß die Mitglieder einer Rasse sich alle von vornherein eng verbunden fühlen; eng verbunden durch „natürliche Bande", die des Blutes.

Diese Annahme geht von zwei Voraussetzungen aus: einmal von der, daß alle Mitglieder einer Rasse untereinander, wenn auch in sehr entferntem Grade, blutsverwandt seien. Und zweitens von der, daß Verwandte von Natur aus eine enge Gemeinschaft des Denkens, Fühlens, Wollens bilden.

Wir haben schon in anderen Zusammenhängen gezeigt, daß beide Voraussetzungen nicht zutreffen. Sollten alle Mitglieder einer Rasse gemeinsames Blut in ihren Adern haben, müßten sie alle von einem und demselben Elternpaar abstammen. Das gilt für manche Rassen von Haustieren, nicht aber für die wilden Tiere. Die naive Auffassung einer sehr entlegenen Vorzeit mochte alle Mitglieder einer Rasse auf einen gemeinsamen Stammvater zurückführen, wie die Bibel als solche Stammväter Sem, Ham und Japhet nennt. In der modernen Wissenschaft haben derartige Phantasien nichts zu schaffen.

Aber selbst wenn eine urwüchsig entstandene Rasse wirklich nur von einem und nicht von zahlreichen, nebeneinander unter den gleichen Bedingungen lebenden Individuen abstammen würde, und wenn alle heutigen Menschenrassen reine und nicht vielmehr zumeist in hohem Grade gemischte Rassen wären, würde die Gemeinschaft des Blutes noch lange nicht eine engere Verbundenheit mit sich bringen.

Eine natürliche enge Verbundenheit durch Gemeinsamkeit des Blutes wird in der Regel nur herbeigeführt zwischen Mutter und Kind. Selten zwischen Vater und Kind. Beim Menschen und wohl auch bei seinen tierischen Vorfahren finden wir kein derartiges natürliches Band. Das bezeugt schon die Gleichgültigkeit

der meisten Männer gegenüber ihren unehelichen Kindern, eine Gleichgültigkeit, die manche Gesetzgebung, z. B. die aus der Französischen Revolution hervorgegangene ausdrücklich sanktioniert. Die „Stimme der Natur“ scheint also an eine behördliche Registrierung gebunden zu sein.

Aber auch der oft so innige Zusammenhang zwischen Mutter und Kind dauert in der Natur nur kurze Zeit. Bei den Tieren macht die Mutter keinen Unterschied zwischen den erwachsenen, selbständig sich fortbringenden Kindern und anderen Mitgliedern der gleichen Art.

Die Annahme, daß ein natürlicher Drang die Mitglieder der gleiche Rasse miteinander verbindet, ist also eine ganz willkürliche Behauptung. Der Satz: „Blut ist dicker als Wasser“ verliert seine Gedankenlosigkeit nicht dadurch, daß er unzählige Male ohne Besinnen als Selbstverständlichkeit nachgesprochen wird. Dadurch erweist er sich bloß als eine jener Kollektivvorstellungen, die das Denken der Naturvölker kennzeichnen, die aber keineswegs auf sie beschränkt sind.

Man wundert sich oft über die Kraft, die bei einem Naturvolk Kollektivvorstellungen erlangen können, deren Hinfälligkeit durch widersprechende Erfahrungen schlagend dargetan wird. Aber ist es bei uns anders? Sehen wir nicht allenthalben die schärfsten Gegensätze innerhalb der gleichen Rasse? Wir haben oben schon Beispiele dafür gegeben, auf die Indianer hingewiesen, die auch dann noch fortfuhren einander zu bekämpfen, als die Weißen sie bedrängten, sowie auf das mongolische Japan, dessen erster Krieg in neuerer Zeit dem mongolischen China galt. Und wo findet man zwischen den Völkern Europas einen Zusammenhang der Rassengemeinschaft? Noch schwieriger als die heutigen Nationen Europas bestimmten Rassen zuzuweisen ist es, in ihrer Politik auch nur die leiseste Spur eines Wirkens von Rassengemeinschaft zu entdecken. Und doch wird diese immer wieder als die sicherste Sache der Welt proklamiert.

Vierzehntes Kapitel.

Rasse und Sprache.

Wir haben bereits bemerkt, daß der Zusammenhalt der Verwandtschaft, der sich, im Unterschied vom Tier, beim Menschen findet, auf die Sprache zurückzuführen ist, die die genealogischen Verhältnisse der Menschen festhält, zu dauernd bewußten macht und dadurch naturwüchsig erstehende Organisationen schafft, die als Schutzverbände und Arbeitsverbände ständig zusammenhalten. Aus der Sprache und nicht aus der Stimme des Blutes entspringen jene innigen Zusammenhänge der Verwandtschaft, die

in der Gentilgesellschaft Menschen gleicher Abstammung vereinigen.

Noch in anderer Beziehung bewirkt die Sprache, daß einzelne Menschengruppen dauernd zusammenhalten. Die Sprache ist ebensowohl Produkt des Verkehrs der Menschen untereinander, wie Mittel ihres Verkehrs. Menschen eines bestimmten Gebietes, die ständig miteinander verkehren, werden eine gemeinsame Sprache entwickeln. Menschen in einer anderen Region, die von jener getrennt ist, werden eine andere Sprache bilden. Sind aber ihre Sprachen einmal zu einer gewissen Höhe gediehen, dann wird die Verschiedenheit der Sprachen ein Hindernis des Verkehrs und ein Trennungsmittel auch dann sein, wenn Menschen der einen und der anderen Region zusammentreffen sollten.

Die Menschen jeder Sprache entwickeln schließlich durch den steten, innigen Verkehr untereinander auch eine gemeinsame Kultur, die verschieden ist von den Kulturen anderer Sprachgemeinschaften. Diese Gemeinsamkeit sprachlicher Kultur in Kollektivvorstellungen, Riten, Poesien, Rechtsbestimmungen usw. innerhalb einer sprachlichen Gemeinschaft trägt dazu bei, deren Mitglieder noch enger aneinander zu fesseln und sie noch mehr von denen anderer Sprachgemeinschaften abzuschließen.

So kann sich auch für jede derartige Sprach- und Kulturgemeinschaft ein besonderer Charakter ihrer Mitglieder, ein „Nationalcharakter" herausbilden, wenigstens dann, wenn diese Gemeinschaft sehr eng ist, lange unverändert in den gleichen Bedingungen lebt und noch keine große soziale Differenzierung in ihrer Mitte aufweist. Für moderne Kulturnationen in ihrer Gesamtheit einen Nationalcharakter feststellen zu wollen, dürfte ein vergebliches Bemühen sein. Da erzeugt jede Provinz, jede größere Stadt, jeder Beruf einen besonderen Charakter, und dieser wechselt mit den historischen Situationen. Der Nationalcharakter erweist sich da als ein Proteus, der dem Untersuchenden unter den Händen entwischt und rasch nacheinander die verschiedensten Gestalten annimmt.

Gegenüber diesen vagen, unfaßbaren Gestaltungen ist die Sprache ganz eindeutig und bestimmt. Sie ist unter den national verschiedenen geistigen Merkmalen der Menschen das einzig greifbare. Und für den geschichtlichen Prozeß kommen natürlich nur die geistigen Merkmale der Menschen in Betracht, nicht ihre leiblichen.

So ist es nicht verwunderlich, daß die Historiker und Politiker, die für ihre Zwecke mit der Rasse hantieren, darauf verfallen sind, die Sprache zu einem Rassenmerkmal zu erheben. Weniger begreiflich ist es, daß selbst ein Naturforscher wie Häckel derartiges akzeptieren konnte. Er meint mit Recht, die Schädelform biete ein sehr unsicheres Merkmal für die Rassenunterscheidung.

„Viel bessere Anhaltspunkte für die Klassifikation der menschlichen Spezies liefern die Beschaffenheit der Behaarung und die S p r a c h e, weil diese sich viel strenger als die Schädelform vererben." (Natürliche Schöpfungsgeschichte, Berlin 1874, 5. Aufl., S. 602.)

Der Sprachforscher wußte in dieser Beziehung besser Bescheid als der Naturforscher. Der schon mehrmals erwähnte große Meister der vergleichenden Philologie Max Müller machte sich schon vor einem halben Jahrhundert lustig über die Einteilung der Rassen nach Sprachen. Er meinte, ebensogut, wie von einer arischen Rasse könne man von einer langköpfigen Sprache oder von einer kurzköpfigen Grammatik sprechen. Wenn für Häckel die Schädelformen keine sicheren Anhaltspunkte ergeben und die Behaarung viel zuverlässiger ist, könnte man ja das Müllersche Witzwort variieren und von einer wollhaarigen Sprache und einer schlichthaarigen Grammatik sprechen.

Häckel konnte zu seiner Auffassung nur durch ein sprachliches Versehen kommen. Das Wort vererben hat zwei sehr verschiedene Bedeutungen, eine physiologische und eine soziale. Wenn ein Kind von seinen Eltern körperliche oder geistige Eigenschaften erbt, etwa die Statur oder die Frohnatur, so ist das etwas ganz anderes, als wenn es von ihnen Geld erbt oder auch Kenntnisse. Der erstere Vorgang ist gleichbedeutend mit der Hervorbringung des Kindes selbst, durch den anderen dagegen werden dem bereits bestehenden und geformten Individuum bestimmte Gaben übergeben, die es annehmen oder ablehnen, hochschätzen oder verachten kann. Die Vererbung ersterer Art ist nur durch die Eltern auf das Kind zu vollziehen. Erben im zweiten Sinne kann ich dagegen von verschiedenen Menschen und andererseits kann ich verschiedene Menschen zu meinen Erben einsetzen. Die von den Eltern ererbten körperlichen Merkmale bleiben die meinen mein ganzes Leben hindurch, ich kann sie niemals ablegen. Geerbtes Geld kann ich dagegen verlieren, überkommene Kenntnisse vergessen oder durch andere ersetzen, die mir besser erscheinen.

Endlich ist die Vererbung körperlicher Merkmale ein für die Eltern wie für das Kind gleich unbewußter Prozeß. Dagegen kann die Vererbung von Gütern oder Kenntnissen nicht vor sich gehen, ohne eine bewußte Tätigkeit sowohl des Gebenden wie des Empfangenden.

Man sieht, wie unsinnig es ist, die Vererbung der Behaarung oder der Schädelbildung mit der der Sprache auf die gleiche Stufe zu stellen. Ein Elternpaar mag ein Dutzend Kinder bekommen, von denen jedes die gleichen Merkmale von ihm erbt. Und doch kann jedes der Kinder in so eigenartige, von denen der anderen so verschiedene Umstände geraten, daß jedes eine andere Sprache erlernt und dauernd gebraucht. Und was für ein einzelnes Eltern-

paar und seine Kinder möglich ist, kann sich noch eher für eine ganze Rasse ereignen.

Die Sprache ist keine künstliche Erfindung, ihre Bildung ist vielmehr ein unbewußter Vorgang, der ganz bestimmten Gesetzen folgt. Uebereinstimmung des Gehirns und der Sprachorgane erzeugt unter gleichen Bedingungen die gleiche Sprache. Es ist daher von vornherein anzunehmen, daß die Eigenart eines Gebiets, die einer lange dort lebenden Bevölkerung dieselben besonderen Rassenmerkmale aufprägt, gleichzeitig auch bewirkt, daß die verschiedenen Stämme dieser Rasse übereinstimmende Sprachen sprechen.

Innerhalb dieses Gebietes der Rasse werden die Bewohner eines kleineren Bezirkes, der trotz allgemeiner Uebereinstimmung des Gesamtgebiets doch Besonderheiten aufweist, die in den anderen Gebieten der Rasse nicht zu finden sind, zu völlig übereinstimmenden Bezeichnungen und übereinstimmender Aussprache kommen, Bewohner anderer benachbarter Bezirke, die mit jenen nicht verkehren, werden, da sie unter ähnlichen, aber nicht ganz gleichen Bedingungen leben, wohl vielfach ähnlich klingende, aber doch nicht genau dieselben Bezeichnungen mit dem gleichen Tonfall anwenden. Doch in den Grundlagen und dem Aufbau werden alle diese Sprachen der gleichen Rasse übereinstimmen. Wie mannigfaltig gestalten sich im Wortschatz und der Aussprache jene Gebilde, die man heute als Dialekte von der Schriftsprache unterscheidet! Dagegen in der Grammatik stimmen sie alle überein.

Die Grammatik ist auch das konservative Element in der Sprache. Während diese im Fortgang der gesellschaftlichen Entwicklung ununterbrochen neue Worte schafft, alte außer Gebrauch setzt, bei anderen die Bedeutung wechselt, bleibt die Grammatik fast unverändert.

Max Müller hatte die Grammatik im Auge, als er den Satz prägte: „Sprachen vermischen sich niemals".

Denjenigen, die die englische Sprache für eine Mischsprache halten, entgegnete er:

„Aus dem englischen W ö r t e r s c h a t z e kann der Forscher auf dem Gebiete der Sprachwissenschaften gleichsam durch einen chemischen Prozeß keltische, normanische, griechische und lateinische Bestandteile ausscheiden. Aber nicht ein einziger Tropfen fremden Blutes ist in das organische System der englischen Sprache eingedrungen. Die G r a m m a t i k, das Blut und die Seele der Sprache, ist in dem Englisch, wie es auf den britischen Inseln gesprochen wird, noch ebenso rein und unvermischt wie damals, als die Sprache noch an den Gestaden der Nordsee von den Angeln, Sachsen und Jüten des Festlandes gesprochen wurde." (Die Wissenschaft der Sprache, I., S. 66/67.)

Aufgabe der Sprachreiniger wäre es also bloß, über der Reinheit der Grammatik zu wachen. Dagegen ist es Unsinn, wenn sie Fremdenpolizei spielen und jeden aus dem Auslande stammenden Ausdruck aus der Sprache ausweisen wollen. Besonders unsinnig

in einer Zeit, wie der heutigen, wo schon der technische Fortschritt und in seinem Gefolge viele andere Neuerungen jeden Tag die Bildung neuer Bezeichnungen notwendig machen, und der internationale Verkehr dahin drängt, daß die Bezeichnungen internationaler Art sind, überall verstanden werden. Das Wort Automobil versteht jeder Mensch in der ganzen Welt. Aber der deutsche Patriot — pardon, Verzeihung Vaterländer — ist nicht glücklich, wenn er nicht für diese neue Erfindung Bezeichnungen gebraucht, die schon Hermann der Cherusker hätte anwenden können. Er muß Kraftwagen sagen, und statt Redakteur Schriftleiter, obwohl eine Zeitung durch das Wort „Schrift" sehr undeutlich bezeichnet wird, und der Redakteur einer „Tagesschrift" sie nicht bloß leitet, sondern auch schreibt.

Es ist bezeichnend für das deutsche Volk, daß es sich ruhig gefallen läßt, wie sich Polizisten, Postbeamte und andere Bureaukraten herausnehmen, die Fortbildung seiner Sprache in ihre Amtsbefugnisse einzureihen, und daß es sich von unwissenden Amtsvorstehern oder sonstigen Würdenträgern ohne jedes Sprachgefühl ganz unsinnige Sprachneuerungen vorschreiben läßt, wie „Abteile", „Belange", „Entschließungen" usw.

Noch bezeichnender ist es freilich, daß es ein Gebiet gibt, vor dem auch der radikalste, vielmehr wurzelhafteste Deutschtümler ehrfürchtig Halt macht: Es ist das der Servilität, zu deutsch Knechtseligkeit. Die Exzellenz und Majestät aus dem deutschen Sprachschatz herauszuwerfen, hat noch keiner von ihnen gewagt.

In bezug auf den Wortschatz wird es innerhalb des Bereiches einer Rasse wohl eine ganze Reihe von Sprachen, oder wenn man lieber will, Dialekten, gegeben haben, die einander ähnlich waren, aber nicht vollkommen übereinstimmten. Ihre Grammatik aber war überall im wesentlichen dieselbe.

Die normale Abstammung eines Kindes ist natürlich stets die, daß die Eltern beide zur gleichen Rasse gehören. Sie ziehen es in der Sprache auf, die sie selbst sprechen, und in der Regel bleibt das Kind innerhalb des Volkes von dem diese Sprache gebraucht wird. Wo das stattfindet, wird die Vererbung der Sprache parallel gehen mit der Vererbung der Rassenmerkmale, obwohl jener Prozeß ganz anderer Art ist als dieser.

Aber das Normale ist nicht das unter allen Umständen Notwendige. Jede Wanderung, jede sonstige Veränderung der Lebensbedingungen wird, wenn sie zu einer Rassenmischung führt, eine Divergenz zwischen Sprache und Rasse nach sich ziehen. Die alte Sprache kann fortbestehen, aber diejenigen, die sie sprechen, gehören nicht mehr insgesamt zur alten Rasse. Diese Rasse kann durch Mischung völlig in einer neuen aufgehen, indes die alte Sprache weiter gesprochen wird. Wenn sich der Prozeß wiederholt, kann es dahin kommen, daß Menschen der verschiedensten Rassen dieselbe Sprache gebrauchen, und andererseits Menschen

der gleichen Rasse die verschiedensten Sprachen sprechen. Je reicher die Geschichte eines Volkes, je mannigfaltiger die Wandlungen seiner Geschicke, je zahlreicher seine feindlichen oder freundlichen Berührungen mit anderen Völkern, die zu Rassenmischungen Anlaß geben, je höher infolge aller dieser mannigfaltigen Beziehungen und Verhältnisse seine Kultur, desto weniger werden Sprache und Rasse zusammenfallen.

Auch in den Anfängen der Sprache wird diese nur insofern mit der Rasse zusammengefallen sein, als alle, die der gleichen Sprache mächtig waren, derselben Rasse angehörten. Aber das Umgekehrte dürfte kaum der Fall gewesen sein, daß alle Angehörigen der gleichen Rasse dieselbe Sprache sprachen. Man darf nur annehmen, daß ihre Sprachen alle eine gewisse Uebereinstimmung, mehr in der Grammatik als im Wortschatz, aufwiesen, daß diese Sprachen alle untereinander insofern verwandt waren, zur gleichen Familie gehörten, wenn man diese Bezeichnung für ein Verhältnis gebrauchen darf, bei dem nicht die Abstammung von einem gemeinsamen Ahnen in Frage kommt.

Diese Sprachverwandtschaft bildete jedoch keineswegs ein Bindeglied, das die Rasse zusammenhielt. Eine Sprache verbindet die Menschen nur dann, wenn sie von ihnen allen verstanden wird. Verschiedene Sprachen können aber zu der gleichen Familie gehören und doch so verschieden sein, daß derjenige, der die eine beherrscht, von den anderen absolut nichts zu verstehen braucht. Wer eine der indogermanischen Sprachen spricht, versteht keineswegs damit schon alle anderen dieser Gruppe. Der Deutsche versteht leider nicht aus der bloßen Kenntnis seiner Muttersprache heraus schon lateinisch, griechisch, russisch, keltisch, persisch, Sanskrit. Ja, der Plattdeutsche versteht nicht einmal den Schweizer, wenn beide nur der heimischen Dialekte mächtig sind.

Diejenigen Menschen, die indogermanische Sprachen sprechen, gehören heute den verschiedensten Rassen und Rassenmischungen an. Aber selbst wenn sie zur gleichen Rasse gehörten, würde die Sprache sie nicht alle vereinigen. Die bloße Verwandtschaft verschiedener Sprachen wird gar nicht empfunden, sie mußte erst mühselig von den Sprachforschern entdeckt werden. Es ist kaum mehr als ein Jahrhundert her, daß die Gemeinsamkeit der sogenannten indogermanischen (oder indoeuropäischen) Sprachen herausgefunden wurde. Bis heute ist eine klare Vorstellung von jener Gemeinsamkeit auf eine kleine Zahl von Fachgelehrten beschränkt.

Für die große Masse der Menschen, die indogermanische Sprachen sprechen, bedeutet diese Gemeinsamkeit nur ein leeres Wort, wenn sie überhaupt etwas davon gehört haben. Das gilt selbst von den engeren Sprachgemeinschaften innerhalb des indo-

germanischen Kreises. Die Gemeinsamkeit des Germanentums, des Slawentums oder Romanentums ist bloße Phrase.

Auf den Gang der Geschichte hatten solche Gemeinsamkeiten nicht den geringsten Einfluß. Sie haben weder Zusammenhänge von Völkern erzeugt, noch gemeinsame Gegensätze von Völkern der gleichen Sprachfamilie zu der Gesamtheit der Völker einer anderen Sprachenfamilie hervorgerufen.

Ob wir die historische Rolle, welche die Rasse spielen soll, auf angebliche natürliche Gefühle leiblicher Verwandtschaft oder auf Sprachgemeinschaft zurückführen; bei näherem Zusehen finden wir, daß für die eine wie für die andere Auffassung nicht die mindeste solide Grundlage zu finden ist. Sie sind bloße, meistens professorale Hirngespinste, die ihrerseits selbst wohl historische Bedeutung gewinnen können, aber nur als Agitationsphrasen dort, wo starke Interessen sie in ihren Dienst stellen. Sie fördern nicht im geringsten unsere Erkenntnis der Wirklichkeit, sondern verdunkeln sie vielmehr bedenklich.

Von welcher Seite immer wir die heutige Anwendung von Rassentheorien in Politik und Geschichte anpacken, wir kommen stets zu dem Ergebnis, daß sie aus Gedankenlosigkeit entspringen. Selbst bei großen Gelehrten, auch solche sind Kollektivvorstellungen unterworfen. Und daß diese Theorien ihrerseits wieder weitere Gedankenlosigkeit erzeugen.

Obwohl wir also theoretisch anerkennen, daß der Einfluß der Rasse mancher geschichtlichen Erscheinung einen besonderen Charakter verliehen haben mag, müssen wir doch aussprechen, daß, solange die Anthropologie im engeren Sinne noch so unsichere Resultate auf dem Gebiete der Rassenforschung liefert, und solange der Vorgang der physiologischen Vererbung noch so sehr im Dunkeln liegt, die Historiker ebenso wie die Politiker ihre Hand von der Einführung von Rassentheorien in die Gebiete ihrer Tätigkeit lassen sollen.

Sie können damit einstweilen nur Unfug anrichten. Und vielfach ist das allein der Zweck dieser Theorien.

Zweiter Abschnitt.

Die Technik.

Erstes Kapitel.

Die Anthropogeographie.

Bisher betrachten wir nur jene Arten der Anpassung an die Umwelt, die der menschliche Organismus mit dem tierischen gemein hat. Wie die verschiedenen Arten der natürlichen Umwelt den Organismus und namentlich die Psyche des Menschen beeinflussen, ist seit dem 18. Jahrhundert von einer Reihe glänzender Forscher nach allen Seiten gründlich untersucht worden.

Die Erkenntnis der Geschichte wurde dadurch mächtig befruchtet, in ganz anderer Weise als durch die Rassentheorien.

Doch müssen wir dabei eine Warnung aussprechen. Wenn uns die Untersuchung der Naturbedingungen, in denen ein Volk lebt, auch tiefere Einblicke in die Eigenart seiner Geschichte tun läßt, als es bisher durch die Untersuchung seiner Rassenzugehörigkeit möglich war, so darf man doch den historischen Gewinn nicht übertreiben, der uns aus solchem Forschen erwachsen kann.

Das tut z. B. Buckle, ein großer Gelehrter und Denker, der heute unverdient vergessen ist, aber eine Zeitlang ebenso unverdient in dem Rufe stand, eine mit der Marxschen übereinstimmende Geschichtsauffassung entwickelt zu haben.

In seiner „Geschichte der Zivilisation in England", abgefaßt in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, führt er aus:

„Wenn wir nach den mächtigsten Einflüssen der Natur auf das Menschengeschlecht fragen, werden wir vier Arten finden: Klima, Nahrung, Boden und die Naturerscheinungen im ganzen; unter letzteren verstehe ich die Erscheinungen, die vornehmlich durch das Auge, aber auch durch andere Sinne die Ideenverbindungen geleitet und so in verschiedenen Ländern verschiedene Gedankenkreise erzeugt haben. Die letzte Art, die Naturerscheinung im ganzen, wirkt vorzüglich auf die Phantasie und gibt die unzähligen Formen des Aberglaubens an die Hand, die so große Hindernisse für den Fortschritt der Erkenntnis bilden. Und da in der Kindheit eines Volkes die Macht dieser abergläubischen Vorstellung souverän ist, so hat die verschiedene Naturbeschaffenheit auch verschiedene Nationalcharaktere erzeugt und der Nationalreligion eine Färbung gegeben, die unter gewissen Verhältnissen unauslöschlich ist. Die anderen drei Einflüsse, Klima, Nahrung und Boden, haben, soviel wir sehen, keine so unmittelbare Wirkung dieser Art gehabt; aber sie haben . . . . . den bedeutendsten Einfluß auf die Einrichtung der Gesellschaft gehabt, und aus ihnen sind manche der umfassendsten und hervorstechendsten Unterschiede der Völker entsprungen, die man oft den Rassenunterschieden, wonach man die Menschen einteilt, zugeschrieben hat. Während

aber diese ursprünglichen Rassenunterschiede nichts als Hypothesen sind, lassen sich die Verschiedenheiten als Wirkungen des verschiedenen Klimas, der Nahrung und des Bodens befriedigend erklären, und mittels dieser Einsicht werden sich manche Schwierigkeiten, die das Studium der Geschichte bisher verdeckten, aufklären." (Deutsch v. A. Ruge, 5. Auflage. Leipzig 1874, I. 1., S. 35/36.)

Buckle untersucht nun den Einfluß der verschiedenen Naturbedingungen auf den Menschen in Europa und anderen Erdteilen und kommt zu dem Schlusse:

„Die bisherige Darstellung beweist zwei Haupttatsachen, die, wenn sie nicht angefochten werden können, die notwendige Grundlage der Universalgeschichte sind. Die erste Tatsache ist, daß in den außereuropäischen Kulturländern die Naturkräfte viel größer waren als in den europäischen. Die zweite Tatsache ist die, daß diese Kräfte ungeheueres Unheil angerichtet, und daß ein Teil derselben eine ungleiche Verteilung des Reichtums, ein anderer eine ungleiche Verwendung der Geisteskräfte verursacht hat, dies letztere durch die feste Richtung der Aufmerksamkeit auf Gegenstände, welche die Phantasie entflammen.

Soweit die Erfahrung der Vergangenheit uns leiten kann, müssen wir sagen, daß in allen außereuropäischen Kulturländern diese Hindernisse unübersteiglich waren, wenigstens hat sie bis jetzt noch keine Nation überwunden. Aber in Europa, das auf einem bescheideneren Fuße eingerichtet ist als die anderen Weltteile, das kälter gelegen war, einen weniger üppigen Boden hatte, weniger imposante Naturerscheinungen und überhaupt eine schwächere Natur entfaltete, in Europa wurde es den Menschen leichter, sich des Aberglaubens zu entschlagen, den die Natur seiner Phantasie entgegenbrachte, und ebenso wurde es ihm leichter, wenn auch nicht gerade eine gerechte Verteilung des Reichtums, so doch einen Zustand zu erreichen, der ihr näher kam, als es in den älteren Kulturländern möglich gewesen war.

Daher ist im ganzen in Europa die Richtung der Weltgeschichte gewesen, die Natur dem Menschen — außerhalb Europas, den Menschen der Natur unterzuordnen. Dies leidet in den barbarischen Ländern einige Ausnahmen, in zivilisierten hingegen ist die Regel durchgängig so gewesen. Der große Unterschied zwischen europäischer und nichteuropäischer Zivilisation ist daher die Grundlage der Philosophie der Geschichte, denn er gibt uns die wichtige Betrachtung an Hand, daß wir, um z. B. die Geschichte Indiens zu verstehen, die äußere Welt zu unserem Studium machen müssen, weil sie die Menschen mehr beeinflußt als sie von den Menschen beeinflußt wird. Wenn wir hingegen die Geschichte eines Landes, wie Frankreich oder England, verstehen lernen wollen, müssen wir den Menschen zu unserem Hauptstudium machen, denn die Natur ist hier verhältnismäßig schwach, und so hat jeder Schritt in der großen Entwicklung dort die Herrschaft des menschlichen Geistes über die Mächte der Außenwelt verstärkt." (I., S. 129/130.)

Aehnliche Ansichten sind auch von anderen ausgesprochen worden, so von Hegel. In seinen „Vorlesungen zur Philosophie der Geschichte" gibt er auch eine Art Anthropogeographie, eine „Geographische Grundlage der Weltgeschichte", die viele tiefe und treffende Gedanken neben manchen Absonderlichkeiten enthält. Gleich zu Beginn dieser Abhandlung sagt er:

„Zunächst ist hier nun auf die Natürlichkeiten Rücksicht zu nehmen, die ein für allemal von der weltgeschichtlichen Bewegung auszuschließen wären: in der kalten und in der heißen Zone kann der Boden der weltgeschichtlichen Völker nicht sein. Denn das erwachende Bewußtsein ist anfänglich nur in der Natur, und jede Entwicklung desselben ist die Reflexion des Geistes in sich, gegen die natürliche Unmittelbarkeit. In diese Besonderung fällt nun das Moment der Natur mit hinein; sie ist der erste Standpunkt, aus dem der Mensch eine Freiheit in sich gewinnen kann, und diese Befreiung muß nicht durch die natürliche Macht erschwert werden. Die Natur ist gegen den Geist gehalten ein Quantitatives, dessen Gewalt nicht so groß sein muß, sich allein als allmächtig zu setzen. In den äußersten Zonen kann der Mensch zu keiner freien Bewegung kommen, Kälte und Hitze sind hier zu mächtige Gewalten, als daß sie dem Geist erlaubten, für sich eine Welt zu erbauen. Aristoteles sagt schon: wenn die Not des Bedürfnisses befriedigt ist, wendet sich der Mensch zum Allgemeinen und Höheren. Aber in jenem Extrem der Zonen kann die Not wohl nie aufhören und niemals abgewendet werden: der Mensch ist beständig darauf angewiesen, seine Aufmerksamkeit auf die Natur zu richten, auf die glühenden Strahlen der Sonne und den eisigen Frost. Der wahre Schauplatz für die Weltgeschichte ist daher die gemäßigte Zone, und zwar ist es der nördliche Teil derselben." (S. 99/100.)

Zu dieser Ansicht konnte Hegel nur kommen, weil ihm die Geschichte der letzten Jahrtausende, ein winziger Ausschnitt aus der Entwicklungsgeschichte des menschlichen Geistes, gleichbedeutend ist mit der Weltgeschichte.

Uebrigens behauptete bald nach Hegel und kurz vor Buckle der Graf Gobineau in seinem Buche über „Die Ungleichheit der Menschenrassen" das gerade Gegenteil: Nirgends seien die natürlichen Hindernisse der Zivilisation größer als in Europa nördlich der Alpen. Wenn trotzdem dort jetzt der Schwerpunkt der Zivilisation ruhe, so bezeuge das die Vortrefflichkeit der dort wohnenden und herrschenden Rasse.

So wird dasselbe Gebiet von dem einen als höchst günstig, von dem anderen als höchst ungünstig für die Zivilisation angesehen. In Wirklichkeit beweist die eine Argumentation ebensowenig wie die andere. Zum Teil deswegen, weil dieses Gebiet — das der europäischen Zivilisation — viel zu umfangreich ist, als daß es nicht eine Reihe von Teilgebieten mit den verschiedensten, oft gegensätzlichen Naturbedingungen einschlösse, von denen jedes den Menschen auf andere Weise beeinflußt. Dann aber auch deswegen, weil dieselben Naturbedingungen in demselben Gebiet unter den verschiedensten Verhältnissen sehr verschieden auf die Menschen wirken können.

So hatte z. B. die Lage am Atlantischen Ozean nach der Entdeckung Amerikas und des Seeweges nach Indien für die Westeuropäer eine ganz andere Bedeutung als vordem. Ebenso verlieh der Besitz von Kohlengruben nach der Erfindung der Dampfmaschine England eine große ökonomische Macht, während die Kohle bis dahin dort von geringer Bedeutung gewesen war usw.

Ob also bestimmte Naturbedingungen die ökonomische und sonstige gesellschaftliche Entwicklung fördern oder hemmen, kann nur für begrenzte Räume und Zeiten, keineswegs so allgemein, festgestellt werden, wie es, wenn auch in entgegengesetztem Sinne, Gobineau und Buckle tun.

Beide waren noch Kinder einer Zeit, die weder Darwin noch Marx oder Morgan kannte; einer Zeit, der die Entwicklung der Organismen ebenso wie die Urgeschichte und Wirtschaftsgeschichte böhmische Dörfer waren. Man höre nur, wie Buckle dartut, daß in den Tropenländern die Kultur zwar früher ersteht als in Europa, aber in jenen bald natürliche Hindernisse findet, die sie nicht überschreiten kann.

Buckle führt aus, die große Fruchtbarkeit in den Tropen erleichtere es, einen Ueberschuß über das zur Fristung des Lebens Erforderliche zu schaffen und so eine Akkumulation des Reichtums und der Kultur herbeizuführen. Aber dieselbe Fruchtbarkeit bewirkt, daß die Bevölkerung rasch wächst und die Erhaltungskosten des Arbeiters gering sind. Beides führt dazu, daß die Löhne tief stehen und die Profite der Unternehmer sowie Kapital und Pachtzinsen hoch sind, also die Rate der Ausbeutung der Arbeiter eine sehr große ist. So versinkt dort die Masse der Bevölkerung in hoffnungslosem Elend und der kulturelle Aufstieg wird unmöglich.

In Europa dagegen ist die Beschaffung von Lebensmitteln schwieriger, seine Bevölkerung wächst daher langsamer, der Arbeitsmarkt ist weniger überfüllt. Gleichzeitig sind die Lebensmittel teurer. Beides bewirkt, daß die Löhne höher stehen, Profite und Zinsen niedriger sind und so eine Produktionsweise herrscht, in der die sozialen Gegensätze eine geringere Höhe erreichen, und die allen Klassen kulturellen Aufstieg ermöglicht.

Buckle versetzt den Beginn der kapitalistischen Ausbeutung an den Beginn der Kulturentwicklung, er nimmt sogar an, der industrielle Kapitalist, der Lohnarbeiter ausbeutet, trete früher auf als der Zins nehmende Geldkapitalist.

„Im allgemeinen können wir sagen, nachdem die Erzeugung und Ansammlung von Reichtum einmal ordentlich begonnen hat, wird er sich unter zwei Klassen verteilen, eine, die arbeitet, und eine, die nicht arbeitet, und diese wird die gescheitere, jene die zahlreichere sein . . . . . Die Vergütung des Arbeitsmannes heißt sein Lohn, die des Unternehmers sein Gewinn. *Später* wird eine Klasse entstehen, die wir die sparende nennen können, ... die ihre Ersparnisse denen leihen, die etwas unternehmen . . . . ., deren Vergütung heißt der Zins von ihrem Geld. Dadurch entsteht eine dreifache Teilung — Zins, Gewinn und Arbeitslohn. *Dies ist aber schon eine spätere Einrichtung.* Auf einer noch vorgerückteren Stufe gibt es eine vierte Art der Verteilung des Reichtums, und ein Teil von dem Ertrag der Arbeit wird durch Miete oder Pacht aufgezehrt." (I. 1., S. 46/47.)

In Wirklichkeit ist die Reihenfolge der drei Arten von Ausbeutung die umgekehrte: Zuerst tritt die Grundrente auf, dann Zins und Handelsgewinn und zuletzt erst der Gewinn aus der produktiven Verwendung von Lohnarbeitern.

Buckle hat keine Ahnung davon, daß die letztere Form der Ausbeutung als allgemeine, die Gesellschaft beherrschende Form sehr jungen Ursprungs ist, nur wenige Jahrhunderte alt, und daß sie selbst zu seiner Zeit noch auf wenige Länder beschränkt war. Er konnte auch nicht ahnen, daß auf Grund dieser Produktionsweise die Verteilung des Reichtums schließlich eine Ungleichheit erreichen sollte von einer Ungeheuerlichkeit, wie sie die Welt bis dahin nicht gesehen.

In alledem sehen wir heute viel klarer. Auch kann es uns nur noch ein Lächeln entlocken, wenn Buckle die Lage der arbeitenden Bevölkerung stets, von Anfang der Kulturentwicklung an, durch das Malthussche Lohngesetz beherrscht sieht.

Nicht besser aber steht es mit dem anderen Faktor, auf den er sich zur Erklärung dafür beruft, daß das bescheidene Europa die Tropenländer mit ihrer imposanten Natur überholt hat. Diese Natur mit „ihren Verheerungen durch wilde Tiere, dem Wüten von Orkanen, Stürmen und Erdbeben" sowie durch schreckliche Seuchen habe die Phantasie aufs äußerste erregt, Aberglauben, Religion und Priesterherrschaft produziert und so den kulturellen Aufstieg gehemmt, den wir namentlich den Naturwissenschaften verdanken.

Aber hat es nicht verheerende Seuchen auch in Europa gegeben, z. B. den schwarzen Tod, die Pest? Erdbeben und Vulkane finden wir ebenfalls in manchen Gegenden Europas, vor allem in Italien, das bis ins 17. Jahrhundert an der Spitze der europäischen Zivilisation marschierte. Dagegen sind Erdbeben und Vulkane selten in Afrika. In Asien dagegen sind die Erdbeben von besonderer Gewalt in dem der europäischen Zivilisation heute am nächsten stehenden asiatischen Lande, in Japan. Und Stürme! Ihrer gibt es wohl mehr in der Nordsee als etwa in Aegypten und Mesopotamien.

Dabei finden wir im Norden unter den Naturerscheinungen, die die Phantasie aufs mächtigste anregen, solche, die der Süden nicht kennt, z. B. Nebel und endlose Winternächte.

Die letzten Kapitel des Buckleschen Werkes handeln von dem schottischen Geist während des 17. und 18. Jahrhunderts. Sie konstatieren, daß damals in Schottland eine Art Aberglaube herrschte, der

„seinesgleichen nur in den Mönchslegenden des Mittelalters findet . . . . . Man glaubte allgemein, böse Geister schwärmten über der Erde, zögen hin und wieder, tobten auch in der Luft und hätten das Geschäft, die Menschen zu versuchen und ihnen Leides zuzufügen. Ihre Zahl war endlos, sie fanden sich allerorten und in allen Jahreszeiten. An ihrer Spitze

stand Satan selbst . . . . . Seine Teufeleien waren endlos, denn nach der Ansicht der Gottesgelehrten wurde er immer verschlagener, je älter er wurde usw." (II., S. 355—358.)

Schließlich sprach Buckle noch für seine eigene Zeit (Mitte des 19. Jahrhunderts) von dem „gräulichen Aberglauben, der wie ein Alp auf ihrem (der Schotten) Geist liegt". (II., S. 573.)

Es scheint also doch, als ob nicht die tropische Natur allein die Phantasie in einer Weise entflammt, daß der schlimmste Aberglaube daraus entspringen kann.

Am Schlusse seines Buches erhofft Buckle alles vom Fortschritt der Naturwissenschaften. Sie sind es, die die Menschen auf eine höhere Stufe erheben und den Spukgestalten ein Ende bereiten, die „ihre eigene Unwissenheit" bei den Menschen aufgerichtet hat.

Wer aber hat die Grundlagen der modernen Naturwissenschaften gelegt? Kein anderer als die Araber in heißen Ländern mit „übermächtiger Natur".

Der erste unter den Männern des Nordens, dessen Freigeisterei uns überliefert wird, war der Hohenstaufe Kaiser Friedrich II. (1194—1250), Enkel Friedrich Barbarossas, der vornehmlich in Italien, namentlich aber in Sizilien lebte, das damals ganz von sarazenischer Kultur erfüllt war. Fr. Mauthner („Der Atheismus und seine Geschichte im Abendland", I., S. 305) nennt ihn einen „Italiener in sarazenischem Kostüm". „Araber umgaben seine Person, Araber waren seine Wachen und Hofbeamten." „Araber aus Asien und Spanien, Juden, römische und griechische Christen wurden gleicherweise ausgezeichnet, wenn sie sich durch künstlerische oder wissenschaftliche Leistungen hervortaten."

Von ihm erklärte eine Enzyklika des Papstes, seines Gegners (1239):

„Dieser König der Pestilenz hat erklärt, die Welt sei von drei Betrügern getäuscht worden, von Jesu, Moses, Mohammed."

Nicht vom Nordwesten Europas mit seinen „bescheidenen" Naturbedingungen, sondern vom „üppigen" und „fruchtbaren" Orient ging der Kampf gegen Religion und Aberglauben aus.

Buckle hat auch die Naturbedingungen, die auf den Menschen wirken, zu eng gefaßt, wenn er sie auf „Klima, Nahrung, Boden und die Naturerscheinungen" beschränkt. Er betrachtet den Boden nur vom Standpunkte seiner Fruchtbarkeit aus, untersucht nicht, inwieweit die Bodengestaltung die Art der Nahrungsgewinnung beeinflußt, Ackerbau oder Weidewirtschaft oder Fischerei herbeiführt. Er sieht auch ab von der geographischen Lage, die das Land abschließt oder den Zugang zu ihm erleichtert, Zuwanderungen fördert oder erschwert u. dgl. mehr. Endlich wirken die gleichen klimatischen Bedingungen sehr verschieden auf verschiedene Rassen. Manche, z. B. blonde, hellhäutige Engländer, können ihr Bestes sicher nur im gemäßigten Klima leisten. Aber das gilt keineswegs von Arabern oder Hindus. Warum aber die englische

Zivilisation in den letzten Jahrhunderten kraftvoller emporstrebte, als die der Araber oder Hindus, ist eine Frage, die mit dem Klima nichts zu tun hat.

Seit Buckle hat die Anthropogeographie, Wissenschaft von den Wirkungen der Erdbedingungen auf den Menschen, enorme Fortschritte gemacht. Sie hat seitdem das Anfangsstadium jeder Wissenschaft, das der bloßen Spekulation, überschritten und bedeutende Resultate dadurch erzielt, daß sie untersuchte, wie die Naturbedingungen eng begrenzter Gebiete unter bestimmten historischen Verhältnissen auf den Menschen und seine Gesellschaft wirken. Sie wurde dabei dadurch gefördert, daß auch ihre Grenzwissenschaften sich entwickelten, daß die politische Oekonomie aufhörte, die Gesetze kapitalistischer Produktion für Naturgesetze jeglicher Produktion zu halten, und daß sich die Wirtschaftsgeschichte bildete und neben ihr Wirtschaftsgeographie, Ethnologie und Urgeschichte.

Das Gesamtresultat dieser Entwicklung für die wissenschaftliche Erforschung der Beziehungen zwischen Mensch und Erde ist wohl am umfassendsten zusammengestellt und geordnet in Fr. Ratzels „Anthropogeographie" (erste Auflage 1882. Wir hatten bei der Abfassung dieses Buches die vierte vor uns, 1922). Er wäre freilich dabei noch weiter gekommen, wenn er die Unterschiede der verschiedenen Produktionsweisen besser begriffen hätte.

Wohl hat er selbst erkannt:

„Die meisten Wirkungen der Natur auf das höhere geistige Leben vollziehen sich durch das Medium der wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse, welche ihrerseits auf das innigste miteinander verbunden sind." (I., S. 34.)

Jedoch weiß er mit dieser Erkenntnis nicht viel anzufangen.

Jeder, der Geschichte schreiben will, muß mit den Ergebnissen der Anthropogeographie vertraut sein. Sowenig uns die Rassentheorien bisher über die geschichtliche Eigenart eines jeden Volkes wissenschaftlich Begründetes zu sagen haben, soviel haben uns die Untersuchungen der Wirkungen von Klima, Bodengestaltung und Bodenzusammensetzung, Bewässerung, geographischer Lage und anderer Naturbedingungen auf die Geschicke der Menschheit in einzelnen Gebieten und in bestimmten Entwicklungsstadien bereits von der menschlichen Geschichte begreifen gelehrt. Wir werden Belege dafür im Fortgang unserer Untersuchungen noch kennen lernen.

Zweites Kapitel.

Der Anstoß zur geschichtlichen Entwicklung.

Die Anthropogeographie hat für die Geschichtsforschung mehr Bedeutung gewonnen als die Rassentheorien. Aber den historischen Prozeß selbst vermag jene ebensowenig zu erklären wie

diese. Sie setzt ihn bereits voraus, kann uns bloß begreiflich machen, warum er einmal diese, ein andermal jene Eigenart annimmt. Nicht aber, warum er überhaupt vor sich geht.

Der Einfluß der Naturumgebung auf den Menschen ist zunächst kein anderer als der auf Tier und Pflanze. Der Mensch ändert sich durch die Natur nur dort, wo die ihn umgebende Natur selbst sich ändert. Das bewirkt für ihn keine andere Art der Entwicklung als für die anderen Organismen. Der historische Prozeß geht aber vor sich, auch wenn einerseits die umgebende Natur und andererseits die Rassen der an ihm beteiligten Menschen sich nicht ändern. Rasse und Natur sind, verglichen mit der Geschichte, Faktoren, die sich gleichbleiben. Sie können es nicht erklären, warum geschichtliche Aenderungen eintreten.

Die darwinistelnden Geschichtsphilosophen sehen den bewegenden Faktor der Geschichte im Kampf ums Dasein der Menschen untereinander, sei es von Individuen, von Stämmen oder von „Rassen".

Nun haben wir bereits gesehen, daß es einen Daseinskampf zwischen Individuen oder Gemeinschaften der gleichen Art in der Natur kaum irgendwie gibt. Wo hat man jemals etwa von einem Rassenkampf zwischen Orang-Utans gehört? Die Kämpfe zwischen verschiedenen Gruppen derselben Art sind etwas spezifisch Menschliches. Sie setzen bereits eine Reihe von Einrichtungen voraus, die den Menschen über das Tier erheben. Sie sind Ergebnisse des historischen Prozesses, können nicht den ersten Anstoß zu ihm gegeben haben.

Eng verbunden mit der Idee der angeblich natürlichen, selbstverständlichen, keiner Begründung bedürftigen Horden- und Rassenkämpfe ist die, daß es die Zunahme der Bevölkerung sei, die den historischen Prozeß in Fluß bringe. Schon bei Darwin wird der Kampf ums Dasein malthusianisch begründet, durch die angebliche Tendenz zur Uebervölkerung, die in der ganzen Natur herrsche. Diese Auffassung sagt uns:

Solange der Menschen nur wenige waren, konnten sie friedlich nebeneinander in den alten tierischen Verhältnissen leben. Aber sobald sie zahlreicher wurden, mußte es zum Kampfe um den nun unzureichenden Nahrungsspielraum kommen, mußte auch das Bedürfnis erstehen, ihn zu erweitern. Damit stiegen neue Probleme vor dem Affenmenschen auf, die ihn zwangen, neue Wege einzuschlagen, in denen er auf die Bahn des Fortschritts geriet.

Dieser Auffassung liegt die bereits allgemein aufgegebene, aber unbewußt immer noch fortwirkende Anschauung zugrunde, als stamme das Menschengeschlecht von einem Paare ab, das eine von Generation zu Generation wachsende Nachkommenschaft hervorruft, die sich immer weiter verbreitet, bis sie schließlich die ganze bewohnbare Erde erfüllt.

Aber im Gegensatz dazu müssen wir annehmen, jede neue Art werde dadurch gebildet, daß eine alte Art in neue Verhältnisse gerät, die sie umformen. Die alte Art war bereits so zahlreich als ihr Nahrungsspielraum ihr zu sein gestattete. Sie füllte ihn vollständig aus. Für die neue Art wird dies entweder auch schon von ihrem Beginn an gelten, oder, wenn die neuen Lebensbedingungen ihr einen erweiterten Nahrungsspielraum gewähren und gleichzeitig eine Zunahme der Bevölkerung begünstigen, wird dieser Spielraum binnen wenigen Generationen ausgefüllt sein und dann die Anpassung der Vermehrungstendenzen an ihn notwendig werden.

Das Ergebnis jedes Anpassungsprozesses geht in der Natur stets dahin, daß jede Art ihren Nahrungsspielraum ausfüllt, und daß die in ihr wirkenden Mächte der Vermehrung und der Vernichtung sich die Wage halten.

Die neuere Naturwissenschaft nimmt denn auch an, daß sich die Gesamtheit der Organismen eines Bezirkes untereinander in einem Zustand des Gleichgewichtes befindet, und keine auf Kosten der anderen vorschreitet oder durch andere zurückgedrängt wird. Erdrevolutionen der verschiedensten Art können zeitweise dieses Gleichgewicht stören, das sich aber nach einer Unterbrechung später, in ruhigeren Zeiten immer wieder herstellt. In solchen Zeiten besteht für keine Art die Tendenz, ihren Nahrungsspielraum zu überschreiten, also auch nicht für den Menschen, solange er Tier ist.

Der Druck zunehmender Bevölkerung kann es demnach nicht gewesen sein, der ihn zu Leistungen veranlaßte, die ihn über das Tier erhoben, seiner Entwicklung ein rascheres Tempo, als der Entwicklung der übrigen Organismen, verliehen. Wohl hat der Druck der Bevölkerung manche historische Aktion veranlaßt, aber erst, nachdem der historische Prozeß im Gang war, der den natürlichen Zustand des Gleichgewichtes der Organismen störte.

Hier aber handelt es sich darum, herauszufinden, was dem Menschen im Zustande der Tierheit jenen ersten Anstoß gab, der seine Entwicklung von der der anderen Organismen trennte, ihr ein besonderes Tempo und einen besonderen Charakter gab, so daß sie rasch und ununterbrochen vor sich geht, auch in Zeiten, in denen die übrige Organismenwelt sich nicht verändert.

Dies kann unmöglich durch Faktoren hervorgerufen werden, die für die Entwicklung der Gesamtheit der Organismen, der tierischen und auch der pflanzlichen, maßgebend sind.

Was erhebt aber den Menschen über die übrigen Organismen? Doch nur *sein Geist*. Es liegt nahe, hier die Lösung des Rätsels zu suchen und in der Tat wird sie hier auch in der Regel gesucht. Sogar von Materialisten.

Man argumentiert:

Sein Geist verleiht dem Menschen die Fähigkeit, Erfahrungen zu sammeln, aus ihnen zu lernen, seine Erkenntnisse zu erweitern. Damit verläßt er die Bahn der unbewußten Entwicklung, auf der allein die übrigen Organismen vorwärts kommen, und betritt die Bahn seiner historischen Entwicklung.

Das erscheint so selbstverständlich und klar, daß es keiner weiteren Ueberlegung bedarf. Zeigt uns nicht schon die Erfahrung des Alltags, daß wir jeden Moment zu einer neuen Erkenntnis gelangen und immer wieder weiter nach neuem Erkennen streben?

Das stimmt. Aber um unsere Schwierigkeit zu beheben, dürfen wir nicht von der Gegenwart ausgehen, sondern müssen uns in jenes Stadium versetzen, wo der Mensch noch an der Grenze der Tierheit stand. Heute, wo wir mitten im Strom raschester historischer Entwicklung drinnen sind, wird das Problem, um das es sich handelt, verdunkelt, sonst könnte man sein Dasein auch in der Gegenwart entdecken.

Worauf beruht unsere Erkenntnis? Sie stellt ein Verhältnis dar zwischen der Außenwelt und unserem Erkenntnisvermögen. Aendert sich weder der eine, noch der andere dieser beiden Faktoren, dann kann sich auch in unserer Erkenntnis nichts ändern. Ob unser Erkenntnisvermögen groß oder klein ist, spielt dabei keine Rolle.

Man meint, daß wir täglich neue Erfahrungen sammeln und dadurch unser Wissen vermehren. Aber solange die Verhältnisse unserer Umgebung und unserer ererbten geistigen Kräfte dieselben bleiben, werden die neuen Erfahrungen im Grunde immer wieder derselben Art sein, wie die bisherigen. Sie werden nicht unser Wissen erweitern, sondern nur das bisherige befestigen, es konservativer, gegen Neuerungen schwerer zugänglich gestalten.

Nur eine Aenderung der Umwelt oder unseres Erkenntnisvermögens vermag zu wirklich neuen Erfahrungen und Erkenntnissen zu führen. Doch setzt eine Aenderung des Erkenntnisvermögens selbst wieder eine Veränderung der Umwelt voraus.

Eine neue Umwelt veranlaßt die geistigen Kräfte zu neuen Arten der Betätigung. Dadurch wird das Erkenntnisvermögen umgebildet. Es kann unter Umständen leistungsfähiger gestaltet werden, welche Fähigkeit erblich, zu einem Rassencharakter wird, wenn die neuen Verhältnisse intensiv und lange genug, das heißt, durch viele Generationen hindurch in gleicher Weise wirken. Am Ende des Prozesses wird die Art nicht bloß neue, vermehrte Kenntnisse, sondern auch ein neues, unter Umständen höheres Erkenntnisvermögen besitzen.

Aber dieser Vorgang findet beim Tiere ebenso statt wie beim Menschen. Er setzt eine vom Menschen unabhängige Aenderung der Umwelt voraus, kann nicht eintreten, wenn eine solche nicht stattfindet. Solange die Umwelt sich nicht ändert, werden sich weder die Erkenntnisse, noch das Erkenntnisvermögen der Men-

schen ändern. Also scheint es, daß auch der menschliche Geist uns nicht den Schlüssel bietet, der uns den Zugang zur Bahn geschichtlicher Entwicklung erschließt. Wenigstens dann nicht, wenn er im Naturzusammenhang bleibt, im Zusammenhang kausal bestimmter Notwendigkeiten.

Da scheint doch nichts anderes übrig zu bleiben, als dem menschlichen Geist die Fähigkeit der Spontaneität zuzuschreiben, die Freiheit des Willens, der die Fähigkeit besitzt, Anstöße hervorzubringen, ohne selbst welche empfangen zu haben, Ursache zu werden, ohne Wirkung zu sein.

Es handelt sich da um ein Mysterium, und zwar ganz anderer Art, als das des Lebens oder das des Geistes überhaupt. Auch das Leben, auch der tierische Geist sind voll von Problemen für uns und vielfach noch sehr geheimnisvoll. Aber niemand fällt es ein, deswegen alles Lebendige, sowie jede geistige Tätigkeit des Tieres aus dem Gesamtzusammenhang der Natur herausnehmen zu wollen. Auch die geistigen Tätigkeiten des Menschen nicht, soweit sie mit denen des Tieres übereinstimmen. Für die wird ebenfalls die kausale Notwendigkeit anerkannt.

Zum Mysterium der Willensfreiheit, der Spontaneität greift man erst dort, wo der menschliche Geist sich über den tierischen erhebt, in der geschichtlichen Entwicklung.

Ein Rückblick von der Gegenwart in die Vergangenheit zeigt uns jedoch, daß diese Entwicklung trotz der Eigenart, die durch Rasse und geographische Bedingungen jedem Volk verliehen wird, bei allen im ganzen und großen in derselben Richtung vor sich geht, dieselben Stufen zurücklegt. Wie das mit der Freiheit, der Spontaneität vereinbaren? Die Uebereinstimmung in der Entwicklung würde begreiflich werden, wenn gleiche Ursachen stets gleiche Wirkungen hervorrufen. Wenn aber der Wille des Menschen nicht, oder wenigstens nicht, soweit er über das Tier hinausgeht, kausal bestimmt, sondern frei ist, müssen da die Handlungen der Menschen nicht ein völliges Chaos darstellen, in dem Ordnung und Regel zu entdecken ganz unmöglich ist?

In der Tat wird die Annahme der Willensfreiheit zu einer sinnlosen, wenn sie nicht durch ein weiteres Mysterium ergänzt wird. Dem menschlichen Geist soll nicht bloß die Eigenschaft der F r e i h e i t, sondern auch die der Z i e l s t r e b i g k e i t innewohnen, die freilich auch wieder eine Notwendigkeit darstellt, wenn auch keine kausale.

Es ist die Notwendigkeit des Hinstrebens auf ein bestimmtes Ziel, das der Menschheit gesetzt ist als Ideal der höchsten Vernunft. So beginnt der menschliche Geist nicht nur aus sich selbst heraus, ohne Anstoß von außen, den historischen Prozeß, er gibt diesem auch aus sich selbst heraus eine notwendige Richtung.

Diese Annahme paßt sehr gut in den Rahmen der idealistischen Philosophie, die von vornherein die geistigen Funktionen

des menschlichen Organismus als „Geist" überhaupt in Gegensatz zur Welt setzt. Die Geschichtsphilosophie wird zu einer der mächtigsten Stützen der idealistischen Philosophie überhaupt. Dagegen gerät hier der Materialismus, wenigstens der vormarxistische, in eine recht hilflose Lage. Wenn er auf die Geschichte zu sprechen kommt, sieht er sich gezwungen ganz idealistisch zu denken.

„Holbach und Helvetius, Materialisten in ihrer Auffassung der Natur, waren Idealisten in ihrer Geschichtsauffassung". (Plechanoff „La Conception Materialiste de l'Histoire", ein Vortrag gehalten 1904, veröffentlicht in der „Nouvelle Revue Socialiste", Paris 1926, S. 47.)

Einer der hervorragendsten Verfechter des vormarxistischen Materialismus in Deutschland, Ludwig Büchner, meint, es sei ganz falsch, Materialismus und Idealismus als absolute Gegensätze anzusehen.

„In Wirklichkeit ist das so wenig richtig, daß vielmehr mit vollem Rechte der Materialismus der Wissenschaft als der höchste Idealismus des Lebens bezeichnet werden muß. Denn . . . . . je mehr wir uns von allen trügerischen Vorspiegelungen einer außer und über uns befindlichen Welt oder eines sogenannten Jenseits befreien, um so mehr sehen wir uns natürlicherweise mit allen unseren Kräften und Strebungen auf das Diesseits oder auf die Welt, in der wir bereits leben, hingewiesen und empfinden das Bedürfnis, diese Welt und unser Leben so schön und nutzbringend als möglich für den einzelnen wie für die Gesamtheit einzurichten. Es ist klar, daß damit dem Idealismus oder dem idealistischen Streben der Menschennatur ein ganz unermeßliches Feld des Ergehens und Wirkens eröffnet ist . . . . Es gibt daher keine eifrigeren Pioniere des Fortschrittes, keine größeren Freunde der Freiheit und keine begeisterteren Verteidiger des allgemeinen und gleichen Menschenrechts und Menschenglücks als die Materialisten und Freidenker." (Der Mensch und seine Stellung in der Natur, 2. Auflage, Leipzig 1872, S. 252.)

Daß die Menschen und Freidenker vom Schlage Büchners wirklich für alle diese Ziele und Ideale begeistert waren und sind, ist unzweifelhaft richtig. Die Frage ist bloß die, woher diese Ideale stammen. Betrachten wir sie als Kinder einer besonderen historischen Situation, dann setzen sie den historischen Prozeß bereits voraus, können sie ihn nicht erklären. Es bleibt immer noch die Frage, woher der Anstoß zu diesem Prozeß kommt. Darauf gibt uns der Materialist Büchner die Antwort:

„Von dem idealistischen Streben der Menschennatur."

Mit wenig anderen Worten sagen das die Pfarrer der idealistischen Philosophie auch.

Auch der Materialist Büchner nimmt an, daß dem Menschengeist von Natur aus das Streben nach jenen Idealen innewohnt, die er als „Fortschritt", „Freiheit", „allgemeines und gleiches Menschenrecht" bezeichnet.

Freilich ist für den Anhänger der Entwicklungslehre diese Annahme mit einiger Schwierigkeit verbunden. Für den ide-

alistischen Philosophen ist der Geist des Menschen nur ein Ausfluß des allgemeinen göttlichen Geistes, was bei Lichte betrachtet allerdings nichts anderes besagt, als daß die Bescheidenheit des Idealisten ihn annehmen läßt, er stelle dank seiner Vernunft ein Stückchen Herrgott dar. Wo man sich mit so vielen Unbegreiflichkeiten abgibt, kommt es schon auf die eine Unbegreiflichkeit mehr oder weniger nicht mehr an, die das plötzliche Auftauchen der spontanen, zielstrebigen Göttlichkeit im Menschen bedeutet.

Der materialistische Entwicklungstheoretiker soll uns dagegen begreiflich machen, wann und warum sich im Affenmenschen die „idealistische Menschennatur" entwickelte und sich in ihm jener Drang nach Fortschritt und nach Menschenrechten entzündete, der ihn schließlich zu den Leistungen unseres Jahrhunderts geführt hat.

Hier finden wir den schwächsten Punkt des vormarxistischen Materialismus, den stärksten des Idealismus. Die Entwicklungslehre hat die Notwendigkeit beseitigt, einen Schöpfer und zweckmäßigen Anordner der Welt anzunehmen, hinter dem Uhrwerk den Uhrmacher zu suchen. Die Beobachtungen der sozialen Tiere und ihrer Triebe lassen den tierischen Ursprung der Ethik erkennen und machen es überflüssig, in ihr einen göttlichen Funken zu entdecken. Aber wie den historischen Prozeß anders als idealistisch erklären? Anders als aus der besonderen Spontaneität und Zielstrebigkeit des Menschengeistes, „dem idealistischen Streben der Menschennatur", wie der Materialist sagt?

Nun, daran ist nicht zu zweifeln, daß es eine besondere Fähigkeit des menschlichen Geistes ist, die den historischen Prozeß in Gang brachte und ihm seine Richtung gab. Solange der Mensch nicht so weit war, diese Fähigkeit erlangt zu haben, konnte seine Entwicklung nur in derselben Weise vor sich gehen wie die der anderen Organismen. Doch war die Triebkraft der Menschengeschichte eine Fähigkeit ganz anderer Art als die der Willensfreiheit. Es war eine Fähigkeit, die den Menschen in keiner Weise aus dem Gesamtzusammenhang der kausalen Verknüpfungen heraushob. Und ihre Keime sind schon im Tierreich zu finden. Auch im vergeistigtesten Tun des Menschen, in seiner historischen Entwicklung, sind noch die Reste der Nabelschnur zu entdecken, durch die er mit seinen tierischen Ahnen zusammenhing.

Drittes Kapitel.

Die Intelligenz der Bewohner des Waldes und des Graslandes.

Jene geistige Fähigkeit, die den Menschen über das Tier erhebt und doch bereits bei diesem in der Anlage gefunden wird, ist nicht die Spontaneität und Zielstrebigkeit, die von uns verlangt, Unbegreifliches zu begreifen, sondern ist die Gabe, sich Ver-

änderungen der Außenwelt bewußt anzupassen durch Schaffung und Anwendung **künstlicher Organe**, die dazu dienen, natürliche Organe zu verstärken oder zu ergänzen oder durch neue Organe zu vermehren.

Schon beim Tier haben wir gefunden, daß seine Anpassung an neue Bedingungen sehr oft bereits ein gewisses Erkenntnisvermögen voraussetzt. Allerdings bei der passiven Anpassung spielt das Bewußtsein gar keine Rolle. Das gilt auch noch für manche Arten der aktiven Anpassung. Wenn das Bergsteigen das Tier zwingt, tiefer zu atmen und wenn infolgedessen eine Tierart, die aus der Ebene ins Gebirge gedrängt wird, den Bau ihres Brustkastens verändert, so geht diese Anpassung vor sich, ohne daß das Bewußtsein der von ihr betroffenen Individuen dabei im geringsten in Funktion tritt.

Anders wird es sich aber dort verhalten, wo eine Tierart aus einem üppigen Laubwald durch irgendeine Wandlung der Erdoberfläche in eine baumarme Grasebene versetzt wird. Nehmen wir an, sie lebte bis dahin von Würmern, die sie mit Leichtigkeit in dem massenhaft abgefallenen, verwesenden Laub am Boden fand. In der Prärie ist solches Laub in ausreichendem Maße nicht zu finden. Will die Tierart nach wie vor von Würmern leben, wird sie genötigt sein, sie aus der Erde herauszuwühlen. Dabei werden ihre Krallen und bestimmte Muskeln der Vorderfüße stärker werden, als bisher, die Vorderfüße werden intensiver durchblutet, sie und ihre Krallen werden sich kräftiger gestalten. Diese Umwandlung durch veränderte Praxis setzt bereits ein gewisses Denken, Erkennen und Schlußfolgerungen des Tieres voraus. Es muß die Erfahrung gemacht haben, daß die Nahrung, die es bisher unter Blättern fand, auch im Erdboden zu finden ist, und daß sie durch Aufwühlen des Erdreichs vermittelst der Krallen hervorgeholt werden kann.

Das Ergebnis für den Organismus, die Abänderung seiner Vorderfüße und Krallen, wird freilich nicht bewußt angestrebt, aber es wird vom Bewußtsein beeinflußt. Je größer die geistigen Kräfte der Tierart, desto besser wird sie die aus einer neuen Umgebung erstehenden Probleme sowie die in ihr zu findenden Mittel zur Lösung der Probleme erkennen, um so zweckmäßiger wird sie ihr Tun gestalten und um so zweckmäßiger werden die neuen Formen sein, die die dabei in Anwendung gebrachten Organe annehmen.

Wir müssen voraussetzen, daß der Affenmensch, der bereits das geistig höchstentwickelte unter den Wesen unseres Erdballes geworden war, im Laufe der durch Erdveränderungen und Wanderungen immer weitergetriebenen Entwicklung seines Denkapparates seine geistigen Fähigkeiten noch höher steigerte. Das hing wohl, wie die anderen Umwandlungen des Affenmenschen, wie seine Annahme des aufrechten Ganges und seine Entwicklung

der Hand, mit einem Wechsel seiner Umgebung zusammen, die ihn aus einem Baumtier zu einem Bewohner des Erdbodens machte. Vielleicht wurde dies veranlaßt dadurch, daß sich der dichte Urwald, den der Affenmensch bewohnte, durch Austrocknung des Klimas immer mehr lichtete und sich schließlich in eine Steppe umwandelte.

„Steppen- und Wüstenbewohner sind entschieden intelligenter als Waldtiere. Es liegt dies sicher daran, daß jene ein freieres, ungebundeneres Leben vor sich haben als die letzteren und mehr Lebensenergie zeigen, da sie in weit höherem Maße für die Erhaltung ihres Daseins besorgt sein müssen. Während das Waldtier in der Deckung des Waldes auf leichte Art Schutz findet und dort, namentlich im Tropenwald, Ueberfluß an Nahrung hat, ist der Bewohner offener Landschaften häufig gezwungen, zu darben . . . . . Er wird erfinderisch durch Not, dieses fördert die Intelligenz außerordentlich.“ (Dr. Alex. Sokolowsky, Assistent in Hagenbecks Tierpark in Stellingen, „Aus dem Seelenleben höherer Tiere“, Leipzig 1910, S. 31/32.)

Es mag dahingestellt bleiben, ob gerade die Not, der Nahrungsmangel es ist, was den Geist der Steppenbewohner im Gegensatz zu dem der Waldbewohner besonders anregt, und nicht vielmehr die größere Mannigfaltigkeit der Verhältnisse, stärkere Temperaturschwankungen, öfterer Wechsel der Szenerie zwischen Wald, Busch- und Grasland, zahlreichere Verschiedenheiten der Nahrungsquellen, der Feinde usw.

In einer wüstenartigen Steppe wäre der Affenmensch wohl zugrunde gegangen. Nur in wohl bewässerten, grasreichen und, wenn auch spärlich, mit Bäumen bewachsenen Ebenen dürfte er imstande gewesen sein, sich zu behaupten. Die Tatsache der größeren Intelligenz der Steppenbewohner wollen wir jedoch nicht leugnen.

Durch das Leben im freien Felde wird dann der Affenmensch zu seinen schon bedeutenden geistigen Fähigkeiten noch die letzte, wichtigste hinzuerworben haben: Die Gabe, den neuen Anforderungen neuer Bedingungen nicht bloß durch eine zweckmäßige Anpassung des Tuns seiner natürlichen Organe nachzukommen, sondern dadurch, daß er diese Organe des eigenen Leibes durch der Außenwelt entnommene Behelfe unterstützt und verstärkt.

Er kam zu dieser neuen Begabung nicht durch einen unvermittelten Sprung, sondern durch Ausbildung von Fähigkeiten, die er aus jenem Stadium herübernahm, das wir noch als sein tierisches bezeichnen. Dies wird bezeugt durch einige Erfahrungen aus dem Leben der höheren Tiere, vor allem der uns zunächst stehenden Menschenaffen.

Daß diese bereits verstehen, neben ihren Organen andere Hilfsmittel zur Erreichung ihrer Zwecke zu benutzen, die sie in ihrer Umgebung auffinden und auslesen, bezeugen in glänzender Weise die Versuche, die in den letzten Jahren an einer Reihe von Schim-

pansen gemacht wurden, die auf Teneriffa auf einem sehr geräumigen Terrain gehalten und beobachtet wurden.

Professor Wolfgang Köhler berichtet über diese Beobachtungen in seinem Buche „Intelligenzprüfungen an Anthropoiden" (Berlin, 2. Aufl. 1921). Auszüge daraus gibt W. Bölsche in einem leicht zugänglichen Büchlein „Tierseele und Menschenseele" (Stuttgart, 1924).

Die Beobachter dieser Schimpansenkolonie haben sich sorgfältig gehütet, die Tiere zu dressieren, ein widerliches und quälendes Geschäft, ob es im Kasernenhof an Menschen oder im Käfig an Tieren vollzogen wird und das Einblicke mehr in die Psyche der „Bändiger" gewährt, deren Geistlosigkeit dabei deutlich zutage tritt, als in die Psyche der Gebändigten, die durch die Dressur vergewaltigt wird.

Auf Teneriffa dagegen erprobte man die Intelligenz der Menschenaffen, indem man ihnen Aufgaben stellte. Man hängte ihnen z. B. Bananen so hoch, daß sie sie ohne Behelfe nicht erreichen konnten, etwa Unterlagen, auf die sie sich stellten. Solche Unterlagen hatten sie zu entdecken und herbeizuschaffen. Man gab ihnen Mittel an die Hand, die Aufgaben zu lösen, hütete sich aber sorgfältig, ihnen dabei irgendwelche Anleitung zu geben, sondern überließ es ganz den Tieren, aus eigener Kraft die Hilfsmittel und ihre zweckmäßigste Anwendung ausfindig zu machen.

Manche dieser Experimente warfen Licht auf die Frage, inwieweit die Menschenaffen schon in der Wildnis Werkzeuge anwandten. So mag es eine Erinnerung an eine in der Freiheit geübte Tätigkeit gewesen sein, wenn die Schimpansen Stöcke, die ihnen gereicht wurden, dazu benutzten, Wurzeln aus der Erde zu wühlen.

Indes können Beobachtungen an gefangenen Tieren für sich allein nie über ihre Gewohnheiten in der Freiheit ausreichenden Aufschluß geben.

Wohl aber sind die Experimente in der Schimpansenkolonie auf Teneriffa wichtig geworden dadurch, daß sie unwiderleglich bezeugen, wie sehr die Intelligenz der Menschenaffen bereits befähigt ist, sich neuen Aufgaben unter neuen Verhältnissen bewußt durch Anwendung neuer Hilfsmittel anzupassen.

So lieben die Schimpansen z. B. den Genuß von Ameisen, wohl wegen ihrer Säure. Sie entdeckten solche Insekten außerhalb des Gitters ihres Käfigs, aber zu weit entfernt, um sie mit den Fingern fassen zu können. Sie befeuchteten lange Grashalme und Stäbe, streckten sie aus bis dorthin, wo die Ameisenstraße lief und verwendeten sie dort als Falle für die vorüberlaufenden Ameisen, die an den feuchten Gegenständen kleben blieben und von den Affen aufgeleckt wurden.

Ja, ein Schimpanse kam sogar so weit, daß er ein Schilfrohr, das für seine Zwecke, etwa das Heranschieben einer Frucht, die außerhalb des Käfigs lag, zu kurz war, künstlich dadurch verlängerte, daß er ein anderes dünneres Rohr in das dickere zum Teil hineinschob und ihm dadurch die nötige Ausdehnung gab. Nicht durch Zufall, durch Ueberlegen und wiederholtes Probieren kam er nach anfänglichen Fehlschlägen dazu.

Die Menschenaffen verfügen also bereits über die für manche technische Erfindung nötige Intelligenz.

Was sie vom primitiven Menschen unterscheidet, ist die Tatsache, daß sie in der Freiheit keine Veranlassungen zu derartigen Erfindungen bekommen. Für ihre gewöhnliche natürliche Umgebung reichen ihre natürlichen Organe aus, bedürfen sie keiner künstlichen.

Was den Menschen über das Tier erhebt, ist zunächst nur die Tatsache, daß er in eine neue Umgebung gerät — ebenso wie jene in Gefangenschaft geratenen Affen. Aber die Gefangenschaft verblödet in der Regel das Tier, weil sie ihm jede Möglichkeit zur Betätigung und Uebung seines Witzes nimmt. Die Schimpansenkolonie bildet eine Ausnahme. Der Affenmensch dagegen konnte sich in seiner neuen Umgebung nur dadurch behaupten, daß er seinen Witz aufs äußerste anstrengte.

Indes kann man auch an freilebenden Tieren bereits beobachten, daß sie in der Natur vorgefundene Hilfsmittel zur Erreichung ihrer Zwecke anwenden, ja manche Hilfsmittel selbst produzieren, wenn sie auch zur Schaffung von eigentlichen Werkzeugen noch nicht gelangen.

Eines der Organe des werdenden Menschen, das künstlicher Verstärkung bedurfte, muß sein Haarkleid gewesen sein. Seine Nacktheit erwarb er vielleicht in Verbindung mit seinem Uebergang zum aufrechten Gang, der sich, wie schon bemerkt, in einem Zeitraum vollzogen haben dürfte, in dem der Affenmensch durch eine Aenderung seines Milieus gezwungen wurde, sein Baumleben aufzugeben und sich überwiegend auf dem Erdboden zu bewegen.

Dieser Uebergang muß den Urmenschen doppelt empfindlich getroffen haben: Auf der einen Seite wurde das Klima, in dem er lebte, exzessiver. Wohl wird es höchstwahrscheinlich nach wie vor ein tropisches gewesen sein. Aber im Urwald wechseln die Temperaturen der Tageszeiten nicht so rasch, wie in der Steppe, wo die Nächte in der Regel kühler sind. Auch der Wind macht sich in der offenen Ebene stärker bemerkbar als im Dickicht des Waldes. Ebenso der Regen. Und gleichzeitig verlor der Mensch seine dichte Behaarung, die er sicher früher ebenso hatte, wie die gesamte Gattung der Affen.

Sich gegen die Kühle der Nacht, gegen Wind und Regen zu schützen, wird für den Menschen vom Beginn seiner Existenz an eine wichtige Sache. Wo er kann, sucht er Höhlen auf; die meisten

Funde aus der menschlichen Urzeit werden in oder bei Höhlen gefunden. Aber nicht überall sind Höhlen zur Hand. Da wurde es dringend notwendig, künstliche Schutzvorrichtungen zu schaffen, die das verlorengegangene Pelzkleid wenigstens zeitweise ersetzten, nämlich dann, wenn man seiner am notwendigsten bedurfte, bei Nacht und bei schlechtem Wetter.

Viertes Kapitel.

Das Flechten.

Um Schutzvorrichtungen zu schaffen, bedurfte der Urmensch keiner göttlichen Eingebung. Die Kunst des Flechtens von Lagerstätten ist in der Tierwelt bereits weitverbreitet. Am meisten in oft erstaunlichem Maße bei den Vögeln. Aber auch manche Säugetiere haben sie sehr entwickelt.

Namentlich unter den Nagetieren finden wir sehr geschickte Flechtarbeiter. Eine Reihe von Mäuse- und Rattenarten bauen recht kunstvolle Nester. Am kunstvollsten wohl die Zwergmaus.

Sehr anmutend schildert ihren Nestbau Dr. Ernst Abt (nach den Brüdern Müller). Wir geben seine Darstellung ausführlich wieder, weil sie uns klar erkennen läßt, wieviel von technischem Können bereits beim Tier zu finden ist. Die Schilderung sagt:

„Zuerst langt sich das Mäuschen an passender Stelle — wenn es, wie zumeist, an Wiesengräben oder Teichen, im Riedgras oder Schilf baut — Blätter von beiden, um diese oft mehr als ein dutzendmal der Länge nach zu feinen, langen Schnüren oder Bändchen mittels Durchziehens zwischen seinen Zähnen zu zerschlitzen. Ist dies geschehen, dann schlingt es diese Bänder wie Halme entweder um mehrere benachbarte Schilfstengel oder es flicht die zerschlissenen Blätter von einigen Dutzend Riedgrasstengeln mit ihren Spitzen kuppelförmig übereinander, so daß hierdurch gleichsam das Gerüst des kleinen Gewölbebaues entsteht. Ist dieser Anfang gemacht — hier mit den an den Riedgrasstengeln belassenen Blättern selbst, dort beim Schilf mittels abgelöster Bandgräser oder Schilfblätter an einem oder mehreren Rohrstengeln durch eine Gittergrundlage —, dann flicht das Tierchen immer mehr neuverfertigte Schnürchen in das vorhandene Gerüst ein, bis dieses die richtige Dicke und Dichte erlangt hat. Beim Anhängen seines Nestes an den Rohrstengeln hat unser Mauspärchen — beide Gatten unterstützen sich nämlich — offenbar schwierigere Arbeit als beim Bau im feineren, dichter stehenden Riedgras. Es hilft sich aber dadurch, daß es erstlich sein wagrechtes Flechtwerk, ähnlich dem Rohrsperling, in den Winkeln einiger Rohrblätter durch Anschlingen befestigt und hierdurch auf den wagerecht abstehenden Blättern des Rohres eine feste Grundlage gewinnt, sodann auf diesem vorher hinlänglich verdichteten Fundament nun senkrecht aufwärts baut, die Bogenkrümmung überhängender Rohrstengel gleichsam als Pfeiler benutzend. Junge Mauspärchen erleichtern sich meist unter solchen örtlichen Verhältnissen den Bau dadurch, daß sie dem Nestchen mehr eine sitzende und liegende, walzige Stellung und Form geben, indem sie die Bänderschlitze ausschließlich seitwärts am Rohr-

stengel verschlingen. Diese Nester junger Pärchen sind auch nicht so kunstvoll, wie die der älteren."

Schon diese Differenz zwischen den Nestern der älteren und der jungen Paare, ebenso wie die Anpassung an die jeweilige Umgebung bezeugen, daß man hier nicht bloß von einem angeborenen Instinkt reden darf, sondern daß hier ebensosehr Erfahrung wie Ueberlegung am Werke sind.

Die Schilderung fährt fort:

„Unter den Schnüren werden die breitesten immer zu den ersten Hauptverschlingungen angewandt. In diese Hauptverbindungen werden dann stets dichtere Zwischengeflechte feineren, schwächeren Materials eingefügt, bis die äußere Wandung etwa zwei Zentimeter dick geworden und fertig ist.

Nun beginnen die Tierchen ihr Heim zart und weich, wie es etwa ein Stieglitz tut, auszufilzen. Zu solchem Zweck schießt das Pärchen an den Stengeln des Rohres, der Gräser und Sträucher unermüdlich empor und holt sich hier zarte Kolbenwolle, dort die feinsten Rispenblüten, da wieder weiche Weidenkätzchenwolle usf. zur Auspolsterung. Dieses Polstern wird durch Aneinanderkleben kleiner Zupfen Materials mittels Speichels und Andrücken der Masse mit Hilfe der Füßchen bewerkstelligt, ähnlich wie das Eichhörnchen beim Bau seines Nestes verfährt.

So wird das stumpfovale Nestchen, in Schilf und Gras halb sitzend, halb hängend, vollendet.

Jedoch, man sollte es kaum glauben, das Tierchen wagt sich bisweilen an eine noch schwierigere Aufgabe, indem es dieses gänseeigroße Nestchen an Zweige von Stauden und Büschen frei aufhängt. Hierzu gebraucht es aber dickere Bänder von Riedgras und Bastschnüre, die es an den Zweigen festschlingt, derart, daß die Enden lang herabhängen. Jetzt hängen sich die leichten Baumeister mit Hilfe ihrer langen Schwänze an den Zweigen auf, um die Bänder an die nächste Zweiggabelung mit dem freien Ende zu schlingen. Ist diese senkrechte Bogenverschlingung zu einer gewissen Haltbarkeit gediehen, so klettert das Tierchen bald außen, bald innen an dem hängenden Material mit neuen Bändern im Kreise herum, um diese bald wagerecht, bald schief in das Geflecht einzuwirken. Immer richten es die winzigen Künstler so ein, daß sie das Material für die äußere Umhüllung aus der nächsten Umgebung beziehen, kleine Zweige mit unversehrtem Laube oder Gräser und Stauden der Nachbarschaft, ganz wie sie gewachsen sind, mit hineinverflechten, wodurch der kleine an den Zweigen hängende Ball mit der Farbe der Umgebung völlig harmonisiert." (Die Wunder der Natur, Berlin 1912, II., S. 146 usf.)

Ganz anderer Art sind die von einem anderen Nagetier, den Bibern, aufgerichteten Staudämme und „Burgen", sehr derbe Bauten, die aber ebenso wie die zarten Nester der Zwergmäuse den Anforderungen der jeweiligen Umgebung auf das wundervollste angepaßt sind und schon dadurch bezeugen, daß sie nicht Produkte bloßen „Instinktes" bilden.

Wir haben eine Beschreibung dieser Bauten bereits in einem anderen Zusammenhange im zweiten Buche mitgeteilt.

Der Mensch muß in seiner technischen Entwicklung schon eine bedeutende Höhe erreicht haben, ehe er soweit kommt, ein Ge-

bilde aufzurichten, das sich an Kunstfertigkeit mit denen der Zwergmaus oder des Bibers messen kann, denen keine Hände zur Verfügung stehen.

Doch beginnt der Mensch seine Laufbahn auch mit einer von seinen tierischen Ahnen ererbten Fertigkeit des Flechtens. Darauf dürfen wir schließen aus der Tatsache, daß seine nächsten Verwandten zu den wenigen Säugetieren gehören, die sich Nester bauen.

„Von großem Interesse ist es . . ., daß sämtliche drei Anthropomorphen (menschenähnliche Affen) trotz ihres voneinander abweichenden Charakters sich als Schlafstätten Nester bauen." (Dr. Alex. Sokolowsky, Beobachtungen über die Psyche der Menschenaffen", Frankfurt a. M. 1908, S. 66.)

Diese Nester sind keineswegs so kunstfertig, wie die der Zwergmaus.

Wallace, obwohl er ein höchst liebenswürdiger und verständnisvoller Forscher war, gehörte doch zu denen, die sich mehr für den Balg, als für die Psyche der Tiere interessieren, auf die sie stoßen. Er schoß eine Reihe von Orang-Utans, statt sie friedlich zu belauschen. Indessen konnte diese Schlächterarbeit doch nicht vor sich gehen, ohne daß einige wichtige Beobachtungen der geistigen Fähigkeiten der Opfer dabei gemacht wurden. Nachdem er bereits zu verschiedenen Zeiten ein halbes Dutzend getötet, war er noch nicht befriedigt und schoß auf jeden, der ihm vor die Flinte kam. Von einem großen Männchen, das er dabei anschoß, erzählt er:

„Sobald ich geschossen hatte, kletterte es höher in den Baum hinauf; währenddessen schoß ich wieder, worauf wir sahen, daß ein Arm gebrochen war. Der Meias (Orang) hatte jetzt die höchste Spitze eines ungeheuren Baumes erreicht und begann sofort ringsherum Zweige abzubrechen und sie kreuz und quer zu legen, um sich ein Nest zu bauen. Es war sehr interessant, zu beobachten, wie gut er seinen Ort gewählt hatte, und wie schnell er seinen unverwundeten Arm nach jeder Richtung hin ausstreckte, um mit der größten Leichtigkeit bedeutende Aeste abzubrechen und sie rückwärts quer übereinanderzulegen, so daß er in ein paar Minuten eine geschlossene Masse von Laubwerk gebildet hatte, die ihn unseren Blicken gänzlich entzog. Er beabsichtigte sicherlich die Nacht hier zu verbringen und wollte wahrscheinlich, wenn nicht zu schwer verwundet, früh am anderen Morgen fortgehen."

Es wäre sicherlich von großem Interesse gewesen, zu beobachten, wie sich das Tier weiterhin verhalten würde. Aber für Wallace war es wichtiger, dem harmlosen, friedlichen Gesellen zu zeigen, welch blutdürstige Bestie der hochzivilisierte Mensch im Grunde ist, und er schoß solange auf den unglücklichen Verwundeten, bis dieser sich nicht mehr regte. Darauf beschränkte sich der ganze Triumph des Gelehrten, denn der Baum war so hoch und so schwer zu besteigen, daß erst einige Monate später zwei Malaien ihn erstiegen und Wallace die vertrockneten und verwesten Ueberreste brachten, die natürlich unbrauchbar waren.

Drei Tage, nachdem er diesen großen Orang erschossen und verloren, kamen Wallace drei junge vor die Flinte. Einen erschoß er, zwei entkamen. Den Toten ließ er auf dem Baume liegen, auf dem er zusammengebrochen war, „da junge Tiere von verhältnismäßig geringem Interesse sind". (Wallace, Der malayische Archipel I., S. 71—73).

Bei solchem Vorgehen ist es kein Wunder, daß wir heute über die Psyche der Menschenaffen noch sehr mangelhaft unterrichtet sind, obwohl deren Studium unerläßlich ist für das Verständnis der geistigen Entwicklung der Menschheit. Aber welcher Forschungsreisende denkt so weit? Die meisten kennen nur ein Ziel, alle wilden Tiere, auf die sie stoßen, auch die seltensten und wichtigsten Geschöpfe, oder vielmehr die erst recht, aufs gründlichste auszurotten und so die Beobachtung ihres Lebens unmöglich zu machen.

Zum Glück war Wallace doch zu sehr Forscher, um bloß ein Blutbad anzurichten. Neben einigen toten Bälgen brachte er auch einige Beobachtungen an lebenden Orangs heim. Ueber ihre Nester berichtet er:

„Ich erzählte schon, wie das Tier sein Lager bereitet, wenn es verwundet ist. Aber es benutzt ein ähnliches auch fast jede Nacht zum Schlafen. Jedoch wird dieses niedriger angebracht auf einem kleinen Baum, nicht höher als zwanzig bis fünfzig Fuß vom Boden, wahrscheinlich, weil es da wärmer und weniger den Winden ausgesetzt ist als oben. Jeder Meias soll sich jede Nacht ein neues machen; aber ich halte das deshalb für kaum wahrscheinlich, da man sonst die Ueberreste häufiger finden würde . . . . . Die Dajaks sagen, daß sich der Meias, wenn es sehr naß ist, mit Pandangblättern oder großen Farnen bedeckt, und das hat vielleicht dazu verleitet, zu meinen, er baue sich eine Hütte in den Bäumen." (Der malayische Archipel, I., S. 82/83.)

Im Frühjahr 1925 gingen durch die deutsche Presse Mitteilungen über einen Bericht, den der italienische Weltreisende Mario Apelius in der Stampa über die Orang-Utans und ihre Nester gab. Nach seiner Beschreibung leben diese Menschenaffen in zahlreichen Rudeln. Die Nesthütten jedes Rudels auf den Bäumen bilden ganze Dörfer.

Aehnlich wie der Orang-Utan versteht auch der Gorilla den Nestbau. In dem schon zitierten Buch Sokolowskys über die Psyche der Menschenaffen finden wir einen Bericht über einen jungen Gorilla, den Oberleutnant Heinicke in Kamerun gefangen hielt und später in Stellingen abgab:

„Der Trieb zum Nestbau, wie ihn die alten Gorillas nach den Berichten verschiedener Reisender ausführen, ist auch bei unserem Gorilla schon ausgeprägt. Heinicke beobachtete, wie sein Mongomo, sobald ihm zum Nestbau geeignetes Material gereicht wurde, mit großem Eifer an die Arbeit ging, sich ein Nest herzurichten. Dabei blieb das Tier in der Mitte des Nestes sitzen und legte mit Geschick und Bedächtigkeit die Reiser um sich her, bis es inmitten einer aufgerichteten Umhüllung saß. Bei dieser Tätigkeit soll das Tier eine auffallend ernste Physiognomie zur Schau ge-

tragen haben, woraus hervorgeht, daß es sich bei dieser Arbeit nicht um Spiel und Scherz, sondern um die Auslösung eines dem Tiere innewohnenden Naturtriebes handelt." (S. 37/38.)

In neuerer Zeit wurden freilebende Gorillas eingehend erforscht. Wir haben schon im zweiten Buch, 4. Absch., 2. Kapitel über Beobachtungen berichtet, die Reichenow an Gorillas machte, mitgeteilt in Alverdes „Tiersoziologie". Derselbe Reichenow beobachtete auch den Nestbau der Gorillas. Alverdes teilt darüber mit:

„Für die Nacht baut jeder Gorilla ein Nest. Bei erwachsenen Tieren hat dieses einen Durchmesser von 2—3 Metern . . . In den nördlichen afrikanischen Urwäldern finden sich die Nester unmittelbar am Boden. Nur Weibchen mit ganz kleinen Jungen errichten ihr Nest etwa 1½ Meter über demselben. Im Süden dagegen bauen nur weibliche und junge Tiere Nester, und zwar 5—6 Meter hoch auf Bäumen, die Männchen nächtigen hier ohne Nest auf dem Erdboden. Die Tiere des in der Mitte gelegenen Gebietes scheinen insofern eine Zwischenstellung einzunehmen, als die Individuen der gleichen Herde teils nahe dem Erdboden, teils in 3 bis 5 Meter Höhe ihr Nest errichten. Ein Regendach wird nie angebracht. Das Nest ist stets nur eine Nacht in Benutzung und wird morgens beim Verlassen nicht selten mit Kot beschmutzt.

Der Nestbau beruht nach Reichenow wahrscheinlich nur auf Tradition und nicht auf einem scharf umrissenen und spezialisierten Instinkt (wie bei den Vögeln), denn nur Gorillas, die man in einem gewissen Alter eingefangen hatte, zeigten Neigung zur Herrichtung eines Lagers in der Gefangenschaft, nicht aber geschah dies bei Individuen, die als Säugling der Mutter genommen worden waren. Vielleicht gründet es sich also auf Verschiedenheiten der Tradition, wenn im Norden und im Süden die Gorillas verschieden bauen. Köhler kam jedoch bei seinen Untersuchungen an Schimpansen zu der Ueberzeugung, daß der Nestbau bei diesen rein instinktmäßig geschieht.

Wie der Gorilla baut der Schimpanse jeden Abend sein Schlafnest, das er nur einmal benutzt. Dasselbe liegt in 3—20 Metern Höhe auf Bäumen." (Alverdes, „Tiersoziologie", S. 31—33.)

Endlich noch eine Mitteilung über Schimpansen. Espinas berichtet von ihnen:

„Die Schimpansen scheinen in größeren oder kleineren Trupps zu leben, je nach der Sicherheit, deren sie sich erfreuen; eine Art (von den Eingeborenen Soko genannt) bildet beständige Herden von mehreren monogamen Paaren, und man hat in der Tiefe der stillen Wälder, in denen sie wohnen, bis zu fünf ihrer bedachten Nester (nids à parasols) oder Blätterhütten auf demselben Baume beisammen gefunden." (Les sociétés animales, S. 502; Die tierischen Gesellschaften, S. 482.)

Daß die Nester der Menschenaffen trotz ihrer Handgeschicklichkeit und hohen Intelligenz hinter den Bauten der Biber und Wurzelmäuse zurückstehen, hat seine guten Gründe. Im Gegensatz zu diesen Nagern, die in dem einmal gewählten Gebiete seßhaft sind, können die Menschenaffen nicht stets auf demselben Fleck bleiben, dessen Nahrungsquellen sie bald erschöpfen, angesichts der Art ihrer Ernährung und ihrer Körpergröße, die eine große Nahrungszufuhr erheischt. Die Menschenaffen sind daher

Nomaden, bauen ihr Nest nur für einen kurzen Aufenthalt, können also nicht die Sorgfalt anwenden, wie jene Nagetiere.

Aber die Gabe, zu flechten und zu weben, besaßen offenbar schon unsere tierischen Vorfahren.

Sobald sie vom Baumleben zum Steppenleben übergingen, erstand für sie die Aufgabe, diese Fähigkeit den neuen Umständen anzupassen.

Die Aufgabe, die sie zu lösen hatten, war nun eine andere geworden. Das Nest auf dem Baume diente wohl in erster Linie dem Zweck, eine bequemere und sichere Ruhestätte herzustellen, als sie die bloße Gabelung mehrerer Aeste bieten konnte. Für den Menschen, der auf dem Erdboden lagerte, wurde diese Vorkehrung überflüssig. Er konnte da jede Stellung im Schlafe einnehmen, die ihm behagte, ohne einen Fall befürchten zu müssen.

Dagegen wurde es jetzt für ihn wichtig, gegen Wind und Wetter geschützt zu sein. Das Bedürfnis nach einem solchen Schutz tritt für den Menschenaffen nur gelegentlich ein. Es genügt ihm dabei, wenn er sich mit einem Palmblatt oder Farnwedel zudeckt.

In der freien Ebene sausen die Stürme ganz anders als im geschlossenen Urwald. Und große Blätter und Wedel sind da oft nicht zu finden. Dabei ist der nacktgewordene Mensch gegen die Kühle der Nacht oder des Windes, sowie gegen Regen doppelt empfindlich.

Hier muß die Kunst des Flechtens andere Formen annehmen. Sie dient nicht mehr der Herstellung von Nestern, sondern von Windschirmen.

Heute noch sind solche Schirme bei niedrigstehenden Völkern im Gebrauch. Bereits Peschel wies darauf hin. Er sagte:

„Da sich sehr viele Tiere, und zwar sogar niedrige Tiere, gegen die Unbilden der Witterung einen künstlichen Schutz verschaffen, und kein Menschenstamm auf Erden ohne irgendein Obdach getroffen worden ist, so sind die ersten Regungen der Baulust so alt wie unser Geschlecht selbst. Den ältesten Spuren unserer Vorfahren sind wir in Höhlen begegnet, aber wir dürfen darum nicht schließen, daß solche natürliche Zufluchtstätten, die doch nur felsigen Strichen, und zwar vorzugsweise dem Kalkgebirge, angehören, die ältesten Wohnstätten des Menschen gewesen seien oder die Anregung zu den ersten künstlichen Deckungsmitteln gegeben haben sollten. Die Buschmänner, wenn sie auf ihren Streifzügen ihre Höhlen verlassen, bedecken sich mit Sand, so oft sie im Freien übernachten, oder flechten sich im Dickicht aus Aesten und Reisig ein Wetterdach. In der milden Jahreszeit schützen sich die Australier mit Windschirmen aus Laub." (Völkerkunde, S. 185.)

Hannah Lewin-Dorsch beschreibt einen derartigen Windschirm folgendermaßen:

„Ein einfacher Rahmen aus nicht allzu schwachen Zweigen, mit dünnerem Zweigwerk und Blättern oder Schilf durchflochten, und alles das mit Bast oder dergleichen untereinander verfestigt — das ist der ganze Windschirm. Er wird ein wenig schräg aufgestellt und mit einem stangenartigen weiteren Ast gestützt. So verbindet er die Vorzüge der schnellen,

leichten Herstellung, der Brauchbarkeit und der absoluten Beweglichkeit miteinander." (Die Technik der Urzeit, Stuttgart 1912, I., S. 26.)

Einen derartigen Windschirm herzustellen, erfordert kaum größere Kunstfertigkeit als der Aufbau eines Orang-Utan- oder Gorillanestes. Hier finden wir eine der Brücken, die von äffischem zu menschlichem Produzieren hinüberführen.

Bereits Lazarus Geiger und auf ihm fußend Ludwig Noiré waren der Ansicht, daß dies Herstellen von Flechtwerk die erste produktive Arbeit des Menschen gewesen sei. Ihre Methode, das herauszufinden, war allerdings eine andere als die von mir hier befolgte. Ich vergleiche die Tätigkeit der Menschenaffen mit denen der niedrigststehenden heutigen Menschen. Ich weiß wohl, daß der Mensch nicht von den Menschenaffen abstammte, daß diese bloß eine Seitenlinie seiner Vorfahren darstellen. Auf der anderen Seite vergesse ich nicht, daß auch die niedrigststehenden Menschen nicht den Urzustand des Menschen repräsentieren, sondern bereits, wie schon der Reichtum ihrer Sprachen beweist, eine ungeheuer lange Entwicklung über dieses Stadium hinaus hinter sich haben. Immerhin darf man annehmen, daß bei diesen niedrigststehenden Menschen die Ueberreste der Urzeit noch nicht so völlig überwunden sind, wie bei den höher entwickelten Menschengruppen. Und andererseits dürfen wir annehmen, daß am meisten von allen Tieren die Menschenaffen nicht nur körperlich, sondern auch in ihren geistigen Funktionen den Vorfahren des Menschen, den Affenmenschen ähneln.

Was wir bei Menschenaffen und tiefstehenden Völkern übereinstimmend antreffen, dürfen wir also sehr wohl als gemeinsamen Besitz des Affenmenschen wie des Urmenschen betrachten.

Anders gehen die beiden schon genannten Forscher vor. An Hand der Sprache suchen sie die Anfänge der Menschheit zu rekonstruieren. Ohne in allem übereinzustimmen, finden sie doch beide, daß das Graben und Flechten die ältesten schaffenden Tätigkeiten des Menschen gewesen seien, und zwar Tätigkeiten, die in gemeinsamem Zusammenwirken der Mitglieder einer Horde vollzogen wurden, was nicht möglich war, ohne gegenseitige Verständigung, ohne Sprache. Sprache und schaffende Tätigkeit haben sich miteinander entwickelt, die eine die andere fördernd. Dabei habe auch die Hand ihre Ausbildung erfahren.

Nachdem Noiré dies entwickelt hat, fährt er fort:

„Aber nicht bloß die äußere technische Vollkommenheit des Menschen ist an diese Doppelseitigkeit der ursprünglichen Tätigkeiten und deren dualistische Entwicklung als Graben und Flechten geknüpft: ich nehme keinen Anstand zu behaupten, daß auch die innere, geistige oder Vernunftentwicklung ganz wesentlich aus diesem Dualismus ihre erste Kraft und Unterscheidung geschöpft haben muß. Denn jene beiden Tätigkeiten sind so grundverschieden in ihren Zwecken und Formen, daß es alle Wahrscheinlichkeit für sich hat, daß die ältesten Sprachlaute sich zuerst nach diesen Unterschieden differenziert und charakterisiert haben und

dadurch erst bedeutungsvoll, das heißt, zu Worten oder eigentlichen Sprachlauten geworden sind. Dafür spricht denn auch der Umstand, daß fast alle Sprachwurzeln, auf ihren Ursprung zurückverfolgt, einem jener beiden Mittelpunkte — Graben oder Flechten — zustreben."

Noiré verweist auf eine in einer anderen seiner Schriften gegebene ausführliche Begründung dieses Satzes und fährt fort:

„Alle Begriffe des gewaltsamen Trennens, Zerreißens usw. scheinen aus dem Graben, alle Begriffe des Verbindens, Zusammenfügens usw. aus dem Flechten hervorgewachsen zu sein . . . . . Es sind zwei Funktionen, das Graben und Flechten, die in ihrer Gegensätzlichkeit wohl unterschieden, zugleich aber auch gemeinsam als Tätigkeiten des menschlichen Leibes oder vielmehr der urältesten Genossenschaften aufgefaßt wurden. Eine weitere Betrachtung würde dahin führen, daß alle unsere heutigen Begriffe und Vorstellungen noch nach diesen beiden Grundanschauungen, aus denen sie hervorgegangen sind, sich in unserem Geiste gruppieren, wie wir denn ja Verbinden und Trennen, Addieren und Subtrahieren, Synthese und Analyse offenbar als höchste und letzte Funktionen und Kategorien des Denkens anerkennen müssen. Ich führe dies nur im Vorbeigehen an, um zu zeigen, wo die eigentlichen, die Philosophen aller Zeiten so viel beschäftigenden Denkkategorien zu suchen und wie sie auf ihre Wurzeln zurückzuführen sind." (L. Noiré, Das Werkzeug und seine Bedeutung für die Entwicklungsgeschichte des Menschen, Mainz 1880, S. 277/278.)

Obwohl fast ein halbes Jahrhundert alt und in vielen Einzelheiten durch die vorhistorische Forschung überholt, ist dieses Buch doch auch heute noch sehr beachtenswert durch seine scharfsinnige Verbindung vergleichender Sprachwissenschaft mit vergleichender Ethnologie und Anthropologie.

Den letzten, philosophischen Satz können wir hier auf sich beruhen lassen. Worauf es uns jetzt ankommt, ist der Hinweis darauf, daß die ältesten Sprachwurzeln alle entweder mit dem Graben oder dem Flechten in Verbindung stehen.

Um seine Methode zu begründen und zu charakterisieren, zitiert Noiré im Eingang seines Werkes (S. 8 usf.) einen Passus aus Lazarus Geigers Schrift „Zur Entwicklungsgeschichte der Menschheit". (S. 31.)

„Der Mensch hatte Sprache vor dem Werkzeug und vor der Kunsttätigkeit. Dies ist ein Satz, der an sich schon einleuchtend und wahrscheinlich, sprachlich einen vollständigen Beweis zuläßt. Betrachten wir irgendein Wort, das eine mit einem Werkzeug auszuführende Tätigkeit bezeichnet: wir werden immer finden, daß dies nicht seine ursprüngliche Bedeutung ist, die nur der natürlichen Organe des Menschen bedarf. Vergleichen wir z. B. das uralte Wort mahlen, Mühle, lateinisch molo, griechisch μυλη (sprich mühleh). Das aus dem Altertum wohlbekannte Verfahren, die Körner der Brotfrucht zwischen Steinen zu zerreiben, ist ohne Zweifel einfach genug, um in einer oder der anderen Form schon für die Urzeit vorausgesetzt zu werden. Dennoch ist das Wort, das wir jetzt für eine Werkzeugtätigkeit gebrauchen, von einer noch einfacheren Anschauung ausgegangen. Die in dem indoeuropäischen Sprachstamm sehr verbreitete Wurzel mal oder mar bedeutet „mit den Fingern zer-

reiben", auch wohl „mit den Zähnen zermalmen" . . . . . Im Deutschen sind zwei verschiedene Wörter aus verwandten Wurzeln im Laut ganz zusammengetroffen: das Mahlen des Kornes, das Malen des Gemäldes. Die Grundbedeutung ist in beiden: mit den Fingern reiben oder streichen. Diese Erscheinung, daß eine Werkzeugtätigkeit von einer älteren, einfacheren, tierischen benannt wird, ist eine ganz allgemeine, und ich weiß sie nicht anders zu erklären, als daraus, daß die Benennung älter ist als die Werkzeugtätigkeit, die sie heute bezeichnet; daß die Bezeichnung schon vorhanden war, ehe die Menschen sich anderer Organe bedienten als der angeborenen natürlichen. Woher hat die Skulptur den Namen? Sculpo ist eine Nebenform von scalpo und bedeutet anfangs nur das Kratzen mit den Nägeln. Die Kunst des Webens und Flechtens ist uralt; in den ältesten religiösen Mythen spielt sie eine Rolle, es ist keine Kulturstufe nachweisbar, wo sie ganz fehlt . . . . ., vergleichen wir die Wurzeln im indogermanischen Sprachstamm (Sanskrit Vabh, deutsch weben, Sanskrit ve, der Einschlag, englisch weft und woof) mit ganz nahe verwandten, z. B. dem lateinischen Vico, so geben gar manche derselben einen Fingerzeig zur Beantwortung der Frage, an welchen Gegenständen sich diese Kunst des Webens oder vielmehr des Flechtens zuerst geübt haben mag. Das lateinische Vimen z. B., eigentlich ein Mittel zum Flechten bedeutend, wird von Zweigen der Bäume und Sträucher sowohl in ihrem natürlichen Zustand und Wachstum als auch namentlich, sofern sie zu allerlei Flechtwerk verarbeitet sind oder als Stricke zum Binden dienen, gebraucht. Die Weide hat in dem frühesten Altertum von der Anwendbarkeit ihrer Zweige zu solchen Zwecken ihren Namen erlangt, ebenso eine Menge von Gras- und Schilfarten. Die Pflanze, deren Fasern unter uns vorzugsweise eine Kunstverwendung zum Weben geblieben ist, der Flachs, hat seinen Namen von Flechten, wie Flechse, das ist Band, Sehne, deutlich zeigt.

In seinem großen Werke über „Ursprung und Entwicklung der menschlichen Sprache und Vernunft" (Stuttgart 1872) kommt Geiger ebenfalls auf diese Bezeichnungen zu sprechen. Er weist dort unter anderem auf die Erscheinung hin, daß die meisten ursprünglichen Wurzeln des Begriffes Flechten eine Beziehung nicht nur auf Pflanzen, sondern auch auf Haargeflechte haben.

„Die innige Verbindung, die zwischen den Begriffen Haar und Flechtwerk stattfindet, zeigt sich auch an der merkwürdigen Vereinigung beider in dem Wort Flachs . . . . . Es findet sich nämlich Flachs auch für Haar, und umgekehrt im Dänischen „haar" für Flachs." (II, S. 84.)

Mir erscheinen Schlußfolgerungen auf den Urzustand, in dieser Art aus Sprachen gezogen, die eine ungeheure lange Entwicklung hinter sich haben, für sich allein nicht immer zwingend und oft sehr gewagt. Aber sie werden bedeutend dort, wo sie mit den Ergebnissen der Vergleichung zwischen den Leistungen von Menschenaffen und von Naturvölkern zusammenfallen.

Noiré wirft die Frage auf, welche der beiden produzierenden Fertigkeiten des Urmenschen, die ihm als die ursprünglichsten erscheinen, die des Grabens in der Erde oder die des Flechtens, als die ältere zu betrachten sei. Er hält es für wahrscheinlich, daß das Flechten von Baumzweigen dem Graben in der Erde vorherging. Wir werden darauf noch zurückkommen, wenn wir von der Tätig-

keit des Grabens handeln. Hier nur so viel, daß es sicher keine ältere Kunstfertigkeit gab, als die des Flechtens, weil der Mensch sie schon von seinen tierischen Vorfahren übernahm.

Was ihn von diesen unterscheidet und über sie erhebt, ist der Umstand, daß er seine Fertigkeit in einer mannigfaltigeren, wechselnderen Umgebung zu üben hat, als die Menschenaffen. Diese hatten ihre Nester bloß auf Bäumen zu bauen mit stets demselben Material, Baumzweigen.

Sobald der Mensch in die freie, nur hier und da mit Bäumen und Buschwerk besetzte Ebene kam, wird er nicht immer in der Lage gewesen sein, sich Windschirme aus Zweigen herzustellen. Er wird oft genötigt gewesen sein, das Lager fern von Gehölz und Buschwerk aufzuschlagen. Da, im freien Felde, erschien der Windschirm am nötigsten. Aber woraus ihn herstellen?

Der Urmensch wird da bei Nacht oder Regen oft tüchtig gefroren haben, solange nicht seine Intelligenz durch das Steppenleben hoch genug entwickelt war, daß er darauf kommen konnte, an Stelle von Baum- oder Strächerzweigen anderes Material für das Flechten des Windschirmes zu nehmen. Im Grasland fand er solches in langen, starken Gräsern. An den Ufern von Gewässern boten sich ihm Schilf und Binsen.

War einmal seine Intelligenz so weit, daß sie ihm erlaubte, über die halb instinktmäßig geübte, weil ererbte Wahl des Flechtmaterials hinauszugehen und sich dabei bewußt der neuen Umgebung anzupassen, so hatte er damit einen großen Schritt aus der Tierheit zum Menschentum getan, einen Schritt, der mit Notwendigkeit weitere nach sich zog und so die technische Entwicklung wenigstens auf dem Gebiete der Textilindustrie inaugurierte.

Sobald der Mensch sich in das neue Material hineingefunden hatte, mußte er bemerken, daß es das alte nicht nur ersetzte, sondern sogar übertraf, da es geradlinig, gleichförmig, glatt war. Es ermöglichte ein dichteres Flechtwerk, als die Baumzweige. Allerdings war ein ausgedehnteres Flechtwerk auf diese Weise nicht so leicht herzustellen, wie mit Zweigen. Aber es hielt fest zusammen und war leicht. Die Windschirme aus Baumzweigen mußten dort bleiben, wo sie produziert wurden. Bei jedem Versuch des Transportes wären sie auseinander gefallen, und ihr Gewicht war groß. Eine Matte aus Binsen oder Gräsern war dagegen leicht zu transportieren. Man konnte sie auf den Wanderungen mit sich führen. Da durfte man mehr Zeit auf ihre Herstellung verwenden als auf die des Windschirmes aus Zweigen, der bei jedem Wechsel des Lagers, meist nach wenigen Tagen, im Stich gelassen und im nächsten Lager wieder von neuem aufgerichtet werden mußte.

Die Matte wurde dabei für mannigfache Zwecke verwendbar. Sie war zunächst kleiner als der Zweigschirm, jeder Einzelne

brauchte eine für sich. Er konnte sich damit beim Schlafen zudecken, er mochte sie bei rauhem oder feuchtem Boden als Unterlage benutzen; auch während des Marsches, bei dem sie mitgetragen wurde, konnte sie, wenn es zu regnen anfing, als Körperschutz, als Mantel gebraucht werden, wie Menschenaffen schon Palmenblätter oder Farnwedel dazu anwenden. Endlich aber durfte man die Matte, sobald man einmal gelernt hatte, sie solid herzustellen, auch dazu verwenden, in ihr Vorräte oder Werkzeuge mit sich zu tragen. Damit war der Ausgangspunkt der Korbflechterei erreicht. War die menschliche Intelligenz in der Auswahl des Materials und der Formung der Flechtarbeit so weit gelangt, auch auf diesem Gebiete Bedeutendes zu leisten, dann bedurfte es nur des Verschmierens mancher Körbe mit Ton, damit sie weniger durchlässig würden, um den Uebergang zur Töpferei zu finden, der allerdings auch die Kenntnis des Feuers voraussetzte, von dem wir noch handeln werden, sowie größere Seßhaftigkeit, denn Töpfe brechen leicht, sind schwer zu transportieren.

Sobald man verschiedenartiges und vor allem verschiedenfarbiges Material zur Herstellung desselben Dings, z. B. einer Matte, zu verwenden verstand, war man auch nicht mehr weit entfernt davon, diese Materialien so anzuordnen, daß sie dem Auge gefällige Formen zur Erscheinung brachten. Wir haben bereits gesehen, daß die Freude am Schönen schon in der Tierwelt zu finden ist, die mitunter so weit gehen kann, daß sie zu Schöpfungen von Schönem führt. Die Entwicklung der Flechtarbeit durch den Menschen führt über diese Anfänge bald weit hinaus. Produkte dieser primitiven Kunst haben sich bei der Vergänglichkeit des Materials nicht erhalten. Als die ältesten Ergebnisse menschlicher Kunstfertigkeit sind auf uns Schnitzereien und Malereien gekommen, die man in verschiedenen Höhlen Europas entdeckt hat. Sie stellen bereits Produkte einer relativ hohen Kulturentwicklung dar, die Künstler beherrschen den Stoff mit oft bewundernswürdiger Meisterschaft und studieren die Objekte ihrer Darstellung mit einer Sorgfalt und einem Verständnis, die von da an durch Zehntausende von Jahren alle große Kunst kennzeichnen, bis sie von manchem Vertreter der modernen Kunst mit einem verächtlichen Fußtritt abgewiesen werden.

Mit der fortschreitenden Vervollkommnung der flechtenden Hand und der wachsenden Mannigfaltigkeit der Rohstoffe der Flechtarbeit vollzieht sich auch eine Verbesserung der Wohnungen. Aus den Windschirmen werden gedeckte und an den Seiten geschlossene Lauben oder aber runde bienenkorbartige Gehäuse. Damit wird für eine neue Kunst die Laufbahn eröffnet, für die Architektonik.

Endlich ermöglicht die Entwicklung der Flechtarbeit auch eine Erweiterung des Nahrungsspielraumes. In Gegenden gedrängt, die an Gewässern und Wassertieren reich, an sonstigen Nahrungs-

quellen arm sind, wird der Mensch gezwungen, die Bewohner der Gewässer, namentlich Fische, fangen zu wollen, um sie zu verzehren. Das wird ihm schwer mit der bloßen Hand. Es wird ihm erleichtert, sobald er so weit ist, Geflechte beim Fang zu Hilfe zu nehmen, denen er unter dem Einfluß wachsender Erfahrung die Form von Netzen oder Reusen geben lernt.

So sehen wir in der vom tierischen Ahnen ererbten Fähigkeit des Flechtens die Keime zur Entwicklung eines großen Teiles dessen, was heute die menschliche Kultur ausmacht. Unter Kultur verstehen wir die Gesamtheit aller Errungenschaften des Menschen, die ihn über das Tier erheben.

Wie bei der Erklärung jeder Entwicklung, liegen auch bei dieser die größten Schwierigkeiten in ihren Anfängen. Sie bleiben unüberwindlich, wenn wir uns darauf versteifen, den menschlichen Geist aus dem Gesamtzusammenhang der Natur herauszuziehen und als etwas von ihr Grundverschiedenes zu betrachten. Nur dann können wir über dieses Hindernis hinwegkommen, wenn wir die Verwandten unserer tierischen Ahnen, die Menschenaffen beobachten und erwägen, wie der Uebergang vom Baumleben zum Steppenleben auf den Affenmenschen gewirkt haben muß.

Zieht man diese beiden Faktoren in Betracht, dann wird die tierische Abstammung des Menschen, die für seine Körpergestalt schon allgemein anerkannt ist, auch für sein geistiges Wesen ohne jedes Mysterium begreiflich. Das gilt bereits für die von uns hier erwähnten Gebiete der Technik. Es gilt auch für andere.

Fünftes Kapitel.

Das Graben.

Wir haben gesehen, daß das Flechten nicht die einzige Betätigung des Urmenschen war.

Noiré sagt darüber in seinem schon zitierten Werk:

„Wenn wir den Weg (der Sprachenentwicklung) rückwärts zurücklegen und von den jüngeren Bildungen mit ihren spezielleren Bedeutungen zu älteren und unbestimmteren hinaufsteigen, was bleibt uns als letzter Inhalt, mithin als Grundanschauung übrig, die wir an die ältesten Sprachlaute gebunden uns denken müssen, welche uns daher allein Aufklärung zu geben imstande ist über die Urzustände unserer Vorfahren, sowie über den in einsamer Alpenwelt verborgenen Quell, aus welchem alle Sprache und alles Denken hervorgebrochen ist"?

Geiger sagt:

‚Ein Wühlen, Scharren, Nagen, ein Trennen und Verbinden der Dinge durch ungestüme Bewegung von Händen und Füßen, Zähnen und Nägeln, auch wohl des ganzen Baues, ist das einzige und letzte, was uns an solchen Worten endlich noch bleibt; auch unterscheidet die Sprache zwischen diesen tierischen Bewegungen nirgends mit Bestimmtheit; und was den Urzustand

des Menschen und seine eigene Meinung von seinen Handlungen in ein noch gewisseres und helleres Licht stellt: eben dieselben Worte waren, was aus ethnologischen Erscheinungen nachweisbar ist, ganz ohne Unterschied, wenn nicht vorzugsweise, von Tieren auch selber im Gebrauch.'

Geiger zog daraus den Schluß, daß ein zappelndes, wühlendes, sich wälzendes Tier die älteste Anschauung gewesen sei, die den Sprachschrei hervorgelockt habe.

Ich habe in meinem Buche „Der Ursprung der Sprache" das Irrige und Unmögliche dieser Ansicht nachgewiesen und zugleich gezeigt, wie meine eigene Sprachtheorie in vollem Einklang mit obiger ethnologischer Tatsache steht, so daß sie aus dieser eine vollgültige Unterstützung und Bekräftigung erhält. Denn was kann es anderes gewesen sein, jenes von Geiger als das letzte Bedeutungs-Residuum in dem sprachlichen Schmelztiegel charakterisierte, als das gemeinschaftliche Scharren und Graben von Erdhöhlen, in welchen die ältesten Menschen Zufluchts- und Aufenthaltsort suchten und sich schufen. Nichts ist zugleich einleuchtender, als daß die Bereitung der Wohnungen die erste gemeinsame Angelegenheit und Arbeit unserer Vorfahren gewesen sein muß. Sehen wir doch schon in der Tierwelt Analogien hierzu in gemeinsamem Bauen." (Noiré, Das Werkzeug, S. 14, 15, 16.)

Geiger gegenüber müssen wir Noiré unbedingt recht geben. Es ist absolut nicht einzusehen, wieso die Tatsache, daß der Mensch sich selbst als wühlendes, sich wälzendes Tier sah, ihm den ersten „Sprachschrei hervorgelockt" haben soll. Diese Tatsache mußte ihm doch eine alltägliche, also keineswegs überraschende sein — wenn wir einmal annehmen wollen, der Urmensch sei wirklich einmal ein Tier dieser Art gewesen, was noch zu beweisen ist.

Noiré hat wohl den Nagel auf den Kopf getroffen, wenn er annahm, daß Sprache und Arbeit „in einem unlöslichen Zusammenhang, in einer keinen Moment unterbrochenen Wechselwirkung" stehen (Das Werkzeug, S. 4). Gemeinsames Tun erheischte gegenseitige Verständigung, also die Sprache. Und die Möglichkeit der Verständigung, also die Bildung der Sprache, erleichterte gemeinsames Tun.

Sollte also die Untersuchung der Sprachwurzeln wirklich ergeben, daß die Bezeichnungen des Grabens und Wühlens zu den ältesten Wörtern des Menschen gehört haben — neben den Bezeichnungen für das Flechten —, eine Behauptung, für die ich die Verantwortung den Sprachforschern zuschieben muß, so wäre mit Sicherheit anzunehmen, daß damit auf die ältesten T ä t i g k e i t e n des Menschen und nicht auf seinen ältesten Z u s t a n d hingewiesen werde.

Auf der anderen Seite aber vermag ich Noiré nicht zuzustimmen, wenn er annimmt, diese Tätigkeit habe der Schaffung von Erdhöhlen als Wohnungen gegolten. Eine derartige Schaffung durch Menschen an der Schwelle der Kultur, also ohne Werkzeuge, bloß mit Hilfe der natürlichen Organe, erscheint mir ganz unmöglich. Die hergestellten Höhlen hätten ziemlich geräumig

sein müssen, sollten so große Wesen, wie die Menschen, und noch dazu eine Reihe von ihnen darin Platz finden; und die Höhlen mußten in weichem Erdreich angelegt sein, da in härterem die Finger und Zehen kaum arbeiten konnten. Wie sollte da das Erdreich von oben nicht stets nachstürzen, wenn es nicht durch hölzerne Vorrichtungen festgehalten wurde, die bereits einen hohen Grad der Technik voraussetzen! Vor allem aber ginge ein Graben, daß bloß mit den Fingern, ohne Werkzeuge vollzogen würde, ungemein langsam vor sich. Wir müssen jedoch annehmen, daß der Affenmensch ebenso wie der Menschenaffe und heute noch die tiefststehenden der Naturvölker ein nomadisches Geschlecht waren, das stets nur wenige Tage auf demselben Fleck verbleiben konnte, dessen Nahrungsquellen es rasch erschöpfte. Hätte es irgendwo mit dem Graben einer Höhle begonnen, so wäre es gezwnugen gewesen, von ihr abzulassen, lange, ehe auch nur der Beginn einer erheblichen Höhlung hätte sichtbar werden können.

Ein vom Baumleben zum Leben im freien Felde übergehendes Wesen konnte Höhlenwohnungen sicher gut brauchen. Es hat solche benutzt, wo es sie vorfand. Aber wie hätte ein bisher auf Bäumen lebendes Wesen auf die Idee verfallen können, sich Höhlen auszugraben, ein Tun, auf das es weder seine bisherige Lebensweise noch sein Gliederbau hinwiesen? Und andererseits war der Affenmensch ein Wesen, das durch seine Lebensbedingungen in keiner Weise veranlaßt wurde, Vorräte anzulegen, die es weder hätte konservieren noch transportieren können, oder Vorsorge für die Zukunft, etwa für Zeiten der Dürre oder des Frostes zu treffen, die es im tropischen Wald nicht zu erwarten brauchte. Wie sollte ein solches Wesen, wenn es durch den Wechsel der Umgebung gezwungen wurde, von den Bäumen herabzusteigen, jene Vorsorglichkeit aufbringen, die vorhanden sein mußte, sollte es sich an das langsame und mühselige Geschäft machen, mit seinen Fingern einen Bergabhang auszuhöhlen, um auf diese Weise durch die Arbeit vieler Monate eine Wohnung zu gewinnen, die es bei seiner nomadischen Lebensweise nur für Tage benutzen konnte — wenn sie technisch unter den damaligen Bedingungen überhaupt möglich gewesen wäre.

Von welcher Seite immer man das Problem anfaßt, es erscheint ganz unmöglich, daß das Graben der Höhlen zu den ersten Arbeiten des werdenden Menschen gezählt habe.

Wenn man die Dinge nach der von mir angewandten Methode betrachtet, findet man auch keine Belege für die Noirésche Auffassung.

Bei den Menschenaffen ist natürlich nicht der geringste Versuch einer Höhlenanlegung zu entdecken. Ebensowenig aber bei den heute noch lebenden primitivsten Menschen, weder bei den Australiern oder Buschmännern oder Weddas, ja nicht einmal

bei den Feuerländern, die eines derartigen schützenden Obdachs am notwendigsten bedürften.

Auch sie ziehen das zwar ungenügend schützende, aber rasch herstellbare Flechtwerk der mühsamen und langwierigen Anlage von Höhlen vor. Darwin sagt von ihnen:

„Der Wigwam der Feuerländer ist an Größe und Dimensionen einem Heuschober ähnlich. Er besteht einfach aus einigen wenigen abgebrochenen in die Erde gesteckten Aesten und ist an der einen Seite sehr unvollkommen mit ein paar Gras- und Binsenschichten bedeckt. Das Ganze kann nicht mehr als die Arbeit einer Stunde sein und wird nur für wenige Tage benutzt." (Reise eines Naturforschers, S. 243.)

Unsere vergleichende Methode bestätigt aber nicht nur das Ergebnis, zu dem uns die Erwägung geführt hat, ob im Stadium des Affenmenschen die Bedingungen des Höhlengrabens gegeben sein konnten. Sie zeigt uns auch, auf welchem Gebiet wir die grabende Tätigkeit des Affenmenschen tatsächlich zu suchen haben.

Wenden wir uns zu den Menschenaffen, so finden wir, daß für sie bei ihrem Leben auf den Bäumen im allgemeinen wenig Veranlassung gegeben ist, in der Erde zu graben. Indes kommt derartiges doch bei ihnen vor.

Vom Orang-Utan sagte Wallace:

„Der Meias steigt selten auf die Erde herab, nur dann, wenn er, vom Hunger getrieben, saftige Sprößlinge am Ufer sucht, oder wenn er bei sehr trockenem Wetter nach Wasser geht, von dem er für gewöhnlich genug in den Höhlungen der Blätter findet." (Der malayische Archipel, I, S. 84.)

Also für diesen Menschenaffen reicht das Futter nicht immer aus, das er auf den Bäumen findet. Er muß es öfter auf der Erde suchen. Von einem Graben nach Wurzeln berichtet Wallace wohl nichts. Dagegen wird solches ausdrücklich vom Gorilla bezeugt. Sokolowsky sagt darüber:

„Der Gorilla, welcher sich, obwohl er sehr gut klettert, vielfach auf dem Boden des Urwaldes aufhält und in seiner Klettertätigkeit mehr die mittlere Höhe des Baumdickichts bewohnt, sucht sich, wie Heinicke und vor und mit ihm verschiedene Beobachter berichten, häufig Pflanzenwurzeln aus dem Erdboden hervor. Hierbei untersucht er die Pflanzendecke des Bodens und scharrt und gräbt mit den Händen der Vordergliedmaßen, bis er im Besitz der gewünschten Nahrung ist." (Psyche der Menschenaffen, S. 59.)

Hier und nicht im Höhlenanlegen finden wir jene wühlende und scharrende Tätigkeit, die Geiger und Noiré auf Grund der Untersuchung der Sprachentwicklung als den Urmenschen kennzeichnend gefunden haben. Sie dient nicht dem Gewinnen der Wohnung, sondern der Nahrung. Sie erheischt keinen Plan, keine Voraussicht, kein langes Verweilen an einem Orte, keine großen Erdbewegungen, für die der Bau der menschlichen Gliedmaßen schlecht eingerichtet ist. Ein flüchtiges, gelegentliches Scharren und Graben an der Erdoberfläche ge-

nügt. Der Ausgangspunkt dieser Tätigkeit war vielleicht das Greifen, wofür die Hand besser geeignet ist als zum Graben. Wenn der Gorilla Pflanzen ergriff und aus dem Boden riß — er tut solches sogar mit jungen Bäumchen, um sich an ihnen zu delektieren —, so wird es öfters vorgekommen sein, daß er ihre Wurzeln mitriß und manche von ihnen als geschmackvoll und nahrhaft erprobte. Das Aufreissen des Bodens durch das Ergreifen und Herausziehen in ihm wurzelnder Gewächse dürfte die Vorstufe des Scharrens und Wühlens in der Erde gewesen sein.

Als der Affenmensch dann gezwungen wurde, überwiegend auf der Erde zu leben, als mit der Verminderung der Bäume in seiner Umgebung die Nahrung immer geringer wurde, die er den Bäumen entnehmen konnte, muß der Drang, in der Erde nach Nahrung zu suchen, gewachsen sein. Neben Wurzeln, Zwiebeln, Knollen bot sie ihm auch tierische Wesen, die zur Stillung des Hungers dienen konnten. Aus einem Pflanzenfresser wurde der Mensch ein Allesfresser, der neben pflanzlichen Stoffen über der Erde und in ihr auch allerlei, zunächst nur kleineres, Getier über und in ihr aufsuchte, um es zu verzehren. Die Buschmänner wie die Australier verzehren Kräuter und Beeren, Wurzeln und Zwiebeln neben Schlangen, Eidechsen, Heuschrecken, Raupen und Würmern u. dgl.

Das Graben unter der Erde wurde unter diesen Umständen eine wichtige Tätigkeit für ihn. Als unterste Existenzform des Menschen wird heute nicht mehr die des Jägers, sondern die des Sammlers von Wurzeln usw. betrachtet. Oder aber, wenn man in der Jagd den Ausgangspunkt der menschlichen Art des Nahrungsmittelerwerbes sieht, muß man sie recht eigenartig definieren.

So sagte Grosse:

„Unsere erste Gruppe (die primitiven Völker) wird durch die roheste Art des Nahrungserwerbes charakterisiert, durch die Jagd in ihrer niedrigsten Form. Wir haben die hergebrachte Bezeichnung „Jägervölker" beibehalten, obwohl sie zu irrtümlichen Vorstellungen verleiten kann. Der Begriff der Jagd hat hier eine viel weitere Ausdehnung, als wir sie ihm gewöhnlich geben. Abgesehen davon, daß die Jagd der Jägervölker den Fischfang mit einschließt, richtete sie sich nicht zum geringsten Teile auch auf solche Tiere[1]), die unser Sprachgebrauch nie für jagdbar erklärt hat, wie Würmer, Schnecken, Insekten und dergleichen. Außerdem aber gibt es kaum ein Jägervolk, welches sich durch die Jagd, auch in diesem weitesten Sinne, allein nährte. Eskimostämme müssen in ihrer eisigen Heimat notgedrungen auf alle pflanzliche Kost verzichten, alle übrigen dagegen sind mindestens ebensosehr auf die Früchte und Wurzeln, welche die Weiber sammeln, als auf die Tiere angewiesen, welche die Männer erlegen." (Die Formen der Familie und die Formen der Wirtschaft, Freiburg i. B. 1896, S. 26, 27.)

Wo sie können, trachten auch die Eskimos nach pflanzlicher Nahrung. Nansen berichtet:

---

[1]) Zuerst nur auf solche. K.

„Die Grönländer hatten ursprünglich folgende Vegetabilien: außer Engelwurz (Angelica), Löwenzahn, Sauerampfer, Krähenbeeren (Empetrum nigrum) und verschiedene Tang-Arten“ (F. Nansen, Eskimoleben, Leipzig 1903, S. 76.)

Wie wenig man über Geschmäcker streiten darf und wie verschieden der anderer Völker von dem unseren ist, zeigt Nansen gleich vor der eben angeführten Stelle, wo es heißt:

„Sie lieben ein Kompott aus Engelwurz und Thran, das nach Saabyes Beschreibung folgendermaßen zubereitet wird: Ein Frauenzimmer kaut Speck, spuckt den Saft auf die Stengel und fährt damit so lange fort, bis sie, ihrer Meinung nach, genug bekommen haben. Diese eingemachten Stengel müssen eine Zeitlang stehen, worauf sie aus der Sauce genommen und mit großem Appetit als Nachtisch gegessen werden.“

Die Speisekarte des Urmenschen muß der der Paviane sehr ähnlich gewesen sein, Affen, die in gleicher Weise wie wohl der Affenmensch nicht auf Bäumen, in Wäldern leben, sondern auf dem Erdboden, in Gegenden, in denen dichte Waldungen nicht oder nur an wenigen Stellen vorkommen.

Brehm sagt von ihnen (zum Teil schon zitiert, im zweiten Buch):

„Die Paviane sind echte Felsenaffen und bewohnen Hochgebirge oder wenigstens höhere Gebirgsgegenden. In Wäldern trifft man sie nicht. Sie meiden die Bäume und ersteigen sie nur selten, etwa im Falle der Not . . . . . Diesem Aufenthaltsorte der Paviane entspricht die Nahrung. Sie besteht hauptsächlich aus Zwiebeln, Knollengewächsen, Gräsern, Kraut, Pflanzenfrüchten, die auf der Erde oder wenigstens nur in geringer Höhe über ihr wachsen oder von den Bäumen gefallen sind, Kerbtieren, Spinnen, Schnecken, Vogeleiern usw.“ (Tierleben, I, S. 144/145.)

Alles das gehört auch zu den Nahrungsmitteln der Australier und Buschmänner usw.

Bei der Abfassung dieser Speisekarte wurden sogar mitunter die Paviane als tonangebend betrachtet.

So wird von den Hottentotten in bezug auf ihre Beschaffung pflanzlicher Nahrung mitgeteilt:

„Es wurden hauptsächlich Wurzeln und Knollen ausgewählt, wobei (sagt Peter Kolb) diejenigen Arten bevorzugt wurden, nach welchen die Paviane und Wildschweine am eifrigsten gruben.“ (Ratzel, Völkerkunde, I., S. 100. Vgl. darüber auch die Einleitung dort, S. 43.)

Zu den Wurzeln kommen die Paviane vielfach auf dieselbe Weise, wie ich sie für den Menschenaffen vermute, durch das Ausreißen von Pflanzen. So berichtet Brehm vom Hamadryas, nachdem er mitgeteilt, daß dieser in Höhlungen an unersteiglichen Felswänden übernachtet:

„Bei gutem Wetter verläßt die Herde jene Wände in den Vormittagsstunden und wandert nun langsam und gemächlich längs der Felswände dahin, hier und da eine Pflanze ausziehend, deren Wurzel hauptsächlich als Nahrungsmittel zu dienen scheint, und jeden nicht allzu großen Stein umwendend, um zu besonderen Leckerbissen, den unter den Steinen verborgenen Kerbtieren, Schnecken und Würmern zu gelangen.“ (S. 159/160.)

Doch verstehen die Paviane auch zu graben. Auf S. 147 seines Tierleben teilt Brehm mit, im dürren Südafrika habe man Paviane gefangen gehalten, weil sie außerordentlich gute Wassersucher seien.

„Wenn der Wasservorrat zu Ende geht, bekommt der Pavian etwas Salziges zu fressen. Nach einigen Stunden nimmt man ihn an eine Leine und läßt ihn laufen. Das vom Durst gequälte Tier wendet sich bald rechts, bald links, bald vor-, bald rückwärts, schnüffelt in der Luft, reißt Pflanzen aus, um sie zu prüfen, und zeigt endlich d u r c h G r a b e n das verborgene oder durch entschiedenes Vorwärtseilen das zutage liegende Wasser an."

Aehnlich wie beim Pavian wird die Nahrungssuche beim Affenmenschen gewesen sein. Aber dabei waltete zwischen den beiden ein ungeheurer Unterschied ob. Der Pavian hat sich nie zum aufrechten Gang erhoben. Von den Bäumen verdrängt, ist er Vierhänder geblieben, bloß ein nach Hundeart laufender Affe geworden.

„Man sieht sie stets auf allen Vieren gehen und nur dann auf zwei Beine sich stellen, wenn sie Umschau halten wollen. Sie ähneln in ihrem Gange plumpen Hunden mehr als Affen und nehmen selten die bezeichnende Stellung der letzteren an." (Brehm, Tierleben, I, S. 145.)

Daß sie durch den Wechsel der Umgebung nicht, wie der Mensch, zu aufrechtem Gang und zur Befreiung der Hand von der Arbeit der Fortbewegung des Körpers kamen, kann teilweise daran liegen, daß die Affenarten, von denen sie abstammten, noch nicht so wie die Menschenaffen zu aufrechter Haltung fähig waren. Ihre ererbten Anlagen waren nicht die gleichen, wie die der Affenmenschen. Daher wirkten gleiche Bedingungen auf sie anders als auf diesen.

Andererseits aber ist es auch sehr wahrscheinlich, daß das Milieu, in das die Paviane aus den Wäldern versetzt wurden, nicht gleicher Natur war, wie das, in dem der Affenmensch zum Menschen wurde. Der Uebergang zum aufrechten Gang mußte sich am ehesten vollziehen auf ebenen Flächen, etwa im Grasland. Die Paviane findet man dagegen im Gebirge, an steilen Felswänden, die sie zu erklettern haben. Dazu braucht man nicht aufrechten Gang; hier sind die vorderen Extremitäten zur Fortbewegung ebenso notwendig, wie die hinteren. Und die Hinterhand ist dabei weit vorteilhafter als der menschliche Fuß mit seiner flachen, wenig beweglichen Sohle und seinen schwachen, kurzen Zehen.

Für das Leben im Felsengebirge war der Pavian jedenfalls weit besser angepaßt, als etwa ein dem Gorilla verwandter Affe hätte sein können, der bereits befähigt war, aufrechtzugehen. Dagegen mußte ihm ein solcher in der Grasebene überlegen sein.

Vor allem aber wurden beim Affenmenschen die vorderen Extremitäten von der Arbeit der Fortbewegung befreit. Dadurch und durch die ausschließliche Anwendung dieser Extremitäten

zu Greifbewegungen wurden die werdenden Menschen befähigt, die Hand und deren Praxis zu vervollkommnen, damit auch die Menge seiner Erkenntnisse zu vermehren und sein Gehirn über das äffische Stadium hinaus zu entwickeln.

Und dadurch wurde er befähigt, über den Pavian hinauszugehen, obwohl er mit diesem in bezug auf die Art der Ernährung und der Gewinnung der Nahrungsmittel in hohem Grade übereinstimmte.

Dem Menschen gelang das, was der Pavian nie vermochte, seine für die Tätigkeit des Grabens schlecht eingerichtete Hand dieser, durch die neuen Lebensbedingungen erheischten Arbeit besser anzupassen, indem er die Hand durch Behelfe verstärkte, die er in seiner Umgebung fand.

Schon im Affenstadium war er damit vertraut, Zweige von Bäumen zu reißen und sie verschiedenartig zu verwenden. So zum Flechten von Nestern, wie wir gesehen. Wir werden gleich erfahren, daß er sie auch als Waffe zu verwenden wußte. So wurde er mit der Handhabung abgebrochener Zweige vertraut. Sobald er vom Baumleben zum Leben auf der Erde überging und die ererbte Kunst des Nestbauens der neuen Lebensweise anpaßte, wurde er auch getrieben, zur Befestigung der Windschirme Zweige in den Erdboden zu stecken.

Die Anwendung von Zweigen zum Aufreißen der Erde lag da nahe. Der harte Zweig, von kräftiger Hand geführt, war dazu weit besser geeignet, als die weichen Finger, auch wenn wir annehmen, daß damals deren Nägel weit kräftiger waren als heute.

Wir haben schon auf die Australier und Buschmänner als auf Völker hingewiesen, die in der Wahl ihrer Nahrungsmittel noch vielfach mit den Pavianen übereinstimmen. Es ist bezeichnend, daß gerade bei ihnen der Grabstock als Werkzeug noch eine bedeutende Rolle spielt.

Zur Anwendung des Grabstocks waren schon die Menschenaffen reif. Von den Schimpansen auf Teneriffa berichtet Köhler:

„Zeitweise sehr beliebt ist der Gebrauch des Stockes zum Graben. Damit das Spiel aufkam, war wohl nichts erforderlich als eben die Möglichkeit, mit einem Stöckchen die Erde aufzustechen." („Intelligenzprüfungen", S. 56.)

Köhler beschreibt dann die verschiedenen Methoden der Handhabung des Grabstocks durch die Schimpansen und fährt fort:

„Wie man sieht, kommen wir hier dem „Grabstock" im Sinne der Ethnologie sehr nahe. Die Annäherung wird aber noch weit auffallender dadurch, daß die Tiere, schon ehe die Grabstockmode zum erstenmal auftrat, sich längst gewöhnt hatten, nach Verschwinden der Kräuter im sommerlichen Sonnenbrand wenigstens Wurzeln aus der Erde zu scharren und zu kauen. Sie hatten das zunächst mit der Hand getan und dabei große Ausdauer bewiesen; wenn sie aber mit dem Stock zu graben anfingen, so kamen sie im harten Boden leichter voran und mehr in die

Tiefe, und so darf es nicht wundernehmen, wenn bald das Freilegen der Wurzeln den Reiz des Spieles wesentlich erhöhte."

Aus diesen Beobachtungen darf man natürlich nicht schon schließen, daß die Schimpansen auch in der Natur Grabstöcke benutzen, wohl aber, daß ihre Intelligenz hoch genug ist, auf diese Benutzung von selbst zu kommen, sobald Veranlassung und Gelegenheit dazu auftreten.

Allerdings wären sie nicht fähig, auch nur den rohesten der Grabstöcke zu formen, wie sie heute bei den Australiern in Gebrauch sind.

Ratzel beschreibt deren Form folgendermaßen:

„Ein Prügel von etwa 1½ Meter Länge und Faustdicke (? K.), mit dessen zugeschärftem dicken Ende, das im Feuer gehärtet ist, die Weiber, deren unzertrennlicher Begleiter er ist, Wurzeln graben." (Völkerkunde, II, S. 47.)

Etwas höher steht schon das gleiche Instrument bei den Buschmännern. Es heißt von ihm:

„Der Grabstock, der mit einem durchgesteckten Stein nach der Spitze hin beschwert ist, um ihn kräftiger zum Ausgraben von Wurzeln oder im Boden verborgenen Tieren oder selbst zum Anlegen von Fallgruben zu machen." (Völkerkunde, I., S. 63.)

Der australische Grabstock ist vielleicht der primitivste der Grabstöcke, die wir kennen, wenn nicht der der Bororo noch einfacher ist, von dem uns v. d. Steinen nur kurz sagt: „Die Frauen suchen Wurzeln mit einem spitzen Stock". (Unter den Naturvölkern Zentralbrasiliens, Berlin 1897, S. 370.) Indes setzt auch der Grabstock der Australier bereits eine bedeutende Kulturentwicklung voraus, so den Besitz des Feuers. In seinen ersten Anfängen kann der Grabstock nichts anderes gewesen sein, als ein vom Baume gerissener Zweig. Doch auch in dieser unscheinbaren Form bildete er bereits den Keim einer ungeheueren Entwicklung, deren höchste Resultate heute der Dampfflug und Motorpflug als Mittel zum Aufreißen des Bodens darstellen.

In dem Aufwühlen der Erde sehen wir die erste vorbereitende Tätigkeit für den Ackerbau, der freilich noch vieler anderer Voraussetzungen bedarf, ehe er ins Leben treten kann. Vor allem kann er nur dort aufkommen und erst dann, wenn ein an Nahrungsquellen sehr reiches Gebiet vorhanden ist und der Mensch diese Quellen so sehr zu meistern verstanden hat, daß er imstande ist, mehrere Monate lang, von der Aussaat bis zur Ernte, im gleichen Lager zu bleiben. Ehe das nicht eingetreten ist, nützen ihm alle technischen Behelfe und Kenntnisse nichts, die den Ackerbau möglich machen würden.

Wir nehmen an, daß die abgerissenen Zweige die ersten Behelfe des Menschen beim Aufwühlen der Erde waren.

Daneben mußte sich aber frühzeitig auch ein anderer Behelf präsentieren. Nicht immer und überall werden dem Menschen

in einer baumarmen Grasebene Zweige zur Verfügung gestanden haben. Wir sahen, wie dieser Mangel den Urmenschen dahin führen konnte, zum Flechten seiner Windschirme statt den Zweigen anderes Material, etwa lange, starke Gräser oder Binsen zu benutzen. Für die Grabarbeit kam so schwaches Material nicht in Betracht. Hier brauchte man starre, steife Materialien. Solche fand man in Steinen.

Die Anwendung von Steinen als Behelfe beim Graben mag dem Urmenschen schon dadurch nahegelegt worden sein, daß er, wie wir bereits bei den Pavianen gesehen haben, bei dem Suchen nach Würmern, Larven, Insekten oder Schnecken, Steine umwälzt, unter denen derartiges Getier meist zu finden ist. Nicht alle Steine der Erdoberfläche liegen aber lose auf ihr. Manche ragen aus ihr hervor, halb von Erde bedeckt. Ging man daran, einen solchen Stein umzuwälzen, so wühlte man dabei gleichzeitig das Erdreich auf, in dem er stak.

Von da zur Anwendung von Steinen zum Graben war nur ein kleiner Schritt. Nicht viel jünger als der Grabstock, vielleicht ebenso alt ist der Grabstein — welches Wort hier nicht einen Stein am Grabe, sondern einen Stein zum Graben bezeichnen soll.

War einmal die Praxis allgemein geworden, Steine zum Graben anzuwenden, kam es selbstverständlich zu verschiedenen Arten der Anwendung, entsprechend der jeweiligen Beschaffenheit des Bodens. Man mußte einmal bohrende, einmal scharrende, einmal schneidende Bewegungen damit machen, etwa um festverwurzelten Rasen zu durchschneiden. Dabei ergab die Praxis von selbst, daß nicht jeder Stein für jede dieser Tätigkeiten paßte. Manche taugten ihrer Form und sonstigen Beschaffenheit nach überhaupt nicht zum Graben, manche nur zum Stechen und Bohren, andere bloß zum Scharren und Schneiden.

War aber die Hand einmal mit dem Steine bewehrt und mit seiner Handhabung vertraut, dann konnte es nicht fehlen, daß sie ihn gelegentlich auch zu anderen Zwecken benutzte als zu denen des Grabens. Etwa dazu, um Nüsse aufzuschlagen.

Derartiges kommt schon beim Affen vor. So berichtet z. B. Weule:

„Nichts hat mich mehr in Erstaunen gesetzt, als die absolute Sicherheit, mit der ein kleiner Macacus im Zoologischen Garten in Düsseldorf mittels eines noch dazu kugelrunden Steines die Haselnüsse aufschlug, die ihm der Wärter als Leckerbissen in den Käfig warf; ein Fehlschlag war völlig ausgeschlossen; auch war jeder Schlag in seiner Stärke so genau abgemessen, daß lediglich die Schale zertrümmert wurde, der Kern aber unverletzt blieb. Die Arbeit unseres Nußknackers erschien gegenüber dieser Geschicklichkeit und Sicherheit nur als ein kümmerlicher Notbehelf, ja fast als ein Rückschritt." (Prof. K. Weule, Die Kultur der Kulturlosen, Stuttgart 1910, S. 52.)

Derartige Beobachtungen wurden mehrfach gemacht, freilich meist an gefangenen Affen. Doch wird das gleiche auch von wildlebenden berichtet:

„Es ist oft gesagt worden, daß kein Tier irgendein Werkzeug benutzt. Der Schimpanse knackt aber im Naturzustande eine wilde Frucht, ungefähr einer Walnuß ähnlich, mit einem Steine. (Darwin, Abstammung des Menschen, I., S. 104.) [1])

War das Hantieren mit Steinen beim Menschen allgemein geworden, dann konnte deren Anwendung zum Schlagen nicht ausbleiben. Zunächst mochte das nicht viel bedeuten. Es wurde damit nur manche Frucht dem Genuß zugeführt, die sonst unzugänglich geblieben wäre. Aber wir werden noch sehen, daß gerade diese Art der Benutzung von Steinen sehr folgenreich wurde.

Sechstes Kapitel.

Abwehr und Angriff.

Nicht minder wichtig als die Nahrungsgewinnung ist für Pflanzenfresser, die von den Fleischfressern bedroht werden, der Schutz gegen diese ihre Feinde.

Wenn Fleischfresser sozial werden, geschieht es nur aus ihrer Art der Nahrungsgewinnung heraus, weil sie in Rudeln jagen. Pflanzenfresser vereinigen sich dagegen nicht bloß deshalb, weil sie vereint unter der Führung erfahrener, alter Mitglieder leichter Nahrungsquellen herausfinden, sondern auch, weil sie vereint leichter Gefahren entdecken, z. B. durch Ausstellen von Wachen, oder leichter durch vereinte Kraft einen Feind abwehren. Das Bedürfnis der Sicherheit ist für sie vielleicht noch ein stärkeres Band des Zusammenhaltes als das der Ernährung.

Auch in dieser Beziehung wird der Wechsel der Umgebung, die Verdrängung aus dem Urwald in offenere Gegenden den Menschen vor neue Probleme gestellt haben, die ebenfalls, wie die bisher betrachteten, ihn dazu drängten, durch künstliche Schaffung neuer Organe die Anpassung bewußt zu suchen, ohne abzuwarten, bis vermehrter oder veränderter Gebrauch der natürlichen ererbten Organe und Auslese im Kampf ums Dasein entschieden, ob er aussterben oder als eine neue Art mit neuen erblichen Eigenschaften fortleben solle.

---

[1]) Unter weiteren Belegen für den Gebrauch von Werkzeugen durch Tiere führt Darwin hier noch an: Es ist bekannt, daß die zahmen Elefanten in Indien sich Zweige abbrechen, um Fliegen abzuwehren. Dasselbe Verfahren ist bei einem wilden Elefanten beobachtet worden. Ueber Ziegen wird ähnliches berichtet, so von Professor Lakowitz im „biologischen Zentralblatt", zitiert im Berliner „Vorwärts", 22. Juli 1927.

Auch hier wurde ihm der Uebergang zu der neuen Methode der Anpassung durch die Errungenschaften erleichtert, die seine tierischen Vorfahren bereits erreicht hatten.

Dazu gehört vor allem die Fertigkeit, einen nahenden Gegner mit Wurfgeschossen zu bombardieren und einzuschüchtern.

Wir finden sie bereits bei den Affen.

Noiré wehrt sich allerdings entschieden gegen die Anerkennung dieser Tatsache. Er nimmt an, die Reihenfolge der Methoden, durch die sich der Mensch eines Gegners zu erwehren versuchte, sei folgende gewesen:

1. „Das Beißen, 2. das Hauen, 3. das Stechen, 4. das Werfen, 5. das Schießen." (S. 375.)

Abgesehen von der ersten, setzen alle diese Methoden die Anwendung eines Werkzeuges voraus, das dabei zur Waffe wird. Wir können hier auf die scharfsinnige Untersuchung nicht weiter eingehen, durch die Noiré erweisen will, daß das Hauen dem Stechen vorausging. Aber das Werfen soll der Mensch noch später erst erlernt haben.

Noiré handelt darüber ausführlich in einem eigenen Kapitel. Er sagt dort:

„Wir haben hier in dem Schlußkapitel unserer Schrift, die von den Uebergängen der natürlichen, unvermittelten Tätigkeit des Urmenschen zu der Werkzeugtätigkeit handelt, noch die letzte, wichtige Frage zu beantworten: Wie gelangte der Mensch zum Werfen?

Mit dieser Frage befinden wir uns aber bereits auf einem von dem vorhergehenden durchaus verschiedenen Gebiete; denn es ist klar, daß beim Werfen nicht mehr das W e r k z e u g, sondern einzig die W a f f e in Betracht kommt. Die Waffe ist aber zweifellos durch Gebrauchswechsel aus dem Werkzeug hervorgegangen . . . . .

Die Waffe ist nichts Ursprüngliches, sie konnte unmöglich, wie das Werkzeug, zur Unterstützung der Tätigkeit sich gleichsam von selbst der Hand aufdrängen, sie konnte vielmehr erst spät von dem an Werkzeuge und ihre Handhabung gewöhnten Menschen zum Zwecke der Verteidigung und der Erlegung von Tieren angewandt werden. Eine ruhige, besonnene Betrachtung wird notwendig zu dieser Ueberzeugung führen und alle entgegenstehenden Ansichten, insbesondere die auf leichthin angeommene Erzählungen von Affen, die sich mit Stöcken und Steinwürfen verteidigten, gegründeten als durchaus unhaltbar und unmöglich erscheinen lassen." (S. 370.)

„Das Werfen erfordert ungleich mehr Kraft und Gewandtheit, viel mehr Kunst und Einübung als alle bisher behandelten Tätigkeiten[1]), es setzt aber auch schon an und für sich eine größere Vernunftreife voraus, nicht nur, um seine Ueberlegenheit und Vorzüglichkeit vor den anderen Angriffs- und Verteidigungswaffen zu erkennen, sondern um nur überhaupt zu denselben zu gelangen und sich darauf einzuüben. Dieser Punkt muß hier eingehender erörtert werden, da wohl die meisten in dem Vorurteil befangen sind, es sei gar keine Kunst, einen Stein aufzuraffen und ihn auf den Gegner zu schleudern, womit also zugegeben wäre, daß das

1) Schaben, Schneiden, Hauen, Stechen. K.

Werfen eine instinktive, dem Affen so gut wie dem Menschen von Natur zu ihrer Verteidigung eingepflanzte Tendenz sei." (S. 387.)

Dieses Vorurteil, fährt Noiré fort, werde am meisten gestützt durch folgendes Erlebnis, das Brehm als Augenzeuge, nicht vom Hörensagen erzählt.

Als er mit dem Herzog von Koburg-Gotha und großer Reisegesellschaft durch Abessinien zog, stießen sie einmal auf eine größere Herde Paviane. Natürlich konnten es sich auch diesmal die Herren „Forscher" nicht versagen, eine zwecklose Schlächterei anzurichten, statt ruhig das Tun und Treiben der Tiere zu beobachten. Brehm berichtet:

„Selbstverständlich (!) wurde sofort auf die entdeckten Schelme Jagd gemacht . . . . . Ihnen wurde eine wahre Schlacht geliefert[1]). Mehr als zwanzig Schüsse fielen von uns, mehrere der Paviane wurden getötet, viele verwundet, und die ganze Herde nach und nach auf den Kamm des Berges getrieben. Anfänglich schossen wir vom Talgrunde aus; bald aber suchten wir an der gegenüberliegenden Wand geschütztere Standorte; denn die von uns durch unsere Schüsse ebenso erschreckten wie erzürnten Tiere griffen jeden Stein auf, welchen sie auf ihrem Wege liegen sahen und rollten ihn in die Tiefe hinab. Der Büchsenspanner des Herzogs versichert, ein großes Männchen gesehen zu haben, das mit einem gewaltigen Stein unter dem Arme einen Baum erstiegen und von dort aus seine Bürde nach uns in die Tiefe geschleudert habe. Mehrere der Rollsteine flogen uns im Anfang so nahe an den Köpfen vorbei, daß wir das Lebensgefährliche unserer Stellung augenblicklich einsahen und förmlich flüchteten, um bessere Plätze zu gewinnen. Während des Gefechts blieb die Talsohle für die nachfolgende Karawane vollständig versperrt; denn die Hamadryaden rollten Steine von mehr als Kopfgröße zur Tiefe herunter." (Tierleben, I., S. 163/164.)

Noiré weist darauf hin, daß es sich hier nicht um Steinwürfe handle, sondern um das Rollen von Steinen. Das ist richtig. Aber jedenfalls handelt es sich um das Hinunterbefördern von Steinen in die Tiefe zu Zwecken der Verteidigung, die Steine sollten als Waffen der Abwehr dienen und erwiesen sich, wie der Bericht zeigt, als solche sehr wirksam. Noiré freilich möchte den Vorfall so aufgefaßt wissen, als ob die Paviane nur in der Aufregung der Flucht Steine hinter sich geschleudert hätten, „wie das flüchtige Huhn krampfhaft Sand aufwirbelt, wenn es gejagt wird". Aber Brehm spricht ausdrücklich von beabsichtigtem Tun: Die Tiere griffen jeden Stein auf, den sie auf ihrem Wege liegen sahen und rollten ihn in die Tiefe hinab.

Auch die Versicherung des Büchsenspanners erscheint uns nicht so verächtlich, wie Noiré, der sie einfach als lächerliche Fabel bezeichnet. Es ist freilich nur ein Büchsenspanner, der sie abgibt, nicht seine Durchlaucht der Herzog von Koburg selbst, aber Büchsenspanner sollen mitunter ebensogut, ja noch besser, Waldtiere beobachten können, als ein Herzog oder ein Gelehrter.

---

[1]) Wie heldenhaft! K.

Zweitens wendet Noiré ein:

„Es handelt sich hier nicht etwa um die durch Intelligenz oder Menschenähnlichkeit ausgezeichneten höheren Affen, also nicht den Gorilla, Schimpanse und Orang-Utan, sondern um Paviane, die von Brehm selbst als höchst gemeine, niedrige, ja bestialische Naturen bezeichnet werden."

Richtig ist, daß Brehm in ganz lächerlicher Weise den Anstandskodex der guten Gesellschaft auf die Affen anwendet und diese nach der mehr oder minder strengen Einhaltung jener Anstandsregeln einschätzt, wobei die Paviane mit der schlechtesten Sittennote bedacht werden, denn „Geilheit und Frechheit" zeige sich bei keinem anderen Tiere in so abschreckender Weise, wie bei ihnen.

Aber diese schlechte Note bezieht sich keineswegs auf ihre Intelligenz. Vielmehr beginnt Brehm seine Mitteilungen über die hier in Frage stehende Pavianart mit den Worten:

„Der Pavian . . ., der ebensowohl seiner Gestalt wie seines a u s g e z e i c h n e t e n V e r s t a n d e s und vielleicht auch seiner unliebenswürdigen Eigenschaften halber in der Urgeschichte der Menschheit eine große Rolle spielt[1]), ist der Hamadryas oder Mantelpavian." (Tierleben. S. 157.)

Also Noirés Annahme, daß es dem Pavian wegen seiner „Geilheit und Frechheit" an Intelligenz fehlen müsse, mag einem Oberlehrer naheliegen, stimmt jedoch nicht.

Noiré fährt fort:

„Wenn es nun also möglich wäre, daß bei letzteren[2]) eine solche Aeußerung höherer Intelligenz vorkommen könnte, wie sie mit dem Werfen oder Rollen von Steinen zu dem erwähnten Zweck unbedingt angenommen werden müßte, dann müßte sich dieselbe jedenfalls bei jenen höheren Affen weit öfter gezeigt haben und auch von Eingeborenen und aufmerksamen Reisenden konstatiert worden sein."

Nun muß Noiré freilich zugeben, daß Wallace auf Borneo beobachtete, wie Orang-Utans, wenn sie sich bedroht fühlten, auf den Angreifer zwar nicht mit Steinen, wohl aber mit Zweigen und Früchten warfen. Wir haben bereits gesehen, daß Wallace ebenso wie Brehm — und die beiden waren dabei nicht die Schlimmsten — „selbstverständlich" jedes Getier herunterschoß, dessen er ansichtig wurde, ob er seiner bedurfte oder nicht:

„Ich schoß später noch auf zwei erwachsene Weibchen und zwei Junge verschiedenen Alters, die ich alle erlegte. Eines der Weibchen fraß mit mehreren Jungen auf einem Durianbaum unreife Früchte. Sobald es uns sah, brach es offenbar wütend Zweige und die großen stachligen Früchte ab und schleuderte einen solchen Regen von Wurfgeschossen auf uns herab, daß wir dadurch tatsächlich gehindert wurden, uns dem Baum zu nähern. Man hat es angezweifelt, daß diese Tiere im Zorn Zweige herabschleudern, allein ich habe es selbst bei den verschiedenen Gelegenheiten beobachtet. Aber immer waren es Weibchen, die das taten, und es

[1]) Gemeint ist die Verehrung, die er im alten Aegypten genoß. K.

[2]) Den Pavianen. K.

kann sein, daß das Männchen, auf seine große Kraft und seine Zähne vertrauend, kein anderes Tier fürchtet und gar nicht versucht, es zu vertreiben, während die Weibchen der mütterliche Instinkt auf diese Verteidigungsart für sich und ihre Jungen brachte." (Der malayische Archipel, I., S. 78.)

Man sollte meinen, das sei nicht mißzuverstehen. Noiré kann sich nicht entschließen, diesen Bericht so gelten zu lassen, wie er gegeben wird. Er meint:

„Bei Lichte betrachtet sind es Tiere, die in höchster Wut und Aufregung, die zugleich mit Furcht gepaart ist, Zweige und Früchte abbrechen und herabfallen lassen . . . . . Daß der Orang-Utan die Absicht hat, mit seinem Wurf den Gegner zu erreichen, zu treffen, zu verwunden, das ist einfach — undenkbar." (Das Werkzeug, S. 390/391.)

Ueber den letzteren Satz werden wir noch handeln. Was aber das bloße Fallenlassen betrifft, so bezeugt Wallace ausdrücklich, daß der „Regen von Wurfgeschossen" ihn hinderte, sich dem Baume zu nähern. Zweige und Früchte, die bloß fallen gelassen wurden, hätten das sicher nicht bewirkt.

Wenn die Betrachtungen Brehms und Wallaces nicht ausreichend erscheinen sollten, sei eine Beobachtung des in Südamerika reisenden Forschers T s c h u d i mitgeteilt, die wir in Brehms Tierleben finden. Er berichtet von den Barrigudos oder Schieferaffen:

„Sehr oft sind sie so dreist, daß sie lange Strecken Weges die Indianer verfolgen, die aus den am Rande der Urwälder gelegenen Pflanzungen Früchte holen, um sie in den höher gelegenen Tälern zu verkaufen. Nicht selten geschieht es, daß sie Baumzweige und Früchte nach diesen Indianern werfen, welche sich gegen den feindseligen Angriff mit Steinen zur Wehr setzen. Wir waren mehrmals Augenzeugen davon und haben durch einen Schuß diesen drolligen Gefechten ein Ende gemacht." (I., S. 186.)

Hier kann weder von sinnloser Angst der Affen, noch von bloßem Fallenlassen der Früchte und Zweige die Rede sein. Das würde nie als ein Angriff betrachtet werden, gegen den man sich zur Wehr setzen muß.

Angesichts dieser übereinstimmenden Mitteilungen gewissenhafter und nüchterner Forscher ist gar nicht daran zu zweifeln, daß die Affen bereits die Fertigkeit besitzen, Wurfgeschosse gegen diejenigen zu schleudern, die ihren Zorn oder ihre Furcht erregen.

Bölsche schreibt über die Schimpansen von Teneriffa:

„Natürlich wird der Spielstock und Werkzeugstock auch Waffe. Es wird gestochen und geworfen damit, letzteres höchst zielsicher auch mit Steinen, eine Handlung, die ehemals aus „kritischen" Naturgeschichten als „wüste Fabel" bei den Affen wieder herausgestrichen worden war. Einer der Schimpansen lernte allmählich geradezu virtuos treffen." (Tierseele usw., S. 66.)

Das waren allerdings gefangene Affen.

Zielsicheres Werfen und Treffen wird von Affen im Naturzustand nicht berichtet. Vielleicht hat Noiré recht, wenn er meint,

kein Affe könne die Absicht haben, seinen Gegner zu treffen. Er begründet das folgendermaßen:

„Selbst ein mit einem Steine oder Prügel hauender Affe wäre noch lange kein so großes Wunder als ein nach einem Ziel werfender. Denn der Affe, wie auch andere Tiere, haut mit den vorderen Extremitäten nach dem Gegner, der umfaßte Stein oder Prügel verwächst mit dem Individuum, und dieses übt also immer noch eine der ursprünglichen natürlichen analoge Tätigkeit aus. Ganz anders ist es beim Werfen, da entfliegt der Gegenstand der Hand, damit er an anderer Stelle in gleicher Weise wirke, als wenn er noch von der Hand geführt würde; die Kausalreihe dehnt sich aus, sie umfaßt schon ein Glied mehr[1]), nämlich die von dem Individuum abgelöst und gesondert gedachte Waffe (also a b b c), und dazu gehört entschieden Vernunft, und zwar eine viel höhere Vernunft, als sie lange Zeit selbst dem Urmenschen eigen war." (S. 392.)

Hier liegt sicher eine bedeutende Schwierigkeit vor. Ja, sie erscheint uns noch größer, als Noiré selbst, denn auch beim Menschen ist es schwer begreiflich, wie er auf die Idee kommen konnte, nach einem Ziel zu werfen, um es zu treffen, solange er nicht die dazu nötige Fertigkeit und Erfahrung besaß, die nur durch lange Uebung zu erwerben ist. Wie konnte aber der Mensch darauf kommen, eine Tätigkeit — das Werfen nach einem Ziel — zu üben, die ihm ganz fremd war?

Die Schwierigkeit ist kaum zu lösen, wenn wir nicht beachten, daß das Werfen mit Geschossen noch einen anderen Zweck haben kann, als den, einen bestimmten Gegenstand zu *treffen*. Diese Zwecksetzung setzt bereits eine lange Uebung im Werfen nach einem Ziele voraus.

Das Werfen kann bereits für die Verteidigung des Tieres wirksam sein, wenn es ihm bloß gelingt, den Gegner dadurch *einzuschüchtern*, ohne ihn zu treffen. Dieser Zweck kann schon erreicht werden durch das bloße Werfen von Gegenständen in der *Richtung* des Gegners.

Das Einschüchtern wird um so leichter gelingen, wenn nicht ein einzelnes Geschoß abgeworfen wird, sondern ein ganzes Trommelfeuer ins Werk gesetzt wird, wie es nach den übereinstimmenden Berichten die verschiedensten Affenarten in Afrika, Asien, Amerika zu tun verstehen.

Das bloße Werfen in einer bestimmten Richtung kann eine rein instinktive Bewegung sein. Es bedarf keiner Vorbereitung und Uebung, keines Zielens, ja, die rapide Wiederholung des Werfens, der „Regen von Wurfgeschossen", schließt jedes Zielen aus.

Ein derartiges Werfen setzt keineswegs eine so hohe Vernunft voraus, wie sie nur der Mensch besitzt. Es wird schon von relativ niedrigen Tieren geübt, so vom Ameisenlöwen, der Larve der Ameisenjungfer, einem kleinen Insekt, das sich in einem Sand-

[1]) als bloß die Reihe a handelndes Subjekt, b Werkzeug, c bearbeitetes Objekt. K.

trichter eingräbt, an dessen Grunde es lauert, bis irgendein anderes Insekt, etwa eine Ameise, an dessen Rand gerät. Dann wird es von dem „Löwen" so lange mit einem Trommelfeuer von Sand überschüttet, bis es entweder betäubt oder durch den zurückrollenden Sand mitgerissen wird und in den Trichter hinabfällt, um dort verspeist zu werden.

Dieses Insekt versteht bereits mehr als der Affe, der mit seinen Würfen nicht eine Beute erraffen, sondern nur einen unbequemen Fremdling veranlassen will, sich zurückzuziehen.

Nur selten kommt der Affe dazu, Geschosse gegen einen Feind zu werfen. Seine fabelhafte Gelenkigkeit ermöglicht ihm im Walde wie auf steilen Klippen gewöhnlichen natürlichen Feinden — natürlich nicht dem Feuergewehr — leicht zu entkommen. Das dichte Blättergewirr des Urwaldes bietet ihm auch ein treffliches Versteck. Die großen Menschenaffen, Gorilla und Orang, nehmen es in persönlichem Kampfe mit jedem Gegner auf.

Ein alter Dajakhäuptling erzählte Wallace:

„Kein Tier ist stark genug, um den Meias zu verletzen, und das einzige Geschöpf, mit dem er überhaupt kämpft, ist das Krokodil. Wenn er kein Obst im Dschungel findet, so geht er an die Flußufer, wo es viele junge Sprößlinge gibt, die er gerne frißt, und Früchte, die dicht am Wasser wachsen. Dann sucht das Krokodil oft ihn zu packen, aber der Meias springt auf dasselbe, schlägt es mit Händen und Füßen, zerfleischt und tötet es."

Ein anderer Dajakhäuptling erzählte darüber:

„Der Meias hat keine Feinde; kein Tier wagt es, ihn anzugreifen, bis auf das Krokodil und die Tigerschlange[1]). Er tötet das Krokodil stets nur durch seine Kraft, indem er auf demselben steht, seine Kiefern aufreißt und seine Kehle aufschlitzt. Wenn eine Tigerschlange einen Meias angreift, packt er sie mit seinen Händen, beißt sie und tötet sie bald. Der Meias ist sehr stark, kein Tier im Dschungel ist so stark wie er." (Der malayische Archipel, I., S. 85.)

Die furchtbare Kraft des Gorilla ist bekannt. Nicht so stark sind die Schimpansen und Paviane. Aber sie sind höchst sozial und dank ihrer Geselligkeit und Solidarität ebenfalls imstande, jedem natürlichen Gegner Trotz zu bieten.

Espinas teilt folgende Bemerkung Burtons über die Paviane mit: „Zwei dieser schwarzen Affen werden leicht mit einem Löwen fertig, denn während der eine ihn von vorne angreift, packt der andere seine Beine und zerbricht ihre Sprunggelenke" (Les sociétés animales, S. 504, Tiergesellschaften, S. 484).

Also teils durch ihre Gewandtheit, teils durch ihre physische Kraft und die moralische Kraft ihrer sozialen Triebe sind sie in ihrer natürlichen Umgebung meist imstande, einem Feinde entweder zu entfliehen oder durch ihre angeborenen Waffen seiner Herr zu werden. Nur selten fühlen sie sich da veranlaßt, Wurfgeschosse gegen einen solchen zu schleudern. Daher fehlt ihnen

---

1) Die größte der Riesenschlangen Ostindiens. K.

die Uebung, die notwendig ist, soll man mit einem geworfenen Stein treffen. Treten Umstände ein, die sie zur öfteren Wiederholung und Uebung veranlassen, dann gelingt ihnen das Treffen sehr wohl, wie die Schimpansen Teneriffas beweisen, trotz Noirés philosophischem Abc.

Ganz anders als beim Menschenaffen im Urwald wurde die Sachlage für den Affenmenschen, sobald er des Schutzes des dichten Gehölzes beraubt und gezwungen war, sich in baumarmer Ebene durchzubringen. Sie bot ihm nicht die Zufluchtsorte, die der ebenfalls außerhalb des Waldes lebende Pavian in den steilen Klippen der Hochgebirge findet. In der Grasebene sich zu verstecken, war ihm kaum möglich.

An gewaltigen Räubern fehlte es dort nicht, die reiche Beute in zahlreichen Pflanzenfressern, namentlich Wiederkäuern fanden. Diese Räuber wurden auch dem Affenmenschen gefährlich, sobald er gezwungen war, den Schutz der Bäume zu verlassen. Dabei war der zweifüßige Mensch nicht so schnellen und ausdauernden Laufens fähig wie etwa Antilopen oder Zebras.

Weit öfter, als im Urwald, kam er da in die Lage, trachten zu müssen, gefährliche Angreifer durch Wurfgeschosse von sich abzuhalten. Er wird dazu benutzt haben, was er fand. Selten Zweige, noch seltener Früchte, wie die auf den Bäumen lebenden Affen, dagegen weit öfter, als diese, die ihm näherliegenden Steine. Dabei änderte sich die Art des Werfens.

Die Affen werfen in der Regel nur von oben herab. Das gilt schon von den Pavianen, die trachten, wenn sie sich bedroht fühlen, aus der Niederung in die Höhe zu gelangen. Es gilt erst recht von den im Walde lebenden Affen. Einen Gegner, der sich durch ein Gewirr von Aesten und Blättern nähert, kann man nicht durch Geschosse verscheuchen. Diese würden, ehe sie in seine Nähe kommen, an allen möglichen Hindernissen anstoßen und kraftlos zur Erde fallen. Nur einen auf dem Erdboden Herannahenden kann man vom Gezweige aus erfolgreich bombardieren. Die Affen werfen also nur von oben nach unten.

Beim Werfen von oben nach unten wird der Wurf durch die Schwerkraft unterstützt. Gibt man ihm die gehörige Richtung, so wird das Geschoß stets in die Nähe des zu Bedrohenden gelangen.

In eine ganz neue Situation wird dagegen der Affenmensch — oder Mensch — versetzt, sobald er aus dem Walde nicht, wie der Pavian in klippenreiches Felsengebirge, sondern in eine Ebene ohne steile Erhebungen versetzt wird. Das war auch bei den Schimpansen auf Teneriffa der Fall.

Kommt jetzt ein Feind, so wird er in der Regel in gleicher Höhe mit dem Werfenden sein. Der Wurf gegen ihn geht jetzt nicht mehr von oben herunter, sondern horizontal. Die Schwerkraft unterstützt den Wurf nicht mehr, sondern bereitet ihm ein vorzeitiges Ende, wenn ihm nicht eine Flugbahn mit gehöriger Er-

hebung gegeben wird, die sich nach der Entfernung zu richten hat, die das Geschoß durchlaufen soll.

Diese Erfahrung werden die werfenden Urmenschen bald gemacht haben. Sie zwang ihnen beim Werfen, das sie bis dahin fast rein instinktiv betrieben hatten, einige Ueberlegung auf. Je größer ihre Erfahrungen beim Werfen unter den neuen Bedingungen, desto mehr mußte sich dieses Moment des Ueberlegens, des Schätzens der Distanz, geltend machen. So kam schon dadurch in den Akt des Werfens beim Menschen ein intellektuelles Moment, das ihm beim Affen im Naturzustande fehlt. Dies wurde noch gefördert dadurch, daß der Urmensch in der neuen Umgebung weit öfter als früher in die Lage kam, mit Geschossen zu werfen. Je öfter dies der Fall, desto größer seine Uebung und seine Fertigkeit in diesem Tun, desto öfter wird auch das Werfen in der *Richtung* des Feindes zu einem *Treffen* des Feindes geführt haben und desto öfter wird er die Erfahrung gemacht haben, daß der Stein, der den Angreifer trifft, ihn eher verscheucht, ja unter Umständen sogar kampfunfähig macht, als der aufs Geratewohl gegen ihn geschleuderte.

Beim ursprünglichen Trommelfeuer war es auf die Rapidität angekommen, mit der die Geschosse nacheinander abgeworfen wurden. Solches Trommelfeuer muß bereits eine ansehnliche Wirkung geübt haben, selbst einem Löwen gegenüber, angesichts des sozialen Charakters des Menschen. Wenn etwa fünfzig nervige Arme in rascher Aufeinanderfolge wuchtige und spitzige Steine gegen ihn schleuderten, mag der Räuber oft vorgezogen haben, den Rückzug anzutreten als den Kampf aufzunehmen.

Je mehr man nach reichlicher Praxis erkannte, daß das Treffen noch wirksamer sei als die Rapidität des Geschoßregens, desto eher wird jeder die Flugbahn seines Geschosses verfolgt und Erfahrungen darüber gesammelt haben, welche seiner Geschosse trafen, welche nicht. Im Besitze der Sprache, wird er seine Erfahrungen mit denen der Genossen ausgetauscht haben. Er wird sich daran gemacht haben, halb spielerisch, halb ernsthaft das Werfen nach einem Ziel unter ruhigen Verhältnissen zu üben, nicht in der Erregung der Gefahr. Dabei werden die Einzelnen nacheinander geworfen haben, nicht alle zugleich, was das Gewinnen weiterer Erfahrungen erleichterte. Alles das führte schließlich dahin, das rasche Trommelfeuer zur Verscheuchung des Gegners durch das geübte, zielbewußte Werfen des Steines zum Treffen und Verletzen des Angreifers zu ersetzen.

Noiré dürfte wohl recht damit haben, wenn er annimmt, daß diese Art des Werfens am Anfange der Entwicklung des Urmenschen nicht möglich war. Er fehlt nur darin, nicht zu sehen, daß das nicht die einzige Art des Werfens ist, daß eine andere, weniger bewußte, mehr instinktive Art des Werfens früher schon

möglich war, und daß wir sie notwendigerweise voraussetzen müssen als Ausgangspunkt zur Entwicklung der höheren Form.

Noiré kann auch darin recht haben, daß das Hauen und Stechen dem zielsicheren Werfen vorausging.

Nicht immer wird es dem Werfen, das anfangs nur instinktiv, ohne Zielen, ohne Berücksichtigung der Distanzen vor sich ging, gelungen sein, einen gefürchteten Angreifer abzuwehren. Beim Nahkampf mit einem großen Raubtier, etwa einem Löwen oder Bären, war aber der Mensch recht übel daran, schon wegen seiner Nacktheit, die seinen Leib feindlichen Krallen weit mehr aussetzte, als wenn ihn ein dichter Pelz bekleidet hätte. Als die ursprünglichsten Abwehrarten dürfen wir allerdings nicht bloß das Beißen und Hauen in Betracht ziehen. Das Beißen kann tüchtig gewirkt haben, da wir annehmen müssen, das Gebiß unserer Urahnen sei weit kraftvoller gewesen als unser heutiges. Wohl ist es nicht wahrscheinlich, daß es eine so furchtbare Waffe vorstellte, wie das Gebiß des Gorillas. Aber die Schädelreste etwa des von Otto Hauser 1898 gefundenen „Homo Mousteriensis", deren Alter ihr Entdecker auf 140 000 Jahre schätzt (Der Mensch vor 100 0000 Jahren, Leipzig 1917, S. 30), zeigen ein stärkeres Gebiß, als das des Menschen von heute, und vor allem einen „schauerlich massiven Kiefer". Dabei war dieser Mensch des Mousterien keineswegs der primitivste, sondern bereits ein Kulturmensch, der schöne Feuersteinwerkzeuge und die Leichenbestattung kannte.

Neben dem Gebiß kam als natürliche Waffe die Hand, geführt von einem nervigen Arm in Betracht. Aber doch wohl nicht bloß durch ihre Kraft beim Schlag.

Viel eher als durch den Schlag kann die bloße Hand eine furchtbare Waffe werden, wenn es gelingt, die Kehle des Gegners zu packen und ihn zu würgen. Die Pressung des Armes vermag ebenfalls eine würgende Tätigkeit zu entfalten.

Auch Waffen kann schon der Urmensch im Nahkampfe angewendet haben. Noiré hat sicher recht, wenn er darauf hinweist, daß man im Nahkampf keine Zeit zum Ueberlegen hat.

„Im Kampfe selbst kann niemals etwas erfunden, irgendeine neue Erfahrung gemacht oder ein Kulturfortschritt angeregt worden sein." (Das Werkzeug, S. 373.)

Ebenso hat er recht, wenn er darauf hinweist, daß der Mensch beim Nahkampf nur Organe anwenden kann, die er vollständig beherrscht, deren Wirkung er genau kennt. Er durfte keine Experimente machen, „wenn es galt, Mann gegen Mann oder Mensch gegen Raubtier zu ringen, mit Hand und Arm abzuwehren, zu packen, zu würgen und mit dem Gebisse einzudringen, zu verwunden, zu töten". (S. 374.)

Doch machten bereits die Menschenaffen keine Experimente mehr, wenn sie mit Baumzweigen hantierten, die abzureißen und

anzuwenden sie gewöhnt waren. Daß sie Stöcke zum Schlagen benützen, wird mehrfach bezeugt.

Mario Apelius schildert in seinem schon erwähnten Bericht eine Jagd, die Dajaks in Borneo auf ein Rudel Orang-Utans unternahmen, das zwanzig Mitglieder stark, Männchen und Weibchen, sich kräftig zur Wehr setzt, als ihm jede Flucht abgeschnitten wird.

„Wir sehen, wie die Mütter die Säuglinge mit tragisch menschlichen Bewegungen an die Brust drücken, um sie zu schützen, wie die Männchen Zähne fletschen und dicke Aeste vom Baum reißen, um sich gegen die Angreifer zu bewaffnen . . . . . Rittlings sitzt ein riesengroßer Orang-Utan von wenig gemütlichem Aussehen auf einem Ast und läßt wütend seinen Knüppel durch die Luft sausen . . . . . Ich folge mit den Augen dem Männchen mit dem Knüppel. Ich sehe, wie es auf allen Vieren an die Dajaks heranschleicht, um einen der Gegner zu packen. Aber der nächststehende Dajak ist auf der Hut und wirft dem angreifenden Affen eine Handvoll Pfeffer in die Augen. Geblendet tappt das Tier im Dunklen, wird aber sofort von zehn Armen gepackt und gebunden . . . . Sieben Tieren ist es geglückt, sich durch die Flucht zu retten, elf sind gefangen. Ein Weibchen, das der Pfeffer nicht vollständig geblendet hat, stürzt sich auf einen der (mit langen Mistgabeln) bewaffneten Dajaks, reißt ihm die Waffe aus der Hand und erzwingt sich den Durchgang."

Wir dürfen wohl annehmen, daß dieses Weibchen nicht mitten im Kampf auf Tod und Leben zu experimentieren anfing. Wenn es die Waffe so erfolgreich zu handhaben verstand, müssen wir annehmen, daß es in der Handhabung von Knütteln geübt war.

Da die Orangs Grabstöcke kaum brauchen, dürften sie lange Stöcke am ehesten zum Herabschlagen von Früchten benützen, die, an dünnen Zweigen wachsend, den schweren Tieren trotz der Länge ihrer Vorderarme nicht leicht zugänglich sind.

Wir dürfen wohl annehmen, daß beim Menschen wie beim Menschenaffen, die ersten Waffen im Nahkampf Werkzeuge waren, mit deren Handhabung sie durch die Art ihrer Nahrungsbeschaffung vertraut waren, und mit denen sie im Falle der Not einen Funktionswechsel vornahmen.

Ratzel sagt von den Australiern, wie schon zitiert:

„Den Uebergang von der Waffe zum Werkzeug macht der G r a b s t o c k . . . . . Natürlich kann er gelegentlich auch als Waffe dienen." (Völkerkunde, II., S. 47.)

Richtiger wäre es, zu sagen, daß der Grabstock den Uebergang vom Werkzeug zur Waffe bildet. Er mußte lange vorher als Werkzeug benutzt worden sein, ehe der Mensch darauf verfiel, ihn als Waffe im Nahkampf zu benutzen. Als Wurfgeschosse freilich hatten schon die Affen Baumzweige benutzt, konnte der Mensch auch die Grabstöcke von Anfang an gebrauchen. Er mag es dort getan haben, wo ihm die für diesen Zweck viel besser taugenden Steine nicht zur Hand waren.

Aber nicht nur vom Grabstock, von allen den einfachsten Werkzeugen des Menschen, von denen allein wir hier noch han-

deln, kann man sagen, daß sie einen „Uebergang vom Werkzeug zur Waffe" bilden, das heißt, daß der Mensch sie einmal in jenem, einmal in diesem Sinne gebrauchen konnte, sobald er in ihrer Handhabung große Fertigkeit erlangt hatte. Erst auf einer höheren Stufe der Kultur, bei komplizierteren Hilfsmitteln der Technik, tritt eine ständige Trennung von Werkzeug und Waffe ein. Ursprünglich bildet diese nichts, als eine neue Anwendungsart eines wohlvertrauten Werkzeuges.

Natürlich richtete sich die Art der Anwendung im Kampf nach der Art der Anwendung bei der Gewinnung der Nahrung. Den Stein, mit dem man Nüsse aufschlug, kann man auch zum Blutigschlagen eines Schädels benutzen; mit einem stechenden Instrument wird man nicht zugehauen haben, wohl aber mit einem Beil.

Wie das Werfen nach einem Tier, um es zu treffen und zu verletzen, setzt auch die Anwendung von Waffen im Nahkampf bereits eine gewisse Entwicklung voraus. Die Schimpansen sind vielleicht in dieser Beziehung noch nicht so weit, wie die Orang-Utans. Auf Teneriffa kommen sie allerdings so weit, Stöcke zum Hauen und Stechen im Spiele zu benutzen. „Wird es ernst, so liegen die Waffen gleich am Boden und einer fällt über den andern her mit Armen, Füßen und Zähnen". (Köhler, Intelligenzprüfungen, S. 60.)

Sobald der Mensch einmal so weit war, nach einem Ziele zu werfen und es zu treffen, vollzog sich eine gewaltige Umwälzung in seinen Lebensbedingungen. Nun erst konnte er auf die Jagd gehen, im heutigen Sinne des Wortes, also nicht auf die Jagd nach Schnecken, Würmern, Raupen, sondern auf die Jagd nach größeren Wirbeltieren, ja nach ihm sehr nahestehenden warmblütigen Tieren mit einer Intelligenz, die mit der seinen vieles gemeinsam hatte.

Um ein Tier zu jagen, dazu genügt es nicht, es durch einen Regen von Geschossen zu erschrecken und zu verscheuchen. Solches Tun würde sich vielmehr, wenn es sich nicht um eine Treibjagd handelt, als sehr unzweckmäßig herausstellen. Beim Jagen kommt es aufs Treffen an, und vielfach aufs Treffen mit dem ersten Wurf, denn beim zweitenmale kann das durch den ersten erschreckte Wild bereits auf und davon sein.

Sobald aber einmal die Fertigkeit erlangt war, wurde die Jagd nicht bloß möglich, sondern bald notwendig. Denn Werkzeug und Waffe dienen, wie wir schon früher erörtert, dazu, den Gleichgewichtszustand zu stören, in dem sich der Mensch innerhalb der belebten Natur befindet. Das Gleichgewicht zwischen Vermehrung und Vernichtung der Menschen wird aufgehoben, die Mächte der Vernichtung werden geschwächt, die der Vermehrung verstärkt. Das Ergebnis ist eine Zunahme der Bevölkerung, die nach neuen Nahrungsquellen verlangt, entweder nach Auswanderung

oder nach Erweiterung des Nahrungsspielraumes im bereits bewohnten Gebiet. Die Jagd, die so viel dazu beiträgt, das natürliche Gleichgewicht der Volksvermehrung zu stören, wird nun ihrerseits ein mächtiges Mittel, die Probleme zu lösen, die aus dieser Störung des Gleichgewichts hervorgehen. Wenn die Jagd zur Auswanderung drängt, so macht sie diese auch möglich. Sie gestattet es den Menschen, in Gebiete einzudringen, die wohl wildreich, aber arm an jenen Nahrungsmitteln sind, auf die der Mensch vor der Jagd beschränkt war; in Gebiete, in denen der Mensch sich vorher also nicht hätte behaupten können. In solchen Gebieten bedurfte der Mensch dringend der Jagd. Er hätte ohne sie, auf die alte Speisekarte beschränkt, nicht existieren können.

Auf der anderen Seite ermöglichte es die Jagd, daß das bereits bewohnte Gebiet eine dichtere Bevölkerung ernährte.

Beides, die Wanderung in neue Verhältnisse wie die Verdichtung der Bevölkerung, die Zunahme der Größe der einzelnen Stämme und des Verkehrs unter ihnen mußten auf die Intelligenz anregend wirken, neue Erfahrungen, neue Probleme und neue Hilfsmittel ihrer Lösung bieten.

Nun setzte auch die große Arbeitsteilung zwischen Mann und Weib ein, von der wir schon gesprochen haben, die über die natürliche Arbeitsteilung bei den Tieren hinausgeht, von der bloß die geschlechtlichen Funktionen berührt werden. Ausgehend von diesen beginnt nun die Arbeitsteilung im Nahrungserwerb. Die Frau bleibt der alten Art der Nahrungsgewinnung treu, wobei sie freilich in Bedingungen gerät, die ihr die größten technischen Fortschritte ermöglichen. Sie kommt vom Aufwühlen des Bodens zum Zwecke des Suchens von Wurzeln und Würmern zur Bestellung des Bodens, vom Flechten zur Töpferei usw. Der Mann ergibt sich immer mehr fast ausschließlich der neuen Form des Erwerbes von Nahrungsmitteln, der Jagd. Dieses Gebiet ist viel einförmiger als das der Frau zufallende, der Anteil des Mannes am technischen Fortschritt lange viel geringer als der der Frau.

Mit der Lebensweise ändert sich aber auch vollständig die Psyche des Menschen, namentlich die des Mannes, der von dem Wechsel zunächst weit mehr betroffen wird, als die Frau. Je mehr der Mann sich auf die Jagd konzentriert und konzentrieren muß, desto mehr gewöhnt er sich daran, lebende Wesen zu töten, die ihm psychisch nahe stehen. Er überwindet nicht nur den Abscheu vor Blutvergießen, der dem Pflanzenfresser eigen ist, er bekommt schließlich ein förmliches Verlangen darnach. Lange mordet er, wie das Raubtier, um Nahrung zu gewinnen oder sein Leben zu sichern. Aber die Gewohnheit des Mordens und des Vergnügens daran bleibt in vielen Menschen erhalten, vielleicht zum Teil als erblich gewordene Neigung, zum Teil als überkommene, erlernte Tradition. Diese Gewohnheit wirkt auch dann noch, nachdem die

Jagd aufgehört hat, eine wichtige Quelle des Nahrungserwerbes geworden zu sein. Das Morden wird nun ein Zeitvertreib der Müßigen. Selbst bei hochstehenden Forschern haben wir solche zwecklose Mordlust beobachten können, wie uns schon Brehm und Wallace zeigten.

Zunächst wird sich das Töten nur auf Tiere anderer Art erstreckt haben. Wenn Noiré, wie wir gesehen haben, schon vor dem Auftreten der Waffe ein Ringen „von Mann gegen Mann" voraussetzt, so beging er wohl einen Anachronismus. Nirgends bei den Affen finden wir zwischen Individuen derselben Art ein solches Ringen auf Leben und Tod, finden wir Mord und Totschlag an Artgenossen. Eine hohe Entwicklung der Waffentechnik, ein lange Gewöhnung an das Töten warmblütiger Tiere mit einer der unseren ähnlichen Psyche mußte vorausgegangen sein, ehe der Mensch die nötige „Reife" dazu erlangte, Mitmenschen anzufallen und zu töten.

Wir haben bereits oben gesehen, wie außer der Waffentechnik und Jagd noch andere Vorbedingungen erheischt waren, damit der Krieg ins Leben trat, vor allem die Differenzierung der Sprachen, die jeden, der der Sprache des eigenen Stammes nicht mächtig war, als Mitglied einer fremden Tierart erscheinen ließ, mit dem man sich durch keine Bande der Solidarität verbunden fühlte, das man ebenso gut töten konnte, wie etwa einen Vogel, so daß es in diesem Sinne „vogelfrei" war. Dazu gehörte auch, daß Ursachen zu Konflikten zwischen den zu geschlossenen Einheiten werdenden Stämmen auftraten, was namentlich durch die Störung des Gleichgewichts der Bevölkerung infolge wachsender Technik und dadurch zunehmender Volkszahlen bewirkt wurde.

Der Mensch muß schon alle Merkmale der Kultur, Sprache, Werkzeug, Waffe, Arbeitsteilung wenigstens zwischen Mann und Weib infolge der Jagd entwickelt haben, ehe die Bedingungen des Krieges gegeben waren.

Schließlich ging es dabei wie bei der Jagd. Auch das Vergießen von Menschenblut konnte zum Vergnügen werden. Den Recken der alten Germanen wäre ihr Himmel trostlos erschienen ohne die Aussicht auf alltägliches Gemetzel.

Diese Sinnesart bleibt in der Regel auf die Männer beschränkt. Doch gibt es Situationen, in denen auch „Weiber" zu Hyänen werden, selbst wenn sie „Damen" sind.

Wie wir schon mehrfach bemerkt haben, ist der Krieg nicht eine Naturerscheinung, sondern eine historische Kategorie. Für viele Historiker das wichtigste Ereignis in der Geschichte. Die Fortschritte in den Hilfsmitteln der Gewinnung von Nahrung, Bekleidung, Wohnung interessieren sie nicht. Nur wenn die Menschen einander totschlagen, machen sie für diese Historiker „Geschichte".

Siebentes Kapitel.

Die Herstellung des Werkzeuges.

Wir haben bisher als Werkzeuge bloß Gegenstände betrachtet, die der Urmensch in der Natur vorfand, etwa Baumzweige oder besonders geformte Steine. Deren bloße Anwendung unterschied ihn in den einfachsten Fällen noch nicht von seinen tierischen Vorfahren.

Doch erhob er sich bereits dadurch über sie, daß er durch die neuen Lebensbedingungen, in die er im Unterschied von den äffischen hineingeriet, gezwungen wurde, die von der Natur ihm gegebenen Hilfsmittel öfter in Anwendung zu bringen, sich öfter mit ihnen vertraut zu machen als die Affen, soweit sie schon solche benutzten, abgesehen von der Flechtarbeit, die auch diese reichlich geübt haben werden. Auch in bezug auf die Flechtarbeit erhob sich der Mensch über seine Vorfahren, sobald seine neue Umgebung ihn zwang, anderes Rohmaterial als das herkömmliche anzuwenden, dem neuen Material die überlieferte Flechtkunst anzupassen.

Sobald seine oftmalige Anwendung von Werkzeugen dem Menschen eine große Fertigkeit in ihrer Anwendung verliehen hatte, die es ihm erlaubte, sie als Waffen anzuwenden und Tiere zu erbeuten — durch Jagd oder Fischerei — fand er in manchen der tierischen Organe neue Werkzeuge fertig vor, die oft besser als die ihm schon bekannten deren Funktionen erfüllten, mitunter neue Funktionen möglich machten und herbeiführten, wenn die Lebensbedingungen sie verlangten. Solche neue Werkzeuge oder Waffen waren z. B. Hirschgeweihe oder die Kiefer von großen Säugetieren oder Fischen. Der Unterkiefer eines Bären mit seinem hervorstehenden spitzen Eckzahn war ein vorzügliches Instrument zum Hauen von Löchern. Man hat einen Schenkelknochen vom Höhlenbären gefunden, den der primitive Mensch offenbar mit einem Unterkiefer derselben Bärenart aufgeschlagen hatte, denn er zeigte noch das charakteristische Hiebloch. Durch das Zerschlagen wurde das Knochenmark zugänglich.

Karl v. d. Steinen beschreibt eine ganze Reihe derartiger, durch die Natur gelieferter Werkzeuge, die heute noch bei den Naturvölkern Zentralbrasiliens gebraucht werden:

„Die Piranyagebisse[1]) dienten zum Schneiden . . . . . Ein kaum weniger wichtiges Werkzeug lieferte der Hundsfisch, der zoologisch Cynodon heißt und im Unterkiefer zwei 3—3½ cm lange, spitze, durch je ein Loch nach oben durchtretende Zähne besitzt. Mit dem messerscharf geschliffenen Rand dieser Zähne wurde geschnitten, doch gebrauchte man sie hauptsächlich zum Stechen . . . . . Von den Nagetieren bot das Ka-

---

1) Die Piranya ist ein Fisch. K.

pivara, Hydrochoerus Capivara, in den Vorderzähnen des Unterkiefers unentbehrliche Schabemeißel . . . . . Die Vorderklauen des Riesengürteltieres Dasypus gigas dienten dem Menschen wie dem Tiere selbst zum Graben und Aufwühlen des Bodens und waren die Erdhacke unserer Indianer . . . . . Flache Flußmuscheln wurden zum Schneiden, weniger wo es auf ein Durchschneiden als ein Längsschneiden ankam, sowie zum Schaben, Hobeln, Glätten in ausgedehntem Maße gebraucht . . . . . Die Beute von Jagd und Fischfang bot also eine Fülle der notwendigsten Dinge. Sie lieferte namentlich Werkzeuge zum Schneiden, Schaben, Glätten, Stechen, Bohren, Ritzen und Graben." (Unter den Naturvölkern Brasiliens, S. 198—201.)

Stock und Stein waren die ersten Hilfsmittel, mit denen der Mensch seine natürlichen Organe verstärkte. Die Jagd fügt zu ihnen viele andere Behelfe hinzu, die als Werkzeug oder Waffe verwendbar sind. Sie gestattet aber auch dem Menschen, sich der Haut von Tieren zu bemächtigen und damit ein Material für Obdach und Körperbedeckung zu gewinnen, das dauerhafter ist, weit wärmer hält und besser schützt, als die primitiven Flechtarbeiten aus pflanzlichem Material. Mit Fellen ausgerüstet, durfte der Mensch sich nun auch in rauhere Regionen wagen, die seinen, den Tropen entstammenden Ahnen, unzugänglich waren. Nicht nur die Ausdehnung, auch die Mannigfaltigkeit seiner Wohnbezirke wuchs damit, und ebenso die Fülle seiner Erfahrungen.

Je mehr Geschicklichkeit und Uebung der Mensch in der Führung seiner Werkzeuge und Waffen erlangt, desto zahlreicher und verschiedenartiger die Tiere, die er zu erlegen versteht, desto mannigfaltiger jene ihrer Teile, die er den ihm schon bekannten Werkzeugen und Waffen als neue hinzufügen kann, desto reichhaltiger seine Speisekarte; desto verschiedenartiger aber auch die Bedingungen, in denen er zu leben versteht, die ihm immer wieder neue Probleme stellen und neue Mittel zu ihrer Lösung bieten.

So ist es schon die bloße Praxis in der Anwendung von Werkzeugen und Waffen, die, von Zeit zu Zeit, sobald sie genügend lang betrieben wurde, technische Fortschritte herbeiführt.

Noch wichtiger aber wird eine andere Wirkung der dauernden Anwendung bestimmter Hilfsmittel auf die menschliche Technik.

Viel besser als durch bloßes Betrachten lerne ich ein Ding dadurch kennen, daß ich mit ihm hantiere, es entweder als Arbeitsgegenstand oder als Arbeitsmittel gebrauche.

Schon bei der ersten Anwendung entweder eines Stockes oder Steines mußte der Mensch manche von deren Eigenschaften in Betracht ziehen. Nicht jeder war für seine Zwecke brauchbar. Bereits das bloße Werfen eines Steines erfordert eine Auslese. War der Stein zu leicht oder zu schwer, dann erzielte der Mensch mit ihm nicht die gewünschte Wirkung. Galt es eine Unterstützung der Fingernägel beim Schaben oder Wühlen, so mußte der Stein eine besondere Form haben. Ein runder Kiesel hätte dazu nicht getaugt. Ein Grabstock wieder mußte nicht bloß eine besondere

Form und Dicke haben, er durfte auch weder zu spröde, noch zu biegsam sein usw.

Mit zunehmender Praxis lernte der Mensch nicht nur immer sicherer erkennen, welche Eigenschaften das von ihm angewandte Hilfsmittel haben müsse, sollte es seinem Zwecke entsprechen, er bekam auch eine zunehmende Uebersicht über die Quellen, wo er die zweckmäßigsten Hilfsmittel am ehesten finden konnte, welche Baumarten etwa die besten Grabstöcke lieferten, welche Steinarten die meisten schneidenden oder stechenden Steine.

Je öfter der Mensch ein bestimmtes Hilfsmittel, Werkzeug oder Waffe oder Rohmaterial anwendet, um so besser weiß er, wie es sich unter den verschiedensten Bedingungen verhält und wie es auf die verschiedenen Anstöße reagiert. Daraus erwächst ihm zuerst zunehmendes Verständnis für die Art, Werkzeug oder Waffe zweckmäßig anzuwenden, schließlich aber auch Verständnis für die Möglichkeiten, auf das Werkzeug oder die Waffe selbst zweckmäßig einzuwirken.

Nach einer langen Praxis wird der Mensch bereits so weit gekommen sein, für verschiedene Zwecke bestimmte Formen unter den in der Natur aufgefundenen Stücken von Stöcken oder Steinen, später auch von Knochen, Zähnen usw. als die geeignetsten herauszufinden, die er besonders bevorzugte.

Manche Steinarten bilden von selbst unter dem Einfluß verschiedener natürlicher Einwirkungen Formen, die künstlich gestalteten schneidenden oder stechenden Werkzeugen auffallend ähnlich sehen. Namentlich die Feuersteine liefern viele solcher Formen.

Man hat Steine dieser Art in tertiären Schichten gefunden und angenommen, es seien künstlich hergestellte Werkzeuge gewesen. Der Schluß lag nahe, daß der Mensch in der Tertiärzeit nicht bloß dagewesen sei, sondern schon gelernt habe, Werkzeuge zu produzieren, was eine ungeheuer lange Vorzeit voraussetzte, in der er die Uebung und Erfahrungen sammeln konnte, die ihn zu solcher Herstellung befähigten.

Daß der Mensch schon in der Tertiärzeit gelebt hat, ist sehr wahrscheinlich, aber jene Steine, die man Eolithen nannte — „Morgensteine", Steine aus der Morgenzeit der Menschheit — bieten keinen schlüssigen Beweis dafür. Nicht nur, daß manche Steine, darunter besonders Feuersteine, leicht von Natur aus die Form roher stechender oder schneidender Instrumente annehmen, es sind derartig geformte Steine auch in den verschiedensten Schichten gefunden worden, sogar in so alten, daß sie überhaupt keine Reste von Wirbeltieren, geschweige von Menschen enthalten.

Es wäre voreilig, daraus zu schließen, keiner der gefundenen Eolithen sei von den Menschen geformt worden, oder habe überhaupt für ihn eine Rolle gespielt. Die Eolithen dürften sogar, auch soweit sie natürlichen Ursprunges waren, für seinen Kultur-

aufstieg große Bedeutung gewonnen haben. In Gegenden, wo Feuersteine häufig sind, muß der Mensch in der Natur solche gefunden haben, die so gestaltet waren wie jene, die heute als Eolithen bezeichnet werden. Er wird in ihnen schließlich die für seine Zwecke am besten geformten Steine erkannt haben.

Damit waren bestimmte Formen für bestimmte Zwecke als „ideale“ gegeben.

Sobald weitere Erfahrungen durch Hantieren mit Feuersteinen dem Urmenschen gezeigt hatten, wie solche Steine auf den Schlag mit anderen Steinen reagieren, lag es nahe, solche Erfahrungen dazu auszunützen, daß man bei gefundenen „Eolithen“, die nicht ganz zweckmäßig geformt waren, etwas nachhalf, um ihre Gestalt zu verbessern.

Damit war der erste und wichtigste Schritt zu der gewaltigen Neuerung getan: Der bewußten und planmäßigen Herstellung eines Werkzeuges.

Derartiges ist von keinem Tier im Naturzustand bekannt. Die Schimpansen verfügen schon über die dazu erforderliche Intelligenz, wie die Experimente auf Teneriffa beweisen. Aber nur die Eigenart der Bedingungen, die man ihnen in der Gefangenschaft setzte, veranlaßte sie zu Erfindungen. Im Naturzustand reichen ihre natürlichen Organe vollständig aus. Hier finden wir eines der wichtigsten Merkmale beginnender Menschwerdung.

Dieser erste Schritt zur Herstellung des Werkzeuges ist ein gewaltiger. Aber wir dürfen ihn uns nicht als Sprung vorstellen.

Den Anfang bildete die dem Menschen noch mit dem Affen gemeinsame Anwendung von Stöcken und Steinen bei bestimmten gelegentlichen Tätigkeiten. Darüber hinaus ging schon die dauernde Anwendung derartiger Hilfsmittel, womit Erkenntnisse erworben wurden, die zur Auslese bestimmten Arten und Stücke der von der Natur gelieferten Materialien führten. Der dritte und entscheidende Schritt wurde dann getan, als die dauernde Anwendung bestimmter Arten und Stücke eine Erkenntnis der Möglichkeiten brachte, wie auf unvollkommene Stücke der gesuchten Art einzuwirken sei, um ihre Formen den als zweckmäßig erkannten anzunähern.

Dabei aber müssen wir annehmen, daß das jeweilige Ideal, das „Sollen“, das Ziel bei der Bearbeitung des Werkzeug- oder Waffenmaterials zunächst immer noch nicht dem menschlichen Geiste entsprang. Hätte der Mensch gleich aus sich die Idee der zweckmäßigsten Form eines Werkzeuges geschöpft, um sie dann zu verwirklichen, so wäre das wirklich ein Sprung, der nur durch einen mysteriösen „göttlichen Funken“ zu erklären oder vielmehr nicht zu erklären wäre, denn die Gottheit setzt man immer dort ein, wo man keine Erklärung weiß. Wo eine andere Erklärung möglich ist, als die des Eingreifens eines Gottes, da wird jene vorgezogen.

Wollen wir nicht einen Sprung an der Hand der Gottheit machen, wie Gunther an der Hand Siegfrieds, dann müssen wir annehmen, daß das Ideal des jeweiligen Hilfsmittels zuerst von der Natur geliefert wurde: teils in Steinen, die von ihr schon Formen erhalten hatten, die dem Menschen sehr zweckmäßig erschienen, teils in bestimmten Organen der Tiere und Pflanzen, die vom Menschen für einzelne seiner Zwecke sehr wohl zu brauchen waren.

Bei seinen ersten künstlichen Bildungen von Werkzeugen und Waffen wird der Mensch sicher nicht als Neuschöpfer aufgetreten sein, sondern als Nachahmer von Erscheinungen, die er in der Natur vorfand und die er gebrauchen gelernt hatte.

Ja, auch noch der nächste große Schritt in der Entwicklung der Technik, die Herstellung zusammengesetzter Werkzeuge, wird aus der Nachahmung natürlicher Formen vor sich gegangen sein.

Noiré sagt darüber sehr scharfsinnig:

„Wie gelangte der Mensch nun zu jenem letzten, entscheidenden Schritt, der ihn in den Besitz der Axt setzte? Wie kam er dazu, das vorher selbständig und für sich allein gehandhabte Schneidewerkzeug in einer solchen Weise mit einer längeren Handhabe zu versehen, daß er imstande war, Zweige, Aeste, Bäume und andere harte, widerstrebende Gegenstände mit Schwung zu zerschneiden, das heißt, abzuhauen? Die Antwort ist nicht schwer, sie lautet nach allem bereits Gesagten:

1. Weil er durch den Gebrauch des Bärenkiefers und vielleicht auch noch anderer, in ähnlicher Weise geformter Naturgegenstände sich an jene besondere Art der Tätigkeit gewöhnt hatte, bei welcher seine Arme wie Radien ausgestreckt, durch das beidseitige Fassen des Instrumentes mit den Händen nach außen gedreht, als Teile eines mechanischen Systems fungierten und durch diese Abhängigkeit zu der später sich einstellenden analogen Handhabung der Axt befähigt wurden.

2. Weil ihm in dem Bärenkiefer mit dem darinsteckenden Eckzahn ein natürliches Vorbild gegeben war, das von der vernünftigen Anschauung, die ja den redenden und denkenden Wesen — auch der Urzeit — immer eigen gewesen ist, analysiert, d. h. in seine Teile zerlegt werden konnte, und zwar um so mehr, da das eigentlich wirksame Element dieses Werkzeuges, nämlich der Zahn selbst, wohl oft abbrechen mußte, und so das unvollständig gewordene Gebilde gleichsam von selbst zur Erneuerung, Ergänzung, also Zusammensetzung, Synthese, aufforderte. Auf diese Weise entstand also das erste zusammengesetzte Werkzeug nach dem Urbilde des natürlichen, gleichfalls zusammengesetzten Werkorganes.

Ist diese Auffassung richtig, so müssen sich die Uebergänge durch archäologische Funde bestätigen lassen. Es muß also die nach dem gegebenen Vorbilde und im Anschluß an dasselbe zuerst geschaffene Form der Axt sich ein Stiel oder eine Handhabe von Knochen oder Horn oder auch Holz nachweisen lassen, in welche an dem einen Ende ein Loch gebohrt ist, in das ein spitzer oder schneidender Stein so eingesenkt ist, daß er darin genügend Befestigung findet, um die gewollten Wirkungen auszuüben." (Das Werkzeug, S. 358/359.)

In der Tat kannte man schon zu Noirés Zeiten zahlreiche Exemplare von Steinäxten, die ganz nach der Art des Bärenkiefers eingerichtet waren.

Seit jenen primitiven Anfängen hat der Mensch die Kunst des Erfindens ungemein vervollkommnet. Aber die Nachahmung von Formen, die er in der Natur vorfindet, spielt in ihr immer noch eine große Rolle. Namentlich dann, wenn der Mensch sich auf ein neues Gebiet begiebt, auf dem er bisher noch nicht tätig war. Für das Aufkommen des modernen Flugwesens wurde das Studium der Flugeinrichtungen von Vögeln und Insekten äußerst wichtig. Den bewegenden Motor für die Flugzeuge freilich vermochte der Mensch nicht nach tierischen Mustern zu bilden. Er mußte dafür Motoren in Anwendung bringen, die er bereits für andere Zwecke geschaffen hatte.

Achtes Kapitel.

Das Feuer.

Wenn wir von den Hilfsmitteln sprechen, die der primitive Mensch der Natur entnahm, um damit die Tätigkeit der eigenen Organe zu unterstützen, zu verstärken, zu ergänzen, dürfen wir am Feuer nicht vorübergehen.

Vielleicht mehr noch als das Aufkommen des Werkzeuges hat das Entstehen der Hervorbringung des Feuers seit langem den forschenden Menschengeist beschäftigt. Die verschiedensten Hypothesen wurden darüber geäußert, aber darin ist man heute wohl im allgemeinen einig, daß wie beim Werkzeug, so auch beim Feuer die Anwendung des von der Natur gebotenen der künstlichen Erzeugung vorausging und daß es auch hier keines Prometheus bedurfte, der den Menschen den göttlichen Funken brachte.

Die Natur selbst erzeugt mitunter Feuerbrände. Einesteils durch Vulkanausbrüche, andererseits durch Blitzschlag. Ob glühende Lava jemals einfache Naturmenschen angezogen hat, sich zu ihr zu begeben und an ihr zu wärmen, scheint mir zweifelhaft. Der Ausbruch eines Vulkans dürfte seine Umwohner vielmehr verjagt haben, die in keiner Weise an die Scholle gebunden waren. Und Vulkanausbrüche sind eine zu seltene Erscheinung, als daß sie irgendeine alltägliche Praxis und Gewohnheit hätten erzeugen können. Und nur daraus, nicht aus einem einmaligen Vorkommnis dürfen wir jeden der großen technischen Fortschritte, namentlich in der Urzeit ableiten.

Weit öfter als Eruptionen von Vulkanen sind Gewitter, namentlich in heißen Gebieten, und Blitzschläge. Ein solcher zündet freilich nicht immer. Im feuchten Urwald wird das kaum

jemals vorkommen. Häufiger werden sie in den Grasebenen mit lichtem Baumbestand sein, in denen sich unserer Ansicht nach am ehesten die Menschwerdung des Affenmenschen vollzogen haben wird.

Karl v. d. Steinen, der über das Aufkommen der Benutzung und Erzeugung des Feuers sehr bemerkenswerte Ansichten geäußert hat, berichtet aus Südamerika:

„Ob in lichten Buschwäldern des Mattogrosso durch die zahlreichen Gewitter häufig Brände verursacht werden, ist kaum festzustellen. Daß solche Brände vorkommen, ist mir versichert worden; daß die Vegetation der dürren, verkrüppelten Kampbäume und des hohen trockenen Grases dafür äußerst günstig ist, unterliegt keinem Zweifel." (Unter den Naturvölkern Zentralbrasiliens, S. 212.)

Frobenius weist darauf hin, daß nicht nur Blitzschläge allein Bäume in Brand setzen:

„Martin sagt, daß in außergewöhnlich trockenen Zeiten die Kleinhovia hospita, ein großer Baum, sich ohne Zutun des Menschen durch Reibung ihrer Aeste entzündet und viel zur Entstehung der von Zeit zu Zeit auftretenden Waldbrände auf Buru[1]) beitrage." („Ausfahrt von der Völkerkunde zum Kulturproblem", Frankfurt 1925, S. 381, 382.)

Blitzschlag und Brand von Bäumen oder Grasflächen wird in der Regel, wo er selten vorkam, ebenso gewirkt haben, wie ein Vulkanausbruch. Nicht anziehend, sondern Furcht einflößend, verscheuchend.

Anders dort, wo er sich häufiger ereignete und keinen großen Schaden anrichtete, das Feuer sich nur auf einzelne trockene Stellen und Strünke beschränkte, in denen es lange weitergloste. Da war den primitiven Menschen Gelegenheit gegeben, sich ein Feuer in aller Ruhe und Gefahrlosigkeit öfter zu betrachten.

Was mochte den Urmenschen am Feuer interessieren?

Von den Steinen meint:

„Die „Queimada" oder Brandstätte lieferte Massenerfahrungen über den Nutzen des Feuers: Beim Beginn des Feuers fliehende Tiere, später verkohlte Tiere und Früchte, Tiere, die herbeikamen, Salzasche, Wärme." (A. a. O., S. 212.)

Die verkohlten Kadaver setzen ein Feuer voraus, das so rasch um sich griff und solche Dimensionen annahm, daß selbst größere Tiere ihm nicht zu entfliehen vermochten. Ein Feuer dieser Art wird auch den Menschen entweder getötet oder verjagt haben. Der Schrecken, den es einflößte, wird größer gewesen sein, als die recht zweifelhafte Lust an einem verkohlten Braten. Und an diesen Braten würde sich der Mensch erst herangewagt haben, nachdem das Feuer längst vorüber war. Das andere Motiv, das von den Steinen für das Aufsuchen der Brandstätte angibt, die Wärme, setzt ein Feuer ganz anderer Art voraus, ein Feuer, das nicht, wie ein Prairiebrand, rasch um sich

---

[1]) Eine Insel der Molukken. K.

greift und vorwärts schreitet, sondern auf einen kleinen Bezirk beschränkt bleibt und dort längere Zeit, vielleicht tagelang, fortglost, wie das bei einem großen, alten Baumstamm der Fall sein wird. Ein Feuer dieser Art liefert sicher keine verkohlten Tiere.

In der Tat dürfen wir annehmen, daß es das Bedürfnis nach Wärme war, was den Menschen zuerst zu langsam brennenden, vom Blitze entzündeten Baumstämmen hinlockte. Auch hier finden wir den Anfang des technischen Fortschrittes bereits in der Tierwelt. Von den Steinen selbst weist darauf hin, daß die Wärme des Feuers auch andere Tiere anzieht, nicht bloß den Menschen. Affen hat man wiederholt beobachtet, wie sie an kühlen Morgen sich um ein Lagerfeuer herumsetzten, das abziehende Menschen hinterlassen hatten, und sich an seiner Wärme erfreuten. Der nackte Mensch wird diese Wärme noch wohltuender empfunden haben.

Menschen, die in Gegenden lebten, in denen Gewitter häufig Feuerbrände dieser Art entzündeten, werden schließlich das Bedürfnis nach solchen Bränden bekommen haben. Sie mußten aber auch mit der Zeit die Erfahrung machen, daß Feuerbrände mit hinzugelegtem trockenen Holze genährt und endlich auch, daß einzelne trockene Holzscheite brennend weitergetragen werden konnten.

Damit war die Kunst, das so wohltuende Feuer zu erhalten und zu transportieren, erfunden. Der Mensch war nicht mehr auf den Zufall des Blitzschlages angewiesen. Das Feuer konnte sein alltäglicher Gefährte werden und damit wuchsen die Erfahrungen, die man mit dem Feuer machte. Man lernte immer mehr einzelne Materialien, die den Menschen umgaben, nach ihrem Verhalten gegenüber dem Feuer unterscheiden, die leicht und die schwer entzündlichen; die rasch verbrennenden und die langsam glimmenden, aus denen durch Hinzuwerfen leicht entzündlicher Stoffe und durch Anblasen wieder eine große Flamme anzufachen war. Solche langsam glimmende Stoffe, Zunder, wurden, wenn leicht zu tragen, für die Erhaltung des Naturmenschen äußerst wichtig.

Ebenso kamen jetzt durch den alltäglichen Umgang mit dem Feuer die Menschen auch nach und nach darauf, wie es auf einzelne ihrer Nahrungsmittel wirkte. Dadurch und nicht durch das Auffinden verkohlter Leichen nach einem Präriebrand wird der Naturmensch zu den Künsten des Bratens und Kochens gekommen sein, zu denen sich später noch, durch die Erfahrungen an mit Ton verschmierten Körben die Anfänge der Töpferei, und schließlich die des Schmelzens und Glühens von Metallen gesellten, womit der Siegeszug der neueren Technik eröffnet wurde.

Wann es dem Menschen gelang, zu alltäglicher Vertrautheit mit dem Feuer zu kommen, es zu „zähmen", ist heute nicht mehr

festzustellen. Sicher ist es, daß auch die niedrigststehenden unter den Menschen, die es heute gibt, ebenso wie den Gebrauch und die Herstellung von Werkzeugen und Waffen und den Gebrauch einer artikulierten Sprache so auch den des Feuers kennen. Aber ich bin nicht der Meinung, daß mit dem Feuer erst die Menschwerdung beginnt. Der Mensch muß lange schon existiert und eine bedeutende Entwicklung durchgemacht haben, ehe er so weit kam, mit dem Feuer vertraut zu werden.

Wir schließen das daraus, daß auch die niedrigststehenden Völker schon eine reich entwickelte Sprache besitzen, daß dagegen nicht alle verstehen, Feuer zu erzeugen.

So berichtet Lubbock von den Australiern:

„Mr. Stuart sagt mir, daß einige nördliche Stämme kein Mittel gehabt hätten, um sich Feuer anzumachen, und daß sie, wenn es auf allen Feuerstätten gleichzeitig erloschen sei, Leute zu einem benachbarten Stamme zu schicken pflegten, um frische Brände zu holen." (Die vorgeschichtliche Zeit. Nach der 3. Aufl. aus dem Englischen, Jena 1874, II., S. 148.)

Und von den Tasmaniern sagt er:

„Obgleich sie mit dem Feuer wohlvertraut waren, so schienen doch wenigstens einige Stämme nicht zu wissen, woher sie es ursprünglich erhalten hatten oder wie sie es wieder anfachen könnten, wenn es einmal erlöschen sollte.

Bei allen ihren Wanderungen ist es ihre Hauptfrage, immer Brennmaterial zur Unterhaltung des Feuers zur Hand zu haben . . . . . Es war ein Amt der Frauen, einen Feuerbrand in der Hand zu tragen, der sorgfältig von Zeit zu Zeit erneuert wurde, sobald er zu verglimmen und zu verlöschen anfing." (II., S. 154.)

Man sieht, das Amt der vestalischen Jungfrauen reicht bis zu den primitivsten Naturvölkern zurück. Nur waren diese dummen Wilden noch nicht auf die erhabene Idee gekommen, daß nur reine Jungfrauen würdig seien, das Feuer zu bewahren, daß die Gottheit es so fordere, und daß jede Feuerbewahrerin lebendig zu begraben sei, die ihre Keuschheit nicht zu wahren wisse.

Die Institution der vestalischen Jungfrauen bildet sicher einen Nachhall der längstvergangenen Zeit, in der die Sorge, das Feuer nicht erlöschen zu lassen, äußerst dringend war. Und stets war die Hütung des Feuers Sache der Frau. Der jagende Mann konnte sich nicht mit dem Tragen der Feuerbrände beschweren. Auch als sich die Menschen seßhaft machten, wurde der häusliche Herd das Wahrzeichen der Frau.

Wie aber kam der Mensch, nachdem er gelernt hatte, sich des Feuers zu bedienen und es zu erhalten, dazu, es selbst zu erzeugen?

Bei der Beantwortung dieser Frage scheint mir Karl v. d. Steinen der Wahrheit am nächsten gekommen zu sein. Er knüpft an die Praxis der Feuererhaltung an, die nach und nach zu einer alltäglichen geworden war, und führt aus:

„Der Mensch hatte Feuer, unterhielt es, konnte es aber nicht erzeugen. Es ist klar, daß die erste Stufe, die auf dieser Stufe gelernt sein sollte und gelernt wurde, die Neubelebung und Uebertragung des Feuers an einen anderen Ort war .... Von den nordamerikanischen Eingeborenen wird berichtet, daß sie glimmende Baumschwämme den Tag hindurch mit sich führen und so das Lagerfeuer von Ort zu Ort verpflanzten. Die von unseren Indianern im Kanu mitgenommenen morschen Kloben glimmten mit Leichtigkeit ein bis zwei Tage.

Man entwickelte früh, ehe man das Feuer willkürlich hervorrufen konnte, die Technik des Zunders. Man übertrug das Feuer von einem schwach glimmenden Kloben auf Reiser durch Zufügen von trockenen Halmen, Spänchen, Blättern oder dergleichen. Man lernte die leicht brennbaren Pflanzenteile kennen ..... Man verwandte die bei der Verarbeitung des Holzes, des Steinbeilgriffes und der Waffen losgeschnitzelten Späne, oder, wenn man Holz mit Zahn, Muschel oder Stein durchbohrt hatte, das hierbei entstandene Mehl ... Man machte die Beobachtung, daß der relativ schwere, weniger schnell auflohende Holzzunder längere Zeit glimmte als Schwammgewebe und Mark. Dieses Holzmehl war vorzüglich geeignet, das lebendige Feuer an einen anderen Ort zu schaffen. Es ließ sich in einem beliebigen Rohrstück mit durchlöchertem Deckel, das man bewegte, oder in das man zuweilen hineinblies, leicht transportieren." (Unter den Naturvölkern Zentralbrasiliens, S. 216/217.)

War der Mensch einmal so weit gelangt, dann stand er an der Schwelle der Feuererzeugung. Aber ein großer Schritt war noch zu machen. Das Bohren im Holz mit „Zahn, Muschel oder Stein" lieferte wohl leicht entzündliches und als Zunder wichtiges Holzmehl, aber es erzeugte keine Glut oder Flamme. Das wird nur dort bewirkt, wo Holz in Holz gebohrt oder aneinander gerieben wird. Die Methode der Feuererzeugung durch Bohren findet sich bei den meisten Naturvölkern; die der Erzeugung durch Reiben ist in Polynesien verbreitet.

Wie kam es nun zu diesem Schritt? Darüber sagt von den Steinen:

„Wer sind alsdann die großen Genies der Urzeit gewesen, die die willkürliche Erzeugung des Feuers ‚erfunden' haben? Irgendein paar arme Teufel im nassen Walde sind es gewesen, denen der mitgenommene glimmende Zunder zu erlöschen drohte, und denen Muschel, Zahn oder Steinsplitter im Augenblick unerreichbar waren. Sie suchten sich einen Stock oder zerbrachen einen Rohrschaft; je dürrer das Holz war, desto leichter ließ es sich abbrechen und desto leichter würde es brennen. Eifrig bohrten sie Holz in Holz, um ein reichliches Quantum Mehl zu erzielen, oder, wenn es sich um die Begründer der polynesischen Kultur handeln sollte, rieben sie Holz an Holz — ob sie das eine oder das andere taten, wird nur von ihren gewohnten Arbeitsmethoden abgehangen haben; sie wurden durch die Entdeckung erfreut, daß ihr mit dem Holzstock mühsamer, aber auch feiner losgeriebenes Pulver von selbst glimmte und rauchte." (S. 217/218.)

Das klingt sehr plausibel. Und doch setzt sich v. d. Steinen hier in Widerspruch zu seinen, wenige Seiten vorher dargelegten Grundsätzen. Er führt dort aus (S. 214):

„Man hat Kulturgefühle an den Anfang der Entwicklung gesetzt, man hat mit demselben Fehler Kulturgedanken dorthin verlegt. Den unbekannten Wohltäter der Menschheit, der zuerst das Mittel ersann, durch Reibung zweier Holzstücke Feuer zu erzeugen, hat man in schwungvollen Worten gepriesen. Ein viel zitierter Ausspruch deutet uns den Weg der glücklichen Erfindung durch die heutzutage wohl recht selten gewordene Möglichkeit an, daß er einige vom Sturm gepeitschte Zweige, die sich aneinander rieben oder in Flammen gerieten oder auch einen Zweig beobachtet habe, der vom Sturm in einem Astloch umhergewirbelt wurde und plötzlich aufloderte. Wo Vorbilder der Natur den Weg gezeigt hatten, da sind es alltäglich wiederkehrende gewesen, und da hat der Mensch nicht analysierend nachgeahmt, sondern mitgeahmt, wenn der Ausdruck erlaubt ist, und nur durch ein von irgendeinem Interesse angeregtes Mittun kam er dazu, etwaige ihm nützliche Wirkungen aufzufassen und festzuhalten; so hatte er alsdann mit seiner aktiven Beteiligung, welche die Hauptsache ist, ein zweckgemäßes Handeln erlernt, eine Methode erworben. Dieser Fortschritt ist nur an dem Nacheinander von häufig vorkommenden Einzelfällen möglich."

Und auf S. 218 macht er sich lustig über folgende Worte eines Autors, den er leider nicht nennt:

„Würde sich etwa ein gewaltiger Denker der Vorzeit von der Vermutung haben leiten lassen: durch Reiben werde Wärme erzeugt, sollte nicht auch das Feuer durch die höchste Steigerung der Reibungswärme gewonnen werden können? . . . . . Sein darauf begründeter Entzündungsversuch durch Reibung wäre ein Ja in der Natur auf eine richtig gestellte Frage gewesen. An Schärfe des Verstandes wäre ein solcher Prometheus der Eiszeit nicht hinter den scharfsinnigsten Denkern der geschichtlichen Zeit zurückgeblieben."

Er hätte sie vielmehr bei dem völligen Mangel wissenschaftlicher Methoden weit übertroffen.

Der liebevolle und scharfsinnige Beobachter der Naturmenschen v. d. Steinen hat ganz recht, wenn er findet, ein technischer Fortschritt konnte bei ihnen nicht von einem einzelnen Genie auf Grund der zufälligen Beobachtung eines einzelnen Vorganges hervorgebracht werden, sondern nur aus den Erfahrungen, die eine alltägliche Praxis bot.

Widerspricht aber seine Vorstellung von der Erfindung der Feuererzeugung nicht diesem seinem eigenen Grundsatz? Die „paar armen Teufel", denen einmal zufällig das Holzmehl ausging, müssen übermenschliche Genies gewesen sein, wenn sie ohne die geringste Erfahrung darüber, wie Holz in Holz gebohrt wirkt, sofort darauf kommen, dies sei eine Methode, Holzmehl zu erzeugen. Und die dann, wenn das Holz zu glimmen anfing, ohne weiteres wußten, dies sei eine Folge des Bohrens und nicht etwa die Wirkung irgendeines Dämons oder irgendwelcher Worte, die sie bei der Prozedur gesprochen. Steinen unterschätzt sehr die Schwierigkeiten dieser Entdeckungen, wenn er meint, „jeder prähistorische Vagabund" sei imstande gewesen, sie zu machen,

Wollen wir den Weg herausfinden, auf dem der Mensch verstehen lernte, selbst Feuer zu erzeugen, dürfen wir den letzten Schritt der Entwicklung in dieser Richtung nicht in einem einmaligem, zufälligen Vorkommnis, sondern müssen ihn in einer alltäglichen Praxis suchen. Wir müssen also fragen, wie konnten die Menschen dazu kommen, bei ihrem täglichen Tun Holz in Holz zu bohren oder zu reiben? Gelingt es uns, diese Frage zu beantworten, dann wissen wir auch, wie der Mensch dazu kam, Feuer hervorzurufen.

Von den Steinen nimmt an, der entscheidende Schritt sei von ein „paar armen Teufeln" zufällig bei einer Gelegenheit gemacht worden, wenn ihnen zur Holzbearbeitung „Muscheln, Zahn oder Steinsplitter im Augenblick unerreichbar waren". Dieses Fehlen anderer Werkzeugmaterialien wird in der Tat die richtige Situation zur Entwicklung des Bohrens von Holz in Holz gewesen sein, jedoch nur dort, wo nicht ein paar Leutchen gelegentlich, sondern ganze Horden für längere Dauer in diese Lage gerieten. Das wird dann der Fall gewesen sein, wenn Stämme, die bereits gelernt hatten, in Holz zu bohren, gezwungen wurden, in eine neue Umwelt zu wandern, in der ihnen die bisherigen Hilfsmittel des Bohrens oder Schabens, vor allem scharfe, spitzige Steine fehlten. Sie mußten nun nach neuen Hilfsmitteln suchen und fanden schließlich, daß harte, spitze Holzstücke in weiches Holz gebohrt, einen, wenn auch dürftigen Ersatz für ihre früheren Bohrinstrumente boten. Es wird viel mühseliges Probieren und viele Fehlschläge gekostet haben, ehe dies Resultat erreicht wurde. Es kann nicht aus dem Ueberlegen einiger flüchtigen Minuten in einer momentanen Verlegenheit hervorgegangen sein. Und nur, wenn allgemein immer wieder das Bohren zum Erhitzen und schließlichen Erglühen des Holzes führte, wird man die richtige Ursache dafür herausgefunden haben.[1])

---

[1]) Obiges war schon geschrieben, ehe mir Frobenius' Schriften in die Hand kamen. Ich sehe aus ihnen, daß er schon vor mir an v. d. Steinens Hypothese der Entdeckung des Feueranmachens in ähnlicher Weise wie ich Kritik geübt hat. Auch er führt diese Entdeckung auf einen Zustand zurück, in dem die Praxis des Bohrens von Holz mit Holz eine gewöhnliche ist. (Vgl. das schon oben zitierte Buch „Ausfahrt", S. 379.) Doch untersucht er nicht die Frage, wieso man zu dieser Praxis kommen konnte.

Frobenius Kulturkreislehre berührt sich in manchem mit der materialistischen Geschichtsauffassung. So in der Ablehnung der schöpferischen Rolle des Genies und in der Anerkennung der Bedingtheit der Kultur durch die Außenwelt. Aber ohne Ahnung von Marx unterscheidet er nicht zwischen Technik und Oekonomie. Die Kulturkreise sondert er nach ihren Produkten, nicht ihren Produktionsweisen. Von diesen Unterschieden haben wir noch zu handeln.

Zur Erzeugung von Feuer ist es nicht unbedingt notwendig, daß hartes in weiches Holz gebohrt wird. Es können auch Hölzer der gleichen Art dazu verwendet werden. Aber bei vielen Völkern ist die Gewinnung des Feuers durch Bohren harten Holzes in weiches üblich und wir müssen annehmen, dies sei die ursprüngliche Prozedur gewesen. Denn das Bohren von Löchern wird um so eher möglich gewesen sein, je weicher das angebohrte und je härter das bohrende Holz war. Erst als aus diesem Bohren die willkürliche Erzeugung von Feuer hervorging und dies die Hauptaufgabe des Bohrens wurde, indes die Herstellung von Löchern im Holze durch Holzbohrer außer Uebung kam, etwa infolge der Auffindung von zum Bohren geeigneten Steinen oder infolge einer neuerlichen Wanderung in ein an Steinen reicheres Gebiet — erst von da an kann die Feuergewinung durch Bohren weichen Holzes in weiches aufgekommen sein.

Auf jeden Fall müssen wir annehmen, daß, wenn einmal die nötigen Vorbedingungen, ausgiebige Erfahrungen im Behandeln und Anfachen von Feuer, gegeben waren, der letzte Schritt zur Erzeugung des Feuers, das Bohren von Holz in Holz, nicht der gelegentliche Einfall eines in Verlegenheit geratenen „prähistorischen Vagabunden“, sondern das Ergebnis einer neuen Umwelt war, die neue Probleme und neue Mittel zu ihrer Lösung mit sich brachte.

Neuntes Kapitel.

Vom Erfinden.

Bei den meisten Erscheinungen ist nichts schwerer zu erkennen, als ihre Anfänge. Denn diese sind in der Regel höchst unscheinbar, werden übersehen, nicht beobachtet. Eine Erscheinung zieht die Blicke des Beobachters erst dann auf sich, wenn sie schon weit genug entwickelt ist, um aufzufallen.

Ist es eine Erscheinung, deren Auftreten sich von Zeit zu Zeit wiederholt, dann kann man freilich, nachdem man auf sie aufmerksam geworden ist, bei späterem Auftreten auch den unscheinbarsten Anfängen nachspüren. Das ist aber unmöglich bei Erscheinungen der Vorzeit, die sich in der Gegenwart nicht mehr wiederholen, deren Anfänge sich niemals mehr beobachten lassen, auch nicht bei den zurückgebliebensten der heute noch vorkommenden Zustände; Erscheinungen, von denen nur dürftige Reste auf uns gekommen sind, z. B. die ersten Werkzeuge und Waffen. Da bleiben wir auf bloße Mutmaßungen angewiesen.

Die Frage, wie der Gebrauch und die Herstellung der ersten Hilfsmittel des primitiven Menschen in seinem Kampf ums Dasein aufkam, hat die denkenden Menschen stets beschäftigt seit der

Zeit, daß sie erkannten, die Menschheit sei nicht von jeher so gewesen, wie sie sich dem späteren Beobachter jeweilig darstellte. Sie sei aus tiefer Unwissenheit und Roheit zu höheren Zuständen emporgestiegen.

Zunächst wußte man sich die ersten Erfindungen nicht anders zu erklären, als durch vereinzelte Zufälle: Ein Hund habe Purpurschnecken gefressen und sei mit einem purpurnen Maul heimgekommen: das habe den Anstoß zur Purpurfärberei gegeben.

In ähnlicher Weise erzählt Plinius in seiner „Naturgeschichte", 36. Buch, § 65, die Erfindung des Glases. In Phönizien gab es einen Fluß, Belus genannt. An seiner Mündung sei ein Sand zu finden, der zum Glasmachen besonders geeignet ist.

„Man erzählt folgendes. Einst trieb hier ein Kaufmannsschiff an, welches Soda geladen hatte, und die Schiffsleute zerstreuten sich am Ufer, um sich ein Mittagsmahl zu bereiten. Als sie keine Steine finden konnten, ihre Kessel darauf zu setzen, nahmen sie Klumpen von Soda aus dem Schiffe und legten sie unter, und als diese im Feuer mit dem Ufersande schmolzen, flossen Bäche einer noch ganz unbekannten Flüssigkeit dahin. Dies soll der Ursprung des Glases sein."

Zu dieser Art, sich das Zustandekommen einer Erfindung zu erklären, gehört auch die Erzählung von Berthold Schwarz, dem Mönch, der einmal bei alchymistischen Experimenten Schwefel, Kohle und Salpeter gemischt und in einem Mörser zerstampft habe, in dem er die pulverisierte Mischung darin ließ. Ein Funke, der hineinfiel, brachte sie zur Explosion und zeigte so dem erschreckten Alchymisten die Wirkung, die das Gemisch hervorrufen könne. Auf diese Weise sei das Schießpulver erfunden worden.

Soweit Erfinder-Anekdoten dieser Art Namen und Daten nennen, sind sie stets als falsch erwiesen worden. Keine Erfindung, deren Geschichte man kennt, ist auf einen einzelnen Zufall zurückzuführen. Jede ist das Ergebnis einer langen Entwicklungsgeschichte.

Die Erfindungsanekdoten sind auch nichts anderes als kindische Phantastereien. Hunde fressen nicht Schnecken. Auch daß Quarzsand mit Soda gemischt durch ein über ihm angelegtes offenes Feuer zum Schmelzen und Verglasen gebracht werden könne, darf bezweifelt werden. Aber selbst, wenn derartiges einmal vorgekommen wäre, wie konnten die Leute, die die Asche wegräumten und unter ihr die glasige Masse fanden, wissen, woher sie stamme, daß gerade nur Sand einer bestimmten Beschaffenheit sie beim Schmelzen erzeuge? Vor allem aber, wie sollten sie wissen, daß mit dieser glasigen Masse etwas besonderes anzufangen sei? Von der Anwendung des Glases zu verschiedenen Zwecken konnten sie noch nicht die geringste Ahnung haben.

Nicht viel besser steht es mit der Annahme, die ersten Erfindungen seien ein Produkt außerordentlicher Genies, die erkannten, welche Hilfsmittel die Menschen brauchten, um vorwärts zu kommen und nun sich daran machten, herauszufinden, wie diese Hilfsmittel zu gestalten wären.

Hier werden zur Erklärung der Vorgänge beim primitiven Menschen ganz moderne Zustände vorausgesetzt, Unterschiede im Können und Wissen der einzelnen Menschen, wie sie nur eine weit getriebene Arbeitsteilung und Klassenscheidung hervorbringen kann.

Bei den heute noch lebenden Naturvölkern sind so weitgehende Unterschiede in keiner Weise zu beobachten. Um so weniger dürfen wir sie beim Urmenschen annehmen.

Aber auch für das größte Genie wären solche Leistungen, wie die vorausgesetzten, undenkbar, denen selbst die heutige Wissenschaft nichts annäherndes an die Seite zu stellen hätte.

Lewis H. Morgan sagt über diese Anfänge:

„Die Langsamkeit des geistigen Wachstums war in der Periode der Wildheit unvermeidlich, infolge der ungeheuren Schwierigkeit, die einfachste Erfindung aus nichts oder so gut wie nichts zu machen, was die geistige Anstrengung unterstützen konnte, und irgendeinen Stoff oder eine Kraft in der Natur zu finden, die in einem rohen Zustand des Lebens verwendbar wären." (Ancient society, S. 37.)

Je klarer man das erkannt hat, desto mehr verzichtet man darauf, die ersten technischen Fortschritte aus den außerordentlichen geistigen Anstrengungen einzelner Genies zu erklären, deren Köpfen sie fertig entsprangen, wie Athene dem Haupte des Zeus!

Mit Recht sagt Mach von den Anfängen der Technik:

„Wir können uns recht wohl das Zustandekommen bedeutender Fortschritte denken, ohne mit besonderen geistigen und erfinderischen Qualitäten rechnen zu müssen." (Kultur und Mechanik, Stuttgart 1915, S. 56.)[1]

Der Gedanke der Entwicklung, der im vorigen Jahrhundert die ganzen Naturwissenschaften umgewälzt hat, machte vor dem Menschen nicht Halt.

Und wie wir die Entwicklung der Organismen aus ihrer Praxis, ihrer alltäglichen Betätigung und dem Wechsel dieser Praxis infolge des Wechsels ihrer Umgebung ableiten können, so wächst auch immer mehr die Zahl der Gebiete, auf denen wir die Errungenschaften des Menschen aus seiner Praxis und dem Wechsel seiner Praxis infolge der Veränderung seiner Umgebung

---

[1]) Diese Arbeit behandelt meist die höher entwickelten unter den primitiven Werkzeugen. Daher konnte ich in meiner Darstellung nicht früher Bezug auf sie nehmen, obwohl sie meine Auffassung stützt und mich sehr angeregt hat.

abzuleiten vermögen, ohne Zuhilfenahme von Genies, die aus sich heraus höhere Zwecke und die Mittel ihrer Befriedigung erfinden.

Allgemein ist heute anerkannt, daß die menschliche Sprache nicht etwas Geschaffenes, sondern etwas Gewordenes ist. Sie ist entsprungen aus der menschlichen Praxis des Zusammenarbeitens, die unter neuen Verhältnissen neue Aufgaben stellte und neue Mittel der Verständigung erheischte. Je mannigfaltiger sich das Zusammenarbeiten der Menschen, seine Methoden und Objekte gestalteten, um so reicher wird auch die Sprache — ein Prozeß der bis zu einem gewissen Höhepunkt fortschreitet, von dem an eine gegensätzliche Bewegung insofern auftritt, als sich durch Zunahme der Ausdrücke von Abstraktionen und Minderung von Bezeichnungen konkreter Erscheinungen eine Tendenz zur Vereinfachung der Sprache geltend macht.

Bis heute noch ist die Sprache selbst des höchststehenden Kulturvolkes nichts Abgeschlossenes, sondern etwas Werdendes. Sie entwickelt sich immer weiter durch die alltägliche Praxis, nimmt neue Bezeichnungen und Formen auf und setzt alte außer Gebrauch, wechselt die Bedeutung von Worten, die im Gebrauch bleiben usw. Kein Genie und kein Diktator kann diese Entwicklung nach seinem Gutdünken bestimmen.

Und so verhält es sich auch mit den ersten Erfindungen. Sie entsprangen nicht Zielen, die sich einzelne hervorragende Menschen steckten und für deren Erreichung sie nach Mitteln und Wegen suchten, sondern sie erwuchsen aus der alltäglichen Praxis vieler Tausender in besonderen Verhältnissen, in die sie gerieten und denen sie ihr Tun anpassen mußten.

„Ueberall geht die Tätigkeit dem Denken voraus, und dann erst wirkt das Denken erhaltend und anregend auf die Tätigkeit." (Noiré, Das Werkzeug, S. 228.)

„In den ältesten Zeiten folgte die Reflexion mehr dem praktischen Gelingen der noch unbewußt tastenden Werkzeugtätigkeit, in späteren Zeiten geht sie voraus, ist sie schöpferisch." (Noiré, Das Werkzeug, S. 184.)

Das ist in gewissem Sinne richtig, nur darf man sich das „schöpferische" der späteren Zeiten nicht als eine spontane Neuschöpfung aus dem Inneren des Erfinders heraus vorstellen. Mit dem technischen Fortschritt wächst die Menge der Erfahrungen, über die die Menschen verfügen, verbessern sich die Methoden ihrer Gruppierung und Zusammenfassung, ohne die die Fülle der Erfahrungen nur ein verwirrendes Chaos darstellen würde, und ohne die ein weiteres Fortschreiten der Erkenntnis unmöglich wäre. Damit erheischt auch die Anwendung der Erfahrungen auf die Lösung neuer Probleme, die uns entgegentreten, immer mehr Wissen und Nachdenken, immer mehr vorhergehende Reflexionen, die Probleme zu erkennen, die richtige Fragestellung zu finden und die Mittel zu ihrer Lösung zu entdecken.

Gleichzeitig entwickelt sich die Arbeitsteilung und setzt die Differenzierung in der menschlichen Gesellschaft ein. Von da an verfügt kein einziges Gesellschaftsmitglied mehr über das gesamte Wissen und Können des Gemeinwesens, dem es angehört. Jeder versteht nur ein Stück davon. Und dieses Stück wird im Verhältnis zu der schließlich ungeheuren Fülle des Gesamtwissens immer kleiner, wenn auch das Wissen jedes einzelnen absolut bedeutend wachsen kann.

Waren es in der Urgesellschaft alle ihre erwachsenen Mitglieder des gleichen Geschlechtes, die an der Lösung bestimmter auftauchender technischer Probleme arbeiteten, so wird in einer höher entwickelten Gesellschaft jede derartige Lösung zu einer Angelegenheit relativ weniger Spezialisten, die durch ihr besonderes Wissen und die besonderen Umstände, in denen sie aufwachsen und arbeiten, dazu befähigt sind, ein besonderes Problem, die zu seiner Lösung nötige Fragestellung und dann die gegebenen Mittel zur Lösung selbst herauszufinden.

Auch innerhalb dieser relativ kleinen Schicht treten in einer entwickelten Gesellschaft noch zahlreiche Unterschiede zwischen den einzelnen ihrer Mitglieder in der Ausbildung und Begabung auf, die manche unter ihnen befähigen, früher als andere zu zweckmäßigen Lösungen zu gelangen. So ragen immer mehr aus dem gesellschaftlichen Prozeß des Erfindens einzelne Individuen als erfolgreiche Erfinder hervor, neben zahlreichen anderen Arbeitern, die sich mit der gleichen Aufgabe mit weniger Erfolg abmühen.

Völlige Uniformität der Fähigkeiten ist bereits in der Tierwelt nicht vorhanden, wie die schon erwähnten Erfahrungen mit den Schimpansen auf Teneriffa bezeugen, bei denen auf neun Individuen ein „ausgesprochener Dummkopf" kam.

Im Naturzustand dürften die Unterschiede der Begabung weniger auffallend zutage treten, weil es sich da in der Regel nicht um die Anpassung an völlig neue Verhältnisse, um neue Erfindungen handelt, sondern meist um traditionelle, vielfach instinktive Leistungen. Für den Prozeß des Erfindens aber fallen die Unterschiede der Begabung schwer ins Gewicht.

Wir müssen annehmen, daß unter den Menschen mit zunehmender Mannigfaltigkeit der Lebensbedingungen und Kreuzungen die Variabilität wächst und daher auch die Verschiedenheiten der Begabungen zunehmen. Doch dürften sie auch nicht annähernd so weit gehen, wie die Verschiedenheiten, die sich aus der sozialen Verschiedenheit der Berufe und Klassen in einer hochentwickleten Klassengesellschaft ergeben.

Unter dem Einfluß dieser Verhältnisse ist die heutige Art des technischen Fortschrittes von der der Urzeit sicher sehr verschieden. Aber seine Grundelemente sind die gleichen geblieben: die alltägliche Praxis und der Wandel der Umwelt.

Zehntes Kapitel.

Das Werden der Dampfmaschine.

Betrachten wir einmal zur Illustrierung des Gesagten die Vorgeschichte einer der großen Erfindungen der Neuzeit, etwa der mit Dampflokomotiven befahrenen Eisenbahn.

Gewöhnlich wird uns erzählt, James Watt habe einmal einen Teekessel beobachtet und aus dieser zufälligen Beobachtung gleich die Idee der Dampfmaschine geschöpft. Wäre das richtig, dann würde es in der Tat beweisen, daß es bei den Leistungen des Genies nicht mit natürlichen Dingen zugeht, daß ein göttlicher Funke dabei im Spiel ist.

In Wirklichkeit verhielt es sich aber ganz anders, als uns diese abgeschmackte Anekdote erzählt.

Sobald das Kochen mit Wasser eine alltägliche Praxis geworden war und man gelernt hatte, den mit Wasser gefüllten Kochtopf mit einem Deckel zuzudecken, mußte es auch eine alltägliche Beobachtung werden, daß der Dampf den Deckel hob. Wenn sich lange Zeit niemand Gedanken darüber machte, so ist dies dem Umstande zuzuschreiben, daß aus der den Deckel hebenden Kraft unter den gegebenen Verhältnissen nicht der geringste Nutzen zu ziehen war und es niemanden gab, dem es einfiel, über unpraktische Probleme nachzudenken.

Das änderte sich erst, als im Laufe der gesellschaftlichen Entwicklung eine Klasse emporkam, die von der Arbeit des Produzierens ebenso wie des Handelns oder des Verwaltens des Gemeinwesens befreit und daher imstande war, die Erfahrungen, welche die vielen Praktiker auf den mannigfachsten Gebieten der menschlichen Tätigkeit gemacht hatten, zu sammeln, widerspruchlos zusammenzufassen und zu ordnen. Eine Aufgabe, die durch das stete Wachstum des Stoffes immer notwendiger wurde.

Das Forschen nach den Ursachen und den Zusammenhängen der Dinge und nach einheitlicher Zusammenfassung dieser Zusammenhänge war bis zu dem Aufkommen dieser Klasse bloß zu rein praktischen Augenblickszwecken und von niemand darüber hinaus betrieben worden. Was sich nicht praktisch sofort verwerten ließ, sei es zur Fristung des Lebens, sei es zu Spiel und Schmuck, interessierte die Menschen früher nicht.

Jetzt erst, nachdem eine Klasse dieser Art aufgekommen war, wurde das Forschen wenigstens von ihr, wenn auch noch nicht von den anderen, bloß zu dem Zwecke aufgenommen, das geistige Unbehagen zu bannen, das jedes nicht gelöste Problem, jeder nicht überwundene Widerspruch erregt. Damit begann das wissenschaftliche Sammeln und Ordnen von Erfahrungen, sowohl auf dem Gebiete der Gesellschaft wie der Natur, damit gewann auch das Erfinden einen anderen Charakter.

Nun begann man auch die schon längst bemerkte Kraft des Dampfes systematisch zu beobachten und zu erproben, was zu mannigfaltigen Versuchen und Apparaten Anlaß gab.

Aus dem Jahre 250 vor unserer Zeitrechnung sind uns bereits Angaben eines griechischen Mechanikers, Philon, erhalten, in denen dieser von Anwendung der Dampfkraft zu verschiedenen Verrichtungen berichtet oder Vorschläge dazu macht.

Nicht viel später konstruierte der Alexandriner Heron eine Art Dampfturbine.

Aber alle Erfahrungen über die bewegende Kraft des gespannten Dampfes führten nur zu Experimenten und Spielereien, solange nicht aus der alltäglichen Praxis ein Bedürfnis nach Anwendung dieser Kraft erwuchs. Das trat erst im 17. Jahrhundert unserer Zeitrechnung ein.

Mit dem Untergang der antiken Kultur in der Zeit der Völkerwanderung, war auch die Klasse von Intellektuellen verschwunden, die Zeit und Interesse zu naturwissenschaftlichen Forschungen hatte. Doch ging sie nicht ganz unter. In Byzanz sowie bei den Arabern erhielten sich Erinnerungen an die griechische Kultur. Dort wurden durch Abschriften die Werke Philons und Herons vor gänzlichem Vergessen bewahrt. Gegen Ende des Mittelalters kam dann auch im christlichen Abendland eine neue Klasse von Intellektuellen auf, die nicht nur imstande war, die Ergebnisse des griechischen Denkens und Forschens wieder aufzunehmen, sondern der es auch gelang, sie auf den verschiedensten Gebieten des Wissens durch eine Fülle neuer Erfahrungen zu bereichern, die die veränderten Verhältnisse mit sich gebracht hatten. Das kam auch dem Erforschen der Dampfkraft zugute, das durch zahlreiche Experimente und Spekulationen im Laufe des 17. Jahrhunderts bereits weit über die Erkenntnis der Antike hinausgeführt wurde. Aber nach wie vor blieben diese Fortschritte auf die Kreise der Intellektuellen beschränkt und fanden Anwendung bloß zu Studienzwecken und Spielereien.

Die Anwendung der Dampfkraft zur Bewegung einer Maschine wurde erst dann eine praktische Aufgabe, als das Bedürfnis nach einem Motor entstand, der stärker war, als Menschen oder Zugtiere, und dabei regelmäßiger arbeitete, als Wasser und Wind, die man schon im Altertum dem Menschen dienstbar gemacht hatte durch Wassermühlen und Segelschiffahrt. Die Windmühlen kamen erst im Mittelalter auf. Sie werden zuerst im 12. Jahrhundert erwähnt. Im 14. Jahrhundert waren sie in Holland schon so verbreitet, daß der Bischof von Utrecht 1341 den Anspruch erhob, aller Wind der ganzen Provinz gehöre ihm allein.

Das Bedürfnis nach stärkeren und regelmäßigeren Motoren machte sich zuerst geltend im Bergbau, sobald dieser so tief ging,

daß die Wasserhaltung, das Freihalten der Gruben von zufließendem Grundwasser, schwierig wurde. Schon im 16. Jahrhundert tauchen solche Schwierigkeiten auf und damit das Bedürfnis nach starken und regelmäßigen Motoren für Schöpf- und Pumpwerke.

Der Bergpastor Matthesius am Silberbergwerk Joachimstal (Böhmen) hielt von 1553—1562 Predigten, in denen ein Bild des damaligen Bergwesens zu finden ist (herausgegeben unter dem Namen Bergpostilla oder Sarepta, in Nürnberg 1578). Dort heißt es unter anderem:

„Nun ist das auch eine Gnade und Gabe Gottes, daß Gott euch den sauren Nasenschweiß, so von der Sünde wegen menschlichem Geschlecht aufgeseilet, dennoch mit nützlichen Instrumenten und Künsten lindert und spannt ein Roß an der Leute statt und läßt durch Wasser, Wind und Feuer Wasser und Berg aus den Tiefsten mit schönen Künsten heben und treiben, damit die Unkost auch geringert und die verborgenen Schätze desto eher ersunken und offenbart werden . . . . .

Ihr Bergleute sollt auch in eurem Bergreigen rühmen den guten Mann, der jetzt Berg und Wasser mit dem Wind auf der Platten anrichtet zu heben, wie man jetzt auch, doch am Tage, Wasser mit Feuer heben soll."

Man sieht, damals bedurfte der Bergbau schon starker motorischer Kräfte, namentlich zum Ausschöpfen von Wasser. Er benutzte dazu außer der Menschenkraft Pferde sowie Wasserräder und den Wind, also Windmühlen. Aber es gab keine Sklaven mehr. Die Kraft freier Arbeiter erwies sich ebenso wie die der Pferde als zu kostspielig, Wasser und Wind als zu unzuverlässig. Die Windmühlen haben auch zu anderen Zwecken bloß in den offenen, weiten Ebenen im nördlichen Deutschland und dessen westlichen Nachbargebieten ausgedehntere Verwendung gefunden. Nicht in durchschnittenem, gebirgigem Terrain.

So ging man dazu über, „Wasser mit Feuer zu heben". In meinem Buche über „Vorläufer des neueren Sozialismus" (Stuttgart 1909, I., S. 131), wo ich in dem Kapitel über den Bergbau Matthesius zitiere, bemerke ich zu der hier wiedergegebenen Stelle über das Heben des Wassers durch Feuer:

„Sollte hier eine seitdem wieder in Vergessenheit geratene Art Dampfmaschine gemeint sein?"

Ich habe mich seitdem überzeugt, daß diese Vermutung irrig war. Das Wasser sollte gehoben werden nicht durch eine mit Dampfkraft betriebene Pumpe, sondern dadurch, daß vom Grubenwasser eine Röhre nach oben in einen Kessel führte, dessen Luft durch Feuer erhitzt und damit verdünnt wurde, so daß nach späterer Abkühlung das Wasser in das entstandene Vacuum hineingesaugt wurde und in der Röhre emporstieg. Diese Kunst hatte schon der alte Philon verstanden, sie war im 15. Jahrhundert wieder aufgelebt. Unter anderem hatte Leonardo

da Vinci im Beginn des 16. Jahrhunderts einen Apparat für diesen Zweck skizziert.

Sehr wirksam scheinen diese Vorrichtungen nicht gewesen zu sein. Sie fanden keine Verbreitung. Sie zeigten aber an, welches Bedürfnis nach einem richtigen Dampfmotor im Bergbau bestand.

Um die Wende des 17. zum 18. Jahrhunderts war die Fülle der Erfahrungen über die bewegende Kraft des Dampfes und die Mittel, sie vorteilhaft anzuwenden, so weit gediehen, daß gleichzeitig, unabhängig voneinander, mehrere wirkliche Dampfmaschinen erfunden wurden.

Der eine der Erfinder, der Franzose Papin, der bei seiner emsigen Beschäftigung mit dem Wasserdampf auch den nach ihm benannten Kochtopf erfand, blieb ohne Erfolg, weil er seine Maschine in einer Umgebung anwenden wollte, die für sie nicht günstig war.

In seinem klassischen Werk über „Die Entwicklung der Dampfmaschine" (Berlin 1908), dem ich hier in erster Linie folge, berichtet Conrad Matschoß über die Schwierigkeiten, auf die Papin bei seinen Versuchen zur praktischen Anwendung der Dampfkraft stieß:

„Die Hauptschwierigkeit lag in der Herstellung der Maschine. Papins mechanisches Geschick und seine Hilfsmittel genügten wohl für die einfachen physikalischen Apparate seines Laboratoriums, sie reichten aber nicht aus, eine leistungsfähige große Kraftmaschine zu schaffen. Maschinenbauer, die imstande gewesen wären, seine Zylindermaschine auszuführen, gab es nicht, und so mußte der Erfinder auf die Herstellung der Zylinder und damit auf seine ganze Maschine verzichten." (I, S. 291.)

Trotzdem setzte er seine Versuche fort, aber Papin, der arme Professor an der Universität Marburg, wo er von 1687—1707 wirkte, konnte das nur so lange tun, als ihm sein Herr, der Landgraf von Hessen, die Mittel dazu gab. Und der war sehr launenhaft, wie die Mäzenaten und Gönner gewöhnlich sind.

„Zu weiteren Versuchen kam es nicht, da das Interesse des Landgrafen sich inzwischen anderen Dingen zugewandt hatte. Damit war Papins Geduld und Ausdauer gebrochen." (Matschoß, I., S. 300.)

Zu spät erkannte er, daß jede Erfindung nur aufkommen kann, wenn sie die richtige Umwelt, die richtigen Bedingungen findet. Die waren für eine Dampfmaschine am Hofe eines deutschen kleinen Potentaten am Ende des 17. Jahrhunderts nicht gegeben. Sie konnten nur dort gefunden werden, wo nicht bloß reiche Mittel, sondern auch ein dauerndes, starkes Interesse gegeben war, das in ständigen, immer wieder erneuten Versuchen nicht erlahmte. Diese Bedingungen bot damals der englische Bergbau.

„Die Notlage der englischen Bergwerke, die sich der Wasser fast nicht mehr erwehren konnten, ließ die Sehnsucht nach einer wirksamen Kraftmaschine nicht mehr zur Ruhe kommen." (Matschoß, I., S. 291.)

„Für die Anforderungen des Bergbaues war die Dampfmaschine erfunden worden, im Bergbau hat sie auch zuerst die wesentlichsten grundlegenden Verbesserungen erfahren. Der Bergbau war lange Zeit der Hauptabnehmer der Dampfmaschine. Erst mit Hilfe der Dampfmaschine wurde es ihm möglich, mit den Schächten tiefer zu gehen, die ungeheuren Bodenschätze an Erz und Kohle der menschlichen Arbeit in immer größeren Mengen zuzuführen.“ (Matschoß, I, S. 33.)

Als Papin erkannte, daß er nur in England auf das nötige Interesse für seine Dampfmaschine rechnen könne, war es schon zu spät. Im Jahre 1707 begab er sich dorthin, aber er starb dort (1712), ehe er sich durchgesetzt hatte.

Vielleicht wären ihm noch weitere Mißerfolge beschieden gewesen, wenn er dazu gekommen wäre, eine seiner Maschinen praktisch zu erproben. Denn zum Gelingen einer Erfindung gehört nicht bloß das nötige theoretische Wissen, das nötige praktische Bedürfnis und damit das nötige Interesse an immer wieder fortgesetzten Versuchen, durch die allein die erforderlichen Erfahrungen geliefert werden, es gehört dazu auch das Vorhandensein der erforderlichen technischen Hilfsmittel.

Am Fehlen dieser war vor allem die Ausführung der Papinschen Maschine gescheitert.

Gleichzeitig mit ihm hatte ein Engländer, Thomas Savery, eine Dampfmaschine erfunden. Schon 1698 hatte dieser ein Patent auf eine Vorrichtung zum Heben des Grubenwassers durch Dampf genommen. Im Jahre 1702 beschrieb er seine verbesserte Maschine in einer Schrift, die er „Des Bergmannes Freund“ nannte. Er stellte denn auch solche Maschinen her, und 1706 ließen die Besitzer einer Kohlengrube eine in Funktion treten. Doch bewährte sie sich schlecht, da sie zu schwach war. Sie konnte die Wassermengen nicht bewältigen. Als Savery versuchte, ihre Leistung durch Steigerung des Dampfdruckes zu erhöhen, explodierte sie. Dabei verbrauchten die Saveryschen Maschinen ungeheuer viel Brennmaterial.

Es kamen wohl einige dieser Maschinen in Gebrauch, aber nur dort, wo es sich um geringe Wassermengen handelte.

Die Dampfmaschine wurde erst eine praktische Sache, als sie ein Schmiedemeister in die Hand nahm, Newcomen, der die Arbeiten Saverys wie die Papins kannte, aber auch imstande war, sie aus kräftigerem Material herzustellen. Er lieferte die starken Zylinder, nach denen Papin sich gesehnt hatte. Sobald er sich einmal auf die Fabrikation solcher Maschinen (seit 1711) geworfen hatte, gab ihm die täglich wachsende Fülle neuer Erfahrungen bald weitere Verbesserungen in die Hand. Von nun an wurde die Anwendung der Dampfmaschinen in den Bergwerken bald allgemein.

Lange vor James Watt war die Dampfmaschine bereits eine verbreitete Einrichtung geworden, die man in vielen Kreisen, nicht bloß in England studierte.

„Das erste Werk, das in deutscher Sprache die Dampfmaschine behandelt, ist Leupolds berühmtes „Theatrum machinarum", Leipzig 1725—1739. Natürlich kommt in diesem allgemein gehaltenen Sammelbuch die Dampfmaschine noch recht kurz weg, aber doch hielt auch ein Watt Leupolds Werk für bedeutsam genug, um mit seinem Freund Robison zusammen deutsch zu lernen, um es lesen zu können." (Matschoß, Die Dampfmaschine, II., S. 715.)

Es war im Jahre 1759, als Robison die Aufmerksamkeit des jungen Mechanikers James Watt (geboren 1736) auf die Dampfmaschine lenkte. Von da an studierte dieser sie eifrig. Auch ging er bald zu praktischen Versuchen über.

Im Jahre 1763 bekam er den Auftrag, das beschädigte Modell einer Newcomenschen Dampfmaschine zu reparieren, wobei er ihre Unvollkommenheit kennenlernte und angeregt wurde, diese zu überwinden.

Das und nicht die Beobachtung eines Teetopfes gab den Anstoß zu Watts Erfindungen. Er entdeckte die Fehler der Newcomenschen Maschine und die Mittel, ihnen abzuhelfen.

Er hat die Dampfmaschine nicht neu erfunden, wohl aber sie in hohem Maße verbessert.

Inzwischen war aber auch ein neues Gebiet für ihre Anwendung unter neuen Bedingungen zu neuen Zwecken erstanden.

In England hatten sich die Grundlagen für eine Großindustrie gebildet, die starker motorischer Kräfte bedurfte und der die Wasserkraft, die sie zunächst anwandte, nicht immer genügte. Einmal war deren jedesmaliges Ausmaß gegeben und nicht nach Belieben erhöhbar. Dann waren die Wasserkräfte je nach dem Wechsel trockener und nasser, warmer und kalter Zeit sehr ungleichmäßig, und endlich zwangen sie die Industrie an Standorte, z. B. in Gebirgstäler, die oft recht unzweckmäßig, z. B. weitab von den großen Verkehrsstraßen oder ohne genügende Arbeitskräfte waren.

Neben dem Bergbau verlangte nun auch die Großindustrie nach der Dampfmaschine. Sie fand in der Wattschen Maschine den Motor, dessen sie bedurfte, der ihren Bedingungen angepaßt war. Erst jetzt verfügte sie über einen Motor.

„der seine Bewegungskraft selbst erzeugt aus der Verspeisung von Kohlen und Wasser, und dessen Kraftleistung ganz unter menschlicher Kontrolle steht. Mobil und ein Mittel zur Fortbewegung, städtisch und nicht gleich dem Wasserrad ländlich, erlaubt er die Konzentration der Produktion in Städten, statt sie, wie das Wasserrad, über das Land zu zerstreuen. Endlich ist seine technologische Anwendung allgemein möglich und seine Aufstellung möglichst wenig durch lokale Umstände bedingt. Das große Genie Watts zeigte sich in der Erläuterung des Patentes, das er im April 1784 nahm, und worin seine Dampfmaschine nicht als eine Erfindung zu

besonderen Zwecken, sondern als allgemein wirkende Kraft der großen Industrie geschildert wird". (Marx, Kapital, Volksausg. I., S. 321, 322.)

Sein erstes Patent auf eine Dampfmaschine hatte Watt 1769 genommen. Er nennt sich darin nicht den Erfinder der Dampfmaschine. Diese setzt er vielmehr voraus. Er nimmt nur ein Patent auf seine „neuerfundene Methode der Verminderung des Verbrauchs von Dampf und Brennstoff in Feuermaschinen".

Watts Leistung war sicher eine ungeheure, aber man darf sie nicht übertreiben. Er hat nicht nur nicht die Dampfmaschine als solche erfunden, er war auch nicht der einzige, der zu seiner Zeit an ihrer Vervollkommnung arbeitete. Eine Reihe wichtiger Verbesserungen wurde von anderen Zeitgenossen in England gemacht.

Damit soll Watts Leistung nicht verkleinert, sondern nur gezeigt werden, daß auch das größte Genie nicht Neues aus sich selbst heraus, gewissermaßen aus nichts schafft, sondern nur bereits Bestehendes weiter entwickelt, neuen Bedürfnissen und Bedingungen auf Grund neuer Erfahrungen anpaßt. Dabei sieht es sehr oft nur die nächstliegenden Folgen der eigenen Leistung, es vermag fast nie zu überschauen, was sie in ihrem Schoße birgt.

So täuschte sich unter anderem Watt insofern, worauf auch Marx hinweist, als er annahm, daß seine Dampfmaschine auf die Seeschiffahrt nicht anwendbar sei.

Elftes Kapitel.

Dampfschiff und Lokomotive.

Zum Fortbewegen von Schiffen im Wasser hatte lange Zeit nur die Menschenkraft gedient. Nach und nach kam man darauf, auch den Wind zu diesem Zwecke zu benützen. Mit dem Segel wurden weit größere Kraftleistungen erzielt, als mit dem von Menschen bewegten Ruder, dennoch konnte man sich lange nicht entschließen, auf das stets kontrollierbare Ruder ganz zu verzichten und nur dem so wandelbaren Winde allein zu vertrauen.

So lange die Völker Europas die Seeschiffahrt fast nur im Mittelmeer betrieben, wurde das Ruder als Fortbewegungsmittel beibehalten, namentlich für Kriegsschiffe, bei denen auf stete Fahrtbereitschaft ungeheuer viel ankam. Die Kriegsschiffe des Mittelmeeres wurden mit mehreren Reihen — bis zu fünf — Ruderern besetzt, bis in die neuere Zeit. Noch in der Seeschlacht bei Tschesme traten Rudergaleeren auf. Sie wurde 1770 zwischen Russen und Türken an der Westküste Kleinasiens ausgefochten.

Das Ruderschiff kam erst außer Uebung, als die Seeschiffahrt das Gebiet des Mittelmeeres überschritt und in ein neues Milieu übertragen wurde, das des Ozeans.

Dessen Wogengang war ein gewaltigerer als der des Mittelmeeres, er verlangte stärker gebaute, schwere Schiffe, die, wenn man sie durch Ruder fortbewegen wollte, ungemein viel Ruderer erheischten. Er verlangte überdies hochgebordete Schiffe, während die Mittelmeerschiffe niedrig waren, damit die Ruder nicht zu lang werden mußten, um das Wasser zu erreichen.

Sobald sich daher die Schiffahrt außerhalb des Mittelmeeres entwickelte, wurde sie gedrängt, auf das Ruder als Mittel zur Fortbewegung immer mehr zu verzichten, und die Segeltechnik zu vervollkommnen.

Schon im Altertum finden wir Segelschiffe ohne Ruderer an der atlantischen Küste Galliens. Mommsen sagt darüber:

„Die Gallier bedienten sich zwar auf dem Kanal[1]) zu Cäsars Zeit wie noch lange nachher einer Art tragbarer, lederner Kähne, die im wesentlichen gewöhnliche Ruderboote gewesen zu sein scheinen. Aber an der Westküste Galliens fuhren die Santonen, die Pictonen, vor allem die Veneter mit großen, freilich plumpgebauten Schiffen, die nicht mit Rudern bewegt wurden, sondern mit Ledersegeln und eisernen Ankerketten versehen waren, und verwandten diese nicht nur für ihren Handelsverkehr mit Britannien, sondern auch im Seegefecht. Hier also begegnen wir nicht bloß zuerst der Schiffahrt auf dem freien Ozean, sondern hier hat auch zuerst das Segelschiff völlig den Platz des Ruderbootes eingenommen — ein Fortschritt, den freilich die sinkende Regsamkeit der alten Welt nicht zu nutzen verstanden hat, und dessen unübersehliche Resultate erst unsere verjüngte Kulturperiode beschäftigt ist, zu ziehen." (Römische Geschichte, III., S. 230/231.)

Es lag nicht am Mangel an Regsamkeit, sondern an verschiedenen Bedingungen der Schiffahrt im Mittelmeer und Ozean, daß die Segelschiffahrt erst ihren Aufschwung nahm, als höhere Technik und Kultur nicht auf das Mittelmeer beschränkt blieben, sondern auch an die europäischen Küsten des atlantischen Ozeans vordrangen. Dort erreichte dann schließlich der Bau und die Handhabung von Segelschiffen eine derartige Höhe, daß solche Schiffe die Fähigkeit zu den kühnsten Fahrten um Afrika herum nach Ostindien, nach Ostasien, sowie dann direkt über den Ozean nach Amerika und schließlich um die ganze Erde herum erlangten. Eine auf das Mittelmeer beschränkte Schiffahrt hätte nie die dazu erforderliche Schiffstechnik entwickelt.

Es zeugt schon von außerordentlichem Wagemut, daß unter dem ägyptischen König Necho im sechsten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung in dessen Auftrag phoenizische Schiffer die Fahrt um ganz Afrika herum unternahmen. Sie wurde nie wiederholt, obwohl sie bloße Küstenschiffahrt gewesen war. Drei Jahre hatte sie gedauert. Den für eine solche Reise nötigen Proviant mitzunehmen wäre nicht möglich gewesen. Von Zeit zu

---

[1]) Zwischen Frankreich und England. K.

Zeit mußten die Schiffer ans Land gehen, Getreide säen und bis zur Ernte verbleiben.

Aber wie sehr auch die Kunst der Ausnutzung des Windes durch das Segel sich entfalten mochte, seine Launen und Tücken konnte sie nicht aus der Welt schaffen. Das Bedürfnis nach einem dem Menschen stets zur Verfügung stehenden, von ihm lenkbaren Motor blieb für die Schiffahrt bestehen. Man suchte sich zunächst dadurch zu helfen, daß man an Stelle des aufgegebenen gewöhnlichen Ruders ein Schaufelrad setzte, wie es bei den Wassermühlen bereits seit langem im Gebrauch war, allerdings in umgekehrtem Sinne. Das Mühlrad bekam vom Wasser den Anstoß, um einen Apparat im Inneren der Mühle in Bewegung zu setzen. Das Schiffsrad wurde durch einen Apparat im Inneren des Schiffes in Bewegung gesetzt, um es vom Wasser abzustoßen.

Doch zunächst wußte man nur Menschen dazu als bewegende Kraft anzuwenden und die reichten nicht aus. Auch von dem sagenhaften Dampfboot, das schon Papin auf der Weser in Betrieb gesetzt haben soll, wird jetzt angenommen, es sei nur ein mit Schaufelrädern versehenes Schiff gewesen, die von Menschen bewegt wurden.

Es lag nahe, die Dampfmaschine für diese Zwecke zu verwenden, sobald sie eine einigermaßen praktische Gestalt gewonnen hatte. Schon im Jahre 1736 nahm der Engländer Hulls ein Patent auf die Idee, mit einer Newcomenschen Dampfmaschine Schiffe mit Schaufelrädern zu bewegen.

Damit war freilich noch nicht eine praktisch zweckmäßige Form für die Idee gefunden worden. Zahlreiche Versuche und Erfahrungen mußten gemacht werden, bis es endlich gelang, ein Dampfboot zu schaffen, dessen Betrieb sich als zuverlässig und wirksam herausstellte, ohne übermäßige Kosten zu erheischen.

Diese Versuche, die selbst große Kosten erforderten, wurden aber erst dann mit dem nötigen Ernst und der nötigen Ausdauer vorgenommen, als Verhältnisse eingetreten waren, die versprachen, die neue Erfindung äußerst vorteilhaft zu machen.

Diese neuen Verhältnisse wurden gegeben durch die Entwicklung der Großindustrie, die der Zufuhr großer, ununterbrochen wachsender Massen von Rohmaterialien, z. B. Baumwolle, übers Meer bedurfte. Geschah die Zufuhr unregelmäßig, dann mußten die Industriellen erhebliche Vorräte des Rohmaterials ansammeln, sollte der Betrieb regelmäßig in Gang bleiben können. Solche Vorräte verursachten erhebliche Kosten, die um so mehr erspart werden konnten, je genauer die Zeit des Transportes zu bestimmen war und je kürzer sie wurde. Auch die rascheste und pünktlichste Uebermittlung von Nachrichten wurde unter der neuen Produktionsweise für Industrie und Handel von äußerster Wichtigkeit.

Endlich mußte ein vom Winde unabhängiger Motor entscheidende Bedeutung im Seekriege gewinnen, wo es, wie bei jedem Kriege, so viel auf Schnelligkeit und Manövrierfähigkeit ankommt. Im Mittelmeer hatte das Segelschiff im Handelsverkehr bereits lange das Ruderschiff verdrängt als dieses dort noch in der Kriegsflotte überwog.

Fulton, der Erfinder des ersten brauchbaren Dampfschiffes, dachte denn auch zuerst an seine Anwendung zu Kriegszwecken. Als im Kriege zwischen Frankreich und England die Franzosen an eine Landung in England dachten, schlug Fulton Napoleon vor, dabei Dampfschiffe zu verwenden. Napoleon war nicht blind für die Größe der Idee. Aber sie war damals noch im Stadium des Experiments. Und zwar des Experiments auf Flüssen, nicht auf hoher See.

Denn nicht nur für die Seefahrt gewann jetzt die Dampfmaschine als Motor Bedeutung, sondern auch für die Flußschiffahrt. Je größer die Massen wurden, die auf Flußbooten stromaufwärts zu bringen waren, desto ohnmächtiger zeigte sich das von Menschen geführte Ruder, um gegen die Strömung aufzukommen. Der Wind als bewegende Kraft erwies sich auf dem Flusse noch unzuverlässiger, als auf dem Meere. Denn im engen Flußtal war ein Kreuzen gegen den Wind unmöglich. Nur wenige Winde bestimmter Richtungen waren da ausnutzbar.

In kultivierten Gegenden, wo gangbare Wege längs des Flusses gebahnt waren, half man sich damit, schwere Lastschiffe von Menschen oder Pferden stromaufwärts ziehen zu lassen. Aber dieses Mittel versagte, wo solche Wege fehlten, und es war auf alle Fälle ein sehr langsamer Modus der Beförderung.

Je mehr der Massentransport auf den Flüssen zunahm, desto mehr wuchs auch hier das Bedürfnis nach einer starken und zuverlässigen Arbeitskraft vom Inneren des Schiffes aus, wie sie damals nur die Dampfmaschine bot.

Es ist wohl kein Zufall, daß die meisten Versuche mit Dampfschiffen im 18. Jahrhundert auf den Flüssen Nordamerikas gemacht wurden, wo schon die Bedürfnisse wie die Hilfsmittel der modernen Industrie bekannt wurden, wo jedoch längs der Flüsse die „Leinpfade“ oder „Treidelwege“ nur selten zu finden waren, die ältere Kultur und dichtere Bevölkerung im westlichen Europa häufig gemacht hatten. Im Jahre 1788 bestand in Amerika bereits ein so hohes Interesse an den Versuchen mit Dampfschiffen, daß der Kongreß der Vereinigten Staaten in diesem Jahre einen Gesetzentwurf zur Förderung dieser Versuche beriet.

Matschoß nennt sechs amerikanische Ingenieure, die sich in dem Zeitraume von 1763 bis 1804 mit der Frage des Dampfschiffes beschäftigten und zum Teil „geniale Konstruktionen“ lieferten. Auf ihnen und anderen fußte der Amerikaner Fulton, dem es endlich 1807 gelang, ein Dampfboot zu bauen,

das mehr als ein Versuch und imstande war, regelmäßig seinen Dienst zu versehen, nach seiner ersten Fahrt auf dem Hudson von New York bis Albany.

Rasch verbreitete sich nun die Neuerung auf den Flüssen Amerikas und Europas. 1819 eroberte sie sich auch in stetem Fortschreiten das Weltmeer.

Es wäre sonderbar gewesen, wenn man nicht versucht hätte, den neuen Motor auch zur Fortbewegung auf dem Lande zu benutzen. Hier übernahm nicht Amerika, sondern England die Führung, dessen Bergbau zuerst für die praktische Anwendung der Dampfmaschine den Boden geebnet hatte und dessen Großindustrie dann ihre Anwendung auf die verschiedensten Gebiete übertrug.

Unter den großen Erfindern, die die Dampfmaschine im 18. Jahrhundert immer mehr verbesserten und schließlich unentbehrlich machten, war kaum einer, der nicht daran dachte, die neue Erfindung auch zur Fortbewegung von Wagen zu verwenden. Aber alle ihre Versuche ergaben Maschinen, die entweder nicht sicher funktionierten, oder, wenn sie gelangen, doch als unvorteilhaft erkannt und aufgegeben wurden, solange man sich dabei zu sehr vom Alten beherrschen ließ, einfach das einzelne Pferd durch eine auf einen Wagen gesetzte Dampfmaschine ersetzen und diesen Wagen auf der Landstraße laufen lassen wollte. Die damaligen Landstraßen waren viel zu schlecht für eine derartige Art der Fortbewegung und das Pferd viel billiger, lenksamer und leichter zu handhaben als eine Dampfmaschine.

Zu praktischen Resultaten gelangte man erst, als mit der Großindustrie das Bedürfnis nach Massentransporten nicht nur zur See, auf Flüssen und Kanälen, sondern auch auf den Landstraßen aufkam. Als erkannt wurde, daß die Dampfkraft nur für den Massentransport mit Vorteil anzuwenden sei, endlich aber auch, als man die Form der Straße gefunden hatte, auf der allein die Dampfmaschine solche Transporte zu bewältigen vermochte.

Auch da hatte der Erfinder nichts absolut Neues aus seinem Hirn heraus zu schaffen, sondern nur bereits Bestehendes den neuen Bedingungen und Bedürfnissen anzupassen. Auch hier knüpfte man an die Hilfsmittel an, die sich im Bergbau bereits entwickelt hatten.

Daß ein Wagen auf Rädern über eine harte und glatte Oberfläche leichter dahin rollt, als über eine rauhe oder weiche, war eine Erfahrung, die man schon im Altertum gemacht hatte, sobald der Wagen auf Rädern in Gebrauch gekommen war. Es hing nur von den ökonomischen Verhältnissen, vor allem von der Intensität des Verkehrs ab, ob man aus dieser Erfahrung praktische Konsequenzen zog und den Weg ebnete, auf dem die Wagen bewegt wurden — eine gewisse ebene Fläche wurde für die

Anwendung von Wagen bereits vorausgesetzt. Sie kamen wohl zuerst in Gegenden auf, in denen harter, ebener Boden von Natur aus wenigstens in gewissen Jahreszeiten, etwa im trockenen Sommer gegeben ist.

Von der Menge des Verkehrs, den die Wagen zu bewältigen hatten, hing es in erster Linie ab, ob es für notwendig erachtet wurde, die Wege für sie zu ebnen. Von der Menge von Arbeitskräften, über die man verfügte, hing es dann ab, ob diese Ebnung auch wirklich vorgenommen wurde, so weit der Charakter des Bodens sie gestattete.

Im Altertum waren es die Griechen und noch mehr die Römer, die zu hohen Leistungen im Straßenbau kamen, veranlaßt durch den regen Handelsverkehr, der sich in ihren Gebieten entwickelte; bei den Römern vielleicht noch mehr durch ihre Eroberungen, durch die Notwendigkeit, zahlreiche Heere rasch vorwärts zu bewegen und mit reichlichem Nachschub zu versehen.

Die Möglichkeit aber, solche Straßen zu schaffen, wurde ihnen wieder durch ihre Eroberungspolitik gegeben, die ihnen zahlreiche Sklaven zuführte, billige Arbeitskräfte, mit deren Hilfe sie jene riesenhaften Bauten aufführten, die wir heute noch bewundern, darunter auch ihre Straßen.

Dabei lag es nahe, sobald man nur einige Erfahrung hatte, daß man bemerkte, man brauche nicht die ganze Straße in eine glatte Fläche zu verwandeln. Im Gegenteil, die Zugtiere kamen viel besser vorwärts, wenn sie nicht glatte Steinplatten, sondern bloßes Erdreich unter den Füßen hatten.

Daher bilden auf den Straßen des Altertums, wo sie mit glatten Steinen gepflastert sind, diese nur bestimmte Geleise für die Wagenräder.

Als das Römische Reich mit seiner Kultur unterging, verschwanden auch die Bedingungen seines Straßenbaues. Selbst als der Handel wieder anfing, sich zu entwickeln, fehlten die billigen, zahlreichen Arbeitskräfte, über die das römische Herrenvolk verfügt hatte, die Sklaven. Es gab wohl Leibeigene, aber sie waren über weite Gebiete zerstreut, mit bäuerlicher Landwirtschaft beschäftigt und durch sie an die Scholle gebunden. Man konnte ihnen Zwangsarbeit zu Straßenbauten auferlegen, aber nur innerhalb ihres Wohnbezirkes und nur in den wenigen Tagen der guten Jahreszeit, in denen sie nicht landwirtschaftlich beschäftigt waren. Der Winter war für Straßenbauten ebensowenig geeignet, wie für Ackerbau. Große Arbeitermassen auf dem schmalen Streifen zu beschäftigen, den eine dem Fernverkehr dienende Straße bildete, war unter diesen Umständen ganz unmöglich.

In Italien erhielt sich mit den übrigen Resten römischer Kultur immerhin noch eine Tradition der Kunst des Straßen-

baues. Nördlich der Alpen verfielen die von den Römern angelegten Straßen und neue wurden lange nicht gebaut. Und als man anfing, welche anzulegen, waren sie höchst ungeeignet. Von Geleiseanlagen in den Straßen war keine Rede mehr.

Wohl aber kam es zu solchen Anlagen im Bergbau, in dem es galt, große Massen Erz aus dem Erdinnern ans Tageslicht zu befördern, wobei aus der Grube bis zum Stolleneingang oder zum Förderschacht oft lange Strecken zurückzulegen waren. Der Transport der schweren Massen geschah am besten auf Wagen, die bis heute noch vielfach von Menschen geschoben werden. Aber den Boden der Strecke für die Wagen (Hunte) zu ebnen, wäre meist zu mühsam gewesen und hätte sich nicht gelohnt. Die Strecken wurden nicht, wie die Römerstraßen, für Jahrhunderte angelegt. Man half sich damit, daß man den unebenen Boden mit Brettern überdeckte oder mit Bohlen, denen die Räder der Wagen so angepaßt waren, daß sie nicht seitwärts von der schmalen Unterlage abweichen konnten. So waren mitunter die Bohlen konkav, die Radkränze konvex.

In der 1541 zu Basel erschienenen „Cosmographia universa" des Mathematikers und Geographen Sebastian Münster finden wir bereits hölzerne Schienen, auf denen ein Hunt läuft, aus einem Elsässer Bergwerk abgebildet.

Auch in den Bergwerken Englands wurden solche hölzerne Schienen seit dem 17. Jahrhundert verwendet und dort, sobald die Herstellung und Verarbeitung von Eisen eine höhere Stufe erreicht hatte, ihrer raschen Vergänglichkeit wegen im 18. Jahrhundert durch eiserne — zunächst gußeiserne — Schienen ersetzt.

Die Bergwerke blieben dabei nicht stehen, untertags eiserne Schienenbahnen zum Transport schwerer Massen anzuwenden. Wenn sie die geförderten Erze oder sonstige Materialien, z. B. Kohlen, übertags noch weiter zu befördern hatten, etwa an einen Fluß, einen Kanal, einen Seehafen, bauten sie auch zu diesem Zweck Eisenbahnen, wobei sie natürlich nicht, wie untertags, Menschen, sondern Pferde als bewegende Kraft verwendeten.

Als die Dampfmaschine vervollkommnet wurde, gingen die Bergwerke, die ja mit ihr durch lange Praxis am meisten vertraut waren, mitunter bereits dazu über, eine solche Maschine auf einen Wagen zu setzen und zur Erzeugung der Zugkraft an Stelle des Pferdes zu verwenden.

An diese Praxis knüpfte der Mann an, der gewöhnlich als der Erfinder der Lokomotive betrachtet wird, George Stephenson. Als er auftrat, waren die Kinderkrankheiten der Lokomotive bereits überwunden. Besondere Schwierigkeiten hatten sich daraus ergeben, daß sie sich nicht, wie der schiebende Mann oder das ziehende Pferd, auf rauhen Boden stützen konnte. Sie mußte sich auf derselben glatten Oberfläche fortbewegen, wie die von ihr gezogenen Wagen. Um das zu vermeiden, suchte

man eine Reihe von Auskunftsmitteln, wie Zahnräder, Stelzen u. dgl., die alle sich als unzweckmäßig erwiesen. Nur wenn man die Lokomotive schwer genug machte, um die nötige Reibung auf den Schienen zu erzeugen, war sie imstande, Lasten zu ziehen. Aber der erste, der eine schwere Lokomotive auf Eisenschienen setzte, Trevithik, 1804, mußte sehen, daß die leichten gußeisernen Schienen unter dem Gewicht der ungefähr 10 Tonnen schweren Maschine zerbrachen.

Zu einem solideren Oberbau konnten sich die Grubenbesitzer, mit denen Trevithik zu tun hatte, nicht verstehen. Er erschien ihnen zu kostspielig. Doch gerade zu jener Zeit wurden die Eisenschienen verbessert. Schon 1803 hatte Nixon in einer Kohlengrube schmiedeeiserne Schienen versucht. Im Jahre 1820 wurden die ersten gewalzten Schienen hergestellt.

Trevithik arbeitete weiter an der Vervollkommnung seiner Lokomotive. Im Jahre 1808 führte er in London eine Lokomotive vor, die eine Schnelligkeit von 30 Kilometer in der Stunde erreicht haben soll.

Aber es gelang ihm nicht, sie zu praktischer Erprobung in der täglichen Praxis zu bringen.

Man traute noch nicht der Zugkraft des glatten Rades auf glatter Schiene. Erst Hedley, der Aufseher einer Kohlengrube, vermochte diese Bedenken zu überwinden. Er gelangte damals durch ausgedehnte Versuche dahin, festzustellen, welches das Verhältnis zwischen dem Gewicht der Lokomotive und dem der Last sein müsse, um deren Fortbewegung zu sichern. Schon 1812 erbaute er eine Lokomotive, die sich praktisch bewährte. Um den Druck auf die Schienen zu verringern und Schienenbrüche zu vermeiden, verfiel er auf die Idee, an Stelle der zweiachsigen Lokomotiven, die bis dahin im Gebrauch waren, vierachsige zu verwenden.

Alle diese Leistungen waren Stephenson bekannt, als er sich daran machte, Lokomotiven zu konstruieren und anzuwenden. Es ist bezeichnend, daß auch er in engster Beziehung zum Bergbau stand. Der Sohn eines armen Kohlengräbers, fand er ebenfalls Beschäftigung im Bergbau. Als solcher wurde er Maschinenmeister der Kohlengruben in Killingworth. Es gelang ihm, seine Gesellschaft zu einem Versuch mit einer Lokomotive zu bewegen, die er in ihrem Auftrage dann selbst erbaute (1814). Sie erwies sich noch als unprofitabel. Aber Hedleys Erfolge spornten Stephenson an. Er verbesserte seine Lokomotiven; endlich 1817 gelang es ihm, eine herzustellen, die sich bewährte und bis 1848 benutzt wurde.

Von nun an ging sein Streben dahin, überall auf den Bergwerksbahnen das Pferd durch Lokomotiven zu ersetzen.

„Im Jahre 1823 übernahm Stephenson den Bau der für die Entwicklungsgeschichte des Eisenbahnwesens höchst bedeutsamen Stockton-

Darlington-Bahn, die den Nordseehäfen die Kohlenschätze der Grafschaft Durham zuführen sollte. Auch hier setzte Stephenson die Einführung des Lokomotivbetriebes durch. Einsichtige Unternehmer ermöglichten ihm 1824 die erste Lokomotivenfabrik in Newcastle zu begründen, in der die ersten fünf Lokomotiven der neuen Bahn erbaut wurden . . . . .

Aber so schlecht bewährte sich der Dampfbetrieb in den ersten Jahren auf diesen Eisenbahnen, daß noch 1827 die Direktoren der Gesellschaft ernsthaft mit sich zu Rate gingen, ob nicht der Lokomotivbetrieb wieder durch Pferdebetrieb zu ersetzen sei.

Hier ging jetzt aber Hackworth mit neuen Konstruktionen vor. Zunächst baute er eine der älteren reparaturbedürftigen Maschinen um, die nachher den Namen Royal George bekam. Sie wurde im Oktober 1827 in Betrieb gesetzt und bewährte sich aufs beste . . . . .

Die Ergebnisse dieser ersten Hackworthschen Lokomotive waren so günstig, daß die Leiter der Eisenbahn den Plan, wieder Pferde anzuwenden, vollkommen aufgaben und von da an ausschließlich Lokomotiven verwendeten." (C. Matschoß, Die Entwicklung der Dampfmaschine, I., S. 780—784.)

Neben den Genannten waren damals schon noch andere damit beschäftigt, Lokomotiven zu bauen, und zwar mit Erfolg. Stephenson war keineswegs der einzige.

Was seinen Namen in den Vordergrund brachte, war die Energie, die er anwandte, um die Lokomotive aus einem Hilfsmittel des Bergbaues, das sie bis dahin gewesen, zu einem Hilfsmittel allgemeiner Güter- und Personenbeförderung zu gestalten.

Das hing zusammen mit der Entwicklung der Massenproduktion, die durch das Eindringen der Dampfmaschine in die Industrie enorm gefördert worden war und die nach neuen, den neuen Bedürfnissen entsprechenden Transportmitteln zu Lande wie zu Wasser verlangte.

In Manchester hatte sich die Textilindustrie rapid vergrößert. Liverpool ist die Hafenstadt Manchesters. Von Jahr zu Jahr stiegen die Mengen amerikanischer Baumwolle, die in Liverpool landeten und von dort nach Manchester gebracht werden sollten. Im Jahre 1784 waren es acht Ballen, 1824 über 400 000 Ballen.

Die verschiedenen Transportgelegenheiten reichten dazu nicht aus. Kapitalisten taten sich zu einer Gesellschaft zusammen, die eine Eisenbahn zwischen den beiden Städten bauen sollte. Der Bau wurde dem schon von der Erbauung der Bahn Stockton—Darlington bekannten Stephenson übertragen (1826).

Die Bahn wurde 1829 fertig. Nur war es noch nicht entschieden, wie sie betrieben werden sollte, ob mit Pferden, ob mit feststehenden Dampfmaschinen, die die Züge an Seilen zu sich zogen, eine Einrichtung, die bei den Bergwerksbahnen jener Zeit mehrfach vorkam, oder mit Lokomotiven. Die letzteren waren als rasches Beförderungsmittel noch zu wenig erprobt, als daß nicht große Bedenken gegen sie bestanden hätten. Mit Mühe setzte es Stephenson durch, daß mit den Lokomotiven wenigstens ein

Versuch gemacht wurde. Die Gesellschaft erließ ein Preisausschreiben auf die für ihre Zwecke brauchbarste Lokomotive. So kam es zu den berühmten Wettfahrten von Rainhill (Oktober 1829).

Vier Lokomotiven wurden angemeldet, eine von dem berühmten schwedischen Mechaniker Ericson konstruiert, „Novelty", die den meisten Erfolg zu haben verhieß, auch bei den Fahrten eine für damals bedeutende Schnelligkeit entwickelte, über 24 Kilometer die Stunde. Aber sie war überhastet in den letzten Wochen gebaut, ihr Kessel platzte, und so mußte sie den Wettbewerb aufgeben.

Gewonnen wurde er von Stephensons Lokomotive „Rocket".

„Wesentlich und für den Erfolg entscheidend war der Röhrenkessel, den Stephenson nach Angabe des Sekretärs der Eisenbahngesellschaft, Booth, ausgeführt hatte." (Matschoß, Die Entwicklung der Dampfmaschine, I., S. 787.)

„Die großen Erfahrungen, die Stephenson sich bereits im Lokomotivenbau und Eisenbahnbetrieb erworben hatte, kamen hier zur Geltung ... Der Preis wurde dem Erfinder des Röhrenkessels, Booth, und dem Erbauer der Lokomotive, Stephenson, zu gleichen Teilen zugesprochen."

Damit war die Entscheidung für die Lokomotiveisenbahn gefallen. Sie trat ihren Siegeszug über die Erde an. Nicht als das Ergebnis des zufälligen Einfalles eines einzelnen, sondern des Zusammenwirkens vieler auf Grund der Erfahrungen langer Praxis.

Zwölftes Kapitel.

Das Neue im technischen Fortschritt.

Unsere Skizze zeigt wohl schon, so kurz sie notgedrungen ist, daß der technische Fortschritt nicht das Werk einzelner Genies ist, die angeregt durch irgendeinen Zufall oder gar nur aus der Tiefe ihres Gemütes heraus plötzlich die Idee zu etwas Neuem fassen, durch das sie die Menschheit zu fördern gedenken.

Jeder Erfinder steht auf den Schultern von Vorgängern, keiner schafft völlig Neues, sondern fügt nur den Ergebnissen der Arbeiten seiner Vorgänger etwas hinzu, das oft geringfügiger ist als deren Leistungen, aber gewaltig erscheint, weil es diesen den „finishing touch" gibt, den letzten Schliff, der der Erfindung erst die Fähigkeit verleiht, sich vor aller Welt mit Erfolg zu zeigen oder vielmehr, der sie erst profitabel macht.

Auch der genialste unter den Erfindern steht nicht einsam da, wenn er etwas geleistet hat, sondern ist einer unter vielen, die in gleicher Richtung mit ihm streben und wirken, ihn fördern und anregen, durch ihre Erfolge wie durch ihre Mißgriffe.

Es ist ein Symbol, daß der so viel gepriesene Stephenson nicht allein den Preis für seine siegreiche Lokomotive bekam, sondern

ihn mit Booth teilen mußte. Und wie viele andere mußten wichtige Neuerungen an der Lokomotive anbringen, ehe Stephenson soweit kam, sie zum Siege zu führen, Hackworth, Hedley, Trevithik und mancher andere, den wir in unserer kurzen Skizze nicht nennen konnten.

Ist eine Erfindung von Bedeutung einmal reif für die praktische Anwendung geworden, dann bildet sie nicht das Werk eines Einzelnen.

Immer mehr bestätigt sich der Satz, den Marx schon vor zwei Menschenaltern prägte:

„Eine kritische Geschichte der Technologie würde nachweisen, wie wenig irgendeine Erfindung des 18. Jahrhunderts einem einzelnen Individuum gehört." (Kapital I., Volksausgabe, S. 317, Note 89.)

Im 20. Jahrhundert hören sogar die einzelnen Schritte beim Vorgang des Erfindens immer mehr auf, von einzelnen Individuen gemacht zu werden. Die Konzentration der industriellen Unternehmungen in Riesenkonzernen ermöglicht es diesen, eigene Laboratorien und Werkstätten einzurichten und mit entsprechend ausgesuchten Kräften zu besetzen, die keinem anderen Zwecke dienen, als denen des Erfindens technischer Verbesserungen. Dieser Prozeß wird hier bewußt und planmäßig gesellschaftlich organisiert.

Und ebensowenig, wie das Werk eines einzigen Individuums ist eine Erfindung das Ergebnis eines Zufalls, wenn man darunter ein gelegentliches einmaliges Vorkommnis versteht. Nur in dem Sinne des Unvorhergesehenen, nicht in Rechnung Gezogenen, spielt der Zufall eine Rolle in der Geschichte der Erfindungen.

Auf einen Zufall in letzterem Sinne ist z. B. wahrscheinlich das erste Zustandekommen der Bronze zurückzuführen, einer Legierung aus Kupfer und Zinn, die früher aufkam als die Herstellung des Eisens, was kaum zu erklären ist, wenn wir in der ersten Bronzeerzeugung schon einen planvollen Vorgang sehen wollen, der doch weit komplizierter ist als etwa die Gewinnung des bloßen Eisens.

Die erste Bronze kam wahrscheinlich dadurch zustande, daß die Kupfer führenden Gesteine nicht selten auch Zinn enthalten. War man einmal soweit, daß man verstand, Kupfer durch Schmelzen von Erzen zu gewinnen, dann passierte es leicht, daß dieses Erz unrein war und Zinn in größeren Mengen enthielt. Das Ergebnis war in diesem Falle nicht Kupfer, sondern ein härteres Material, das für Werkzeuge und manche Geräte weit brauchbarer wurde.

Aber ein einmaliger Zufall dieser Art hätte ohne Folgen bleiben müssen. Bloß die oftmalige Wiederkehr des Vorganges setzte die Menschen nach und nach instand, ihn zu erkennen und

zu beherrschen, Bronze schließlich bewußt und planmäßig aus Kupfer und Zinn in bestimmten Mischungen herzustellen.

So erklärt Mach sich auch die Erfindung des Glases in ähnlicher Weise, wie wir die der Bronze annahmen:

„Man darf wohl annehmen, daß die Glasflüsse wiederholt oder unzählige Male Erzeugnisse eines Zufalles waren, natürlich dort, wo es die Verhältnisse mit sich brachten. So ist auch die Oertlichkeit ihres Ursprunges sehr wahrscheinlich an den Küstenländern des östlichen Mittelmeeres zu suchen; denn die hier wohnenden Völker, Aegypter, Phönizier usw., trieben seit den ältesten Zeiten gewisse Industriezweige, wie Töpferei und Metallurgie, die vermöge der dabei vorkommenden hohen Temperaturen fast notwendig auf die Erfindung des Glases hinführen mußten. Zudem wuchsen ihnen die notwendigen Bestandteile, Sand und Natron, gleichsam in die Hand, denn auch letzteres ist in jenen Landen ein häufiges natürliches Erzeugnis." (Kultur und Mechanik, S. 67.)

In diesem Sinne haben wir den „Zufall" aufzufassen, wenn Mach in der oben zitierten Schrift im allgemeinen sagt:

„Zahllos mögen die Techniken und deren Werdegang bei den verschiedenen Völkern gewesen sein; zahllos die Anregungen, die das jeweils vorhandene Material bot; zahllos aber auch vor allem die begünstigenden Zufälle in den ungeheuren Zeiträumen." (Kultur und Mechanik, S. 56.)

Das einmalige Ereignis bedeutet auch für Mach nichts in der Geschichte der Technik.

Unsere Erkenntnisse und damit auch unsere technischen Fortschritte stammen aus Vorkommnissen, die sich wiederholen, aus den Erfahrungen der Alltäglichkeit oder aus systematischen Versuchen, die unermüdlich immer wieder von neuem wiederholt werden müssen, ehe sie das gewünschte Resultat geben. Gerade diese Notwendigkeit unzähliger, mißlingender Versuche gestaltet das Schicksal vieler Erfinder so tragisch, die nicht über reiche Mittel verfügen.

Es gehören oft die Versuche mehrerer Generationen dazu, um schließlich etwas Brauchbares zu erzielen. Wer nicht so weit kommt, der verblutet sich dabei. Wer so glücklich ist, in der Reihe der Suchenden und Versuchenden erst dann daran zu kommen, wenn nur der letzte Zusatz noch notwendig ist, um das Ziel zu erreichen, der heimst den Lohn ein, nicht nur für seine eigenen Arbeiten, sondern auch für die aller seiner Vorgänger, ohne die er nicht zum Ziele gelangt wäre. Und er erntet auch den Ruhm für sie alle.

Vereinzelte Zufälle können dabei höchstens insofern eine Rolle spielen, als sie unter Umständen den Suchenden anregen können, seine Aufmerksamkeit bestimmten Erscheinungen zuzuwenden, und seinen Versuchen eine bestimmte Richtung zu geben. Erst diese Versuche vermögen dann zu zeigen, welcher Sinn in dem Zufall steckt. Und diese Anregung wird der Zufall auch nur dem geben, der durch Studium und Versuche bereits darauf vorbereitet ist, eine Ahnung seiner Deutung zu gewinnen.

Natürlich sind die Methoden des technischen Fortschrittes bei höherer Kultur anderer Art als beim Urmenschen. Bei diesem entspringt er überwiegend instinktivem Tasten, an dem alle erwachsenen Mitglieder der Gesellschaft beteiligt sind, weil sie alle gleich viel und alle dasselbe wissen und alle das gleiche Interesse haben. Die Technik w i r d einfach unter diesen Bedingungen, sowie die Sprache w i r d.

Dieses bloße Werden der Technik hört immer mehr auf, je komplizierter die Werkzeuge und sonstigen Hilfsmittel des Menschen und je weiter gediehen die Arbeitsteilung unter ihnen. Die Fortbildung fast jedes dieser Hilfsmittel erfordert nun ein besonderes Wissen, das nur innerhalb besonderer Gruppen von Menschen gefunden wird, und das auch innerhalb einer solchen Gruppe nur einzelne Individuen anregt, die durch besondere ererbte Fähigkeit oder durch ihre besonderen Verhältnisse, in denen sie leben, besonders dazu veranlagt sind und besonders dazu angestachelt werden, nach Verbesserungen zu streben.

Dabei wird es immer notwendiger, daß das Ziel, das der Erfinder einer Neuerung anstrebt, ihm klar vor Augen schwebt, ehe er sich daran macht, sie in Wirklichkeit darzustellen. Er kommt zu nichts ohne eine I d e e dessen, was er schaffen will.

Diese Idee erzeugt er jedoch nicht aus dem Nichts. Sie setzt eine klare Erkenntnis der tatsächlich vorhandenen Bedürfnisse voraus, die zu befriedigen sind, der Hilfsmittel, die zur Lösung des Problems bereit stehen, sowie der Art, wie dieses Problem bisher gelöst wurde. Stets ist es das Bestehende, das die Elemente des Neuen liefert; stets muß die neue Einrichtung an die schon bestehenden anknüpfen.

Je weiter man die Geschichte der Erfindungen verfolgt, desto weniger sprunghaft erscheinen uns die Ergebnisse der einzelnen Erfinder, desto mehr sehen wir, daß das Neue nicht, wie Tröltsch es definiert („Der Historismus und seine Probleme", S. 48) das „in den vorangehenden Elementen noch nicht Enthaltene" ist, daß es vielmehr in ihnen vollständig enthalten und vom Erfinder nur anders kombiniert wird, um neuen Anforderungen der Außenwelt zu genügen, daß das Neue also nicht aus der Psyche stammt, sondern aus der Veränderung der Außenwelt, die auf die Psyche einwirkt und ihr neue Eindrücke gibt.

Die Idee des Neuen wird aus der vorhandenen Wirklichkeit gewonnen. Die Idee wird umso vollkommener, das heißt zweckmäßiger und brauchbarer sein, je tiefer ihr Urheber die Wirklichkeit, ihre Probleme und ihre Hilfsmittel erfaßt hat.

Da aber allumfassendes, erschöpfendes Erkennen der Wirklichkeit keinem Sterblichen gegeben ist, wird auch der genialste und kenntnisreichste und praktisch erfahrenste Erfinder mit seiner Idee kaum jemals bereits das Bild dessen geben, was schließlich als Resultat seiner Arbeiten herauskommt. Die Idee wird für den

Erfinder nicht dadurch wichtig, daß sie ihm von vornherein vorschreibt, welche Formen er zu verwirklichen hat, sondern dadurch, daß sie ihm die Richtung angibt, in welcher er seine Versuche anzustellen hat. Je komplizierter die Verhältnisse, je umfangreicher das Wissen, desto größer die Gefahr für den Erfinder, in einem Chaos tastender Versuche unterzugehen, wenn ihn nicht eine bestimmte Idee leitet und seine Bemühungen konzentriert.

Von seiner Idee, oder was auf dasselbe hinausläuft, von seiner Problemstellung hängt dann im höchsten Maße das Gelingen seiner Versuche ab. Je besser sie in der Wirklichkeit begründet ist, desto größere Aussicht auf Erfolg hat er. Je mehr die Idee bloß ungeordneten Eindrücken seines Kopfes entstammt, je mehr sie anscheinend nur seiner Persönlichkeit entspringt, je phantastischer sie ist, desto mehr werden alle seine Versuche ein aussichtsloses Ringen bleiben.

Die Zeiten sind längst vorbei, wo Probieren über Studieren ging. Ohne Probieren, und zwar ausgiebiges Probieren geht es freilich auch heute noch nicht, aber ausgiebiges Studieren muß vorhergehen.

Die Idee ist nur ein Wegweiser zum Ziel, nicht immer bereits dessen geistige Vorwegnahme. Je mehr unerwartete praktische Erfahrungen der Erfinder im Laufe seiner Versuche macht, desto leichter kann es kommen, daß die Idee im Laufe der Arbeiten mannigfache, oft grundlegende Aenderungen erfährt.

Das zeigt uns, um bei schon Behandeltem zu bleiben, die Idee der Dampfmaschine.

Als das Bedürfnis nach starken, von Menschen regulierbaren Motoren aufkam, dachte man im Anfange weniger an die noch wenig erprobte Kraft des Dampfes, als vielmehr an die des Schießpulvers, das im 17. Jahrhundert nicht nur schon lange bekannt war, sondern das auch bis dahin bereits eine oftmalige praktische Anwendung im Kriegswesen erfahren hatte, mit dem man also weit besser umzugehen wußte, als mit dem Dampf.

Ein französischer Mechaniker Jean Hautefeuille entwarf schon 1678 die Konstruktion eines Explosionsmotors, einer Pulvermaschine.

„Von einer Ausführung ist nichts bekannt. Auch Huygens beschäftigte die Idee der Pulvermaschine. 1681 schlug er der Akademie der Wissenschaften in Paris vor, die Explosionskraft der Pulvergase in einer Kolbenmaschine nutzbar zu machen.

Als Assistent von Huygens hatte Papin Gelegenheit, durch eigene Mitarbeit die bedeutsamen Versuche über den Luftdruck kennen zu lernen . . . . . 1687 folgte Papin einem Rufe des Landgrafen Karl von Hessen nach Marburg, wo er sich, angeregt durch den Wunsch nach einer Kraftmaschine zum Heben von Wasser, wieder mit der Pulvermaschine von Huygens beschäftigte. Obwohl er die Maschine wesentlich durch Anbringen einer Zündpfanne verbessert hatte, führten die Versuche doch

nicht zu dem gewünschten Ergebnis; es gelang nur eine verhältnismäßig geringe Luftverdünnung zu erzielen, und die heftigen Explosionen erhöhten die Betriebsunsicherheit. Es war lebensgefährlich, die Maschine zu bedienen." (Matschoß, Entwicklung d. Dampfmaschine I., S. 288, 289.)

Diese Mißerfolge erst veranlaßten Papin, nach einer zahmeren Kraftquelle zu suchen, als sie das Schießpulver darstellt. So kam er über die Idee der Pulvermaschine zur Idee der Dampfmaschine.

Das Wirken einzelner Erfinder, die geleitet sind durch Ideen, geschöpft aus der wissenschaftlichen Beherrschung der Wirklichkeit, das heißt aber im Grunde aus der alltäglichen Praxis; das unterscheidet den technischen Fortschritt der Zivilisation von dem der Vorzeit.

Dabei aber sind bei jenem im Grunde dieselben Kräfte tätig, wie bei diesem. Das Neue in den Ideen ist nur die Reaktion auf die Anstöße, die eine geänderte Umwelt den in ihr lebenden Individuen erteilt. Diese Umwelt schafft neue Bedürfnisse, bringt neue Probleme mit sich, aber auch neue Mittel, sie zu lösen. Der Geist hat nur Probleme zu lösen, die ihm die Umwelt stellt, er bildet sie nicht spontan aus sich heraus. Und auch die Mittel ihrer Lösung findet er nur in der Umwelt.

Wie bei der Entwicklung der Organismen in der Natur sehen wir auch bei der Entwicklung der menschlichen Technik dasselbe Prinzip wirksam: hier wie dort ist die Entwicklung nichts als die Anpassung an eine geänderte Umwelt. Nur findet sie in dem einen Falle unbewußt statt, in dem anderen bewußt.

Diese Auffassung ist allerdings sehr verschieden von der der heute in Deutschland herrschenden Geschichtsphilosophie. Für sie sind die großen Individualitäten die Träger des Fortschrittes, und zwar dadurch, daß sie völlig Neues aus sich selbst schaffen und die Menschheit damit bereichern.

Ihr heute bedeutendster Vertreter, der zu früh verstorbene Ernst Troeltsch sagte darüber in seinem schon zitierten tiefsinnigen Werke: „Der Historismus und seine Probleme":

„Die persönliche Originalität hat jene Kraft umwandelnder und bestimmender Einflüsse auf das Ganze, die nicht bloß etwas Gegebenes ist, sondern die wir vor allem in ihrer überraschenden und unberechenbaren[1]) Produktivität beobachten. Es ist das Element des Schöpferischen, das nicht mit der individuellen Gesetzheit und Besonderheit sich erledigt, sondern aus ihr die großen umwandelnden Anstöße hervorbringt, die nicht das einzige, aber ein besonders wichtiges Thema des Historikers sind. Es liegt dem Anschein nach in jedem Einzelmenschen, kann aber durch alle Grade überwiegender Passivität bis zur gewaltigsten Stoßkraft anwachsen.

Das bedeutet die entscheidende Rolle des Neuen, des in den vorhergehenden Elementen noch nicht Enthaltenen, das aber bei ihrem Zusammentritt sich durchsetzt und in die Wirklichkeit mit beständiger

[1]) Diese Unterstreichung rührt von mir her, ebenso wie die folgenden, mit Ausnahme der nächsten. K.

Vermehrung des Wirklichen neue Gebilde, Kräfte, Anfänge hineinsetzt. Die ‚großen Männer‘ oder ‚Eminenzen‘, wie man sie genannt hat, sind dann allerdings Sammel- und Höhepunkte, aber die von ihnen vollzogene schöpferische Synthese steckt dann doch als Bildkraft in Institutionen und geistigen Kräften, die sie unmittelbar oder mittelbar geschaffen haben. Daß das tatsächlich so ist, lehrt jedes Studium der Geschichte unwiderleglich.

Es ist das aber auch gar keine Aufhebung des Kausalbegriffes; denn alles vollzieht sich ja unter dem Anstoß und der Vereinigung von allerhand Bedingungen und Ursachen, und der nachfühlende Erforscher kann den ganzen kausalen Vorgang in sich nacherleben.

Aber es ist ein grundsätzlicher Unterschied gegen den naturwissenschaftlichen Kausalitätsbegriff, der auf die Aequivalenz von Ursache und Wirkung, auf quantitative Gleichungen gestellt ist, während die historische Kausalität auf Ungleichung, auf Verstehen des Vorganges des Neuen und der Wirklichkeitsvermehrung eingestellt ist.

Der Rationalismus der Naturwissenschaft geht auf die möglichste Identität, das Verständnis der Historie auf die unerrechenbare Neuheit und Tatsächlichkeit der Produktion.“ (S. 48, 49.)

Und weiter heißt es:

„In dem Kampf der auftretenden originalen und schöpferischen Tendenzen, über deren Herkunft keine weitere Erkenntnis möglich ist, mit den vorangehenden Seelenvorgängen und Tendenzen sowie mit den umgebenden Bedingungen ist die Stärke des Neuen abhängig von seiner Selbstzusammenfassung und Selbstdurchsetzung, von seinem Anschwellen zu der stärkeren Macht in den Vorgängen der Ueberlegung und Selbstbesinnung, von seiner Entscheidung für sich selbst gegen alle abdrängenden Kräfte. Es ist also ein Durchgang durch die Möglichkeiten der Abirrung, eine im Moment aus sich selbst geschöpfte Anschwellung des Zielwillens, eine Entscheidung für Sinn und Wert, die gleichfalls nicht mehr rationalisiert werden können, sondern zu jener momentanen schöpferischen Setzung selbst gehören, die den Begriff des Neuen ausmacht.“ (S. 50.)

Man kann gerade nicht behaupten, daß dieser Begriff hier besonders klar wird. Eines nur tritt deutlich hervor: Ueber den eigentlichen Inhalt der Geschichte, die Herkunft des Neuen, ist nach dieser Geschichtsauffassung „keine weitere Erkenntnis möglich“.

Kein Wunder, daß sie auf einen dunklen Mystizismus hinausläuft, der alles auf Gott schiebt, der freilich auch unerkennbar ist und recht kurios aufgefaßt wird.

So meint Troeltsch, S. 112, der „eigentliche ewige Zweck“ des Weltverlaufs liege vielleicht „in der Vollendung der Individuen“, die „für Gott vermutlich der eigentliche Sinn des Ganzen ist, weswegen es, von ihm (Gott) gesehen auch ganz gleichgültig sein mag, ob diese Vollendung am Anfang, in der Mitte oder am Ende des Geschichtsprozesses oder sonstwo erfolge“.

Nur warnt uns Troeltsch schon vorher:

„Wer aber will sich unterwinden, die lebendige Gottheit an menschlichen Maßen zu messen?“ (S. 102.)

Trotzdem können wir uns eines Lächelns über eine lebendige Gottheit nicht erwehren, die es wohl für notwendig befunden hat, dem Weltverlauf einen eigentlichen, ewigen Zweck zu geben, der es aber ganz gleich ist, ob dessen Erreichung am Anfang oder Ende des Geschichtsprozesses oder sonstwo erfolge.

Es liegt wohl an meiner „völligen Verständnislosigkeit gegen alles Religiöse", die mir Troeltsch in seinem Werke vorwirft (S. 359), daß ich mir eine Gottheit nicht vorstellen kann, die allmächtig genug ist, den Zweck, also das Ziel eines Prozesses an seinen Anfang setzen zu können, ohne ihn selbst dadurch gegenstandslos zu machen[1]).

Troeltschs Auseinandersetzung ist eines der Argumente, die dazu vorgebracht werden, um die Absonderung der sogenannten Geisteswissenschaften von den Naturwissenschaften zu begründen, wovon wir später noch sprechen werden.

Hier nur soviel. Es ist nicht daran zu zweifeln, daß die Gesellschaft ein Gebiet eigener Art ist, das seine besonderen Gesetze hat, und daß zu seiner Erkenntnis die Gesetze der eigentlichen Naturwissenschaften ebensowenig ausreichen, als etwa für die Biologie die Gesetze der Mechanik. Aber die Richtung, die in Troeltsch einen ihrer vornehmsten Vertreter gefunden hat, geht weiter. Sie behauptet, daß die Gesellschaft und ihre geschichtliche Entwicklung von Faktoren bestimmt wird, die ganz unvereinbar sind mit den Gesetzen des übrigen Weltgeschehens.

Das soll dadurch dargetan werden, daß im Gegensatz zur Natur nur die Geschichte imstande ist, Neues hervorzubringen. In den oben zitierten Ausführungen findet sich der Satz:

„Der naturwissenschaftliche Kausalitätsbegriff ist auf die Aequivalenz von Ursache und Wirkung, auf quantitative Gleichungen gestellt, während die historische Kausalität auf Ungleichung, auf Verstehen des Vorganges des Neuen und der Wirklichkeitsvermehrung eingestellt ist."

---

[1]) Diesseits des Mysteriums liegt die Behauptung Troeltschs, die hier nebenbei erwähnt werde:

„Das interessanteste Problem der Marxistischen Geschichtsphilosophie, die Unterbau—Ueberbaulehre ist fast nur als Kampfmittel gegen die Religion gebraucht worden." (S. 359.)

Hier spricht nicht die Unbefangenheit des objektiven Historikers, sondern die Empfindlichkeit des verletzten Doctor Theologiä, der es nicht verträgt, daß wir Marxisten die Religion zu den Ideologien zählen, die wir materialistisch zu erklären suchen. Daß wir es dabei auf die Religion besonders abgesehen und unsere Forschungen den Bedürfnissen freidenkerischer Agitation untergeordnet hätten, wird niemand behaupten können, der unsere Arbeiten ohne Voreingenommenheit liest.

Dies nur kurz zur Richtigstellung. So sehr verschieden auch mein Standpunkt von dem Troeltschs ist, die Achtung, die mir seine Persönlichkeit, sein Wissen, sein Scharfsinn einflößten, soll dadurch nicht geschmälert werden.

Das heißt, dem menschlichen Geist ist die Fähigkeit verliehen, aus sich heraus neue „Gebilde, Kräfte, Anfänge" in die „Wirklichkeit hineinzusetzen", also das Naturgesetz der Erhaltung der Energie zu durchbrechen, das besagt, daß die Menge der in der Welt vorhandenen Energie weder vermindert, noch vermehrt werden kann. Sie kann nur aus einer Form in eine andere umgewandelt werden.

Das „Studium der Geschichte" würde allerdings zeigen, daß für die Geschichte des Menschen dieses Gesetz der Natur nicht gilt, wenn es richtig wäre, daß sie „unwiderleglich" zeigt, wie große Männer und Eminenzen aus sich selbst neue Kräfte schaffen können.

Damit kämen wir in der Tat in die bedenkliche Situation, für den Menschen, wenigstens den historischen Menschen, anzunehmen, er stehe, wenn auch nicht über der Grammatik — das gäbe kein Professor zu — doch über der Natur. Dem Uebernatürlichen werden wir dann schwer entgehen können.

Dieser bedenklichen Konsequenz der Geschichte entgehen wir jedoch, wenn das Studium der Geschichte der Erfindungen uns „unwiderleglich" zeigt, daß das Neue in ihr aus der Umwelt stammt, nicht vom Menschen. Daß dieser nichts Neues aus sich produziert, sondern nur auf neue Anstöße von außen mit neuen Ideen reagiert, deren Elemente ebenso wie jene Anstöße aus der Außenwelt stammen.

Nun wird man freilich einwenden, das gelte nur profanen Erfindungen. Troeltsch habe jedoch die sublimsten sozialen Ideen im Auge, die hoch über der Technik des plebejischen Alltags stünden.

Dreizehntes Kapitel.

Das Neue in den sozialen Ideen.

Es war eigentlich eine Vorwegnahme, wenn wir auf die Steinzeit gleich die Entstehungsgeschichte der Dampfmaschinen und Eisenbahnen folgen ließen.

Als eine noch größere Vorwegnahme mag es erscheinen, daß wir hier schon die höchsten Spitzen des „Oberbaues" erklimmen, ehe wir noch den „Unterbau" richtig gelegt haben.

Wir werden selbstverständlich das Verhältnis zwischen Unterbau und Oberbau noch erörtern müssen. Im Interesse der Klarlegung des früher Gesagten schien uns aber eine gewisse Vorwegnahme jetzt schon geboten. Um den Charakter des technischen Fortschritts der Anfänge des Menschengeschlechts ganz deutlich zu machen, war es notwendig, den Unterschied seiner Methoden von denen der mehr oder weniger wissenschaftlich gebildeten Erfinder der späteren Zeit, aber auch ihr Gemeinsames aufzuzeigen.

So erscheint es uns auch hier schon notwendig, zu untersuchen, inwiefern sich das Neue in den sozialen Ideen der Menschen von dem Neuen ihrer technischen Erfindungen unterscheidet. Wir werden später in diesem Werke keine Veranlassung mehr haben, von letzteren nochmals zu handeln. So müssen wir den Unterschied schon hier erörtern, auf die Gefahr hin, mancher Untersuchung vorzugreifen, die im Plane unserer Arbeit erst später am Platze ist.

Wenn wir hier von sozialen Ideen sprechen, so meinen wir das Wort im weitesten Umfang, in dem es alle erhabenen menschlichen Ziele umfaßt, alle Ideale, seien sie politischer, ökonomischer, ethischer, geschlechtlicher, ästhetischer, religiöser Natur. Ich nenne hier nicht besondere philosophische Ideale, da es solche nicht gibt. Die Philosophie umfaßt alle diese Gebiete.

Zwischen neuen Ideen dieser Art und neuen Erfindungen besteht sicher ein gewaltiger Unterschied. Er ist vor allem darin zu sehen, daß die technischen Erfindungen sehr handgreiflicher Natur sind. Ihr Zusammenhang mit den Bedürfnissen und den Hilfsmitteln der Umwelt liegt greifbar zu Tage.

Bei den sozialen Ideen ist das umsoweniger der Fall, je erhabener sie sind. Das wird schon durch ihr Objekt veranlaßt, die Beziehungen von Menschen untereinander, die stets geistiger Natur sind, auch dort, wo diese Beziehungen sehr materiellen Zwecken dienen. Das Geistige ist aber das wenigst faßbare in der Welt. Es ist auch dasjenige, das am längsten wissenschaftlicher Forschung widerstrebt. Jene wissenschaftliche Exaktheit, die in der Technik für neue Erfindungen so wichtig wird, ist im Reiche des Geistes bisher nur auf wenigen, beschränkten Gebieten zu erreichen gewesen. Neue soziale Ideen „w e r d e n" daher ebenso wie die Sprache „w u r d e", wie die primitiven Erfindungen „w u r d e n", ohne bewußte Erkenntnis der Faktoren, die sie veranlassen.

Dieser Unterschied der Objekte bewirkt aber auch, daß für soziale Ideen ein Weg versperrt ist, den jede technische Neuerung gehen muß und auf dem allein sie praktisch werden kann: d e n d e s V e r s u c h s.

Der Erfinder tritt mit seiner Erfindung erst dann an die Oeffentlichkeit, nachdem er sie in der Stille seines Laboratoriums oder seiner Werkstatt gründlich nach allen Seiten ausprobiert hat.

Das kann derjenige nicht, in dessen Kopfe neue soziale Ideen erstehen.

Sie sind nicht bestimmt, Anwendung zu finden auf totes Material, etwa Holz und Eisen. Auch nicht auf lebende Organismen, die sich nicht wehren können, etwa Kaninchen oder Meerschweinchen. Selbst einzelne Menschen, die sich, freiwillig oder gezwungen, zu Experimenten hergeben, genügen nicht.

Der Verfasser der neuen Idee will mit ihr die ganze Menschheit oder zum mindesten ein ganzes Gemeinwesen regenerieren, von Schäden befreien, die er in ihm wahrgenommen hat. Ohne das Empfinden solcher Schäden in der Umwelt, ohne derartigen Anstoß von außen, wären seine neuen Ideen ganz gegenstandslos. Niemand wird etwas Neues suchen, wenn das Bestehende ihm genügt oder unangreifbar erscheint. Und die neue Idee kann erst dann zur Geltung, nur dann in Wirksamkeit kommen, wenn sie erhebliche, entscheidende Massen im Gemeinwesen ergriffen hat.

Wer eine neue Idee faßt, ist daher gezwungen, Anhänger für sie zu werben; mit ihr an die Oeffentlichkeit zu gehen, für sie Propaganda zu machen.

Sein Erfolg dabei wird in hohem Maße davon abhängen, ob die Schäden, die er bekämpft, von anderen ebenso empfunden werden, wie von ihm selbst. Und ob die Hilfsmittel, die er aufwenden will, ihnen ebenso nahe liegen wie ihm. Mit anderen Worten, der Begründer der neuen Idee wird nur Anhänger für sie finden, wenn er die Idee nicht bloß seinem eigenen Kopfe entnimmt, sondern zu ihr durch Verhältnisse gebracht wird, die auf andere ebenso wirken, wie auf ihn.

Nur dann wird seine Propaganda Erfolg haben, wenn er sich über die Masse bloß dadurch erhebt, daß er die auch andere bedrückenden Schäden eher erkennt und stärker empfindet als die anderen. Daß er am klarsten und kühnsten ausdrückt, was als dumpfes Sehnen auch in den anderen lebt.

Da er ebensowenig wie die anderen weiß, wie die neuen Ideen in ihm geworden sind, mag er, wenn die Zeitumstände danach sind, sich einbilden, eine Gottheit habe sie ihm eingeblasen, und sein Anhang mag derselben Ansicht sein. Aber sicher werden sie nicht seine Ideen deshalb annehmen, weil sie in ihm einen Gott oder ein Mundstück der Gottheit sehen, die merkwürdigerweise nicht imstande ist, für sich selbst zu sprechen. Sondern umgekehrt. Weil seine Ideen mit ihren eigenen übereinstimmen, weil er eindrucksvoller und kühner das ausspricht, was in ihnen selbst lebt, darum sind sie geneigt, in ihm etwas Göttliches zu sehen.

Aber unter allen Umständen, auch wenn das Zeitalter den Glauben an ein göttliches Mysterium begünstigt, wird die peinliche Tatsache bestehen bleiben, daß eine neue soziale Idee gezwungen ist, ohne Erprobung in der Praxis an die Oeffentlichkeit zu treten. Denn durch sie soll ja eine neue Gesellschaft geschaffen werden, an der Gesellschaft kann man aber nicht so experimentieren wie an Eisen und Holz, und auch nicht wie an Ratten und Meerschweinchen. Der technische Erfinder, der seine Maschine im Kopfe fertig hat, muß trotzdem, auch wenn die Idee eine glänzende ist, oft Hunderte von mißlungenen Versuchen anstellen, bis die Konstruktion vollkommen funktioniert. Und er muß sie den

Interessenten in dieser vollkommenen Gestalt vorführen, sonst werden sie sich nicht dazu verstehen, sie praktisch anzuwenden.

Der soziale Neuerer dagegen wird nie eine Gesellschaft finden, die sich dazu hergibt, auf Grund seiner Vorschläge so lange an sich herumexperimentieren zu lassen, bis etwas Befriedigendes dabei herauskommt. Sie will von der Vollkommenheit seiner Vorschläge überzeugt sein, ehe sie in der Wirklichkeit erprobt sind.

Wie soll der Neuerer zu einem Zeugnis kommen, das ihm bestätigt, daß sein Vorschlag sich in der Praxis glänzend bewährt habe, bevor er noch zu praktischer Anwendung gekommen ist?

Ueber diese Schwierigkeit hilft ein einfaches psychologisches Verfahren hinweg. Die Bedenken gegen die neue Idee schwinden, wenn man zeigen kann, daß sie gar nicht neu ist, sondern in der Vergangenheit schon einmal wirkte und sich erprobte. Die Mängel der Gegenwart würden dann daher rühren, daß sie sich von dieser erprobten Vergangenheit abwendete. Da die Vergangenheit stets nur unvollkommen bekannt ist, finden die Verfechter des Neuen in ihr, auf äußerliche Aehnlichkeiten hin, nicht selten Präzedenzfälle, auf die sie sich berufen können, die ihnen die nötige Selbstsicherheit geben und ihrer Propaganda eine anscheinend realistische und oft höchst wirksame Grundlage verleihen.

Der Neuerer wird bei seinem Suchen nach Präzedenzfällen in der Vergangenheit dadurch unterstützt, daß völlig Neues niemand schaffen kann. Alles Neue muß anknüpfen an das Bestehende, es kann nichts Anderes sein als dessen Fortbildung und Umbildung zur Anpassung an neue Verhältnisse.

Das gilt schon für den technischen Fortschritt. Als die Menschen gelernt hatten, Metalle — Kupfer und Zinn — zu schmelzen und zu verarbeiten, bildeten sie die Metallbeile zuerst nach dem Muster der bisherigen Steinbeile. Die Kunst der Metallverarbeitung mußte erst eine höhere Stufe erreicht haben, man mußte mit dem Metall so vertraut geworden sein, wie früher mit dem Stein, ehe man der Natur des neuen Materials besser angepaßte Formen fand. So setzte man — um wieder von der Steinzeit gleich zum Zeitalter des Dampfes zu springen — in den Anfängen der Lokomotiveisenbahn auf deren Schienen Personenwagen, die ebenso gebaut waren, wie die damaligen Kutschen auf den Straßen, nur mit anderen Rädern. Auch hier mußte die Praxis erst zahlreiche neue Erfahrungen bieten und die neue Einrichtung schon eingebürgert sein, ehe man daran ging, die Eisenbahnwagen immer mehr von dem Vorbild der gewöhnlichen Straßenwagen zu entfernen und den neuen Bedingungen anzupassen.

So müssen auch neue soziale Ideen stets an das Gegebene anknüpfen. Sie können es nur umbilden. Die Idee, das Bestehende

radikal zu vernichten, um völlig Neues zu schaffen, ist in sozialen Dingen nicht minder sinnlos als in technischen.

Aber die ersten Erfinder neuer sozialer Ideen begnügen sich nicht damit, wie die technischen Erfinder, an das Bestehende anzuknüpfen. Sie gehen weiter. Der technische Erfinder mit seiner greifbaren, erprobten neuen Idee weiß sehr wohl, daß sie neu ist und verkündet sie als solche. Gerade in ihrer Neuheit besteht ihre Bedeutung.

Diejenigen, die neue soziale Ideen zuerst dachten und der Oeffentlichkeit verkündeten, bemühten sich dagegen in der Regel nachzuweisen, daß sie gar nichts Neues darstellten, sondern vielmehr erprobtes Altes, von dem leider die verruchte oder verblendete Gegenwart abgewichen sei. Der tatsächliche Uebergang vom Bestehenden zum Neuen erschien als eine Rückkehr des Bestehenden zur guten alten Zeit.

In der Tat, so lange noch nicht die Erkenntnisse und sozialen Bedingungen dafür gegeben waren, die Notwendigkeit einer neuen Idee und die Möglichkeit ihrer Durchsetzung aus der neuen, gegebenen Umwelt wissenschaftlich abzuleiten, bildete die Verkleidung des Neuen als Altes für eine soziale Idee die einzige Möglichkeit, das dem menschlichen Geiste angeborene Mißtrauen gegen alles unerprobte Neue zu überwinden.

Dies sei an einigen Beispielen dargelegt.

Tröltsch wendet sich in seinem schon zitierten Buche über den „Historismus und seine Probleme". (S. 59) gegen den Positivismus und die von ihm inspirierte Richtung der Psychologie, aus der die Notwendigkeit hervorginge, daß jeder einzelne „Entwicklungskomplex" in der Geschichte

„stets auf die letzten psychischen Uranlagen, etwa der Intelligenz und des Affektlebens, zurückgeführt werden müßte und seine inhaltlichen Besonderheiten erst aus der Anwendung jener (Uranlagen) auf die immer komplizierter zur Erkenntnis und Behandlung kommenden Materialien des „Milieus" sich erklären".

Dagegen erklärt Tröltsch:

„Der ‚höhere', der Kulturgeschichte angehörige Komplex ist ganz deutlich etwas Neues und Eigentümliches. Jesus, Buddha. Luther und die von ihnen ausgegangenen Entwicklungen empfangen durch den Rückgang auf die Primitiven keinerlei Erklärung. Die Erklärung liegt in etwas Eigenem und Neuem, das sie selbst als Erleuchtung oder Inspiration bezeichneten. Genau so steht es bei der Kunst und Wissenschaft und schließlich auch auf den anderen Gebieten."

Daß im Christentum, im Buddhismus, im Protestantismus etwas für die Zeit ihres Aufkommens Neues lag, das durch „den Rückgang auf die Primitiven keinerlei Erklärung empfängt", ist sicher. Doch hätte auch Tröltsch, obwohl Professor der Theologie, zugegeben, daß nicht nur Luther und Buddha, sondern sogar Jesus nur Menschen waren. Ob nun das Neue, das auf sie zurückgeführt wird, durch die Entwicklung eines neuen Milieus oder durch eine

neue unbegreifliche „Erleuchtung" erklärt wird, auf jeden Fall wurde es mit bedingt durch die ihnen angeborene Menschennatur, ihre „Uranlage", und ist ohne die nicht zu verstehen.

Doch dies nur nebenbei.

Sonderbar aber ist es, daß Troeltsch als Belege dafür, daß das Neue nicht aus dem Milieu stammt, sondern aus einer bloß aus dem Inneren stammenden „Erleuchtung", Jesus und Buddha anführt, zwei sagenhafte Persönlichkeiten, über die wir gar nichts Bestimmtes wissen. In bezug auf Jesus habe ich das in meinem Buche über den Ursprung des Christentums dargelegt. Ich brauche das dort Gesagte nicht zu wiederholen. Neuere Forschungen bestätigen meine Anschauung.

Was uns aber hier angeht, ist folgendes. Nehmen wir an, alle die Worte, die von den Evangelien Jesus in den Mund gelegt werden, seien von ihm wirklich gesprochen worden. Nun, dann finden wir, daß er seine Ziele durchaus nicht als neue, sondern als durch ihr Altertum geheiligte jüdische Ideale bezeichnet. Die Messiasidee der ersten Christen unterschied sich kaum von der des Judentums. Ich sage darüber in dem vorerwähnten Buche:

„Immer und immer wieder zitieren die Evangelien Stellen aus den heiligen Büchern der Juden, um dadurch die messianische Mission Jesu zu beweisen. Sie lassen aber auch Jesus dagegen protestieren, daß er das jüdische Gesetz aufheben wolle. Es heißt im Evangelium des Matthäus 5, 17 (vgl. Lukas 16, 16):

‚Denket nicht, daß ich gekommen bin, das Gesetz oder die Propheten aufzulösen. Nicht aufzulösen bin ich gekommen, sondern zu erfüllen. Denn wahrlich, ich sage Euch, bis der Himmel und die Erde vergehen, soll auch nicht ein Jota oder ein Häkchen vom Gesetz vergehen, bis alles wird geschehen sein'." (Ursprung des Christentums, S. 411.)

Jesus protestiert also direkt gegen die Annahme, daß das, was er wolle, etwas ganz Neues sei. Er wolle nur das, was die richtigen frommen Juden der Vorzeit stets gewollt hatten.

Die an die Person Jesu als Messias anknüpfende Bewegung mußte schon eine bedeutende Kraft und einiges Selbstbewußtsein gewonnen haben, ehe sie zur Erkenntnis kam, daß sie etwas ganz Neues bedeute, ehe der Christus (die griechische Uebersetzung des hebräischen Wortes Messias, Meschiach, der Gesalbte) in ihrem Bewußtsein etwas anderes wurde, als der vom Judentum ersehnte Erlöser. Zu dieser Erkenntnis kamen die Christen erst, als Jesus nicht mehr unter ihnen weilte, falls er überhaupt jemals gelebt hat.

Und dieses Neue sollte als Jesu persönliche „Erleuchtung" in die Welt gekommen sein?

Mit Buddha mich eingehend zu beschäftigen hatte ich keine Gelegenheit. Aber so viel weiß ich doch über ihn, daß wir über ihn nichts Bestimmtes wissen.

So sagt Professor Lefmann:

„Wir müssen die Persönlichkeit Buddhas als eine namhaft überlieferte ansetzen, für die noch Namen ihres Geschlechtes und ihrer Entstehungsstatt als wahr und wirklich historisch eintreten. Sonst ist freilich das alles, was uns als Buddhaleben erzählt wird, Mythos und Legende." (Geschichte des alten Indien, Berlin 1890, S. 561.)

Auch T. W. Rhys Davids sagt über Gautama (Buddha), „daß wir sehr wenig über ihn wissen". (Der Buddhismus, aus dem Englischen übersetzt von A. Pfungst, Leipzig 1899, S. 13.)

Das ist gerade keine sehr solide Basis, um darauf die Bedeutung der Persönlichkeit und ihrer „Inspiration" für das Neue in der Geschichte zu begründen.

Aber was immer Buddha in Wirklichkeit getan und gelehrt haben mag, auf jeden Fall haben sich die Anhänger der nach ihm benannten Lehre nicht als Neuerer gefühlt:

„Der historische Buddha, der Gautama . . . . . soll der Darstellung (der alten Sanskrittexte) nach gelehrt haben, daß er nur einer aus der langen Reihe der Buddhas sei, die von Zeit zu Zeit in der Welt erscheinen und sämtlich dasselbe System lehren. Nach dem Tode eines jeden Buddha ist dessen Religion eine Zeitlang in Blüte und verfällt dann, bis sie schließlich in Vergessenheit gerät und Bosheit und Gewalt auf Erden herrschen. Alsdann wird die Welt allmählich wieder besser, bis endlich ein neuer Buddha erscheint, der aufs neue das verlorene Dharma oder die Wahrheit predigt." (Rhys-Davids, Der Buddhismus, S. 188.)

Nach dieser Geschichtsauffassung gibt es überhaupt nichts Neues in der Geschichte, sondern nur eine stete Wiederkehr desselben Kreislaufes.

Auf sichereren Boden als bei Buddha und Jesus stoßen wir bei Luther. Aber merkwürdig, je besser wir über einen Neuerer unterrichtet sind, je zuverlässiger die Zeugnisse über ihn und die Verhältnisse, in denen er lebte, um so weniger erscheint einer von ihnen, auch nicht der genialste, als einzig dastehende Persönlichkeit, als erste und einzige Quelle des Neuen, für das sie sich einsetzt. Luther ist nichts weniger als einzig in seiner Art. Schon mehr als ein Jahrhundert vor ihm gab es Neuerer, die in gleicher Richtung strebten, wie er. Groß ist die Zahl seiner Vorläufer und nicht minder groß die seiner Zeitgenossen, die in gleichem Sinne wie er wirkten. Die Uebereinstimmung unter ihnen wird erklärlich, wenn man sie zurückführt auf die neuen Anstöße und Bedingungen der Umwelt, in der sie alle lebten. Dagegen wird sie noch unbegreiflicher als die „Erleuchtung" selbst, wenn man das Neue in einer rein persönlichen Eingebung sucht. Oder sucht man die „Erleuchtung" des Einzelnen bloß in dem, was ihn von anderen Neuerern unterschied? Etwa in dem Streit zwischen Luther und Zwingli über die Anwesenheit des Leibes und Blutes Christi im Brote und Wein des heiligen Abendmahles? Es dürfte doch schwer fallen, auf dieses Besondere die von der Reformation ausgehende Entwicklung aufzubauen.

Für die Frage, die uns jetzt beschäftigt, ist es nun bemerkenswert, daß alle die Neuerer des Zeitalters, dem Luther entstammte, das Neue, das sie anstrebten, als etwas Altes betrachteten. Sie wollten von der Gegenwart weg, die sie bedrückte, zu einer besseren Zukunft. Aber sie sahen deren Ideale in der Vergangenheit: in der Antike oder in den Evangelien. Für die Humanisten kam die erstere, für Luther und die gesamten Reformatoren kamen namentlich die letzteren in Betracht. Sie glaubten, das, wozu die Zeitverhältnisse sie drängten, führe sie zurück in die Vergangenheit, stelle diese wieder her, das Urchristentum, die „reine Lehre Christi".

Obwohl sich seitdem längst gezeigt hat, daß das, was sie anstrebten, in Wirklichkeit etwas Anderes als das Urchristentum, daß es tatsächlich etwas Neues war, gibt es selbst heute noch viele fromme Protestanten, die das nicht einsehen und ihre geistige Stütze nicht in der Erkenntnis der Gegenwart, sondern im Studium der Evangelien suchen.

Noch weniger als die Reformation kann man die englische bürgerliche Revolution des 17. Jahrhunderts als das Produkt der „Inspiration" einer einzelnen gottbegnadeten Persönlichkeit betrachten.

Hier sind wir bereits gut genug unterrichtet, um den Zusammenhang des Neuen, das die Revolutionäre erstrebten, mit dem neuen sozialen Milieu, das sich in England gebildet hatte, klar zu sehen. Doch die Puritaner und sonstigen Vertreter des Neuen sahen ihn keineswegs klar.

Wie die Reformatoren beriefen sich auch die Revolutionäre des bürgerlichen England der Mitte des 17. Jahrhunderts nicht auf die Verhältnisse der Gegenwart, sondern auf die Bibel. Sie konnten das um so leichter tun, als diese kein einheitliches Werk darstellt, ihre einzelnen Teile den verschiedensten Zeiten entstammen, den verschiedensten Tendenzen dienen.

Die Evangelien wurden gebildet zu einer Zeit, als die kaiserliche Macht schon unwiderstehlich erschien. Sie lehrten: gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist.

Das paßte sehr gut zu den Tendenzen des aufkommenden landesfürstlichen Absolutismus, die Luther vertrat.

In England dagegen taten sich die Bürger, Bauern, Proletarier zusammen, um den fürstlichen Absolutismus zu stürzen oder doch einzuschränken. Für diese Tendenzen fanden sie keine Stütze im neuen Testament, wohl aber im alten, in dem die Priesterschaft der alten Juden alle Schuld am Untergang der Nation auf das Königtum schob. Es muß jedem guten Antisemiten das Herz im Leibe umdrehen, wie die so rein arischen Angelsachsen in den alten Juden ihr vollkommenstes Vorbild sahen, wie sie nur in altjüdischen Wendungen sprachen, ihren Kindern nur altjüdische Namen verliehen.

Das 18. Jahrhundert brachte dann einen glänzenden Aufschwung der Wissenschaften und die Zurückdrängung des kirchlichen Denkens. Die neuen Gedanken jenes Zeitalters erschienen nun als Ergebnisse des Fortschrittes der Vernunft, die Vorzeit wurde als ein Ergebnis der Barbarei und der Unvernunft betrachtet. Und doch konnten selbst die kühnsten Neuerer dieser Epoche der Stütze des Alten nicht entbehren. Allerdings wurde dafür weniger die religiöse Tradition in Anspruch genommen, obwohl in der französischen Revolution auch der Sansculotte Jesus eine gewisse Rolle spielte. Dafür wurde die Antike mehr hervorgeholt. Man erbaute sich an den Vorbildern der Republikaner des alten Griechenlands und namentlich an den Brutussen und Catonen Roms, die Könige verjagt und Despoten bekämpft und getötet hatten.

Die politischen Ideale Frankreichs jener Zeit waren von zweierlei Art. Auf der einen Seite der gemäßigte Fortschritt. Dieser suchte sein Ideal nicht in der Zukunft, sondern in der Gegenwart und nächsten Vergangenheit, aber nicht Frankreichs, sondern eines anderen Landes, in den Zuständen, die sich in England unter dem Einfluß seiner bürgerlichen Revolution und des Kompromisses, mit dem sie endete, herausgebildet hatten.

Ueber dieses Ideal, das Montesquieu aufstellte, ging weit hinaus Jean Jacques Rousseau, der Bürger der kleinen Republik Genf. Aber so revolutionär er für seine Zeit dachte, er ging dabei in seinem Ideal weiter zurück als selbst die Reformatoren gegangen waren: er predigte die Rückkehr zum Naturzustand.

Uebrigens auch der „reine Tor“, den Voltaire beschreibt, sein Candide, kommt am Schlusse seiner wechselvollen Laufbahn zu der Ueberzeugung, der Kleinbauer, der sein Land selbst besitzt und bebaut, das sei der einzig glückliche Mensch, hier liege die Lösung der Uebel dieser Welt. Das Buch schließt mit den Worten: „Wir müssen unseren Garten bebauen“. Das unterscheidet sich nicht sehr von der Rückkehr zum Naturzustand.

Allgemein setzten damals die Neuerer dem historischen Recht, das sie vorfanden, das Ideal eines neuen Rechtes entgegen, das den Bedürfnissen der neuen Zeit entsprach. Aber sie verfochten es nicht als neues Recht, sondern als das älteste Recht, das so alt sei wie die Menschheit selbst und zugleich mit ihr entstanden sei, als das „Naturrecht“ des Menschen, sein „Menschenrecht“.

Doch auch der Sozialismus suchte zunächst, als er im 19. Jahrhundert aufkam, aus den Uebeln der Zeit geboren, seine Stützen in der Vergangenheit. Entweder ebenfalls im Naturrecht oder im Christentum, natürlich nicht in dem, das er vorfand, sondern im Urchristentum. Nicht in dessen Servilität gegen die Obrigkeit, sondern in dessen Kommunismus.

So schrieb 1825 z. B. St. Simon in seiner Schrift über das von ihm propagierte „Neue Christentum“:

„Die neuen Christen müssen den gleichen Charakter aufzeigen und den gleichen Weg gehen, wie die Christen der Urkirche." (Neues Christentum, übersetzt v. Dr. F. Muckle, Leipzig 1911, S. 78.)

Die Schrift schließt mit den Worten:

„Fürsten, hört die Stimme Gottes, die aus meinem Munde zu Euch spricht: werdet wieder gute Christen, hört endlich auf, die Armeen, die Adeligen, die ketzerische Geistlichkeit und die verderbten Richter als Eure Hauptstützen zu betrachten; vereinigt Euch im Namen des Christentums und erfüllt alle die Pflichten, die es den Mächtigen auferlegt; wisset, daß es diesen befiehlt, alle Kräfte der möglichst raschen Steigerung des sozialen Glücks der Armen zu widmen!" (S. 85.)

Noch bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts waren solche Gedanken bei hervorragenden Sozialisten zu finden, z. B. bei Etienne Cabet.

Im Jahre 1853 schrieb er in seiner Zeitschrift „Der Kommunist" (zitiert von H. Lux in seinem Buche: „Etienne Cabet und der ikarische Kommunismus", Stuttgart 1894, S. 158):

„Der ikarische Kommunismus ist das Christentum, das Jesus Christus eingesetzt hat, in seiner ursprünglichen Reinheit; denn das Christentum ist das Prinzip der Bruderliebe, der Gleichheit, der Freiheit, der Assoziation und der Gütergemeinschaft. Die Ikarier sind wahre Christen, die Schüler, Nachfolger und Arbeiter Jesu, bemüht, mit Anwendung seines Evangeliums, seiner Lehre sein Reich Gottes, seinen neuen Staat, sein Paradies auf Erden zu verwirklichen."

Neben der Begründung des Sozialismus durch das Naturrecht oder durch das Christentum läuft noch seine Stützung durch Hinweise auf frühere Formen des Kommunismus, angestrebte oder verwirklichte, von Sparta und Plato an bis zum dörflichen Bodenkommunismus Rußlands.

Die sozialistische Bewegung des neunzehnten Jahrhunderts mußte aufgehört haben, etwas total Neues zu sein, sie mußte ein anerkanntes Stück der bestehenden Wirklichkeit geworden sein, ehe man daran ging, ihren Inhalt aus den Bedürfnissen der Gegenwart und nicht aus Formen der Vergangenheit abzuleiten.

Das geschah am vollkommensten durch Marx und Engels, die zeigten, daß das sozialistische Ideal notwendigerweise aus der kapitalistischen Entwicklung entspringt und diese die Bedingungen seiner Verwirklichung liefert. Sie haben diese Betrachtungsweise auf die ganze geschichtliche Entwicklung übertragen und so ihre materialistische Geschichtsauffassung begründet.

Wenn man ein Neues als n o t w e n d i g oder u n v e r m e i d l i c h erkennt, entfällt das Bedürfnis, es als in der Vergangenheit erprobt zu erweisen. Dieser letztere Nachweis wird sogar sinnlos, wenn das Neue als das notwendige Produkt gegenwärtiger Zustände erwiesen wird, die ihres Gleichen in der Vergangenheit nicht haben.

Ist aber eine neue soziale Idee etwas ganz Neues, nie und nirgends Erprobtes, dann muß sie in noch höherem Grade als die Idee des technischen Erfinders, der doch mit handgreiflichen, gut

bekannten, vielfach genau berechenbaren Elementen zu tun hat, sich darauf beschränken, uns bloß als Richtlinie zu dienen. Nicht als Darstellung der Form, die das Neue schließlich gewinnen wird. Diese kann nur aus der alltäglichen Praxis und deren Erfahrungen hervorgehen, die anknüpfen muß an das Wohlbekannte, an die Praxis von heute. Je besser wir diese erkennen, je besser ihre Gesetze und ihre Hilfsmittel, desto zweckmäßiger werden wir sie den neuen, von uns ebenfalls bereits genau erkannten Bedürfnissen anzupassen vermögen, desto weniger wird die Aera des Ueberganges vom Alten zum Neuen bezeichnet sein durch fehlgeschlagene Einrichtungen und Unternehmungen. Je mehr wir studieren, desto weniger brauchen wir zu probieren.

Nicht umsonst hat Marx seine ganze Kraft darauf verwendet, das Kapital von heute zu erforschen und es stets abgelehnt, „Rezepte für die Garküche der Zukunft" zu ersinnen. Er wußte, daß das kommende Neue nur so weit erkannt werden kann, als es „in den vorangehenden Elementen" bereits enthalten ist. Daß ein Neues als „in den vorangehenden Elementen noch nicht Enthaltenes", um mit Tröltsch zu reden, etwas Unfaßbares ist und weder unser Denken noch unser Tun bestimmen kann. Nicht durch verlockende Bilder des kommenden Neuen haben Marx und Engels soviel zur Kräftigung der sozialistischen Bewegung beigetragen, sondern durch ihre Erkenntnis der schon bestehenden Elemente des Neuen, auf deren Förderung und Erstarkung sie die Aufmerksamkeit der Sozialisten hinlenkten.

Indes, so groß auch die Selbstbeschränkung war, die Marx und Engels sich in ihren Auseinandersetzungen über die Formen der Zukunft auferlegten, so galt doch ihr ganzes Sinnen und Trachten dieser Zukunft, deren bereits vorhandene Elemente sie besser als irgendein anderer bisher erkannt hatten. Und wenn schon nicht über die Formen des Zieles, so mußten sie sich doch über die Formen des Weges dahin bestimmte Vorstellungen machen.

Und da finden wir, daß es auch für sie, solange nicht eine Fülle neuer Erfahrungen vorlag, unmöglich war, sich das kommende Neue anders zu malen, denn als die Wiederkehr von etwas Altem.

Zur Zeit der Abfassung des kommunistischen Manifestes stellten sie sich noch die kommende Revolution nach dem Muster der vergangenen großen Französischen Revolution vor. In meiner Einleitung zur siebenten Ausgabe des kommunistischen Manifestes (Berlin 1906, S. 9) sagte ich darüber:

„Sie erwarteten, die bevorstehende bürgerliche Revolution, die sie vor allem für Deutschland voraussahen, werde einen ähnlichen Gang gehen wie die englische Revolution des siebzehnten, die französische des achtzehnten Jahrhunderts. Sie werde in ihrem Beginn eine Erhebung der revolutionären Bourgeoisie gegen Absolutismus und Feudalismus sein, aber in ihrem Verlaufe würden die proletarischen Elemente immer mehr ihren Gegensatz zur Bourgeoisie erkennen und entwickeln, werde die Re-

volution immer mehr den Einfluß des Proletariats verstärken, dieses selbst in raschestem Tempo kräftigen und reifen."

Sie nahmen an, so wie die englische Revolution von 1640 und die französische von 1789 an sich immer mehr radikalisierten und den proletarischen Elementen immer mehr Einfluß verschafften, bis zur Katastrophe der Leveller 1649 und zum 9. Thermidor 1794, so werde es auch diesmal gehen, bloß mit dem Unterschiede, daß jetzt die Proletarier weiter entwickelt und die „Bedingungen der europäischen Zivilisation überhaupt fortgeschrittener" seien. So werde es diesmal nicht wieder zum schließlichen Zusammenbruch der proletarischen Elemente, sondern zu ihrem dauernden Siege kommen.

Diese Erwartung erfüllte sich bekanntlich nicht. Das Falsche an ihr war die Annahme, die kommende Revolution werde trotz „der fortgeschrittenen Bedingungen der europäischen Zivilisation" in ihren Anfängen und zwar mehrere Jahre hindurch den gleichen Verlauf nehmen, wie ihre Vorgänger in England und Frankreich.

Indes haben wir Sozialisten noch manches Jahrzehnt lang nach der Abfassung des Kommunistischen Manifests uns den Weg der proletarischen Revolution, die wir erwarteten, nach dem Vorbild der bürgerlichen Revolutionen vorgestellt. Erst mußte die Demokratie in den wichtigsten Staaten Europas einigermaßen befestigt sein und Wirkungen üben; mußte das Proletariat geistige und organisatorische Selbständigkeit gewonnen, und mußten wir zahlreiche neue Erfahrungen über die Konsequenzen der „fortgeschrittenen Bewegungen der europäischen Zivilisation" gesammelt haben, ehe wir soweit kamen, zu erkennen, daß der Weg des Proletariats zur politischen Macht und ökonomischen Befreiung anders verlaufe als der der bürgerlichen Revolutionen. Auch da kamen wir zur Erkenntnis des Neuen erst, als dessen Elemente schon reichlich vorhanden waren und genügend offen zu Tage lagen.

Die Neigung, Neues nicht aus neuen, bereits vorhandenen Elementen der Umwelt abzuleiten und damit zu begründen, sondern es als etwas Altes, schon längst von uns anerkanntes hinzustellen und damit zu rechtfertigen, ist selbst unter Marxisten immer noch zu finden.

Wohl hatte Marx schon 1852 die Neigung der Menschen verspottet, sich mit den Kostümen der Vorzeit zu drapieren, um dadurch der Mitwelt mehr zu imponieren.

Auf der ersten Seite seines „achtzehnten Brumaire" schrieb er:

„Die Tradition aller toten Geschlechter lastet wie ein Alp auf dem Gehirn der Lebenden. Und wenn sie eben damit beschäftigt scheinen, sich und die Dinge umzuwälzen, noch nicht Dagewesenes zu schaffen, gerade in solchen Epochen revolutionärer Krise beschwören sie ängstlich die Geister der Vergangenheit zu ihrem Dienste herauf, entlehnen ihnen Namen, Schlachtparole, Kostüme, um in dieser altehrwürdigen Verkleidung und mit dieser erborgten Sprache die neue Weltgeschichtsszene

aufzuführen. So maskierte sich Luther als Apostel Paulus, die Revolution von 1789—1814 drapierte sich abwechselnd als römische Republik und als römisches Kaisertum, und die Revolution von 1848 wußte nichts Besseres zu tun, als hier 1789, dort die revolutionäre Ueberlieferung von 1793—1795 zu parodieren."

Trotz dieses Hohnes gehen in unseren Tagen die Bolschewisten und ihre Anhänger in den verschiedensten Ländern wieder in ganz derselben Weise vor.

Der Lehre der Sozialdemokratie, die sie bis 1917 selbst anerkannt und propagiert hatten, setzen sie seitdem eine ganz neue Auffassung entgegen. Ob mit Recht oder Unrecht, haben wir an dieser Stelle nicht zu entscheiden. Was uns hier berührt, ist nur folgendes:

Sie begründen ihre ganz neue Lehre nicht mit den ganz absonderlichen Bedingungen, unter denen sie emporgekommen ist. Sondern wie Luther und seine Leute vermeinten, das, was sie anstrebten, sei die Rückkehr zum Urchristentum, das spätere Generationen verfälscht hätten, so behaupteten Lenin und seine Leute, das, was sie lehrten und praktizierten, sei nichts als der reine Urkommunismus des kommunistischen Manifestes, das in den Tagen des Novemberstaatsstreiches von 1917 gerade seinen siebzigsten Geburtstag feierte. Diesen Kommunismus hätte die Sozialdemokratie verfälscht. Manche der Jünger Lenins behaupten sogar, Marx und Engels hätten selbst später in den Wein des kommunistischen Manifestes Wasser hineingetan und ihn dadurch verwässert. Das ist freilich nichts anderes, als die Tatsache, daß Marx und Engels bei ihren Anfängen nicht stehen blieben, sondern später aus neuen Erfahrungen neue Erkenntnisse ableiteten.

Die heutigen Kommunisten stellen sich in Gegensatz zu der von Marx und Engels gebilligten Taktik der Sozialdemokratie ihrer Zeit. Aber die Bolschewiki meinen, die Lehre, die sie seit 1917 predigen, sei keine kühne Neuerung, sondern die Wiederkehr zur guten alten Zeit des Marxismus von 1847. Daneben berufen sie sich noch auf die Pariser Kommune von 1871 und den noch älteren Jakobinismus von 1793.

Dagegen fühlen sie sich allerdings gekränkt, wenn man auch die Spuren des Geistes der Blanqui, Weitling, Bakunin, Netschajeff bei ihnen entdeckt.

Alle diese Beispiele aus ältester und neuester Zeit bezeugen wohl deutlich, wie sich die Neuerer auf sozialem Gebiet von denen auf technischem dadurch unterscheiden, daß sie sich des Neuen in ihren Anschauungen anfänglich wenig bewußt sind und dazu neigen, das Neue als etwas Altes, entweder schon praktisch Erprobtes oder doch von einer anerkannten Autorität der Vergangenheit Befürwortetes erscheinen zu lassen.

Wir sehen dabei ganz davon ab, daß, wie das Handeln, so auch das Denken der Menschen stets an Vorhandenes anknüpfen muß, daß eine Neuerung nur in der Abänderung von bereits Vor-

handenem bestehen kann, daß es ein Neues auch in der Idee nicht gibt, dessen Elemente nicht schon vorhanden sind.

Aber woher stammt dann das Neue in der menschlichen Entwicklung?

Das Neue in der Entwicklung der pflanzlichen und tierischen Organismen stammt aus den Wandlungen ihrer Umwelt, der Natur.

Auch die Anfänge der menschlichen Technik müssen wir durch Wandlungen des Klimas und der Pflanzendecke erklären, die wieder auf Veränderungen der Oberfläche der Erde oder ihrer Stellung im Weltraum, auf Senkungen oder Hebungen des Bodens, Eiszeiten und ähnliche Erscheinungen zurückzuführen sind.

Wie aber die weitere Entwicklung der Technik erklären, die in historischer Zeit vor sich geht, einer Zeit, in der sich, wie wir ganz bestimmt wissen, die natürliche Umwelt im ganzen und großen nicht geändert hat?

Was hilft es uns, anzunehmen, daß die Entwicklung der Technik selbst in höheren Stadien und im letzten Grunde sogar die der sozialen Ideen auch nichts anderes sei, als eine fortschreitende Anpassung der Menschen an eine stetig sich wandelnde Umwelt? Kann eine Wandlung der Umwelt, die weder aus Wandlungen der Natur, noch aus spontanen Wandlungen des Geistes hervorgeht, etwas anders sein, als selbst etwas Uebernatürliches? Wenn wir aber schon ein übernatürliches Mysterium annehmen, dann schon lieber das des Geistes, den wir auf Schritt und Tritt als das Element beobachten, das die Umwelt bewegt, soweit nicht andere Naturkräfte sie in Bewegung setzen.

In der Tat, was ist damit gewonnen, wenn wir annehmen, daß das Neue in den technischen und sozialen Ideen nicht eine spontane Schöpfung des Menschenkopfes ist, sondern aus der Umwelt stammt, die durch neue Bedürfnisse den Anstoß zu ihnen gibt, durch neue Erfahrungen und Hilfsmittel neue Möglichkeiten schafft, den neuen Bedürfnissen auf neuen Wegen gerecht zu werden? Das Problem des Neuen in den Ideen ist damit nicht gelöst, sondern nur verschoben, nach einer Seite hin, wo es noch unlösbarer erscheint.

Solange wir nicht zu zeigen vermögen, wie ohne Aenderung der Natur Neues in die Umwelt des Menschen zu kommen vermag, das nicht früher schon als Idee in seinem Kopfe auftrat, so lange stehen wir hier vor einem ungelösten Rätsel.

Vierzehntes Kapitel.

Vorteile des Bodenreichtums.

Wir sind von der Steinzeit mit wenigen raschen Sprüngen bis zum Bolschewismus vorgedrungen. Nun müssen wir wieder zur Steinzeit zurück, und zwar zu ihren Anfängen.

Der Mensch betrat die Bahn seiner Höherentwicklung aus dem Affenstadium damals, als eine neue Umgebung in ihm die Fähigkeit höher entwickelte, Gegenstände der Natur, die er in ihr fand, als Hilfsmittel in seinem Kampf ums Dasein zu benutzen, und als dieselbe neue Umgebung ihn drängte, seine erworbenen Fähigkeiten derartig anzuwenden.

Zwei Faktoren waren also dazu notwendig. Einmal die notwendigen Fähigkeiten, vor allem des Geistes und der Hand, und das Vorhandensein der notwendigen Hilfsmittel. Ohne diese nutzten jene nichts.

Nun ist aber die Beschaffenheit des Bodens auf der Erdoberfläche sehr verschiedener Art. Nicht überall trägt er dieselben Pflanzen und dieselben Mineralien. Zu den ersten Hilfsmitteln, die der Mensch zu benutzen lernte, gehörten besonders geformte Steine. Diese sind keineswegs überall zu finden. Es gibt Gegenden ganz ohne Steine oder nur mit Steinen, die als Werkzeuge absolut nicht zu gebrauchen sind. Diejenigen, die als primitive Werkzeuge am ehesten verwendbar waren und mitunter schon von Natur aus dazu geeignete Formen erlangt hatten, die Feuersteine, sind keineswegs gleichmäßig über die ganze Erde verbreitet. Sie finden sich nur in der weißen Kreide und in Ablagerungen, die von ihren Zersetzungsprodukten herrühren.

Es ist klar, daß Menschen in Gegenden, in denen Feuerstein häufig war, viel eher dazu kommen konnten, Werkzeuge und Waffen anzuwenden und dadurch ihren Kampf ums Dasein zu erleichtern, aber auch neue Erfahrungen zu sammeln, als Menschen in anderen Gegenden, auch wenn die letzteren weder an Denkfähigkeit noch an manueller Geschicklichkeit rückständig waren.

Zu diesem Unterschied zwischen den Menschen verschiedener Gegenden mußte sich noch ein anderer gesellen. Bei einer gewissen Höhe der Fähigkeiten und unter einem bestimmten Drang der äußeren Umstände sahen sich die Menschen überall veranlaßt, sich nach Hilfsmitteln in der Natur umzusehen, die sie für ihre Zwecke heranziehen konnten. Es hing von der Eigenart der Umgebung ab, auf welche Hilfsmittel sie dabei gerieten. In manchen Gegenden, wie in Mexiko oder den Admiralitätsinseln findet man den Obsidian, ein vulkanisches Glas, dessen scharfe und spitzige Scherben in ähnlicher Weise zu benutzen sind wie zerschlagene Feuersteinknollen.

An den Ufern von Gewässern, namentlich an Meeresküsten, kann man auch Muscheln oder harte und scharfe oder spitzige Ueberreste von Fischen, Gräten und Zähne finden, die als Werkzeuge zu verwenden sind.

Je nach dem verschiedenen Charakter der Gegenden, in denen die Menschen leben, müssen sich aber nicht nur die Materialien ihrer Werkzeuge und diese selbst, sondern auch deren Anwendungsarten verschieden gestalten. Immer mehr differenziert sich

die Menschheit, zunächst in Jäger, Landbauer, Fischer, Viehzüchter.

Nicht etwa, daß es jemals ein Volk gegeben hätte, das allein von Landbau oder der Jagd, der Fischerei oder der Viehzucht gelebt hätte.

Von Anfang an lebt der Mensch von Vegetabilien, von Früchten des Bodens, den er durchwühlt und schließlich auch zu bebauen lernt. Es gibt kaum ein Volk, das ohne Pflanzenkost lebt. Von der Umgebung, in die er gerät, hängt es dann ab, ob er daneben mehr die Jägerei oder die Fischerei entwickelt. Aber das eine schließt keineswegs das andere aus. Endlich finden wir das Halten zahmer Tiere schon auf frühen Kulturstufen neben Landbau, Jagd und Fischerei sehr verbreitet.

K. v. d. Steinen sagt z. B. von den Naturvölkern Brasiliens, die er besuchte:

„Wollen wir das Schema Fischer und Jäger oder Ackerbauer anwenden, so müssen wir bei unseren Eingeborenen ein Mischverhältnis feststellen. Die Jagd auf Säugetiere trat bei den seßhaften Anwohnern des Flusses von selbst gegen den Fischfang zurück . . . . .

Geistig . . . . . lebten die Schingu-Indianer trotz eines intensiven Feldbaues noch im vollen, echten Jägerstadium . . . . .

Auf der anderen Seite ist es Tatsache, daß die Erzeugnisse des Feldbaues — ausgenommen bei den Trumai — seit undenklichen Zeiten im Besitz unserer Indianer sind." (Unter den Naturvölkern Zentralbrasiliens, S. 193, 194.)

Früh finden wir neben diesen Mitteln der Nahrungsgewinnung auch die Zähmung von Tieren, zunächst nur als Spielgenossen und Kameraden.

„Die Tierwelt, wenn auch durch eine tiefe Kluft getrennt vom Menschen, wie er heute ist, umschließt in ihren sanfteren, bildsameren Gliedern diejenigen Naturerzeugnisse, die er in der außermenschlichen Natur sich selbst am ähnlichsten findet, mit denen er sich daher am liebsten gesellt. Bekannt ist die große Vorliebe, mit der südamerikanische Naturvölker, auch die Dajaken, Nilneger u. a., sich mit Tieren der verschiedensten Art umgeben, die sie zähmen. Pöppig nennt sie Meister in der Kunst der Zähmung, hebt aber besonders hervor, daß sie dieselbe am liebsten Affen, Papageien und anderen Spielgenossen angedeihen lassen. Mit solchen Tieren sind ihre Hütten angefüllt. Wir hören ähnliches von den Njam-Njam und Monbuttu. Ueberhaupt ist anzunehmen, daß der mächtige Geselligkeitstrieb des Menschen beim ersten folgenreichen Schritt zur Gewinnung von Haustieren mächtiger wirkte als die Rücksicht auf den Nutzen, der erst später sich zeigen mochte . . . . . Eine gewisse Tierfreundschaft verbindet auch auf höheren Stufen der Kultur noch immer den Hirten mit den Gliedern seiner Herde, die seinem Herzen fast näher stehen als die Glieder seiner Familie." (Fr. Ratzel, Völkerkunde I., Einleitung, S. 57, 58.)

Bei einigermaßen entwickelter Technik findet man fast immer alle die vier Arten der Gewinnung des Lebensunterhaltes nebeneinander vor. Nur in den extremsten Fällen fehlt manche von ihnen ganz.

Auch die Grönländer sammeln in der Sommerzeit die dürftige vegetabilische Nahrung, die in den höchsten Breiten noch ihr Leben zu fristen vermag. Sie fehlt nirgends vollständig, wo Menschen leben.

„Südgrönland, südlich von der letzten Ansiedlung Upernavik, hat noch 320 Gefäßpflanzen oder Phanerogamen, während das Land nördlich von hier nur noch ungefähr den siebenten Teil dieser Zahl umschließt. In Thank God Harbour (81 Grad 37′ nördl. Breite) fand die Polarexpedition nur noch 17 Phanerogamen, drei Moose und drei Flechten. Aber die Artenarmut schließt eine üppige Vegetation, wie Greely sie in Grinnell-land nachwies, nicht aus." (Ratzel, Völkerkunde II., S. 716.)

Andererseits haben die Grönländer ihre Hunde, andere arktische Völker ihre Renntiere.

Der Fischfang fehlt natürlich vollständig bei Völkern, die dürre Steppen bewohnen.

Vielfach findet man, wie gesagt, alle vier Arten der Gewinnung des Lebensunterhaltes nebeneinander vor. Jedoch in sehr verschiedenen Graden der Mischung. Nach dem jeweilig vorherrschenden Erwerbszweig wird dann ein Volk zu den Jägern, Fischern, Ackerbauern, Hirten gezählt. Welcher der genannten Zweige der Beschaffung der Lebensmittel in jedem Falle überwiegt, welche weniger Bedeutung haben, das hängt weit weniger von der Kulturhöhe des Volkes ab, als von der Natur der Gegend, die es bewohnt.

So bedingt diese nicht nur die Art der Werkzeuge, die es anwendet, sondern auch die Zwecke, zu denen sie angewendet werden — und damit die Lebensweise, die Gewohnheiten, den Charakter, die Fertigkeiten und Erfahrungen, also das Wissen und die Anschauungen des Volkes.

Schon früh macht sich derart eine Differenzierung zwischen den verschiedenen Völkern bemerkbar.

Und bereits am Beginne der Anwendung von Werkzeugen finden wir Monopole mancher Völker auf den Besitz von Materialien, die unentbehrlich sind für die bei dem jeweiligen Stande der Erkenntnis und der Fähigkeiten gegebene Technik. Ohne diese Materialien ist es unmöglich, die Technik zur Anwendung zu bringen.

So zeigt sich bereits am Anfang der Kultur der Unterschied zwischen privilegierten und benachteiligten, vom Genusse der Kulturgüter ausgeschlossenen Völkern. Es ist nicht erst der Kapitalismus, der diese Unterschiede schafft. Es war zunächst die Natur mit ihren Verschiedenheiten, die solche Monopole schuf. Und auch heute gibt es noch sehr wichtige Monopole, die von Natur aus bestehen, wenn auch ihre Art gewechselt hat. Es sind nicht mehr Lager von Feuerstein, sondern von Kohle, Eisenerz, Petroleum, Gold, die ihren Besitzern eine privilegierte Monopolmacht verschaffen. Und heute können diese Besitzer einzelne

Magnaten sein, in der Vorzeit waren es stets ganze Völker, die sich des Monopols erfreuten.

Wie heute, erzeugte aber auch schon in seinen Anfängen das Monopol ein Streben, es zu überwinden.

Wohl war in den Anfängen der Kultur jeder Volksstamm autark, das heißt, er genügte sich selbst, gewann alles selbst, was er brauchte. Und jeder sprach seine eigene Sprache. Aber dennoch dürfen wir uns nicht vorstellen, als sei die Abschließung der einzelnen Gemeinwesen voneinander hermetisch gewesen.

Die Bevölkerung war damals freilich dünn, jeder Stamm beschränkte sich in der Regel, wenn auch nicht auf einen bestimmten Wohnsitz, so doch auf ein bestimmtes Revier, innerhalb dessen er herumzog, und das oft durch einen breiten Gürtel undurchdringlichen Waldes oder einen Bergzug oder eine Wüste von dem Nachbarrevier getrennt war.

Aber immerhin waren die Menschen damals nicht an die Scholle gebunden. Wurden die Zustände im eigenen Revier unerträglich, etwa durch eine Wildseuche oder durch Dürre usw., so hatte man die Möglichkeit, allen Schwierigkeiten zum Trotz in ein Nachbarrevier zu wandern und sich dort festzusetzen, mit Güte oder Gewalt, dauernd oder vorübergehend.

Dabei waren die Sprachen der verschiedenen Stämme einer Gegend wohl verschieden, aber, da unter übereinstimmenden Verhältnissen entstanden, doch in vielem übereinstimmend, was man heute als „verwandt" bezeichnet, weil man annimmt, die Uebereinstimmung könne nur auf der Abstammung von einer gemeinsamen Ursprache beruhen. Sie sind einander so ähnlich, daß man sie als Dialekte bezeichnen könnte, wenn diese Bezeichnung nicht eine Schriftsprache voraussetzte, von der sich die nicht geschriebene Sprache des Volkes als Dialekt unterscheidet. Natürlich waren die Dialekte vor der Schriftsprache da und diese ist nichts anderes als einer der Dialekte, der durch die Gunst historischer Umstände dazu gelangte, zur Stellung einer allgemein anerkannten Schriftsprache aufzusteigen und als solche fixiert zu werden.

Die Dialekte waren verschieden genug, um zwischen den Völkern, die sie sprachen, das Gefühl der Getrenntheit und Fremdheit aufkommen zu lassen, aber doch nicht so verschieden, um jede Verständigung auszuschließen, namentlich wenn mit der mehr internationalen Geberdensprache nachgeholfen wurde. Mit letzterer vermochte man sich zur Not sogar mit Leuten zu verständigen, die einer ganz anderen Sprachfamilie angehörten, wenigstens in Fällen, wo nicht abstrakte Begriffe, sondern handgreifliche Gegenstände in Frage kamen.

So sind die einzelnen Stämme der menschlichen Vorzeit wohl nie ohne allen Verkehr mit ihren Nachbarn, ohne jegliche Beziehung zu ihnen gewesen. Es waren Beziehungen der ver-

schiedensten Art, feindselige und freundschaftliche, doch dürfte man die letzteren in der Regel vorgezogen haben, da sie keine Opfer erheischen und ohne besonderen Kräfteaufwand möglich sind.

Diese Beziehungen müssen dahin geführt haben, daß die Kenntnis von Werkzeugen und Methoden der Produktion wie des Kampfes keineswegs das Monopol der Stämme blieb, auf deren Gebiet die Vorbedingungen dieser Werkzeuge und Methoden allein zu finden waren. Sobald die Nachbarn von ihrem Vorhandensein erfuhren und ihre Vorteile aus Anzeichen und Proben der verschiedenen Art kennenlernten, fühlten sie sich gedrängt, ihrerseits ebenfalls in den Besitz dieser Hilfsmittel zu kommen, was wieder auf den zwei Wegen der feindseligen Gewalttat oder der friedlichen Verständigung möglich war, entweder durch Raub und Eroberung oder durch freundschaftlichen Tausch. Auch da wird die erste Methode zumeist die seltenere, die zweite die öfter angewandte gewesen sein.

So zahlreich die Kriege schon in der Vorzeit waren, so finden wir doch daneben schon frühzeitig Anzeichen eines regelmäßigen Tauschhandels, allerdings nur eines solchen zwischen einzelnen Gemeinwesen. Die menschliche Entwicklung muß eine bedeutende Höhe erreicht haben, ehe der individuelle Kaufmann auftritt.

Was mag man wohl für Materialien und Werkzeuge den von der Natur bevorzugten Stämmen als Tauschobjekte hingegeben haben? Jeder Stamm war autark, gewann alles für des Lebens Notdurft Erforderliche selbst, das er brauchte. Auch waren Methoden der Konservierung von Lebensmitteln anfänglich kaum bekannt und die meisten Lebensmittel viel zu umfangreich und gewichtig, um weit befördert werden zu können bei den primitiven Transportmitteln der Vorzeit, die meist nur in den Schultern der Transportierenden bestanden, wie heute noch in Innerafrika dort, wo keine Eisenbahn hingedrungen ist. Am ehesten eigneten sich zum Tausch Mittel des Luxus, z. B. des Schmuckes, die vielfach von geringem Gewicht und Umfang im Verhältnisse zu ihrem Werte waren, nicht leicht verdarben, und an denen man, gerade weil sie dem Luxus, das heißt, dem Ueberflüssigen dienten, nie zu viel haben konnte, während man vom Notwendigen stets nur ein bestimmtes Quantum braucht.

Wir haben schon oben darauf hingewiesen, daß nicht umsonst schließlich das Gold zur universellen Tauschware wurde, die jeder nahm, also zu Geld: ein Material, das zu praktischen Zwecken des Alltags ehedem ganz nutzlos war und es auch heute noch in hohem Grade ist, trotz Goldplomben und goldenen Taschenuhren. Glänzende Metalle und Steine — Edelsteine —, schöne Muscheln und Korallen, auffallende Federn, in höheren Breiten auch feine Pelze dürften die ersten Tauschmittel zur

Hingabe gegen Werkzeuge und notwendige Materialien verschiedener Art gewesen sein. Daneben mancherlei Genußmittel, die nicht überall zu finden waren, vor allem Salz, doch auch manche Gewürze.

Später gesellten sich dazu Produkte besonderer Kunstfertigkeit.

Daß dieser Art die ersten Tauschmittel waren, darauf deuten die Beobachtungen bei heute noch bestehenden Naturvölkern hin. So bemerkt Ratzel in der Einleitung zu seiner „Völkerkunde" (S. 71):

„Eine praktische Konsequenz der Luxusneigungen mitten im Elend (! K.) ist die Beschränkung des Handels mit den Naturvölkern auf eine geringe Summe von Gegenständen, deren Mannigfaltigkeit fast ganz innerhalb der Grenzen des Schmuck- und Spielzweckes und des sinnlichen Genusses liegt. Sehen wir von den einigermaßen zivilisierten Bewohnern der Küsten und der europäischen Kolonien in Afrika ab, so bleiben hier als wichtige Gegenstände des Handels mit den Eingeborenen Perlen, Messingdraht, messingene und eiserne Ringe, Branntwein, Tabak."

Daneben nennt Ratzel nur noch Baumwollzeuge und Feuergewehre, die für die Urzeit natürlich nicht in Betracht kommen.

Unmittelbar vorher (S. 68) bemerkt er:

„Zum Gelde eignet sich stets etwas Wertvolles und doch nicht Notwendiges, und dies ist der Schmuck. Daher die weite Verbreitung von Wertzeichen, die gleichzeitig als Schmuck dienen können: Kauri-, Dentalium- und andere Muscheln, Pottwalzähne, Eisen- und Kupferringe, durchbohrte Münzen. Silber- und Goldwährung sind diesem Boden entwachsen."

Neben diesen Materialien wären noch andere, bloß dem Schmuck dienende zu erwähnen, die frühzeitig einen vielbegehrten Handelsartikel ausmachten, wie z. B. der Bernstein. Man findet Bernstein, der von der Ostsee kam, bereits in steinzeitlichen Pfahlbauten Südeuropas. Er wird durch Tauschhandel dahin gelangt sein.

Ebenso wichtig, wie die Fundstätten von Materialien für Werkzeuge, werden für den technischen Fortschritt die Fundstätten von Materialien des Luxus, die im Tausch gegen nützliche technische Hilfsmittel hingegeben werden können.

Völker, die weder über das eine noch das andere verfügen, sind schlecht daran und bleiben in der technischen Entwicklung weit hinter den Besitzern reicher begabten Bodens zurück, wenn sie nicht etwa so viel kriegerische Kraft besitzen sollten, daß sie mit Gewalt nehmen können, wofür sie keine Tauschmittel besitzen, was stets ein Ausnahmsfall bleiben wird. Denn nur die Stärksten werden sich im Besitze der von der Natur begünstigten Gebiete behaupten können. Und sie werden, da sie von vornherein über die besten Waffen verfügen, jeden Ansturm weniger gut gerüsteter Stämme abwehren können.

Je wichtiger für den Produktionsprozeß die durch Tausch bewirkte Verbreitung technischer Hilfsmittel von den Fundorten ihrer Materialien aus über weitere Gebiete wird, um so wichtiger wird neben dem Bodenreichtum noch eine andere Naturgabe: die Verkehrslage.

Fünfzehntes Kapitel.

Vorteile der geographischen Lage.

Die geographische Lage kann noch wichtiger werden als der Besitz von Fundstätten nützlicher Materialien. Denn die Verfügung über ein bestimmtes Material ermöglicht doch nur die Herstellung und Anwendung von Hilfsmitteln aus diesem einen Material. Durch den Tauschhandel kann man dagegen mit den verschiedensten Fundstätten verschiedenster Materialien in Beziehung treten und so eine bedeutende Mannigfaltigkeit der Hilfsmittel erreichen, die man anwendet.

Eine geographische Lage, die den Verkehr nach mehreren Seiten hin begünstigt, kann daher die Entwicklung eines Volkes ungemein fördern. Dagegen wird es zu einer Rückständigkeit verdammt, die hoffnungslos werden kann, wenn seine Lage es abschneidet vom internationalen Verkehr. Das war z. B. der Fall bei den Australiern, und innerhalb der Australier wieder bei den Bewohnern der Insel Tasmanien. Die Bewohner des australischen Festlandes waren wohl von der übrigen Welt abgeschnitten, bis die Europäer sie entdeckten. Indes lebten die Bewohner des Nordens unter anderen Verhältnissen als die des Inneren, die des Südens unter anderen als die der Küste. Da konnten doch die einen den anderen etwas mitteilen. Dagegen waren bei der Unfähigkeit der Australier, größere Wasserflächen mit den technischen Hilfsmitteln zu überschreiten, über die sie geboten, die Tasmanier vom Festland ganz abgeschnitten, von dem sie vielleicht zu einer Zeit gekommen waren, als Tasmanien noch eine Halbinsel des Festlandes war, die später durch Einsinken der Verbindungsbrücke zu einer völligen Insel wurde.

Die heute völlig ausgestorbenen Ureinwohner Tasmaniens waren technisch die rückständigsten Bewohner des australischen Erdteiles.

Sie waren ganz nackt und trugen keinerlei Schmuck. Ebenso wie den Australiern fehlten ihnen noch Bogen und Pfeile. Sie kannten aber nicht einmal den Bumerang und das Wurfbrett ihrer australischen Nachbarn. Ihre „Wohnungen" bestanden entweder aus Windschirmen, die aus Baumzweigen zusammengeflochten waren, oder aus hohlen Bäumen. Nur selten flochten sie die Zweige von Bäumen zu halbkugelförmigen Hütten zusammen.

Sie waren mit dem Feuer wohlvertraut, verstanden aber nicht, es zu entzünden.

Daß der Tauschverkehr schon in der Frühzeit der Technik eingesetzt haben muß, wird dadurch bezeugt, daß man Werkzeuge und Waffen aus bestimmten Steinarten in Gegenden findet, wo das Material weit und breit nicht vorkommt.

Peschel sagte bereits darüber:

„Wir wollen daran erinnern, daß der Handel schon zu den Zeiten vorhanden war, bis zu denen wir die ältesten Spuren unseres Geschlechtes zu verfolgen vermögen. Durch Tausch allein können die Bewohner der Höhlen des Périgord[1]) zur Renntierzeit in den Besitz von Bergkristallen, atlantischen Muscheln und von Hörnern der polnischen Saigaantilopen gelangt sein. Wenn in alten Gräbern östlich vom Mississippi Obsidianscherben hin und wieder angetroffen werden, so gelangten sie an den Fundort durch Tausch entweder von Mexiko oder vom Snakeriver, einem Nebengewässer des Columbia, westlich von den Felsengebirgen . . . . . In Südamerika bildete das Pfeilgift oder Curare, dessen Zubereitung nur wenige Horden verstanden, einen kostbaren Handelsgegenstand unter den Amazonasindianern, und die Anwohner des Napo mußten dreimonatliche Bootfahrten unternehmen, um es sich zu verschaffen.“ (Völkerkunde, S. 217.)

Aehnliches hat v. d. Steinen noch am Ende des vorigen Jahrhunderts bei den Naturvölkern Zentralbrasiliens beobachten können (vergl. sein Buch darüber, S. 196):

„Es trifft gewiß zu, daß ihre schwierigsten Leistungen — Waldlichten, Häuserbauen, Kanubauen, Verfertigen von Schemeln und dergleichen — dem Steinbeil zukommen. Allein die verschiedenen Stämme waren ganz abhängig von e i n e r Fundstätte, die im Besitze der Trumai war. Weder Bakairi noch Nahuqua noch Mehinaku nebst Verwandten noch Aueto noch Kamayura hatten Steinbeile eigener Arbeit. Ihr Sandstein eignete sich nicht zu Beilen. Genau ein gleiches habe ich von der früheren Zeit der zahmen Bakairi des Paranatinga auszusagen: in diesem Gebiet hatten die Kuyabi das Monopol der Steinbeile; die benachbarten Bakairi mußten sie sich von ihnen, ihren späteren Todfeinden beschaffen. Die Stämme des Batovy, Kulisehu und Kuluene erhielten ihre Steinbeile von den Trumai . . . . . Das Steinbeil tritt uns hier also als ein Einfuhrartikel entgegen.“

Das Material dieser Beile war nicht Feuerstein, sondern Diabas, ein Mineral vulkanischen Ursprunges.

F. Somlo hat ein eigenes Buch dem „Güterverkehr in der Urgesellschaft“ (Brüssel-Leipzig, 1909) gewidmet, wo er ungemein viel Tatsachen darüber zusammenträgt. Nur einige bezeichnende seien hier noch vorgeführt:

„Einer der allerältesten Tauschartikel im Stammesverkehr der Urvölker ist der Stein als Werkzeugmaterial. Ueber diese geradezu typischen Tauschgeschäfte sind wir bezüglich Australiens heute bereits vorzüglich unterrichtet.

---

[1]) Südwestliches Frankreich. K.

Den harten Grünstein, der als Material der Steinbeile geschätzt wird, schleppen die Eingeborenen Hunderte von Meilen weit. Sie erhalten ihn von anderen Stämmen für geschätzte Produkte ihrer eigenen Distrikte, wie roten Ocker zum Bemalen des Körpers . . . . .

In früheren Zeiten haben die Bewohner des Murray und Goulburn große Bündel von Speeren für Grünstein (Diorit) eingetauscht, den sie aus einem Steinbruch bei Mount William gewannen. Die Steine wurden von den Männern in ihren Opossumfellen heimgeschleppt. Der Steinbruch ist ausgedehnt, und Hunderte von Tonnen Steins sind ihm entnommen worden." (S. 18.)

„Der Tausch geschieht auch hier, wie das für andere primitive Völkerschaften bekannt ist, von Stamm zu Stamm. So macht z. B. die eiserne Axt, die seit der Ankunft des weißen Mannes die steinerne rasch verdrängte, den Weg von Stamm zu Stamm, bis in die entlegensten Gegenden, deren Eingeborene noch nie einen Weißen zu Gesicht bekommen haben." (S. 22.)

Endlich sei hier noch auf Ernst Mach hingewiesen, der 1915 in seiner Schrift über „Kultur und Mechanik", S. 62 bemerkt:

„Die steinzeitlichen Bewohner kannten nachweislich die Unterschiede von Feuersteinen verschiedener Fundorte, den frischen und den alten Bruch, je nachdem der Stein längere oder kürzere Zeit an der Luft lagerte. In Nordamerika hat vielfach ein sehr ausgedehnter Handel mit Halbfabrikaten stattgefunden, ebenso in Spanien, und es ist sogar wahrscheinlich, daß um die hochbewerteten Lande mit guten Feuersteinen Kämpfe stattgefunden haben, ähnlich wie später um den Gewinn von Salz und Bernstein. Zentren für den Handel mit Feuersteinen längs der Flußtäler sind in Europa, Amerika und Aegypten bekannt. Man bezeichnet die Bourgogne als die alte Handelskapitale von Frankreich, als das Paris des Neolithikums[1])."

An den Fundstellen guten Steinmaterials entwickelte sich eine rege Tätigkeit der Herstellung von Werkzeugen und Waffen. Man hat ausgedehnte Werkplätze dieser Art entdeckt.

So berichtet Lubbock:

„Für die Herstellung von Feuersteinwerkzeugen war es von großem Wert, gute, leicht zu bearbeitende, von Sprüngen und Rissen freie Feuersteine zu erhalten. Daher waren in alten Zeiten die Gegenden, deren Steine diese Bedingungen erfüllten, besonders gesucht, und ganze Distrikte wurden von diesen Lokalitäten aus versorgt. In Frankreich, halbwegs zwischen Tours und Poitiers bei Pressigny le Grand, entdeckte Dr. Laveille einen solchen besonders merkwürdigen Werkplatz. Es gibt nämlich in der dortigen Gegend einen Ueberfluß an guten Feuersteinen von einer honigartigen Farbe und gleichmäßigem, obwohl grobem Korn. Diese Sorte war in der Vorzeit sehr beliebt. Die Felder sind mit Kernsteinen, Spänen usw. bedeckt, und hier angefertigte Werkzeuge, die durch ihre eigentümliche Farbe leicht kenntlich sind, finden sich in verschiedenen Gegenden Frankreichs, ja, wie es scheint, sogar in Belgien." (Die vorgeschichtliche Zeit I., S. 77.)

Ebenfalls in Südfrankreich, im Tal der Vèzere, legte ein halbes Jahrhundert nach Lubbock O. Hauser eine Feuerstein-

---

[1]) Der jüngeren Steinzeit. K.

werkstätte bloß, die mit einem Werkplatz zur Bearbeitung von Knochen verbunden war. Man fand dort auch künstlerische Darstellungen. (O. Hauser, Der Mensch vor 100 000 Jahren, S. 38 usf.)

Somlo berichtet:

„Die besten Messer werden in Zentralaustralien in den nördlichsten Stämmen bei den Tjingillis und den Warramungas gemacht. Und eben an der nördlichen Grenze des Warramungasgebietes gibt es einen besonderen Steinbruch, der viele Jahre hindurch benutzt worden sein muß. Die Erde ist ringsum mit zahllosen Splittern bedeckt, die in Mengen von Quarzklumpen abgehauen wurden. Auf jeden brauchbaren Splitter entfällt eine Menge unbrauchbarer. Uebung in der Arbeit ist zwar wichtig, und es gibt Eingeborene, die mit mehr Erfolg arbeiten als andere, doch ist die Verfertigung eines guten Messers mehr weniger Sache des Zufalls, und die zahllose Menge der verschmähten Stücke beweist, wie lange es dauert, bis ein brauchbares Stück abgehauen wird." (Der Güterverkehr, S. 23, 24.)

Somlo zitiert dann weiter von Spencer und Gillen, auf die er sich hier vorzugsweise stützt, den Satz:

„Es ist für diese Völker des Innern überraschend, daß die Bewohner besonderer Gebiete als Hersteller von besonderen Formen von Waffen und Werkzeugen berühmt sind, und daß dies durchaus nicht ganz davon abhängt, ob das entsprechende Material allein in den betreffenden Gebieten zu finden ist."

Das ist sicher bemerkenswert, aber die beiden Autoren überschreiten doch die Grenzen des Wahrscheinlichen, wenn sie von dieser Arbeitsteilung meinen:

„Dieselbe scheint im allgemeinen unabhängig vom Vorkommen des erforderlichen Materials in der betreffenden Gegend zu sein."

Das Vorkommen eines bestimmten Materials in einer bestimmten Gegend braucht nicht notwendigerweise seine industrielle Verwertung nach sich zu ziehen. Aber bei primitiven Verhältnissen kann doch unmöglich die Anwendung eines Materials und besondere Uebung in seiner Verarbeitung in einer Gegend aufkommen, in der es nicht gefunden wird. Durch Wanderungen mag ein Stamm dieser Gegend in eine andere verschlagen werden, in der er wohl seine erworbene Geschicklichkeit mit sich bringt, nicht aber das Material, um sie an ihm auszuüben. Der Verkehr muß schon gut entwickelt sein, wenn er sich dann das erforderliche Material, das weit schwerer transportabel ist, als das fertige Produkt, durch Tausch verschafft. Am wenigsten wahrscheinlich ist es, daß ein Stamm dieser Art nicht nur Produkte für den eigenen Bedarf, sondern auch für den Austausch erzeugt.

Dagegen liegt es nahe, daß sich an den Fundstellen guten und reichlichen Materials bereits eine gewisse ständige Produktion von Werkzeugen, Waffen, Schmuckgegenständen entwickelte, die von vornherein darauf angelegt war, nicht bloß dem eigenen Bedarf, sondern auch dem Austausch zu dienen.

Indessen diente der Verkehr zwischen den Stämmen nicht bloß dem Austausch von Werkzeugen, Waffen und Schmuck. Er konnte noch wichtiger werden durch den Austausch von Kenntnissen und von Methoden nicht bloß des Produzierens von Dingen, sondern auch des Produzierens von Gedanken, der Zusammenfassung beobachteter und überlieferter Zusammenhänge zu höheren, widerspruchslosen Zusammenhängen.

Eben so sehr wie die Mitteilung fremder Technik, ist die Mitteilung fremder Erfahrungen und durch sie angeregter Gedanken ein Mittel der Entwicklung der Menschheit. Es ist dies einer der Punkte, in denen sich der Mensch über das Tier erhebt. Bei diesem kann nur der Jüngere, Unerfahrene von Aelteren, Mehrerfahrenen lernen. Nicht aber der Erwachsene, Alterfahrene von einem anderen gleicher Art. Denn sie alle leben unter den gleichen Bedingungen, verfügen über die gleichen Organe, machen daher die gleichen Erfahrungen.

In den Anfängen der Kultur, solange es keine Arbeitsteilung zwischen den Erwachsenen des gleichen Geschlechts innerhalb eines Gemeinwesens gibt, kann auch der erwachsene, vollerfahrene Mensch von seinen Genossen nichts mehr lernen. Aber früh beginnt die Differenzierung der Produktionsweisen zwischen den Gemeinwesen und damit die Differenzierung ihrer Erfahrungen und ihres Wissens. Damit ersteht die Möglichkeit, von Fremdlingen Dinge zu erlernen, die von den Genossen des eigenen Stammes nicht erlernt werden können und damit über die durch die eigenen Lebensbedingungen gegebene Stufe der Erkenntnis und der Kultur hinauszugelangen.

Es ist heutzutage zu einer weitverbreiteten Mode geworden, das Lernen von anderen als eine Beeinträchtigung der eigenen Individualität zu brandmarken, als eine Schädigung der kulturellen Entwicklung, die vor allem selbständige Charaktere brauche, wobei man Selbständigkeit mit Selbstsucht und Selbstüberhebung gleichsetzt.

Noch allgemeiner ist heute, in der durch den Weltkrieg nationalistisch überhitzten Atmosphäre die Ablehnung des Lernens einer Nation von anderen Nationen. Damit fürchten manche Menschen ihr Kostbarstes zu gefährden, ihre nationale Eigenart. Aber so wenig die persönliche Erfahrung des einzelnen genügt, ihm ein höheres Wissen beizubringen, ebensowenig sind die bloßen Erfahrungen einer einzelnen Nation imstande, ihr jenes Wissen zu verschaffen, das sie befähigen würde, mit anderen Nationen auf gleicher Höhe zu bleiben, die in der Lage und gewillt sind, von anderen Völkern zu lernen.

Es gehört die ganze Dummheit des Nationalismus dazu, in der Sprache alle Spuren dessen auswischen zu wollen, was das eigene Volk von anderen gelernt hat.

In Wirklichkeit steht jedes Volk um so höher, je mehr es in der Lage war, von anderen zu lernen. Diejenigen Völker, die darauf angewiesen waren, ihr ganzes Wissen aus sich heraus, allein aus ihren eigenen Erfahrungen zu entwickeln, sind auf der Stufe von Tasmaniern oder bestenfalls Botokuden geblieben und haben nicht die der Kaffern erreicht.

Als das weitaus intelligenteste Volk des Altertums gelten die Griechen. Wie sehr wurden diese durch die Lage ihres Landes begünstigt, das für die Seefahrt auf einer gewissen Höhe der Schiffstechnik besonders geeignet war durch die mannigfache Gliederung seiner Küste und die zahlreichen, ihm vorgelagerten Inseln. Man zählt nicht weniger als 599 griechische Inseln. Die große Mehrzahl unter ihnen, 483, liegen an der Ostseite. Diese ist dem höher entwickelten Vorderasien und Aegypten zugewendet und findet in den ihr vorgelagerten Inseln eine Brücke nach Kleinasien. Diese Inseln auf der Ostseite sind wieder nicht gleichmäßig verteilt, sondern in der Mehrzahl zusammengedrängt in einem Gürtel, der eine Fortsetzung Attikas bildet. Dessen außerordentlich günstige Verkehrslage wurde eine Zeitlang noch dadurch unterstützt, daß auf seinem Gebiete das silberreiche Lauriongebirge lag.

Aber Griechenland war nicht bloß begünstigt durch die großen Erleichterungen des überseeischen Verkehrs mit Kleinasien und Phönikien, sowie schließlich mit Aegypten und Mesopotamien, den ältesten Stätten höherer Kultur in Westasien — wozu kulturell auch Aegypten gehörte.

Die Bodengestaltung Griechenlands selbst erzeugte innerhalb seiner Grenzen eine große Mannigfaltigkeit der Kulturen. Es zerfiel in eine Menge kleiner am Meer endender Flußtäler, die durch hohe Gebirge getrennt waren. Jedes dieser winzigen Gebiete umfaßte viehzüchtende Bergbewohner, ackerbauende Bauern in der Ebene und Fischer und Schiffer an der Küste. Aber nicht überall in der gleichen Mischung. Jedes dieser Täler bildete ein Gemeinwesen für sich und hatte seine eigenartige Entwicklung.

Curtius findet, daß dabei ein gewisser Parallelismus der einzelnen kleinen Gebiete des Peloponnes mit denen Nordgriechenlands zutage tritt.

„Die innere Beschaffenheit zeigt nicht geringere Mannigfaltigkeit als der äußere Umriß. Auf den einförmigen Hochebenen Arkadiens glaubt man sich in der Mitte eines ausgedehnten Binnenlandes; seine Talkessel haben die Organisation und die schwere Nebelluft Böotiens, während die dichten Bergzüge Westarkadiens der rauhen Alpennatur des Epirus gleichen. Die peloponnesische Westküste entspricht den flachen Gestaden der Acheloosländer, die reichen Ebenen des Pamisos (Messenien. K.) und Eurotas (Sparta. K.) sind Geschenke des Flusses, der durch Bergspalten herausströmt, gleich dem Thessalischen Peneios; Argolis endlich mit seiner gegen Süden offenen Inachosebene und seiner an Felshäfen und vor-

liegenden Inseln so reichen Halbinsel ist nach Lage und Beschaffenheit ein zweites Attika. So wiederholt die schöpferische Natur von Hellas im südlichsten Gebiete des Landes noch einmal alle ihre Lieblingsbildungen, auf engem Raume die größten Gegensätze zusammendrängend.“ (Ernst Curtius, Griechische Geschichte, Berlin 1857, I., S. 10.)

Diesen großen Gegensätzen der Bodenbildung und des Bodenreichtums entsprachen auch die größten Gegensätze ökonomischer und politischer Organisation. Kein schärferer Gegensatz ist denkbar als der zwischen dem agrarischen, aristokratischen, konservativen, schwerfälligen Lakonien (Sparta) und dem seefahrenden, demokratischen, unruhigen, witzigen Athen.

Und diese Gegensätze entwickelten sich auf „engem“, ja auf engstem Raume, so daß sie beständig aufeinander wirkten. Herodot berichtet in seiner griechischen Geschichte (VI., 120), daß die Spartaner, als sie 490 vor unserer Zeitrechnung den Athenern gegen die Perser zu Hilfe eilen wollten, nicht mehr als drei Tagemärsche dazu brauchten. Der Schnelläufer Pheidippides, den die Athener nach Sparta geschickt hatten, um die spartanische Hilfe zu erbitten, „kam am zweiten Tage von Athen nach Sparta“. (VI., 106.) Allerdings sind sowohl die Gewaltmärsche des spartanischen Heeres wie dieser Schnellauf ganz außerordentliche Leistungen, denn die Entfernung beträgt in der Luftlinie 150 Kilometer, der wirkliche Weg wohl an 200 Kilometer.

Immerhin zeigen diese Zahlen, wie nahe man sich war. Und trotzdem diese Gegensätze. Wie viel hatte da jeder der hellenischen Kantone von dem anderen zu lernen, wie viele Anregungen, wie viel Wissen über die eigene Erfahrung hinaus flossen ihm zu!

Ein anderes Volk des Altertums, dessen hohe Intelligenz außer Zweifel steht, befand sich ebenfalls in einer günstigen Verkehrslage. Allerdings nicht für den See-, sondern für den Landverkehr. Das waren die Juden. Durch ihr Gebiet führte der Weg von Mesopotamien und Syrien nach Aegypten. Auch der Verkehr vom Roten Meer nach Phönikien und Syrien und umgekehrt ging durch ihr Land. Und dieser Verkehr war bedeutend. Ein reger Handel mit dem ehedem sehr reichen Arabien und später auch mit Indien vollzog sich auf dem Roten Meer und die Phöniker verfrachteten dessen Ergebnisse weiter durch das ganze Mittelmeer.

Das mußte den Bewohner Palästinas die mannigfachsten Anregungen geben. Dabei stießen auch dort auf engstem Raume die schroffsten Gegensätze zusammen: die nomadischen Beduinen östlich und südlich des Jordan ebenso wie die seefahrenden Phöniker im Norden unterschieden sich gewaltig von den ackerbauenden Israeliten. Und dabei standen diese noch in stärkstem Gegensatz zu den aus Kreta gekommenen Philistern, die sich an

der Küste ausbreiteten, die Israeliten von dort fernhielten und eine eigene Kultur mit sich brachten.

Intellektuell zogen die Juden aus dieser Lage den größten Vorteil. Nicht dagegen ökonomisch und politisch. Ihr Land war arm an Produkten, die zum Austausch geeignet gewesen wären. Und das Völkchen war zu klein und zu schwach, um nach Räubermanier den Durchgangsverkehr ausbeuten zu können. Die Vorteile eines Monopols an vielbegehrten Produkten oder an vielbegangenen Handelsstraßen sind für die Bewohner der Gegenden, in denen es sich findet, nur dann eine Quelle von Gewinn und Macht, wenn sie selbst mächtig sind. Sind sie schwach, so wirken ihr Bodenreichtum oder ihre leichte Zugänglichkeit verheerend. Diese Eigenschaften erregen die Gier stärkerer Nachbarn und erleichtern deren Eindringen. Petroleumquellen sind eine Quelle der Macht für das Land, in dem sie liegen, wenn es die Vereinigten Staaten sind. Nicht für Transkaukasien. Diesem bringen sie nur Unterdrückung und Ausbeutung durch Sowjetrußland, sowie die Erklärung mancher Kommunisten und ihrer Freunde, hier liege eine gottgewollte revolutionäre Abhängigkeit vor, gegen die sich zu empören ein konterrevolutionäres Beginnen, ein Verrat am Sozialismus sei. Denn gingen die Russen von Baku weg, würde sich der englische „Imperialismus“ dort festsetzen. Wenn nämlich die Engländer erobern und stehlen, ist es verwerflicher Imperialismus. Wenn aber die Sowjetleute dasselbe tun, ist es die Befreiung des Proletariats.

Wie Transkaukasien seit langem von Fremden bedrückt und umstritten wird, die sich um die Beute raufen, so war das gleiche mit Palästina der Fall, um dessen Gebiete Aegypter, Baylonier, Assyrier, Syrier stete Kämpfe miteinander führten, wobei das israelitische Volk aufgerieben wurde, bis auf den dürftigen Rest der Juden, den der Perser Kyros aus der babylonischen Gefangenschaft nach Hause entließ.

Ihre hohe Intelligenz, durch die sie sich ihren Nachbarn, den „Heiden“ überlegen fühlten, erzeugte in ihnen ein großes Selbstbewußtsein, das in argem Mißverhältnis stand zu der bedrängten Lage, in der sie sich stets befanden.

Diese nicht aus irgendwelchen Rassenmerkmalen, sondern aus der Verkehrslage ihres Landes hervorgehende Eigentümlichkeit ist durch die weiteren Schicksale des Judentums nicht abgeschwächt, sondern vielmehr verstärkt worden.

Gleich anderen Völkern auf unfruchtbarem Boden, der es nicht erlaubt, einen Zuwachs an Bevölkerung im eigenen Lande unterzubringen, sahen sich auch die Juden frühzeitig genötigt, den Volksüberschuß in die Fremde abgehen zu lassen. Aber ihnen standen nicht, wie manchen Städten der Phöniker und Griechen mächtige Flotten zu Gebote, die es ihnen ermöglicht hätten, eigene Kolonien zu gründen. Und sie vermochten zu

Lande nicht einmal ihr eigenes Gebiet zu behaupten, geschweige denn fremdes hinzu zu erobern. So blieb ihrem Bevölkerungsüberschuß nichts übrig, als sich in anderen Staaten als geduldete Fremdlinge, namentlich als Händler niederzulassen, ohne eine starke Staatsmacht hinter sich, die es vermocht hätte, sie zu schützen. Das war der Fall schon hunderte von Jahren vor der Zerstörung Jerusalems.

Und die Wiederherstellung eines Zwergjudenstaates in Palästina, wie sie die Zionisten anstreben, würde nichts daran ändern. Wohl aber hat die Diaspora, die Zerstreuung, in der den Juden ihre Ohnmacht inmitten einer feindseligen Welt auf das schmerzlichste fühlbar gemacht wurde, gleichzeitig die Fülle der Anregungen aus aller Welt auf sie unendlich vermehrt und so bewirkt, daß sie in vielen Gegenden der Kulturwelt an Intelligenz ihre Umgebung weit hinter sich lassen. Der Haß des nichtjüdischen Intellektuellen dieser Umgebung gegen die Juden ist nichts als die Bestätigung seiner eigenen Inferiorität — sei er Student oder Professor.

Ganz anders als in Griechenland und Palästina lagen die Verhältnisse in Rußland mit seiner „einfachen, ja einförmigen Bodengestaltung", wie sich Hettner ausdrückt (Das Europäische Rußland, Leipzig 1905, S. 14), der diesen Satz folgendermaßen illustriert:

„Leroy-Beaulieu meint, daß, wenn nach einer auf der Eisenbahn (in Rußland) durchfahrenen Nacht der Tag hereinbreche, man oft glauben könnte, überhaupt nicht von der Stelle gekommen zu sein. Blasius hebt hervor, daß am Fuße des Harzes auf die Entfernung von wenigen Meilen mehr natürliche Verschiedenheit sei als auf dem Wege vom Weißen zum Schwarzen Meere.

Dieser Gleichartigkeit und Einförmigkeit der Landschaft auf weite Entfernung hin entspricht auch die Gleichartigkeit und Einförmigkeit des menschlichen Lebens und der Kultur. Breite, das ganze Land durchziehende Zonen haben dieselben Erzeugnisse. Daher wird hier kein Wunsch nach Verkehr und Austausch erregt, wie er bei uns schon in früher Zeit zwischen Tal und Berg, zwischen Ebene und Gebirge stattgefunden hat. Sind Natur und Lebensweise weithin gleich, so bewegt sich das Denken und Fühlen in gleicher Richtung; der Verkehr mit benachbarten Gegenden gibt keine neuen Eindrücke, bringt keine neuen Anregungen." (S. 15.)

Zu dieser Gleichförmigkeit im Innern gesellt die Lage Rußlands auch eine weitgehende Abschließung von allen äußeren Anregungen. Im Norden ist es durch das Eismeer begrenzt, durch das ein Verkehr lange unmöglich war und jetzt noch sehr schwierig ist. Nach Osten, jenseits des Ural, liegt Sibirien, das noch schwerer zugänglich, noch rückständiger war als das eigentliche Rußland. Im Südosten grenzt es an Steppen und Sandwüsten, dann an den Kaspischen Binnensee, der keinen Ausgang in ein Kulturland eröffnet. Nach Süden stößt es neben dem

schwer passierbaren Kaukasus an das Schwarze Meer, im Westen an die Ostsee, beide entfernt von den eigentlichen Meeren höherer Kulturen, vom Mittelmeer und dem Atlantischen Ozean, und beide mit ungünstigen Küsten und wenigen Häfen.

Und die Küstengebiete an der Ostsee und dem Schwarzen Meer waren ebenso wie das Landgebiet zwischen beiden bis zur Zeit Peters des Großen völlig besetzt von anderen Nationen, Schweden, Polen, Türken, die Rußland nicht die westliche Kultur vermittelten, sondern es von ihr abschlossen. Bis zur Erbauung der Eisenbahnen gelangte man am besten von außen in das Innere Rußlands auf seinen großen Flüssen. Doch deren Mündungen waren bis zur Zeit Peters des Großen im Besitz der Fremden, außer der Wolga, und die mündete nur in den Kaspischen See.

Kein Wunder, daß das russische Volk bis heute unter den großen Völkern Europas das rückständigste ist. Wenn es von der Zeit Peters des Großen an auf die Bahn der Zivilisation gebracht wurde, geschah dies nicht durch die bolschewistischen Methoden dieses reformierenden Zaren, den Untertanen das einzuprügeln, was er für eine höhere Kultur hielt, sondern durch die Erschließung Rußlands für den Verkehr mit Europa.

Sechzehntes Kapitel.

Wechsel der Begünstigung durch natürliche Faktoren.

Der Hinweis auf die Nachbarn Rußlands, die es von Westeuropa absperrten, ist bereits eine Vorwegnahme später zu entwickelnder Bedingungen des Verkehrs. Hier kommen, streng genommen, nur die Naturverhältnisse in Betracht, die ihn erleichtern oder hemmen. Aber es sind Naturverhältnisse, deren Wirkung im Zusammenhange steht mit einer gewissen Höhe der Technik oder die geändert werden können durch die längere Anwendung einer bestimmten Technik. Der fördernde oder hemmende Einfluß, den die Beschaffenheit eines bestimmten Gebietes auf die Entwicklung seiner Bevölkerung üben kann, muß also nicht dauernd in derselben Weise und derselben Richtung vor sich gehen.

Der Bodenreichtum eines Landes kann im Laufe der Zeiten durch ständige Beanspruchung erschöpft werden. Das kann nicht nur, sondern muß bei mineralischen Schätzen, die dem Boden entzogen werden, früher oder später eintreten, da sie nicht nachwachsen.

So beruhte die Größe Attikas nicht zum geringsten auf dem Silberreichtum des Lauriongebirges. Dieser Reichtum gab den Athenern die Mittel, eine Flotte von einer Größe zu schaffen, wie sie zu gleicher Zeit kein anderer Staat Griechenlands aufzubringen vermochte. Dank dieser Flotte konnten sie die Perser

besiegen und dann eine Reihe griechischer Bundesgenossen zu einer Untertanenstellung herabdrücken; dank ihr vermochten sie durch Tribute, die sie einheimsten, durch beutereiche Kriege und erfolgreichen Handel große Reichtümer zu erwerben, die die Künste belebten und den Volksmassen erlaubten, am kulturellen Aufschwung teilzunehmen. Ihr Gesichtskreis wurde erweitert, und auch die ärmeren Bürger gewannen Muße und Interesse für philosophische Spekulationen.

Der Rückgang des Ertrages der Bergwerke, die im Jahrhundert vor Beginn unserer Zeitrechnung völlig eingestellt wurden, bildete eine der Ursachen — allerdings nicht die einzige — des Niederganges der Macht Athens. Vergeblich suchten die Athener den Verlust wettzumachen durch die Annektierung der noch wichtigeren Gold- und Silberbergwerke am Strymon in Thrakien. Der König des Thrakien benachbarten und zu Lande stärkeren Makedonien verjagte die Athener von dort, gewann selbst die Bergwerke und damit eine der stärksten Grundlagen seiner Macht.

Der Reichtum an Kohle ist heute eine der Bedingungen der industriellen Blüte Englands. Aber wenige Jahrzehnte noch, und dieser Reichtum wird erschöpft sein.

Kalifornien dankte seinen Aufschwung in der Mitte des vorigen Jahrhunderts seinem großen Goldreichtum. Jedoch bereits nach einem Menschenalter verlor die Goldgewinnung dort ihre Bedeutung.

Besser steht es mit pflanzlichen Reichtümern, die sich immer wieder erneuern können. Indes auch manche von ihnen lassen sich erschöpfen. Namentlich gilt das von der Bewaldung. Es ist möglich, daß das Klima der Länder ums Mittelmeer herum und südlich davon das Klima der Sahara und ihrer Fortsetzungen nach dem Osten im Laufe der letzten Jahrtausende immer trockener und dem Baumwuchs ungünstiger wird. Aber rücksichtslose Abholzung hat den Rückgang des Wälderbestandes in jenen Gebieten sicher enorm gefördert, und die Weidewirtschaft mit Ziegen und Schafen hat ihm den Rest gegeben. Es war einer der Gründe des Rückganges der Seemacht Venedigs, daß es zu Zwecken seines Schiffbaues die Wälder Dalmatiens vernichtete, ohne für Nachwuchs zu sorgen. Derselbe Vorgang muß früher schon die Seemacht der Phoeniker beeinträchtigt haben, nachdem sie die nächste Quelle ihres Bauholzes, die Wälder des Libanon, sinnlos und kurzsichtig zum Versiegen gebracht hatten. Und das gleiche galt darauf auch von den Griechen, die ihre eigenen Wälder vernichteten und schließlich gezwungen waren, Holz von fernher, von Makedonien und den Küsten des Schwarzen Meeres zu holen.

Die Entwaldung erschwert den Seevölkern jener Gebiete den Bezug von Schiffsbauholz, sie verschlechtert aber auch das

Klima, macht das Land unfruchtbar, vermindert damit seine Bevölkerung. Das Ergebnis ist allgemeiner Ruin, der um so früher eintritt, je glänzender die Blüte gewesen, je zahlreicher die Schiffe, die man gebaut, das heißt, je energischer die Waldvernichtung betrieben worden war.

So muß auch heute für England die Erschöpfung seiner Kohlenlager und damit einer Grundlage seiner Industrie um so rascher eintreten, je gewaltiger sich diese heute ausdehnt, wenn im selben Maße der Kohlenkonsum wächst. Die Fassung des Wortes: Après nous de déluge, nach uns die Sintflut, mag von der Madame Pompadour herrühren. Darnach gehandelt hat man schon seit Zehntausenden von Jahren vor ihr. Nur werden die Verheerungen, die das Handeln nach diesem schönen Grundsatz anrichtet, um so gewaltiger, je größer die technischen Kräfte, über die der Mensch verfügt. Seitdem Sibirien durch die Eisenbahn erschlossen wurde, amüsieren sich die Menschen dort damit, ganz gedankenlos weite Waldgebiete niederzubrennen, in einem Klima, in dem Bäume nur äußerst langsam wachsen, und in manchen Gebieten vielleicht gar nicht wieder aufkommen, wenn die Bäume des Schutzes entbehren, den sie bisher einander gegenseitig gewährten.

Fridtjof Nansen, der unmittelbar vor dem Weltkriege, 1913, Sibirien bereiste, berichtet darüber in einem Buche, in dem er immer wieder auf große Waldbrände zu sprechen kommt. So sagte er von dem Amurland:

„Wie überall in Sibirien, sieht man auch hier nur selten einen wirklich großen Wald; oft war alles bloß junger Wald, aber nicht, weil der Wald etwa geschlagen worden wäre, sondern weil unverständige Menschen ihn angezündet hatten. Denn hier nehmen die Waldbrände gar kein Ende; überall erblickt man ihre Spuren. Uebrigens wächst hier der Wald an vielen Stellen nur langsam, weil der Winter zu kalt ist und zu wenig Schnee bringt." (Sibirien, Leipzig 1914, S. 312, 313.)

Das wird seit dem Weltkriege nicht besser geworden sein. Ratzel nennt die Russen „die größten Waldbekämpfer". (Ratzel, Anthropogeographie, I., S. 312.)

Die Entwaldung und die damit verbundene Verschlechterung des Klimas und Verminderung der Bodenfruchtbarkeit ist eine wichtige Ursache des Verkümmerns alter Kulturstätten und ihres Verfalles in barbarische Zustände.

Andererseits kann aber auch der bloße Fortschritt der Technik ohne die geringste Verminderung der Ergiebigkeit des Bodens an den Produkten, die ihn anderen Böden überlegen machen, bereits eine Gegend der Vorteile berauben, die sie ihren Bewohnern bot.

Ratzel schreibt:

„Die Ueberlegenheit Nordeuropas und eines kleinen Teiles von Norddeutschland in der Herstellung schöner Steingeräte, die sich weithin verbreiteten, liegt im Feuerstein, der dort in vorzüglicher Güte häufig ist.

Rügen verdankte einer durch dieses Material genährten Industrie seine bevorzugte Stellung unter den steinzeitlichen Fundstätten." (Anthropogeographie I., S. 294, 295.)

Diese bevorzugte Stellung verlor Rügen nicht dadurch, daß sich sein Reichtum an Feuerstein erschöpfte, sondern dadurch, daß die Kunst der Gewinnung und Verarbeitung der Metalle aufkam. Seitdem hat Rügen für die Industrie jede Bedeutung verloren.

Andererseits kann eine Gegend durch den Fortschritt der Technik einen Wert erhalten, den sie früher nicht besaß. Sobald es gelingt, eine vorteilhaft arbeitende Sonnenmaschine herzustellen, die es erlaubt, die Sonnenhitze in bewegende Kraft umzusetzen, mag die Sahara, die heute eine menschenleere Einöde ist, zur Stätte einer reichen Industrie werden.

Daß die Gunst der Verkehrslage sich mit wechselnder Technik ändern kann, bedarf kaum noch einer Illustration. Solange der Schiffbau in Europa auf die Bedingungen des Mittelmeeres zugeschnitten war, wurde England durch seine insulare Lage am Ozean dazu verurteilt, an den äußersten Grenzen der Zivilisation, von ihr fast gar nicht berührt, zu bleiben. Die Anpassung der Technik des Schiffsbaues an die Bedingungen des Weltmeeres hat die insulare Lage Englands am Ozean und doch auch an der Küste Europas aus einem Nachteil zu dem größten Vorteil gewandelt. Es hörte auf, am äußersten Rande des Weltverkehrs zu liegen, es gelangte in seinen Mittelpunkt. Mehr als irgendein anderes Land Europas vermochte es aus überseeischem Handel und überseeischen Kolonien Vorteil zu ziehen, während diejenigen Staaten verfielen, die dank ihrer Lage an der Spitze der Kultur gestanden hatten, solange die Technik der Schiffahrt ein Hinausgehen über das Mittelmeer und ein Losreißen von der Küste nicht gestattete.

Vom Beginn des Menschengeschlechts und seiner Verbreitung in der Welt an, erweisen sich manche Räume von Natur aus für seine Entwicklung als günstig, andere als ungünstig, so daß in dem Tempo und der Art der Entwicklung zwischen den verschiedenen Völkerschaften Unterschiede auftauchen. Aber es sind nicht immer dieselben Naturbedingungen für die Entwicklung günstig oder ungünstig. Deren Wirkung wechselt mit dem Stande der Technik. Daher finden wir nirgends auf der Erde immer dieselbe Gegend an der Spitze der Kulturentwicklung.

Jede Gegend oder vielmehr das sie bewohnende Volk sieht früher oder später andere Gegenden und deren Völker neben sich auftauchen, deren Naturbedingungen unter neuen technischen Verhältnissen ihre Oekonomie und ihr Wissen stärker befruchten. Die Länder alter Kultur können zurückbleiben, sogar mitunter verfallen. Die Führung geht an andere Länder über.

Diesen Prozeß können wir immer wieder verfolgen, in dem ganzen Zeitraum der menschheitlichen Entwicklungen, für den wir Zeugnisse oder doch Anzeichen besitzen. Wir werden allerdings noch andere Kräfte kennenlernen, die ihn herbeiführen.

Man hat aus dem Verfall früherer Kulturvölker geschlossen, die menschlichen Gesellschaften seien Organismen gleich den tierischen oder pflanzlichen Individuen. Wie für diese sei es auch für jene Naturgesetz, daß sie Stadien der Kindheit, des Wachstums, der Reife durchlaufen, um schließlich der Greisenhaftigkeit und dem Tode zu verfallen.

Diese Vorstellung ist eine weitverbreitete und doch ganz absurde, wenn sie mehr sein will als ein Gleichnis, dem das Recht zusteht, zu hinken.

Was stellt man sich denn unter der Kindheit des Menschengeschlechtes oder eines Volkes vor? Meint man, daß die Menschen damals kindisch waren? Das nehmen manche Geschichtsphilosophen wirklich an. In seinen „Grundlinien der Weltgeschichte" (deutsche Ausgabe, Berlin 1925) sagt H. G. Wells vom Urmenschen:

„Sein Denken stand wahrscheinlich auf der Stufe eines klugen vier- bis fünfjährigen Knaben von heute."

Wäre das richtig, wie hätte der Mensch damals leben können und sich behaupten können in einem Kampf ums Dasein von einer solchen Schwere, daß kein erwachsener Kulturmensch von heute ihn zu bestehen vermöchte?

Wenn wir unter einem reifen Menschen einen verstehen, der fähig ist, auf eigenen Füßen zu stehen, ohne Vormünder und Lehrer und Pfleger, dann ist das Menschengeschlecht immer reif gewesen, wie auch seine tierischen Vorfahren in jedem Stadium der Entwicklung ihrer Art immer reif waren, das heißt, fähig, sich ohne fremde Hilfe zu erhalten.

Es ist ganz sinnlos, den Begriff der Kindheit von einem Individuum auf eine Art zu übertragen.

Jedes Volk ist stets, in jedem Stadium seiner Entwicklung erwachsen und „reif". Allerdings nur für die Lebensbedingungen, in denen es aufwächst und lebt. Aber es ist abgeschmackt, zu glauben, daß die Papuas deswegen, weil sie mit dem Parlamentarismus und der Telegraphie und dem Kantianismus nichts anzufangen wissen, dort ständen, wo fünfjährige Kinder des modernen Europa stehen. Beides sind inkommensurable, unvergleichbare Größen. Schließlich könnte man von einem modernen Professor oder Aestheten, der in papuanische Verhältnisse versetzt würde, sagen, er stünde den erwachsenen Papuas gegenüber wie ein vierjähriger Knabe.

Nicht besser wie mit der Kindheit, steht es mit dem Alter und Sterben der Völker. Wenn jemand unter der Ungunst äußerer Verhältnisse verkümmert und schließlich zugrunde geht,

wird niemand sagen, er sei an Altersschwäche gestorben. Nicht anderer Art sind aber jene hier erwähnten Prozesse, die man als Altern und Sterben von Völkern betrachtet. Dabei ist das sogenannte Altern der Nationen oft nichts als entweder das Verbleiben auf dem einmal erreichten Stande, indes andere Völker vorwärtsgehen, wie das z. B. in China bis vor wenigen Jahrzehnten der Fall war. Oder es ist ein Zurückgehen vom einmal erreichten Stande auf frühere, also nach der in Rede stehenden Auffassung jüngere Stadien. Demnach ein Altern, das ein Verjüngen ist!

Wenn sich auf den alten Kulturstätten Mesopotamiens heute nomadische Beduinen herumtreiben, so machen diese durchaus nicht einen greisenhaften Eindruck.

Und erst das Sterben eines Volkes! Soll es in Parallele gesetzt werden zum Sterben des Individuums, dann muß das heißen, daß alle Mitglieder des Volkes zugrunde gehen, ohne eine Nachkommenschaft zu hinterlassen. Derartiges kann bei kleinen Stämmen eintreten, wenn sie unter erdrückend widrige Verhältnisse geraten. Das war z. B. bei den Tasmaniern der Fall, die von den eindringenden Weißen aufs grausamste vertilgt wurden.

„Englische Ansiedler schossen die Eingeborenen nieder, wenn sie kein besseres Futter für ihre Hunde fanden." (Peschel, Völkerkunde, S. 154.)

Nachdem die „reifen" Weißen sie so behandelt hatten, wie es fünfjährigen Kindern gebührt, und da die kleine Insel den unglücklichen Eingeborenen nicht die Möglichkeit bot, den Eindringlingen auszuweichen, waren die Tasmanier von 1815, wo sie noch 5000 Köpfe zählten, 1860 auf 16 reduziert worden. Nun entdeckte die englische Regierung, was sie ihren Kindern schuldet, und sperrte sie in einer kleinen Reservation ein, wo man für sie sorgte. Aber diese Behandlung als tatsächliche Kinder unter steter Bevormundung durch die Weißen, nahm ihnen erst recht den Lebensmut. Im Jahre 1876 starb die letzte Tasmanierin.

Hier haben wir einen Fall des tatsächlichen Sterbens eines Volkes. Aber niemand wird sagen, daß hier ein Fall von Greisentum vorliege. Sondern vielmehr ein Fall brutalen, leichtfertigen Abwürgens.

Solche Fälle völligen Aussterbens eines Volkes sind jedoch selten und treten kaum je in anderer Weise auf, als hervorgebracht durch die Gewalttat anderer Völker oder durch eine Katastrophe der Natur — Seuchen, Ueberschwemmungen, Vulkanausbrüche und dergleichen.

In den meisten Fällen, in denen ein Volk aus der Geschichte zu verschwinden scheint, wechselt es in Wirklichkeit nur seinen Namen oder es vermischt sich mit einem anderen Volke, dessen Namen es annimmt. Weder das eine noch das andere ist eine Alterserscheinung.

Nach den Kelten, die sicher auch nicht die Ureinwohner Englands waren, zogen dorthin Sachsen, Dänen, Normannen. Keines dieser Völker ist untergegangen, die Nachkommen jedes unter ihnen leben in den heutigen Engländern fort, aber als besonderer Stamm ist jedes von ihnen verschwunden.

Andererseits findet man heute auch keine Germanen mehr. Sie figurierten in der Geschichte nur, solange es Gallier und Römer gab, die ihre Nachbarn jenseits des Rheins und der Donau so nannten. Später mischten sich ihre westlichen Stämme mit den keltischen Galliern, den Italikern und den Bewohnern der iberischen Halbinsel und bildeten neue Völker, Franzosen, Italiener, Spanier. Andere zogen, wie wir eben bemerkt, nach England, und ein Teil ihrer Nachkommen lebt fort auf dem Boden, den sie früher eingenommen, als Deutsche, im Osten stark gemischt mit Slawen.

Sonderbarerweise heißen die heutigen Deutschen in England noch Germanen. Die alten Germanen werden dort dagegen mit dem Namen des ersten germanischen Stammes benannt, mit dem die Römer feindlich zusammenstießen (102 v. Chr.). Dieser Stamm wurde damals geschlagen, vielleicht vernichtet. Jedenfalls taucht er seitdem in der Geschichte nicht wieder auf. Es war der Stamm der Teutonen. Mit dem gleichen Namen bezeichnet man in England heute noch die Germanen.

Noch sonderbarer aber ist es, daß die Uebersetzer der Wellsschen Weltgeschichte ins Deutsche ahnungslos das englische Wort „Teutons" stets mit Teutonen übersetzen, auch dort, wo es Germanen bezeichnen soll.

So erfahren wir aus der deutschen Ausgabe dieser Weltgeschichte, daß am Ende des zweiten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung (also 300 Jahre nach dem Auftreten und der Vernichtung der wirklichen Teutonen) die Nordgrenze des Römischen Reiches „schon kräftig gegen die Teutonen und Slawen verteidigt werden mußte". (S. 262.)

Neben der Namensänderung, die meist durch die Nachbarn, nicht das betreffende Volk selbst, vorgenommen wird, und der Vermischung mit anderen Völkern bestehen noch manche andere Möglichkeiten, daß ein Volksname aus der Geschichte verschwindet, ohne daß das Volk selber aufhört zu sein.

Die meisten Fälle von Altern und Sterben eines Volkes, die man in der Geschichte bemerkt haben will, beziehen sich aber gar nicht auf Völker, sondern auf Staaten, von denen wir noch besonders handeln werden. Hier nur soviel darüber, daß ein Staat nichts ist als eine besondere Organisationsform von Menschen. Eine Organisation kann unzweckmäßig werden, versagen, zerfallen, aufhören zu bestehen, ohne daß deshalb ihre Mitglieder verkommen oder gar verschwinden müssen. Das Verschwinden einer den veränderten Verhältnissen nicht mehr entsprechenden

Organisationsform kann für die in ihr vereinigten Massen oft geradezu eine Erleichterung und Neubelebung bedeuten, eine Verjüngung, wenn man schon am Vergleich mit den Altersstufen des Indviduums festhalten will. Eine Verjüngung ist aber, bisher wenigstens, für tierische oder pflanzliche Organismen nicht möglich gewesen.

Und von einem Kindheitsalter kann man beim Staate erst recht nicht sprechen. Wo er auftritt, zeigt er sich bereits bei seinem ersten Schritt in voller Kraft und Selbständigkeit.

Von den Staaten gilt dasselbe wie von den Völkern. Auch unter den Staaten gibt es Unterschiede in der Kraft und der Höhe ihrer Entwicklung. Auch bei ihnen sind solche Unterschiede auf die Gunst oder Ungunst der natürlichen Verhältnisse auf den Territorien, die sie umfassen, zurückzuführen. Doch kommen bei den Staaten dabei auch noch andere Verhältnisse in Betracht, wie wir noch sehen werden.

Und wie bei den Völkern sind auch bei den Staaten die sie begünstigenden oder hemmenden Momente nicht dauernder und stets gleichbleibender Natur. Diese Momente wechseln in kürzeren oder längeren Zeiträumen. Kein Staat hat die Führung der Menschheit auf die Dauer besessen, jeder, der sie errungen, hat sie später wieder abgeben und zurücktreten müssen. Aber auch hier ist zu sagen, daß dabei noch andere Faktoren in Betracht kommen, als die bisher betrachteten der Bodenerschöpfung und der technischen Entwicklung.

Diejenigen, die Volk und Staat einem tierischen Organismus gleichsetzen, nehmen natürlich auch an, daß der Prozeß bei Volk und Staat, den sie als Fortgang der Kindheit zum Mannesalter, zum schließlichen Greisentum und Tod betrachten, ebenso unentrinnbar sei, wie beim tierischen Organismus.

Diese Annahme ist aber nur auf ein, noch dazu arg hinkendes Gleichnis begründet und durchaus nicht zwingend. Im Gegenteil. Wir leben in einem Zeitalter, in dem sich bereits die Vorboten einer Ueberwindung jener Zustände bemerkbar machen, auf denen bisher die Unterschiede in der Kulturhöhe zwischen den Völkern beruhten und die damit das Wechseln der führenden Rolle unter ihnen herbeiführten. Die Fortschritte der Technik des Verkehrs sind so gewaltige, daß sie alle jene Unterschiede zu nivellieren beginnen. Sie bringen die Völker und Staaten in so engen Kontakt mit einander, daß das Monopol einzelner unter ihnen auf manche unentbehrliche Rohstoffe und Kraftquellen ebenso wird verschwinden müssen, um einem internationalen Gemeinbesitz Platz zu machen, wie heute schon innerhalb der höchstentwickelten Staaten die Ueberwindung des Monopols einer kleinen Schar von Grundbesitzern und Kapitalisten an den wichtigsten Lebensquellen ein Ziel bildet, das von einer stetig anwachsenden Klasse und Partei mit aller Macht angestrebt wird.

Ferner muß die Entwicklung der Technik des Verkehrs schließlich dahin führen, daß auch jede besondere Ungunst der Verkehrslage immer mehr überwunden werden kann. War bis ins vorige Jahrhundert die maritime Lage für den Anteil eines Territoriums am Weltverkehr entscheidend, so dienen seitdem die Eisenbahnen immer mehr dazu, das Innere der Länder zu erschließen.

Damit wird das Gebiet des Weltverkehrs rapid von Jahr zu Jahr erweitert. Rußland z. B., das für den Seehandel so ungünstig liegt, bietet für den Eisenbahnbau besonders günstige Bedingungen.

Und welche Möglichkeiten birgt erst die Flugtechnik in ihrem Schoße!

Diese Fortschritte der Technik werden von jetzt an immer mehr dazu führen, daß die Unterschiede zwischen den Völkern schwinden, daß keines mehr auf Kosten der anderen an der Spitze marschiert. Jedoch braucht keiner der technischen Fortschritte mehr zu bewirken, daß die jetzt höchstentwickelten Völker von ihrer Höhe herabsteigen und von anderen zurückgedrängt werden.

Das war allerdings der unvermeidliche Lauf der Geschichte, solange es einen wirklichen Weltverkehr nicht gab, sondern nur einzelne Gebiete mit intensiverem Verkehr untereinander, und daneben zahlreiche andere Gebiete, deren Verkehr mit der Außenwelt fast gleich Null war.

Der stete Wechsel in den Rangstufen der Völker, der die verschiedensten Rassen und Klimate betrifft, kann nicht erklärt werden durch dauernde Unterschiede der Rassen oder Klimate, die einer besonderen Rasse oder den Menschen in einem besonderen Klima für immer die Begabung zur Führung in der Weltgeschichte verleihen sollen.

Woher rührt aber dieser Wechsel? Wir haben ihn auf Veränderungen der Technik zurückgeführt. Woher diese Aenderungen? Die Gunst des Bodenreichtums und der Verkehrslage mancher Gegenden erklärt es, warum ihre Bewohner bei der technischen Entwicklung mit ihren Konsequenzen rascher vorwärts kamen als die Bewohner anderer Gebiete. Der Prozeß der technischen Entwicklung selbst ist indessen damit noch keineswegs erklärt. Wir haben gesehen, welche Bedingungen ihn fördern, welche ihn hemmen, nicht aber, welches die Kraft ist, die ihn, sobald er einmal begonnen hat, in Gang hält, so daß er ununterbrochen weiter geht.

Noch immer haben wir nicht gezeigt, woher das Neue in den Ideen, zunächst den technischen Ideen rührt, das die menschliche Gesellschaft immer wieder weiter treibt und den historischen Prozeß nie dauernd zum Stillstand kommen läßt.

Die Anfänge der Technik haben wir zurückgeführt auf Aenderungen in der natürlichen Umwelt des Menschen, etwa Bodensenkungen oder Eiszeiten, die gerade in dem Zeitraum eine große

Rolle spielen, in dem die Menschen sich über die Tierwelt erhoben. Aber je näher wir dem Stadium kommen, in dem die eigentliche Geschichte des Menschen, die geschriebene, beginnt, desto weniger wird es möglich, technische Fortschritte auf Aenderungen der Natur zurückzuführen. Innerhalb des Bereiches der geschriebenen Geschichte treten nur selten Aenderungen der natürlichen Umwelt ein, die aus natürlichen Ursachen zu erklären wären. Gerade in diesem Zeitraum aber nimmt der technische Fortschritt ein immer rapideres Tempo an.

Wir halten es für unmöglich, daß den Anstoß dazu der menschliche Geist aus sich selbst heraus nach Belieben hervorbringt, sondern müssen annehmen, daß er aus der Außenwelt stammt. Woher stammt aber dieses Neue in der Außenwelt, das dem Menschengeist immer wieder neue Probleme stellt und ihm neue Mittel zu ihrer Lösung bietet? Das ihm nicht gestattet, sich bei seinen Errungenschaften zu beruhigen, sondern ihn zwingt, stets nach neuen Lösungen mit neuen Mitteln zu suchen?

Solange wir diese Frage nicht zu beantworten vermögen, bleibt die Geschichte immer ein Gebiet, aus dem die Mystik nicht auszurotten ist.

Dritter Abschnitt.

Die Oekonomie.

Erstes Kapitel.

Natürliche und künstliche Organe.

Wir müssen uns abermals in die Steinzeit zurück versetzen, um einen neuen Ausgangspunkt für die Lösung unseres Problems zu gewinnen.

Wir haben gesehen, wie sich der Urmensch in der Natur Hilfsmittel aneignet, um sie entweder so, wie sie sind, oder umgeformt zu benutzen, um sich in neuen Verhältnissen zu behaupten, für die seine ererbten Organe nicht ausreichen. Diese nicht angeborenen, sondern erworbenen Hilfsmittel können wohl mit seinen natürlichen Organen in Parallele gesetzt werden, wenigstens in ihren Anfängen.

Sie verlängern die natürlichen Organe, wie etwa der Speer den Wirkungskreis des Armes ausdehnt, oder sie verstärken, ersetzen oder ergänzen sie. Die Wirkung des Steines beim Aufschlagen einer Nuß ist weit stärker als die eines Backenzahnes. Die eines Hammers stärker als die der bloßen Faust. Windschirme, Zelte, Bedeckungen des Körpers ersetzen das Haarkleid, das der Vorfahre des Menschen sicher besessen und das dieser verloren hat.

So eng ist die Beziehung zwischen den natürlichen und den künstlichen Organen des Menschen, daß man vielfach aus den letzteren, die stets einfacher sind, die weit komplizierteren ersteren besser verstehen gelernt hat.

Darauf hat schon 1877 Ernst Kapp in seinen „Grundlinien einer Philosophie der Technik" hingewiesen. Wohl wird er von Mach verächtlich als „Hegelianer" abgetan. Trotzdem erscheinen uns seine Hinweise immer noch bemerkenswert, die auch Noiré aufnimmt.

Zu den Darlegungen Kapps fügt Noiré hinzu:

„Ich schließe diesen kurzen Abriß mit dem bündigen, erschöpfenden Ausspruch Alfred Doves:

‚Verstehen wir doch den Mechanismus der Natur immer erst dann, wenn wir ihn frei nacherfunden haben; so das Auge, nachdem wir die Kamera, die Nerven, nachdem wir den Telegraphen konstruiert'." (Das Werkzeug, S. 58.)

Wenn uns diese Hinweise bemerkenswert erscheinen, möchten wir uns keineswegs die Grundauffassung Kapps zu eigen machen, die Mach mit Recht ablehnt, während Noiré sie begeistert akzep-

tiert. Sie geht dahin, es seien die technischen Behelfe, die der Mensch sich aneignet oder formt, im Grunde nichts anderes als unbewußte künstliche Nachbildungen seiner natürlichen Organe, Organprojektionen:

„Organprojektion ist das Versetzen des inneren Mechanismus in die Außenwelt, wo derselbe sichtbar, phänomenal wird, und, in seiner rein mechanischen Wirkung aufgefaßt, vervollkommt und so das Mittel einer stets klareren Erkenntnis wie auch einer stets fortschreitenden Krafterhöhung werden kann. Das Nachaußensetzen des inneren Mechanismus der natürlichen Organe geschieht, wie alle Entwicklung, langsam, allmählich und in direktem Anschluß an die Organtätigkeit selbst." (Noiré, Das Werkzeug, S. 53.)

Man geht wohl zu weit, wenn man diese Auffassung unbedingt ablehnt; nicht minder aber, wenn man sie unbedingt akzeptiert. Die Werkzeuge und sonstigen technischen Behelfe des Menschen *können* Organprojektionen sein, sie *müssen* aber keineswegs unter allen Umständen solche darstellen.

In den Anfängen der Technik werden sie es zumeist gewesen sein. Denn der Mensch kann nie absolut Neues schaffen, er kann nur an das Vorhandene, ihm Bekannte anknüpfen und es neuen Bedingungen mehr oder weniger zweckmäßig, je nach seinem Wissen und seinen Mitteln anpassen. Die einzigen Aktionsmittel, die er in den Anfängen der Technik vorfindet, sind seine natürlichen Organe. Er sucht nach Mitteln, die ihm gestatten, das vollkommener zu bewirken, was sie für sich allein nur unvollkommen zustande bringen, weil sie den neuen Bedingungen nicht angepaßt sind, in die er versetzt wird. Das kann unter Umständen zu einer unbewußten Nachbildung eines natürlichen Organs führen. Den Grabstock mag man als eine Projektion des Fingers betrachten, den die Erde aufwühlenden Stein als eine Projektion des Fingernagels, den die Nuß knackenden Stein als eine Projektion des Backenzahnes.

Aber nicht immer muß das künstliche Organ die Projektion eines natürlichen sein. Die künstlichen Organe werden ihrerseits, sobald sie einmal im Gebrauch sind, nach und nach immer weiter abgeändert, neu auftauchenden Bedingungen, Erfahrungen, Bedürfnissen angepaßt, bis schließlich technische Behelfe herauskommen, die auch bei der weitherzigsten Auslegung nicht mehr auf irgend ein natürliches Organ mehr zurückzuführen sind. Wo unter den menschlichen Organen könnten wir ein Muster finden etwa für die Nähnadel, wie sie zunächst aus einer Fischgräte hergestellt werden mag, oder für die Spindel? Mit dem besten Willen wird man im Wagenrad nicht die Projektion eines menschlichen Beines entdecken können.

Natürlich dürfen die technischen Behelfe, wie kompliziert, absonderlich, ungeheuerlich sie schließlich werden mögen, nie den Zusammenhang mit dem menschlichen Organismus verlieren. Sie

müssen immer seinen natürlichen Organen angepaßt, durch sie benutzbar sein. Da sie ihnen dienen und auf denselben Naturgesetzen aufgebaut sind, wie sie, werden sie oft einen Mechanismus darstellen, der in manchen Grundlinien denen eines natürlichen Organes entspricht. Da der künstliche Mechanismus einfacher, leichter zu überschauen und leichter zu kontrollieren ist, wird er unter Umständen zur Erkenntnis des natürlichen Organes viel beitragen können und gewissermaßen als dessen Projektion erscheinen.

Aber das ist keineswegs der Charakter eines jeden künstlichen Organs, das sich der Mensch schafft.

Indessen, wenn die künstlichen Organe den natürlichen auch nicht immer nachgebildet werden, so müssen sie ihnen doch, wie schon bemerkt, stets angepaßt sein. Der Mensch muß imstande sein, mit seinen natürlichen Organen die künstlichen in Bewegung zu setzen.

Sie müssen aber auch, um richtig wirken zu können, dem Menschen fast ebenso vertraut worden sein durch stete Handhabung, wie seine natürlichen Organe, so daß sie ihm ebenso zu willen sind, wie diese und gewissermaßen ein Teil seines Selbst werden.

Sehr richtig bemerkt Noiré:

„Es bedurfte der Zeit, einer langen Zeit, um das erste, wohl ganz rohe und formlose Werkzeug so zum bewußten Eigentum des Urmenschen zu machen, wie seine natürlichen Organe . . . . .

Nicht etwa das zufällige Ergreifen und Wiederwegwerfen eines Steines dürfen wir uns als den Anfang der Werkzeugtätigkeit denken, sondern erst die Zeit, wo immer und immer wieder auf jenes Vermittlungsobjekt als notwendig zur Ausführung einer Tätigkeit gegriffen wird, wo der Urmensch es ebenso notwendig und natürlich fand, einen Stein in die Hand zu nehmen, als daß er Hände hatte.

Wir können auch hier eine treffende Analogie in der Entstehung der Sprache anführen. Die verschiedenartigen, bei den verschiedensten Veranlassungen ausgestoßenen Laute waren keine Worte. Erst als ein bestimmter Laut sich mit einer bestimmten Tätigkeit vorzugsweise verband und immer wiederkehrte, sobald die Tätigkeit sich einstellte: erst da kann von einem menschlichen Worte die Rede sein. Denn auch hier wird der Laut bewußtes Eigentum." (Das Werkzeug, S. 184.)

Das Werkzeug muß, soll es zu richtiger Anwendung kommen, tatsächlich ein Stück des Menschen werden. Es muß ebenso seiner eigenen Natur angepaßt sein, wie der ihn umgebenden Natur, auf die es wirken soll. Das künstliche Organ muß eine innige Gemeinschaft eingehen mit seinen natürlichen Organen.

Dabei bleibt aber doch der große Unterschied bestehen, daß diese mit dem menschlichen Körper dauernd verwachsen sind, indes jene abgelegt werden können, sobald man sie nicht braucht. *Sie werden Organe des Menschen und bilden doch gleichzeitig Teile seiner Umwelt.*

Dieser ihr Doppelcharakter ist es, der von äußerster Wichtigkeit wird, da er über die Arten der Entwicklung der natürlichen Organismen hinaus eine neue Art der Entwicklung begründet. Das soll im Folgenden näher untersucht werden.

Bei den natürlichen Organen eines Organismus findet ihre Differenzierung und Arbeitsteilung jeweilig bald bestimmte Grenzen. Es kann natürlich stets nur das Vorhandene neuen Bedingungen angepaßt, nie völlig Neues geschaffen werden. Der Organismus bleibt daher stets an den Typus gebunden, den er von seinen Vorfahren ererbt hat. Es können sich je nach dem Milieu, in das er gerät, und den neuen Funktionen, die es ihm aufdrängt, seine vorderen Extremitäten, die ihm ehedem zum Laufen und Greifen dienten, in Flügel oder Flossen umwandeln, aber nie wird es gelingen, daß bei einem Wirbeltier zu den vorhandenen Extremitäten sich etwa noch zwei Flügel hinzuentwickeln. Engel und Pegasusse leben nur in der Phantasie, nicht in der Wirklichkeit. Sie bezeugen übrigens, wie wenig auch die glühendste Phantasie imstande ist, etwas Neues zu ersinnen. Sie vermag nur das Bestehende, Bekannte anders zu kombinieren. Ein überirdisches, himmlisches Wesen kann sie sich nur in der Weise vorstellen, daß sie einem Menschen oder einem Pferd oder sonst einem Säugetier Attribute von Vögeln verleiht.

Weiter als beim Menschen kann die Differenzierung der angeborenen Gliedmaßen nicht mehr gehen, wo die vorderen Extremitäten ausschließlich zum Greifen und Schlagen, die hinteren ausschließlich zur Fortbewegung dienen, und bei den Händen noch die Differenzierung zwischen rechter Hand und linker Hand eintritt. Die zwischen dem Daumen und den andern Fingern finden wir schon beim Affen.

Noch weitergehend als bei den Gliedmaßen ist die Differenzierung des Nervensystemes, namentlich die der verschiedenen Gehirnpartieen. Noch mehr als durch die Geschicklichkeit der Hand übertrifft der Mensch durch die Mannigfaltigkeit des Gehirnbaues alle anderen Tiere. Die hochgradige Geschicklichkeit, die seine Hand zu erlangen vermag, wäre ohne die weitgehende Differenzierung seines Gehirns nicht möglich. Ebenso die Entwicklung der Sprache.

Am meisten hat sich im Bau des Gehirns die organische Entwicklung des Menschen über das Tier hinaus vollzogen. Sollte diese Entwicklung noch weiter gehen, könnte sie sich wohl nur auf diesem Gebiete vollziehen.

Aber auch die Entwicklung des Gehirns kann bloß eine Umbildung schon bestehender Partien desselben bewirken und ist an bestimmte Grenzen gebunden, die sie nicht ins ungemessene überschreiten kann.

Bestimmte Grenzen für die Entwicklung eines jeden Organes werden schon dadurch sehr enge gezogen, daß alle Organe eines

Organismus dem Ganzen zu dienen haben, in einer gewissen Harmonie untereinander stehen müssen. Die einseitige Entwicklung eines einzelnen Teiles, die das Funktionieren anderer Teile stört, schädigt den ganzen Organismus, beeinträchtigt ihn im Kampf ums Dasein, merzt ihn aus. Jeder Kulturmensch weiß aus eigener Erfahrung, wie schädlich z. B. die einseitige Anspannung und Entwicklung des Nervensystems wirkt.

Da der Organismus seine Organe nicht ablegen und wechseln kann, muß er auch die meisten unter ihnen nacheinander zu sehr verschiedenen Funktionen verwenden. Auch hier zeigt sich, daß das Ganze wichtiger ist als der Teil. Die einseitige Anpassung eines Organs, das nacheinander verschiedenen Funktionen dienen soll, an eine einzige Funktion, beeinträchtigt die Ausübung der anderen Funktionen und beeinträchtigt auch dadurch den ganzen Organismus, läßt derartige Individuen nicht aufkommen und sich fortpflanzen.

Die starke Entwicklung der Hinterfüße des Hasen ermöglicht es ihm, in raschen Sprüngen vorwärts zu kommen, aber nur in der Ebene oder bergauf. Beim Bergablaufen bewirken sie, daß er sich leicht überkugelt und dann zur Beute nacheilender Hunde wird. Eine weitere Verstärkung der Hinterschenkel würde also den Hasen im Ganzen nichts mehr nützen, wenn sie ihm auch in bestimmten Fällen von Vorteil sein könnte.

Gerade umgekehrt wie der Hase ist die Giraffe gebaut, auf die wir schon früher hinwiesen. Sie hat relativ kurze Hinterbeine, dagegen hohe Vorderbeine. Diese im Verein mit dem langen Hals ermöglichen es ihr, in Zeiten der Dürre, wenn alles Gras am Boden vertrocknet ist, ihr Futter von belaubten Bäumen herunterzuholen. Auch vermag sie dadurch in freier Ebene weiter auszublicken und kommende Gefahren früher zu bemerken, als andere Tiere. Aber würden ihre Vorderbeine und ihr Hals gegenüber den Hinterbeinen noch länger, so müßte darunter die Schnelligkeit ihres Laufes leiden.

Zu alledem kommt, daß jeder Organismus nur über ein bestimmtes Maß von Kraft verfügt, das bedingt wird durch das Maß von Nahrung, das er zu gewinnen und zu assimilieren vermag. Mit diesem bestimmten Maß von Kraft müssen alle seine Organe in Bewegung gesetzt werden. Ist eine Harmonie auch in dieser Beziehung zwischen den einzelnen Organen erreicht, dann bedeutet eine Verschiebung dieses Verhältnisses zu gunsten eines einzelnen Organs, das nun besser ernährt wird und mehr Leistungen vollbringt als früher, eine Verkümmerung anderer Organe. Und auf keinen Fall kann auch dabei die Vergrößerung oder Verstärkung eines Organes eine bestimmte Grenze überschreiten.

Von diesen Beschränkungen sind die künstlichen Organe des Menschen ganz frei.

Da sie nicht Teile seines Organismus sind, vermag er noch andere Kräfte, außer denen seines Körpers zu ihrer Bewegung heranzuziehen: Die Kräfte anderer Menschen, die sich mit den seinen vereinen, die von Tieren, später die Kräfte des Wassers, des Windes, des Dampfes usw., sobald er lernt, sie zu zähmen und seinen Zwecken dienstbar zu machen.

Je mehr ihm das gelingt, desto riesenhafter können seine künstlichen Organe werden, so daß er selbst ihnen gegenüber als winziges Pünktchen erscheint, wie z. B. als Insasse eines der modernen ozeanischen Dampferkolosse, die er als Organe seiner Fortbewegung baut.

So findet das Wachstum der künstlichen Organe des Menschen keine Grenzen in der natürlichen Beschränktheit seines Leibes. Und das gleiche gilt von der Differenzierung dieser Organe, von denen er jedes nur in Gebrauch nimmt, wenn ein bestimmter Zweck es erheischt, nach dessen Erfüllung er es weglegt, oft, um zu einem anderen künstlichen Organ zu greifen. Er kann jetzt Werkzeuge herstellen, die nur einer einzelnen Funktion angepaßt sind. Ja, sehr oft kann er eine solche noch in Teilfunktionen zerlegen und für jede derselben ein nur für sie passendes Werkzeug in Anwendung bringen. Je mannigfaltiger die Erfahrungen und das Wissen, das er dadurch gewinnt, je ausgedehnter der Verkehr seines Gemeinwesens, je zahlreicher und verschiedenartiger die Werkzeuge und Rohmaterialien, die ihm dabei zufließen, umso mannigfaltiger die Anwendungsarten seiner Werkzeuge, um so größer die Antriebe und die Möglichkeiten ihrer fortschreitenden Differenzierung. Die Differenzierung der Werkzeuge und Rohstoffe führt denn auch zu einer größeren Differenzierung in den Betätigungen der Hand und des Gehirns, mitunter auch anderer natürlicher Organe, etwa der Stimmorgane bei Bläsern von Blasinstrumenten, der Nase oder der Zunge bei der Prüfung von Wein usw.

Aber auch dann noch bleiben die Differenzierungen der natürlichen Organe in enge Grenzen gebannt, während die der künstlichen Organe praktisch unbegrenzt ist.

Oder richtiger gesagt, ihre Grenzen sind weiter gezogen. Sie werden nicht bestimmt durch das Harmoniebedürfnis und die Kraft des einzelnen Individuum, sondern durch das Maß dieses Bedürfnisses und die Kraft in der Gesellschaft, in der die künstlichen Hilfsmittel zur Anwendung kommen. Ein Werkzeug oder Gerät, das in den Lebensprozeß einer Gesellschaft nicht hineinpaßt und ihn stören würde, kann in ihr nicht aufkommen, auch wenn es an sich noch so zweckmäßig wäre. Ein Pflug wäre bloß eine unnütze Belastung für einen nomadischen Stamm, der sich gezwungen sieht, jeden Monat oder vielleicht gar jede Woche in einer anderen Gegend seine Zelte aufzuschlagen, und nicht die Möglichkeit hat, in der Zeit vom Anbau bis zur Ernte am gleichen

Platze zu bleiben. Von den Bewohnern der dichten Wälder des inneren Afrika mögen hin und wieder einige bei Ausflügen an die Küste den Wagen kennen gelernt haben. Sie bleiben doch dabei, die Lasten auf den Köpfen zu tragen, denn in den weglosen Wäldern ist der Wagen in keiner Weise anwendbar. Oder was soll eine Druckerei einem Volke, das nicht lesen kann?

Andererseits nützt ein Apparat nichts einem Volke, das nicht über die nötige Kraft verfügt, ihn in Bewegung zu setzen.

Also praktisch unbegrenzt kann man die Technik nur nennen, wenn man die gesamte Dauer des Menschengeschlechts in Betracht zieht. Dagegen in jedem gegebenen Moment ist sie begrenzt, aber nicht, wie die natürlichen Organe, durch die Fähigkeiten und Kräfte sowie das Harmoniebedürfnis der Individuen, sondern durch die Fähigkeiten, die Kräfte und das Harmoniebedürfnis der jeweiligen Gesellschaft.

Wie der einzelne tierische Organismus und seine natürlichen Organe, stehen Gesellschaft und Technik in engster Wechselbeziehung und Wechselwirkung zu einander.

Zweites Kapitel.

Das Zusammenarbeiten.

Der Umstand, daß die künstlichen Organe des Menschen nicht mit ihm verwachsen, sondern von ihm getrennt sind, bietet zwei Möglichkeiten, die beide ungemein wichtig werden. Wir haben sie bereits erwähnt.

Einmal die, daß mehrere Menschen zusammenwirken können, um ein Organ gemeinsam in Bewegung zu setzen, wenn die Kräfte eines einzelnen dazu nicht ausreichen.

Zweitens die, daß verschiedene Menschen nebeneinander oder nacheinander verschiedene künstliche Organe in Bewegung setzen, die alle einem gemeinsamen Zwecke dienen.

So erzeugt die menschliche Technik zwei Arten des Arbeitens der Menschen: Das *Arbeiten miteinander* und das *Arbeiten füreinander*. Diese Arten der Arbeit sind fast ausschließlich dem Menschen eigentümlich.

Wohl hat man Affen beobachtet, bei denen mehrere zusammen wirken, um einen schweren Stein zu bewegen. Heuglin berichtet über das Verhalten der Paviane bei dem Suchen von Nahrung:

„Große Steine werden umgedreht, und ist einer zu schwach dazu, so sind ihm einige Kameraden behilflich, denn unter den Steinen gibt es Würmer, fette Larven, Käfer und Schnecken, die auch nicht verachtet werden." (Zitiert bei Brehm, Tierleben I., S. 167.)

Aehnliches kam auch bei den Schimpansen vor, die auf Teneriffa gehalten wurden. Köhler berichtet über einen Fall dieser Art:

„Die Kleinen (Schimpansen) haben eines Tages einem erhöhten Ziel[1]) gegenüber viele Lösungsansätze vorgebracht, ohne es zu erreichen. In einiger Entfernung steht ein schwerer Käfig aus Holz, den sie bis dahin noch nie zu solchen Versuchen verwendet haben. Jetzt wird endlich Grande auf ihn aufmerksam. Sie rüttelt an ihm, um ihn auf das Ziel zuzukippen, bekommt ihn aber nicht vom Boden in die Höhe. Da tritt jedoch Rana hinzu und packt so zweckmäßig wie möglich neben Grande an, und beide sind imstande, den Käfig richtig anzuheben und zu kippen, als auch noch Sultan hinzuspringt und, an der Seite zugreifend, sehr eifrig mithilft. Keines der drei Tiere allein konnte die Kiste vom Fleck bringen; unter den Händen der drei, deren Bewegungen genau zusammenstimmten, nähert sie sich dem Ziel in raschem Tempo." („Intelligenzprüfungen der Menschenaffen", S. 122.)

Hier finden wir bereits Anfänge eines zweckmäßigen Zusammenarbeitens. Aber die Kisten, die von den Schimpansen, und die Steine, die von den Pavianen bewegt wurden, fungieren nicht als O r g a n e. Sie sind bloß Gegenstände, die wegzuräumen oder weiterzubefördern sind. Im wesentlichen verfügt das Tier nur über seine natürlichen Organe, zu deren Bewegung natürlich die Leibeskraft des Individuums genügt.

Und wenn es soweit kommt, einmal etwa einen Stein oder Stock als Hilfsmittel zu benützen, so sind diese ebenfalls der Art, daß der einzelne ausreicht, sie zu handhaben. Auch beim Menschen muß die Technik schon eine gewisse Höhe erreicht haben, ehe er soweit ist, Hilfsmittel herzustellen, die bei ihrer Benutzung das Zusammenarbeiten mehrerer erheischen, wie z. B. das Bewegen eines größeren Bootes.

Auf der anderen Seite kommt es schon bei den Tieren vor, daß mehrere zusammenarbeiten, um ein gemeinsames Produkt herzustellen, wie z. B. die Biber, die in Gemeinschaften „Burgen" und Dämme errichten. Aber diese Leistungen sind nicht nur etwas außerordentliches, sie führen auch nicht zu einer Arbeitsteilung, die weiter geht als die, daß in der Regel die Weibchen die Baumeister und die Männchen bloß Handlanger sind, wie dies bei den Bibern der Fall ist.

Anderer Art ist die gelegentliche Arbeitsteilung bei jagenden Wölfen, deren wir schon früher gedacht, oder bei einem Löwenpaar: Der Löwe schreckt durch sein Gebrüll das Wild auf und treibt es der an anderer Stelle schweigend lauernden Löwin zu. Das ist sogar ein Füreinanderarbeiten mit verschiedenen Organen.

Indes sowohl das Zusammenarbeiten der Biber wie das Füreinanderarbeiten der Löwen oder Wölfe sind äußerst seltene Vorkommnisse in der Tierwelt, sie sind in jedem Falle auf eine oder zwei immer wieder in gleicher Weise wiederkehrende Funktionen, hier bestimmte Bauten, dort Beutemachen, beschränkt.

---

[1]) Wahrscheinlich einer hoch aufgehängten leckeren Frucht. K.

Erst das Aufkommen der künstlichen Organe ermöglicht es, daß das Zusammenarbeiten wie das Füreinanderarbeiten nicht etwas Ausnahmsweises, sondern etwas Regelmäßiges wird und sich auf die verschiedensten Gebiete erstreckt, erleichtert durch das Werden der Sprache, das andererseits auch wieder durch diese verschiedenen Arten der Arbeitsgemeinschaft aufs stärkste gefördert wird.

Die einfachsten, stets in der gleichen Weise wiederkehrenden Arten des Zusammen- und Füreinanderarbeitens bei manchen Tieren können schließlich zu Gewohnheiten werden, die entweder von den Alten gelehrt, oder sogar, ebenso wie die Neigung zum Nesterbau bei den Vögeln, vererbt werden. Die zweckmäßige Anpassung der allgemeinen Gewohnheit oder des ererbten Instinkts an die Besonderheiten des einzelnen Falles erfordert wohl eine Verständigung der Beteiligten untereinander. Ein gewisses Verständigungsvermögen der sozialen Tiere untereinander müssen wir annehmen, wir können es sehr oft auch beobachten. Die Sprache des Hundes verstehen wir selbst bis zu einem gewissen Grade ganz gut.

Aber diese Verständigungsmittel sind jedenfalls so dürftig, daß sie eine Verständigung zu mannigfaltigerem oder gar zu neuartigem Handeln schwer herbeiführen würden, wenn die Lebensbedingungen der Tiere ein solches Handeln erheischen würden, was in konservativen Zuständen der Natur, bei ungestörtem Gleichgewicht in ihr nicht eintritt, wenigstens in der Regel nicht.

Was die meisten sozialen Tiere zusammenhält, das ist das Bedürfnis nach Schutz und nach Führung der weniger Erfahrenen durch die Erfahreneren.

Der einzelne ist sicherer in einer Gesellschaft, in der alle für einen eintreten. Oder wenn die Tiere nicht wehrhaft sind, Flucht vor größeren Räubern für sie angezeigter ist als Widerstand, hilft ihm die Gesellschaft dadurch, daß sie eine Arbeitsteilung ermöglicht, wo einzelne wachen, während die anderen dem Futter oder Spielen nachgehen.

Die jüngeren, weniger Erfahrenen gewinnen aber auch dadurch, daß sie Lehrgeld ersparen durch das Vorbild der Aelteren, die ihnen zeigen, wohin sie flüchten oder wohin sie sich wenden sollen, um die beste Weide oder in trockenem Gebiet eine Tränke zu finden.

Das hält die sozialen Tiere zusammen. Dagegen besorgt jedes Individuum auch bei den sozialen Tieren die Gewinnung des Futters selbst für sich, sobald einmal die Weide oder der Fruchtplatz erreicht ist.

Erst bei den Menschen wird die Nahrungsgewinnung ein gesellschaftlicher Vorgang. Er erweitert sich immer mehr zur Befriedigung der verschiedensten Lebensbedürfnisse, die das Tier nicht kennt, Kleidung, Wohnung, Schmuck, Wissen usw. Der

einzelne wird dabei für die Deckung seiner Bedürfnisse immer abhängiger von der Gesellschaft, die Beziehungen des miteinander und füreinander Arbeitens werden immer mannigfaltiger und immer enger.

Besonders wichtig wird dabei die weitgehende Arbeitsteilung unter den Menschen, die der Arbeitsteilung unter den Werkzeugen und sonstigen Behelfen folgt. Zunächst bewirkt dabei die Arbeitsteilung unter den Werkzeugen — das Wort im weitesten Sinne genommen, so daß es auch Waffen und Geräte umfaßt — daß derselbe Mensch nacheinander verschiedene künstliche Organe mit einem und demselben natürlichen Organ in Wirksamkeit setzen kann. Bald kommt es aber auch zur Arbeitsteilung unter den Menschen: die einen gebrauchen dauernd bestimmte Werkzeuge zu bestimmten Zwecken und werden mit ihnen vertraut, während die anderen damit nichts anzufangen wissen, da sie gewöhnt sind, ganz andere Werkzeuge zu ganz anderen Zwecken anzuwenden. Es ist, als zerfiele dieselbe Art von Menschen in verschiedene Arten mit verschiedenen Organen. Aber diese künstlich geschaffenen verschiedenen Arten des Menschen unterscheiden sich von den natürlichen Tierarten dadurch, daß keine von ihnen dauernd ohne die anderen Menschenarten auskommen kann, daß sie die anderen braucht, entweder um überhaupt leben zu können oder doch, um gut leben zu können, ihre Bedürfnisse ausreichend zu befriedigen.

Von der ersten großen Arbeitsteilung dieser Art, die durch die technische Entwicklung herbeigeführt wurde, haben wir schon oben in einem anderen Zusammenhang gesprochen: Es ist die durch das Aufkommen künstlicher Waffen hervorgerufene, die ausschließlich Organe der Männer werden. Diese werden Jäger und Krieger, die Frauen bleiben der Art der Nahrungsgewinnung treu, die ursprünglich für die ganze Art galt: Dem Sammeln von pflanzlichen Nahrungsmitteln und von niedrigen Kleintieren verschiedener Gattungen.

Nach der Zähmung des Feuers wird die Frau auch dessen Bewahrerin, der häusliche Herd wird ihre Domäne, sowie die Verarbeitung aller der Rohstoffe, die der jagende Mann ihr liefert, des Fleisches zum Kochen, der Häute zum Herstellen von Kleidern und Zelten, wozu sie noch Flechtarbeiten aus manchen ihr vertrauten pflanzlichen Rohstoffen gesellt.

Beide Teile, Männer wie Frauen, arbeiten jetzt füreinander, für den gemeinsamen Haushalt einer kleineren oder größeren Familie, sind auf einander angewiesen, durch ökonomische Bande aneinander gefesselt.

Auch das nächstfolgende Stadium der Arbeitsteilung haben wir schon kennen gelernt, das durch die verschiedene Ausstattung verschiedener Gegenden mit Rohstoffen herbeigeführt wird. Es kommt so sehr früh zu einer internationalen Arbeitsteilung, in

der die Bewohner verschiedener Gegenden Spezialitäten entwickeln, die sie mit einander austauschen, Werkzeuge und Waffen oder Material dazu, Genußmittel, wie Salz, endlich Schmuckgegenstände und dergleichen.

So verschiedenartig und anscheinend einander fremd die einzelnen Gemeinwesen sein mögen, deren Produkte so zum Austausch kommen, sie arbeiten tatsächlich füreinander, sind aufeinander angewiesen.

Lange dauert es, bis die Arbeitsteilung über ihre ersten beiden Stadien hinausgelangt, es zur Bildung besonderer Berufe innerhalb der Reihen der Erwachsenen jedes Geschlechtes kommt.

Bei den Frauen ist es zur Scheidung in Berufe als Massenerscheinung erst im Laufe des vorigen Jahrhunderts gekommen. Bis dahin verstand und betrieb auch in den höchstentwickelten Gesellschaften jede Frau so ziemlich dasselbe, wie alle anderen. Eine Ausnahme machten nur jene, die gar nichts verstanden und betrieben, die weiblichen „Spitzen der Gesellschaft" — nicht eine Berufs-, sondern eine Klassenerscheinung. Mit den Klassen haben wir hier aber noch nicht zu tun.

Alle Menschen, die vermöge der Arbeitsteilung direkt oder indirekt aufeinander angewiesen sind, stehen miteinander in einem gesellschaftlichen Zusammenhang. Dieser erstreckt sich frühzeitig über den Bereich des Gemeinwesens hinaus, dem der einzelne angehört. Im Unterschied vom Gemeinwesen wird dieser allgemeine gesellschaftliche Zusammenhalt nicht durch eine feste Organisation mit Regeln und Grenzen hergestellt, die von deren Mitgliedern selbst festgesetzt werden, sondern nur durch das mehr oder weniger stark empfundene Bedürfnis aller derjenigen, die in diesem Zusammenhang und durch ihn leben.

Dieser Zusamenhang bildet das, was man als „d i e" Gesellschaft bezeichnet, im Unterschied von den einzelnen, meist festbegrenzten gesellschaftlichen Gebilden, den einzelnen Gesellschaften, die innerhalb der Gesellschaft bestehen.

„Die" Gesellschaft ist nur dem Menschen eigen und insofern ist es ein Pleonasmus, wenn man von der menschlichen Gesellschaft spricht.

Die Tierwelt zerfällt in Arten.

Innerhalb einer Art der sozialen Tiere bilden sich Tiergesellschaften mehr oder weniger lockerer Art.

Bei Menschen werden diese Gesellschaften zu geschlossenen, deren jede von den andern der Artgenossen dauernd abgesondert wird durch Merkmale, die in verschiedenen historischen Perioden verschieden sind, wie z. B. eine besondere Sprache, einen besonderen (vorausgesetzten gemeinsamen) Ahnen bei Verwandtschaftsorganisationen, ein besonderes Territorium, besondere gemeinsame Organe z. B. Häuptlinge, Richter usw., gemeinsame Traditionen usw.

Ist eine dieser Gesellschaften fest organisiert und souverain, so bildet sie ein Gemeinwesen, ein Begriff, der nicht gleichzusetzen ist dem Staat. Dieser stellt eine besondere Sorte Gemeinwesen dar, von der wir im vierten Buche handeln werden.

Innerhalb des Gemeinwesens können sich kleinere Organisationen der verschiedensten Art bilden. Ueber ihnen allen steht „die" Gesellschaft, zum Unterschied von den kleineren Gesellschaften in ihr auch die „bürgerliche" genannt — la societé civile, nicht bourgeoise.

In einer Polemik gegen Cunow, der mir vorwarf, ich verstünde nicht Staat und Gesellschaft auseinander zu halten, sage ich über diese:

„Die Gesellschaft selbst ist nicht organisiert. Ihr Mitgliederkreis ist nicht festbegrenzt und nicht genau zu bestimmen. Er fließt, und so fließt auch alles andere an ihr. Keine äußere Zwangsgewalt hält sie zusammen, sondern nur der Zwang der gegenseitigen Bedürfnisse der Menschen. Sie folgt keinen von einer Körperschaft ausgearbeiteten Gesetzen, sondern nur solchen, die aus den Bedingungen ihres Daseins entspringen, aus den Regeln, die sich in den regelmäßigen und notwendigen wirtschaftlichen Beziehungen der Menschen zueinander geltend machen, und die mit der Macht von Naturgesetzen wirken, dabei aber nicht minder verborgen sind wie diese, und erst durch wissenschaftliche Forschung aufgedeckt werden können." (Die Marxsche Staatsauffassung im Spiegel eines Marxisten, Jena 1923, S. 39.)

„Die" Gesellschaft als eine Erscheinung, die über den einzelnen Gesellschaften und Gemeinwesen steht, bildet wie gesagt, eine Erscheinung, die bloß dem Menschen eigen ist.

Die Bezeichnung ist eigentlich irreführend. Denn sie läßt annehmen, daß „die" Gesellschaft stets nur einzig dasteht, daß ihr Umfang zusammenfalle mit dem der gesamten Menschheit. Das ist aber keineswegs der Fall.

„Die" Gesellschaft hat bisher noch nie die gesamte Menschheit umfaßt. Diese zerfiel stets in mehrere Kreise von Menschen. Jeder dieser Kreise bildete das, was wir „die" Gesellschaft nennen. Das heißt, jeder dieser Kreise wurde zusammengehalten dadurch, daß seine Mitglieder, vielfach ohne es zu wissen, füreinander arbeiteten und daher dauernd auf einander angewiesen waren. Jeder derartige Kreis hatte ein ökonomisches Leben für sich, war ohne jeden Zusammenhang mit anderen Kreisen dieser Art. Sein Umfang hing von den jeweiligen Verkehrsverhältnissen ab.

Bis zur Besetzung durch die Europäer war für die Tasmanier Tasmanien der Umkreis „der" Gesellschaft. Das, was wir die antike Gesellschaft nennen, umfaßte in seinen Anfängen nur das östliche Becken des Mittelmeeres mit Ausläufern nach Mesopotamien. Mit der fortschreitenden Verbesserung des Land- und Seeverkehres dehnte sich der Umfang der antiken Gesellschaft immer mehr aus. Er begriff schließlich nicht nur das ganze Becken des Mittelmeeres in sich, sondern erstreckte sich westlich bis an

die Küsten des atlantischen Ozeans, östlich bis an die Küsten Ostindiens, mit dem freilich nur ein schwacher gesellschaftlicher Zusammenhang erreicht wurde. „Die“ Gesellschaft Ostasiens blieb bis ins 19. Jahrhundert hinein eine Gesellschaft für sich. In Afrika südlich der Sahara, sowie in Amerika waren bis zum Eingreifen der Europäer seit dem Zeitalter der Entdeckungen die Verkehrsverhältnisse so ungünstig, daß dort ganz eng begrenzte Gebiete jedes für sich „die“ Gesellschaft bildeten.

Erst in unseren Tagen fängt die moderne europäische Gesellschaft, die alle Erdteile erfaßt, an, identisch zu werden mit der Menschheit, was sich leider nicht bloß im Weltverkehr, sondern auch in Weltkriegen äußert. Aber immer noch gibt es weiße Flecke auf unseren Landkarten, allerdings nicht viele und nur ganz kleine, Gegenden, die von Europäern noch nicht betreten, geschweige in das Bereich ihrer Gesellschaft gezogen wurden, im Inneren Australiens, Brasiliens, sogar Asiens, in Tibet. Ganz abgesehen von den Polargebieten.

Alle diese weißen Flecke haben ökonomisch kaum noch etwas zu bedeuten. Sie sind entweder gar nicht oder nur sehr dürftig bewohnt.

Und während sich der Umkreis des Weltverkehrs in den letzten Jahrhunderten rapid ausdehnte, hat auch seine Intensität enorm zugenommen. In den Anfängen des Austausches werden nur einige wenige Werkzeuge, Waffen, Geräte, oder die Materialien dazu, sowie Luxusartikel, Schmuck für den Körper oder das Haus, sowie Genußmittel getauscht. Seitdem hat die Arbeitsteilung zwischen den Völkern und innerhalb der Völker so zugenommen, daß bei keinem von ihnen der produktive wie der persönliche Konsum mehr in gewohntem Umfang vor sich gehen kann, wenn der Weltverkehr gestört wird.

Drittes Kapitel.

Das Füreinanderarbeiten.

Auf dieser steigenden Abhängigkeit der Völker und der Individuen innerhalb eines jeden Volkes von einander beruht eine Theorie steter moralischer Vervollkommnung, die durch den industriellen Fortschritt herbeigeführt werden soll.

Diese Theorie nimmt an:

„Solange nicht die Künste des Lebens entwickelt waren, lebten die Urmenschen notwendigerweise von der Nahrung der Wildnis, was sie zwang, sich in kleinen Gruppen zu zerstreuen. Sie waren daher auf der einen Seite nicht sehr an gesellschaftliches Zusammenleben gewöhnt und andererseits daran gewöhnt, ihren augenblicklichen Begierden ohne Rücksicht nachzugeben, wie das dem Leben in der Vereinzelung entspricht. So daß die Kraft der gegenseitigen Anziehung bei den Menschen klein war,

die Kraft ihrer Abstoßung groß." (Herb. Spencer, Principles of Sociology, London 1876, I., S. 71.)

Das habe sich durch die Entwicklung der Technik geändert, die das Zusammenleben in größeren Verbänden möglich, ja notwendig macht. Nun fingen die Menschen an, zu begreifen, daß jeder um so besser lebt, je besser seine Nachbarn daran sind, für die er arbeitet, die für ihn arbeiten, seine Lieferanten oder Kunden. So wachse immer mehr das soziale Empfinden, die Gegensätze zwischen den Menschen schwinden, die Gegensätze der Individuen, der Klassen, der Nationen. Wir brauchten nur die Industrie zu entwickeln, und die vollkommenste Moral und friedfertigste Gesellschaft mit Klassenfrieden und Weltfrieden stelle sich von selbst ein.

So heißt es in Herbert Spencers „Tatsachen der Ethik" (Deutsch von Prof. L. Vetter, Stuttgart 1879):

„Die Ethik hat die Wahrheit anzuerkennen, die übrigens im nicht ethischen Denken längst anerkannt ist, daß der Egoismus vor dem Altruismus kommt." (S. 204.)

Denn ich muß zuerst leben und mein Leben sichern, ehe ich für andere leben kann. Doch kommen wir ohne Altruismus nicht aus:

„Wenn wir den Altruismus so definieren, daß er jede Handlung umfaßt, die im normalen Verlauf der Dinge andern Nutzen schafft, statt dem Handelnden selbst, so ist derselbe von der ersten Dämmerung des Lebens an nicht minder wesentlich gewesen als der Egoismus. Obschon er ursprünglich vom Egoismus abhängig ist, so hängt doch sekundär der Egoismus von ihm ab." (S. 219.)

Die primitivste Art des Altruismus ist die Sorge für die Nachkommenschaft.

„Selbstaufopferung (für die Nachkommenschaft) ist nicht minder ursprünglich als Selbsterhaltung." (S. 221.)

Der soziale Altruismus ist dann nichts als eine Ausdehnung des Altruismus der Familie.

„Nur wo der Familienaltruismus am meisten gepflegt wurde, ist auch der soziale Altruismus zu ansehnlicher Entwicklung gelangt." (S. 223.)

Der wachsende Altruismus bringt aber auch jedem einzelnen vermehrte Vorteile.

„Wenn die Menschen, statt gesondert zu leben, sich zur Verteidigung oder zu anderen Zwecken vereinigen sollen, müssen sie sämtlich mehr Gutes als Uebles von dieser Vereinigung haben . . . . . Im Anfang kann jene Steigerung egoistischer Genüsse, die der soziale Zustand mit sich bringt, nur durch den Altruismus erkauft werden, der stark genug ist, um eine gewisse Anerkennung der Ansprüche anderer zu bewirken: wenn nicht eine freiwillige, so doch eine zwangsweise Anerkennung.

Solange diese Anerkennung nur von der niedersten Art ist, indem sie auf der Furcht vor Vergeltung oder vor der angedrohten Strafe beruht, kann der egoistische Gewinn aus der Vereinigung nur ein geringer sein, und er wird erst dann erheblich, wenn die Anerkennung eine freiwillige, d. h. wenn sie in höherem Grade altruistisch ist." (S. 224.)

In dieses höhere Stadium des Altruismus gelangen wir erst bei entwickeltem Warenhandel.

„Die allgemeine Annahme des Grundsatzes, daß Ehrlichkeit die beste Politik ist, setzt die allgemeine Erfahrung voraus, daß die Befriedigung der das eigene Ich berücksichtigenden Gefühle in letzter Linie gefördert wird durch eine Zurückdrängung derselben, die einen rechtschaffenen Verkehr möglich macht. . . . . . denn auf zahllos verschiedene Weise hat das häufige Vorkommen betrügerischer Handlungen für jeden einzelnen schlimme Folgen.“ (S. 225, 226.)

Spencer zeigt an verschiedenen Beispielen, wie die meisten Kunden des Kaufmannes darunter leiden, wenn einige von ihnen ihm seine Rechnungen nicht bezahlen. Um so höher die Preise, die er den zahlenden Kunden macht. Ebenso werden die Konsumenten geschädigt, wenn gewissenlose Arbeiter oder Verkäufer von Rohmaterial den Fabrikanten schlechte Arbeit oder schlechtes Material liefern.

Und endlich, wenn die einzelnen nur an sich denken und nicht an den Staat, wird dieser korrupt und unfähig verwaltet werden, die Besitzer von Staatspapieren bekommen schließlich keine Zinsen und die allgemeine Sicherheit im Staate wird leiden.

Und darum wird ein vernünftiger Egoist sich altruistisch betätigen und dahin wirken, daß Gerechtigkeit geübt wird, der Staat seine Schuldenzinsen pünktlich auszahlt, die Arbeiter tüchtig arbeiten und niemand seine Rechnung schuldig bleibt.

Aber die segensreichen Wirkungen des Warenhandels auf die Hebung der Moral beschränken sich nicht auf das Gebiet des Staates, in dem die vernünftig altruistischen Egoisten sitzen.

„Andeutungsweise sei hier noch auf die überhaupt kaum je anerkannte Wahrheit hingewiesen, daß diese Abhängigkeit des Egoismus vom Altruismus sich über die Grenzen jeder einzelnen Gesellschaft hinaus erstreckt und stets nach Universalität strebt. Daß sie innerhalb jeder Gesellschaft um so inniger wird, je weiter die soziale Entwicklung fortschreitet, die ja eben eine Verstärkung der gegenseitigen Abhängigkeit bedingt, braucht nicht besonders bewiesen zu werden. Es folgt von selbst daraus, daß, sowie die Abhängigkeit der einzelnen Gesellschaften voneinander durch Handelsverkehr eine Steigerung erfährt, das innere Wohlergehen einer jeden für die andere zu einer Sache von großer Wichtigkeit wird.“ (S. 236, 237.)

Wir sind hier auf diese Gedankengänge näher eingegangen, weil sie immer noch eine große Wirksamkeit ausüben, auch in sozialistischen Kreisen, namentlich solchen, die unter dem Einfluß englischen Denkens stehen. Auch viele Pazifisten denken heute noch ganz im Spencerschen Sinne.

Seine ganze Argumentation beruht auf der Annahme, daß das Füreinanderarbeiten der Menschen eine Gemeinschaft der Interessen, eine Solidarität zwischen ihnen hervorruft und damit eine mit der Intensität des Verkehres wachsende Intensität der Moral, des sozialen Empfindens.

Aber wenn ein Mensch für mich arbeitet, bin ich wohl daran interessiert, daß er möglichst viel für mich leistet, jedoch keineswegs daran, daß ich meinerseits möglichst viel für ihn arbeite. Je mehr er für mich arbeitet, je weniger ich für ihn, um so besser für mich. Das zeigt sich schon beim Warenhandel, der, wie Marx gezeigt hat, nur eine besondere Form des Füreinanderarbeitens der Menschen ist.

Das Verhältnis zwische Käufer und Verkäufer bedingt keineswegs eine Gemeinsamkeit, sondern vielmehr einen Gegensatz der Interessen. Jeder sucht möglichst wenig Produkte eigener Arbeit gegen möglichst viel Produkte fremder Arbeit hinzugeben. Die Durchsetzung des Wertgesetzes, des Austausches gleicher Werte, das heißt, gleicher Arbeitsmengen, ist keineswegs die Absicht der Tauschenden. Sie trachten stets nach seiner Durchbrechung. Und diese ist in den Anfängen des Warenhandels die Regel. Erst nach einer langen Entwicklung, die die Warenproduktion zur allgemeinen Form der Produktion macht, setzt das Wertgesetz sich schließlich durch, aber auch da nur bei freier Konkurrenz und gleicher Macht des Käufers wie des Verkäufers.

Zunächst sucht jeder, der eine Ware braucht, die er nicht besitzt, sie möglichst tief unter ihrem Werte zu erlangen. Das wird am radikalsten dort erreicht, wo man die Ware ohne jedes Entgelt nimmt, sie raubt. Bekanntlich ist der Händler in seinen Anfängen bei jeder günstigen Gelegenheit ein See- oder Straßenräuber.

Andere Methoden des Uebermächtigen einem Schwächeren gegenüber, ihn für sich ohne entsprechendes Entgelt arbeiten zu lassen, sind die, ihn zum Sklaven zu machen, ihm eine Zinszahlung aufzuerlegen oder ihn als Lohnarbeiter zu beschäftigen, dem nur ein Teil des von ihm geschaffenen Wertes als Lohn bezahlt wird.

Wenn manche dieser Methoden, andere für sich arbeiten zu lassen, im Laufe der Entwicklung abkommen, so rührt dies nicht daher, daß die Moral durch die zunehmende Ausdehnung des Füreinanderarbeitens immer mehr gehoben wird, sondern zum Teil daher, daß die Geplünderten und Ausgebeuteten die Kraft erlangen, sich zur Wehr zu setzen. Sie bekriegen die Räuber und Sklavenhändler, und hängen sie, wenn sie ihrer habhaft werden, so daß die „Risikoprämie", die das Räubergeschäft abwirft, sein Profit, im Durchschnitt immer geringer wird, indes das Risiko selbst immer mehr steigt.

Auch die friedlicheren Methoden der Uebervorteilung des Käufers durch den Verkäufer erfahren eine Einschränkung durch den Widerstand der Käufer dort, wo der Warenhandel eine regelmäßige Erscheinung wird, auf demselben Markt immer wieder die gleichen Käufer und Verkäufer zusammentreffen. Versucht einer von diesen den Kunden zu betrügen und wird das aufgedeckt, dann hat er sich das Geschäft auf dem betreffenden Markte für

immer verdorben, auch wenn keine gesetzliche Strafe ihn ereilen sollte.

Bei großer Intensität des Geschäftslebens wird selbst das langwierige Feilschen ein verlustbringender Zeitvertreib. So kommt man auch dadurch zu fixen Preisen, zur „Solidität".

Auf diese Weise erzeugt allerdings die Entwicklung des Warenhandels eine gewisse „Geschäftsmoral", die das Geschäftsleben bei normalem Verlauf — also nicht etwa in Kriegs- oder Inflationszeiten — in hochindustriellen Staaten von dem rückständiger unterscheidet. Nun wird Ehrlichkeit wirklich die beste Politik. Jetzt setzt sich auch das Wertgesetz im Warenhandel durch.

Aber diese Moral ist sehr negativer Natur. Sie sagt bloß, daß man im Interesse des Geschäftes sich hüten soll, den „Geschäftsfreund" übers Ohr zu hauen. Sie enthält aber nicht den mindesten Antrieb zur Hilfsbereitschaft, zur Hingabe von Geld und Gut und Kraft und unter Umständen sogar zum Einsatz des Lebens, um fremdes Leid zu lindern und Menschen zu retten, die in ihrem Gedeihen oder ihrer Existenz bedroht sind.

Diese Geschäftsmoral ist nicht auf einem inneren Bedürfnis, sondern auf einer kaufmännischen Berechnung des profitabelsten Verfahrens aufgebaut. Sie versagt sofort, sobald neue Verhältnisse auftauchen, in denen Betrug oder Gewalttat ungestraft und ohne Einbuße an Kredit und Absatzfähigkeit geübt werden können. Die im hochindustriellen Lande so streng soliden und ehrlichen Geschäftsleute tragen nicht das mindeste Bedenken, in den Kolonien das Plündern und Betrügen wehrloser und unwissender Eingeborener zu betreiben. Und die abnorme Zwangslage des Staates im Kriege läßt sofort ein betrügerisches Lieferantentum in die Höhe schießen, das für Jahre die ganze Geschäftsmoral zum Teufel jagt.

Aehnliches gilt auch von der Ausbeutung von Arbeitskräften. Auf die Sklaverei und Leibeigenschaft oder Zinsknechtschaft legen die Herren der Großindustrie heute keinen Wert, weil die feinen Maschinen, die sie anwenden, von derartig gewonnenen Arbeitskräften nur schlecht gehandhabt würden. Wo aber Arbeitsprozesse mit roheren Arbeitsmethoden in Betracht kommen, haben dieselben Herren gegen die Sklaverei nichts einzuwenden. Die liberalen englischen Spinner waren zu Hause gegen die Sklaverei, sie erschien ihnen dagegen sehr sympathisch in den Baumwolldistrikten der Vereinigten Staaten.

Die höhere Moral, die aus der höheren Entwicklung von Handel und Industrie hervorgehen soll, erzeugte keine grundsätzliche Gegnerschaft gegen die Sklaverei. Und sie war vereinbar mit der grausamsten Mißhandlung von Frauen und Kindern in der kapitalistischen Industrie, was allgemein bekannt ist, seitdem Marx und Engels diese Greuel aufgedeckt haben.

Auch hier war es nicht der Einfluß der steigenden ökonomischen Abhängigkeit der Menschen voneinander, sondern der steigende Widerstand der Lohnarbeiter, der den Kapitalisten nach und nach bessere Manieren, eine Art „sozialen Empfindens" beibrachte.

Die Arbeiter müssen ihre Herren dazu erziehen. Eine mühsame Arbeit, die bisher nur in wenigen Staaten erhebliche Resultate erzielt hat. Und auch dort bricht sofort die brutale Grundstimmung des Ausbeuters wieder durch, sobald die Machtverhältnisse der Klassen sich ändern. Wo die Macht der Kapitalisten infolge monopolistischer Vorteile am größten ist, in der Landwirtschaft, im Bergbau, der Schwerindustrie, bei den privaten Eisenbahnen, ist auch die Rücksichtslosigkeit und Gewalttätigkeit der Unternehmer gegenüber ihren Arbeitern am schroffsten.

Kein Zweifel, daß die Unternehmer selbst an der Leistungsfähigkeit ihrer Arbeiten interessiert sind und daß diese Leistungsfähigkeit bei guten Löhnen und mäßiger Arbeitszeit wächst. Aber nicht einmal diese Berechnung vermag gegen den allgemeinen Gegensatz der Interessen aufzukommen, der zwischen den Käufern und Verkäufern der Ware Arbeitskraft besteht, wenn nicht ein energischer Widerstand der letzteren nachhilft.

Es verhält sich ebenso mit dem Nachweis der Pazifisten, den schon Spencer in dem zitierten Buche formulierte:

„Daß die Verarmung eines Landes, indem sie sowohl seine Produktions- als seine Konsumtionsfähigkeit vermindert, zum großen Nachteil der mit demselben in Handelsverkehr stehenden Völker ausschlägt, ist ein Gemeinplatz der Nationalökonomie." (Tatsachen der Ethik, S. 237.)

Dieser Gemeinplatz ist längst allgemein akzeptiert, er vermochte jedoch bisher nicht zu verhindern, daß die aus dem Füreinanderarbeiten der Nationen entspringenden Gegensätze immer wieder von neuem Konflikte zwischen ihnen hervorriefen, die allerdings seltener aus dem Gegensatz zwischen Ausbeutern und Ausgebeuteten oder dem zwischen Käufern und Verkäufern als dem der Konkurrenz zwischen Verkäufern derselben Ware entsprangen. Darauf können wir hier nicht eingehen, ohne uns allzuweit von unserem eigentlichen Thema zu entfernen. Es genüge zu bemerken, daß auch diese Konkurrenz mit dem Füreinanderarbeiten der Menschen zusammenhängt.

Die Geschäftsmoral, zu der die Unternehmer von ihren Arbeitern, die Verkäufer von den Käufern allmählich erzogen wurden, hat mit dem, was man gemeinhin als Moral betrachtet, nichts zu tun. Wo die Bedingungen eines Widerstandes gegen Unternehmer und Verkäufer nicht gegeben sind, tritt deren Interessengegensatz zu ihren Arbeitern und Käufern brutal zutage. Damit soll jedoch nicht gesagt sein, daß bei Unternehmern und Verkäufern eine Moral überhaupt nicht zu finden sei. Wir

behaupten nur, daß eine solche nicht aus dem Füreinanderarbeiten der Menschen entspringt.

Aber dies ist nur die eine Seite der gesellschaftlichen Arbeit der Menschen. Die andere besteht in ihrem Zusammenwirken zu gemeinsamen Zwecken mit gemeinsamen Mitteln. Daraus entspringt eine Gemeinsamkeit der Interessen, eine Solidarität, Kameradschaft, Pflichtgefühl und Hingabe an den gemeinsamen Zweck, die sich bis zur selbstlosesten Opferwilligkeit steigern kann.

Ein solches Zusammenwirken finden wir schon in der Tierwelt, allerdings weniger zu gemeinsamer Arbeit, die bei den Tieren keine Rolle spielt, als zu gemeinsamem Schutz und gemeinsamem Kampf gegen die feindliche Umwelt. Darin haben wir den Ursprung der moralischen Gefühle gefunden, die der Urmensch schon in großer Stärke vom Tiere übernimmt, da er keineswegs in seinen Anfängen so unsozial ist, wie Spencer und noch viele andere vermeinen.

Der Hinweis darauf, daß der primitive Mensch nur von den Erzeugnissen der Wildnis lebt und daher gezwungen sei, sich zu isolieren, ist nicht sehr beweiskräftig. Leben die Affen nicht auch von den Früchten des Waldes? Und doch sind sie sozial, weil sie der Gesellschaft zu ihrem Schutze bedürfen.

Die Armut des Waldes an Nahrungsmitteln hindert freilich, daß die Affengesellschaften sehr zahlreich werden — immerhin wird von den viel verzehrenden Orang-Utans berichtet, daß sie zu zwanzig zusammenleben. Andere, kleinere Affenarten bilden noch größere Rudel.

Die Tatsache, daß die Affen von der Nahrung leben, die die Wildnis liefert, hindert nicht ihre Geselligkeit, bewirkt bloß, daß die einzelnen Rudel nicht seßhaft bleiben können, sondern von Ort zu Ort wandern müssen.

Das gleiche gilt auch vom Urmenschen. Er ist daher schon im unkultiviertesten Stadium höchst sozial.

Aber allerdings ist die technische Entwicklung des Menschen für die Entwicklung seines ethischen Empfindens nicht ohne Bedeutung. Denn dank seiner Technik fügt der Mensch zu den aus der Tierwelt übernommenen Motiven gesellschaftlichen Zusammenhaltes noch die gemeinsame Arbeit mit gemeinsamen Mitteln für gemeinsame Ziele und schafft damit eine neue mächtige Quelle der Solidarität und der Moral. Doch bleibt neben der Gemeinsamkeit der Arbeit die Gemeinsamkeit des Kampfes zum Schutze der Gemeinschaft als starker ethischer Faktor bestehen.

Nur ändert dieser seinen Charakter. Der Bereich der Sympathie, die sich bei den sozialen Tieren meist auf alle Artgenossen erstreckt, wird durch die Bildung geschlossener Verbände auf diese eingeengt, denen gegenüber die außer ihnen stehenden

Menschen ebenso als Feinde gelten, wie die Tiere anderer Arten, zu denen man sich in einem Gegensatz befindet, entweder weil man von ihnen bedroht wird oder weil man sie bedroht.

Gleichzeitig wird im Gegensatz zur tierischen Gesellschaft die menschliche immer differenzierter. Innerhalb des Gemeinwesens bilden sich einzelne kleinere Verbände und Gemeinschaften der verschiedensten Art, Gentes, Zünfte, Gemeinden, Kirchen, Parteien, indes das Bereich der gesamten Gesellschaft über das des Gemeinwesens hinauswächst. Jedes einzelne gesellschaftliche Gebilde, dem man angehört, sei es organisiert oder nicht, erzeugt seine eigenen moralischen Ansprüche und seine eigene Moral, die nicht selten mit den Ansprüchen und der Moral anderer Gebilde kollidieren, denen dasselbe Individuum angehört, so daß sich in ihm Konflikte der Pflichten bilden können, die dem sozialen Tier und dem Urmenschen in seiner einfachen Gesellschaft fremd bleiben. Wie schmerzlich wurde für so viele unter uns im letzten Weltkrieg der Konflikt der Pflichten gegen die eigene Nation mit denen gegen die Internationalität des Proletariats, wenn es nicht gelang, eine Politik zu finden, die beide Pflichten miteinander zu versöhnen wußte.

Die Moral der entwickelten Gesellschaft ist kein so einfaches und unveränderliches Ding, wie die meisten Moralisten und Verehrer des kategorischen Imperativs meinen. Goethes „Herr" mag dem zynischen Mephistopheles gegenüber noch so feierlich proklamieren:

„Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange
ist sich des rechten Weges wohl bewußt."

Derselbe Goethesche Herrgott muß trotzdem zugeben:

„Es irrt der Mensch, so lange er strebt."

Noch in einer anderen Weise entwickelt sich die Moral mit der menschlichen Gesellschaft, ihrem Verkehr und ihrer Arbeitsteilung. Je mehr sich der Umfang dessen erweitert, was man „die" Gesellschaft nennt, und je mehr in ihr die Staaten, Kirchen, Klassen immer größere Ausdehnung erreichen, um so mehr wächst auch für den einzelnen Menschen das Bereich der moralischen Gefühle, die er in seinem Inneren hegt, bis schließlich die Idee auftaucht, daß sie der ganzen Art, der gesamten Menschheit gelten. Doch erwies sich das bisher stets als Illusion.

Wohl rief das Christentum den Menschen ohne jede Einschränkung zu: Liebe Deinen Nächsten, wie Dich selbst. Aber dieses selbe Christentum verurteilte in seiner allgemeinen Menschenliebe jeden, der ihm nicht paßte, zu ewigen Höllenqualen. Den Reichen, der den armen Lazarus nicht beachtete, verurteilte es zu dieser Pein, nicht weil er Uebles getan hatte, sondern bloß weil er reich gewesen war. Als das Christentum aufgehört hatte, schwach, duldungsbedürftig und eine Religion der Armen zu sein, predigt es Haß und Kampf gegen jeden, der sich ihm nicht unter-

warf, gegen Juden* und „Heiden", zu denen es auch die Mohammedaner rechnete.

Bis heute ist eine der Quellen der Moral im Kampf einer Gemeinschaft oder Gesellschaft von Menschen gegen andere Menschen zu finden. Wir Sozialisten machen davon keine Ausnahme. Die Art und Intensität der proletarischen Moral hängt aufs engste zusammen mit der Art und Intensität des proletarischen Klassenkampfes, also mit dem Kampf zwischen proletarischen und anderen Menschen.

Auf jeden Fall entspringt die Moral aus einer Gemeinsamkeit des Kampfes oder der Arbeit für ein gemeinsames Ziel, das mit gemeinsamen oder übereinstimmenden Mitteln angestrebt wird.

Ganz andere Wirkungen als das Miteinanderarbeiten zeigt dagegen das Füreinanderarbeiten. Es kräftigt nicht die Moral, sondern den Egoismus, denn im Grunde ist es nichts anderes, als ein Fürsichselbstarbeiten auf einem Umwege.

Schon in der ersten Verbindung, die sich auf den Grund der Arbeitsteilung in der Gesellschaft bildet, der ehelichen, macht sich der Gegensatz zwischen dem Miteinanderarbeiten und dem Füreinanderarbeiten bemerkbar. Als Verbindung zweier Menschen, die füreinander arbeiten, entwickelt die Ehe die Tendenz jedes der beiden Gatten, den anderen möglichst viel für sich arbeiten zu lassen, was bei bestimmten Machtverhältnissen dahin führt, daß die Gattin, die teure, völlig zur Sklavin herabgedrückt wird. Auch heute noch bildet das Frauenideal des Spießbürgers eine Gattin, die sich in ihrer sozialen Position von einem Dienstboten nur dadurch unterscheidet, daß sie ihren Platz nicht nach Belieben kündigen kann, dem Herrn nicht nur als Köchin und Wäscherin, sondern auch als Geschlechtswesen stets zu Diensten sein soll und für ihre treue Hingebung keinen Lohn erhält.

Bei anderen Machtverhältnissen wieder wird der Mann bloß der geduldete, zu fleißiger Arbeit verpflichtete Diener im Hauswesen der Frau.

Zur Gleichheit der Geschlechter in der Ehe kommt es auch da nicht durch Vermehrung der Abhängigkeit jedes der beiden von der Arbeit des andern, sondern durch eine aus neuen Verhältnissen erwachsende ausreichende Widerstandsfähigkeit des bisher unterdrückten und ausgebeuteten Teiles.

Doch zeigt die Ehe noch eine andere Seite. Sie ist eine Verbindung, in der die Ehegatten nicht bloß füreinander, sondern auch miteinander arbeiten für einen gemeinsamen Zweck: ihre Kinder großzuziehen und zu tüchtigen Menschen zu machen. Ein Zweck, den beide Eltern anstreben, wenn auch nicht immer jeder der beiden Teile mit der gleichen Intensität. Der moralische Zusammenhalt, der daraus erwächst und der die erotische Sympathie zu einer dauernden macht, die sich ohne ihn

im Besitze leicht abstumpft, wird noch vermehrt dort, wo auch ein gemeinsames Wirken für andere gemeinsame Ziele zu dem gemeinsamen Interesse für die Kinder hinzutritt, sei diese zusätzliche Gemeinsamkeit nun geschäftlicher, politischer, wissenschaftlicher oder ästhetischer Natur.

Nur wo die Verhältnisse solche Gemeinsamkeiten in genügender Stärke erzeugen, kann der Interessengegensatz, der aus dem Füreinanderarbeiten in der Ehe entspringt, überwunden werden, so daß sie aufhört, ein „Kampf der Geschlechter" zu sein mit der Tendenz zur Versklavung des schwächeren Partners. Nur da wird sie eine durch die Bande einer moralischen Empfindung zusammengehaltene Verbindung.

Woher wird aber der moralische Zusammenhalt einer sozialistischen Gesellschaft rühren, wenn mit der Aufhebung der Klassen der moralbildende Klassenkampf aufhört?

Es ist sicher eine eigenartige Konstellation, daß heute die stärkste Stütze des Völkerfriedens aus dem internationalen Kampf des Proletariats gegen die in allen Gebieten der modernen Großindustrie gleichen und international übereinstimmenden kapitalistischen Interessen erwächst, nicht, wie die liberalen Pazifisten meinen, aus dem Interesse des Verkäufers an dem Wohlstand der Kunden. Dieses letztere Motiv sowie die Angst vor den Greueln des Krieges, die mit dessen technischen Mitteln wachsen, ist gewiß nicht ganz unwirksam. Es erweist sich jedoch nicht als genügend, den Frieden zu erhalten, ohne die aus dem Klassenkampf und seinen Bedürfnissen geborene starke internationale Solidarität des Proletariats.

Die große moralische Kraft, die dem Klassenkampf entspringt, hört auf, sobald dieser ein Ende nimmt. Gelänge es, ihn auf einer ökonomischen Basis aufzuheben, in der das Füreinanderarbeiten selbständiger Produzenten weitergeht, wie das der Sozialliberalismus ersehnt, so wäre die Folge die völlige moralische Auflösung der Gesellschaft, das Ersterben jedes starken moralischen Empfindens und dessen Ersetzung durch die nüchterne, kalte Geschäftsmoral des Wertgesetzes, die da sagt, daß auf die Dauer derjenige die besten Geschäfte macht, der niemanden übers Ohr haut.

Aber den Klassenkampf auf der ökonomischen Basis des Füreinanderarbeitens selbständiger Produzenten aufzuheben, ist unmöglich. Auf dieser Basis erwachsen mit Notwendigkeit immer wieder wirtschaftliche Gegensätze.

Nur gesellschaftlich organisiertes gemeinsames Wirken der Arbeitenden — und alle sind dann Arbeiter — zu gemeinsamen Zwecken mit gemeinsamen Mitteln vermag den Klassenkampf zu beseitigen. Damit wird zum ersten Male in der Weltgeschichte eine Moral entstehen, die in keinem Kampfe von Menschen gegen Menschen mehr ihren Ursprung findet, die tatsächlich das ganze

Menschengeschlecht in seinem vollen Umfange zu umfassen vermag, und die ausschließlich entspringt aus der Gemeinsamkeit des Kampfes gegen die natürliche Umwelt.

Viertes Kapitel.

Technik, Oekonomie, Nahrungsbeschaffung.

Die Art der Hilfsmittel, sowohl Arbeitsmittel wie Arbeitsgegenstände, deren sich die Menschen bedienen, um ihre Bedürfnisse zu befriedigen und sich im Kampf ums Dasein zu behaupten, hängt aufs engste zusammen mit der Art, wie die Menschen bei der Anwendung dieser Hilfsmittel miteinander und füreinander wirken.

Aber diese beiden Faktoren sind streng auseinander zu halten als Technik und Oekonomie. Wenn ich z. B. ein Schiff benütze, kommt einerseits die Frage der Schiffstechnik in Betracht, ob es ein Ruderboot ist oder ein Segelboot oder ein Dampfer. Nicht minder wichtig wird jedoch dabei die Frage, welche ökonomische Stellung ich unter den Menschen auf dem Schiffe einnehme, ob ich als Passagier reise oder zur Bemannung gehöre, ob ich als Reeder, Kapitän oder als gemeiner Matrose oder Schiffsjunge die Fahrt mitmache.

Für meine Seereise, ihre Vorbedingungen, ihr Ergebnis ist die eine Frage ebenso wichtig wie die andere. Aber jede von ihnen bedeutet etwas ganz anderes. Dennoch liebt es die ökonomische Theorie, beide durcheinander zu werfen, auch heute noch.

Und doch ist die Marxsche ökonomische Theorie seit mehr als einem halben Jahrhundert im „Kapital" entwickelt, in dem der Unterschied der beiden Faktoren scharf dargelegt wird, was eine der größten Errungenschaften des Marxschen ökonomischen Denkens darstellt.

Es ist dies ebenso bedeutsam, wie die Aufdeckung des Fetischcharakters der Ware, der Tatsache, daß der Austausch der Waren nichts anderes ist, als eine besondere Art des Füreinanderarbeitens von Menschen. Diese Unterscheidung der Ware als Produkt gesellschaftlicher Arbeit von ihrem stofflichen Charakter als Gebrauchsgegenstand hängt eng zusammen mit der Unterscheidung des stofflichen, technischen und des gesellschaftlichen, ökonomischen Charakters der Arbeit.

Marx sagt in seinem „Kapital" bei der Darstellung der Arbeit als „Prozeß zwischen Mensch und Natur":

„Der Arbeitsprozeß, wie wir ihn in seinen einfachen und abstrakten Momenten dargestellt haben, ist zweckmäßige Tätigkeit zur Herstellung von Gebrauchswerten, Aneignung des Natürlichen für menschliche Bedürfnisse, allgemeine Bedingung des Stoffwechsels zwischen Mensch und

Natur, ewige Naturbedingung des menschlichen Lebens und daher unabhängig von jeder Form dieses Lebens, vielmehr allen seinen Gesellschaftsformen gemeinsam. Wir hatten daher nicht nötig, den Arbeiter im Verhältnis zu anderen Arbeitern darzustellen. Der Mensch und seine Arbeit auf der einen, die Natur und ihre Stoffe auf der anderen Seite genügten. So wenig man dem Weizen anschmeckt, wer ihn gebaut hat, so wenig sieht man dem Arbeitsprozeß an, unter welchen Bedingungen er vorgeht, ob unter der brutalen Peitsche des Sklavenaufsehers oder unter dem ängstlichen Auge des Kapitalisten, ob Cincinnatus ihn verrichtet in der Bestellung seiner paar Morgen Landes oder der Wilde, der mit einem Stein eine Bestie erlegt." (Volksausgabe I., S. 139.)

Die Kenntnis der Technik einer Zeit und eines Landes allein genügt also nicht, um den Charakter ihrer Arbeitsprozesse als Arbeiten freier Menschen oder als Arbeiten von Sklaven oder Lohnarbeitern begreiflich zu machen.

Mit der gleichen Technik sind oft die verschiedensten Arten gesellschaftlicher Arbeit vereinbar. Nehmen wir eine moderne Fabrik. Sie kann kapitalistisch betrieben werden, von einem Kapitalisten, der sie besitzt und selbst leitet oder ihre Leitung einsetzt; die Arbeiter werden von ihm eingestellt und entlassen und nach bestimmten Sätzen entlohnt. Die Produkte gehen auf den Markt. Der Erlös für sie gehört dem Kapitalisten.

Aber dieselbe Fabrik kann auch genossenschaftlich betrieben werden von einer Produktivgenossenschaft von Arbeitern, die sie gemeinsam besitzen, ihre Leitung selbst wählen, dauernd zusammenhalten, ohne willkürliche Entlassungen, und den Reinertrag der Fabrik unter sich teilen. Auch die Produktivgenossenschaft produziert für den Markt.

Endlich kann aber die Fabrik auch statt im Besitz der Arbeiter in dem der Konsumenten ihrer Produkte sein — im Besitz einer Konsumgenossenschaft, einer Gemeinde, eines Staates. Sie produziert nicht für den Markt, sondern für den Bedarf des sozialen Gebildes, in dessen Besitz sie sich befindet und das ihren Betrieb anordnet.

Im letzteren Fall kann die Organisation dieser Fabrik auch noch nach verschiedenen Arten eingerichtet werden. Die in ihr beschäftigten Arbeiter können eine sich selbst verwaltende Produktivgenossenschaft bilden, die die Fabrik von dem betreffenden sozialen Besitzer pachtet, sei es eine Konsumgenossenschaft, eine Gemeinde, ein Staat, und bestimmte Lieferungsverträge mit den die Fabrik besitzenden Institutionen abschließt, in ihrer inneren Verwaltung aber völlig frei ist, ihre eigene Leitung wählt und den Ertrag unter ihre Mitglieder verteilt.

Die Arbeiter der sozialisierten, konsumgenossenschaftlichen usw. Fabrik können aber auch als Lohnarbeiter angestellt sein unter einer Leitung, die von ihren Vertretern im Vereine mit Vertretern der Konsumenten eingesetzt wird.

Bei allen diesen verschiedenen Formen gesellschaftlicher Arbeit kann die Fabrik technisch immer die gleiche, der Arbeitsprozeß technisch völlig unverändert bleiben.

Nicht nur für eine Fabrik, sondern auch für weit weniger entwickelte Arbeitsgebiete läßt sich sagen, daß für gleiche Technik verschiedene Arten gesellschaftlicher Arbeitsprozesse möglich sind. Nehmen wir etwa die Handweberei.

Es kann ein Webstuhl von einem Weber benutzt werden, der gleichzeitig Landwirt ist, ein ausreichendes Stück Ackerland besitzt, wo er neben Nahrungsmitteln seinen Flachs selbst baut, den Frau und Töchter zurechtmachen und verspinnen. Der Mann webt aus dem so gewonnenen Garn Stücke Leinwand, die zu den verschiedensten Zwecken der Familie verbraucht werden.

Aber ganz derselbe Webstuhl kann bei völlig gleichbleibendem Arbeitsprozeß von einem Weber gebraucht werden, dem nicht genügend Ackerland, vielleicht nur etwas Kartoffelacker zur Verfügung steht. Er verwebt Garn, das ihm ein Händler aus der Stadt liefert, und die gewonnene Leinwand verbraucht er nicht selbst, er liefert sie wieder dem Händler ab, der ihm die Webarbeit pro Stück bezahlt, in der Regel nach reichlichem Abzug für jeden Fehler, den nur das Luchsauge des Händlers entdeckt, der aber dem schließlichen Käufer sorgfältig verhehlt wird.

Man sieht, wie dieselbe Technik, derselbe stoffliche Arbeitsprozeß die verschiedensten Arten gesellschaftlichen Miteinander- und Füreinanderarbeitens ermöglicht. Welche Art gesellschaftlicher Arbeit jeweilig auftritt, hängt wohl von der Technik ab, aber keineswegs von ihr allein.

Das ist für das Erforschen der gesellschaftlichen Entwicklung ein höchst wichtiger Gesichtspunkt. Trotzdem wird es doch noch immer viel zu wenig beachtet, obwohl die bürgerliche Oekonomie Karl Marx schon seit einiger Zeit studiert und anerkennt, allerdings mit zahlreichen Vorbehalten, namentlich für seine theoretischen Grundlagen. Aber das Große, das auch seine Gegner an seinen Leistungen zugeben müssen, hätte er nicht erreichen können ohne diese Grundlagen, unter denen eine der wichtigsten die Unterscheidung des stofflichen und des gesellschaftlichen Charakters der Arbeit ist.

Marx betrachtet nur die gesellschaftliche Arbeit als Objekt der Untersuchungen der „politischen Oekonomie", Untersuchungen, die sicher um so erfolgreicher betrieben werden, je besser die Forscher auch mit den technischen Grundlagen der gesellschaftlichen Arbeitsprozesse vertraut sind, die aber doch die Technik als Objekt einer anderen Wissenschaft betrachten müssen.

Im Grunde sind alle theoretischen Oekonomen derselben Ansicht, aber sie definieren doch die „Wirtschaft" in einer Weise, die Technik und Oekonomie ungeschieden läßt.

Einer der bedeutendsten, wenn nicht der bedeutendste der neueren bürgerlichen Oekonomen, der leider zu früh verstorbene Max Weber, beginnt seine „Wirtschaftsgeschichte" (München und Leipzig, 1923) mit den Worten:

„Wirtschaftlich nennen wir ein Handeln insofern, als es orientiert ist an der Fürsorge für begehrte Nutzleistungen oder Chancen der Verfügung über solche."

Das ist eine Definition, die auf die Technik ebensogut paßt, wie auf die Oekonomie. Hier fehlt jede Hindeutung darauf, daß ein an solcher „Fürsorge orientiertes Handeln" andere Seiten zeigt, wenn man es als ein Handeln des Menschen gegenüber der Natur, als wenn man es als ein Handeln mit oder gegenüber anderen Menschen betrachtet.

Oder nehmen wir eine andere Definition.

Im Sammelwerk „Grundriß der Sozialökonomie" (Tübingen, 1914) beginnt in der ersten Abteilung: „Wirtschaft und Wirtschaftswissenschaft", Karl Bücher seinen Beitrag über „volkswirtschaftliche Entwicklungsstufen" mit folgenden Sätzen über den „Begriff der Wirtschaft":

„Alles Wirtschaften entspringt den Beziehungen des Menschen zur Außenwelt (Natur und Menschen). Der Mensch bedarf dieser Außenwelt, um sein Dasein zu erhalten und fortzuentwickeln. Aber nicht alle Beziehungen des Menschen zu den Dingen und Personen außer ihm sind wirtschaftlich, sondern nur ein Teil derselben, nämlich diejenigen, welche ein Handeln nach einem bestimmten Prinzip hervorrufen. Dieses Prinzip heißt „ökonomisches Prinzip", Prinzip der Wirtschaftlichkeit. Vermöge dessen suchen wir mit möglichst geringen Opfern möglichst großen Nutzen oder eine möglichst große Annehmlichkeit zu erzielen (Prinzip des kleinsten Mittels). Kraft dieses Handelns nach einem einheitlichen Prinzip wohnt dem menschlichen Tun eine innere Planmäßigkeit bei: alle Handlungen richten sich nach diesem Prinzip und bilden dadurch eine Einheit: die Wirtschaft."

Hier werden ausdrücklich die Beziehungen des Menschen zur Natur und die zu anderen Menschen zu einem gemeinsamen Begriff der Wirtschaft zusammengefaßt. Und als „ökonomisches Prinzip" wird ein Grundsatz bezeichnet, der für die Technik ebenso sehr gilt, wie für die Oekonomie. Oekonomie wird in dem Sinne der Sparsamkeit aufgefaßt, was mich an jenen französischen Uebersetzer erinnert, der den Ausdruck „der ökonomische Faktor" (gemeint war der in der Geschichte) wiedergab mit den Worten: „Le facteur économe", das heißt, „der sparsame Briefträger".

Sicher ist Sparsamkeit nicht bloß eine technische, sondern auch eine ökonomische Tugend. Aber es gibt ökonomische Zustände, in denen die Mächtigeren es für Oekonomie halten, möglichst verschwenderisch mit der Arbeitskraft anderer, von ihnen abhängiger Menschen, etwa Sklaven oder Lohnarbeiter, umzugehen. Diese Verschwendung gehört zum Kennzeichen be-

stimmter ökonomischer Verhältnisse. Andere ökonomische Verhältnisse bewirken, daß einzelne Menschen rücksichtslos zu ihrem Augenblicksvorteil Naturprodukte ausrotten, die für Andere höchst wichtig sind. Weiße Jäger und Touristen haben in Amerika die Büffel ausgerottet, die den Indianern zur Nahrung unentbehrlich waren. In gleicher Weise werden die Eskimos durch die verschwenderische Wirtschaft der weißen Walfischfänger bedrängt, die aus ökonomischen Gründen, um ihres Profits willen die polare Tierwelt vernichten. Die Schäden der Waldverwüstung sind bekannt, die aus bestimmten ökonomischen Gründen entspringt.

In einer Welt gegensätzlicher Klasseninteressen kann man nicht jedes wirtschaftliche Verhältnis als Sparsamkeit für alle Beteiligten kennzeichnen. Der Kapitalist spart mit den Löhnen, aber nicht mit der Arbeitszeit seiner Arbeiter. Wo er keinen Widerstand findet, versteigt er sich leicht in bezug auf letztere zu sinnlosester Verschwendung — aus sehr ökonomischen Motiven.

Nur in der Technik, nicht in der Oekonomie ist das „ökonomische Prinzip" stets eindeutiger Natur. Denn in der Technik gibt es keine Gegensätze der Interessen und Klassen.

Eine andere, ebenfalls sehr verbreitete Definition der Wirtschaft gibt uns Ernst Grosse. Im Jahre 1896 veröffentlichte er ein interessantes Buch über „Die Formen der Familie und die Formen der Wirtschaft".

Dort heißt es:

„Man hat die Völker stets am liebsten nach der Form ihres „N a h r u n g s e r w e r b e s" geordnet. Die Begriffe der jagenden, viehzüchtenden und ackerbauenden Gruppen gehören zu dem ältesten Besitz der Kulturwissenschaft. In der Tat vereint die Wirtschaft als soziologisches Einteilungsprinzip zwei große Vorzüge. Erstens nämlich läßt sich kein anderer Kulturfaktor in jedem Falle so leicht und so sicher feststellen; und zweitens besitzt kein anderer eine so entscheidende Bedeutung für den Gesamtcharakter einer Kulturform als eben die Wirtschaft. Die Ernährung ist das erste und stärkste Bedürfnis, dem sich alle anderen in ihrer Ausbildung und Befriedigung unterordnen und anpassen. Die Art des Nahrungserwerbes, die bei einer sozialen Gruppe herrscht oder vorherrscht, die Form ihrer Produktion, die nicht etwa willkürlich gewählt, sondern durch ihre Lebensbedingungen bestimmt wird, formt unmittelbar oder mittelbar alle übrigen Anschauungen und Handlungen der Gesellschaft. Wenn man weiß, was ein Volk i ß t, so weiß man auch, was es i s t. Unsere Arbeit wird einen neuen Beweis dafür liefern." (S. 25.)

Das sieht ja wie unverfälschter historischer Materialismus aus. Es ist auch einer, aber nicht der Marxistische. Der Grossesche ist, dank seiner Auffassung des Begriffs der Wirtschaft weit roher und plumper, als der Marxsche.

Grosse fährt fort:

„Gewöhnlich scheidet man die Menschheit vom wirtschaftlichen Standpunkte aus in drei große Gruppen: in Jäger, Viehzüchter und Acker-

bauer. Wir ziehen es indessen vor, aus Gründen, die sich im Verlaufe unserer Untersuchung von selbst ergeben werden, die erste und die letzte Gruppe wiederum in zwei Untergruppen zu teilen. Wir ordnen also die ganze Menge der Völker, die wir aus Ethnologie und Geschichte kennen, in fünf Abteilungen: niedere und höhere Jäger, Viehzüchter, niedere und höhere Ackerbauer.

Alle diese Gruppen sind keineswegs durch starre Schranken voneinander getrennt, sondern vielmehr durch zahllose Uebergänge miteinander verbunden. Derartige Uebergangserscheinungen, bei denen zwei verschiedene Formen der Produktion zugleich auftreten, werden wir jedoch, wie man sieht, nicht als solche berücksichtigen, sondern wir verteilen sie in unseren fünf Gruppen, je nachdem die eine oder die andere Art des Wirtschaftsbetriebes das Uebergewicht besitzt. So stellen wir z. B. die Kaffern zu den Viehzüchtern; denn obwohl dieselben auch den Ackerbau und die Jagd betreiben, ist die Viehzucht dennoch die herrschende Form ihrer Produktion; und auf der anderen Seite wird man unter unseren Ackerbauern zahlreiche Völker finden, die sich nebenbei auch der Jagd und der Viehzucht widmen. Wenn wir also von der Herrschaft einer Wirtschaftsform reden, so ist darunter durchaus nicht in allen Fällen eine Alleinherrschaft, sondern sogar in den meisten nur eine Vorherrschaft zu verstehen."

Zur Jagd rechnet Grosse auch den Fischfang.

Seine Auffassung der „Formen der Wirtschaft" wird scharf abgelehnt von Rosa Luxemburg in ihrem bedeutenden Buche „Einführung in die Nationalökonomie" (Berlin 1925), dessen Erscheinen sie leider nicht mehr erlebte. Sein Erfolg hätte sie entschädigt für die allgemeine Ablehnung ihres, trotz einzelner Schönheiten, in seinen Grundlagen verfehlten Buches über „Die Akkumulation des Kapitals, ein Beitrag zur ökonomischen Erklärung des Imperialismus" (Berlin 1913).

In ihrer „Nationalökonomie" führt sie aus:

„Sehen wir uns diesen seltsamen historischen „Materialismus" des jüngsten Marx-, Engels- und Morgan-Ueberwinders etwas näher an.

Grosse redet sehr viel von „Produktion", er redet die ganze Zeit vom „Charakter der Produktion" als bestimmendem Faktor, der die ganze Kultur beeinflußt. Was versteht er aber unter Produktion und ihrem Charakter?" (S. 107.)

Als Antwort auf diese Frage zitiert sie folgenden Passus aus einem Buche Großes:

„Die Wirtschaftsform, die in einer sozialen Gruppe herrscht oder vorherrscht, die Art, auf welche sich die Glieder der Gruppe den Lebensunterhalt erwerben, ist eine Tatsache, welche sich direkt beobachten und in ihren Hauptzügen überall mit genügender Sicherheit feststellen läßt. Wir mögen über die religiösen und sozialen Anschauungen der Australier noch so sehr im Zweifel sein; über den Charakter ihrer Produktion ist auch nicht der leiseste Zweifel möglich: die Australier sind Jäger und Pflanzensammler. Es ist vielleicht unmöglich, in die geistige Kultur der alten Peruaner einzudringen; aber die Tatsache, daß die Bürger des Inkareiches ein ackerbauendes Volk waren, liegt für jeden Blick offen." (Grosse, „Anfänge der Kunst", S. 34.)

Nach diesem Zitat fährt Rosa Luxemburg fort:

„Unter ‚Produktion' und ihrem ‚Charakter' versteht also Grosse einfach die jeweilige Hauptquelle der Ernährung des Volkes. Jagd, Fischerei, Viehzucht, Ackerbau — das sind jene ‚Produktionsverhältnisse', die bestimmend auf alle übrigen Kulturverhältnisse eines Volkes einwirken. Hier muß man zunächst bemerken, daß, wenn es auf diese magere Entdeckung ankam, die Ueberhebung des Herrn Grosse über die ‚meisten Kulturhistoriker' zum mindesten ganz unbegründet war. Die Erkenntnis, daß die Art der Hauptquelle, die dem gegebenen Volke zur Ernährung dient, von außerordentlicher Wichtigkeit für seine Kulturentwicklung ist, bildet nicht sowohl Herrn Grosses funkelnagelneue Entdeckung, wie vielmehr ein uraltes, ehrwürdiges Inventarstück aller Gelehrten der Kulturgeschichte. Diese Erkenntnis hat ja gerade zu der landläufigen Einteilung der Völker in Jäger, Viehzüchter und Ackerbauer geführt, die in allen Kulturgeschichten wiederkehrt, und die Herr Grosse nach vielem Hin und Her schließlich doch selbst anwendet. Diese Erkenntnis ist aber nicht bloß alt, sondern auch — in der platten Fassung, in der sie Grosse übernimmt — ganz falsch. Wissen wir lediglich, daß ein Volk von Jagd, Viehzucht oder Ackerbau lebt, so wissen wir von seinen Produktionsverhältnissen und von seiner sonstigen Kultur zunächst noch gar nichts. Die heutigen Hottentotten in Südwestafrika, denen die Deutschen ihre Herden und damit ihre bisherige Existenzquelle weggenommen und sie dafür mit modernen Flinten versehen haben, sind erzwungenermaßen wieder Jäger geworden. Die Produktionsverhältnisse dieses ‚Jägervolkes' aber haben nicht das mindeste gemein mit den indianischen Jägern Kaliforniens, die noch in ihrer primitiven Weltabgeschiedenheit leben, und die letzteren wieder sind den Jägerkompagnien Kanadas sehr wenig ähnlich, die für amerikanische und europäische Kapitalisten gewerbsmäßig Tierfelle für den Rauchwarenhandel liefern.

Die peruanischen Viehzüchter, die vor der spanischen Invasion ihre Lamas in den Kordilleren kommunistisch unter der Inkaherrschaft hüteten, die arabischen Nomaden mit ihren patriarchalischen Herden in Afrika oder Arabien, die heutigen Bauern in den Schweizer, Bayerischen oder Tiroler Alpen, die mitten in der kapitalistischen Welt ihre althergebrachten „Alpenbücher" führen, die halbverwilderten römischen Sklaven, die im rauhen Apulien enorme Herden ihrer Herren hüteten, die Farmer, die im heutigen Argentinien für die Ohioer Schlachthäuser und Konservenfabriken zahllose Herden mästen — das sind alles Muster der „Viehzucht", die ebensoviele total verschiedene Typen der Produktion und der Kultur darstellen. Endlich der „Ackerbau" umfaßt eine so lange Skala der verschiedenartigsten Wirtschaftsweisen und Kulturstufen, von der uralten indischen Markgenossenschaft zum modernen Latifundium, von der bäuerlichen Zwergwirtschaft zum ostelbischen Rittergut, vom englischen Pachtsystem zur rumänischen Jobagie, von dem chinesischen bäuerlichen Gartenbau zur brasilianischen Plantage und Sklavenarbeit, von dem weiblichen Hackbau auf Tahiti bis zur nordamerikanischen Bonanzafarm mit Dampf und Elektrizitätsbetrieb, daß nur die glänzendste Verständnislosigkeit für das, was wirkliche „Produktion" bedeutet, in den großspurigen Offenbarungen des Herrn Grosse über die Bedeutung der Produktion geoffenbart wird." (S. 107—109.)

Man braucht über Grosse nicht so wegwerfend zu urteilen, wie Rosa Luxemburg. Ich verdanke ihm manche nützliche Anregung, allerdings nicht über Produktion und historischen

Materialismus. Aber das, was Rosa Luxemburg über die Unbrauchbarkeit der Nahrungsquellen zur Kennzeichnung von Wirtschaftsformen sagt, trifft zu, auch wenn nicht alle Details ihrer Illustrationen stimmen sollten.

Natürlich darf man nicht so weit gehen, die Beachtung der Quellen, aus denen die Menschen ihre Nahrung ziehen, für ganz überflüssig zu halten. Nur reicht sie nicht aus für das Verständnis der wirtschaftlichen Zusammenhänge. Auch bilden diese Quellen nicht eine aufeinanderfolgende Kette wirtschaftlicher Entwicklung.

Am ehesten fällt die Aufeinanderfolge der Bedeutung der einzelnen Nahrungsquellen mit der technischen und ökonomischen Entwicklung zusammen in den Anfängen des Menschengeschlechts. Je mehr es sich von ihnen entfernt, desto weniger läßt sich der Charakter seiner Produktionsweisen durch ein so einfaches Kriterium, wie die Nahrungsquelle, bestimmen.

In den ersten Anfängen haben wir den Menschen als bloßen Sammler kennengelernt, als Sammler von Früchten, Wurzeln, kurz pflanzlichen Stoffen, und von Schnecken, Würmern, Heuschrecken, Eidechsen usw. also tierischer Nahrung. Hier finden wir in der Nahrungsquelle die Keime des Ackerbaues wie der Jagd gleichzeitig gegeben. Die Erfindung der Werkzeuge und der Waffen begünstigt zunächst mehr die Ausbeutung der tierischen als der pflanzlichen Nahrungsquelle, jene gewinnt mehr an Bedeutung, als diese: so kommen wir zur Jagd als herrschender Form der „Produktion".

Weitere technische Entwicklung führt zur Entwicklung des Ackerbaues, daneben zur Zähmung des Viehes. Die drei Arten des Erwerbes von Nahrung — Jagd, Viehzucht, Ackerbau stehen seitdem fast überall in engem Verein miteinander. Fast stets betreibt der Ackerbauer auch Viehzucht und Jagd. Vom Standpunkt des ganzen Volkes aus gesehen, wie Grosse ausschließlich tut, macht es keinen Unterschied, ob es der Bauer ist, der jagt, oder ob die Jagd ein Privilegium des Grundherrn bildet. Ihr Betrieb gehört zu den Kennzeichen der Ackerbauer, auch der höheren. Andererseits treiben fast alle Viehzüchter etwas Ackerbau und oft sehr viel Jagd.

Allerdings wird durch den technischen Fortschritt die Jagd gegen früher an Bedeutung zurückgedrängt.

Mit diesem Stadium hört nun die Bedeutung der Nahrungsquellen für die Kennzeichnung der ökonomischen Entwicklung fast ganz auf. Ob in einem Volke der Ackerbau oder die Viehzucht die Jagd oder die Fischerei überwiegt, hängt viel weniger, als von der Höhe seiner Technik, von den geographischen Bedingungen ab, in denen es lebt. Wo viel Weidegrund und schlechter, trockener Ackerboden, wie in den Steppen, wird die

Weidewirtschaft bessere Erfolge erzielen, als der Ackerbau. Anders in Flußtälern mit fettem Boden und guter Bewässerung.

Grosse selbst nimmt an, daß „sich beide Wirtschaftsformen (Viehzucht und Ackerbau) wahrscheinlich selbständig nebeneinander entwickelt haben". (S. 29.)

Das stimmt nun auch wieder nicht. Innerhalb eines Volkes oder einer Gesellschaft gibt es keine selbständige Entwicklung irgendeines Zweiges der Produktion unabhängig von den andern. Jeder hängt mit allen anderen Produktionszweigen zusammen und von ihnen ab. Viehzucht und Ackerbau haben sich innerhalb jeder Gesellschaft gemeinsam entwickelt, bloß je nach den geographischen Bedingungen die eine mehr oder weniger als der andere.

Schließlich betont Grosse selbst, daß seine Reihe

„keineswegs die Entwicklungsreihe der menschlichen Wirtschaftsformen darstellen soll. Im Gegenteil, unsere Anordnung weicht von der historischen Ordnung, wie wir sie uns vorstellen, sehr bedeutend ab. Die niederen Jäger am Anfang und die höheren Ackerbauer am Ende würden allerdings ihre Plätze auch in einer Entwicklungsreihe behaupten." (S. 29.)

Mit anderen Worten, seine Unterscheidung der verschiedenen „Wirtschaftsformen" hat für die Entwicklungsgeschichte der Gesellschaft keinen Wert. Sie hemmt geradezu das Verständnis der wirklichen Wirtschaftsformen, da er die verschiedenen Formen der Wirtschaft bloß nach der Nahrung unterscheidet, die in jeder derselben vorherrscht. Alle Völker, die mehr Vegetarier sind als Fleischesser, die mehr vom Brote leben als vom Fleisch zahmer Rinder und wilder Hirsche, gehören für Grosse in die gleiche Wirtschaftsform, mögen sie kapitalistisch wirtschaften oder feudalistisch oder ganz primitiv.

Fünftes Kapitel.

Landwirtschaft und Industrie.

Was Grosse für verschiedene Formen der Produktion hält, sind nur verschiedene Zweige der Produktion. Dabei sieht er von einem der wichtigsten ihrer Zweige völlig ab — der Industrie. Natürlich weiß er, daß es eine solche gibt. Aber sie spielt keine Rolle bei seiner Unterscheidung der Wirtschaftsformen.

Wir gebrauchen hier das Wort Industrie natürlich nicht in seinem englischen und französischen Sinn, in dem es Fleiß, Betriebsamkeit oder Erwerbsarbeit überhaupt bedeutet, die Landwirtschaft ebenso umfaßt, wie das, was der Deutsche Industrie nennt, die Verarbeitung von Rohmaterialien zu Produkten, die vielfach anderen Zwecken dienen, als denen der Ernährung:

nämlich Herstellung von Kleidern, Wohnungen, Werkzeugen, Waffen, Verkehrsmitteln.

Die erste produktive, ein Produkt schaffende Tätigkeit des Menschen war, wenn unsere Hypothese zutrifft, die Textilindustrie, das Flechten von Windschirmen. Wir finden die Vorläufer dieser Tätigkeit schon bei den Affen, die noch keine Jagd auf höhere und größere Tiere kennen. Diese Art Jagd wurde erst möglich, nachdem der Mensch schon verstand, mit künstlichen Behelfen umzugehen, die als Waffen dienen konnten.

So dürfen wir mit mehr Recht als die Jagd die Industrie als die erste produktive Tätigkeit des Menschen bezeichnen. Die Fortschritte der Jagd, sowie der Uebergang zum Ackerbau hängen aufs engste zusammen mit der Entwicklung der Industrie und ihrer Technik. Ebenso die Entwicklung der nomadischen Viehzucht. Wie wichtig wird z. B. für diese die Erfindung des Rades, die Entwicklung des Wagenbaues. Wir finden kein Volk, vom primitivsten Jägervolk an, ohne Industrie. Sie ist bestimmend für seine Entwicklungshöhe und die Art seiner Produktion.

Indem Grosse den Begriff der Wirtschaft auf den der Landwirtschaft beschränkt, unter dem man Waldwirtschaft und Jagd mitbegreifen kann, und von der Industrie absieht, die für die Nahrung direkt wenig leistet, versperrt er sich selbst den Weg zur Erkenntnis des gesellschaftlichen Vorganges der Produktion in seiner Gesamtheit.

Natürlich sieht er, wie schon bemerkt, von der Industrie nicht gänzlich ab. Er bemerkt sie jedoch erst dort, wo neben dem Landwirt der Handwerker als besonderer Beruf ersteht. Die Industrie wird für ihn wichtig erst in der Periode der „höheren Ackerbauer“. Diese sollen sich von den niederen dadurch unterscheiden, daß bei den letzteren jeder Mensch Ackerbauer sein muß, weil sonst der Ackerbau nicht genug liefern würde und daß keine Arbeitsteilung bei der Produktion innerhalb des gleichen Geschlechts besteht, während bei den höheren Ackerbauern die landwirtschaftliche Arbeit eine solche Produktivität erlangt, daß sie einen Ueberschuß erzeugt, von dem industrielle Arbeiter leben können. Grosse sagt:

„Man könnte daher die höheren Ackerbauvölker gegenüber den niederen als Industrievölker charakterisieren . . . „ der größte Teil der Werte, die den Reichtum der höheren Ackerbauer bilden, ist nicht durch den Ackerbau, sondern durch die Industrie geschaffen.“ (S. 216.)

Das ist eine absurde Uebertreibung, die nicht einmal für alle kapitalistischen Staaten zutrifft. Zum Beispiel nicht für das bisherige Rußland. Ja kaum für die Vereinigten Staaten. Im Jahre 1909 berechnete man dort den Wert, den die industrielle Arbeit den Rohmaterialien hinzufügte, auf 8,529 Millionen Dollars. Dagegen die Wertproduktion der Landwirtschaft auf 8,498 Millionen.

Dabei ist in der Landwirtschaft von der Summe ihrer Wertproduktion allerdings der Wert der von ihr vernutzten Materialien nicht abgezogen, ebensowenig aber auch der Wert der von den Landwirten selbst konsumierten, nicht auf den Markt gebrachten Produkte berücksichtigt.

Weder die eine noch die andere dieser bei der Landwirtschaft wichtigen Summen wurde statistisch erfaßt, die zweite dürfte eher größer gewesen sein, als die erste.

Also bis zum Kriege galt für ein so hoch entwickeltes industrielles Land wie die Vereinigten Staaten keineswegs der Satz Grosses, daß der größere Teil der Werte in den Staaten der höheren Ackerbauer durch die Industrie erzeugt werde. Der Satz galt noch vor hundert Jahren für keinen Staat.

Dabei umfaßt aber das Stadium, das Grosse das der höheren Ackerbauer nennt, alle Staaten, die uns seit dem Aufkommen geschriebener Geschichte überhaupt bekannt wurden. Es war schon lange vor dem Bilden von Staaten erreicht. Diese „Wirtschaftsform" umfaßt alle die so verschiedenen Produktionsweisen, die sich in diesem Zeitraume mehrerer Zehntausende von Jahren entwickelt haben. Sie alle werden als eine einheitliche Form bloß aus dem Grunde zusammengefaßt, weil sie alle sich dadurch kennzeichnen, daß unter ihnen Brot die Hauptnahrung der Volksmasse bildet!

Innerhalb derselben Produktionsweise kann man je nach dem Ueberwiegen der einen oder anderen Produktionszweige den Unterschied zwischen Industriestaaten und Agrarstaaten finden.

Er kann zum Teil auf Verschiedenheiten der Höhe der industriellen Entwicklung beruhen, zum Teil aber ist er ebenso wie der Unterschied zwischen Jägern und Fischern, zwischen Viehzüchtern und Ackerbauern, auf Unterschiede im Bodenreichtum an nutzbaren Materialien und in der Verkehrslage begründet.

Die Bestimmung der Produktion durch solche Unterschiede kennzeichnet nicht die moderne Produktionsweise. Die Wichtigkeit des richtigen Standortes für die Produktion ist, wie wir gesehen haben, so alt, wie das Produzieren selbst. Schon in der Steinzeit hat mancher bestimmte Produktionszweig sein bestimmtes Gebiet, in dem er am besten gedeiht, und es gibt daneben andere Gegenden, in denen derselbe Zweig ganz unmöglich ist. Das gilt auch heute und wird für immer gelten, wobei allerdings die Gunst der Oekonomie und Technik nicht für jeden Standort unter allen Umständen dieselbe bleiben muß, sondern mit den Aenderungen der Technik des Verkehrs und der Produktion wechseln kann.

Die Entwicklung des modernen Staates erzeugt Tendenzen, die diesem Gesetz entgegenzuwirken suchen. Je abhängiger ein Staat ökonomisch von anderen Staaten wird, je mehr sein ökonomisches Leben und das physische seiner Bewohner bedroht ist,

wenn der Verkehr mit dem Ausland unterbrochen wird, um so mehr kann er im Kriege geschädigt werden, um so mehr Angriffsflächen bietet er seinem Feinde. Daher zählen es die modernen Staatsmänner in den Militärstaaten zu ihren Aufgaben, danach zu trachten, daß der eigene Staat möglichst alles selbst erzeugt. England machte bis zum Weltkriege eine Ausnahme, da seine Flotte die Meere beherrschte, so daß es nicht zu fürchten brauchte, im Kriege vom Auslande abgeschnitten zu werden.

Dazu kommt noch eine zweite Erwägung. Ein Krieg ist heute ein überwiegend industrielles Unternehmen geworden. Er wird geführt mit allen Mitteln der modernen Industrie.

Bei gleicher Qualität und Quantität der kämpfenden Menschen entscheidet die höhere Entwicklung der industriellen Technik. Ein Staat ohne die Hilfsmittel der modernen Industrie ist einem hochindustriellen Militärstaat gegenüber ebenso wehrlos, wie ein nackter Wilder mit Pfeil und Bogen gegenüber einem gepanzerten Ritter oder gar gegenüber einem Schützen mit einem Magazingewehr. Namentlich wird die Schwerindustrie wichtig für die Kriegführung. Daher die innige Verbindung von Schwerindustrie und Militarismus und ihre gegenseitige Förderung in allen Großstaaten, daher die Erfüllung der Schwerindustrie und der von ihr betriebenen Politik mit der ganzen Brutalität und Auslandsfeindschaft und Borniertheit des Militarismus.

Endlich löst die Industrie den Menschen vom Boden, an den ihn der Ackerbau fesselt. Sie erlaubt es, große Massen in Städten zu konzentrieren, unter den mannigfachsten Bedingungen, mit den mannigfaltigsten Verrichtungen beschäftigt, wodurch sie einander aufs intensivste anregen. Die Landwirtschaft zerstreut die Menschen über weite Flächen, isoliert sie voneinander, und auch ihr gelegentliches Zusammenkommen bietet ihnen keine Anregungen, weil jeder dasselbe betreibt, dasselbe weiß. Auf dem Lande herrscht Isolierung der Menschen und Monotonie ihrer Verhältnisse. In der Stadt engste Zusammendrängung der Menschen und größte Mannigfaltigkeit ihrer Verhältnisse.

Die städtische, die industrielle Bevölkerung ist daher intelligenter und regsamer als die ländliche. Da aber im Kriege auch die größere Intelligenz entscheidet, so trachten die Staatsmänner ebenfalls deshalb danach, in jedem ihrer Staaten möglichst viel Industrie zu entwickeln ohne Rücksicht darauf, ob die Standortsverhältnisse dafür günstig sind oder nicht. Namentlich Schutzzölle gelten als ein wirksames Mittel zu diesem Zwecke.

Danach könnte es scheinen, als gehe die Entwicklung dahin, daß jeder Staat ein Industriestaat werde, die Agrarstaaten ein rückständiges Stadium darstellen, und jeder Staat „autark", sich selbst genügend zu werden versucht, wie die kleinen Gemeinwesen im Anfang der gesellschaftlichen Entwicklung gewesen waren, die im Wesentlichen alles selbst produzierten, was sie

brauchten und nur einige wenige Produkte von anderen Gemeinwesen eintauschten.

Es kann also scheinen, als führe unsere Zukunft nicht zu einer einigen und einheitlichen Menschheit, sondern zu ihrer dauernden Zersplitterung in voneinander unabhängige, der Gesamtheit der Menschen gegenüber zwerghaft erscheinende Gemeinwesen, von denen jeder die größten wirtschaftlichen Kosten nicht scheut, um im Gegensatz zum „ökonomischen Prinzip" mit größter Verschwendung alles selbst zu produzieren, wozu ihm die natürlichen Vorbedingungen fehlen und was er mit weit geringerem Arbeitsaufwand von seinen besser situierten Nachbarn eintauschen könnte.

Von verschiedenen Oekonomen wird diese Tendenz tatsächlich als ein Gesetz der modernen Produktionsweise betrachtet.

In ihrem schon zitierten Buche (S. 17) wendet sich Rosa Luxemburg unter anderem gegen Werner Sombart, der in seinem Buche über „die deutsche Volkswirtschaft im neunzehnten Jahrhundert" (2. Aufl. 1909) derartiges behauptete. Er sagt dort:

„Die einzelne Volkswirtschaft ist heute nicht mehr, sondern eher weniger in den Weltmarkt einbezogen als vor hundert und fünfzig Jahren . . . . . Die einzelnen Volkswirtschaften werden immer vollkommenere Mikrokosmen[1]), und der innere Markt überflügelt für alle Gewerbe immer mehr den Weltmarkt an Bedeutung."

Rosa Luxemburg nennt das eine „funkelnde Narretei, die allen täglichen Wahrnehmungen ungeniert ins Gesicht schlägt", was für „Europens übertünchte Höflichkeit" etwas stark ausgedrückt ist. Aber in der Sache hat sie recht. Sie schrieb vor dem Weltkrieg. Dieser und seine Konsequenzen haben aller Welt aufs schlagendste dargetan, wie sehr heute alle Staaten wirtschaftlich voneinander abhängen, wie wenig einer von ihnen ein „Mikrokosmus" ist, nicht einmal die Vereinigten Staaten von Amerika, die fast ebenso ausgedehnt sind wie ganz Europa (Vereinigte Staaten 9 300 000 Quadratkilometer, Europa 10 015 000).

Die nationalistischen Politiker selbst, ganz abgesehen von den Folgen der ständigen technischen Entwicklung des Verkehrswesens, wirken ihrer eigenen Politik der nationalen Abschließung entgegen. Denn sie sind alle für das möglichst rasche Anwachsen der Bevölkerung im eigenen Lande. Je mehr Menschen, desto mehr Soldaten. Geburtenstreik und Auswanderung sind Hochverrat. Ueberall fördern die Nationalisten die Vermehrung der Bevölkerung in einem solchen Ausmaß, daß schließlich die Landwirtschaft des Staates nicht ausreicht, das gesamte Volk zu ernähren. Auch das wird ein Grund, die Industrie zu entwickeln, aber nicht für den Bedarf der eigenen Nation, sondern für den

---

[1]) Jede eine Welt im kleinen für sich. K.

Export, um Nahrungsmittel von agrarischen Völkern zu erwerben.

Dies einer der Gründe, die dazu treiben, daß die Industrienationen ununterbrochen dahin trachten, agrarische Gebiete, die sich bisher selbst genügten, mit dem Welthandel nicht viel zu tun hatten, ihm zu erschließen, namentlich durch koloniale Erwerbungen und Eisenbahnbauten.

Industrie und Landwirtschaft, sowohl Ackerbau wie Viehzucht (wenn man will auch Jagd) müssen stets in einem bestimmten Verhältnis der Ausdehnung zueinander stehen.

Wenn die Proportionalität der verschiedenen Zweige der Wirtschaft innerhalb eines Gemeinwesens durchbrochen ist, die Ueberschüsse der Produkte der Landwirtschaft nicht genug Nahrung und Rohmaterial für die industrielle Bevölkerung oder die Ueberschüsse der Industrie nicht genug Werkzeuge und sonstige Hilfsmittel für die Landwirtschaft liefern, kann der ökonomische Prozeß ungestört nur dann weitergehen, wenn in anderen Gemeinwesen die Proportionalität im entgegengesetzten Sinne gestört wird.

Das heißt, die Industriestaaten können nur bestehen, wenn es neben ihnen genügend viele und genügend ausgedehnte Agrarstaaten gibt.

Das einseitige Entwickeln des Produktionszweiges der Industrie in der Welt, in einem Ausmaße, daß die landwirtschaftliche Produktion seinen Bedürfnissen nicht nachkommen kann, bringt sicher große wirtschaftliche Gefahren mit sich. Sie sind unter kapitalistischer Produktion besonders groß, weil nicht bloß aus den schon erwähnten Gründen der Kriegspolitik, sondern auch aus wirtschaftlichen Motiven das Kapital leichter der Industrie, als der Landwirtschaft zuströmt, die in Technik und Betriebsweise konservativer ist. Aber die Gefahr wäre nicht minder groß in einer sozialistischen Gesellschaft, wenn in ihr die Arbeiter fortfahren würden, ebenfalls die Industrie vor der Landwirtschaft zu bevorzugen. Es wird eine dringende Aufgabe eines jeden sozialistischen Regimes sein, die Lebens- und Arbeitsbedingungen in der Landwirtschaft so zu gestalten, daß sie die Arbeiter ebenso anzieht, wie die Industrie. Entwicklung des Verkehres, Vermehrung der geistigen Anregungen und Hilfsmittel auf dem Lande, Verlegung von Industrien aufs Land, Vereinigung industrieller mit ländlicher Arbeit, Großbetrieb in der Landwirtschaft werden dazu unentbehrlich sein.

Ebenso aber auch allgemeiner Friede, der die kriegerischen Beweggründe nach Entwicklung von Industrien in für sie ungeeigneten Standorten aufhebt.

Dann wird die vollkommenste Proportionalität der Produktionszweige unter einander für die gesamte Menschheit möglich werden, die aufgebaut sein wird auf dem „ökonomischen Prinzip"

der größten Produktivität, der höchsten Leistung, erreicht mit dem geringsten Kraftaufwand.

Wie immer sich aber die ökonomischen Verhältnisse bisher änderten und weiterhin ändern mögen, seit Beginn der Oekonomie gab es industrielle neben landwirtschaftlicher Arbeit, wenn man zu der letzteren auch das Sammeln von Beeren und Wurzeln sowie das Fangen und Töten von Tieren rechnet. Und es ist nicht zu erwarten, daß dieses Nebeneinander je aufhören wird. Beide Zweige der Arbeit sind unzertrennlich auf einander angewiesen.

Ihre Zusammengehörigkeit wird nicht dadurch zerrissen, daß im Laufe fortschreitender Arbeitsteilung manche ihrer Arten bestimmten Gruppen als besondere Produktionszweige zufallen, noch auch dadurch, daß je nach der Gunst besonderer geographischer Umstände, die sich mit den historisch wechselnden Verhältnissen ändern, in mancher Gegend der eine oder der andere Produktionszweig besonders stark in den Vordergrund tritt und zum herrschenden wird.

Im Anfange war es fast stets die Jagd (unter Umständen die Fischerei), die vorherrschte. Insofern mag man in ihr nicht bloß einen besonderen Zweig, sondern eine besondere Stufe der Wirtschaft sehen. Weiterhin aber kann man eine höhere oder tiefere Stufe der Wirtschaft nur dadurch erkennen, ob in ihr die Zahl ihrer Produktionszweige zahlreicher und mannigfaltiger ist oder nicht, nicht aber daran, ob der eine oder der andere große Produktionszweig vorherrscht, sei es Ackerbau, Viehzucht oder Industrie.

Sechstes Kapitel.

Die Produktionsweise.

Wie die früher erwähnten Auffassungen der ökonomischen Theoretiker von der Wirtschaft leidet auch die Einteilung der Formen der Gesamtwirtschaft nach einzelnen Zweigen der Produktion oder gar der Nahrungsquellen an dem Grundfehler, daß sie die stoffliche und gesellschaftliche Seite des Produktionsprozesses nicht unterscheidet, ja vielfach von der letzteren ganz absieht.

Und doch wird ohne Erkenntnis der Art, wie die Menschen miteinander und füreinander arbeiten und in gegenseitiger Abhängigkeit voneinander den Kampf ums Dasein führen, das ganze gesellschaftliche Getriebe nicht voll verstanden.

Die stoffliche und die gesellschaftliche Seite der Arbeit bedingen einander, bestimmen einander in ständiger Wechselwirkung. Eine Fabrik ist nicht möglich ohne weitgehende Disziplin ihrer Arbeiter. Aber die Fabrik erzeugt in ihrem Funk-

tionieren selbst diese Disziplin. Der psychologische Faktor der Disziplin gehört zu den Bedingungen des Fabriksbetriebes ebenso, wie bestimmte Arbeitsmaschinen und Motoren.

Die gesellschaftliche Seite der Arbeit ist dabei die überragende. Durch sie steht jeder einzelne stoffliche Arbeitsprozeß in Beziehung zu vielen anderen, die alle innerlich verbunden sind zu dem einen großen Zwecke der Erhaltung der Gesellschaft, d. h. der Erhaltung aller ihrer Mitglieder, der Befriedigung ihrer Bedürfnisse.

Diese innerliche Verbundenheit gibt den einzelnen Arbeitsprozessen erst ihren über den bloß technischen hinausgehenden ökonomischen Charakter. Eine Gesamtheit derartig innerlich verbundener Arbeitsprozesse bildet zusammen einen bestimmten gesellschaftlichen Produktionsprozeß, dessen besondere Art und Weise als bestimmte Produktionsweise erscheint.

Sie umfaßt zunächst die Gesamtheit der zur Herstellung der materiellen Produkte einer jeweilig gegebenen Gesellschaft erforderlichen Arbeitsprozesse nicht nur in ihrer Summe, sondern auch in allen ihren Wechselbeziehungen, die ebenso viele Wechselbeziehungen von Menschen sind. Gerade diese Wechselbeziehungen sind es, die am meisten die jeweilige Produktionsweise charakterisieren und bewirken, daß auf Grund derselben Technik und der durch sie bedingten Arbeitsweise verschiedene Produktionsweisen möglich sein können.

Es handelt sich dabei um sämtliche Arbeitsprozesse, die zur Herstellung der erforderlichen materiellen Güter nötig sind. Es macht keinen Unterschied, ob der Arbeitsprozeß in verschiedene Stadien zerlegt wird, von denen jedes einem anderen Arbeiter zugewiesen wird: hier solchen, die bloß den Arbeitsvorgang planen, entwerfen, angeben, und dann solchen, die ihn ohne eigenen Willen mechanisch ausführen usw. Jeder von ihnen ist unentbehrlich für das Gelingen des ganzen Prozesses.

Auch alle Arbeiten des erforderlichen Verkehrs sind dabei inbegriffen, einerlei, ob sie Rohmaterialien, Kohle, Arbeiter zur Arbeitsstätte oder das fertige Produkt zum Konsumenten befördern.

Die Produktion der materiellen Produkte ist der Untergrund jeder Produktionsweise, oder, wenn man lieber will, ihr Knochengerüst. Auf dieser Grundlage erhebt sich eine Produktion immaterieller Produkte oder Leistungen oder „Dienste". Sie dienen ebenso der Befriedigung der gesellschaftlichen Bedürfnisse, wie die materiellen Produkte. Mancher Dienst ist vom Standpunkte der Gesellschaft aus gesehen, weit wichtiger, als manches materielle Produkt, z. B. der Dienst eines Lehrers oder Arztes wichtiger als die Gewinnung von Diamanten.

Der Unterschied zwischen dem materiellen Produkt und dem Dienst ist stofflicher Natur, er besagt nichts über ihre gesellschaft-

liche Bedeutung. Daß die Arbeit des Malers sich in einem materiellen Produkt, einem Bild verkörpert, indes die des Sängers nur eine Leistung vollbringt, erhebt nicht die eine über die andere.

Und die ökonomische Stellung eines Produzenten immaterieller Produkte kann ganz dieselbe sein, wie die eines Produzenten materieller Produkte. Ein Musiker in einem Orchester oder ein Schauspieler in einem Theater kann ebenso Lohnarbeiter sein und seinem Unternehmer durch seine Arbeit Profit verschaffen, wie ein Dreher in einer Metallwarenfabrik oder ein Tischler in einer Möbelwerkstatt.

Auch hier zeigt sich, wie sehr man die technische Seite des Arbeitsprozesses von seiner ökonomischen zu scheiden hat.

Aber wir leben alle von stofflichen Produkten, können ohne solche, ohne Nahrung, Kleidung, Wohnung nicht existieren. Von dem Ausmaß der Arbeitszeit, die die Gesellschaft auf stoffliche Produkte verwenden muß, hängt die Menge der Arbeitszeit ab, die für Dienste verfügbar bleibt.

Durch die Produktionsweise wird bestimmt, ob die einen Arbeiter bloß Produkte, die anderen bloß Dienste produzieren und gegeneinander austauschen oder ob jeder einen Teil seiner Zeit der Produktion und einen anderen der Leistung von Diensten widmet.

Auf den Fall der Ausbeutung, der es ermöglicht, daß einer über Produkte und Dienste verfügt, ohne selbst ein Produkt oder einen Dienst zu produzieren, gehen wir hier noch nicht ein.

Wenn wir den Produktionsprozeß von der gesellschaftlichen, der ökonomischen, nicht der technischen Seite aus betrachten, dann genügt es jedoch nicht, ihn als die Gesamtheit aller jeweilig miteinander zur Erhaltung der Gesellschaft verbundenen Arbeitsprozesse anzusehn. Zu der Zusammenfassung der räumlich *nebeneinander* sich vollziehenden Arbeiten muß sich auch die Zusammenfassung der *nacheinander* sich vollziehenden und *miteinander* zu dem Zwecke der Erhaltung der Gesellschaft verbundenen Arbeiten gesellen. Wir müssen den Produktionsprozeß als fortdauernden, sich immer wieder erneuernden Prozeß im Dienste der fortdauernden, sich immer wieder erneuernden Gesellschaft betrachten.

Um eine Produktionsweise zu erkennen, genügt es demnach nicht, den Produktionsprozeß als einmaligen aufzufassen. Nur durch Erforschung des *Reproduktionsprozesses* kommen wir dazu, ihre ganze Eigenart, ihre gesamten Gesetze zu erkennen. In der Marxschen Oekonomie spielt denn auch die Betrachtung des Reproduktionsprozesses die größte Rolle.

Wäre es ihm gelungen, sein „Kapital“ zu Ende zu führen, den Gesamtprozeß der kapitalistischen Produktionsweise als Reproduktionsprozeß vollständig darzustellen, so wäre daraus wohl

eine neue Stützung seiner Werttheorie hervorgegangen, deren Notwendigkeit sich meines Erachtens zwingend nur aus dem Reproduktionsprozeß, nicht aus dem einmaligen Hergang der Produktion erweisen läßt. Marx hat im Eingang seines „Kapital" wohl gezeigt, daß der Warenaustausch vom Wertgesetz geregelt wird und dieses logisch begründet, nicht aber den Mechanismus gezeigt, der es durchsetzt. Dieser tritt nach meiner Meinung nur im Reproduktionsprozeß zutage.

Betrachten wir aber den Produktionsprozeß nicht als einmaligen, sondern als stets sich wiederholenden, als Reproduktionsprozeß, dann finden wir, daß das „ökonomische Prinzip", das Streben, „mit möglichst geringen Opfern möglichst großen Nutzen zu erzielen", nicht das einzige ist, das ihn beherrscht. Zum mindesten ebenso wichtig wird ein anderes Prinzip, das Streben danach, den Produktionsprozeß immer wieder von neuem auf gleicher oder erweiterter Stufenleiter zu vollziehen, das Streben, ihn als Reproduktionsprozeß zu sichern.

Für den einzelnen Arbeitsprozeß, für die Technik, kommt bloß das „ökonomische Prinzip" in Betracht. Die Anwendung der Technik durch vergesellschaftete Menschen gesellt zu dem „ökonomischen Prinzip" noch das Bedürfnis nach dauerndem Bestande der Gesellschaft.

Ja, man kann sagen: Das Trachten nach Sicherung der Reproduktion taucht als wirtschaftliches Gesetz noch früher auf, als das nach Arbeitsersparnis. Die ersten Werkzeuge und Waffen dienten sicher nicht dazu, Arbeit zu ersparen, sondern dazu, die Arbeit zur Erhaltung der Gesellschaft wirksamer, ja, manche Arbeit erst möglich zu machen.

Das Bedürfnis nach Arbeitsersparnis kann zur stärksten wirtschaftlichen Kraft nur dort werden, wo die Arbeit einen unangenehmen, abstoßenden Charakter erhält, so wie dort, wo die Menschen nicht direkt für sich arbeiten, sondern jeder von den Arbeiten anderer lebt, die oder deren Produkte er mit eigener oder ausgebeuteter fremder Arbeit oder deren Produkten bezahlen muß.

Aber wehe einer Produktionsweise, in der das Bedürfnis nach sparsamer Produktion allein gilt und das nach Sicherung der Reproduktion, aus welchem Grunde immer, nicht beachtet wird, in der das „ökonomische Prinzip" allein wirkt. Sie führt zur Raubwirtschaft, die stets am billigsten produziert, mit dem geringsten Aufwand die größten Erträge erzielt, dabei aber die Lebensquellen selbst ruiniert. Sie erschöpft den Boden, rottet die Wälder aus, erstickt die heranwachsende Jugend, führt die erwachsenen Arbeiter vorzeitigem Greisentum und Tod entgegen.

Die kapitalistische Produktionsweise wäre bereits in Elend und Schmutz untergegangen, wenn sie nicht aus sich selbst Elemente erzeugte, kräftig genug, das „ökonomische Prinzip" im

Zaume zu halten und dem Bedürfnis nach Fortdauer der Gesellschaft, nach Sicherung und Förderung des Reproduktionsprozesses, Geltung zu verschaffen.

Für den Charakter einer Produktionsweise kommen die Bedingungen der Reproduktion ebenso in Betracht, wie die der einmaligen Produktion.

Natürlich kann das Verhältnis der Menschen untereinander im Produktionsprozeß nie das diesen allein bestimmende werden. Ihr Verhältnis zur Natur, die Technik, wird stets für den Charakter einer Produktionsweise von großer, entscheidender Bedeutung sein. Eine bestimmte Technik ist nicht mit jeder Form des gesellschaftlichen Arbeitens vereinbar. Wo die Anforderungen einer bestimmten Technik in Widerspruch zu bestimmten gesellschaftlichen Verhältnissen geraten, werden früher oder später diese daran glauben müssen, wenn die betreffende Technik für die Dauer ausgesprochen große Vorteile bietet und benachbarten Völkern — oder Konkurrenten im eigenen Lande — die sie in Anwendung bringen, ein großes Uebergewicht verschafft, so daß das eigene Land oder das eigene Arbeitsgebiet zu sehr benachteiligt wird, wenn es sich diesem Fortschritt verschließt.

Indes ist doch eine bestimmte Technik nicht immer an bestimmte Formen gesellschaftlicher Arbeit gebunden. Die Art eines Arbeitsprozesses kann unter sehr verschiedenen Produktionsweisen geübt werden. Wir haben Beispiele dafür schon oben gegeben.

Die technische Entwicklung bildet die Grundlage für die ökonomische Entwicklung. Sie ist nicht mit ihr identisch.

Für die Bildung der verschiedenen Produktionsweisen kommen neben den verschiedenen Arten der Technik noch andere Faktoren in Betracht.

Siebentes Kapitel.

Das Eigentum.

Unter den verschiedenen Faktoren, die neben der Technik und den besonderen Eigentümlichkeiten der Natur eines Landgebietes — Klima, Bodenreichtum und Bodengestaltung, Verkehrslage — auf seine jeweilige Produktionsweise bestimmend einwirken, ist der wichtigste die in ihm zur Zeit dieser Produktionsweise geltende Eigentumsordnung.

Das Eigentum ist etwas spezifisch menschliches. Diese Auffassung findet allerdings großen Widerspruch. Das Eigentum, verkündet man uns, ist tief in der Natur der Lebewesen begründet.

Im Jahre 1905 veröffentlichte R. Petrucci ein Buch über den „natürlichen Ursprung des Eigentums" (Les Origines Na-

turelles de la Proprieté. Essay de Sociologie Comparé, Brüssel, Leipzig), wo er unter anderem nachzuweisen versuchte, daß wir die Keime des Eigentums schon in der Pflanzenwelt finden. Jede Pflanze, außer den Parasiten, nimmt mit ihren Wurzeln ein Stück Boden für sich in Anspruch, das sie gegen das Eindringen von Nachbarn verteidigt. Bei den Mollusken und Würmern finden wir bereits Wohnungen, die bei manchen Arten von einzelnen Individuen oder Massen von Individuen angelegt und geschützt werden. Allbekannt sind solche Bauten bei Insekten und Wirbeltieren. Ebenso die Anlegung von Futterreserven, für die sich Analogien auch bereits in der Pflanzenwelt finden.

Alle diese Bauten und Anlagen werden von den betreffenden Tieren eifersüchtig gehütet und Eindringlinge von ihnen abgewehrt.

Diese Tatsache steht unleugbar fest. Sie würde beweisen, daß es bei den Tieren und selbst bei den Pflanzen schon Eigentum gibt, wenn wir die Worte Besitz und Eigentum für gleichbedeutend hielten.

Aber die Tatsache, daß sich jemand einen Gegenstand aneignet und jeden anderen Menschen von ihm fernzuhalten sucht, macht den Gegenstand noch nicht zum Eigentum seines Aneigners. Sonst wäre, wenn auch nicht jedes Eigentum Diebstahl, so doch jeder Diebstahl Eigentum.

Der Besitz oder die Beanspruchung eines Gutes ist wohl die Vorbedingung des Eigentums. Was niemand für sich besonders beansprucht, wird auch nie zu Eigentum werden. Aber die Beanspruchung oder Besitznahme allein macht ein Gut noch nicht zum Eigentum, wenn nicht noch ein neues Moment dazu kommt: *die gesellschaftliche Sanktion*. Erst in der Gesellschaft und durch die Gesellschaft wird der Besitz zu Eigentum.

Darum kann man auch nicht davon sprechen, daß das Territorium eines Staates dessen Eigentum sei. Das könnte es erst werden, wenn es eine überstaatliche gesellschaftliche Macht gäbe, die jedem einzelnen Staatswesen das von ihm besetzte Gebiet als sein Eigentum zuspräche. Wenn man von einem Eigentum des Staates am Boden spricht, so gilt das innerhalb des Staates seinen einzelnen Bürgern gegenüber, nicht im Verhältnis der Staaten zu einander.

Hier sind die einzelnen Territorien bloßer Besitz, den man beansprucht, gegen andere verteidigt und solange behält, als kein Stärkerer kommt, der den bisherigen Besitzer vertreibt. Nur die Gesellschaft erzeugt das Eigentum und die Eigentumsordnung.

Nun ist die Gesellschaft sicher keine auf den Menschen beschränkte Erscheinung. Doch sind unter den tierischen Gesellschaften Gewohnheiten äußerst selten, die als Keime von Eigentum angesehen werden könnten.

Die Ursache für das Fehlen von Eigentum bei den sozialen Tieren liegt wohl zum Teile darin, daß sie einer artikulierten Sprache entbehren, ohne die Eigentumsbestimmungen schwer möglich sind. Doch würden sie dadurch nicht ganz ausgeschlossen. Viel wichtiger, ja entscheidend dürfte ein anderer Grund sein: daß Eigentumsbestimmungen für den Bestand und das Gedeihen der Tiergesellschaften nicht notwendig sind.

Ich muß auch hier wieder daran erinnern, daß ich für den Vergleich mit der Tierwelt bloß die Wirbeltiere im Auge habe. Wie es etwa bei den Ameisen und Bienen mit dem Eigentum stehen mag, darauf gehe ich hier nicht ein. Sie gehören nicht zu unseren Ahnen. Bisher hat man bei ihnen keine andere Form von Eigentum entdeckt, als ein Gemeineigentum an der Wohnung und an den Vorräten.

So sagt Petrucci zum Beispiel von den Termiten — ähnliches gilt von Ameisen, Bienen, Wespen:

„Der Besitz der Nahrungsreserven wie des Wohnungsbaues steht der Gesamtheit der Gesellschaft zu; die Verwaltung dieses gemeinsamen Eigentums verteilt sich nach der gesellschaftlichen Organisation und der Arbeitsteilung." (Proprieté usw., S. 64.)

Aeußerst selten sind die Wohnbauten und Sammlungen von Nahrungsreserven bei sozialen Säugetieren. Fast alle Säugetiere, die sich Zufluchtsstätten anlegen, meist Wohnhöhlen, und Vorräte sammeln, sind Einsiedler.

Eine der wenigen Ausnahmen bilden die sehr hochstehenden Biber, die in manchen Beziehungen viel Menschenähnlichkeit entwickeln. Ihre Dammbauten führt eine ganze Gesellschaft gemeinsam auf. Innerhalb des dadurch aufgestauten Wassers baut dann jedes Pärchen seine „Burg", die es gemeinsam mit seinen Jungen bewohnt und in der es Vorräte für den Winter ansammelt, die von der Familie benutzt werden. Drei Jahre braucht es, bis die Jungen erwachsen und selbständig sind. Sobald dies der Fall, verlassen die Alten den Bau und errichten sich einen neuen. Der alte verbleibt der Nachkommenschaft.

So findet Petrucci beim Biber bereits zwei verschiedene Formen des Eigentums: Eigentum der Gesellschaft am Damm; Eigentum der Familie an der Burg und ihren Vorräten. (S. 175.)

Doch ist das „Gemeineigentum" am Damm eigener Art. Es verleiht keinerlei Recht, sondern bringt nur eine Pflicht: die Verpflichtung für alle Mitglieder der Gesellschaft, ihn mit gemeinsamen Kräften zu errichten, und, wenn beschädigt, auszubessern. Andererseits deutet nichts darauf hin, daß die Bibergesellschaft auf die Gestaltung und Sicherung des Besitzes der einzelnen Familien Einfluß nimmt. Die Besitzverhältnisse innerhalb der Gesellschaft ergeben sich einfach aus der Natur der Dinge, der Lebensweise der einzelnen Familien, die zu stören keine der anderen Familien ein Interesse oder eine Gelegenheit hat, so daß

auch für die Gesellschaft keine Veranlassung entsteht, in die Besitzverhältnisse der Familien ordnend und regelnd einzugreifen.

Das wird zunächst auch beim Urmenschen der Fall gewesen sein, der in seinen Anfängen noch weniger als der Biber einer Eigentumsordnung bedurfte, weil er weder über dauernde Bauten, noch über Vorräte verfügte.

Wenn eine Horde für eine Nacht einen Windschirm errichtete, so war das ein viel zu flüchtiges und vergängliches Werk, um besondere Besitzansprüche hervorzurufen. Die ganze Horde legte sich dahinter. Die Tatsache der Herstellung eines solchen Schirmes war das allein wichtige. Für die Frage, wer auf seine Benutzung Anspruch habe, war keine Veranlassung gegeben.

Und wenn der Urmensch einen Stein aufnahm, um ihn einem Feind entgegenzuschleudern, oder einen Baumzweig abriß, um einen Gegner abzuwehren oder den Boden aufzuwühlen, so wird auch daraus keine Frage des Anrechtes auf die Benutzung des Stockes oder Steines entstanden sein, also keine Eigentumsfrage, trotz des Obersten Torrens, den Marx höhnt, weil jener meinte:

„In dem ersten Stein, den der Wilde auf die Bestie wirft, die er verfolgt, in dem ersten Stock, den er ergreift, um die Frucht niederzuziehen, die er nicht mit den Händen fassen kann, sehen wir die Aneignung eines Artikels zum Zwecke der Erwerbung eines andern und entdecken so — den Ursprung des „Kapitals". (Zitiert im „Kapital" I., S. 140.)

Dieses erste Kapital besaß nämlich die Eigentümlichkeit, daß es nicht akkumuliert, nicht einmal aufbewahrt, sondern weggeworfen wurde, nachdem man es gebraucht hatte, wenn nicht schon das Wegwerfen selbst den eigentlichen Gebrauch darstellte, den man von diesem sonderbaren „Kapital" machen konnte.

Darwin berichtet allerdings von einem Affen, der einen Stein, den er benutzt hatte, nicht wegwarf, sondern sorgfältig aufbewahrte, um ihn wieder zu benutzen. Er sagt:

„Im zoologischen Garten gebrauchte ein Affe, der schwache Zähne hatte, einen Stein, um sich Nüsse zu öffnen. Mir versicherten die Wärter, daß das Tier, wenn es den Stein gebraucht habe, ihn im Stroh verberge und keinen anderen Affen ihn berühren lasse. Hier haben wir die Idee des Eigentums; doch ist diese Idee jedem Hunde, der einen Knochen hat, und den meisten oder allen Vögeln in bezug auf ihre Nester eigen." (Abstammung des Menschen I., S. 106.)

Darwin begeht hier dieselbe Verwechslung zwischen Besitz und Eigentum, auf die wir bereits hingewiesen haben. Aber auch seine Berufung auf ein gefangenes Tier, um daraus einen Schluß auf das Verhalten freilebender Artgenossen zu ziehen, ist an dieser Stelle unzutreffend. Der Affe bewahrt den Stein auf, weil dieser der einzige ist, dessen er habhaft werden kann. In der Wildnis würde er ihn nach dem Gebrauch wegwerfen, denn er darf erwarten, daß er gleich wieder einen findet, wenn er einen braucht.

In diesem Punkte entwickelte sich aber bald ein Unterschied zwischen dem Affen und dem Menschen und hier setzt des letzteren Eigentumsbildung ein.

Der Affe kommt nur gelegentlich dazu, Stöcke und Steine zu verwenden, nach ihrer Verwendung wirft er sie achtlos weg.

Der Mensch wird zum Menschen unter Bedingungen, die ihn veranlassen, öfter und immer wieder Stöcke und Steine zu seinem Schutz und zur Nahrungsgewinnung zu benutzen. Er lernt zwischen den einzelnen Stöcken und Steinen, ihren Formen und Materialien unterscheiden. Manche erweisen sich als tauglicher denn andere. Er beginnt eine Auswahl unter ihnen zu treffen. Gleichzeitig lernt er nach und nach, sie zu Verfahren anzuwenden, bei denen nur bestimmte Formen und Materialien überhaupt einen Erfolg erzielen. Aus Steinen und Stöcken werden Werkzeuge, die er nicht überall findet, die er suchen muß, oft sehr mühselig, und die er schließlich formen muß, sollen sie seinen Zwecken entsprechen. Nun steckt Arbeit in jedem von ihnen.

Behelfe dieser Art wirft er nicht weg, nachdem er sie gebraucht hat. Er bewahrt sie auf, trägt sie mit sich, um sie immer wieder bei der Hand zu haben. Er wird so aufs innigste mit ihnen vertraut, sie werden ein Stück seines Selbst, werden ständige, künstliche Organe, die er seinen natürlichen hinzufügt.

Aber sie sind nicht, wie diese, mit seinem Leibe verwachsen. Sie können ihm weggenommen, von ihm getrennt werden und sind doch ebenso unerläßlich für seine Behauptung im Kampfe ums Dasein geworden, wie seine natürlichen Organe.

Es liegt nun in seinem Interesse, daß ihm seine künstlichen Organe ebenso gesichert werden, wie seine natürlichen Organe. Das gleiche Interesse hat aber auch die Gesellschaft, der der einzelne angehört, deren Gedeihen ganz von dem Gedeihen der Produktivität und der Wehrhaftigkeit ihrer Mitglieder abhängt.

Das ist etwas ganz anderes, als das Interesse, das der einzelne Hund an seinem Knochen hat. Dessen Beschaffenheit ist für die anderen Hunde ganz gleichgültig, die des Knochens nicht habhaft werden.

Bei den meisten sozialen Tieren, die nicht Vorräte anlegen und kein ständiges Quartier haben, finden wir, daß ihre sozialen Interessen sich auf den Schutz und die Vorteile beschränken, die in einer Gesellschaft die Jüngeren und weniger Erfahrenen haben, wenn sie von älteren, an Erfahrung reicheren geführt werden, was ihnen das Aufsuchen der reichsten Nahrungsquellen erleichtert. Bei sozialen Raubtieren kommt dazu der Vorteil des gemeinsamen Jagens. Bei alledem herrscht strengste Disziplin, engster Zusammenhalt.

Ist aber einmal die Nahrungsquelle erschlossen, dann bleibt es jedem einzelnen überlassen, sich von ihr so viel anzueignen, als er vermag. Dabei geht es nicht immer liebenswürdig und

entgegenkommend zu. Bei Raubtieren setzt es da nicht nur Knurren und Fauchen, sondern auch Beißen und Kratzen, bei manchen weniger bewehrten Pflanzenfressern neben lautem Kreischen Püffe und Stöße, z. B. bei den Affen. Am friedlichsten gebärden sich bei der Nahrungsaufnahme die Weidetiere.

Aber wie immer es bei der Aneignung der Nahrung zugehen mag, es liegt kein gesellschaftliches Interesse vor, dabei regelnd einzugreifen. Hier finden wir daher nichts, was an Eigentumsrechte erinnern könnte, sondern jeder packt, was er erwischen kann, nicht nach einer Eigentumsregel, sondern nach dem Grundsatz: Beati possidentes, was einer in den Krallen oder im Maul hat, daran mag er sich erfreuen.

Trotz gelegentlicher Raufereien um den Futtertrog geht der Zusammenhang der Gesellschaft dabei nicht aus dem Leim. Pack schlägt sich, Pack verträgt sich, gilt auch für Wölfe und Paviane.

Von ganz anderer Wichtigkeit sind dagegen für den Menschen die Behelfe der Gesellschaftsmitglieder in den gemeinsamen Kämpfen ums Dasein. Dem einzelnen den Gebrauch seiner natürlichen Organe zu sichern, hat freilich die Gesellschaft keine Ursache. Die sind ihm sicher, die kann ihm kein Genosse wegnehmen und nimmt ihm auch keiner weg. Von denen kann ihn andererseits auch keiner ausschließen. Und keiner hat Ursache dazu, denn jeder verfügt über die gleichen Organe und keiner kann sich fremde natürliche Organe zulegen.

Anders steht es mit den künstlichen.

Anfänglich, so lange sie einfach, für jeden leicht erreichbar und die Vorteile ihrer Anwendung nicht außerordentlich waren, jeder im gegebenen Revier seinen Lebensunterhalt für sich sammelte, ohne von anderen dabei abhängig zu sein, werden es die Menschen in bezug auf ihre künstlichen Hilfsmittel so gehalten haben, wie die Biber in bezug auf ihre Bauten und Vorräte. Die Verfügung darüber ergab sich einfach aus den gegebenen Umständen und der gegebenen Lebensweise. Keiner wird den andern bei der Anwendung des Werkzeuges oder der Waffe, die er gerade zur Hand hatte, gestört haben. Es ergab sich keine Notwendigkeit, die jeweiligen Besitzverhältnisse gesellschaftlich zu regeln.

Dagegen wird diese Notwendigkeit immer öfter eingetreten sein, je komplizierter die künstlichen Organe wurden, je mehr die Menschen durch sie genötigt wurden, miteinander und füreinander zu arbeiten, und je größer die Vorteile der Technik wurden, je weniger die Gesellschaft ohne sie bestehen konnte.

Natürlich darf man sich nicht vorstellen, daß die Urmenschen nun einen Kodex des Eigentumsrechtes ausarbeiteten. Dazu wären sie nicht imstande gewesen. Wie bei manchen Völkern bis in unsere Tage wird die richterliche Funktion auch die gesetzgebende gewesen sein. Wenn Streitigkeiten oder Unsicherheiten

bei der Anwendung von künstlichen Hilfsmitteln auftauchten, werden die Repräsentanten der Gesellschaft, der Häuptling, der Rat der Aeltesten oder die Volksversammlung entschieden haben. Wenn die Verhältnisse sich nicht änderten, werden immer wieder Fälle gleicher Art unter gleichartigen Bedingungen vor Richter gekommen sein, die gleich unterrichtet, gleich gesinnt waren, daher immer wieder in demselben Sinne entschieden.

So wird sich allmählich ein bestimmtes Gewohnheitsrecht über das Eigentum gebildet haben, das gleichartig für die gleichen Objekte war, aber keineswegs für alle Objekte das gleiche Eigentumsrecht festsetzte.

Es betraf alle künstlichen Hilfsmittel, aber auch die Aneignung der Mittel des persönlichen Konsums, die mit Werkzeugen und Waffen erworben oder hergestellt wurden, mußte immer mehr gesellschaftlich geregelt werden.

Diese Regelung ist oft sonderbarer Art. So berichtet Karl v. d. Steinen über die Bororo in Brasilien:

„Sie hatten seltsame Gebräuche, die deutlich zeigen, daß auf knappe Jagdbeute angewiesene Stämme sich auf die eine oder die andere Weise nach Mitteln umschauen müssen, Zank und Streit bei der Verteilung vorzubauen. Da bestand zunächst eine höchst auffällige Regel: Niemand briet das Wild, das er selbst geschossen hatte, sondern gab es einem andern zum Braten! Gleich weise Vorsicht wird für kostbare Felle und Zähne[1]) geübt. Nach Erlegung eines Jaguars wird ein großes Fest gefeiert; das Fleisch wird gegessen. Das Fell und die Zähne erhält aber nicht der Jäger, sondern der nächste Verwandte des Indianers oder der Indianerin, der oder die zuletzt verstorben ist. Der Jäger wird geehrt. Er bekommt von jedermann Ararafedern und den mit Oaussu[2])-Bändern geschmückten Bogen.

„Die wichtigste Maßregel jedoch, die vor Unfrieden schützt, ist mit dem Amt des Medizinmannes verknüpft." (Unter den Naturvölkern Zentralbrasiliens, S. 379.)

Dieser Medizinmann, Bari genannt, hat die Aufgabe, dafür zu sorgen, daß um ein großes Stück Fisch und Wild kein Streit entsteht. Niemand darf etwas davon nehmen, ehe er es „eingesegnet" und zerlegt hat, worauf er es verteilt, wobei er mit sich anfängt und sich das beste Stück nimmt.

Diese Regel wird aufs strengste gehandhabt.

„Gerät ein der amtlichen Fleischschau unterworfener Fisch ins Netz, wenn kein Bari dabei ist, so muß er freigelassen werden." (S. 380.)

Aehnliches berichtet Nansen von den Eskimos:

„Nicht einmal die von ihm erlegte Beute gehört dem Grönländer rechtlich ganz allein. Ueber die Verteilung entscheiden von alters her feststehende Regeln, und nur einzelne Tierarten darf er größtenteils für sich und seine Familie behalten. Hierzu gehört der Atak oder Grönlandsseehund, aber auch davon muß er den Kajakmännern, die ihn gleich nach dem Fange ansprechen, und allen Kindern seines Wohnortes je ein kleines

---

[1]) Die als Schmuck verwendet werden. K.

[2]) Palmenart. K.

Stück Speck abgeben. Andere Seehundarten werden nach bestimmten Regeln unter diejenigen verteilt, die beim Fange zugegen oder behilflich waren, manchmal erhält sogar jedes Haus des Wohnortes ein Stück. Letzteres gilt namentlich für das Walroß und mehrere Walfischarten, wie den Weißwal. Von diesem erhält der Fänger einen verhältnismäßig kleinen Teil, auch wenn er das Tier ganz erlegt hat.

Diese Regeln gelten nicht nur für größere Tiere, sondern auch für einzelne Fischarten. Wird also eine Heilbutte gefangen, so ist der Fänger verpflichtet, den anderen Kajakmännern, die auf dem Fangplatz halten, ein Stück Haut zum Verteilen zu geben. Außerdem teilt er gewöhnlich, wenn er heimkommt, seinen Hausgenossen und den Nachbarn etwas von dem Tier zu.

Selbst wenn der Grönländer alle diese Vorschriften gewissenhaft befolgt hat, kann er doch nicht immer seinen Anteil an seiner eigenen Beute unverkürzt behalten. Erbeutet er z. B. etwas, wenn in seinem Wohnort Mangel oder gar Hungersnot herrscht, so gilt es für seine Pflicht, entweder ein Gastmahl zu geben oder mit den anderen Haushalten zu teilen, die vielleicht lange frisches Fleisch haben entbehren müssen . . . . .

Daß einige im Ueberfluß leben, während andere Not leiden, was in den europäischen Staaten ja tagtäglich vorkommt, ist in Grönland unerhört . . . . .

Aus dem Angeführten wird man sehen, daß die Gesetze darauf auslaufen, die Beute möglichst dem ganzen Orte zukommen zu lassen, damit die einzelnen Familien nicht darauf angewiesen sind, daß ihre Versorger täglich etwas fangen. Es sind Gesetze, die sich durch die Erfahrung langer Zeiten ausgebildet haben und schon viele Menschenalter hindurch fest im Volke wurzeln." (Fridtjof Nansen, Eskimoleben, Deutsche Ausg., Leipzig 1903, S. 94—97.)

Diese Art der Regelung der Beuteverteilung läuft unseren Anschauungen von Eigentumsrecht schnurstraks entgegen, wonach der Mensch „von Natur aus" auf alles Anrecht hat, was er durch seine Arbeit erlangt, oder was durch die „Arbeit", das heißt die Anwendung seiner Produktionsmittel geschafft wird. Die bürgerliche Oekonomie vermeint ja, daß ja nicht bloß der Mensch arbeitet, sondern es arbeiten ebenso seine Produktionsmittel, z. B. Maschinen und Ackerland, und Profit und Grundrente sind danach eben die Ergebnisse der „Arbeit" des Bodens und der anderen Produktionsmittel, die man als Kapital bezeichnet.

Die dummen Grönländer und Bororos wissen von alldem nichts.

Das Motiv, das Nansen für ihre Regelung der Beuteverteilung angibt, dürfte noch mehr eine Rolle spielen, als der Wunsch nach Vermeidung jedes Unfriedens, auf den v. d. Steinen hinweist.

Bei der großen Unsicherheit der Erträge der Jagd und der Fischerei ist es im Interesse der Erhaltung der Gesellschaft von höchster Bedeutung, daß die Unterschiede im Erfolg der Jagd und der Fischerei der einzelnen bei der Verteilung der Beute ausgeglichen werden, weil sonst bald der eine, bald der andere Teil der Gesellschaft zum Hungern und Verhungern verurteilt wäre.

Auch hier erweist sich das Interesse am Bestand der Gesellschaft, an dem ungehinderten Fortgang der Reproduktion als ein wichtiges wirtschaftliches Moment.

Es ist bemerkenswert, wie die Eigentumsbegriffe der Eskimos von der Art der technischen Vertwertbarkeit der Beute abhängen. Sie sind Kommunisten in bezug auf Nahrung. Nicht aber in bezug auf Bauholz:

„Treibholz gehört dem, der es zuerst im Wasser findet, wo es auch sei. Um sein Recht zu behaupten, ist er verpflichtet, es ans Land zu bugsieren, über die Flutmarke hinaufzuziehen und auf irgendeine Art zu zeichnen. Vor diesem Eigentum hat der Eskimo großen Respekt, und hat einer Treibholz am Ufer niedergelegt, so kann er sicher sein, falls keine Europäer hingekommen sind, es noch nach Jahren wiederzufinden. Wer es nähme, würde fortan für einen Schuft gelten." (S. 92, 93.)

Wie das Eigentumsrecht an den Konsumtionsmitteln ist auch das an den Produktionsmitteln bei den Naturvölkern nicht auf eine einfache Schablone reduziert, sondern ebenso mannigfaltig, wie ihre Sprache.

Ueber die Grönländer berichtet Nansen:

„Hinsichtlich der meisten Dinge herrscht allerdings eine gewisse Gütergemeinschaft, doch beschränkt sie sich je nach der Natur der verschiedenen Gegenstände auf bestimmte engere und weitere Kreise. Nächst dem Individuum selbst kommt als engster Kreis die Familie, dann die Hausgenossen und die Verwandtschaft, und schließlich alle in demselben Ort wohnenden Familien. Als das eigentliche Privateigentum werden der Kajak[1]), der Kajakanzug und die Fanggeräte angesehen, die dem Fänger allein gehören, und die weiter keiner anrühren darf; denn damit ernährt er sich und seine Familie und muß deshalb sicher sein, sie immer da finden zu können, wo er sie zuletzt hingelegt hat; sie werden auch selten verliehen. In früheren Zeiten hatten gute Fänger gewöhnlich zwei Kajaks, doch heutzutage läßt sich das selten ermöglichen[2]).

Nach den Fanggeräten und Kleidungsstücken[3]) kommen die Werkzeuge für den Hausgebrauch, wie Messer, Beile, Sägen, Fellschabeisen usw. Vieles davon, namentlich die Nähutensilien der Weiber, wird jedoch auch als Privateigentum im eigentlichen Sinne betrachtet.

Andere Hausgeräte sind Gemeingut der Familie oder aller Hausgenossen. Das Frauenboot gehört dem Familienvater oder der Familie, das Zelt ebenfalls. Das Haus gehört auch der Familie, und wohnen mehrere Familien darinnen, so allen zusammen." (S. 90, 91.)

Eigenartig sind auch die Bestimmungen über Anleihen. Leiht ein Mann von einem anderen mit dessen Zustimmung irgendwelche Fanggeräte und werden diese bei der Benützung beschädigt, so trägt den Schaden nicht der Leihende, sondern der

---

1) Das Fangboot des einzelnen Jägers. K.

2) Seitdem die europäische Raubwirtschaft rücksichtslos unter den Tieren aufräumt, denen die Eskimos nicht bloß ihre Nahrung, sondern auch die Rohstoffe ihrer Industrie entnehmen. K.

3) Die Privateigentum sind. K.

Besitzer! Dieser fordert keinen Schadenersatz. Doch kommt noch anderes vor:

„Nimmt jemand Pfeile oder Geräte leihweise in Gebrauch, ohne daß der Besitzer davon weiß, und werden sie beschädigt, so ist der Leihende verpflichtet, den Eigentümer schadlos zu halten." (S. 93.)

Daß man eine Sache in Gebrauch nimmt, ohne daß der Besitzer etwas davon weiß, würde nach europäischen Eigentumsbegriffen nicht als Anleihe, sondern als gemeiner Diebstahl betrachtet und schwer bestraft werden. Die rohen Wilden am Nordpol sind von dieser Milde europäischer Kultur noch nicht berührt worden.

Bei Letourneau (Sociologie d'après l'Ethnographie, Paris 1884) finde ich nach Rinks „Tales and Traditions of the Esquimaux" einen Bericht über die Grönländer, der mit dem Nansens übereinstimmt. Ueber die Entleihungen heißt es dort, der Leihende schulde dem Verleiher im Falle eines Schadens deshalb keine Entschädigung, weil man annimmt, es werde doch nur Ueberflüssiges verliehen.

„Ein Eskimo hat nicht das Recht, als Privateigentum mehr als zwei Kajaks zu besitzen. Verfügt er über einen dritten, so muß er ihn einem Genossen des gemeinsamen Haushaltes borgen: das, was nicht benutzt wird, von dem nimmt man an, es habe keinen Eigentümer." (S. 408.)

Der Einzelne verliert also sein Eigentum, wenn er es nicht in einer Weise anwendet, die dem gesellschaftlichen Interesse entspricht.

Mit dem Eigentumsrecht hängt das Erbrecht zusammen.

Die künstlichen Organe sind mit dem Menschen nicht leiblich verbunden, ihre Dauer ist daher nicht wie die der natürlichen an seine Lebensdauer geknüpft. Manche Werkzeuge und Waffen gehen vor ihrem Besitzer zugrunde, manche überdauern ihn. Das gilt natürlich auch von den Produkten der Anwendung dieser Organe.

Zum Teil gelten diese künstlichen Organe mit der Persönlichkeit als fast ebenso eng verbunden, wie ihre natürlichen. Sie werden dem einzelnen mit ins Grab gegeben oder mit ihm verbrannt. Andere sind zu wichtig, als daß die Gesellschaft auf sie verzichten könnte. Soweit die Behelfe des Menschen von einer Organisation besessen werden, wird das Eigentum an ihnen durch den Tod eines Individuums nicht berührt. Soweit sie rein persönlicher Art sind, bestimmt in den Anfängen der Kultur und noch lange darüber hinaus die Gesellschaft oder vielmehr die umfassendste Organisation in ihr, das Gemeinwesen, wem der Besitz des Toten als Erbe zufallen soll. Daß der Erblasser darüber persönlich nach seinem eigenen Gutdünken verfügen kann, ist eine relativ sehr neue Einrichtung.

Bei den Römern war z. B. bis zum Zwölftafelgesetz (451 u. 450 v. u. Z.) die Giltigkeit eines Testaments von der Zustimmung der Volksversammlung abhängig.

Die Bestimmungen des Erbrechtes waren lange ebenso kompliziert, wie die des Eigentums. Die Regelung der Vererbung auf der Unterstufe der Barbarei stellt Morgan in folgender Weise dar:

„Das Eigentum und die Habseligkeiten von Gatte und Gattin wurden voneinander getrennt gehalten, und sie verblieben nach dem Tode eines von ihnen der Gens, der der Verstorbene angehört hatte. Das Weib und die Kinder[1]) erbten nichts vom Gatten und Vater, und der Mann nichts von seinem Eheweib. Wenn bei den Irokesen ein Mann starb und ein Weib und Kinder hinterließ, wurde sein Eigentum unter den Mitgliedern seiner Gens in der Weise verteilt, daß seine Schwester und deren Kinder sowie der Bruder seiner Mutter das meiste davon bekamen.

Starb ein Weib, das einen Gatten und Kinder hinterließ, so wurden ihre Habseligkeiten von Kindern, ihren Schwestern und ihrer Mutter sowie deren Schwester geerbt; aber der größte Teil wurde ihren Kindern zugewiesen. In jedem Falle blieb das Eigentum in der Gens." (Ancient Society, S. 530, 531; deutsch „Urgesellschaft", S. 457.)

Das Interesse der Gens, nicht die persönlichen Neigungen der einzelnen bestimmten die Art der Vererbung.

Achtes Kapitel.

Das Grundeigentum.

Verhältnismäßig spät entwickelt sich das Grundeigentum, d. h., die gesellschaftliche Regelung der Nutzung des Bodens.

Zu solcher Regelung war kein Anlaß vorhanden, solange Grund und Boden im Ueberfluß vorhanden war und bei seiner Benutzung keiner den andern störte. Das war sicher so lange der Fall, als die Nahrungsgewinnung in bloßem Sammeln bestand. Da mochte jeder einzelne für sich — eine Mutter auch für ihre Kinder — sammeln, was er fand und was ihm paßte. Wie bei anderen sozialen Tieren bestand da bei ihm die Funktion der Gesellschaft bloß in gegenseitigem Schutz und der Leitung der Gesellschaft durch die Erfahrensten zu den besten Futterplätzen. Die Ausnutzung des jeweiligen Futterplatzes blieb ungeregelt.

Jede Horde hatte wohl ihr Revier, in dem sie umherzog und von dem sie Eindringlinge nach Kräften abwehrte. Aber dieser gemeinsame Besitz bildete kein Eigentum, er war von keiner höheren gesellschaftlichen Macht sanktioniert.

Innerhalb dieses Reviers wird die Zunahme der Bevölkerung nicht den ersten Anstoß zu einer Regelung der Bodenbenutzung gegeben haben. Wohl veränderte die Entwicklung der Technik den Gleichgewichtszustand, in dem sich ursprünglich die Menschen, wie alle Lebewesen, mit der sie umgebenden Natur befunden haben müssen. Die künstliche Verbesserung ihrer Organe ver-

[1]) Wenn diese nach Mutterrecht zur Gens der Mutter gehörten. K.

besserte die Faktoren der Ernährung, Erhaltung, Vermehrung der Menschen, indes sie die ihrer Vernichtung einschränkte. Die Folge davon war sicher die Zunahme der Menschen. Aber dieselbe technische Entwicklung, der dieses Resultat entsproß, verlieh dem Menschen auch die Fähigkeit, zu wandern und Gebiete aufzusuchen, in denen er sich als bloßes Naturwesen ohne künstliche Behelfe nicht hätte behaupten können. So wird die Vermehrung der Bevölkerung sich vielmehr in der Ausdehnung des von Menschen bewohnten Gebietes der Erde als in der Zunahme der Bevölkerung innerhalb eines bestimmt begrenzten Gebietes geäußert haben.

Viel früher als Beengtheit des Bodens müssen infolge des technischen Fortschrittes andere Faktoren die Gesellschaft veranlaßt haben, seine Benutzung zu regeln.

Der wichtigste Produktionszweig nach dem Sammeln wurde die Jagd. Sie konnte nach dem Stand der Waffen, der Art des Wildes und des Terrains, in dem es lebte, verschiedener Art sein. Auf der einen Seite finden wir Treibjagden, an denen alle Männer der Horde teilnehmen. Eine andere Art der Jagd ist die des Beschleichens oder des stillen Erwartens herumziehenden Wildes, die Jagd am Anstand. Diese duldet nicht, daß eine größere Anzahl Jäger sich daran beteiligt. Nur eine kleine Zahl, zwei bis drei, vielfach am besten nur einer, wird sie erfolgreich betreiben. Eine derartige Vereinzelung setzt allerdings voraus, daß das Jagdrevier nicht von großen reißenden Tieren unsicher gemacht wird, oder daß die Technik der Waffen schon so ausgebildet ist, daß sie auch dem vereinzelten Jäger gestattet, den Kampf mit Löwen oder Bären erfolgreich zu bestehen.

Diese isolierte Art der Jagd bringt es mit sich, daß die Jäger der Horde sich auf verschiedene Gebiete des gemeinsamen Reviers verteilen, damit der eine nicht den andern stört, ihm nicht das Wild vertreibt. Die Zuteilung von Einzelrevieren an die verschiedenen Jäger innerhalb des Stammesgebietes kann von Fall zu Fall erfolgen, es kann aber auch gewohnheitsmäßig dem einzelnen Jäger oder eher noch den Jägern einer Familie, eines Haushaltes, immer wieder dasselbe Revier zugewiesen werden.

Dies wird von Soziologen, die nur modern europäisch zu denken verstehen, als Sondereigentum am Grund und Boden betrachtet.

So sagt Petrucci von den Eskimos:

„Die Eskimos, Jäger und Fischer, sind in Familien geteilt, die es vermeiden, einander bei dem Suchen ihrer Nahrung und der Ausbeutung ihres Gebietes (canton) zu stören. Dies setzt voraus, daß ein mehr oder weniger beschränktes Territorium als eine Art Familieneigentums betrachtet wird.“ (Propriété, S. 189.)

Besonders stark ausgeprägt soll die Zuteilung bestimmter Jagdgebiete an einzelne Jäger bei den Australiern sein, wobei vielleicht der Umstand mitwirkte, daß es in Australien an

reißenden Tieren mangelt, die dem Jäger gefährlich werden könnten.

Lubbock weist darauf hin, daß bei den Jägervölkern der Boden nicht dem einzelnen, sondern dem Stamme gehöre. Das sei z. B. der Fall bei den Indianern Nordamerikas:

„Es wird uns daher im ersten Augenblick befremden, daß bei den in vieler Beziehung weit tiefer stehenden Australiern jede männliche Person ein eigenes Stück Land hat, dessen Grenze sie genau anzugeben weiß. Dieses Besitztum wird den Söhnen vom Vater schon bei dessen Lebzeiten zugewiesen und erbt sich fast in regelrechter Weise fort. Der Mann darf sein Stück Land nach Belieben verschenken oder vertauschen; eine Frau jedoch nie." (Entstehung der Zivilisation, S. 382.)

Ebenso wie Lubbock erscheint auch Letourneau diese Einrichtung befremdend und unerklärlich. Er teilt mit, diese einzelnen Landstriche seien verkäuflich und fügt hinzu:

„Es ist sonderbar, bei einer der tiefstehendsten Rassen der Menschheit das individuelle und veräußerliche Grundeigentum zu finden, das heißt jenes, das bei den höchstzivilisierten Rassen zu finden ist." (Soziologie, S. 403.)

Wir dürfen wohl annehmen, daß das „höchstzivilisierte" in diesen Mitteilungen über das Grundeigentum der Australier nicht an der australischen Wirklichkeit, sondern an den europäischen Augen liegt, die sie ansahen. Lubbock teilt mit, der Australier habe seinen Bodenbesitz vertauschen oder verschenken können. Letourneau macht gleich daraus ein „Verkaufen".

Aber auch gegen das „Verschenken" wird man Bedenken hegen dürfen. Das dem Australier zugeteilte Jagdrevier ist seine Nahrungsquelle. Er hat keine andere außer ihr. Ohne sie muß er verhungern. Er mag sein Revier gegen ein anderes vertauschen. Aber es verschenken? Das kann er erst dann, wenn er in dem Jagdrevier nichts mehr zu erlegen findet und sich deshalb entschließt, auszuwandern. Derartiges tritt bei den Ureinwohnern Australiens öfter ein, wenn die eindringenden Weißen alles Wild ausgerottet haben. Dann mögen die zurückgedrängten Wilden ihr für sie völlig entwertetes Gebiet verschenken, das heißt aufgeben. Aber daraus darf man doch nicht Schlüsse au fden Naturmenschen in dem Stadium ziehen, in dem er noch nicht von den „höchstzivilisierten Rassen" seiner Nahrungsquellen beraubt war.

Sehen wir aber vom Verschenken und Verkaufen ab, dann würde die australische Ordnung der Ausnutzung des Bodens viel von ihrem „befremdenden", anscheinend unerklärlichen Aussehen verlieren. Dann könnte der Unterschied zwischen den Indianern und den Australiern nicht darin bestehen, daß bei den einen der Stamm und bei den anderen der einzelne über den Boden verfügt, sondern darin, daß die Jagdverhältnisse hier andere sind als dort und daher auch eine andere Art der Ausnutzung des Bodens bedingen. Wir haben nicht den mindesten Grund, anzunehmen, daß

die Zuweisung der Jagdreviere in Australien durch einen anderen Faktor erfolgt, als durch den Stamm[1]).

Neben der Jagd entwickelt sich der Bodenbau. Noch in höherem Maße als jene bedingt er eine gesellschaftliche Regelung der Bodenbenutzung.

Wir müssen annehmen, daß die urspüngliche Sammlertätigkeit mit einer großen Verschwendung von Nahrungsmitteln verbunden war. Wenigstens wird dies von den Affen erzählt.

Brehm berichtet zum Beispiel über das Verhalten der Meerkatzen in den Feldern der Eingeborenen:

„Von einem dem Felde nahen Baum steigt die Bande ab, und nun geht es mit tüchtigen Sprüngen dem Paradiese zu. Hier beginnt jetzt eine wirklich beispiellose Tätigkeit. Man deckt sich zunächst für alle Fälle. Rasch werden einige Maiskolben und Durraähren abgerissen, die Körner enthülst und mit ihnen die weiten Backentaschen so voll gepfropft als nur immer möglich. Erst wenn diese Vorratskammern gefüllt sind, gestattet sich die Herde etwas mehr Lässigkeit, zeigt sich aber auch zugleich immer wählerischer, immer heikler in der Auswahl der Nahrung.

Jetzt werden alle Aehren und Kolben, nachdem sie abgebrochen worden sind, erst sorgsam berochen, und wenn sie, was sehr häufig geschieht, diese Probe nicht aushalten, sofort ungefressen weggeworfen. Man darf darauf rechnen, daß von zehn Kolben erst einer wirklich gefressen wird.' In der Regel nehmen die Schlecker bloß ein paar Körner aus jeder Aehre und werfen das übrige weg. Dies ist es eben, was ihnen den grenzenlosen Haß der Eingeborenen zugezogen hat." (Tierleben I., S. 115.)

---

1) Dieses wurde geschrieben, ehe der erste Band der „Allgemeinen Wirtschaftsgeschichte" Cunows erschien (Berlin 1926), der „die Wirtschaft der Natur- und Halbkulturvölker" behandelt. Er spricht dort auch von dem angeblichen Sondereigentum einzelner Jäger an besonderen Jagdrevieren in Australien und erklärt es für ein Mißverständnis, da bei den Australiern wie bei anderen Völkern ihrer Kulturstufe „die Nahrungsbeschaffung mit absoluter Notwendigkeit die gemeinschaftliche Nutzung des Landes verlangt", wie Curr bemerkt, den er zitiert. Trotzdem behauptet derselbe Curr, es gebe eine Landaufteilung. Dies erklärt Cunow daraus, daß bestimmte Fischgründe gesondert von einzelnen Eingeborenen ausgebeutet wurden, die dort Reusen legten. Fischreusen werden aber von den Australiern als das Eigentum derjenigen betrachtet, die sie herstellen.

Andererseits hält es Cunow für möglich, daß manche Horde, die dank der Wirkungen der Weißen bis auf wenige Personen zusammengeschmolzen ist, sich mit einer anderen Horde vereinigt und dieser ihr bisheriges Jagdrevier zur Benutzung überläßt, dabei aber doch fortfährt, es als ihr besonderes Eigentum zu betrachten.

Auf jeden Fall dürfen wir annehmen, daß die Beobachtung eines Sondereigentums an Boden bei den Ureinwohnern Australiens entweder auf einem Mißverständnis beruht oder aber auf abnormen, erst durch die europäische Invasion erzeugten Verhältnissen. Auch in Australien gehörte das Jagdrevier dem ganzen Stamm, der darüber verfügte.

Aehnlich werden es unsere tierischen Ahnen getrieben haben, nur fanden sie keine Menschen vor, die an ihrem Treiben Aergernis nahmen. Uebrigens empört sich auch heute noch der zivilisierte Mensch über die Sorglosigkeit der Wilden, die in den Tag hinein leben.

Sie war ganz selbstverständlich, solange sie keine Mittel hatten, Nahrungsmittel zu konservieren, aufzuheben und mit sich herumzuführen. Gefundene Nahrung, die sie nicht sofort verzehren konnten, zu schonen, mußte für sie zwecklos sein. Das hieß ja nur, die Früchte für andere Tiere reservieren, woran die Urmenschen ebensowenig ein Interesse hatten, wie die Affen.

Anders wurde es erst, als die Menschen lernten, Hilfsmittel, Geräte herzustellen, in denen sie manche haltbare Früchte aufbewahren und transportieren konnten, Körbe oder sonstige Behälter. Nun erstand die Möglichkeit, das, was man nicht sofort verzehrte, für späteren Konsum zu erhalten. Damit gewannen die Menschen ein Interesse daran, die Früchte, die sie nicht vom Baum oder Halm wegkonsumieren konnten, aufzubewahren, anstatt sie achtlos zu vergeuden.

Die Gesellschaft begann nun, sinnloses Zerstören von Nutzpflanzen zu verbieten, ebenso wie unter Umständen schon früh ein gewisser Wildschutz aufkommt. Bei den Australiern wird bereits das Ausreißen mancher Pflanzen verpönt, deren Samen gegessen werden, ebenso wie das Zerstören der Nester mancher Vögel. Eine Illustrierung des Satzes, daß die Sicherung der Reproduktion eines der wichtigsten und frühesten wirtschaftlichen Gebote wird. Dagegen wird man nicht sagen können, daß die Werkzeuge und Waffen der Australier ihnen Arbeit sparen.

Die Beschäftigung mit dem Pflanzenwachstum wird um so intensiver, je höher die Technik im Stamme, je länger er dauernd im gleichen Lager bleiben kann, je mehr er Aussicht hat, von heranwachsenden Pflanzen die Früchte zu ernten.

Sehr wichtige Nutzpflanzen, so z. B. die Getreidarten, sind sozialer Natur, man findet an einzelnen Lokalitäten viele Exemplare der gleichen Art nebeneinander wachsend.

Sobald man beginnt, manche Pflanzen zu schonen, kommt man bald dazu, die Gebiete, in denen sie massenhaft vorkommen, ebenfalls unter Schutz zu nehmen, so daß ihr Betreten nicht jederzeit und nur den dort Beschäftigten gestattet wird. Damit wird die erste Einschränkung in der anfangs ganz schrankenlosen Benutzung des Pflanzenreichtums im Revier der Horde gegeben.

Sobald deren technische Kraft erstarkt, liegt es nahe, auch dazu überzugehen, verwüstende Tiere von der so nützlichen Lokalität fernzuhalten. Sie wird eingezäunt zur Abwehr von Hirschen, Schweinen und anderen größeren Pflanzenfressern.

War einmal auf diese Weise das Interesse der Gesellschaft auf das Pflanzenwachstum einer beschränkten Lokalität konzen-

triert, dann mußte daraus auch mit der Zeit zunehmendes Verständnis für die Bedingungen dieses Wachstums erstehen. Man begann nun, das Gedeihen der dort wachsenden Nutzpflanzen durch künstliche Eingriffe zu fördern, durch die Beseitigung von Unterholz und Unkraut, d. h. von unnützen Pflanzen.

Als man schließlich die Bedeutung des Samens als Fortpflanzungsmittel der Pflanzenart erkannte und lernte, Pflanzensamen in vorbereitetes Erdreich zu legen, um später die Früchte ernten zu können, wurde der Mensch unabhängig von den Lokalitäten, in denen er zuerst seine Nutzpflanzen wild gefunden hatte. Er konnte sie nun überall anpflanzen, wo die natürlichen Bedingungen dafür gegeben waren. Er brauchte nun nicht mehr zu ihnen zu wandern, sie wanderten mit ihm, bis die Summe der Produkte, die er aus ihrem Anbau gewann, so groß wurde, daß er dauernd an der gleichen Stelle zu bleiben vermochte.

In dieser Weise stellen wir uns die Entstehung des Pflanzenbaues vor.

Noch mehr als manche Arten der Jagd erheischte er die Ausscheidung gewisser Grundstücke aus dem allgemeinen Gebiet des Stammes. War dieses der regellosen Benutzung aller frei gegeben, so waren jene Grundstücke bestimmten Zwecken vorbehalten, und ihre Benutzung bestimmten Regeln unterworfen. Diese Regeln waren ebenso mannigfaltiger Art, wie die Regelungen des Eigentumrechtes an den Habseligkeiten. Sie hingen ab von der Art der Feldbestellung, den Erfahrungen, die man dabei gemacht, und ihrer Deutung, bei denen mancher Aberglaube mit unterlief. Innerhalb eines Gemeinwesens werden mit zunehmender Differenzierung der Produktionszweige genaue Unterschiede gemacht in der Regelung des Grundeigentums, das heißt der Nutzung an Ackerland, an der Weide, am Boden, der mit Fruchtbäumen bestanden ist. Wir finden da lange kein schablonenhaftes, für jedes Bodenstück in gleicher Weise geltendes Eigentumsrecht. Die jeweilige Art dieses Rechts steht vielmehr für jedes dieser Stücke im engsten Zusammenhang mit der Art seiner Bewirtschaftung.

Wie die Art des Bodens und seiner Bebauung auf die Gestaltung des Grundeigentums wirkt, illustriert unter anderem eine Betrachtung, die Frobenius im Kongobecken machte: Im Walde, wo das Roden ungeheure Schwierigkeiten verursacht, die nur mit den vereinten Kräften aller bewältigt werden kann, besitzt und bebaut das ganze Dorf eine große Plantage gemeinsam. Bei den Dörfern dagegen, die in der Steppe liegen, wo der Ackerbau auf geringere Schwierigkeiten stößt, besitzt und bebaut jede Familie ihre Felder gesondert. (Vom Schreibtisch zum Aequator, Frankfurt 1923, S. 188.) Aber auch in der Steppe können besondere Arten des Grundeigentums dort entstehen, wo der Ackerbau größere, gemeinsame Bewässerungsanlagen notwendig macht.

Und anders wird das Grundeigentum in der Steppe dort, wo die Weidewirtschaft überwiegt, die Gemeineigentum des Stammes an Boden erheischt, oder Bodenanbau, der von einer gewissen Kulturhöhe an das Familieneigentum begünstigt.

Wie verschiedene Arten der Bodennutzung bei demselben Volke gleichzeitig verschiedene Arten des Eigentums am Boden hervorrufen, bezeugt deutlich die Verfassung der deutschen Mark des frühen Mittelalters. Wald, Weide, Wasser sind ungeteiltes Gemeineigentum. Das Ackerland ist ebenfalls Gemeineigentum. Aber für den jeweiligen Anbau werden bereits den einzelnen Familien besondere Bodenstreifen zugeteilt. Der Boden, auf dem Haus und Hof steht, wird Privateigentum. Also für Jagd, Holzgewinnung, Fischerei, Viehhaltung taugt am besten das ungeteilte Gemeineigentum. Der Ackerbau drängt nach zeitweiser Teilung. Die Erbauung von Familienhäusern und die Anpflanzung von Fruchtbäumen scheint bei vollem Privateigentum am Boden am besten vorsichzugehen.

Wie immer sich die Formen des Grundeigentums gestalten mögen, nie sind sie das Ergebnis des Gutdünkens der einzelnen. Stets entscheiden die Anschauungen der Mehrheit über jene Formen, die nach ihrer Erfahrung und Ueberzeugung für die Gesellschaft und ihren Bestand die zweckmäßigsten sind.

Neuntes Kapitel.

Die Entwicklung des Eigentums.

Mit dem Nachdenken über den Ursprung der Gesellschaft kam auch das Nachdenken über den Ursprung des Eigentums auf. Zu diesem Nachdenken kam man in einer Welt entwickelter Warenproduktion, das heißt Privatproduktion einzelner voneinander unabhängiger Betriebe, deren einfachste Form die des Alleinbetriebes durch den Betriebsinhaber war.

Diese Form stellte man sich als die Urform der Wirtschaft vor: den allein für sich mit Weib und Kind arbeitenden Mann, den isolierten Menschen als den Urzustand der Menschheit. Jeder soll nach dieser Vorstellung das als sein Eigen beansprucht haben, was er fand und produzierte. Die vereinzelten Menschen irrten durch die Wälder, ohne ständigen Aufenthalt. Bis einer auf die Idee verfiel, sich an einem Fleck dauernd niederzulassen, diesen einzuzäunen und für sein Eigentum zu erklären. Damit war das Grundeigentum geschaffen.

Berühmt wurde der pathetische Ausspruch J. J. Rousseaus, der in seinem „Discours sur l'origine et les fondements de l'inégalité parmi les hommes", (Abhandlung über den Ursprung und die Grundlagen der Ungleichheit unter den Menschen", 1754), ausrief:

„Der erste, der ein Grundstück einzäunte und sagte: das ist mein! und einfältige Leute fand, die es ihm glaubten, war der wahre Begründer der bürgerlichen Gesellschaft. Wieviel Verbrechen, Krieg oder Mord, wieviel Elend und Schrecken hätte derjenige unserem Geschlecht erspart, der die Pfähle ausgerissen, die Gräben verschüttet und seinen Genossen zugerufen hätte: Hütet euch, diesem Betrüger zu glauben, ihr seid verloren, wenn ihr vergeßt, daß die Früchte allen gehören, die Erde aber niemandem."

Das war die allgemeine Auffassung des achtzehnten Jahrhunderts, das für die Geschichte früherer Jahrhunderte noch wenig Verständnis zeigte. Man sah in ihr einfach eine Häufung von Unsinn. Im Beginne des neunzehnten Jahrhunderts, nach der großen Revolution, erstand die Romantik, das Interesse für die Vorzeit. Es betätigte sich in der schönen Literatur wie in der Wissenschaft. Ein Kind der Reaktion, liebte sie es, die Vergangenheit in hellstem Lichte erstrahlen zu lassen. Doch verflog diese romantische Stimmung bald, ihr folgten Forscher, die sich von der neuen Mode unkritischer Verherrlichung ebenso fern zu halten wußten, wie von der vorhergehenden verständnisloser Verurteilung der Vergangenheit. Sie suchten nicht zu urteilen, sondern zu erkennen und zu verstehen.

Damals erstanden die Rechtsgeschichte, die Wirtschaftsgeschichte wie die Sprachgeschichte. Man lernte unter anderem die Markverfassung der Deutschen kennen, namentlich durch die umfassenden Untersuchungen G. L. v. Maurers in einer Reihe von Werken von 1854 bis 1871; ferner den russischen Dorfkommunismus, auf den in Deutschland zuerst A. v. Haxthausen hinwies[1]).

Gleichzeitig machte uns die Herrschaft der Briten und Holländer in Ostindien mit den dortigen Formen des Dorfkommunismus bekannt.

Die Bekanntschaft mit diesen Formen führte zu der Anschauung, das Gemeineigentum am Boden sei dem Privateigentum vorangegangen, was Laveleye in einer zusammenfassenden Darstellung zu beweisen suchte, die 1874 erschien unter dem Titel: „De la propriété et de ses formes primitives[2])".

---

[1]) Haxthausen war merkwürdigerweise des Russischen gar nicht mächtig, wie er selbst im Vorwort zu seinem Buch „Die ländliche Verfassung Rußlands" (Leipzig 1866) mitteilt. Doch hatte er 1843—1844 Rußland bereist und schon 1847—1852 drei Bände „Studien über die inneren Zustände, das Volksleben und insbesondere die ländlichen Einrichtungen Rußlands" erscheinen lassen.

[2]) Karl Bücher hat das Buch übersetzt und mit zahlreichen eigenen Zusätzen versehen, so daß die deutsche Ausgabe inhaltsreicher ist als das Original. Sie führt den Titel: „Das Ureigentum" (Leipzig 1879). Genau genommen handelt sie nicht von jeder Art des Eigentums, sondern nur vom Grundeigentum. Im Französischen wird das Wort propriété nicht nur zur Bezeichnung von Eigentum überhaupt (oder auch Eigentümlichkeit oder Eigenschaft), sondern auch zur Bezeichnung des Grundeigentums im

Auch Marx und Engels akzeptierten die Ansicht, wir hätten im Dorfkommunismus die Urform des Grundeigentums vor uns.

Im „Kommunistischen Manifest" von 1847 schrieben sie:

„Die Geschichte aller bisherigen Gesellschaft ist die Geschichte von Klassenkämpfen."

Dazu bemerkte Engels in einer Fußnote zur autorisierten englischen Ausgabe, die 1888 in London erschien — die Fußnote wurde dann auch der dritten deutschen Auflage von 1890 beigegeben:

„Das heißt, genau gesprochen, die schriftlich überlieferte Geschichte. 1847 war die Vorgeschichte der Gesellschaft, die gesellschaftliche Organisation, die aller niedergeschriebenen Geschichte vorausging, noch so gut wie unbekannt. Seitdem hat Haxthausen das Gemeineigentum am Boden in Rußland entdeckt, Maurer hat es nachgewiesen als die gesellschaftliche Grundlage, wovon alle deutschen Stämme geschichtlich ausgingen, und allmählich fand man, daß Dorfgemeinden mit gemeinsamem Bodenbesitz die Urform der Gesellschaft waren von Indien bis Irland."

Diese Ansicht wurde ziemlich allgemein angenommen und nur darüber stritt man, wie die weitere Entwicklung sein werde: Die Liberalen erklärten, der Kommunismus bilde eine Begleiterscheinung der Barbarei. Die Zivilisation sei mit dem Privateigentum unzertrennlich verbunden. Wir Sozialisten erwarteten dagegen, hier eine dialektische Entwicklung vor sich gehen zu sehen: Urkommunismus, Privateigentum, Erneuerung des Kommunismus auf einer höheren Grundlage.

In neuerer Zeit wird auf Grund mancher Tatsachen bestritten, daß der Dorfkommunismus die älteste Form des Bodeneigentums darstelle. Er sei vielmehr, wenigstens in manchen seiner Formen, eine relativ junge Erscheinung, ein Ergebnis der Steuergesetzgebung der Regierungen, der Solidarhaft der Dorfgemeinde für die ihr auferlegte Steuersumme.

Darüber hinaus gingen nun viele gleich wieder zur Anschauung des 18. Jahrhunderts zurück: Ursprünglich habe es überhaupt kein Eigentum am Boden gegeben, er habe niemand gehört, auch nicht dem Stamme, dann hätten einzelne sich Stücke daraus angeeignet, und erst später sei man zum Gemeineigentum übergegangen, das in neuerer Zeit durch das private Eigentum wieder verdrängt wurde.

Hier hätten wir also den umgekehrten dialektischen Prozeß: Privateigentum — Gemeineigentum — wieder Privateigentum, natürlich auf höherer Grundlage.

Besonders schroff vertritt diese Anschauung Professor Richard Hildebrand in seinem Werke: „Recht und Sitte auf den verschiedenen Kulturstufen" (Jena 1890), der sogar die Anschauung verficht, daß der Bauer in den Anfängen der Landwirtschaft nur

besonderen verwendet. La taxe sur la propriété ist die Grundsteuer, und propriétaire ist ein Grundbesitzer. Richtiger würde daher der Titel übersetzt mit: Das Grundeigentum und seine ursprünglichen Formen.

ein degradierter, abgabenpflichtiger Hirt gewesen sei. Die Weidewirtschaft sei dem Ackerbau vorausgegangen und nur derjenige, der sein Vieh verloren hatte, habe sich dazu bequemt, den Acker zu bebauen, arm und verschuldet, abhängig von den Reichen und Mächtigen. Diese ganze Konstruktion sinkt in nichts zusammen, sobald es sich herausstellt, daß der Ackerbau sich neben der Jagd vor der Weidewirtschaft entwickelt hat. Und dieser primitive Ackerbau kennt schon Formen des Grundeigentums, die an die Markverfassung erinnern, lange ehe es eine Staatsgewalt gab.

Nach der Meiung Hildebrands und einer Reihe anderer Forscher siedelte sich jeder Bauer zunächst dort an, wo es ihm gefiel und bebaute dort für sich den Boden. Erst die Regierungen zwangen die Bauern in Dörfern beisammen zu wohnen. Die Gemeinden erhielten nun das Recht, das bäuerliche Privateigentum am Ackerland aufzuheben und von Zeit zu Zeit neu zu verteilen. Das bedeutete nicht ein Gemeindeeigentum am Boden:

„Jenes Verfügungsrecht der Gemeinde über das Land war, soweit wir sehen können, nur eine im Interesse der Aufbringung der Steuern der Gemeinde von Seiten des Staates respektive der Landesfürsten oder aber des Grundherrn eingeräumte rein administrative, dem Recht der Expropriation analoge Befugnis, aber kein Eigentumsrecht an Grund und Boden.

Sobald einmal an die Stelle der aliquoten Steuern fixe getreten sind, liegt es nahe, die ganze Gemeinde für den Gesamtbetrag derselben solidarisch haften zu lassen. Und so war auch in Rußland die ganze Gemeinde solidarisch haftbar für die Grundsteuern." (Recht u. Sitte, S. 185.)

Man erwäge, welche ungeheure soziale Revolutionierung der Besitzverhältnisse der großen Mehrheit der Bevölkerung es bedeuten mußte, wenn den Bauern von denen jeder bis dahin seit Jahrhunderten auf eigenem Boden saß, dieser plötzlich genommen und den Gemeinden zur Verteilung zugewiesen wurde. Selbst die heutige Staatsgewalt Sowjetrußlands würde derartiges nicht wagen, und doch verfügt sie über einen weit umfangreicheren Staatsapparat, als die russischen Zaren des 16. und 17. Jahrhunderts, und dabei hätte sie am Kommunismus ein weit höheres Interesse als diese. Warum sollen die Zaren den Bodenkommunismus eingeführt haben? Als Grund wird angegeben, daß es einfacher für sie war, ganze Dörfer zu besteuern, als einzelne Bauern. Darum mußte das Dorf die Verfügung über den Boden bekommen. Der Staatsapparat reichte offenbar nicht aus, um die Steuern von jedem einzelnen Bauern für sich zu erheben. Dazu kamen auch im europäischen Westen die Staaten erst spät. Aber man stelle sich vor: eine Staatsgewalt, deren Verwaltungsapparat nicht einmal zur Erhebung der Steuern von den einzelnen Bauern ausreicht, sollte imstande gewesen sein, dieselben Bauern in Gemeinden zusammenzufassen und sie zu zwingen, die Verfügung

über ihr bisheriges Privateigentum der neugeschaffenen Gemeinde zu übertragen.

Das ist eine echt russische Theorie, entsprungen aus dem Aberglauben an die Allmacht des Despotismus, der imstande sein soll, neue gesellschaftliche Formen ganz nach Belieben aus nichts hervorzurufen.

Damit soll nicht geleugnet werden, daß mancher Dorfkommunismus in einem gewissen Zusammenhang mit der staatlichen Steuerpolitik stehen kann. In Ostindien liegt dieser Zusammenhang klar zutage. Als die Engländer auf dem Festland Indiens, die Holländer auf den Inseln ihre Herrschaft begründeten, fanden sie den Dorfkommunismus dort vor. Sie erkannten sofort seine Verwendbarkeit für die Zwecke der Besteuerung sowie für die Auferlegung von Frondiensten. Sie haben diese Verwendbarkeit weidlich ausgenützt. Aber es wäre ihnen nie eingefallen, einen solchen Kommunismus zu Steuerzwecken zu erfinden, und es wäre ihnen nie gelungen, einen solchen künstlich zu schaffen und der Bauernmasse aufzuzwingen.

Besteht aber einmal ein auf den Bodenkommunismus begründetes Steuersystem, dann allerdings wohnt ihm eine starke konservierende Kraft inne. Ohne die Steuerhaftung der Gemeinde in Rußland hätte sich dort kaum der Bodenkommunismus bis in unsere Zeit erhalten.

Unter den Verfechtern der Ansicht, das Privateigentum am Boden sei die ursprüngliche Form des Grundeigentums, gibt es einige, die den Uebergang zum Kommunismus anders zu begründen suchen. Nicht das Bedürfnis der Regierungen nach einer bequemen Methode der Besteuerung, sondern Kampf der Besitzlosen gegen die Reichen in der Gemeinde habe zum Dorfkommunismus geführt.

Diese Theorie wurde kurz vor dem Kriege entwickelt von Jan St. Lewinski in einer Abhandlung über den „Ursprung des Grundeigentums" (The Origin of Property, London 1913). Er stützt sich hauptsächlich auf die Erfahrungen bei der Besiedlung Sibirens.

Ursprünglich ist nach seiner Ansicht der Boden herrenlos. Jeder nimmt für sich, soviel er will. Aber das hört auf, wenn die Bevölkerung wächst und daher das freie Land immer seltener wird und schließlich aufhört.

Die Neuhinzukommenden finden kein freies Land mehr. Sie wollen aber auch Boden haben. Mit der Zeit erlangen sie die Ueberzahl und erzwingen nun eine Bodenteilung, bei der jeder den gleichen Anteil bekommt. Lewinski sagt:

„Die große bewegende Kraft, die alle Veränderungen in der Bildung des Grundeigentums hervorbrachte, war die Zunahme der Bevölkerung. Sie machte dem ursprünglichen Ueberfluß an Land ein Ende, und indem sie das Areal verkleinerte, das jedem einzelnen zur Verfügung stand, zwang sie ihn, vom Nomadentum zum Ackerbau und zur Seßhaftigkeit

überzugehen. Das gab den Anlaß zur Bildung des Privateigentums am Boden.

Mit dem ständigen Anwachsen der Bevölkerung konnte auch die intensivere Ausnutzung des Bodens Mangel an Boden nicht verhüten. Die Klasse der Armen erstand und wurde immer zahlreicher. Dies führte zur Bodenverteilung.

So wurde ebenso die Bildung des Privateigentums wie dessen Zusammenbruch durch die Zunahme der Bevölkerung herbeigeführt. Es ist die einstimmige Meinung aller, die den Ursprung der Dorfgemeinschaft in Sibirien untersucht haben, daß nicht nur im allgemeinen, sondern auch in den kleinsten Einzelheiten der ganze Prozeß von diesem Faktor bestimmt wurde." (The Origin of Property, S. 60.)

Das mag für die Ansiedler im Sibirien des 20. Jahrhunderts zutreffen. Aber es trägt nichts bei zur Erklärung etwa der deutschen Markgenossenschaft, die sich zu einer Zeit bildete, wo Ueberfluß an Boden und Mangel an Bauern war. Dasselbe gilt vom Bodenkommunismus der Wilden. Man darf nicht einen Ausschnitt aus der Entwicklung für deren Gesamtbild halten.

Es ist bezeichnend, daß man zur Zeit der Abfassung des kommunistischen Manifestes noch annehmen konnte, die in der geschriebenen Geschichte weniger Jahrtausende verzeichnete Entwicklung der Menschheit stelle den Charakter der Gesamtentwicklung dar. Seitdem zwingen uns die Fortschritte der Forschung, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt das Alter der Menschheit immer weiter hinauszurücken. Man zählt es heute nicht mehr nach tausenden, sondern nach hunderttausenden von Jahren.

Auch die wenigst entwickelten der heutigen sogenannten „Naturvölker" haben, wie schon die Kompliziertheit ihrer Sprachen beweist, eine ausgedehnte und mannigfaltige Entwicklung hinter sich.

Alles, was unsere Zeit noch an Gemeineigentum am Boden beobachten konnte, ist gewiß nicht urwüchsig, sondern das Ergebnis einer langen Entwicklung. Am meisten gilt das vom Dorfkommunismus der Inder, der Russen, der Deutschen.

Aber noch weit weniger urwüchsig sind die Methoden der Einzelsiedlung, die man heute etwa in Sibirien oder Nordamerika beobachten kann. Sie werden angewandt unter Bedingungen, die fundamental verschieden sind von denen der Urzeit der Menschheit.

Unter den jetzt lebenden Affen und Wilden finden wir Andeutungen, die auf die Eigenart jener Urzeit hinweisen, eher bei den sozialen Affen als bei den Menschen, die heute alle schon mehr oder weniger kultiviert sind.

Wir müssen annehmen, daß der Urmensch noch weit weniger in der Vereinzelung leben konnte als der heutige Mensch. Und schon gar nicht kann er isoliert mit unzulänglicher Technik die Kraft zum Bodenanbau und zur Seßhaftigkeit aufgebracht haben. Der Bodenanbau bedeutet ursprünglich die Ueberwin-

dung einer üppig wuchernden, immer wieder sich erneuernden Flora und die Abwehr der Verwüstung des angebauten Bodens durch zahlloses Wild. Die Seßhaftigkeit wieder bedeutet die Unmöglichkeit, einem übermächtigen Gegner durch die Flucht zu entgehen.

Die isolierte Ansiedlung, die heute möglich ist bei einer hochentwickelten Technik, bei weit getriebener Ausrottung des Wildes, bei hochgradiger Sicherung des einzelnen Siedlers durch die Staatsgewalt gegen alle umherstreifenden Plünderer, mußte unmöglich sein in den Anfängen der Kultur.

Ueberall finden wir für die Anfänge des Ackerbaues ebenso wie für die Jagd und Weidewirtschaft Gemeineigentum am Boden. Damit soll nicht gesagt sein, daß jede Art Gemeineigentum am Grund und Boden, die wir heute finden, auf die Urzeit zurückzuführen ist. Manche bildet das Ergebnis einer langen Entwicklung.

Stets aber finden wir von Anfang an neben dem Gemeineigentum auch schon Privateigentum an manchen Gegenständen. Doch zunächst in sehr bescheidenem Maße. Genau genommen darf man darunter nur das persönliche Eigentum verstehen. Meist rechnet man dazu aber auch das Familieneigentum, obwohl dieses bereits das Eigentum einer Kollektivität, einer Mehrheit eng verbundener Personen ist. Unter den Verhältnissen der patriarchalischen Familie hat man sich daran gewöhnt, das ursprüngliche persönliche Eigentum der Frau als Eigentum des Gatten anzusehen — ebenso wie sie selbst. Auf der anderen Seite wird unter der Herrschaft der modernen Eigentumsverhältnisse das Familieneigentum, das ehedem bestand, leicht für das Privateigentum des Hauptes der Familie gehalten, obwohl er es früher nur zu verwalten hatte.

Die Ausdehnung des jeweiligen Haushaltes und damit der jeweiligen Familie hängt von technischen und ökonomischen Verhältnissen ab. Sie kann natürlich nie weniger umfassen, als ein Ehepaar mit seinen Kindern, sie kann aber erheblich darüber hinauswachsen, sowohl durch Polygamie, wie auch dadurch, daß die Kinder des bevorrechteten Geschlechtes — bei Vaterrecht die Söhne, bei Mutterrecht die Töchter — im Haushalt auch nach der Verheiratung bleiben. Die von ihnen geehelichten Gatten werden dem Haushalt ebenfalls einverleibt und auch deren Kinder bleiben in ihm so lange, bis die Maximalzahl erreicht ist, die bei den gegebenen Formen und Mitteln des Haushaltes von ihm ernährt werden können. Nur der Ueberschuß über diese Zahl hinaus muß, wenn er das dazu erforderliche Alter erreicht hat, aus der Hausgenossenschaft ausscheiden.

Je nach den Bedürfnissen und den Möglichkeiten der Produktion kann also die Großfamilie sehr verschieden groß sein. Von

den südslavischen Großfamilien (Zadrugas) sagt Laveleye-Bücher:

„Jede Hausgemeinschaft besteht aus 10—20 Personen; ausnahmsweise trifft man auch solche mit 50—60 Mitgliedern." (Ureigentum, S. 376.)

Als solche Hausgemeinschaften müssen wir auch die „Langhäuser" betrachten, die sich bei den Indianern oft fanden.

„Swan erzählte 1791, daß die Dörfer der Krihkindianer zu seiner Zeit aus 20—30 Häusern bestanden, deren größte 150—200 Personen faßten." (Ratzel, Völkerkunde II., S. 612.)

An Ausdehnung und Zusammensetzung konnte eine Hausgenossenschaft einer Gens nahekommen, doch waren beide keineswegs identisch.

So wie die Hausgenossenschaft konnte auch die Gens über gemeinsames Eigentum, namentlich an Boden verfügen. Unsere Zeit hat dann wie den Vorstand der Hausgenossenschaft, so den Häuptling der Gens oft als Privateigentümer des von ihm verwalteten Grundeigentums betrachtet und die Herren Häuptlinge haben sich das gern gefallen lassen.

Die schottischen Oberhäuptlinge haben es dank der Hilfe der englischen, dem Großgrundbesitz dienenden Regierung verstanden, das Eigentum ihrer Clans nicht nur in ihr persönliches Eigentum zu verwandeln, sondern auch dessen bisherige Inhaber daraus zu verjagen und ins Elend zu treiben.[1])

Alle diese verschiedenen Formen des Gemeineigentums, über denen noch das Stammeseigentum steht, bilden ebenso wie das persönliche Eigentum nicht verschiedene Stadien einer Entwicklungsreihe, ebensowenig wie das mit den Grundformen der einzelnen großen Produktionszweige der Fall ist. Wie die Tötung von Tieren, die Gewinnung pflanzlicher Stoffe und das Finden und Herstellen von Werkzeugen, Waffen, Geräten aus verschiedenen Rohmaterialien, also Jagd, Landwirtschaft, Industrie nicht aufeinanderfolgende Entwicklungstadien der Wirtschaft darstellen, sondern nebeneinander aufkommen, so kommen auch nebeneinander verschiedene Arten der Benutzung der künstlich gebildeten Organe des Menschen und ihrer Produkte auf und damit verschiedene Formen des Besitzes, die von der Gesellschaft sanktioniert und zu Eigentumsformen erhoben werden, wenn sie mit ihrem Bestand vereinbar und für ihr Gedeihen zweckmäßig erscheinen.

Es gibt Dinge, die von vornherein nicht anders benützt werden können, als persönlich, etwa Schmuck, Kleider, manche Waffen und Werkzeuge. Sobald sie aufkamen, können sie gar nicht anders gebraucht worden sein, als persönlich. Zunächst verstand

---

[1]) Schon 1837 berichtete darüber Sismondi in seinen Etudes sur l'Economie politique (I., S. 212 usf.). Später noch eindringlicher Marx in seinem „Kapital", in dem berühmten Kapitel über die „ursprüngliche Akkumulation" (Volksausgabe I., S. 659).

jeder erwachsene Mensch gleichen Geschlechts im Gemeinwesen dasselbe, also auch jeder die Herstellung der Dinge, die er persönlich gebrauchen wollte. Was jeder an derartigen Gegenständen herstellte, wurde demnach sein persönliches Eigentum.

Andere Gegenstände, z. B. Behausungen waren ebenso von vornherein der Natur der Dinge nach nicht für den Gebrauch einer einzelnen Person bestimmt, z. B. ein Zelt oder ein größeres Boot.

Sobald sie aufkamen, waren sie von vornherein das Eigentum einer größeren Gemeinschaft.

Bei den Indianern haben wir sogar Häuser für 100 bis 200 Personen gefunden.

Vom Grund und Boden haben wir schon gehandelt.

Wie dieser anfänglich benutzt wurde, darüber bestehen wohl geringe Meinungsverschiedenheiten. Größere darüber, wie man diese anfängliche Benutzung bezeichnen soll: ob als Gemeineigentum am Boden oder völlige Eigentumslosigkeit.

Gewiß ist, daß es zuerst, und für lange hin kein Privateigentum am Boden gab, sondern nur ein gemeinsames Jagdrevier des Gemeinwesens, das wir in den ersten Anfängen als Horde bezeichnen dürfen. Die Horde war es, die selbst darüber bestimmte, wohin die Route ihrer jeweiligen Wanderung zu richten sei, wo man Halt machen, wo man nach Wurzeln, Kräutern, Beeren und Kleintieren suchen, wo man jagen sollte. Sie verfügte demnach souverän über den Boden. Wie kann man das anders bezeichnen, wie als Gemeineigentum am Boden? Aber auch über das Jagdrevier, das Ackerland, die Weide verfügte anfänglich allein das Gemeinwesen.

Welche Meinungsverschiedenheiten also darüber bestehen mögen, wie jene Formen des Gemeineigentums am Boden zustande kamen, die in historischer Zeit bestanden und zum Teil heute noch bestehen, darüber kann gar kein Zweifel sein, daß die Menschen lange Zeit, hunderttausende von Jahren hindurch, den Boden gemeinsam benutzten, ohne daß irgend jemand ein Sondereigentum an ihm besaß. Der Bodenkommunismus ist so alt, wie die Bodenbenutzung. Ebenso alt allerdings auch das Privateigentum an Werkzeugen, Waffen, Schmuck.

Man darf wohl sagen, daß persönliches Eigentum sowie Eigentum der verschiedenen jeweilig bestehenden sozialen Organisationen, Haushalt, Verwandtschaft, Stamm, nicht nacheinander, sondern nebeneinander erstehen, in gleicher Weise, wie das mit den Grundformen der verschiedenen Produktionszweige der Fall ist.

Wie jeder dieser Produktionszweige, entwickelt sich auch jede dieser Eigentumsformen weiter, teils mit dem technischen Fortschritt, der die technischen Grundlagen des Eigentums ununterbrochen verändert; teils mit der Entwicklung anderer Formen des

Eigentums, da sie alle nebeneinander und miteinander in der gleichen Gesellschaft deren Zwecken dienen, daher auch aufeinander wirken. So überwiegen nicht immer die gleichen Eigentumsformen; je nach der Gestaltung der Gesamtheit der Technik und des Produktionsprozesses kann einmal an gesellschaftlicher Bedeutung das persönliche Eigentum überwiegen, ein andermal eine der Formen des Gemeineigentums, sei es Eigentum der Familie, der Gens, der Markgenossenschaft, des Stammes, des Staates.

Dabei spielt das persönliche Eigentum bis zum Aufkommen der kapitalistischen Produktionsweise stets eine bescheidene Rolle. Es erstreckt sich fast nur auf Gegenstände des persönlichen Gebrauches. Was in früheren Zuständen als Herrschaft des Privateigentums erscheint, erweist sich bei näherem Zusehen als Herrschaft des Familieneigentums. Dies gewinnt allerdings eine große gesellschaftliche Bedeutung, ebenso das Eigentum der Gens und der Mark. Weniger Bedeutung gewinnt daneben das Eigentumsrecht des Stammes, später, wenigstens bisher, des Staates.

Die jeweilige Bedeutung der einzelnen Eigentumsformen hängt auf das engste mit der Art der wirtschaftlichen Betätigung der einzelnen Eigentümer zusammen, seien es physische oder juristische Personen.

Stets aber ist die Gesellschaft die Quelle des Eigentumsrechts. Sie sanktioniert die verschiedenen Formen des Besitzes, die sich meist ohne ihr ausdrückliches Zutun aus der bloßen wirtschaftlichen Praxis heraus bilden; sie erhebt sie zu Formen des Eigentums zunächst nur aus Erwägungen sozialer Zweckmäßigkeit heraus. Sie duldet nicht Aneignungen, die ihr für ihr eigenes Gedeihen schädlich erscheinen; sie verweigert derartigen Aneignungen ihre Sanktion und verhindert damit, daß sie Eigentum werden und Bestand bekommen.

Am stärksten ist die Abhängigkeit des Eigentums von der Gesellschaft in deren Anfängen, solange diese noch einheitlich ist und andere Faktoren noch nicht in Wirksamkeit getreten sind, die neben der sozialen und technischen Zweckmäßigkeit auf die Eigentumsformen bestimmend einwirken. Wir werden gleich solche Faktoren kennen lernen.

In den Anfängen der Gesellschaft spielt auch das persönliche Eigentum noch eine geringe Rolle und herrscht das Gemeineigentum an der wichtigsten Quelle von Lebensmitteln, am Grund und Boden. Und die sozialen Triebe sind sehr stark, die jedes Mitglied eines Gemeinwesens drängen, sich seinen Genossen hilfreich zu erweisen.

Da darf man wohl den Ausgangspunkt der Entwicklung des Eigentums als Urkommunismus bezeichnen, obwohl das Privateigentum ebenso alt ist, wie das Gemeineigentum.

Wie schon einmal bemerkt, wurde die vorliegende Darstellung abgefaßt, lange, ehe Cunows erster Band seiner „Allgemeinen Wirtschaftsgeschichte" erschien. Ich konnte dieses Werk dafür nicht benutzen, obwohl es wertvolle Beiträge zu der Frage des Ureigentums enthält. Sie stützen meine Auffassung, veranlassen mich nicht, etwas an ihr zu ändern.

Allerdings wendet sich Cunow gegen die Annahme eines Urkommunismus, und zwar mit einer Schärfe, die um so weniger verständlich ist, als sie sich bloß auf eine Auffassung des Begriffes „Kommunismus" stützt, die aufs höchste befremdet.

Cunow bezeichnet nämlich als Kommunismus einen Zustand, in dem „allen alles gehört" (S. 14). Dies ist für einen Marxisten eine sonderbare Definition. Marx und Engels bezeichneten sich selbst als Kommunisten, sie verfaßten das Kommunistische Manifest. Niemand aber wird ihnen unterschieben, sie hätten verlangt, daß „allen alles" gehören solle, daß also etwa die Hosen, die der Genosse Leßner für Marx anfertigte, allen zur Verfügung stehen sollten.

Cunow muß denn auch zugeben, daß wenigstens nicht alle Vertreter der Ansicht vom Urkommunismus diesen so unsinnig auffassen. Doch die modifizierte Ansicht, die er ihnen zuschreibt, ist auch nicht klüger.

Er teilt mit:

„Einige der früheren Verfechter der Ansicht, daß zu Anfang der Wirtschaftsentwicklung der Mensch kein Privateigentum irgendwelcher Art besessen, sondern allen alles gehört habe, haben denn auch unter dem Eindruck der neueren ethnologischen Berichte ihren Begriff des Urkommunismus wesentlich modifiziert. Sie geben zu, daß Arbeitswerkzeuge und Waffen als Erzeugnis individueller Arbeit auch individuelles Eigentum gewesen seien, aber Grund und Boden, so behaupten sie, hätte in der Urzeit überall als gemeinsames Eigentum, als „Eigentum aller", gegolten.

Daß dieser neue Begriff des Urkommunismus den alten ganz wesentlich verengt und einschränkt, ist ohne weiteres klar. Zudem aber ist er ebenfalls nicht haltbar; denn auch der Boden gehört bei den niedrigsten Naturvölkern, die wir kennen . . . . „ nicht allen ohne Unterschied, sondern bestimmten kleinen Wanderhorden. Er ist zwar nicht Privateigentum einzelner, aber Hordeneigentum." (S. 15.)

Cunow nennt hier keinen der Verfechter des Urkommunismus, die er im Auge hat, beim Namen. Mir ist kein Anhänger des Begriffs des Urkommunismus bekannt, der annimmt, daß ursprünglich allen alles gehört habe, noch auch einer, der vermeint, beim Urkommunismus habe der Boden allen gehört. Als Vertreter dieser Ansicht könnte man viel eher die Gegner der Ansicht vom Urkommunismus betrachten, die annehmen, die Urmenschen hätten isoliert gelebt, jeder hätte genommen, besetzt oder benutzt, was gerade vor ihm lag. Da gehörte alles, auch der Boden allen.

Der Kommunismus, das heißt das Gemeineigentum, setzt dagegen eine Organisation voraus, die die Objekte des Gemeineigentums besitzt und ihre Benutzung regelt, z. B. die des Grund und Bodens. Cunow meint, das Gemeineigentum der Horde am Grund und Boden sei kein Kommunismus, weil das Hordeneigentum nicht Eigentum „aller", also nicht der ganzen Menschheit sei. In diesem lächerlichen Sinn hat es sicher keinen Urkommunismus gegeben. Aber von allen Anhängern der Idee des Urkommunismus, die ich kenne, hat ihn keiner so aufgefaßt, sondern jeder nur in dem Sinne des Gemeineigentums des Stammes oder der Horde.

Und daß es in diesem Sinne Urkommunismus gegeben hat, bestätigt Cunow selbst und illustriert es durch zahlreiche Darstellungen seines Buches. Seine ganze Polemik gegen den Urkommunismus ist bloße Wortklauberei, gestützt auf eine absurde Auslegung des Wortes Kommunismus.

Cunow zeigt in seinem Buche nicht nur, daß es Gemeineigentum am Boden gab, sondern auch noch eine Art Kommunismus, die er Verzehrungskommunismus nennt. Allerdings sucht er auch diesen möglichst geringschätzig zu behandeln. Er behauptet von ihm:

„Dieser Verzehrungskommunismus entspringt nicht einem sogenannten ursprünglichen „Gemeinschaftssinn" oder „Solidaritätsgefühl" usw., überhaupt keinem ethischen Prinzip irgendwelcher Art, sondern dem Zwang der Not — e r i s t t a t s ä c h l i c h N o t s t a n d s k o m m u n i s m u s. Wie sich bei den Tasmaniern und Australiern zeigt, ist er daraus entstanden, daß früher die Hungrigen der Horde über die von glücklichen Jägern hereingebrachte Jagdbeute herfielen und die Heimkehrenden zwangen, ihnen einen Teil des erlegten Wildes auszuliefern — bis sich dann nach und nach aus dem Zwang die Pflicht entwickelte, einen Teil der Beute den Hordengenossen zu überlassen, und sich nun im Verlauf auch bestimmte Regeln herausbildeten, wer etwas zu fordern und was er zu erhalten hatte." (S. 78.)

Diesen Ausführungen gegenüber erhebt sich da vor allem eine Frage: Nimmt Cunow an, daß es in den menschlichen Gesellschaften einen Gemeinschaftssinn oder eine Solidarität oder sonstige ethische Prinzipien tatsächlich nicht gegeben habe? Es scheint so, sonst würde er nicht verächtlich von einem „sogenannten" Gemeinschaftssinn sprechen.

Diejenigen, die der Meinung sind, der Mensch habe sich in der Urzeit in der Vereinzelung herumgetrieben, nehmen an, er sei ganz egoistisch gewesen. Diejenigen dagegen, die erkannten, daß er von vornherein stets in Gesellschaften gelebt hatte, stellten auch fest, daß er mit starken sozialen Trieben, oder, wie ich früher sagte, kommunistischen Instinkten begabt war. Beides, soziale Triebe und soziale Existenz bedingen einander gegenseitig.

Cunow gehört zu denen, die annehmen, der Mensch habe stets in größeren Vereinigungen (Horden) gelebt, nie als isoliertes

Wesen. Was hielt diese Horden zusammen, wenn nicht ihre sozialen Triebe?

Cunow wird, so sauer es ihm ankommen mag, doch zugeben müssen, daß der Mensch von Natur aus nicht ein so ordinär-egoistisches Wesen ist, wie er in seiner Darstellung erscheint. Warum sollen sich aber die sozialen Triebe gerade bei der Teilung der Jagdbeute nicht geäußert haben? Wir haben oben Beispiele aus dem Leben der Eskimos und der Indianer Brasiliens angeführt, und zahlreiche andere in der Artikelserie über die sozialen Triebe in der Menschenwelt, abgedruckt im Anhang zum zweiten Buch. Sie bezeugen eindringlich, daß bei den Naturvölkern die Teilung größerer Jagdbeute als eine Selbstverständlichkeit galt, daß es ihnen als eine Niederträchtigkeit erschien, wenn der eine im Ueberfluß schwelgte und der Nachbar Not litt.

Cunow leugnet nicht die Tatsache, doch erklärt er sie nicht aus den Bedingungen des gesellschaftlichen Zusammenlebens, sondern betrachtet sie als die Folge von Prügeln. Wer mehr hatte als die anderen, die hungernd neben ihm standen, wurde so lange geprügelt, bis er mit ihnen teilte.

Daß dies der Ursprung der Kommunismus war, soll dadurch erwiesen werden, daß man bei den Tasmaniern folgendes beobachtete:

„Bei diesen bestand der Verzehrungskommunismus noch meist darin, daß, wenn ein Hordenmitglied mit seiner Beute von der Jagd heimkehrte, seine hungrigen Genossen m i t z u f r e s s e n[1]) verlangten, und dann, wenn er nichts oder ihrer Meinung nach nicht genug hergeben wollte, über ihn herfielen und ihm den größten Teil seiner Beute abnahmen. Da der Jäger dabei oft schlecht wegkam, entschloß er sich manchmal, ohne eine drohende Aufforderung abzuwarten, freiwillig einen Teil seiner Beute abzuliefern." (S. 72.)

Aber Cunow selbst muß zugeben, daß bei vielen australischen Stämmen kein Verteilungszwang nötig ist, sondern freiwillig geteilt wird „nach ganz bestimmten Regeln, die wenigstens in normalen Zeiten, wenn nicht besonders großer Nahrungsmangel die F r e ß g i e r[2]) aufpeitscht, genau befolgt werden. Ja, Karl Lumholz („Unter Menschenfressern", S. 213) will sogar beobachtet haben, daß die australischen Jäger freigebig mehr unter ihre Kameraden verteilen, als sie nötig hätten, um als „groß" angesehen zu werden." (Wirtschaftsgeschichte, S. 73.)

Das letztere entspricht ganz den Erfahrungen, die man auch schon bei anderen Jägerstämmen gemacht hat, wie die oben angeführten Beispiele und die in der bereits erwähnten Artikelserie über die sozialen Triebe in der Menschenwelt gegebenen, erkennen lassen.

---

[1]) Von mir unterstrichen. K.

[2]) Von mir unterstrichen. K.

Warum sollen Prügel nötig gewesen sein, um diese Wirkung der sozialen Triebe herbeizuführen? Der einzelne Mensch lebt von Anfang an in der Horde, kann außer ihr nicht bestehen, kann sich in ihr nicht isolieren. Er ist stets auf das Wohlwollen seiner Genossen und ihre freudige Mithilfe bei jeglichem Tun angewiesen. Sollte es ihn da gleichgültig lassen, wenn er einmal eine große Beute heimbringt und er die andern hungrig sieht? Und weiß er nicht, wie wandelbar das Jägerglück ist, daß er morgen unter den Hungernden sein kann und andere Genossen unter den erfolgreichen Jägern? Wozu dann die Hypothese, daß der Urmensch zum Kommunismus geprügelt werden mußte?

Sie beruht einzig auf der Beobachtung, die man bei den Tasmaniern machte, daß bei ihnen mitunter ein glücklicher Jäger versuchte, von seiner Beute mehr für sich zu behalten, als andere zugeben wollten. Cunow nimmt an, diese Beobachtung zeige den Ursprung der Teilung, da die jetzt ausgestorbenen Tasmanier den niedrigsten uns bekannten Zustand der Menschheit repräsentierten.

Aber leider repräsentierten die Tasmanier noch etwas anderes. Sie gehörten zu den am meisten von den Europäern mißhandelten und von ihren Nahrungsquellen abgeschnittenen Menschen, die vor den Eindringlingen rasch dahinstarben. Bei solchen Stämmen kann man nicht alle Erscheinungen, die man bei ihnen findet, einfach als Ergebnis des Urzustandes betrachten.

Erinnern wir uns dessen, was Cunow selbst von anderen Australiern mitteilt. Sie teilen gern freiwillig mit ihren Genossen in „normalen Zeiten, wenn nicht besonders großer Nahrungsmangel ihre F r e ß g i e r aufpeitscht".

Cunow kann das Wort „fressen" auf die hungernden Australier nicht oft genug anwenden. Es erscheint ihm offenbar etwas sehr verächtliches zu sein, sich nicht satt essen zu können.

In dem Hungerzustand der Tasmanier sehen wir die Ursache ihrer jeweiligen Streitigkeiten um die Beute. Sie kennzeichnen nicht einen Urzustand, der vor dem „Verzehrungskommunismus" da war, sondern dessen Durchbrechung durch Einwirkung der europäischen Zivilisation auf die Wilden.

Dieser Verzehrungskommunismus und das Gemeineigentum der Horde am Boden, das auch Cunow zugibt, berechtigt uns, vom Urkommunismus zu reden — allerdings nur dann, wenn man das Wort „Kommunismus" in einem vernünftigen Sinne faßt.

Das sollte aber selbstverständlich sein bei einem Anhänger der Lehre, die mit dem Kommunistischen Manifest ihren Anfang nahm.

Zehntes Kapitel.

Der konservative Charakter des Eigentums.

Die gesellschaftliche Zweckmäßigkeit, daß heißt das, was die entscheidenden Elemente der Gesellschaft, ursprünglich ihre Mehrheit, dafür halten, bestimmt zunächst das jeweilige Eigentumsrecht. Aber nur zunächst.

Daneben bilden sich mit der Zeit andere, für dieses Recht wichtige Faktoren.

Der Spruch, daß das Eigentum heilig sei, gilt anfangs nur in dem Sinne, in dem der Wille der Gesamtheit stets für den einzelnen, der ihr angehört, bestimmend sein muß. Das Individuum hat nicht das Recht, auf eigene Faust die von der Gesellschaft sanktionierte Eigentumsordnung zu durchbrechen.

Aber heute hat das Wort von der Heiligkeit des Eigentums noch einen anderen Sinn erlangt. Danach soll das Eigentum, das der einzelne erworben hat, einen Anspruch bilden, den ihm nicht die Gesellschaft, sondern eine über ihr stehende höhere, heilige Rechtsordnung verliehen hat. Einen Anspruch, den keine Macht der Welt anzutasten befugt ist, vor dem auch die Gesellschaft ehrfurchtsvoll Halt zu machen hat, wie unzweckmäßig für ihren Bestand es ihr erscheinen mag — wir reden hier immer nur von der Gesellschaft im allgemeinen. Von den Klassen werden wir noch besonders handeln. Wir müssen hier noch von ihnen absehen, obwohl die Erscheinung, die wir jetzt im Auge haben, in einer Klassengesellschaft zu beobachten ist.

Die Erklärung der Rechte des Menschen und des Bürgers, beschlossen von der konstituierenden Versammlung Frankreichs am 26. August 1789 zählte unter den angeborenen (naturels) und unveräußerlichen Menschenrechten im Artikel 2 auch das Eigentum auf. Und im Artikel 17 hieß es:

„Das Eigentum ist ein unantastbares und heiliges Recht, dessen niemand beraubt werden darf, außer wo die durch Gesetz festgestellte Notwendigkeit es offenkundig gebietet und dafür eine gerechte und vorher zu erstattende (préalable) Entschädigung gewährt wird."

Danach ist das Eigentum etwas dem Menschen von Natur aus verliehenes, nicht ein von der Gesellschaft geschaffenes und von ihr nach ihren Bedürfnissen umzubildendes Recht. Wenn der Staat gelegentlich in die traurige Notwendigkeit versetzt wird, in einem besonderen Falle einen Eingriff in das Eigentum zu tun, muß er sich dabei mit der Not entschuldigen, die kein Gebot kennt, und dafür ausgiebige Entschädigung leisten.

Man wird darauf hinweisen, daß auch viele Sozialisten heute verlangen, die Verstaatlichung kapitalistischer Unternehmungen solle nur gegen Entschädigung vor sich gehen. Ich selbst muß mich dieser Ansicht schuldig bekennen. Doch fordern wir die Entschädigung nicht aus Rücksicht auf die Heiligkeit des Eigentums,

sondern aus Gründen sozialer Zweckmäßigkeit, weil wir nicht den ganzen kapitalistischen Apparat mit einem Schlage sozialisieren können, weil ein großer Teil davon erst nach und nach enteignet werden kann und bis dahin das Kapital weiter funktionieren muß, soll nicht der ganze Produktionsprozeß ins Stocken geraten. Aus ökonomischen Gründen, aus Gründen des Reproduktionsprozesses verlangen wir die Entschädigung enteigneter Kapitalisten, nicht aber deshalb, weil wir die heute gerade bestehenden Eigentumsformen für unantastbar halten.

Bei dem Grundeigentum, soweit es nicht mit dem Betriebe verwachsen ist, also z. B. bei verpachteten Gütern, besteht dieser ökonomische Grund der Rücksichtnahme auf ungestörten Fortgang der Reproduktion nicht, der Grundeigentümer als solcher — nicht als Landwirt — hat nicht die geringste ökonomische Funktion zu erfüllen, außer der des Einstreichens der Grundrente. Alles verpachtete Grundeigentum kann ohne jegliche ökonomische Störung mit einem Schlage konfisziert werden. Dagegen wird niemand von uns das geringste einzuwenden haben, wenn die politischen Machtverhältnisse es gestatten und rätlich erscheinen lassen.

Wie ist es aber möglich, daß unter gewissen Bedingungen das Eigentum, das von der Gesellschaft geschaffen worden ist, sich über sie erheben und ihr als eine selbständige Macht gegenüber treten kann?

Das ist in hohem Maße auf den konservativen Charakter des Geistes zurückzuführen, auf den wir schon mehrfach hingewiesen haben. Nicht nur im Denken, auch in der Praxis bietet jede Lösung eines Problems eine solche Befriedigung, daß das Individuum sie ohne Not nicht über Bord wirft. Bleiben die Umstände die gleichen, die zu der Lösung führten, verändert sich nicht die Umwelt oder das Vermögen und das Ausmaß der Erkenntnis und bewährt sich die Lösung in der Anwendung, so hält man an ihr fest. Sie wird zur Gewohnheit, die man nicht lassen kann, der die folgenden Generationen bereits im zartesten Alter zugeführt werden. Je größer die Zahl der Generationen, denen sie nacheinander überliefert wird, desto mehr wird die Disposition zur Annahme der Lösung — sei es eine Anschauung oder eine Einrichtung — zu einer erblichen, und wird die Lösung selbst immer zäher festgehalten.

Dazu kommt das Gesetz der Trägheit, das in der Welt des Geistes und der Gesellschaft ebenso gilt, wie in der physischen Welt. Je größer die Masse eines Körpers, desto schwerer wird es, ihn in Bewegung zu setzen, wenn er ruht, oder die Richtung der Bewegung, in der er sich befindet, zu ändern. Um so größer die Kraft, die erheischt ist, eine Aenderung zu bewirken.

Ebenso ist eine gesellschaftliche Organisation um so schwerer in Bewegung zu setzen, je umfangreicher sie an Mitgliedern und

je weiter verzweigt ihr Wirkungskreis ist. Und auch bestehende Anschauungen sind um so schwerer umzuwälzen, je mehr sie mit anderen zusammen zu einem widerspruchslosen Ganzen verwoben sind. Ein ganzes System zu stürzen, erfordert einen ungeheuren Aufwand an Kraft. Nur die dringendste Notwendigkeit, nur das offenkundigste Versagen des Bestehenden kann dies bewirken.

Nun gibt es unter den Ideen und ebenso unter den künstlichen Organen und den Organisationen der Menschen große Differenzen in bezug auf Alter und Bedeutung. Die einen sind jüngeren Datums, noch nicht tiefgewurzelt oder nicht von Wichtigkeit für ein ausgedehntes System des Denkens oder der Gesellschaft. Andere sind mit dem Denken oder der gesellschaftlichen Praxis der Menschen seit unvordenklichen Zeiten aufs innigste verknüpft oder sie bilden unerläßliche Bestandteile eines herrschenden, weit umfassenden Systems.

Diese Verschiedenheiten machen sich geltend, sobald neue Erfahrungen auftreten oder neue Probleme, die neue Lösungen verlangen. Manche bestehende Idee, manche Technik, manche gesellschaftliche Einrichtung wird leicht neuen Einführungen geopfert, die eine Konsequenz der neuen Bedingungen sind.

Mancher anderen Neuerung dagegen widersetzen sich die Menschen auf das zäheste, und wo sie nicht imstande sind, sie abzuwehren, suchen sie ihr so viel als möglich den Anschein des Alten zu bewahren.

Auf manchen Gebieten ist es leicht, Neuerungen durchzuführen, auf anderen furchtbar schwer. Die französische Revolution führte unter anderem neue Maße und neue Gewichte sowie einen neuen Kalender mit neuen Festtagen ein. Aber nur die Maße und Gewichte behaupteten sich. Der neue Kalender wurde dagegen bald wieder abgeschafft. Der Kalender, den die Revolution vorgefunden hatte, war eben weit älter gewesen als die Maße und Gewichte, die bis zur Revolution in Frankreich herrschten. Auch hatten diese Maße und Gewichte bis zur Revolution nur lokale oder provinziale Geltung besessen, während der alte Kalender Frankreich mit der ganzen zivilisierten Welt gemeinsam war. Und das ganze christliche Kirchentum war mit dem Kalender eng verknüpft. So zeigte sich der Kalender viel konservativer als Maß und Gewicht.

Aehnlich geht es mit anderen gesellschaftlichen Einrichtungen.

In Engels „Ursprung der Familie" (S. 11) werden folgende Ausführungen Morgans und ein Marxscher kommentierender Satz zitiert:

„Die Familie, sagt Morgan, ist das aktive Element; sie ist nie stationär, sondern schreitet vor von einer niedrigeren zu einer höheren Form, im Maße, wie die Gesellschaft sich von niederer zu höherer Form entwickelt. Die Verwandtschaftssysteme dagegen sind passiv; nur in langen Zwischenräumen registrieren sie die Fortschritte, die die Familie

im Laufe der Zeit gemacht hat, und erfahren nur dann radikale Aenderung, wenn die Familie sich geändert hat."

„Und", setzt Marx hinzu, „ebenso verhält es sich mit politischen, juristischen, religiösen, philosophischen Systemen überhaupt."

Der Ausdruck, daß die Familie ein „aktives Element" sei, ist nur bildlich zu nehmen. Das aktive Element in gesellschaftlichen Einrichtungen bilden nur die Menschen, die in ihnen tätig sind. Die Familie kann ebensowenig aktiv sein wie ein Verwandtschaftssystem. Ihre „Aktivität" ist bloß relativer Natur: sie ist weniger passiv, ihr Beharrungsvermögen ist geringer als das des Verwandtschaftssystems. Die Menschen vermögen die Familienformen leichter neuen Verhältnissen anzupassen als es bei ganzen Verwandtschaftssystemen der Fall ist.

Von diesen sagt Morgan:

„Verwandtschaftssysteme werden nicht willkürlich angenommen oder umgewandelt oder beseitigt. Ihre Ursprünge fallen zusammen mit den organischen Bewegungen der Gesellschaft, die tiefgehende Veränderungen ihrer Verhältnisse hervorrufen. Wenn eine besondere Form in allgemeinen Gebrauch gekommen war, wenn ihre Nomenklatur erfunden, ihre Methoden geordnet waren, so konnte nach der Natur der Sache eine Aenderung nur sehr langsam vorsichgehen. Jedes menschliche Wesen ist der Mittelpunkt einer Gruppe von Verwandten, und darum ist ein jeder gezwungen, das herrschende System zu gebrauchen und zu verstehen. Eine Aenderung in irgendeiner dieser Verwandtschaftsbeziehungen mußte äußerst schwierig sein. Diese Neigung zur Beharrlichkeit wird dadurch erhöht, daß diese Systeme mehr durch Sitte und Gewohnheit als durch gesetzlichen Zwang existieren, mehr als Produkte der natürlichen Entwicklung denn als künstliche Gebilde. Darum muß ein Beweggrund zur Aenderung ebenso allgemein sein wie die Anwendung des Systems. Jeder einzelne ist ein Teil des Systems, das durch das Blut fortgepflanzt wird. Es bestanden also mächtige Motive, ein Verwandtschaftssystem zu erhalten, lange Zeit, nachdem die Verhältnisse, unter denen es seinen Ursprung genommen hatte, umgewandelt oder ganz und gar verschwunden waren." (Ancient Society, S. 398; deutsche Ausgabe, S. 334, 335.)

Vorher kommt Morgan schon zu dem Schluß:

„Die Form der Familie schreitet mit Notwendigkeit rascher vor als die Verwandtschaftssysteme: diese folgen ihrer Entwicklung, um die Familienbeziehungen zu bezeichnen." (S. 388, deutsch S. 327.)

Was von den Verwandtschaftssystemen gesagt werden kann, gilt auch von den Eigentumsordnungen. Im Vergleich zu anderen gesellschaftlichen Einrichtungen sind sie besonders schwer beweglich. Und zwar in noch höheren Grade als die Verwandtschaftssysteme. Eine Verwandtschaftsorganisation ist umfangreicher als eine Familie, mehr Menschen sind an ihr beteiligt, und zeitweise ist der weitere Kreis der Verwandtschaft für den Schutz und die Existenz des einzelnen wichtiger als der engere Kreis der Familie. Aber noch größer ist der Bereich einer Eigentumsordnung und ihre Bestimmungen können für die Existenz des einzelnen noch wichtiger werden als die Art der Verwandtschaftsorganisationen.

Dabei werden mit zunehmender Arbeitsteilung und wachsender Kompliziertheit der Arten des Miteinander- und Füreinanderarbeitens der Menschen auch die Besitz- und Eigentumsverhältnisse immer mannigfaltiger. Immer leichter treten zwischen den mannigfachen Eigentumsbestimmungen Widersprüche auf, und immer größer werden die Schäden, die aus solchen Widersprüchen erwachsen können. Immer nötiger wird es, sie zu überwinden, das Ganze der Eigentumsbestimmungen zu einem einheitlichen System zu gestalten, das bald nicht nur durch den Umfang seines Geltungsbereiches, sondern auch die Menge seiner Bestimmungen eine weit größere Masse darstellt als ein Verwandtschaftssystem.

Viele Bestimmungen der Eigentumsordnung in einer bestimmten Produktionsweise entspringen Verhältnissen, die bereits in früheren Produktionsweisen bestanden, die weit in die Vergangenheit zurückreichen.

Tradition und Masse machen so die Eigentumsordnung zu einer der konservativsten, wenn nicht geradezu zu der konservativsten der menschlichen Einrichtungen, an der der Mensch am zähesten haftet, während andere sich leichter umbilden. Namentlich der Prozeß des Erfindens einzelner technischer Fortschritte kann unter Umständen rasch vor sich gehen, während die Eigentumsordnung unverändert bleibt.

Von der jeweiligen Eigentumsordnung hängt es jedoch ab, in welcher Weise jede technische Neuerung zur Anwendung kommt, wie sie auf das Miteinander- und Füreinanderarbeiten der Menschen wirkt, welche gesellschaftlichen Verhältnisse diese dabei oder dadurch eingehen.

Wurde zuerst die Eigentumsordnung durch die Gesellschaft bestimmt, so tritt jetzt das umgekehrte ein — wenigstens bis zu einem gewissen Grade. Denn wenn das Neue zu unvereinbar mit der bestehenden Ordnung wird, und das Neue zu sehr im gesellschaftlichen Interesse liegt, indes das Alte immer mehr in Widerspruch dazu gerät, dann bricht sich schließlich doch das gesellschaftliche Interesse Bahn. Je geschlossener, widerspruchsloser, umfassender die alte Eigentumsordnung war, je größer die Kraft, die erforderlich ist, sie umzuwandeln, desto umfassender und energischer wird der Prozeß der Umwandlung sein. Desto mehr wird er den Charakter einer Umwälzung, einer Revolution annehmen.

Aber es dauert oft lange, ehe es dazu kommt. Es ist unglaublich, wie konservativ eine Eigentumsordnung sein kann, wie tief in den Köpfen der Menschen gewurzelt, so daß sie selbst große wirtschaftliche Vorteile verschmähen und fruchtbare Neuerungen ablehnen, wenn sie mit der bestehenden Ordnung unvereinbar sind.

So hat z. B. im 18. Jahrhundert das Aufkommen künstlichen Futterbaues (Klee) und des Anbauens von Hackfrüchten (Kar-

toffeln) eine weit intensivere und rationelle Betriebsweise der bäuerlichen Landwirtschaft ermöglicht, als bis dahin in Deutschland allgemein gewesen war.

Bis dahin überwog im Ackerbau die Dreifelderwirtschaft. Das Ackerland eines Bauern war in drei Schläge geteilt, von denen der eine mit Sommerkorn, der andere mit Winterkorn bestellt war, der dritte brach lag. Die Bestellung jedes Schlages war in jedem Jahr eine andere.

Die neue landwirtschaftliche Technik erlaubte die Fruchtfolge. Kein Teil des Ackerlandes blieb brach liegen. Sondern auf demselben Boden wechselte Getreide mit Klee, Hülsenfrüchten, Kartoffeln. Dabei hörte auch die Weidewirtschaft auf. Das Vieh wurde im Stall mit den Erträgen des Futteranbaues genährt, sein Mist diente dazu, die Felder ertragreicher zu machen und die bisherige Weide konnte nun auch zu Ackerland umgewandelt werden.

Dieser gewaltige Fortschritt fand sein größtes Hindernis in der bestehenden Eigentumsordnung, die aus der Zeit der Markverfassung überkommen war. Die Weide war hier Gemeindeweide, auf die alle Insassen der Gemeinde ihr Vieh treiben durften. Da man gemeinsame Feldbestellung nicht mehr kannte, setzte die Verwandlung der Weide in Ackerland ihre Umwandlung aus Gemeindeeigentum in Privateigentum voraus.

Das damals bereits privat bewirtschaftete Ackerland trug aber ebenfalls noch Reste früheren Gemeineigentums an sich. Es unterlag dem Flurzwang. Die Aecker eines Bauern bildeten nicht eine zusammenhängende Fläche, sondern das gesamte Ackerland des Dorfes wurde in verschiedene Feldfluren (Zelgen, Gewanne usw.) geteilt, und in jeder von ihnen war jedem Dorfgenossen ein gleicher Anteil am Boden zugeteilt.

Für die einzelne Fluren galt der Flurzwang. Das heißt, jede von ihnen mußte von allen Dorfinsassen, die an ihr Anteil hatten, in gleicher Weise bewirtschaftet werden. In der einen Flur bauten alle Bauern Winterkorn, in der anderen Sommerkorn, die dritte ließen sie alle in gleicher Weise brach liegen. Dies war notwendig wegen der Weide. Die Brachfelder wurden als Weide benutzt und ebenso die bebauten Felder nach der Ernte.

Diese Eigentumsordnung machte den Uebergang zur Fruchtfolge unmöglich. Trotzdem haben die Bauern lange hartnäckig an ihr festgehalten.

Und als die Reste des Gemeineigentums, Flurzwang und Gemeinweide, aufgehoben waren, aller Boden ohne Einschränkung freies und privates Eigentum geworden war, wehrten sich die Bauern noch lange dagegen, die Gemenglage ihre Aecker aufzugeben, die als Nachwirkung der eben beschriebenen Verhältnisse fortbestand und die bewirkte, daß der einzelne Bauer nicht seine Ackerstücke um sein Haus herum oder doch in einem Stück ver-

einigt hatte, sondern daß die einzelnen Parzellen in den verschiedensten Richtungen des Dorfgebietes lagen.

Und doch hatten hier alle Bauern das gleiche Interesse, jeder mußte dabei gewinnen, wenn sie ihre Aecker untereinander in der Weise tauschten, daß jeder sein Ackerland zu einem zusammenhängenden Gebiet vereinigt hätte, desen Boden an Güte der seiner früheren Felder nichts nachgab.

Allerdings gilt diese Uebereinstimmung der Interessen aller Beteiligten nicht von jeder Aenderung der Eigentumsordnung. Es gilt z. B. nicht von der eben erwähnten Aufteilung der Gemeinweide. Sie lag im Interesse der großen Bauern, die armen Zwergbauern dagegen wurden dabei geschädigt. Der Kampf, der sich um die Aufteilung der Allmenden entspann, war nicht nur ein Kampf zwischen höherer und beschränkter Einsicht, zwischen Neuerern und Konservativen, sondern auch einer zwischen verschiedenen Interessen, ein Kampf zwischen Reichen und Armen.

Wir haben bisher bei der Frage des Eigentums nur von der Gesellschaft als Ganzes gehandelt. Aber sie bleibt nicht immer ein einheitliches Gebilde. Auch nicht die einzelnen Gemeinwesen. Wir haben gesehen, daß sich schon früh die Arbeitsteilung von Mann und Frau bildet, von denen jedes ein besonderes Arbeitsgebiet mit besonderem Besitz hat und mit besonderen Interessen, die auch eine besondere Ordnung des Eigentums und des Erbrechts erheischen.

Schon da finden wir Unterschiede der Eigentumsinteressen, welche Unterschiede mitunter bereits zu Gegensätzen werden.

Lange bleibt es bei dieser Art der Arbeitsteilung. Aber mit der Zeit entwickelt sich auch die Arbeitsteilung innerhalb des Geschlechts — zunächst wenigstens des männlichen. Und schließlich gesellen sich zu den verschiedensten, mitunter gegensätzlichen Interessen der Berufe noch Verschiedenheiten in der Besitzverteilung und schließlich die von vornherein und unter allen Umständen gegensätzlichen Interessen der Klassen.

Beim Tier besitzen innerhalb des gleichen Geschlechts und der gleichen Altersschicht alle Individuen die gleichen Organe, keiner hat davon mehr oder weniger, als die anderen. Wohl gibt es Unterschiede zwischen den einzelnen Individuen in der Gestaltung, der Kraft, der Beweglichkeit der allen gemeinsamen Organe, aber auch diese Unterschiede sind gering, da ja alle unter den gleichen Bedingungen gezeugt, geboren, großgezogen werden.

Die künstlichen Organe dagegen, die von den Individuen getrennt existieren, lassen sich so verteilen, daß einer über mehr verfügt als ein anderer, ja, daß die einen über viele verfügen, und andere über gar keine. Es kommt zu Gegensätzen von Arm und Reich, und schließlich sogar dazu, daß diejenigen, die ein Organ anwenden, ganz andere Menschen sind als diejenigen, die darüber verfügen — etwas in der Tierwelt ganz Undenkbares.

Und doch finden sich immer noch große Gelehrte, die uns mit wichtiger Miene versichern, daß die Ungleichheit unter den Individuen in der Natur tiefbegründet sei. Daß Armut und Reichtum aus dem Unterschied natürlicher Begabungen hervorgingen. Sie behaupten allen Ernstes, daß es auf der natürlichen Beschaffenheit der Menschen beruhe, wenn ihre künstlichen Organe nicht von denen besessen werden, die sie anwenden, sondern von denen, die sie nicht anwenden, und wenn diejenigen, die sie nicht selbst anwenden, von ihrer Anwendung durch andere besser leben als diejenigen, die ihre ganzen Kräfte und Fähigkeiten bei dieser Anwendung verausgaben.

Alle diese Unterschiede und Gegensätze erzeugen intensive Konflikte einzelner Gruppen der Gesellschaft gegeneinander, Konflikte, die hauptsächlich der Eigentumsordnung gelten. Sie bewirken es, daß der Kampf um die jeweilige Eigentumsordnung nicht bloß einer für größere Zweckmäßigkeit der gesellschaftlichen Arbeit und der sonstigen, mit ihr verbundenen gesellschaftlichen Beziehungen ist.

Auch nicht bloß ein Kampf zwischen der Vernunft, die die Bedeutung des Neuen erkennt, und der Unvernunft, die verständnislos am Alten haftet, sondern ein Kampf gesellschaftlicher Gruppen mit verschiedenen Interessen untereinander, von denen jede nur ihr Sonderinteresse vertritt, wobei aber natürlich von zwei gegensätzlichen Interessen immer das eine am ehesten mit dem allgemeinen gesellschaftlichen Interesse der Anpassung des Eigentums an die neuen Bedingungen zusammenfällt, indes das entgegenstehende eine Hemmung dieser Anpassung und damit eine Schädigung der Gesellschaft überhaupt bedeutet.

So finden wir, daß die Gestaltung der Eigentumsordnung von drei sehr verschiedenen Faktoren abhängt: einmal von dem, was jeweilig als *gesellschaftliche Zweckmäßigkeit* betrachtet wird. Bei einfachen, primitiven Verhältnissen, die leicht zu erkennen sind, wird das meist mit der wirklichen Zweckmäßigkeit übereinstimmen, die sich oft von selbst bei den jeweils technisch bedingten Methoden des Miteinander- und Füreinanderarbeitens durchsetzt.

Dazu gesellt sich dann, sobald eine bestimmte Technik und eine bestimmte Eigentumsordnung längere Zeit bestehen, *die Macht der Tradition*. Diese bewirkt, daß bei technischen und ökonomischen Neuerungen, die auf sie bezügliche Eigentumsordnung nicht mehr bloß nach dem Gesichtspunkt sozialer Zweckmäßigkeit, sondern auch nach dem der Einordnung in die herkömmlichen Bestimmungen geregelt wird, was nicht selten zu großen Unzweckmäßigkeiten und Mißständen führt.

Endlich gesellen sich im Laufe der gesellschaftlichen Entwicklung und Differenzierung noch die Verschiedenheiten der In-

teressen der Geschlechter, der Berufe, der Klassen zu den beiden anderen die Eigentumsordnung jeweilig bestimmenden Momenten hinzu: Zur sozialen Zweckmäßigkeit und zur Tradition kommen die Machtverhältnisse der verschiedenen sozialen Gruppen, von denen jede ein anderes Sonderinteresse hat, das mit dem der Gesamtgesellschaft je nach dem Stande der Technik und der Oekonomie übereinstimmt oder kollidiert. Siegt bei diesen Gruppenkämpfen diejenige, deren Interesse sich mit dem der Gesellschaft deckt, dann wird deren Gedeihen gesichert. Wo das umgekehrte eintritt, wird diese geschädigt, mitunter in einem solchen Maße, daß sie zugrunde geht.

Die Eigentumsordnung hängt also von sehr verschiedenen Momenten ab, die sich im Laufe der geschichtlichen Entwicklung auf das mannigfaltigste modifizieren und kombinieren können. Die jeweilige Produktionsweise wird aber durch die Eigentumsordnung ebenso bedingt wie durch die Technik.

Würde die Eigentumsordnung nur von der sozialen Zweckmäßigkeit allein bestimmt, dann gäbe es für eine gegebene Technik und gegebene geographische Bedingungen nur eine einzige bestimmte Produktionsweise. Die Traditionen und die Machtverhältnisse zwischen einzelnen Gruppen innerhalb der Gesellschaft bewirken, daß bei gleichen technischen und geographischen Bedingungen, also bei gleichen Arbeitsweisen für die gleichen Produktionszweige verschiedene Produktionsweisen möglich werden.

Elftes Kapitel.

Organ und Umwelt.

Es scheint nichts zu sein, als ein seichter Gemeinplatz, eine glatte Selbstverständlichkeit, wenn man darauf hinweist, daß sich die künstlichen Organe, die sich der Mensch schafft, von den natürlichen dadurch unterscheiden, daß sie nicht Teile seines Körpers bilden, sondern außer ihm vorhanden sind. Aber wir haben bereits gesehen, daß aus diesem Umstand die Eigenart der technischen und ökonomischen Entwicklung im Gegensatz zur natürlichen Entwicklung der Arten hervorgeht. Und in ihm liegt auch die Mechanik der Dialektik in der gesellschaftlichen Entwicklung begründet.

Die natürlichen Organe des Menschen sind Teile seines Organismus und können nie etwas anderes sein. Seine künstlichen Organe haben dagegen einen zwiespältigen Charakter. Auf der einen Seite bilden sie bloß eine Ergänzung und Kraftvermehrung seiner natürlichen Organe. Aber sie existieren gleichzeitig außer-

halb des Menschen, unabhängig von ihm und gehören insofern nicht zu seinen Organen, die ihm dienen, durch die er die Probleme der Umwelt löst, sondern zu der Umwelt, mit der er sich auseinanderzusetzen hat und die ihm Probleme stellt.

Nehmen wir an, der Mensch gerate in neue Bedingungen, aus welchem Grunde immer. Er macht eine Erfindung, um sich in diesen Bedingungen zu behaupten — sei es eine neue Maschine, eine neue Arbeitsmethode, eine neue Art der Organisierung von Menschen, eine neue gesellschaftliche Einrichtung.

Diese Neuerung ist dazu eingeführt, seinen Zwecken zu dienen. Sie wird von ihm dann entsprechend angewandt und wird um so vollkommener wirken, seinen Absichten und Plänen um so besser entsprechen, je genauer seine Einsicht in die Bedingungen ist, unter denen er zu wirken hat, und in die Hilfsmittel, die ihm zu Gebote stehen.

Aber einmal ins Leben gerufen und angewandt, wird die Neuerung ein Teil der Umwelt, die den Menschen umgibt. Als solche war sie weder geplant, noch eingerichtet. Als solche entwickelt sie Eigenschaften, die der Mensch nicht voraussah, ja, die oft seinen Absichten und Bedürfnissen direkt zuwiderlaufen und Verhältnisse hervorbringen, die er nicht erwartet hat, die ihn teils fördern, teils bedrängen, auf jeden Fall zwingen, sich auf sie einzurichten, also wieder neue Organe zu schaffen, um die ihm nützliche Seite der neuen Verhältnisse auszunützen, die ihm schädliche abzuwehren.

Der Mensch ist seinen Erfindungen gegenüber einigermaßen in der Lage des Zauberlehrlings, der die Geister nicht mehr los wird, die er rief, ihm zu dienen. Bloß unterscheidet er sich von ihm dadurch, daß er sich nicht auf die Formel eines Hexenmeisters verläßt, um die ungeberdigen Geister zu beschwören, sondern daß er selbst immer wieder Mittel ersinnt, um sie zu bannen — Mittel freilich, die ihrerseits wieder zu neuen Poltergeistern ihm gegenüber werden, sobald sie ihre Wirkung üben.

Das mag mystisch klingen. Ein Beispiel wird zeigen, daß es dabei sehr nüchtern zugeht.

Nehmen wir etwa die Spinnmaschinen, die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts das Spinnrad ersetzten, zuerst in der Baumwollindustrie. Es war in einer Zeit, in der die Nachfrage nach Geweben wuchs, die Zahl der Weber zunahm. Die Spinner am Spinnrad konnten die steigende Nachfrage nach Garn nicht befriedigen. Das gab den Antrieb zur Erfindung von Spinnmaschinen, von denen eine der bekanntesten die noch mit der Hand betriebene Jenny des Webers Hargreaves war (1767), nach seinem Töchterchen so benannt, dann die Drosselmaschine (spinning throstle) des Barbiers Arkwright (1770), die bereits

auf mechanische Triebkraft berechnet war. Schließlich die Mule Cromptons (1785).[1]

Im 18. Jahrhundert hatten die Arbeiter noch wenig zu sagen, die Kapitalisten schon sehr viel. Die Spinnmaschine war eine Erfindung, mit weniger Arbeit mehr Produkt zu liefern, aber nicht den Zwecken der Arbeiter, sondern denen der Kapitalisten sollte sie dienen. Sie sollte nicht den Arbeitern ihre Arbeitslast verringern, sondern den Kapitalisten vermehrte Profite bringen, wenn sie mit weniger Arbeitern, also einer geringeren Ausgabe an Lohn mehr Produkt erzeugten. Voraussetzung war allerdings, daß die Preise des Produktes nicht entsprechend fielen.

Den Zweck erhöhten Profits erfüllte auch die Spinnmaschine. Aber das war nicht ihre einzige Wirkung.

Die großen Spinnmaschinen erforderten einen weit stärkeren Antrieb, als das kleine Spinnrad, das der Fuß eines Mädchens in Betrieb setzen konnte. Große Motoren wurden dazu notwendig, die anfangs mit Wasser, später, seit 1785, auch mit Dampf betrieben wurden.

Ausgedehnte Bauten und kostspielige Kraftmaschinen waren erheischt, um die Spinnmaschinen in Betrieb zu setzen. Nur wer über große Kapitalien verfügte, vermochte die neue Art der Spinnerei zu betreiben. Die Spinnerei auf dem Spinnrad hatte weit geringere Kapitalien erfordert, auch dort, wo sie nicht für den Selbstgebrauch, sondern von einem kapitalistischen Unternehmer in Gang gebracht wurde.

Von den Anfängen der Baumwollindustrie im Oberelsaß sagt Herkner:

„Zum Verspinnen ließ der Unternehmer den Rohstoff (Baumwolle) durch seine deutschen und schweizerischen Spinnmeister auf die Dörfer, unter Weiber, Greise und Kinder verteilen. Die allgemein verbreitete Kenntnis der Flachs- und Hanfspinnerei bot für eine rasche Einbürgerung des Baumwollspinnens gute Vorbedingungen.". („Die oberelsässische Baumwollindustrie und ihre Arbeiter", Straßburg 1887, S. 27.)

Für ein solches Verfahren war weit weniger Kapital erforderlich, als für die Maschinenspinnerei. Deren Vorteile wurden zu einem Privilegium großer Kapitalisten.

Aber noch weit bedeutender waren die Rückwirkungen auf die Klasse der Arbeiter. Bis dahin hatten die Mädchen, Frauen und Kinder die Baumwolle zu Hause versponnen. Nun mußten sie in die Fabrik, wurden sie, die wehrlosesten Mitglieder der Bevölkerung, des Schutzes ihrer Familien beraubt. Und gleichzeitig wurde ein starkes Motiv zur maßlosesten Ausdehnung

---

[1]) Marx ist auf das Erfindergenie Arkwrights nicht gut zu sprechen. Er sagt von ihm:

„Von allen großen Erfindern des 18. Jahrhunderts war er unstreitig der größte Dieb fremder Erfindungen und der gemeinste Kerl." (Kapital I., S. 368.)

ihrer Arbeitszeit gegeben, da die großen, in der Fabrik angelegten Kapitalien um so besser rentieren, je länger die Arbeitszeit. (Vergleiche über alle diese Verhältnisse den grandiosen Abschnitt über den relativen Mehrwert und speziell das 13. Kapitel über Maschinerie im Marxschen „Kapital".)

Die Auflösung der proletarischen Familie, endlose Arbeitsqual von Frauen und Kindern, grauenhafte Unwissenheit der Jugend, große Verbreitung der Prostitution — das waren die Wirkungen der Maschine, die in der Industrie zunächst nur für die Kapitalisten als ihr Organ diente, aber bereits als Umwelt der Lohnarbeiter wirkte.

Indes blieb die neue Industrie bei diesen Wirkungen nicht stehen. Marx hat bereits auf weitere Wirkungen hingewiesen:

„Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Sturmmarsch der Baumwollindustrie den Baumwollbau der Vereinigten Staaten und mit ihm nicht nur den afrikanischen Sklavenhandel treibhausmäßig förderte, sondern zugleich die Negerzucht zum Hauptgeschäft der sogenannten Grenzsklavenstaaten machte. Als 1790 der erste Sklavenzensus der Vereinigten Staaten aufgenommen wurde, betrug ihre Zahl 697 000, dagegen 1861 ungefähr vier Millionen." (Kapital I., S. 387.)

Die rasche Ausdehnung des Baumwollanbaues hatte noch andere Wirkungen. Er saugte den Boden stark aus. Bei der Raubwirtschaft ohne Düngung in den Vereinigten Staaten entstand so bei den Pflanzern der Südstaaten ein wahrer Hunger nach Neuland.

Dies wurde eine der wichtigsten Triebfedern eines amerikanischen „Imperialismus", wie man heute sagt, das heißt eines Strebens nach steter Ausdehnung des Staatsgebietes.

Das bis dahin französische Louisiana erwarben die Vereinigten Staaten 1803 durch Kauf. Dazu gewannen sie 1819 Florida, das von Spanien gegen eine Geldentschädigung abgetreten wurde. Aber alles das langte nicht und mit dem benachbarten Mexiko machten die Vereinigten Staaten weniger Umstände, als mit Frankreich und auch mit Spanien. Im Kriege nahmen sie Mexiko 1847 Texas ab, sowie Neumexiko und Kalifornien.

Dabei aber spitzten sich innerhalb der Vereinigten Staaten selbst die Gegensätze zwischen den Sklavenhaltern des Südens und den Industriellen und den Bauern des Nordens immer mehr zu, bis es schließlich zum Bürgerkrieg kam (1861—1865), in dem die Sklavenhalter die Sympathien der liberalen, philanthropischen und aufgeklärten Industriellen Englands fanden.

Wie auf der anderen Seite das Wachsen des Baumwollbedarfes der englischen Spinnerei auf die Anwendung der Dampfmaschine in Schiffahrt und Landtransport einwirkte, haben wir schon in einem anderen Zusammenhange gesehen.

Alle diese Konsequenzen der neuen Maschinerie waren von den Kapitalisten, die sie einführten, nicht beabsichtigt und auch gar nicht vorausgesehen worden. Sie schädigten indes nicht das Kapital.

Es gab aber auch Konsequenzen, die den Baumwollspinnern sehr unangenehm werden sollten.

Die großen Profite, die aus der Anwendung der Spinnmaschine hervorgingen, veranlaßten viele Kapitalisten, sich der Maschinenspinnerei zuzuwenden. Schon von der Jenny sagt Engels:

„Hierdurch wurde es möglich, bedeutend mehr Garn zu liefern als bisher. Während früher, wo ein Weber immer drei Spinnerinnen beschäftigt hielt, nie genug Garn dagewesen war und der Weber oft auf Garn hatte warten müssen, war jetzt mehr Garn da als von den vorhandenen Arbeitern verwebt werden konnte." (Lage der arbeitenden Klasse in England, 2. Aufl., S. 4.)

Nun entstand bald ein Ueberfluß von Garn der mit den vorhandenen Behelfen der Weberei nicht aufzuarbeiten war. Ueberproduktion, Sinken der Preise und Profite, zeitweise Absatzkrisen traten auf, sobald die Spinnmaschine allgemein wurde. Dieser Zustand änderte sich erst, als zur Spinnmaschine auch der mechanische Webstuhl erfunden wurde. Doch wurden jeweilige Krisen dadurch keineswegs unmöglich gemacht, sondern vielmehr bewirkt, daß das Gebiet einer jeden weiteren Krisis sich immer weiter ausdehnte. Das war an sich schon auch für die Kapitalisten unangenehm genug. Aber es sollte noch schlimmer kommen.

Der Drang, die wehrlosen Arbeiter aufs unmenschlichste auszubeuten und abzurackern und so raschem physischem Ruin zuzuführen, der mit der Anwendung der Maschine eng verbunden ist, wurde durch die wachsende Konkurrenz der Fabrikanten untereinander maßlos gesteigert. Je allgemeiner die Maschine in der Industrie zur Anwendung kam, desto mehr drohte sie, die Arbeiterklasse des Landes und damit die Quelle seiner Kraft und industriellen Blüte völlig zugrunde zu richten und dadurch es selbst zu gefährden.

Das erregte sogar in den besitzenden und noch mehr in den gebildeten Klassen große Bedenken bei allen, die nicht ausschließlich von dem bornierten „ökonomischen Prinzip" beherrscht wurden, wonach es in der Wirtschaft nur darauf ankäme, mit dem geringsten Aufwand den größten Ertrag (kapitalistisch gedacht: Profit) zu erzielen, sondern für die auch der Gesichtspunkt der Reproduktion, der Sicherung des Fortganges der Produktion in der Zukunft in Betracht kam. Zu ihnen gesellten sich solche Besitzende und Gebildete, in denen noch das dem Menschen seit jeher angeborene soziale Empfinden mit seinen Mitmenschen lebendig war, und endlich manche Gruppen unter ihnen, die in

einem Interessengegensatz zu den Fabrikanten standen, z. B. die damaligen Agrarier.

Durch sie bekam das in seinen Anfängen noch schwache unselbständige und unsichere Industrieproletariat den Mut zu einer Opposition, die schließlich stark und selbständig genug wurde, aus eigener Kraft die Dränger abzuwehren. Es kam zum Kampf um Arbeiterschutz, zur Bildung von Gewerkschaften und einer Arbeiterpartei, zur Aufstellung sozialistischer Ziele.

Alles das hatten die Kapitalisten, die zuerst in der Spinnerei und dann in der Weberei die Maschine einführten, nicht vorausgesehen. Es entsprang aus ihren Neuerungen, aber durchaus nicht aus ihren Absichten und Plänen.

Als bloßes Organ entsprachen die Spinn- und Webmaschinen vollständig den Zwecken, denen sie dienen sollten und denen sie angepaßt waren. Als Stück der Umwelt der Spinner und Weber entwickelten die Maschinen Konsequenzen, die ihren Besitzern und Anwendern sehr unbequem wurden. Nur als Organ entsprang die Maschine dem Kopfe ihrer Erfinder und ersten Anwender . Einmal angewandt und verallgemeinert, bildete sie eine neue Umwelt, die ihre Schöpfer selbst überraschte.

Wir haben hier nicht bloß Krisen im Augen, die aus dem anarchischen Charakter der kapitalistischen Produktionsweise hervorgehen und nur ihr eigen sind. Auch wo die Produktion wohl geregelt ist, weil die Produktionsmittel in den Händen der Arbeiter sind und diese die Gesamtproduktion systematisch anordnen, auch da werden viele Neuerungen Konsequenzen nach sich ziehen, die niemand vorhersehen konnte.

Gehen wir etwa vom Kapitalismus zurück zu den Anfängen des Ackerbaues im Niltal oder in Mesopotamien. Bei der Trockenheit des Klimas ist dort Ackerbau erfolgreich nur möglich bei künstlicher Bewässerung des Erdreichs. Jedes der kleinen urwüchsigen Gemeinwesen, das sich dort seßhaft machte, hatte das Bedürfnis, so nahe als möglich am Flusse zu siedeln, um dessen befruchtendes Naß den dürren Feldern zuzuführen. Aber das erheischte Wasserbauten, teils solche der Abwehr, um Ueberschwemmungen abzuhalten, teils solche der Zufuhr, Staudämme und Kanäle, um Vorräte von Wasser anzulegen und deren Inhalt den Feldern zuzuführen.

Solche Bauten mußten unvollkommen bleiben, solange jedes Dorf für sich allein sie durchführte, mit mangelhaften Kräften und ohne System und Plan. Die Bewässerungsanlagen konnten Großes erst dann leisten, als über den einzelnen Dörfern eine Zentralgewalt entstanden war, die die Bewässerung eines ausgedehnten Gebietes unternehmen konnte, System in die Wasserbauten brachte und stark genug war, alle die einzelnen kleinen Gemeinwesen mit ihren oft einander widerstrebenden Sonder-

interessen unter einen Hut zu bringen und alle ihre Arbeitskräfte dem gemeinsamen Werke dienstbar zu machen.

Wo dies gelang, mußte der Ackerbau sehr gedeihen und sein Ertrag bei gleichbleibendem Arbeitsaufwand gewaltig steigen.

So wirkten die Wasserbauten als Organe der Bauern. Aber sie wurden gleichzeitig zu ihrer Umwelt. Die ganze Existenz des Bauern hing von ihnen ab, damit aber auch von der Zentralgewalt, die sie geschaffen hatte, die sie überwachte, instandhielt und dabei Erfahrungen sammelte, die den einzelnen Bauern unzugänglich waren.

Die Zentralgewalt hatte die Bedingungen verbesserten Ackerbaues geschaffen, aber sie schöpfte daraus auch eine Kraft, die es ihr ermöglichte, die Vorteile dieser Verbesserung für sich zu monopolisieren. Sie verwendete die überschüssigen Arbeitskräfte und die zu ihrer Ernährung bestimmten Lebensmittel, die anfangs nur zu dem Zwecke der Errichtung und Erhaltung der Wasserbauten hätten dienen sollen, nun auch zur Errichtung von Tempeln, Palästen, prunkvollen Grabstätten, wie den Pyramiden, zur Erhaltung von Kriegern und Beamten usw.

Die Wasserbauten als Umwelt des Bauern wirkten ganz anders, wie als seine Organe.

Man wende nicht ein, daß derartiges nur dort möglich sei, wo die Menschen unwissend seien. Genügende wissenschaftliche Bildung werde sie instandsetzen, alle Konsequenzen ihres Tuns vorauszusehen.

Welch eitle Hoffnung! Wohl wächst unsere wissenschaftliche Einsicht, aber in demselben Maße wird die Gesellschaft umfangreicher und komplizierter. Um alles voraussehen zu können, müßte man alles wissen. Wer behaupten will, daß wir das vermöchten, dem muß man allerdings ein Ignorabimus entgegensetzen.

Es wäre sicher ganz unangebracht, zu glauben, wenn wir einmal alle heute vor uns stehenden Probleme gelöst oder als nichtbestehend erkannt hätten, würde es gar keine Welträtsel mehr für uns geben. Im Gegenteil. Jede Lösung stellt uns vor neue Rätsel. Wie wenige Probleme beschäftigen das Rindvieh, wie wenige den Naturmenschen, wie viele unsere Zeit! Wir haben keinen Grund, anzunehmen, daß jemals die Zunahme unseres Wissens anders wirken könnte.

Und wie von den Problemen des Denkens und Erkennens, gilt das auch von denen unserer Praxis gegenüber der Natur und in der Gesellschaft.

Ich zweifle nicht im mindesten daran, daß es dem siegreichen Proletariat gelingen wird, die Probleme zu meistern, die ihm die heutige Gesellschaft stellt, und soziale Einrichtungen zu schaffen als Organe einer Anpassung der heutigen Produktivkräfte an seine Interessen und die der Gesellschaft. Aber ich zweifle

ebensowenig daran, daß, sobald diese Einrichtungen allgemein geworden und nicht bloß Organe der Arbeiter, sondern auch Teile ihrer Umwelt geworden sind, daraus neue Probleme erstehen werden, von denen wir uns heute nichts träumen lassen und die auch die reichste Phantasie eines überschwenglichen Utopisten nicht voraussehen kann. Denn nie kann sie etwas Neues schaffen, stets nur bereits vorhandene und bekannte Elemente anders kombinieren. Das unbekannte zu schildern, ist niemand gegeben.

Hier sind wir endlich zur Wurzel des wahrhaft Neuen in der Geschichte gekommen.

Die Erfindung eines Organs, worunter wir hier, wie schon bemerkt, nicht bloß Werkzeuge, Waffen, Geräte, sondern auch Methoden, gesellschaftliche Organisationen und Regeln verstehen, bedeutet nicht die Schaffung von etwas vollkommen Neuem. Es bedeutet die Anpassung vorhandener, wohl bekannter Hilfsmittel an vorhandene, wohl bekannte Bedingungen und Bedürfnisse. Je besser erforscht und bekannt die einen wie die anderen sind, um so zweckmäßiger wird die Anpassung ein. Wohl muß früher in unserem Kopfe ein Bild des zu schaffenden sein, ehe es von unseren Händen in die Wirklichkeit umgesetzt wird. Aber dies Bild wird nicht aus dem Nichts hervorgezaubert, sondern es setzt in diesem Kopfe sehr deutliche Vorstellungen der Materialien und Kräfte voraus, über die man verfügt, der Anforderungen, denen die Erfindung zu entsprechen hat, der Bedingungen, unter denen sie geschaffen wird und wirken soll.

Vollkommen Neues, noch nicht Dagewesenes, bisher ganz Unbekanntes, wird dagegen vieles von dem sein, was ein neues Organ mit sich bringt, sobald es ein Teil unserer Umwelt geworden ist.

D i e s e s N e u e i s t d a s N e u e i n d e r G e s c h i c h t e, das unsere idealistischen Geschichtsphilosophen so sehr beschäftigt. Es ist sicher ein Ergebnis des menschlichen Kopfes, aber nicht eines, das im Kopfe früher war, als in der Wirklichkeit. Es wird in der Regel nicht nur nicht vorausgesehen, sondern oft nicht einmal beachtet und als Neues erkannt, sobald es auftritt. Es muß erst eine allgemeine und intensive Wirksamkeit entfalten, ehe man auf sein Bestehen aufmerksam wird und daran geht, sich mit ihm auseinanderzusetzen. Es wird nach seinem Auftauchen meist lange dauern, ehe man sich veranlaßt fühlt, seinen Ursprüngen nachzuforschen, die vielfach, infolge ihrer anfänglichen Nichtbeachtung, so dunkel liegen, daß es später ganz unmöglich ist, sie klarzulegen.

Das wäre ausgeschlossen, wenn das Neue in der Umwelt als Ergebnis einer vorher spontan aus Nichts geschaffenen Idee fix und fertig, glänzend gewappnet, wie Athene, dem Kopfe eines gottbegnadeten Menschen entsprungen wäre.

Hier finden wir die Möglichkeit, das Neue zu erklären ohne eine übernatürliche Fähigkeit des menschlichen Geistes, ohne eine Durchbrechung der Gesetze der Kausalität und der Erhaltung der Energie anzunehmen.

Wir bekommen damit die Möglichkeit, die Geschichte der Menschheit im Einklang mit den Gesetzen der Natur zu begreifen.

Dabei behält aber die Geschichte der Gesellschaft doch ihre Eigenart gegenüber der Geschichte der Organismenarten in der Natur.

Die Entwicklung der letzteren hängt ab von den Veränderungen der natürlichen Außenwelt, die im Verhältnis zu den in ihr lebenden Organismen als zufällige erscheinen. Sie sind natürlich nicht zufällig vom Standpunkt des Gesamtzusammenhanges aus gesehen. Es hat stets seine bestimmten Gründe, wenn etwa der Kohlensäuregehalt der Atmosphäre einmal steigt, ein andermal sinkt, das Klima einer bestimmten Gegend einmal tropisch, in einem anderen Zeitraum gemäßigt, oder in einer Periode kontinental, in einer anderen maritim ist usw. Aber alle diese Veränderungen auf dem Erdball werden durch ganz andere Faktoren bedingt, als durch das Tun der ihn bewohnenden Organismen, sie stehen mit diesen in keinem notwendigen Zusammenhang, sind ihnen gegenüber zufällig.

Anders jene Teile der Umgebung des Menschen, die nicht als von der Natur gegebene, sondern als gesellschaftliche auftreten.

Die Anfänge der technischen und damit auch der ökonomischen und überhaupt gesellschaftlichen Entwicklung müssen wir wohl ebenso wie die Wandlungen der Organismen auf Veränderungen der Natur zurückführen, die in diesem Zusammenhange als zufällige erscheinen. Es zählen dazu nicht nur die Veränderungen der Natur an sich, sondern auch Veränderungen der Natur *für den Menschen*, bei gleichbleibenden Naturverhältnissen. Das ist z. B. der Fall bei der Wanderung eines Volkes in ein Gebiet, dessen Charakter von dem der Gegend abweicht, die es bisher bewohnt hatte. Die Natur ändert sich nicht, und doch wird die natürliche Umwelt des Menschen eine andere.

Der Mensch unterscheidet sich bereits in seinen Anfängen vom Tiere dadurch, daß die Veränderungen der Natur, in der er lebt, nicht bloß manche physische und psychische Aenderungen seines Organismus hervorrufen, die zu Anpassungserscheinungen werden können, sondern daß sie auch eine bewußte Anpassung durch Schaffung künstlicher Organe herbeiführen.

Doch solange diese Organe in ihrem Wesen den aus dem tierischen Stadium ererbten ähneln, werden sie in der Art des gemeinsamen Nahrungserwerbes und Schutzes gegen Feinde, also in den von der Tierwelt überkommenen gesellschaftlichen Zu-

ständen der Menschen kaum fühlbare Aenderungen hervorbringen.

Aber je öfter der Mensch Aenderungen der natürlichen Umwelt durchmacht, desto weiter schreitet die Entwicklung seiner Technik vorwärts, da jede Aenderung der Außenwelt ihn drängt, zu den schon erlangten künstlichen Hilfsmitteln neue Errungenschaften hinzuzufügen. So erreicht mit der Zeit der technische und gesellschaftliche Apparat des Menschen eine Ausdehnung und eine solche Bedeutung, daß dieser Apparat als Umwelt für ihn fast noch wichtiger wird, als seine natürliche Umwelt.

Dieser Apparat fängt nun an, die überkommenen gesellschaftlichen Verhältnisse erheblich und immer mehr zu ändern, vor allem durch das Aufkommen der Arbeitsteilung, durch Einführung wechselnder und stets mannigfaltiger werdender Arten des Arbeitens der Menschen füreinander und miteinander.

Die vom Menschen selbst geschaffene künstliche Umwelt tritt ihm nun immer mehr als eine über ihm stehende, ihn beherrschende Macht gegenüber, die sein ganzes Sinnen und Trachten in stets höherem Grade in Anspruch nimmt, sein ganzes geistiges Wesen durch ihre Neuerungen abändert.

Diese künstliche Umwelt wird für ihn im Fortschritt ihrer Ausdehnung wichtiger, als die natürliche, und fängt an, ihn zeitweise schon deshalb mehr zu beschäftigen als die natürliche, weil sie von Zeit zu Zeit immer wieder in Bewegung gerät, während die Natur im Vergleich zu ihr stillzustehen scheint. In den letzten Jahrhunderten kommt die künstliche Umwelt des Menschen überhaupt in keinem Moment mehr zur Ruhe.

Die technische, ökonomische, gesellschaftliche Entwicklung ist unabhängig geworden von den Veränderungen der natürlichen Umwelt. Sie hängt nicht von den Zufällen solcher Veränderungen ab, sondern trägt ihre Triebkraft in sich selbst, sobald sie eine gewisse Höhe erreicht hat.

Jede gesellschaftliche Neugestaltung, die in letzter Linie auf eine neue Art gesellschaftlicher Arbeit zurückzuführen ist, die ihrerseits wieder in letzter Linie einer neuen Technik entspringt, wird nach ihrer Durchführung zu einer neuen Umwelt, die den Menschen neue Probleme setzt und sie zu deren Lösung mit neuen Mitteln drängt, was wieder die Schaffung neuer Organe und Organisationen herbeiführt, die ihrerseits wieder zu Teilen der gesellschaftlichen Umwelt werden und sie neu gestalten.

So geht der Prozeß der gesellschaftlichen Entwicklung, sobald ihn einmal Wandlungen der natürlichen Umwelt des Menschen in Gang gebracht haben, immer weiter, auch bei völlig gleichbleibender Natur, ein Getriebe, das sich selbst seine eigene Triebkraft schafft, nachdem es durch einen aus der Natur kommenden Anstoß einmal in Bewegung gesetzt worden war.

Zwölftes Kapitel.

Dialektik und Entwicklung.

Wir finden hier einen dialektischen Prozeß, der in vielem dem Hegelschen gleicht.

Bei dem einen wie dem andern dieser Prozesse ist es schließlich der Geist, der die Gesellschaft dadurch weiterentwickelt, daß er selbst seine eigene Antithese setzt, dann die Synthese zwischen These und Antithese sucht und, nachdem er sie gefunden, aus der Synthese eine neue Antithese bildet usw.

Dabei wußte Hegel sehr gut, wie sehr das Neue in der Geschichte nicht von den Menschen vorhergedacht, nicht bewußt und planmäßig von ihnen angestrebt und verwirklicht wird.

In seiner „Philosophie der Geschichte" sagte er:

„In Gestalt des Naturwesens, des Naturwillens auftretend, ist das, was die subjektive Seite genannt worden ist, das Bedürfnis, der Trieb, die Leidenschaft, das partikulare Interesse, wie die Meinung und subjektive Vorstellung sogleich für sich selbst vorhanden. Diese unermeßliche Masse von Wollen, Interessen und Tätigkeiten sind die Werkzeuge und Mittel des Weltgeistes, seinen Zweck zu vollbringen, ihn zum Bewußtsein zu erheben und zu verwirklichen: und dieser ist nur, sich zu finden, zu sich selber zu kommen und sich als Wirklichkeit anzuschauen. Daß aber jene Lebendigkeiten der Individuen und Völker, indem sie das ihrige suchen und befriedigen, zugleich die Mittel und Werkzeuge eines Höheren und Weiteren sind, von dem sie nichts wissen, das sie bewußtlos vollbringen, das ist es, was zur Frage gemacht werden konnte, auch gemacht worden, und was ebenso vielfältig geleugnet wie als Träumerei und Philosophie verschrieen und verachtet worden ist." (Philosophie der Geschichte. S. 32.)

„Der oben angedeutete Zusammenhang enthält ferner dies, daß in der Weltgeschichte durch die Handlungen der Menschen noch etwas anderes überhaupt herauskomme als sie bezwecken und erreichen, als sie überhaupt wissen und wollen; sie vollbringen ihr Interesse, aber es wird noch ein ferneres damit zustandegebracht, das auch innerlich darin liegt, aber das nicht in ihrem Bewußtsein und in ihrer Absicht lag." (S. 34, 35.)

Damit läßt sich meine Auffassung des Neuen in der Geschichte sehr gut vereinbaren.

Natürlich besteht trotzdem ein großer Unterschied zwischen der Dialektik Hegels und der von mir in vorstehendem auseinandergesetzten.

Wie bei jedem echten Idealisten steht auch bei Hegel der Geist über der Natur und ihrer Kausalität — das Gesetz der Erhaltung der Energie war zu Hegels Zeiten noch nicht aufgedeckt.

Der Hegelsche Geist schafft seine Antithese von Anfang an aus sich selbst. Er bedarf dazu keines Anstoßes von außen. Der Weltgeist, seit Ewigkeit her bestehend, bekommt mitten in der Ewigkeit plötzlich den Einfall, sich selbst zu verneinen, ohne irgendeinen Grund, warum er es überhaupt tut, warum er es

nicht schon früher getan und warum er es nicht später unternommen hat.

Wir setzen dagegen voraus, daß von vornherein, seitdem es denkende Wesen gibt, These und Antithese, Geist und Natur, Mensch (und auch schon Tier) und Umwelt gleichzeitig bestehen, und der Mensch, wie jeder andere Organismus gedrängt ist, die Synthese zwischen dem Ich und der Umwelt zu suchen, die Anpassung an diese.

Das gilt für das Tier, wie für den Menschen. Der Unterschied zwischen ihnen ist nur der, daß der Affenmensch schließlich auf dem Wege fortschreitender Anpassungen an wechselnde Naturverhältnisse intellektuelle Qualitäten erreicht, die ihn befähigen, zu der außer ihm bestehenden, nicht aus ihm hervorgegangenen Natur, der Antithese zum eigenen Ich, das die These darstellt, eine besondere Art von Synthese durch Schaffung künstlicher Organe herbeizuführen.

Erst diese Organe und die Formen des Miteinander- und Füreinanderarbeitens der Menschen, schließlich ihre gesellschaftlichen Verhältnisse überhaupt, die daraus erwachsen, werden aus einer Synthese ihrerseits wieder zu einer neuen Antithese gegenüber der These, die stets insofern die gleiche bleibt, als sie stets vom menschlichen Individuum gebildet wird.

Alle diese Vorgänge werden durch geistige Tätigkeit bewirkt, aber nie ist dabei der Geist allein wirksam. Der Gegensatz zwischen dem Menschen und der ihn umgebenden Natur bleibt stets bestehen. Er bleibt als beständiger Drang zur Schaffung und Anwendung künstlicher Organe wirksam, deren Aenderungen freilich von einer gewissen Höhe der Entwicklung an nicht mehr durch Wandlungen der Natur, sondern der künstlich vom Menschen selbst geschaffenen Umwelt des Menschen bewirkt werden.

Es ist für uns nie die Idee allein, sondern die Wechselwirkung zwischen dem denkenden Menschen und seiner Umwelt, die den dialektischen Prozeß bewirkt.

Dies macht unsere Geschichtsauffassung zu einer materialistischen.

In der Sprache der Philosophie können wir den Gegensatz zwischen dem denkenden Individuum und der Umwelt als den zwischen Geist oder Idee und Materie bezeichnen.

In diesem Sinne spricht auch Hegel von der Materie:

„Die Tätigkeit[1]) ist die Mitte des Schlusses, dessen eines Extrem das Allgemeine, die Idee ist, die im inneren Schacht des Geistes ruht, das andere ist die A e u ß e r l i c h k e i t ü b e r h a u p t, die gegenständliche Materie." (Philosophie d. Geschichte, S. 34.)

---

[1]) Der absoluten Idee. K.

Wenn wir in diesem Sinne von dem Gegensatz zwischen Geist und Materie reden, bleiben wir uns dessen bewußt, daß es einen Geist an sich, unabhängig von bestimmten Körpern, nicht gibt, und daß er nichts ist als eine bestimmte Art von Funktionen bestimmter Körper, ohne die derartige Funktionen nicht vorkommen.

Andererseits bleiben wir uns dessen bewußt, daß zu der Umwelt des Einzelnen, die wir hier als Materie bezeichnen, auch gesellschaftliche, also geistige Zusammenhänge zwischen denkenden Menschen gehören.

Ueber die Beschaffenheit des Geistes oder der Materie vom naturwissenschaftlichen Standpunkt aus soll mit dieser philosophischen Aufstellung des Gegensatzes der beiden Faktoren nichts gesagt werden.

Auf jeden Fall macht er unsere Auffassung der Dialektik unvereinbar mit jeder idealistischen Philosophie, die in der Entwicklung der Menschheit eine Selbstbewegung des Geistes sieht. Wir halten für unsere Dialektik ebenso wie für die Marx-Engelsche die Bezeichnung als materialistische für die entsprechendste. Jedenfalls wäre es absurd, sie eine „ökonomische" Dialektik zu nennen. Dann ist es aber auch geboten, die auf dieser Dialektik aufgebaute Geschichtsauffassung als eine materialistische und nicht eine ökonomische zu bezeichnen.

Dabei stimmt jedoch die hier dargelegte Art der Dialektik nicht völlig mit der von Engels in seinem Antidühring auseinandergesetzten überein, wie wir schon im ersten Buche dieses Werkes erörtert haben. Die unserige berührt sich in manchem Punkte mehr mit der Hegelschen, als mit der Engelsschen Dialektik.

Vor allem darin, daß wir ebenso wie Hegel annehmen, die Dialektik, in der die These selbst ihre eigene Antithese erzeugt, gelte nur für die menschliche Entwicklung in der Gesellschaft, während Engels sie als allgemeines Naturgesetz, als Gesetz jeglicher Entwicklung in der Natur, betrachtet.

Dabei stimmen wir aber auch mit Hegel nicht vollständig überein. Denn obwohl dieser, der von 1770—1831 lebte, ein Zeitgenosse Lamarcks war (1744 bis 1829), bestand für ihn das Problem der Entwicklung der Arten nicht. Eine Entwicklung gab es für ihn nur in der menschlichen Gesellschaft, nicht in der Welt der Organismen. Er meint von der Natur:

„Die Veränderungen der Natur, so unendlich mannigfach sie sind, zeigen nur einen Kreislauf, der sich immer wiederholt; in der Natur geschieht nichts Neues unter der Sonne, und insofern führt das vielförmige Spiel ihrer Gestaltungen eine Langeweile mit sich. Nur in den Veränderungen, die auf dem geistigen Boden vorgehen, kommt Neues hervor." (Philosophie d. Geschichte, S. 67.)

Hegel sieht in der Natur nur *eine* Art der Entwicklung: die jedes einzelnen *Organismus*. Die Entwicklung eines einzelnen Organismus ist aber ganz anderer Art, als die der Gesellschaft:

„Den organischen Naturdingen kommt gleichfalls die Entwicklung zu: ihre Existenz stellt sich nicht als eine nur mittelbar von außen veränderliche dar, sondern als eine, die aus sich von einem inneren unveränderlichen Prinzip ausgeht, aus einer einfachen Wesenheit, deren Existenz als Keim zunächst einfach ist, dann aber Unterschiede aus sich zum Dasein bringt, welche sich mit anderen Dingen einlassen und damit einen fortdauernden Prozeß von Veränderungen leben, welcher aber ebenso in das Gegenteil verkehrt und vielmehr in die Erhaltung des organischen Prinzips und seiner Gestaltung umgewandelt wird ..... *Diese Entwicklung macht sich auf eine unmittelbare, gegensatzlose, ungehinderte Weise.* Zwischen den Begriff und dessen Realisierung, die an sich bestimmte Natur des Keimes und die Angemessenheit der Existenz zu derselben, kann sich nichts eindrängen. *Im Geiste aber ist es anders.*" (S. 68.)

Der Geist erzeugt seinen eigenen Gegensatz.

„So ist der Geist in ihm selbst sich entgegen; er hat sich selbst als das wahre, feindselige Hindernis seiner selbst zu überwinden; die Entwicklung, die in der Natur ein ruhiges Hervorgehen ist, ist im Geiste ein harter unendlicher Kampf gegen sich selbst.

Die Entwicklung ist auf diese Weise nicht das harm- und kampflose bloße Hervorgehen, wie die des organischen Lebens, sondern die harte unwillige Arbeit gegen sich selbst." (S. 68/69.)

Der Unterschied dieser zwei Arten von Entwicklung ist sehr gut gekennzeichnet. Damit wird aber auch ihre Gleichstellung abgelehnt, die Engels vornahm, indem er zur Kennzeichnung des Wesens der Dialektik auf die Entwicklung des Samenkorns verwies.

Der große Mangel Hegels war der, daß er von einer Entwicklung der Arten noch nichts wußte, die völlig verschieden ist von der Entwicklung des einzelnen Individuums, aber auch nicht in derselben Weise vor sich geht, wie die der menschlichen Gesellschaft.

Wir dürfen also nicht nur nicht die Entwicklung des Individuums als einen Prozeß betrachten, der ebenso dialektisch vor sich geht, wie der der Menschheit, wir haben vielmehr sogar drei Arten von Entwicklung genau zu unterscheiden.

Die eine, die des einzelnen Organismus, geht gar nicht dialektisch vor sich. Sie wiederholt sich bei jedem Individuum derselben Art in gleicher Weise. Die Art ihres Verlaufs ist bei jedem Individuum schon mit seinem Keim gegeben. Die Umwelt kann diesen Verlauf fördern oder hemmen, stören oder sogar vorzeitig abbrechen, ehe sein Ziel erreicht ist. Sie kann aber niemals die Aufeinanderfolge seiner Stadien oder sein Ziel ändern, niemals aus dem gegebenen Organismus einen anderen machen.

Ganz anders die beiden anderen Formen der Entwicklung, die der einzelnen Arten der Organismen und die der menschlichen Gesellschaft. Beide Formen gehen dialektisch vor sich, in beiden wird Neues, bisher noch nicht Dagewesenes erzeugt durch den Gegensatz zwischen Individuum und Umwelt, der das Individuum verändert und veränderten Verhältnissen anpaßt, sobald die Umwelt neue Elemente aufweist. Dabei besteht aber der große Unterschied zwischen der Entwicklung der Arten und der der Gesellschaft darin, daß in der Welt der Organismen, der Pflanzen und Tiere, das Individuum auf die Aenderung der Umwelt keinen Einfluß hat. Die Antithese entspringt hier nicht der These, sie bleibt von ihr stets verschieden. Die Synthese wird zu einer neuen These, aber sie produziert nicht eine neue Antithese.

Die dialektische Entwicklung in der Form, in der sie die eigentlich Hegelsche darstellt, ist, wie er richtig beobachtet hat, bloß auf das Menschengeschlecht beschränkt, dessen geistige Fähigkeiten so sehr über die tierischen erhaben sind, daß es vermag, den Forderungen einer neuen Umwelt nach Anpassung nicht bloß durch unbewußte, sondern auch durch bewußte Anpassung zu begegnen, durch Schöpfung neuer Organe, die bewußt als Hilfsmittel erfunden und angewendet werden, unbewußt aber eine neue Umwelt erzeugen, indem sie zum Teil die natürliche Umwelt verändern, vor allem jedoch die gesellschaftliche Umwelt umwandeln.

Von einer Eigenbewegung der Entwicklung der Tiere und Menschen in der Richtung zu einem ihnen von vornherein gesetzten Ziele ist bei keiner der beiden Arten dialektischer Entwicklung zu reden. Eine solche zielstrebige Bewegung finden wir bloß bei der Entwicklung des einzelnen Organismus aus seinem Keim. Bei der Entwicklung der Arten der Organismen und der der Gesellschaft des Menschen finden wir weder in den einzelnen Arten noch in der Gesellschaft eine bestimmt gerichtete Eigenbewegung, die aus einer dem Keim verliehenen Fähigkeit hervorginge.

Soweit die Bewegungen der Individuen zu Bewegungen der Arten oder der Gesellschaft werden, erhalten sie vielmehr ihre Anstöße und die Art ihrer Richtung aus ihrer Umwelt, nicht aus ihrem eigenen Selbst.

Ich kann daher Max Adler nicht zustimmen, wenn er die Entwicklung in folgender Weise definiert:

„Unter Entwicklung verstehen wir eine Veränderungsreihe in der Zeit, bei der die Veränderungen nicht durch äußere Einwirkungen hervorgerufen werden, sondern aus einer in der Natur der sich Verändernden liegenden Gesetzlichkeit erfolgen, welche eine Richtung dieser Veränderungsreihe bestimmt. Jede Veränderungsreihe also, die eine Entwicklung ist, trägt eine fundamentale Eigengesetzlichkeit in sich." („Die

Soziologie im Marxismus", Sonderheft der „Gesellschaft" z. 16. Oktober 1924, S. 16, 17.)

Das ist bloß richtig für die Entwicklung des einzelnen Organismus.

Die Art und Richtung der Entwicklung der Arten wie der menschlichen Gesellschaft hängt ab von den Veränderungen der Umwelt, die in der Natur im Verhältnis zu den in ihr lebenden Organismen zufällige, nicht durch deren Tun kausal bedingte sind. In der Gesellschaft stehen deren Veränderungen in kausalem Zusammenhang mit dem Tun des Menschen, sind insofern notwendige.

Von einer bestimmten wissenschaftlichen Erkenntnis der Gesellschaft an kann daher das Kommen mancher gesellschaftlichen Veränderungen bis zu einem gewissen Grade im voraus erkannt werden. Aber wie sehr sich auch unsere Methoden der sozialen Forschung verbessern mögen, sie wird nie imstande sein, die Gesamtheit kommender sozialer Umwandlungen voraus zu bestimmen, und stets wird sie nur die nächsten dieser Umwandlungen vorauszusehen vermögen.

Ebenso, wie bei der organischen ist es bei der gesellschaftlichen Entwicklung unmöglich, ein Endziel zu erkennen.

Wenn man heute vom Endziel des Sozialismus spricht, ist darunter nicht das Endziel der Menschheit, sondern das Endziel gemeint, das sich die Proletarier und die Vertreter ihrer Sache in unseren Tagen setzen. Niemand vermag mit Bestimmtheit zu sagen, wie weit die kommende Wirklichkeit dem in der Gegenwart aufgestellten Ziel, Ideal, entsprechen wird. Das wird in um so höherem Grade eintreten, je besser unsere geistigen Führer die gegenwärtige Wirklichkeit, ihre Bedürfnisse und Hilfsmittel, materielle wie geistige, erfaßt haben. Ueber dieses Endziel von heute hinauszublicken ist keinem der jetzt Lebenden gegeben. Sicher dabei bleibt jedoch das eine: daß es nicht das Endziel der menschheitlichen Entwicklung sein wird.

Die Geschichte der Menschheit hat im Laufe der Zeiten die mannigfachsten Richtungen eingeschlagen. Es ist ein hoffnungsloses Beginnen heute feststellen zu wollen, welche Richtung sie in aller Zukunft haben wird. Sie dürfte sich wie bisher im mannigfaltigsten Zickzack bewegen.

Dreizehntes Kapitel.

Produktionsweise und geistiges Wesen.

Wir haben gesehen, wie der Mensch durch die Schaffung künstlicher Organe sich einer neuen Umwelt anpaßt, damit aber auch eine weitere Umwandlung der von ihm vorgefundenen Umwelt herbeiführt.

Diese Art der Anpassung unterscheidet den Menschen vom Tier. Das geschieht jedoch nicht in der Weise, daß sie an Stelle der natürlichen Anpassung tritt, sondern dadurch, daß sie sich zu ihr gesellt. Die neue Technik hebt keineswegs für den Menschen die Gesetze der Abänderung der natürlichen Organe und Funktionen des Organismus durch eine veränderte Umwelt auf.

Wohl werden durch die Technik die Einflüsse der natürlichen Umwelt auf den menschlichen Organismus vielfach abgeschwächt. Aber die durch die Technik und die aus ihr hervorgehende Produktionsweise geschaffenen neuen Lebens- und Arbeitsbedingungen üben ihrerseits besondere Einflüsse auf den Organismus aus, die manche seiner Organe oder ihrer Funktionen abändern.

Ein Fischervolk, das darauf angewiesen ist, schwere Kähne gegen Wind und Strömung zu rudern, das aber seine Beine wenig bewegt, wird seine Armmuskulatur stark entwickeln, nicht die der Beine. Ganz anders ein Volk von Jägern, das unermüdlich umherstreifen muß, um dem flüchtigen Wild nachzuziehen, bei dem dagegen die Männer nicht viel Veranlassungen finden, ihre Arme dauernd anzustrengen. Hier müssen sich gerade die Beine zu einer staunenswerten Ausdauer und Gewandtheit entwickeln, während die Arme zu andauernder schwerer Arbeit wenig geeignet werden.

Noch mehr, als die Muskeln, wird das Nervensystem und namentlich sein Zentrum durch äußere neue Einflüsse abgeändert. Der geistige Charakter der Menschen hängt ungeheuer stark von ihren Lebensbedingungen ab. Er kann durch sie weit mehr bestimmt werden als durch ihre ererbten Rasseneigenschaften.

Wir haben schon einmal darauf hingewiesen, daß der Eindruck, den wir von einem Volke bekommen, in hohem Grade von den Umständen abhängt, unter denen wir mit ihm zusammentreffen, z. B. davon, ob wir als Freunde oder als Feinde kommen.

Aber wenn das Bild des Charakters, das wir von einem Volke bekommen, mit den Umständen wechselt, unter denen wir mit ihm bekannt werden, so wechselt dagegen der von diesem Bilde unabhängige Charakter des Volkes mit seinen Lebensbedingungen.

Dieser Umstand bewirkt ebensosehr wie der ersterwähnte, warum die Aussagen verschiedener Beobachter über die geistigen Eigentümlichkeiten einer und derselben Rasse so verschieden sind. Jeder traf sie unter dem Einfluß anderer Bedingungen.

Da schildern uns die einen die Indianer als finster, verschlossen, wortkarg, blutdürstig, und die anderen als liebenswürdig, harmlos, offen, schwatzhaft und von überschäumender Fröhlichkeit. In Wirklichkeit gibt es unter ihnen Stämme sowohl des ersten, wie solche des zweiten Typus. Jeder der beiden Typen ist das Produkt anderer Lebensbedingungen. Ein Stamm, der ständig von übermächtigen Feinden bedroht und gehetzt wird,

die ihm die Lebensmittel verwüsten, seine Mitglieder töten, wird ganz anders auf die gleichen Anstöße reagieren, als ein Stamm, der unbemerkt in einer abgeschlossenen Wildnis lebt, in der er alles findet, was er braucht und sich von niemand bedroht fühlt.

Irgend eine bestimmte Entwicklungsrichtung bei der Bildung dieser verschiedenen Charaktere ist nicht festzustellen. Weit verbreitet ist die Ansicht, die Menschheit entwickle sich von der Bestialität zur Humanität. Je geringer die Kultur, desto größer die erstere, je fortgeschrittener die Kultur, desto höher die zweite.

In der wörtlichen Uebersetzung: „von der Tierheit zur Menschheit", stimmt der Satz von der Bestialität zur Humanität, wenn man bloß an den Uebergang vom Affen zum Menschen denkt. Er stimmt aber keineswegs in dem gewöhnlichen Sinne, in dem man unter Bestialität den Charakterzug bestimmter wilder Tiere, den von Raubtieren oder aggressiven Stieren und ähnlichen rücksichtslosen Gewaltnaturen, und unter Menschlichkeit liebenswürdige und verständnisvolle Sanftheit versteht.

Die Ahnen des Menschen waren nicht, wie manche Forscher vermeinen, Tiger oder Büffel, sondern allem Blutvergießen abholde Affen. Zu Tigern und Büffeln wurden die Menschen erst durch die technische Entwicklung, die ihnen Waffen verlieh, noch schärfere und wuchtigere, als Hörner und Krallen.

Seitdem wechselt der Charakter der Menschen sehr mit ihrer Technik, ihrer Produktionsweise, ihrer Gesellschaftsform, er wird einmal mit zunehmender Kultur immer grausamer und blutdürstiger, ein andermal immer milder.

Ich habe darüber gehandelt in meinem Buche über „Terrorismus und Kommunismus" (Berlin 1919), in dem 7. Kapitel über die „Milderung der Sitten", und werde noch Gelegenheit haben, im fünften Buche darauf zurückzukommen.

Nicht nur der Charakter der Menschen ändert sich mit ihrer Umwelt, sondern auch die Erkenntnis der Menschen. Jede Veränderung der Umwelt bringt neue Erfahrungen, die sich zu den alten hinzugesellen, deren Zusammenfassung zu einem widerspruchslosen System entweder bestätigen und verstärken, oder stören, als unrichtig erweisen, womit sie eine neue Art der Zusammenfassung nötig machen.

Wie der Charakter der Menschen ändert sich mit einer neuen Produktionsweise auch ihr Wissen von der Welt und damit ihre ganze Weltanschauung.

Auch seine angeborenen Neigungen und Fähigkeiten wandeln sich unter dem Einfluß einer neuen Welt, selbst jene, die mit den Bedürfnissen und Tätigkeiten der Selbsterhaltung und der Gewinnung des Lebensunterhaltes nichts zu tun haben: Das Verhältnis zwischen Mann und Weib in der Liebe, das Verhältnis

zwischen Eltern und Kindern, überhaupt zwischen Aelteren und Jüngeren; die Auffassung und die Schaffung des Schönen, das Bedürfnis, die Umwelt zu erkennen, sie zu erforschen, sich über sie klar zu werden, auch wo praktisches Bedürfnis derartiges nicht erfordert.

Alle diese nicht ökonomischen Faktoren ethischer, ästhetischer, wissenschaftlicher Art werden durch eine Wandlung der Umwelt, die in letzter Linie durch eine Wandlung der Technik bedingt wird, aufs tiefste beeinflußt. Auch sie empfangen zu allem Neuen, das sie produzieren, den Anstoß von der Außenwelt, nicht aus sich selbst.

So ändert sich mit der Technik nicht nur die Antithese des Menschen, sondern auch die These, die angeborene Menschennatur selbst. Die Natur des Menschen ist nicht unter allen Umständen dieselbe, sondern in verschiedenen Zeiten und Räumen sehr verschieden.

Um ein besonderes Zeitalter zu verstehen, genügt es nicht, bloß seine Produktionsweise zu kennen. Man muß auch die besondere Natur der Menschen jener Zeit nach allen Richtungen ihrer Bedürfnisse, Fähigkeiten und Charaktereigenschaften erforscht haben. Erst wenn wir nicht bloß die Umwelt der Menschen, sondern auch die Eigenart erkannt haben, mit der behaftet sie in ein bestimmtes historisches Zeitalter eintreten, werden wir dieses völlig begreifen.

Die jeweilige Eigenart der Menschen ist aber wieder nichts anderes, als die aus dem tierischen Stadium übernommene Natur des Urmenschen, abgeändert durch unzählige wechselnde Lebensbedingungen, die seit der Urzeit bis zum gegebenen historischen Zeitraum auf die Vorfahren des jeweilig in Betracht gezogenen Volkes gewirkt haben. Jede dieser Bedingungen, die auf seine Vorfahren gewirkt, deren Charakter, deren Sitten und Anschauungen bestimmt haben, lebt mehr oder weniger versteckt in deren Nachkommen fort, teils als mündliche Tradition, teils als ererbter Trieb oder sonstige Eigenart des Organismus.

Das Apriori, mit dem ein Volk in einen bestimmten Zeitraum der Geschichte eintritt, ist daher nur zu begreifen, wenn man seine Vergangenheit kennt.

Aus seinen Lebensbedingungen innerhalb einer gegebenen Periode allein wird das Tun eines Volkes in diesem Zeitraum noch nicht verständlich. Um es vollkommen zu begreifen, müßte man eigentlich seine ganze Vorgeschichte dazu kennen, was natürlich nicht erreichbar ist. Aber je weiter und eindringender man sie zurück verfolgt, um so näher kommt man dem Verständnis der Vorgänge jener Periode, die man zunächst aufhellen will.

Es ist also nicht richtig, daß die Erforschung der Produktionsweise eines Volkes in einem bestimmten Zeitraum genügt, um

dessen Tun und Streben in dieser Periode begreiflich zu machen. So darf der historische Materialismus nicht aufgefaßt werden.

Das gerade ist es, was es so schwierig macht, nach materialistischer Methode die Geschichte zu erforschen und hier ist vielleicht einer der wichtigsten der Gründe zu suchen, warum sie bis heute noch so wenig angewandt wird. Um eine bestimmte historische Periode verständlich zu machen, kann sie sich nicht damit begnügen, die Vorgänge jener Zeit klarzulegen, was natürlich der Ausgangspunkt sein muß, und außerdem sie mit der damals gegebenen Produktionsweise, ihren Problemen, Bedingungen, Lösungen in Verbindung zu bringen. Sie muß auch erforschen, in welcher geistigen Verfassung das Volk war, als es vor diese Probleme gestellt wurde, das heißt, wie es zu dieser Beschaffenheit gekommen ist. Ein materialistischer Historiker muß daher stets universalhistorisch gerichtet und gerüstet sein. Eine ungeheuer hohe Anforderung. Ein bloßer Spezialist wird mit der Methode unserer Geschichtsauffassung nicht viel anzufangen wissen.

Die verschiedenen Eigentümlichkeiten eines Volkes entstammen nicht alle den gleichen Lebensbedingungen, nicht alle der gleichen Zeit. Einige sind vielleicht nur ein Jahrhundert alt, andere mögen in die Steinzeit zurückreichen!

Jede Seite des geistigen Wesens eines Volkes ist aber das Ergebnis bestimmter Bedingungen der Umwelt, also, wenn man will, bestimmter materieller Bedingungen. Und so ist *in letzter Linie* — das Wort haben Marx und Engels stets betont — allerdings alles geistige Wesen des Menschen auf seine materiellen Lebensbedingungen zurückzuführen. Aber nicht alles auf *jene materiellen Bedingungen, in denen er gerade lebt.*

Wir haben also zwei Faktoren zu unterscheiden, wenn wir die Geschichte einer Zeit schreiben wollen: Einmal das geistige Wesen, den Komplex an Bedürfnissen, Ideen usw., mit dem die Menschen in den Zeitraum eintreten. Das Verständnis dieses Wesens erheischt die Kenntnis der vorhergegangenen Produktionsweisen und ihre Wirkungen.

Dann zweitens: Die Kenntnis der Produktionsweise des Zeitraumes selbst.

Das, was in ihr im Vergleich zu ihren Vorgängern Neues ist, wird die neuen Bedürfnisse, Mittel, Probleme, Ziele erklären, die in dem Zeitalter auftreten. Dieses Neue wird mit den überkommenen Faktoren jener Art in einen Kampf eintreten, der den geschichtlichen Prozeß der Periode darstellt.

Dieselbe Produktionsweise braucht dabei keineswegs auf jedes Volk in genau der gleichen Weise zu wirken. Ein jedes hat nicht bloß seine besondere Umwelt, seine besondere geographische Lage, Bodengestaltung, Bodenausstattung, die, wie wir

schon gesehen, für die Eigenart seines historischen Prozesses sehr wichtig sind. Es hat auch seine eigene historische Entwicklung hinter sich, hat andere Wanderungen vollzogen, mit anderen Nachbarn zu tun gehabt, andere Einflüsse erfahren, als die übrigen Völker seiner Zeit.

Wir haben schon gesehen, daß die gleiche Technik nicht immer die gleiche Produktionsweise bedeutet. Dank den historisch erworbenen Verschiedenheiten der Menschennatur der verschiedenen Völker, ihres Charakters, ihrer Fähigkeiten und Neigungen, ihres Wissens und Könnens braucht auch die gleiche Produktionsweise nicht notwendigerweise bei den verschiedenen Völkern ganz die gleichen Wirkungen hervorzurufen. Dasselbe gilt von den natürlichen Verschiedenheiten ihrer Umwelt.

Wir brauchen bloß um uns zu schauen und wir bemerken, daß die kapitalistische Produktionsweise, deren Gesetze überall die gleichen sind, doch ganz anders in England wirkt, als in Rußland, anders in Schweden als in Italien, und wieder anders in Japan als in Kanada usw.

Um eine gegebene Gesellschaft in einem bestimmten Lande zu begreifen, müssen wir also nicht bloß seine gerade herrschende Produktionsweise kennen, sondern auch seine besonderen geographischen Bedingungen sowie die historisch gewordene Eigenart seiner Menschen.

Vierzehntes Kapitel.

Individuum und Gesellschaft.

Doch nicht bloß die Völker haben ihre Eigenart, sondern auch jedes Individuum innerhalb eines Volkes.

Es gibt nicht zwei Blätter an einem Baume, die einander völlig gleich wären. Selbst unter den einfachsten Organismen stimmen nicht zwei ganz genau miteinander überein. Wie denn erst die kompliziertesten aller Organismen, die Menschen, und das komplizierteste ihrer Organe, das Gehirn, das wieder bei einem jeden Individuum die mannigfachsten und verschiedensten Eindrücke erfährt.

Die gleiche Umwelt wirkt nie auf zwei Individuen ganz genau in derselben Weise. Sie kann den Schwachen niederdrücken und den Starken zu tatkräftiger Empörung anstacheln; sie kann den Leidenschaftlichen zu wildem Genußleben aufreizen und den Trägen in schläfriges Nichtstun versinken lassen.

Sieht man nur das Persönliche, Individuelle in den Menschen, dann müßte man erwarten, statt einer sich in bestimmten Bahnen bewegenden Gesellschaft ein Chaos der verschiedensten, einander

sich schroff widersprechenden, einander kreuzenden, hemmenden, oft sich aufhebenden Bestrebungen zu finden.

Aber die Menschen sind nicht bloß jeder eine Persönlichkeit. Sie sind auch alle gleicher Art. In jedem von ihnen überwiegt das Gemeinsame über das, was ihn von seinen Mitmenschen scheidet. Und dieses Gemeinsame bewirkt, daß er im Wesentlichen doch auf denselben Reiz der Außenwelt ebenso reagiert, wie seine Genossen. Nur dadurch wird es möglich, daß er sich mit ihnen zu gesellschaftlichem Tun verbindet. Und nur dieses Gemeinsame, nicht das rein persönliche, übt eine gesellschaftliche Wirkung, kann eine gesellschaftliche Entwicklung hervorrufen.

Alles, was der Mensch bewußt tut, muß zuerst als Absicht, als Ziel, als Idee in seinem Kopfe gedacht sein, ehe es praktisch wird. Nur die Individuen können denken, nicht die Masse, nicht die Gesellschaft. Ideen können stets nur von Individuen ausgehen. Aber zu einer historischen Triebkraft werden sie erst dann, wenn sie nicht die Ideen eines Einzelnen bleiben, sondern von einer Masse von Individuen übereinstimmend gedacht werden.

An den Menschen unserer Umgebung interessiert und beschäftigt uns nur ihr Persönliches, das, was sie von anderen unterscheidet in einer uns wohltuenden oder unangenehmen Art. Das, was jeder von ihnen mit allen anderen gemein hat, interessiert uns nicht. Es ist das Selbstverständliche. Man nimmt keine Notiz davon. Und doch ist es das gesellschaftlich Bedeutendste, das, was neben der jeweiligen Technik und natürlichen Umwelt auf den Charakter der Gesellschaft bestimmend einwirkt, und wodurch die Art bedingt wird, wie eine Gesellschaft oder ein Volk auf eine gegebene Umwelt reagiert und sie weiter entwickelt.

Den Künstler, den Dichter, fesselt vor allem das Individuelle, das Persönliche. So sagte Goethe von Schiller, um ihn zu ehren, mit Recht: „Hinter ihm in wesenlosem Scheine lag, was uns alle bändigt, das Gemeine".

Für die Wissenschaft von der Gesellschaft und ihrer Entwicklung ist aber dieses Gemeine (im Sinne des Allgemeinen) das Wichtigste, das Entscheidende, gerade deshalb, weil es dasjenige ist, was uns alle bändigt.

Max Stirner setzte an die Spitze der Einleitung seines Werkes: „Der Einzige und sein Eigentum" (Leipzig 1845) den kecken Satz: „Ich hab' mein' Sach' auf Nichts gestellt".

Er spottete damit seiner selbst, denn er wollte ja seine Sache „auf Nichts als auf sich selbst" stellen. Der „Einzige", selbst wenn er Eigentum hat, was bei Stirner nicht der Fall war, ist allein auf sich gestellt in Wirklichkeit „Nichts" in der Gesellschaft, mag er sich auch einbilden, daß er „selbst als Schöpfer alles schaffe".

Freilich interessierte Stirner auch die Geschichte der Menschheit nicht:

„Dem Egoisten hat nur seine Geschichte Wert, weil er nur sich entwickeln will". (S. 490.)

Geschichtliche Bedeutung bekommt eine Idee, eine Neuerung, eine Erfindung nur, wenn sie zu einer Massenerscheinung wird. Wir sprachen oben von den Konsequenzen der Spinnmaschine Diese waren nicht damit gegeben, daß ein einzelner eine derartige Maschine erfand, sondern damit, daß tausende von ihnen gebaut wurden und in Anwendung kamen.

Dabei hat freilich auch die Persönlichkeit ihre Funktionen in der Geschichte. Nicht alle Menschen sind gleich intelligent, gleich kühn, gleich kräftig. Die Verschiedenheiten ihrer natürlichen Begabung werden noch mannigfaltiger gestaltet durch die ihrer sozialen Position, die auch bei gleicher Intelligenz, Kühnheit, Kraft, einzelnen eine bevorzugte Stellung verleiht, ihnen Gelegenheit gibt, mehr Wissen zu erlangen, als andere, über fremde Kräfte zu verfügen und dadurch die eigenen zu vermehren, oder ihnen eine Position einräumt, in der sie geschützter sind, mehr wagen dürfen, als andere.

Derartig bevorzugte Menschen werden eher imstande sein, auf das Neue in der Umwelt zu reagieren, eher neue Probleme zu erfassen und zu formulieren, eher die Mittel zu ihrer Lösung zu finden und eher sie allen Widerständen zum Trotz zu propagieren. Sie werden als die Schöpfer neuer Ideen angesehen, obwohl sie nur früher als die anderen das um sie herum bereits bestehende Neue erkannt haben, das den stumpferen Sinnen der anderen noch verborgen blieb oder von ihnen nicht richtig eingeschätzt wurde.

Solche Persönlichkeiten sind historisch wichtig als Bahnbrecher neuer Ideen. Aber sie werden historischen Erfolg nur dann haben, wenn die neue Umwelt bereits große Massen für diese Ideen empfänglich gemacht hat, wenn die Führer und Aufklärer nur deutlich aussprechen, was die Masse bereits suchend und tastend ersehnt.

Wenn es aber nicht das Individuum, sondern die Masse ist, die jede historische Bewegung bewirkt, kommen wir da nicht zu einer sinnlosen Vorstellung? Bisher handelten wir stets nur von der Wechselwirkung zwischen Umwelt und Individuum. Nun stellt sich heraus, daß die Umwelt des Individuums auf dem einen Pol wenigstens zu einem großen Teil die Gesellschaft ist, also die Masse. Auf dem Gegenpol aber finden wir als die durch die Umwelt in Bewegung gebrachte und sie wieder bewegende Kraft nicht mehr das Individuum, sondern wiederum die Masse. Soll diese ihre eigene Umwelt bilden? Und wird sie in Bewegung gesetzt durch sich selbst? Da hätten wir ja dasselbe Mysterium, dieselbe Durchbrechung der Kausalität und der Erhaltung der

Energie, die wir früher für den Geist zurückgewiesen haben. Sie würde nicht annehmbarer dadurch, daß sie jetzt aus dem Idealistischen ins Materialistische übersetzt wäre.

Zum Glück haben wir diese Annahme doch nicht notwendig.

Einmal wird die Umwelt in ihrer Gesamtheit immer umfassender sein, als eine bestimmte Masse Menschen, welche Ausdehnung immer diese Masse in einem gegebenen historischen Moment erreichen mag, auch wenn sie sich nicht auf eine Klasse oder ein Volk beschränkt, sondern gleichbedeutend wird mit der ganzen Gesellschaft oder der ganzen Menschheit. Denn die Umwelt, die bestimmend auf uns wirkt, enthält nicht bloß die Menschen in den mannigfachsten Beziehungen des Miteinander- und Füreinanderarbeitens, sondern auch alle die technischen Hilfsmittel, deren sie sich bedienen, und die gesamte natürliche Umwelt, die, auch wenn sie an sich gleichbleibt, doch ihre Bedeutung für die sie bewohnenden Menschen mit deren Technik ändert.

Auf der anderen Seite bleibt der Gegensatz der Antithese zur These immer der der Umwelt zum Individuum. Es sind stets Natur und Gesellschaft in ihrer Gesamtheit, die auf einzelne Individuen wirken. Was in der Masse als Erkennen und Wollen zutage tritt, ist nur eine aus Summierung und Wechselwirkung hervorgehende Gesamtheit des Erkennens und Wollens zahlreicher miteinander und füreinander arbeitender Individuen. Es ist nur deren Uebereinstimmung in der natürlichen Veranlagung, ihrem historischen Werdegang, ihren Traditionen, sowie endlich in den augenblicklichen Lebensbedingungen, die jene Uebereinstimmung des Erkennens und Wollens der Individuen hervorruft, aus der die Massenbewegung mit ihrer historischen Kraft ersteht.

Uebrigens ist kaum jemals eine in der Geschichte auftretende Masse an Ausdehnung der Gesellschaft gleich geworden.

Diese hörte ja früh auf, ein homogenes Gebilde zu sein, in dem alle Mitglieder die gleiche Stellung einnehmen, die gleichen Lebensbedingungen, Interessen, Befugnisse haben.

Selbst in den tierischen Gesellschaften sind den beiden Geschlechtern nicht bloß für das sexuelle, sondern auch für das gesellschaftliche Leben oft verschiedene Funktionen zugeteilt, bei manchen sind es nur die Männchen, bei anderen nur die Weibchen, die die Führung übernehmen usw. Auch haben die Aelteren, Erfahreneren in der Gesellschaft ein größeres Gewicht als die Jüngeren.

Bei den Menschen werden diese Differenzen vertieft und geregelt, finden wir frühzeitig die Arbeitsteilung zwischen Mann und Weib in der Suche nach Nahrung und deren Fertigstellung, sowie die Einteilung der Gesellschaft in Altersklassen mit verschiedenen Rechten und Pflichten. Wenn da eine Gesellschaft in eine neue Umwelt geriet, kann diese sehr wohl auf die Männer anders gewirkt haben, als auf die Frauen, anders auf die Jungen

als auf die Alten. Sie kann den einen Vorteile und größeren Einfluß verliehen, die anderen benachteiligt haben.

Die schließliche Anpassung an die neuen Verhältnisse wird da nicht immer aus einer einheitlichen Gegenwirkung aller Gesellschaftsmitglieder hervorgehen, sie wird sich oft in Reibungen zwischen den verschiedenen Gruppen vollzogen haben, die die mannigfachsten Formen annehmen konnten, von Wortgefechten bis zu passiver Resistenz oder gar Faustkämpfen. Doch wird in der Regel die demokratische Entscheidung der Mehrheit in jenen Anfängen bei inneren Zwistigkeiten den Ausschlag gegeben haben.

Seitdem hat sich die Differenzierung in der Gesellschaft und damit die Gruppenbildung mit zunehmender Arbeitsteilung und Verkehrstechnik ungemein vermehrt. Auf der einen Seite ist die Gesellschaft über das Bereich des einzelnen Gemeinwesens hinausgeschritten. Sie umfaßt eine Reihe solcher. Auf der anderen Seite ist jedes Gemeinwesen heute so sehr angewachsen, daß in seinem Bereich die Bildung zahlreicher und starker Gruppen möglich wurde, zuerst Verwandtschaftsorganisationen, dann territoriale Gruppen, Markgenossenschaften, Gemeinden, und in diesen wieder berufliche Organisationen, Zünfte. Es kommt zur Scheidung von Stadt und Land, von Handarbeit und geistiger Arbeit usw.

Jede dieser Gruppen hat ihr besonderes Wissen, ihre besonderen Interessen, wird von einer bestimmten, allen gemeinsamen Umwelt in besonderer Weise berührt und reagiert in besonderer Weise auf sie.

Das gemeinsame gesellschaftliche Interesse drängt sie wohl alle in eine ungefähr gleichen Richtung, aber dabei sind doch die verschiedensten Abweichungen möglich. Das schließliche Ergebnis hat man schon oft als die Resultante eines Kräfteparallelogramms bezeichnet.

Aber schließlich kommt die Gruppenbildung in der Gesellschaft noch weiter. Das Füreinanderarbeiten kann Formen erreichen, in denen bloß die einen arbeiten und die Früchte der Arbeit, nach Abzug der Erhaltungskosten der Arbeiter, anderen zufallen. Die Gruppen, die sich auf dieser Grundlage bilden, werden zu Gruppen von Ausbeutern und Ausgebeuteten, von Klassen.

Deren Interessen sind nicht bloß verschiedene, sondern geradezu gegensätzliche. Trotz des gemeinsamen Interesses an dem Gedeihen der Gesellschaft, deren Mitglieder die Klassen sind, kann deren Gegensatz so schroff werden, daß die Bestrebungen der verschiedenen Klassen direkt auseinandergehen, so daß ein Kräfteparallelogramm mit einer gemeinsamen Resultante ganz unmöglich wird und die gesellschaftliche Be-

wegung die Form eines Niederwerfens und Niederhaltens einer Klasse durch die andere annimmt.

Der Kampf der Klassen scheint hier die einzige Triebkraft der gesellschaftlichen Entwicklung zu sein. Und doch finden wir auch hier in letzter Linie die Entwicklung der Technik und der aus ihr hervorgehenden Produktionsweise als den entscheidenden Faktor. Denn aus ihr gehen die Wandlungen in den Machtverhältnissen der Klassen hervor, ohne die eine gesellschaftliche Weiterentwicklung in einer Klassengesellschaft kaum möglich erscheint.

In den Zeiten der geschriebenen Geschichte entwickelt sich die Gesellschaft vielfach in der Form von Klassenkämpfen. Diese müssen daher vornehmlich den Historiker beschäftigen.

Indes nimmt dieser Zeitraum innerhalb der Entwicklung der Menschheit nur eine geringe Spanne ein. Wir haben daher bisher von den Klassen und Klassenkämpfen nicht gehandelt, wenn wir es auch nicht ganz vermeiden konnten, sie gelegentlich zu streifen. Eine Theorie der menschheitlichen Entwicklung muß möglich sein auch ohne Beziehung auf den Klassenkampf, der in ihr nur eine relativ kurze, wie wir erwarten, bald vorübergehende Episode bilden wird. Aber unsere Theorie wäre unvollständig, wenn jene Episode von ihr ausgeschlossen bliebe, wir von ihr gar nicht Notiz nähmen.

Praktisch ist gerade das Stadium der Klassengesellschaft für uns von höchster Bedeutung, da wir noch mitten in ihr drinnen stehen und zu wirken haben.

Indes nicht minder bedürfen wir einer Theorie, die den Mechanismus der gesellschaftlichen Entwicklung auch ohne Klassen darlegt.

Sind wir doch in ein Stadium der Gesellschaft eingetreten, in dem uns die Bedingungen gegeben erscheinen, die eine Aufhebung der Klassen möglich, ja nötig machen und dahin drängen, die Episode der Klassengesellschaft zu einem Abschlusse zu bringen. Sie darf ebensowenig ewige Dauer beanspruchen, als etwa der Gentilgesellschaft oder der Markgenossenschaft vor ihr ewige Dauer beschieden war.

Die Theorie der geschichtlichen Entwicklung der Klassengesellschaft darf uns nicht gleichbedeutend sein mit der Theorie der gesellschaftlichen Entwicklung überhaupt.

Vierter Abschnitt.

Das Marxsche Vorwort.

Erstes Kapitel.

Wille und Produktionsweise.

Der Weg, auf dem ich zu der hier auseinandergesetzten materialistischen Geschichtsauffassung gekommen bin, ist sehr verschieden von dem, den Marx und Engels eingeschlagen haben, obwohl ich von ihnen frühzeitig entscheidend beeinflußt wurde.

Aber so verschieden meine Geschichtsauffassung von der Marx-Engelschen in ihrer Begründung sein mag, in der Methode, die sie anwendet, stimmt sie mit der ihrigen vollständig überein und auch in den Resultaten, natürlich mit subjektiven Abweichungen, die aus Verschiedenartigkeiten der Begabung, der Arbeitsbedingungen und der Zeitverhältnisse entspringen, unter denen jeder von uns arbeitete.

Marx und Engels waren mir weit überlegen als Genies, sowie durch den günstigen Umstand, daß diese Titanen des Geistes nicht jeder für sich arbeiteten, sondern sich zu einer Gemeinsamkeit des Forschens und Wirkens zusammenfanden, die einzig in der Geschichte des menschlichen Geistes dasteht.

Dagegen kommt mir zugute, daß ich unsere Meister um mehr als ein Menschenalter überlebe, Marx sogar um fast ein halbes Jahrhundert, und daher von zahlreichen Erfahrungen Kenntnis erhalte, die ihnen verborgen bleiben mußten.

Wenn trotz dieser Verschiedenheit des Weges, der Begabungen, der Erfahrungen, meine Geschichtsauffassung so sehr mit der Marx-Engelschen übereinstimmt, sehe ich darin eine Bekräftigung der Methode, die ich seit einem halben Jahrhundert bei meinen historischen Arbeiten anwende und bei dieser Anwendung, wie ich hoffe, vervollkommne.

In der Methode und ihrer Anwendung, sowohl bei der Erforschung der Vergangenheit, wie bei der praktischen Teilnahme an den Kämpfen der Gegenwart und bei dem Erkennen der Tendenzen, die unsere Zukunft bestimmen, stimme ich mit Marx und Engels auch heute noch überein, obwohl ich von ihrer philosophischen Grundlegung insofern abweiche, als ich die Dialektik der Entwicklung in der Welt der Arten der Organismen und der menschlichen Gesellschaft teilweise anders auffasse, als sie.

Zum Vergleich meiner im vorstehenden dargelegten Geschichtsauffassung mit der Marxschen sei hier aus dem berühmten

Vorwort des Buches „zur Kritik der politischen Oekonomie" auf das ich schon im Beginn des ersten Buches meiner Arbeit hinwies, der die materialistische Geschichtsauffassung behandelnde Absatz vollständig abgedruckt.

Er lautet:

„In der gesellschaftlichen Produktion ihres Lebens gehen die Menschen bestimmte, notwendige, von ihrem Willen unabhängige Verhältnisse ein, Produktionsverhältnisse, die einer bestimmten Entwicklungsstufe ihrer materiellen Produktivkräfte entsprechen. Die Gesamtheit dieser Produktionsverhältnisse bildet die ökonomische Struktur der Gesellschaft, die reale Basis, worauf sich ein juristischer und politischer Ueberbau erhebt und welcher bestimmte gesellschaftliche Bewußtseinsformen entsprechen. Die Produktionsweise des materiellen Lebens bedingt den sozialen, politischen und geistigen Lebensprozeß überhaupt. Es ist nicht das Bewußtsein der Menschen, das ihr Sein, sondern umgekehrt ihr gesellschaftliches Sein, das ihr Bewußtsein bestimmt. Auf einer gewissen Stufe ihrer Entwicklung geraten die materiellen Produktionskräfte der Gesellschaft in Widerspruch mit den vorhandenen Produktionsverhältnissen, oder, was nur ein juristischer Ausdruck dafür ist, mit den Eigentumsverhältnissen, innerhalb deren sie sich bisher bewegt hatten. Aus Entwicklungsformen der Produktivkräfte schlagen diese Verhältnisse in Fesseln derselben um. Es tritt dann eine Epoche sozialer Revolutionen ein. Mit der Veränderung der ökonomischen Grundlage wälzt sich der ganze ungeheure Ueberbau langsamer oder rascher um. In der Betrachtung solcher Umwälzungen muß man stets unterscheiden zwischen der materiellen, naturwissenschaftlich treu zu konstatierenden Umwälzung in den ökonomischen Produktionsbedingungen und den juristischen, politischen, religiösen, künstlerischen oder philosophischen, kurz ideologischen Formen, worin sich die Menschen dieses Konflikts bewußt werden und ihn ausfechten. So wenig man das, was ein Individuum ist, nach dem beurteilt, was es sich selbst dünkt, ebensowenig kann man eine solche Umwälzungsepoche aus ihrem Bewußtsein beurteilen, sondern muß vielmehr dies Bewußtsein aus den Widersprüchen des materiellen Lebens, aus dem vorhandenen Konflikt zwischen gesellschaftlichen Produktivkräften und Produktionsverhältnissen erklären. Eine Gesellschaftsformation geht nie unter, bevor alle Produktivkräfte entwickelt sind, für die sie weit genug ist, und neue höhere Produktionsverhältnisse treten nie an die Stelle, bevor die materiellen Existenzbedingungen derselben im Schoße der alten Gesellschaft selbst ausgebrütet worden sind. Daher stellt sich die Menschheit immer nur Aufgaben, die sie lösen kann, denn genauer betrachtet wird sich stets finden, daß die Aufgabe selbst nur entspringt, wo die materiellen Bedingungen ihrer Lösung schon vorhanden oder wenigstens im Prozeß ihres Werdens begriffen sind. In großen Umrissen können asiatische, antike, feudale und modern bürgerliche Produktionsweisen als progressive Epochen der ökonomischen Gesellschaftsformation bezeichnet werden. Die bürgerlichen Produktionsverhältnisse sind die letzte antagonistische Form des gesellschaftlichen Produktionsprozesses, antagonistisch nicht im Sinne von individuellem Antagonismus, sondern eines aus den gesellschaftlichen Lebensbedingungen der Individuen hervorwachsenden Antagonismus, aber die im Schoße der bürgerlichen Gesellschaft sich entwickelnden Produktivkräfte schaffen zugleich die materiellen Bedingungen zur Lösung dieses Antagonismus. Mit dieser

Gesellschaftsform schließt daher die Vorgeschichte der menschlichen Gesellschaft ab."

Zunächst können wir von den vorstehend abgedruckten Sätzen bloß die einleitenden erörtern. Die Untersuchung der anderen kann fruchtbringend erst vorgenommen werden, nachdem wir uns den ganzen historischen Prozeß bis zu unserer Zeit näher angesehen haben. Dahin werden wir erst am Ende des nächsten Buches gelangen.

Bei der Betrachtung jener Darlegungen des Marxschen Vorwortes, die uns jetzt schon zu beschäftigen haben, gilt es vor Allem einigen Mißverständnissen entgegenzutreten.

Marx sagt:

„In der gesellschaftlichen Produktion ihres Lebens gehen die Menschen bestimmte, notwendige, von ihrem Willen unabhängige Verhältnisse ein, Produktionsverhältnisse, die einer bestimmten Entwicklungsstufe ihrer materiellen Produktionskraft entsprechen!"

Dieser Satz wird mitunter dahin verstanden, als bildeten sich die jeweiligen Produktionsverhältnisse von selbst aus der gegebenen Technik heraus, ohne jegliches Wollen der Menschen.

So aufgefaßt wäre der Satz natürlich ein Unsinn. Marx selbst sagt, daß ein Produktionsverhältnis ein Verhältnis ist, daß Menschen miteinander zu Zwecken der Produktion eingehen. Es wird also durch bestimmte Handlungen von Menschen hervorgerufen. Niemand wird behaupten wollen, Marx habe dabei an Reflexbewegungen gedacht, die „unabhängig vom Willen" der Menschen vor sich gehen. Produktionsverhältnisse setzen ein bewußtes, zweckmäßiges Zusammenarbeiten von Menschen voraus, das ohne ein bewußtes, auf bestimmte Zwecke gerichtetes Wollen gar nicht möglich ist.

Aber die jeweilige Art dieses Wollens ist unabhängig vom Belieben der Menschen. Es wird teilweise bestimmt durch ihre angeborenen Bedürfnisse, die wieder teils von den tierischen Vorfahren der Menschen ererbt, teils im Laufe der historischen Entwicklung erworbene Eigenschaften sind, die erblich wurden.

Außerdem wächst jeder Mensch in einer bestimmten gesellschaftlichen Umgebung mit gegebenen Ueberlieferungen auf, Einrichtungen und Anschauungen, die auch bestimmte Bedürfnisse erzeugen. Ebensowenig wie die angeborenen Eigenschaften sind diese Ueberlieferungen von seinem Belieben abhängig. Sie sind vor ihm da, gänzlich unabhängig von seinem Willen.

Und dasselbe gilt von der Höhe seines Erkennens der Umwelt. Hinge dieses vom Wollen der Menschen ab, dann wäre jeder allwissend, gäbe es keine Welträtsel mehr. Leider ist unser Erkenntnisvermögen recht unvollkommener Natur. Es gehört auch zu den erworbenen, ererbten Eigenschaften, mit denen wir uns behelfen müssen, die durch unseren bloßen Willen nicht verbessert werden. Wohl gelingt es den Menschen, Hilfsmittel des Erkennens zu erfinden, die dessen Ausdehnung und Sicherheit vergrößern. Aber

auch diese Erfindungen hängen von bestimmten Bedingungen ab, die unabhängig sind von unserem Willen.

Der subjektive Faktor, der für das Eingehen von Produktionsverhältnissen in Betracht kommt, die Bedürfnisse und Kenntnisse der Menschen, ist also von ihrem Willen unabhängig.

Natürlich gilt das erst recht für den objektiven Faktor, die Gestaltung der Umwelt, die ihrerseits auch bestimmte Bedürfnisse hervorruft. So erzeugt z. B. ein kaltes Klima das Bedürfnis nach warmer Kleidung und nach Feuerung; in trockenen Gebieten ersteht das Bedürfnis nach Wasserleitungen usw. Andererseits hängen auch die Hilfsmittel, die dem Menschen zur Befriedigung seiner Bedürfnisse zu Gebote stehen, von der Art seiner Umwelt ab.

Wie die Bedürfnisse des Menschen nicht bloß durch seine angeborenen und anerzogenen Eigenschaften, sondern auch durch die Eigenart der Umwelt bedingt werden, so hängt andererseits die Art, wie die jeweilige Umwelt auf den Menschen wirkt, nicht bloß von ihr allein, sondern auch von seiner Eigenart ab, vor allem von seinen Kenntnissen. Die Umwelt mag ihm noch so reiche Mittel zur Stillung seiner Bedürfnisse zur Verfügung stellen, wenn ihm seine Kenntnisse nicht das Vorhandensein dieser Mittel aufzeigen und nicht die Möglichkeit ihrer Benützung gewähren, ist es ebensogut, wie wenn sie nicht vorhanden wären.

Alle diese Faktoren, die bei der Eingehung von Produktionsverhältnissen in Betracht kommen: die Bedürfnisse und die Kenntnisse des Menschen und die Art seiner Umgebung sind unabhängig von seinem Willen.

Doch noch in einem anderen Sinne findet eine Unabhängigkeit vom Willen des Menschen bei der Eingehung von Produktionsverhältnissen statt. Wir haben bisher Faktoren in Betracht gezogen, die im einzelnen Menschen schon von seiner Geburt an wirksam sind, oder die ihm als vollendete Tatsachen entgegentreten; durch sie werden die bestehenden Produktionsverhältnisse bedingt und erklärt. Wie aber kommen wir zu neuen Produktionsverhältnissen?

Sie treten dort ein, wo eine Veränderung der Umgebung oder auch des bloßen Wissens von unserer Umgebung neue Aufgaben schafft oder neue Mittel zur Lösung von Aufgaben, und es damit ermöglicht, daß alte Bedürfnisse besser befriedigt werden, oder neue zu den bisherigen hinzutreten.

Der daraus hervorgehende technische Fortschritt vollzieht sich gewiß nicht ohne das Wollen von Menschen, ohne die energische und ausdauernde Arbeit von Erfindern. Aber nicht nur werden ihnen ihre Aufgaben und die Mittel ihrer Lösung unabhängig von ihrem Willen durch die jeweilig bestehenden Verhältnisse zugewiesen. Die Produktionsverhältnisse, die aus der neuen Technik hervorgehen, sind von den Erfindern dieser Technik nur zum

geringsten Teil vorausgesehen worden und ganz unabhängig von ihrem Wollen.

Wer von den Erfindern und Förderern der ersten Dampfschiffe, Eisenbahnen und Spinnmaschinen hätte je daran gedacht, daß alle diese Erfindungen, von denen sie wohl eine Hebung der Textilindustrie erwarteten, auf der einen Seite die Fabrikhöllen in England, z. B. in Manchester, und andererseits die Erweiterung der Sklaverei in Amerika herbeiführen würden!

Sicher sind auch diese Produktionsverhältnisse meist nicht geschaffen worden ohne ein bestimmtes Wollen der sie eingehenden Personen. Es wären nie Fabrikhöllen gebaut und in Betrieb gesetzt worden ohne die Kapitalisten, die aus ihnen Profit ziehen wollten. Aber daß es Verhältnisse gab, die es einzelnen Menschen ermöglichten, ja unter Umständen sie darauf anwiesen, von Profitgewinnung zu leben, und daß es möglich war, aus der Ueberarbeit von Frauen und Kindern Profit zu ziehen, daß Menschenfleisch so billig wurde, das trat ein, unabhängig von dem Wollen der Kapitalisten. Ihr Wollen bezieht sich bloß auf die Ausnützung dieser für sie gegebenen technischen und gesellschaftlichen Zustände.

Aehnliches gilt von den Proletariern. Gewiß wäre es zu den scheußlichen Fabrikszuständen in England vor Einführung des Arbeiterschutzes nicht gekommen, wenn die Arbeiter nicht ihre eigene Arbeitskraft, sowie die ihrer Frauen und Kinder um jeden Preis hätten verkaufen wollen, getrieben vom Willen, zu leben. Aber daß dieser Wille sich gerade in solcher Weise äußern mußte, hing sicher nicht vom Willen der betroffenen Arbeiter ab.

Indes hätten auch viele Kapitalisten lieber gewollt, ihr Profit wäre auf weniger grausame Weise gewonnen worden, wenn sie nur gewußt hätten, wie sie sich dem Drang der Konkurrenz entziehen konnten.

Daß bei den Sklaven in Amerika von irgendeinem Willen bei der Eingehung des Produktionsverhältnisses, in dem sie standen, nicht die Rede war, ist eine Selbstverständlichkeit. Bei den Sklavenhaltern war der Wille für Ausbeutung von Sklaven jedenfalls sehr groß. Doch wurde er nur dadurch hervorgerufen, daß sie, um angenehm zu leben, bei den gegebenen Bedingungen keine andere Methode wußten, als die der Ausbeutung von Sklaven.

Die Produktionsverhältnisse, die die Menschen eingehen, sind stets die Folge eines starken Wollens — mitunter eines bloß einseitigen, wie bei der Sklaverei — vielfach eines allseitigen aller an dem Verhältnis Beteiligten. Wenn die Menschen keine Bedürfnisse hätten, nicht diese Bedürfnisse befriedigen wollten, würden sie nicht produzieren, also auch nicht Produktionsverhältnisse eingehen. Insofern sind diese bedingt durch das Wollen der Menschen.

Aber welcher besonderen Art ihre jeweiligen Bedürfnisse sind und welche Mittel zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse ihnen zur Verfügung stehen, das ist unabhängig vom Willen der Menschen, das wird bestimmt durch die jeweilige, bestimmte Entwicklungsstufe ihrer materiellen Produktivkräfte.

Diese „materiellen Produktivkräfte" sind noch näher zu bestimmen.

Sie entspringen dem Reichtum der Natur, den Stoffen und Kräften, die uns in der Außenwelt zu Gebote stehen, und sind insofern materieller Natur, wenn wir die Gesamtheit der Außenwelt als Materie bezeichnen wollen.

Aber im Verhältnis zur Entwicklung der Gesellschaft scheint die Natur entwicklungslos zu sein. Sie bleibt der Gesellschaft gegenüber fast stets dieselbe.

Die bestimmten Entwicklungsstufen der materiellen Produktivkräfte können also nicht aus einer Entwicklung der Natur stammen, der Außenwelt, sondern nur aus einer Entwicklung im Menschen, einer Entwicklung seines Wissens von den Stoffen und Kräften der Natur und seines Vermögens, sie sich nutzbar zu machen; die Entwicklungsstufen der materiellen Produktivkräfte entspringen also aus der Entwicklung des Naturerkennens und der technischen Anwendung dieses Erkennens.

Keine Technik kann erfolgreich angewendet werden, ohne daß die Menschen sich dabei zu bestimmten Handlungen zusammentun. Die Produktionsverhältnisse, zu denen es dadurch kommt, werden den Menschen durch ihre eigene Technik vorgeschrieben. Sie werden ihnen nicht vorgeschrieben durch eine von ihrem eigenen Wollen unabhängige, über ihnen stehende höhere Macht, sondern durch ihr eigenes Wollen, das in letzter Linie nichts anderes ist, als der jedem wollenden Organismus angeborene Wille zu leben und seine Art zu erhalten. Derselbe Wille, der die Technik schafft, schafft auch die ihr entsprechenden Produktionsverhältnisse.

Aber die jeweilige Art dieser Produktionsverhältnisse hängt ebensowenig vom Belieben der Menschen, von ihrem bloßen Willen ab, wie der Stand ihrer materiellen Produktionskräfte davon abhängt.

Genau genommen werden die jeweiligen Produktionsverhältnisse übrigens nicht von den materiellen Produktionsbedingungen allein bestimmt, sondern auch von anderen Momenten, z. B. der jeweiligen Eigentumsordnung. Aber diese selbst besteht wieder aus zwei Elementen: einmal aus Eigentumsverhältnissen, die durch die Art der materiellen Produktionsbedingungen selbst hervorgerufen werden, und andererseits aus solchen, die von neu auftauchenden Produktionsbedingungen bereits vorgefunden werden. Entweder müssen sich die Eigentumsformen diesen neuen Verhältnissen anpassen, oder diese werden dem überkommenen Eigentum angepaßt. Auf die Dauer können also die Eigentums-

formen nicht in Widerspruch zu den materiellen Produktionsbedingungen stehen. In letzter Linie sind es stets diese, die die Produktionsverhältnisse bestimmen.

Die materialistische Geschichtsauffassung macht das Eingehen von Produktionsverhältnissen, und ebenso die auf ihrer Grundlage vor sich gehende geschichtliche Entwicklung keineswegs unabhängig vom Wollen und Wissen, also vom Geist der Menschen. Sie setzt solches Wollen und Wissen vielmehr als unerlässlich voraus, bestimmt aber die Grenzen seiner Wirksamkeit, weist die Konsequenzen auf, die aus bestimmtem Wollen und Wissen unter bestimmten Bedingungen notwendig hervorgehen, ebenso wie solches Wollen und Wissen wieder seinerseits als Konsequenz bestimmter Bedingungen notwendig auftritt.

Zweites Kapitel.

Unterbau und Ueberbau.

Nachdem Marx in seinem Vorwort darauf hingewiesen hat, daß die Menschen bei der gesellschaftlichen Produktion ihres Lebens bestimmte, von ihrem Willen unabhängige Produktionsverhältnisse eingehen, die der Entwicklungsstufe ihrer materiellen Produktionskräfte entsprechen, fährt er fort:

„Die Gesamtheit dieser Produktionsverhältnisse bildet die ökonomische Struktur der Gesellschaft, die reale Basis, worauf sich ein juristischer und politischer Ueberbau erhebt und welcher bestimmte gesellschaftliche Bewußtseinsformen entsprechen."

Als solche Formen nennt Marx später neben juristischen und politischen auch religiöse, künstlerische und philosophische.

Diese Kennzeichnung des Verhältnisses von Oekonomie und Bewußtsein durch das Wort vom ökonomischen Unterbau und ideologischen Ueberbau ist unter den Sätzen, in denen die materialistische Geschichtsauffassung formuliert wird, wohl der verbreitetste geworden, derjenige, der den tiefsten Eindruck gemacht hat, und als der Kernpunkt dieser Auffassung gilt. Und doch hat gerade dieser Satz Anlaß zu den seltsamsten Mißverständnissen und Deutungen gegeben.

Das rührt zum Teil vielleicht daher, daß Marx hier ein Bild gebraucht. Ein Gleichnis, auch das treffendste, hinkt aber immer und führt denjenigen irre, der es zu wörtlich auslegt.

Marx vergleicht hier die Gesellschaft mit einem Gebäude, dessen Fundament die Oekonomie bildet, auf dem die luftigen oberen Stockwerke der Ideen ruhen. Die Gesellschaft als ein Gebäude zu bezeichnen, ist sehr üblich. Unter denen, die über gesellschaftliche Dinge schrieben, wird es kaum einen geben, der das Bild nicht schon einmal gebraucht hätte. Man muß sich aber

dabei stets dessen bewußt bleiben, daß die Vergleichung nur in gewissen Grenzen zutrifft.

Ein Gebäude wird nach einem bestimmten, von einem Baumeister entworfenen Plan aufgebaut. Betrachtet man die Gesellschaft als ein Gebäude, so führt dies zu utopistischer Denkweise, gerade jener, die mit der materialistischen Geschichtsauffassung am wenigsten vereinbar ist. Es führt zu der Meinung, irgend ein Gesetzgeber könne einen vollkommeneren, als den bestehenden Gesellschaftsbau erfinden, planmäßig ausarbeiten und dann errichten.

Diese Auffassung war im klassischen Altertum allgemein und sie hat sich bis heute erhalten. Sie führt zu der lächerlichen Forderung, die von nicht wenigen Sozialisten und Antisozialisten an die Theoretiker des Marxismus erhoben wurde und oft noch wird, diese sollten einen Plan des „Zukunftsstaates" entwerfen, in dem für alle etwa auftauchenden Schwierigkeiten von vornherein Vorsorge getroffen sei.

Das ist das gerade Gegenteil der Marxistischen Anschauung, die auf der Erkenntnis beruht, daß die Gesellschaft nicht aufgebaut werden kann, sondern daß sie einfach wird, sich entwickelt.

In dieser Beziehung könnte man sie eher einem tierischen oder pflanzlichen Organismus vergleichen, als einem Gebäude. Doch hat auch dieser Vergleich seine Gefahren. Wir haben auf manche schon hingewiesen, so auf die naheliegende Gefahr, in jedem gesellschaftlichen Organismus eine notwendige Aufeinanderfolge der Stadien der Kindheit, der reifen Vollkraft, des Alterns und des schließlichen Todes zu entdecken.

Die Gesellschaft ist ein Organismus eigener Art.

Neben der schon erwähnten, bringt die Vergleichung der Gesellschaft mit einem Gebäude bei unkritischem Denken noch eine andere Gefahr mit sich: die, die gesellschaftlichen Verhältnisse im Zustande der Ruhe, nicht in dem der Bewegung zu betrachten.

Nach der Auffassung der Dialektik, die Marx und Engels annahmen, sind die isolierten Dinge an sich im Zustande der Ruhe überhaupt nicht zu erkennen. Nur ihre Bewegungen, das heißt, ihre Veränderungen sind zu erkennen, und diese nur im Verhältnis zu anderen Dingen. Ein Ding erscheint nur ruhend oder unverändert im Vergleich zu anderen Dingen, die sich neben ihm bewegen oder verändern.

Auch ein Gebäude ist in steter Bewegung begriffen, aber im Verhältnis zur Gesellschaft ist es im Zustande der Ruhe. So wie es aufgebaut ist, muß es stehen bleiben, und die Veränderungen und Bewegungen, die an ihm vorgehen, sind unmerklich, wenn man sie mit denen vergleicht, die wir an einer Gesellschaft konstatieren können. Gerät ein Bauwerk in eine Bewegung, die wir merken, dann hört es auf, ein Gebäude zu sein. Es wird ein

Trümmerhaufen. Daß es sich durch eine Bewegung zu einer anderen Daseinsform als Gebäude entwickelt, ist ausgeschlossen.

Ganz anders ist die Daseinsform der Gesellschaft. Sie gehört zu den beweglichsten, veränderlichsten Erscheinungen der uns zugänglichen Welt. Interessieren uns an einem Bauwerk vor allem die Bedingungen seiner relativen Unbeweglichkeit und Standfestigkeit, so an der Gesellschaft die Bedingungen ihrer Bewegungen und Veränderungen. Wieviel fruchtbarer erweist sich z. B. die Marxsche Betrachtung des Kapitals in seinen Funktionen, Bewegungen, Wandlungen, Tendenzen, als die der gewöhnlichen Oekonomie, die es als isoliertes, ruhendes Ding erforschen will, sei es als Geld oder als Ware oder als Produktionsmittel.

Also das Wort vom ideologischen Ueberbau, dem die ökonomische Struktur als materieller Unterbau gegenüber gestellt wird, ist nicht buchstäblich zu nehmen.

Man darf sich aber auch nicht, wie das öfter geschieht, grob materialistisch die Sache so vorstellen, als bestehe der Unterbau bloß aus materiellen Dingen, Maschinen, Werkzeugen, Rohstoffen, Eisenbahnen und dgl., und der Ueberbau bloß aus wesenlosen Gedanken.

Wir haben bereits darauf hingewiesen, daß in den „materiellen Produktivkräften" nicht bloß Stoffe (sowie Kräfte) stecken, die die Natur liefert, sondern auch geistige Arbeit, die jene materiellen Reichtümer in der Natur und die Art ihrer Nutzbarmachung entdeckt. Der ganze gesellschaftliche Reichtum, über den die Menschheit verfügt, und alle die Produktivkräfte, die ihr zu Gebote stehen über das Ausmaß dessen hinaus, was sie schon im tierischen Zustand beherrschte, ist der Entwicklung ihres Wissens zuzuschreiben. Und in jedem gegebenen Moment ist der Reichtum der Gesellschaft viel mehr bestimmt durch die Höhe ihres Wissens, ihrer geistigen Qualitäten, als durch die Menge von Dingen, die zu ihrem Gebrauch vorhanden sind.

Darauf wies schon vor hundert Jahren Thomas Hodgskin hin in seiner Schrift „Labour defended" (London, 1825, auch deutsch erschienen unter dem Titel: „Verteidigung der Arbeit", Leipzig, 1909). Marx gibt diese Gedankengänge Hodgskins zustimmend wieder im dritten Band seiner „Theorien über den Mehrwert".

Hodsgkin polemisiert gegen jene Oekonomen, die in den Dingen, die als akkumuliertes Kapital fungieren, die Hauptursache der wachsenden Produktivität der Arbeit erblicken, und sagt:

„Das einzige, was man aufgespeichert und im voraus produziert nennen könnte, ist die G e s c h i c k l i c h k e i t d e s A r b e i t e r s. Wenn die Arbeitsgeschicklichkeit des Bäckers, des Schlächters, des Viehzüchters, des Webers nicht vorher geschaffen und aufgehäuft wäre, so könnte man auch nicht die Waren bekommen, die jeder von ihnen produziert." (Deutsche Uebersetzung, S. 39.)

„Von all den wichtigen Produktionsprozessen, zu deren Vollendung mehr als ein Jahr erforderlich ist . . . . ., ist die Erziehung der Jugend und die Unterweisung in der Arbeitsgeschicklichkeit oder irgendwelchen gewerblichen Künsten weitaus das Wichtigste . . . . . Alle die Wirkungen, die man gewöhnlich der Akkumulation umlaufenden Kapitals zuschreibt, entspringen der Akkumulation und Aufspeicherung der Arbeitsgeschicklichkeit.“ (S. 41.)

„Nicht mehr als drei Dinge scheinen mir für eine Nation erforderlich zu sein, die über stehendes Kapital verfügen und einen vorteilhaften Gebrauch davon machen will. Erstens Kenntnisse und erfinderischer Geist, um neue Maschinen zu erfinden . . ., das zweite Erfordernis . . . ist eine geschickte Hand, um diese Erfindungen praktisch zur Ausführung zu bringen. Als das dritte Erfordernis gilt die Geschicklichkeit und Arbeit, die notwendig ist, um die fertiggestellten Werkzeuge zu handhaben. . . . .

Da der Mensch das Wissen vieler Generationen geerbt hat, ist er imstande, wenn er in großen Massen zusammenlebt, durch seine geistigen Fähigkeiten die Arbeit der Natur zu ergänzen.“ (S. 49, 50.)

Gilt es schon von den materiellen Produktivkräften, daß sie zum großen Teil geistiger Art sind, so gilt das erst recht von den Produktionsverhältnissen, welche die Menschen untereinander, der jeweiligen Eigenart ihrer Produktivkräfte entsprechend, eingehen. Es gehört zu den Großtaten der Marxschen Oekonomie, daß sie hinter den Dingen, welche die gesellschaftlichen, geistigen Beziehungen der Menschen untereinander vermitteln, diese Beziehungen selbst erblickt und den „Fetischcharakter“ der Ware enthüllt.

Die Gesamtheit dieser Produktionsverhältnisse, die „reale Basis“, worauf sich ein juristischer und politischer Ueberbau und bestimmte gesellschaftliche Bewußtseinsformen aufbauen, ist also keineswegs bloß „materieller“ Art, das heißt, aus materiellen Dingen der Außenwelt gebildet, sondern sehr stark von geistigen Faktoren, Bedürfnissen und Kenntnissen der Menschen bestimmt. Merkwürdigerweise nennt man diese geistigen Faktoren materielle, wenn sie im Bereich der Produktion auftreten. Jegliches Interesse, das der Mensch empfindet, ist geistiger Art. Aber seine ökonomischen Interessen gelten als „materielle“ Interessen. Die Sache wird nicht verbessert dadurch, daß man oft jegliches ökonomische oder materielle Interesse gleichsetzt mit Eigennutz, Egoismus, rein persönlichem Interesse, als ob es nicht auch materielle Interessen der Klassen und Gemeinwesen gäbe. Sicher entspringen die Klassenkämpfe aus dem Widerstreit ökonomischer Interessen, damit ist jedoch keineswegs gesagt, daß jeder Klassenkämpfer persönliche Interessen verfolgt. Die entschiedensten Verfechter eines Klasseninteresses sind oft die selbstlosesten Menschen.

Auf der anderen Seite wird das ökonomische Interesse vielfach gleichgesetzt ökonomischen Bedingungen, so daß dabei die Be-

hauptung herauskommt, die gesamte Ideologie der Menschen entspringe ihrem Eigennutz, was ebenso lächerlich ist, als wollte man ihre Ideen als bloßen Reflex ihrer Werkzeuge und Maschinen betrachten.

Die Kritiker der materialistischen Geschichtsauffassung fassen sie vielfach in der einen der hier erwähnten Weisen auf. Daß sie sich ihre kritische Arbeit damit sehr erleichtern, liegt klar zutage. Das ist aber auch der einzige Vorteil, den solche Vorstellungen vom historischen Materialismus bieten.

In Wirklichkeit wird die Herstellung der ökonomischen Beziehungen der Menschen untereinander nicht nur durch die jeweilig vorhandenen materiellen Bedingungen der Produktion bestimmt, sondern ebensosehr, wie wir eben gesehen, durch das Wissen und Können der Menschen und durch die verschiedensten ihrer Interessen, nicht nur egoistische, sondern auch soziale, sexuelle, ästhetische, nach Erkennen strebende, soweit sie zu ihrer Befriedigung bestimmte Produktionsverhältnisse erheischen.

Die materielle Basis ist also stark geistig durchsetzt. Andererseits ist wieder der ideologische Ueberbau keineswegs rein geistiger Art. Es handelt sich bei diesem Ueberbau nicht um geistige Bedürfnisse und Anschauungen, die der einzelne für sich allein in seinem Kopfe entwickelt. Solche können nie historische Bedeutung gewinnen. Marx spricht auch ausdrücklich von „bestimmten *gesellschaftlichen* Bewußtseinsformen".

Damit die Einwirkungen des Unterbaues auf den Ueberbau gesellschaftliche Formen bekommen, müssen sie nicht in den Köpfen der einzelnen verschlossen bleiben. Solange dies der Fall, werden sie auch dann nicht zu einem gesellschaftlichen Faktor, wenn die gemeinsame Wirkung der gleichen Faktoren auf eine Menge Menschen, die unter den gleichen Bedingungen leben, in jedem von ihnen dieselbe Art zu fühlen und zu denken hervorruft. Nur durch gegenseitige Mitteilungen und Verständigung bekommen diese gemeinsamen Anschauungen gesellschaftlichen Charakter und damit geschichtsbildende Kraft. Diese Mitteilung und Verständigung wird um so notwendiger, je mehr die Gesellschaft sich nach sozialen Bedingungen und Bildungsmöglichkeiten differenziert und damit auch die Bewußtseinsformen der verschiedenen Menschen voneinander abweichen.

Nur durch gegenseitige Aussprache und Prüfung gelingt es, über die Meinungsverschiedenheiten in Nebendingen hinweg, diejenigen Menschen, die in den Hauptdingen übereinstimmen, zu übereinstimmendem Denken, Forschen und Handeln zu bringen und damit zu gesellschaftlich wirksamen Bewußtseinsformen zu gelangen.

Diese gegenseitige Aussprache zur Herbeiführung geistiger Uebereinstimmung wird immer notwendiger, aber auch immer

schwerer, denn die Entwicklung der Technik und der Oekonomie erweitert immer mehr den Kreis der Menschen, die miteinander gesellschaftlich verbunden sind und erweitert noch rascher den Umfang des Wissens, des neu gefundenen wie des überlieferten, das in der Gesellschaft aufgehäuft wird.

In den Anfängen der Kultur genügt mündliche Aussprache und mündliche Ueberlieferung, um allen Mitgliedern der Gesellschaft das gesamte Wissen ihrer Zeit, ihre gesamte Ideologie zugänglich zu machen.

Heute ist niemand mehr imstande, auch nur im entferntesten dieses Wissen vollständig zu beherrschen, selbst wenn er gar nichts schaffen wollte oder könnte, sondern seine ganze Zeit dazu aufwendete, das bereits von anderen geistig Geschaffene aufzunehmen. Und zur Mitteilung dieser Schöpfungen reicht schon lange nicht das mündliche Verfahren aus. Selbst wo nur sprachliche Mitteilung in Frage kommt, ohne Beigabe von Demonstrationen, wird diese Mitteilung an einen weiteren Kreis unmöglich ohne Zuhilfenahme von materiellen Dingen, Papier, Feder, Lettern, Druckerschwärze, Druckerpresse usw. Was würden etwa Kant und Goethe in der Geschichte des menschlichen Denkens bedeuten, und was wüßten wir von Aristoteles, wenn sie die Produkte ihres Kopfes bloß mündlich hätten mitteilen können? Sokrates schrieb seine Lehren nicht nieder. Aber für ihn besorgten es seine Schüler, Xenophon und vor allem Plato. Und wie weit wären viele unserer größten Denker in ihren Erkenntnissen gekommen, ohne die geistigen Schätze, die sie ihren Bibliotheken entnahmen! Wir reden da gar nicht von dem ungeheuren materiellen Apparat, den eine moderne Fabrik öffentlicher Meinung, eine Tageszeitung, darstellt.

Noch mehr von materiellen Dingen abhängig als jene geistigen Produktionen, die der Sprache allein zu ihrer Darstellung und Uebermittlung bedürfen, sind jene, die teilweise oder ausschließlich durch Sinneseindrücke anderer Art wirken. Was wären die Naturwissenschaften ohne Observatorien und Laboratorien usw. mit ihren wachsenden technischen Behelfen, was die Musik ohne Instrumente, das Drama ohne Theatergebäude, Kostüme, Dekorationen, Beleuchtungskörper, die Malerei ohne Leinwand, Farben, Pinsel, die Plastik ohne Ton, Marmor, Bronze! Und gar die Architektur, wie vieler Materialien bedarf sie, um ihre Ideen zu gestalten!

Und nicht nur die künstlerischen und philosophischen, sondern sogar die religiösen Formen der Ideologie können ohne Vermittlung materieller Dinge keine gesellschaftliche Bedeutung erlangen.

Zur katholischen Religion gehören nicht bloß ihre Dogmen und Gebote, sondern auch ihre hohen Dome, ihre Altarbilder, Heiligenstatuen und Orgeln, ihre Glocken, Kerzen und Weih-

rauchgefäße, ihre prunkvollen Meßgewänder und Kelche. Auch die zarteste Frömmigkeit und überschwenglichste Ekstase bedarf materieller Dinge, an die sie sich klammert, die sie hervorrufen, unterhalten, steigern.

Man kann also nicht einfach sagen, daß im Unterbau bloß materielle Dinge zu finden seien, und im Ueberbau bloß Gedanken und Gefühle. Man kommt hier wie dort ohne materielle Dinge ebensowenig aus, wie ohne geistiges Tun.

Noch mehr. Man kann auch nicht sagen, daß Unterbau und Ueberbau zueinander stets in dem Verhältnis von Ursache und Wirkung stünden. Sie beeinflussen einander in steter Wechselwirkung. Bestimmte juristische, politische, religiöse Anschauungen werden durch bestimmte ökonomische Verhältnisse bedingt. Aber ebenso ist das umgekehrte festzustellen. Juristische und politische Verhältnisse wirken auch bestimmend auf das ökonomische Leben.

Und das gilt sogar von der Religion. Das religiös verankerte Kastenwesen beeinflußt die ökonomischen Verhältnisse Indiens aufs stärkste. Dank dem im Katholizismus noch vorkommenden Charakter des Christentums als Bettlerreligion mit seiner Verherrlichung des Bettlers hat lange das ökonomische Leben in den streng katholischen Ländern einen ganz anderen Charakter erhalten, als in den Ländern des Protestantismus, der dem Christentum den Charakter der Bettlerreligion abgestreift hat.

Beweist dies alles nicht die Unzulänglichkeit der materialistischen Geschichtsauffassung und die Nichtigkeit der Unterscheidung zwischen dem realen Unterbau und dem ideologischen Ueberbau?

Es würde dies allerdings beweisen, wenn die materialistische Geschichtsauffassung darauf ausginge, einzelne gesellschaftliche Zustände für sich allein zu erklären ohne ihren Zusammenhang mit der gesellschaftlichen Bewegung. Unsere Auffassung ist aber gerade dadurch gekennzeichnet, daß sie eine dialektische ist, daß sie nur die Bewegungen für erkennbar hält und ihnen nachspürt.

Wenn wir das tun, dann bekommt das Bild vom Unterbau und Oberbau ein ganz anderes Aussehen.

Was die materialistische Geschichtsauffassung zu leisten hat, ist die Erklärung der Bildung des Neuen in der Geschichte. Sie hat in jedem gesellschaftlichen Zustand die neue Ideologie zu erklären, die in ihm aufkommt.

Wir haben bereits Gelegenheit gehabt, das Aufkommen des Neuen in der Gesellschaft zu erörtern und brauchen hier nicht viel hinzuzufügen.

Betrachten wir in einer gegebenen Gesellschaft die neuen Ideen, die sich in ihr emporringen, so können wir feststellen, daß ihnen neue technische und ökonomische Bedingungen vorher-

gehen. Diese erzeugen nicht sofort neue Ideen. Die Menschen sind konservativ und suchen die neue Technik und Oekonomie den alten Ideen anzupassen. Nur soweit diese Faktoren miteinander nicht vereinbar sind, entsteht ein Stadium der Unsicherheit, des Suchens und Tastens nach neuen Formen der Ideen und der von ihnen bestimmten gesellschaftlichen Einrichtungen. Viel später als die neue Oekonomie bilden sich die ihr entsprechenden neuen Ideen. Dieses Stadium des Suchens und Tastens und der Verwirklichung der neuen Ideen dauert so lange, bis ein Gleichgewichtszustand zwischen Ideen und Oekonomie herbeigeführt ist, bis jene dieser entsprechen. Dann tritt ein Ruhezustand ein, der erst wieder unterbrochen wird, wenn abermals eine neue Technik große, wesentliche Veränderungen nach sich zieht, die mit den bis dahin erreichten Formen der Ideologie nicht vereinbar sind.

Wenn wir also nur die jeweiligen *neuen* Ideen in Betracht ziehen, so bilden sie stets einen Ueberbau, der sich auf einem vorher errichteten neuen ökonomischen Unterbau erhebt.

Nun gibt es aber keine Idee, die nicht einmal neu gewesen wäre. Jede ist damals, als sie aufkam, durch neue technische und ökonomische Verhältnisse bedingt gewesen. Streng genommen gilt dies wohl nicht für alle Bewußtseinsformen. Nicht für jene, die der Mensch von seinen tierischen Ahnen übernommen hat. Aber es gilt für alle Bewußtseinsformen, die dem Menschen eigentümlich sind, für alle, die sich im Laufe seiner Geschichte entwickelt haben. Sie alle sind einmal auf einem ökonomischen Unterbau emporgekommen, der sie bedingte, sie alle sind in *letzter Linie* materialistisch zu erklären.

Aber freilich nur in letzter Linie, wie auch Marx und Engels immer wieder hervorgehoben haben.

Es geht jedoch keineswegs an, *alle* Ideen, die wir in einem gesellschaftlichen Zustand vorfinden, aus den gleichzeitig gegebenen ökonomischen Verhältnissen erklären zu wollen.

Man muß bei den Ideen eines Zeitalters unterscheiden zwischen den alten, die es von seinen Vorgängern übernimmt, und den neuen, die es selbst hervorbringt. Diese neuen brauchen die alten nicht immer zu verdrängen. Sie können sich zu ihnen hinzugesellen, das geistige Leben bereichern. Nicht alles, was unsere Vorfahren dachten und wußten, wird von uns als Irrtum betrachtet. Viele alte Ideen bleiben erhalten. Aber freilich nur solche, die mit dem neuen Zustand vereinbar sind, wenigstens einigermaßen vereinbar, sonst könnten sie sich nicht behaupten, würden aufgegeben, entweder ausdrücklich oder doch tatsächlich, das heißt, sie hörten auf, das Verhalten der Menschen praktisch zu bestimmen, brauchten aber deswegen nicht formell abgelehnt zu werden.

Das Aufkommen neuer Ideen unter dem Einfluß neuer materieller Bedingungen, die Anpassung alter Ideen an die neuen Ver-

hältnisse, der Kampf gegen jene alten Ideen, die sich als unvereinbar mit den neuen erweisen und ihre schließliche Ausmerzung: das ist der Inhalt des geistigen Kampfes eines jeden Zeitalters, in dem eine neue Technik oder Oekonomie auftritt. Den Anstoß zu dieser Bewegung liefert ausschließlich die Oekonomie. Die Ideologie folgt ihr nur zögernd nach.

Um aber die Ideen zu begreifen, die das betreffende Zeitalter von der Vorzeit übernommen hat, muß ich nicht dieses allein untersuchen, sondern auch die vorhergehende Epoche. Ich muß feststellen, was von deren Ideen damals neu war, was nicht. Wir werden wieder finden, daß nur ein Teil neu aufkam; nur dieser vermag aus den ökonomischen Verhältnissen der Zeit erklärt zu werden. Zur Erklärung der anderen muß ich noch weiter zurückgreifen. So müssen wir, um die gesamte Ideologie unserer Zeit zu begreifen, bis in die entfernte Vorzeit zurückgehen. Nur dann wird es uns gelingen, alle ihre ökonomischen Ursprünge bloßzulegen. Aber stets werden wir finden, wenn wir tief genug graben, daß alle Ideen in ökonomischen Verhältnissen wurzeln.

Das ist der Sinn des Bildes vom Unterbau und Ueberbau. Die Beziehungen zwischen den beiden Faktoren sind nicht so einfach, wie sie auf den ersten Blick erscheinen.

Drittes Kapitel.

Christentum und Revolution.

Nehmen wir zur Veranschaulichung des Gesagten etwa das Christentum. Unter den Ideen, die das geistige Leben unserer Zeit bestimmen, ist es immer noch von großer Bedeutung. Wohl hat schon von mehr als einem halben Jahrhundert David Fr. Strauß in seinem Buche, „Der alte und der neue Glaube" (Leipzig 1872) nicht nur für die Freidenker, die Materialisten und Atheisten, sondern auch für die Masse derjenigen, die sich noch zu einem christlichen Bekenntnis zählen, die Frage aufgeworfen: Sind wir noch Christen? und er war zu dem Ergebnis gekommen:

> „Wenn wir Ja Ja und Nein Nein bleiben lassen wollen, kurz, wenn wir als ehrliche, aufrichtige Menschen sprechen wollen, so müssen wir bekennen: wir sind keine Christen mehr." (S. 94.)

Das gilt sicher für eine ungemein große Zahl von sogenannten Christen. Ebenso haben zahlreiche Juden tatsächlich den Glauben ihrer Väter aufgegeben, ohne ihre Religionsgemeinschaft aufzugeben. Und dennoch üben die Lehren der christlichen (ebenso wie der jüdischen) Religion auch heute noch nicht bloß eine große politische und gesellschaftliche Macht, sondern auch einen starken Einfluß auf das Denken und Fühlen vieler, sonst ganz moderner Menschen aus. Wir finden noch zahlreiche gläubige

Christen sowohl unter den Katholiken wie unter den Protestanten in allen Parteilagern, sogar im modernsten, dem sozialistischen, namentlich in den angelsächsischen Ländern. Wie tief gewurzelt der Bibelglaube ist, hat erst kürzlich der famose Affenprozeß in Dayton gezeigt, der Versuch, im Namen der Bibel das Lehren der Darwinschen Anschauung in der amerikanischen Demokratie zu verbieten.

Man kann die Ideologie unserer Zeit nicht schildern, ohne dem Christentum einen breiten Raum dabei einzuräumen.

Doch wäre es ganz vergeblich, die Ideen des Christentums aus den heute bestehenden ökonomischen Bedingungen ableiten zu wollen. Wollen wir es begreifen, müssen wir zu der Zeit zurückgehen, in der es als neue Erscheinung in der Weltgeschichte auftrat. Wir müssen es untersuchen in seinen Anfängen während der ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung, als die antike Demokratie zusammenbrach und ein allmächtiges Cäsarentum aufkam. Die damaligen ökonomischen Verhältnisse und ihre Konsequenzen, Verarmung der großen Massen, Konzentration der Reichtümer in wenigen Händen, zunehmende Entvölkerung, ewige Bürgerkriege zwischen einigen Machthabern, die dank ihren zusammengeraubten Schätzen große Armeen besolden konnten, Aufhören aller politischer Tätigkeit im Volke, da die verarmten Massen verkamen und käuflich wurden, die Reichen in sinnlichen Genüssen untergingen: das war die reale Basis, auf der das Christentum entstand, die es erklärlich macht.

Aber keineswegs vollständig, sondern nur das, was Neues an ihm damals auftrat: die Friedenssehnsucht, die Weltverachtung, der Ueberdruß am Leben, das geringe Vertrauen der einzelnen zu sich selbst und zu ihrer Umgebung, und dabei ungemessenes Vertrauen zur Allmacht eines einzelnen göttlichen Cäsars, eines Erlösers, der allerdings in den Himmel versetzt wurde. Endlich das Verlangen nach Verteilung des Besitzes der Reichen unter die Armen, das freilich angesichts der Ohnmacht der Armen praktisch auf eine bloße Organisation der Wohltätigkeit hinauslief.

Doch neben diesen Zügen enthält das Christentum viele andere Ideen, die es nicht neu erzeugte, sondern die es als bereits lange herrschende vorfand, die es dem Leben entnahm, dem es entsproß. Es waren Züge jüdischer, ägyptischer, assyrischer, persischer, selbst griechischer Denkart, die sich hunderte und tausende von Jahren vorher entwickelt und so tief eingewurzelt hatten, daß die Menschen sich von ihnen nicht lossagen konnten, als sie sich zu dem neuen christlichen Denken durchrangen. Soweit das Alte mit dem Neuen vereinbar war, wurde es festgehalten, wie der Mensch zum Neuen, Unerprobten immer nur dort greift, wo das Alte versagt. Und es waren die Bestandteile nicht einer, sondern mehrerer alter Religionen, die in die neue übernommen wurden,

denn diese entstand in einer Zeit der Mischung von Nationen und Religionen, des Versinkens der Grenzen zwischen ihnen.

In meinem Buch über den „Ursprung des Christentums" habe ich das Schwergewicht auf das Neue in ihm gelegt, das aus den Bedingungen seiner Zeit erklärt werden konnte. Man hat mir zum Vorwurf gemacht, daß ich demgegenüber zu wenig die Elemente des Alten betont habe, die es übernommen hat.

Ich unterließ das absichtlich. Ich wollte untersuchen, ob wir heute schon so weit seien, die Entstehung des Christentums auf die reale ökonomische Basis seiner Anfänge zurückzuführen. Das konnte aber nur geschehen für das Neue in ihm. Dieses war hervorzuheben. Und es scheint mir auch leichter zu erforschen, als das Verhältnis der christlichen Lehren zu den ihnen vorhergehenden. Hier hat bis jetzt die Willkür viel mehr Spielraum, die Phantasterei feiert hier Triumphe. Groß ist die Zahl der im Altertum als göttlich verehrten Personen, die man in der Persönlichkeit Christi wiederfinden will und in die man alles mögliche hineingeheimnist, von Osiris bis Mithra, Adonis bis Gilgamesch; ja sogar Buddha und Sokrates wurden bemüht.

Die freidenkerischen, „materialistischen" Geschichtsschreiber der Ursprünge des Christentums legen gerade auf diese alten, übernommenen Bestandteile das Hauptgewicht, obwohl sie nicht das historisch Bemerkenswerte an ihm sind, nicht das anzeigen, was es den bereits vorhandenen Bewußtseinsformen Neues hinzugefügt hat. Bei dieser Art Geschichtsauffassung kommen wir dahin, in jeder neuen Religion nur ein Ragout aus früheren Religionen zu sehen, so wie nach der Weismannschen Vererbungslehre jede neue Art im Grunde nur eine veränderte Mischung alter schon bestehender Elemente darstellt. Alles wirklich Neue wird dabei entweder geleugnet oder nicht begriffen.

Trotzdem ist es verständlich, daß gerade die Freidenker auf diese Art, den Ursprung des Christentums darzustellen, besonderes Gewicht legen. Denn sie sehen ihre Aufgabe nicht darin, das Christentum als historische Erscheinung zu erklären, sondern darin, die Nichtigkeit seines Anspruches zu erweisen, daß es ein Ergebnis göttlicher Offenbarung bilde und von den auf Betrug und Aberglauben beruhenden heidnischen Religionen so verschieden sei, wie Feuer vom Wasser. Dieser Anspruch wird natürlich sofort mattgesetzt, sobald man zeigt, daß wesentliche Teile der evangelischen Ideen heidnischem Denken entstammen.

Gerade diese vorchristlichen Elemente im Christentum sind nicht „materialistisch" aus den ökonomischen Bedingungen der Zeit seines Aufkommens zu erklären. Bei manchen von ihnen ist es möglich, die Zeit und die Bedingungen ihres Ursprungs herauszufinden, z. B. bei der jüdischen Messiasidee. Aber bei vielen der vorchristlichen Ideen, die im Christentum ihre Fortpflanzung fanden, ist das nicht der Fall. Wir sind keineswegs heute schon

in der Lage, alle Elemente einer gegebenen Gedankenwelt ökonomisch, materialistisch zu erklären. Viele Lücken harren noch ihrer Ausfüllung durch spätere Forscher. Das ist natürlich kein Beweis gegen die materialistische Geschichtsauffassung, ebensowenig als das Fehlen des Zwischengliedes zwischen Affe und Mensch einen Beweis gegen die Entwicklungslehre darstellt.

Ein Beweis gegen ihre Richtigkeit läge nur dort vor, wo eine Idee als neu festgestellt werden könnte und die ökonomischen Bedingungen der Zeit ihrer Entstehung gut bekannt wären, eine Untersuchung beider Elemente aber zu dem Ergebnis führte, daß eine Beziehung jener Idee zu diesen Bedingungen ausgeschlossen sei.

Wie jede Erscheinung, ist auch die des Christentums nur zu erfassen in ihrer Bewegung, ihrem Werden und ihren Wandlungen. Wir haben eben gesehen, daß wir im Urchristentum die Produkte seiner Zeit und die Erbschaft der Vorzeit unterscheiden müssen. Wollen wir nun die christlichen Elemente begreifen, die im heutigen Geistesleben noch wirksam sind, so genügt es nicht, die Entstehung des Urchristentums darzulegen und zu untersuchen, wie es geworden ist. Seitdem sind große ökonomische Veränderungen vor sich gegangen und jede hat die Form des Christentums, die bei ihrem Auftreten vorhanden war, umgewandelt und ihm eine besonderen Charakter gegeben.

Kaum war das Christentum zur herrschenden Religion des Römischen Reiches, das heißt zu der den sozialen Zuständen einer Periode ständigen ökonomischen Niedergangs am besten angepaßten Ideologie geworden, da endete dieser Niedergang in vollständigem ökonomischem und damit auch politischem Zusammenbruch. Scharen barbarischer Stämme überfluteten das Gebiet der technisch und kulturell so hoch gestiegenen Zivilisation der Völker ums Mittelmeer herum.

Damit entstand eine ganz neue ökonomische und politische Situation besonderer Art. Denn das Neue, das nun im Römerreich die Barbaren mit ihren rückständigen Produktionsweisen und den ihnen entsprechenden Denkformen und Ideologien repräsentierten, war nicht etwas Weiterentwickeltes, Höherstehendes, sondern etwas Rückständiges. Das Alte stand damals weit höher als das Neue, es verfügte über höheres Wissen, höhere Technik, höhere Produktivformen, eine vollkommenere politische Organisation.

Diese Organisation fand im Abendlande, das heißt in Europa westlich von Rußland und der Balkanhalbinsel, ihre Verkörperung in der katholischen Kirche, die als Nachfolgerin der Römerherrschaft in Rom ihren Mittelpunkt hatte, wo der Papst die Herrschaft oder doch die Herrschaftsansprüche der römischen Cäsaren, der Kaiser des Altertums fortsetzte.

Die östlich davon gelegenen Länder des Christentums fanden ihr Zentrum in Byzanz (Konstantinopel), wo ein weltlicher Kaiser fortfuhr zu herrschen, als oberster Herr der Kirche, aber mit einem rasch zusammenschrumpfenden Gebiet. Es wurde immer mehr verkleinert durch die Eroberungszüge östlicher Nomaden, zuerst der Araber, die sich eine nicht nur politisch, sondern auch ideologisch von Rom und Byzanz unabhängige Organisation mit Hilfe einer neuen Religion, des Islam, gaben, die den Bedürfnissen und Lebensbedingungen der neuen Eroberer besser angepaßt war als das Christentum, in dem die Bedürfnisse und Produktionsverhältnisse des alten Kaiserreiches fortlebten.

Die Völker des Abendlandes vermochten sich nach dem Niedergang des Kaiserreiches nicht eine neue, ihren Bedürfnissen und Lebensbedingungen völlig angepaßte Religion zu geben. Der Herrschaftsapparat der römischen Kirche und deren Wissen waren zu übermächtig dazu. Aber so stark waren diese beiden Faktoren doch nicht, Staat und Gesellschaft nach ihrem Willen formen zu können. Die katholische Kirche als Nachfolgerin der Cäsaren beruhte auf einem straff zentralisierten Despotismus. Indes erwuchs in den germanischen Staaten, die auf den Trümmern des römischen Kaiserreiches aufgerichtet wurden, eine feudale Produktionsweise, die politische Zersplitterung und größte Disziplinlosigkeit der zahlreichen kleinen Feudalherren gegenüber dem Staate mit sich brachte, an deren Spitze ein Schattenkönigtum stand.

Dieser ohnmächtigen Staatsgewalt gegenüber erstarkte die Macht des zentralisierten Apparates der römischen Kirche, dem es gelang, immer mehr von dem wichtigsten Eigentum jener Zeit, dem Grundeigentum, an sich zu reißen, fast in jedem Lande der größte Feudalherr zu werden, der außerdem allein etwas von den Künsten und Wissenschaften verstand, höhere Produktionsweisen einführte und überdies den weltlichen Herrschern und Ausbeutern die fähigsten Verwalter lieferte.

Trotz dieser überragenden Stellung der Kirche vermochte sie sich doch ihrerseits den Einflüssen der neu aufkommenden Produktionsweise nicht zu entziehen. Diese schuf eine Ausbeuterklasse, deren Beruf einzig der Waffendienst war und in der jeder einzelne ökonomisch fast völlig unabhängig von seinem Oberen blieb. Das erzeugte eine Atmosphäre steter bewaffneter Aufstände und Kriege. Das Christentum war in einer Zeit stärkster Friedenssehnsucht erwachsen, der es in höchstem Maße Ausdruck verlieh. Die Zeit des Mittelalters aber, in der die Macht der katholischen Kirche in stärkstem Ausmaße wirkte, gehört zu den blutigsten Zeiten der Weltgeschichte. Und die Kirche war nicht nur nicht imstande, den ewigen Kriegen der Staaten und einzelnen Feudalherren untereinander oder gegen ihre Lehensherren eine Schranke zu setzen, sie beteiligte sich selbst am Blutvergießen.

Bischöfe im Harnisch an der Spitze ihrer Reisigen waren keine Seltenheit. Und die Päpste selbst lernten es, Krieg zu führen.

Solange aber das Alte, aus der Antike überlieferte, geistig höher stand, als das Neue, blieb jenes als alte Lehre, als sittliche Forderung unverändert weiterbestehen, wobei es freilich in krassen Widerspruch zu der neuen Praxis trat.

Bilden sonst Religionen den Ausdruck des geistigen Lebens der Völker, in denen sie herrschen, so finden wir im Mittelalter einen offenen und stark ausgeprägten Widerspruch zwischen der Lehre der Kirche und der alltäglichen Praxis der Menschen. Auf Schritt und Tritt wurde die katholische Lehre übertreten, trotz allen Höllenstrafen, die jede Uebertretung bedrohten. Es schien, als sei der Teufel allmächtig. Im Bewußtsein der katholisch gesinnten Menschen waren alle, auch die frömmsten, arge Sünder. Indes wußte sich die übermächtige Praxis auch mit dieser niederschmetternden Entdeckung abzufinden, und die Kirche selbst machte daraus ein neues gutes Geschäft, indem sie gläubigen Seelen die Sündenvergebung zu einem Preis verkaufte, auf den sich die Gegner des Marxismus berufen können, weil er unvereinbar war mit dem Arbeitswert.

Mit der Zeit entstanden jedoch neue Verhältnisse, die der geistigen und technischen Ueberlegenheit der Kirche ein Ende machten, neue Bedingungen der Produktion und neue Bedürfnisse herbeiführten.

Der Einfluß der Kirche selbst hatte es bewirkt, daß die germanischen Völker die Barbarei, in der sie noch zur Zeit der Völkerwanderung steckten, rascher überwanden, als sie es sonst getan hätten. Der technische und ökonomische Aufstieg wurde noch beschleunigt, als unter dem Antrieb der allmächtig gewordenen Kirche und des unstillbaren Dranges vieler Feudalherren nach neuen Ausbeutungsgebieten die Kreuzzüge einsetzten, in denen die Völker des Abendlandes sowohl viele Reste antiker Kultur in Byzanz, wie auch viele Ergebnisse orientalischer Kultur, namentlich arabischer Naturerkenntnis, Technik und Philosophie kennen lernten.

Die Kultur des östlichen Beckens des Mittelmeeres war bis dahin ebenso wie im Altertum der des westlichen weit überlegen gewesen. (Eine Zeitlang stand Spanien unter dem Einfluß dieser östlichen Kultur. Nicht lange genug, so daß es nach der Vertreibung der Mauren aus Spanien bald zu einem der rückständigsten Länder Westeuropas wurde.)

Die Ueberlegenheit des Ostens nahm ein Ende, als die Völker des Westens ihm nicht nur alles entlehnt hatten, was er zu bieten hatte, sondern über ihn hinausgingen, nicht zum wenigsten durch Entwicklung einer Schiffahrtstechnik auf dem Ozean, hinter der die im Mittelmeer gebildete arg zurückstand.

Eine unendliche Fülle neuer Reichtümer, neuer Tatsachen, neuer Erkenntnisse ergoß sich von da an über Europa, namentlich über die Länder, die die neue Technik am besten beherrschten und am vollkommensten entwickelten, die Länder mit guten Häfen am atlantischen Ozean und der Nordsee. Bis heute dauert diese ununterbrochene Ueberflutung mit neuen Tatsachen und Erkenntnissen fort, und es ist kein Ende davon abzusehen. Eine ungeheuer rasche Entwicklung der Wissenschaft, zuerst der Naturwissenschaften, war die Folge davon. Immer rascher vollzieht sich die Aufdeckung neuer Tatsachen, stets ist sie der Ordnung der Tatsachen voraus, die immer wieder von neuem revidiert werden muß und nie zu abschließenden Ergebnissen kommt.

Mit den Wissenschaften entwickelt sich eine neue Technik, die nun auch zu keinem Abschluß mehr kommt, immer wieder neue ökonomische Verhältnisse schafft. Seitdem sind Oekonomie und Gesellschaft in steter Umwälzung begriffen. Mit dem Zeitalter der Entdeckungen beginnt das Zeitalter der Erfindungen und das Zeitalter der Revolutionen, obwohl die Bürgerkriege im Verhältnis zur Feudalzeit abnehmen.

Dieser ungefähr im Zeitalter der Kreuzzüge beginnenden, seit dem Zeitalter der Entdeckungen unendlich beschleunigten Umwälzung der Technik entspricht auch eine Umwälzung der Ideologie. Die eine wie die andere entspringt geistiger Tätigkeit.

Neue Entdeckungen, neue Erfindungen, neue Produktionsweisen sind ebenso Ergebnisse des Geistes, wie etwa ein neues philosophisches System.

Die geistige Ueberlegenheit der kirchlichen Tradition über die nicht zur kirchlichen Bürokratie, dem Klerus, gehörenden Menschen hörte nun für immer weitere Kreise auf. Das Neue war jetzt auch das Höhere. Es kam in Konflikt mit der überlieferten Kirche und ihrer Ideologie.

Aber es vermochte sich keineswegs gleich völlig von ihr loszureißen. Der Konflikt wurde zunächst nur einer innerhalb der Kirche selbst.

Er nahm verschiedene Formen an, entsprechend der Natur der verschiedenen Klassen, die ihn trugen.

Die Hauptträger des Neuen waren die Städte, namentlich ihr Bürgertum und ihre Intellektuellen. Die unter ihnen herrschende Produktionsweise war die der Warenproduktion und des Waren- und Geldhandels, woraus bald die Anfänge des industriellen Kapitals entsprossen. Das Geld wurde nun die im ökonomischen Leben entscheidende Macht. Das städtische Bürgertum wuchs rasch an Kraft, indes der Feudaladel, von Naturallieferungen und persönlichen Diensten seiner Hintersassen lebend, ebenso rasch an Kraft und Selbständigkeit verlor.

Den größten Vorteil zogen daraus zunächst die Fürsten, die den Städten durch Geldsteuern und Geldanleihen große Geld-

summen abnahmen, die sie zur Besoldung von Beamten und Söldnerheeren aufwendeten. Dadurch erhielten sie die Kraft, um aus ihrer bisherigen Schattenmacht einen wirklichen Absolutismus zu entwickeln. Sie beseitigten nicht den Feudaladel, aber sie machten sich ihn dienstbar mit den Mitteln des Zuckerbrotes und der Peitsche. Sie verfuhren schonungslos gegen den rebellischen Adel, unter dem Beifall und der Mithilfe des städtischen Bürgertums. Sie verteidigten den gebändigten Adel und seine Privilegien gegenüber demselben Bürgertum. Und das gleiche taten sie gegenüber der Kirche.

Dabei stellte sich jedoch ein Unterschied heraus, der auf materiellen Bedingungen der geographischen Lage und der Höhe der ökonomischen Entwicklung beruhte.

Die großen abendländischen Staaten am Mittelmeer, die dem Sitze des Papstes am nächsten lagen und durch ihre Nachbarschaft mit dem Orient bis ins sechzehnte Jahrhundert hinein die ökonomische Führung in Europa besessen hatten, trachteten danach, das Joch des Papsttums, das auf ihnen wie auf allen katholischen Staaten lastete, nicht nur abzuwerfen, sondern das bisherige Verhältnis umzudrehen, den Papst zum gehorsamen Werkzeug ihrer Interessen zu machen. Sobald das gelungen und die katholische Kirche für sie in ein gewaltiges Werkzeug des fürstlichen Absolutismus umgewandelt war, wurden die Beherrscher jener Staaten zu energischen, ja geradezu fanatischen Verfechtern des Katholizismus, der freilich nur dem Namen nach der alte war.

Die ferner vom Mittelmeer liegenden und ökonomisch bis zum sechzehnten Jahrhundert hinter den Mittelmeerstaaten zurückstehenden Staaten entwickelten nicht die Kraft, sich die päpstliche Kirche dienstbar zu machen. Sollte dort der Apparat der Kirche in ein Werkzeug der Fürstenmacht verwandelt werden, dann blieb nur die Losreißung von Rom übrig.

Wir haben von ihr und den ihr folgenden Erscheinungen der Aufklärung, der Revolution, des Sozialismus schon im zweiten Abschnitt, 13. Kapitel ausführlich gehandelt. Wir stellen hier diese Entwicklung nochmals dar. Dort hatten wir darzustellen, daß die Neuerer stets glaubten, zu Altem zurückzukehren. Hier haben wir zu zeigen, wie neue ökonomische Bedingungen alte Ideen teils umwandeln, teils durch neue verdrängen.

So kam es zur Reformation in jenen Staaten. Die Reformation siegte in der Form der lutherischen Kirche in Deutschland, der anglikanischen in England. Das städtische Bürgertum machte die Bewegung energisch mit, soweit sie sich gegen das Papsttum richtete. Auch der Adel und die Bauernschaft nahmen an ihr Teil, denn die päpstliche Kirche hatte ihre Ueberlegenheit dazu benützt, ein System der Ausbeutung der Völker aufzubauen. Die Ausbeutung wurde um so schwerer empfunden, als ihre Ergebnisse nicht im Lande blieben, sondern nach Rom abflossen.

Aber so freudig das Bürgertum die Monarchie dort unterstützte, wo sie sich gegen Adel und Kirche wendete, so sehr fühlte es sich von ihr bedroht und unterdrückt dort, wo die Monarchie einen gebändigten Adel und eine unterworfene Kirche aufrechterhielt und privilegierte, um sie als Stützen des Thrones zur Hintanhaltung aller nach freiheitlicher Entwicklung drängenden Elemente zu verwenden.

Jedoch auch diese oppositionelle, ebenso antimonarchische wie antipäpstliche Richtung konnte sich lange nicht von der überkommenen christlichen Grundlage losmachen. Sie nahm die Gestalt zahlreicher protestantischer Sekten an, die fast überall vom aufkommenden fürstlichen Absolutismus unterdrückt wurden. Nur in einigen wenigen Gebieten behaupteten sie sich. So in der Schweiz, die sich der Monarchie erwehrt hatte. Neben der Lehre Zwinglis in der Stadt Zürich kam dort die Calvins in Genf auf. Auch die Sekte der Wiedertäufer hat in der Schweiz ihren Ausgangspunkt genommen.

Die größte Bedeutung unter den protestantischen Sekten gewann die calvinistische. Nicht in der Schweiz, wohl aber in Holland, das in seinem Kampfe gegen die spanisch-katholische Herrschaft zur Republik der Vereinigten Niederlande geworden war. Noch wichtiger wurde der Calvinismus neben anderen antimonarchischen Sekten in Schottland und England, wo er in hohem Maße die Führung der ersten bürgerlichen Revolution übernahm, deren geistige Kämpfe noch ganz mit Argumenten der christlichen Lehre ausgefochten wurden.

Es war indes nicht das Bürgertum allein, das dem Calvinismus zuneigte. Auch der Adel hing ihm in vielen Gegenden an.

Nicht überall ergab sich der Adel willenlos der fürstlichen Macht. Sehr oft widerstand er sowohl ihren Drohungen wie ihren Lockungen. Fungierte die Kirche als Werkzeug des Absolutismus, dann suchte er nach einer Lehre, die der absoluten Monarchie und auch der Staatskirche, sei es katholische, lutherische, anglikanische, entgegentrat. Dieses Bedürfnis wurde am besten durch den Calvinismus befriedigt.

Doch war der feudale Adel ökonomisch eine untergehende Klasse. Wo er die Hauptkraft der calvinistischen Bewegung bildete, unterlag diese, wie in Frankreich oder in Böhmen. In Ungarn behauptete sie sich allerdings, obwohl dort der Calvinismus in besonders hohem Grade eine adelige Sekte war. Aber dort behauptete sich auch der Adel selbst, länger als anderswo in Europa, gegen das Streben der Staatsgewalt nach absoluter Gewalt gerade wegen der Rückständigkeit des Landes, die kein starkes Bürgertum hatte aufkommen lassen.

Adel und Bürgertum akzeptierten im Calvinismus die gleiche Lehre, dabei verfolgten sie jedoch verschiedene Ziele. Sie wendeten sich beide gegen den Absolutismus der Landesfürsten.

Aber der Adel tat es, weil ihm jede starke staatliche Zentralgewalt zuwider war. Die bürgerlichen Elemente wußten, daß ohne eine solche Handel und Industrie nicht gedeihen konnten. Sie wollten nicht Schwäche jeglicher Staatsgewalt, sondern nur Schwäche oder Fehlen des den Adel begünstigenden Königtums, seine Ersetzung durch eine andere, vom Bürgertum erwählte und abhängige Zentralgewalt, ein starkes Zentralparlament.

Was neu war an diesen Kämpfen der Reformationszeit, das entsprang ausschließlich aus neuen ökonomischen Bedingungen, die neue Klassen schufen und die Lage, die Bedürfnisse und Machtverhältnisse der alten vollständig veränderten.

Trotz ihres Charakters als christliche Bewegung trug die englische Revolution in der Mitte des 17. Jahrhunderts in ihrem Wesen doch bereits den gleichen Charakter wie die große französische Revolution am Ende des 18. Jahrhunderts.

In diesem Zeitraum war das Neue allerdings so hoch entwickelt worden, daß es auch bei größter Spitzfindigkeit kaum noch mit den Bewußtseinsformen des Alten vereinbar war.

Dazu kam allerdings ein starker Unterschied zwischen der englischen und der französischen Entwicklung. In England waren die demokratischen Klassen im 17. Jahrhundert schon stark genug gewesen, den christlichen Sekten, in denen sie sich verkörperten, die Duldung im Staate neben der Staatsreligion zu erobern und festzuhalten. Der demokratische und oppositionelle Drang der unteren Klassen (eingeschlossen die industriellen Kapitalisten) hatte dort daher die Möglichkeit, sich in sehr christlich-gläubigen Sekten, Presbyterianern, Independenten, Levellern, Baptisten, Quäkern und anderen „Nonkonformistischen" Organisationen auszutoben.

In Frankreich war die katholische Kirche zur Staatsreligion geworden. Der Kampf gegen Staat und Gesellschaft konnte dort nur im Kampfe gegen diese Religion geführt werden, neben der im Volksbewußtsein keine andere Religion mehr bestand. Da war kein Grund mehr vorhanden, den Kampf für das Neue in der religiösen Verkleidung des Alten zu führen. Die Ueberwindung der überlieferten Bewußtseinsformen gelang da gründlicher und radikaler.

Indes konnte man auch in der so radikalen Literatur der französischen Aufklärung und der ihr folgenden Revolution ohne die Stütze überlieferter Gedanken nicht auskommen. Nur suchte man sie nicht im Judentum und Christentum, nicht in der Bibel und den Kirchenvätern, sondern in den klassischen Erzeugnissen griechischer Republiken und römischer Republikaner, also im „Heidentum". Im Zeitalter der Entdeckungen war auch eine Neuentdeckung des größten Teils dieser halb verschollenen, geistigen Welt vor sich gegangen, gerade damals als das christliche Abend-

land ungefähr die Höhe wieder erreicht hatte, die das versunkene Altertum ehedem erklommen.

Die Reformation lockerte den Zusammenhang der protestantischen Länder mit den katholischen und verminderte damit zunächst auch den Einfluß des wiedererstandenen, antiken Heidentums auf das protestantische Denken. In Frankreich wurde dieser Einfluß nie unterbrochen oder geschwächt. Soweit das Neue dort Bewußtseinsformen der Vergangenheit übernahm und sich auf sie stützte, waren sie daher nicht dem Christentum entnommen.

Vollzog sich in England die bürgerliche Revolution unter christlichen, so in Frankreich, und von da ausgehend, im übrigen kontinentalen Europa unter unchristlichen, ja antichristlichen Bewußtseinsformen. Der Kampf für die Revolution nahm vielfach die Formen eines Kampfes gegen das Christentum an. Dieses blieb eine große Kraft als Hort der Reaktion.

Und das wirkte noch auf die proletarische Bewegung zurück. Die nach der bürgerlichen Revolution auftauchenden sozialistischen Ideen entspringen ganz neuen ökonomischen Verhältnissen: zuerst, solange das Proletariat kampfunfähig ist, der Wirkung des proletarischen Elends auf Menschen mit starkem sozialen Empfinden aus den verschiedensten Klassen. Diese Bewegung einzelner besonders begabter Persönlichkeiten bleibt rein literarisch, ergreift nicht die Massen, erzeugt keine tiefgehende gesellschaftliche Wirkung. Eine solche tritt erst ein, als das Proletariat erstarkt, in den Kampf um seine Rettung, seine Selbstbehauptung und schließlich um seinen Sieg eintritt. Nun hört der Sozialismus auf, eine zwar interessante, aber kraftlose Utopie zu sein und wird zur Wissenschaft des proletarischen Klassenkampfes.

Beide, die sozialistische Utopie wie die sozialistische Wissenschaft waren etwas ganz Neues. Beide standen im stärksten Gegensatz zum Ueberlieferten, und doch übernahmen sie von diesem zahlreiche Gedankengänge und Argumente, die teils der christlichen Ueberlieferung, teils der bürgerlichen Philosophie der Aufklärung und der bürgerlichen Revolution entlehnt wurden. Die Sozialisten stellten sich teils in Gegensatz zu den bürgerlichen Materialisten, traten als gute Christen auf; teils aber unterschieden sie sich von der bürgerlichen Aufklärung durch den Radikalismus ihres antichristlichen atheistischen Denkens.

Namentlich die Traditionen der großen französischen Revolution wirkten aufs stärkste nach. Der Sozialismus schien vielfach nur der Vollender dessen zu sein, was sie begonnen, aber nicht zu Ende geführt hatte. Die Sozialisten betrachteten sich als die Vollstrecker des Testaments der großen Revolution.

Noch im Jahre 1871 lebte die Mehrheit der Pariser Kommune ganz in den Traditionen von 1793 — allerdings nur in ihrem Bewußtsein, nicht in ihrer Praxis. Diese paßte sich den neuen Verhältnissen viel rascher an, als die Ideologie.

Ja selbst die gewaltigste Persönlichkeit im neueren französischen Sozialismus, Jean Jaurès, lebte noch ganz in den Gedankengängen der großen Revolution, deren Historiker er wurde.

Sowohl die Jakobiner und Blanquisten der Kommune wie die Sozialisten zur Zeit Jaurès' betrachteten noch als eine ihrer Hauptaufgaben den Kampf gegen die Kirche.

Trotz aller dieser ökonomischen, sozialen, ideellen Wandlungen hat sich das Christentum fast zwanzig Jahrhunderte hindurch erhalten. Es hat sich zum Teil erhalten als leere Form, zu der die Praxis ihrer Bekenner in vollem Widerspruch steht, die aus der Sündhaftigkeit gar nicht herauskommen. Zum Teil aber dadurch, daß es selbst ein „Ragout" früherer Religionen war, wie schon gesagt, ein „Synkretismus", wie der technische Ausdruck lautet, ein Niederschlag der verschiedensten ökonomischen und sozialen Zustände, die alle ihre Spuren in ihm hinterließen und so den verschiedensten später sich bildenden Tendenzen die Möglichkeit boten, in ihm die Bestätigung ihrer nun aufkommenden Ziele zu finden, Verfechtern der absoluten Monarchie wie rebellischen Republikanern, Kommunisten wie Sklavenhaltern.

Es gibt kaum eine Lehre, die so anpassungsfähig und wandelbar ist, wie das Christentum, obwohl es sich äußerlich stets auf dieselben Schriften stützt. Der Buchstabe bleibt stets der gleiche, aber der Geist, der ihm Leben einhaucht, ist in den verschiedenen Zeitaltern und Staaten, und zu gleicher Zeit im gleichen Staat bei den verschiedenen Klassen und Parteien, die ihm anhängen, ein sehr verschiedener. Sind auch die Lehren des Christentums unserer Tage nicht aus den ökonomischen Verhältnissen zu erklären, die heute bestehen, so kann doch der Geist, der seine Bekenner heute beseelt und der Grad seiner jetzigen Wirksamkeit ohne das Verständnis der heutigen ökonomischen und sozialen Verhältnisse nicht begriffen werden.

Viertes Kapitel.

Der Unterbau in letzter Linie.

Wir haben gesehen, daß der Grad, in dem neue und alte Elemente sich in der politischen, philosophischen, religiösen, künstlerischen Ideologie einer Zeit, einer Klasse, einer Partei mischen, je nach den Umständen sehr verschieden sein kann.

Keine Ideologie, auch die radikalste und revolutionärste, wird nur aus neuen Elementen gebildet sein. Das ist ganz unmöglich, denn jeder steht auf den Schultern seiner Vorgänger, hat von ihnen gelernt, leider oft nicht genug.

Andererseits wird es auch keine Ideologie geben, und sei es die konservativste, ja reaktionärste, die nicht neben alten Ueberlieferungen auch neue Elemente in sich enthielte, denn inmitten neuer Wirtschaftsweisen können auch die von den neuen ökonomischen Verhältnissen am wenigsten berührten Gegenden, Klassen, Individuen sich nicht völlig vor dem Einfluß der veränderten Umwelt bewahren.

Eine Geschichte der Ideen einer Zeit, die geschrieben wird vom Standpunkt der materialistischen Geschichtsauffassung, darf sich also nicht darauf beschränken, diese Ideen in Beziehung zu den jeweiligen ökonomischen Verhältnissen zu bringen. Es wird nie gelingen, den gesamten, geistigen Inhalt einer Zeit aus ihrer Oekonomie restlos zu erklären.

In anderer Weise hat bereits Engels wiederholt hervorgehoben, daß die ökonomischen Verhältnisse nur in l e t z t e r I n s t a n z der entscheidende Faktor in der Weltgeschichte sind. In einem Brief aus dem Jahre 1890 an J. Bloch, abgedruckt im „sozialistischen Akademiker" im Jahre 1895, und später auch in Bernsteins „Dokumenten des Sozialismus", II., S. 70 ff. schreibt er:

„Nach materialistischer Geschichtsauffassung ist das in l e t z t e r I n s t a n z[1]) bestimmende Moment in der Geschichte die Produktion und Reproduktion des wirklichen Lebens. Mehr hat weder Marx noch ich je behauptet. Wenn nun jemand das dahin verdreht, das ökonomische Moment sei das e i n z i g bestimmende, so verwandelt er jenen Satz in eine nichtssagende, abstrakte, absurde Phrase. Die ökonomische Lage ist die Basis, aber die verschiedenen Momente des Ueberbaues — politische Formen des Klassenkampfes und seine Resultate —, Verfassungen, nach gewonnener Schlacht durch die siegende Klasse feststellt, usw., — Rechtsformen, und nun gar die Reflexe aller dieser wirklichen Kämpfe im Gehirn der Beteiligten, politische, juristische, philosophische Theorien, religiöse Anschauungen und deren Weiterentwicklung zu Dogmensystemen, üben auch ihre Einwirkung auf den Verlauf der geschichtlichen Kämpfe aus und bestimmen in vielen Fällen vorwiegend deren F o r m. Es ist eine Wechselwirkung aller dieser Momente, worin schließlich durch alle die unendliche Menge von Zufälligkeiten (d. h. von Dingen und Ereignissen, deren innerer Zusammenhang untereinander so entfernt oder unnachweisbar ist, daß wir ihn als nicht vorhanden betrachten, vernachlässigen können) als Notwendiges die ökonomische Bewegung sich durchsetzt."

Aehnlich schrieb er am 25. Januar 1894 an Herrn Heinz Starkenburg, der ihn gefragt hatte, inwiefern die ökonomischen Verhältnisse kausal wirken und welche Rolle Klasse und

[1]) Von Engels unterstrichen, ebenso die im folgenden im Druck hervorgehobenen Worte. K.

Individualität in der Marx-Engelsschen Geschichtsauffassung spielen. Engels antwortete in einem langen Brief (abgedruckt in Bernsteins „Dokumente des Sozialismus" II., S. 73 ff.) Es heißt dort unter anderem:

„Wir sehen die ökonomischen Bedingungen als das in letzter Instanz die geschichtliche Entwicklung bedingende an . . .

Die politische, rechtliche, philosophische, religiöse, literarische, künstlerische usw. Entwicklung beruht auf der ökonomischen. Aber sie alle reagieren auch aufeinander und auf die ökonomische Basis. Es ist nicht, daß die ökonomische Lage Ursache, allein aktiv ist, und alles andere nur passive Wirkung. Sondern es ist Wechselwirkung auf Grundlage der in letzter Instanz stets sich durchsetzenden ökonomischen Notwendigkeit . . . . . Es ist also nicht, wie man sich hier und da bequemerweise vorstellen will, eine automatische Wirkung der ökonomischen Lage, sondern die Menschen machen ihre Geschichte selbst, aber in einem gegebenen, sie bedingenden Milieu, auf Grundlage vorgefundener tatsächlicher Verhältnisse, unter denen die ökonomischen, sosehr sie auch von den übrigen politischen und ideologischen beeinflußt werden mögen, doch in letzter Instanz die entscheidenden sind und den durchgehenden, allein zum Verständnis führenden roten Faden bilden."

Das ist sehr richtig, bedarf aber der Ergänzung in der Richtung, daß man bei den Verfassungen, Rechtsformen, Theorien usw. eines jeden Zeitalters zu unterscheiden hat zwischen denjenigen, die es von seinen Vorgängern übernimmt und jenen, die es neu erzeugt.

Nur diese letzteren sind auf den ökonomischen Bedingungen der Zeit aufgebaut. Die überlieferten geistigen Formen gehören dagegen nicht zu den Ergebnissen, dem Ueberbau, sondern zu den Bedingungen, dem Unterbau der neuen Oekonomie ebenso wie der ihr entsprechenden neuen Bewußtseinsformen. Die Erforschung einer geschichtlichen Epoche vom Standpunkt der materialistischen Geschichtsauffassung aus muß daher stets davon ausgehen, daß sie sowohl in der Oekonomie wie in der Ideologie der betreffenden Zeit das Alte und das Neue sondert. Das Neue in den Ideen wird sich dann zwangslos auf das Neue in den wirtschaftlichen Verhältnissen zurückführen lassen.

Will man sich damit nicht begnügen, sondern das gesamte Geistesleben einer Zeit auf seine ökonomischen Quellen untersuchen, dann wird sich die recht mühevolle, nicht immer restlos lösbare Aufgabe ergeben, die verschiedenen alten Elemente der herrschenden Ideen auf ihre Entstehungszeit zurückzuführen, jedes von ihnen in Beziehung zu den ökonomischen Bedingungen zu bringen, die damals neu auftauchten, und dann noch zu untersuchen, wie der Wandel dieser Bedingungen bis zu dem Zeitalter, dessen gesamte Ideologie zu erforschen ist, das betreffende geistige Element modifiziert hat.

Die Kritiker der materialistischen Geschichtsauffassung werfen ihr vor, sie vereinfache ungebührlich die historischen

Zusammenhänge, indem sie die unendliche Mannigfaltigkeit des Geschehens in der Geschichte aus einem einzigen Punkte zu erklären suche.

In Wirklichkeit ist die Geschichtsdarstellung vom Standpunkte der materialistischen Geschichtsauffassung aus ein weit komplizierterer Prozeß als die meisten der herkömmlichen Geschichtsschreibungen. Diese sind entweder nichts anderes als bloße Geschichtserzählung, die doch nur der Ausgangspunkt der Forschung sein kann, nicht ihr Abschluß. Diese Erzählung hört gerade dort auf, wo die eigentlichen Probleme erst beginnen. Oder sie sucht die verschiedenen in der Gesellschaft wirkenden Ideen zu erklären aus dem zu Erklärenden selbst, das entweder als das Ergebnis der überragenden geistigen Kraft eines Heros oder des ererbten Geistes einer Rasse oder als „Geist der Zeit" aufgefaßt wird. Warum die Zeit, die Rasse, der Heros gerade jene neue Ideen vorbringt und ihnen geschichtsbildende Kraft verleiht, wird bei diesen Geschichtsauffassungen nicht untersucht. Sie alle bleiben an den Erscheinungen der Oberfläche haften und untersuchen bloß einzelne Erscheinungen für sich, ohne zu versuchen, sie einem Gesamtzusammenhang einzuverleiben.

Die Bedeutung der materialistischen Geschichtsauffassung liegt nicht zum wenigsten darin, daß sie zwingt, alle historischen Erscheinungen aller Zeiten in einem einheitlichen Gesamtzusammenhang zu betrachten. Das ist nicht eine simplistische, beschränkte Vereinfachung, sondern, wenn man die Aufgabe ernst nimmt, eine gewaltige Komplizierung der historischen Forschung.

Sehr richtig sagt R. Stammler in seinem Artikel über die „materialistische Geschichtsauffassung" (Handbuch der Staatswissenschaften, 2. Auflage) über diese Auffassung:

„Sie war die erste Lehre, welche eine kritische Selbstbesinnung auf die Gesetzmäßigkeit des sozialen Lebens richtete.

Damit ist klargestellt, weshalb Marx in seiner Doktrin des sozialen Materialismus keinen Vorgänger hatte. Es ist zwar auch vor ihm gelegentlich schon betont worden, wie die Ausgestaltung des Rechtes von der unterliegenden Wirtschaft oft bestimmt wurde, und daß die Eigenart eines wirtschaftlichen Lebens von starkem Einfluß auf Ideen und Meinungen und auf den Stand von Kunst und Wissenschaft sein müsse.

Aber um solche kleinere Betrachtung handelt es sich bei der materialistischen Geschichtsauffassung als einer Sozialphilosophie gar nicht. In ihrem Prinzip liegt der notwendige Gedanke von einer durchgängigen Gesetzmäßigkeit und einem unbedingt einheitlichen Verfahren bei der Auffassung sozialgeschichtlicher Ereignisse.

Dieses Streben nach Einheit, die Richtung auf das Ganze einer sozialwissenschaftlichen Erkenntnis überhaupt war es, das die materialistische Geschichtsauffassung auszeichnete, mitnichten aber der Hinweis

darauf, daß wirtschaftliche Momente von ziemlich großem Einfluß in der Geschichte gewesen zu sein schienen." (V., S. 727, 728.)

Mit Recht sieht Stammler dort ein Streben nach Einheitlichkeit in der Erforschung des historischen Gesamtprozesses, wo andere Kritiker unserer Geschichtsauffassung eine bornierte Einseitigkeit sehen.

Auch sonst sagt Stammler im Gegensatz zu den meisten Kritikern der Marxschen Geschichtsauffassung viel Richtiges über sie, obwohl er auf einem, von dem ihren sehr verschiedenen Standpunkt steht. Wir haben diesen schon früher in einem anderen Zusammenhang behandelt. Für ihn gehören die Rechtsformen nicht zum Ueberbau, sondern zum Unterbau der Wirtschaft, die ohne sie nicht möglich sei.

Er wirft ein:

„Man sagt wohl, daß die Erfindung der Dampfmaschine unsere sozialen Zustände umgestaltet habe. Aber der Ausspruch ist ungenau. Nicht die Dampfmaschine tut jenes, sondern die Art ihrer Verwendung in dem Privateigentum des Kapitalisten und mit dem Mittel des freien Lohnvertrags. Nicht eine mögliche Technik ist sozial von Interesse, sondern ihre wirkliche Einfügung in das äußerlich geregelte Zusammenwirken. Dann erst bilden sich übereinstimmende Erscheinungen in den so geregelten Verhältnissen der Menschen. Die Art der Regelung ist also das formal Bedingende, wenngleich nicht notwendig das der Zeit Vorausgehende. Sie ist die Erkenntnisbedingung für sozialökonomische Erscheinungen. Man nehme die Begriffe des Privateigentums, der Vertragsfreiheit und der besonderen Rechtseinrichtungen unserer Tage in Gedanken weg, und es bleibt auch nicht eine Spur von den Begriffen der Bourgeoisie und des Proletariats, des Mehrwerts und der Profitrate übrig." (Handwörterbuch V., S. 733.)

Das wäre ein sehr ernsthafter Einwand, wenn wir den Kapitalismus als isolierte Erscheinung in der Geschichte betrachten würden.

Ganz anders gestalten sich die Dinge, wenn wir ihn im historischen Gesamtzusammenhang betrachten.

Für Rechtsverhältnisse gilt dasselbe, wie für Ideologien. Man muß bei der Untersuchung eines solchen Verhältnisses unterscheiden zwischen denen, die neu in ihm auftauchen und denen, die es von der früheren Zeit übernimmt. Daß eine ganze Reihe heutiger Rechtsverhältnisse aus ökonomischen Verhältnissen hervorgegangen sind, die vor dem neuen Recht da waren und es erst hervorriefen, wird Stammler nicht leugnen wollen. Erst mußten die kapitalistischen Fabriken da sein mit ihren gesundheitsmörderischen Zuständen, den Greueln der Ueberarbeit und der Kinderarbeit, ehe es zum Erlaß von Arbeiterschutzgesetzen kam. Andererseits taten sich Kapitalisten oder Arbeiter zu gemeinsamem Wirken zusammen, ehe es ein Aktienrecht oder ein Genossenschaftsrecht gab.

Indessen ist sicher zuzugeben, daß es zu einer kapitalistischen Produktionsweise nicht gekommen wäre, wenn nicht vorher schon das Privateigentum an den Produktionsmitteln bestand. Bei Gemeineigentum an den Produktionsmitteln, wie es in hohem Grade z. B. noch kürzlich im russischen Dorf existierte, konnte es innerhalb dieses Dorfes weder dazu kommen, daß es Besitzlose gab, die ihre Arbeitskraft um jeden Preis verkaufen mußten, noch Kapitalisten, die über Produktionsmittel verfügten, ohne die die Besitzlosen nicht arbeiten konnten.

Ohne Privateigentum an den Produktionsmitteln keine kapitalistische Industrie. Jenes Privateigentum hat sich früher gebildet, als diese Industrie. Ist aber damit gesagt, daß es nicht seinerseits durch bestimmte ökonomische Verhältnisse bedingt wurde? Es entsprach den Bedürfnissen der Warenproduktion, hat sich aus ihr heraus entwickelt. Diese Produktionsweise selbst wieder wurde bedingt durch fortschreitende Arbeitsteilung in der Gesellschaft.

Und so finden wir immer wieder bei jedem Rechtsverhältnis, das wir bis zur Zeit seines Entstehens zurückverfolgen können, daß es aus bestimmten Produktionsverhältnissen entsprang, die wieder durch bestimmte Produktionskräfte bedingt wurden. Die gleichen Kräfte mußten allerdings nicht immer das gleiche Resultat ergeben. Dieses hing nicht nur von ihnen ab, sondern auch von historisch gewordenen Verhältnissen im Recht, der Politik, der Religion, die sie vorfanden.

Gehen wir aber zu den ersten Anfängen zurück, wo wir solche historisch gewordenen Voraussetzungen nicht mehr vorfinden, sondern nur hypothetisch zu rekonstruieren vermögen. Dürfen wir uns vorstellen, der Anfang alles gesellschaftlichen Produzierens sei darin zu finden, daß die Menschen sich ohne jede Veranlassung aus freien Stücken eine gemeinsame Regelung des Zusammenarbeitens gaben, daß die Art dieses Zusammenarbeitens nicht durch die Art ihrer Produktivkräfte und das Bedürfnis, sie möglichst wirksam und zweckmäßig anzuwenden, bestimmt wurde, sondern durch Vereinbarungen, die keinem derartigen Beweggrund entsprangen, daß also die jeweilige Produktionsweise, wenn es den Menschen anders beliebte, auch anders hätte ausfallen können?

Stammler entzieht sich allerdings dieser Fragestellung, indem er die Art der Regelung nur als das „formal bedingende, nicht notwendig als der Zeit nach vorausgehende" bezeichnet, als bloße „Erkenntnisbedingung". Aber Erkennen heißt doch das erkennen, was wirklich vorgeht. Und in der Wirklichkeit muß doch unter allen Umständen das Bedingende dem Bedingten vorausgehen. Eine Erkenntnisbedingung, die mir erlaubt, einen bestimmten

Umstand als eine Bedingung zu betrachten, die ihren eigenen Konsequenzen nicht notwendigerweise vorausgeht, ist doch nicht eine Bedingung des Erkennens der Wirklichkeit, sondern bloß des Vorstellens unrealer Denkgebilde.

Vergegenwärtigen wir uns den Anfang des Produzierens. Nehmen wir an, es beginne damit, daß die Menschen in der Handhabung und Auswahl geeigneter Steine weit genug gekommen seien, um damit Wild töten zu können. Gleichzeitig seien die Menschen in eine Umgebung versetzt worden, die ihnen nicht ausreichend pflanzliche Nahrung bot und daher die Gewinnung von Fleischkost notwendig machte.

Alle diese, vom Wollen der Menschen unabhängigen Bedingungen mußten sie dazu treiben, auf die Jagd nach Tieren zu gehen. Sie kannten die Tierwelt ihrer Umgebung, ihre Gewohnheiten, ihre Kräfte. Auf der anderen Seite kannten sie die Eigenart des Gebietes, auf dem sie wohnten und jagten, ob es ebenes Waldland war oder Steppen oder felsiges Gebirge usw.

Von allen diesen Bedingungen, die ebenfalls unabhängig vom Wollen der Menschen bestanden, hing es ab, auf welche Tierarten sie Jagd machten und in welcher Weise sie sich dabei untereinander verhielten. In manchen Gegenden und für manche Tiergattungen wird ein Erfolg der Jagd zu erzielen sein, wenn man die Tiere beschleicht. In anderen Gebieten und für andere Tierarten wird ein Erfolg leichter eintreten, wenn man sie treibt, entweder einem Schützen oder einer Falle zujagt.

So werden sich die Jäger unter Umständen zerstreuen und vereinzelt dem Wild nachstellen, unter Umständen dagegen in großen Scharen vereinigt es zu bewältigen suchen.

Daß sie das tun, ist natürlich nicht unabhängig von ihrem Willen. Aber dieser Wille liegt nicht in ihrem Belieben. Es ist der mit ihnen geborene und mit ihrem Dasein verknüpfte Wille zum Leben, der sie zur Jagd veranlaßt. Es ist der von ihrem Willen sehr unabhängige, wohl aber ihn mächtig anstachelnde Hunger, der sie unwiderstehlich zur Jagd antreibt.

Ebenso wie die Jagd nicht möglich ist ohne den Willen der Jäger, Wild zu erbeuten, ist sie auch nicht möglich ohne bestimmte Verständigung der Jäger untereinander über die Art und Objekte ihrer Jagd. Auch bei isoliertem Jagen müssen die Reviere aufgeteilt werden, damit keiner dem anderen in die Quere kommt.

Hier stoßen wir auf die Keime der äußeren Regelungen, in denen Stammler die ersten Bedingungen des gesellschaftlichen Produzierens sieht.

Kein Zweifel, wie ohne Willen, so ist auch ohne eine Verständigung der Produzierenden untereinander keine gesellschaftliche Produktion möglich. Sie ist für diese nicht nur ein formal-

bedingender, sondern auch ein ihr notwendigerweise in der Zeit vorhergehender Faktor.

Aber über das Entscheidende, den Inhalt und die Richtung des jeweiligen Wollens und der jeweiligen Regelung sagt uns diese formale Erkenntnis gar nichts. Und dieses für die Art des wirklichen Tuns jeweilig Entscheidende, hier in unserem Beispiel die Art der Waffen, der Tiere, des Geländes, hängt in keiner Weise weder vom Wollen noch von den Diskussionen und Beschlüssen der Menschen ab.

Die Bezugnahme auf primitive Zustände hat den Nachteil, daß wir es hier nicht mit beobachteten Erscheinungen zu tun haben. Aber sie haben den großen Vorteil, die gesellschaftlichen Verhältnisse in einfachster Form erscheinen zu lassen.

Sobald wir über sie hinausgehen, komplizieren sich die gesellschaftlichen Erscheinungen immer mehr, wird die Einwirkung der jeweiligen Produktivkräfte und der ganzen Lebensbedingungen auf den Inhalt und die Richtung ihres Wollens und ihrer Beschlüsse immer mehr verwickelt dadurch, daß zu den ererbten und persönlich erworbenen Fähigkeiten und Bedürfnissen der Menschen nun auch immer mehr gesellschaftlich überlieferte Gesetze, Religionen usw. treten, die für verschiedene Gebiete und Zeiten sehr verschieden sind und den Einfluß derselben Produktivkräfte auf die Bildung von Produktionsverhältnissen und deren Ueberbau oft sehr verschieden gestalten.

Also vergessen wir nicht: Nur in *letzter Linie* ist der ganze juristische, politische, ideologische Apparat als Ueberbau über einen ökonomischen Unterbau zu betrachten. Für eine einzelne Erscheinung in der Geschichte gilt das keineswegs. Sie wird, mag sie ökonomischer, ideologischer oder sonstiger Art sein, in manchen Beziehungen als Unterbau, in anderen als Ueberbau wirken.

Nur für die jeweilig *neuen* Erscheinungen in der Geschichte gilt unbedingt der Marxsche Satz vom Unterbau und Ueberbau.

Fünftes Kapitel.

Die Produktion des Lebens als Produktion von Menschen.

Noch ein Satz des Marxschen Vorwortes bedarf hier einer näheren Untersuchung. Der von der materialistischen Geschichtsauffassung handelnde Passus des Vorworts beginnt mit der Feststellung, daß die Menschen „in der gesellschaftlichen Produktion ihres Lebens“ bestimmte Produktionsverhältnisse eingehen.

Was bedeutet: Die gesellschaftliche Produktion des *Lebens*? Zunächst kommt hier sicher die Produktion der

Mittel des Lebensunterhaltes in Betracht. Aber nicht sie allein. Wir dürfen den gesellschaftlichen Produktionsprozeß nicht auf die Mittel zur Erhaltung des animalischen Lebens beschränken. Dieser Prozeß dient der Befriedigung aller Bedürfnisse des Menschen. Und schon von Natur aus ist der Mensch nicht bloß ein von Hunger und Durst, sondern auch von anderen Bedürfnissen bewegtes Wesen sozialer, sexueller, ästhetischer, forschender Art. Gar manches technische Mittel, das erfunden wird, vorhandene Bedürfnisse zu befriedigen, wirkt über diese Befriedigung hinaus, steigert schon bestehende Bedürfnisse, oder erweckt neue.

In der Untersuchung des Wertes der Arbeitskraft (Kapital, I. Volksausgabe, S. 127) sagt Marx:

„Die natürlichen Bedürfnisse selbst, wie Nahrung, Kleidung, Heizung, Wohnung usw., sind verschieden, je nach den klimatischen und anderen natürlichen Eigentümlichkeiten eines Landes. Andererseits ist der Umfang sogenannter notwendiger Bedürfnisse wie die Art ihrer Befriedigung selbst, ein historisches Produkt und hängt daher großenteils von der Kulturstufe eines Landes ab, unter anderem auch wesentlich davon, unter welchen Bedingungen und daher mit welchen Gewohnheiten und Lebensansprüchen die Klasse der freien Arbeiter sich gebildet hat. Im Gegensatz zu den anderen Waren enthält also die Wertbestimmung der Arbeitskraft ein historisches und moralisches Moment."

Das gilt nicht bloß für die Bestimmung des Wertes der Arbeitskraft, es gilt für die Feststellung des Umkreises der jeweiligen menschlichen Bedürfnisse überhaupt. Produktion des Lebens heißt nicht bloß Sicherung der nackten Existenz, nicht bloß Gewinnung des Lebensunterhaltes, sondern auch Sicherung einer gewissen Lebenshaltung. Wir finden hier beim Ausgangspunkt des Unterbaues bereits ein „moralisches" Element in ihm, das allerdings seinerseits wieder ein Produkt der Technik ist. Näher betrachtet, schrumpfen die „natürlichen" Bedürfnisse auf ein Minimum zusammen. Marx rechnet zu ihnen „Kleidung, Heizung, Wohnung". Aber diese setzen bereits eine gewisse Technik voraus, sind historisch bedingt.

Auf eine andere Seite der „Produktion des Lebens" weist uns Engels hin. Im Vorwort zur ersten Auflage seiner Arbeit über den „Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates" führt er aus:

„Nach der materialistischen Geschichtsauffassung ist das in letzter Instanz bestimmende Merkmal in der Geschichte die Produktion und Reproduktion des unmittelbaren Lebens. Diese ist aber selbst wieder doppelter Art. Einerseits die Erzeugung von Lebensmitteln, von Gegenständen der Nahrung, Kleidung, Wohnung und den dazugehörigen Werkzeugen; andererseits die Erzeugung von Menschen selbst, die Fortpflanzung der Gattung. Die gesellschaftlichen Einrichtungen, unter denen die Menschen eines bestimmten Landes leben, werden bedingt durch beide Arten der Produktion: durch die Entwicklungsstufe einerseits der Arbeit, andererseits der Familie." (S. VIII.)

Lange Zeit nahm ich an, und das war wohl die allgemeine Ansicht, daß diese Erweiterung der materialistischen Geschichtsauffassung speziell auf Engels zurückzuführen sei und eine ganz neue Einfügung bilde, die unter dem Einfluß des Morganschen Buches über die Urgesellschaft entstanden sei.

Indessen ist jetzt durch Riasanov ein Manuskript vollständig ans Tageslicht gezogen worden, das Marx und Engels schon vor dem kommunistischen Manifest 1845 verfaßt, aber niemals veröffentlicht hatten. Es war keineswegs druckfertig, auch nicht zu Ende geführt. Teile daraus, betitelt „der heilige Max", hat 1903 Bernstein in seinen „Dokumenten des Sozialismus" veröffentlicht.

Es ist die Arbeit über die „deutsche Ideologie", auf die Marx bereits in seinem hier in Rede stehenden Vorwort zur „Kritik der politischen Oekonomie" hinweist. Wir finden in dieser Arbeit die erste und ausführlichste Darlegung der materialistischen Geschichtsauffassung[1]).

Es ist sehr zu bedauern, daß dieses Werk nicht damals, als es abgefaßt wurde, ans Licht der Oeffentlichkeit trat. Das Verständnis der materialistischen Geschichtsauffassung wäre dadurch mehrere Jahrzehnte, ehe es tatsächlich geschah, weiteren Kreisen innerhalb der sozialistischen Bewegung erschlossen worden. Dann wäre es unmöglich gewesen, daß Männer, die Marx so nahe standen, wie Lasalle oder Wilhelm Liebknecht, von seiner Geschichtsauffassung so sehr unberührt blieben.

Aber Marx und Engels waren nicht Professoren, sondern Kämpfer, und gerade die Zeit nach 1845 trieb sie zu intensivster Teilnahme an den praktischen Kämpfen ihrer Zeit. So blieb das Manuskript unvollendet und wurde nach dem bekannten Marxschen Worte „der nagenden Kritik der Mäuse" überlassen.

In der Zeit der Reaktion, von 1849 angefangen, hätten Marx und Engels wohl Zeit und Ruhe gehabt, das Manuskript zu vollenden und zu veröffentlichen. Aber das hätte eine weitgehende Umarbeitung erheischt. Der Standpunkt der Geschichtsauffassung der Beiden war inzwischen allerdings nicht erschüttert, sondern vielmehr aufs stärkste bekräftigt worden. Aber eine ganze Reihe historischer Tatsachen, auf die sie sich stützten, zeigten bei näherem Zusehen angesichts der neueren Forschungen ein etwas anderes Gesicht, als sie ihnen ein Jahrzehnt vorher gewiesen hatten. Eine vollständige Neubearbeitung wäre nötig geworden und die wurde durch andere Studien, ökonomische,

---

1) Der vorliegende Abschnitt meiner Arbeit war bereits niedergeschrieben, als mir eine Abschrift des ersten Teils des Manuskriptes zugänglich gemacht wurde. Seitdem hat ihn Riasanow veröffentlicht im 1. Band des von ihm herausgegebenen „Marx-Engels-Archiv, Zeitschrift des Marx-Engels-Instituts in Moskau", 1. Band, Frankfurt a. M. 1926.

historische, naturwissenschaftliche, bei Engels auch kriegswissenschaftliche, in den Hintergrund gedrängt.

Für die Entwicklung des Gedankens der materialistischen Geschichtsauffassung ist das Manuskript zur „deutschen Ideologie" von der größten Bedeutung. Auch jetzt noch wird derjenige, der es studiert, trotz aller späteren Marxschen und Engelsschen Publikationen eine Reihe wichtiger und neuer Gedanken darin entdecken, daneben allerdings auch nicht nur vieles, was überholt oder gegenstandslos geworden, sondern auch manches, das unhaltbar geworden ist.

Auf der Seite 244—247 des Abdrucks der „deutschen Ideologie" im „Marx-Engel-Archiv" (1. Band) finden wir folgende Darlegungen:

„Wir müssen bei den voraussetzungslosen Deutschen damit anfangen, daß wir die erste Voraussetzung aller menschlichen Existenz, also auch aller Geschichte, konstatieren, nämlich die Voraussetzung, daß die Menschen imstande sein müssen, zu leben, um „Geschichte machen" zu können[1]). Zum Leben aber gehört vor allem Essen und Trinken, Wohnung, Kleidung und noch einiges andere. Die erste geschichtliche Tat ist also die Erzeugung der Mittel zur Befriedigung dieser Bedürfnisse, die Produktion des materiellen Lebens selbst, und zwar ist dies eine geschichtliche Tat, eine Grundbedingung aller Geschichte, die noch heute, wie vor Jahrtausenden, täglich und stündlich erfüllt werden muß, um den Menschen nur am Leben zu erhalten. Selbst wenn die Sinnlichkeit, wie beim heiligen Bruno, auf einen Stock, auf das Minimum reduziert ist, setzt sie die Tätigkeit der Produktion dieses Stockes voraus. Das erste also, bei aller geschichtlichen Auffassung, ist, daß man diese Grundtatsache in ihrer ganzen Bedeutung und ihrer ganzen Ausdehnung beobachtet und zu ihrem Rechte kommen läßt.

Dies haben die Deutschen bekanntlich nie getan, daher nie eine irdische Basis für die Geschichte und folglich nie einen Historiker gehabt. Die Franzosen und Engländer, wenn sie auch den Zusammenhang dieser Tatsache mit der sogenannten Geschichte nur höchst einseitig auffaßten, namentlich solange sie in der politischen Ideologie befangen waren, so haben sie doch immerhin die ersten Versuche gemacht, der Geschichtsschreibung eine materialistische Basis zu geben, indem sie zuerst Geschichten der bürgerlichen Gesellschaft, des Handels und der Industrie schrieben.

Das zweite ist, daß das schon befriedigte erste Bedürfnis selbst — die Aktion der Befriedigung und das schon erworbene Instrument der Befriedigung — zu neuen Bedürfnissen führt, und diese Erzeugung neuer Bedürfnisse ist die erste geschichtliche Tat. Hieraus zeigt sich sogleich, wes Geistes Kind die große historische Weisheit der Deutschen ist, die da, wo ihnen das positive Material ausgeht, und wo weder theologischer noch politischer noch literarischer Unsinn verhandelt wird, gar keine Geschichte,

---

[1]) An den Rand des Manuskripts schrieb Marx bei dieser Stelle: „Hegel, geologische, hydrogeographische usw. Verhältnisse des menschlichen Lebens. Bedürfnis, Arbeit." K.

sondern die „vorgeschichtliche Zeit" sich ereignen läßt, ohne uns indes darüber aufzuklären, wie man aus diesem Unsinn der „Vorgeschichte" in die eigentliche Geschichte kommt — obwohl auf der anderen Seite ihre historische Spekulation sich ganz besonders auf diese „Vorgeschichte" wirft, weil sie da sicher zu sein glaubt vor den Eingriffen des „rohen Faktums", und zugleich weil sie hier ihrem spekulierenden Triebe alle Zügel schießen lassen und Hypothesen zu Tausenden erzeugen und umstoßen kann.

Das dritte Verhältnis, was hier gleich von vornherein in die geschichtliche Entwicklung eintritt, ist das, daß die Menschen, die ihr eigenes Leben täglich neumachen, anfangen, andere Menschen zu machen, sich fortzupflanzen, — das Verhältnis zwischen Mann und Weib, Eltern und Kindern, die Familie. Diese Familie, die im Anfang das einzige soziale Verhältnis ist, wird späterhin, wo die vermehrten Bedürfnisse neue gesellschaftliche Verhältnisse und die vermehrte Menschenzahl neue Bedürfnisse erzeugen, zu einem untergeordneten (ausgenommen in Deutschland), und muß alsdann nach den existierenden, empirischen Daten, nicht nach dem „Begriff der Familie", wie man in Deutschland zu tun pflegt, behandelt und entwickelt werden. Uebrigens sind diese drei Seiten der sozialen Tätigkeit nicht als drei verschiedene Stufen zu fassen, sondern eben nur als drei Seiten, oder, um für die Deutschen klar zu schreiben, die „Momente", die vom Anbeginn der Geschichte an und seit den ersten Menschen zugleich existiert haben und sich noch heute in der Geschichte geltend machen.

Die Produktion des Lebens, sowohl des eigenen in der Arbeit wie des fremden in der Zeugung, erscheint nun schon sogleich als ein doppeltes Verhältnis — einerseits als ein natürliches, andererseits als gesellschaftliches Verhältnis —, gesellschaftlich in dem Sinne, als hierunter das Zusammenwirken mehrerer Individuen, gleichviel, unter welchen Bedingungen, auf welche Weise und zu welchem Zweck, verstanden wird.

Hieraus geht hervor, daß eine bestimmte Produktionsweise oder industrielle Stufe stets mit einer bestimmten Weise des Zusammenwirkens oder gesellschaftlichen Stufe vereinigt ist, und diese Weise des Zusammenwirkens ist selbst eine Produktivkraft, daß die Menge der den Menschen zugänglichen Produktivkräfte den gesellschaftlichen Zustand bedingt und also die „Geschichte der Menschheit" stets im Zusammenhang mit der Geschichte der Industrie und des Austausches studiert und bearbeitet werden muß. Es ist aber auch klar, wie es in Deutschland unmöglich ist, solche Geschichte zu schreiben, da den Deutschen dazu nicht nur die Auffassungsfähigkeit und das Material, sondern auch die „sinnliche Gewißheit" abgeht, und man jenseits des Rheins über diese Dinge keine Erfahrungen machen kann, weil dort keine Geschichte mehr vorgeht.

Es zeigt sich also schon von vornherein ein materialistischer Zusammenhang der Menschen untereinander, der durch die Bedürfnisse und die Weise der Produktion bedingt und so alt ist wie die Menschen selbst. Ein Zusammenhang, der stets neue Formen und also eine neue „Geschichte" darbietet, auch ohne daß irgendein politischer oder religiöser Nonsens existiert, der die Menschen noch extra zusammenhalte.

Jetzt erst, nachdem wir bereits vier Momente, vier Seiten der ursprünglichen geschichtlichen Verhältnisse betrachtet haben, finden wir, daß der

Mensch auch „Bewußtsein" hat. Aber auch dies nicht von vornherein als „reines" Bewußtsein."

Soviel aus der „deutschen Ideologie".

Wir haben diese Darlegungen ausführlich wiedergegeben, weil es höchst fesselnd ist, die erste Formulierung der materialistischen Geschichtsauffassung kennenzulernen.

Für unsere augenblicklichen Zwecke an dieser Stelle kommen allerdings nicht die ganzen Darlegungen in Betracht, sondern nur die kurzen Sätzchen, in denen die Produktion des Lebens definiert wird, sowohl als Produktion „des eigenen Lebens in der Arbeit, wie des fremden in der Zeugung".

Das ist fast wörtlich dasselbe, was Engels vier Jahrzehnte später in seinem zitierten Vorwort zum „Ursprung" ausführte.

Dabei ist es sehr auffallend, daß in der Zwischenzeit weder Marx noch Engels irgendwo auf diesen Doppelcharakter der Produktion des Lebens hinwiesen.

Der Gedanke ist so wichtig, daß er nicht unerwähnt hätte bleiben dürfen. Wir nehmen an, daß er zum mindesten im Bewußtsein unserer Meister stark zurückgetreten war und erst durch Morgans Ausführungen neue Kraft gewann.

Cunow wendet sich entschieden gegen diesen Doppelcharakter des Begriffes Produktion.

Er meint:

„Die Gleichsetzung der „Erzeugung von Lebensmitteln" mit der „Erzeugung von Menschen", die Engels hier vornimmt, beruht lediglich auf einer Aehnlichkeit des Ausdrucks, auf der Tatsache, daß in beiden Ausdrücken das Wort „Erzeugung" vorkommt. Im übrigen hat die Erzeugung von Gebrauchsgegenständen mit der Erzeugung von Menschen, die Art der Herstellung von Konsumartikeln mit dem Zeugungs- und Geburtsakt nichts zu schaffen. Eine Entwicklung der Menschenproduktion, die der Entwicklung der Lebensproduktion entspricht, gibt es nicht.

Während im Laufe der Menschheitsentwicklung der Produktionsprozeß und die in ihm angewandten Produktionsmittel wie auch die aus ihm hervorgehenden Produkte sich immer wieder geändert haben, und der ganze Vorgang nach bestimmten gesellschaftlich bedingten Gesetzen vor sich geht, vollzieht sich die Menschenerzeugung, der Geschlechtsakt, die Empfängnis, die Fötalbildung noch immer in gleicher Weise und mit denselben Mitteln nach den gleichen Naturgesetzen. Inwiefern hat sich denn der Akt der Erzeugung oder der Geburt geändert?" („Die Marxsche Geschichts-, Gesellschafts- und Staatstheorie", II., S. 140.)

Der Einwand ist schlagend. Zu schlagend. Denn es ist unmöglich, daß Engels den offen zutage liegenden Tatbestand nicht auch schon gekannt haben sollte. Engels wäre ohne weiteres widerlegt, wenn er bei der „Erzeugung von Menschen" bloß an die Akte der Zeugung und des Gebärens dachte. Aber er sagt ja selbst, was er hier unter der Art der Produktion von Menschen

versteht. Er spricht von den Entwicklungsstufen, hier der Arbeit, dort der F a m i l i e. Nicht den sich gleichbleibenden Zeugungsakt, sondern die verschiedenen Formen der Ehe und der Familie hatte Engels im Auge, als er von der Produktion von Menschen sprach. Sein Gedanke wird nicht im geringsten durch die Feststellung berührt, daß die Menschen noch immer nach dem alten natürlichen Verfahren und nicht als Homunculi produziert werden.

Es ist unbestreitbar, daß die Formen der Ehe und Familie wechseln und dieser Wechsel von größter Bedeutung für die Entwicklung des Menschen ist. Aber Engels behauptet mehr[1]). Seine Auffassung von den zwei Arten der Produktion, die die gesellschaftliche Entwicklung bestimmen, wäre doch nur dann berechtigt, wenn jeder der beiden Faktoren sich unabhängig von dem anderen entwickelte. Sie würde gegenstandslos, wenn die wechselnden Formen der Familie und Ehe, wie alle anderen Aenderungen in der Gesellschaft, in letzter Linie ebenfalls auf Veränderungen der Produktivkräfte zurückzuführen wären. Dann blieben diese das in letzter Linie einzig bestimmte Moment der Entwicklung.

Nun hat Engels keinen Versuch gemacht, zu zeigen, welche Triebkräfte die Entwicklung der Ehe und Familie bestimmen. Seit seiner Proklamierung der Familie als selbständigem Faktor der sozialen Wandlungen sind aber eine Reihe von Zusammenhängen aufgedeckt worden, die eine Abhängigkeit der Formen der Familie von den Formen der Wirtschaft anzeigen. Schon 1896 hat Ernst Grosse in seinem bereits erwähnten Buch darüber gehandelt. Wir haben gesehen, daß seine Definition der Wirtschaft recht unzulänglich ist. Trotzdem hat er viele Tatsachen gefunden, die seinen Satz stützen, „daß die verschiedenen Formen der Familie den verschiedenen Formen der Wirtschaft entsprechen, daß sich der Charakter jeder einzelnen Familienform in wesentlichen Zügen aus dem Charakter der Wirtschaftsform erklären läßt, in welcher sie wurzelt". („Formen der Familie" usw., S. 1.)

Fast allgemein ist heute die Anschauung akzeptiert, daß die Anfänge dauernder ehelicher Verbindungen und der Familie auf die Arbeitsteilung zurückzuführen sind, die der technische Fortschritt zwischen Mann und Weib herbeiführt, in der Weise, daß der Mann für die Beschaffung tierischer Nahrung, das Weib für die pflanzliche Nahrung sorgt, und dieses enger an die Feuerstätte gefesselt ist als jener.

Im übrigen haben wir gesehen, daß bereits in der Tierwelt die Art der Brutpflege, die Technik der Ernährung und Erziehung

---

[1]) Ich spreche im folgenden nur von Engels. Zur Zeit der Abfassung dieses Teils meines Manuskripts war mir die oben zitierte Stelle aus der „Deutschen Ideologie" noch nicht bekannt.

der Jungen bestimmend wirkt auf das Verhältnis der beiden Geschlechter zueinander, hier monogame, dort polygame Verbindungen hervorruft, unter anderen Umständen wieder bloß flüchtiges Zusammenkommen zu Zwecken der Paarung ohne länger dauernde Vereinigung.

Für die Menschen gilt dasselbe wie für die Tierwelt, bloß mit dem Unterschied, daß für das Tier die Technik der Brutpflege von Natur aus gegeben ist und sich nicht ändert, solange nicht die natürliche Umgebung der Art und damit diese selbst eine andere wird.

Der Mensch entwickelt dagegen seine Technik, verändert durch sie auch seine Umgebung sowie die Technik der Brutpflege und damit auch die Formen der Ehe und des Verhältnisses der Ehegatten nicht nur zueinander, sondern auch zu ihren Kindern, also die Formen der Familie.

Die Familie nach der wirtschaftlichen Seite, als Haushalt betrachtet, gehört zu den „bestimmten, notwendigen, von ihrem Willen unabhängigen Verhältnissen", welche die Menschen eingehen und die „bestimmten Entwicklungsstufen ihrer materiellen Produktivkräfte" entsprechen.

Allerdings unterscheidet sich die Familie von anderen wirtschaftlichen Produktionsverhältnissen dadurch, daß sie neben ökonomischen auch sexuellen Zwecken dient, nicht bloß der Brutpflege, die man auch als ökonomische Funktion betrachten kann, sondern auch der Zeugung von Kindern. Dieses sexuelle Moment ist unleugbar von der Höhe der Produktivkräfte unabhängig, und es ist sicher ein für das gesellschaftliche Leben höchst wichtiger Faktor.

Aber es ist ein konstantes, sich gleichbleibendes Moment, indes der Haushalt das variable Moment in der Familie darstellt.

So wichtig der sexuelle Faktor ist, er vermag die Veränderungen in den Familienformen nicht zu erklären. Es wäre lächerlich, ihn außer acht dort zu lassen, wo es sich darum handelt, das menschliche Leben in allen seinen Auswirkungen zu untersuchen. Aber als sich gleichbleibenden Faktor darf man von ihm absehen dort, wo es sich darum handelt, die Veränderungen in der menschlichen Gesellschaft, ihre Entwicklung zu erforschen.

Allerdings, völlig unveränderlich (solange die Art sich nicht ändert), bleiben nur sexuelle Funktionen im engsten Sinne: Die Dauer der Perioden der Menstruation, die geschlechtliche Umarmung, die Dauer und Art der Schwangerschaft, der Akt der Geburt. Alle sexuellen Momente, die darüber hinausgehen, gesellschaftlichen Charakter tragen, werden wie die Formen des Haushalts abhängig von der Art der gesellschaftlichen Umwelt, die in letzter Linie auf ökonomische Faktoren teils der Gegenwart, teils der Vergangenheit zurückzuführen ist. So z. B. die

Formen der Werbung um den Partner, die Anforderungen an seine Persönlichkeit, etwa Hochschätzung des Mutes oder der Intelligenz auf der einen, der Unberührtheit, der Treue, des Gehorsams auf der anderen Seite, individuelle Liebeswahl oder Abfinden mit jedem normalen Durchschnittsgatten, der geboten wird, Art und Intensität der geschlechtlichen Eifersucht usw.

Und selbst viele rein animalische sexuelle Funktionen werden durch die Produktionsweise und die von ihr abhängige Lebensweise beeinflußt.

Die Art der Arbeit und des Lebens in den Städten erzeugt frühere Geschlechtsreife, als die Arbeit und das Leben auf dem Lande.

Es gibt Produktionsweisen, die geschlechtliche Kälte hervorrufen. Und wieder andere, die das Gegenteil bewirken.

Schon Malthus berichtete darüber in seinem „Versuch über das Prinzip der Bevölkerung" (1. Buch, 4. Kapitel).

„Man hat allgemein bemerkt, daß die Frauen der Indianer wenig fruchtbar sind. Das wurde der Kälte der Männer ihnen gegenüber zugeschrieben, denn diese ist ein bemerkenswerter Zug im Charakter der amerikanischen Wilden. Aber er ist nicht ausschließlich dieser Menschenrasse eigen. Alle Wilden zeigen mehr oder weniger dieselbe Gleichgültigkeit; wenigstens alle unter ihnen, die über unzureichende Nahrungsquellen verfügen und stets zwischen der Furcht vor dem Feinde und dem Hunger schwanken. Das übersah nicht Bruce in seinem Bilde, das er von den Gallas und Schangallas zeichnete, Wilden an der Grenze Abessiniens. Und Le Vaillant betrachtet das phlegmatische Temperament der Hottentotten als die Hauptursache ihrer geringen Bevölkerung."

Es ist wohl nicht die Furcht vor den Feinden oder dem Hunger, der die Liebesgefühle der Indianer zurückdrängt, denn die Wilden werden allgemein als heiter, sorglos, furchtlos geschildert. Aber die Mühe des Wanderns und der Jagd sind so groß, daß sie liebevollen Ueberschwang nicht aufkommen lassen.

In den Städten ist in den unteren Klassen die Furcht vor dem Hunger, und, z. B. beim Lumpenproletariat, die vor dem Feinde, der Polizei, oft größer, als bei den Wilden. Aber die Lebensweise ist dort eine andere. Sie begünstigt neben geschlechtlicher Frühreife auch nervöse Reizbarkeit, die das Interesse an geschlechtlichen Dingen stark anstachelt, wenn auch selten in dem Ausmaße, das die Freudsche Schule an den Tag legt.

Endlich gibt es Produktionsweisen, in denen geringe Fruchtbarkeit der Frauen und solche, in denen enorme Fruchtbarkeit konstatiert wird. Allerdings gehört zur Entwicklung der Technik auch die der Technik der Geburtenverhütung, und es ist nicht immer leicht, einwandfrei festzustellen, inwieweit geringe Geburtenzahl auf körperliche Eigentümlichkeiten des einen oder

beider Elternteile zurückzuführen ist und inwieweit auf künstliche Eingriffe.

Daß die Anschauungen über geschlechtliche Dinge im allgemeinen ebenso wie die Formen der Ehe und Familie im besonderen mit den Produktivkräften wechseln und in letzter Linie durch sie bestimmt werden, wußte Engels bereits sehr gut. Wir Marxisten alle haben in dieser Beziehung ebenso wie in so vielen anderen Bedeutendes von ihm gelernt. In seinem Büchlein über den Ursprung der Familie selbst gibt er zahlreiche Belege für den Zusammenhang zwischen Ehe und Oekonomie, für die Abhängigkeit der wechselnden Formen der Produktion von Menschen von den wechselnden Formen der Produktion von Gebrauchsgütern.

Doch meint Engels, das gelte nur für spätere Formen der Entwicklung. Er fährt nach den schon zitierten Sätzen seines Vorworts zur ersten Auflage des „Ursprungs der Familie" fort:

„Je weniger die Arbeit noch entwickelt ist, je beschränkter die Menge ihrer Erzeugnisse, also auch der Reichtum der Gesellschaft, desto überwiegender erscheint die Gesellschaft beherrscht durch Geschlechtsbande." (S. VIII.)

Aus den weiteren Ausführungen ergiebt sich, daß Engels unter den „Geschlechtsbanden" die „Blutbande" versteht, die die „Geschlechtsverbände", die Gentes, Clans, Sippen zusammenhalten.

Nun ist aber nur zweierlei möglich; entweder sind diese Blutbande natürliche Bande, von der Natur schon gegeben, und wirken als solche unverändert auf die Gesellschaft, dann ist nicht abzusehen, wie sie Veränderungen in ihr hervorrufen können. Sie können in diesem Falle nicht zu einer Triebkraft der Geschichte werden. Oder aber, die Blutbande, obwohl von Natur aus gegeben, verändern sich in der Gesellschaft und wirken durch ihre Veränderungen auf deren Geschichte ein. Dann entsteht wieder, wie bei der Ehe und Familie, die Frage: woher stammen diese Aenderungen?

Zunächst müssen wir zusehen, was an den Blutbanden von Natur aus gegeben ist. Wir haben schon in einem früheren Zusammenhange gesehen, daß das sehr wenig ist. Es ist die Abstammungsfolge und das Verhältnis zwischen der Mutter und dem unselbständigen Kind.

Nur dieses ist im Naturzustande als Blutband eine wirksame Kraft. Aber es erzeugt kein dauerndes soziales Verhältnis. Bei isoliert lebenden Tieren trennen sich die Jungen von der Mutter, sobald sie imstande sind, selbst für sich zu sorgen. Die Mutter weint ihnen keine Träne nach. Bei sozialen Tieren bleiben sie in der Herde der Mutter, stehen dort aber, wenn erwachsen, in keinem engeren Verhältnis zu ihr, als zu den anderen Mitgliedern der gleichen Herde. Was sie zusammenhält, sind soziale

Gründe, nicht Blutbande. Bestimmte Produktionsverhältnisse, wenn man so sagen darf, die Bedürfnisse gemeinsamer Nahrungsgewinnung und gemeinsamen Schutzes.

Das Verhältnis zwischen dem Vater und seinem Kinde ist auch in der Zeit seiner Unselbständigkeit nicht auf einem Blutband, der „Stimme der Natur", sondern nur auf einem sozialen Verhältnis begründet, einem Schutz- und Ernährungsverhältnis, nicht dem Bewußtsein der Abstammung.

Das bezeugt deutlich noch in der Zivilisation das Verhalten von Vätern gegen Kinder, die von ihnen außer der Ehe erzeugt wurden und die außerhalb ihres Haushalts, außerhalb jeder sozialen Gemeinschaft mit ihnen aufwachsen. In der Regel empfinden sie gegen solche Pfänder ihrer Liebe nur Gleichgültigkeit, wenn nicht gar Verdruß und Abneigung.

Von einem Beachten der Abstammungsfolge weiß das Tier gar nichts. Wir haben schon früher darauf hingewiesen, daß sie erst möglich wird durch die Entwicklung der Sprache, von einem gewissen Höhepunkt der Sprachtechnik an.

Erst die Sprache erlaubt es, zunächst die einfachsten Abstammungsverhältnisse zu fixieren, sie im Bewußtsein dauernd festzuhalten und dann fortschreitend den Stammbaum eines Individuums in seine weiteren Verästelungen zu verfolgen.

Damit kommt erst das Bewußtsein der Verwandtschaft auf und die Möglichkeit einer Verwandtschaftsorganisation. Aber eine gesellschaftlich beachtete, anerkannte und wirksame Organisation wird die Verwandtschaft nur dann und insoweit, als gesellschaftliche Bedürfnisse auftauchen, zu deren Befriedigung der Kreis der Verwandten am besten geeignet erscheint. Auch das wieder hängt von gesellschaftlichen Verhältnissen ab, die in der Entwicklung der Produktivität wurzeln.

Also die jeweilige Kraft der Verwandtschaftsorganisation hängt nicht von natürlichen Blutbanden ab, sondern von ökonomischen und technischen Bedingungen, wie die Kraft jeder anderen sozialen Gruppierung auch. Die Ansätze zu ihr finden sich schon in der Tierwelt, wie die Ansätze zu so vielen menschlichen Einrichtungen. Aber wie die anderen, können auch diese sich erst entfalten unter dem Einfluß der technischen Entwicklung des Menschen.

Ich nehme an, daß die Verwandtschaftorganisation Bedeutung dadurch bekam, daß, begünstigt durch technische Fortschritte, der einzelne Stamm wuchs, an Mitgliederzahl zunahm und sich über ein größeres Gebiet verbreitete. In dem Maße, in dem das geschah, mußte sich der Zusammenhang des einzelnen mit der Masse seiner Stammesgenossen lockern. Der einzelne war nicht mehr mit allen Mitgliedern des Stammes in steter, enger Fühlung. Die

meisten unter ihnen befanden sich in wichtigen Momenten seines Lebens fern von ihm, konnten ihm nicht raten und helfen.

Auf der anderen Seite blieb der Haushalt innerhalb des Stammes in enge Grenzen gebannt, die auch technisch, durch die Möglichkeit der Beschaffung und Verarbeitung der Lebensbedürfnisse bedingt waren. Der Haushalt mochte an Ausdehnung ebenso wachsen wie der Stamm, aber sehr oft war dies nicht der Fall. Die technischen Bedingungen für die Ausdehnung des Haushalts waren andere, als die für die Ausdehnung des Stammes. Indes wie sehr der Haushalt auch wachsen mochte, er mußte sich in der Regel als zu schwach erweisen, die Funktionen zu erfüllen, die der sich ausdehnende Stamm nicht immer ausreichend und rechtzeitig zu erfüllen vermochte.

Indes hat die Familie zwei Seiten. Auf der einen Seite umfaßt sie alle, die im gleichen Haushalt vereinigt sind, auf der anderen Seite ein Elternpaar mit allen seinen Nachkommen. Dieser Kreis der Nachkommenschaft vermag sich im Laufe der Aufeinanderfolge der Generationen viel weiter auszudehnen als der Haushalt. Die Ausdehnung dieses Kreises ist technisch nicht beschränkt. Dabei liegt es nahe, daß junge Leute der gleichen Nachkommenschaft, die in dem Haushalt keinen Platz mehr finden, in dem sie geboren und aufgezogen wurden, sich in der Nachbarschaft niederlassen oder bei nomadischen Verhältnissen, bei Wanderungen dem elterlichen Haushalt mit dem eigenen Haushalt nahebleiben. So wird die über den Bereich des Haushalts hinausragende Verwandtschaft jene Körperschaft, die viel eher als der Stamm stets zur Hand und bereit ist, alle jenen sozialen Funktionen zu erfüllen, die über die Kraft der Familie (als Haushalt) hinausgehen, und die ehedem, unter kleineren Verhältnissen der Stamm leistete.

Wir finden in der Tat zwischen den Funktionen des Stammes und denen der Verwandtschaftsorganisation keinen Unterschied im Wesen, sondern nur einen in der Intensität.

Die Verwandtschaftsorganisation überragt schließlich an Bedeutung den Stamm. Diese Bedeutung rührt von der größeren Nachbarschaft und engeren Fühlung zwischen den Verwandten her. Sind aber die „Blutbande" einmal erst zu Ansehen gelangt, dann werden sie auch Verwandten gegenüber beobachtet, die in einen anderen sozialen Zusammenhang hineingeraten sind, unter Umständen auch solchen gegenüber, die einem feindlichen Stamm angehören, was nichts Außergewöhnliches ist.

Wie die Kraft, wurde auch der Bereich der Verwandtschaftsorganisation von ökonomischen Verhältnissen bestimmt, nicht durch Naturforschung, wie sichs gegenüber Blutbanden geziemt hätte.

Eine Ehe wurde zunächst gebildet von Mann und Weib. Als wessen Nachfolger sollten nun die Kinder gelten? Als die des Mannes oder die der Frau? Und dieselbe Frage entstand, sobald diese Kinder heirateten, für deren Kinder. Die Antwort wurde nicht durch die Möglichkeit bestimmt, den Vater zu erkennen, sondern durch die Rolle, die Vater und Mutter im Haushalt und in der Verwandtschaft spielten, was wieder von der jeweiligen Oekonomie und Technik abhing. Entweder kam die Frau als Fremde in den Haushalt des Mannes oder der Mann als Fremder in den Haushalt der Frau. Dementsprechend wurde die Verwandtschaft als Nachkommenschaft der Angehörigen des Haushalts entweder in weiblicher oder männlicher Linie gerechnet. Geschah ersteres, so erbte ein Mann wohl vom Bruder seiner Mutter, nicht aber von seinem eigenen Vater, trotz aller Blutsbande.

Eine die Verwandtschaftsorganisation besonders kennzeichnende und wichtige Funktion ist die der Verhinderung von Ehen zwischen Blutsverwandten.

Der Ursprung dieser Eheverbote ist noch strittig. Wir haben davon schon gehandelt. Nach meiner Ansicht kommen sie dort auf, wo länger fortgesetzte Inzucht schlimme Folgen nach sich zog und ihnen gegenüber die Konsequenzen von Eheschließungen, die zwischen Nichtverwandten oder als solche Betrachteten vollzogen wurden, ein äußerst günstiges Bild boten. Dies führte zum Verbot der Verwandtschaftsehen. Aber es beruhte nicht auf wissenschaftlicher Erkenntnis der Gesetze der Vererbung. Der Begriff der Verwandtschaft war auch nicht, wie man meist annimmt, von Natur aus gegeben. Als blutsverwandt galten zunächst nur die Verwandten der einen Linie, der männlichen oder der weiblichen. Auch hier wieder hing also die Festsetzung der Verwandtschaft von bestimmten ökonomischen Verhältnissen ab.

Es steht also mit der Organisation der Verwandtschaft, der Sippe oder Gens, wie mit der Familie und Ehe. Keine von ihnen ist eine gesellschaftliche Organisation, die sich unabhängig von den Produktionsverhältnissen bildet und neben ihnen besteht. Sie werden vielmehr hervorgerufen durch bestimmte Produktionsverhältnisse und ändern sich mit ihnen. Dies gilt bereits von den Anfängen der menschlichen Gesellschaft und ist ganz unabhängig davon, ob die „Arbeit", wie Engels sich ausdrückt, mehr oder weniger entwickelt ist.

Wenn wir annehmen, daß die an den Geschlechtsverkehr anknüpfenden gesellschaftlichen Verhältnisse in ihrem Entstehen und ihren Wandlungen nicht durch die Wandlungen der Technik oder Oekonomie, sondern durch einen anderen, noch unbekannten Faktor bestimmt werden, so durchbrechen wir damit die Einheitlichkeit der materialistischen Geschichtsauffassung. Darin muß

ich Cunow zustimmen, der bei seiner Behandlung der Frage in seinem schon zitierten Buch über die Marxsche Geschichts- usw. Theorie zu diesem Schlusse kommt. (II. 141.)

Es gibt keine Tatsachen, die dafür sprächen, daß die gesellschaftliche Entwicklung durch die Wandlungen der Produktion von Menschen ebenso bestimmt wird, wie durch die Produktion von Lebensmitteln. Alle uns bekannten Tatsachen sprechen dagegen. Die Erweiterung des Begriffs der Produktionsweise durch Einbeziehung der Menschenproduktion ist auch für die Fortentwicklung der Marxistischen Theorie ganz unfruchtbar geblieben. Sie hat nicht zur Anwendung bei der Forschung gereizt und zu keinen neuen Erkenntnissen geführt.

Sechstes Kapitel.

Die Produktion des Lebens als Erhaltung des Lebens.

Bei der Untersuchung des Begriffs der Produktion des Lebens müssen wir eines zugeben: Dieser Begriff erscheint auch uns zu eng, wenn wir ihn auf die Produktion von Lebensmitteln beschränken, selbst wenn wir unter dem Wort Lebensmittel die Mittel zur Befriedigung aller vom Menschen teils ererbten, teils im Laufe seiner Entwicklung erworbenen Bedürfnisse verstehen, „immaterieller" ebenso wie „materieller", wenn wir zur Produktion des Lebens nicht bloß die Produktion von Nahrung, Kleidung, Wohnung, sondern auch die Produktion Rembrandtscher Bilder, Shakespearischer Dramen, Beethovenscher Symphonien rechnen, die Produktion von Diamanten und von Rauschgiften ebenso wie die von Kohle und Eisen.

Auch bei der weitesten Fassung bleibt dabei ein wichtiges Moment sozialen Lebens unberücksichtigt.

Schon in den tierischen Gesellschaften finden wir, daß nicht bloß die Sorge für die Ernährung, etwa das Suchen nach Weideplätzen, zu den Funktionen der Gesellschaft gehört, zu den Faktoren, die die Gesellschaft zusammenhalten. Daneben kommt noch eine andere Funktion in Betracht, die unter Umständen noch wichtiger wird, als die Beschaffung von Lebensmitteln: Die Sorge für die Sicherheit der Gesellschaft und der sie bildenden Individuen. Namentlich bei den Pflanzenfressern steht diese Funktion in erster Reihe. Ununterbrochen werden sie, oder, wo sie wehrhaft sind, doch ihre schwächeren Mitglieder, namentlich die Jungen, von Fleischfressern bedroht. Je nach der Art ihrer Organe, also der natürlichen Technik einer jeden Art wird sich das Verfahren, sich vor

den Feinden zu schützen, verschieden gestalten. Die einen sind genügend mit Waffen versehen, um durch vereinten Angriff den Feind in die Flucht jagen zu können. Andere sind zu wehrlos dazu. Sie schützen sich dadurch, daß sie Wachen ausstellen und so den Feind hindern, sich unbemerkt zu nähern. Sie bringen sich durch rechtzeitige Flucht in Sicherheit.

Auch bei den Affen, außer etwa den stärksten unter ihnen, deren Kraft die eines Menschen weit überragt, gehört die Sorge für die Sicherung der Gesellschaft vor Feinden zu den wichtigsten gesellschaftlichen Aufgaben. Und dasselbe finden wir bei dem Menschen, soweit wir seine Entwicklung zurückverfolgen können.

Diese gesellschaftliche Sicherung des Lebens ist ebenso wie die Herbeischaffung und Hervorbringung von Lebensmitteln zu der „gesellschaftlichen Produktion des Lebens" zu rechnen, von der Marx spricht.

Man könnte vielleicht meinen, es sei zweckmäßig, statt von der Produktion des Lebens vom Kampf ums Leben zu sprechen, „struggle for life", wie Darwin sagte, was meist übersetzt wird als Kampf ums Dasein. Das Wort „Kampf" würde es von vornherein ausschließen, daß man die Erzeugung von Kindern als eine besondere Art dieses Tuns betrachtet.

Marx kannte den Darwinschen Ausdruck nicht, als er seine Vorrede zur Kritik der politischen Oekonomie schrieb. Diese ist datiert vom Januar 1859. Die erste Ausgabe des Darwinschen Werkes über „die Entstehung der Arten" erschien im November des gleichen Jahres.

Aber auch wenn er bei der Abfassung seiner Vorrede das Darwinsche Werk schon gekannt hätte, würde er sich kaum entschlossen haben, dem ersten Satz der Formulierung seiner Geschichtsauffassung die Form zu geben:

> „Im gesellschaftlichen Kampf ums Leben (im Original: In der gesellschaftlichen Produktion ihres Lebens) gehen die Menschen bestimmte, notwendige, von ihrem Willen unabhängige Verhältnisse ein, die einer bestimmten Entwicklungsstufe ihrer materiellen Produktivkräfte entsprechen."

Weder Marx noch Engels liebten den Ausdruck: Kampf ums Dasein. Er war bei Darwin und seinen Anhängern zu sehr mit malthusianischen Vorstellungen verknüpft. Wohl kann man den Ausdruck einfach in dem Sinne auffassen, daß jeder Organismus beständig von manchen Seiten seiner Umwelt in seiner Existenz bedroht wird, daß er beständig darauf ausgehen muß, diese Umwelt, soweit sie ihm schädlich, zu überwinden, soweit sie ihm nützlich, auszunützen, in jedem Falle mit ihr fertig zu werden, entweder sie sich oder sich ihr anzupassen.

Aber der Darwinismus geht von der Ansicht aus, daß von jeder Art von Organismen mehr Individuen in die Welt kommen, als in ihr Platz finden, daß diese Ueberzähligen daher ständig untereinander um den Platz kämpfen müssen, daß das der eigentliche Kampf ums Dasein sei. Das Ringen ums Leben wird bei dieser Auffassung also gleichgesetzt den Kriegen und Konkurrenzkämpfen der Menschen untereinander, zwei Erscheinungen, die in der Tierwelt ihresgleichen kaum finden. Und die Konkurrenz ist selbst in der Menschenwelt eine spät auftretende Erscheinung.

Wie kritisch Marx und Engels dem Darwinschen Kampf ums Dasein gegenüberstanden, haben wir bereits im zweiten Buch gezeigt.

Angesichts dieser Ablehnung des Wortes vom Kampfe ums Dasein geht es nicht gut an, den Marxschen Ausdruck „Produktion des Lebens" als „Kampf ums Leben" wiedergeben zu wollen, um so mehr, als die von Marx und Engels gerügte Auffassung des Kampfes ums Dasein als Krieg und Konkurrenz zwischen Artgenossen in Darwinistischen Kreisen heute noch überwiegt. Auch legt Marx auf das Wort „Produktion" besonderen Wert, weil sie der Faktor ist, der den Menschen vom Tiere scheidet und die menschliche Geschichte bewegt.

Aber wenn wir an dem Ausdruck der gesellschaftlichen Produktion des Lebens festhalten, so würden wir die materialistische Geschichtsauffassung einengen, und einen wichtigen Faktor der Geschichte aus ihr fortlassen, wenn wir zur gesellschaftlichen Produktion des Lebens nicht die Sicherung des einzelnen und des Gemeinwesens, zu dem er gehört, mit der Waffe im Kampfe gegen Feinde rechnen würden. Schon die tierischen Gesellschaften sind nicht bloß Organisationen zur Gewinnung des Lebensunterhaltes, sondern zu gemeinsamem Schutz und Trutz.

Für die Verhältnisse, die die Menschen im Kriege eingehen, gilt aber genau dasselbe, was Marx von den eigentlichen Produktionsverhältnissen sagt. Auch sie sind „notwendige, von ihrem (der Menschen) Willen unabhängige Verhältnisse, die einer bestimmten Entwicklungsstufe ihrer materiellen Produktivkräfte entsprechen".

Schon der Begriff des Feindes hängt von den Produktivkräften und Produktivverhältnissen ab. Für den pflanzenfressenden Affen ist das Raubtier der Feind. Sobald der Mensch in den Besitz von Werkzeugen und Waffen kommt, macht er sich auf die Jagd nach Säugetieren und Vögeln. Ihre Tötung wird zu einem Teil seiner Nahrungsbeschaffung. Gleichzeitig verändert sich sein Verhältnis zu den ihm gefährlichen Raubtieren. Er braucht sie nicht mehr zu fliehen oder sich vor ihnen

zu verbergen. Er erwirbt immer mehr die Kraft, ihnen entgegenzutreten und sie im Kampf zu überwinden. Schließlich kommt er in den Ländern alter Kultur dahin, sie völlig auszurotten.

Aber gleichzeitig ersteht ihm ein neuer Feind. Wir haben schon gesehen, wie die Gesellschaften zu geschlossenen Organisationen werden, die mitunter in Konflikt miteinander geraten. Die Waffe wird jetzt immer mehr zur Tötung von Menschen angewendet. Wenn der Mensch nun von einem Feinde spricht, versteht er darunter einen Menschen.

Mit den ökonomischen Verhältnissen wechselt der Charakter und die Ausdehnung der einzelnen geschlossenen Gesellschaften, die ihre Konflikte miteinander ausfechten. Damit ändert sich auch der Begriff des menschlichen Feindes. In primitiven Gesellschaften kann der Bewohner des nächsten Dorfes der Feind sein, der einige Kilometer weit entfernt ist. In einer höher entwickelten Gesellschaft gehören die beiden Dörfer zu dem gleichen Gemeinwesen und kämpfen begeistert Schulter an Schulter gegen einen neuen Feind, der eine weiter entfernte Gegend bewohnt.

In späteren Jahrhunderten kann diese Gegend mit den ersten beiden Dörfern zusammen Mitglied des gleichen Staatswesens sein, und mit ihnen vereint einen Landesfeind abwehren, der ihnen gemeinsam neu erstanden ist. Wir werden noch sehen, daß diese Wandlungen in letzter Linie auf die Entwicklung der Arbeitsteilung und der Verkehrsmittel zurückzuführen sind.

Wie der Begriff des Feindes, wechselt mit den ökonomischen Verhältnissen auch die Art der Konflikte, die zum Kriege führen: Zuerst entspringen sie aus dem Bedürfnis nach Jagdgründen, nach Weidegebieten, später aus dem Verlangen, ein Ausbeutungsgebiet auszudehnen oder eine geographisch den Verkehr besser beherrschende Position zu gewinnen oder zu behaupten usw.

Auch die Art der jeweiligen Kriegführung hängt ganz von den jeweiligen materiellen Bedingungen ab. Der Feldherr ist nicht frei in der Wahl seiner Pläne. Er steht unter dem Zwange der Notwendigkeit, zu siegen. Er wird unter den vorhandenen Möglichkeiten des Handelns diejenige wählen, die ihm am ehesten den Sieg zu verbürgen scheint. Seine Technik und Strategie hängt ab von der Art des voraussichtlichen Kriegsschauplatzes, die teils durch natürliche, teils durch ökonomische Verhältnisse, zum Beispiel die Art der Landwirtschaft bedingt wird. Dann hängt sie ab von der jeweiligen Waffentechnik, vom Reichtum des Staates und der Möglichkeit, die von der Technik der Kriegführung gebotenen Behelfe anzuschaffen.

Sie hängt auch ab von der Größe des Landes und der Zahl seiner Bewohner.

Der Gott der Schlachten neigte sich stets auf die Seite der stärkeren Bataillone. Doch hängt die Größe einer Armee nicht bloß von der Bevölkerungszahl des Staates ab. Die gleiche Volksmenge in einem dünn bevölkerten, weit ausgedehnten Gebiet ohne Verkehrsmittel wird nicht so leicht in einem gegebenen Moment eine gleich große Armee auf die Beine bringen, wie in einem kleineren dichtbevölkerten, mit guten Kommunikationen versehenen Staat. Frankreich und England kämpften im Krimkrieg unter sehr ungünstigen Bedingungen, bloß auf den Schiffsverkehr angewiesen, gegen das riesige Rußland. Trotzdem vermochte sich dieses ihres Angriffs nicht zu erwehren.

Endlich kommt für die Aussichten des Sieges in Betracht ein gar nicht materieller Faktor, der Geist, der die Armeen beseelt.

Die wirksamsten Waffen, die größte Zahl, die zweckmäßigste Organisation der Truppen geben ihnen nicht den Sieg, wenn sie feig oder zuchtlos sind. Der beste Feldzugsplan versagt, wenn die Befehle des Feldherrn von seinen Generalen nicht ausgeführt werden.

Wenn ein Individuum feig ist, ein anderes verwegen; das eine pflichtgetreu, das andere bloß seinem Belieben gehorchend usw., so kann man das auf individuelle Umstände der Vererbung oder Erziehung zurückführen. Solche individuelle Unterschiede besagen nichts für den Geist einer Massenorganisation, einer Armee.

Wenn aber eine ganze große Masse, etwa eine Nation oder doch eine ganze Klasse feig ist oder tapfer, friedliebend oder den Kampf suchend, dem Führer ergeben oder ihn mißachtend, ist das nicht auf individuelle Zufälle zurückzuführen, sondern auf Umstände, die alle Mitglieder der Masse in gleicher Weise und dauernd bestimmend beeinflussen, also auf ihre Lebensumstände, ihre Beschäftigungen; Umstände, die bedingt werden durch die Produktionsweise. Diese Umstände, von denen der ganze Nationalcharakter abhängt, können bei einer Armee noch modifiziert werden durch besondere Umstände des Heerwesens, etwa die Regelmäßigkeit und Ausgiebigkeit der Verpflegung und Besoldung der Truppen, die Behandlung der Mannschaften durch die Offiziere usw., Umstände, die ihrerseits ebenfalls direkt oder in letzter Linie auf ökonomische Bedingungen, Reichtum des Staates, Höhe der Steuern, Art der Behandlung der arbeitenden Klassen durch die höheren zurückzuführen sind.

Also das ganze Kriegswesen, Bewaffnung und Organisation der Truppen, Strategie und Taktik, Sieg und Niederlage wird letzten Endes durch die Entwicklung der Produktivkräfte und der Produktivverhältnisse bestimmt.

Dabei kann eine überkommene Art der Kriegsführung auch wieder auf die Gestaltung neuer ökonomischer Bedingungen zurückwirken. Wehrverfassung und gesellschaftliche Verfassung sind oft eng miteinander verbunden.

Die Gentilverfassung war nicht bloß eine Verwandtschaftsorganisation, sondern auch eine Heeresverfassung. Unter der Gentilverfassung bildeten die Genossen derselben Gens eine besondere Abteilung im Heere und fochten zusammen. Die Gentilgenossen, die in steter persönlicher Berührung miteinander aufgewachsen waren, ständig miteinander arbeiteten, in zahlreichen Fällen im Frieden schon erprobt hatten, daß sie sich aufeinander und auf ihren Häuptling verlassen konnten, bildeten im Kriege einen militärischen Körper von stärkstem militärischen Zusammenhalt.

Von der Kriegsverfassung der alten Germanen, die auf der Gens, der „Hundertschaft" beruhte, sagt Delbrück:

„Jeder einzelne wurde in dem rauhen, barbarischen Naturleben, in dem steten Kampf mit wilden Tieren und Nachbarstämmen zu höchster persönlicher Tapferkeit erzogen, und der Zusammenhalt jeder Schar in sich, die zugleich Nachbarschaft und Geschlecht, Wirtschaftsgenossenschaft und Kriegskameradschaft war, unter einem Führer, dessen Autorität sich in täglicher Lebensgewohnheit über das ganze Dasein im Frieden wie im Kriege erstreckte, der Zusammenhalt einer solchen germanischen Hundertschaft unter ihrem Hunno war von einer Festigkeit, wie sie selbst strengste Disziplin einer römischen Legion nicht übertreffen konnte. Die psychologischen Elemente, die eine germanische Hundertschaft und eine römische Zenturie konstituieren, sind durchaus verschieden, aber das Ergebnis ist durchaus analog. Die Germanen exerzierten nicht, der Hunno hatte schwerlich eine bestimmte, jedenfalls keine sehr wesentliche Strafgewalt, selbst der Begriff des eigentlich militärischen Gehorsams war den Germanen fremd. Aber die ungebrochene Einheit des ganzen Daseins, in der die Hundertschaft zusammengefaßt war, und die es mit sich bringt, daß sie auch Gemeinde, Dorf, Genossenschaft, Geschlecht in den Geschichtserzählungen genannt wird, diese Natureinheit ist stärker als die Kunsteinheit, die die Kulturvölker suchen müssen durch die Disziplin zu erzeugen. In der äußeren Geschlossenheit des Auftretens, des Anmarschierens und der Attacke, in Richtung- und Vordermannhalten werden die römischen Zenturien die Hundertschaften übertroffen haben; aber der innere Zusammenhalt, das Sichaufeinanderverlassen, das die moralische Kraft gab, war bei den Germanen stark genug, um auch bei äußerer Unordnung, bei völliger Auflösung und bei jeweiligem Zurückgehen unerschüttert zu bleiben." (Geschichte der Kriegskunst II., S. 31.)

Man sieht, auch der moralische Faktor im Heere ist ebenso wie die Ausrüstung und Verproviantierung, die Wahl der Waffengattungen, die Art und Ausdehnung der Befestigungen, die Strategie und Taktik ökonomisch bedingt.

Und vielfach, namentlich bei allgemeiner Wehrpflicht, ist die ökonomische Organisation auch eine kriegerische Organisation,

ebenso durch die Technik der Waffe bedingt wie durch die des Werkzeugs.

Das gilt nicht bloß von der Gentilorganisation, wie wir eben gesehen. Das gleiche trifft zu bei der feudalen Gesellschaft. Ihre Organisation dient ebenso dem Kriege wie der Wirtschaft.

Im Mittelalter wird die entscheidende Waffe die Reiterei, wohl deshalb, weil die gefährlichsten Feinde, die die Christenheit damals zu bekämpfen hatte, nomadische Reitervölker waren, in denen jedermann ein Reiter und ein Krieger war: Hunnen, Avaren, Magyaren (Madjaren), Araber. Es genügte nicht, um sich vor ihnen zu schützen, die größeren Ansiedlungen mit Mauern zu umgeben und Burgen zu bauen. Um den Feind zu verjagen und fern zu halten, mußte man ihn in offener Feldschlacht schlagen, das vermochte die Infanterie nicht, die im besten Falle einen Angriff von Reitern abwehren, nicht eine zurückgewiesene Schar von Reitern verfolgen konnte.

War die Kavallerie aber einmal die entscheidende Waffe gegen die drohenden „Heiden" geworden, dann wurde sie es auch in den Kämpfen der „Christen" untereinander. Dazu kam es um so leichter, als bei den Germanen schon zur Zeit der Völkerwanderung das Pferd im Kriege eine größere Rolle spielte als bei den Römern, und ihre Reiterei damals schon relativ zahlreicher war.

Nach der Völkerwanderung wurden die Germanen seßhaft. Viele von ihnen wurden Bauern, andere Herren von Bauern; für die Bauern ist aber der Kriegsdienst immer sehr drückend, ihre Produktionsweise widerstrebt ihm. Das war besonders damals der Fall, wo der einzelne Krieger sich noch selbst bewaffnen und verpflegen mußte, der Staat dazu nichts hergab. Und die Waffentechnik wurde unter den Nachwirkungen der römischen Kultur eine höhere, als sie bei den primitiven germanischen Heeren gewesen war. Ausreichende Waffen zu Schutz und Trutz wurden immer kostspieliger. Da konnte der einzelne Bauer um so weniger mittun, je wichtiger die Stellung des Pferdes in der Armee wurde und je notwendiger der Krieger wie sein Pferd einer vorbereitenden Uebung für den Kampf bedurften.

Das konnten die Bauern immer weniger leisten, der allgemeine Heerbann verfiel immer mehr. Um so wichtiger wurden für die Kriegsführung die Gefolgschaften der einzelnen hohen Herren, die sich in den Kämpfen der Völkerwanderung besonders hervorgetan hatten und von den Königen mit der Zuweisung großer Landstücke belohnt worden waren (mitsamt den sie bebauenden Landleuten, ohne die sie trostlose Wüsten gewesen wären). Noch verfügte die Staatsgewalt nicht über regelmäßige Geldeinkünfte. Sie konnte ihre Diener und Günstlinge nicht mit Gehältern und Pensionen belohnen, sondern nur mit Grundbesitz,

den sie aber nicht verschenkte, sondern nur unter der Bedingung verlieh, daß der Belohnte dem Lehensherren stets bestimmte Dienste leisten werde, worunter der wichtigste der Kriegsdienst war. Der Lehensmann mußte die Einnahmen aus seinem Grundbesitz, die in Naturalien bestanden, dazu benützen, Pferde und Waffen anzuschaffen und sich für den Krieg zu rüsten, um auf jedes Aufgebot hin selbst mit einer entsprechenden Anzahl Reisiger, gebührend bewaffnet und mit Lebensmitteln für einige Monate versehen zum Lehensherren zu stoßen. Der oberste Lehnsherr war der König. Aber die großen Grundherren unter den Lehensleuten waren in der Lage, ihrerseits wieder andere mit kleinerem Gebiet zu belohnen, bis eine ganze Hierarchie entstand, die im Frieden schon ein Kriegsheer organisierte.

Auf dieser Organisation wurde nicht bloß das Kriegswesen, sondern auch die ganze Produktion des Mittelalters aufgebaut. Nur in wenigen, geographisch begünstigten Gebieten wußten sich die Bauern der feudalen Belastung zur Erhaltung ihrer „ritterlichen" Grundherren zu erwehren. Heute hängt die Erhaltung der Armee von den Steuern ab. Damals war diese Erhaltung direkt im Produktionsorganismus begründet.

Der Geist des Kriegertums wurde von diesen Umständen aufs stärkste beeinflußt.

In einem Heer von Bauern und Bürgern, die nicht viel Zeit zu kriegerischer Vorbereitung haben, ist, wenn der Gegner nicht über furchtbare Fernwaffen, etwa Feuergewehre gebietet, die naheliegendste Kampfart die der Zusammenballung zu einem festen Haufen, einem „Schweinskopf", wie die Germanen sagten, der Phalanx der Griechen, dem „Gewalthaufen" der Schweizer. Noch 1745 erfochten die Clans rebellischer Gebirgsschotten mit dieser Aufstellung Siege gegen englische Berufssoldaten. Diese Aufstellung von Kämpfern, von denen jeder seine Nebenmänner kennt, ihnen vertraut, ohne sie verloren ist, erzeugt die stärkste Disziplin, wenigstens während der Schlacht.

Ganz anders stand es mit dem Ritter, der in den Waffen wohl geübt war, aber nur für das Einzelgefecht. Nur auf sich vertraute der Ritter. Von ihm sagt Delbrück:

„Die Entscheidung in einem mittelalterlichen Gefecht wird nicht herbeigeführt, wie bei einer römischen Legion, durch das feste Zusammenhalten, die geschickten Bewegungen und den Gesamtdruck disziplinierter und exerzierter taktischer Körper, sondern durch die persönliche Tüchtigkeit und Tapferkeit des einzelnen. Die persönliche Tüchtigkeit kann aber in hohem Maße unterstützt werden durch die Vorzüglichkeit der Waffen. Die Lanze, die nicht zersplittert, das Schwert, dessen Schärfe Eisen durchhaut, der Helm, der Schild, der Panzer, die undurchdringlich sind, verleihen den Sieg.

Wieder, wie bei Homer, preisen die Lieder nicht bloß die Helden, sondern wissen auch von der Unverwundbarkeit ihrer Rüstung, von der Geschichte und den Eigenschaften des Schwertes Balmung zu erzählen. Nicht bloß sehr häufig das Schwert, sondern auch andere Waffenstücke des Ritters haben Eigennamen." (Delbrück, Kriegskunst III., S. 246.)

Diese Uebereinstimmung zwischen den Helden Homers und den Rittern des Mittelalters ist kein Zufall, sondern beruht auf der Uebereinstimmung des sozialen Stadiums hier wie dort. Im homerischen Griechenland, wie im christlich-germanischen Mittelalter waren die entscheidenden Krieger Großgrundbesitzer, die nicht von einem Sold des obersten Kriegsherrn lebten, sondern von der Arbeit ihrer Hintersassen. Aus eigenen Mitteln rüsteten sie sich aus, übten sie sich im Gebrauch ihrer wertvollen Waffen, und erhielten sie sich und ihren Troß während des Feldzuges.

Sie waren ökonomisch vom obersten Kriegsherrn ganz unabhängig und jeder sein eigener Herr in seiner, fern von den andern liegenden Burg. Wohl verdankte er sein Lehensgut seinem Lehnsherrn, aber einmal damit begabt, war es nicht so leicht, ihn daraus zu entfernen. Dem Lehnsherrn stand keine andere Kriegsmacht zur Verfügung, als die Gesamtheit seiner ökonomisch von ihm unabhängigen Vasallen. Gegen einen äußeren Feind oder einen unbotmäßigen Vasallen konnte er nur dann ein größeres Aufgebot zusammenbringen und beisammenhalten, wenn die Masse seiner Vasallen ihm zustimmte.

Unter diesen Umständen entwickelte sich eine Selbstherrlichkeit der Ritter, die noch vermehrt wurde durch die Art des Kampfes. In der Infanterie vollzieht sich die Zusammenballung zu einem geschlossenen Heerhaufen, der gemeinsam angreift oder abwehrt, bei einfacher Bewaffnung ohne lange Vorbereitung. Dagegen ist es unmöglich, Reiter in geschlossener Schlachtordnung zu bewegen ohne lange vorherige Uebung. Die Ritter wohnten viel zu entfernt voneinander und waren viel zu wenig abhängig von ihren Kommandanten, um sich zu länger dauernden Uebungen öfter zusammenzutun. Was jeder aufs eifrigste übte, waren seine persönlichen Kräfte und Geschicklichkeiten.

Viel mehr als vom Kapitalismus kann man vom Rittertum sagen, es sei vom Geist des Individualismus beseelt gewesen.

Delbrück sagt darüber:

„Ein besonders schwacher Punkt in diesem Kriegswesen ist die Disziplin, ja ich möchte zweifeln, ob wir dieses Wort . . . . . überhaupt hier anwenden dürfen . . . . . Wohl ist sich der Ritter bewußt, daß er seinem Herrn Gehorsam schuldet, aber der Geist dieses Kriegerstandes erzeugt zugleich einen Trotz, der die Grenzen dieses Gehorsams leicht überspringt . . . . . Von der Auflösung des Karolingerreiches ab, auch unter den imponierendsten Wiederherstellern königlicher Macht, begegnen wir immer wieder dem trotzigen Unabhängigkeitssinn, der seinen Willen vor keinem, auch dem Höchsten nicht beugen will . . . . . Wir haben aus

der Zeit Barbarossas Beispiele, daß nicht bloß Fürsten, sondern auch selbst einfache Ritter einen Befehl des Kaisers mißachteten, und die Geschichte des ersten Kreuzzuges zeigt uns auf Schritt und Tritt, wie nur mühsam, von Fall zu Fall, die allernotdürftigste Führung und Oberleitung hergestellt wurde." (Geschichte der Kriegskunst III., S. 260—263.)

Dieselben Verhältnisse schildert uns Homer im Heer der Griechen. Was die Ilias erzählt, ist der Militärstreik des Achilles.

Wo die Bevölkerung ohne inneren Zusammenhalt nicht leicht zu größeren Verbänden sich zusammenfindet, die Waffen der großen Masse unzureichend im Kampf gegen gewappnete Ritter sind und infolge ihrer Isolierung die Bewohner eines Dorfes der übrigen Bevölkerung des Landes fremd gegenüberstehen, so daß sie schwer zu einem einheitlichen Körper zusammenzufassen und unter gemeinsames Kommando zu bringen sind, da wird der Infanteriekampf gegen die Ritterheere geringe Aussichten haben. Ganz anders dort, wo die Bevölkerung sich verdichtet hat, die Verkehrsmittel gut, die persönlichen Beziehungen auch zwischen den Bewohnern eines größeren Gebietes inniger geworden sind, und die Masse der Bevölkerung in der Lage ist, sich ausreichende Waffen zu beschaffen, die dicht nebeneinander vorgestreckt einen starken Wall gegen herankommende Gegner bilden. Wenn diese gut bewehrten, fest gefügten Heerhaufen sich aus einer Bevölkerung rekrutierten, die durch ihr Leben in gefahrvollen Bergen mit kraftvoller Kühnheit erfüllt ist, und in der sich die überkommenen Bande der Markgenossenschaft noch lebendig erhalten, wie bei den Schweizern, und wenn diese Armee endlich von einem Manne kommandiert wird, den alle kennen, dem alle vertrauen, dann wird sie die Oberhand gewinnen können über eine Schar disziplinloser Ritter, die wohl glänzend bewaffnet, im Einzelkampf ausgezeichnet geübt sind, aber nur mit lockerem Zusammenhalt in den Kampf eintreten. Die ritterliche Tapferkeit allein wird ihnen nicht helfen.

Deshalb siegten die griechischen Hoplitenheere von Bauern und Bürgern über die persischen Ritter, die Hussiten gegen die ritterlichen Aufgebote des heiligen Römischen Reiches und die Gewalthaufen der Schweizer gegen die Ritter, die gegen sie unter den Fahnen zuerst Oesterreichs und später Burgunds fochten.

Wir haben der Einfachheit halber hier nur von den Reitern gesprochen, von den Schützen abgesehen, die jene bei den Persern wie bei den Feudalheeren des Mittelalters unterstützten.

Also auch das geistige Element der Kriegführung, der Geist, der den Krieger beseelt, hängt nicht von seinem Belieben ab, sondern von den Bedingungen seiner Umgebung, in der er aufwächst und kämpft.

Meist wird die Entscheidung im Kriege, ob Sieg, ob Niederlage, durch ökonomische Verhältnisse bedingt. Unter gewissen

Umständen wird dieselbe Armee siegen, die bei anderen Verhältnissen unterliegen muß.

Wie Taktik, Strategie, die Art des militärischen Geistes, ist auch die kriegerische Ueberlegenheit ökonomisch bedingt. Doch nicht etwa in dem Sinne, als ob, bei sonst gleichen Bedingungen, die ökonomisch höher entwickelte Macht auch die kriegerisch überlegene sein müßte. Sehr oft ist der rückständige Teil der stärkere. Das gilt z. B. von den eben erwähnten Schweizern des 15. Jahrhunderts. Ihre kriegerische Ueberlegenheit zogen sie zum Teil gerade daraus, daß sie in einfacheren, ökonomisch rückständigeren Bedingungen lebten, als ihre Gegner. Die Urschweizer um den Vierwaldstättersee herum, die zuerst die neue schweizerische Taktik ausbildeten und zum Siege führten, wohnten in den zurückgebliebensten Gegenden des Landes. Weidewirtschaft (im Sommer) in schwer zugänglichen Gebieten war ihre Hauptbeschäftigung. Das Gemeineigentum am Boden, die Markgenossenschaft noch in voller Kraft, die sie aufs engste verband.

Seit dem Aufkommen der kapitalistischen Industrie darf man jedoch im allgemeinen sagen, daß ökonomische höhere Entwicklung auch militärische Ueberlegenheit bedeutet. In den früheren Stadien ist vielfach das umgekehrte der Fall. Die ökonomisch höher entwickelten Völker verweichlichen leicht, verlieren ihre Wehrhaftigkeit und werden eine Beute armer, ökonomisch rückständiger Nachbarn, die kriegerischer Wagemut in hohem Maße beseelt.

Ebensowenig, wie man allgemein sagen kann, daß ökonomische Ueberlegenheit gleichbedeutend sei mit militärischer Ueberlegenheit, kann man das umgekehrte sagen, daß Ueberlegenheit im Kriege zu ökonomischer Ueberlegenheit führe. Durch ihre Siege vermochten z. B. die Türken wohl ökonomisch überlegene Nachbarn teils zu unterwerfen, teils zurückzudrängen. Aber sie ruinierten dabei nur die ökonomische Blüte, die sie vorfanden, sie selbst stiegen nicht auf eine höhere Stufe ökonomischen Lebens empor.

Für den Besiegten ist der Krieg immer ökonomisch verhängnisvoll. Nicht selten auch für den Sieger. Doch ist es übertrieben, wie das heute von pazifistischer Seite vorgebracht wird, als müsse ein Krieg unter allen Umständen auch für den Sieger mehr ökonomische Nachteile bringen als Vorteile — wir handeln hier nur von der ökonomischen Seite des Krieges.

In den Anfängen der Zivilisation finden wir oft Ackerbauvölker in fruchtbaren Flußtälern, die ökonomisch gediehen. Neben ihnen in dürren Steppen waren nomadische Hirtenvölker, die neidvoll nach dem Ueberfluß ihrer Nachbarn blickten.

Die Nomaden unterbrachen nicht ihren Produktionsprozeß, wenn von Zeit zu Zeit ihr Bevölkerungsüberschuß Krieg gegen die benachbarten Ackerbauern führte, um sie zu plündern. Das war für sie die einzige und oft sehr erfolgreiche Methode, Reichtümer zu erwerben.

Aber auch höchst vorgeschrittene Völker können aus dem Krieg ein gutes Geschäft machen. Die Handels- und Kolonialkriege der Engländer im 18. Jahrhundert verursachten ihnen relativ geringe Kosten. Die Armeen, die in den Kolonien den Krieg führten, waren klein, der Seekrieg beanspruchte relativ wenig Menschen. Der Industrie wurden dadurch nicht zu viele Arbeitskräfte entzogen. Dank seiner insularen Lage blieb England von jedem feindlichen Einfall verschont. Seit 1066, seit der Schlacht von Hastings, in der ein eingedrungenes normannisches Ritterheer ein englisches Volksheer besiegte und den normannischen Feudalstaat begründete, hat England kein feindliches Heer des europäischen Festlandes mehr in seinen Grenzen gesehen.

Die ökonomischen Nachteile, die die Kriege im 18. Jahrhundert England brachten, waren also gering, die Kriegsbeute dagegen enorm. Ohne die Seeherrschaft und die Kolonialbeute des 17. und 18. Jahrhunderts wäre es nicht zu dem raschen Aufschwung seiner Industrie gekommen.

In ähnlicher Weise, wenn auch nicht in so hohem Maße wirkten die Revolutionskriege auf Frankreich. Dank der ständigen Ueberlegenheit seiner Armeen vermochten diese in einem Zeitalter fast ununterbrochenen Kriegszustandes von 1794 an zwanzig Jahre hindurch jeden Feind von französischem Boden fernzuhalten. Die Nachbarn Frankreichs lieferten nicht nur die Kriegsschauplätze, sie mußten auch seine Heere unterhalten und ihm viel von dem Reichtum abgeben, den ihre kirchlichen und weltlichen Beherrscher in vielen Jahrhunderten der Ausbeutung bis dahin zusammengerafft hatten. So gestaltete sich diese zwanzigjährige Kriegsperiode für Frankreich zu einer Quelle von Reichtum, die für das übrige kontinentale Europa eine Zeit der Verwüstung und der Verarmung wurde.

Als Revanche dürfte der Krieg von 1870/71 dem siegreichen Deutschland mehr ökonomische Vorteile als Nachteile gebracht haben.

Doch nicht jeder Sieger hat solches Glück. Gar viele Kriege endeten mit der schwersten Erschöpfung und ökonomischem Ruin nicht nur für den Besiegten, sondern auch für den Sieger.

Ludwig XIV. führte in seiner langen Regierung (1643—1715) zahlreiche, überwiegend siegreiche Kriege, von denen auch der letzte, der am wenigsten glückliche, ohne offenbare Niederlage

schloß. Er begründete damit Frankreichs Vorherrschaft in Europa, aber auch den finanziellen und ökonomischen Ruin des eigenen Staatswesens, der eine der Hauptursachen der großen Revolution wurde.

Daß der Krieg selbst für den Sieger ein schlechtes Geschäft sei, traf schon in früheren Jahrhunderten in den meisten Fällen zu. In unserem Jahrhundert haben sich die technischen und ökonomischen Bedingungen der Kriegführung so gestaltet, daß ein großer Krieg gar nicht mehr anders enden kann, als mit der schwersten ökonomischen Schädigung aller Beteiligten, der Sieger ebenso wie der Besiegten.

Dies darzutun, würde etwas zu weit führen und es könnte doch nur wiederholen, was schon unzählige Male dargetan wurde und was die Spatzen bereits von den Dächern pfeifen.

Hier handelt es sich uns nur darum, festzustellen, daß, wie die kriegerischen Konflikte und die Arten der Kriegführung und die kriegerische Ueberlegenheit ökonomisch bedingt sind, so auch die Wirkungen des Krieges unter verschiedenen ökonomischen Verhältnissen sehr verschieden sein können.

Nimmt man die Menschheit im allgemeinen, so hat der Krieg ihre Entwicklung sicher nur gehemmt, nicht gefördert, denn er bedeutete unter allen Umständen eine Vernichtung von Arbeitskräften und Produktionsmitteln und Kunstschätzen, also eine Verarmung der Menschheit. Wenn sie trotzdem reicher wird, geschieht es nur deshalb, weil die Kriegführung sich bisher als schwächer erweist, als der Prozeß der Produktion. Aber gehemmt wurde dieser Prozeß, auf dem unser Dasein beruht, gar sehr durch das, was so viele als die bedeutendste Form des Kampfes ums Dasein betrachten.

Hat aber der Krieg den Prozeß der Produktion im allgemeinen und damit die Gesellschaft nicht gefördert, so hat er auf eine bestimmte Art ihrer Entwicklung in höchstem Maße eingewirkt. Wenn sich die Menschheit nicht gleichmäßig entwickelte, Teile von ihr in völliger Unwissenheit blieben, sogar aus Wohlstand in Elend versanken, indes andere glänzend aufstiegen zu einer märchenhaften Entwicklung von Ueppigkeit, Wissen und Macht — wenn die gesellschaftliche Entwicklung zeitweise eine Bewegung in der Richtung zur Verschärfung aller Gegensätze wird, sowohl innerhalb der Menschheit zwischen den einzelnen Völkern, wie in manchem Volke zwischen seinen Klassen, dann verdanken wir das vor allem dem Kriege. Der Krieg hat diese Gegensätze teils hervorgebracht, teils unendlich gesteigert.

Man wird nicht dahin gelangen, sie zu überwinden, wenn nicht auch gleichzeitig die Bedingungen der Abschaffung des Krieges erstehen.

Ebensowenig aber ist es möglich, die Entwicklung der menschlichen Gesellschaft völlig zu verstehen, ohne das Wesen des Krieges zu erforschen.

Die materialistische Geschichtsauffassung ist unvollkommen, wenn wir nicht „die gesellschaftliche Produktion des Lebens", von der sie ausgeht, in einem Sinne fassen, der es ermöglicht, zu dieser Produktion den Krieg und die Vorbereitung des Krieges ebenso zu rechnen, wie die Herstellung von Kleidern und Wohnungen. Wir haben uns hier nicht zu fragen, ob der Krieg eine zweckmäßige Methode war, das Leben in der Gesellschaft zu erhalten, sondern ob er als solche galt und angewandt wurde, und welches die Bedingungen dafür waren.

Siebentes Kapitel.

Oekonomie und Naturwissenschaft.

a) Naturerkennen und Technik.

Ehe wir unseren Kommentar zu den einleitenden Sätzen des Passus über die materialistische Geschichtsauffassung in der Marxschen Vorrede abschließen, müssen wir in bezug auf sie noch einen Gedanken erörtern. Nicht deswegen, weil er in ihr geäußert wird, sondern weil er in ihr fehlt und weil ohne Klarheit über ihn unsere Geschichtsauffassung eine Lücke aufweist.

Marx spricht in seiner Vorrede nur von den „gesellschaftlichen Bewußtseinsformen", die sich auf der „realen Basis der „ökonomischen Struktur der Gesellschaft" erheben. Er spricht dann weiter von den „juristischen, politischen, religiösen, künstlerischen, oder philosophischen, kurz ideologischen Formen", worin die Menschen ihre sozialen Konflikte ausfechten. Nirgends aber äußert er sich über das Erkennen der Natur, obwohl er davon spricht, daß „die Produktionsweise des materiellen Lebens den sozialen, politischen und geistigen Lebensprozeß überhaupt bedingt".

Nun, zum „geistigen Lebensprozeß überhaupt" gehört sicher auch das Naturerkennen, von einer gewissen Stufe der Entwicklung an, die Naturwissenschaft.

Welches ist ihre Rolle in der gesellschaftlichen Entwicklung?

Das bleibt noch zu untersuchen.

Es ist nicht daran zu zweifeln und von uns bereits festgestellt worden, daß die Naturerkenntnis zu den „Produktivkräften" gehört. Die von vornherein gegebenen Produktivkräfte finden wir teils in den Fähigkeiten des menschlichen Individuums, teils in

den Naturkräften seiner Umgebung, — das Wort Kraft hier ganz populär genommen, ohne physikalischen oder philosophischen Tiefsinn. Wie weit sich jeweils der Mensch diese eigenen Fähigkeiten und Kräfte der Umwelt dienstbar macht, sie also in Produktivkräfte (im weitesten Sinne genommen) für sich verwandelt, hängt ab von dem Grade der Erkenntnis des eigenen Wesens, sowie des Wesens seiner Umgebung, also von der Höhe seiner Naturerkenntnis. Und sie ist der veränderliche Faktor in der Summe der vorhandenen Produktivkräfte.

Die angeborenen Fähigkeiten des Menschen und die Kräfte seiner natürlichen Umgebung ändern sich im wesentlichen nicht im Laufe der gesellschaftlichen Entwicklung. Wohl aber wandelt sich in hohem Maße das Naturerkennen.

Die Entwicklung der „materiellen Produktivkräfte" ist also im Grunde nur ein anderer Name für die Entwicklung des Wissens von der Natur.

Als die tiefste Grundlage der „realen Basis", des „materiellen Unterbaues" der menschlichen Ideologie, erscheint demnach ein geistiger Prozeß, der des Erkennens der Natur.

Auf der anderen Seite aber finden wir das Naturerkennen auch im „Ueberbau".

Eine bestimmte Religion oder Philosophie ist ebenso auf bestimmte Naturanschauungen begründet, wie auf bestimmte gesellschaftliche Anschauungen. Und auch die Kunst beruhte seit jeher auf der Betrachtung und Erkenntnis der Natur. Jede große Kunst erstand bisher aus direktem intensiven Belauschen und Erforschen der Natur. Unter manchen sozialen Bedingungen schwindet das Interesse an der Natur, der Künstler beobachtet sie nicht mehr; das kann dahin führen, daß er sich damit begnügt, auf der Stufe stehen zu bleiben, die seine Vorgänger erreicht hatten, die Kunst erstarrt, wird konventionell. Oder aber der Künstler, der das Studium der Natur verachtet, geht dazu über, aus seinem „Inneren" zu schöpfen, das heißt, er setzt an Stelle der Wiedergabe eifriger und methodischer Beobachtungen bloße Zufallseindrücke. Diese Kunst erstarrt sicher nicht, sie bildet sich ein, revolutionär zu sein. In Wirklichkeit ist sie bloß nebelhaft und chaotisch. Aber auch diese Phasen der Kunst kommen niemals ganz von der Natur los, die, wenn auch noch so verzerrt oder unbestimmt, doch hinter jeder ihrer Schöpfungen steht. Und schließlich ist es immer wieder die Natur, aus der die Kunst ihre Kraft und ihre Wirkung schöpft.

So finden wir Naturerkenntnis als wichtigen Faktor nicht bloß im „materiellen" Unterbau, sondern auch im geistigen Ueberbau der Gesellschaft. Man sieht, vom Standpunkt der materialistischen Geschichtsauffassung ist die Rolle des Naturerkennens in der Geschichte eine recht komplizierte Sache.

Diese Schwierigkeiten haben manchen Marxisten veranlaßt, anzunehmen, daß die Entwicklung der Naturwissenschaften wenigstens zum Teil von der allgemeinen gesellschaftlichen Entwicklung unabhängig sei und sich nach eigenen inneren Gesetzen vollziehe.

In seinem schon erwähnten Buche über „Ernst Machs Ueberwindung des mechanischen Materialismus" erörtert Fritz Adler den Satz der Marxschen Vorrede zur „Kritik" usw.:

„Es ist nicht das Bewußtsein der Menschen, das ihr Sein, sondern umgekehrt ihr gesellschaftliches Sein, das ihr Bewußtsein bestimmt",

und bemerkt dazu:

„Wo immer diese unanfechtbare Erkenntnis bisher wiederholt wurde, finden wir sie immer mit dem so viele Mißverständnisse erzeugenden Terminus ‚bestimmt' verknüpft." (S. 171.)

Adler würde statt des Ausdruckes „bestimmt" den der Anpassung vorziehen. Die Produktionsverhältnisse bestimmen nicht das Denken, sondern dieses paßt sich den Produktionsverhältnissen an.

„Denn nicht um eine Bestimmtheit im physikalischen Sinne, um eine eindeutige Bestimmtheit handelt es sich bei Marx. Das Denken kann nicht als eindeutige Funktion der Produktionsverhältnisse dargestellt werden, sondern die wesentliche Bedeutung des Marxschen Gedankenganges liegt darin, daß die Wandlungen in den Köpfen sekundär sind gegenüber denen der Produktionsverhältnisse. Dasselbe Element der Eindeutigkeit steckt auch in dem physikalischen Begriff der „Wiederspiegelung", der so oft verwendet wird, um die Beziehungen zwischen Produktionsverhältnissen und denkendem Gehirn zu charakterisieren. Auch da entsteht häufig das naheliegende Mißverständnis, daß nach der Marxschen Auffassung das entstehende Bild ebenso eindeutig bestimmt werden könnte wie ein Spiegelbild der Physik.

Gehen wir dagegen vom Begriff der „Anpassung" aus, so läßt sich vor allem sehr scharf hervorheben, daß auch bei konstanten Produktionsverhältnissen Veränderung des Denkens möglich ist, daß also das Denken sich auch entwickelt, wenn es nicht Funktion der Produktionsverhältnisse ist. Denn von Funktion sprechen wir nur, wenn eine Veränderung von anderen Veränderungen abhängig ist. Wir werden ganz allgemein sagen können, es findet eine Anpassung der Gedanken an die Tatsachen statt, womit schon die Gedanken gegenüber den Tatsachen als sekundär charakterisiert sind. Damit ist jedoch erst ein Grundsatz aller Erfahrungswissenschaft überhaupt ausgesprochen; die spezifische Erkenntnis von Marx erhalten wir aber, wenn wir konstatieren, daß unter allen Tatsachen, denen sich das Denken anpaßt, die ökonomischen Verhältnisse als für den Menschen wichtigsten weitaus im Vordergrund stehen. Die ganze Natur ist das Objekt der Anpassung des Denkens; aber jene ihrer Teile werden vor allem die Aufmerksamkeit erregen, die für die Erhaltung des Teils, den der Mensch selbst darstellt, die wichtigsten sind. Der Leib des Menschen, die Sonne, das Wasser, die Früchte, die Tiere usw. sind das Objekt der Gedankenanpassung in der Urzeit, während später immer mehr das Werkzeug, der

Produktionsprozeß überhaupt in den Vordergrund tritt und schließlich die Klassenstruktur der Gesellschaft selbst Beachtung findet.

Die Marxsche Erkenntnis über das Verhältnis der Gedanken zu den ökonomischen Grundlagen scheint mir also gegen Mißverständnisse besser geschützt zu sein, wenn wir hervorheben: die ökonomischen Verhältnisse sind nicht das einzige, wohl aber das wichtigste Objekt der Anpassung der Gedanken. Diese Anpassung erhält mit jeder Aenderung des Objekts — der ökonomischen Verhältnisse — einen neuen Ausgangspunkt; sie findet jedoch auch bei deren Konstanz statt." (S. 171—173.)

„Es gibt Gedanken, deren Objekt in der Epoche, in der die Geschichte der Menschheit handelt, nur relativ kleinen oder sogar überhaupt keinen Veränderungen unterliegt. Dahin gehören die Tatsachen, mit denen es die Naturwissenschaft und vor allem die Erkenntnistheorie zu tun hat. In vielen Zweigen der Naturwissenschaft und speziell bei der Erkenntnistheorie sind die Gedankenanpassungen niemals funktionell an Veränderungen in deren Objekt geknüpft. Die Voraussetzung der Möglichkeit für jede beliebig hohe Stufe der Anpassung der Gedanken ist also, soweit sie das Objekt betrifft, immer gegeben und nicht erst in einem gewissen historischen Moment vorhanden." (S. 174.)

So Fritz Adler.

Gegen die Auffassung des Denkens als eine Anpassung der Gedanken des Individuums an die Tatsachen, die ihm seine Umwelt bietet, habe ich natürlich nicht das mindeste einzuwenden. Diese Auffassung erscheint mir vielmehr sehr fruchtbar. Ich habe mich darüber bereits im ersten Buch dieses Werkes geäußert.

Auch dem stimme ich zu, daß die gesamte Umwelt, nicht bloß die Produktionsverhältnisse, das Objekt der Anpassung der Gedanken darstellt. Ich möchte dabei das ökonomische Moment nicht einmal so sehr betonen, wie es Adler hier tut. Ich vertrete eine materialistische, nicht eine ökonomische Geschichtsauffassung.

Die „Materie", an deren Tatsachen sich der „Geist" anpaßt, ist gleichbedeutend mit der gesamten Umwelt. Je nach den gegebenen Lebensbedingungen und Lebenslagen werden für das Individuum einmal die Werkzeuge und Produktionsverhältnisse, ein andermal natürliche Objekte, Sonne, Wasser, Früchte, im Vordergrund des Interesses stehen. Der Leib des Menschen dürfte ihm stets das wichtigste sein. Aber freilich, wenn er nicht krank oder ein Hypochonder ist, wird dem Menschen sein Leib auch als das selbstverständlichste erscheinen, als dasjenige, das ihm am wenigsten zu denken gibt, wenigstens in der Urzeit.

Die für den geschichtlichen Prozeß entscheidende Bedeutung der Technik und der Oekonomie gegenüber der Natur sehe ich nicht darin, daß jene für den Menschen wichtiger sind als diese, sondern darin, daß jene in der Umwelt der Menschen das variable Element bilden, die Natur dagegen relativ, im Ver-

gleich zur menschlichen Gesellschaft, ein konstantes, ein unveränderliches Element darstellt.

Diese Tatsache selbst wird von Adler ebenso anerkannt, wie von mir.

Nun aber erhebt sich eine große Schwierigkeit.

Das Naturerkennen, die Anpassung der Gedanken an die Tatsachen der Natur, macht im Laufe der Menschengeschichte riesenhafte Fortschritte, in immer rapiderem Tempo. Das Objekt dieser Anpassung, die Natur, bleibt in diesem Zeitraum aber unverändert. Wie ist das möglich?

Die Veränderung eines anderen Objektes, der Oekonomie, kann nicht die Veränderungen in der Anpassung der Gedanken an die unveränderlichen Naturtatsachen erklären.

Adler sucht einen Ausweg aus der Schwierigkeit in der Annahme, daß in vielen Zweigen der Naturwissenschaft „die Gedankenanpassungen niemals (von Adler selbst unterstrichen K.) an Veränderungen in deren Objekten geknüpft" sind. Er schließt daraus sogar, daß die Voraussetzung der Möglichkeit, für „jede beliebig hohe Stufe der Gedanken" auf solchen Gebieten der Naturwissenschaft" immer gegeben und nicht erst in einem gewissen historischen Moment vorhanden ist.

Sollte Adler damit bloß sagen wollen, daß die Veränderungen vieler naturwissenschaftlichen und erkenntnistheoretischen Gedanken nicht direkt auf ökonomische Veränderungen zurückzuführen seien, so soll das ohne weiteres zugestanden werden.

Aber woher stammen dann diese Veränderungen der Gedanken über ein sich gleichbleibendes Objekt? Adler lehnt die Annahme ab, daß er zur „Selbstbewegung des Begriffs" zurückkehre. Er spricht von der „Abhängigkeit der Gedanken voneinander", die auf vielen Gebieten den Fortschritt der Naturerkenntnis bewirken, also von einem rein logischen Prozeß. Seine Auffassung begegnet sich wohl mit der Conrad Schmidts, der in einer Besprechung von Bogdanoffs „Entwicklungsformen der Gesellschaft und die Wissenschaft" („Vorwärts", 18. Oktober 1923) unter anderem sagt:

„Wie kann man leugnen wollen, ... daß in der Entwicklung der eigentlichen Wissenschaften, unbeschadet des mitbedingenden Einflusses ökonomischer Momente, sich zugleich immer logische Gesetzmäßigkeit kundtut, die durch die Mängel jeder gewonnenen Erkenntnis, besonders durch die Widersprüche, die eine genaue Vergleichung mit den Tatsachen in ihr entdeckt, zu immer neuen Feststellungen getrieben wird und durch diese ihren Weg vorgeschrieben findet."

Danach wäre also der Prozeß der Anpassung der Gedanken an die Tatsachen ein unendlicher, stets fortschreitender, auch wenn das Erkenntnisvermögen auf der einen Seite und die Umgebung auf der anderen sich nicht ändern.

Biologisch sieht der Prozeß der Anpassung der Organismen an die Umgebung anders aus. Die Natur ist, im Verhältnis zur Gesellschaft, unveränderlich. Alle Arten sind ihrer Umgebung angepaßt und pflanzen sich unverändert fort, solange die Umgebung sich nicht ändert. Erst wenn diese eine andere wird, wirkt der Wechsel auf die in ihr lebenden Arten zurück, erzeugt neue Widersprüche zwischen jeder von ihnen und der Umwelt, die nach vielen Wechselfällen schließlich entweder mit dem Untergang der Art oder ihrer Anpassung an die neue Umgebung enden.

Ist die Anpassung erreicht, dann bleibt die Art konstant, solange nicht eine neue Aenderung der Umgebung eintritt.

Will man den biologischen Begriff der Anpassung von den Organismen auf die Gedanken übertragen, dann ist dieser Begriff beim Denken nur dort anwendbar, wo eine Veränderung der Gedanken durch eine Veränderung der Umwelt herbeigeführt wird.

Die Entwicklung der Wissenschaft durch „innere logische Gesetzmäßigkeit", wie Conrad Schmidt sagt, durch eine „Abhängigkeit der Gedanken voneinander", wie Fritz Adler sich ausdrückt, führt uns völlig ab vom Begriff der Anpassung, der notwendigerweise ein Individuum auf der einen Seite voraussetzt, mit bestimmten Organen oder Gedanken, und eine Umgebung, für die diese Organe oder Gedanken nicht ausreichen, der sie angepaßt werden müssen.

Die logische Gesetzmäßigkeit, die Abhängigkeit der Gedanken voneinander ist dagegen ausschließlich auf das Individuum beschränkt. Adler mag sich noch so sehr dagegen wehren, sie bedeutet nichts anderes, als eine „Selbstbewegung des Begriffs". Wohl sehen weder Schmidt noch Adler von der Umwelt ab. Aber den Fortschritt des Erkennens der Umwelt sehen sie, wenigstens auf manchen Gebieten, ausschließlich in der Bewegung des Gedankens, in der logischen Tätigkeit.

Doch woher kommt diese Bewegung? Das Erkenntnisvermögen des Individuum ändert sich nicht, seine Umgebung auch nicht. Aber die logische Gesetzmäßigkeit doch auch nicht. Es ist nicht abzusehen, wieso es möglich sein soll, daß derselbe Kopf denselben Tatsachen gegenüber mit derselben Logik heute zu dieser und morgen zu einer anderen Anschauung von denselben Tatsachen gelangt.

Andererseits ist es unleugbar, daß Naturerkenntnis nur aus den Tatsachen der Natur, nicht denen der Oekonomie zu gewinnen ist.

Woher nun die Veränderungen in unseren Naturanschauungen?

Die Schwierigkeit löst sich sehr einfach, sobald man erwägt, daß die Tatsachen, an die sich unsere Gedanken jeweilig anzu-

passen haben, nicht alle Tatsachen der Umwelt sind, sondern nur jene ihrer Tatsachen, die uns zum Bewußtsein kommen.

Was ich nicht weiß, macht mir nicht heiß, beschäftigt mich nicht. Solange der Mensch nichts von ultravioletten Strahlen oder von Röntgenstrahlen wußte, waren sie keine Probleme für ihn, gehörten sie nicht zu den Tatsachen, denen er seine Gedanken anzupassen hatte. Und doch haben ultraviolette Lichtstrahlen und andere kürzlich entdeckte Strahlen auf den Menschen und auf alle Lebewesen seit jeher gewirkt.

Die Natur ändert sich nicht, im Verhältnis zur Gesellschaft genommen, wohl aber ändert sich der Kreis der Tatsachen der Natur, die uns bekannt sind. Dieser Kreis kann die verschiedensten Dimensionen annehmen und ist der ungeheuersten Erweiterung fähig. Jede Erweiterung dieses Kreises erheischt neue Anpassungen von Gedanken an Tatsachen, die schon seit undenklichen Zeiten bestehen mögen, für das erkennende Individuum jedoch neu sind.

Was führt aber zur Ausdehnung des Kreises der uns zu Bewußtsein kommenden Tatsachen der Umwelt? Auch die strengste und feinste logische Gesetzmäßigkeit und die größte Abhängigkeit der Gedanken voneinander können uns nicht die geringste neue Tatsache zu Bewußtsein bringen, die unseren Sinnen bisher verschlossen war.

Die Logik ist ungemein wichtig als Mittel, die Fülle der Tatsachen der Umwelt, die uns entgegentritt, in widerspruchslosen Zusammenhängen zu ordnen. Sie ist unerläßlich dort, wo es sich darum handelt, die Gedanken den Tatsachen anzupassen. Doch ist sie absolut nicht imstande, uns zur Erkenntnis neuer Tatsachen zu verhelfen.

Was uns zu neuen Tatsachen verhilft, das ist nicht die Logik, sondern die Technik.

Jede technische Neuerung hat die Aufgabe, ein bestimmtes praktisches Problem zu lösen. Aber wir haben bereits gesehen, daß sie darüber hinaus Konsequenzen nach sich ziehen kann, an die die Urheber der Neuerung nicht dachten und denken konnten. Zu den wichtigsten dieser Konsequenzen gehört die, daß die Neuerung uns mit Tatsachen der Umwelt bekannt macht, die uns bisher verborgen blieben. Die Technik bietet dem Menschen nicht nur neue Organe, um auf die Umwelt zu wirken. Ihre Behelfe werden vielfach auch zu Organen, die ihm neue Sinneseindrücke aus seiner Umwelt direkt oder indirekt zugänglich machen.

Schon in der bereits früher erwähnten Artikelserie der „Neuen Zeit" von 1896 über „Was will und kann die materialistische Geschichtsauffassung leisten", habe ich darauf hingewiesen.

Ich wendete mich dort gegen Bax, der behauptete:

„Die Geschichte der Philosophie läßt sich in ihren Hauptzügen ganz und gar nicht auf ökonomische Ursachen zurückführen. Obwohl die praktische Anwendung philosophischer Systeme und Gedanken teilweise daraus erklärt werden kann, so haben wir es doch in der Hauptsache mit einer Gedankenrevolution zu tun, die sich sehr leicht nachweisen läßt.... Wenn Kautsky weiter fragt, wie die ursprünglichen Keime der philosophischen Systeme entstanden sind, so antworte ich: durch Beobachtung der Vorgänge der äußeren Natur und des menschlichen Geistes und aus Analyse der Bedingungen des Erkennens und des Bewußtseins überhaupt." („Neue Zeit", XV., I., S. 232, 233.)

Darauf entgegnete ich zunächst, es falle mir auf, daß Bax unter den Objekten der Philosophie bloß die Natur und den Geist und nicht auch die Gesellschaft nenne. Die philosophischen Ideen über die Gesellschaft seien sicher von dem jeweiligen Stande der Gesellschaft abhängig, also ökonomisch bedingt. Dieser Teil der Philosophie sei demnach von vornherein auf ökonomische Ursachen zurückzuführen, nicht auf eine bloße formal logische Gedankenrevolution. Dann fuhr ich fort:

„Wie steht es aber mit der Naturwissenschaft? Bax führt diese auf bloße ‚Beobachtung der Vorgänge der äußeren Natur' zurück. Damit käme man aber nicht weit. Beobachten kann der Wilde auch, und er beobachtet die Vorgänge der äußeren Natur in der Regel weit schärfer als wir. Deswegen ist er doch kein Philosoph. Nur soweit die Beobachtung der Natur zur Beherrschung der Natur wird, wird sie zur Erforschung der Natur. Was den Philosophen vom Wilden unterscheidet, ist nicht die Tatsache des Beobachtens der Natur, sondern der Umstand, daß für diesen die Natur selbstverständlich ist, jenem ein Rätsel. Die bloße Betrachtung zeigt uns nur das Wie der Vorgänge in der Natur. Die philosophische Erforschung der Natur beginnt erst mit den Fragen nach dem Warum. Der Mensch mußte erst gewissermaßen die Nabelschnur zerrissen haben, die ihn mit der Natur verband, er mußte die Natur bis zu einem gewissen Grade beherrschen, sich über sie erhoben haben, ehe er daran denken konnte, sie philosophisch zu untersuchen. Und nur in dem Maße, in dem die Herrschaft des Menschen über die Natur sich erweitert, in dem der technische Fortschritt vor sich geht, erweitert sich das Gebiet der wissenschaftlichen Erforschung der Natur. Die Herren Philosophen wären in der Naturwissenschaft mit ihren ‚Gedankenrevolutionen' nicht weit gekommen ohne Fernrohre und Mikroskope, Wage- und Meßinstrumente, Laboratorien und Observatorien usw. Diese liefern nicht nur die Mittel zur Lösung der Probleme der Naturwissenschaft, sie liefern auch die Probleme selbst. Diese Mittel aber sind die Ergebnisse der ökonomischen Entwicklung — Ergebnisse, die durch den Menschen wieder zu Ursachen neuen Fortschritts werden. Die Entwicklung der Naturwissenschaften geht Hand in Hand mit der Entwicklung der Technik, dies Wort im weitesten Umfang genommen.

Man darf unter den technischen Bedingungen einer Zeit nicht bloß ihre Werkzeuge und Maschinen verstehen. Die modernen Methoden der chemischen Forschung und die moderne Mathematik bilden integrierende Bestandteile der bestehenden Technik. Man baue einmal ein Dampfschiff

oder eine Eisenbahnbrücke ohne Mathematik! Ohne die heutige Mathematik wäre die kapitalistische Gesellschaft unmöglich. Der jetzige Stand der Mathematik gehört ebenso zu den ökonomischen Bedingungen der bestehenden Gesellschaft, wie der jetzige Stand der Maschinentechnik oder des Welthandels. Das hängt alles aufs engste miteinander zusammen."

Aber nicht bloß die Technik, die Erfindung von Behelfen zur Beherrschung der äußeren Natur, erweitert den Kreis der Tatsachen dieser Natur, die dem Menschen zum Bewußtsein kommen. In gleichem Sinne ist auch die Oekonomie wirksam, die Gestaltung der Verhältnisse, welche die Menschen untereinander im Produktionsprozeß eingehen.

In den Anfängen der Oekonomie lebt jeder der kleinen, primitiven Stämme völlig isoliert von den anderen auf einem beschränkten Gebiet. Nur die Tatsachen, die die Natur dieses Gebiets seinen Sinnen bietet, existieren für ihn. Nur ihnen ist sein Denken angepaßt.

Wir haben gesehen, wie es mit der technischen Entwicklung zu einer Arbeitsteilung unter den Stämmen kommt. Je nach der besonderen Natur seines Gebietes entwickelt jeder besondere Produktionszweige, erfährt er aus der ihn umgebenden Natur besondere Tatsachen, die andere Stämme aus ihrer Umgebung nicht erfahren. Die Arbeitsteilung zwischen den Stämmen drängt sie zum Verkehr miteinander, friedlichem oder kriegerischem, Austausch oder Raub, wobei es auch zum Austausch von Erfahrungen kommt. Das Gebiet der Natur, das dem Bewußtsein des einzelnen Menschen Tatsachen liefert, wird erweitert, nicht nur dadurch, daß der Bereich ausgedehnt wird, dem er seine persönlichen Erfahrungen entnimmt, sondern auch dadurch, daß er im Verkehr mit anderen von deren Erfahrungen Kenntnis erhält.

Die Erfindung der Schrift auf der einen Seite, die fortschreitende Verbesserung der Mittel des Verkehrs, namentlich der Seeschiffahrt, erweitert das Gebiet der Tatsachen der Natur, die dem einzelnen bekannt werden, zeitweise in riesenhafter Weise. Nicht nur andere Menschen, auch andere Tiere und Pflanzen, andere Klimate und sonstige Naturbedingungen als die seiner Heimat lernt so der einzelne kennen, ja sogar andere astronomische Verhältnisse.

Die Griechen waren sehr erstaunt, als sie auf Reisen in Aegypten soweit südlich kamen, daß sie einen Punkt erreichten, an dem zeitweise die Sonne senkrecht über ihnen stand, so daß sie sich selbst im tiefsten Brunnen spiegelte. Und ebenso erstaunt die Phöniker, die um Afrika herumsegelten, als sie fanden, daß der Stand der Sonne sich ändere, sobald sie weit nach Süden gelangt waren. In ihrer Heimat waren sie gewöhnt, zu sehen, daß die Sonne mittags zu ihrer Linken stand, wenn sie nach Westen fuhren. Nun mußten sie entdecken, daß, wenn sie mittags nach Westen blickten, die Sonne zu ihrer Rechten stand.

Und gar die ewigen Sterne, die untrüglichsten Führer des Seemanns bei nächtlicher Fahrt, sie verändern nicht bloß ihre Lage, wenn man nach Süden fährt, sondern verschwinden schließlich völlig und machen neuen Sternbildern Platz.

Nicht nur räumlich, auch zeitlich wird das Gebiet der uns bekannten Tatsachen der Natur durch die Entwicklung der Mittel des Verkehrs sehr ausgedehnt. Namentlich durch die Schrift, aber auch durch die bildende Kunst, die Tatsachen festhält, die sich vor Jahrtausenden ereignet haben und die ohne sie längst vergessen wären. Ihr Vergleich mit entsprechenden Tatsachen unserer Zeit läßt uns oft wichtige Zusammenhänge erkennen.

Wohl gilt das zumeist für die Geschichte der menschlichen Gesellschaft. Doch werden auch Tatsachen der Natur auf diese Weise überliefert. Aus den Höhlenmalereien und Bildschnitzereien der Steinzeit erfahren wir, daß damals noch Renntier und Mammut in Mitteleuropa heimisch waren, aus Ueberresten wissen wir, daß Zentralasien im Laufe der letzten Jahrtausende fortschreitend austrocknete, daß reiches Leben an Stätten herrschte, die heute trostlose Wüsten sind.

Aber es ist auch gelungen, Zeugnisse von Tatsachen der Natur zu entdecken, die lange vor dem Auftauchen des Menschen bestanden haben. Auch hier waren Technik und Oekonomie wirksam, vor allem Bergbau und Eisenbahnbau.

Die Bergwerke sowie die Einschnitte und Tunnels der Eisenbahnen haben uns die Kenntnis der aufeinanderfolgenden Schichtungen der Erdrinde erschlossen, sowie zahlreiche Reste von Organismen kennenlernen lassen, die den verschiedenen Erdschichten eigentümlich waren.

So wurden uns die Tatsachen der Natur mitgeteilt, die zur Deszendenztheorie als Anpassung der Gedanken an sie führten.

So unveränderlich im Vergleich zur Gesellschaft die Natur ist, so veränderlich ist der Umfang der natürlichen Tatsachen, die unserem Bewußtsein zugänglich sind, und die Ausdehnung dieses Umkreises wird ebenso wie die Entwicklung der Gesellschaft in letzter Linie bewirkt durch die Veränderungen der menschlichen Technik und Oekonomie.

Mit der Fülle und Mannigfaltigkeit der beobachteten Tatsachen und ihrer Zusammenhänge entwickeln sich aber auch die Methoden ihrer Zusammenfassung und Ordnung, Logik, Mathematik, Erkenntniskritik, die anscheinend bloß im Reiche des Geistes wohnen.

Technik, Oekonomie und Naturerkennen stehen in engster Wechselwirkung miteinander. Jeder Fortschritt auf der einen Seite bewirkt einen auf der anderen. Die Erweiterung des Naturerkennens ermöglicht technische Fortschritte und eine Verbesserung der menschlichen Praxis in der Produktion des Lebens.

Jeder Fortschritt dieser Praxis bringt uns neue Tatsachen der Natur zum Bewußtsein, damit die Möglichkeit weiterer Fortschritte im Naturerkennen, die Möglichkeit und Notwendigkeit neuer Anpassungen des Denkens an die Tatsachen. Und andererseits liefert die menschliche Praxis in der Anwendung der neuen Erkenntnisse den besten Prüfstein für die Richtigkeit der neuen Gedankenanpassungen.

Wohl wird von einer gewissen Höhe der Arbeitsteilung in der Gesellschaft an die Tätigkeit der Erforschung der Umwelt getrennt von der alltäglichen Praxis der Produktion des Lebens. Wenn indessen die Wissenschaft auch nicht mehr bloß von praktischen Motiven bestimmt wird, so bleibt doch der Umfang des Materials, das sie verarbeitet, der Tatsachen, die ihr zu Gebote stehen, abhängig von der Höhe der technischen und ökonomischen Entwicklung in der Gesellschaft.

Es ist richtig, daß die Wissenschaft, jemehr sie fortschreitet, desto weniger zur Lösung ihrer Probleme mit der Technik des Alltags auskommt. Sie braucht Hilfsmittel, die, wie etwa Fernrohre, weit umfangreicher sind als die der alltäglichen Praxis dienenden, oder weit feiner, wie etwa Wagen und Meßapparate. Und bis zu einem hohen Grade wird der weitere Fortschritt mancher Wissenschaft nicht mehr direkt von der Technik und Oekonomie des Alltags bestimmt, sondern von der besonderen wissenschaftlichen Technik.

Aber auch das ist keine Entwicklung durch bloßes logisches Denken, durch bloße „Gedankenrevolutionen". Es bleibt ein Fortschritt der Anpassung der Gedanken an neue Tatsachen, die durch neue technische Behelfe und Methoden uns zum Bewußtsein gebracht werden.

Und überdies bleibt die Entwicklung der wissenschaftlichen Technik stets abhängig vom allgemeinen Stand der praktischen Technik, von den Rohmaterialien, Werkzeugen, Arbeitskräften, über die sie verfügt, sowie vom Stande des gesellschaftlichen Reichtums. Gerade jetzt empfinden wir deutlich, wie die materielle Not nach dem Kriege die Institute wissenschaftlicher Forschung beeinträchtigt.

So finden wir auf Schritt und Tritt, nach jeder Seite hin die Entwicklung des Erkennens der Natur ebenso wie unserer Anschauungen der Gesellschaft abhängig von dieser und von den Faktoren, die die Gesellschaft bewegen und verändern.

Natürlich werden unsere jeweiligen Naturanschauungen stets bestimmt durch die Tatsachen der Natur, die wir kennen, nicht durch die der Gesellschaft, in der wir leben. Man darf sich den engen Zusammenhang des Naturerkennens mit den Produktionsbedingungen nicht in so primitiver, roher Weise vorstellen, als seien neue Naturanschauungen die Wiederspiegelung neuer ökono-

mischer Verhältnisse. Die neue Technik und Oekonomie wirken vielmehr dadurch umwälzend auf die Naturwissenschaft, daß sie dieser neue Tatsachen aus dem Bereich der Natur liefern, die den Menschen ohne die neue Technik und Oekonomie nicht zum Bewußtsein gekommen wären.

Wir haben schon in einem anderen Zusammenhang darauf hingewiesen, daß der menschliche Geist ebenso konservativ ist wie der Organismus. Wie dieser stets dieselben Formen wieder zu vererben sucht und nur durch starke Veränderungen der Umwelt zu Abänderungen zu bringen ist, so ist es auch mit dem Geist. Hat er sein Denken einmal bestimmten Tatsachen angepaßt, so hält er zähe daran fest, solange keine neuen Tatsachen auftauchen. Und auch diese müssen mit den alten Anschauungen ganz unvereinbar sein und in großer Häufigkeit auftreten, sollen sie den Geist drängen, nach neuen Anpassungen zu suchen.

In den Bedingungen, die uns neue Tatsachen in der Natur erschließen, nicht in logischen Spekulationen haben wir die bewegenden Kräfte der naturwissenschaftlichen Entwicklung zu suchen. Und als solche enthüllten sich uns Technik und Oekonomie.

Damit soll nicht gesagt sein, daß der philosophische Geist mit der Entwicklung der Naturwissenschaft nichts zu tun habe. Er ist vielmehr für sie unerläßlich. Das bloße Bekanntwerden mit den Tatsachen, die Empirie, bietet noch keine Erkenntnis. Es ist bloß der Ausgangspunkt zu ihr. Wirkliche Erkenntnis wird erst gewonnen, wenn die einzelnen Tatsachen in widerspruchslosen Zusammenhang miteinander gebracht werden. Die Erkenntnis ist um so größer, je mehr es gelingt, alle bekannten Tatsachen in einen einzigen widerspruchslosen Gesamtzusammenhang zu bringen.

Das vermag nicht der bloße Empiriker, das vermag nur der philosophische Geist. Aber wehe ihm, wenn er über die Basis der Empirie, der Erfahrung hinausschreitend, durch bloße logische Gedankenrevolutionen zu neuen Erkenntnissen gelangen will. Er wird dabei stets scheitern.

Gerade heute hat der philosophische Erforscher der Natur am wenigsten Anlaß zu derartigen Grenzüberschreitungen. Die Zahl neuer Tatsachen der Natur, die uns fast jeden Tag erschlossen werden, ist eine so gewaltige, daß sie jeder Gedankenanpassung an sie immer wieder vorauseilen. Diese Tatsachen würden uns nicht neue Einsicht, sondern Unsicherheit und Verwirrung bringen, wenn es nicht gelänge, sie mit den alten zusammen in einen widerspruchslosen Gesamtzusammenhang zu ordnen. Das ist eine Aufgabe, die sich immer wieder erneut, angesichts der rapiden Aufeinanderfolge neuer Tatsachen, die an allen Ecken und Enden der Natur für unser Bewußtsein auftauchen.

Kein Zweifel, ohne philosophischen Geist kämen wir in der Wissenschaft nicht vom Fleck. Aber die Umwelt ist es, die ihm die Probleme liefert, sowie die Mittel zu ihrer Lösung. Weder die einen noch die anderen findet er in sich selbst.

b) Naturanschauung und Gesellschaftsanschauung in der Weltanschauung.

Mit der Frage, welches die Triebkraft der Entwicklung des Naturerkennens ist und ob sie in dem Fortschritt der Technik und Oekonomie zu suchen ist, darf eine andere nicht verwechselt werden, die auch auf einen Zusammenhang zwischen Naturanschauung und Oekonomie hinweist. Diese zweite Frage entspringt der Tatsache, daß der Mensch in der Natur und der Gesellschaft gleichzeitig lebt, von der einen wie von der anderen verschiedene Eindrücke erhält, die er in seinem Gehirn zu einem einheitlichen Weltbild zu gestalten sucht. Welcher der beiden Faktoren erweist sich dabei als der überragende, als der gewichtigere?

Es könnte scheinen, als seien die Eindrücke der unwandelbaren Natur weit stärker, als die der unbeständigen wandelbaren Gesellschaft und ihrer Basis, der Oekonomie.

Sucht die politische Oekonomie nicht selbst nach Naturgesetzen der Wirtschaft? Und werden nicht vielfach höchst wichtige gesellschaftliche Vorgänge und Forderungen naturwissenschaftlich begründet, Krieg und Konkurrenz, Antisemitismus und Negerverachtung, Kolonialpolitik ebenso wie manche Bündnispolitik?

Die Wissenschaft der politischen Oekonomie erstand, sobald die Tatsachen der Wirtschaft eine bestimmte Massenhaftigkeit und Regelmäßigkeit erlangt hatten. Sie entdeckte im Produktionsprozeß (das Wort im weitesten Sinne genommen) notwendige Zusammenhänge, Gesetze, die man sehr wohl den Naturgesetzen gleichstellen durfte.

So spricht auch Marx selbst von den „Naturgesetzen der kapitalistischen Gesellschaft" (im Vorwort zur ersten Auflage des ersten Bandes des „Kapital").

Daß er die ökonomischen Gesetze als Naturgesetze betrachtete, darin stimmte Marx mit der klassischen bürgerlichen Oekonomie vollständig überein. Sein Unterschied zu ihr liegt in folgendem: Die klassische bürgerliche Oekonomie beachtete nicht die Unterschiede der Produktionsweisen. Sie merkte nicht, daß es verschiedene Produktionsweisen gibt, von denen jede ihre besonderen Gesetze hat. Jene Produktionsweise, die sie gerade vorfand, galt ihr als gleichbedeutend mit dem Produktionsprozeß

überhaupt, deren Gesetze als Gesetze, die solange gelten, als Menschen überhaupt produzieren.

Wohl blieb es den Oekonomen nicht unbekannt, daß die Menschen nicht stets und überall kapitalistisch produzierten. Die bürgerliche Oekonomie kam ja auf im Kampf gegen eine vorkapitalistische Produktionsweise, den Feudalismus. Aber dessen besondere Formen erschienen bloß als Abnormitäten, Abweichungen vom Naturgesetz, eine Folge der Unwissenheit der Menschen.

Erst in der Periode der Reaktion nach der französischen Revolution erstand in den Kreisen sozialer Forscher Interesse und Verständnis für vorkapitalistische Produktionsweisen. Und andererseits erwuchs nun der Gegensatz von Proletariern und ihren Freunden gegen die kapitalistischen Zustände, der Drang nach ihrer Ueberwindung.

In dieser Situation kamen Marx und Engels dazu, jene Gesetze, die von der bürgerlichen Oekonomie als Naturgesetze der Produktion überhaupt betrachtet wurden, als Naturgesetze bloß der kapitalistischen Produktion zu erkennen.

Darf man aber Gesetze als Naturgesetze betrachten, wenn sie unter gewissen Bedingungen gelten? Gewiß. Kein Naturgesetz ist absolut, von keinem dürfen wir behaupten, es gelte unter allen Umständen. Von vielen wissen wir, daß sie nur unter bestimmten Umständen wirken.

Der Unterschied zwischen der eigentlichen Natur und der Gesellschaft ist in dieser Beziehung nur der, auf den wir schon so oft hinzuweisen hatten, daß der Gesellschaft gegenüber die Natur unveränderlich ist, sowie der, daß die Veränderung der Bedingungen des gesellschaftlichen Lebens vom Menschen selbst hervorgerufen wird, allerdings nicht nach Belieben, sondern auch nach bestimmten, von seinem Willen und Bewußtsein unabhängigen Gesetzen. So scheint es, als käme den Naturgesetzen unbedingte, den ökonomischen Gesetzen nur bedingte Gültigkeit zu. Aber darin liegt der Unterschied nicht.

Bei dieser Gelegenheit ist es vielleicht am Platze, auf einen Irrtum hinzuweisen, der selbst in sozialistischen Kreisen nicht selten ist. Man nimmt an, es sei eine Eigentümlichkeit der Warenproduktion, von bestimmten Gesetzen beherrscht zu werden. Das rühre daher, daß sie anarchisch von zahlreichen, von einander unabhängigen Produzenten betrieben werde, von denen jeder frei über seine eigenen Produktionsmittel verfüge. Ganz anders gestalte sich die Sache, wenn die Gesellschaft selbst in den Besitz der Produktionsmittel käme. Nun könne sie die Produktion ganz nach ihrem Gutdünken einrichten, unabhängig von allen Gesetzen der Oekonomie.

Dies ist ein Irrtum. Wenn ein Fabrikant eine Fabrik organisiert, so liegt es keineswegs in seinem Belieben, wie er das tut,

obwohl er freier Herr über seine Produktionsmittel ist. Wenn er sich nicht an bestimmte Naturgesetze des Produzierens hält, wird sein Betrieb nie ein arbeitsfähiges Gebilde werden.

Und das gleiche gilt von einer sozialistischen Gesellschaft. Die Bolschewiks, die glaubten, es genüge, Herr über die Produktionsmittel zu sein, um dann nach Belieben wirtschaften zu können, haben ihren Irrtum teuer gebüßt — oder vielmehr war es das russische Volk, das die Buße zu zahlen hatte, nach dem alten Spruch: Wenn die Könige (oder Diktatoren) rasen, bekommen ihre Völker die Prügel.

Der Unterschied zwischen kapitalistischer und sozialistischer Produktion ist ein anderer.

In der kapitalistischen Produktionsweise ist es unmöglich, daß die Anpassung der Produktion an die ökonomischen Gesetze in anderer Weise erfolgt, als durch Katastrophen. In einer sozialistischen Produktionsweise besteht dagegen die Möglichkeit, die Produktion den Naturgesetzen der Produktionsweise bewußt anzupassen und so ohne Katastrophen und Krisen den Produktionsprozeß in Gang zu halten.

Das setzt allerdings voraus, daß man diese Naturgesetze studiert. Ein sozialistisches Gemeinwesen, das glaubt, mit bloßer Gewalt sich über sie hinwegsetzen zu können, wenn es nur über die Produktionsmittel verfügt, wird stets scheitern.

Wir sind also wohl berechtigt, von Naturgesetzen der Oekonomie und auch der Gesellschaft überhaupt zu sprechen.

Dennoch tut man gut, nicht ohne nähere Erläuterung das Wort „Naturgesetz" zur Bezeichnung der ökonomischen Gesetze zu gebrauchen, weil man sonst leicht der Auffassung Vorschub leistet, als gelte jedes ökonomische Gesetz für alle Produktionsweisen ohne Unterschied. Oder weil man die Manier fördert, Gesetze, die man in der organischen oder gar der unorganischen Natur gefunden hat, ohne weiteres zur Lösung gesellschaftlicher Probleme anzuwenden.

Diese Manier entspringt nicht etwa einer Beeinflussung gesellschaftlicher Anschauungen durch naturwissenschaftliche, sondern bedeutet die Ausbeutung naturwissenschaftlicher Anschauungen zu gesellschaftlichen Zwecken. Der Hinweis auf Naturgesetze zur Lösung sozialer Probleme entspringt nicht Bedürfnissen der Erkenntnis, sondern denen der Verfechtung besonderer Interessen. Nicht den Bedürfnissen der *Forschung* und Klärung, sondern denen der *Rechtfertigung* bestimmter Forderungen und Einrichtungen. So berufen sich die Militaristen den Pazifisten gegenüber auf den Kampf ums Dasein, um den Krieg als Naturgesetz für eine Notwendigkeit zu erklären. Andere wieder wollen mit jenem Kampf gegenüber der sozialistischen Kritik an der kapitalistischen Konkurrenz diese als ein Gebot der

Natur rechtfertigen. Noch andere berufen sich auf die Gesetze der Vererbung, um die Ueberhebung einer nach Privilegien haschenden Clique mit der natürlichen Ueberlegenheit einer höheren Rasse zu begründen.

Die Tendenzen dieser Militaristen, Kapitalisten, Privilegienjäger sind nicht ein Produkt der modernen Naturwissenschaft. Sie bestanden schon vor ihr. Ihre Art, jetzt sich auf naturwissenschaftliche Argumente zu berufen, ist nichts anderes als eine Modernisierung der Manieren der Zeit der Gottgläubigkeit, wo der einzelne seine eigenen Wünsche und Ziele zum Willen seines Gottes erhob und sie damit zu rechtfertigen und zu heiligen glaubte. Wenn Banden, hungrig nach Land und Beute, im 12. Jahrhundert von Westeuropa nach Kleinasien zogen, um dort zu plündern, taten sie es mit dem Rufe: Gott will es. Und dasselbe war der Fall mit den spanischen Conquistadores, die im 16. Jahrhundert nach den Gold- und Silberländern Amerikas zogen, um sie auszurauben, ihre Bewohner zu morden oder zu versklaven.

Heute klingt es vorgeschrittener, sich nicht auf den Willen Gottes, sondern auf die Gebote der Natur zu berufen, aber auch da wird der Natur einfach das als Forderung in den Mund gelegt, was man gerne haben möchte.

Mit unbefangener wissenschaftlicher Erforschung der Natur hat dies Treiben nichts zu tun. Es beteiligen sich daran meist Leute, die von Naturwissenschaft ebenso wie von gesellschaftlichen Dingen nicht mehr wissen, als ein paar unverstandene Schlagworte, und die nicht das mindeste Bedürfnis nach weiterer Aufklärung empfinden.

Soweit die Bestrebungen dieser Art aber auf die wissenschaftliche Tätigkeit Einfluß gewinnen, bedeuten sie nicht eine Vermehrung sozialer, sondern nur eine Trübung naturwissenschaftlicher Erkenntnis.

Dabei bezeugen sie nicht, daß die Naturerkenntnis auf die gesellschaftliche einwirkt. Sie bildet vielmehr eine der verschiedenen Arten des umgekehrten Vorgangs, der Beeinflussung unserer Naturanschauungen durch unser gesellschaftliches Sein.

Im Jahre 1924 erschien eine Festschrift zu meinem 70. Geburtstag, betitelt: „Der lebendige Marxismus", herausgegeben von Otto Jenssen. (Jena, Thüringer Verlagsanstalt.)

In der vierten Abteilung, „Neuland des historischen Materialismus", behandeln drei Abhandlungen den Gegenstand, den wir hier erörtern, die Beeinflussung der Naturanschauungen durch die Gesellschaft. Die eine unter ihnen, „Darwinismus und Marxismus" von Julius Schaxel, spinnt namentlich den Gedanken weiter aus, den wir bereits kennen und dem Marx und Engels frühzeitig Ausdruck gegeben, daß der Darwinsche Kampf

ums Dasein nach dem Muster des kapitalistischen Konkurrenzkampfes gebildet sei:

„Weil, wie Marx sogleich richtig gesehen hat, Darwin aus einer bürgerlichen Ideologie heraus das natürliche Getriebe ansieht und als erklärenden Gedanken für die Umbildungen in der lebendigen Natur einfach den Leitsatz einer zu seiner Zeit in England geläufigen nationalökonomischen Schulmeinung nimmt, ist es leicht verständlich, daß Darwins im Kampf ums Dasein stehenden Tiere und Pflanzen die bürgerliche Gesellschaft widerspiegeln". (S. 488.)

Ein anderer Artikel, von meinem Sohne Karl, Arzt, über die „Strömungen in der modernen Medizin im Lichte des historischen Materialismus", weist nicht bloß für die Medizin, sondern für die ganze Naturwissenschaft der letzten Jahrhunderte eine Reihe Abhängigkeiten von den ökonomischen Bedingungen der Zeit nach.

Die dritte der hier in Frage kommenden Arbeiten ist die Abhandlung Otto Bauers über das „Weltbild des Kapitalismus". Sie ist von den dreien die wichtigste, um so bewunderungswürdiger, wenn man die entsetzlich ungünstigen Umstände bedenkt, unter denen sie abgefaßt wurde: in sibirischer Kriegsgefangenschaft, fern von jeder Bibliothek.

Bauer verfolgt in seiner Arbeit die Entwicklung der Natur- und Weltanschauungen innerhalb der kapitalistischen Periode und bringt sie in Beziehung zu dem Wechsel der ökonomischen Verhältnisse.

Einleitend bemerkt Bauer:

„In der Geschichtsepoche der Auflösung der feudalen und der Entwicklung der kapitalistischen Gesellschaftsordnung haben die Denker das theologische Weltbild der feudalen Epoche allmählich aufgelöst und ein neues Weltbild, das Weltbild der modernen Naturwissenschaft und der auf sie gegründeten philosophischen Systeme, allmählich entwickelt.

Die Wissenschaft kann die Entstehung und Entwicklung dieses neuen Weltbildes in zweifacher Weise darstellen:

1. Jeder Denker baut die Gedanken seiner Vorgänger aus, er wendet sie auf neue Gebiete an, er sucht ihre Lücken auszufüllen, die in ihnen enthaltenen Widersprüche aufzulösen, die Probleme, die sie in sich schließen, zu lösen. So durchlaufen die Gedanken eine innere Entwicklung, eine Entwicklung nach ihnen innewohnenden immanenten Gesetzen. Eine Darstellung dieser Entwicklung wäre eine immanente Ideengeschichte. Eine immanente Ideengeschichte aus dem Bereich der modernen Naturwissenschaft ist zum Beispiel Machs Geschichte der Mechanik.

2. Verändern sich das Wirtschaftsleben, die gesellschaftlichen Beziehungen, der Staat, das Recht, so verändert sich auch die Denkweise der Menschen. Infolge der Veränderungen ihrer Lebensbedingungen werden die Menschen für neue Gedanken empfänglich, finden sie an neuen Gedanken Gefallen. Wo dies geschieht, wird die immanente Entwicklung eines Gedankensystems durchbrochen durch die Einwirkung transzen-

denter, das heißt außerhalb dieses Gedankensystems entstandener, von außen her auf die Entwicklung des Gedankensystems einwirkender Einflüsse. Wollen wir zeigen, wie die Veränderungen der gesellschaftlichen Daseinsbedingungen durch die Entwicklung des Kapitalismus das naturwissenschaftlich-philosophische Weltbild umgestaltet haben, so schreiben wir transzendente Ideengeschichte.

Nur dies will ich hier versuchen. Ich will also nur die transzendente Ideengeschichte des naturwissenschaftlich-philosophischen Weltbildes in der Geschichtsepoche des Kapitalismus zu skizzieren versuchen, nicht auch zugleich die immanente Entwicklung dieses Weltbildes in dieser Zeit darstellen. Meine Darstellung wird daher bewußt und gewollt einseitig sein." (S. 408, 409.)

Die Zweiteilung der Gesichtspunkte, von denen aus man die Entwicklung des Naturerkennens betrachten kann, fällt zusammen mit der Zweiteilung, die ich für dieselbe Betrachtung in diesem und dem vorhergehenden Kapitel vorgenommen habe.

Nur sehe ich in der „immanenten" Geschichte des Naturerkennens nicht eine bloße „Gedankenrevolution", eine Anpassung der Gedanken aneinander, sondern auch und vor allem eine Anpassung der Gedanken an neue Tatsachen. Als letzte Quelle dieser neuen Tatsachen sehe ich eine neue Technik und Oekonomie. So wird für mich auch die immanente Geschichte der Naturwissenschaften abhängig von der technischen und ökonomischen Entwicklung. Allerdings nur, insoweit diese Entwicklung neue Seiten der natürlichen Umwelt entschleiert, die bis dahin verborgen geblieben waren.

Anderer Art ist die transzendente Geschichte der Naturwissenschaften. Hier wird diese beeinflußt nicht durch neue Tatsachen der Natur, die durch neue Technik und Oekonomie enthüllt werden, sondern durch neue Denkweisen, die aus neuen ökonomischen und sozialen Verhältnissen hervorgehen und die das ganze Denken des Menschen beeinflussen, die ganze Art, die Gedanken den Tatsachen anzupassen, nicht nur die Gedanken über die Gesellschaft, sondern auch über die Natur, also die ganze Weltanschauung.

Nach der Fassung des eben zitierten Bauerschen Absatzes könnte es scheinen, als erzeugten neue soziale Verhältnisse bloß ein Bedürfnis nach neuen Gedanken, bestimmten sie nicht auch deren Inhalt. Er sagt:

„Infolge der Veränderung ihrer Lebensbedingungen werden die Menschen für neue Gedanken empfänglich, finden sie an neuen Gedanken Gefallen."

Aber dieser Satz spricht die Anschauung Bauers nicht vollständig aus. Eine Seite später schon läßt er erkennen, daß er in neuen Lebensbedingungen mehr sieht, als eine bloße Anregung, nach Neuem zu suchen, sondern daß durch bestimmte neue Lebensbedingungen der Mensch nur für bestimmte, ihnen angepaßte neue Gedanken empfänglich wird, an denen er Gefallen

findet, ja, daß er zu diesen Gedanken durch die neuen Bedingungen geradezu gedrängt wird.

Bauer führt aus:

„Nach ihrem Ebenbilde, lehrt Feuerbach, schaffen sich die Menschen ihren Gott . . . . . Aber nicht nur ihren Gott, auch ihre Ziele schaffen sich die Menschen nach ihrem Ebenbild. Der Mensch versteht immer nur sich selbst; nach der Analogie seiner Tätigkeit, seiner Arbeit, seiner Erlebnisse, sucht er sich alles begreiflich zu machen, was er beobachtet. Darum verändern sich mit seinen Lebensbedingungen auch seine Vorstellungen von der Natur. Wie sie sich unter der Wirkung der ungeheuren Umwälzung der Lebensbedingungen verändert haben, aus denen der moderne Kapitalismus hervorgegangen ist, das ist, was wir hier darstellen wollen." (S. 409, 410.)

Und diese Darstellung wird dann von Bauer meisterhaft gegeben. Sie beginnt mit der platonischen und aristotelischen Denkweise in der mittelalterlichen Scholastik und endet mit Mach und Poincaré (dem Mathematiker, nicht dem Politiker).

Nur kurz ist dagegen das, was ich selbst bisher über den Gegenstand geschrieben habe. Es umfaßt nur eine Seite meiner Schrift über „die soziale Revolution", verfaßt 1902. Ich bemerkte dort:

„Solange die Bourgeoisie revolutionär war, herrschten auch in der Naturwissenschaft (Geologie und Biologie) die Katastrophentheorien, die von der Ansicht ausgingen, die Entwicklung der Natur gehe in plötzlichen großen Sprüngen vor sich. Als die bürgerliche Revolution vollendet war, trat an Stelle der Katastrophentheorien die Anschauung von der allmählichen, unmerklichen Entwicklung, die aus der Häufung unzähliger kleinster Fortschritte und Anpassungen im Konkurrenzkampf hervorgeht. Der revolutionären Bourgeoisie war der Gedanke an Katastrophen auch in der Natur sehr nahegelegen, der konservativen Bourgeoisie erschien dieser Gedanke unvernünftig und unnatürlich[1]).

„Damit soll natürlich nicht behauptet werden, es seien die Naturforscher bei ihren jedesmaligen Theorien direkt durch die politischen und sozialen Bedürfnisse der Bourgeoisie bestimmt worden. Gerade die Vertreter der Katastrophentheorien waren mitunter recht reaktionär und nichts weniger als revolutionär gesinnt. Aber jeder wird unwillkürlich von der Denkart und den Erfahrungen der Klasse beeinflußt, in der er lebt, und jeder trägt etwas von ihr in seine wissenschaftlichen Anschauungen hinein. Bei Darwin wissen wir es positiv, daß seine naturwissenschaftlichen Hypothesen durch die ökonomischen Anschauungen des Th. R. Malthus, dieses entschiedenen Gegners der Revolution, sehr beeinflußt wurden. Es ist wohl auch nicht zufällig, daß die Theorien der Evo-

---

[1]) Schon vor der Französischen Revolution war die Bourgeoisie des 18. Jahrhunderts an den Anblick politischer Umwälzungen und Katastrophen gewöhnt. Im satirischen Roman „Candide" (verfaßt 1759) läßt Voltaire seinen Helden während des Karnevals in Venedig an einem Tisch mit sechs Unbekannten speisen. Jeder von ihnen entpuppt sich als ein verjagter König. Der eine ist der Sultan Achmed III., der infolge eines Aufstandes der Bevölkerung, der sich die Janitscharen anschlossen, in

lution (Lyell, Darwin) England entstammten, dem Land, dessen Geschichte seit 250 Jahren nur revolutionäre Ansätze zeigt, denen die herrschenden Klassen stets rechtzeitig die Spitze abzubrechen wissen.

„Für die Richtigkeit oder Unrichtigkeit einer Anschauung beweist ihr Bedingtsein durch die Stimmung der Klassen, denen sie entstammt, natürlich nichts. Wohl aber hängt von dieser Stimmung ihr historischer Erfolg ab. Wenn die neuen Theorien der Entwicklung rasch von weiten Volkskreisen aufgenommen wurden, die absolut keine Möglichkeit hatten, sie zu prüfen, so rührt dies daher, daß sie tief empfundenen Bedürfnissen entsprachen. Auf der einen Seite — und dies machte sie auch den revolutionären Schichten wertvoll — beseitigten sie viel gründlicher als die alten Katastrophentheorien jede Notwendigkeit der Anerkennung einer übernatürlichen Macht, die durch Schöpfungsakte die Welt hervorruft. Auf der anderen Seite, und dadurch gefielen sie am meisten der Bourgeoisie, erklärten sie jede Revolution, jede Katastrophe für etwas Unnatürliches, den Naturgesetzen Widersprechendes, also auch Unvernünftiges." (3. Aufl., S. 11.)

Ich betrachtete in der hier zitierten Schrift nur die Beziehungen der Evolutionstheorie zu meinem damaligen Thema, der Revolution. Sonst hätte ich noch auf andere Einwirkungen der aus den bürgerlichen Lebensbedingungen entspringenden Denkart auf die Gestaltung des Darwinismus hinweisen müssen. Daß zu diesen Einwirkungen auch die Konkurrenz und unter Umständen der Krieg gehört, haben wir schon gesehen.

Noch ein Umstand ist in diesem Zusammenhang in Betracht zu ziehen.

Konstantinopel 1730 gestürzt wurde. Neben ihm sitzt Iwan III., Kaiser von Rußland, Sohn einer Nichte der Kaiserin Anna, den diese 1740 zu ihrem Nachfolger bestimmte. Aber schon 1741 bemächtigte sich Elisabeth durch einen Staatsstreich der Kaiserkrone, und Iwan wurde, sobald er 16 Jahre alt geworden, in Schlüsselburg interniert, wo er 1764 starb.

Der dritte in der Tafelrunde ist der Stuart Karl Eduard, der als ein Abkömmling des von England verjagten Königs Jakob II. Anspruch auf den englischen und schottischen Thron erhob und 1745 einen Aufstand hervorrief, der blutig niedergeschlagen wurde.

Dann melden sich gleich zwei Könige von Polen, die allerdings ihre Namen nicht nennen. Es kämpften damals August II. von Sachsen und Stanislaus Leszczynski mit wechselndem Glück um die polnische Krone. Im Jahre 1704 entriß sie Stanislaus dem Kurfürsten August, um 1709 gewann sie der Sachse wieder, 1733, nach August II. Tode versuchte wieder Stanislaus sein Glück, allerdings ohne Erfolg.

Das Spiel in Polen versprach so weiter zu gehen und ging auch noch weiter, nachdem Candide geschrieben worden. Nach dem Tode Augusts III. wurde von Katharina von Rußland Stanislaus Poniatowski zum polnischen König gemacht (1764), aber bald darauf begann jene Serie polnischer Katastrophen, die mit der Aufteilung Polens unter seine drei großen Nachbarn endeten.

Der sechste der verjagten Könige entpuppt sich als ein besonders armer Teufel. Jeder der fünf Kollegen schenkt ihm eine Kleinigkeit. Es

Die Warenproduktion ist eine Art der Produktion, betrieben durch einzelne voneinander unabhängige Produzenten. Wo die Warenproduktion die allgemeine Form der Produktion wird, in der kapitalistischen Produktionsweise, werden alle überkommenen Organisationen aufgelöst, die die Individuen zusammenhielten und stützten, jeder wird auf sich allein gestellt, wird als der Schmied seines Glückes betrachtet.

Diese Phase des Kapitalismus geht ja ihrem Ende entgegen. Wieder ballen sich die Individuen und auch die Kapitalien der Individuen in großen Organisationen zusammen. Aber bisher war der Individualismus ein hervorstechender Zug des Kapitalismus, weshalb man es auch in England liebt, den Sozialismus als das Gegenteil des Individualismus zu bezeichnen, als wenn wir der Kartellwirtschaft nicht ebenso feindlich gegenüber stünden wie der freien Konkurrenz!

Diese Periode des ökonomischen Individualismus, der freien Privatwirtschaft, schafft zwar nicht, wohl aber vermehrt und erweitert sie die Bedingungen für einen Individualismus des Geistes, für die physische Befreiung des einzelnen von den Banden der Konvention und kollektiven Denkens. Diese Bedingungen, die bereits in den großen Städten am Mittelmeer im Altertum für einzelne kleine Schichten erstanden, gewinnen in der kapitalistischen Produktionsweise eine ungemeine Ausdehnung und Intensität.

Den Individualismus dieser Art darf man nicht gleichsetzen dem ökonomischen Individualismus. Jene Schichten, die diesen am stärksten bekämpfen, gehören zu den energischesten Verfechtern der geistigen Freiheit der Persönlichkeit.

Dieses individualistische Denken verführt bei der Betrachtung aller Zusammenhänge, bei denen Individuen in Frage kommen, den Forscher dazu, vom Individuum auszugehen, aus dessen Beschaffenheit Massenerscheinungen erklären zu wollen.

---

ist ein König von Korsika. Diese Insel war genuesischer Besitz gewesen. Im Jahre 1729 empörten sich die Korsikaner, führten Krieg mit Genua. Ein Baron Theodor von Neuhof, geboren in Metz, führte ihnen Kriegsmaterial zu und wurde bei ihnen so beliebt, daß ihn die Aufständischen als König ausriefen (1735.)

Genua wurde der Erhebung nicht Herr, so daß es die Franzosen zu Hilfe rief, vor denen Theodor I. weichen mußte (1738).

Der flüchtige König geriet in solche Bedrängnis, daß er in England ins Schuldgefängnis kam.

Nachdem die sechs Könige sich vorgestellt, entfernen sie sich, es kommen aber gleich vier andere „Serenissimi", die ihre Staaten verloren hatten. Sie werden jedoch nicht genannt.

Man sieht, Europa war schon vor der großen Französischen Revolution ein Weltteil voll Unruhen und Katastrophen.

So z. B. sucht unter diesen Umständen die Philosophie die Erklärung der Ethik, der Triebe, Gefühle und Auffassungen, die das gesellschaftliche Zusammenleben der Menschen regeln, nicht in den Bedingungen des gesellschaftlichen Zusammenwirkens, sondern in einem Apriori des Individuums.

Ebenso ging auch Darwin bei seiner Untersuchung der Triebkräfte der Entwicklung der Arten vom Individuum aus. Die Arten sind Gruppen von Individuen, die in ihren Merkmalen übereinstimmen und diese unverändert auf ihre Nachkommen übertragen. Zu erklären war, wie trotzdem die Arten sich verändern können. Darwin war keineswegs blind für die Bedeutung veränderter Lebensbedingungen, die auf alle Individuen in gleicher Weise wirken, sie alle in gleicher Weise zu verändern streben. Aber die erste Ursache der Entwicklung suchte er doch in den Verschiedenheiten der einzelnen Individuen, die miteinander in einen lebhaften Konkurrenzkampf eintreten, in dem sich die passendsten erhalten. Er merkte nicht, daß diese Auffassung eine Auflösung der Arten in zahlreiche, voneinander verschiedene Individuen erwarten lassen müsse, nicht aber die Weiterentwicklung der einzelnen Arten zu neuen, allen ihren Angehörigen gemeinsamen Formen erklären könne.

Seine Fehler wurden noch verstärkt dadurch, daß er Produktionsprozesse der Wirtschaft seinerzeit auf die Natur übertrug, vermeinte, die „natürliche Zuchtwahl" verfahre ebenso wie der menschliche Züchter, der allerdings in der Weise vorgeht, daß er einzelne, seinen Zwecken besonders entsprechende Individuen auswählt und in Bedingungen bringt, in denen sie sich nur mit ihresgleichen zu paaren vermögen.

Derartige Beeinflussungen der Anschauungen von der Natur durch Denkweisen, die aus dem gesellschaftlichen, auf seiner Technik aufgebauten Leben des Menschen hervorgehen, können für die Bildung einer Natur- und Weltanschauung zu einer argen Fehlerquelle werden, sie fördern auf keinen Fall die Klarheit des naturwissenschaftlichen, auf die Beobachtung der Tatsachen der Natur begründeten Denkens. Jedes Gebiet menschlichen Denkens hat seine besonderen Fehlerquellen. Die sozialen Wissenschaften werden sehr gehemmt dadurch, daß wir in einer Gesellschaft von Klassengegensätzen leben. Da der einzelne Erforscher sozialer Dinge einer bestimmten Klasse angehört oder an ihr Interesse nimmt, ist er auch an bestimmten Ergebnissen seiner Forschung interessiert — was nicht besagen muß, daß er persönlichen Vorteil daraus zieht. Es kann ein höchst selbstloses Interesse an dem Wohlergehen anderer sein, das ihn bewegt. Aber immerhin, seine Unbefangenheit ist vermindert. Und dazu kommt die Schwierigkeit, sich in die Denkart von Menschen hineinzufinden, die unter ganz anderen Bedingungen leben als der Forscher. Und doch

ist solches Verständnis bei sozialen Forschungen, die sich auf verschiedene Klassen beziehen, unerläßlich.

Zum Glück sind solche Fehlerquellen nicht unüberwindlich. Sie werden sich unter sonst gleichen Verhältnissen um so weniger störend geltend machen, je umfassender, je weniger einseitig die Tätigkeit des Forschers ist. Der soziale Forscher wird um so unbefangener und verständnisvoller sein, je mehr er das ihm Nächstliegende — die Gegenwart, sein Land, seine Klasse — in den großen Gesamtzusammenhang der Entwicklung der ganzen Menschheit von ihren Anfängen an hineinzuverflechten weiß.

Auf der anderen Seite wird der Naturforscher sich von dem Einwirken von Denkweisen, die seinem sozialen Milieu entstammen, auf seine Naturanschauungen um so eher freihalten können, je weniger er in einer Spezialität aufgeht, je mehr er sein Spezialwissen in Zusammenhang mit der Gesamtheit der Naturanschauungen zu bringen sucht und je mehr er daneben die Eigenart der Gesellschaft und der ihr entspringenden Ideen begreift.

Freilich muß dies in einer Weise geschehen, die es ermöglicht, die Tatsachen der Natur und die der Gesellschaft widerspruchslos miteinander zu vereinigen, beide in einer gemeinsamen Weltanschauung zusammenzufassen.

Das, was Engels von den Empirikern sagte, darf man wohl auf alle bloßen Spezialisten übertragen, und es dahin ausdehnen, daß sie nicht bloß dem Aberglauben, sondern jeder Denkart hilflos gegenüberstehen, die durch besondere gesellschaftliche Zustände jeweils in die Mode gebracht wird.

Engels schrieb 1877 in einem Artikel über „die Naturforschung in der Geisterwelt" (aus seinem Nachlaß durch Riasanov herausgegeben in dem Marx- und Engels-Archiv, zweiter Band, Moskau 1925 S. 109):

„Es ist ein alter Satz der in das Volksbewußtsein untergegangenen (übergegangenen? K.) Dialektik, daß die Extreme sich berühren. Wir werden uns demnach schwerlich irren, wenn wir die äußersten Grade von Phantasterei, Leichtgläubigkeit und Aberglauben suchen nicht etwa bei derjenigen naturwissenschaftlichen Richtung, die, wie die deutsche Naturphilosophie die objektive Welt in den Rahmen ihres subjektiven Denkens einzuzwängen sucht, sondern vielmehr bei der entgegengesetzten Richtung, die, auf die bloße Erfahrung pochend, das Denken mit souveräner Verachtung behandelt und es wirklich in der Gedankenlosigkeit auch am weitesten gebracht hat. Diese Schule herrscht in England."

Es ist der Empirismus. Engels weist auf seinen Begründer Bacon hin, der Gold zu machen suchte, auf Isaak Newton, dessen Naturwissenschaft auf eine Auslegung der Apokalypse hinauslief.

„Was Wunder also, wenn in den letzten Jahren der englische Empirismus in einigen seiner Vertreter — und es sind nicht die schlechtesten — der von Amerika importierten Geisterklopferei und Geisterseherei anscheinend rettungslos verfallen ist."

Engels nennt hier namentlich den „hochverdienten Zoologen und Botaniker Alfred Russel Wallace“, der gleichzeitig mit Darwin die Theorie der durch natürliche Zuchtwahl bewirkten Entwicklung bildete.

Aber nicht nur bloße Empiriker sind der Geisterseherei verfallen. Gerade um die Zeit, als Engels das Obige schrieb, bekannte sich der angesehene Physiker K. F. Zöllner zum Spiritismus, den er durch die Theorie bereicherte, die vierte Dimension der Mathematik bestehe in der Wirklichkeit.

Die Einwirkung der den sozialen Zuständen entstammenden Stimmungen und Denkarten auf Naturwissenschaft und Philosophie muß unbedingt in Betracht gezogen werden, wenn wir deren Entwicklung verstehen wollen. Insofern müssen wir „transzendente Ideengeschichte“ schreiben, um mit Otto Bauer zu reden. Aber diese Einwirkung ist keineswegs unerläßlich für die Entwicklung des Naturerkennens. Sie fälscht es vielmehr. Je mehr es gelingt, sie auszuschalten, je mehr sich die Geschichte der Naturwissenschaft bloß als „immanente“, bloß aus den Tatsachen der Natur geschöpfte, gestaltet, um so besser.

Eine Einwirkung der Technik und Oekonomie auf die Naturwissenschaften durch Aufdeckung neuer Tatsachen der Natur bildet im Gegensatz zur Beeinflussung der Naturanschauung durch soziale Stimmungen und Denkweisen nicht nur nicht eine Fehlerquelle, sondern vielmehr in letzter Linie die einzige Triebkraft des Fortschreitens des Naturerkennens, das dann seinerseits wieder weiteres Fortschreiten von Technik und Oekonomie nach sich zieht.

Die beiden Arten der Gestaltung der Naturwissenschaften durch Technik und Oekonomie sind also voneinander grundverschieden und müssen scharf auseinander gehalten werden.

Soviel über die Stellung der Naturwissenschaften und des Naturerkennens überhaupt in der materialistischen Geschichtsauffassung.

Und damit schließen wir hier unseren Kommentar über die uns hier beschäftigenden Sätze des Marxschen Vorwortes „zur Kritik der politischen Oekonomie“. Es enthält noch eine Reihe wichtiger Gedanken über die soziale Revolution, aber sie setzen eine „antagonistische (auf einem Gegensatz beruhende) Form des gesellschaftlichen Produktionsprozesses“ voraus. Von dieser Form haben wir bisher nicht gehandelt. Ohne sie zu kennen, ist es unmöglich, zu den Anschauungen des Marxschen Vorwortes über die „soziale Revolution“ Stellung zu nehmen.

Die antagonistischen Formen des Produktionsprozesses zu untersuchen, soll unsere nächste Aufgabe in diesem Werke sein.

Ende des dritten Buches.

Inhalt des ersten Bandes.

Erstes Buch

GEIST UND WELT

Erster Abschnitt

Der Gegenstand der Untersuchung

Zweiter Abschnitt

Materialismus und Idealismus

Dritter Abschnitt

Kant

Vierter Abschnitt

Theorie und Praxis

Fünfter Abschnitt

Dialektik

Anhang zum ersten Buch

Zweites Buch

DIE MENSCHENNATUR

Erster Abschnitt

Vererbung

Zweiter Abschnitt

Der Mensch ein egoistisches Wesen

Dritter Abschnitt

Der Mensch ein soziales Wesen

Vierter Abschnitt

Der Mensch ein sexuelles Wesen

Fünfter Abschnitt

Andere Eigenschaften der menschlichen Psyche

Sechster Abschnitt

Die Anpassung in der Natur

Anhang zum zweiten Buch

Drittes Buch

DIE MENSCHLICHE GESELLSCHAFT

Erster Abschnitt

Die Rasse

Zweiter Abschnitt

Die Technik

Dritter Abschnitt

Die Oekonomie

Vierter Abschnitt

Das Marxsche Vorwort

DIE MATERIALISTISCHE GESCHICHTSAUFFASSUNG

DARGELEGT VON

KARL KAUTSKY

ZWEITER BAND

DER STAAT UND DIE ENTWICKLUNG DER MENSCHHEIT

1 · 9 · 2 · 7

VERLAG J. H. W. DIETZ NACHF. G. M. B. H. / BERLIN SW 68

Alle Rechte vorbehalten
Copyright 1927 by J. H. W. Dietz Nachfolger, Berlin

Vorwärts-Buchdruckerei
Berlin SW 68

KARL KAUTSKY

DIE MATERIALISTISCHE GESCHICHTSAUFFASSUNG

II. BAND

Viertes Buch

Klasse und Staat

Erster Abschnitt.

Definitionen.

Erstes Kapitel.

Seit wann gibt es Klassen?

Wir haben bereits früher darauf hingewiesen, daß das kommunistische Manifest mit den Worten beginnt: „Die Geschichte aller bisherigen Gesellschaft ist die Geschichte von Klassenkämpfen", daß aber in späteren Ausgaben dieser Satz in einer Fußnote dahin eingeschränkt wurde, daß darunter nur „die schriftlich überlieferte Geschichte" zu verstehen sei. Damals, als das kommunistische Manifest abgefaßt wurde, 1847, sei die Vorgeschichte der Gesellschaft noch so gut wie unbekannt gewesen.

Zur Zeit, als Marx seine „Kritik der politischen Oekonomie" schrieb (1859), war er mit dieser Vorgeschichte bereits besser vertraut. Er schrieb dort in einer Fußnote (Neuausgabe, S. 9):

„Es ist ein lächerliches Vorurteil, in neuester Zeit verbreitet, daß die Form des naturwüchsigen Gemeineigentums spezifisch slawische oder gar ausschließlich russische Form sei. Sie ist die Urform, die wir bei Römern, Germanen, Kelten nachweisen können, von der aber eine ganze Musterkarte sich noch immer, wenn auch zum Teil ruinenweise, bei den Indern vorfindet."

Trotzdem nimmt Marx in seiner Vorrede keine Zweiteilung der gesellschaftlichen Entwicklung in der Weise vor, daß er die primitive, klassenlose Gesellschaft von der Klassengesellschaft unterschied.

Es heißt dort:

„In großen Umrissen können asiatische, antike, feudale und modern bürgerliche Produktionsweisen als progressive Epochen der ökonomischen Gesellschaftsformation betrachtet werden."

Alle diese Produktionsweisen, auch die „asiatische", beruhen, wie wir noch sehen werden, auf den Unterscheidungen und Gegensätzen von Klassen. Die vor den Klassen liegenden Produktionsweisen finden in dieser Reihe keinen Platz. Von ihnen spricht Marx nicht. So kann er denn auch alle bisherigen Produktionsprozesse als „antagonistische" betrachten. Er fährt fort:

„Die bürgerlichen Produktionsverhältnisse sind die letzte antagonistische Form des gesellschaftlichen Produktionsprozesses, antagonistisch nicht im Sinne von individuellem Antagonismus, sondern eines aus den gesellschaftlichen Lebensbedingungen der Individuen hervorwachsenden Antagonismus, aber die im Schoße der bürgerlichen Gesellschaft sich ent-

wickelnden Produktivkräfte schaffen zugleich die materiellen Vorbedingungen zur Lösung dieses Antagonismus. Mit dieser Gesellschaftsformation schließt daher die Vorgeschichte der menschlichen Gesellschaft ab."

Das ist doch gar nicht anders aufzufassen, als daß die ganze „Vorgeschichte der menschlichen Gesellschaft", also die gesamte bisherige gesellschaftliche Entwicklung auf „antagonistischen Formen des gesellschaftlichen Produktionsprozesses" beruhte.

Die Erkenntnis des Gemeineigentums am Boden bei Russen, Germanen, Indern usw. brauchte dieser Auffassung nicht im Wege zu stehen. Der russische Dorfkommunismus, ebenso wie die Markgenossenschaft wurden einem antagonistischen Gesellschaftszustand, dem Feudalismus, eingegliedert. Der indische Dorfkommunismus wurde Bestandteil einer ganzen Reihe der schlimmsten Ausbeutungsformen. Auch die Klassenherrschaft der Inkas war auf dem Gemeineigentum am Boden, auf der Markgenossenschaft aufgebaut.

Nur dort schließt dieses Gemeineigentum jegliche Klassenherrschaft aus, wo die gesellschaftlichen Organisationen, für die das Gemeineigentum herrscht, souverän sind, keine höhere Macht über sich haben. Wo dagegen über den Dörfern und Marken eine ihnen gebietende Staatsgewalt steht, wird der Bodenkommunismus nur zu einer besonderen Form einer antagonistischen Gesellschaft. Der Bodenkommunismus verhindert nicht die Ausbeutung, er bewirkt nur, daß nicht einzelne Individuen, sondern ganze Dorfschaften oder Marken der herrschenden Klasse tributpflichtig werden.

Dies muß man im Auge behalten, wenn man z. B. in der Engelsschen Vorrede zur Ausgabe des kommunistischen Manifestes von 1883 folgendes liest:

„Der durchgehende Grundgedanke des Manifestes: daß die ökonomische Produktion und die aus ihr mit Notwendigkeit folgende gesellschaftliche Gliederung einer jeden Gesellschaftsepoche die Grundlage bleibt für die politische und intellektuelle Geschichte dieser Epoche; daß demgemäß (seit Auflösung des uralten Gemeinbesitzes an Grund und Boden) die ganze Geschichte eine Geschichte von Klassenkämpfen gewesen ist, Kämpfen zwischen ausgebeuteten und ausbeutenden, beherrschten und herrschenden Klassen auf verschiedenen Stufen der gesellschaftlichen Entwicklung . . . dieser Grundgedanke gehört einzig und ausschließlich Karl Marx an."

Engels schätzt seinen eigenen Anteil an der Entwicklung der materialistischen Geschichtsauffassung hier zu gering ein. Er war zu ihr unabhängig von Marx und gleichzeitig mit ihm gekommen. Nur hat Marx sie zuerst klar formuliert. Das teilt Engels selbst in einer Fußnote zu dem oben zitierten Satz mit.

Doch das nur nebenbei. Was hier in Betracht kommt, ist folgendes: Die „Auflösung des uralten Gemeinbesitzes an Grund und Boden" fällt nicht so scharf mit dem Aufkommen der Klassen zusammen, wie man aus den obigen Sätzen der Engelsschen Vor-

rede schließen könnte. Klassen können sich bilden lange vor der Auflösung des Gemeineigentums, in einer Zeit, wo dieses noch in voller Kraft ist. Den Grund dafür werden wir noch kennenlernen.

Aber wie immer man darüber denken mag, eines geht aus dieser Vorrede ebenso wie aus der Fußnote zum ersten Satz des kommunistischen Manifestes hervor: Unsere Meister haben ihre ursprüngliche Ansicht, daß die ganze bisherige Geschichte eine Geschichte von Klassenkämpfen gewesen sei, später bedeutend eingeschränkt, als sie mit den Ergebnissen der urgeschichtlichen und ethnologischen Forschung näher bekannt wurden und diese selbst immer tieferen Einblick in das Wesen der primitiven Gesellschaften gewährte. Welche Bedeutung und Ausdehnung die Zeit der klassenlosen Gesellschaften hatte, ging deutlich hervor aus dem Büchlein über den „Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates", das Engels 1884 veröffentlichte, nach Marx' Tode, in Erfüllung eines Vermächtnisses, das Marx ihm hinterlassen.

Die Zweiteilung der bisherigen gesellschaftlichen Entwicklung in zwei Phasen in eine klassenlose und eine „antagonistische" wurde also schließlich von Marx wie von Engels anerkannt und betont.

Trotzdem taucht immer wieder die Behauptung auf, die materialistische Geschichtsauffassung lehre, daß alle bisherige Geschichte die Geschichte von Klassenkämpfen sei.

So gibt erst jüngst noch ein großer Marx-Kritiker vor dem Herrn, Maurice William, die Marxsche Auffassung mit den Worten wieder:

„Der Klassenkampf ist das hervorragendste Merkmal aller Geschichte." (The Social Interpretation of History. A Refutation of the Marxian Economic Interpretation of History, New York, 1921, S. 48. Auch deutsch unter dem Titel: „Die soziale Geschichtsauffassung" Berlin 1924. mit einem lächerlichen Vorwort von Oswald Spengler.)

Etwas vorsichtiger drückt sich Bucharin aus. Er meint:

„Wir wissen ja, daß die Gesellschaft, mit Ausnahme ihrer frühesten Entwicklungsstufe, stets eine Klassengesellschaft war" (Theorie des historischen Materialismus, S. 201).

Das klingt etwas vorsichtiger, erweckt aber doch einen falschen Eindruck, denn darnach war das klassenlose Stadium der Gesellschaft ein Ausnahmefall in der Gesamtheit der gesellschaftlichen Entwicklung, die Klassengesellschaft die Regel.

Das ist auch die Auffassung Max Adlers, der sie noch stärker betont als Bucharin. In seinem Buch über „Die Staatsauffassung des Marxismus" (Wien 1922), erklärt er:

„Die bisherige Daseinsweise der Gesellschaft ist, seitdem sie dem mehr oder minder sagenhaften Zeitalter des Urkommunismus entstiegen ist, der Klassenkampf" (S. 306, Note).

Das Stadium der Gesellschaft, das dem Aufkommen der Klassen vorhergeht, erscheint Adler also nur als ein ganz sagenhaftes, so daß er es gar nicht weiter zu berücksichtigen braucht, und sich berechtigt fühlt zu sagen:

„Die menschliche Gesellschaft existierte und existiert bisher überhaupt noch nicht als solidarische Realität, sondern, wie immer auch ihre historische Gestaltung war, als ein von Grund aus in gegensätzliche Lebensinteressen zerrissenes Gebilde .... Da die bisherige Daseinsweise der Gesellschaft eben nicht ihre Solidarität, sondern der Kampf der Klassen gegeneinander war und ist, so war und ist auch die bisherige Form der gesellschaftlichen Entwicklung der Klassenkampf." (S. 305.)

Max Adler glaubt also, er dürfe die gesellschaftliche Entwicklung vor dem Aufkommen der Klassen gleich Null setzen. Und doch umfaßt dieser Zeitraum den weitaus größten Teil der bisherigen Entwicklungsgeschichte der Menschheit.

Morgan teilt diese Geschichte in drei große Epochen: Wildheit, Barbarei, Zivilisation. Diese Epochen werden eingeteilt vorwiegend nach technischen Errungenschaften, die allein in jenen primitiven Zeiten ihre Spuren hinterließen, nicht auf Grund gesellschaftlicher Einrichtungen, die vor dem Aufkommen der Schrift keine Spuren hinterlassen, außer in der Form heute noch lebender Ueberreste von Stämmen, die auf früheren Entwicklungsstufen stehen blieben. Immerhin werden wir nicht fehlgehen, wenn wir sagen, daß es vor dem Aufkommen der Zähmung von Haustieren und des Anbaues von Nährpflanzen keine Klassen gab. Danach fallen die ganze Zeit der Wildheit und die Unterstufe der Barbarei (nach der Morganschen Einteilung) in das Stadium vor dem Aufkommen der Klassen, also des Urkommunismus.

Nun meint Morgan, die relative Dauer der Wildheit auf ungefähr drei Fünftel der Zeit des Bestehens der Menschheit veranschlagen zu dürfen, also auf etwa 60 000 Jahre, die der Unterstufe der Barbarei auf ein Fünftel, 20 000 Jahre, wenn das Alter des Menschengeschlechts 100 000 Jahre umfassen sollte. Neuere Forschungen lassen das Menschengeschlecht als viel älter erscheinen, vielleicht zehnmal so alt. Je weiter aber der Beginn des Menschengeschlechts hinausgeschoben wird, desto länger wird dabei, nicht bloß absolut, sondern auch relativ, die Dauer seiner Anfänge. Wohl wird mit den Fortschritten der urgeschichtlichen Forschung auch der Beginn der späteren Entwicklungsstufen immer mehr zurückgeschoben, aber längst nicht in dem Maße, wie das für die Anfänge des Menschengeschlechts gilt.

In der Morganschen Schätzung erscheint also die relative Dauer des Stadiums der Vorzeit vor dem Aufkommen der Klassen als viel zu kurz angesetzt. Und doch rechnet sie bereits, daß von 100 000 Jahren der Dauer des Menschengeschlechts auf das Zeitalter des „Urkommunismus" etwas 80 000 Jahre fallen.

Wir haben allen Grund anzunehmen, daß jenes Zeitalter etwa zehnmal so lange dauerte oder noch mehr, dagegen das Zeitalter der voll entwickelten Klassengesellschaft, das der Zivilisation, das Morgan auf 5000 Jahre veranschlagt, vielleicht doppelt oder dreimal so lange, als er annimmt.

Rein nach der Zeitdauer gemessen präsentiert sich uns also nicht die klassenlose, sondern die Klassen-Gesellschaft als Ausnahme, als bloße Episode in der Geschichte der menschlichen Gesellschaft. Und doch soll das klassenlose Stadium für die Entwicklung der Menschheit nichts bedeuten, weil es Max Adler „mehr oder minder sagenhaft erscheint".

Nun kommt es bei diesen Unterscheidungen freilich darauf an, was man unter Klasse versteht. Man kann sie ja, wenn man will, in einem Sinne fassen, in dem auch der Urkommunismus schon eine Klassengesellschaft darstellt.

Bucharin sagt uns darüber folgendes:

„Wenn wir die Beziehungen der Menschen im Produktionsprozeß betrachten, so entdecken wir überall (mit Ausnahme des sogenannten Urkommunismus), daß die Menschen sich so gruppieren, daß die eine Gruppe nicht n e b e n der anderen, sondern ü b e r der anderen steht. Nehmen wir die Verhältnisse der Leibeigenschaft. Da sind die Gutsbesitzer — dann kommen die Verwalter, Bürgermeister, Aufseher — und unter ihnen stehen die Bauern. Nehmen wir die kapitalistischen Produktionsverhältnisse. Auch hier sehen wir, daß die Menschen im Arbeitsprozeß nicht allein in Gießer, Monteure, Eisenbahner, Tabakarbeiter usw. zerfallen, die trotz der Mannigfaltigkeit ihrer Arbeiten alle nach dem gleichen Schema arbeiten, in der Produktion auf dem gleichen Fuße stehen. Wir sehen auch hier, daß eine Gruppe von Personen im Arbeitsprozeß ü b e r der anderen steht: über dem Arbeiter stehen die Angestellten (das mittlere technische Personal: die Meister, Ingenieure, Techniker, Agronomen usw.); über den Angestellten die höheren Angestellten (Verwalter, Direktoren); über ihnen die sogenannten Besitzer der Unternehmen, die Kapitalisten, die höheren Befehlshaber und Lenker der Schicksale des Produktionsprozesses . . . . Diese ganz verschiedene Rolle im Produktionsprozesse bildet die Grundlage für die Teilung der Menschen in verschiedene g e s e l l s c h a f t l i c h e K l a s s e n." (S. 158—160.)

Nach Bucharin bilden also die Angestellten eine von den Arbeitern verschiedene Klasse, und sie sind nicht nur von diesen verschieden, sondern stehen auch, wie bei verschiedenen Klassen selbstverständlich, in einem Interessengegensatz zueinander, der einen Klassenkampf zwischen ihnen erzeugt.

Es ist offenbar dem Umstand zuzuschreiben, daß wir Sozialdemokraten elende Renegaten, Verräter an den Grundsätzen des Marxismus und Lakaien der Bourgoisie sind, wenn wir die Angestellten zur Klasse der Lohnarbeiter zählen.

Nach Bucharin entspringen die Klassen und ihre Gegensätze aus der Tatsache, daß das gesellschaftliche Zusammenwirken eine Leitung erfordert. Diejenigen, denen leitende Funktionen im Zusammenarbeiten zufallen, sind Herren, und die von ihnen ge-

leiteten sind ihre Knechte. Zwischen ihnen besteht naturnotwendig Feindschaft und Kampf.

Nehmen wir an, diese Auffassung des Begriffs der Klasse sei richtig, was folgt daraus?

Es gibt kein gesellschaftliches Zusammenwirken ohne eine Leitung, die anordnet, was zu geschehen hat und deren Anordnungen von den übrigen befolgt werden.

Bucharin übernimmt die Anschauung, daß es im Urkommunismus keine Klassen gegeben hat. Aber glaubt er, die kommunistischen Gemeinwesen seien nicht Organisationen gewesen? Ist eine solche ohne Leitung möglich?

Wir haben gesehen, daß selbst im Tierreich die Gesellschaften ohne Leittiere vielfach nicht auskommen, denen sich die Mitglieder des Rudels oder der Herde ohne weiteres fügen. Also gibt es auch bei den Affen, Pferden, Gemsen usw. schon Klassenunterschiede. Wenn Bucharin konsequent sein will, muß er bei ihnen auch schon Klassenkampf annehmen.

Und auf der anderen Seite, wenn wir über den Kapitalismus hinausgehen, wird in einer sozialistischen Gesellschaft der Produktionsprozeß anarchisch, ohne jegliche Leitung vor sich gehen können? Wird es da keine „Meister, Ingenieure, Techniker, Agronomen", keine „Verwalter und Direktoren" geben? Ja, wenn man das Klassenmerkmal des Kapitalisten darin sieht, daß er „der höhere Befehlshaber und Lenker der Schicksale des Produktionsprozesses" ist, wird es nicht solche höhere Lenker der Produktion auch in einer sozialistischen Gesellschaft geben? Wenn wir also das Wesen des Kapitalismus in dieser Eigenschaft sehen, wird es immer Kapitalisten, und überhaupt wird es immer Klassen geben. So ergiebt sich als Konsequenz der Auffassung des Theoretikers des bolschewistischen Kommunismus, daß das Ziel der Aufhebung der Klassen ein Unding ist. Das braucht diese Art Kommunismus allerdings nicht viel zu kümmern, denn auf Konsequenz legt sie nach dem Beispiel ihres obersten Führers Lenin keinen Wert.

Auf jeden Fall zeigt uns die These Bucharins die Notwendigkeit, vor allem klarzulegen, was wir unter Klasse verstehen, ehe wir in unserer Untersuchung des historischen Materialismus weitergehen.

Zweites Kapitel.

Der Begriff der Klasse.

Rein philologisch genommen kann man mit dem aus dem Lateinischen stammenden Wort Klasse jede Gruppe von Menschen bezeichnen, die bestimmte Merkmale miteinander gemein haben.

Für die Klarlegung des Klassenkampfes würde uns das wenig helfen.

Wenn wir den Klassenkampf begreifen wollen, müssen wir das Wort Klasse in dem Sinne nehmen, wie es die Begründer der Lehre vom Klassenkampf auffaßten.

Im dritten Bande des „Kapital" handelt das letzte, das 52. Kapitel von den Klassen. Es wird dort gefragt: was bildet eine Klasse? Aber leider wurde das Kapitel nicht vollendet.

Gleich nach dem Aufwerfen der Frage bricht es ab, ohne sie beantwortet zu haben. Wir entnehmen ihm nur die Konstatierung, daß Lohnarbeiter, Kapitalisten und Grundeigentümer die drei großen Klassen der modernen, auf der kapitalistischen Produktionsweise beruhenden Gesellschaft bilden.

Was macht sie dazu, fragt Marx und gibt zur Antwort:

„Auf den ersten Blick die Dieselbigkeit der Einkommen und Einkommenquellen. Es sind drei große, gesellschaftliche Gruppen, deren Bestandteile, die sie bildenden Individuen, respektive von Arbeitslohn, Profit und Grundrente, von der Verwertung ihrer Arbeitskraft, ihres Grundbesitzes leben."

Doch wirft Marx ein, daß von diesem Standpunkt aus Aerzte und Beamte auch zwei Klassen bilden würden, denn sie gehören zwei unterschiedenen gesellschaftlichen Gruppen an. Die Einkommen der einen dieser Gruppe flössen alle aus derselben Quelle, die verschieden sei von der Quelle, aus der die Einkommen der anderen entspringen.

„Dasselbe gälte für die unendliche Zersplitterung der Interessen und Stellungen, worin die Teilung der gesellschaftlichen Arbeit die Arbeiter, wie die Kapitalisten und Grundeigentümer spaltet — letztere z. B. in Weinbergbesitzer, Aeckerbesitzer, Waldbesitzer, Bergwerksbesitzer, Fischereibesitzer."

Hier bricht das Marxsche Manuskript ab. Ich versuchte dessen Gedankengang weiterzuführen in einer Abhandlung über „Klasseninteresse — Sonderinteresse — Gemeininteresse" (Neue Zeit XXI, 2., Seite 240 ff.).

Ich fragte dort:

„Was kennzeichnet die Stellung einerseits etwa des Grundbesitzers gegenüber dem Lohnarbeiter und dem Kapitalisten, andererseits etwa des Aeckerbesitzers gegenüber dem Wald- oder dem Baugrundbesitzer?

Darauf antwortete ich:

„Die Grundrente des Grundbesitzers kann bei gegebener Größe des Nationaleinkommens nur vergrößert werden entweder auf Kosten des Arbeitslohnes oder des Kapitalprofits — die Interessen des Grundbesitzers stehen also im Gegensatz zu denen des Lohnarbeiters und des Kapitalisten. Dagegen wächst die Grundrente des Aeckerbesitzers nicht auf Kosten der Grundrente der anderen Grundbesitzer. Im Gegenteil, das Wachsen der Grundrente oder des damit zusammenhängenden Bodenpreises der einen

Bodenart zieht auch ein Wachstum der Grundrenten und Bodenpreise der anderen Grundstücke nach sich."[1])

„Aber jedes Steigen dieser Grundrenten bedeutet eine entsprechende Beeinträchtigung des Arbeitslohnes oder des Kapitalprofits."

„Nehmen wir andererseits die Klasse der Lohnarbeiter. Sie zerfällt in Buchdrucker, Metallarbeiter, Textilarbeiter, Landarbeiter usw. Aber diese Unterabteilungen bilden keine Klassen. Sie alle haben den gemeinsamen Gegensatz gegen Kapital und Grundeigentum, denn der Arbeitslohn kann bei gegebenem Nationaleinkommen nur steigen auf Kosten dieser beiden Einkommensquellen; dagegen steigt nicht innerhalb der Arbeiterklasse der Lohn der einen dieser Arbeiterschicht auf Kosten der anderen, sondern vielmehr verstärkt jede Lohnerhöhung einer Arbeiterschicht auch die Tendenz zur Lohnerhöhung der anderen; sie verstärkt das Streben der Arbeiter, höhere Löhne zu verlangen, und verringert die Widerstandskraft der Unternehmer, sie zu gewähren."

„Jetzt sehen wir bereits, was die einzelnen Klassen bildet. Es ist nicht bloß die Gemeinsamkeit der Einkommensquelle, sondern auch die daraus folgende Gemeinsamkeit der Interessen und die Gemeinsamkeit des Gegensatzes gegen die anderen Klassen, von denen jede bestrebt ist, die Einkommensquellen der anderen einzuengen, um die ihrigen reichlicher fließen zu machen." (S. 241.)

Diese meine Ausführungen aus dem Jahre 1903 bedürfen hier einer Ergänzung. Ich untersuchte damals nicht, wo die Einkommensquellen der einzelnen Klassen zu suchen seien. Marx hatte davon in seinem „Kapital" erschöpfend gehandelt. Aber wenn aus marxistischem Munde Auffassungen wie die Bucharins zutage treten, ist es nicht überflüssig, diese Frage nochmals zu erörtern.

Darüber sind wir Marxisten wohl alle einig, daß die Arbeit der Arbeiter der Quell ist, aus dem nicht bloß der Arbeitslohn, sondern auch der Kapitalprofit (samt Zins) sowie die Grundrente geschöpft werden.

Woher kommt es aber, daß dem Arbeiter nicht das ganze Produkt seiner Arbeit zufließt, sondern ein Teil davon in den Händen der Grundbesitzer und Kapitalisten bleibt?

Bucharin meint, das rühre daher, daß den einen im Produktionsprozess die Rolle von Kommandanten zufällt, von Organisatoren und Leitern der Produktion, indes die Arbeiter die Kommandierten sind.

Aber das trifft gar nicht zu für das Verhältnis zwischen Grundbesitzer und Pächter. Der Pächter organisiert und leitet seinen

---

[1]) Dieser Satz erheischt vielleicht eine Erläuterung. Die Höhe der Grundrente hängt ab vom Preis der Produkte, die auf dem Boden gewonnen werden. Wenn z. B. dauernd die Preise für Getreide steigen, so wird die Grundrente für Getreideboden wachsen. Infolgedessen wird anderer Boden in Ackerland umgewandelt werden, auf der einen Seite Wiesen und Weiden, auf der anderen Seite Waldboden. Viehzucht und Holzzucht werden reduziert, das Angebot ihrer Produkte vermindert, damit deren Preise gesteigert und die aus erhöhten Preisen hervorgehenden Grundrenten auch für diese Bodenarten erhöht.

Betrieb selbst, der Grundeigentümer hat daran gar keinen Anteil. Den Pachtzins, den der Grundbesitzer bezieht, verdankt er dem Umstand, daß er Eigentümer von mehr Boden ist, als er selbst bebauen könnte, und daß neben ihm Menschen da sind, die ohne Landbau nicht leben können, denen aber der dazu nötige Boden fehlt. Deshalb sind sie gezwungen, Grundstücke zu pachten und dafür einen Pachtzins zu zahlen, das heißt, mehr Arbeit zu leisten, als zu ihrer eigenen Erhaltung notwendig wäre, unbezahlte Mehrarbeit, in diesem Fall für den Grundbesitzer.

Der Ueberfluß an Produktionsmitteln auf der einen Seite, Mangel daran auf der anderen, also bestimmte Eigentumsverhältnisse bilden hier die Grundlage der Klassenscheidung. Nicht aber der Unterschied zwischen leitenden und ausführenden Organen im Produktionsprozeß.

Dasselbe ist der Fall mit einer bestimmten Form des Kapitals, dem Wucherkapital in seiner primitiven Form, wo es noch nicht zur Belebung der Industrie dient und an deren Tätigkeit teilnimmt. Dem Geldverleiher in der Zeit vor dem industriellen Kapitalismus zahlt der Produzent für entliehenes Geld nicht deshalb Zinsen, weil der Gläubiger den Betrieb des Schuldners organisiert und leitet. Damit hat er gar nichts zu tun. Sondern deshalb, weil es dem Borger an Produktionsmitteln fehlt, weil ihm etwa, wenn er ein Bauer ist, Vieh an einer Seuche gefallen oder seine Ernte verhagelt, seine Scheune abgebrannt ist, und weil der Geldverleiher über die Mittel verfügt, das Fehlende zu beschaffen. Auch hier liegt es klar zutage, daß nicht irgendein Gegensatz zwischen dem Kommandanten der Produktion und der kommandierten Masse der Produzenten, sondern nur der Gegensatz zwischen dem Kommando über Produktionsmittel und dem Mangel an Produktionsmitteln den Klassengegensatz schafft, den Herrn der Produktionsmittel zu einem Ausbeuter und Herrn über Menschen macht, und denjenigen, der über keine Produktionsmittel verfügt und solcher bedarf, in einen Ausgebeuteten und Beherrschten verwandelt.

Bucharin kann natürlich die Bedeutung des Besitzes oder der Besitzlosigkeit an Produktionsmitteln nicht übersehen. Aber er meint, die Eigentumsverhältnisse in bezug auf die Produktionsmittel seien die *Folge* der verschiedenen Rollen, die die Klassen im Produktionsprozeß spielen. Er fragt:

„Woher kommt es, daß, sagen wir, in der kapitalistischen Gesellschaft bestimmte Arten des Einkommens existieren? Worin liegt die Ursache der Stabilität dieser „Einkommensarten"? Man braucht diese Fragen nur zu stellen, um sofort einzusehen, woran man ist. Diese Stabilität beruht auf dem Verhältnis zu den *Produktionsmitteln*, die ihrerseits *das Verhältnis zwischen den Menschen im Produktionsprozeß zum Ausdruck bringen*." (S. 325.)

Bucharin erscheint dieser Gedanke so wichtig, daß er ihn unterstreicht. Trotzdem vermag ich seine Richtigkeit nicht nur nicht „sofort", sondern überhaupt nicht einzusehen. Unter dem „Verhältnis (wessen? K.) zu den Produktionsmitteln" soll offenbar das Eigentum an den Produktionsmitteln verstanden werden, so daß wir hier zu dem Satze kommen: Das Eigentum an den Produktionsmitteln beruhe auf dem Verhältnis zwischen den Menschen im Produktionsprozeß.

Bisher waren wir der Meinung, daß der Kapitalist, soweit er überhaupt in den Produktionsprozeß leitend eingreift, dadurch zu dieser Rolle kommt, weil er über ein gewisses Eigentum an Produktionsmitteln verfügt. Nun sollen wir das Umgekehrte glauben: Weil der Kapitalist den Produktionsprozeß leitet, darum kommt er zu seinem Eigentum.

Natürlich ist das Gegenteil richtig. Wer die Produktionsmittel besitzt, der verfügt darüber, wie sie angewandt werden sollen. Er kann, wenn er ein müßiges Rentnerdasein liebt, auf jede Rolle im Produktionsprozeß verzichten und seine Produktionsmittel oder sein Geld, das zum Ankauf von Produktionsmitteln verwendet werden kann, gegen einen Zins verleihen. Er kann aber auch Arbeiter anwerben, damit sie seine Produktionsmittel in Betrieb setzen, und kann diesen selbst organisieren und leiten.

Durch diese Rolle im Produktionsprozeß wird jedoch der ausbeuterische Charakter des Kapitals nicht erklärt, sondern vielmehr verschleiert.

Allerdings so weit wie Bucharin wird kaum einer der bürgerlichen Oekonomen gehen, daß er das Kapital*eigentum* aus der Tätigkeit der Leiter des Produktionsprozesses ableitet. Aber viele vermeinten, der Kapital*profit* entspringe aus dieser Tätigkeit.

Die Verkehrtheit dieser Auffassung hat schon vor anderthalb Jahrhunderten Adam Smith in seiner „Untersuchung über die Natur und die Ursachen des Wohlstandes der Nationen" (1776) dargelegt. Im sechsten Kapitel des ersten Buches sagt er:

„Man könnte glauben, der Kapitalprofit sei nur ein anderer Name für die Entlohnung einer besonderen Art Arbeit, der Arbeit der Leitung und Beaufsichtigung. Aber sie (die Kapitalprofite K.) sind ganz anderer Natur, werden nach ganz anderen Prinzipien geregelt und stehen in keinem Verhältnis zu der Dauer, dem Kraftaufwand oder der Intelligenz, die jene angebliche Arbeit des Kapitalisten, die der Leitung und Beaufsichtigung, erfordert. Sie richten sich lediglich nach dem Werte und der Größe des angewandten Kapitals, sind größer oder geringer im Verhältnis zu seinem Umfang . . . In vielen großen Unternehmungen wird fast diese ganze Arbeit (der Oberleitung) einem angestellten Direktor übertragen. Dessen Besoldung drückt den Wert dieser Arbeit der Leitung und Beaufsichtigung aus . . . Und der Besitzer des Kapitals, „obwohl er in dieser Weise fast

gänzlich von jeder Arbeit befreit ist, erwartet doch einen Profit von seinem Kapital, der im Verhältnis zu dessen Größe steht."

Nicht bloß der im Produktionsprozeß tätige Kapitalist und Grundeigentümer, sondern auch der müßige Rentner steckt Mehrwert, das Produkt unbezahlter Arbeit, ein.

Damit ist allerdings nicht gesagt, daß kein Unterschied zwischen dem müßigen und dem funktionierenden Ausbeuter stattfindet.

Der erstere kann mit einem Federstrich auf einen Schlag enteignet werden, ohne die geringste Störung des Produktionsprozesses. Es ist dazu nur die nötige Macht der Ausgebeuteten erforderlich. Die Funktionen des in der Produktion tätigen Ausbeuters sind dagegen oft sehr notwendig — nicht immer. So ist es für den Fortgang der Produktion eines Großbetriebes unerläßlich, daß nicht bloß sein Produktionsprozeß im engeren Sinn, die Tätigkeit in der Fabrik, organisiert und geleitet wird, sondern auch sein Zirkulationsprozeß, die Tätigkeit auf dem Markte, das Ankaufen von Produktionsmitteln, das Anwerben von Arbeitern, das Verkaufen der fertigen Produkte.

Es ist keineswegs unerläßlich, daß diese Funktionen durch einen Kapitalisten erfüllt werden. Aber die Funktionen selbst sind unentbehrlich, und damit auch der funktionierende Kapitalist, solange nicht Personen und Einrichtungen bestehen, die imstande sind, ihn zu ersetzen.

Die funktionierenden Kapitalisten können daher keineswegs ebenso wie die müßigen, unter allen Umständen und mit einem Schlage ihres Kapitals enteignet werden, sondern nur unter bestimmten Bedingungen und daher nicht alle zu gleicher Zeit.

Wo und solange der funktionierende Kapitalist unentbehrlich ist, hängt das Schicksal seiner Arbeiter in hohem Maße von seiner Persönlichkeit ab. Die unzureichend geleiteten Betriebe suchen ihre Mindererträge gewöhnlich durch vermehrte Arbeiterschinderei zu erhöhen. Auf der anderen Seite beweisen Männer wie Robert Owen oder Karl Zeiß und Ernst Abbe, was intelligente Kapitalisten für das Wohlergehen ihrer Arbeiter bedeuten können.

Aus der Tatsache, daß das Gedeihen eines kapitalistischen Unternehmens die Möglichkeit bietet, nicht nur seinen kapitalistischen Besitzern, sondern auch seinen Arbeitern ihre Lage zu verbessern, wurde von vielen bürgerlichen Oekonomen der Schluß gezogen, daß eine Uebereinstimmung, eine Harmonie der Interessen zwischen Kapital und Arbeit bestehe und der Gegensatz zwischen ihnen bloß ein Mißverständnis darstelle. Merkwürdig nur, daß dieses Mißverständnis bei Arbeitern um so mehr hervortritt, je intelligenter sie werden, je mehr ihr geistiger Horizont sich erweitert. An die Interessenharmonie glauben nur ganz unwissende Arbeiter.

Das gemeinsame Interesse an gutem Geschäftsgang und insbesondere an gutem Gedeihen des Unternehmens, in dem sie tätig sind, ist zwischen Kapitalisten und Arbeitern sicher vorhanden, aber es vermag den Gegensatz nicht zu überwinden, der daraus entsteht, daß kein Geschäft unter kapitalistischen Bedingungen sich zu behaupten vermag, das nicht Profit abwirft, und daß dieser nur geschaffen wird durch unbezahlte Mehrarbeit der Arbeiter.

Daß dabei die Persönlichkeit des Kapitalisten keine gleichgültige für die Lage des Arbeiters ist, daß diese Lage in hohem Grade davon abhängt, ob der Kapitalist fähig ist oder unfähig, gütig oder hart, freigebig oder geizig, kann nur dazu dienen, den bereits bestehenden Gegensatz noch zu verschärfen.

Ueberall, wo Menschen (oder Tiere) bewußt zu einem gemeinsamen Zweck zusammenwirken, ist eine Leitung notwendig. Von ihrer Beschaffenheit hängt in hohem Maße der Erfolg der gemeinsamen Arbeit ab. Aber die unter dem Leiter tätigen Individuen stehen zu ihm in einem ganz anderen Verhältnis dort, wo sie selbst ihn erwählen, wo er der Mann oder die Frau ihres Vertrauens ist, als dort, wo der Leiter ihnen ohne ihr Zutun durch eine über ihnen stehende Macht oder gar durch den Zufall des Erbrechts aufgedrängt wird.

Im ersteren Falle werden die geleiteten Individuen hinter dem Leiter von vornherein mit Vertrauen und Zuversicht stehen, im anderen Falle dagegen wird ihm Mißtrauen und Abneigung von vornherein begegnen, die sich nur in seltenen Fällen überwinden lassen. Je mehr das Schicksal der Menschen von der Art ihrer Führung abhängt, desto unerträglicher wird es für sie, auf die Bestellung der Führer keinen Einfluß zu haben. Das wird ganz unerträglich dort, wo der Führer von einer Macht eingesetzt wird, deren Interesse im Gegensatz steht zu dem der Geführten.

Die Tatsache, daß sein Kapitaleigentum den Kapitalisten in die Lage versetzt, notwendige leitende Funktionen im Produktionsprozeß zu übernehmen, vermindert also in keiner Weise den Gegensatz zwischen Kapital und Arbeit.

Daß die leitende Funktion des Kapitalisten aus seinem Kapitaleigentum entspringt und nicht umgekehrt, ist eine so offenkundige Tatsache, daß man sich fragen muß, wieso Bucharin zu seiner umgekehrten Auffassung kam.

Er ist da jedenfalls der Gefangene einer beschränkten Auffassung des historischen Materialismus, die alle Rechtsverhältnisse, also auch das Eigentum, als „ideologischen Ueberbau" aus den gleichzeitigen Produktionsverhältnissen direkt erklären will. Sie vergißt den Zusatz: in letzter Linie. Wir haben davon schon am Ende des dritten Buches gehandelt. Bucharin meint offenbar,

die Eigentumsordnung, auf der die kapitalistische Produktionsweise beruht, müßte deren Ergebnis sein, nicht ihre Voraussetzung.

Das Privateigentum an den Produktionsmitteln ist in Wirklichkeit weit älter als die kapitalistische Produktionsweise, und die kapitalistische Ausbeutung durch Wucher und Handel weit älter als die leitenden Funktionen des Kapitals im Produktionsprozeß, die erst mit dem industriellen Kapital in den letzten Jahrhunderten beginnen.

Nicht mit der Teilung der Produzenten in leitende und ausführende Arbeitskräfte, sondern mit der Teilung der Mitglieder der Gesellschaft in solche, die über die Produktionsmittel verfügen und in solche, die über sie nicht verfügen, beginnt die Teilung in Klassen, die einander feindlich gegenüberstehen.

Die Frage der Klassen ist eine Frage der Verfügung über die Produktionsmittel und damit auch über die mit ihnen erzeugten Produkte.

Wir haben dabei bisher den für die ausgebeutete Klasse günstigsten Fall angenommen, daß sie aus freien Arbeitern besteht.

Nun gibt es aber Ausbeutungszustände, die auf Zwangsarbeit beruhen. Man könnte meinen, daß hier die Ausbeutung nicht auf dem Eigentum an Produktionsmitteln, sondern auf dem Eigentum an Menschen beruht. Das ist jedoch keineswegs der Fall. Der Unterschied gegenüber der freien Arbeit ist nur der, daß hier der ausgebeutete Mensch selbst auch in die Reihe der Produktionsmittel aufgenommen wird, die der Ausbeuter als sein Eigentum besitzt, über die er verfügt.

Wohl gibt es Produktionsverhältnisse, bei denen der ausgebeutete Mensch zwar zur Arbeit für einen Oberherrn direkt oder indirekt, in der Form der Abgabe von Arbeitsprodukten gezwungen ist, aber doch anscheinend seine Produktionsmittel selbst besitzt. Der zur Fronarbeit verpflichtete hörige Bauer muß den Acker des Herrn bestellen, aber er tut es mit dem eigenen Gespann und dem eigenen Pflug.

Aber der Grund und Boden, der zu dem Hof des hörigen Bauern gehört, ist doch nicht dessen freies Eigentum. Sein Grundherr hat ihn damit bloß belehnt. Und wie der Bauer seine Gespanne und Pflüge usw. anwendet, darüber entscheidet auch der Grundherr. Nicht derjenige ist der wahre Eigentümer einer Sache, der sie beistellt und verwahrt, sondern derjenige, der über sie verfügt.

Also immer wieder finden wir als Grundlage der Ausbeutung und des aus ihr entspringenden Klassengegensatzes die Tatsache des Eigentums an Produktionsmitteln oder des Verfügungsrechtes darüber auf der einen Seite und auf der anderen des Mangels an solchen Mitteln oder der Verfügung darüber bei Menschen, die ohne ihre Anwendung nicht zu existieren vermögen.

Der Begriff der Klasse ist also ein polarer Begriff. Eine Klasse für sich allein ist nicht denkbar, sie bedarf stets eines Gegenpols: Ausbeuter und Ausgebeutete, Herren und Knechte.

Wie verträgt sich aber mit dieser Definition das Bestehen von Klassen, in denen der Produzent individuell oder genossenschaftlich über seine Produktionsmittel verfügt und nur von seiner eigenen Arbeit, keiner fremden, lebt, wie Kleinbauern oder Handwerker ohne Lohnarbeiter, oder Mitglieder freier Berufe, wie Aerzte oder freie Schriftsteller?

Produzenten dieser Art, namentlich Bauern, gibt es lange, bevor es zur Scheidung eines Teils der Produzenten von der freien Verfügung über ihre Produktionsmittel kommt. In diesem Stadium bilden die Produzenten der einzelnen Gruppen, soweit die noch schwache Arbeitsteilung solche Gruppierungen bereits hervorbringt, nur verschiedene Berufe, nicht aber verschiedene Klassen.

Sobald es aber zur Bildung von Klassengegensätzen in der Gesellschaft kommt, bleiben die freien Arbeiter, die über ihre Produktionsmittel frei verfügen, davon nicht unberührt. Auch die Gruppen solcher Arbeiter können nun den Charakter von Klassen annehmen, wenigstens Bauern und Handwerker. Nicht die Intellektuellen. Ihre Schichten sind zu heterogener Natur, als daß sie mehr werden könnten als einzelne Berufe ohne gemeinsamen Klassencharakter. Doch können auch sie sich nicht der Teilnahme an den Klassenkämpfen ihrer Zeit entziehen.

Bauern und Handwerker können nun ein Klassenbewußtsein bekommen. Aber im Unterschied zu dem der eigentlichen Klassen ist es zwieschlächtiger Natur. Als Besitzer von Produktionsmitteln glauben sie gemeinsame Interessen mit den großen Ausbeutern zu haben. Als Arbeiter fühlen sie mit den Ausgebeuteten. Je nach der historischen Situation überwiegt bei ihnen bald der eine, bald der andere Gesichtspunkt.

Außerdem aber können diese Schichten selten lange in einer Klassengesellschaft bestehen, ohne daß viele ihrer Mitglieder aktiv oder passiv in ein Ausbeutungsverhältnis geraten. Wo freie Bauern neben hörigen wohnen, werden die Grundherrn stets das Bestreben haben, die ersteren in die Position der letzteren herabzudrücken, oder von ihrem Besitz zu verdrängen. Auf der anderen Seite unterliegen die Bauern stets der Gefahr, in Wucherhände zu geraten und damit kapitalistischer Ausbeutung zu verfallen.

Oder umgekehrt, sie gedeihen, werden wohlhabend, vergrößern ihren Besitz. Dann mieten sie Knechte und Mägde und steigen damit in die Reihen der Ausbeuter auf.

So werden in einer Klassengesellschaft auch diejenigen Gruppen in die Klassengegensätze und Klassenkämpfe hineingezogen, die zunächst gar keine eigentlichen Klassen, sondern außerhalb der Klassengesellschaft bloße Berufe darstellen.

Aufgehoben können die Klassengegensätze nur werden durch Aufhebung der Eigentumsverhältnisse, auf denen sie beruhen. Dahin geht auch das Streben der sozialistischen Parteien (eingeschlossen die kommunistische). Und doch müßten sie, wenn Bucharin recht hätte, die Wurzel des Uebels nicht in der Art des Eigentums an den Produktionsmitteln, sondern in der Tatsache suchen, daß die Großbetriebe eine Leitung haben, und sie müßten für diese jegliche Leitung aufheben. Dies geschah auch in Rußland in den Anfängen des Sowjetregimes, bis man erkannte, welches Unheil man damit hervorrief. Dann verfiel man in das entgegengesetzte Extrem, jedem Betrieb nicht nur eine Leitung zu geben, sondern diese auch mit noch größerer diktatorischer Gewalt auszustatten, als der industrielle Kapitalist besaß, den sie ersetzte.

Die Aufhebung der Trennung der Arbeiterklasse von dem Eigentum an ihren Produktionsmitteln hebt die Klassen und Klassengegensätze auf. Doch werden damit keineswegs alle Gegensätze in der Gesellschaft aus der Welt geschafft.

In der einfachen Warenproduktion von Kleinproduzenten, wo jeder frei über seine Produktionsmittel verfügt, gibt es keine Ausbeutung und keine Klassen und Klassengegensätze, wenn sie völlig rein besteht, was allerdings nur selten und nicht lange in manchen Kolonien mit viel freiem Boden der Fall ist. Aber ein großer Interessengegensatz besteht auch dort: der zwischen Verkäufern und Käufern von Waren, zwischen Produzenten und Konsumenten. Die Verkäufer wollen so teuer als möglich verkaufen, die Käufer so billig als möglich kaufen. Dieser Gegensatz kann mitunter sehr heftige soziale Kämpfe hervorrufen, aber ein Klassengegensatz ist er nicht. Die Verkäufer und Produzenten sind keine von den Käufern und Konsumenten verschiedene Klasse. Jeder, der verkauft, tut es zu dem Zwecke, um wieder kaufen zu können. Und niemand kann produzieren, ohne zu konsumieren. Das Umgekehrte kommt allerdings vor.

Dabei ist aber als Konsument jeder an niedrigen Preisen aller Produkte interessiert. Als Produzent dagegen an einem hohen Preis bloß der Produkte des eigenen Produktionszweigs, nicht der anderen. Im Gegenteil, die niedrigen Preise der anderen werden ihm oft willkommen sein.

Die Spinner z. B. haben ein Interesse an hohen Garnpreisen, dabei aber ein Interesse an niedrigen Preisen der Baumwolle, der Maschinen, also auch des Eisens, dann der Lebensmittel, von denen die Lohnhöhe ihrer Arbeiter abhängt usw. Wenn es Spinner gibt, die nicht bloß für Garnzölle, sondern auch für Eisenzölle oder Getreidezölle stimmen, so werden sie dabei von politischen Berechnungen meist sehr kurzsichtiger Art, nicht direkten ökonomischen Interessen geleitet.

Das Produzenteninteresse ist daher im Grund nur das Sonderinteresse einzelner Berufe, das Konsumenteninteresse dagegen das gemeinsame Interesse der gesamten Gesellschaft.

Indessen kann auch dieser Interessengegensatz in einer Klassengesellschaft die Form eines Klassengegensatzes annehmen. Jede Schicht von Produzenten hat das Bestreben, die Preise ihrer Produkte zu erhöhen, wo es angeht durch Mittel künstlicher Monopolisierung, wie Schutzzölle oder Kartellierungen. Wenn alle Produzenten gleichzeitig und gleichmäßig solche Mittel anwenden, werden alle Warenpreise gleichzeitig und gleichmäßig steigen. Das scheint ein sinnloses Vorgehen zu sein. Denn was die Produzenten dabei als Verkäufer gewinnen, müssen sie als Käufer verlieren.

Und doch steckt ein tiefer Sinn in dem kindischen Spiel.

Denn es gibt eine Ware besonderer Art, deren Preis durch Schutzzölle und Kartelle nicht in die Höhe getrieben wird, das ist die Ware Arbeitskraft. Es können sehr wohl die Preise aller Waren steigen und die Besitzer der Produktionsmittel als Warenproduzenten doch gewinnen, wenn die Arbeitslöhne nicht oder nicht entsprechend in die Höhe gehen.

So kann der Interessengegensatz zwischen Produzenten und Konsumenten zu einem Klassengegensatz zwischen Kapitalisten (städtischen und ländlichen) und Lohnarbeitern werden.

Trotzdem darf man die Kämpfe zwischen Produzenten und Konsumenten um Hochhaltung oder Senkung der Warenpreise nicht ohne weiteres den Klassenkämpfen gleichsetzen.

Wenn die Arbeiterklasse durch Sozialisierung der kapitalistischen Betriebe die Verfügung über sie erhält, werden wohl die Klassen und Klassengegensätze, jedoch nicht alle sozialen Gegensätze aufgehoben.

Der Gegensatz zwischen Käufern und Verkäufern wird erst dann verschwinden, wenn die Warenproduktion aufgehoben wird, und die Produktion für den Markt oder den Kunden ersetzt wird durch Produktion für die Bedarfsdeckung der Gesellschaft. Dazu wird aber der Weg geebnet durch dasselbe Mittel, das die Klassen aufhebt, durch den Uebergang der Produktionsmittel in das Eigentum der Gesellschaft, die damit die Möglichkeit erhält, die Produktion für ihren eigenen Bedarf zu organisieren.

Auf jeden Fall muß man sich hüten, jeden Gegensatz zwischen einzelnen Gruppen in der Gesellschaft als Klassengegensatz aufzufassen. Als Klasse darf man nur eine Gruppe bezeichnen, die zu einer anderen Gruppe oder Klasse im Verhältnis des Ausbeuters oder Ausgebeuteten steht oder ein solches Verhältnis entweder abzuwehren oder zu erreichen sucht.

Nur in diesem Sinne wird in den folgenden Ausführungen von Klassen gesprochen.

Drittes Kapitel.

Der Beruf.

a) Die Arbeitsteilung.

Wir haben bereits darauf hingewiesen, daß die Klasse nicht verwechselt werden darf mit dem Beruf, der eine natürliche Folge der Arbeitsteilung in der Gesellschaft ist. Diese Teilung tritt ein in steter Wechselwirkung mit dem technischen Fortschritt und nimmt in dem Maße zu, in dem infolge dieses Fortschrittes der Umkreis der Gesellschaft wächst.

Ursprünglich kann ein jeder alles, was ein anderer kann, wenn auch nicht jeder gleich vollkommen, da die Menschen verschiedene Begabungen besitzen, wenn auch ihre Organe im allgemeinen bei jedem von ihnen die gleichen sind.

Die Arbeitsteilung mit ihren großen wirtschaftlichen Vorzügen bewirkt dann, daß nicht jeder dasselbe macht und auch nicht machen kann.

Adam Smith beginnt sein Werk über den Wohlstand der Nationen mit einer Verherrlichung der Arbeitsteilung, der die Menschheit vornehmlich die Vermehrung ihrer Produktivkräfte schulde. Ihr Aufkommen erklärt er in folgender Weise:

„Die Arbeitsteilung, aus der so viele Vorteile entsprangen, ist ursprünglich nicht das Ergebnis einer menschlichen Weisheit. die den Ueberfluß vorausgesehen und sich zum Ziel gesetzt hätte, den die Arbeitsteilung hervorbringt. Sie ist die notwendige, wenn auch nur langsam und stufenweise auftretende Folge eines bestimmten in der Menschennatur liegenden Hanges (propensity), der einen nicht so großen Vorteil im Auge hat: des Hanges, ein Ding für ein anderes umzutauschen[1]). (Wealth of Nations, 1. Buch [Anfang des zweiten Kapitels]).

Die Erklärung, die uns da Adam Smith gibt, gehört zu jenen, die das, was zu erklären ist, voraussetzen. Solange alle das Gleiche produzieren, gibt es keinen Tausch. Er setzt die Arbeitsteilung schon voraus. Nun hütet sich Smith freilich, zu sagen, der Tausch habe die Arbeitsteilung erzeugt. Nicht der Tausch, sondern die

---

[1]) „To truck, barter and exchange one thing for another." Die englische Sprache besitzt zur Bezeichnung des Tausches mehr Worte als die deutsche. Smith gebraucht sie alle für einzelne Arten dieses Vorgangs, die wir mit den Mitteln der deutschen Sprache nicht unterscheiden können: truck, barter, exchange. Die Worte truck und barter werden hauptsächlich gebraucht vom Austausch von Gebrauchswert gegen Gebrauchswert, truck hat dabei noch eine verächtliche Nebenbedeutung eines auf Uebervorteilung ausgehenden Austausches. Mit exchange kann man dagegen jede Art des Austausches bezeichnen, auch den Austausch von Ware gegen Geld, ja den Austausch einer Geldsorte gegen eine andere. Die Börse selbst heißt ebenfalls exchange. Auch Gedanken kann man exchange, nicht aber barter oder truck.

Neigung zum Tausch soll die Arbeitsteilung erzeugt haben, eine Neigung, die dem Menschen im Gegensatz zu jedem anderen Tier innewohne. Smith fährt fort:

„Ob dieser Hang eine der ursprünglichsten Eigenschaften der Menschennatur ist, die sich nicht weiter erklären lassen, oder ob er, was wahrscheinlicher ist, eine notwendige Folge der Fähigkeit, zu denken und zu sprechen bildet, haben wir hier nicht zu untersuchen. Er ist allen Menschen gemein und findet sich bei keiner anderen Art Tiere, die weder vom Tausch noch von irgendeiner anderen Art von Verträgen etwas wissen."

Schade, daß Smith fand, es gehöre nicht zu seiner Aufgabe, zu untersuchen, wie der Hang zu tauschen, der da ist, bevor es einen Tausch gibt, mit der Fähigkeit, zu denken und zu sprechen zusamenhängt. Aber freilich Smith hatte es bequemer als wir heutzutage. Wenn ihm die Aufstellung dieses Zusammenhanges nicht gelang, konnte er sich auf die ursprünglichen, dem Menschen von Gott verliehenen Eigenschaften zurückziehen, die sich nicht weiter erklären lassen. Wir, die wir auf dem Standpunkt der Entwicklungslehre stehen, müssen von jedem Trieb und Hang in einem Organismus annehmen, er sei eine einmal erworbene Eigenschaft, die zu einer erblichen geworden sei.

Unter dieser Voraussetzung kann sich ein Trieb nur aus einer bestimmten Praxis entwickeln, der Hang zum Austausch kann nur in Bedingungen entstehen, die die Möglichkeit und Vorteilhaftigkeit des Tausches mit sich bringen.

Wir können also die Arbeitsteilung ebensowenig aus einem angeborenen Trieb, zu tauschen, ableiten, wie die Handelsprofite der Juden aus einem diesem Volke eigenen Trieb zu handeln, der ihm von Natur aus, lange ehe es einen Handel gab, verliehen worden sein soll.

Wie die Arbeitsteilung in die Welt kam, darauf haben wir schon hingewiesen: dadurch, daß der Mensch, im Gegensatz zu den Tieren, dazu kam, neben seinen natürlichen Organen sich künstliche zu schaffen, die nicht mit seinem Körper verwachsen waren. Damit war die Möglichkeit gegeben, daß einzelne Gruppen von Menschen einzelne der künstlichen Organe vornehmlich oder ausschließlich benutzten, indes dieselben Organe von anderen nur wenig oder gar nicht in Anwendung gebracht wurden.

Den Anfang machte, wie wir gesehen, die Arbeitsteilung zwischen Mann und Weib, zwischen männlichen und weiblichen Arbeiten. Die Arbeitsteilung in der Familie tritt ein ohne jeglichen Warenaustausch und vor ihm. Dieser Austausch selbst ist lange kein Mittel, eine Arbeitsteilung innerhalb des Gemeinwesens hervorzubringen, denn er vollzieht sich zunächst zwischen den Gemeinwesen, ist eine Folge einer Arbeitsteilung zwischen diesen, die aus den Verschiedenheiten der Lokalitäten hervorgeht, die von den verschiedenen Stämmen bewohnt werden.

Erst später kommt es zu einer nennenswerten Arbeitsteilung innerhalb des Gemeinwesens und innerhalb des gleichen Ge-

schlechts, die so weit geht, daß sie dauernde Verschiedenheiten der Fähigkeiten und Kenntnisse bei verschiedenen Gruppen von Individuen und damit verschiedene Berufe erzeugt.

b) Die Intellektuellen.

Der erste Beruf, der sich innerhalb eines Gemeinwesens auftut, scheint gar nicht auf dem Austausch von Produkten zu beruhen. Ich stimme Eduard Meyer zu, der als ersten Sonderberuf den der Intellektuellen, oder wie er sagt, der Zauberer betrachtet. Nur fasse ich die Ursprünge dieses Berufes anders auf als er.

Da dieser Gegenstand für die Frage der Entwicklung unseres Gesellschaftslebens von besonderem Interesse ist, sei er eingehender erörtert.

Im ersten Band seiner „Geschichte des Altertums" (1. Hälfte, Einleitung, 3. Auflage, Stuttgart 1910) sagt Eduard Meyer:

„Das Wissen um die in der Außenwelt wirkenden Mächte und die Riten, durch die sie dem menschlichen Willen und seinen Zwecken dienstbar gemacht werden können, ist nur den wenigen gegeben, die durch eine innere Intuition diese Dinge zu erfassen vermögen. Zum Teil sind es wirklich Grübler, in denen der Trieb zum Nachdenken über die Welt und ihre inneren Zusammenhänge früh erwacht ist; zum Teil Besessene, Visionäre und Verrückte, deren unberechenbares und allem menschlichen Tun widersprechendes Verhalten, deren halb sinnlose, halb tiefsinnige Aussprüche als geheimnisvolle Wahrheit und Offenbarung der Geister erscheinen, zu nicht geringem Teil kluge Leute, die aus der Unwissenheit und dem Aberglauben der anderen ein Gewerbe machen . . . In den mannigfachsten Formen treffen wir sie bei allen Völkern, als Zauberer, Medizinmänner, Fetischpriester, Seher, Propheten, Orakelverkünder — wir wollen sie unter dem Terminus Zauberer zusammenfassen — teils Männer, teils Frauen, teils von der Gesamtheit des Verbandes anerkannt, und oft mit Ehren, Geschenken und Besitz überhäuft, teils auf eigene Faust ihren Beruf ausübend und daher von der Menge scheel angesehen und nicht selten verfolgt, oft gerade von denen, die in der Not am ersten bei ihnen Hilfe suchen. Sie bilden das erste Sondergewerbe, den ersten Berufsstand, den die Menschheit kennt, eben weil für die Ausübung ihrer Tätigkeit eine besondere Veranlagung und ein erworbenes Wissen die unentbehrliche Voraussetzung bildet. Freilich ist es ein gefährlicher Beruf, den sie üben; denn weil sie im Besitz des Wissens sind, müssen sie auch leisten können, was man von ihnen verlangt, und wenn sie das nicht tun, wenn ihre Voraussagen nicht eintreffen oder ihre Zaubermittel nicht zum Ziele führen, ist ihr böser Wille daran schuld und sie fallen der gerechten Strafe anheim . . . Sie sind im Besitz einer festen Tradition, die sie weitergeben und vermehren und die die Summe alles Wissens enthält, das der Stamm in seiner Entwicklung erworben hat. Darin besteht die kulturelle Bedeutung dieses Elements. Es übt, materiell und geistig, einen furchtbaren Druck aus auf den Stamm und auf jede ihm zugehörige Persönlichkeit und hemmt jede freie Entwicklung, da diese notwendig zu einem Bruch mit den alten Traditionen und den dominierenden mythischen Anschauungen führen muß; aber es

umschließt und bewahrt auch alles, was ein primitiver Stamm vom geistigen Leben besitzt." (S. 93—95.)

Den letzten Worten stimme ich vollständig zu, ebenso der Auffassung, daß die Medizinmänner oder Schamanen oder wie man die ersten Intellektuellen sonst nennen mag, das erste Sondergewerbe darstellen.

Mit vielem anderen dagegen, was Meyer hier sagt, kann ich mich nicht befreunden.

So vor allem nicht mit der Kennzeichnung der Persönlichkeiten, die zu Medizinmännern werden. Ein Teil davon sollen Verrückte sein. Aber sie sind die Berater des Gemeinwesens in schwierigen Fällen.. Wie weit käme ein Gemeinwesen, daß sich von Verrückten beraten ließe?

Dabei sind Irrsinnige relativ selten. Im heutigen Europa entfallen auf 10 000 Einwohner nicht viel über 10 Verrückte, also auf rund 1000 Menschen einer. In den kleinen Stämmen der Vorzeit, die etwa 100 bis 200 Menschen umfaßten, muß demnach ein Irrsinniger eine seltene Erscheinung gewesen sein. Um so mehr, da Geisteskrankheiten vornehmlich Produkte der die Nerven erregenden Zivilisation zu sein scheinen. In der neuesten Zeit wächst die Zahl der Irrsinnigen von Jahr zu Jahr, nicht nur absolut, sondern auch im Verhältnis zur Bevölkerung.

So zählte man in Preußen auf je 100 000 Ortsanwesende 1871 224, 1880 243, 1895 260, 1905 373 Geisteskranke.

Am zahlreichsten sind die Geisteskranken in der jüdischen Bevölkerung. Im Jahre 1895 zählte man in Preußen unter je 100 000 Evangelischen 261 Geisteskranke. Unter der gleichen Zahl Katholiken 250, bei den Juden dagegen 498.

Bei den Christen überwiegen eben die Bauern. Die Juden gehören fast ausschließlich zur städtischen Bevölkerung.

Verrückte sind also in primitiven Stämmen eine Ausnahme, die wohl scheu betrachtet wird, aber auf das gewöhnliche Leben nicht bestimmend wirkt.

Dabei bemerkt Meyer selbst, daß „die Zauberer" ein besonderes Wissen erworben haben müssen, daß sie die Summe des Wissens des Stammes aufgenommen haben. Dafür kommen doch Geisteskranke nicht in Betracht.

Es klingt wie ein bösartiger Witz, wenn man annimmt, das Stadium der Verrücktheit habe in den Anfängen der Menschheit zum Beruf des Intellektuellen besonders geeignet gemacht.

Auf der anderen Seite sollen die ersten Intellektuellen sich aus Charlatanen rekrutiert haben, „die aus der Unwissenheit und dem Aberglauben der anderen ein Gewerbe machen".

Diese Annahme ist ein arger Anachronismus. Sie verlegt eine Erscheinung späterer Zeit in die Urzeit. Sie setzt voraus, daß die

klugen Leute im Besitze einer überlegenen Einsicht sind und genau wissen, daß die Anschauungen ihrer Umgebung Unsinn und Aberglauben darstellen. Woher sollen sie in den primitivsten Verhältnissen der Vorzeit zu dieser überlegenen Einsicht kommen, wo sie alle unter den gleichen Verhältnissen heranwachsen und tätig sind, alle über die gleichen Mittel der Erkenntnis und der Erfahrung verfügen? Die Arbeitsteilung zwischen den Intellektuellen und der Masse der Bevölkerung muß schon sehr weit vorgeschritten und mit einer Klassenteilung verbunden sein, die den Besitz der Mittel höherer Erkenntnis für die einen zum Monopol macht und die anderen zu völliger Unwissenheit verurteilt, ehe eine derartige geistige Ueberlegenheit der Intellektuellen eintritt, die es ermöglicht, daß manche von ihnen die Unwissenheit und den Aberglauben ihrer Umgebung erkennen und ausbeuten.

Daß einzelne „Zauberer" gelegentlich schwindeln, daß sie sich Leistungen zutrauen, die mißlingen, und daß sie dieses Mißlingen zu vertuschen suchen, wird sicherlich schon frühzeitig vorkommen, wie derartiges auch heute noch mancher hochwissenschaftlichen Leuchte passiert.

Aber daß ein Medizinmann sich zu einer Leistung anheischig macht, mit dem Bewußtsein, daß alles erlogen sei, was er darüber sagt, dürfte kaum je vorkommen.

Meyer weist selbst darauf hin, daß der „Zauberer" verantwortlich ist für den Erfolg seines Tuns, daß jedes Mißlingen ihn großen Gefahren aussetzt. In diese Lage bringt man sich nur, wenn man selbst von der Güte seiner Sache überzeugt ist. Ein bewußter Betrüger und Quacksalber wird nur in einer Gesellschaft möglich, die so ausgedehnt ist, daß er stets die Möglichkeit hat, in ihr unterzutauchen um zu verschwinden, wenn ihm der Boden unter den Füßen zu heiß wird.

Eine derartige Flucht ist innerhalb des kleinen Stammes unmöglich und außerhalb seines Stammes gibt es für den Urmenschen keine Existenzmöglichkeit.

Der Medizinmann der Vorzeit hat allen Grund, wenn er höhere Einsicht erlangt, sie zu verbreiten, nicht sie zu Betrügereien anzuwenden. Aber er hat sehr wenig Gelegenheit, mehr zu erfahren, als die Summe des ihm von seinen Vorgängern überlieferten Wissens, das Gesamtwissen seines Stammes.

Man darf sich unter dem „Zauberer" nicht einen Taschenspieler vorstellen, der seinem Publikum Gauklerkünste vormacht. Ein solcher tut dies, um die Zuseher zu amüsieren. Das Publikum des Medizinmannes verlangt dagegen praktische Resultate. Keine Wunder, sondern ganz natürliche Sachen. Der Unterschied zwischen heute und damals ist nur der, daß dem kollektiven Denken der Vorzeit manches als ganz natürlich erscheint, was wir als unmöglich ansehen. Daß die Verstorbenen weiterleben und uns im Traum erscheinen und Ratschläge erteilen, daß es Götter

gibt, die durch manches Tun erfreut, durch manches besänftigt werden usw., das erscheint dem Urmenschen als selbstverständlich. Man braucht ihrer Ansicht nach kein Wundermann zu sein, um von diesen höheren Wesen beeinflußt zu werden und auf sie zu wirken. Der Medizinmann vermeint nur, und seine Umgebung teilt diese Meinung mit ihm, daß er auf diesem Gebiet größere Fertigkeiten hat, als der Durchschnittsmensch.

Aber was er dabei Praktisches leisten soll, das verlangt man auch heute noch von den Intellektuellen: Krankheiten heilen, Recht finden, den Produktionsprozeß fördern. Die Mittel, die man dabei verwendete, sind natürlich nicht die der Intellektuellen unserer Zeit. Man förderte ehedem die Produktion nicht durch Leitartikel und Parlamentsreden, durch den Abschluß von Handelsverträgen usw., sondern durch Erflehung des Segens der Götter für erfolgreiche Jagd, reichlichen Regen, Abwehr von Hagelwetter usw.

Mit sonderbaren Kollektivvorstellungen mengen sich hierbei auch ganz bedeutende wirkliche Einsichten und Fertigkeiten, namentlich in der Krankenheilkunde.

Daß die primitiven Zauberer, ähnlich den späteren Auguren Roms an ihre eigene Kunst selbst nicht glauben und auf die abergläubische Menge höhnisch herabsehn, dafür sind nicht die mindesten Anzeichen vorhanden. Wohl aber sprechen sehr triftige Erwägungen dagegen.

Endlich nennt Eduard Meyer noch eine dritte Gruppe, die neben den Irrsinnigen und den Betrügern die ersten Intellektuellen als besonderen Beruf gebildet haben sollen. Das sind die Philosophen: „Grübler, in denen der Trieb zum Nachdenken über die Welt und ihre inneren Zusammenhänge früh erwacht ist."

Auch hier liegt ein Anachronismus vor. Ein Nachdenken über kausale Zusammenhänge finden wir schon beim Tiere. Aber nicht nur bei ihm, sondern auch beim Naturmenschen, ja sogar noch bei der Mehrzahl der Menschen der heutigen Gesellschaft kommen für das Nachdenken nur solche kausale Zusammenhänge in Betracht, die für die Praxis wichtig sind. Eine große Zahl technischer und sozialer Bedingungen muß erfüllt sein, ehe ein Teil der Menschen in die Lage kommt, sein Nachdenken über kausale Zusammenhänge von den Bedürfnissen der Praxis loszulösen und sich an die Lösung von Problemen heranzumachen, die mit ihr direkt nichts zu tun haben.

Das „Grübeln", der „Trieb zum Nachdenken über die Welt und ihre inneren Zusammenhänge", also der philosophische Geist ist dem Naturmenschen fremd. Die Berichte über die Medizinmänner schildern diese nicht als Grübler, wohl aber als kluge, scharf beobachtende Männer der Tat. Sie mögen sich zeitweise in die Einsamkeit zurückziehen, aber sie tun es nicht um über höhere Weisheit zu grübeln, sondern um sich durch Fasten und

Kasteiungen in einen Zustand zu versetzen, in dem sie Halluzinationen zugänglich werden, aus denen sie ebenso wie aus Träumen Weisungen für ihre Praxis entnehmen zu können glauben, etwa Weisungen darüber, wo ein verlorener Gegenstand zu suchen sei. Das hat mit dem Grübeln über Weltprobleme nichts zu tun.

Alle die Quellen, aus denen nach Eduard Meyer die Bildung des ersten Sonderberufs zu entspringen scheint, erklären also meines Erachtens diese Bildung nicht. Wo sollen wir aber dann ihren Ursprung suchen?

Ich nehme an, daß er mit einem Umstand zusammenhängt, auf den Meyer selbst hinweist: der Tatsache, daß die Medizinmänner im Besitz einer festen Tradition sind, die sie weitergeben und vermehren, die die Summe alles Wissens enthält, das der Stamm in seiner Entwicklung erworben hat.

Meyer meint:

„Das Wissen um die in der Außenwelt wirkenden Mächte und die Riten, durch die sie den menschlichen Willen und seinen Zwecken dienstbar gemacht werden können, ist nur den wenigen gegeben, die durch eine innere Intuition diese Dinge zu erfassen vermögen."

Das Wissen des Naturmenschen ist zwiefacher Art. Einmal positives Wissen, das den Erfahrungen seiner Praxis entspringt, mit dem Fortschritt seiner Technik immer größer wird und ihm tatsächlich gestattet, die in der Außenwelt wirkenden Mächte menschlichen Zwecken dienstbar zu machen. Dieses Wissen ist durch „innere Intuition" absolut nicht zu erwerben. Es bildet auch bei primitiven Völkern nicht das Wissen weniger. Aus der allgemeinen öffentlichen Praxis kleiner Stämme entspringend, von der alle seine Mitglieder erfahren, ist es ein Wissen aller.

Auf der anderen Seite finden wir bei den Naturmenschen ein Wissen phantastischer Art, ein bloß eingebildetes Wissen, vorschnelle Hypothesen aus einzelnen Beobachtungen, oft nur auf äußerliche Uebereinstimmungen hin aufgestellt.

Von diesem phantastischen Wissen entspringt allerdings ein gut Teil „einer inneren Intuition", jedoch ist es ebenso wie das positive Wissen keineswegs auf die Zauberer beschränkt, sondern nicht minder als jenes ein „Wissen" der Allgemeinheit. Und nur dadurch gewinnt es in der Gesellschaft Kraft, daß es auf Kollektivvorstellungen beruht. Weil es Vorstellungen sind, die jeder hat, werden sie unbesehen, ohne Prüfung von jedem einzelnen hingenommen.

Phantastereien, die nicht praktischer Erfahrung, sondern bloßer innerer Intuition entspringen, und nur von einzelnen empfunden werden, mögen die anderen verblüffen, aber diese werden derartiges individuelles „Wissen" doch einer scharfen Kritik unterziehen und ablehnen, wenn es dem kollektiven Denken widerspricht. Uebrigens ist ein vom kollektiven Denken

stark abweichendes individuelles Wissen in der Vorzeit kaum möglich.

Meyer führt das Aufkommen eines Berufs von Intellektuellen auf das Vorhandensein individueller Unterschiede zurück, die von Natur aus vorhanden sind. Aber von Natur aus gegebene Eigenschaften können nicht erklären, warum eine bestimmte gesellschaftliche Erscheinung erst in einem bestimmten Stadium der Gesellschaft auftaucht und nicht seit jeher vorhanden ist, seitdem es Menschen gibt. Wer nach den Ursachen einer auf bestimmte gesellschaftliche Zustände beschränkten Erscheinung forscht, muß die Veränderungen der gesellschaftlichen Umwelt der Individuen in Betracht ziehen, nicht ererbte Eigenschaften der einzelnen, die seit jeher vorkommen.

Was für die Intellektuellen wesentlich ist, sagt uns Meyer selbst: eine besondere Veranlagung und ein erworbenes Wissen. Die ererbten Veranlagungen sind das konstante, das erworbene Wissen das variable Element, mit dem wir es hier bei unserer Untersuchung zu tun haben. Aus diesem muß also zu erklären sein, warum bestimmte ererbte Veranlagungen, die stets zu finden waren, von einem bestimmten Stadium der Gesellschaft an eine besondere Berufsschicht von Intellektuellen aufkommen lassen.

Das Wissen, über das die Menschen verfügen, wächst ununterbrochen mit der Entwicklung ihrer Technik. Jede neue Entdeckung oder Erfindung bringt neue Erfahrungen, neue Kenntnisse mit sich. Ebenso jede Wanderung. Die Arbeitsteilung bleibt lange nur eine solche zwischen den beiden Geschlechtern. Mit dem Auftauchen neuer Werkzeuge, neuer Arbeitsmethoden, neuer Arbeitsgegenstände werden die Arbeiten für jedes Geschlecht mannigfaltiger, aber das äußert sich zunächst nur in der Weise, daß jedes einzelne geschickt wird, die mannigfachsten Arbeiten zu verrichten, nicht aber darin, daß einzelne sich auf besondere Arbeiten beschränken. Jeder weiß und kann dasselbe, was die anderen des gleichen Geschlechts auch können.

Je mehr die Mannigfaltigkeit der Arbeiten wächst, desto mehr auch die des Wissens, sei es wirkliches, positives oder nur eingebildetes Wissen. Schließlich wird dessen Umfang so groß, daß es schwer fällt, es vollständig zu beherrschen. Das Wissen des Alltags bleibt nach wie vor allgemein verbreitet, aber das Wissen von der Behandlung außergewöhnlicher Erscheinungen, wie etwa von Krankheiten, Dürren, Viehsterben usw. wird schließlich immer mehr bloß von jenen erworben, gepflegt und der Nachwelt überliefert, die eine besondere Neigung und Gelegenheit, vielleicht auch Fähigkeit haben, dieser Beschäftigung einen erheblichen Teil ihrer Zeit zu widmen.

Einem einzelnen wäre es nicht möglich, für sich allein die alten Traditionen des Außergewöhnlichen zu pflegen, sie durch Hinzufügung neuer Erfahrungen zu ergänzen und weiter zu ent-

wickeln und in der Allgemeinheit die Achtung und Anerkennung dieses Wissen hoch zu halten. Wo Medizinmänner vorkommen, finden wir, daß es eine ganze Reihe von Leuten in einem Stamme sind, nicht vereinzelte Individuen, die sich die Bewahrung und Entwicklung dieses Wissens angelegen sein lassen. Sie bilden Organisationen zu diesem Zwecke, Klubs oder Zünfte, in denen jeder seinen Genossen alles mitteilt, was er weiß und erfährt, und jüngere darin unterrichtet.

Aus dem Anwachsen des Wissensstoffes, den der einzelne Durchschnittsmensch nicht mehr bewältigen kann, sondern den besonders dazu eingerichtete Organisationen zu erhalten und weiter zu entwickeln haben, leite ich das Aufkommen eines Berufs von Intellektuellen ab, und nicht aus dem gelegentlichen Vorhandensein von Narren, Betrügern, Grüblern.

Je mehr die Technik sich entwickelt und das Wissen der Gesellschaft sich ausdehnt, desto mehr wächst auch die Produktivität der Arbeit, wachsen die Ueberschüsse über das zur Erhaltung des Individuums und der Familie notwendige Existenzminimum, das sie liefert.

Ursprünglich müssen die Medizinmänner und Schamanen an den Arbeiten des Alltags ebenso mitwirken, etwa ebenso auf die Jagd gehen, Waffen verfertigen, im Boot rudern, Fische fangen usw. wie die anderen. Je mehr aber die Ueberschüsse der Gesellschaft zunehmen, desto reichlicher können die Geschenke werden, die den „Zauberern" für ihre guten Dienste zufließen, desto weniger sind sie auf ihre Erwerbsarbeit angewiesen und desto mehr Zeit können sie ihrer „Wissenschaft" widmen.

Auch hier wieder finden wir technischen Fortschritt und nicht natürliche Begabung als Erklärungsgrund für die Entwicklung eines Berufs von Intellektuellen.

Schließlich aber wird der Umfang des Wissens der Gesellschaft so groß, daß kein Hirn es ganz zu fassen und zu bewältigen vermag, selbst wenn der Intellektuelle in der Lage ist, sich ausschließlich mit dem Aufspeichern und Verarbeiten des Wissens zu beschäftigen, das aus der Praxis von Hunderten von Generationen hervorgegangen ist, und selbst wenn eine ganze Organisation von im gleichen Sinne wissenschaftlich Arbeitender ihn stützt und fördert.

Eine Arbeitsteilung zwischen den Intellektuellen nach bestimmten Beobachtungsgebieten wird dann notwendig. Die einen mögen sich ausschließlich der Heilkunde widmen, andere die Beobachtung der Sterne bevorzugen, wieder andere die Vermessung des Bodens, wenn das Privateigentum an Boden Fortschritte macht. Auch da bleibt jeder der neuen Zweige intellektueller Tätigkeit, ob Aerzte, Astronomen, Geometer, direkt praktischen Zwecken dienstbar und das positive Wissen in jedem dieser Zweige bleibt mit Kollektivvorstellungen gemischt, die nicht

neueren Erfahrungen entstammen, sondern Ueberlieferungen der Vorzeit sind, in der das Gesamtwissen der Gesellschaft noch Gemeingut aller war.

Der Mystizismus und die Phantastereien, die vielen als Produkte der Einbildungskraft und der Gaukeleien einzelner Zauberer gelten, sind das Ergebnis der Zeit vor dem Aufkommen eines Berufs der Intellektuellen und von diesen teils unverändert übernommen, teils neuen Erfahrungen angepaßt, nicht aber frei erfunden.

Das Ausmaß des Wissens steigt weiterhin im Laufe der Jahrtausende so gewaltig, daß die Teilung der Wissenschaften in verschiedene Arbeitsgebiete nicht mehr ausreicht. Es wird nun notwendig, in den meisten Zweigen der Wissenschaft eine weitere Teilung vorzunehmen zwischen angewandter, den Zwecken der Praxis dienender, und reiner Wissenschaft, die bloß der Forschung ohne Rücksicht auf ihre praktische Anwendung dient. Gleichzeitig nimmt auch die gesellschaftliche Entwicklung eine Wendung, die es dem einzelnen Denker ermöglicht, ohne Stütze durch seine Zunft, als einzelne Persönlichkeit aufzutreten und einem bestimmten Gebiet des Wissens seinen Stempel aufzudrücken.

Dabei spielen die angeborenen Fähigkeiten des Denkens sicher eine große Rolle. Aber die Arbeitsteilung in den Wissenschaften hängt davon nicht ab. Sie wird nur bestimmt durch die Ausdehnung des Wissensgebietes, das heißt, des Wissensmaterials, wie die Arbeitsteilung in der Oekonomie bestimmt wird durch die Ausdehnung des Absatzgebietes, das sie zu versorgen hat. Wenn im letzten Jahrhundert die Wissenschaft der Assyriologie aufkam, ist das dem Umstand zuzuschreiben, daß Ausgrabungen in Assyrien das Material für diese Wissenschaft zutage förderten. Es rührt nicht etwa daher, daß plötzlich Professoren mit der angeborenen Fähigkeit für Assyriologie zur Welt kamen.

Viertes Kapitel.

Gegensätze der Berufe.

Lange, ehe es zu einer Berufsteilung innerhalb der Schicht der Intellektuellen kommt, führt der aus zunehmender Ausdehnung des Wissens und Könnens und des Bereichs der Gesellschaft hervorgehende Fortgang der Arbeitsteilung in der materiellen Produktion ebenfalls Berufsteilungen herbei. Ueber diese ist in dem Zusammenhange, von dem wir hier handeln, Besonderes nicht zu sagen. So wichtig sie ist, wir begnügen uns hier damit, sie zu konstatieren.

Die Zahl der Berufe in der Gesellschaft wächst und damit entwickelt sich immer mehr neben einem Miteinanderarbeiten ein

Füreinanderarbeiten der Menschen. Wir haben schon in einem anderen Zusammenhang im dritten Buche gesehen, daß dieses Füreinanderarbeiten im Gegensatz zu dem Miteinanderarbeiten keineswegs Solidarität hervorzurufen braucht, unter Umständen sogar Gegensätze zu erzeugen vermag, namentlich bei privatem Eigentum an Produktionsmitteln und Warenaustausch.

Wo es zur Berufsteilung kommt, kann der einzelne von den Produkten seiner Arbeit nicht leben. Er produziert Dinge, von denen er nur einen geringen Bruchteil oder gar nichts für sich selbst braucht, der größte Teil ist für andere bestimmt. Das gleiche gilt von Diensten, die er leistet. Dafür ist er auf Produkte und Dienste anderer angewiesen.

Bei Gemeineigentum an den Produktionsmitteln wird die Versorgung jedes einzelnen dadurch bewirkt, daß jeder für das Gemeinwesen arbeitet und von ihm erhält, was er braucht. Ein Beispiel dafür lieferte z. B. die altindische Dorfgemeinde.

Noch zu Alexander des Großen Zeiten gab es in Indien Gegenden, wo jede Dorfgemeinde ihren Boden nicht nur gemeinsam besaß, sondern auch gemeinsam bebaute und den Ertrag der Ernte unter ihre Mitglieder verteilte. Später hörte das auf, jede Familie bearbeitete ihr Bodenstück besonders, aber bis in unsere Tage hinein erhielt sich dort, wie in Rußland, das Gemeindeeigentum am Boden, nur wurde er von Zeit zu Zeit an die einzelnen Familien verteilt.

Im indischen Dorf gab es nun neben den Landwirten noch verschiedene Berufe, Intellektuelle und Handwerker.

Neben dem Dorfschulzen, Pateel, finden wir den Rechnungsführer, Karnam; den Tallier, der Verbrecher auszuforschen und zugleich Fremde zu schützen und zu geleiten hat; den Toti, Flurschütz und Landvermesser; den Aufseher über die Wasserläufe, den Brahmanen, den Schullehrer, den Astronomen oder Astrologen, der die glücklichen Tage für Säen, Ernten, Dreschen und sonstige Vorhaben herauszufinden hat; den Schmied, den Zimmermann, den Töpfer, den Barbier, den Kuhhirten, den Arzt. Ja auch Tanzmädchen, Musiker und Dichter kommen als besondere Berufe schon im Dorfe vor.

Bei der Kleinheit der Gemeinde wird keiner durch seine besondere Berufsarbeit voll beschäftigt. Jeder ist daneben noch Landmann, hat Anteil am Gemeindeboden. Für seine Berufsarbeit wird er entweder dadurch entschädigt, daß die Gemeindemitglieder für ihn auf seinem Bodenanteil landwirtschaftliche Arbeiten verrichten, oder durch Gaben in Naturalien.

Bei Privateigentum an den Produktionsmitteln vollzieht sich der Ausgleich anders: entweder durch Austausch von Produkten gegen Produkte oder von Produkten gegen Dienste oder von Diensten gegen Dienste.

Hier kann es zwischen den einzelnen Berufen zu Gegensätzen kommen, denn jeder sucht möglichst wenig Arbeit oder Produkte von Arbeit hinzugeben und möglichst viel dagegen einzutauschen. Wo es nicht zu Gewaltanwendung kommt, vollzieht sich die Bemessung der Tauschverhältnisse durch das Spiel von Angebot und Nachfrage.

Bei einmaligem und gelegentlichem Austausch wird es Zufall sein, wenn von beiden Seiten gleiche Arbeitsmengen direkt oder in Form von Produkten ausgetauscht werden. Das ändert sich, sobald der Austausch regelmäßig stattfindet. Wird nun regelmäßig das Produkt des einen Berufs gegen das eines anderen in einer Weise ausgetauscht, daß stets der eine mehr Arbeit gegen weniger Arbeit hingibt, dann wird, bei Freizügigkeit in der Wirtschaft, der erstere Beruf weniger Anziehungskraft üben als der andere. Bei jenem wird die Zahl seiner Mitglieder und der Produkte, die er zu Markt bringt, abnehmen, bei dem anderen zunehmen und so wird sich das Verhältnis zwischen Angebot und Nachfrage so lange verschieben, bis gleiche Arbeitsmengen gegen gleiche Arbeitsmengen getauscht werden.

So verwirklicht sich auch in der Warenproduktion das Verlangen nach Abwehr jeglicher Ausbeutung, das heißt nach Vermeidung jedes Arbeitens für andere, Fremde, ohne entsprechende Gegenleistung. Hier ist der psychologische Untergrund des Gesetzes des Arbeitswertes zu finden, das nur als Tendenz besteht und nur insoweit, als alle Berufe jedem Mitglied der Gesellschaft gleich leicht zugänglich sind.

Es ist ganz verkehrt, den Arbeitswert als fixe Größe zu betrachten, die sich für jede Ware berechnen läßt. Und nur dort kommt das Wertgesetz zur Geltung, wo freie und gleiche Menschen für einander arbeiten, von denen jeder imstande ist, sich gewaltsamer Ausbeutung zu erwehren.

Wo einzelne Berufe Monopolstellungen erlangen, wird das Wertgesetz bis zu einem gewissen Grade unwirksam. Ein solcher Beruf nimmt den Charakter einer Klasse an, er wird zum Ausbeuter anderer. Aber eine Klasse im eigentlichen Sinne des Wortes, wie wir es hier gebrauchen, wird er doch nicht. Wohl gelingt es ihm, die Preise seiner Produkte über ihren Arbeitswert hinaus dauernd zu erhöhen, das heißt, die Produzenten dieses Berufes geben im Austausch wenig Arbeit gegen viel Arbeit anderer hin. Aber selbst dem weitestgehenden Monopolisten wird es nicht gelingen, was mancher ausbeutenden Klasse gelingt, Arbeit anderer (oder deren Produkt) einzustreichen, ohne selbst welche dafür hinzugeben.

Wohl kann und muß oft auch die ausbeutende Klasse Arbeit leisten. Aber sie leistet sie für sich, nicht für die ausgebeutete Klasse.

Wenn ein Feudalherr in den Krieg zieht, um von dem Gebiet, das er beherrscht, einen Feind abzuwehren, leistet er Arbeit, Kriegsarbeit. Und die ihm hörigen Bauern können Vorteil von dieser Arbeit haben, wenn es ihm gelingt, den Feind fernzuhalten und sie vor Verwüstungen und Plünderungen zu schützen. Aber nicht für sie, sondern für sich leistet er diese Arbeit: er will sein Ausbeutungsgebiet leistungsfähig erhalten. So arbeitet auch der Pferdebesitzer für sich und nicht für das Pferd, wenn er ihm Futter besorgt oder ihm einen Stall baut. Hier findet nicht ein Austausch von Arbeiten statt.

Ebensowenig tritt ein solcher zwischen Arbeiter und Kapitalist dadurch ein, daß dieser in seinem eigenen Betrieb tätig ist. Wenn er ihn in Gang hält, tut er es für sich, nicht für seine Arbeiter.

Das tritt deutlich dort zutage, wo er Arbeiter aufs Pflaster wirft, um sie durch eine Maschine zu ersetzen, wenn sein Profit dadurch erhöht wird.

Bei Klassen ist ihr Gegensatz und damit auch, wo die Verhältnisse es gestatten, ihr Kampf zugleich mit ihrer Existenz selbst notwendig gegeben.

Auch zwischen Berufen kann es zu Gegensätzen und Konflikten kommen, doch sind sie nur unter bestimmten Bedingungen, so denen der Warenproduktion, unvermeidlich. Und stets sind sie anderer Art, als die Klassengegensätze und kaum jemals so intensiv, weil sie nicht die ganze Gesellschaft in große, einander feindliche Lager trennen.

Wir haben schon darauf hingewiesen, wie jeder Verkäufer seinerseits wieder Käufer wird. Und die Berufe können sehr wohl nebeneinander bestehen, als Gruppen freier und gleicher Menschen, ohne jegliche Ausbeutung. Für die herrschenden Klassen ist dagegen die Ausbeutung eine Frage der Existenz.

Die Gegensätze und Kämpfe zwischen den Berufen, z. B. die Zunftstreitigkeiten in den Städten des Mittelalters oder die Grenzstreitigkeiten zwischen Gewerkschaften, die von zünftigem Geist erfüllt sind, bekommen längst nicht solche Bedeutung für die gesellschaftliche Entwicklung, wie die Klassenkämpfe.

Fünftes Kapitel.

Aufhebung der Klassen und Aufhebung der Berufe.

Zwischen Klasse und Beruf ist genau zu unterscheiden. Ihre Verschiedenartigkeit tritt schon darin zutage, daß die Aufhebung einer Klasse, wenn die historischen Bedingungen dafür gegeben sind, sehr wohl erfolgen kann, ohne jede Schädigung der Gesellschaft, ja zu ihrem großen Nutzen. Und wir haben alle Ursache, anzunehmen, daß wir einem Zustand entgegengehen, in dem jeg-

liche Ausbeutung beseitigt und damit alle Klassen aufgehoben sind.

Ganz anders steht es mit den Berufen.

Sie sind Produkte des technischen Fortschritts und der Arbeitsteilung. Sie werden um so zahlreicher, je höher die Gesellschaft sich entwickelt, je mannigfaltiger sie wird.

Die Berufsteilung aufheben, hieße alles Wissen und Können auslöschen wollen, das die Gesellschaft erworben hat. Ein sinnloses und aussichtsloses Beginnen. Selbst das Streben, die Zahl der Berufe zu verringern, wäre ebenso reaktionär wie erfolglos.

Wohl werden im Laufe des technischen Fortschritts manche Berufe überflüssig. Aber nur dadurch, daß andere an ihre Stelle treten. So werden die Sänftenträger durch die Mietkutscher ersetzt und diese durch die Automobilchauffeure. Der Beruf der Armbrustmacher durch leider nur zu viele Berufe, die der Herstellung neuerer Schießwaffen dienen usw.

Wir haben keinen Grund, anzunehmen, die Zahl der Berufe werde im weiteren Fortgang der gesellschaftlichen Entwicklung abnehmen oder gar verschwinden, vielmehr allen Grund, zu erwarten, diese Zahl werde sich noch weiter ausdehnen.

Da wird freilich auf Friedrich Engels hingewiesen, der das Gegenteil erklärt haben soll. In seinem Buche gegen Dühring heißt es in dem Abschnitt über „Sozialismus" (III. „Produktion"):

„Indem sich die Gesellschaft zur Herrin der sämtlichen Produktionsmittel macht, um sie gesellschaftlich planmäßig zu verwenden, vernichtet sie die bisherige Knechtung der Menschen unter ihre eigenen Produktionsmittel. Die Gesellschaft kann sich selbstredend nicht befreien, ohne daß jeder einzelne befreit wird. Die alte Produktionsweise muß also von Grund aus umgewälzt werden, und namentlich muß die alte Teilung der Arbeit verschwinden[1]). An ihre Stelle muß eine Organisation der Produktion treten, in der einerseits kein einzelner seinen Anteil an der produktiven Arbeit, dieser Naturbedingung der menschlichen Existenz, auf andere abwälzen kann; in der andererseits die produktive Arbeit, statt Mittel der Knechtung, Mittel der Befreiung der Menschen wird, indem sie jedem einzelnen die Gelegenheit bietet, seine sämtlichen Fähigkeiten, körperliche wie geistige, nach allen Richtungen hin auszubilden und zu betätigen, und in der sie so aus einer Last eine Lust wird." (S. 317.)[2])

---

1) Von mir unterstrichen K.

2) Schon um das Jahr 1845, in dem Manuskript zur „deutschen Ideologie" entwickelten Marx und Engels ihre Ablehnung der alten Teilung der Arbeit. Es heißt dort:

„Sowie nämlich die Arbeit verteilt zu werden anfängt, hat jeder einen bestimmten, ausschließlichen Kreis der Tätigkeit, der ihm aufgedrängt wird, aus dem er nicht heraus kann; er ist Jäger, Fischer oder Hirt oder kritischer Kritiker und muß es bleiben, wenn er nicht die Mittel zum Leben verlieren will — während in der kommunistischen Gesellschaft, wo jeder nicht einen ausschließlichen Kreis der Tätigkeit hat, sondern sich in jedem beliebigen Zweige ausbilden kann, die Gesellschaft die allgemeine Produktion regelt und mir eben dadurch möglich macht, heute dies, morgen jenes zu tun,

Es ist richtig, hier tritt Engels gegen die Teilung der Arbeit auf, und die dem oben zitierten Absatz vorhergehenden Seiten seines Buches sind dem Nachweis der schlimmen Wirkungen der Arbeitsteilung gewidmet. Aber Engels hütet sich sehr davor, zu verlangen, die Teilung der Arbeit überhaupt solle verschwinden. Er verlangt nur das Verschwinden der alten Arbeitsteilung.

In der Tat stehen die Sozialisten der Arbeitsteilung anders gegenüber, als die bürgerlichen Oekonomen.

In der kapitalistischen Produktionsweise gilt der Lohnarbeiter und schließlich der arbeitende Mensch überhaupt nur als Zubehör des Produktionsapparates, als eine besondere Art Produktionsmittel. Er ist nur um der Produktion willen vorhanden. Alles, was die Produktivität der Arbeit fördert oder auch nur für den Augenblick zu fördern scheint, ist energisch durchzusetzen, ohne Rücksicht darauf, wie es auf den Arbeiter wirkt. Dementsprechend wird auch die Arbeitsteilung entwickelt.

Anders sehen die Sozialisten die Sache an. Ihr Ziel ist die Befreiung des arbeitenden Menschen und damit die des Menschen überhaupt. Auch sie streben die höchste Produktivität der Arbeit an und daher weitgehende Arbeitsteilung, aber nur dort oder nur unter Bedingungen, wo der arbeitende Mensch dadurch nicht leidet, sondern gehoben wird.

Auch nachdem sich der Beruf der Intellektuellen gebildet hatte, blieb er lange mit sogenannter Handarbeit verbunden. Die Medizinmänner und Zauberer mußten an den Tätigkeiten des Stammes zur Gewinnung des Lebensunterhaltes ebenso teilnehmen, wie alle anderen. Nur ihre Mußestunden konnten sie dem Zauberwesen widmen. Schließlich aber kam es dahin, daß „Kopfarbeit" und „Handarbeit" von getrennten Berufen betrieben wurden. Die verschiedenen und immer mannigfaltiger werdenden Tätigkeiten der Handarbeit, die zunächst für alle erwachsenen Mitglieder desselben Geschlechts die gleichen waren, erfuhren eine Teilung, sobald die Städte aufkamen mit verschiedenen Handwerken. Diese töteten die Heimindustrie des Bauern, so

---

morgens zu jagen, nachmittags zu fischen, abends Viehzucht zu treiben, nach das Essen zu kritisieren, ohne je Jäger, Fischer oder Hirt oder Kritiker zu werden, wie ich gerade Lust habe. Dieses Sichfestsetzen der sozialen Tätigkeit, diese Konsolidation unseres eigenen Produkts zu einer sachlichen Gewalt über uns, die unserer Kontrolle entwächst, unsere Erwartungen durchkreuzt, unsere Besprechungen zunichte macht, ist eines der Hauptmomente in der bisherigen geschichtlichen Entwicklung." (Marx-Engels-Archiv, I., S. 251.)

Das ist ungefähr der gleiche Gedanke, wie der im Anti-Dühring von Engels dargelegte, bloß mit unvollständiger Darstellung der Arbeitsteilung und mit starker Beeinflussung durch die Utopisten in den Vorstellungen von der kommenden kommunistischen Gesellschaft.

daß auch dessen Tätigkeit einseitig wurde, immer mehr bloß der Landwirtschaft diente.

Immerhin war die Einseitigkeit der Arbeiter im Handwerk und der Landwirtschaft noch eine gemäßigte. In einer schönen Studie über „das Proletariat der Handarbeit und Kopfarbeit" („Neue Zeit", V. Bd.) äußert sich Paul Lafargue begeistert über die Fülle geistiger Anregungen, die das Handwerk bot:

„Der Handwerker war dank der glücklichen Arbeits- und Lebensbedingungen, in denen er sich entwickelte, ein verhältnismäßig vollständiger Mensch; er war Handarbeiter und Kopfarbeiter gleichzeitig; er war nicht ein elendes isoliertes Wesen, ohne Schutz und Recht; er arbeitete in der eigenen Werkstatt, besaß ein eigenes Haus und oft noch ein kleines Stück Land. Der Handwerker bearbeitete in der Regel einen Teil des Jahres hindurch den Boden; seine industrielle Arbeit war sozusagen nur die Ergänzung seiner Landarbeit." (S. 352.)

Dabei hatte der Handwerker als Kaufmann zu fungieren und oft wahre Kunstwerke zu schaffen, sich auch mit allen Bedingungen seiner Arbeit vertraut zu machen.

Die glücklichen Ergebnisse dieses Zustandes illustriert Lafargue folgendermaßen:

„Alle die Kunstschulen unseres Jahrhunderts des Fortschritts und der Aufklärung vermochten noch nicht solche Künstlerscharen hervorzubringen, wie die Zünfte des Mittelalters."

„Die Handwerker bewahrten ihre außerordentlichen Fähigkeiten bis zum Anbruch der kapitalistischen Produktionsweise. Man höre, was Malesherbes, der spätere Verteidiger Ludwig XVI. darüber in einem von der königlich landwirtschaftlichen Gesellschaft zu Paris veröffentlichten Bericht sagt:

„Ich erinnere mich, daß die Akademie der Wissenschaften ihre Verwunderung über die Einsicht und die Bildung an den Tag legte, die sie bei einer großen Zahl von Handwerkern gefunden. Das war damals, als sie die Veröffentlichung der Beschreibung der Künste und Gewerbe unternahm. Sie hatte erklärt, daß jeder, der ihr die Beschreibung einer Kunst oder eines Handwerks bringe, sie mit seinem Namen in der allgemeinen Sammlung veröffentlichen dürfe, die im Namen der Akademie gedruckt wurde. Man erhielt mehr solcher Berichte von Handwerkern, als man erwartet hatte, und war überrascht, zu sehen, daß mehrere der Beschreibung ihrer Verfahren mathematische und physikalische Abhandlungen beifügten."

„Dem Umstand, daß es im vorigen Jahrhundert (dem achtzehnten K.) eine große Anzahl solcher Handwerker gab, die nicht bloß in ihrem Gewerbe geschickt, sondern auch in den Wissenschaften bewandert waren, ist es zuzuschreiben, daß die Französische Revolution die enorme Menge begabter und energischer Männer fand, deren sie zur Führung ihrer Heere, zur Verwaltung ihrer Finanzen, zum Aufschwung von Ackerbau und Industrie, zum Widerstand gegen das vereinigte Europa, zur Eröffnung einer neuen Aera bedurfte."

Natürlich galt das nicht von allen Handwerken und Handwerkern. Nicht wenige wurden an ein bestimmtes, geistloses Tun gekettet, das ihre Fähigkeiten lähmte.

Aber die allgemeine und weitgehende Degradierung der Handarbeit setzt erst ein mit dem Großbetrieb, der in kapitalistischer Form seit dem 18. Jahrhundert rasche Fortschritte machte. Er fügte zu der Arbeitsteilung in der Gesellschaft nach Berufen die Arbeitsteilung im Betrieb, die Zerlegung des Produktionsprozesses in immer einfachere Handgriffe, von denen jeder einem bestimmten Arbeiter dauernd zugewiesen wird. Diese Zerlegung ist die Vorbedingung für das Aufkommen der Maschine, die zweierlei Arten von Arbeitern erheischt: hoch qualifizierte mit größerem Wissen begabte, selbständig denkende Arbeiter, die die Maschine zu bauen, zu beherrschen und zu lenken verstehen, und ganz unwissende, die der Maschine blindlings dienen, ihre Handlanger sind.

Je weiter diese Entwicklung vor sich geht, desto mehr verliert für viele Arbeiter die Arbeit jeden Reiz. Sie wird einförmig, abstoßend, ohne Inhalt und Interesse. So lange mit dem Fortschritt der Arbeitsteilung die Mannigfaltigkeit der Arbeiten wuchs, die der einzelne zu verrichten hatte, entwickelte der technische Fortschritt nicht bloß die außerhalb des Menschen bestehenden Produktivkräfte, über die er verfügte, sondern auch die geistigen und physischen Kräfte, die ihm selbst innewohnten. Sobald aber die Mannigfaltigkeit der Arbeiten zur Spezialisierung der Menschen in einzelnen Berufen führt, ersteht die Gefahr, daß nur ein Bruchteil der Kräfte und Fähigkeiten des einzelnen sich entwickelt, er einseitig und beschränkt wird, wenn er ganz an eine Spezialität gefesselt bleibt.

Dazu kommt es aber, sobald die Klassen erstehen und die Ausbeuter nicht genug aus den Ausgebeuteten herauspressen können. Nun kommt die Tendenz auf, alle Zeit des Arbeiters, die nicht der notdürftigsten Wiederherstellung seiner aufgewendeten Kräfte dient, in Arbeitszeit im Dienste des Ausbeuters zu verwandeln. Das macht die Arbeit zu einer Last schon für den Bauern mit seinen mannigfaltigen Tätigkeiten. Die ackerbauenden Juden proklamieren in ihren heiligen Büchern bereits die Arbeit als Fluch. Das wird umso ärger, je spezialisierter und eintöniger die Arbeit wird. Das erreicht seinen Höhepunkt unter dem industriellen Kapitalismus.

Mit ihm setzt aber auch die Gegenwirkung ein, schon unter den sozialistischen Utopisten, deren Tendenzen in dieser Beziehung Marx und Engels übernahmen.

Praktisch beschränkt sich diese Gegenwirkung des Proletariats bisher darauf, die Arbeitszeit zu verkürzen. Aber dabei darf es nicht stehenbleiben.

Die Verkürzung der Arbeitszeit hat ihre bestimmten Grenzen, über die sie nicht hinaus kann, ohne die Menge der erzeugten Produkte und damit den Wohlstand der Gesellschaft zu verringern. Und je gewaltiger die Bauten und Maschinen im Produk-

tionsprozeß wachsen, um so wichtiger wird es, im Interesse der Produktivität der Arbeit, diese Produktionsmittel möglichst vollständig auszunützen, also die Zeit ihres Stillstandes möglichst zu beschränken.

Aber die Menschen sind an die Maschinen nicht gebunden. Eine Maschine kann ununterbrochen, Tag und Nacht in Betrieb sein, das bedeutet aber keinesfalls, daß immer dieselben Menschen an ihr tätig sein müssen. In manchen Berufen, z. B. den Bergwerken, ist der Schichtwechsel seit alters her üblich. Ebenso bei der Seeschiffahrt.

Aber der Schichtwechsel wurde bisher bloß dazu benützt, um zu ermöglichen, daß die tägliche Dauer des Betriebes eines Unternehmens über das Maß der Kräfte eines einzelnen Menschen hinaus ausgedehnt werde. Eine andere Anwendung des Schichtwechsels ist bisher nur von den sozialistischen Utopisten angeregt, in der Praxis jedoch nur vereinzelt versucht worden: die, die Beschränkung des einzelnen auf einen einzigen Beruf aufzuheben.

Es ist möglich, wenn auch nicht wahrscheinlich, daß die allgemeine Verkürzung des täglichen Arbeitstages unter 8 Stunden heute den Wohlstand der Gesellschaft herabdrücken würde. Aber wo steht es geschrieben, daß diese acht Stunden Arbeit alle in dem gleichen Betrieb bei der gleichen Tätigkeit geleistet werden müssen? Wie viel frischer und freudiger wären die Arbeiter in der Fabrik oder im Bergwerk, wenn sie dort nur vier Stunden zu arbeiten hätten, und jeder von ihnen die anderen vier Stunden hindurch, die er der Gesellschaft schuldet, je nach seinen Neigungen und Fähigkeiten in einer ganz anderen Beschäftigung tätig wäre, etwa in der Landwirtschaft, als Bauarbeiter, als Chauffeur, oder in einer Kunst oder einer Wissenschaft?

Ansätze sind dazu gemacht. Viele Arbeiter sind z. B. nach Absolvierung ihrer Lohnarbeit in Schrebergärten tätig. Aber diese Beschäftigung wird nicht in ihre Arbeitszeit eingerechnet. Sie müssen neben ihren acht Stunden noch einige mehr im Schrebergarten tätig sein und verlieren dadurch oft viel Zeit, die sie der Politik, das heißt dem Gemeinwesen, und ihrer Informierung über den Gang der Welt zu widmen hätten.

Erst wenn das wirtschaftliche Tun der Menschen so eingerichtet ist, daß nicht die ganze Zeit der Erwerbsarbeit in einem einzigen Beruf oder gar in einer einzigen Hantierung aufzuwenden ist, wird es möglich sein, die alte Art der Arbeitsteilung zu überwinden und eine neue zu schaffen, die, um mit Engels zu sprechen, „jedem einzelnen die Gelegenheit bietet, seine sämtlichen Fähigkeiten, körperliche wie geistige, nach allen Richtungen hin auszubilden und zu betätigen".

Die neueste technische Entwicklung schafft immer mehr die Vorbedingungen für diese Gestaltung der Arbeitsteilung. So wird z. B. die Verbindung von Landwirtschaft und Industrie immer

mehr erleichtert einerseits durch die elektrische Kraftübertragung, andererseits durch die Fortschritte des Transportwesens.

Wie das Maschinenwesen den Wechsel der Arbeiter im Betrieb erleichtert, darüber hat schon Marx im „Kapital" geschrieben:

„Da die Gesamtbewegung der Fabrik nicht vom Arbeiter ausgeht, sondern von der Maschine, kann fortwährender Personenwechsel stattfinden ohne Unterbrechung des Arbeitsprozesses. Den schlagendsten Beweis hierzu liefert das während der englischen Fabrikantenrevolte von 1848 bis 1850 ins Werk gesetzte Relaissystem (bei dem die jugendlichen Arbeiter zur Umgehung des Arbeiterschutzgesetzes innerhalb eines Zeitraumes von 15 Stunden, 10 Stunden lang in „zerstreuten Zeitfolgen von 30 Minuten bis 1 Stunde beschäftigt wurden K.) Die Geschwindigkeit endlich, womit die Arbeit an der Maschine im jugendlichen Alter erlernt wird, beseitigt ebenso die Notwendigkeit, eine besondere Klasse Arbeiter ausschließlich zu Maschinenarbeiten heranzuziehen." (Kapital, Volksausg., S. 365 vgl. S. 238.)

Wohl wird die Herbeiführung einer entsprechenden Neuorganisation des Produktionsprozesses auf manche Schwierigkeiten stoßen. Diese werden nicht unüberwindlich sein. Aber an ihrer Ueberwindung hat das Kapital nicht das mindeste Interesse, da es nicht dahin strebt, vollentwickelte, freudige Menschen, sondern geduldige Arbeitssklaven zu erziehen, die gewöhnt sind, vom Morgen bis in die Nacht hinein im gleichen Trott dahinzutraben.

Das Proletariat muß erst eine entscheidende Stimme im Produktionsprozeß erhalten, ehe man daran gehen wird, die Arbeitszeit des einzelnen Arbeiters in einer Weise verschiedenen Berufen zuzuteilen, daß die gesellschaftliche Arbeitsteilung ihn nicht verkümmert.

Das ist es, was Engels meint. Er war jedoch keineswegs der Ansicht, daß die Teilung in Berufe aufzuheben sei. Er wußte sehr wohl, daß ohne gründliche berufliche Vorbildung und energische Konzentration auf ein bestimmtes Arbeitsgebiet in vielen Berufen nichts zu leisten ist, namentlich nicht in geistigen. Es fiel ihm keineswegs ein, alles Tun der Menschen in bloßen Dilettantismus auflösen zu wollen. Aber die Fesselung des einzelnen Menschen an eine einzige Spezialität, die wollte er allerdings aufheben. Sie verdirbt den Menschen selbst bei den höchsten Tätigkeiten, bei Kunst und Wissenschaft. Wie denn erst dort, wo sein Tun in einigen eintönigen Handgriffen besteht.

Wenn jeder einzelne Mensch die Fähigkeit und Möglichkeit erlangt, sich verschiedenen Berufen zu widmen, wird nicht nur die Masse der Bevölkerung an Leistungsfähigkeit und Arbeitsfreude und damit an Lebensfreude enorm gewinnen; es wird die Anteilnahme des einzelnen an verschiedenen Berufen auch dahin wirken, daß der einzelne aufhört, ein eigenes berufliches Sonderinteresse zu entwickeln und dadurch sein Interesse an allgemeinen gesellschaftlichen Interessen zu mindern.

So dürfen wir erwarten, daß mit den Klassenkämpfen auch die Konflikte einzelner Berufe miteinander einem Ende entgegengehen und die Gesellschaft auf höherer Stufe wieder ein ebenso harmonisches Gebilde wird, wie sie es in ihren Anfängen darstellte, so lange es keine Klassen gab und die Teilung der Berufe noch nicht weit vorgeschritten war.

Sechstes Kapitel.

Klasse, Beruf und Stand.

Mit den Begriffen der Klasse und des Berufes verwandt, aber mit keinem der beiden identisch, ist der des Standes. Wir verstehen darunter eine Gruppe von Mitgliedern eines Gemeinwesens, die von den übrigen Mitgliedern durch ausdrückliche Bestimmungen dieses Gemeinwesens abgegrenzt sind. Das geschieht dadurch, daß der Gruppe besondere Rechte verliehen oder Pflichten auferlegt werden und die Zugehörigkeit zur Gruppe an besondere Bedingungen geknüpft wird, etwa der Erblichkeit oder des Nachweises besonderer Kenntnisse und dergleichen.

Um uns nicht in zu viele Details zu verlieren, sehen wir ab von der Kaste, die ebenso wie der Stand eine Gruppe von Menschen darstellt, die besonders privilegiert oder belastet und besonders abgeschlossen ist, aber nicht durch Bestimmungen, die das Gemeinwesen erläßt, sondern durch alte, erstarrte Gewohnheiten, die den Charakter des Heiligen, Unantastbaren angenommen haben.

In ihrem Ursprung mögen sie bloße Stände gewesen und aus den Bestimmungen eines Gemeinwesens hervorgegangen sein. Aber dieser Ursprung ist vergessen, das Gemeinwesen, das sie erließ, selbst untergegangen und durch neue Bildungen abgelöst, die ständische Teilung jedoch geblieben. Ein Stand, der durch bestimmte Gesetze eines Gemeinwesens geschaffen oder anerkannt worden ist, kann durch neue Gesetze abgeschafft werden. Kasten können nur aufgehoben werden durch Ueberwindung der Macht der alten Gewohnheiten. Die mohammedanischen Stämme, die in Indien eindrangen und dort seit dem 11. Jahrhundert neue Staaten auf den Trümmern der alten aufrichteten, ebenso wie seit dem 17. Jahrhundert ihre Ueberwinder und Nachfolger, die Engländer, halten das Kastenwesen, das sie vorfanden, für einen Unsinn. Es besteht trotzdem fort.

Die Kaste ist eine besondere Art Stand.

Der Stand selbst wieder stellt, wenigstens in seinem Ursprung, wohl stets einen besonderen Beruf oder eine besondere Klasse, oder eine Zusammenfassung bestimmter Berufe oder Klassen dar. So umfaßte der dritte Stand in Frankreich bis zur

Revolution Kapitalisten und Lohnarbeiter, Handwerker und Bauern sowie Intellektuelle, also die große Masse der Bevölkerung.

Die ständische Abschließung bestimmter Teile eines Volkes von den anderen kann teils durch das Gemeinwesen oder dessen herrschende Klasse diesen Teilen auferlegt sein, um einen bestehenden gesellschaftlichen Zustand zu erhalten. Sie kann aber auch dem Gemeinwesen von den Elementen, die sich im Stande zusammen- und abschlossen, auferlegt worden sein, um ihren Sieg über andere Teile des Gemeinwesens festzuhalten.

Darüber hinaus haben die verschiedenen Stände sehr verschiedenen Charakter, je nachdem sie einer Klasse oder einem Beruf entsprechen. Der Stand der Aerzte oder der Staatsbeamten ist etwas ganz anderes als der des Adels.

Allerdings bedeutet die Verleihung des Standes-Charakters an einen Beruf meist auch seine Ausstattung mit bestimmten Privilegien und Monopolien, die ihn der Stellung einer Klasse nahebringen. So finden wir in Frankreich (und vielen anderen Staaten) vor der großen Revolution das Auftauchen eines Beamtenadels neben dem Geburtsadel. Auch die privilegierte Stellung des Offiziersstandes in vielen Staaten bis in unsere Zeit hinein verleiht ihm oft den Charakter einer herrschenden und ausbeutenden Klasse. Das gleiche gilt vom Klerus vieler Religionen. Bei diesem Stand verwischen sich sehr oft die Grenzen zwischen Beruf und Klasse.

In seinen Ursprüngen fällt ein Stand mit einer bestimmten Klasse (oder einer Summe von Klassen) oder einem bestimmten Beruf zusammen. Aber das bleibt selten so. Wir haben schon gesehen, daß wir in der menschlichen Gesellschaft zwischen starren Elementen zu unterscheiden haben und fließenden. Diese sind die Triebkräfte der sozialen Entwicklung, jene ihre Hindernisse.

Jede einmal festgesetzte und allgemein anerkannte Regelung eines gesellschaftlichen Verhältnisses oder einer gesellschaftlichen Erscheinung hat die Tendenz, konservativ zu werden und zu erstarren. Das gesellschaftliche Leben, das diese Verhältnisse und Erscheinungen schuf, geht aber weiter, es schafft Bedingungen, die im Widerspruch stehen zu den Regelungen, die festgesetzt und allgemein anerkannt wurden.

So ist die Sprache nichts Starres. Nicht nur die Bedeutung der einzelnen Worte, auch ihre Aussprache ändert sich im Laufe der Jahrhunderte. Viel konservativer als die Sprache ist die Schrift. Die einmal anerkannte Schreibweise der Worte hat die Tendenz, unverändert zu bleiben, was zu den ungeheuerlichsten Abweichungen zwischen dem geschriebenen und dem ausgesprochenen Wort führen kann, wie am auffallendsten das Englische beweist.

Ebenso haben wir gesehen, daß die Familie, die direkt aus dem Produktionsprozeß hervorgeht, mit dessen Wandlungen sich beständig verändert, während die einmal festgesetzten Verwandtschaftssysteme, um mit Morgan zu reden, „passiv“ sind: „Nur in langen Zwischenräumen registrieren sie die Fortschritte, die die Familie im Lauf der Zeit gemacht hat und erfahren nur dann radikale Aenderung, wenn die Familie sich radikal verändert hat.“

Ebenso bilden die Eigentumsverhältnisse ein passives Element gegenüber der Technik und dem Produktionsprozeß.

Das gleiche gilt auch vom Verhältnis zwischen dem Stand und dem Beruf oder der Klasse.

Technik und Produktion ändern sich ununterbrochen, und damit auch die Berufe und die Klassen. Aber die Vorrechte, Lasten und Bedingungen der Mitgliedschaft der einzelnen Stände ändern sich nicht im gleichen Maße. Das führt einerseits dahin, daß die Einrichtungen eines Standes immer hemmender für das Produktionsleben und immer drückender für die Gesellschaft werden können, andererseits dahin, daß die ursprüngliche Identität zwischen einem Stand und der entsprechenden Klasse oder dem entsprechenden Beruf immer mehr verlorengeht.

So war z. B. der feudale Adel ursprünglich gleichbedeutend mit der Klasse der Großgrundbesitzer. Aber im Laufe der Zeit ist es schließlich noch vor dem Zusammenbruch des Feudalismus dahin gekommen, daß nichtadelige Elemente ausgedehnten Grundbesitz erwarben, und daß andererseits nicht nur einzelne Adelige, sondern ganze adlige Familien ihren Grundbesitz verloren. Ihre Angehörigen waren gezwungen, entweder eine andere Form der Ausbeutung der Volksmassen zu suchen, z. B. als gutbezahlte müßige Hofschranzen, oder selbst in der Masse der Ausgebeuteten zu versinken.

Auf der anderen Seite ist seit dem Ende der Völkerwanderung bis weit ins Mittelalter hinein der Stand des katholischen Klerus in hohem Maße gleichbedeutend gewesen mit dem Beruf der Intellektuellen. Aber je mehr das Städtewesen und der Verkehr mit dem Orient seit den Kreuzzügen sich entwickelt, desto zahlreicher werden die Intellektuellen, die nicht dem Klerus angehören, bis schließlich die Funktionen der Intellektuellen im modernen Sinne fast ausschließlich außerhalb des katholischen Klerus betrieben werden, abgesehen von einigen weißen Raben, wie den Patres Secchi, dem Astronomen, Wasmann, dem Ameisenforscher, oder Hohoff, dem Oekonomen. Den Klerikern bleiben außer der Teilnahme an der Politik fast nur noch die Funktionen im Sinne des primitiven Schamanentums übrig.

Der Stand deckt sich also keineswegs stets mit der Klasse oder dem Beruf, deren Versteinerung er ursprünglich bildet. Aber dennoch wird die gesellschaftliche Rolle eines Standes

immer vieles mit der gesellschaftlichen Rolle einer Klasse oder eines Berufs gemein haben. Die Klassenkämpfe nehmen daher vielfach die Form von Ständekämpfen an.

Das kommunistische Manifest, das mit der Feststellung beginnt, die schriftlich überlieferte Geschichte sei die Geschichte von Klassenkämpfen, illustriert diesen Satz in folgender Weise:

„Freier und Sklave, Patrizier und Plebejer, Baron und Leibeigener, Zunftbürger und Gesell, kurz Unterdrücker und Unterdrückte standen in stetem Gegensatz zueinander, führten einen ununterbrochenen, bald versteckten, bald offenen Kampf, einen Kampf, der jedesmal mit einer revolutionären Umgestaltung der ganzen Gesellschaft endete oder mit dem gemeinsamen Untergang der kämpfenden Klassen."

Wir wollen es dahingestellt sein lassen, inwieweit die Gegensätze zwischen Zunftmeistern und Gesellen in den Anfängen und der Blütezeit des Handwerks, ehe der aufkommende industrielle Kapitalismus auf das Handwerk zurückwirkt, als Klassengegensätze betrachtet werden dürfen. Der Geselle ebenso wie der Lehrling war nur eine Station auf dem Weg zum Meister. Im Gesellen steckte schon der künftige Meister, jeder der beiden bildete nur ein verschiedenes Stadium derselben Klasse.

Der Geselle gehörte zur gleichen Klasse wie der Meister, ebenso wie die Raupe zur gleichen Art gehört wie der Schmetterling. Mit dem Verfall der Zünfte tritt allerdings ein Klassengegensatz zwischen Gesellen und Meister ein, nicht jeder Geselle wird Meister.

Soweit aber ein Gegensatz zwischen Meistern und Gesellen bestand, war es einer zweier Stände. Die Befugnisse und Pflichten des Meisters wie des Gesellen waren gesetzlich genau bestimmt.

Ebenso bilden die anderen Klassen, die das kommunistische Manifest hier anführt, nichts anderes als Stände.

Das war seinen Verfassern keineswegs verborgen. Unmittelbar nach dem letzt zitierten Satz heißt es dort weiter:

„In den früheren Epochen der Geschichte finden wir fast überall eine vollständige Gliederung der Gesellschaft in verschiedene S t ä n d e, eine mannigfache Abstufung der gesellschaftlichen Stellungen. Im alten Rom haben wir Patrizier, Ritter, Plebejer, Sklaven; im Mittelalter Feudalherrn, Vasallen, Zunftbürger, Gesellen, Leibeigene und noch dazu in fast jeder dieser K l a s s e n wieder besondere Abstufungen."

Hier sprachen Engels und Marx von denselben Gruppen einmal als Ständen, einmal als Klassen. Trotzdem nahmen sie großen Anstoß daran, daß Lassalle die Lohnarbeiterschaft unterschiedslos einmal als Klasse, einmal als Stand bezeichnete, von ihr als dem vierten Stande sprach.

Sie waren vollständig berechtigt, sich dagegen zu wenden. Wohl ist jeder Stand, soweit er nicht einen versteinerten Beruf darstellt, eine versteinerte Klasse. Man kann jeden Stand dieser Art auch als Klasse bezeichnen. Dagegen ist nicht umgekehrt

jede Klasse ein Stand. Dieser bildet nur eine besondere Erscheinungsform mancher Klassen.

In der vorkapitalistischen Gesellschaft, deren Entwicklung in jeder Beziehung äußerst langsam vor sich ging, mochten Klassen die Starrheit eines Standes annehmen und lange Zeit hindurch aufrecht erhalten. Die kapitalistische Gesellschaft, die in ununterbrochener, technischer, ökonomischer, politischer, wissenschaftlicher Umwälzung begriffen ist, wird unvereinbar mit der Starrheit jeder ständischen Verfassung. Sie löst alle ständischen Bindungen auf, wie sie in Ostindien auch schon begonnen hat, die so zähen und tiefgewurzelten Kastenunterschiede zu untergraben.

Die kapitalistische Gesellschaft duldet nur Klassen ohne ständische Verkleidung und Einschnürung. Dies ist das Merkmal des Kapitalismus, wie das Merkmal des Sozialismus die Aufhebung aller Klassen sein wird. Darum war es verfehlt von Lassalle, vom Proletariat als dem vierten Stand zu reden.

Wo es Stände oder Berufe gibt, liegt ihre Existenz klar zutage. Dagegen gilt nicht das gleiche von Klassen, die nicht durch Bestimmungen des Gemeinwesens fest abgegrenzt sind. Als daher die bürgerlichen Revolutionen das Ständewesen aufhoben, glaubten ihre Vorkämpfer und Ideologen, das Reich der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit sei angebrochen. Wohl sah man noch individuelle Unterschiede zwischen Armen und Reichen, Gebildeten und Unwissenden. Aber man war überzeugt, gute Schulen und progressive Einkommens-Vermögens- und Erbsteuern müßten diese Unterschiede eindämmen und schließlich verschwinden lassen.

Es bedurfte einer wissenschaftlichen Tat, die Klassen, ihre Gegensätze und ökonomischen Untergründe zu entdecken und bloßzulegen. Das war eine der größten Leistungen von Engels und Marx.

Um so empfindlicher mußten sie dagegen sein, wenn der Bedeutendste unter ihren Schülern — allerdings nur zur Hälfte ihr Schüler — Lassalle, zwischen Stand und Klasse nicht zu unterscheiden vermochte.

Heute darf man sich des gleichen Versehens nicht schuldig machen.

Siebentes Kapitel.

Der Begriff des Staates.

Eng verbunden mit dem Begriff der Klasse ist der Begriff des Staates. Kann man sagen, daß alle schriftlich überlieferte Geschichte die Geschichte von Klassenkämpfen ist, so kann man eben so wohl sagen, sie sei die Geschichte der Staaten. Wenigstens in

dem Sinne, in dem Marx und Engels den Begriff des Staates auffaßten.

Wir werden dessen Definition zunächst ganz kurz erledigen können, nicht deshalb, weil alle Welt darüber einig und der Begriff ein ganz einfacher wäre. Sondern deshalb, weil uns das Werden und die Wandlungen des Staates noch eingehend beschäftigen werden und es sich dabei erst zeigen wird, wie wir die marxistische Definition des Staates aufzufassen haben.

Nach den meisten Definitionen ist der Staat ein Gebilde, das mit den Klassen nichts zu tun hat.

Viele unterscheiden nicht zwischen Staat und Gesellschaft. Komischerweise bemüht sich Cunow krampfhaft, zu beweisen, daß ich mich auch dieser Sünde schuldig mache und daher die „einfachsten Grundelemente der Marxschen Gesellschaftslehre nicht begriffen habe" („Die Marxsche Geschichts-, Gesellschafts- und Staats-Theorie", S. 263).

Bald darauf attakiert mich Cunow indes von der entgegengesetzten Seite, als Verfechter eines „halbanarchistischen Staatsnihilismus". Die eine dieser Behauptungen ist ebenso aus den Fingern gesogen wie die andere. Und dabei heben sie einander auf. Denn wenn ich den Staat mit der Gesellschaft verwechsle, kann ich ihn unmöglich negieren wollen. Oder sollte ich auch die Gesellschaft aufheben, also die Menschen alle in Robinsone (ohne Freitags) verwandeln wollen?

Indes warum bei mir stehen bleiben? Marx meinte in seinem „Kapital" (I, Volksausgabe S. 680) von der Staatsmacht, sie sei die „konzentrierte und organisierte Gewalt der Gesellschaft".

Das könnte man ja auch als Gleichsetzung von Staat und Gesellschaft betrachten. Cunow weiß natürlich sehr gut, wie weit entfernt Marx von dieser Auffassung war. (Vergleiche darüber meine Schrift: „Die Marxsche Staatsauffassung im Spiegelbild eines Marxisten".)

Aber ich will nicht leugnen, daß es Marxisten gibt, bei denen eine Gleichsetzung von Staat und Gesellschaft zu finden ist. So z. B. bei Max Adler. In seinem schon zitierten Buch über die Staatsauffassung des Marxismus erklärt er auf S. 33:

„Gesellschaft und Staat sind für den Marxisten nicht zwei verschiedene Dinge, insbesondere stehen sie nicht im Gegensatz zueinander."

Auf der nächsten Seite wendet er sich gegen Kelsen, der sagt: „Eine wesentliche Voraussetzung für den Begriff des Staates ist dessen deutliche Abgrenzung gegenüber dem der Gesellschaft." Max Adler meint demgegenüber: „darin kommt bereits sein vom Marxismus ganz verschiedener Ausgangspunkt zum Ausdruck".

Allerdings ist die Adlersche Identifizierung von Staat und Gesellschaft ganz eigenartig aufzufassen. Auf derselben Seite 34 heißt es weiter unten:

„Wenn von vornherein der Staat nur als ein Stück Gesellschaft aufgefaßt wird, wenn überhaupt keine prinzipiell-begriffliche Trennung von

Staat und Gesellschaft im Denken stattfindet, so entsteht auch kein Bedürfnis der deutlichen Abgrenzung von Staat und Gesellschaft."

Daß der Staat „nur ein Stück Gesellschaft" ist, erkenne ich vollkommen an. Aber ich vermag keineswegs einzusehen, daß das Stück und das Ganze „nicht zwei verschiedene Dinge sind", und daß man zwischen dem Stück und dem Ganzen keine „prinzipiell-begriffliche Trennung im Denken" vornehmen darf.

Auf Seite 53 spricht Adler von der „charakteristischen Dialektik im Staatsbegriff, die zu der Sonderung zweier einander entgegengesetzten Gemeinschaftsprinzipien, des altruistischen des Staates und des egoistischen der Gesellschaft geführt hat".

Wie diese „charakteristische Dialektik" gemeint ist, das muß man bei Adler selbst nachlesen. Jedenfalls ersehen wir aus diesen Sätzen, daß für ihn Staat und Gesellschaft einmal dasselbe sind, „nicht im Gegensatz zueinander stehen", dann aber doch den Gegensatz von Altruismus und Egoismus darstellen.

Wären Staat und Gesellschaft gleichbedeutend, dann hätte es Staaten seit jeher gegeben, solange das Menschengeschlecht besteht, und dann wäre es unmöglich, an eine Auflösung des Staates auch nur zu denken.

Dasselbe kann auch jenen entgegengehalten werden, die in jedem souveränen Gemeinwesen einen Staat sehen, weil jedes eine Leitung hat, bestimmten Regeln des Zusammenlebens und Zusammenwirkens unterliegt, und weil in jedem eine bestimmte Autorität bei Streitigkeiten und in zweifelhaften Fällen entscheidet, was Rechtens ist; wo endlich eine Zwangsgewalt besteht, die den Entscheidungen der Führer und Richter Geltung verschafft.

Auch diese Anschauung findet ihre Vertretung bei Max Adler. Er meint:

„In jeder Vergesellschaftung bildet sich eine gewisse Organisation heraus, die den Zweck hat, diese Lebensform der in ihr vereinigten Menschen zu erhalten und zu schützen. Diese Organisation mit ihren Trägern bildet die ‚Regierung', den ‚Staat' dieser Gesellschaftsform." (S. 52.)

Sicher hat jeder Forscher das Recht, sich eine besondere Terminologie zu schaffen. Aber wenn man als Staat jede Organisation bezeichnet, die den Zweck hat, eine bestimmte Art der Vergesellschaftung zu erhalten und zu schützen, so wird dadurch die Unterscheidung der verschiedenen Arten von Organisationen, die solchen Zwecken dienen, nicht erleichtert, sondern erschwert.

In der Regel wird denn auch heute angenommen, daß alle diese souveränen Organistionen, alle diese Gemeinwesen, eine Entwicklungsreihe bilden, als deren letztes bisheriges Glied der Staat gilt. Da man vielfach noch an der Idee festhält, daß die Menschen ursprüglich vereinzelt, das heißt, paarweise lebten, gilt als das erste Glied dieser Reihe in der Regel die Familie.

So beginnt denn auch Hegel in seiner „Rechtsphilosophie" (§ 349) die Entwicklungsweise der Gemeinwesen mit der Familie:

„Ein Volk ist zunächst noch kein Staat, und der Uebergang einer Familie, Horde, Stammes, Menge usw. in den Zustand eines Staates macht die formelle Realisierung der Idee überhaupt in ihm aus." (Grundlinien der Philosophie des Rechts, 1828, neu herausgegeben von G. Lasson, Leipzig, Meinersche Ausgabe.)

Für Mommsen ist der römische Staat nichts als eine erweiterte Familie. Er führt aus:

„Auf dem römischen Hause beruht der römische Staat, sowohl den Elementen wie der Form nach . . . Wie die Elemente des Staates die auf der Familie ruhenden Geschlechter sind, so ist auch die Form der Staatsgemeinschaft im einzelnen, wie im ganzen der Familie nachgebildet . . . Der König hat ganz die Macht in der Gemeinde, die im Haus dem Hausvater zukommt . . . Eine äußere, rechtliche Schranke hat die Königsgewalt nicht und kann sie nicht haben; für den Herrn der Gemeinde gibt es so wenig einen Richter innerhalb der Gemeinde, wie für den Hausherrn innerhalb des Hauses" usw. (Römische Geschichte, I., S. 61—63.)

Dieser Zusammenhang ist sehr geistreich, aber bloße Konstruktion. Sie geht von der Annahme aus, die Familie sei die erste Form menschlichen Zusammenlebens, das Gemeinwesen — zunächst Horde oder Stamm — nur eine erweiterte Familie. In Wirklichkeit aber ist das Gemeinwesen mit seiner Leitung eine ältere Erscheinung, als die Familie. Der Staat ist aus dem Stamm, nicht der Familie hervorgegangen.

Einen eigenartigen Stammbaum des Staates bietet uns Max Adler. Nachdem er auseinandergesetzt, daß der Staat identisch sei mit der Gesellschaft, dann, daß jede Form des Gemeinwesens als Staat anzusehen sei, erklärt er den Staat als ein Produkt der Entwicklung des Gemeinwesens, als dessen bisher höchste Form:

„Eine bestimmte, im Laufe der geschichtlichen Entwicklung zur Entfaltung gekommene Lebensform der menschlichen Vergesellschaftung bezeichnet sich im Bewußtsein ihrer Träger als ein Gemeinwesen, einen Staat; sie bleibt aber trotzdem die Gesellschaft selbst, nur auf einer bestimmten historischen Stufe ihrer Erscheinung. Sie erschien sich (? K.) früher etwa als Gens, als Stamm, als Stadt, als Volk." (Die Staatsauffassung usw., S. 50.)

Die Gens ist nie weder „etwa" noch überhaupt ein souveränes Gemeinwesen gewesen, sondern stets nur die Unterabteilung eines solchen. Der Stamm zerfiel in mehrere Gentes. Als eine Unterabteilung erhält sich die Gens auch noch längere oder kürzere Zeit im Staat. Und die Stadt wiederum bildet weder eine Vorstufe des „Volkes", noch auch des Staates. Die Stadt (unterschieden vom Dorf) und das Volk (unterschieden vom Stamm) treten erst im Staate auf.

Wir können diesen Stammbäumen des Staates nicht zustimmen, wenn sie ihn aus der Familie oder der Gens herauswachsen lassen. Aber wir stimmen ihnen insofern zu, als auch wir im Staat die höchste Form der bisherigen Entwicklung des Ge-

meinwesens sehen. Wer aber diese Auffassung teilt, kann nicht den Staat der Gesellschaft oder dem Gemeinwesen überhaupt gleichsetzen, ohne eine böse Verwirrung der Begriffe anzurichten.

Wir handeln dabei von dem Staate, wie er in der Geschichte wirklich zutage tritt, nicht etwa von dem Staate, wie er sein „soll" oder der Idee des Staates, die als etwas von der Wirklichkeit ganz Verschiedenes aufgefaßt wird.

Die Philosophen, die den Begriff des Staates nicht aus der Beobachtung von Staaten ableiten, die wirklich bestehen oder bestanden, sondern auf dem Wege der Spekulation oder Erkenntniskritik zu ihm zu gelangen suchen, haben aus dem Staate das Herrlichste und Erhabenste gemacht, das der Mensch hervorzubringen vermag.

Bekannt sind die Ueberschwänglichkeiten, die Hegel darüber äußerte. In seiner „Philosophie der Geschichte" spricht er von dem „subjektiven Willen", der „das Wesentliche selbst zum Zweck seines Daseins hat".

„Dieses Wesentliche ist selbst die Vereinigung des subjektiven und des vernünftigen Willens: es ist das sittliche Ganze — der Staat, welcher die Wirklichkeit ist, worin das Individuum seine Freiheit hat und genießt, aber indem es das Wissen, Glauben und Wollen des Allgemeinen ist . . .

„Es ist das absolute Interesse der Vernunft, daß dieses sittliche Ganze vorhanden sei; und hierin liegt das Recht und Verdienst der Heroen, welche Staaten, sie seien noch so unausgebildet gewesen, gegründet haben. In der Weltgeschichte kann nur von Völkern die Rede sein, welche einen Staat bilden. Denn man muß wissen, daß ein solcher die Realisation der Freiheit, d. i. des absoluten Endzwecks ist, daß er um seiner selbst willen ist; man muß ferner wissen, daß aller (allen ? K.) Wert, den der Mensch hat, alle geistige Wirklichkeit, er allein durch den Staat hat . . . der Staat ist die göttliche Idee, wie sie auf Erden vorhanden ist." (S. 48, 49.)

Genau in der gleichen Weise drückt sich Hegel in seiner Rechtsphilosophie aus. Den dritten Abschnitt über den Staat beginnt er mit den Worten: „Der Staat ist die Wirklichkeit der sittlichen Idee." (§ 257.)

Im nächsten Paragraphen wird der Staat „das an und für sich Vernünftige" genannt, im § 260 wird er als die „Wirklichkeit der konkreten Freiheit" bezeichnet, im Zusatz zum § 272 fordert Hegel, „den Staat wie ein Irdisch-Göttliches zu verehren". (Grundlinien der Philosophie des Rechts.)

Die gleiche Auffassung vom Staate hatte Lassalle, der im Gegensatz zu Marx und Engels, dem idealistischen, nicht vom Kopf auf die Füße gestellten, nicht materialistisch umgekrempelten Hegel treu blieb. In einem Vortrag, den er am 12. April 1862 in Berlin hielt „über den besonderen Zusammenhang der gegenwärtigen Geschichtsperiode mit der Idee des Arbeiterstandes", später (1863) veröffentlicht unter dem Titel „Arbeiterprogramm", sagte er unter anderem:

„Die Geschichte ist ein Kampf mit der Natur; mit dem Elend, der Unwissenheit, der Armut, der Machtlosigkeit und somit der Unfreiheit aller

Art, in der wir uns befanden, als das Menschengeschlecht im Anfang der Geschichte auftrat. Die fortschreitende Besiegung[1]) dieser Machtlosigkeit — das ist die Entwicklung der Freiheit, welche die Geschichte darstellt.

„In diesem Kampfe würden wir niemals einen Schritt vorwärts gemacht haben oder jemals weiter machen, wenn wir ihn als einzelne jeder für sich, jeder allein geführt hätten oder führen wollten.

„Der Staat ist es, welcher die Funktion hat, diese Entwicklung der Freiheit, diese Entwicklung des Menschengeschlechts zur Freiheit zu vollbringen.

„Der Staat ist diese Einheit der Individuen in einem sittlichen Ganzen, eine Einheit, welche die Kräfte aller einzelnen, welche in diese Vereinigung eingeschlossen sind, millionenfach vermehrt, die Kräfte, welche ihnen allen als einzelnen zu Gebote stehen würden, millionenfach vervielfältigt."

„Der Zweck des Staates ist also nicht der, dem einzelnen nur die persönliche Freiheit und das Eigentum zu schützen, mit welchen er nach der Idee der Bourgeoisie angeblich schon in den Staat eintritt; der Zweck des Staates ist vielmehr gerade der, durch diese Vereinigung die einzelnen in den Stand zu setzen, solche Zwecke, eine solche Stufe des Daseins zu erreichen, die sie als einzelne nie erreichen könnten, sie zu befähigen, eine Summe von Bildung, Macht und Freiheit zu erlangen, die ihnen sämtlich als einzelnen schlechthin unersteiglich wäre.

„Der Zweck des Staates ist somit der, das menschliche Wesen zur positiven Entfaltung und fortschreitenden Entwicklung zu bringen, mit anderen Worten, die menschliche Bestimmung, d. h. die Kultur, deren das Menschengeschlecht fähig ist, zum wirklichen Dasein zu gestalten; er ist die Erziehung und Entwicklung des Menschengeschlechts zur Freiheit."

„Dies ist die eigentliche sittliche Natur des Staates, seine wahre und höhere Aufgabe." (Lassalles Reden und Schriften, Bernsteinsche Ausgabe, Berlin 1893, II., S. 45, 46.)

Wir wollen uns nicht dabei aufhalten, daß Lassalle von einer Bestimmung des Menschengeschlechts spricht, die eine Gottheit voraussetzt, von der ihm jene Bestimmung vorgeschrieben wird; dagegen müssen wir doch ein Wort darüber äußern, daß Lassalle Begriffe, wie Elend, Unwissenheit, Armut, Unfreiheit, die aus Gegensätzen zwischen den Menschen entspringen, auf den Gegensatz zwischen Mensch und Natur anwendet. Da müßte ja bei den Tieren noch mehr Armut und Elend zu finden sein, als bei den Menschen. Aber es wird niemandem einfallen, zu behaupten, bei den Mollusken sei mehr Armut und Elend, Unwissenheit und Unfreiheit zu finden, als bei den Säugetieren.

Von Armut und Elend ist nur dort zu reden, wo reiche Leute Besitzlosen gegenüberstehen, von Unwissenheit nur dort, wo neben einem beschränkten ein höheres Wissen von Individuen gleicher Art auftritt, von Unfreiheit nur dort, wo Individuen einer Art sich den Befehlen anderer Individuen zu fügen haben. Der

[1]) Alle Unterstreichungen in diesem Zitat rühren von Lassalle selbst her. K.

Kampf gegen Armut, Elend, Unwissenheit, Unfreiheit ist ein Kampf von Menschen, die in Armut, Elend, Unwissenheit, Unfreiheit erhalten werden, gegen andere Menschen, die diesen Zustand aufrechtzuerhalten trachten. Er ist nicht ein Kampf der gesamten Menschheit gegen die Natur.

Was uns hier aber am meisten angeht, ist folgendes: Lassalle begründet seine Apotheose des Staates damit, daß er ihn dem vereinzelten Menschen gegenübersetzt. Er kennt für den Menschen nur zwei Zustände seiner Existenz: den als einzelner und den im Staate. Jede gesellschaftliche Organisation, ja bereits jeder gesellschaftliche Zusammenhang, ist ihm gleichbedeutend mit dem Staat[1]).

Daß die ganze Entwicklung des Menschen nur durch seinen gesellschaftlichen Zusammenschluß möglich war, ist sicher. Aber der Staat ist weder die einzige noch die erste Form dieses Zusammenschlusses. Der Mensch war ein geselliges Wesen bereits, als er dem tierischen Stadium noch nicht entwachsen war und noch über keine anderen Organe verfügte, als seine natürlichen.

Sicher ist der Staat für die menschheitliche Entwicklung sehr wichtig geworden, wie wir noch sehen werden. Aber aus ganz anderen Gründen, als den von Lassalle angeführten.

Was dieser vom Staate aussagt, gilt in Wirklichkeit von der Gesellschaft.

Zu ihrer Staatsauffassung kamen Hegel und Lassalle und auch andere hegelianisch oder kantianisch gerichtete Anhänger einer idealistischen Philosophie durch einen Gedankengang, gegen den sich Engels bei seiner Polemik gegen Dühring richtete. Er sagte von dessen Methode:

„Es ist dies nur eine andere Wendung der alten beliebten ideologischen, sonst auch aprioristisch genannten Methode, die Eigenschaften eines Gegenstandes nicht aus dem Gegenstand selbst zu erkennen, sondern sie aus dem Begriff des Gegenstands beweisend abzuleiten. Erst macht man sich aus dem Gegenstand den Begriff des Gegenstands; dann dreht man den Spieß um, und mißt den Gegenstand an seinem Abbild, dem Begriff. Nicht der Begriff soll sich nach dem Gegenstand, der Gegenstand soll sich nach dem Begriff richten . . . Die Wirklichkeitsphilosophie (Dührings K.) erweist sich also . . . als pure Ideologie, Ableitung der Wirklichkeit nicht aus sich selbst, sondern aus der Vorstellung." (Dührings Umwälzung usw., S. 91.)

---

1) Charakteristisch für Cunow ist folgendes: Er beschimpft mich als Vulgärmarxisten, sowohl deshalb, weil ich angeblich zwischen Staat und Gesellschaft nicht unterscheide, als auch aus dem entgegengesetzten Grunde, weil ich den Staat als eine dem Arbeiter „feindliche Institution" betrachte, dann aber konstatiert er triumphierend, daß die im obigen Zitat wiedergegebene Anschauung Lassalles vom Staat in der deutschen Arbeiterschaft immer mehr Boden gewinnt: „Im ganzen setzt sich gegenüber der vulgärmarxistischen Staatsnegationstheorie doch immer mehr jene Auffassung von der Bedeutung des Staates als Entwicklungfaktor durch, die der Hegel-

In der gleichen Weise entwickelte auch Hegel seine Staatsvorstellung. In seiner „Rechtsphilosophie", Zusatz zum § 258, heißt es:

„Bei der Idee des Staates muß man nicht besondere Staaten vor Augen haben, nicht besondere Institutionen, man muß vielmehr die Idee, diesen wirklichen Gott, für sich betrachten."

Auch Lassalle ist sich dessen bewußt, daß das, was er als Staat preist, mit dem wirklichen Staat recht wenig zu tun hat.

Wir haben bereits einen Passus aus seinem „Arbeiterprogramm" zitiert, der mit den Worten schloß: „Dies ist die eigentliche sittliche Natur des Staates, seine wahre und höhere Aufgabe." Lassalle fährt dort fort:

„Sie ist es so sehr, daß sie deshalb seit allen Zeiten durch den Zwang der Dinge selbst von dem Staat, auch ohne seinen Willen, auch unbewußt, auch gegen den Willen seiner Leiter mehr oder weniger ausgeführt wurde."

„Der Arbeiterstand aber, die unteren Klassen der Gesellschaft überhaupt haben schon durch die hilflose Lage, in welcher sich ihre Mitglieder als einzelne befinden, den tiefen Instinkt, daß eben dies die Bestimmung des Staates sei und sein müsse, dem einzelnen durch die Vereinigung aller zu einer solchen Entwicklung zu verhelfen, zu der er als einzelner nicht befähigt wäre."

„Ein Staat also, welcher unter die Herrschaft der Idee des Arbeiterstandes gesetzt wird, würde nicht mehr, wie freilich auch alle Staaten bisher schon getan, durch die Natur der Dinge und den Zwang der Umstände unbewußt und oft sogar widerwillig getrieben, sondern er würde mit höchster Klarheit und völligem Bewußtsein diese sittliche Natur des Staates zu seiner Aufgabe machen. Er würde mit freier Lust und vollkommenster Konsequenz vollbringen, was bisher nur stückweise in den dürftigsten Umrissen dem widerstrebenden Willen abgerungen worden ist[1])." (S. 47.)

Wenn man von einem Begriff sagt, er sei der „eigentliche" und „wahre", kann man darauf wetten, daß der wirkliche Gegenstand das Gegenteil des „wahren Begriffes" ist.

Die wahre Liebe ist das nicht.

So erfahren wir auch hier, daß der eigentliche und wahre Staat bisher noch gar nicht bestand, sondern erst die Herrschaft der Arbeiterklasse oder, wie Lassalle verhegelt sagt, „die Herrschaft der Idee des Arbeiterstandes" sich konsequent und bewußt „diese sittliche Natur des Staates zu ihrer Aufgabe machen würde". Die „Natur" des Staates ist also etwas, das nicht als vollendete Tatsache, sondern als „Aufgabe" vor uns steht. Und dieselbe Natur des Staates hat die Eigentümlichkeit, daß sie dem widerstrebenden Willen — wessen? offenbar derjenigen, die den Charakter des Staates bestimmten —, nur stückweise, in den

---

schüler Ferdinand Lassalle in seinem „Arbeiterprogramm" in die Worte faßt: (usw. siehe oben).

[1]) Von mir unterstrichen. K.

dürftigsten Umrissen abgerungen worden ist. Das heißt, die Natur des Staates ging dem Staat bisher wider die Natur.

Würde man wohl die Natur eines Löwen als Raubtiernatur bezeichnen, wenn das Erbeuten und Verzehren von Tieren ihm nur „stückweise, entgegen seinem widerstrebenden Willen, in den dürftigsten Umrissen" aufgedrängt worden wäre?

Die Idee des Staates bei Hegel und Lassalle ist das gerade Gegenteil des bisherigen wirklichen Staates. Das heißt, der tatsächliche Ausgangspunkt des Hegelschen Staatsbegriffs ist im Grunde auch der wirkliche Staat — alle unsere Begriffe stammen aus der Außenwelt. Aber die bloße Idee des Staates erlaubt es, von so vielen Merkmalen des wirklichen Staates zu abstrahieren, die unerwünscht sind, und so viele Merkmale in ihn hineinzugeheimnissen, die man gerne in ihm sähe, daß das Endergebnis der Idee der Gegensatz zur Wirklichkeit wird.

Dabei bleibt aber auch der idealistische Philosoph der Gefangene der Wirklichkeit, das heißt der Außenwelt, die ihn umgibt. Mag sich auch in seinem Bewußtsein die Idee des Staates von der Vorstellung des wirklichen Staates, mit dem er zu tun hat, loslösen, unbewußt wirkt die Vorstellung des einen Staates auf die des anderen ein und verfälscht sie. So kommen auch Hegel wie Lassalle dazu, in dem preußischen Staat, in dem sie lebten, mehr Züge der Idee des Staates, der sie begeisterte, zu entdecken, als die Tatsachen rechtfertigten.

Lassalles Biograph Hermann Oncken, der daran großen Gefallen findet, sagt darüber:

„Lassalle konnte den Massen die Staatsidee, die sich ihnen sonst nur in den einzelstaatlichen autoritären Zufallsgebilden[1]) darstellte, in einer reineren und allgemeinen nationalen Form vorführen und zu seinem Teil dazu beitragen, daß sie der Demokratie und den noch unorganisierten Mächten der Zukunft nicht ganz verloren ging.

Damit aber erging es ihm ähnlich wie seinem Meister Hegel. Bekanntlich hat R. Haym einmal die sarkastische Bemerkung gemacht, in der Hegelschen Rechtsphilosphie habe das schöne Standbild des antiken Staates einen schwarzweißen Anstrich bekommen. Dagegen hat Lasson mit Recht geltend gemacht, Hegels Verhältnis zum preußischen Staat sei vielmehr dergestalt zu bestimmen, daß er nicht etwa seine Auffassung vom Staate erst dem preußischen Vorbilde verdanke oder sie ihm angeglichen habe, sondern, daß er ganz unabhängig und vielmehr im Gegensatz gegen seine vorgefaßte Meinung von preußischen Verhältnissen eine Staatsidee entwickelt habe, von der er hernach erkennen mußte, daß für ihre Verwirklichung nirgends so wie in Preußen die Gewähr gegeben sei.

So konnte man sagen, daß Lassalle, der theoretisch immer Althegelianer geblieben ist, einen verwandten Weg wenigstens eine größere Strecke lang geführt worden ist." (H. Oncken, Lassalle, eine politische Biographie, 4. Aufl., Stuttgart 1923, S. 365.)

---

[1]) Die Wirklichkeit soll also Zufall sein. K.

Allerdings muß Oncken hier zugeben, daß Lassalle den verwandten Weg nur „eine gewisse Strecke lang" von Hegel geführt worden ist. Die Situation, in der Lassalle emporwuchs, war von der Hegels grundverschieden.

Dieser wirkte in der Zeit der heftigsten Reaktion nach der großen Revolution. In einer Zeit, in der eine offene und erfolgreiche oppositionelle Tätigkeit selbständiger Denker in der Politik ganz ausgeschlossen war. Und der Beamtenstaat erschien als der Abschluß der bisherigen Entwicklung.

Hegel konnte nur rein theoretisch wirken, in einer Weise, die ihn als festeste Stütze einer konservativen Weltanschauung erscheinen ließ. Lassalles Wirken fiel dagegen in eine Zeit lebhaftester politischer Bewegungen gegen den feudalen, den bureaukratischen, den militärischen Staat.

Der Umsturz der bestehenden Staatsform wurde unter diesen Umständen für alle energischen Verfechter sowohl bürgerlicher wie proletarischer Interessen die wichtigste praktische Aufgabe. Lassalle, dieser Mann der Tat, wurde daher ein glühender Revolutionär. Aber er hatte sich an Hegel gebildet, wie fast alle bedeutenden Denker Deutschlands, die in den ersten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts geboren wurden. Und er gehörte zu den wenigen jüngeren Hegelianern, die unberührt blieben von jeder Kritik an Hegel. Mit Recht nennt ihn Oncken einen Althegelianer.

Als solcher übernahm er, trotz seines revolutionären Denkens, ohne jede Kritik — diese war überhaupt in der Theorie nicht seine starke Seite, auch in der politischen Oekonomie nicht — die Hegelsche Auffassung vom Staat. Und sie ermöglichte es ihm, daß er im Gegensatz zu fast allen seinen früheren politischen Freunden, in der Zeit seiner Arbeiteragitation trotz der seit Hegels Tode (1831) so gänzlich veränderten Situation schließlich seine Hoffnung in die preußische Militärmonarchie setzte. Er glaubte, wenn sie nur das allgemeine, gleiche Wahlrecht akzeptiere, werde sie das Mittel werden, das Proletariat zu befreien, durch Produktivgenossenschaften, die der von Bismarck geleitete Militärstaat subventionieren sollte. Ja Lassalle kam dabei schließlich so weit, triumphierend zu verkünden (in der Ronsdorfer Rede), daß der preußische König „die Wahrheit unserer Lehren und die Gerechtigkeit unserer Forderungen" anerkannt habe (Bernsteinsche Ausgabe der Reden und Schriften Lassalles, II., S. 867.)

Gewiß war Lassalle in einer Zwangslage, als er so weit ging. Aber ohne seine Staatsidee hätte er sich kaum zu solchen, für einen revolutionären Republikaner ganz unglaublichen Aeußerungen fortreißen lassen.

Gerade jene seiner politischen Forderungen und Aeußerungen, die aus seiner Althegelschen Staatsidee hervorgingen oder ihm

durch sie nahegelegt wurden, sind das Sterblichste an Lassalles historischem Werke geworden. Weder seine Forderung von Staatssubventionen für Produktivgenossenschaften noch seine Berufung auf das Königtum als Schwurzeugen für die Wahrheit der sozialistischen Lehre hat historische Wirkung geübt oder vorbildliche Bedeutung erlangt.

Theoretisch aber hat die idealistische Methode der Betrachtung des Staates, die ihre Staatsidee nicht nur aus der Wirklichkeit, sondern auch aus den Wünschen und Bedürfnissen der jeweiligen Idealisten schöpft, zu nichts geführt als zu Dunkelheiten, Inkonsequenzen und Widersprüchen. Einige Beispiele dafür haben wir im vorstehenden kennengelernt.

Achtes Kapitel.

Die Marxistische Auffassung des Staates.

Wie Lassalle waren auch Marx und Engels Schüler Hegels. Aber sie wurden bald von der Feuerbachschen Fortentwicklung des Hegelianismus in der Richtung zum Materialismus hin erfaßt und schritten schließlich über Feuerbach selbst hinaus zu ihrer Art des dialektischen Materialismus und zu ihrer materialistischen Geschichtsauffassung.

Das zeigt sich auch in ihrer Staatsauffassung. Anfangs der vierziger Jahre war sie noch ganz die Hegelsche. In der „Rheinischen Zeitung", 10., 12. und 14. Juli 1842, veröffentlichte Marx drei Artikel mit dem Titel „Der leitende Artikel in Nr. 79 der Kölnischen Zeitung"[1]). Es heißt dort zum Schluß:

„Wenn die früheren philosophischen Staatsrechtslehrer aus den Trieben, sei es des Ehrgeizes, sei es der Geselligkeit oder zwar aus der Vernunft, aber nicht aus der Vernunft der Gesellschaft, sondern aus der Vernunft des Individuums den Staat konstruierten: so die ideellere und gründlichere Ansicht der neuesten Philosophie aus der Idee des Ganzen. Sie betrachtet den Staat als den großen Organismus, in welchem die rechtliche, sittliche und politische Freiheit ihre Verwirklichung zu erhalten hat und der einzelne Staatsbürger in den Staatsgesetzen nur den Naturgesetzen seiner eigenen Vernunft, der menschlichen Vernunft, gehorcht. Sapienti sat."

---

[1]) In seinem Buche über die Marxsche Geschichts-, Gesellschafts- und Staatstheorie I., S. 283, meint Cunow auf Grund dieses Titels, Marx habe den Artikel für die „Kölnische Zeitung" geschrieben. In Wirklichkeit war es eine Polemik, die in der „Rheinischen Zeitung" gegen einen Leitartikel der „Kölnischen" erschien. Marx schrieb nie für diese. Vergl. „Gesammelte Schriften von Marx und Engels, herausgegeben von Mehring, Stuttgart, 1902, I., S. 259 ff. Dort ist nur der letzte der drei Artikel abgedruckt, und der nicht vollständig. Alle drei Artikel sind unverkürzt zu finden in dem ersten Bande der monumentalen Gesamtausgabe der Arbeiten von Marx und Engels, herausgegeben von Rjazanov. Frankfurt a. M. 1927.

Kurz vor der Veröffentlichung dieses Artikels war Feuerbachs „Wesen des Christentums“ erschienen, das bald das Marxsche wie das Engelsche Denken revolutionieren sollte. Gleichzeitig lernten beide auch den Sozialismus und die politische Oekonomie Frankreichs und Englands sowie die Revolutionsgeschichte dieser Staaten näher kennen. Dabei wandelte sich auch die Staatsauffassung der beiden Denker. In der „heiligen Familie“, die sie vereint 1845 herausgaben, konstatiert Marx bereits den Unterschied zwischen Staat und Gesellschaft und die Ueberlegenheit dieser über jenen:

„Nur der politische Aberglaube bildet sich noch heutzutage ein, daß das bürgerliche Leben vom Staat zusammengehalten werden müsse, während umgekehrt in der Wirklichkeit der Staat von dem bürgerlichen Leben zusammengehalten wird.“ (Die heilige Familie oder Kritik der kritischen Kritik, Frankfurt a. M. 1845, „Kritische Schlacht gegen die französische Revolution, S. 189. In der Mehringschen Ausgabe aus dem literarischen Nachlaß von Marx und Engels, II., S. 227.)

Kurz vorher sagt er:

„Das ausgebildete moderne Staatswesen hat ... die entwickelte bürgerliche Gesellschaft ... zugrunde liegen. ... Der Gegensatz von demokratischem Repräsentativ-Staat und bürgerlicher Gesellschaft ist die Vollendung des klassischen Gegensatzes von öffentlichem Gemeinwesen und Sklaventum. In der modernen Welt ist jeder zugleich Mitglied des Sklaventums und des Gemeinwesens. Eben das Sklaventum der bürgerlichen Gesellschaft ist dem Schein nach die größte Freiheit, weil die scheinbar vollendete Unabhängigkeit des Individuums, welches die zügellose, nicht mehr von allgemeinen Banden und nicht mehr vom Menschen gebundene Bewegung seiner entfremdeten Lebenselemente, wie z. B. des Eigentums, der Industrie, der Religion usw. für seine eigene Freiheit nimmt, während sie vielmehr seine vollendete Knechtschaft und Unmenschlichkeit ist.“ (S. 180—182, Mehringsche Ausgabe S. 222. Die Unterstreichungen sind alle aus dem Original übernommen. In der Mehringschen Ausgabe ist jede Unterstreichung getilgt. K.).

Wie ganz anders klingt dies, als die Hegelianisch-Lassallische Vergöttlichung des Staates, dem wir alles zu verdanken haben sollen, was die Gesellschaft geleistet hat, ohne den wir Tiere wären, der dem Menschengeschlecht die wahre Freiheit und Vollendung bringt.

Hier zeigt sich Marx bereits auf dem Wege zu seiner ihm wie Engels eigentümlichen Staatsauffassung. Sie ist dem Cunow von heute ein Greuel. Er sucht sie nach Möglichkeit herabzusetzen, einmal dadurch, daß er tut, als sei sie speziell von mir und meinen Freunden aufgestellt worden und bedeute eine Verballhornung des Marxismus, einen „Vulgärmarxismus“. Aber er kann doch nicht ganz leugnen, daß Marx selbst sie verkündete, und so sucht er auch ihren Ursprung bei ihm zu verdächtigen in seinem hier schon mehrfach zitierten Werk über die Marxsche Staatstheorie. (I, S. 284):

„Von dieser Auffassung aus war es unter dem Einfluß der gegen den Staatszwang eifernden englischen Staatstheoretik und der demokratischen Bekämpfung der Staatsbilanzierungspolitik Napoleon III. nur ein relativ kleiner Schritt bis zu dem Standpunkt, der heutige Staat sei nur eine der Niederhaltung der proletarischen Volksschichten dienende Schmarotzer-Institution, die möglichst bald wieder verschwinden müsse."

Es ist mehr als komisch, anzunehmen, Marx und Engels hätten sich je in ihren wissenschaftlichen Auffassungen durch Manchesterliberalismus und bürgerlichen Radikalismus bestimmen lassen. Und nicht minder steht in Widerspruch zu den Tatsachen die Behauptung, Marx und Engels hätten im Staate nichts als eine schädliche „Schmarotzer-Institution" gesehen, „die möglichst bald wieder verschwinden müsse".

Dies von Marx zu behaupten, dem entschiedenen Bekämpfer des Anarchismus, sowohl proudhonistischer wie bakunistischer Färbung! Von Marx, der in seiner „Inauguraladresse" wie im „Kapital" das hohe Lied des staatlichen Arbeiterschutzes sang und nicht die Zerstörung, sondern die Eroberung der Staatsgewalt als unerläßliches Mittel zur Befreiung des Proletariats betrachtete!

Cunow hatte bei seinem Satze wohl die Ausführungen im Auge, die Marx in seinem „Achtzehnten Brumaire" über den neuen französischen Staat machte. Er schilderte ihn dort folgendermaßen:

„Diese Exekutivgewalt mit ihrer ungeheuren bureaukratischen und militärischen Organisation, mit ihrer weitschichtigen und künstlichen Staatsmaschinerie, ein Beamtenheer von einer halben Million nebst einer Armee von einer andern halben Million, dieser fürchterliche Parasitenkörper, der sich wie eine Netzhaut um den Leib der französischen Gesellschaft schlingt und ihr alle Poren verstopft, entstand in der Zeit der absoluten Monarchie." (Der achtzehnte Brumaire, 2. Aufl., Hamburg 1869, S. 87.)

Marx zeigt dann, wie die erste Revolution, das erste Kaiserreich, die Wiederherstellung der legitimen Monarchie, dann die Juli-Monarchie und schließlich die parlamentarische Republik diesen bureaukratisch-militaristischen Parasitenkörper der Staatsgewalt (Schmarotzerinstitution bei Cunow) immer mehr ausdehnten und verstärkten:

„Alle Umwälzungen vervollkommneten diese Maschine, statt sie zu brechen."

Unter Napoleon III. scheine diese Staatsmaschine ganz selbständig der Gesellschaft gegenüber geworden zu sein. Aber um so mehr konzentriere nun die Revolution „alle ihre Kräfte der Zerstörung gegen sie" (die staatliche Exekutivgewalt).

In einem Brief an Kugelmann vom 12. April 1871 sagt Marx darüber:

„Wenn du das letzte Kapitel meines „achtzehnten Brumaire" nachsiehst, wirst du finden, daß ich als nächsten Versuch der französischen Revolution ausspreche, nicht mehr wie bisher die b u r e a u k r a t i s c h - m i l i t a r i s t i s c h e M a s c h i n e r i e aus einer Hand in die andere zu

übertragen, sondern sie zu zerbrechen, und das ist die Vorbedingung jeder wirklichen Volksrevolution auf dem Kontinent.'"

Hier sieht man deutlich, was Marx unter der „Schmarotzer-Institution", unter dem „Parasitenkörper" verstand, der von der nächsten Revolution (nach 1848) zu zerbrechen war: nicht der Staat, sondern die bureaukratisch-militärische Maschinerie, also eine besondere Staatsform, die der bureaukratischen Militärmonarchie.

Daß der Kampf gegen diese besondere Staatsform nicht gleichbedeutend ist mit dem Kampf gegen den Staat überhaupt, dafür sollte selbst Cunow nicht ganz blind sein. Sonst hätte auch er „Staatsnihilismus" vor dem Kriege getrieben, als er innerhalb der deutschen Sozialdemokratie gegen die bureaukratische Militärmonarchie zu Felde zog. Nicht Abschaffung des Staates, sondern die Herstellung der demokratischen Republik ohne Herrschaft der Bürokratie und des Militärs, das war es, was Marx im Jahre 1852 zur Zeit der Abfassung des achtzehnten Brumaire und auch später als Aufgabe der nächsten Revolution in Frankreich betrachtete. Natürlich galten seine Worte auch für jedes andere Staatswesen, das von einer übermächtigen Bureaukratie und Armee beherrscht wird. Aber sie besagten keineswegs, daß die Aufgabe der nächsten Revolution (nach 1848) in der Beseitigung des Staates zu bestehen habe.

Im Gegenteil betrachteten Marx und Engels es als wichtigste Aufgabe der Arbeiterklasse, nach Eroberung der demokratischen Republik in dieser die Staatsgewalt zu gewinnen, als Mittel zur ökonomischen Befreiung des Proletariats.

Es ist ja selbstverständlich, daß der Kampf gegen die Militärmonarchie nicht gleichbedeutend ist mit dem Kampf gegen den Staat überhaupt. Sollte jemand trotzdem, auf Cunow gestützt, daran zweifeln, daß auch Marx dieser Meinung war, dann sei er auf die Marxsche Kritik am Gothaer Programm verwiesen, wo es heißt:

„Da man nicht in der Lage ist — und weislich, denn die Verhältnisse gebieten Vorsicht — die demokratische Republik zu verlangen, wie es die französischen Arbeiterprogramme unter Louis Philippe und unter Louis Napoleon taten, so hätte man nicht zu der . . . Finte flüchten sollen, Dinge, die nur in einer demokratischen Republik Sinn haben, von einem Staate zu verlangen, der nichts anderes als ein mit parlamentarischen Formen verbrämter, mit feudalem Beisatz vermischter, schon von der Bourgeoisie beeinflußter, bureaukratisch gezimmerter, polizeilich gehüteter Militärdespotismus ist." . . .

Und dann spricht Marx von der vulgären Demokratie,

„die in der demokratischen Republik das tausendjährige Reich sieht und keine Ahnung davon hat, daß gerade in dieser letzten Staatsform der bürgerlichen Gesellschaft der Klassenkampf definitiv auszufechten ist." („Neue Zeit" IX., I, S. 573.)

was natürlich voraussetzt, daß diese letzte Staatsform gewonnen und nicht vernichtet wird.

Kurz vor dieser Stelle erklärt Marx:

„Die Freiheit besteht darin, den Staat aus einem der Gesellschaft übergeordneten in ein ihr durchaus untergeordnetes Organ zu verwandeln."

Das und nicht die Abschaffung des Staates erscheint als die Aufgabe des Proletariats, sobald es die politische Macht erlangt hat.

Aber allerdings, wenn sie auch nicht den Staat abschaffen wollten, blieben Marx und Engels doch von der Hegel-Lassalleschen Verhimmelung des Staates frei. Sie kamen dahin, ihn als einen Machtapparat im Dienste herrschender und ausbeutender Klassen zur Niederhaltung der Beherrschten und Ausgebeuteten zu betrachten, als eine Organisation, die ein Stück Gesellschaft umfaßt, aber nicht allen Mitgliedern dieses Stückes dient, sondern nur einer Minderheit, die durch den staatlichen Apparat die Kräfte der Gesamtheit in ihren Dienst stellt und ihre eigenen Kräfte dadurch verzehnfacht.

Schon im kommunistischen Manifest erklärten Marx und Engels vereint:

„Die politische Gewalt im eigentlichen Sinne ist die organisierte Gewalt einer Klasse zur Unterdrückung einer anderen." (7. Ausgabe, S. 38.)

Diese Auffassung der „politischen Gewalt", das heißt, des Staates, wurde indes nicht, wie ihre Vorgängerinnen, rein spekulativ ersonnen.

Sie beruhte auf der Beobachtung aller Staaten, von denen Kunde zu uns gekommen ist, bis in unsere Zeit.

Wie alle ihre grundlegenden Anschauungen haben Marx und Engels auch die vom Wesen des historischen Staates gemeinsam entwickelt. Aber es war hauptsächlich Engels, der sie eingehender zur Darstellung brachte. So namentlich in seinem Anti-Dühring, wie in seiner Schrift über den „Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates" und endlich in seiner Vorrede zur dritten deutschen Auflage des Marxschen „Bürgerkrieg in Frankreich".

Mit den beiden ersteren werden wir uns noch beschäftigen müssen bei der Untersuchung der Entstehung des Staates.

So sei hier nur ein Satz aus der drittgenannten Abhandlung zitiert, der die marxistische Auffassung vom Staate scharf beleuchtet.

In der Adresse des Generalrats der Internationale über die Pariser Kommune mußte Marx auch deren Staatsauffassung auseinandersetzen. Das war nicht leicht, denn in der Kommune standen sich zwei Anschauungen gegenüber, die anscheinend völlig unversöhnlich mit einander waren: einerseits die proudhonistische, die das wollte, was Cunow Marx und Engels unterschiebt, den Staat möglichst bald auflösen, und die jakobinisch-blanquistische, die sich des Staatsapparates so wie er war, bemächtigen wollte, um ihn zu einem Werkzeug der sozialen Revolution zu machen.

Die Verhältnisse, unter denen die Pariser Kommune ins Leben trat, verhinderten das eine wie das andere, sowohl daß Paris völlig selbständig vom übrigen Frankreich, wie daß es der allmächtige Herr über ganz Frankreich wurde. Ich habe darüber gehandelt in meinem Buch betitelt „Terrorismus und Kommunismus" (Berlin, zweite Aufl., 1925). Die beiden streitenden Richtungen der Kommune wurden durch die Verhältnisse gedrängt, trotz ihrer verschiedenen Theorien praktisch in der gleichen Richtung zu arbeiten, gerade in derjenigen, die Marx für die richtige hielt, und die er mit ruhigem Gewissen verteidigen durfte: In der Richtung nicht der Auflösung des Staats überhaupt, wohl aber der Auflösung seines militärisch-bureaukratischen Machtapparates, der ihn in hohem Grade unabhängig machte von der Gesellschaft. In der Richtung der Schaffung einer von Bureaukraten- und Militärherrschaft befreiten demokratischen Republik.

Marx sagte darüber („Bürgerkrieg in Frankreich", S. 43):

„Die Arbeiterklasse kann nicht die fertige Staatsmaschinerie einfach in Besitz nehmen und diese für ihre eigenen Zwecke in Bewegung setzen.

„Die zentralisierte Staatsmacht mit ihren allgegenwärtigen Organen — stehende Armee, Polizei, Bureaukratie, Geistlichkeit, Richterstand, Organe, geschaffen nach dem Plan einer systematischen und hierarchischen Teilung der Arbeit — stammt her aus den Zeiten der absoluten Monarchie, wo sie der entstehenden Bourgeoisgesellschaft als eine mächtige Waffe in dem Kampfe gegen den Feudalismus diente . . . In dem Maße, wie der Fortschritt der modernen Industrie den Klassengegensatz zwischen Kapital und Arbeit entwickelte, erweiterte, vertiefte, in demselben Maße erhielt die Staatsmacht mehr und mehr den Charakter einer öffentlichen Gewalt zur Unterdrückung der Arbeiterklasse, einer Maschine der Klassenherrschaft. Nach jeder Revolution, die einen Fortschritt des Klassenkampfes bedeutet, tritt der rein unterdrückende Charakter der Staatsmacht offener und offener hervor. . . .

„Der gerade Gegensatz des Kaisertums war die Kommune. Der Ruf nach der „sozialen Republik," womit das Pariser Proletariat die Februarrevolution (1848) einführte, drückte nur das unbestimmte Verlangen aus nach einer Republik, die nicht nur die monarchistische Form der Klassenherrschaft beseitigen sollte, sondern die Klassenherrschaft selbst. Die Kommune war die bestimmte Form dieser Republik. . . .

„Die Kommune machte das Stichwort aller Bourgeois-Revolutionen — wohlfeile Regierung — zur Wahrheit, indem sie die beiden größten Ausgabequellen, die Armee und das Beamtentum, aufhob. Ihr bloßes Bestehen setzte das Nichtbestehen der Monarchie voraus, die, wenigstens in Europa, der regelrechte Ballast und der unentbehrliche Deckmantel der Klassenherrschaft ist. Sie verschaffte der Republik die Grundlage wirklich demokratischer Einrichtungen."

Man sieht, immer wieder betont Marx als das nächste praktische Ziel des Proletariats nicht die Aufhebung des Staates, sondern die Ersetzung der bureaukratischen Militärmonarchie durch eine wirklich demokratische Republik.

Aber dabei wird stets der Charakter des Staates als Mittel der Klassenherrschaft betont. Im obigen Zitat allerdings nur der Charakter des zentralisierten Polizei- und Militärstaates.

In seinem Vorwort zur dritten Auflage des „Bürgerkrieges" kommt Engels auch auf diese Seite der Schrift zu sprechen. Er gibt ihr aber eine umfassendere Bedeutung. Marx wurde durch den Aufstand der Kommune nur veranlaßt, von der Militärmonarchie als Werkzeug der Klassenherrschaft zu sprechen. Engels dehnt diese Charakteristik auf den Staat überhaupt aus — nicht im Gegensatz zu Marx, wie schon die im gleichen Sinne gehaltenen Ausführungen des Anti-Dühring beweisen, der noch bei Marx Lebzeiten und mit seiner vollen Zustimmung verfaßt wurde (1877 und 1878).

In der Engelsschen Vorrede, verfaßt 1891, heißt es:

„Diese Sprengung der bisherigen Staatsmacht und ihre Ersetzung durch eine neue, in Wahrheit demokratische, ist im dritten Abschnitt des „Bürgerkriegs" eingehend geschildert. Es war aber nötig, hier nochmals auf einige Züge derselben einzugehen, weil gerade in Deutschland der Aberglaube an den Staat aus der Philosophie sich in das allgemeine Bewußtsein der Bourgeoisie und selbst vieler Arbeiter übertragen hat. Nach der philosophischen Vorstellung ist der Staat die „Verwirklichung der Idee" oder das ins Philosophische übertragene Reich Gottes auf Erden, das Gebiet, worauf die ewige Wahrheit und Gerechtigkeit sich verwirklicht oder verwirklichen soll. Und daraus folgt dann eine abergläubische Verehrung des Staates und alles dessen, was mit dem Staate zusammenhängt, und die sich um so leichter einstellt, als man sich von Kindesbeinen daran gewöhnt hat, sich einzubilden, die der ganzen Gesellschaft gemeinsamen Geschäfte und Interessen könnten nicht anders besorgt werden, als wie sie bisher besorgt worden sind, nämlich durch den Staat und seine wohlbestallten Behörden. Und man glaubt schon einen ganz gewaltig kühnen Schritt getan zu haben, wenn man sich frei gemacht vom Glauben an die erbliche Monarchie und auf die demokratische Republik schwört. In Wirklichkeit aber ist der Staat nichts als eine Maschine zur Unterdrückung einer Klasse durch eine andere, und zwar in der demokratischen Republik nicht minder als in der Monarchie; und im besten Fall ein Uebel, das dem im Kampf um die Klassenherrschaft siegreichen Proletariat vererbt wird, und dessen schlimmste Seiten es, ebensowenig wie die Kommune, umhin können wird, sofort möglichst zu beschneiden, bis ein in neuen, freien Gesellschaftszuständen herangewachsenes Geschlecht imstande sein wird, den ganzen Staatsplunder von sich abzutun."

Auch hier ist keine Rede davon, daß das siegreiche Proletariat den Staat sofort aufzuheben habe. Es habe bloß die Allmacht die Staatsorgane „möglichst zu beschneiden". Wohl spricht Engels vom Abtun des „ganzen Staatsplunders", doch betrachtet er das als eine Aufgabe späterer Generationen, die in „neuen freien Gesellschaftszuständen" herangewachsen sind.

Die Staatsauffassung, die im Anschluß an Marx von Engels hier geäußert wird, ist auch die meine. Sie liegt den folgenden Untersuchungen über den Staat zu Grunde.

Allerdings ist dabei eines zu bemerken. Diese Auffassung wurde nicht aus der „Idee“ des Staates abgeleitet, sondern durch Beobachtung der Staaten gewonnen, die bisher in der Geschichte aufgetreten sind. Sie ist also keine ewige Auffassung, sondern hängt von der Gestalt ab, die der Staat jeweilig annimmt.

Seit den letzten Engelsschen Aeußerungen über den Staat ist mehr als ein Menschenalter vergangen, das den Charakter der modernen Staaten nicht unberührt gelassen hat. Ob die Marx-Engelssche Kennzeichnung des Staates, die für ihre Zeit noch vollständig zutraf, auch heute ohne Einschränkung gilt, wird besonders zu untersuchen sein. Aber das kann mit Erfolg erst geschehen, nachdem wir den bisherigen Staat ausreichend kennen gelernt haben. Nur aus der Erkenntnis des bisherigen Staates heraus ist der moderne Staat völlig zu begreifen, sowohl in seinen Uebereinstimmungen, wie in seinen Abweichungen vom alten Staat.

Davon handeln wir hier noch nicht. Es sei darauf nur deshalb jetzt schon verwiesen, damit der Leser bei den zunächst folgenden Ausführungen über den Staat stets nur den alten im Auge hat, an ihm meine Ausführungen mißt und von dem modernen Staat solange absieht, bis ich ausdrücklich auf ihn zu sprechen komme.

Vom Lassalleschen Staatsbegriff handeln wir nicht weiter. Wohl behält Lassalle recht, wenn er behauptet, daß der Staat seinen Mitgliedern Reichtum, Wissen, Macht und Freiheit bringt. Aber nicht allen seinen Mitgliedern bringt er diese Gaben, sondern nur den Mitgliedern der ausbeutenden und herrschenden Klassen. Den ausgebeuteten und beherrschten bringt er Armut und Elend, Unwissenheit, Ohnmacht, und Unfreiheit.

Auf der anderen Seite ist es richtig, daß in jedem Gemeinwesen ebenso wie im Staate (im Marxschen Sinne) eine Leitung vorhanden ist, eine richterliche Gewalt zur Austragung von Streitigkeiten, sowie eine bewußte Regelung des gesellschaftlichen Zusammenwirkens, entweder von Fall zu Fall oder grundsätzlich für alle erwarteten Fälle gleicher Art, soweit soziale Triebe und Instinkte, Sitten und der Druck der Tatsachen nicht ausreichen, dieses Zusammenwirken zu erzielen. In den Gemeinwesen, die im Marxschen Sinne Staten sind, ebenso wie in den anderen, die es nur im Lassalleschen Sinne sind, gibt es eine Zwangsgewalt, die das Individuum zwingt, den Anordnungen der Leiter, der Richter, der Gesetzgebung Folge zu leisten. Aber das Bestehen einer solchen Zwangsgewalt macht ein Gemeinwesen noch nicht schon zum Staat im Marxschen Sinne.

Im vorstaatlichen Gemeinwesen wird diese Zwangsgewalt gebildet durch das Uebergewicht der Mehrheit über die Minderheit, das erdrückend wirkt dort, wo es ein Uebergewicht der Gesamtheit gegenüber einem einzelnen ist.

Die Macht des Stammes-Häuptlings gegenüber dem einzelnen Stammesmitglied ist absolut dort, wo er den Stamm hinter sich hat. Dagegen wird er ohnmächtig, wenn er sein Prestige im Stamme verliert. Im primitiven Stamme ist jeder bewaffnet und in den Waffen geübt, und zwar alle ungefähr gleichmäßig. Der Häuptling oder Richter verfügt da über keine anderen Zwangsmittel, um seine Entscheidungen durchzusetzen, als die Zustimmung der Masse des Stammes.

Der Staat bedeutete dagegen bisher die Herrschaft der Minderheit über die Mehrheit. Seine Zwangsgewalt beruhte nicht auf dem moralischen Uebergewicht der Mehrheit, der großen Masse, sondern auf der Uebermacht einer Minderheit über eine große Mehrheit — einer Uebermacht, die aus einer Ueberlegenheit der Waffen, des Wissens, des Reichtums, ökonomischer oder sonstiger Unentbehrlichkeit hervorgehen konnte.

Man kann sehr wohl anerkennen, daß ein Gemeinwesen ohne eine gewisse Zwangsgewalt seiner Organe gegenüber dem einzelnen nicht bestehen kann, und doch die bisherige staatliche Zwangsgewalt entschieden bekämpfen.

Zweiter Abschnitt.

Das Werden des Staates und der Klassen.

Erstes Kapitel.

Die Engelssche Hypothese.

Die geschriebene Geschichte ist eine Geschichte von Staaten und von Klassenkämpfen. Bei Beginn dieser Geschichte finden wir bereits beide, Staat und Klasse, aufs engste miteinander verbunden.

Um eine Erscheinung vollständig zu begreifen, reicht es nicht hin, sie zu erkennen, wie sie ist, d. h. ihre Unterschiede von anderen Erscheinungen festzustellen, mit denen sie zusammenhängt. Man muß auch wissen, wie sie geworden ist, welches die Erscheinungen waren, aus denen sie hervorging, und welches die Anstöße, die jene vorhergehende Erscheinung zu solchen Fortbewegungen und Wandlungen veranlaßten, daß die neue Erscheinung aus ihr hervorging.

Leider wissen wir über die ersten Anfänge der Staaten und Klassen gar nichts. Die Berichte über Staatengründungen der Vorzeit, etwa die Gründung Roms durch Romulus und Remus, sind bloß Märchen ohne jeden geschichtlichen Wert.

Wohl besitzen wir ausreichende Berichte über zahlreiche Staatengründungen, z. B. die der germanischen Staaten seit der Völkerwanderung, aber alle diese Staaten wurden auf den Trümmern vorhergehender Staaten, z. B. des Römerreiches, begründet und bildeten im Grunde nur Umwandlungen bestehender Staaten. Über das Aufkommen eines Staates in einer Zeit, wo es nur vorstaatliche Gemeinwesen gab, liegt kein einziger Bericht vor.

Wohl haben sich zahlreiche primitive Gesellschaften und Gemeinwesen bis in die historische Zeit hinein erhalten. Aber sie alle entwickeln sich so langsam, daß Veränderungen bei ihnen für den zivilisierten Beobachter, der nur kurze Zeit mit ihnen in Verbindung steht, nicht wahrnehmbar werden. Wo aber ein primitives Gemeinwesen mit einem höherstehenden in dauernde Berührung kommt, da übernimmt es von diesem so viel, daß es Ursprünglichkeit und Selbständigkeit in hohem Maße verliert und seine weitere Entwicklung nicht mehr als Beispiel des Entwicklungsganges der Vorzeit betrachtet werden darf. Wir sind so weit gekommen, auf Grund der Erforschung heute noch bestehender primitiver Völkerschaften, eine Aufeinanderfolge der Stadien

der menschlichen Entwicklung bis zu den Zeiten der geschriebenen Geschichte entwerfen zu können. Freilich sind auch über diese Aufeinanderfolge die Forscher keineswegs in allen Punkten einig und es sind noch viele Auffassungen darüber im Flusse.

In bezug auf die Methoden, mit denen sich die Fortentwicklung von einem dieser Stadien zu dem nächstfolgenden vollzog, können wir uns jedoch nur wenig oder gar nicht auf Beobachtungen stützen. Hier sind wir vorwiegend auf Hypothesen angewiesen.

Dies gilt für die vorstaatliche soziale Entwicklung überhaupt, am meisten jedoch für das Werden der ersten Klassen und Staaten. Zahlreich sind die Hypothesen, die darüber aufgestellt wurden. Manche stützen sich auf bloße Spekulationen, andere auf Indizien, die beobachteten Tatsachen entnommen wurden. Je mehr letzteres der Fall, und je besser eine Hypothese mit dem Gang der späteren, schriftlich überlieferten Geschichte vereinbar ist, um so eher werden wir sie akzeptieren dürfen.

Für das rein spekulative Betrachten der Frage liegt sie sehr einfach: Niemand fügt sich der Ausbeutung und der Beherrschung freiwillig. Ohne Zwang keine Klassen und kein Staat. Zwang wird geübt von dem (körperlich oder geistig) Stärkeren über den Schwächeren. Nirgends sind die Menschen völlig gleich, sondern sie sind schon von Natur verschieden. Darin liegt schon die Möglichkeit gegeben, daß der Stärkere den Schwächeren vergewaltigt und zwingt, für ihn, den Stärkeren, nach seinem Kommando zu arbeiten.

Danach wären die Elemente der Klassen und des Staates von Natur aus schon gegeben.

Noch 1876, in seinem „Kursus der National- und Sozialökonomie" operierte Eugen Dühring mit zwei Männern, von denen der eine den anderen unterdrückt, um daraus die Ausbeutungsverhältnisse abzuleiten. Engels hat ihm darob arg zugesetzt.

In der Tat ist diese Hypothese schon deshalb ungangbar, weil sie soziale Verhältnisse als Verhältnisse zweier vereinzelter Individuen betrachtet. Der Mensch ist aber von Anfang an ein soziales Wesen, und das stärkere Individuum steht daher nicht einem schwächeren Individuum, sondern einem ganzen Stamm gegenüber, der unter allen Umständen stärker ist, als der kraftvollste einzelne Riese.

Wohl strebt jedes soziale Wesen nach Ansehen und Einfluß unter den Genossen, mit denen es zusammenlebt. Pferde und Hunde können auf Lob und Auszeichnung ebenso erpicht sein, wie Menschen. Eitelkeit und Ehrgeiz sind Eigenschaften, die aus dem gesellschaftlichen Zusammenleben hervorgehen. Ebenso das Verlangen nach Einfluß über die Genossen. Aber das hervorragende Individuum im Stamm würde nicht zu Lob und Auszeichnung, zu Macht und Ansehen bei seinen Genossen kommen, wenn

es sich daran machen würde, sie zu knechten und auszubeuten. Jedes Streben in dieser Richtung wäre vielmehr das sicherste Mittel, um die Gesamtheit des Stammes gegen den Usurpator zu vereinigen, und ihn dem Abscheu aller zu überliefern und zu völliger Ohnmacht zu verurteilen.

In vorstaatlichen Verhältnissen weiß das hervorragende Individuum sehr gut, daß es nur ein Mittel gibt, im Stamm zu Einfluß und Ansehen zu kommen: Die Interessen des Stammes kraftvoller und wirksamer zu verfechten, als die Uebrigen. Darauf beruht das Ansehen und die Macht des Häuptlings, und er behält sie nur so lange, als er sich des Vertrauens seiner Genossen würdig zeigt.

Abgesehen von diesen und anderen Einwänden, die noch zu erheben wären, erklärt der Hinweis auf die natürliche Ueberlegenheit der Stärkeren (oder Klügeren) schon deswegen keine sozialen Ungleichheiten und Gliederungen, weil natürliche Ungleichheiten beim Menschen wie bei jedem Tier seit jeher vorkommen, solange seine Art besteht. Selbst wenn die Ausbeutung der Klassen und der Zwangsgewalt des Staates aus physischer Ueberlegenheit einzelner über ihre Umgebung hervorgehen könnten, wäre doch zu erklären, warum diese Ueberlegenheit erst nach Hunderttausenden von Jahren menschlicher Entwicklung solche Wirkungen hervorbrachte. Das weist schon auf die Notwendigkeit hin, die besonderen Bedingungen zu erforschen, unter denen die Bildung von Klassen und Staaten möglich wurde.

Daher haben auch Marx und Engels die bloße Gewalttheorie abgelehnt, die zwar sehr einfach ist und sehr einleuchtend erscheint, aber nicht das mindeste erklärt. Sie kamen bei ihren Untersuchungen zu dem Ergebnis, daß die Bildung der Klassen aus der ökonomischen Entwicklung hervorgehe und die ausbeutenden und herrschenden Klassen dann den Staat aufrichteten. Die Klassen waren also nach ihrer Anschauung früher da als der Staat. Das stand vollkommen im Einklang mit der Geschichtsauffassung, wonach bei jeder gesellschaftlichen Aenderung das ökonomische das primäre ist, das politische (und ideologische) dessen Konsequenz.

In seinem „Anti-Dühring" erklärt Engels das Werden der Klassen und des Staates in folgender Weise:

„Wie die Menschen ursprünglich aus dem Tierreich — im engeren Sinne — heraustreten, so treten sie in die Geschichte ein: noch halb Tiere, roh, noch ohnmächtig gegenüber den Kräften der Natur, noch unbekannt mit ihren eigenen; daher arm wie die Tiere und kaum produktiver als sie. Es herrscht eine gewisse Gleichheit der Lebenslage und für die Familienhäupter auch eine Art Gleichheit der gesellschaftlichen Stellung — wenigstens eine Abwesenheit von Gesellschaftsklassen, die noch in den naturwüchsigen, ackerbauenden Gemeinwesen der späteren Kulturvölker fortdauert. In jedem solchen Gemeinwesen bestehen von Anfang an gewisse gemeinsame Interessen, deren Wahrung einzelnen, wenn auch

unter Aufsicht der Gesamtheit, übertragen werden muß: Entscheidung von Streitigkeiten, Repression von Uebergriffen einzelner über ihre Berechtigung hinaus; Aufsicht über Gewässer, besonders in heißen Ländern; endlich, bei der Waldursprünglichkeit der Zustände, religiöse Funktionen. Dergleichen Beamtungen finden sich in den urwüchsigen Gemeinwesen zu jeder Zeit, so in den ältesten deutschen Markgenossenschaften und noch heute in Indien. Sie sind selbstverständlich mit einer gewissen Machtvollkommenheit ausgerüstet und die Anfänge der Staatsgewalt. Allmälig steigern sich die Produktionskräfte; die dichtere Bevölkerung schafft hier gemeinsame, dort widerstreitende Interessen zwischen den einzelnen Gemeinwesen, deren Gruppierung zu größerem Ganzen wiederum eine neue Arbeitsteilung, die Schaffung von Organen zur Wahrung der gemeinsamen, zur Abwehr der widerstreitenden Interessen hervorruft. Diese Organe, die schon als Vertreter der gemeinsamen Interessen der ganzen Gruppe jedem einzelnen Gemeinwesen gegenüber eine besondere, unter Umständen sogar gegensätzliche Stellung haben, verselbständigen sich bald noch mehr, teils durch die in einer Welt, wo alles naturwüchsig hergeht, fast selbstverständlich eintretende Erblichkeit der Amtsführung, teils durch ihre, mit der Vermehrung der Konflikte mit anderen Gruppen wachsende Unentbehrlichkeit. Wie diese Verselbständigung der gesellschaftlichen Funktion gegenüber der Gesellschaft mit der Zeit sich bis zur Herrschaft über die Gesellschaft steigern konnte, wie der ursprüngliche Diener, wo die Gelegenheit günstig, sich allmälig in den Herrn verwandelte, wie je nach Umständen dieser Herr als orientalischer Despot oder Satrap, als griechischer Stammesfürst, als keltischer Clanchef usw. auftrat, wie weit er sich bei dieser Verwandlung schließlich auch der Gewalt bediente, wie endlich die einzelnen herrschenden Personen sich zu einer herrschenden Klasse zusammenfügten, darauf brauchen wir hier nicht einzugehen. Es kommt hier nur darauf an, festzustellen, daß der politischen Herrschaft überall eine gesellschaftliche Amtstätigkeit zugrunde lag; und die politische Herrschaft hat auch dann nur auf die Dauer bestanden, wenn sie diese ihre gesellschaftliche Amtstätigkeit vollzog. . . .

„Neben dieser Klassenbildung ging aber noch eine andere. Die naturwüchsige Arbeitsteilung innerhalb der ackerbautreibenden Familie erlaubte auf einer gewissen Stufe des Wohlstandes die Einfügung einer oder mehrerer fremder Arbeitskräfte. . . . Die Produktion war so weit entwickelt, daß die menschliche Arbeitskraft jetzt mehr erzeugen konnte, als zu ihrem einfachen Unterhalt nötig war; die Mittel, mehr Arbeitskraft zu unterhalten, waren vorhanden; diejenigen, sie zu beschäftigen, ebenfalls; die Arbeitskraft bekam einen Wert. Aber das eigene Gemeinwesen und der Verband, dem es angehörte, lieferte keine disponiblen, überschüssigen Arbeitskräfte. Der Krieg dagegen lieferte sie, und der Krieg war so alt wie die gleichzeitige Existenz mehrerer Gemeinschaftsgruppen nebeneinander. Bisher hatte man mit den Kriegsgefangenen nichts anzufangen gewußt, sie also einfach erschlagen, noch früher hatte man sie verspeist. Aber auf der jetzt erreichten Stufe der „Wirtschaftslage" erhielten sie einen Wert; man ließ sie also leben und machte sie der Arbeit dienstbar. So wurde die Gewalt, statt die Wirtschaftslage zu beherrschen, im Gegenteil in den Dienst der Wirtschaftslage gepreßt. Die S k l a v e r e i war erfunden!" (S. 186—189.)

So schrieb Engels 1877. Sieben Jahre später behandelte er dasselbe Thema ausführlicher in seiner Schrift „Der Ursprung der

Familie, des Privateigentums und des Staates", im Anschluß an die Morganschen Forschungen.

Bemerkenswert für uns sind hier namentlich seine Ausführungen über die sozialen Zustände Griechenlands in der Zeit, die in den homerischen Gedichten geschildert wird. Es heißt dort:

„In den homerischen Gedichten finden wir die griechischen Stämme meist schon zu kleinen Völkerschaften vereinigt, innerhalb deren Gentes, Phratrien und Stämme indes ihre Selbständigkeit noch vollkommen bewahrten. Sie wohnten bereits in mit Mauern befestigten Städten; die Bevölkerungszahl stieg mit der Ausdehnung der Herden, des Feldbaus und den Anfängen des Handwerks; damit wuchsen die Reichtumsverschiedenheiten und mit ihnen das aristokratische Element innerhalb der alten, naturwüchsigen Demokratie. Die einzelnen Völkchen führten unaufhörliche Kriege um den Besitz der besten Landstriche und auch wohl der Beute wegen; Sklaverei der Kriegsgefangenen war bereits anerkannte Einrichtung.

Die Verfassung dieser Stämme und Völkchen war nun wie folgt:

1. Stehende Behörde war der Rat, bulé, ursprünglich wohl aus den Vorstehern der Gentes zusammengesetzt, später, als deren Zahl zu groß wurde, aus einer Auswahl, die Gelegenheit bot zur Ausbildung und Stärkung des aristokratischen Elements . . . . .

2. Die Volksversammlung (agora). Bei den Irokesen fanden wir das Volk, Männer und Weiber, die Ratsversammlung umstehend, dreinredend in geordneter Weise und so ihre Beschlüsse beeinflussend. Bei den homerischen Griechen hat sich dieser „Umstand", um einen altdeutschen Gerichtsausdruck zu gebrauchen, bereits entwickelt zur vollständigen Volksversammlung, wie dies ebenfalls bei den Deutschen der Urzeit der Fall war . . . . . Sie war souverän in letzter Instanz, denn, sagt Schömann (griechische Altertümer), „handelt es sich um eine Sache, zu deren Ausführung die Mitwirkung des Volkes erforderlich ist, so verrät uns Homer kein Mittel, wie dasselbe gegen seinen Willen dazu gezwungen werden könne." Es gab eben zu dieser Zeit noch keine, vom Volk getrennte öffentliche Gewalt, die ihm hätte entgegengesetzt werden können . . . . .

3. Der Heerführer (basileus). Hierzu bemerkt Marx: „Die europäischen Gelehrten, meist geborene Fürstenbediente, machen aus dem Basileus einen Monarchen im modernen Sinn. Dagegen verwahrt sich der Yankee-Republikaner Morgan. Er sagt sehr ironisch, aber wahr vom öligen Gladstone und dessen Juventus Mundi:[1]) Herr Gladstone präsentiert uns die griechischen Häuptlinge der Heldenzeit als Könige und Fürsten, mit der Zugabe, daß sie auch Gentlemen seien; er selbst muß aber zugeben: „Im Ganzen scheinen wir die Sitte oder das Gesetz der Erstgeburtsfolge hinreichend, aber nicht allzu scharf bestimmt vorzufinden." Es wird wohl auch dem Herrn Gladstone selbst scheinen, daß eine so verklausulierte Erstgeburtsfolge hinreichend, wenn auch nicht allzu scharf, gerade so viel wert ist, wie gar keine.

---

[1]) Im Jahre 1869 veröffentlichte Gladstone eine Arbeit über „Die Götter und Menschen des heroischen Zeitalters", die er betitelte: „Juventus Mundi", die Jugend der Welt. Gladstone liebte es, sich neben seiner politischen Tätigkeit mit Kirchengeschichte und Altertumswissenschaft zu beschäftigen. K.

„Wie es mit der Erblichkeit der Vorsteherschaften bei den Irokesen und anderen Indianern stand, sahen wir. Alle Aemter waren Wahlämter meist innerhalb einer Gens, und insofern in dieser erblich. Bei Erledigungen wurde der nächste Gentilverwandte — Bruder oder Schwestersohn — allmählich vorgezogen, falls nicht Gründe vorlagen, ihn zu übergehen. Ging also bei den Griechen unter der Herrschaft des Vaterrechts das Amt der Basileus in der Regel auf den Sohn oder einen der Söhne über, so ist das nur Beweis, daß die Söhne hier die Wahrscheinlichkeit der Nachfolge durch Volkswahl für sich hatten, keineswegs aber Beweis rechtskräftiger Erbfolge ohne Volkswahl. Was hier vorliegt, ist bei den Irokesen und Griechen die erste Anlage zu besonderen Adelsfamilien innerhalb der Gentes und bei den Griechen noch dazu die erste Anlage einer künftigen erblichen Führerschaft oder Monarchie." (S. 99—101.)

„Wir sehen also in der griechischen Verfassung der Heldenzeit die alte Gentilorganisation in lebendiger Kraft, aber schon den Anfang ihrer Untergrabung: Vaterrecht mit Vererbung des Vermögens an die Kinder, wodurch die Reichtumsanhäufung in der Familie begünstigt und die Familie eine Macht wurde gegenüber der Gens; Rückwirkung der Reichtumsverschiedenheit auf die Verfassung, vermittelst Bildung der ersten Ansätze zu einem erblichen Adel und Königtum; Sklaverei zunächst noch bloß von Kriegsgefangenen, aber schon die Aussicht eröffnend auf Versklavung der eigenen Stammes- und selbst Gentilgenossen; der alte Krieg von Stamm gegen Stamm bereits ausartend in systematische Räuberei zu Land und zur See, um Vieh, Sklaven, Schätze zu erobern, in regelrechte Erwerbsquelle; kurz Reichtum gepriesen und geachtet als höchstes Gut, und die alten Gentilordnungen gemißbraucht, um den gewaltsamen Raub von Reichtümern zu rechtfertigen. Es fehlte nur noch eines: eine Einrichtung, die die neuerworbenen Reichtümer der einzelnen nicht nur gegen die kommunistischen Traditionen der Gentilordnung sicherstellt, die nicht nur das früher so gering geschätzte Privateigentum heiligte und diese Heiligung für den höchsten Zweck aller menschlichen Gesellschaft erklärte, sondern die auch die nacheinander sich entwickelnden neuen Formen der Eigentumserwerbung, also der stets beschleunigten Vermehrung des Reichtums mit dem Stempel allgemein gesellschaftlicher Anerkennung versah; eine Einrichtung, die nicht nur die aufkommende Spaltung der Gesellschaft in Klassen verewigte, sondern auch das Recht der besitzenden Klasse auf Ausbeutung der nichtbesitzenden und der Herrschaft jener über diese. Und diese Einrichtung kam. Der Staat wurde erfunden." (S. 103, 104.)

Diese Auffassung von 1884 deckt sich im wesentlichen mit der von 1877. Auch hier geht die Bildung der Klassen der des Staates vorher. Jene kann ohne diese eintreten.

Der Unterschied zwischen 1877 und 1884 ist bloß der, daß die Gentilverfassung, die für Marx und Engels 1877 noch keine Rolle spielte, nun, 1884, in Gegensatz gebracht wurde zur Staatsverfassung. Diese soll aus der Auflösung und Ueberwindung der Gens erstehen. Die Klassen selbst bilden sich im Schoße der Gens.

Neben den beiden Faktoren der Bildung von Klassen, die Engels schon 1877 nannte, der Erblichkeit gesellschaftlicher Funktionen und der Sklaverei, wird 1884 noch eine dritte genannt und

in den Vordergrund geschoben, das Aufkommen des privaten Eigentums und der Reichtumsverschiedenheiten.

Als die grundlegende Triebkraft dieser Entwicklung erscheint aber stets die Arbeitsteilung:

„Die große Arbeitsteilung zwischen den die einfache Handarbeit besorgenden Massen und den die Leitung der Arbeit, den Handel, die Staatsgeschäfte und späterhin die Beschäftigung mit Kunst und Wissenschaft betreibenden wenigen Bevorrechteten. Die einfachste, naturwüchsigste Form dieser Arbeitsteilung war eben die Sklaverei.“ (Dührings Umwälzung, S. 190.)

Zweites Kapitel.

Kritik der Engelsschen Hypothese.

Was wir hier als Engelssche Hypothese bezeichnen, war eine Auffassung, die Marx teilte. Es ist eine Auffassung, die nicht auf marxistische Kreise beschränkt, sondern, wenn auch nicht immer in allen Einzelheiten übereinstimmend, weit verbreitet ist. Engels fand bei Morgan eine Darstellung des Uebergangs von der Gens zur „politischen Gesellschaft“, die sich im wesentlichen mit seinen eigenen Anschauungen deckte und sie bekräftigte.

Trotzdem erheben sich schwere Bedenken gegen sie.

Die Engels-Marx-Morgansche Hypothese geht von der Gens aus, in der vollste Demokratie und weitgehende Gleichheit der sozialen Bedingungen herrschte.

Drei Faktoren sollen diese Gleichheit untergraben und damit Klassengegensätze geschaffen und den Staat möglich und notwendig gemacht haben.

Als der erste von ihnen wird die Ursache verzeichnet, daß die Regelung der gesellschaftlichen Beziehungen und die Durchsetzung dieser Regelungen in jedem Gemeinwesen Funktionäre erheischen. Unter der Gentilverfassung, wie überhaupt in primitiven sozialen Gebilden, werden sie von der Masse der Mitglieder oder wenigstens der Männer, gewählt. Ihnen steht keine andere Zwangsgewalt zu Gebote, als der Wille und die Macht der Gesamtheit, die sie erwählt hat. Diese Macht ist unwiderstehlich gegenüber einem widerspenstigen Einzelnen, wenn sie hinter dem Funktionär des Gemeinwesens steht.

Die Befugnisse dieser Funktionäre sind verschieden, je nach den Aufgaben, die sie zu erfüllen haben. Im Frieden haben die Häuptlinge wenig zu sagen, sehr viel dagegen im Krieg. Dieser erheischt seiner Natur nach rasches, einmütiges Handeln, was weitgehende Befugnisse des Kriegshäuptlings mit sich bringt, die aber nur so lange dauern, wie der Krieg selbst.

In diese Verfassung demokratischer Freiheit und Gleichheit soll nun im Laufe der Zeit dadurch ein sie auflösender Faktor

hineingeraten, daß die Funktionäre des Gemeinwesens sich von ihm unabhängig machen, aus seinen Dienern zu seinen Herren werden:

„Teils durch die, in einer Welt, wo alles naturwüchsig hergeht, fast selbstverständlich eintretende Erblichkeit der Amtsführung, teils durch ihre, mit der Vermehrung der Konflikte mit anderen Gruppen wachsende Unentbehrlichkeit" (Anti-Dühring, S. 187).

Danach könnte es scheinen, als sei die Erblichkeit etwas ganz „Naturwüchsiges", „Selbstverständliches", „Natürliches". Da muß man aber, wie bei jedem Geltendmachen der „Natürlichkeit" in der Geschichte, immer wieder fragen: wenn die Erscheinung so natürlich ist, warum tritt sie nicht schon im Naturzustande ein? Leiter hat jede Herde sozialer Tiere, nirgends aber ist diese Funktion erblich. Engels lebte noch in der heute unter den Verhältnissen der Kulturwelt naheliegenden Anschauung, auf die wir schon in einem anderen Zusammenhang hinwiesen, die Bande des „Blutes" seien natürliche Bande.

Gewiß gibt es solche, aber nur zwischen Eltern und Abkömmlingen, die noch nicht imstande sind, sich selbst fortzubringen. Sobald sie das vermögen, hört jedes natürliche Band des Blutes zwischen Eltern und Jungen auf. Erst die Sprache schafft die Möglichkeit, daß solche Bande über das Stadium der Unreife der Jungen hinaus fixiert und über das Verhältnis von Eltern und Kindern hinaus ausgedehnt werden. Damit ist die Verwandtschaftsorganisation gegeben, aber keineswegs schon eine natürliche Erblichkeit.

Bei Gegenständen, die der einzelne persönlich gebraucht, entweder selbst herstellt oder eintauscht oder einem getöteten Gegner abnimmt, entsteht wohl die Frage, was mit ihnen geschehen soll, wenn der Besitzer stirbt. Soweit sie ihm nicht ins Grab mitgegeben werden, wird es fraglich, wem sie zufallen sollen. Da ist es allerdings naheliegend, daß sie der gesellschaftlichen Gruppe nicht entgehen sollen, der der bisherige Besitzer angehörte. Aber dabei ist das Erbrecht, das vom Gemeinwesen für solche Fälle festgesetzt wird, keineswegs „natürlich" oder „selbstverständlich". Es fällt bei Mutterrecht ganz anders aus als bei Vaterrecht.

Und dieses Erbrecht gilt keineswegs für alle Dinge, mit denen der Verstorbene zu tun hatte, sondern nur für seinen persönlichen Besitz. Die großen Quellen des Lebens, die gemeinschaftlich benutzt oder doch unter der Kontrolle der Gesamtheit benutzt wurden, verblieben dieser, vor allem der Grund und Boden. Diesen Lebensquellen gegenüber gab es kein persönliches Erbrecht.

Und wieder ein besonderer Fall sind die Aemter. Ein solches ist nicht ein Gegenstand, den man erwirbt, sondern eine Aufgabe, mit der man beauftragt wird. Das ist eine Sache ganz eigener

Art, und auch wenn die Vererbung von Waffen oder Schmuck an die Kinder oder sonstige Verwandte so allgemein geworden ist, daß sie selbstverständlich und „natürlich" erscheint, braucht das noch lange nicht für Aemter zu gelten. Damit sie als Privateigentum und daher als vererblich angesehen werden, müssen sie erst der Gesellschaft gegenüber selbständig geworden sein. Statt die Verselbständigung der gesellschaftlichen Funktionen zu erklären, setzt die Erblichkeit der Aemter diese Verselbständigung vielmehr voraus.

Was Engels als Anfänge der Erblichkeit der Aemter bezeichnet, ist in Wirklichkeit nichts anderes, als der Brauch, für ein bestimmtes Amt mit Vorliebe nur Mitglieder einer bestimmten Familie zu wählen. Woher solche Bräuche kommen, ist nicht immer klar. Auf keinen Fall erteilten sie irgend jemand oder dem Sohne irgend jemandes innerhalb der Gens einen Anspruch darauf, gewählt zu werden.

Selbst als das Römische Reich Deutscher Nation schon lange bestand und die Erblichkeit der Lehen und Aemter in ihm schon tiefgewurzelt war, besaß noch keine Familie ein Anrecht darauf, daß aus ihr der deutsche Kaiser erwählt werde, geschweige denn, daß ein Mitglied einer Familie durch bloßes Erbrecht, ohne Wahl zu seinem Amte gelangt wäre.

Lamprecht sagt darüber:

„Stets wurden die Herrscher unserer großen Kaiserzeit bis zu den Staufen aus höchstem Geschlecht gewählt, und Sohn folgte auf Vater, solange die natürliche Reihe der Generationen es zuließ. Als aber der Verfasser des Sachsenspiegels in der Zeit Kaiser Friedrichs II. (1215—1250) die gesetzlichen Bedingungen für das passive Wahlrecht zu Rom festzustellen suchte, da fand er gleichwohl keine anderen zu Recht bestehend, denn die, daß der König frei sein müsse und echt (ehelich. K.) geboren." (Deutsche Geschichte, Berlin 1891, I., S. 126.)

Diese Bestimmung war natürlich Schall und Rauch in einer Zeit, wo die Masse macht- und rechtlos war, der Feudalstaat in voller Blüte stand und einige Familien alle anderen weit an Macht und Reichtum überragten. Diese letzteren allein durften Anspruch auf die kaiserliche Würde erheben. Aber in der vorstaatlichen Zeit besaß das passive Wahlrecht eines jeden freien Mannes auf die Erwählung zum höchsten Amt sicher noch volle Kraft. Das nimmt auch Lamprecht an.

Wenn die gesellschaftlichen Funktionen immer unentbehrlicher wurden, so muß das der Erblichkeit der Aemter direkt entgegengewirkt haben, denn je wichtiger das Amt, um so mehr ist Freiheit in der Auswahl desjenigen erforderlich, der es ausfüllen soll. Desto notwendiger, stets den Tüchtigsten zu bestellen, desto weniger kann man die Besetzung des Amtes dem Zufall des Erbrechts überlassen.

Bei alledem ist nicht klar, wieso Vererbung, wenn sie wirklich stattgefunden haben sollte, und Unentbehrlichkeit gewissen-

hafter und fähiger Amtsführung dahin gewirkt haben sollen, die Beamten nicht nur unabhängig von ihren Wählern zu machen, sondern ihnen auch eine Zwangsgewalt über sie zu verleihen, ohne die der Staat undenkbar ist.

Die demokratisch gewählten Beamten der Gens sollen nicht nur ihre Aemter erblich gemacht, sondern auch sich als Adel über ihre Gentilgenossen erhoben und sie zu Beherrschten und Ausgebeuteten herabgedrückt haben.

Hier sind wir bei dem springenden Punkt angelangt. In der Gens verfügten ihre Funktionäre über keine Zwangsgewalt als über die, welche aus der Uebermacht der Gesamtheit über den einzelnen hervorging. Sie wurden ohnmächtig, sobald die Gesamtheit sich gegen sie wandte.

Woher kam nun die Zwangsgewalt der Bedrücker gegenüber der Masse der Gentilgenossen? Auf diese Frage gibt Engels weder im „Anti-Dühring" noch im „Ursprung der Familie" eine Antwort. Im „Anti-Dühring" sagt er bloß, „darauf brauchen wir hier nicht einzugehen". Im „Ursprung" wieder behandelt er die griechische Gens im 4. Kapitel, wo sich die oben zitierten Stellen über deren Verfall und das Nahen des Staates finden. Im 5. Kapitel über die Entstehung des athenischen Staates wird aber das Erbrecht bestimmter Familien auf die Gentilämter bereits als wenig „bestritten" betrachtet und konstatiert, daß „diese Familien, ohnehin mächtig durch Reichtum, anfingen, sich außerhalb der Gentes zu einer eigenen bevorrechteten Klasse zusammenzutun". (S. 107.) Woher ihnen die Kraft gekommen war, diese Anmaßung durchzusetzen, solange im Gemeinwesen noch allgemeines Stimmrecht und allgemeine Volksbewaffnung herrschte, sagt Engels nicht. Er berichtet wohl, daß „die Athener gleichzeitig mit ihrem Staat auch eine Polizei einrichteten, eine wahre Gendarmerie von Bogenschützen zu Fuß und zu Pferd. Diese Gendarmerie aber wurde gebildet aus Sklaven" (S. 117).

Engels irrt, wenn er annimmt, dies Polizeikorps sei von den Athenern „gleichzeitig" mit ihrem Staate eingerichtet worden. Der athenische Staat bestand schon lange und hatte viele Wandlungen durchgemacht — er hatte bereits die Stadien des Königtums, der Adelsrepublik, der Tyrannis hinter sich und war zur Demokratie vorgeschritten —, als es zur Einrichtung dieser Polizei kam. Erst im 5. Jahrhundert, zur Zeit der Perserkriege, ging man in Athen daran, ein Polizeikorps von 1000 skythischen Bogenschützen anzuschaffen, „die auf den Sklavenmärkten am Pontus für Rechnung des Staates gekauft worden waren." (Beloch „Griechische Geschichte", 2. Aufl., Straßburg 1914, II. 1, S. 113).

Wir haben es also hier nicht mit einer Macht zu tun, die den Gentilbeamten zur Verfügung stand, ehe es einen Staat gab, und die ihnen damals erlaubte, ihre Anmaßungen im Gegensatz zu der Masse der Gentilgenossen durchzusetzen. Und niemals hätten die

paar leichtbewaffneten Sklaven eine Armee bilden können, die imstande war, gegen das vollbewaffnete Volksheer aufzukommen. Die Gendarmerie, wie Engels die Sklavenpolizei mit Recht nennt, bildete in Athen eine Macht nur gegenüber dem Einzelnen, nicht gegenüber dem Bürgerheer. Sie wurde eingerichtet, um den Volksgenossen das ekle Amt zu ersparen, einen Einzelnen aus ihrer Mitte der Freiheit zu berauben, nicht um die Masse der freien Bevölkerung niederzuhalten.

Wäre die Sklavenpolizei dazu imstande gewesen, so mußte sie zum eigentlichen Herrn des Staates werden. Was wäre dann aus ihm und der Sklaverei geworden? Engels spricht von der „Verselbständigung der gesellschaftlichen Funktion gegenüber der Gesellschaft" als einem Vorgang, der das Werden des Staates einleitet. In Wirklichkeit finden wir eine solche Verselbständigung nur in sehr entwickelten Staaten und auch da nur gelegentlich, unter besonderen Umständen und nur annähernd, nie vollständig. Wir finden eine Selbständigkeit der Staatsgewalt gegenüber ihrer gesellschaftlichen Umgebung dort, wo eine Monarchie über eine starke, von ihr bezahlte Söldnerarmee und Bureaukratie verfügt und die verschiedenen Klassen in der Gesellschaft einander einigermaßen die Wage halten. Sonst zeigt sich keine selbständige Staatsgewalt. Der Unterschied der sozialen Funktionen der Staatsämter gegenüber den öffentlichen Aemtern der vorstaatlichen Zeit liegt nicht darin, daß die einen selbständig und die anderen abhängig sind, sondern darin, daß die einen von bestimmten Klassen abhängen und in deren Dienste andere Klassen niederhalten, während in der vorstaatlichen Zeit die Leiter, Richter, Gesetzgeber des Gemeinwesens im Dienste einer klassenlosen, ungeteilten Gesellschaft stehen.

Die Verselbständigung der sozialen Funktionen im Gemeinwesen, soweit es zu einer solchen kommt, setzt das Bestehen der Klassen voraus. Sie kann ihr Aufkommen nicht erklären.

Neben der aus Erblichkeit und Unentbehrlichkeit hervorgehenden Verselbständigung der gesellschaftlichen Aemter, die den Beamten die Kraft verleihen soll, die Demokratie aufzuheben und die Masse der Gentilgenossen zu knechten und auszubeuten, führt Engels als Element der Klassenteilung die Verschiedenheiten des Reichtums an, die sich schon vor dem Aufkommen des Staates innerhalb der einzelnen Gemeinwesen bildeten.

Solche Verschiedenheiten gab es allerdings. Je mehr sich die Technik entwickelte, desto mehr wuchs die Anzahl der Gegenstände, die von Einzelnen oder von Familien besessen wurden und ihren privaten Reichtum bildeten: Werkzeuge, Geräte, Waffen, Schmucksachen, Möbel, Häuser, sowie Nutzvieh aller Art. Bei aller ursprünglichen Gleichheit der sozialen Bedingungen konnte die eine Familie Glück haben, die andere Unglück, die eine von Viehsterben heimgesucht werden, indes die Herde des

Nachbarn gedieh; die eine von Krankheiten der Familienmitglieder, indes die Arbeitskraft der Nachbarn in keiner Weise beeinträchtigt wurde. Die eine Ehe konnte zahlreiche arbeitsfähige Kinder produzieren, die andere unfruchtbar bleiben, ein Umstand allerdings, der oft durch Scheidung von der unfruchtbaren Frau oder durch Vielweiberei aufgehoben wurde, aber nur dann, wenn die Schuld an der Unfruchtbarkeit der Ehe bei der Frau lag und nicht beim Mann. Solche und andere Zufälle, Ueberschwemmungen, Brand, Mißwachs usw. konnten bereits mannigfache Unterschiede im Reichtum zwischen den Familien herbeiführen. Nur darf man sich diese Unterschiede nicht zu weitgehend vorstellen. Blieben doch die wichtigsten Lebensquellen immer noch unter der Verfügungsgewalt des Gemeinwesens, namentlich der Grund und Boden.

Entscheidend vor allem aber ist der Gebrauch, der von dem privaten Reichtum gemacht wurde. Solange es keine Staatsgewalt gibt, genießt der Reichtum keinen anderen Schutz, als den der Gesamtheit der Bürger des Gemeinwesens, die in engster Solidarität miteinander verbunden sind. Sie würden dem einzelnen diesen Schutz sofort entziehen, wenn er seinen Reichtum dazu benutzte, Genossen zu unterdrücken und auszubeuten. Im Gegenteil. In der Moral der urwüchsigen Demokratie gilt für den Reichtum der Satz, der später für den Adel geprägt wurde. Er verpflichtet. Und das bleibt nicht ein bloßes Lippenbekenntnis.

Wir haben im 2. und 3. Buch schon Beispiele, z. B. bei den Eskimos gefunden, daß, wer mehr besitzt als er braucht, verpflichtet ist, seinen Ueberschuß denjenigen abzugeben, die Mangel leiden. Das gilt als allgemeine Verpflichtung des Reichtums in der Zeit vor dem Aufkommen des Staates.

Selbst in der staatlichen Zeit erhalten sich stellenweise noch Ueberreste des Grundsatzes, daß, allerdings nicht den unterworfenen Volksteilen, wohl aber den freien Volksgenossen gegenüber der Reichtum einzelner, soweit er nicht zu persönlichem Genießen verausgabt wird, nur zur Unterstützung der Mangel leidenden Mitbürger, nicht zu ihrer Ausbeutung benutzt werden darf. Zu den größten Tugenden des Feudalherrn gehörte die Freigebigkeit gegenüber den Aermeren. In der Demokratie Athens oder Roms betrachteten es die proletarisierten Bürger als ihr Recht, direkt oder indirekt auf Kosten der Reichen zu leben. Die Proletarier waren da die Ausbeuter der Reichen, nicht umgekehrt. Wohl lebten diese Reichen ihrerseits nicht etwa von eigener Arbeit, sondern von der Ausbeutung anderer. Aber diese anderen standen zumeist außerhalb des Bereichs der Demokratie des eigenen Gemeinwesens.

Die urwüchsige Demokratie schloß die Benutzung des Reichtums einzelner zur Ausbeutung anderer, ärmerer Mitbürger aus. In ihrem Rahmen konnte daher das Aufkommen von Unterschie-

den im Reichtum nicht Klassenunterschiede und Klassengegensätze hervorbringen.

Wohl verlieh der Reichtum damals schon Macht und Einfluß. Aber nicht dadurch, daß er die ärmeren Mitbürger mit der Hungerpeitsche geißelte, sondern dadurch, daß er ihnen half. Je hilfreicher und freigebiger der Reiche war, desto größer sein Ansehen im Staate. Daher zog man oft, unter sonst gleichen Bedingungen, bei der Wahl der Beamten des Gemeinwesens die Reicheren vor, schon deswegen, weil man größere Ansprüche an ihre materiellen Hilfskräfte stellen konnte, als an die der anderen — ein gewichtiges Moment bei der Wahl athenischer oder altrömischer Beamter. Aus dieser Bevorzugung der Reichen mag auch vornehmlich jene Erscheinung hervorgegangen sein, die als Erblichkeit der Aemter erscheint, die herkömmliche Bevorzugung mancher Geschlechter bei der Beamtenwahl.

Eine wirkliche Abhängigkeit oder gar Ausbeutung der Volksmasse kann sich aus alledem nie entwickelt haben.

Ueberdies scheint es mir, daß Engels das Ausmaß der Reichtumsunterschiede überschätzt, das in der vorstaatlichen Zeit erreicht wurde. So, wenn er sagt, daß damals schon der „Reichtum gepriesen und geachtet wurde als höchstes Gut".

Diese Ueberschätzung dürfte daher rühren, daß er das Stadium, das die homerischen Gedichte beschreiben, als ein vorstaatliches betrachtet. Uns scheint es schon die ausgesprochenen Merkmale des Staates zu tragen, und zwar eines Feudalstaates mit einer festbegründeten Aristokratie, die ganz dem Kriegswesen lebt, sehr stark dem Seeraub ergeben ist, dabei aber doch Landkriege ganz in der Weise des Rittertums führt, mit seinen Einzelkämpfen und seiner Disziplinlosigkeit, die so sehr dem geschlossenen Kampf des Volksheeres von Bauern und Bürgern widerspricht. Auch das Pferd spielt in den Kriegen der homerischen Ritter eine ähnliche Rolle, wie bei den mittelalterlichen, nur besteigen sie es nicht als Reiter, sondern spannen es vor den Streitwagen, von dem herab sie kämpfen.

Engels verweist das Stadium der homerischen Gedichte in den Zeitraum vor der Bildung des Staates wohl aus dem Grunde, weil damals die Verfassung der Gens noch voll in Wirkung bei den Griechen war. Er nimmt an, daß diese Verfassung und die des Staates unversöhnliche Gegensätze darstellten, der Staat auf den Trümmern der Gens erstehe. Wir werden noch sehen, daß diese Anschauung nicht begründet ist.

Im Schlußkapitel seines „Ursprungs" kommt Engels zu dem Ergebnis:

„Die Gentilverfassung hatte ausgelebt. Sie war gesprengt durch die Teilung der Arbeit und ihr Ergebnis, die Spaltung der Klassen. Sie wurde ersetzt durch den Staat." (S. 176.)

Schon im Anti-Dühring hatte er erklärt:

„Das Gesetz der Arbeitsteilung ist es, was der Klassenteilung zugrunde liegt." (S. 303.)

Bisher haben uns die Engelsschen Ausführungen nichts davon gezeigt, auch wenn wir die Teilung der Funktionen zwischen Leitern und Geleiteten als Arbeitsteilung betrachten. Sie führt nicht zur Klassenteilung. Ebensowenig ist dies der Fall mit der Teilung in ärmere und reichere, die mit der Arbeitsteilung nicht das mindeste zu tun hat.

Drittes Kapitel.

Die Sklaverei.

Als dritten Faktor der aufkommenden Klassenteilung führt Engels die Sklaverei an. Diese ist unleugbar ein Ausbeutungs- und Knechtungsverhältnis. Aber keines, das aus fortschreitender Arbeitsteilung innerhalb des Gemeinwesens hervorginge. Die Sklaverei beruht vielmehr auf der zwangsweisen Einverleibung Fremder in den Produktionsprozeß, ohne daß sie doch dabei dem Gemeinwesen selbst als dessen Mitglieder einverleibt würden. Sie bleiben diesem gegenüber in der Stellung von Haustieren, allerdings solchen, die mit der Fähigkeit menschlicher Sprache begabt sind. Noch heute gelten in den Vereinigten Staaten die Nachkommen der früheren Negersklaven vielfach als untermenschliche Wesen, mit denen eine Geschlechtsverbindung einzugehen widernatürliche Unzucht, eine Art Sodomie bedeutet.

Soweit geht man natürlich nicht dort, wo die Sklaven ähnlicher oder gar gleicher Rasse sind wie die Herren. Aber als außerhalb des Gemeinwesens stehend werden die kriegsgefangenen Sklaven stets betrachtet. Insofern bilden sie in ihm keine rechte Klasse des Volkes.

Nicht aus einer Arbeitsteilung im Gemeinwesen geht die Sklaverei hervor, sondern aus dem Kriege gegen fremde Gemeinwesen, also der Gewalt. Allerdings einer ökonomisch bedingten Gewalt. Engels zeigt sehr schön die ökonomischen Bedingungen, die erfüllt sein müssen, soll die Kriegsgefangenschaft zur Sklaverei führen.

Diese konnte nun mancherlei Arbeitsteilung nach sich ziehen, es etwa ermöglichen, daß der Sklavenbesitzer sich ausschließlich den Geschäften des Gemeinwesens, der Politik widmete, und den Produktionsprozeß seinen Sklaven überließ. Das verlieh dem Sklavenbesitzer eine gewisse Ueberlegenheit über seinen ärmeren Mitbürger, die keine Sklaven halten konnten. Aber auch hier wieder müssen wir betonen, daß diese Differenzierung innerhalb des Gemeinwesens nicht aus fortschreitender Arbeitsteilung in

seinem Innern hervorgeht. Sie bildet vielmehr eine Konsequenz von Konflikten des Gemeinwesens mit anderen Gemeinwesen. Sie ist aus einer Entwicklung innerhalb eines einzelnen Gemeinwesens allein nicht zu erklären.

Nicht nur der Besitz von Sklaven, die in den Anfängen der Sklaverei manchmal den größten Teil des Privateigentums bilden, sondern der Reichtum überhaupt ist bei vielen Nationen, die mit Erfolg Krieg führen, ein Ergebnis von Plünderung und Raub gewesen. Wir haben diesen Faktor oben nicht genannt, wo wir von den Ursachen der Reichtumsverschiedenheiten in primitiven Gemeinwesen sprachen. Wir sprachen dort nur von solchen, die aus Naturereignissen und Verschiedenheiten im Produktionsprozeß zwischen einzelnen Familien hervorgingen. Aber sie sind relativ unbedeutend gegenüber den Verschiedenheiten, die aus verschiedenen Anteilen an Kriegsbeute hervorgehen. Einer Familie ohne wehrhafte Söhne wird gar nichts von der Beute zufallen, einer mit wenigen wehrhaften Söhnen nur wenig. Reich wird dagegen der Anteil einer Familie sein, die viele wehrhafte Söhne zählt.

Das ist einer der Faktoren, die jede Familie wünschen lassen, es mögen ihr möglichst viel Knaben geboren werden, während man die Mädchen mit Geringschätzung aufnimmt.

Nicht alle Kriegs- und Raubzüge werden mit dem gesamten Volksheer unternommen. Oft sammeln sich nur unternehmungslustige Jünglinge, die von ihren Familien für den Produktionsprozeß entbehrt werden können, unter der Fahne eines Führers mit dem nötigen Prestige, um auf eigene Faust die Nachbarn zu überfallen. Die Beute, welche diese Abenteurer unter sich verteilen, wobei dem Hauptmann der Löwenanteil zufällt, kann ihn und sein Gefolge sehr reich machen und ihnen eine erhöhte Stellung im eigenen Gemeinwesen verschaffen.

Aber auch um diese Differenzierung in der Gesellschaft zu erklären, müssen wir über das Bereich des isolierten Gemeinwesens hinausgehen. Nur dadurch kommen wir dazu, Ansätze zu Klassenteilungen herauszufinden. Die Beschränkung auf die Untersuchung der Arbeitsteilung im Rahmen des einzelnen Gemeinwesens bringt uns nicht weit.

Auch diese neuen Verhältnisse, die begründet sind in dem Unterschied zwischen Sklavenbesitzern und Sklaven, sowie dem zwischen Bürgern, die Sklaven besitzen, und solchen, die nur von eigener Arbeit leben, erklären es indes noch nicht, warum die Aemter des Gemeinwesens aus Dienern der Masse zu Dienern einer Minderheit gegenüber der Masse werden.

Die Zahl der Sklaven in einem vorstaatlichen Gemeinwesen kann nicht sehr groß gewesen sein. Sie sind noch in den ältesten Zeiten staatlicher Kultur nicht zahlreich.

Mommsen sagt darüber:

„Ueberall, wo die einwandernde Nation nicht sogleich eine Bevölkerung in Masse geknechtet hat, scheinen Sklaven anfangs nur in sehr beschränktem Umfang vorhanden gewesen zu sein und infolgedessen die freien Arbeiter eine ganz andere Rolle im Staate gehabt zu haben, als in der wir sie später finden. Auch in Griechenland erscheinen in der älteren Epoche die „Taglöhner" vielfach an Stelle der späteren Sklaven und hat in einzelnen Gemeinden, z. B. bei den Lokrern es bis in die historische Zeit keine Sklaverei gegeben." (Römische Geschichte, I., S. 191.)

Wenigstens keine männlichen Sklaven. Die größte Zahl der Sklaven muß ursprünglich weiblichen Geschlechts gewesen sein. Sie waren fügsamer als die Männer und leichter festzuhalten. Sie wagten es nicht, in die Wildnis zu laufen. Sie nahmen auch in der Regel nicht teil an den Kriegshandlungen, die der Versklavung vorhergingen, erregten nicht die Wut der Sieger, wurden von ihnen daher geschont, während die Krieger selbst vielfach Pardon ebensowenig nahmen wie gaben.

Jeder Sklave aber wurde in der vorstaatlichen Zeit — und überwiegend noch später — einer Familie einverleibt. Der Sklave lebte in der Familie seines Herrn. So heißt es von den Römern:

„In ältester Zeit, wo die ganze Familie, die nur wenige Haussklaven zählte, in engerem Verbande lebte, fand trotz dem strengen Rechte ein vertrauliches Verhältnis statt . . . . . Die ganze Familie aß gemeinschaftlich."

Die Sklaven aßen an demselben Tische wie die Herren, die Plätze wurden ihnen neben den Kindern angewiesen. (W. A. Becker: „Gallus, römische Szenen aus der Zeit des Augustus," 3. Aufl., Leipzig 1863, II., S. 140, 141.)

Man erinnere sich auch an das bekannte Verhältnis zwischen Odysseus und seinem Sklaven, dem „göttlichen Sauhirten" Eumäus. Ebenso der Nausikaa, der Tochter des Königs der Phäaken, die mit ihren Sklavinnen zusammen Wäsche wäscht und sich mit ihnen am Ballspiel vergnügt.

Es zeigte sich bei dem Sklaven der merkwürdige Umstand, daß er einerseits fremd blieb, außerhalb des Gemeinwesens stand, und andererseits doch zum Mitglied einer Familie dieses Gemeinwesens wurde. Wie ein Haushund.

Aus verschiedenen Nationen stammend, verschiedene Sprachen sprechend, wurden die Sklaven noch auf verschiedene Familien zersplittert, ohne daß eine gemeinsame Arbeit im gemeinsamen Gemeinwesen sie zusammengeführt hätte.

Alles das bewirkte, daß die Sklaven in der Gesellschaft machtlos und ungefährlich waren. Erst in der staatlichen Zeit bilden sich Bedingungen, vor allem das Aufhäufen großer Reichtümer, die zur Ansammlung ausgedehnter Sklavenmassen führen. Aus dem Beginn des 4. Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung wird berichtet, daß es in Athen neben 21 000 Bürgern (nicht freien Ein-

wohnern überhaupt) 400 000 Sklaven gab. Diese Zahl wird heute allgemein als weit übertrieben betrachtet, meist gilt auf Grund verschiedener Indizien das Viertel der Summe als zutreffend, manche nehmen noch weniger an, so Cicotti (der Untergang der Sklaverei im Altertum, deutsch v. Oda Olberg, Berlin 1910, S. 75 u. 92), der meint, sie sei unter 60 000 gewesen. Beloch, heute sicher die größte Autorität auf dem Gebiet griechischer Bevölkerungsstatistik, nimmt an, in der Mitte des 4. Jahrhunderts habe es in Athen etwa 100 000 Sklaven bei einer Gesamtbevölkerung von 200 000 gegeben. (Griechische Geschichte, III. I., S. 273[1]).

Auch diese eingeschränkten Zahlen bezeugen immer noch eine Anhäufung großer Sklavenmassen.

Ungeheure Sklavenmassen wurden in Italien in der Zeit des Höhepunktes des Römerreiches gehalten. Für das letzte Jahrhundert der Republik schätzt Mommsen die freie Bevölkerung auf kaum höher als 6—7 Millionen, denen eine Sklavenmasse von 13—14 Millionen gegenüberstehen mochte. Nach Beloch müßte diese Zahl freilich viel geringer angenommen werden. Er rechnet für den genannten Zeitraum in Italien auf 4½ Millionen Freie bloß 1½ Millionen Sklaven. Sie waren indes sehr ungleich verteilt und bildeten stellenweise sicher die Mehrzahl der Bevölkerung.

Eine so große Zahl von Sklaven bedeutet schon eine arge Gefährdung der Gesellschaft, die sie knechtet, um so mehr, als in diesem Stadium hoher staatlicher und ökonomischer Entwicklung neben die ursprüngliche Haussklaverei immer mehr die Ausnützung von Sklaven zu Profitzwecken tritt und dabei ihre Zusammenfassung in großen Scharen, in Großbetrieben, in Bergwerken, wie zur Silbergewinnung auf dem attischen Berge Laurion (wo zeitweise 10 000 Sklaven arbeiteten), in Plantagen in Sizilien, zu Bauten oder zu Vergnügunszwecken, z. B. zu Gladiatorenspielen. Zu solchen harten Arbeiten waren nur Männer zu verwenden. In späteren Zeiten überwogen daher die männlichen Sklaven. Vergleicht man mit der Zahl der Sklaven bloß die der wehrhaften Männer unter den Freien, dann zeigt sich die stellenweise Ueberzahl der Sklaven als noch bedenklicher.

Die Sklaven der Erwerbsbetriebe, von der Familie des Herrn getrennt, der Profitsucht dienend, wurden aufs unmenschlichste geschunden, einem frühen Tod geweiht. Dabei setzte diese Entwicklung, wie das kommunistische Manifest von den modernen Proletariern sagt, „an die Stelle der Isolierung der Arbeiter . . . ihre revolutionäre Vereinigung durch die Assoziation". Der Unter-

---

[1]) Die erste Auflage dieses Bandes erschien 1904 in Straßburg, die zweite 1922 in Berlin. Im Vorwort zu dieser Auflage spricht Beloch aus, er „habe das feste Vertrauen, daß die dritte Auflage wieder in Straßburg erscheinen kann." Merkwürdig, daß selbst ein so bedeutender Forscher, wenn er deutscher Professor ist, das Säbelrasseln nicht lassen kann.

schied der Proletarier von den Sklaven ist bloß der, daß bei jenen die anfängliche Isolierung durch die Konkurrenz vollzogen wurde, wie es an der durch Punkte ersetzten Stelle des Zitats aus dem Manifest heißt, indes bei den Sklaven die Isolierung durch Zugehörigkeit zu einer Familie herbeigeführt wurde.

Die in großen Mengen zusammenwirkenden, in der Regel männlichen Sklaven, die zu Zwecken des unersättlichen Profits zu Tode geschunden wurden, bedeuteten sicher eine ganz andere Gefahr, als die zum großen Teil weiblichen Haussklaven der Familie. Die Aufstände der Sklaven ersterer Art häuften sich. Und wo der Sklave sich nicht offen empören konnte, nahm er jede Gelegenheit war, um sich als Räuber durchzuschlagen.

Unter diesen Umständen bedurften die Sklavenbesitzer dringend einer Repressionsgewalt, sollten sie nicht von der anschwellenden Masse ihrer Sklaven verschlungen werden.

Doch auch in diesem Stadium hätten sie dazu eine besondere Staatsgewalt nicht gebraucht. Die Sklaven standen außerhalb des Gemeinwesens, sie blieben ihm gegenüber fremd. Zur Verteidigung des Gemeinwesens gegen auswärtige Feinde gab es aber in der vorstaatlichen Demokratie keinen besseren Schutz als das Volksheer. Es war zahlreicher als ein Heer, das bloß aus einer einzelnen Klasse rekrutiert wurde oder bloß einen einzelnen Beruf im Gemeinwesen darstellte.

Wie man im Altertum darüber dachte, bezeugt eine Stelle aus dem 9. Buche der „Republik“ (Politeia) Platos, p. 578. Der Philosoph will dort nachweisen, daß der Tyrann der unseligste aller Menschen ist und sucht dies dadurch darzutun, daß er ihn mit einem Sklavenbesitzer vergleicht. In dem Dialog heißt es:

„Wir müssen die reichen Privatleute in den Städten ins Auge fassen, die so viele Sklaven[1]) besitzen. Diese Privatleute haben darin viel Aehnlichkeit mit den Tyrannen, daß sie über viele gebieten. Nur beherrscht jeder der letzteren eine größere Masse.“

„Das tut er allerdings.“

„Nun leben die Privatleute ganz sorglos und fürchten durchaus nicht die Haussklaven.“

„Warum sollen sie auch diese fürchten?“

„Freilich haben sie keinen Grund. Aber weißt Du auch warum?“

„Offenbar deswegen, weil die ganze Stadt jedem der Privatleute zu Hilfe kommt, der sie anruft.“

„Sehr gut, sagte ich. Wie aber, wenn einer der Götter einen Mann, der fünfzig oder mehr Sklaven hat, aus der Stadt mit Weib und Kind seinem ganzen Besitz und seinen Sklaven in eine Einöde versetzt, wo ihm kein anderer freier Mann zu Hilfe kommen könnte. Wie sehr würde

[1]) Plato gebraucht hier das Wort „Andrapodon.“ Es ist bezeichnenderweise sächlichen Geschlechts und bedeutet einen Sklaven, der durch Kriegsgefangenschaft seine Freiheit verlor. Die griechische Sprache ist reich an Bezeichnungen für Sklaven. „Oiketes“ ist vornehmlich der Haussklave, „Dulos“ der zu grober Arbeit verwendete Knecht. „Oikotrips“ ist ein im Hause geborener Sklave.

der wohl befürchten, er selbst, seine Kinder und seine Frau könnten von den Sklaven ermordet werden."

Man sieht, der Sklavenbesitzer verließ sich selbst bei so hochentwickeltem Staatsleben, wie es zu Platos Zeit bestand, zu seiner Sicherheit den Sklaven gegenüber nicht auf die Staatsgewalt, sondern auf die freien Bürger, mit denen er zusammen wohnte. Die Aussicht auf deren Hilfe wurde als genügend erachtet, die Sklaven im Zaum zu halten.

Die Menschen der Gentildemokratie werden also erst recht keinen Grund gehabt haben, zur Sicherung vor den Sklaven eine Staatsgewalt zu erfinden, die nicht bloß über den Unfreien, sondern auch über den Freien gestanden wäre.

Auch das Aufkommen von Reichtumsunterschieden änderte daran nichts. Man würde sehr irren, wollte man annehmen, daß die ärmeren Freien mit den Sklaven gemeinsame Sache gegen den Reichen machten, das Volksheer in diesem Punkt versagt hätte und eine vom Volksheer unabhängige bewaffnete Macht notwendig geworden wäre.

Wir haben bereits darauf hingewiesen, daß, solange die urwüchsige Demokratie bestand, größerer Reichtum nicht Mittel wurde, die ärmeren Mitbürger auszubeuten, daß er vielmehr diesen die Möglichkeit bot, bei den Reichen zu schmarotzen. Das gilt auch noch im staatlichen Zeitalter dort, wo der Staat demokratisch organisiert war.

Je mehr Sklaven im Staate, je mehr sie ausgebeutet wurden, um so größer die Einnahmen der Reichen, die sie mit ihren weniger begüterten Mitbürgern teilten. Entweder durch Schenkungen an die Aermeren, oder indirekt durch Abgaben an den Staat, der die Aermeren unterstützte.

In den demokratischen Staaten des Altertums bestanden zwischen den freien Proletariern und den Sklaven in der Regel keine Sympathien.

Max Weber betont mit Recht:

„Die größte Expansion der Sklavenausnutzung fiel im hellenischen Gebiet gerade in die Blütezeiten der Demokratie." („Wirtschaft und Gesellschaft." 2. Aufl., Tübingen 1925, S. 585.)

Ueber einige Sklavenaufstände berichtet freilich Bücher:

„Das freie Proletariat, welches sich von derselben Macht benachteiligt sieht, macht mit ihnen (den aufständischen Sklaven) sowohl in Sizilien, wie in Kleinasien, gemeinsame Sache." (Die Aufstände der unfreien Arbeiter 143—139 v. Chr. Frankfurt 1874, S. 118.)

Aber das waren freie Proletarier in Staaten, in denen sie an der politischen Macht keinen Anteil hatten. Davon, daß das freie Proletariat in Rom für die aufständischen Sklaven Interesse bezeugt hätte, kann Bücher nichts berichten.

Und das Interesse des sizilianischen Proletariats für die Sklaven war eigener Art. Bücher erzählt, daß die Aufständischen gute Manneszucht hielten, und fährt fort:

„Anders das verkommene städtische Bettelproletariat, das die seitherige Wirtschaft geflissentlich großgezogen hatte. Anfangs sahen diese Massen mit geheimer Freude den Unruhen zu. Als aber die ebenso sehr gefürchteten als beneideten Reichen gestürzt waren, der Ausstand von Tag zu Tag wuchs und sie sahen, daß jetzt keine Köpfe mehr zu verlieren seien, zogen sie rottenweise aufs Land, plünderten die schutzlosen Bauernhöfe und legten sie in Asche. Ging doch alles mit auf die große Rechnung der Sklaven." (S. 61.)

In die Reihen der k ä m p f e n d e n Sklaven einzutreten, fiel diesen Proletariern nicht ein. Sie begnügten sich damit, den Sieg der Sklaven auszubeuten und zu kompromittieren.

Das geschah um das Jahr 140 v. Ch. Fast in die gleiche Zeit fielen die von den beiden Gracchen geführten Bewegungen der freien Proletarier Roms zur Besserung ihrer Lage. Die Sklaven taten dabei in keiner Weise mit — und die freien Proletarier hätten sich diese Bundesgenossen sicher höflichst verbeten.

Als es im Jahre 121 zum Entscheidungskampf zwischen den Anhängern des Gajus Sempronius Gracchus und der Aristokratie kam, rief ein Anhänger des Gracchus, Marcus Flaccus „die Sklaven zu den Waffen," aber ohne Erfolg. Dagegen kamen am Tag der Katastrophe die Aristokraten aufs Kapitol, jeder von bewaffneten Sklaven begleitet. Außerdem hatten sie kretische Bogenschützen in Sold genommen. Die Demokraten verschanzten sich auf dem Aventin. Aber vor der Uebermacht der Gegner entsank ihnen der Mut.

„Der tapfere Adel im Verein mit den Kretern und S k l a v e n erstürmten den fast unverteidigten Berg und erschlug, wen er vorfand. (Mommsen, Röm. Gesch. II., S. 123.)

Auch sonst ist nirgends eine Solidarität zwischen Sklaven und Proletariern zu bemerken.

Das zeigte sich sogar in den Anfängen des Christentums. Seine ursprünglichsten Träger waren freie Proletarier. Es schloß Sklaven aus seinen Reihen nicht aus, machte aber keinen Versuch, ihre Lage zu bessern, geschweige denn die Sklaverei aufzuheben. Als eine Religion freier Proletarier bedrohte es die Reichen mit Verdammnis, die nicht mit den Armen teilen wollen. Das vertrug sich aber in den Köpfen der damaligen Proletarier ganz gut mit der Anerkennung der Sklaverei.

Wie die ersten Christen darüber dachten, die bloß eine jüdische Sekte waren, steht nicht fest. Seit der Zerstörung Jerusalems aber erkennen die Christen die Sklaverei nicht nur an, sie ermahnen sogar die Sklaven zur größten Unterwürfigkeit unter ihre Herren.

In meinem Buch über den „Ursprung des Christentums" zitiere ich eine Reihe von Belegen für diese, übrigens von niemand bestrittene Tatsache.

Gab es zwischen freien Armen und Sklaven keine Solidarität selbst in den Zeiten des Christentums, als die Unterschiede

zwischen arm und reich aufs krasseste angewachsen waren, so konnte davon erst recht keine Rede sein in den Zeiten, in denen wir die Anfänge der Klassen und Staaten zu suchen haben, wo noch die primitive Demokratie bestand, der weniger Bemittelte nicht hilflos dastand, sondern stets auf die Hilfe seiner Stammes- oder Gentilgenossen rechnen konnte, die wichtigsten Quellen des Lebensunterhalts Gemeineigentum waren und der Reiche jeder Möglichkeit entbehrte, seinen Reichtum zur Ausbeutung der ärmeren Freien auszunützen, wo endlich die große Mehrheit der Mitglieder des Gemeinwesens weder Arme noch Reiche waren, sondern in durchschnittlichem Wohlstand lebten.

Unter diesen Umständen bildeten die Freien stets eine geschlossene Front gegenüber den Sklaven, und die Organisation einer besonderen, von der urwüchsigen Demokratie unabhängigen Staatsgewalt zur Niederhaltung der Sklaven war ganz überflüssig.

Ebensowenig, wie eine Tendenz zur Erblichkeit gesellschaftlicher Funktionen und das Aufkommen von Reichtumsunterschieden, vermag die Sklaverei ein Moment zu bilden, das geeignet wäre, die Bildung von Klassen innerhalb des Gemeinwesens und dessen Entwicklung zum Staat zu erklären.

Viertes Kapitel.

Der Erobererstaat.

Die Versuche, die Bildung der Klassen und des Staates aus Faktoren zu erklären, die innerhalb des primitiven Gemeinwesens erstehen, liefern keine befriedigenden Ergebnisse. Es versagen nicht nur die naiven Gewaltstheorien, sondern nicht minder die weit höherstehenden Versuche, aus der ökonomischen Entwicklung innerhalb des Gemeinwesens die Momente abzuleiten, die zu dem Entstehen der Klassen und des Staates führen.

Die urwüchsige Demokratie, das Gemeineigentum an so vielen wichtigen Produktionsmitteln, die allgemeine Hilfsbereitschaft gegenüber jedem Genossen bilden einen unübersteiglichen Damm, der jede gesellschaftliche Entwicklung in der Richtung der Bildung ausbeutender und ausgebeuteter Klassen und einer das Gemeinwesen beherrschenden, von der Masse der Bevölkerung unabhängigen Staatsgewalt verhindert.

Wohl kommt es in manchen Stämmen vor dem Aufkommen des Staates zu Ansätzen von Klassen. Aber diese Ansätze erwachsen nicht aus dem Innern des Gemeinwesen, sondern aus seiner Berührung mit anderen Gemeinwesen, aus dem Krieg. Er liefert die Sklaven und damit die ersten Arbeiter, die nicht für sich oder ihr Gemeinwesen, sondern für einen fremden Herrn

arbeiten. Er liefert die Beute, die es ermöglicht, daß einzelne Individuen und Familien Reichtümer ansammeln, die sie durch ihrer Hände Arbeit in diesem Umfang nie hätten produzieren können.

In dieser Richtung müssen wir weitergehen, wollen wir zum Ursprung der Klassen und des Staates gelangen.

In seiner Fortentwicklung über das Stadium des bloßen Erbeutens von Sklaven und Fahrhabe wird nun der Krieg zum Eroberungskrieg. Ein siegreicher Stamm unterjocht den besiegten Stamm und eignet sich sein ganzes Land an, worauf er ihn zwingt, regelmäßig für den Sieger zu arbeiten, ihm Tribut oder Steuern zu entrichten.

Dieser Fall ereignet sich in der Geschichte bekanntlich in zahllosen Fällen. Wo er eintritt, stellt sich damit die Klassenspaltung ein, nicht durch Spaltung eines Gemeinwesens in verschiedene Unterabteilungen, sondern durch Vereinigung zweier Gemeinwesen zu einem, von denen das eine zur herrschenden, ausbeutenden, das andere zur beherrschten, ausgebeuteten Klasse wird. Der Zwangsapparat, den der Sieger dem Besiegten auferlegt, er wird zum Staat.

Die Unterworfenen werden bei diesem Vorgehen nicht zu bloßen Anhängseln fremder Familien. Sie bleiben in ihren eigenen Familien, auch in ihren Gemeinden, deren Selbstverwaltung nicht aufgehoben zu werden braucht. Dabei sind sie in dem neuen Gemeinwesen nicht Fremde, wie die Sklaven, die zu seiner Erhaltung, wenigstens in den Anfängen der Sklaverei, nicht notwendig sind. Das neue Gemeinwesen ist von vornherein auf der Arbeit der Unterworfenen aufgebaut, es kann ohne sie nicht bestehen. Sie bilden einen integrierenden Teil des Gemeinwesens. Dadurch werden sie zu einer seiner Klassen im vollen Sinne des Wortes, zu der die Sklaven nur einen Ansatz bilden.

Derselbe Akt, der die ersten Klassen hervorruft, bildet auch den ersten Staat. Sie gehören vom Beginn ihrer Existenz an zusammen.

Da die ersten Klassen und Staaten aus Stämmen gebildet werden, die der Akt der Eroberung zusammenschweißt und übereinander schichtet, stellen die einzelnen Stämme und Klassen zunächst getrennte Organisationen vor, jede mit eigenem gesellschaftlichen Leben. Die Klassen treten in der Geschichte daher zuerst auf in der Form von Ständen, die voneinander abgeschlossen und leicht zu unterscheiden sind. Ehe noch die Existenz von Klassen in der Gesellschaft erkannt wurde, hat man daher bereits beobachtet, daß sie als Stände das Produkt des Krieges sind.

Im achtzehnten Jahrhundert, als man anfing, über die Anfänge des Staates und der Gesellschaft nachzudenken, war diese Auffassung bereits sehr verbreitet neben anderen, die jene Anfänge

aus der inneren Entwicklung des Gemeinwesens abzuleiten suchten.

Herder z. B. in seinen 1784 erschienenen „Ideen zur Geschichte der Menschheit" (9. Buch, IV. Abschnitt), geht von der so vielfach auch heute noch verbreiteten Ansicht aus, die erste Form des gesellschaftlichen Zusammenlebens sei die Familie. Sie werde durch Gesetze der Natur zusammengehalten. Er nennt sie „den ersten Grad der natürlichen Regierung."

Auf die Dauer genügt die Familie nicht zur Besorgung der Geschäfte der Menschen. Die einzelnen tun sich vertragsgemäß zu größeren Gesellschaften zusammen:

„Wo bei ihnen (Jägern, Fischern, Hirten) das väterliche und häusliche Regiment aufhört, sind die weiteren Verbindungen der Menschen meistens nur auf Vertrag oder Auftrag gegründet. Eine Jagdnation zum Exempel geht auf Jagd: bedarf sie eines Führers, so ist es ein Jagdaufseher, zu dem sie den Geschicktesten wählt, dem sie also auch nur aus freier Wahl und zum gemeinschaftlichen Zweck ihres Geschäfts gehorcht."

Diese urwüchsige Demokratie nennt Herder „den zweiten Grad der natürlichen Regierung."

Wie steht es nun „mit dem dritten Grade, den Erbregierungen unter den Menschen"? Nur in der Form der Erbmonarchie betrachtet Herder hier den Staat. Sie erscheint ihm höchst unzweckmäßig.

„Es würde schwer sein, einen Erbvertrag dieser Art, ich will nicht sagen mit dem Recht, sondern mit der Vernunft zu reimen."

Nicht Zweckmäßigkeit oder Vernunft kann die Erbmonarchie aufgerichtet haben.

„Es müssen andere Gründe vorhanden sein, die die Erbregierungen unter den Menschen einführten, und die Geschichte verschweigt uns diese Gründe nicht. Wer hat Deutschland, wer hat dem kultivierten Europa seine Regierungen gegeben? Der Krieg. Horden von Barbaren überfielen den Weltteil, ihre Anführer und Edlen teilten unter sich Länder und Menschen. Daher entsprangen Fürstentümer und Lehen . . . . . Was brachte die Welt unter Rom? Griechenland und den Orient unter Alexander? Was hat alle großen Monarchien bis zu Sesostris und der fabelhaften Semiramis hinauf gestiftet und wieder zertrümmert? Der Krieg."

Doch bleibt Herder bei dieser Erklärung nicht stehen, sondern fügt ihr gleich eine andere an, die sich sehr mit der Engelsschen berührt:

„Solange mehrere Stämme aus freier Ueberlegung zu einem bestimmten Geschäft sich Richter und Führer wählten, solange waren diese Amtsdiener nur Diener des gemeinen Zwecks . . . . . Entschlummerte aber die Nation und ließ sie ihren Vater, Führer und Richter walten, gab sie ihm endlich gar, schlaftrunken dankbar, seiner Verdienste, seiner Macht, seines Reichtums oder welcher Ursachen wegen es sonst sei, den Erbszepter in die Hand, daß er sie und ihre Kinder wie der Hirt die Schafe weide: welch' Verhältnis ließe sich dabei denken als Schwachheit auf der einen, Uebermacht auf der anderen Seite, also das Recht des Stärkeren."

Der Staat gehe demnach hervor aus den Unterschieden der Kraft zwischen den einzelnen Menschen, aber auch den einzelnen Stämmen, welche letzteren Unterschiede in solchen „der Gegenden und Lebensarten" begründet seien.

Damit streift Herder schon eine ökonomische Begründung seiner Gewaltstheorie.

Wie bei Herder gehen auch bei vielen Staatsphilosophen die Auffassungen der Bildung der Klassen und Staaten als Ergebnis einmal der Gewalt stärkerer Stämme und dann wieder stärkerer Individuen durcheinander.

Eine einheitliche, systematische Theorie der Klassenbildung als Ergebnis der Unterjochung eines Stammes durch einen anderen, baute meines Wissens erst der schon in einem anderen Zusammenhang erwähnte Professor Gumplowicz auf. In seinem Buche „Der Rassenkampf" (1883) kam er zu dem Schlusse:

„Wenn wir auf die historischen Anfänge und Voraussetzungen dieser sozialen Gliederung (der Klassenschichtung) zurückgehen und denselben nachforschen, so finden wir überall die Tatsache der heterogenen ethnischen Zusammensetzung des Volkes infolge einer, ursprünglich von einem fremden Stamm, meist über Eingeborene, gegründeten Herrschaft." (S. 209.)

„Die Koincidenz (das Zusammenfallen) der Berufsklassen und Stände mit ethnischen und Rassenunterschieden der Bevölkerung eines Staates ist ein Ausfluß des Umstands, daß die den Staat konstituierende Organisation der Herrschaft nur zum Zwecke der volkswirtschaftlichen Arbeitsteilung gewaltsam durchgeführt werden mußte.

„Sollte nämlich der Ackerbau einen größeren und lohnenderen Ertrag, sollte er ein frei und sorgenlos anderen Beschäftigungen oder der freien Muße gewidmetes Leben ermöglichen: dann mußte die Benützung, oder wie die Sozialisten es nennen, die ‚Ausbeutung Vieler durch Wenige' Platz greifen. Nun liegt es . . . in der Natur der Menschen, daß, wo eine ‚Ausbeutung' anderer Menschen Platz greifen muß, dieselbe immer ihre Opfer außerhalb ihres syngenetischen Kreises sucht. Es ist das eine der vielen Aeußerungen des Prinzips, das wir Syngenismus nennen[1]) und welches als stets wirksame Triebfeder menschlicher Handlungen sowohl hinter den Kulissen der Geschichte, wie des täglichen Lebens sich betätigt. Mußten einmal zum Zweck einer lohnenderen und reichlicheren Ertragserzielung aus dem Ackerbau Menschen als Arbeitsvieh benutzt werden (und diese Notwendigkeit stellte sich auf einer der ersten Entwicklungsstufen der Menschheit bald heraus), mußten einmal Menschen in großen Massen zu diesem Zweck ‚ausgebeutet' werden (und diese seinerzeit neue und nicht gerade unrichtige wirtschaftliche Idee konnte nur einer begabten Minorität aufdämmern), so konnte es

---

[1]) Gumplowicz verweist hier in seiner Note auf das 36. Kapitel seines Buches, das vom „Syngenismus" handelt. Dort stellt sichs heraus, daß hinter dem gelehrten griechischen Wort (Syngeneia — Verwandtschaft) nichts anderes steckt als das „Gefühl der Zusammengehörigkeit", das er teils aus Blutsverwandtschaft, teils aus anderen Gemeinschaften, Gemeinsamkeit der Sprache, der Religion der Bildung, der Interessen, ableitet. K.

nach dem Prinzip des Syngenismus gar keinem Zweifel unterliegen, daß zu diesem Ausbeutungsobjekt ein fremder Stamm, irgenwelche fremde Bevölkerung auserwählt werden mußte. Das ist der tiefere, in der Natur der Sache liegende Grund, warum überall, wo eine höhere Stufe landwirtschaftlicher Entwicklung erreicht wird, uns gleichzeitig die zwei ethnisch-heterogenen Berufsklassen der Bauern und Herren entgegentreten." (S. 211, 212.)

Zu einer ähnlichen Auffassung des Ursprungs der Klassen und Staaten war ich bereits sieben Jahre vor dem Erscheinen von Gumplowicz „Rassenkampf" gelangt. Allerdings hatte ich sie nicht veröffentlicht. Ich fixierte sie in dem schon im ersten Buche erwähnten und im Anhang dazu abgedruckten „Entwurf einer Entwicklungsgeschichte der Menschheit".

Ich äußerte dort die Ansicht, in den Urzuständen der Menschheit habe ewiger Krieg zwischen den einzelnen Menschen bestanden. Der Kriegsgefangene wurde erschlagen.

„Durch den Fortschritt von der Jägerei und Fischerei zur Weidewirtschaft wird es ermöglicht, den Kriegsgefangenen als Sklaven zu verwenden."

Ich teilte damals die früher weit verbreitete Ansicht, die Weidewirtschaft sei ein notwendiges Uebergangsstadium von der Jägerei zum Ackerbau. Daß ich das heute nicht mehr annehme, brauche ich nicht besonders zu betonen. Ich fuhr fort:

„Der ursprüngliche Kommunismus von Grund und Boden bleibt bestehen, ebenso die starke Organisation des Stammes. Aber der Grund zu Privateigentum an Vieh und Sklaven, zum Entstehen individualistischer Neigungen, ist gelegt, denn Weidevieh und Sklaven waren Familieneigentum.

Mit Hilfe der durch die Sklaverei ermöglichten Arbeitsteilung schreitet man vor zum Ackerbau, zur Seßhaftigkeit. Auch hier besteht noch das Gemeineigentum an Grund und Boden, aber Privateigentum der Werkzeuge und Ackergeräte. Jetzt beginnen staatliche Formen. Der Landmann flieht nicht, wenn ein übermächtiger Stamm naht, er unterwirft sich. Neben der Sklaverei tritt die Hörigkeit auf, der siegreiche Stamm überläßt dem besiegten den Kampf gegen die Natur, er selbst behält sich vor den Kampf gegen Feindesstämme: der Unterschied zwischen Bauern und Kriegern, ihre Teilung in Klassen entsteht. Die Abgeschlossenheit und Erblichkeit der Kasten ist durchaus keine wunderbare Erscheinung, da die Kasten stets einander fremde Stämme sind, welche bei der ungemein starken Stammesabneigung sich nicht vermischen wollen . . . . Die Ständeteilung ist entstanden durch Uebereinanderschichtung verschiedener Stämme."

Man sieht, diese meine Auffassung von 1876 berührt sich sehr stark mit der von Gumplowicz von 1883. Sie lag damals offenbar „in der Luft".

Dabei ist es sicher auch kein Zufall, daß wir beide Oesterreicher waren, der Professor wie der Student. Die Schichtung von Klassen und Ständen als eine Schichtung von Stämmen lag dort damals noch klar zutage. In Böhmen ein deutscher Adel und eine deutsche Bourgeoisie über tschechischen Bauern, Kleinbürgern und Proletariern. In Ungarn ein madjarischer Adel und eine deutsch-

sprechende Bourgeoisie gegenüber slawischen und rumänischen Bauern. In Ostgalizien ein polnischer Adel und ruthenische Bauern, sowie „jiddische" Händler und Handwerker.

Die Richtung meiner Studien brachte mich dazu, aus diesen offenkundigen Tatsachen meiner Umgebung ein allgemeines historisches Gesetz abzuleiten.

Mich beschäftigte in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre aufs lebhafteste die Malthussche Theorie, der auch mein erstes Buch galt. Mir, dem Darwinianer, erschien sie damals unwiderleglich. Die Geringschätzigkeit, mit der sie von meinen Gesinnungsgenossen und Parteifreunden allenthalben zurückgewiesen wurde, war mir unerträglich, andererseits dünkte mich die kritiklose Uebertragung des Darwinismus auf die menschliche Gesellschaft, wie sie damals von der bürgerlichen Oekonomie beliebt wurde, nicht minder unangebracht, daher meine Untersuchung. Dabei mußte ich mich auch mit den beiden Fällen beschäftigen, an denen die bürgerliche Oekonomie in der Zeit meiner Jugend mit Vorliebe die bösen Folgen der Uebervölkerung zu demonstrieren suchte: Irland und Ostindien. Ich beschäftigte mich mit der Geschichte beider Länder und kam zu dem Ergebnis, daß Klassenscheidung, Ausbeutung, Elend, hier wie dort nicht auf Uebervölkerung beruhten, sondern auf der Gewaltpolitik feindlicher Eroberer.

Von diesem Standpunkt aus beschäftigte ich mich auch mit Aegypten als dem Land, mit dessen Darstellung ich die von mir geplante Entwicklungsgeschichte der Menschheit beginnen wollte, und fand auch dort in den unteren Kasten eine von fremden Eroberern geknechtete Bevölkerung.

Ueber Irland und Ostindien verfaßte ich damals zwei längere Abhandlungen, veröffentlichte aber nur die erstere (Leipzig 1880). Die Zeit der Anfänge des Sozialistengesetzes war der sozialistischen Literatur nicht günstig. Auch mein Buch über die Bevölkerungsfrage, das schon im Frühjahr 1878 fertig gewesen und von dem Parteiverlag Bracke in Braunschweig akzeptiert war, konnte erst Ende 1879 in Wien erscheinen.

Als ich aber Gelegenheit gehabt hätte, meine Abhandlungen über Britisch-Indien herauszugeben, war ich von Zweifeln erfaßt, ob die Geschichtsauffassung, der sie Ausdruck gab, die richtige sei.

Im Jahr 1878 war Engels Buch über „Dührings Umwälzung" erschienen, das zuerst von uns nicht genügend beachtet wurde über dem Tumult der Attentatsjahre und der Notwendigkeit des Kampfes gegen das Polizeiregime des Sozialistengesetzes, eines Kampfes, bei dem es um das Leben der Partei ging.

Aber allmählich kamen wir doch wieder zur Selbstbesinnung und da gaben mir alle die Einwände vollauf zu schaffen, die Engels gegen die Dühringsche Gewaltstheorie und zur Begründung seiner eigenen Hypothese über die Entstehung des Staates und

der Klassen vorbrachte und die so sehr meiner ursprünglichen widersprach. Daß die materialistische Geschichtsauffassung jeder anderen weit überlegen sei, den Tatsachen der Geschichte am besten entspreche, wurde gerade unter dem Einfluß des Engelsschen Buches anfangs der achtziger Jahre meine feste Ueberzeugung. Nichts hat sie bisher erschüttert, alles sie befestigt. Wie aber mit ihr meine Annahme über den Ursprung der Klassen und des Staates vereinbaren, die doch zu tief gewurzelt bei mir war, als daß ich sie ohne weiteres hätte aufgeben können? Es dauerte lange, bis ich hinter die Schwächen der Engelsschen Hypothese kam.

Das Buch des Professors Gumplowicz diente dazu, mich in meiner ursprünglichen Auffassung zu befestigen, gab mir aber keine Waffen, sie zu verteidigen.

Es heißt dort einmal:

„Was die heterogenen ethnischen Elemente von Ursprung an, und die heterogenen sozialen Bestandteile in der weiteren Entwicklung der Geschichte zusammenführt, was sie aufeinander anweist und bezieht und auf diese Weise den sozialen Naturprozeß in Bewegung setzt: das ist . . . die ewige Ausbeutungs- und Herrschsucht der Stärkeren und Ueberlegeneren. Der Rassenkampf um Herrschaft in allen seinen Formen, in den offenen und gewalttätigen, wie in den latenten und friedlichen, ist daher das eigentlich treibende Prinzip, die bewegende Kraft der Geschichte." (S. 218.)

Also eine Erscheinung, die erst spät in der Geschichte der Menschheit auftritt, die Entstehung der Klassen und Staaten, soll durch etwas erklärt werden, was seit jeher im Menschen da war! Und zu diesen seit jeher dem Menschen angeborenen Eigenschaften soll auch die Ausbeutungssucht gehören, obwohl eine Ausbeutung fremder Menschenkraft im Naturzustand gar nicht möglich ist, sondern erst dann eintreten kann, wenn die technische Entwicklung so weit gediehen ist, daß der Mensch ein Mehrprodukt zu schaffen vermag, einen Ueberschuß über das hinaus, was er zu seiner Erhaltung selbst braucht.

Es ist die bereits mehrfach gekennzeichnete Erklärung des Molièreschen Arztes, daß das Opium deshalb einschläfert, weil ihm die Kraft innewohnt, einzuschläfern, wenn wir behaupten, die Erscheinungen der Ausbeutung erklärten sich aus der angeborenen „ewigen Ausbeutungssucht" der Menschen.

Wohl sucht Gumplowicz das Auftreten der Ausbeutung auch aus einer besonderen historischen Situation zu erklären. Den Absatz, in dem er sie darstellt, haben wir schon oben zitiert:

„Einmal mußten zum Zwecke einer lohnenden und reichlicheren Ertragserzielung aus dem Ackerbau Menschen als Arbeitsvieh benutzt werden (und diese Notwendigkeit stellt sich auf einer der ersten Entwicklungsstufen der Menschheit bald heraus); einmal mußten Menschen in großen Massen zu diesem Zwecke „ausgebeutet" werden (und diese seinerzeit neue und nicht gerade unrichtige wirtschaftliche Idee konnte nur einer begabten Minorität aufdämmern"). (S. 212.)

Danach würden wir das Aufkommen der Klassen und Staaten dem Umstand danken, daß einer „begabten Minorität" die Idee einer ökonomischen Ueberlegenheit des Großbetriebs in der Landwirtschaft „aufdämmerte".

Nun ist diese Idee nicht einmal heute unbestritten, trotz der großen technischen Hilfsmittel, die dem Großbetrieb jetzt zur Verfügung stehen. Sie war aber im Altertum und auch noch im Mittelalter weit entfernt davon „nicht gerade unrichtig" zu sein, sie war vielmehr geradezu falsch, denn der landwirtschaftliche Großbetrieb mit unfreier Arbeit hat sich stets als die unergiebigste aller Betriebsweisen herausgestellt. Sie wird nur dort rentabel, wo der unfreie Arbeiter in seiner Lebenshaltung tief unter das Niveau des freien herabgedrückt ist. Von einer „lohnenderen und reichlicheren Ertragserzielung aus dem Ackerbau" ist dabei keine Rede.

Nur ausnahmsweise und nur bei einer hohen Entwicklung des Staatswesens, niemals in seinen Anfängen, finden wir landwirtschaftliche Großbetriebe mit unfreier Arbeit.

Und nirgends finden wir, daß ein Eroberungskrieg zu dem Zwecke geführt wird, eine „lohnendere und reichlichere Ertragserzielung aus dem Ackerbau" herbeizuführen. Die landwirtschaftliche Betriebsweise bleibt von dem Sieger unangetastet, nur wird dem unterworfenen Bauern ein Tribut auferlegt — ohne Vermehrung des Ertrags seiner Arbeit.

Die Idee ist ganz phantastisch, die Entstehung der Klassen und des Staates darauf zurückzuführen, daß in den primitiven Zuständen der Staats- und Klassenlosigkeit einer Minderheit in einem Gemeinwesen eine Theorie hätte aufdämmern können, die von der Ausbeutung unfreier Arbeiter eine größere Produktivität der Landwirtschaft erwartete, worauf das Gemeinwesen einen Eroberungskrieg unternahm, um diese Theorie praktisch zu verwirklichen.

Die ökonomische Begründung der Gumplowiczschen Klassen- und Staatstheorie konnte mich ebensowenig befriedigen, wie ihre „natürliche" Begründung.

Trotzdem erschien mir meine, mit der seinen in vielen wesentlichen Punkten übereinstimmende Auffassung durch so viele historische Tatsachen gestützt, daß ich sie nicht einfach über Bord werfen konnte. Aber auch die Engelssche erschien mir lange Zeit sehr plausibel. Ich nahm an, die Entwicklung sei nicht überall die gleichen Wege gegangen. Unter bestimmten Bedingungen habe sie sich vollzogen, wie Engels dachte, unter anderen Bedingungen so, wie ich es mir vorstellte. Die historische Forschung hatte in jedem Falle herauszufinden, welcher Weg der wirklich beschrittene war.

Zu dieser Auffassung zeigte mir Engels selbst den Weg. Er sagt in seinem „Ursprung der Familie":

„Die drei Hauptformen, in denen der Staat sich auf den Ruinen der Gentilverfassung erhebt, haben wir oben im einzelnen betrachtet. (Die Staatsbildung in Athen, Rom, bei den Deutschen; K.).

„Athen bietet die reinste klassischeste Form: hier entspringt der Staat direkt und vorherrschend aus den Klassengegensätzen, die sich innerhalb der Gentilgesellschaft selbst entwickeln . . . Bei den deutschen Ueberwindern des Römerreichs endlich entspringt der Staat direkt aus der Eroberung großer, fremder Gebiete, die zu beherrschen die Gentilverfassung keine Mittel bietet." (S. 177.)

Also Engels selbst meint, daß es verschiedene Formen der Bildung des Staates gibt. Eine davon ist die durch Eroberung. Aber die reinste, klassischeste Form sei die Bildung aus den Klassengegensätzen, die sich innerhalb der Gentilgesellschaft selbst entwickeln.

Das war längere Zeit auch meine Auffassung. Allmählich jedoch stiegen mir Bedenken gegen die „reinste und klassischeste Form" auf. Ich gab ihnen umso eher Raum, je mehr es mir gelang, meiner auf der dritten „Hauptform", der Bildung von Staaten durch Eroberung, aufgebauten Hypothese den Charakter einer bloßen Gewalttheorie zu nehmen, die ökonomische Bedingtheit der Gewalt klarzulegen, durch die Staat und Klassen begründet wurden, und so meine Hypothese widerspruchslos der materialistischen Geschichtsauffassung einzufügen.

Unabhängig von ihr und mitunter geradezu von antimarxistischen Anschauungen geleitet, haben auch andere in gleicher Richtung gearbeitet. Sehr bemerkenswert erscheint mir in dieser Beziehung das Buch Franz Oppenheimers, „Der Staat", Frankfurt a. M. 1907, das in den wesentlichsten Punkten zu den gleichen Anschauungen kam, die ich hier vertrete.[1]) Ich verdanke ihm sehr wertvolle Anregungen und erkenne das umso lieber an, als ich Oppenheimer in seinen ökonomischen Theorien nicht zu folgen vermag.

Viele Hinweise, die mir für die Begründung meiner Auffassung sehr nützlich wurden, habe ich bei Fr. Ratzel gefunden, namentlich in seiner „Völkerkunde".

---

1) Vorliegendes war schon geschrieben, als Oppenheimer das dünne Büchlein von 175 Seiten, das er 1907 geschrieben, zu einem dicken Wälzer von 859 Seiten erweitert herausgab, unzweckmäßigerweise unter genau dem gleichen Titel: „Der Staat" (Jena 1926). Das kleine Büchlein war als Teil einer Sammlung „sozialpsychologischer Monographien" erschienen, die den Gesamttitel führt: „Die Gesellschaft". Das große Buch bildet den zweiten Band des Oppenheimerschen „Systems der Soziologie". Der Gedankengang ist in beiden Werken völlig der gleiche, nur in dem späteren mit einer Fülle von Material bewiesen und illustriert. Ich werde öfter Gelegenheit haben, die dünne, wie die dicke Ausgabe zu zitieren. Um Verwechslungen zu vermeiden, werde ich dort, wo ich die dünne im Auge habe, das Wort „Gesellschaft" hinzufügen.

Besonders reiche und tiefe Aufschlüsse für den Gegenstand, der uns jetzt beschäftigt, brachten mir die letzten Werke Max Webers.

Den Unterschied zwischen den Staaten des orientalischen Despotismus und den antiken Stadtstaaten des Mittelmeers, sowie dann diesen beiden Staaten gegenüber die Eigenart des mittelalterlichen Feudalstaates im kontinentalen Europa hat bisher wohl niemand so klar erfaßt, wie er. Auch seine Untersuchung der Bedeutung des Puritanismus für das Aufkommen des industriellen Kapitalismus hat mir eine Reihe von Einblicken verschafft, die meine Arbeit sehr befruchteten.

Obwohl M. Weber sich die Entstehung des Staates anders denkt, als ich, hat er doch zur Bereicherung und Vertiefung der ökonomischen Grundlegung meiner Auffassung der Staatsbildung mehr beigetragen als ein anderer Autor.

Diese ökonomische Grundlegung, auf die ich jetzt meine Hypothese stütze, die im wesentlichen noch immer die von 1876 ist, geht aus von der Tatsache der Arbeitsteilung. Dies ist wohl der Ausgangspunkt eines jeden, der nach einer ökonomischen Begründung des Aufkommens der Klassen und des Staates sucht. Eine Reihe von Beispielen dafür haben wir schon kennengelernt.

So schroff hat allerdings den Zusammenhang zwischen Arbeitsteilung und Ausbeutung wohl keiner zugespitzt wie Rodbertus, der in seinem „dritten Brief an Kirchmann" (1851) schlankweg erklärt, die Ausbeutung sei so alt, wie die Teilung der Arbeit:

„Steigen Sie bis zu den ältesten Nationen, den ersten weltgeschichtlichen Trägern unserer Kultur herab — so weit der Blick in die Geschichte zurückzudringen vermag und wo er nur noch auf Teilung der Arbeit stößt, was finden sie dort in höchster Potenz verwirklicht? Die Ausbeutung des einen durch den anderen, die Ausbeutung von Weib und Kind und Sklaven, die Ausbeutung der Familie durch den „Herrn". Jene gehorchen und dienen, dieser herrscht und genießt; jene arbeiten, während diesem der erstkultivierte Boden, das Kapital und das Arbeitsprodukt zu eigen gehört. Diese Ausbeutung der Familie durch den Herrn ist ebenso alt als die Teilung der Arbeit . . . Nur vor Teilung der Arbeit findet dieselbe nicht statt" (S. 48).

Dieser sonderbaren Auffassung einer Urgesellschaft, in der nur Frauen und Kinder arbeiteten, der Mann dagegen als Urkapitalist nur „genoß", entspricht der Auffassung einer Teilung der Arbeit, die darin besteht, daß dem einen alle Arbeit zuteil wird, dem anderen gar keine Arbeit, dagegen alles „Kapital", das Rodbertus dem Produktionsmittel gleichsetzt, und alles Arbeitsprodukt.

Von einer derartigen absurden Arbeitsteilung gehe ich natürlich nicht aus. Aber auch nicht von einer anderen, wirklich innerhalb des Gemeinwesens vor sich gehenden, weder von der den beruflichen Teilungen zugrunde liegenden, noch auch jener, die

in erster Linie für die Klassenbildung herangezogen wird, von der zwischen den Leitern und den Ausführenden der verschiedenen gesellschaftlichen Tätigkeiten eintretenden.

Neben diesen Arten Arbeitsteilung gibt es noch eine andere, die, wenn man absieht von der zwischen den beiden Geschlechtern, in der Gesellschaft früher eintritt, als die zwischen den Berufen: die zwischen verschiedenen Stämmen, die unter verschiedenen Daseinsbedingungen leben.

Wir haben von ihr schon im dritten Buch gehandelt und brauchen das Gesagte nicht zu wiederholen.

Diese Arbeitsteilung bewirkt, daß je nach der verschiedenen Beschaffenheit der Wohngebiete Stämme nebeneinander wohnen, die verschiedene Fähigkeiten, Gewohnheiten, technische Behelfe erworben haben. Es wohnen arme Stämme neben wohlhabenden, kriegerische neben friedliebenden, nomadische neben ansässigen usw. Das führt leicht dahin, daß die armen, kriegerischen, nomadischen Stämme die wohlhabenden, friedliebenden, ansässigen überfallen. Es hängt wieder von besonderen ökonomischen und daraus hervorgehenden geistigen Bedingungen ab, ob die Eindringlinge bloß plündern oder sich im Lande als herrschender Stand festsetzen und einen Staat begründen.

Wie sich das vollzieht, werden wir noch eingehender betrachten.

Hier sei nur noch bemerkt, daß die Erklärung der Staats- und Klassenbildung durch Eroberung nicht zu jenen Gewaltstheorien zu gehören braucht, die Engels, und mit Recht, verpönt.

Unsere Meister wußten sehr wohl, welche Bedeutung die Gewalt in der Geschichte der Menschheit hat:

„In der wirklichen Geschichte spielen bekanntlich Eroberung, Unterjochung, Raubmord, kurz Gewalt die große Rolle." („Kapital", I. Volksausgabe, S. 645.)

Dieser Satz steht im Anfang des Kapitels im „Kapital", das von der ursprünglichen Akkumulation des Kapitals handelt. Als deren Methoden werden dargestellt das gewaltsame Bauernlegen, wodurch die Besitzlosigkeit großer Volksmassen herbeigeführt wird, die von der Staatsgewalt mit eiserner Härte niedergehalten werden. Zu dieser Vergewaltigung der arbeitenden Klassen in Europa gesellt sich die Vergewaltigung in den anderen Weltteilen:

„Die Entdeckung der Gold- und Silberländer in Amerika, die Ausrottung, Versklavung und Vergrabung der eingeborenen Bevölkerung in die Bergwerke, die beginnende Eroberung und Ausplünderung von Ostindien, die Verwandlung von Afrika in ein Gehege zur Handelsjagd auf Schwarzhäute bezeichnen die Morgenröte der kapitalistischen Produktionsaera. Diese idyllischen Prozesse sind Hauptmomente der ursprünglichen Akkumulation. Auf dem Fuße folgt der Handelskrieg der europäischen Nationen mit dem Erdrund als Schauplatz."

Zu alledem gesellt sich noch das System der Staatsschulden, der staatlichen Zölle und Steuern, die die Armen belasten und die Reichen schonen.

„Diese Methoden beruhen zum Teil auf brutalster Gewalt, z. B. das Kolonialsystem. Alle aber benützen die Staatsgewalt, die konzentrierte und organisierte[1]) Gewalt der Gesellschaft . . . Die Gewalt ist der Geburtshelfer jeder alten Gesellschaft, die mit einer neuen schwanger geht. Sie selbst ist eine ökonomische Potenz."

Nun, genau dieselben Methoden, die Marx hier als die der ursprünglichen Akkumulation des Kapitals darstellt, kommen in Anwendung bei der ursprünglichen Bildung der Staatsgewalt und der Klassen.

Und kein Zweifel, daß die Gewalt „eine ökonomische Potenz" und zwar eine sehr energische ist, die unter Umständen ungeheure ökonomische Wandlungen, z. B. das Aufkommen neuer und das Verschwinden alter Klassen bewirken kann. Nur darf man sich nicht einbilden, daß die ökonomischen Wirkungen der Gewalt stets diejenigen sind, die von den Besitzern und Anwendern der Gewalt jeweilig geplant und angestrebt werden.

Schon im 17. Jahrhundert wußte Adam Ferguson, daß die einzelnen gesellschaftlichen Einrichtungen wohl das Ergebnis menschlichen Handelns sind, jedoch vielfach nicht die Durchführung irgendeines menschlichen Planes.

„Wenn die Menschen dem augenblicklichen Antrieb ihres Geistes folgen, indem sie sich bestreben, Unangenehmes zu entfernen oder sichtbare und naheliegende Vorteile zu erreichen, gelangen sie zu Zielen, die selbst ihre Phantasie nicht voraussehen konnte, und verfolgen gleich anderen Lebewesen die Bahn ihrer Natur, ohne zu bemerken, wohin sie führt" (Abhandlung über die Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft, deutsche Ausgabe, Jena 1904, S. 170, 171).

Das gilt in hohem Maße auch heute noch. Von den jeweiligen ökonomischen Bedingungen hängt es in letzter Linie ab, welche Ziele sich die Menschen einer Zeit, eines Landes, einer Klasse setzen, auf welche Widerstände sie stoßen, über welche Kraft zu ihrer Ueberwindung sie verfügen, und endlich, was als dauerndes Ergebnis dabei herauskommt.

So wichtig die Rolle der Gewalt in der Geschichte ist, so wenig hilft sie uns, den geschichtlichen Entwicklungsgang zu begreifen, wenn wir uns auf die Konstatierung des Eingreifens der Gewalt in ihr beschränken.

Die Gewalt und ihre Ergebnisse werden erst begreiflich durch Erforschung der ökonomischen Bedingungen, unter denen sie aufkommt und wirkt.

Und wenn es heute eher möglich ist, als noch vor zwei Jahrhunderten, Plan in das geschichtliche Tun zu bringen, an dem man arbeitet, so rührt das bloß daher, daß die ökonomische Wissen-

---

[1]) Man sollte wohl einfügen: „und von den herrschenden Klassen gehandhabte". K.

schaft heute mehr als ehedem ermöglicht, das ökonomisch Notwendige in der Zukunft vorauszusehen, so daß wir in der Lage sind, in unserer Zielsetzung alles zu meiden, was mit dieser Zukunft unvereinbar ist.

Mit der bloßen Anerkennung der Rolle der Gewalt bei der Bildung des Staates und der Klassen ist also noch nicht viel gewonnen. Wir müssen in jedem Fall dazu fortschreiten, die ökonomischen Bedingungen herauszufinden, unter denen die Gewalt diese Konsequenzen hervorzubringen vermochte.[1])

---

[1]) Wie sich in den jüngst von Rjazanov veröffentlichten Teilen der „deutschen Ideologie" zeigt, auf die wir schon mehrfach hinwiesen, faßten Marx und Engels schon um das Jahr 1845 die Rolle der Gewalt in diesem Sinne auf. Sie leugneten nicht die Wirkung der Gewalt in der Geschichte, bemerkten aber, daß sie nichts erkläre, wenn man nicht ihre jeweiligen ökonomischen Bedingungen in Betracht ziehe. So heißt es bei ihnen einmal:

„Dieser ganzen Geschichtsauffassung scheint das Faktum der Eroberung zu widersprechen. Man hat bisher die Gewalt, den Krieg, Plünderung, Raubmord usw. zur treibenden Kraft in der Geschichte gemacht . . .

„Es ist nichts gewöhnlicher, als die Vorstellung, in der Geschichte sei es bisher nur auf das Nehmen angekommen. Die Barbaren nehmen das Römische Reich und mit der Ursache dieses Nehmens erklärt man den Uebergang aus der alten Welt in die Feudalität. Bei dem Nehmen durch Barbaren kommt es aber darauf an, ob die Nation, die eingenommen wird, industrielle Produktivkräfte entwickelt hat, wie dies bei den modernen Völkern der Fall ist, oder ob ihre Produktivkraft hauptsächlich bloß auf ihrer Vereinigung und dem Gemeinwesen beruht. Das Nehmen ist ferner bedingt durch den Gegenstand, der genommen wird. Das in Papier bestehende Vermögen eines Rentiers kann gar nicht genommen werden, ohne daß der Nehmende sich den Produktions- und Verkehrsbedingungen des genommenen Landes unterwirft. Ebenso das gesamte industrielle Kapital eines modernen Industriestaats. Und endlich hat das Nehmen überall sehr bald ein Ende, und wenn nichts mehr zu nehmen ist, muß man anfangen, zu produzieren. Aus dieser sehr bald eintretenden Notwendigkeit des Produzierens folgt, daß die von den sich niederlassenden Eroberern angenommene Form des Gemeinwesens der Entwicklungsstufe der vorgefundenen Produktivkräfte entsprechen, oder, wenn das nicht von vornherein der Fall ist, sich nach den Produktivkräften ändern muß." (Marx-Engels-Archiv, I., S. 292, 293.)

Dritter Abschnitt.

Die ersten Staaten.

Erstes Kapitel.

Ansässige Ackerbauer.

Wenn wir die Entstehung des Staates und das Aufkommen der Klassen auf Eroberung zurückführen, so soll damit nicht gesagt sein, die Klassen müßten sich überall und unter allen Umständen in dieser Weise gebildet haben und eine andere Entstehung eines Staates sei nicht möglich.

Ich bin z. B. mit polynesischen Dingen viel zu wenig vertraut, um eine Ansicht über die Ursachen der auf manchen Inseln der Südsee gefundenen Klassenunterschiede äußern zu dürfen. Andererseits ist es sicher, daß eine ganze Reihe von Klassen nicht das direkte Produkt von Eroberungen, sondern das Ergebnis ökonomischer Entwicklung sind.

Aber in den Gebieten, in denen die geschriebene Geschichte beginnt, die Geschichte der Staaten und Klassenkämpfe, läßt sich jeglicher Ursprung der ersten Klassen und Staaten auf Eroberer zurückführen, soweit er überhaupt erkennbar ist oder Spuren hinterlassen hat, aus denen auf ihn geschlossen werden kann.

Uebrigens behauptet Cunow die gleiche Art des Ursprungs auch für den Inkastaat und den Aztekenstaat in Amerika. Für den Inkastaat in Peru hat er es ausführlich dargetan (vgl. sein Buch über die „Marxsche Geschichts- usw. Theorie", I., 298 und seine Schrift über „Die soziale Verfassung des Inkareiches", Stuttgart 1896).

Die ältesten Staaten, die für uns hier in Betracht kommen, finden sich alle in den Gebieten bestimmter großer Ströme in Nordafrika und Asien. Diese Ströme durchqueren einen Gürtel größter Trockenheit, oder grenzen an ihn, der sich von der Saharaküste des Atlantischen Ozeans bis nahe zu der des Stillen Ozeans (China) erstreckt. Der Nil, der Euphrat und Tigris, der Indus durchbrechen diesen Gürtel. Sie beziehen ihre Wasserfülle von Hochgebirgen und durchströmen dann ein regenloses Tiefland, in dem eine üppige Vegetation nur dort möglich ist, wo ihr Wasserreichtum hingelangt. Der Ganges, der Jangtsekiang und Hoangho dagegen durchfließen Gebiete, die keineswegs regenarm sind.[1]

[1] Kalkutta hat im Durchschnitt 167 Zentimeter Niederschläge im Jahr, Berlin nur 59, Suez freilich nur 3.

Dicht an diese Flußgebiete grenzen Steppen, die stellenweise den Charakter von Sandwüsten annehmen.

Diese schroffen Gegensätze der Lebensbedingungen haben auch in der Lebensweise und den Produktionsarten der Bewohner der verschiedenen Gebiete die größten Unterschiede hervorgerufen.

An den Flußrändern des unteren Nil, des Euphrat und Tigris, auch des Indus in seinem Oberlauf, sowie in dem Flußgebiete des Ganges, des unteren Jangtsekiang und Hoangho waren die Bedingungen für den Bodenanbau sehr günstig. Fruchtbarer Boden (vielfach Schwemmland) und hohe Temperatur der Luft ließen überall dort, wo die nötige Bewässerung gegeben war, reiche Ernten erwachsen. Der Ertrag an pflanzlicher Nahrung war so groß, daß er bei einigermaßen geschicktem und emsigem Anbau bald ausreichte, die Bewohner der Täler allein zu ernähren, ohne viel Jagd oder Weidewirtschaft, teils direkt, teils indirekt, indem die Erträge der Felder es auch noch ermöglichten, Haustiere zu füttern.

Die Bebauer des Bodens werden unter diesen Umständen oft ausgesprochene Vegetarier, die den Fleischgenuß nicht bloß nicht nötig haben, sondern sogar verpönen, im Gegensatz zum Jäger und Hirten.

Bei den nomadischen Jägern finden wir schon in vorgeschrittenen Stadien Pflanzenanbau durch die Frau und Zähmung mancher Tiere. In den erwähnten großen Niederungen jenes Erdgürtels fanden nun die Menschen früher als anderswo die Bedingungen, ihre Gesellschaft über das Stadium des nomadischen Jägers hinauszuführen. Das heißt, sie können auch anderswo solche Bedingungen gefunden haben, etwa in einzelnen Oasen, aber diese Gebiete waren nicht ausgedehnt genug, große historische Wirkungen zu üben.

Je mehr für die Bewohner jener Flußtäler die pflanzliche Nahrung in den Vordergrund trat, desto weniger wurde es notwendig, daß die Männer auf die Jagd auszogen, um tierische Nahrung zu erbeuten. Desto eher wurde es auch möglich, daß die Bebauer des Bodens stets auf dem gleichen Fleck blieben, ansässig wurden. Die Mühsal des ewigen Wanderns konnten sie sich nun ersparen.

Die Möglichkeit der Ansässigkeit verwandelte sich bald in eine Notwendigkeit. Das Haus, das der ansässige Bodenbebauer errichtete, konnte massiver sein als das Zelt, das er mit sich herumgeschleppt hatte. Auch Hausrat vermochte er jetzt mehr anzusammeln und solider zu gestalten. Der Wanderer hatte sich in dieser Beziehung aufs äußerste einschränken müssen, um seine Beweglichkeit nicht zu hemmen. Das war auch der Entwicklung seiner industriellen Geschicklichkeit nicht förderlich gewesen, da er wenig Anlaß bekam, sie anzuwenden.

Das änderte sich im Zustand der Seßhaftigkeit. Bei den Bauern wuchs die Zahl der industriellen Produkte, die sie erzeugten, anwandten und ansammelten, und damit ihr industrielles Geschick. Ihre Industrie blieb in der Hauptsache freilich Hausindustrie für den Selbstgebrauch.

Je größer und je besser ausgestattet das Haus, desto schwerer wurde es, sich von ihm zu trennen. Und zu dem Wohnhaus gesellte sich noch ein anderer Faktor, der den Bauern an den Boden fesselte.

Im nomadischen Zustand ist es schwer, Vorräte anzusammeln. Man lebt von der Hand in den Mund. Dieser Mangel an „Kapital"-Ansammlung ist den Naturvölkern von vielen bürgerlichen Oekonomen verübelt worden, die deren Unterjochung durch kapitalistische Völker als eine gerechte Bestrafung dieser Sünde gegen den heiligen Geist des Kapitalismus betrachteten. Aber die Lebensmittel, die die Wilden erbeuteten, vertrugen zumeist keine Aufbewahrung, z. B. Fleisch, Kräuter, Beeren, solange die Technik nicht so weit war, Konservierungsmittel für sie zu entdecken. Namentlich in den Tropen ist das Aufheben von Nahrungsmitteln eine schwierige Sache.

Manche davon, z. B. Getreidekörner, ließen sich wohl aufheben ohne große Gefahr des Verderbens. Aber wer konnte große Mengen von ihnen mit sich herumschleppen! Die Frau des nomadischen Wilden ist gerade Lasttier genug und man kann ihr weder Faulheit, noch gedankenloses Leben in den Tag hinein nachsagen.

Ganz anders wird die Situation, sobald ein Stamm so weit ist, dauernd auf einem Fleck sitzen bleiben zu können. Nun wird die Frage der Transportmittel hinfällig. Für den seßhaften Bauern ist es nicht schwierig, Getreidekörner aufzuspeichern und gegen Schädlinge, z. B. Nagetiere, zu schützen oder vor Regengüssen zu bewahren, die übrigens innerhalb des Steppen- und Wüstengürtels vielfach selten genug sind.

Gerade innerhalb dieses Gürtels ist es aber noch ein besonderer Umstand, der den Bauern mit seinem Boden verwachsen läßt. Der Pflanzenanbau ist nur dort möglich, wo das befruchtende Naß des Flusses hinkommt. Zunächst werden die Bebauer des Bodens sich dicht am Fluß angesiedelt haben, oder doch ihr Kulturland, wenn auch nicht die Stätte ihrer Wohnungen dort gesucht haben. Aber das war eine gefährliche Lage, am meisten natürlich für Wohnstätten, doch auch für den Ackerboden. Jedes Hochwasser konnte ihn wegschwemmen. Andererseits muß das Land am Flusse zu eng geworden sein, wenn die Bevölkerung sich vermehrte, und das wird sie getan haben, denn die neuen Lebensbedingungen mit ihrer gleichmäßigen Ernährung und ihrer Befreiung von den Mühsalen ununterbrochenen Wanderns müssen die Aufzucht von Kindern sehr erleichtert haben.

Alles das muß frühzeitig bewirkt haben, daß die Bebauer des Bodens es für vorteilhafter hielten, daß der Fluß zu ihnen käme als sie zum Fluß. Je mehr sie mit ihm und seinen wechselnden Wasserständen bekannt wurden, desto leichter wurde es ihnen, Einrichtungen zu ersinnen, die es ermöglichten, aus dem Flusse Wasser zu höher gelegenen Punkten zu schaffen oder Hochwässer aufzuspeichern: Dämme, Reservoirs, Kanäle, Schöpfwerke. In einem großen Teil Chinas wieder diente die Kanalisation weniger der Bewässerung, als der Entwässerung. Das Schwemmgebiet des Jangtsekiang und Hoangho war früher Sumpf. Aber auch die Chinesen scheinen ihre Kunst der Wasserbauten in einem trockenen Gebiete erlernt zu haben, wo sie Bewässerungszwecken dienten. So kleinlich diese Werke in ihren Anfängen notwendigerweise gewesen sein werden, so mußten sie doch stets viel Arbeit erheischen. Und sie wurden die wichtigste Lebensquelle des Landes, die zu vernachlässigen oder von der zu scheiden ganz unmöglich schien.

Alles das bewirkt, daß der Landbebauer im Gegensatz zu seiner nomadischen Vergangenheit aufs zäheste an seiner Scholle hängt und lieber das Schlimmste erträgt, als daß er sie im Stich läßt.

Aber das ist nicht die einzige Wandlung, die er durchmacht. Das heißt, für die Frauen ändert sich dabei weniger, als für den Mann. Ihre Arbeit bleibt die des Haushalts. Allerdings werden sie die Mühseligkeiten des Wanderns los. Doch ihre industrielle Tätigkeit wächst.

Bei dem Manne aber ändert sich die ganze Art seiner Tätigkeit. Die Jagd nimmt ihn nur noch wenig, oft gar nicht mehr in Anspruch. Das bedeutet jedoch keineswegs vermehrte Muße für ihn.

Die aufgekommene Viehzucht hat ihm die Bändigung und Hütung des Großviehs, in erster Linie des Rindviehs, zugeteilt. Dieser Arbeit war die Frau nicht gewachsen. Nur das Melken der Kühe fiel ihr stellenweise zu. Nicht immer. Bei den Kaffern legen die Männer Wert darauf, selbst die Kühe zu melken.

Sobald man so weit kam, daß an Stelle des Grabstocks oder des Spatens der vom Rind gezogene Pflug trat, wurde die Bodenbestellung, die bis dahin von den Frauen besorgt worden war, zu einer Männerarbeit. Die sonstigen Arbeiten auf dem Acker nahmen jetzt so zu, daß auch hier die Frauenarbeit allein nicht ausreichte. Die Männer mußten mittun, sollte sie bewältigt werden. Am meisten schon bei der Rodung des Bodens. Aber auch bei der Ernte.

Bei der Errichtung der Bewässerungsbauten wurden die Männer ebenfalls unentbehrlich. Endlich gestaltet sich die Behausung der Familie nun zu einer relativ sehr soliden Struktur, erbaut aus Materialien, deren Gewinnung, Herbeischaffung und

Verwendung die kräftigen Muskeln der Männer erheischt. So wurde aus dem freien Jäger, der „durch die Wälder, durch die Auen“ streifte, ein mühselig im Schweiße seines Angesichts sich plagender Schwerarbeiter.

Der Gebrauch der Waffen, die Uebung in den Waffen sowie deren Herstellung verliert für den Bauern die Bedeutung, die sie für den Jäger hatte. Die Anwendung der Waffe, die für diesen das Lebenselement ist, wird für den ansässigen Ackerbauer eine unerwünschte Unterbrechung anderer, für seine Existenz wichtigerer Tätigkeiten. Er gebraucht die Waffen schließlich nicht mehr zum Angriff auf Tiere und Menschen, sondern nur noch zur Abwehr. Er bevorzugt zu diesem Zwecke andere Mittel, wenn sie zum gleichen Ziele führen.

Das Blutvergießen, für den Jäger ein Genuß, wird für den Ackerbauer oft ein ekles Tun, vor dem er zurückschreckt. Der Hindu geht so weit, die Tötung selbst lästiger, ja schädlicher Tiere zu scheuen.

Anlaß zu Angriffskriegen haben die ansässigen Bewohner der hier in Rede stehenden Flußtäler nicht. An die Scholle gefesselt, die ihnen geeignete Nahrung bietet, haben sie um so weniger Lust, neuen Boden erwerben zu wollen, als sie außerhalb des Flußtales nichts finden, als Wüste und Wildnis, die sie nur abschrecken können. Die beste Methode, für die wachsende Bevölkerung neuen Boden zu gewinnen, besteht für sie in der friedlichen Ausdehnung ihrer Wasserbauten. Schlecht bewehrt, denn sie haben keine Zeit ihren Waffen besonderes Interesse zuzuwenden, ungeübt in den Waffen, bilden sie ein äußerst friedliches Geschlecht, seit jeher, bis heute.

Ratzel sagt über die überwiegende „Mehrzahl der heutigen Aegypter, die Fellahin, die ‚Pflüger‘ (vom arabischen Felach, der Pflug), die Landbewohner, Bauern“:

„Er lebt und arbeitet mit wenigen Aenderungen wie die Untertanen des Menes oder des Mykerina lebten und arbeiteten . . . Der Fellah ist seit 5000 Jahren wesentlich derselbe.“ (Völkerkunde, III., 93—95.)

Sie sind stets dieselbe friedliebende, unterwürfige Bevölkerung gewesen. Und so waren wohl von alters her die Ackerbauer im Pendschab und dem Gangestal ebenso sanft und unkriegerisch, wie die Hindubauern es bis heute noch sind, trotz aller revolutionären Regungen in den Städten. Bekannt ist endlich auch der unkriegerische Sinn des chinesischen Bauern.

Verstärkt wird noch die geringe kriegerische Kraft der Bauern (vor dem Aufkommen der Staatsgewalt) durch die Isolierung der einzelnen Dörfer voneinander. Wohl ermöglicht es der Ackerbau, daß dieselbe Bodenfläche eine weit dichtere Bevölkerung ernährt als früher. Aber er fesselt den Bauern an die Scholle, erschwert es ihm, in engere Beziehungen mit anderen Menschen, außer seinen Nachbarn (den „Nah-Bauern“), zu treten. Jedes Dorf wird eine

Welt für sich. Im Russischen wird bekanntlich beides, Dorf und Welt mit dem gleichen Wort bezeichnet: Mir.

Diese Isolierung der Dörfer voneinander erschwert ihr Zusammenwirken zur Abwehr eines übermächtigen Gegners, dem die einzelnen Dörfer nicht gewachsen sind.

So wirkt der Ackerbau in jenen Flußtälern dahin, daß er den Wohlstand der Bauern hebt, damit aber auch den Anreiz auf ärmere Nachbarn vermehrt, sie zu plündern. Und gleichzeitig mindert er die Kräfte der Abwehr, aber auch die Möglichkeiten, durch Flucht dem Verderben zu entrinnen. Dieses Verderben wird unausweichlich, sobald sich die „bösen Nachbarn" fanden, mit denen nach dem bekannten Wort auch der „Frömmste" nicht in Frieden bleiben kann. Und diese Nachbarn fanden sich ein. Die den Flußtälern benachbarte Wüste lieferte sie.

Zweites Kapitel.

Nomadische Hirten.

Wenn Menschen im Stadium des höheren Jägertums in die Wüste gedrängt wurden oder wenn das Klima ihrer bisherigen Umgebung immer trockener wurde. so daß diese immer mehr Wüstencharakter annahm, mußten die Konsequenzen ganz anderer Art sein, als wenn Menschen auf gleicher Höhe der Entwicklung in Flußtäler oder größere Oasen mit üppigem Pflanzenwuchs gerieten.

Wenn wir hier von den Wirkungen der Wüste sprechen, darf man nicht an völlige Sandwüsten denken. In denen ist ein längerer Aufenthalt für lebendige Wesen überhaupt nicht möglich. Sie können keine besonderen Produktionsverhältnisse hervorrufen. Dieser extreme Fall ist keineswegs der allgemeine Zustand des Wüstengebietes. Es zeigt zwischen der Steppe und der Sandwüste die verschiedensten Grade von Pflanzenwachstum, je nach dem Boden, dem Regenfall, den Winden usw.

Wenn ein Jägervolk in diese Bedingungen versetzt wird, so wird es von der Jagd nicht mehr in demselben Ausmaße leben können wie früher. Die Gebiete dürftiger Vegetation, unterbrochen durch große Zwischenräume unfruchtbaren Landes und wenige ergiebige Weiden, ernähren nur wenig Wild, das flüchtig über weite Gebiete zerstreut ist. Die Jagd wird da unendlich mühselig, ihr Ergebnis gering und höchst unsicher. Wie bei den Ackerbauern der Flußtäler, verliert auch bei den Nomaden der Wüste, allerdings aus ganz anderen Gründen, die Jagd an Bedeutung. Doch hört sie kaum irgendwo völlig auf. Der Entgang an Wildnahrung kann dabei nicht durch Ausdehnung des Pflanzenbaues wettgemacht werden. Wohl wird er bei den Nomaden nach

Möglichkeit betrieben. Aber auch im besten Falle ist sein Ergebnis zu gering, den bisherigen Nomaden seßhaft zu machen, ihm zu erlauben oder gar ihn zu zwingen, dauernd auf dem gleichen Fleck zu bleiben. Immer wieder muß er weiter ziehen, nach neuen Nahrungsquellen suchen.

Je weniger Jagd und Pflanzenbau ausreichen, das Nahrungsbedürfnis zu decken, um so mehr kommt ein dritter Faktor in Betracht, der bei den Jägern fast nur als Zeitvertreib gilt, bei dem Ackerbauer nur als Hilfsmittel und Nebenerwerb neben der Bodenbestellung: die Zähmung und Aufzucht von Nutztieren.

Ungleich dem flüchtigen Wild hat der Mensch sie stets zur Hand; sie liefern ihm nicht nur gleich diesem Fleisch, Häute, Hörner und andere verwendbare Bestandteile des getöteten Tieres, sie können auch, namentlich als Milchtiere zu einer dauernden, sich immer wieder erneuernden Nahrungsquelle werden. Hat diese gegenüber dem Wild den Vorteil, stets in greifbarer Nähe zu sein, so unterscheidet sie sich andererseits von der Nahrungsquelle des Bodens dadurch, daß sie beweglich ist und stets dorthin getrieben werden kann, wo sie am besten gedeiht und wo man sie braucht — eine für die Steppe ganz unschätzbare Eigenschaft.

Nur wenige Tiere unter den zähmbaren und nutzbaren taugen dafür, den Menschen in der Wüste zu begleiten. Sie müssen fähig sein, große Wege zurückzulegen, müssen der Trockenheit des Klimas gewachsen sein und mit dürftigem Futter vorlieb nehmen. Schweine kamen für die dürre Wüste nicht in Betracht. Wir finden sie frühzeitig als Haustiere, z. B. bei den Pfahlbauern der Schweiz. Die Wüstennomaden dagegen verachten das Schwein und die Schweinezüchter und sie verschmähen sein Fleisch. Wenn die frommen Juden noch heute dabei verharren, so bezeugen sie damit ihre beduinische Abstammung, wie auch die Zähigkeit mancher Traditionen. Besser als Schweine sind der Wüste angepaßt Schafe, manche Arten Rinder, Esel, Pferde und Kamele. Sie alle werden für den Nomaden wertvoll vor allem durch die Milchgewinnung, für die auch Pferde und Kamele herangezogen werden.

„In Nord-Darfur weiden die Araber mit Ausschluß fast jeglicher anderen Tätigkeit Hunderttausende von Kamelen. Selbst Rinder- und Schafherden sind ihnen ein Luxus, da die Kamelmilch vollständig ihr Nahrungsbedürfnis befriedigt." (Ratzel, Völkerkunde, III., S. 136.)

Von den Turkmenen heißt es in demselben Werke:

„Kuhmilch wird keineswegs der Stuten- oder Kamelmilch vorgezogen." (III., S. 353.)

Ratzel nimmt auch an, Pferd und Kamel seien zuerst der Milchgewinnung wegen gezähmt und gezüchtet worden. Ihre Verwendung als rasches Beförderungsmittel sei erst aufgekommen, als man mit ihnen vertraut geworden.

Zu diesen Freunden aus der Familie der Huftiere gesellen sich mitunter noch zwei aus dem Geschlecht der Raubtiere, die über Windeseile verfügen und bei manchen Nomaden geschätzte Helfer bei der Jagd werden: Windhunde und Jagdfalken.

Sie alle, namentlich aber die Huftiere, werden unentbehrlich für den Nomaden. Er schätzt sie aufs höchste, hängt an ihnen mehr als an allem anderen.

„Der Hauptgegenstand aller Mühen und Sorgen des Nomaden ist das Vieh, von dem seine Existenz, sein Wohlstand abhängig ist. Deshalb auch wird bei jeder Zusammenkunft zunächst nach der Gesundheit des Viehs und dann erst nach dem Befinden des Eigentümers und seiner Familie gefragt.“ (Ratzel, Völkerkunde, III., S. 351.)

Mit denjenigen seiner Tiere, die ihm nicht als Fleischlieferanten dienen, die er nicht schlachtet, verbindet ihn oft zärtlichste Liebe. Sie gehören zu einer Familie und stehen ihm mitunter höher als die übrigen Familienmitglieder. Namentlich gilt das vom Pferd des Arabers.

Diese Freunde und Reichtümer zu schützen, wird die wichtigste Aufgabe des Nomaden. Zahlreiche hungrige Raubtiere bedrohen sie beständig. Der seßhafte Ackerbauer kann eine Hürde bauen, in die er seine wenig zahlreichen Haustiere für die Nacht treibt, wo sie vor den Räubern gesichert sind. Der Nomade verfügt weder über die Materialien, feste Hürden zu bauen, noch über die Zeit, um sie aufzurichten. Er müßte sie wahrscheinlich verlassen, ehe sie fertig geworden wären. Vor allem aber sind seine Herden so zahlreich, daß die Einhegungen für sie ganz ungeheuerlich groß sein müßten.

Es bleibt ihm nur übrig, die Herden selbst zu überwachen, bereit, jedem Raubtier persönlich entgegenzutreten, um es zu verscheuchen oder zu töten.

Erheischt die Jagd ständige Uebung in den Waffen und deren Erhaltung im besten Zustande, so wird dieselbe Notwendigkeit auch hervorgerufen durch den Herdenschutz. Der nomadische Hirte wird nicht, wie der Ackerbauer, des Waffengebrauchs entwöhnt.

Dieser wird ihm vielmehr in erhöhtem Maße aufgezwungen, nicht zum Gewinnen der Nahrung, wie beim Jäger, wohl aber zum Schutz der Nahrung.

Nicht mit vierfüßigen Räubern allein hat er zu tun. Zu ihnen gesellen sich auch zweifüßige, die allerdings am gefährlichsten dann werden, wenn sie sich auf vier Beinen bewegen, wenn sie die Kunst erlernen, auf schnellen Pferden oder Kamelen zu reiten.

Im Jägerstadium war zu Raubzügen wenig Anlaß. Ein Jägerstamm besaß zu wenig, was die Habgier anderer Jäger reizen konnte. Wenn Jägerstämme miteinander in Konflikt kommen, sind in der Regel Grenzverletzungen die Veranlassung. Jeder

Stamm hat sein Revier, auf das er sich beschränkt, wenn nicht Notlage ihn drängt, es zu überschreiten.

Auch bei nomadischen Hirten spielen Grenzverletzungen als Konfliktursachen eine große Rolle. Jeder Stamm hat seine herkömmlichen Weideplätze, mit denen er sich in der Regel begnügt. Aber irgendein Notstand, etwa eine Dürre, kann ihn zwingen Weidegrund aufzusuchen, der nach dem Herkommen einem anderen Stamm gehört. Damit ist ein Kriegszustand gegeben.

Zu diesen Konflikten, die mit denen der Jägerstämme viele Aehnlichkeit haben, gesellen sich nun aber noch andere, die daher rühren, daß der Hirte, im Gegensatz zum Jäger, über eine für ihn und seinesgleichen höchst wertvolle Habe verfügt: Das Nutzvieh. Und diese Habe ist nicht nur sehr wertvoll. Sie hat, im Unterschied von jedem anderen Besitz, auch noch die angenehme Eigenschaft, daß sie nicht getragen zu werden braucht. Sie bewegt sich selbst und läßt sich von demjenigen, der sich ihrer bemächtigt, dorthin treiben, wohin er will.

Mit dem Aufkommen des Reichtums an Vieh wird aber nicht bloß die Möglichkeit, ihn zu rauben gegeben, sondern sehr oft auch eine Veranlassung es zu tun.

Der Viehbesitz ist unter den Verhältnissen, in denen der Nomade lebt, ein höchst schwankender. Schutzlos allen Fährnissen der Witterung preisgegeben, ohne gesicherte Zufuhr von Nahrung und Wasser, kann der Viehreichtum eines nomadischen Stammes rasch durch ungünstige Zufälle auf äußerste reduziert werden, etwa durch Perioden ungewöhnlicher Dürre, durch Sandstürme, oder im Winter Schneestürme; durch Viehseuchen u. dgl.

Ohne Vieh ist der Hirt zum Untergang verurteilt. Fehlt es ihm, so bleibt ihm nichts anderen übrig, als es bei anderen begünstigten Nachbarn zu leihen, oder, was oft profitabler erscheint, es zu stehlen oder zu rauben. Das heißt, gestohlen wird nicht bei Nachbarn des eigenen Stammes, das liefe der urwüchsigen Moral, der Solidarität der Stammesgenossen entgegen. Aber diese Moral bezieht sich eben nur auf den eigenen Stamm. Einen fremden Stamm zugunsten des eigenen zu berauben, gilt nicht nur nicht als verwerflich, sondern vielmehr als höchst lobenswert.

So muß der nomadische Hirt stets zum Kriege gerüstet sein und es fehlt ihm nie an Gelegenheiten, seine Waffen zu gebrauchen, einmal, um den eigenen Besitz zu schützen, ein andermal um sich fremden anzueignen. Ratzel sagt:

„Innig hängt das Kriegs- und Raubwesen mit dem Leben des Hirten zusammen, selbst der Hirtenstab wird zur Waffe. Der Gang des anscheinend friedlichen Hirtendaseins bestimmt denjenigen des Krieges . . . Die ‚Barantas' (wörtlich ‚Vieh machen', ‚Vieh rauben') der Kirgisen zeigen den Kern der Raubzüge wohl unverfälscht." (Völkerkunde, III., S. 50.)

Den Urgrund der Raubzüge sucht Ratzel allerdings im Bedürfnis nach Rache: man beraubt den Feind, um sich an ihm zu rächen. Es soll nicht geleugnet werden, daß auch dies Moment

mitspielt. Aber die Rache kann doch kein ursprüngliches Motiv sein. Sie setzt schon ein erlittenes Unrecht voraus, für das man sich rächen will. Der Raubzug, den man aus Rache unternehmen will, setzt einen anderen voraus, dessen Opfer man war. Das Motiv der Rache bewirkt, daß die ursprünglich einem Notstand entspringenden Raubzüge sich dann weiter fortsetzen, auch wenn kein solcher zwingender Grund mehr vorhanden ist. So wird das Rauben zu einer ständigen Einrichtung, zu einer regelmäßigen Methode des Erwerbs.

Das Ergebnis ist ein Menschenschlag von außerordentlicher Kühnheit, Rauflust und Raublust.

Die nomadischen Hirten werden um so gefährlicher, als sie bei ihrer Beweglichkeit sich leicht in größeren Massen zusammenfinden.

In seinem „Vierzig Jahre Erinnerungen" (Berlin 1888), beschreibt F. Lesseps eine Reise, die er mit dem Vizekönig (Khedive) Ismail Pascha von Aegypten nach dem Sudan unternahm. Da berichtet er unter anderem (I., S. 160):

„Es ist seltsam, wie schnell man in diesem Land die Leute versammeln kann. Boten gehen auf Dromedaren fort und nach einigen Tagen haben sie Versammlungen von mehr als 100 000 Menschen zusammengebracht. Bei unserer Ankunft in Chendi[1]) hatte man ein Zelt für mich aufgeschlagen; der Vizekönig sagte mir: „Sie werden sehen, was ich morgen tue."

„Am folgenden Morgen bildete die seit drei oder vier Tagen zusammengekommene Bevölkerung eine kompakte Masse von 100 000 Menschen."

Diese Zahlenangabe darf man sicher nicht wörtlich nehmen, sondern muß sie so auffassen, wie etwa die Angaben Herodots über die Größe der persischen Heere. Aber auch wenn wir die Zahl auf ein Zehntel reduzieren, bleibt sie ungeheuer für ein so menschenarmes Gebiet: auf den Quadratkilometer leben im Sudan etwa zwei Menschen, in Deutschland 127.

Diese Möglichkeit für Hirtenstämme, namentlich wenn sie über Pferde oder Kamele verfügen, sich rasch in größeren Mengen zu vereinigen, erleichtert es ihnen sehr, einen Gegner mit Uebermacht zu überfallen.

Wie sehr im Nachteil ist ihnen gegenüber der friedliche aber auch schwerfällige Ackerbauer, der an der Scholle klebt und sich in einzelnen Dörfchen isoliert!

Auch sonst bilden Hirten und Ackerbauer die größten Gegensätze. Hier der Bauer, der seine Ernte aufspeichert und sparsam mit ihr umgeht, denn er muß mit ihr auskommen bis zur nächsten Ernte und noch Saatgut und Reserven darüber hinaus aufheben. Dann auch kann der Bauer, namentlich bei künstlicher Be-

[1]) Schendi, zwischen Berber und Chartum. K.

wässerung, den jährlichen Ertrag seiner Arbeit mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit voraussehen.

Ihm gegenüber der Hirt, dessen Erwerb, beruhe er nun auf Züchtung oder auf Raub von Vieh, stets höchst unsicher bleibt. Er ist erfüllt von dem Wagemut und Leichtsinn des Spielers, sieht auf die Sparsamkeit und Sorgsamkeit des Bauern mit Verachtung herab. Was er gewinnt, dient sofortigem Genuß. Und nicht minder verachtet er den Fleiß des Bauern. Dieser muß sich tagaus, tagein plagen, mit geringen Pausen, in schwerer Arbeit, soll der Betrieb gedeihen.

Der Hirt schweift frei und ungebunden durch die Welt, in steten Kämpfen mit ihr, die aber nicht als eine Plage empfunden werden, sondern als eine Lust.

Das gilt freilich nur von den Männern. Die Frauen im Haushalt hatten stets ihre Plage, mußten stets schwere Arbeit leisten, mochten die Männer Jäger sein oder Viehhirten oder Ackerbauer.

Viel mehr als im Charakter der Frauen hat der Wechsel der Produktionsweisen in dem der Männer die größten Gegensätze hervorgebracht.

Sehr gut hat den Kontrast zwischen dem Ackerbauer und dem Hirten der russische Forscher Prschewalsky bei seiner Vergleichung der Chinesen und der Nomaden der Mongolei geschildert:

„Einander unähnlich, sowohl der Lebensweise als dem Charakter nach, waren sie von der Natur (! K.) bestimmt, einander fremd zu bleiben und sich gegenseitig zu hassen. Wie für den Chinesen ein ruheloses Leben voll Entbehrungen, ein Nomadenleben unbegreiflich und verächtlich war, so mußte auch der Nomade seinerseits verächtlich auf das Leben voller Sorgen und Mühen des benachbarten Ackerbauers blicken und seine wilde Freiheit als höchstes Glück auf Erden schätzen. Dies ist auch die eigentliche Quelle des Kontrastes im Charakter beider Völker: der arbeitsame Chinese, welcher seit unvordenklichen Zeiten eine vergleichsweise hohe, wenn auch eigenartige Zivilisation erreicht hatte, floh immer den Krieg und hielt ihn für das größte Uebel, wogegen der rührige, wilde und gegen physische Einflüsse abgehärtete Bewohner der kalten Wüste der Mongolei immer bereit zu Angriffen und Raubzügen war. Beim Mißlingen verlor er wenig, aber im Falle eines Erfolgs gewann er Reichtümer, die durch die Arbeit vieler Geschlechter angesammelt waren.“ (Zitiert bei Ratzel, Völkerkunde, I., S. 59.)

Die alten Hebräer kannten natürlich sehr wohl den Gegensatz zwischen Hirten und Ackerbauern. Sie stammten ja selbst von nomadischen Beduinen ab. Ihre heiligen Schriften versetzen den Gegensatz schon in den Anfang der Welt. Die Söhne des ersten Paares, Adams und Evas, waren der Schafhirte Abel und der Ackerbauer Kain, die bald in Konflikt miteinander gerieten.

Dabei wird aber merkwürdigerweise der Hirte Abel als der sanftmütige, friedliebende und gottwohlgefällige geschildert, der Ackerbauer Kain dagegen als ein Unhold, der gleich mit Blutvergießen bei der Hand ist und von Gott verworfen wird.

Diese Auffassung ist offenbar noch vom Standpunkt der beduinischen Ahnherren aus gesehen, von dem aus jeder Widerstand von Ackerbauern gegen einen Raub- oder Eroberungszug der Beduinen als verwerfliche Missetat galt, die den Zorn des Nomadengottes hervorrief.

Anders urteilt die Religion, die von den Intellektuellen zuerst der Meder und dann der Perser — den Magiern — entwickelt und niedergeschrieben wurde, nachdem sie das nomadische Leben aufgegeben hatten und zu Herren von Ackerbauern geworden waren. Nach dieser Zarathustra zugeschriebenen Religion wird die Welt von dem Streit zweier einander feindlichen Prinzipien erfüllt. Ormuzd (Auramazda), der Beherrscher des Reiches des Lichts, steht in ewigem Streit mit Ahriman (Angromainju), dem Beherrscher des Reiches der Finsternis. Das erstere Reich ist das Kulturland, das zweite die Wüste, die jenes mit ihren Sandstürmen ständig bedroht. Im Reiche des Lichtes wohnen die Ackerbauer, die Guten, in dem der Finsternis die Nomaden, die Bösen, die jenen immer wieder von neuem Unheil zufügen wollen.

Aber das Avesta, das Religionsbuch der Perser, erwartet, daß die Zeit kommt, in der das Reich der Ackerbauer endgültig mit den Nomaden fertig wird. Damit wird die ungetrübte Herrschaft des Guten, ein Zeitalter des Lichtes und des Glückes anheben.

Wichtig für die Kennzeichnung des Verhältnisses zwischen Bauern und nomadischen Hirten sind die Beobachtungen, die Frobenius in Nordwestafrika machte, wo er Gelegenheit hatte, Waldbauern mit Wüstenbewohnern zu vergleichen. Er schildert deren Gegensatz:

„Betritt man, durch den Urwald schreitend, eine Lichtung, in der sich ausgedehnte Plantagen zeigen, denen sich ein sauberes, weit und ordentlich angelegtes Stadtgebilde anschließt, betritt man dann die Hütten, nimmt eine große Anzahl von Kulturgebilden wahr, die in allerhand Kunstfertigkeiten gearbeitet sind, erfreut sich dann an der reichen und schönen Kleidung, sieht die würdigen, tätigen Dorfbewohner bei ihren handwerklichen Arbeiten, so gewinnt man den Eindruck einer umfangreichen und erfreulichen Kultur. Hat man dagegen eine Wanderung in der Wüste zurückgelegt, stößt man auf ein Zeltlager, welches mehr oder weniger liederlich angelegt ist, eine Wohnstätte, die flüchtig errichtet, dem flüchtigen Wanderleben angepaßt ist, sieht man die schmutzigen Leute in ihren abgebrauchten Kleidern und kommt zu dem Schlusse, daß außer den Viehherden nicht recht besonderer Kulturschatz hier zu erwarten sei, so ist man geneigt, die Viehzüchter der Wüsten und der Steppen in einen verhältnismäßigen niederen Kulturbereich zu versetzen. Dieser Eindruck ist entschieden falsch." (Vom Schreibtisch zum Aequator, S. 294, 295.)

Frobenius ist vielmehr der Ueberzeugung:

„Daß die Steppennomaden, im Gegensatz zu dem äußeren Eindruck, eine tiefere Kultur besitzen als die Gartenbauer der Wälder." (S. 295.)

Das Wort „tiefere" ist hier nicht sehr glücklich gewählt, denn Frobenius will ja gerade zeigen, daß die Nomaden kulturell nicht

tiefer stehen als die Bauern. Das Wort „tiefer“ soll hier besagen, daß die Kultur bei ihnen *tiefer sitzt* als bei den Bauern.

Bei diesen beruht die Kultur auf technischer Ueberlegenheit und größerem Reichtum. Sie ist verbunden mit geringer Regsamkeit und Anpassungsfähigkeit des Geistes. Nimmt man ihnen ihren Besitz, dann stehen sie hilflos da. Das gerade Gegenteil fand Frobenius beim Nomaden:

„Ganz anders der Steppen- und Wüstenmensch. Seine Kultur lebt im Kopfe. Seine Kultur beruht im Wissen, in der Erziehung der Denktätigkeit, im Ausgleich der sozialen Kräfte . . . Nicht ein einziges Mal habe ich (unter ihnen) den Stumpfsinn angetroffen, der die Waldbewohner charakterisiert. Jedesmal gelang es nach kürzerer oder längerer Zeit, mit den Leuten einen Konnex herzustellen, es so weit zu bringen, daß ihr Auge leuchtete, daß dem Munde ein Strom naturgeborener sowohl als ererbter und durch Beobachtung in Besitz genommener Weisheit entfloß. Omnia mea mecum porto (meinen ganzen Besitz trage ich mit mir), kann jeder von diesen Leuten sagen. Er hat ein ganz ausgezeichnetes Bewußtsein der Zusammengehörigkeit von Natur und Mensch, er hat ein ganz genaues Wissen von den Funktionen der Natur, wenn er die ihm geläufigen Erscheinungen auch häufig in der phantastischsten Weise deutet. Aber er deutet doch, während der Waldmensch nur stumpfsinnt.“ (S. 297, 298.)

Bei den Wüstennomaden, berichtet Frobenius weiter, habe jeder besondere geistige Interessen. Der eine befaßt sich mit der Geschichte der Stämme und Familien, ein anderer beobachtet Käfer, ein dritter Kräuter und ihre Heilwirkungen. Der vierte grübelt über Gesetz und Recht. Daneben gibt es Leute, die das Vieh beobachten oder die Sterne oder die sich mit technischen Fragen beschäftigen.

„Die Menschen dieser Art kann man verjagen, vertreiben, man kann ihnen alles nehmen, alles rauben, sie halten ihre Kultur und werden sie so leicht nicht verlieren können. Wo diese Menschen hinkommen, da tragen sie ihr Alles mit hin. In diesen verachteten Menschen ist die Kultur *tief*.“ (S. 299, 300.)

Diese nicht etwa *tiefstehende* sondern *tiefsitzende* Kultur, diese Regsamkeit des Geistes ist die Wirkung besonderer Lebensbedingungen, nicht besonderer Rassenanlagen. Wir finden hohe Intelligenz nicht bloß bei den „semitischen“ Nomaden Arabiens (die Juden inbegriffen, die als Städter und Händler diese Intelligenz weiter entwickelten), sondern auch bei den „arischen“ Nomaden Irans, die als Arier nach Indien zogen, als Perser Vorderasien sich untertan machten.

Doch darf man die Frobeniussche Beobachtung nicht dahin deuten, als wirke unter allen Umständen das Nomadentum in der Wüste und Steppe in so hohem Maße geistig belebend. Die Stämme, von denen wir hier sprachen, befanden sich alle in dem Wüstengürtel der heißen Zone. Die Nomaden in dem Gebiete des heutigen Rußland und in Nordasien zeigen nicht dieselbe Fähigkeit geistiger Kultur. Nicht die Skythen, nicht die Hunnen, die Tataren oder die Türken. Sollten es bei ihnen die Mühsale der

harten und langen Winter sein, die den Aufschwung des Geistes lähmen? Oder aber die große Monotonie des Landes, von der wir schon im dritten Buche sprachen?

Wie mannigfaltig gestaltet waren im Unterschied zu Rußland die Gebiete, mit denen die nomadischen Araber auf ihren Wanderungen in Berührung kamen! Auf der einen Seite Mesopotamien, auf der anderen das Flußtal des Nil. Und darüber hinaus die Küste des Mittelmeeres, mit deren Erzeugnissen sie durch die Phöniker bekannt wurden, und andererseits im Süden, im glücklichen Arabien, Häfen am Indischen Ozean, die frühzeitig in Verkehr mit dem reichen Wunderlande Indien kamen. Kein Wunder, wenn die „semitischen" Nomaden, die in dem so vielfache Anregungen bietenden Wüstenland Arabien wanderten, besonders hohe Regsamkeit des Geistes erwarben.

Der Antisemitismus stellt wohl zum Teil nichts anderes dar, als die Abneigung des durch seine Produktionsbedingungen bornierten und schwerfälligen Bauern gegen die umfassende und regsame Intelligenz, die dem Nomaden seine Lebensweise unter günstigen Bedingungen verleiht.

Drittes Kapitel.

Staatenbildende Kraft der Nomaden.

Wenn wir den großen Gegensatz im geistigen Leben der Bauern und der nomadischen Hirten in Betracht ziehen, die Wohlhabenheit, aber auch Schwerfälligkeit, Wehrlosigkeit, Fügsamkeit der ersteren, die Armut, Wehrhaftigkeit, Wagelust, und oft auch rege und anpassungsfähige Intelligenz der letzteren, dann sehen wir in den Bauern und Hirten zwei Faktoren gegeben, deren Zusammentreffen auf einer gewissen Höhe der Entwicklung dazu führen mußte, daß die Hirten sich die Bauern untertan und tributpflichtig machten. Einzelne Hirtenstämme faßten zahlreiche Gemeinden oder Markgenossenschaften von Bauern zu einem Gemeinwesen zusammen, das von den Hirten beherrscht und ausgebeutet wurde, die nun aufhörten, Hirten zu sein.

So wurden die ersten Staaten geschaffen.

Immer und immer wieder weist Ratzel auf die große staatenbildende Kraft der Nomaden hin.

„In dem kriegerischen Charakter der Nomaden liegt eine große staatenschaffende Macht . . . welche aber vielleicht (heute. K.) klarer als in den von Nomadendynastien und Armeen beherrschten großen Staaten Asiens, wie in dem von Türken beherrschten Persien, dem nacheinander von Mongolen und Mandschu eroberten und kräftigst verwalteten China, den Mongolen- und Radschputenstaaten Indiens, sich am Rand des Sudan ausspricht, wo Verschmelzungen der erst feindlichen, dann zu fruchtbarem Zusammenwirken vereinigten Elemente noch nicht so weit vorgeschritten sind. Selten dürfte es sich so klar erweisen, wie hier auf

der Grenze nomadisierender und ackerbauenden Völker, daß die kulturfördernden Anstöße, die unzweifelhaft gegeben werden und große Wirkungen erreichen, nicht aus friedlicher Kulturtätigkeit hervorgehn, sondern vielmehr wesentlich kriegerischer, diesen friedlichen Bestrebungen zuerst entgegen wirkender, ja sie schädigender Natur sind. Ihre Bedeutung liegt in der Tendenz und dem Talent der Nomaden, die im sedentären (seßhaften. K.) Zustand lebenden und in diesem Zustand leicht auseinanderfallenden Völker energisch in kräftigen Reichen zusammenzufassen." (Völkerkunde, III., S. 6, 7.)

Ratzels Staatsauffassung ist nicht die meine. Er betrachtet jedes Gemeinwesen, das über ein bestimmtes Territorium verfügt, als Staat, sieht die staatenbildende Kraft der Nomaden daher bloß in ihrer Fähigkeit, das Gebiet des Gemeinwesen durch Eroberungen auszudehnen und das Eroberte gewaltsam festzuhalten. Daß dabei ein Gemeinwesen eigener Art zustande kommt, ein Staat in dem Sinne, wie der Marxismus das Wort auffaßt, sieht er nicht.

Und er merkt auch nicht, daß die staatenbildende Kraft nicht den Nomaden an sich innewohnt. Wo Nomaden unter sich bleiben, sieht man nichts von dieser Kraft. Nur dort, wo sie auf Ackerbauern stoßen. Jedes der beiden Elemente ist gleich notwendig für den Staat. Ebensowenig, wie man von der wasserbildenden Kraft des Wasserstoffs sprechen kann, da zur Bildung von Wasser Sauerstoff ebenso notwendig ist, wie Wasserstoff, kann man von der staatenbildenden Kraft der Nomaden sprechen. Staatenbildend ist bloß das Zusammentreffen von Nomaden und Ackerbauern.

Ja, die Ackerbauer sind dabei wichtiger als die nomadischen Hirten. Denn es gibt keine Staatsbildung ohne ansässige Ackerbauer. Dagegen kann es zu solchen Bildungen auch unter Verhältnissen kommen, wo der Gegenpol nicht aus nomadischen Hirten besteht, sondern aus Stämmen, die ähnliche Eigenschaften besitzen wie solche Hirten.

In Amerika fehlten die Tiere, die notwendig sind, soll eine nomadische Viehzucht Bedeutung erlangen. Der Bison widerstand der Zähmung, Esel, Pferde, Kamele fehlten. Als Ersatz des Schafs konnte das Lama benutzt werden, jedoch nur auf einem engen Gebiet. Da gab es keinen Gegensatz zwischen nomadischen Hirten und Ackerbauern, der staatenbildende Kraft gewonnen hätte. Wohl tritt auch in Amerika der Gegensatz zwischen kriegerischen Nomaden und friedlichen Ackerbauern auf als staatenbildender Faktor, aber die ersteren ziehen dort ihre Fleischnahrung aus der Jagd und nicht aus der Viehzucht. Die Wüste kommt da für das Aufkommen staatenbildender Kraft nicht in Betracht.

Nirgends aber kommt es zu einer Staatenbildung durch Besiegung von Jägern oder Hirten. Nur den Ackerbauer vermag man leicht zu unterjochen und zur Arbeit für andere zu zwingen. Der Jäger und der Hirte — der Mann, nicht die Frau — setzt

diesem Beginnen den äußersten Widerstand entgegen. Er stirbt lieber, als daß er Fronarbeit leistet. Und wo es doch gelingt, ihn dazu zu zwingen, geht er in der Regel rasch zu Grund. Schon der Mangel an Bewegungsfreiheit macht ihn lebensüberdrüssig und lebensunfähig. Daher — allerdings nicht daher allein — das Aussterben von Jäger- und Hirtenvölkern dort, wo sie einer übermächtigen staatlichen Gemeinschaft einverleibt werden, wie sie die heutigen Europäer produzieren. Statt staatenbildend zu wirken, gehen die Hirten da am Staate zugrunde. Die ansässigen Ackerbauer derselben Rassen dagegen vermögen sich unter der Zuchtrute der europäischen Zivilisation oft ganz gut zu behaupten.

Cunow weist darauf hin, daß das Werden des Staates eine gewisse Höhe der Produktionstechnik bei den Besiegten und der Verwaltungstechnik bei den Siegern voraussetzt:

„Es ist eine höhere Stufe der Wirtschaftsentwicklung zur Staatsgründung nötig. Die Unterliegenden müssen zu einer solchen Stufe der Lebensunterhaltserzeugung gelangt sein, daß sich für die Sieger die Auflegung von Tributen und der Zwang der Besiegten zur Arbeit auf den ihnen abgenommenen Ländereien lohnt, d. h. der zu erwartende Ertrag die Mühe der Beaufsichtigung und Niederhaltung des unterworfenen Bevölkerungsteils überwiegt, und ferner muß der siegende Teil bereits zur Herausbildung eines inneren Verwaltungsapparats gelangt sein, der ihm die Einfügung der Besiegten in eine Art Herrschafts- und Verwaltungssystem ermöglicht." (Die Marxsche Geschichtstheorie, I., S. 297.)

Diese technischen Vorbedingungen müssen sicher gegeben sein, soll eine Staatengründung möglich sein. Aber sie genügen nicht. Diese erheischt auch eine Reihe psychischer Vorbedingungen. Aus bestimmten geistigen Fähigkeiten und Charaktereigenschaften, Arten des Fühlens und Denkens geht der Staat hervor.

Das würde eine idealistische Geschichtsauffassung jedoch nur dann bedingen, wenn diese psychischen Voraussetzungen aus einer eigengesetzlichen Entwicklung des Geistes, das heißt, einer Bewegung, die sich selbst bewegt, also aus nichts hervorgingen.

Von einer solchen Eigengesetzlichkeit kann hier jedoch schon deswegen nicht die Rede sein, weil der dem Menschen angeborene Geist doch bei Bauern derselbe war wie bei Hirten, bei eigengesetzlicher Selbstbewegung also, hier wie dort, dieselben psychischen Zustände schaffen mußte, es wäre denn, daß es vom Beginn der Menschheit an einen Ackerbauer- und einen Hirtengeist gegeben hätte, von denen jeder seine besondere Eigengesetzlichkeit besaß. Dieser lächerlichen Auffassung bedürfen wir aber nicht. Die Betrachtung der Produktions- und Lebensbedingungen der Hirten wie der Ackerbauer genügt, um die Eigenart der Psyche der einen wie der anderen zu begreifen.

Damit aber ist die staatengründende Kraft der Gewalt, des Krieges, restlos auf ihre ökonomischen Bedingungen zurückgeführt.

Viertes Kapitel.

Die Staatsgründung.

Soll es zur Begründung eines Staates kommen, dann genügt es nicht, daß ein Volk friedlicher, emsiger und sorgsamer Bauern, die einen gewissen Wohlstand erarbeitet haben, dabei aber an ihre Scholle gefesselt sind, einen armen, kriegerischen Stamm zum Nachbar hat, der frei herumschweift, jede harte Arbeit scheut und es vorzieht, durch Raub seine Bedürfnisse zu befriedigen.

Das nächstliegende, was bei einem solchen Zusammentreffen herauskommt, ist nicht eine Staatsgründung, sondern die gelegentliche Ausplünderung der Bauern, die bis zur völligen Entvölkerung eines Gebietes dort gehen kann, wo die Sieger die Möglichkeit haben, die Besiegten als Sklaven entweder in der eigenen Wirtschaft anzuwenden oder bei anderen Stämmen gegen Waren anderer Art umzutauschen.

Das war noch im 19. Jahrhundert vielfach das Los fleißiger und friedlicher Ackerbauer des Sudans, die im Norden und Osten an nomadische Hirten oder deren Abkömmlinge, meist arabischen Stammes, grenzten. Weite Gebiete entvölkerten rasch infolge wiederholter Einbrüche dieser erbarmungslosen Räuber und Sklavenjäger. Erst die Ausbeuter der modernen, kapitalistischen Zivilisation fanden diese Methoden des „Erwerbs" doch zu unökonomisch und zu wenig vereinbar mit den Bedürfnissen dauernder Ausbeutung. Um so mehr als sie selbst für Sklaven keine Verwendung mehr hatten. Daher eröffneten sie den Kampf gegen die Sklavenjäger.

Aber noch 1884 konnte Paulitschke über den Sklavenhandel im Innern Afrikas schreiben:

„Er wuchert nach wie vor mit ungeschwächter Kraft fort. Diesem Uebel im Sudan zu steuern, ist europäischer Zivilisation und Humanität unmöglich . . . Um zehn Menschen zu fangen, werden oft hunderte erschlagen, und es ist berechnet worden, daß auf diese Weise jährlich in Zentralafrika lediglich der Sklavenjagd halber eine halbe Million Menschen getötet werden." (Paulitschke, Die Sudanländer, Freiburg i. Br. 1895, S. 13, 14.)

Diese Art Zusammentreffens von Nomaden und seßhaften Ackerbauern hätte zur Entvölkerung und Verödung der Gegenden geführt, in denen sie stattfand, wenn sie allgemein gewesen wäre.

Aber nicht immer waren die Bauern so wehrlos und die Nomaden ihnen kriegstechnisch so überlegen, wie noch vor kurzem im Sudan. Durch Verteidigungsanlagen, Ziehen von Wassergräben, Verpallisadierungen und andere Mittel der Abwehr wußten sie nicht selten den Gegner an seinem Vernichtungswerk zu hindern. Wollten die Nomaden zu den guten Sachen kommen, die von den Bauern produziert wurden, blieb ihnen in solchen Fällen nichts übrig, als Tauschhandel, etwa Hingabe von Fellen

und Wolle gegen Getreide, Datteln, Industrieprodukte wie Teppiche usw.

Solcher Handel wird oft sehr rege. Er trägt natürlich nicht dazu bei, die Nomaden zu befriedigen. Er gewöhnt sie vielmehr an den Besitz bäuerlicher Produkte und macht sie erst recht lüstern danach. Dabei vermehrt er freilich auch die Einsicht in die Bedingungen, unter denen sie produziert wurden und zeigt das Törichte der Vernichtung dieser Produktionsbedingungen.

Wo die Nomaden soweit gekommen sind, benützen sie eine eventuelle Uebermacht nicht mehr dazu, die Unterlegenen als Sklaven wegzuschleppen, ihre Produktionsstätten zu zerstören. Sie halten es für zweckmäßiger, sie als Bauern dort zu lassen, wo sie wohnen und ihnen einen regelmäßigen Tribut aufzuerlegen, durch den sich die Besiegten von drohender Vernichtung loskaufen. Diese Regelung war im Altertum weit verbreitet, wir finden sie bis jetzt noch in Arabien.

Wenn Eduard Meyer in seiner „Geschichte des Altertums" auf die Semiten zu sprechen kommt, illustriert er ihre Anfänge durch Hinweis auf heute noch bestehende Verhältnisse.

Er sagt dort:

„Die Lebensbedingungen der semitischen Welt sind von der Natur scharf vorgezeichnet. Ihren Mittelpunkt bildet das große Wüstenland Arabien. Unbewohnbar freilich sind nur die großen Sandwüsten teils im Norden Arabiens, teils im Osten und Süden. . . . Aber sonst umschließt Arabien, vor allem im Zentrum, dem großen Hochland von Nedsched, und im Südwesten, dem Jemen und Asir, weite Gebiete, welche stellenweise Palmenpflanzungen, Rinderzucht und zum Teil selbst Ackerbau ermöglichen . . . Wie in allen gleichartig gestalteten Gebieten der Erdoberfläche, in Nordafrika, Zentralasien, der aralokaspischen Steppe und Wüste, dem iranischen Hochland und seiner zentralen Salzwüste, zerfällt auch in Arabien und der syrisch-mesopotamischen Wüste die Bevölkerung in seßhafte Stämme, welche die Kulturoasen besiedelt haben und in nomadisierende Stämme (Beduinen) . . . Mit den seßhaften Stämmen leben sie in fortwährender Fehde, die oft dazu führt, daß diese durch regelmäßige Tributzahlungen ihre Räubereien abkaufen, sie nach der Ernte auf ihren Feldern weiden lassen und zu ihnen in ein abhängigs „Bruderverhältnis" treten." („Geschichte des Altertums", I., 2, Stuttgart 1909, S. 349—353.)

Hier stoßen wir auf die zweite Form der Ausbeutung, die in der Geschichte auftaucht. Die erste ist die Sklaverei. In dieser werden nur vereinzelte Individuen zur Arbeit für andere gezwungen, in jener ganze Stämme in ihrer Gesamtheit. Beide aber haben das gemein, daß der Ausgebeutete nicht zu dem Gemeinwesen des Ausbeuters gehört. Der Sklave deshalb, weil er außerhalb jedes Bürgerrechts steht, der Tributzahlende deshalb, weil das Gemeinwesen, dem er zugehört, seine Selbständigkeit noch nicht verloren hat. Ausbeuter und Ausgebeutete bilden zwei verschiedene Gemeinwesen. Sie sind also nicht zwei Klassen.

Dazu werden die beiden Stämme erst dann, wenn sie zu einem Gemeinwesen verschmelzen, mit einer gemeinsamen Ober-

leitung und gemeinsamen Gesetzen, die von dem ausbeutenden Stamme bestimmt werden, der damit zur herrschenden Klasse wird, dem der ausgebeutete Stamm als beherrschte Klasse untergeordnet ist.

Plato vergleicht in seinem Buch vom Staat die beiden Klassen der Ausbeuter und der Ausgebeuteten mit zwei Staaten im Staat. Dies Wort von den zwei Nationen, die den Staat ausmachen, ist später noch manchmal wiederholt worden, so von Disraeli. Es ist bildlich gemeint und in späteren Stadien des Staatslebens auch nur so aufzufassen. In den Anfängen des Staates aber trifft es in seiner vollsten Bedeutung zu.

Es sind zwei Nationen, zwei Stämme, die zu einem einzigen Gemeinwesen, einem Staate dadurch werden, daß ihre bisherige räumliche Trennung aufhört. Da der ansässige Stamm das Land, das er bewohnt und bebaut, nicht aufgeben kann, ohne seine Lebensquellen zu verlieren, muß es der Nomade sein, der auf die Steppe verzichtet und im Lande der Ackerbauer seinen Wohnsitz nimmt.

Das kann ein Prozeß sein, der sich schrittweise, aber es wird nie einer sein, der sich ohne Gewaltanwendung vollzieht. Und er kann sehr wohl mit einem Schlage vor sich gehen, durch die Invasion eines erobernden Stammes. Seit dem Beginn des Staates bis heute vollziehen sich große Wandlungen in der Staatspolitik leicht in der Form plötzlicher Katastrophen im Gegensatze zu ökonomischen Wandlungen, die immer schrittweise vor sich gehen, soweit sie nicht einen Zusammenbruch alter, sondern das Werden neuer Gebilde bedeuten.

Wo es im Leben der Staaten zu einem plötzlichen Umsturz kommt, handelt es sich in der Regel um eine politische Revolution. Diese kann auch eine ökonomische Revolution nach sich ziehen. Aber bisher haben sich diejenigen noch stets getäuscht, die vermeinten, eine neue Produktionsweise auch mit einem Schlage an Stelle der alten setzen zu können.

Die politische Revolution selbst setzt langsame, schrittweise, soziale Wandlungen voraus, die in letzter Linie auf ökonomische Verhältnisse zurückzuführen sind. Das gilt schon von der ersten politischen Revolution in der Weltgeschichte, der Begründung des ersten Staates durch Eroberung.

Soll die Bekriegung und Besiegung eines ackerbauenden Stammes durch Nomaden nicht bloß dahin führen, daß er geplündert oder zu regelmäßiger Tributzahlung gezwungen wird; soll sie vielmehr damit enden, daß die Sieger im Land der Besiegten bleiben und dessen Verwaltung übernehmen, dann müssen zwei Bedingungen erfüllt sein.

Der erobernde Stamm muß Verständnis für das Wesen und die Bedürfnisse der Produktionsweise der Unterworfenen gewonnen haben, sonst wird er sie bald ruiniert und an Stelle eines

Staates eine Einöde geschaffen haben. Dieses Verständnis konnte er nur erlangen durch längeren Verkehr mit dem Stamm, den er später unterjochen sollte, teils freundschaftlichen Verkehr auf dem Wege des Handels, teils gewaltsamen Verkehr durch Erzwingung und Eintreibung regelmäßiger Tributzahlungen. Beides setzt voraus, daß die beiden Stämme einander benachbart sind. Wenn nomadische Stämme von fern her in Gebiete einfielen, deren Kultur ihnen völlig fremd war, vermochten sie sie nur zu plündern und zu verwüsten, aber nicht dauernde Staaten in ihnen zu begründen. So z. B. die Hunnen, die im Zeitalter der Völkerwanderung von Innerasien aus an die Grenzen des Römischen Reiches vorstießen und sie überfluteten. Ganz anderes erreichten dagegen damals die Germanen. Aber auch unter jenen hatten die größten und dauerndsten Erfolge die Westgermanen, die schon längere Zeit an den Grenzen des Römischen Reiches gelebt und mit dessen Bewohnern mannigfaltigen Verkehr gepflegt hatten. Es dauerte viele Jahrhunderte, bis sie zur Staatsgründung fähig wurden.

„Im zweiten Jahrhundert vor Christo bestellten die Germanen den Boden noch gar nicht (? K.), sondern lebten ausschließlich von Jagd und Viehzucht. Als Caesar im Jahre 58 v. Ch. mit ihnen in Verbindung kam, hatten sie mit dem Feldbau zwar schon begonnen, doch nahm er in ihrem wirtschaftlichen Leben noch eine untergeordnete Stelle ein. Und hundertfünfzig Jahre später, zur Zeit des Tacitus, zog man noch immer keine Pflanzen, die einer mehrjährigen Pflege bedürfen, ehe sie Ertrag geben, also nur Körnerfrucht, aber weder Obst noch Wein." (O. Seeck, die Geschichte des Untergangs der antiken Welt. Stuttgart 1921, I., S. 196.)

Auch zweihundert Jahre nach Tacitus, zu Beginn der Völkerwanderung, war die Landwirtschaft der Westgermanen, obwohl schon intensiver, noch eine halbnomadische. Aber ganz im Stadium der nomadischen Hirten befanden sich damals noch die Ostgermanen, unter denen die bedeutendsten die Goten. Diese waren es, die das Römische Reich über den Haufen warfen. Doch nur den Westgermanen gelang es, auf dessen Ruinen neue Staaten von Dauer aufzurichten.

Eine gewisse kulturelle Höhe des Erobervolkes ist eine der Vorbedingungen der Staatsbildung. Doch nicht die einzige. Auch die Unterworfenen müssen eine gewisse ökonomische Höhe erklommen haben. Ihre Produktion muß solche Erträge abwerfen, daß davon nicht bloß die Bebauer, sondern auch deren Herren leben können. Wo das nicht möglich ist, müssen diese entweder selbst Ackerbauarbeit leisten, was ihrem ganzen Wesen widerstrebt, oder bei ihrer alten nomadischen Wirtschaft verbleiben, was die Staatsgründung ausschließt.

Der dürftige Ertrag der kleinen Oasen Arabiens dürfte vor allem die Ursache davon sein, daß es dort noch zu keiner rechten Staatsgründung kam, sondern das alte System der Tributzahlung der Ackerbauer an nomadische Nachbarn sich bis heute erhalten

hat. Das lag nicht an irgendeinem mystischen Mangel an „Staatsbegabung" bei der arabischen oder semitischen „Rasse". Arabische Eroberer haben unter so günstigen Bedingungen, wie sie ihnen frühzeitig Mesopotamien bot, zu wiederholten Malen große und kraftvolle Reiche begründet.

Die Art der Staatsgründung kann unter verschiedenen Verhältnissen sehr verschieden gewesen sein. Auf Gewaltanwendung beruhte sie auf jeden Fall. Doch war das Maß des Druckes von Seiten der Angreifer und das des Widerstandes von Seiten der Abwehrenden sicher nicht überall das gleiche. Dementsprechend konnte sich auch das Verhältnis zwischen herrschenden und beherrschten Klassen sehr verschieden gestalten. Eine Bevölkerung, die sich aufs äußerste gewehrt und dem Sieger große Verluste beigebracht hatte, wurde von ihm viel härter behandelt, als eine, die sich gutwillig der Uebermacht ergeben hatte. Anderseits freilich konnte es auch vorkommen, daß der Angegriffene eine solche Kraft aufzuwenden wußte, daß der Angreifer froh sein mußte, wenn sich sein Gegenpart schließlich darauf einließ, in ein leichtes Abhängigkeitsverhältnis zu treten.

In einem Staatswesen konnten dabei verschiedene Arten der Abhängigkeit und Ausbeutung nebeneinander schon auf Grund bloßer Eroberung bestehen — und nur mit dieser Ursache der Klassenbildung haben wir es bisher zu tun. Andere werden wir noch kennenlernen. Ein siegreicher Nomadenstamm begnügte sich in der Regel nicht damit, bloß eines der kleinen bäuerlichen Gemeinwesen zu erobern und zu unterjochen. Er annektierte nacheinander verschiedene solcher Gemeinwesen und konnte jedem eine andere Stellung in dem Staate zuweisen, den sie zusammen bildeten.

Endlich konnten sich verschiedene Klassenverhältnisse dadurch bilden, daß ein einmal begründeter Staat vor späteren Heimsuchungen durch weitere Eroberer nicht gesichert war. Der neue Eindringling konnte die herrschende Klasse, die er vorfand und an deren Stelle er sich setzte, entweder ausrotten, was er wohl am ehesten dann tat, wenn sie ihm militärisch gefährlich erschien. Oder er konnte sie degradieren und sich nutzbar machen. Das führte oft zu einer Art Arbeitsteilung.

Der herrschenden Klasse fielen, wie wir noch sehen werden, vor allem die Funktionen der Kriegführung und der Verwaltung des Staates zu, aber auch die Besorgung anderer Angelegenheiten, die über die Kraft der einzelnen bäuerlichen Gemeinwesen hinausgingen, nur von der Staatsgewalt bewältigt werden konnten, z. B. große Bauten.

Die alte herrschende Klasse konnte in einem Staat, der schon längere Zeit bestand, in den friedlichen Funktionen des Staates große Erfahrung erlangt haben. Sie war darin dem Eindringling überlegen, während dieser sie an kriegerischer Kraft

überragte. Leicht kam es da zu einer Arbeitsteilung zwischen der an Wissen höher stehenden alten Herrenklasse und der neuen, die sich den Krieg vorbehielt und ihrer Vorgängerin die Aufgaben der Verwaltung des Staates und der Kulturpolitik überließ. Herodot berichtet (I, 101), daß die Meder in sechs Stämme zerfielen, worunter einer der der Magier. Als das medische Reich von den persischen Nomaden besiegt wurde, räumten diese den Medern eine Vorzugsstellung im neu gegründeten, persischen Reich ein. Besonders geehrt wurde der Stamm der Magier wegen seiner Kenntnis höherer Weisheit. Magier durften als Berater an der Regierung teilnehmen.

So bilden sich zwei obere Klassen nebeneinander als die Stände oder Kasten der Krieger und Priester. Die letzteren können so eine ständische Sonderstellung erlangen, die sie im vorstaatlichen Stadium nicht hatten, wo sie im besten Falle einen Beruf, oft nur einen Nebenberuf neben eigener produktiver Tätigkeit darstellten. Auch im Staat ist es nicht immer zur Bildung eines besonderen Priesterstandes gekommen.

Wo aber ein solcher Kraft und Ansehen erlangte, wußte er in der Regel seine privilegierte Stellung allen weiteren neuen Eroberern gegenüber zu behaupten. Die Priesterkaste des alten Aegypten wurde durch keinen der fremden Eroberer ausgetilgt, die in das Niltal eindrangen. Sie bekam den Todesstoß erst, als eine neue Priesterorganisation auf romanischer Grundlage, die christliche, dem ägyptischen wie jedem andern nationalen Priestertum ein Ende machte.

Allerdings hatten die letzten Beherrscher Aegyptens vor den Römern, die Griechen, schon aufgehört, sich vor der geistigen Ueberlegenheit der ägyptischen Priester zu beugen. Die früheren Eroberer Aegyptens waren nomadische Hirten gewesen, oder nicht weit über dieses Stadium hinausgelangt. Die Griechen dagegen, seit Alexander Herren Aegyptens, verfügten über eine Kultur, die in vielem die ägyptische überragte. Die Gelehrten Alexandriens (seit dem dritten Jahrhundert v. Chr.) sahen nicht mehr mit derselben scheuen Ehrfurcht zu den ägyptischen Priestern hinauf, wie es noch im fünften Jahrhundert Herodot (498—425 v. Chr.) getan hatte.

Das griechisch-römisch gebildete Priestertum der christlichen Kirche vermochte indes seine Machtstellung in Aegypten nicht so zu behaupten, wie in Ländern, die näher zu Rom und Byzanz gelegen waren. Mit dem Verfall des Römischen Reiches verfiel auch die Macht des christlichen Klerus in Aegypten. Seit dem fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung wachsen in Aegypten mehr noch als im übrigen Orient die christlichen Sekten, die sich gegen Rom und Konstantinopel auflehnen und durch die blutigsten Verfolgungen nicht unterdrückt werden können. Es bildet sich eine eigene ägyptische Nationalkirche, die koptische.

Als der Verfall der römischen Staatsmacht eine neue Nomadeninvasion in Aegypten und Vorderasien möglich macht, die der Araber im siebenten Jahrhundert, wurde sie von den Kopten freudig aufgenommen. Die koptische Kirche hat sich bis heute in Aegypten erhalten, aber sie war geistig den eindringenden Nomaden nicht überlegen. Sie bildete nicht, und noch weniger andere der antirömischen christlichen Sekten im Orient, einen Priesterstand, der zu einer herrschenden Stellung aufzusteigen vermochte. Aus ihren eigenen Reihen und ihrer eigenen Religion heraus haben die Araber auch keine herrschende Priesterkaste erzeugt. Der Islam ist davon frei geblieben.

Dagegen bildete gegenüber den im Norden des römischen Weltreichs eindringenden germanischen Nomaden die römische, von Rom aus geleitete Kirche eine geistig weit überlegene und wohl disziplinierte Macht, die nicht, wie die koptische, einfach beiseite geschoben werden konnte. Sie bildete einen Priesterstand, der mit den eindringenden Barbaren die Funktionen der Herrschaft teilte, ihnen das Kriegswesen überließ, um selbst lange Zeit hindurch die besten Kräfte der Staatsverwaltung und alle Kräfte der Wissenschaft und Kunst, des Bauwesens und der Verkehrspolitik zu liefern.

Unter den Unterworfenen wurden so durch die bloßen Verschiedenheiten in der Art der Unterwerfung die verschiedensten Unterschiede in der Klassenstellung möglich.

Aber auch unter den Siegern konnten sich infolge des verschiedenen Anteils, den einzelne Schichten unter ihnen an dem Kampf und Sieg nahmen, soziale Unterschiede bilden, die unter Umständen die Größe von Klassengegensätzen erreichen konnten.

Nicht immer wird es ein einzelner Nomadenstamm allein gewesen sein, der sich auf ein Ackerbaugebiet stürzte. Wir haben schon darauf hingewiesen, daß Nomadenstämme sich leicht zu gemeinsamen Unternehmungen zusammenfanden. Unter Umständen können auch mehrere Stämme gleichzeitig durch dieselbe Veranlassung zur Wanderung gezwungen werden, etwa durch eine allgemeine, weit verbreitete Dürre. Jede kriegerische Unternehmung erheischt einen Führer. Es liegt nahe, ihn dem stärksten der verbündeten Stämme zu entnehmen. Es kann aber auch das Prestige glücklichen Räuber- und Kriegertums eine besondere Persönlichkeit zur Führung des Bundes erheben, was wiederum das Ansehen des Stammes vermehrt, dem er angehört.

Der führende Stamm wird an Macht und Beute die anderen überragen, eine Art Aristokratie innerhalb des Siegerbundes darstellen. Andererseits brauchen innerhalb eines Stammes selbst nicht alle seine Mitglieder in gleicher Weise an allen Raub- und Eroberungszügen teilzunehmen.

Nicht alle Familien befinden sich in gleicher Lage. Die einen haben einen Ueberschuß an wehrhaften Männern, die anderen

einen Mangel. Die einen verfügen über Plätze, die zum Ackerbau geeignet sind, andere nicht. Die einen werden mehr die Neigungen und Fähigkeiten des Ackerbauers, als die des Hirten entwickeln.

Als ein Beispiel solcher Arbeitsteilung innerhalb desselben Stammes führt Ratzel die Turkmenen an:

„Bedingen auch Ackerbau und Viehzucht in der Steppe eine ganz verschiedene Art und Weise zu leben, so hat doch selbst bei den Turkmenen vielfach schon allein die Notwendigkeit, außer anderen Lebensmitteln auch Brot zu haben, zu einer Arbeitsteilung unter den Gliedern einer und derselben Familie geführt, so daß die Sonderung in Ischomru (Ansässige) und Tschorwa (Wanderer) mitten durch dieselben führt." (Völkerkunde, III., S. 355.)

Als ein anderes Motiv der Arbeitsteilung bezeichnet Ratzel die Verschiedenheiten der Schicksale von Viehherden. Der Turkmene, der viel Vieh verliert, wird gezwungen, Ackerbau zu treiben. Ein anderer, dessen Herden sich vermehren, hat für den Ackerbau keine Zeit, gibt ihn auf.

Diese Motive mögen sicher sehr wirksam sein, aber das dringendste Motiv bleibt ohne Kraft, wenn die Bedingungen fehlen, ihm Genüge zu leisten. Die Steppe ist gerade dadurch gekennzeichnet, und das erzeugt den ihr angepaßten Produktionszweig der nomadischen Viehzucht, daß Ackerbau nur an wenigen Stellen möglich ist. Wer nicht über solche Stellen verfügt, den werden die stärksten Motive nicht zum Ackerbauer machen können. Ratzel selbst zeigt an der zitierten Stelle, wie der Ackerbau der Steppen Zentralasiens auf einzelne Punkte konzentriert ist.

Endlich gibt es Gegenden, und das trifft namentlich außerhalb des Wüstengürtels in einem Klima mit reicherem Regenfall zu, in denen ständiger Ackerbau für den gesamten Stamm möglich ist. Aber daneben wird auch starke Viehzucht betrieben und der Acker selbst in einer Weise angebaut, die den Ackerbauer nicht an die Scholle bindet, sehr extensiv, ohne Bewässerungsanlagen, ohne Düngung, bei oberflächlicher Pflügung. In dem Boden steckt nicht viel Arbeit, leicht trennt sich der Ackerbauer von ihm, auch bei geringfügiger Veranlassung.

Solchen nomadischen Ackerbau hat man noch im 19. Jahrhundert in Nordamerika weit verbreitet gefunden. Er war die Produktionsweise der Germanen, die Cäsar und Tacitus beschreiben. Doch waren die in höherem Grade Viehzüchter, als die Ansiedler des amerikanischen „fernen Westens". Der Ackerbau beschäftigte nur einen Teil ihrer Arbeitskräfte, ein anderer blieb frei für die Geschäfte nomadischer Viehzucht, zu denen auch das Ausziehen zu Raub und Totschlag gehörte.

Um einen Anführer, der sich durch seine Erfolge einen Namen gemacht hat, sammelt sich der wehrhafte Ueberschuß der Bevölkerung als seine Gefolgschaft zu abenteuerlichen Zügen der

verschiedensten Art. Vielfach nur zur Befehdung und Plünderung benachbarter Nomaden. Mitunter aber schließen die verschiedenen Stämme Frieden untereinander und ihr gesamter Ueberschuß an kriegerischer Kraft wird verfügbar zu einem größeren Zug gegen ein benachbartes Kulturland. Die kriegerischen Gefolgschaften ziehen vielleicht nur aus, um es zu plündern und kehren dann wieder heim. Der Sieg kann aber auch ein solcher sein, daß sie im eroberten Lande bleiben und der Rest des Stammes ihnen folgt.

Wo die Wanderung und Eroberung in dieser Weise vor sich geht, werden die dem Ackerbau ergebenen Elemente damit zufrieden sein, in dem neuen Gebiet mehr und besseren Boden, daneben vielleicht auch noch ein paar Sklaven zur Mitarbeit zu bekommen. Die Funktionen des Herrschens und Ausbeutens aber werden von den Gefolgschaften für sich beschlagnahmt. Diese verteilen untereinander große Gebiete mit zahlreichen Arbeitskräften, von deren Arbeit die Eroberer leben, die sich nun ausschließlich den Künsten des Krieges und der Ueberwachung und Leitung der Unterworfenen, der Staatsverwaltung widmen. Ihre Güter werden ihnen verliehen teils als Belohnung für ihre bisherigen Dienste, teils als Besoldung für die künftigen Dienste, die sie dem Staate leisten sollen.

Als berufsmäßige Krieger und Ausbeuter erheben sich diese Gefolgschaften als ein Dienstadel über die Masse ihrer früheren Genossen, die fortfahren von ihrer eigenen Arbeit zu leben. Wohl sind auch diese über die unterworfene Bevölkerung, die Unfreien, erhaben. Sie zahlen keinen Tribut, nehmen teil an den politischen Versammlungen der herrschenden Klasse. Sie bilden die Schicht der Gemeinfreien.

In der Regel freilich besteht diese Schicht nicht lange. Wir werden noch sehen, daß die Bildung des Staates ewigen Kriegszustand mit sich bringt. Bei einem Kriegszug können alle Freien zum Heerbann aufgeboten werden. Im nomadischen Stadium ging das an. Mit seßhafter, intensiver Landwirtschaft verträgt sich das auf die Dauer nicht. Die freien Bauern gehen dabei zugrunde. Sie verschulden entweder oder werden ausgekauft und durch Latifundien mit Sklavenbetrieb ersetzt, wie im alten Italien, oder sie müssen sich unter den Schutz eines mächtigen Herrn flüchten, der ihnen die Pflichten, aber auch die Rechte der Wehrhaftigkeit abnimmt.

Wir sehen, die mannigfachsten Schichtungen und Klassenverhältnisse können sich im Staate schon bei seinem Beginn, auf Grund bloßer Eroberung bilden, ganz abgesehen von jenen, die später innerhalb des Staates durch rein ökonomische Entwicklung ohne Gewalttat erwachsen, von denen wir noch handeln werden.

Wie mannigfaltig die Klassenscheidungen aber auch werden mögen, die Klassenpsyche ändert sich nicht innerhalb des Produktionszweigs der Landwirtschaft, der bis vor einem Jahr-

hundert der entscheidende im Staate war. Auf der einen Seite bleibt der Bauer, was er gewesen, als der Staat aufgerichtet wurde, und was diesen erst möglich gemacht hatte: der emsige, sparsame, friedfertige, oft furchtsame und demütige Arbeiter und Schöpfer von Mehrprodukt über den Betrag dessen hinaus, was er für sich und seine Familie braucht.

Auf der anderen Seite ist die Psyche des Grundadels bis heute, dort wo er sich erhalten hat, dieselbe gewesen, die die Männer unter den nomadischen Hirten und zum Teil auch unter den nomadischen Jägern kennzeichnet.

Heute noch hegen die Adeligen dieselbe Verachtung schwerer Erwerbsarbeit, die sie als nicht standesgemäß zurückweisen, die schon den australischen Ureinwohnern als ihrer unwürdig erschien. Wenn ein Eingeborener Australiens Gelegenheit hatte, aus Europa stammende Bauern bei ihrer Arbeit zu beobachten, schauderte er davor zurück. Er war ein armer Teufel gegenüber den Europäern, dennoch erklärte er stolz: „Nur die weißen Männer arbeiten, nicht der schwarze Mann. Dieser ist ein Edelmann." (Peschel, Völkerkunde, S. 156.)

So erklärt auch der nomadische Eroberer, der den Staat begründet, daß Arbeit schändet, und er hinterläßt diesen Grundsatz jeglichem seitdem gebildeten Grundadel. Nur die Beschäftigungen der Nomaden erscheinen ihm standesgemäß: Jagd, Krieg, Raub (solange nicht andere Klassen auftauchen, stark genug, ihn daran zu verhindern).

So wenig wie dem Nomaden ist auch dem Aristokraten Sparsamkeit gegeben. Sie wird von ihm ebenso verachtet, wie Arbeit.

Ratzel sagt vom Nomaden:

> „Nur die starke Vermehrung der Herden macht den Nomadismus wirtschaftlich möglich. In seinem Wesen ist er eine schlechte Wirtschaft, denn er verliert Zeit, opfert Kräfte in nutzlosen Bewegungen und verwüstet nützliche Dinge." (III., S. 37.)

Die gleiche sorglose Verschwendung kennzeichnet die richtigen Aristokraten bis heute.

Mit der Verachtung von Arbeit und Sparsamkeit Hand in Hand geht die Verachtung des arbeitenden und sparsamen Menschen, also des „gemeinen" Volkes im Staate.

Seit jeher gehört Ueberheblichkeit zum Wesen jeder Aristokratie, der „Schönen und Guten" (Kalokagathoi), wie sich in Attika dieselben Kreise nannten, die sich im Deutschen Reich bescheiden als die „Edelsten und Besten" bezeichnet haben.

Zum guten Teil ist auch n a t i o n a l e Ueberheblichkeit auf aristokratischen Hochmut zurückzuführen. Allerdings nur zum Teil. Zum anderen Teil beruht sie auf Unwissenheit und Beschränktheit. Jeder Mensch liebt es, sein eigenes Persönchen als das Maß der Dinge zu betrachten und Menschen anderer Art, die er nicht begreift, gering zu schätzen.

Aber bei den Aristokraten beruht ihre nationale Ueberheblichkeit weniger auf Beschränktheit, als auf Standesdünkel. In der Einleitung zu seiner „deutschen Geschichte" zitiert Lamprecht ein Gedicht Walters von der Vogelweide, das erklärt:

„Tiusche man sint wol erzogen,
rehte als engel sint die wip getan . . .
tugend und reine minne
swer die suochen wil,
der sol komen in unser lant."

Das heißt:

„Deutsche Männer sind wohl erzogen,
Die Weiber sind wahre Engel . . .
Tugend und reine Liebe
Wer die suchen will,
der soll kommen in unser Land."

Dazu bemerkt Lamprecht:

„Niemand leugnet, daß aus dem Ganzen nationaler Stolz spricht. Aber er wird begründet mit der Ueberlegenheit höfischen ritterlichen Lebens in Deutschland über ausländische Sitte; er ist nicht so sehr Ausfluß freibrausender nationaler Begeisterung, als standesgemäßen Hochsinns." (Deutsche Geschichte, Berlin 1891, I., S. 16.)

Und weiter sagt Lamprecht:

„Der höfische Konventionalismus, welcher seine (des Rittertums) Bildung kennzeichnet, fand Eingang in die Auffassung nationalen Stolzes: im Rittertum vor allem sollten die Deutschen Sieger über andere sein. Diese Anschauung begegnet in Walters Lied; sie wirkt sich aus in den Großtaten der Kreuzzüge; sie spiegelt sich wider in den hochgemuten Kriegsritten nach dem Slavenland und nach Italien; sie entreißt bald an dieser, bald an jener Grenze deutschen Wesens den Nachbarn einen Schrei der Entrüstung über den Hochmut (superbia) der Deutschen." (S. 16., 17.)

Auch in den Tagen der Hohenzollernkaiser erschollen oft die Schreie über solchen Hochmut der Deutschen. Auch diesmal wieder trat er am lebhaftesten zutage in den Kreisen des Grundadels und seiner Parasiten und Schmeichler in Zeitungen und auf Universitäten. Und diese deutschnationale Ueberhebung entsprang vor allem dem Bewußtsein, daß in keinem Land moderner Zivilisation der Grundadel mehr so viel zu sagen hatte, wie im neuen deutschen Kaiserreich.

Hand in Hand mit dieser Ueberhebung geht die Sorge um Erhaltung der „Reinheit des Blutes".

Da Herrscher und Beherrschte zwei verschiedene Stämme, wenn auch nicht stets zwei verschiedene „Rassen" sind, die einander feindselig gegenüberstehen, vollziehen sich eheliche Verbindungen zwischen ihnen von Beginn des Staates an nicht leicht. Aber es ist der aristokratische Hochmut, der es bewirkt, daß bei dauerndem Zusammenwohnen die trennenden Schranken zwischen den beiden Stämmen nicht fallen, sondern in voller Höhe aufrechterhalten, eher noch erhöht werden. Wie der räuberische Nomade liebt es auch der Aristokrat, sich zu den Töchtern der fleißigen

Ackerbauern herabzulassen, um sie seiner Lust dienstbar zu machen. Aber er betrachtet diese mit ihren eventuellen Kindern nicht anders, als der Nomade die geraubte Sklavin.

Daß der spätere Aristokrat und primitive Nomade in ihrer Psyche einander in so vielem gleichen, ist natürlich nicht darauf zurückzuführen, daß jener von gleicher Rasse wäre, wie dieser. Das wird nur noch in seltenen Fällen zutreffen. Zwischen dem Nomaden der vorstaatlichen Zeit und dem Aristokraten unserer Tage stehen gar viel Zwischenglieder. Die Folgen der Inzucht drohen immer wieder zahlreiche Aristokratenfamilien zu dezimieren und zu degradieren; diese Familien werden meist nur dadurch leistungsfähig erhalten, daß immer wieder von Zeit zu Zeit wagemutige und erfolgreiche Emporkömmlinge sich in die Reihen des Erbadels eindrängen und ihn mit neuem Blut verjüngen.

Und überdies ist die Psyche des Menschen zu anpassungsfähig und wandelbar, als daß sie selbst bei fortdauernder Inzucht geänderten Verhältnissen gegenüber stets dieselbe bleiben könnte.

Wenn wir beim richtigen, standesmäßig fühlenden Adeligen von heute immer noch, sobald wir ihn kratzen, so viele Züge des Tataren von früher entdecken — nicht des heutigen, von der Zivilisation berührten Tataren — so rührt das nicht daher, daß das alte Nomadenblut unvermischt in ihm kreist, sondern daher, daß die Lebensbedingungen der Klasse, der er angehört, bis heute noch in manchem Staate so sehr mit den Lebensbedingungen der Nomaden übereinstimmen. Seine Stellung im Staate weist den Aristokraten immer wieder darauf hin, manche der psychischen Eigenschaften zu bewahren, die den nomadischen Hirten vom Ackerbauer unterschieden. Die Funktionen des Aristokraten als Herrscher und Ausbeuter erzeugen immer von neuem in ihm manche der Eigenschaften, die den Nomaden an Kraft über den Ackerbauer erhoben. Aber manche der Eigenschaften, die den Nomaden befähigten, den Staat zu begründen, werden zusehends geschwächt, wenn er einmal im Besitze der Macht ist. Davon werden wir noch zu handeln haben.

Fünftes Kapitel.

Ausdehnung des Staates und des Stammes.

Die Bildung des Staates ist gleichbedeutend mit der Bildung von Klassen und Klassengegensätzen, die bewirken, daß er von vornherein eine Einrichtung in den Händen einer herrschenden und ausbeutenden Klasse zur Niederhaltung und Ausbeutung einer anderen Klasse ist, die durch ihre produktive Tätigkeit nicht bloß sich selbst, sondern auch ihre Herren ernährt.

Dies ist jedoch nicht das einzige Kennzeichen des Staates. Noch ein zweites unterscheidet ihn von allen seiner Bildung vorhergehenden Gemeinwesen. Bis zum Aufkommen des Staates war jeder einzelne Stamm ein souveränes Gemeinwesen für sich. Der Staat dagegen beruht stets, von seinem Anbeginn an, auf der Zusammenfassung mehrerer Stämme zu einem einzigen größeren Gemeinwesen. Nicht bloß in dem Sinne, wie wir den Vorgang bisher erörtert haben, daß ein einzelner nomadischer Stamm einen anderen einzelnen ansässigen Stamm unterjocht und sich als ausgebeutete Klasse einverleibt, im Sinne der Uebereinanderschichtung, sondern auch im Sinne der Zusammenfassung mehrerer gleichartigen Stämme nebeneinander.

Das ist ebenfalls mit dem Charakter des Staates als Instrument der Ausbeutung notwendig verbunden.

Wir haben als erste Formen der Ausbeutung die Sklaverei und die Tributzahlung eines selbständigen Gemeinwesens an ein anderes kennengelernt. Weder die Sklaverei (in ihren primitiven Formen) noch der Tribut braucht für den Ausbeuter die Notwendigkeit aufzuheben, produktiv tätig zu sein. Die Familie des Herren muß nach wie vor von den Produktionszweigen leben, die sie betrieb; einerseits von der Wartung der Herden durch die Männer, andererseits von dem Anbau der Pflanzen, den die Frauen besorgten. Der Sklave hilft dabei mit, macht aber die Arbeit der freien Leute nicht überflüssig. Der Tribut bringt manche Zubuße zum Leben, manche Erleichterung, aber die Grundlage des Lebensunterhalts bleibt doch die eigene Arbeit. Wohl ist es denkbar, daß die Sklaven alle produktive Arbeit verrichten, die Tribute alles liefern, was die Familie braucht. Aber derartiges wird im vorstaatlichen Leben nirgends beobachtet.

Ganz anders liegen die Dinge, wenn ein erobernder nomadischer Stamm sich im Gebiete eines ansässigen Stammes festsetzt. Daß er hier seine frühere Produktion weiterbetreibt, ist von vornherein ausgeschlossen. Will der Eroberer nach wie vor von seiner Hände Arbeit leben, so muß er zum seßhaften Ackerbau übergehen. Halbnomaden mit nomadischem Ackerbau sind dazu wohl geeignet, diesen Schritt zu vollziehen. Aber daraus allein würde nur eine Verdrängung früherer Bauern durch neu eindringende hervorgehen, kein Staat.

Zu einem solchen kommt es nur dort, wo der eindringende Stamm ganz oder teilweise nicht zum Ackerbauer wird, der von seiner Arbeit lebt, sondern zum Ausbeuter, der die Funktionen der Niederhaltung und Zusammenhaltung der Ausgebeuteten auf sich nimmt. Dabei vermag er aber in der Ansässigkeit den alten Erwerb durch nomadische Viehzucht nicht mehr weiter zu betreiben. Er ist darauf angewiesen, ganz von dem Ertrag seiner Ausbeutung zu leben. Sie muß ausreichen, ihn ganz zu erhalten,

Das und nicht bloß die Tatsache, daß der Arbeiter ein Mehrprodukt liefert, ist eine unerläßliche ökonomische Vorbedingung der Staatsbildung.

Ist der Sklave vor der Staatsbildung bloß ein Helfer bei der Arbeit, bietet der Tribut vor der Staatsbildung nur etwas vermehrte Annehmlichkeiten des Lebens, so finden wir im Staate die dritte Form der Ausbeutung, ihre höchste und drückendste: die Existenz des Ausbeuters wird hier vollständig abhängig von dem Ertrag der Ausbeutung. Diese ist seine einzige Lebensquelle.

Nun ist aber in den Zeiten, in denen die Staatsbildung beginnt, die Produktivität der Arbeit sehr gering. Sie liefert nur geringe Ueberschüsse über das Maß dessen hinaus, was zur Erhaltung der Arbeiterfamilie erheischt ist. Daß von der Arbeit einer einzigen Arbeiterfamilie nicht nur sie, sondern auch eine ganze Ausbeuterfamilie lebt, und gut lebt, ist selbst heute ausgeschlossen, bei der riesenhaften Produktivität der modernen Technik. Geschweige denn in den Anfängen des Staatslebens.

Es sind stets mehrere Ausgebeutete erforderlich, um einen einzigen Ausbeuter satt zu kriegen.

Die Zahl der Beherrschten mußte daher im Staate weit größer sein, als die der Herrscher. Deren Gebote stützen sich nicht mehr, wie die Gebote der Leiter vorstaatlicher Gemeinwesen, auf die Uebermacht der Mehrheit, sondern auf die Uebermacht physischer Gewalt einer Minderheit.

Nehmen wir an, ein erobernder Stamm sei ungefähr ebenso zahlreich gewesen, wie ein eroberter, so hätte aus beiden allein nie ein Staatswesen entstehen können. Es wäre unmöglich gewesen, daß der Sieger sich als herrschende Klasse innerhalb des unterworfenen Gemeinwesens niederließ. Er mußte fortfahren, außerhalb des besiegten Stammes von eigener Arbeit und den Tributen der Unterworfenen zu leben. Erst wenn es dem erobernden nomadischen Stamm gelang, eine ganze Reihe ansässiger Stämme zu unterwerfen und in einem einzigen Gemeinwesen unter seiner Herrschaft zusammenzufassen, konnten die Sieger sich ganz der Arbeit des gewaltsamen Niederhaltens und Zusammenhaltens widmen, konnten sie ganz vom Ertrag ihrer Ausbeutung leben und ihre frühere Erwerbsarbeit aufgeben. Nun erst war ein wahrhafter Staat geschaffen.

Durch seine größere Ausdehnung, seine Fähigkeit und Notwendigkeit, sich auszudehnen, unterscheidet sich der Staat schon in seinem Beginn von den Gemeinwesen, die vor ihm bestehen und die stets erheblich kleiner und nicht nach Belieben ausdehnungsfähig sind.

Die Frage, wodurch jeweilig die Ausdehnung eines Stammes bedingt wird, ist bisher noch wenig untersucht worden.

Noch findet man vielfach die Anschauung, daß die Menschen ursprünglich paarweise herumstreiften:

„Versetzen wir uns in die Uranfänge eines Volkes, dessen Entwicklung aus sich allein, ohne ursprüngliche Vereinigung verschiedener Bestandteile erfolgt ist, so läßt sich als Keim aller späteren Bildungen nichts anderes denken, als ein erstes Elternpaar. Es stand für sich, der Anfang einer Urfamilie; es bildete mit seinen Kindern die erste Abfolge der Generationen; und es trug nur in dieser Abfolge die Gewähr einer späteren nationalen Zukunft." (Lamprecht, deutsche Geschichte, I., S. 86.)

Infolge natürlicher Vermehrung sei dann das Paar zu einer Familie gewachsen, diese zu einer Gens, und diese wieder zu einem Stamm. Der Stamm wäre also nichts als eine erweiterte Familie und sein Umfang hätte bloß von der natürlichen Vermehrungsfähigkeit seiner Mitglieder abgehangen. Die Vertreter dieser Ansicht vermögen uns nicht zu sagen, wieso es kam, daß nur das erste Paar einsam durch die Wälder streifte, dessen Kinder und Kindeskinder usw. dagegen sich nicht auch paarweise selbständig machten, sobald sie erwachsen waren, sondern beisammen blieben. Und woher stammt das „erste" Paar? Es wurde doch nicht wie Adam und Eva geschaffen, sondern von einem anderen Paar erzeugt. War es natürlich, daß die Kinder bei den Eltern blieben, warum hatte das „erste" Paar nicht desgleichen getan?

Die Annahme der Abstammung des ersten Menschen von einem vereinzelten Paar ist eine Absurdität. Es gibt Tierarten, deren Individuen paarweise leben, andere wieder herdenweise. Aber es gibt keine, deren Individuen anfänglich paarweise leben und dann durch natürliche Vermehrung zum herdenweisen Zusammenleben kommen.

Nicht minder ist es ein Unding, anzunehmen, die Größe eines Stammes werde dadurch herbeigeführt, daß die Menschen ununterbrochen zahlreicher würden. Danach müßte jeder Stamm von Generation zu Generation ausgedehnter werden. Wohin ein solches Wachstum führen müßte, ist leicht einzusehen. Jede geometrische Progression führt binnen kurzem zu ungeheuerlichen Dimensionen. Wenn ein Elternpaar bei seinem Absterben vier erwachsene Kinder hinterläßt und jedes dieser zwei Paare wieder vier und so weiter, so würde die Summe der Nachkommenschaft schon nach einem Jahrtausend 30 Milliarden Menschen ausmachen. Dieser eine Stamm würde fünfzehnmal mehr Mitglieder umfassen, als die ganze Erde trägt!

In Wirklichkeit wissen wir, daß unter den Organismen der Welt in normalen Zeiten ein Gleichgewichtszustand besteht. Die Mächte der Vernichtung und der Vermehrung heben sich im Durchschnitt für jede Art auf. Dieses Gleichgewicht vermag der Mensch durch seine Technik wohl zu durchbrechen. Aber doch nicht in dem Maße, daß eine ständige Vermehrung dadurch bewirkt würde. Ja, der technische Fortschritt kann unter Umständen die Mächte der Vernichtung stärker werden lassen, als

die der Vermehrung, indem die Waffentechnik blutige Kriege ermöglicht.

Die meisten Historiker sehen die Ursache der Völkerwanderungen, der Invasionen von Nomaden in Ackerbaugebiete in der Uebervölkerung. Lamprecht hält es für möglich, daß ein Hirtenstamm sich

„infolge günstiger äußerer Verhältnisse binnen eines Menschenalters verdoppelt, verdreifacht." (Deutsche Geschichte, I., S. 53.)

Kein Zweifel, das hätte eine Uebervölkerung ergeben. Indes werden gerade Hirtenstämme durch ewige Stammesfehden und Raubzüge oft aufs ärgste dezimiert. Nicht nur in bezug auf die materiellen Hilfsmittel, sondern auch in bezug auf Menschenleben ist die nomadische Hirtenwirtschaft äußerst verschwenderisch.

Wir finden denn auch keineswegs, daß die Stämme im vorstaatlichen Stadium von Jahr zu Jahr oder von Generation zu Generation immer ausgedehnter werden. Sie ändern unter bestimmten gleichbleibenden Bedingungen nur wenig ihre Ausdehnung. Steigt aber in einem Stamm seine Volkszahl einmal stark über den normalen Durchschnitt, dann trennt sich die überschüssige Jugend von ihm los und bildet einen neuen Stamm. So wird die Bildung verschiedener Stämme der Samniten (Italien) auf die zeitweise Ausweisung überschüssiger Jugend zurückgeführt.

Wodurch wird aber dieser normale Durchschnitt jeweilig bestimmt? Nicht durch die Produktivkraft des Landes. Gewiß kann jedes Gebiet unter bestimmter Produktionstechnik nur eine bestimmte Bevölkerungszahl ernähren. Steigt die Bevölkerung darüber hinaus, dann muß der Ueberschuß auswandern oder verhungern, wenn keine weitere Entwicklung der Produktivkräfte unter den gegebenen Verhältnissen möglich ist.

Aber das hat mit der Frage nichts zu tun, warum die Bevölkerung eines Gebiets sich in eine bestimmte Anzahl von Stämmen mit bestimmter Größe spaltet.

Daß jeder Stamm Menschen gemeinsamer Abstammung, wenn auch nicht von einem einzigen Urelternpaare, umfaßt, und daß diese Abstammung ein Band ist, das sie zusammenhält, ist nicht zu leugnen. Allerdings ist es nicht das „Blutband", das sie vereinigt, wie wir schon früher gesehen. Dieses vereinigt nur Mutter und Kind, und beide nur, solange das Kind nicht erwachsen. Aber das gemeinsame Leben von Jugend auf, die gemeinsame Tätigkeit zu Schutz und Trutz, zur Nahrungsgewinnung und Lebenserhaltung ist ein mächtiges Band des Zusammenhaltes.

Doch die Jugendeindrücke verblassen, wenn das spätere Leben ihnen entgegenwirkt.

Die im Stamme Aufgewachsenen bleiben ihm treu, wenn er fortfährt, sie zu schützen und wenn sie in seinem Rahmen und durch ihn ihren Lebensunterhalt gewinnen. Wird der Stamm so zahlreich, daß manche seiner Mitglieder nur sehr entfernt von

seinem Zentrum ihren Lebensunterhalt gewinnen können, wo seine Macht nicht hinreicht, sie zu schützen, wo sie außer engem persönlichen Verkehr mit ihren Genossen leben müssen, da werden die Außenseiter leicht dem Stamm entfremdet. Da sie isoliert nicht leben können, müssen die entfernter Lebenden sich unter solchen Umständen zu einem neuen, eigenen Stamm zusammenschließen. Ob das auf dem gemeinsamen Stammesgebiet möglich ist oder ob der neue Stamm sich ein neues Gebiet suchen muß, wird von der Beschaffenheit des ursprünglichen Stammesgebiets abhängen.

Auf dem Gebiete, das ein Stamm bewohnt, kann sehr wohl Platz und Lebensmöglichkeit für mehrere Stämme sein. Nicht immer muß es Uebervölkerung des Stammesgebiets sein, die bei einem Anwachsen des Stammes über ein bestimmtes Ausmaß hinaus die Abzweigung eines Teils seiner Mitglieder hervorruft. Vielmehr wird die Höhe der Verkehrsmittel dafür entscheidend sein.

Die Mitgliedschaft zu einem Stamm bringt nur dann einen Nutzen, wenn das Mitglied der Masse der Genossen so nahe lebt, daß es sie stets leicht erreichen kann, um an ihren gemeinsamen Unternehmungen teilzunehmen, an ihren Jagden und Beutezügen, ihren Versammlungen zur Wahl der Häuptlinge, zu Gerichtstagen, zu Festen, aber auch zur Abwehr von Gefahren, zu Kriegen usw.

Je besser die Verkehrswege und Verkehrsmittel, desto ausgedehnter wird also der Stamm sein können. Die Stämme wachsen nicht infolge natürlicher Vermehrung, sondern infolge technischen Fortschritts. Aber sie bleiben doch stets auf einen kleinen Kreis beschränkt.

Das gilt selbst für Gemeinwesen, die die alte Stammesverfassung in einen modernen Staat hinein erhalten haben. In der Schweiz gibt es in einigen Kantonen noch die Institution der „Landsgemeinde", der jährlichen Versammlung aller männlichen Staatsbürger unter freiem Himmel zur Wahl der höchsten Funktionäre des Kantons und zur Beschlußfassung über Gesetze. Die wesentliche Bedingung für das Funktionieren dieser Art Stammesverfassung ist „ein wenig ausgedehntes Territorium und eine kleine Zahl von Einwohnern". (S. Deploige, Le Referendum en Suisse, Brüssel, 1892, S. 15.)

Es sind nur die kleinsten Kantone der Schweiz, die mit der Landsgemeinde auskommen. Zug und Schwyz haben wegen zunehmender Bevölkerung schon 1848 auf sie verzichtet. In Appenzell-Außerrhoden mit 55 000 Einwohnern wird bei der Landsgemeinde nicht mehr diskutiert, nur abgestimmt. Daneben besteht diese Einrichtung noch in Appenzell-Innerrhoden (14 600 Einwohner), Uri (24 000), Unterwalden nid dem Wald (14 000),

Unterwalden ob dem Wald (17 600). Nur Glarus ist unter den Kantonen mit Landsgemeinde etwas größer (33 800 Einwohner).

Die Einrichtung der Landsgemeinde erheischt nur eine einmalige Zusammenkunft im Jahr. Zu Zwecken des Schutzes und des Erwerbs bedürfen die Bürger dieser Kantone keines engeren Zusammenhalts mehr. Die primitiven Stämme konnten ohne einen solchen nicht bestehen. Noch mehr als heute die Schweizer Kantone der „Landgemeinde", durften daher die Stämme der Vorzeit einen kleinen Kreis von Mitgliedern nicht überschreiten, namentlich bei ihrer extensiven Wirtschaft, die eine Bevölkerung, so groß wie die eines der Urkantone, über ein viel weiteres Gebiet zerstreute und ihr Zusammenkommen durch schlechten Zustand der Wege sehr erschwerte. Kommen im Sudan auf einen Quadratkilometer etwa zwei Menschen, so im Kanton Uri, trotz seiner Bergwildnisse, 22, Unterwalden ob dem Wald 36, nid dem Wald 51.

Auch unter den günstigsten Verhältnissen wird die Volkszahl eines Stammes in der vorstaatlichen Zeit über das Ausmaß der Bevölkerung eines der Urkantone nicht weit hinausgegangen sein. Je primitiver und ungünstiger die Verhältnisse, desto weiter wird die Durchschnittsziffer eines Stammes hinter der eines Urkantons zurückgeblieben sein.

Wo größere Zahlen für einen Stamm angegeben werden, haben wir es wohl nicht mit einem einzelnen, sondern mit einem Bund zu tun.

Sechstes Kapitel.

Die Verbindung von Stämmen.

Stämme, die einander benachbart sind, brauchen nicht immer bloß in feindselige Berührung miteinander zu geraten. Es können sich gemeinsame Zwecke auftun, etwa die Abwehr eines gemeinsamen Gegners, dem der einzelne Stamm nicht gewachsen wäre, oder die Notwendigkeit vor dem Druck übermächtiger Feinde oder aufkommender ungünstiger Lebensbedingungen auszuwandern, neue Wohnsitze zu suchen, die zu gewinnen und zu behaupten über die Kräfte eines vereinzelten Stammes ginge. Da wird ein vereintes Vorgehen notwendig. Es wird am ehesten dort erreicht, wo die Stämme ähnliche Sprachen sprechen, also sich leicht verständigen, sich unter den gleichen Bedingungen entwickelt oder gar von einem gemeinsamen Mutterstamm sich losgelöst haben, mit dem sie noch immer Beziehungen unterhalten, wenn sie also übereinstimmende Gewohnheiten, Bedürfnisse, Denkformen aufweisen. Unter Umständen können solche Stämme schließlich noch zu engeren Beziehungen kommen, als zu gelegentlichem Zusammenwirken: zu einem dauernden Bündnis.

Nie wird dieses jedoch so eng und fest, daß ein neues Gemeinwesen daraus würde. Stets bewahrt jeder der einzelnen Stämme im Bunde seine volle Souveränität.

Morgan berichtet in seiner Ancient Society über den Bund der Irokesen. In gemeinsamen Wanderungen aus dem Mississippital nach dem Osten fanden ihre Stämme sich zusammen zu vereinten Kämpfen gegen gemeinsame Feinde, denen sie durch ihren Bund überlegen wurden. Sie bewohnten einander benachbarte Gebiete, sprachen Dialekte der gleichen Sprache. Morgan meint, daß sie auch mehrere Gentes gemein hatten, was ihre Verbindung erleichterte. Solche Gemeinsamkeit der Gentes wäre dann möglich, wenn die fünf Stämme Abzweigungen eines Urstammes darstellten, der durch natürliche Vermehrung über die Grenzen eines Stammes hinausgewachsen war, was natürlich auch Gemeinsamkeit der Sprache bedingen und den Zusammenhalt des Bundes erleichtern mußte.

Dieser Bund war einer der dauerndsten unter den Völkerbünden, die die Geschichte kennt. Er wurde schon im 15. Jahrhundert begründet und eigentlich bis heute noch nicht aufgelöst, obgleich die Irokesen an Zahl sehr zurückgegangen sind und die kriegerischen Zwecke längst völlig aufgehört haben, denen der Bund entsprang und die ihn zusammenhielten. Doch trotz dieser langen Dauer blieb jeder der fünf Stämme, die den Bund bildeten, völlig selbständig.

Der Bund verfügte über keine Exekutivgewalt. Nur in Kriegszeiten stand er unter einem gemeinsamen militärischen Oberbefehl. Um diesen nicht übermächtig werden zu lassen, wurden zwei oberste Kriegshäuptlinge ernannt — ähnlich den zwei Königen der Spartaner, den zwei Konsuln der Römer. Im Frieden bildete die oberste Macht ein Bundesrat von 50 Häuptlingen (Sachems), die aus bestimmten Gentes der fünf Stämme erwählt wurden. Im Bundesrat wurde nicht nach Köpfen, sondern nach Stämmen abgestimmt, und alle Beschlüsse mußten einstimmig gefaßt werden. Keiner der Stämme wäre an einen Beschluß gebunden gewesen, dem er nicht zugestimmt hatte.

In der Geschichte der Staaten gibt es wohl einige, die aus einem Bündnis kleiner Gemeinwesen hervorgegangen sind, so z. B. die schweizerische Eidgenossenschaft oder die Vereinigten Staaten von Amerika. Aber das geschah erst, als sich große Reiche gebildet hatten, die die Unabhängigkeit benachbarter kleiner Kantone oder Markgenossenschaften aufs schwerste bedrohten, wenn diese sich nicht zusammentaten und einer dauernden Exekutivgewalt unterwarfen. Es waren ganz ausnahmsweise Verhältnisse, die es ermöglichten, daß eine solche Konföderation zu einem festen Staat erwuchs. Vor dem Aufkommen übermächtiger Großstaaten und schon gar im vorstaatlichen Stadium wurde aus einem Stämmebund nie ein festes Gemeinwesen.

Besonders locker waren die Bünde von Stämmen der Germanen in der Zeit der Völkerwanderung. Die Völkerschaft jener Periode, die von den Historikern gewöhnlich als germanischer Stamm bezeichnet wird, kann ich nur als Bund von Stämmen betrachten. Ein Stamm ist stets eine feste Einheit, die nicht so leicht zerfällt. Die sogenannten Stämme der Germanen waren dagegen in beständiger Neubildung und Auflösung begriffen.

Besonders stark wird dieses von Seeck betont, der übrigens nicht nur nicht zwischen Stamm und Stämmevereinigung, sondern auch nicht zwischen dieser und dem Staat zu unterscheiden weiß. Er schreibt:

„Die germanischen Staaten[1]) sind von dem losesten Zusammenhalt. Gleich den Organismen niederster Ordnung vermehren sie sich einfach durch Teilung; aus einem werden zwei, drei oder auch zehn, ohne Wehen und Geburtsschmerz. Nicht nur, daß Bruchstücke sich abtrennen, um selbständig auf die Wanderschaft zu ziehen[2]); nein, auch diejenigen, welche in der Heimat bleiben, fließen auseinander wie eine Gallertmasse.

Die Sueben sind bei Cäsar noch eine geschlossene Einheit, die gemeinsame Grenzen besitzt und gemeinsame Kriege führt; Tacitus kennt nur noch vereinzelte suebische Völkerschaften, deren einziger Zusammenhang in der Feier eines religiösen Festes besteht. Der Stamm der Marsen spielt in den Kriegen des Germanicus eine wichtige Rolle; ein Jahrhundert später bedeutet ihr Name nicht mehr, als der der Ingveonen, Istväonen und Herminonen; er ist zum Ausdruck geworden für die gemeinsame Abstammung ganz getrennter Staaten (! K.). Die Lugier bildeten um Christi Geburt einen Teil von Marbods Königreich; später scheiden sie sich nicht nur von den Marcomannen, sondern zerfallen auch ihrerseits in mehr als ein halbes Dutzend unabhängiger Gemeinwesen. Aus den Goten werden Ost- und Westgoten, zwei Völker, die zwar noch immer nebeneinander hausen, aber durch keinerlei politisches Band verknüpft sind. Und was namentlich beachtenswert ist, alle diese Spaltungen gehen vor sich, ohne daß uns ein Wort über große Revolutionen oder schwere innere Kämpfe berichtet würde. Ganz unmerklich scheinen sie sich vollzogen zu haben, so daß kein auswärtiger Beobachter, ja vielleicht nicht einmal die Germanen selbst irgend etwas außerordentliches wahrnahmen." (Geschichte des Untergangs der antiken Welt, 4. Aufl., Stuttgart 1921, I., S. 209, 210.)

Diese Erscheinung wird ganz unbegreiflich, wenn man annimmt, das, was so leicht auseinanderlief, seien Stämme oder gar Staaten gewesen. Lamprecht verbessert die Sache nicht dadurch, daß er annimmt, die Teile, die sich loslösten, seien Gentes gewesen, die den Stamm im Stiche ließen. Das heißt, er spricht von Hundertschaften, die „ursprünglich allem Anscheine nach die gentilicische Unterabteilung des Volkes nach Mutterrecht" gewesen seien (deutsche Geschichte, I., S. 128), was ihn nicht hindert, die Hundertschaft in Sippen (Gentes) und diese wieder in Familien zerfallen zu lassen. Einmal ist also die Hundertschaft eine

[1]) Gemeint sind Vereinigungen von Stämmen. K.

[2]) Ein Staat, der auf die Wanderschaft zieht? K.

Gens im Stamme, dann wieder besteht sie aus Gentes, bildet also eigentlich einen Stamm.

Daß Gentes leichthin ihren Stamm aufgeben, daß dieser ohne gewaltsame Zerschmetterung zerfällt, wäre ein im Stammesleben ganz unerhörter Vorgang. Dagegen erklärt er sich ohne Schwierigkeit dann, wenn wir die als Namen der Stämme aufgeführten Bezeichnungen als Namen von Stammesvereinigungen betrachten. Sowie auch das Wort „Irokesen" nicht einen Stamm bezeichnet, sondern einen Bund von fünf Stämmen, Mohawks, Onondagas, Senecas, Cayugas und Oneidas.

Erreicht ein Bund seinen Zweck, dann hat er die Tendenz, beisammen zu bleiben. Das war der Fall mit den Irokesen, die durch ihre Vereinigung eine Uebermacht über alle Nachbarn bekamen. Noch waren die Bedingungen für die Bildung eines Staates in dem Gebiet, das sie bewohnten, ungünstig, sonst hätten sie sicher einen solchen gegründet, wie es z. B. dem Bund der Azteken in Mexiko gelang. Er bestand aus sieben Stämmen, die von Norden her in Mexiko eindrangen. Sie hatten dort nicht mit kriegerischen Jägern zu tun, die zur Zwangsarbeit zu bringen unmöglich war, sondern mit friedlichen, fügsamen Ackerbauern, die sich von ihnen ebenso unterjochen ließen, wie später von den Spaniern. Wo der Bund Erfolg bringt, bleibt er zusammen. Wo nicht, zerfällt er leicht. Solange die Germanen sich an der römischen Grenze die Köpfe einrannten, finden wir ein stetes Zusammenfassen von Stämmen in Bünden, um des überlegenen Gegners Herr zu werden, und leichtes Auseinanderfallen des Bundes, wenn er nicht zum Sieg führt. Erst später, sobald die römische Abwehr versagt, die Germanen siegreich im Reich eindringen und sich in ihm als herrschende Klasse ansässig machen, nehmen die Stammesbünde dauernde Form an. Die Namen der Konföderationen aus dieser Zeit, die der Franken, Langobarden, Allemanen, Bajuvaren usw. erhalten sich nun als dauernde Volksnamen.

Die Sachsen wieder, denen nicht siegreiches Vorwärtsschreiten beschieden war, wurden nun zum Zusammenhalten gezwungen dadurch, daß sie von allen Seiten von Schranken umgeben waren, die den einzelnen ihrer Stämme nicht gestatteten, auseinanderzulaufen und sich neu zu gruppieren: im Nordwesten stießen sie auf die Nordsee, die zu überschreiten nur den Angelsachsen gelang; im Südwesten und Süden auf das Frankenreich, im Osten auf die Slaven.

Die Verbände von Stämmen haben in der Geschichte der Staatenbildung eine große Rolle gespielt. Zum Beispiel die Araber, die Türken, die Mongolen, deren Invasionen im Mittelalter und teilweise noch in neuerer Zeit so gewaltige Wirkungen übten, bildeten nicht je einen Stamm, sondern die Zusammenfassung vieler Stämme. Nur eine solche konnte einem großen

Staat gefährlich werden, ihn erobern und ein neues Staatswesen an seiner Stelle begründen.

Aber bevor es Staaten gab, vermochte aus einem Bündnis von Stämmen nicht ein neues, größeres Gemeinwesen hervorzugehen, in dem die Souveränität und der Partikularismus des einzelnen Stammes überwunden wurde. Dazu bedurfte es einer starken Exekutivgewalt, die in keinem derartigen Stämmebund aufkommen konnte. Nur ein erobernder Stamm vermochte es, unterjochte Stämme zu einem dauernden Gemeinwesen zu vereinigen, in dem die Souveränität und die Selbstbestimmung eines jeden der besiegten Stämme ausgelöscht war. Aber die staatliche Zentralgewalt wurde schließlich auch stark genug, einen Verband von herrschenden Stämmen dauernd zusammenzuhalten und ihr Auseinanderlaufen zu hindern.

Siebentes Kapitel.

Der Ausdehnungsdrang des Staates.

Die Schranken des Wachstums, die den Stamm einengen, bestehen nicht für den Staat. Die Mitglieder jedes der unterworfenen Stämme werden durch die Notwendigkeiten der Produktion und der Demokratie — so weit ihnen noch Selbstverwaltung bleibt — nach wie vor gezwungen, ihren Wohnsitz und ihre Arbeitsstätte in der Nähe des jeweiligen Zentrums des Stammes aufzuschlagen. Die Pflicht des Kriegsdienstes braucht sie allerdings nicht zusammenzuhalten. Sie werden im Staate durch die herrschende Klasse sehr oft davon entbunden.

Die Mitglieder des herrschenden Stammes dagegen leben jetzt nicht mehr von eigener Arbeit, sondern der Arbeit anderer. Die Betriebe, von deren Ertrag der einzelne Ausbeuter lebt, bleiben in Tätigkeit, auch wenn er ihnen für längere Zeit fern bleibt. Er kann an Stammesversammlungen zu Zwecken der Gesetzgebung oder der Erwählung von Funktionären teilnehmen, auch wenn sie weit entfernt vom politischen Zentrum des Staates stattfinden. Und dasselbe gilt für militärische Zwecke, wenn die Stammesversammlung zusammentritt, um über Krieg und Frieden zu entscheiden und zu gemeinsamem Kriegszug zusammenzutreten.

Das heißt, diese Unabhängigkeit von Erwerbsbetrieb tritt bloß für die Männer der herrschenden Klasse ein. Die Frauen bleiben an den Haushalt gebunden. Dieser kann der ordnenden Hand der Hausfrau noch lange nicht entraten.

Wir haben gesehen, daß die Bildung des Staates und einer ausbeutenden Klasse nur möglich ist dort, wo mehrere unterworfene Stämme von einem einzelnen siegreichen Stamm (oder

Stämmeverband) zu einem Gemeinwesen zusammengeschlossen werden. Wir sehen jetzt, daß der Staat seinerseits wieder die Bedingungen schafft, die seine Ausdehnung über das Bereich eines einzelnen Stammes hinaus möglich machen.

Die Ausdehnung des Staates hängt fast nur noch von der militärischen Kraft des erobernden Stammes ab. So weit diese Kraft ausreicht, die Menge der Unterworfenen im Zaum zu halten und die Grenzen des Staates gegen Eindringlinge zu verteidigen, so weit kann er wachsen.

Dabei kann mit dem Staat seine militärische Kraft noch zunehmen. Zunächst ist diese freilich auf den siegenden, erobernden Stamm beschränkt. Aber je ausgedehnter der Staat, je verschiedenartiger die Elemente, aus denen er sich zusammensetzt, um so leichter wird es, diese verschiedenartig zu behandeln, dem einen eine bessere, dem anderen eine tiefere Stellung im Staate zu geben. Die ersten fühlen sich dann leicht, trotzdem sie nicht zur herrschenden Klasse zählen, als privilegiert und deshalb bereit, die bestehende Ordnung gegenüber den schlechter Gestellten zu verteidigen, die Streitkräfte der herrschenden Klasse zu vermehren.

Ein anschauliches Beispiel dafür gibt uns der spartanische Staat, dessen Entstehung und Klassenscheidung klar zutage liegt. Er wurde gebildet durch einen Einbruch nomadischer Griechenstämme in den Peloponnes. Einer dieser Stämme, der der Spartiaten, drang in Lakedämonien ein, im Eurotastal und setzte sich dort fest, die Bevölkerung ansässiger Ackerbauern, die er vorfand, knechtend.

Einem Teil dieser Bevölkerung, der sich vielleicht gutwillig unterworfen hatte oder der den schlechtesten Boden besaß, dessen Expropriierung nicht lohnend erschien, wurden seine Bauernhöfe und seine persönliche Freiheit gelassen. Er mußte nur Tribut, Steuer, an den Staat zahlen, und hatte an der Regierung keinen Anteil. Er bildete die Klasse der Periöken.

Härter ging es einem anderen Teil der unterworfenen Bevölkerung, der sich entweder energischer gewehrt oder der den besten Boden besessen und bebaut hatte. Sein Grundbesitz wurde ihm genommen und zu gleichen Teilen unter die Sieger verteilt, aber nicht zu dem Zwecke, damit diese ihn bebauten. Bebauen sollten ihn nach wie vor dieselben Elemente, aber nicht mehr als freie Leute, sondern als Staatssklaven. Das waren die Heloten. Von ihrer Arbeit lebten die Spartiaten.

Diese selbst beschäftigten sich mit nichts anderem, als mit Regierungsgeschäften, Waffenübungen und Kriegführen.

Die Spartiaten bildeten stets nur eine Minderheit, vielleicht ein Zehntel der Bevölkerung. Die Zahlenverhältnisse dürften freilich übertrieben sein, die Herodot über die Schlacht bei Platää mitteilt. Er sagt in seiner Geschichte (IX., 28):

„Auf dem rechten Flügel standen 10 000 Lakedämonier, davon waren 5 000 Spartiaten, die als Wächter und Schanzengräber[1]) 35 000 leichtbewaffnete Heloten bei sich hatten, je sieben auf den Mann."

Delbrück hält die von Herodot mitgeteilte Zahl der Spartiaten für zu hoch. Er nimmt an, daß Sparta nur imstande war, ein Hoplitenheer von etwa 2000 Spartiaten und 3000 Periöken ins Feld zu schicken (Geschichte der Kriegskunst, I., S. 43, 44).

Beloch hat die Bevölkerung Lakedämoniens zusammen mit dem später von den Spartanern eroberten Messenien auf 230 000 Köpfe berechnet, davon 10 000 Spartiaten (samt Frauen und Kindern), 50 000 Periöken, 170 000 Heloten (Griechische Geschichte, III., 1. S. 284).

Jedenfalls bildeten die Spartiaten nur eine geringe Minderheit der Bevölkerung ihres Staatswesens und die große Mehrheit bestand aus den Heloten, die stets geneigt waren, sich zu empören.

Aristoteles sagt von ihnen in seiner „Politik":

„Sie liegen beständig gleichsam auf der Lauer, um sich die Unglücksfälle der herrschenden Klasse zunutze zu machen." (II., 9.)

Aber in der Heimat verfügten sie über keine Waffen. Diejenigen, die als Troßknechte und Diener in den Krieg mitgenommen wurden (wohl nach sorgfältiger Auslese), wurden auch nur dürftig bewaffnet. Wir haben eine Angabe des Herodot über „leichtbewaffnete" Heloten in der Schlacht von Platää wiedergegeben. Das von Herodot dort zur Kennzeichnung der Heloten gebrauchte Wort Psilos bezeichnet eigentlich nackt und bloß, unbewaffnet, doch werden in der militärischen Sprache auch Leichtbewaffnete damit bezeichnet.

Im Gegensatz zu den Heloten standen die Periöken. Diese fühlten sich so sehr als privilegierte, wenn auch nicht herrschende Klasse, daß sie stets bereit waren, zur Verteidigung der bestehenden Ordnung mitzuwirken. Sie zogen in den Krieg als vollbewaffnete Bürger, als Hopliten. An kriegerischer Kraft konnten sich diese freilich nicht mit den Spartanern messen, da sie von ihrer Bauernwirtschaft in Anspruch genommen blieben und wenig Gelegenheit hatten, sich in den Waffen zu üben. Die Spartaner dagegen konnten ihre ganze Zeit und ihr ganzes Interesse diesem Geschäft widmen, und sie taten es mit großer Leidenschaft.

Ihr Staat war auf einem wahren Kriegskommunismus, einem Kasernenkommunismus der herrschenden Klasse aufgebaut. Plato entnahm ihm das Ideal seines Staates. Nur unterschied es sich von dem wirklichen Sparta dadurch, daß nicht die Herren Militärs, sondern die „Philosophen", also die Intellektuellen den ganzen Kriegskommunismus dirigieren sollten.

Auf diesem Kriegskommunismus, der das ganze Leben der herrschenden Klasse Lakedämoniens in seinen Dienst stellte, beruhte die große kriegerische Kraft dieses Staates. Aber sie wäre

---

1) Efylasson. Fylasso bedeutet bewachen und verschanzen.

weit geringer gewesen, als sie tatsächlich war, hätten nicht die unterworfenen Periöken die Zahl der Streitkräfte des Staates mehr als verdoppelt.

Auch von persischen Heeren, die gegen die Griechen ausgesandt wurden, berichtet Herodot, daß neben den Persern noch Krieger zahlreicher anderer Völkerschaften in ihren Reihen fochten, Meder, Baktrer, Inder, Saken usw. Die Athener rühmten sich, bei Marathon über 46 Völker gesiegt zu haben.

Diese Zahl wird ebenfalls von Delbrück, wie so manche andere, erheblich beschnitten. Er sagt über die Perser (Geschichte der Kriegskunst, I., S. 46):

„Das Persische Reich bestand aus dem nationalpolitischen Kern und den zahlreichen unterworfenen Völkerschaften. Aus diesen letzteren entnahmen die Perser keine Krieger. Die Mesopotamier, Syrer, Aegypter, Kleinasiaten waren ihnen die unkriegerische, tributzahlende Masse, mit Ausnahme der phönikischen und griechischen Seeleute, die naturgemäß die Flotte füllten. Wenn Herodot die ungeheure Masse von Völkerschaften aufzählt, die im persischen Heere dienten, so müssen wir das zum großen Teil als reine Phantasie ansehen. Persien selbst, das heutige Persien mit Afghanistan, Beludschistan und große Teile von Turkestan umfassend, war und ist noch heute zum größten Teil Steppen- und Wüstenland mit zahlreichen kleinen, größeren und einigen sehr großen Oasen darin" . . .

„Das eigentliche kriegerische Element sind naturgemäß mehr die nomadisch als bäuerlich lebenden Stammesgenossen. Von den Nomaden wird die Reichsgründung ausgegangen sein. Indem sich die Perser zu Herren weiter und reicher Kulturländer machten, wandelten sie sich aus kriegerischen Hirten in kriegerische Herren, Ritter, um. Wir werden uns vorzustellen haben, daß alle die Satrapen vom Schwarzen Meer bis zum Roten von großen Gefolgen kriegerischer, nationalpersischer Leibwachen begleitet waren, mit denen sie sich selbst umgaben und wichtige feste Punkte besetzten. Mit Hilfe der Tribute und Naturallieferungen, die sie einzogen, erhielten sie nicht nur diese Scharen, sondern ergänzten sie auch nach Umständen durch Söldner aus kriegerischen Stämmen, die vielfältig noch halb oder ganz unabhängig in dem großen Reiche sitzen geblieben waren. Aus Persien selbst aber konnten, mehr aus den Nomaden als aus den Bauern, stets Ergänzungen und Verstärkungen aufgeboten, angeworben und herangeführt werden."

Man kann diese Darstellung für vollkommen zutreffend halten — und mir erscheint sie so — und braucht doch die Angaben des Herodot über die Völker, die im persischen Heer vertreten waren, nicht für „reine Phantasie" anzusehn. Betrachtet man die Aufzählung der Bestandteile des Heeres, die Herodot im siebenten Buch seiner Geschichte gibt, so findet man, daß dort fast ausschließlich Nomadenvölker genannt werden, die teils aus dem Persischen Reich selbst stammen, teils sich an seinen Grenzen umhertreiben. Das sind die Elemente, aus denen sich die Krieger der persischen Streitmacht rekrutieren. Stets aber ist es ein Perser, der sie kommandiert. Diese Angaben widersprechen nicht der Delbrückschen Auffassung, sondern fügen sich sehr gut in sie ein. Wir lernen hier eine zweite Methode kennen, durch die ein Herrenvolk seine krie-

gerische Kraft über die durch seine eigene Zahl gegebene hinaus vermehren kann. Bestand die eine Methode darin, einem Teil der Unterworfenen der Masse gegenüber eine privilegierte Stellung einzuräumen und sie dadurch zu willigen Helfern der herrschenden Aristokratie zu machen, so wurde die andere Methode dadurch gehandhabt, daß ein Teil der Tribute der Unterworfenen dazu verwendet wurde, kriegerische Nomaden, die das Kulturland mit ihren Räubereien bedrohten, zu kaufen, damit sie nicht bloß Ruhe hielten, sondern auch noch ihren Kraftüberschuß zur Lieferung von Kontingenten verwendeten, die in den Dienst des Herrenvolks traten und unter Führern fochten, welche dieses ihnen gab.

Je größer das Reich, je mehr Kriegsvolk es brauchte, um seine ausgedehnten Grenzen zu schützen und die Masse der Unterworfenen niederzuhalten, desto mehr wuchsen auch seine Mittel, neben dem herrschenden Stamm noch andere, ihm ergebene Truppen aufzubieten und zu erhalten.

So engbegrenzt das Wachstum des Stammes gewesen war, so unbegrenzt wurde das des Staates. Das Persische Reich fand seine Grenzen einesteils nur in geographischen Hindernissen, in Meeren, Wüsten und Hochgebirgen.

Der andere Faktor, der eine Ausdehnung Persiens über bestimmte Grenzen hinaus verbot, war die völlige Armut der Grenzgebiete des Reichs, die außerdem noch schwer zugänglich waren, nur abstießen, gar nicht zur Besitznahme reizten, wie der Sudan, Arabien, Beludschistan und die endlosen Ebenen jenseits des Oxus, des kaspischen Meeres, des Kaukasus, des Schwarzen Meeres.

Innerhalb dieser Grenzen gab es kein begehrenswertes Kulturgebiet, das die Perser sich nicht untertan gemacht hätten. Und zwar in ungeheuer raschem Tempo.

Kyros, der die armen, aber kriegerischen Nomadenstämme der Perser zu einem Ansturm auf ihre reichen, aber weniger kriegslustigen Nachbarn zusammenfaßte, eroberte 555 v. Ch. das Mederreich, besiegte und annektierte 546 das Lyderreich und 539 das babylonische. Sein Sohn Kambyses fügte 525 dem noch Aegypten hinzu. So war durch den unaufhaltsamen Siegeszug der persischen Nomaden binnen dreißig Jahren ein Reich aufgerichtet, das rund vier Millionen Quadratkilometer umfaßte, achtmal so viel, wie das heutige Deutsche Reich. Diese Leistung wurde nur noch übertroffen durch die des makedonischen Alexander, der zwei Jahrhunderte später diesen gleichen Perserstaat binnen zehn Jahren in einer Reihe von Feldzügen über den Haufen warf und sich aneignete.

Mit dem Staate war seine stete und unter Umständen auch rasche Ausdehnungsfähigkeit gegeben. Gleichzeitig auch der ununterbrochene Drang nach Ausdehnung.

Solange dem Staate noch Kulturland benachbart war, das Tribute in Aussicht stellte, empfanden die Herren des Staates das

unstillbare Bedürfnis, es zu erobern. Ein Volk, das nur von seiner Hände Arbeit lebt, hat nie das Bedürfnis nach mehr Boden als es zu bearbeiten oder als Weide oder Jagdrevier zu verwenden vermag. Damit ist den Gemeinwesen freier Ackerbauer, aber auch freier Jäger und Hirten, die nicht von Raub leben, ihre natürliche Grenze gegeben, die sie nicht auszudehnen streben.

Der Ausbeuter dagegen, der von fremder Arbeit lebt, kann nie genug Land besitzen, vorausgesetzt, daß er imstande ist, die Menschen zu knechten, die zu seiner Bebauung erheischt sind.

Für die bürgerliche Oekonomie mag die Grundrente den Betrag der Produkte darstellen, die der Boden ohne Arbeit hervorbringt und die daher das „natürliche" Eigentum seines Besitzers bilden. Sicher produziert der Boden auch ohne menschliches Zutun eine reiche Vegetation, aber eine solche von Pflanzen, die der Ackerbauer als Unkraut bezeichnet und als schwerstes Hindernis der Produktion von Nutzpflanzen betrachtet. Nicht die Bodenpflanzen überhaupt, wohl aber die Nutzpflanzen sind das Produkt menschlicher Arbeit; sie würden ohne diese nicht emporkommen. Der Ackerbau bedeutet nicht bloß Ausnutzung der Bodenkräfte, sondern auch Kampf gegen sie.

Der bloße Besitz des Bodens ohne Bauern, die ihn bebauen, bedeutet für einen Ausbeuter so wenig, daß er, wenn sich Bearbeiter für ihn nicht von selbst finden, solche zwangsweise als Sklaven oder Hörige an ihn fesselt.

Wo ihm aber Boden mit dazugehörigen Bearbeitern als Siegespreis winkt, ist er stets darauf aus, ihn zu erwerben.

Indes kann der Staat bereits durch sein bloßes Bestehen gezwungen werden, Krieg gegen Stämme zu führen und ihr Gebiet zu annektieren, die nichts produzieren, was die Gier seiner Ausbeuter in irgendwelcher Weise reizen könnte.

Wenn ein Nomadenstamm oder ein Bund von Stämmen in ein Gebiet von Ackerbauern einbricht und sich dort als herrschende Klasse niederläßt, bleiben die Weidegründe nicht leer, die er verlassen hat. Andere Stämme treten an seine Stelle und bedrohen nun ihrerseits den im Gebiet der Ackerbauern aufgerichteten Staat. Und neben drohenden Eroberern von außen sind noch Räuber abzuwehren, die im Lande selbst wohnen. Die ersteren drohen nur zeitweise, wenn die Umstände günstig sind, die letzteren können eine ständige Plage bilden.

Es kommen hier nicht bloß in den Ebenen wandernde Stämme in Betracht, die wir bisher zumeist im Auge hatten, wenn wir auch gelegentlich zur Illustrierung noch andere Stämme in Betracht zogen. Die ackerbauenden Bewohner breiter Flußtäler werden nicht bloß von den Hirten der sie umgebenden Ebene bedroht. Sehr häufig sind die Ebenen von Gebirgen umsäumt, in denen für den Ackerbau auch nur, wie in den Steppen, wenig Boden vorhanden ist und die Viehzucht mit Weidewirtschaft überwiegt. Die

Hirtenvölker der Berglande sind ebenfalls arm und kriegerisch und daher nicht minder raublustig wie die Hirten der Steppe. Doch entwickeln sie weniger staatenbildende Kraft. Vielleicht deshalb, weil die Bergtäler, in denen sie leben, so sehr durch unwegsame Gebirge voneinander getrennt sind, daß der Partikularismus der einzelnen Stämme viel stärker entwickelt und ihre Zusammenfassung in einem großen Bund viel schwieriger ist, als bei den sich leicht zusammenfindenden Nomaden in weiten Grasebenen.

Aber als Räuber und Plünderer können solche Bergvölker dem Ackerbauer sehr lästig werden. Das war der Fall bis ins 18. Jahrhundert hinein mit den Bergschotten, bis in unsere Tage mit den Montenegrinern, den Albanesen, den Berbern des marokkanischen Rif, den Kurden in dem an Armenien grenzenden Bergland.

„In der Nachbarschaft Kurdistans ist es bis auf den heutigen Tag Regel, daß sich die nomadischen Kurden zur Winterszeit in den armenischen Dörfern der Ebene einquartieren und sich ihr Vieh von den Christen füttern lassen, ohne dafür das geringste zu bezahlen. Es ist dieselbe Methode, die auch im Kaukasus früher seitens der nordwestlichen Nomaden geübt wurde." (Ratzel, Völkerkunde, III., S. 737.)

Seitdem das geschrieben wurde (1888), sind die Armenier der Dörfer so ziemlich ausgerottet worden. Sicher nicht zum Vorteil der Kurden.

Nomaden der einen wie der anderen Art gegenüber ist ein Staat, an dessen oder in dessen Grenzen sie wohnen, in der Defensive. Das gilt z. B. auch von den Römern gegenüber den Germanen. Seine defensive Haltung bezeugt der Staat häufig durch die Anlegung langer Mauern oder Wällen, wie der chinesichen Mauer im Norden Chinas, oder der medischen Mauer, die sich vom Euphrat zum Tigris zog. Beide waren zur Abwehr räuberischer Nomaden bestimmt. Auch die Römer suchten sich an einer sehr verwundbaren Strecke der germanischen Grenze zwischen Rhein und Donau durch einen Grenzwall, den „Limes", vor überraschenden Einbrüchen zu sichern.

Aber nicht immer und überall kann man einen Staat, namentlich nicht einen Großstaat, durch Wälle sichern. Und einem kräftigen, kriegerischen Staat liegt auch eine andere Art der Abwehr näher: die durch den Angriff. Ist ein Räuber unbequem geworden, dann greift man ihn bewaffnet an, um ihn zu „züchtigen", ihm große Verluste beizubringen und dadurch abzuschrecken. Doch hilft das nur vorübergehend. Daher sucht man sich schließlich dadurch zu helfen, daß man das Gebiet des räuberischen Nachbarn dauernd besetzt hält, Befestigungen darin anlegt.

So gingen auch zeitweise die Römer an den Grenzen Germaniens vor. Die „tückischen Welschen" trugen durchaus kein

Verlangen danach, die germanische Volksfreiheit zu unterdrücken. Sie wollten bloß die germanische Freiheit des Diebstahls und Raubs lahmlegen. Natürlich kam das nicht daher, weil die Rasse der Germanen von Natur aus zum Räubertum neigt und die der Römer zur fleißigen Arbeit. Unter den Bedingungen, unter denen die Germanen zur Zeit des Cäsar und Tacitus lebten, entwickelt jedes Volk, welcher Rasse immer, ob keltische Schotten, semitische Araber, „hamitische" Berber, ob Mongolen oder Indianer die gleichen Räuberinstinkte, die es verliert, sobald es seßhaft geworden.

Andererseits waren die römischen Machthaber, die ihre Heere nach Germanien schickten, auch nicht jeder Räuberei abhold. Cäsar war nach Gallien gezogen, um durch desen Eroberung und Plünderung seine bankerotten Finanzen zu sanieren, was ihm auch glänzend gelang. Gegen die Germanen zog er deshalb, weil diese die gleichen Absichten wie er in Gallien verfolgten, wenn sie es auch nicht zu dem Zwecke taten, einem verschuldeten Verschwender und Streber auf die Beine zu helfen.

Aber Eroberungszüge gegen kriegerische Nomaden sind, schon wegen der Unwegsamkeit und Unfruchtbarkeit ihres Gebietes, nicht ohne Gefahren. Kyros, der binnen weniger als dreißig Jahren fast das ganze ungeheure Persische Reich zusammenerobert hatte (mit Ausnahme Aegyptens, das sein Sohn Kambyses gewann), ging zugrunde, als er sich gegen die Nomaden östlich vom kaspischen Meer wendete. Sein Nachfahre Darius, der sonst in allen seinen kriegerischen Unternehmungen zu Lande (nicht zur See) erfolgreich war, hätte fast dasselbe Schicksal erlitten wie 2300 Jahre später ein weit größerer Eroberer, Napoleon, auf dem Boden, den jetzt das russische Reich einnimmt. Im Jahre 513 v. Ch. zog Darius gegen die Skythen in Südrußland, die ihm als gefährlicher Gegner erschienen. Hatten sie doch um das Jahr 630 v. Ch. herum ganz Vorderasien mit ihren Scharen überschwemmt, allerdings unfähig dazu, sich als herrschende Klasse zu behaupten, einen Staat zu begründen. Herodot berichtet von ihnen:

„Die Skythen nahmen ganz Asien ein[1]) und geboten 28 Jahre über Asien. Alles machten sie wüst und öd durch Gewalt und Uebermut. Sie legten nicht nur jedem Tribut auf, sondern schweiften auch im Land umher und raubten jedem, was er noch hatte." (Geschichte, I., 106.)

Darius zog gegen die Skythen, nachdem er sein Reich im Innern befestigt und seine Grenzen gesichert hatte. Er marschierte von der europäischen Seite aus über die Donau. Die Skythen befolgten ihm gegenüber die gleiche Taktik, wie 1812 die Russen gegenüber Napoleon. Sie zogen sich vor dem Eindringling zurück und lockten ihn immer tiefer in die Wüstenei. Zu seinem Glück wurde der Perser durch keine Aussicht auf ein Moskau geblendet. Rechtzeitig vermochte er seine gefährliche Lage zu erkennen und

1) Damit ist hier Vorderasien gemeint. K.

die Donau wieder zu erreichen, zwar erheblich geschwächt und ganz ohne Erfolg, aber doch nicht so katastrophal entkräftet, wie Napoleon, als er auf seinem Rückzug zur Beresina gelangte.

Auch der Römer Varus bezeugte durch das Schicksal, das ihm Hermann der Cherusker bereitete, wie gefährlich es ist, selbst mit überlegener Heeresmacht tief in das Innere eines unwegsamen Gebiets einzudringen, das von einer kriegerischen Bevölkerung bewohnt wird, die nichts zu verlieren hat. Gefährlich namentlich dann, wenn die Bevölkerung aus Nomaden besteht, die vor dem Eindringling ausweichen können, sich ihm nicht stellen müssen.

Vor solchen Nomaden sich zu sichern, genügen nicht gelegentliche Invasionen in ihr Gebiet. Man muß dieses dauernd besetzt halten mit Befestigungen. Womöglich muß man auch die Besiedlung des Landes durch ansässige Ackerbauer fördern.

Ob ein Volk zum Ackerbau kommt oder zu nomadischer Viehzucht, hängt in erster Linie von der Beschaffenheit des Landes ab. Aber ist ein Volk einmal zu nomadischem Hirtentum gelangt, dann entwickelt es Charaktereigenschaften, die ihm den Uebergang zu ansässigem Ackerbau auch dort erschweren, wo die Bodenbeschaffenheit ihn begünstigt. Innerhalb des Wüstengürtels, von dem wir bereits sprachen, gibt es zahlreiche Stellen, auch abgesehen von den Flußtälern, an denen Ackerbau möglich ist. Noch mehr ist das Fall in den Gebieten, die an diesen Gürtel grenzen. Die ruhelosen räuberischen Nomaden machen es sehr schwer, daß sich ständige ackerbauende Ansiedler dort niederlassen. Wohl aber können solche gedeihen unter dem Schutze einer starken Staatsmacht. Daher schreitet in der Mongolei die Ansiedlung von Chinesen vorwärts.

Ueber eine ähnliche Ausdehnung des russischen Ackerbaus schreibt Hettner:

„Den Russen standen in den Steppenvölkern Gegner von ganz anderer Kraft gegenüber, als die armen Waldleute des Nordens . . . Anders als das Vordringen der Russen im nordöstlichen Waldland war ihr Vordringen in der Steppe in erster Linie ein politischer und erst danach ein ethnischer und kultureller Vorgang. Die tatarischen Reiche und später die osmanischen Türken, welche die Oberherrschaft über jene übernommen hatten, mußten oft im Kriege bezwungen werden, ehe der russische Ackerbauer den tatarischen Wanderhirten verdrängen konnte. Dieser Prozeß hat sich über die Grenzen Europas in die Kirgisensteppe und in etwas anderer Weise auch in die Turkmenensteppe fortgepflanzt." (Das europäische Rußland, Leipzig 1905, S. 48, 49.)

Nicht immer ist es allein das Bedürfnis nach Schutz vor den Nomaden, häufig auch das Verlangen nach ihrem Gebiet als Platz für Ackerbauer und damit nach Vermehrung der Zahl der Ausgebeuteten, das ein Vordringen des Staates in die Steppe veranlaßt. Bei dem zaristischen Rußland überwog sicher das letztere Motiv.

Wenn dagegen das kaiserliche Rom in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung Pannonien und Dacien (die Gebiete des heutigen Ungarn und Rumänien) besetzte und besiedelte, war sicherlich nicht das Bedürfnis nach Gewinnung neuen Ackerlandes daran schuld in einer Zeit, in der die heimischen Aecker in Italien und Griechenland wegen fortschreitender Entvölkerung verödeten und nur durch immer wieder erneute Ansiedlung von Kriegsgefangenen vor gänzlichem Verkommen bewahrt werden konnten. Entscheidend war vielmehr der Umstand, daß das Gebiet jenseits der unteren Donau von kriegerischen und räuberischen Nomaden, den Daciern, besetzt war, die immer wieder Einfälle ins Römische Reich machten, mitunter sehr gefährlicher Art. Um sie dauernd unschädlich zu machen, blieb nichts übrig, als das Land militärisch zu besetzen und Kolonisten aus den verschiedensten Gegenden des Reiches dorthin zu verpflanzen. Diese Ausdehnung des römischen Staates geschah im zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, zu einer Zeit, wo er den andrängenden Germanen und anderen nomadischen Grenzvölkern gegenüber fast allenthalben in die Defensive geraten war.

Indes ist das nur die eine Seite des Nomadentums. Entwickelt es Faktoren, die den Staat gefährden, so auch andere, die ihn, wenigstens für einige Zeit stärken, seine kriegerische Kraft vermehren. Wir haben darauf schon dort hingewiesen, wo wir von der Anwerbung kriegerischer Nomaden für die Herren des Staates sprachen.

Diese Anwerbung geht vielfach Hand in Hand mit den Versuchen der Abwehr der Nomaden, sie bildet neben ihrer Bekriegung eine andere Methode, sie unschädlich zu machen und ihre Unterwerfung vorzubereiten.

Das war z. B. der Fall mit den Hochschotten, die aufhörten Räuber zu sein und brave Staatsbürger wurden, seitdem der englische Staat dazu überging, ihre hungrigen Jünglinge für seine Armee anzuwerben.

Der Prozeß der Unterwerfung wird noch gefördert dort, wo man die Nomaden korrumpiert, ihre Häuptlinge kauft und ihnen die Mittel gibt, sich eine Macht im Stamme zu schaffen, aus einem Vertrauensverhältnis ein Herrschaftsverhältnis zu machen. Unterstützt noch der Staat die Anmaßungen der Reicheren gegen die Aermeren, dann können die Vermögensunterschiede zu förmlichen Klassenunterschieden werden, während sie bei dem sich selbst überlassenen Stamm nur unbedeutend bleiben müssen und ihn nie zu spalten vermögen.

Indessen nicht immer gelingt diese Methode, die urwüchsige Demokratie freier Völker durch Einflüsse benachbarter Staaten zu schwächen und zu korrumpieren. Die türkische Regierung in Konstantinopel z. B. hat aus den Albanesen ihre besten Truppen rekrutiert und ihre wirksamsten Korruptionskünste bei ihnen

spielen lassen. Es gelang ihr aber nicht, deren Stammesverfassung aufzulösen und deren Freiheit einzuschränken. Sie sind bis heute unzähmbare Räuber geblieben.

Zu den bisher betrachteten zwei Motiven, den Staat auszudehnen, gesellt sich zeitweise noch ein drittes. Jene zwei Motive waren einmal das grenzenlose Bedürfnis nach Ausdehnung des Bereichs der Ausbeutung und dann das Bedürfnis, diese Ausbeutung gegen räuberische Invasionen zu sichern.

Ein drittes Moment bildet die Tatsache, daß ein Staat früher oder später stets dahin gelangt, an einen oder mehrere andere Staaten zu grenzen.

Die ersten Staaten müssen wir uns noch sehr klein vorstellen. Noch kleiner als den spartanischen, von dessen Bevölkerung zur Zeit der Perserkriege wir schon gesprochen haben. Er war unter den griechischen einer der größten. Allerdings konnte ein Staat von der Ausdehnung des persischen binnen einem Menschenalter durch Eroberungen eine ungeheure Ausdehnung ereichen. Doch setzte dies bereits die Existenz von Großstaaten voraus, aus deren Zusammenfassung dieses Reich aufgebaut wurde. Es waren Großstaaten, wie der babylonische, lydische, ägyptische, von denen jeder über einen fein ausgearbeiteten Verwaltungsapparat verfügte, dessen Entwicklung das Ergebnis der Arbeit von Jahrtausenden war.

Die ersten Staaten verfügten nur über den einfachen Verwaltungsapparat, den der erobernde Stamm aus seiner vorstaatlichen Zeit herübernahm. Sie können daher nur klein gewesen sein und sich nur in dem Maße ausgedehnt haben, als es gelang, die Verwaltung des Staates zu verbessern und zu vervollkommnen.

Nicht immer werden die Staaten aneinander gegrenzt haben, wie das heute fast in der ganzen Welt der Fall ist. In der Regel wird vielmehr der einzelne primitive Staat von den andern durch ein weites Gebiet getrennt gewesen sein, das von freien Stämmen, Nomaden oder Ackerbauern, bewohnt war.

Doch der stete Ausdehnungsdrang des Staates mußte früher oder später dahin führen, daß seine Grenzen an die eines anderen stießen.

Die Konfliktsmöglichkeiten, die schon für Jägervölker, dann auch für Hirten und selbst Ackerbauer zeitweise auftauchten, konnten auch bei einander benachbarten Staaten nicht ausbleiben: Streitigkeiten wegen Nichtbeachtung der herkömmlichen Grenzen. Und die Motive, die den Staat veranlassen, immer neue Ackerbaugebiete sich einzuverleiben und seine Grenzen auszudehnen, um sich vor fremde Invasionen zu schützen, sie treten auch in Wirksamkeit dort, wo Staaten aneinander grenzen. Die ständige Gier nach Ausdehnung des Ausbeutungsgebietes veranlaßt den stärkeren Staat, den schwächeren anzugreifen, um ihm Land abzunehmen. Zwischen den herrschenden Klassen zweier Staaten

besteht aber auch stets Mißtrauen. Jede ist zu ihrer herrschenden Position durch den Krieg gekommen und sie kann sie nur durch stete Kriegsbereitschaft festhalten. Jede fürchtet diese Kriegsbereitschaft des Nachbarn, die für sie nur dann gefahrlos bleibt, wenn der benachbarte Staat ganz schwach, der eigene überwiegend stark ist.

So drängt nicht nur der Wunsch nach mehr Ausbeutung, sondern auch der nach vermehrter Sicherheit danach, jede Gelegenheit zu benützen, die Aussicht auf Erfolg bietet, den Nachbarn mit Krieg zu überziehen, um ihn zu schwächen, zu verkleinern, oder völlig zu vernichten, das heißt, seine herrschende Klasse zu verjagen oder zu knechten oder auszurotten und die eigene herrschende Klasse an ihre Stelle zu setzen.

Zu den Kriegen aus bloßer Habgier und zur Abwehr gesellen sich nun auch die angeblich ethischen Angriffskriege zur Sicherung des Vaterlandes, die Präventiv- und Prestigekriege.

Nicht immer gelingt der Angriffskrieg. Die Machtmittel und Absichten des Gegners sind stets sehr unvollkommen bekannt. Jeder Irrtum darüber kann zu verhängnisvollen Fehlern und Ueberraschungen führen. Es kann schließlich der Angreifer sein, der sich verrechnet hat und besiegt wird. In diesem Falle wird der Angegriffene seinerseits zum Eroberer werden, obwohl er beim Kriegsbeginn nichts derartiges beabsichtigte. Fast jeder Krieg, welches immer sein Ursprung sein mag, endet mit einer Eroberung durch den Sieger.

Wo sich ebenbürtige Gegner gegenüberstehen, können die Kriege sich immer von neuem wiederholen, ohne eine solche Schwächung des einen oder andern, die ihn kampfunfähig machen würde. Von Zeit zu Zeit kann aber auch eine Macht sich bilden, die alle andern für sie erreichbaren Staaten an Kraft übertrifft. Steht sie kulturell hoch genug und findet sie in diesen Staaten den geeigneten Verwaltungsapparat vor, dann kann sie sie alle rasch sich unterwerfen und in einem Reich vereinigen.

So standen sich Assyrien und Babylonien lange als ebenbürtige Gegner gegenüber, ohne daß einer den andern unterzukriegen vermochte. Etwa von 1500—900 v. Chr. Dann erstarkt Assyrien so sehr, daß es sich Babylonien dauernd unterwirft und nun auch die Kraft bekommt, bis ans Mittelmeer und nach Aegypten seine Herrschaft zu tragen.

Bis ins siebente Jahrhundert dauerte die Uebermacht Assyriens, bis der Einfall der Skythen sie brach, von dem wir schon gesprochen. Aber diese standen nicht hoch genug, um sich als herrschende Klasse zu behaupten und ein Staatswesen zu begründen. Sie erschütterten bloß die Macht Assyriens, bereiteten den Medern den Weg zur Beherrschung Mesopotamiens, die ihrerseits bald den Persern weichen mußten, denen es gelang, mit einigen raschen Schlägen alle die Großstaaten Vorderasiens

(Aegypten inbegriffen), die seit Jahrhunderten miteinander um die Vormacht gerungen, in einem Riesenreich zusammenzufassen.

Noch kolossalere Ausdehnung gewann das Reich der Römer, dessen militärische Kraft es ermöglichte, daß der stete Ausdehnungsdrang, der jedem Staat innewohnt, der kleinen Stadt Rom immer mehr Gebiete unterwarf, so daß sie schließlich von der Küste des Atlantischen Ozeans bis nach Mesopatamien, von der Nordsee bis nach Nordafrika hin herrschte. Das geschah allerdings nicht in so raschem Ansturm, wie die Errichtung des Persischen Reiches. Acht Jahrhunderte ständiger Angriffskriege waren dazu notwendig, denen dann noch drei Jahrhunderte überwiegender Defensivkriege folgten, die das zerfallene Reich vor den eindringenden Barbaren zu schützen und zusammenzuhalten trachteten.

In Rom gab es einen Tempel des Gottes Janus, der geschlossen wurde, wenn der Staat im Frieden lebte. Nur drei Schließungen werden berichtet, eine aus der sagenhaften Zeit des Königs Numa, eine nach dem ersten punischen Krieg, eine zur Zeit des Augustus.

So ununterbrochen wirkte sich der Ausdehnungsdrang des römischen Staates während eines Jahrtausends aus.

Achtes Kapitel.

Der Imperialismus.

Man könnte meinen, dieses ununterbrochene Streben nach Ausdehnung kennzeichne nur die Staaten der Vergangenheit. Richtig ist es, daß heute in Europa ein Drang nach Ausdehnung nicht in Erscheinung tritt. Wenigstens nicht im Westen. Dessen Staaten erstreben nicht neues Gebiet in Europa, weder Portugal noch Spanien, auch nicht Belgien, Holland, die skandinavischen Staaten. Frankreich nahm nach dem letzten Weltkrieg nur zurück, was ihm Deutschland 1871 entrissen. England hat in den letzten hundert Jahren in Europa nicht nur kein neues Gebiet sich angeeignet, sondern sogar, und zwar freiwillig, auf Gebiete verzichtet, die zwar klein sind, aber maritime Machtpositionen darstellen. Die ionischen Inseln, die es sich 1810 angeeignet, trat es 1863 an Griechenland ab, Helgoland hatten die Engländer 1807 besetzt. Ohne Zwang schlossen sie 1890 mit Deutschland ein Abkommen, durch das die Insel (im Tausch gegen Konzessionen in Sansibar) an Deutschland kam.

Deutschland und Italien haben allerdings in den letzten hundert Jahren ihr Gebiet in Europa zeitweise vergrößert, aber nur auf Grund des Nationalitätenprinzips, das der Ausdehnung bestimmte Grenzen setzt. Dieses wurde wohl durch strategische und wirtschaftliche Erwägungen sowohl in dem Falle Elsaß-Lothringens wie in dem der italienischen Grenzen gegenüber dem heutigen

Oesterreich und Jugoslawien arg verfälscht, aber doch nicht aufgehoben.

Aber alle diese Beschränkungen des Ausdehnungsdranges gelten nur innerhalb Europas, und zwar nur innerhalb seines ökonomisch entwickelteren Teils. Wir werden noch sehen, welchen Faktoren dies zuzuschreiben ist.

Dieselben Mächte aber, die in Europa sich Schranken auferlegen, zeigen die Tendenz, sich außerhalb dieses Weltteils auch jetzt noch schrankenlos auszudehnen.

Sehen wir nur Großbritannien an, das in Europa innerhalb der letzten hundert Jahre keine Ausbreitungsgelüste zeigte und auch früher seit dem Aufkommen des industriellen Kapitals dort nur wenig Appetit nach neuem Besitz zeigte. Im 18. Jahrhundert eignete es sich in Europa nur Gibraltar (1704) und Malta (1800) an, sowie die Festung Port Mahon auf der spanischen Insel Minorca im Mittelmeer. Doch gaben die Engländer diesen letzteren Besitz, dessen sie sich 1708 bemächtigt hatten, 1782 wieder ab.

Aber außerhalb Europas haben sie ein Reich aufgebaut, wie es bisher in der Weltgeschichte seinesgleichen nicht hatte. Es umfaßt ein Viertel des festen Landes der Erde und ebenso ein Viertel ihrer Gesamtbevölkerung. Und der größte Teil dieses ungeheuren Reiches wurde fast ebenso rasch zusammenerobert, wie ehedem das Persische Reich, nämlich in den zwei Menschenaltern, die zwischen dem Beginn des Siebenjährigen Krieges (1756) und der Beendigung der großen napoleonischen Kriege (1814) liegen. In diesem Zeitraum wurde Canada erobert, ein großer Teil Ostindiens sowie Südafrika und Australien besetzt.

Die Methoden der Kolonialpolitik sind auch bis heute die Methoden der ersten Staatsgründungen. Und in den Ausbeutungskolonien (zu unterscheiden von den Siedlungskolonien) wird immer noch die herrschende und ausbeutende Klasse von einem eindringenden fremden Stamm gebildet, der über der eingeborenen Bevölkerung, die die unterdrückten, ausgebeuteten Massen liefert, als über einer tieferstehenden Rasse steht, mit der ihn kein gemeinsames Interesse verbindet.

Das Streben nach Ausdehnung und immer festerer Zusammenfassung des Kolonialreiches hat in England während des letzten Menschenalters einen eigenen Namen erhalten. Man nennt es Imperialismus. Diese Bezeichnung hat man dann verallgemeinert und heute liebt man es, jegliches Ausdehnungsstreben eines Staates so zu benennen.

Es gab Leute, die sogar in der Schweiz Imperialismus entdeckten, da die Schweizer Kapitalisten gern ihre Kapitalien in ausländischen Papieren anlegten, was offenbar dem Streben entsprang, das Ausland zu erobern.

Wie es öfter ging, geht es auch hier. Hat man für eine Erscheinung ein Fremdwort, und gar ein lateinisches gefunden,

dann gilt dies auch schon als wissenschaftliche Erklärung der Erscheinung. Mancher glaubt, eine tiefwissenschaftliche Wahrheit auszusprechen, wenn er verkündet, daß die Eroberungspolitik vom Imperialismus herrühre. Das erinnert wieder an die Armut, die durch die Powerteh erzeugt wird.

Da aber das Wort Imperialismus erst seit einigen Jahrzehnten bekannt ist, gewinnt es den Anschein, als sei die Tendenz, die das Wort bezeichnet, auch nicht älter. Und das erscheint um so mehr so, als eine ökonomische Theorie den Imperialismus mit der neuesten Erscheinungsform des Kapitalismus, dem Finanzkapital, in Verbindung bringt.

Diese letztere Anschauung ist keine Torheit, sondern hat einen sehr guten Sinn.

Wie der Grundadel, sind auch Geldkapital und Handelskapital meist von jenem Ausdehnungsdrang des Ausbeutungsgebiets erfüllt, der den ausbeutenden Klassen im Staate eigen ist. Wie viele Handelskriege hat nicht die Handelseifersucht erzeugt! Das industrielle Kapital ist dagegen in seinen Anfängen höchst friedlich gesinnt und jedem Eroberungskrieg abgeneigt. In dem Maße, in dem das industrielle Kapital in England erstarkte, wurde dessen Politik friedlicher. Freihandel und Friede wurden das Losungswort der Führer des industriellen Kapitals, der Cobden und Bright, und es war nicht zum wenigsten diese Parole, die seit den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Arbeiter Englands der liberalen Partei zuführte. Der Parole hängen sie noch heute an, wenn auch nicht mehr der Partei.

Marx hat diese Partei stets bekämpft. Denn im Namen des Freihandels und der Freiheit der Arbeit wendete sie sich gegen staatliche Arbeiterschutzgesetze und im Namen des Friedens entwickelte sie starke Sympathien für den Erbfeind der europäischen Demokratie, das zaristische Rußland. Die Autokraten Rußlands haben es bis heute verstanden, Englands industrielle Klassen für sich zu gewinnen, weil diese in dem ungeheuren Agrarland mit seiner dürftigen Industrie das aussichtsreichste Absatzgebiet für den englischen Export sahen. Man machte in England seinen Frieden mit dem Absolutismus und tröstete sich damit, daß dieser eine innere Angelegenheit Rußlands sei, die die Demokratien des Westens nichts angehe.

In dieser Friedensstimmung war es, daß England 1863 die jonischen Inseln aufgab. Als letzten Nachhall dieser Stimmung dürfen wir die Abtretung Helgolands an Deutschland 1890 bezeichnen.

Um diese Zeit hatte aber schon der Geist des Imperialismus begonnen, das industrielle Kapital zu erfassen. Immer mehr waren es nur noch die Arbeiter, die dem Friedensprogramm treu blieben.

Die Entwicklung des Aktienwesens sowie der Unternehmerverbände brachte die Industrie immer mehr in enge Verbindung

mit dem Geldkapital, den Banken, und erzeugte so jene neue Erscheinung, die R. Hilferding, der sie zuerst systematisch und gründlich untersuchte, das Finanzkapital nannte. In dieser Form entwickelt das industrielle Kapital denselben Geist der Gewalttätigkeiten gegenüber Ausgebeuteten und Konkurrenten, der bisher alle ausbeutenden Klassen kennzeichnet.

Insofern ist also allerdings das Finanzkapital schuld am Imperialismus und bildet daher eine neue Erscheinung, die die letzten Jahrzehnte kennzeichnet. Aber das ist nicht so zu verstehen, als wäre das Ausdehnungsstreben der Staaten eine ganz neue Erscheinung. Es ist also alt wie der Staat selbst und kennzeichnete bisher jedes Staatswesen. Die neue Seite, die das industrielle Kapital in diese Erscheinung hineingebracht hat, besteht bloß darin, daß es eine Zeitlang diesem Bestreben nach Neueroberungen entgegenwirkte, es abschwächte, während es seit dem letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts in allen kapitalistischen Staaten dem Ausdehnungsdrang nicht nur nicht entgegenwirkt, sondern ihm noch neue Kräfte zuführt.

Wenn wir trotzdem eine fortschreitende Eindämmung dieses Eroberungsdranges erwarten dürfen, rechnen wir dabei auf das zunehmende Erstarken des industriellen Proletariats in den kapitalistisch entscheidenden Ländern sowie auf das nicht minder fortschreitende Erstarken der nationalen Rebellionen und Selbständigkeitsbewegungen in den Kolonien selbst. Möglich ist es aber auch, daß das Finanzkapital, durch den Weltkrieg belehrt, findet, diese Methode der Ausdehnung des Ausbeutungsbereichs sei zu riskant. Man gefährde bei diesem Bestreben nach Vermehrung des Profits zu sehr das ganze Kapital, und es sei profitabler, zu einem Ultraimperialismus überzugehen, zu einer internationalen Kartellierung der Finanzkapitalisten aller Länder.

Doch das gehört bereits in jenes Kapitel, in dem wir von den neuesten Tendenzen im Staate zu handeln haben. Hier genügt es, zu konstatieren, daß alle Staaten bis in unsere Tage ein stetes Ausdehnungsbedürfnis zeigten, das wohl durch ungünstige Verhältnisse, namentlich Mangel an Kraft, in seinen Aeußerungen gehemmt werden konnte, das aber sofort wirksam wird, sobald sich eine Aussicht zeigt, es zu befriedigen. Dies Bedürfnis, der Drang nach Eroberungskriegen, ist mit dem bisherigen Wesen des Staates notwendig verbunden. Seine tiefste Wurzel besteht in dem Drang jeder ausbeutenden Klasse nach Vermehrung des Ertrags ihrer Ausbeutung, die am ehesten zu erreichen ist durch Vermehrung der Zahl der Ausgebeuteten.

Wie dem industriellen Kapitalismus der Drang nach Ausdehnung des Großbetriebes, wohnt dem Staat der Drang nach Ausdehnung des Staatsgebiets unabänderlich inne, solange er ein Instrument der Klassenherrschaft einer ausbeutenden Klasse ist.

Vierter Abschnitt.

Wirkungen des Staates.

Erstes Kapitel.

Das ökonomische und das politische Mittel.

Wir haben gesehen, daß der Staat aus bestimmten ökonomischen Bedingungen, aus der Arbeitsteilung zwischen nomadischen Hirten und ansässigen Bauern hervorgeht. Aus einem Ergebnis ökonomischer Bedingungen wird er aber, sobald er besteht, selbst wieder eine Ursache neuer ökonomischer Gestaltungen.

Politik und Oekonomie stehen von Anfang an in steter, inniger Wechselwirkung, deren Triebkraft jedoch in letzter Linie immer der technische Fortschritt ist.

Dabei können wir uns jedoch nicht die Scheidung zu eigen machen zwischen politischem und ökonomischem Mittel, die Franz Oppenheimer vornimmt, dessen historische Ausführungen über die Entstehung des Staates ich, wie bereits bemerkt, im allgemeinen gerne anerkenne. Im Anfange seines Buches: „Der Staat" (Gesellschaft) schreibt er (S. 14 ff.):

„Es gibt zwei grundsätzlich entgegengesetzte Mittel, mit denen der überall durch den gleichen Trieb der Lebensfürsorge in Bewegung gesetzte Mensch die nötigen Befriedigungsmittel erlangen kann: Arbeit und Raub, eigene Arbeit und gewaltsame Aneignung fremder Arbeit, Raub! . . . Ich habe . . . vorgeschlagen, die eigene Arbeit und den äquivalenten Tausch eigener gegen fremde Arbeit das ‚ökonomische Mittel' und die unentgoltene Aneignung fremder Arbeit das ‚politische Mittel' der Bedürfnisbefriedigung zu nennen."

„Das ist nicht etwa ein neuer Gedanke: von jeher haben die Geschichtsphilosophen den Gegensatz empfunden und zu formulieren versucht. Aber keine dieser Formeln zeigt den Gedanken zu Ende gedacht. Nirgends kommt es klar zur Erkenntnis und Darstellung, daß der Gegensatz nur in den Mitteln besteht, mit denen der gleiche Zweck, der Erwerb ökonomischer Genußgüter, erreicht werden soll. Und gerade darauf kommt es an. Man kann es an einem Denker vom Range Karl Marx beobachten, zu welcher Verwirrung es führen muß, wenn man ökonomischen Zweck und ökonomisches Mittel nicht streng auseinander hält. Alle Irrtümer, die die großartige Theorie zuletzt so weit von der Wahrheit abführten, wurzelten im tiefsten in jenem Mangel an scharfer Unterscheidung zwischen Zweck und Mittel der ökonomischen Bedürfnisbefriedigung, der ihn dazu führte, die Sklaverei als eine ‚ökonomische Kategorie' und die Gewalt als eine ‚ökonomische Potenz' zu bezeichnen: Halbwahrheiten, die gefährlicher sind als Ganzunwahrheiten, weil sie schwerer entdeckt werden und Fehlschlüsse kaum vermeidbar machen.

Unsere scharfe Scheidung zwischen den beiden Mitteln zum gleichen Zweck aber wird uns dazu verhelfen, jeder Verwirrung auszuweichen. Sie wird uns der Schlüssel sein zum Verständnis der Entstehung, des Wesens und der Bestimmung des Staates, und, weil alle Weltgeschichte bis heute nichts anderes als Staatengeschichte war, zum Verständnis der Weltgeschichte. Alle Weltgeschichte bis heute, bis enger zu uns und zu unserer stolzen Kultur, hat und wird haben, bis wir uns zur Freibürgerschaft durchgekämpft haben, nur einen Inhalt: den Kampf zwischen dem ökonomischen und dem politischen Mittel."

„Der Staat ist die Organisation des politischen Mittels."

Daran ist zunächst so viel richtig, daß die Arbeit die Quelle, wenn auch nicht allen Reichtums, so doch aller Anpassung des in der Natur vorhandenen Reichtums an die menschlichen Bedürfnisse, die Quelle der Mittel menschlicher Befriedigung ist.

Wer nicht von den Produkten eigener, individueller oder vergesellschafteter Arbeit lebt, kann sich nur erhalten durch die Aneignung der Produkte anderer, durch Ausbeutung.

Gegen diese Auffassung, die Oppenheimer Marx bedenklich nahe bringt, haben wir sicher nichts einzuwenden.

Nun aber wendet sich Oppenheimer gegen Marx und erklärt, die Ausbeutung sei kein ökonomisches, sondern „das politische Mittel". Es sei sehr traurig, daß ein „Denker vom Range Karl Marx" das nicht begriff und Ausbeutungsverhältnisse als ökonomische Verhältnisse betrachtete. Oekonomisch an ihnen sei nur der Zweck, „der Erwerb ökonomischer Genußgüter", aber nicht das Mittel.

Warum spricht Oppenheimer hier von „ökonomischen" Genußgütern? Warum nicht einfach von Genußgütern? Oppenheimer will das Wort „ökonomisch" zu den feinsten Unterscheidungen verwenden, sagt uns aber nicht ausdrücklich, was er darunter versteht. Er setzt die Oekonomie wohl gleich der „Lebensfürsorge", von der er spricht, der „Erlangung der nötigen Befriedigungsmittel". Aber Lebensfürsorge darf man nicht gleichsetzen mit Oekonomie. Sonst müßten wir Oekonomie schon in der Tierwelt annehmen. Dort gibt es Lebensfürsorge schon auf den untersten Stufen. Lippert, der den Ausdruck erfunden hat und in der dadurch bezeichneten Erscheinung den „überall herrschenden Grundantrieb in der Kulturgeschichte" sucht (Kulturgeschichte der Menschheit, Stuttgart, 1886, I., S. 3), muß zugeben, daß sich in ihr Menschliches und Tierisches vereinigt und sondert. Die Oekonomie ist nicht gleichbedeutend mit Lebensfürsorge überhaupt. Sie ist eine besondere, fast nur dem Menschen eigentümliche Art der Lebensfürsorge: eine solche, die durch **Produktion** jener „nötigen Befriedigungsmittel" bewirkt wird, die uns die Natur nicht von selbst ebenso ausreichend liefert, wie die Luft zum Atmen oder den Sonnenschein.

Die Produktion, und zwar die Produktion als gesellschaftlicher Vorgang, denn der Mensch kann nur gesellschaftlich produ-

zieren, das ist die Oekonomie. Oekonomische Verhältnisse sind solche, die für den Produktionsprozeß notwendig sind oder in ihm sich herausbilden — das Wort Produktionsprozeß hier, wie schon öfter vorher, im weitesten Sinne genommen.

Ein Produktionsprozeß hört nicht auf, ein ökonomischer Prozeß zu sein, wenn die in ihm beschäftigten Arbeiter nicht freiwillig, sondern gezwungen arbeiten. Noch auch dann, wenn sie, statt sich das ganze Produkt ihrer Arbeit anzueignen, nur einen Teil davon bekommen und einen Teil andern überlassen müssen. Es ist ganz willkürlich, wenn Oppenheimer nur Prozesse ersterer Art als ökonomische bezeichnet, es dagegen für eine traurige Verirrung selbst großer Denker hält, wenn sie auch Produktionsprozesse der zweiten Art als ökonomische betrachten.

Wenn er hier Zusammengehöriges trennt, so vereinigt er auf der anderen Seite nicht Zusammengehörendes dadurch, daß er Lebensfürsorge überhaupt als Oekonomie betrachtet. Er meint nämlich, daß das politische und das ökonomische Mittel dem gleichen ökonomischen Zweck dienen, der aus dem „Trieb der Lebensfürsorge" hervorgeht. Dieser Zweck ist „der Erwerb ökonomischer Genußgüter".

Warum Oppenheimer hier von „ökonomischen" Genußgütern spricht, ist nicht ganz klar. Er meint doch Güter, die zur Erhaltung des Lebens dienen, also Güter persönlichen Genusses. Aber das Wort bringt den Schein hervor, als handle es sich um einen ökonomischen Vorgang.

Die Aneignung, der „Erwerb", nicht die Produktion der Genußgüter ist ihm der „ökonomische Zweck". Auch wenn diese Aneignung durch Mittel geschieht, die eine gewaltsame Störung der Produktion bedeuten, gehört sie nach Oppenheimer doch zur „Oekonomie".

Noch sonderbarer erscheint es, nur jene Produktionsprozesse als ökonomische Mittel zu betrachten, die ohne Ausbeutung vor sich gehen. Nicht minder sonderbar jedoch ist es, jede Art der Ausbeutung und Plünderung als politisches Mittel zu bezeichnen, ja sogar als „das politische Mittel". Das heißt doch nichts anderes, als daß jede politische Tätigkeit auf Raub hinausläuft.

Auf der einen Seite wird so jede individuelle Tat eines Straßenräubers zu einem „politischen Mittel der Bedürfnisbefriedigung". Auf der andern Seite wird jeder politische Akt, der mit Zwecken des Erwerbs verbunden ist, z. B. ein Handelsvertrag oder ein Arbeiterschutzgesetz, als ein politisches Mittel zu einem Raub gestempelt.

Natürlich wollte Oppenheimer das nicht sagen. Aber wenn er das nicht wollte, ist seine Art, das ökonomische und politische Mittel zu unterscheiden, nicht sehr glücklich.

Alle Produktionsprozesse, die mit Ausbeutung verbunden sind, also alle, die uns heute praktisch am meisten angehen, vor

allem die kapitalistischen, hören durch die Oppenheimersche Unterscheidung auf, „ökonomische Mittel“ zu sein. Insofern werden sie aus der Oekonomie ausgeschieden. Dafür werden wieder alle Mittel des „Erwerbs ökonomischer Genußgüter“ zu Mitteln des „ökonomischen Zwecks“ gemacht, auch der Krieg, sofern er auf Plünderung ausgeht, Generale und Lieferanten bereichert.

Auch die Prostitution gilt bei dieser Auffassung demselben ökonomischen Zweck, wie etwa Landwirtschaft und Industrie, und müßte in einem Lehrbuch der Oekonomie behandelt werden. In bezug auf die Mittel wäre bei der Prostitution jedoch genau zu unterscheiden. Die Dirne, die auf eigene Faust auf die Straße geht und von ihrem Erwerb niemand etwas abzugeben hat, bedient sich ökonomischer Mittel. Wird sie in einem Bordell ausgebeutet, so ist das ein politisches Mittel.

Wir können danach beurteilen, ob Oppenheimer Ursache hat, sich zu rühmen:

„Unsere scharfe Scheidung zwischen den beiden Mitteln zum gleichen Zweck wird uns dazu verhelfen jeder Verwirrung auszuweichen.“

Sie gibt uns keine Veranlassung, der Marxschen „Verwirrung“ zu entsagen, der die Oekonomie gleichbedeutend ist mit dem Produktionsprozeß (inbegriffen den Zirkulationsprozeß) und der jedes Mittel im Produktionsprozeß ein ökonomisches ist, mag es mit Ausbeutung verbunden sein oder nicht.

Wir können uns aber auch nicht der Auffassung anschließen, daß Politik gleichbedeutend ist mit Staatspolitik und mit der Politik der herrschenden Klassen im Staate, was Oppenheimer mit den Worten ausdrückt: Der Staat ist die Organisation des politischen Mittels.

Gehört nicht vielmehr jedes Wirken auf das Gemeinwesen und durch das Gemeinwesen zur Politik, welches immer ihre Zwecke sein mögen und welches immer die Form des Gemeinwesens? Ist der Kampf gegen die Klassenherrschaft im Staate nicht ebenso politischer Natur, wie diese selbst? Und sind Akte der Gesetzgebung oder der Einsetzung von Häuptlingen nicht politische Handlungen, auch in vorstaatlichen Gemeinwesen, in denen es Klassen noch nicht gibt?

Die Oppenheimersche Anschauung vom politischen und ökonomischen Mittel wird nur erklärlich als Nachhall des englischen bürgerlichen Radikalismus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, der in der Staatsgewalt und dem durch Gewalt geschaffenen großen Grundbesitz die Wurzel aller Ausbeutung sah, und meinte, durch Abschaffung des großen Grundbesitzes und durch Reduzierung der Staatsgewalt zur Ohnmacht, also durch Aufhebung des politischen Mittels, würde im Gütererwerb das ökonomische Mittel, die Beschränkung des Erwerbs eines jeden auf das Produkt seiner Arbeit, zum alleinherrschenden, und jeglicher Ausbeutung, allem Elend ein Ende gemacht werden.

Richtig an alledem ist nur dieses:

Die Ausbeutung ist wohl nicht erst durch den Staat aufgekommen. Schon vor ihm gab es Sklavenarbeit und Plünderung fremder Stämme. Aber allerdings innerhalb des Gemeinwesens (zu dem die Sklaven nicht zählten) ist es zur Bildung von Klassen, ausbeutenden und ausgebeuteten, erst durch das Aufkommen des Staates gekommen, durch die gewaltsame Zusammenfassung verschiedener besiegter Stämme unter der Herrschaft der Sieger zu einem größeren Gemeinwesen. Von da an gibt es Ausbeuter und Ausgebeutete innerhalb desselben Gemeinwesens. Und bis heute trägt die Staatsgewalt diesen Stempel ihres Ursprungs an sich und bildet sie in letzter Linie die Grundlage aller Ausbeutungsverhältnisse im Gemeinwesen.

Aber doch nur in letzter Linie.

Ist der Staat selbst ein Produkt bestimmter ökonomischer Bedingungen, der Arbeitsteilung zwischen Hirten und Ackerbauern, so bewirkt sein Bestehen wieder neue ökonomische Bildungen der verschiedensten Art. Auf der einen Seite entstehen neue Klassen, die nicht direkt vom Staate geschaffen werden, wenn sie auch aus den Grundlagen hervorgehen, die er legte und ohne die sie nicht existieren können. Auf der anderen Seite erwachsen dem Staat aus den neuen Verhältnissen neue Funktionen, die keineswegs alle eine Fortbildung seiner ursprünglichen Funktion darstellen, die allerdings in der Förderung der Ausbeutung der arbeitenden Massen durch die herrschenden Klassen bestand.

Zweites Kapitel.

Kommunismus und Privateigentum.

Die erste und vielleicht wichtigste Folge der Bildung des Staates ist die Aenderung des Geistes des Eigentums.

Wir haben bereits gesehen, daß Eigentum nicht bloßer Besitz ist. Solcher wird zu Eigentum durch die Billigung und den Schutz des Gemeinwesens. Von der Beschaffenheit des Gemeinwesens hängt es ab, welche Arten von Besitz als Eigentum anerkannt und geschützt wurden.

Drei Faktoren sind es, die das Eigentum jeweilig bestimmen. Einmal Gründe technischer Zweckmäßigkeit, die mitunter solche technischer Notwendigkeit werden. Dann Traditionen, die gerade auf dem Gebiete des Eigentums sehr tief gehen und schwer zu überwinden sind, sowie endlich die Machtverhältnisse im Gemeinwesen.

Schon vor dem Aufkommen des Staates zeigen sich innerhalb des Gemeinwesens Anfänge von Arbeitsteilung und beruflicher Unterscheidung mit entsprechenden Sonderinteressen. Doch bleiben diese Scheidungen schwach und überwuchern nicht das all-

gemeine Interesse. Alle Mitglieder des Gemeinwesens, die arbeitsfähig sind, leben von ihrer Arbeit, vom „ökonomischen Mittel", um mit Oppenheimer zu sprechen. Abgesehen von technischen Rücksichten und von Traditionen, sind es stets die Bedürfnisse der arbeitenden Masse, die im vorstaatlichen Stadium zusammenfällt mit der Gesamtheit des Volkes, die das Eigentum bestimmen. Insofern kann man sagen, daß damals ein Kommunismus herrschte. Jedoch nicht in dem Sinne, als hätte es vor dem Aufkommen des Staates nur Gemeineigentum gegeben.

Wir haben ja in einem früheren Zusammenhang schon gezeigt, daß die Eigentumsrechte an den verschiedenen Gegenständen, an denen Eigentum möglich ist, von den Anfängen technischer Entwicklung an sehr verschieden waren. Neben Gemeineigentum finden wir privates Eigentum, und diese Eigentumsarten sondern sich bald noch weiter. Das Gemeineigentum ist zum Teil Stammes-, zum Teil Gentileigentum, später markgenossenschaftliches Eigentum, das Privateigentum zerfällt in Eigentum der Familie und der Person.

Man kann nicht sagen, daß die eine dieser Eigentumsarten früher vorkommt als die andere, daß die Entwicklung des Eigentums mit dem Gemeineigentum beginnt und zum persönlichen Eigentum hinführt. Beide treten von Anfang an nebeneinander auf. Aber bei aller Verschiedenheit der Arten von Eigentum an den einzelnen Gegenständen des menschlichen Besitzes sind sie alle von dem gleichen Geiste beherrscht. Das Eigentum, ob privates oder gemeinsames, hat bis zum Aufkommen des Staates stets die Aufgabe, dem arbeitenden Menschen zu helfen, ihm seine Arbeit zu erleichtern, ihm die Früchte seiner Arbeit zu sichern. Es ist der Diener, nicht der Herr des arbeitenden Menschen, es wird nur so weit geachtet, als es den Wohlstand der Arbeiter fördert. Es kann nie zu einer tyrannischen Macht werden, die im Widerspruch zu dem Gedeihen der arbeitenden Massen steht.

Das ändert sich gründlich, sobald der Staat aufkommt, im Gemeinwesen nicht mehr die arbeitende Masse herrscht, sondern eine kleine Minderheit, die zu dem „politischen Mittel" greift, die Masse unterjocht und ausbeutet. Das Eigentumsrecht wird nun diesen Zwecken angepaßt, als Mittel, die Ausbeutung zu fördern. Aus einem Diener der arbeitenden Masse wird es nun zu ihrem Herrn, einem hartherzigen und grausamen Tyrannen.

Dabei fahren Traditionen und technische Erwägungen fort, bei der Gestaltung des Eigentums eine Rolle zu spielen. Aber der Geist, der alle Eigentumsformen durchweht, wird nun dem der vorstaatlichen Zeit entgegengesetzt.

In der Regel sind die Bedingungen der Herrschaft und Ausbeutung dem Gemeineigentum nicht günstig, doch ist dies keineswegs durchweg der Fall. Vielfach ist gerade der Bodenkommunismus zu einer Grundlage der Ausbeutung geworden, so in Britisch-Indien, auf Java, im Inkastaat Perus.

Nach einer heute weit verbreiteten Annahme wäre sogar der Dorfkommunismus in Rußland nichts Urwüchsiges gewesen, sondern von der Zarenregierung den Bauern zu Steuerzwecken erst aufgezwungen worden, an Stelle des Privateigentums am Boden, das die einzelnen Bauernwirtschaften ursprünglich besaßen. Wir nehmen hier eine Frage auf, die wir schon im dritten Buch, dritten Abschnitt, neunten Kapitel erörtert.

Es ist richtig, daß im Gegensatz zur Nutzung des Bodens als Jagdgebiet oder als Weide der Anbau des Bodens vielfach ebenso leicht vom einzelnen, wie gesellschaftlich oder genossenschaftlich betrieben werden kann. Es ist daher sehr wohl möglich, daß unter Umständen der Besitz einzelner an bestimmten Bodenparzellen schon in den Anfängen des Ackerbaus vorkommt. Sehr wahrscheinlich ist das zwar nicht, angesichts der großen Schwierigkeiten, die eine übermächtige Natur den geringen technischen Hilfsmitteln der ersten Ackerbauer entgegensetzen mußte und angesichts der engen Zusammenhänge, die zwischen den Mitgliedern des Stammes und der Gens bestanden und die die Aussonderung einzelner Betriebe schwer und durchaus nicht vorteilhaft machten.

Die Erscheinungen bei der Besiedlung Nordamerikas oder Sibiriens durch Bürger der Vereinigten Staaten oder des russischen Staates im 19. Jahrhundert beweisen gar nichts für primitive Zustände. Sie vollziehen sich unter den Bedingungen einer starken Staatsmacht, die den Zusammenschluß der einzelnen Ackerbauer in größeren Organisationen unnötig macht und unter einer landwirtschaftlichen und Waffentechnik, die es dem einzelnen ermöglicht, für sich allein die tierischen und pflanzlichen Schädlinge der freien Natur von seinen Aeckern freizuhalten. Viel hilfloser muß man sich die primitiven Ackerbauer in der Wildnis vorstellen. Der gemeinsame Ackerbau wird daher im Anfang die Regel gewesen sein. Doch wurde er nur mit Hilfsmitteln betrieben, die jeder einzelne für sich besitzen und anwenden konnte und unter diesen Umständen muß der Fortschritt der Sicherheit und der Technik dahin geführt haben, daß die einzelnen Haushaltungen jede ihre besonderen Bodenparzellen bearbeiteten, jedoch zunächst als Teile einer gemeinsam gerodeten und nach gemeinsamem Plan bewirtschafteten Gesamtfläche.

Noch zur Zeit Cäsars finden wir bei den Germanen gemeinsamen Bodenanbau. Wo ein Stamm (oder ein Bund von Stämmen) in ein Gebiet eindrang, verteilten die Häuptlinge den gewonnenen Boden unter die Hundertschaften.

„Aber noch war man weit davon entfernt, nun innerhalb der Hundertschaften eine weitere eingehende Verteilung vorzunehmen. Vielmehr baute man, wenigstens bei den swebischen Völkern, das Land noch gemeinsam an und verteilte erst den Segen des Herbstes unter die genossenschaftlichen Haushalte. Nirgends aber waren die den Hundertschaften zugewiesenen Gebiete schon im festen Besitz derselben, jährlich wechselte man sie, und in

mehr oder minder regelmäßiger Folge bewirtschaftete so jede Hundertschaft einmal jedes Stück des völkerschaftlichen Bodens." (Lamprecht, Deutsche Geschichte, S., S. 138.)

Eine derartige nomadische Ackerbauwirtschaft ist natürlich nur bei sehr extensivem Anbau möglich.

Als man seßhafter wurde, blieb jede Hundertschaft auf dem Boden, den sie besetzt hatte und bewirtschaftete ihn als Markgenossenschaft. Man konnte festere Häuser bauen und Obstbäume anpflanzen, die erst nach Jahren Früchte trugen. Haus und Hof wurde fester Besitz der Familie. Diese konnte nun auch ihren Ackerboden für sich in der allgemeinen Feldflur anbauen. Aber noch blieb diese gemeinsames Eigentum — vergessen wir nicht, wie konservativ das Eigentumsrecht ist. Nachdem die Familie ihre Parzellen bebaut und abgeerntet hatte, wurden diese wieder Gemeineigentum der Mark und als Gemeinweide benutzt. Aenderte sich die Bevölkerungszahl in der Mark, dann hinderte nichts, daß die gemeinsame Feldflur entsprechend den Veränderungen der Bevölkerung neu verteilt wurde, eventuell unter Einbeziehung neuen Bodens in das Ackerland, der bis dahin als Weide oder Wald benutzt worden war.

Diese periodische Neuverteilung war jedoch nur vereinbar mit einer extensiven Bodenbebauung. Sobald der Ackerbau intensiver betrieben, auf den Boden viel Arbeit verwendet wurde, die nicht gleich im selben Jahre, sondern erst später ihre vollen Früchte trug, mußte der einzelne Bauer sich in steigendem Maße dagegen wehren, daß der Boden von Zeit zu Zeit neu verteilt wurde und die Verbesserungen, die er vorgenommen hatte, anderen zugute kamen. Und umgekehrt, solange die periodische Neuverteilung bestand, war dies ein gewaltiges Hindernis einer fortschreitenden Intensivierung des Ackerbaus, ebenso wie etwa kurzfristige Pachtverträge.

Der Fortschritt des Ackerbaus drängte daher notwendigerweise zum vollen Privateigentum am Boden. Damit ist nicht gesagt, daß dies für alle Zeit für den Landbau unerläßlich sei. Aber es ist schwer dort zu überwinden, wo die Landwirtschaft in bäuerlichen kleinen Wirtschaften betrieben wird.

Wo diese nicht durch Großbetriebe ersetzt werden, geht die agrarische Entwicklung vom Gemeineigentum am Boden zum Privateigentum.

Daß das der allgemeine Gang der Entwicklung sei, dafür haben sich seit Maurer und Haxthausen die Beweise stetig vermehrt.

Nun soll sich aber in Rußland der Gang in entgegengesetzter Richtung vollzogen haben.

Wir verweisen in bezug auf diese Frage auf die schon erwähnten Ausführungen im dritten Buche.

Hier nur noch folgendes darüber.

Was in bezug auf den dörflichen Bodenkommunismus Rußlands in Frage steht, ist gar nicht der Uebergang vom Privateigentum zum Kommunismus. Es fragt sich nur, welcher Art der primitive Kommunismus war, der dem durch Staat und Grundherrn geregelten und ausgebeuteten dörflichen Kommunismus vorherging, der bis ins 20. Jahrhundert dauerte: ob es der Kommunismus einer Markgenossenschaft oder der einer riesigen Hausgenossenschaft war. Das heißt, ob die russischen Bauern damals, als sie seßhaft wurden, in jedem Dorf mehrere Haushaltungen bildeten oder ob das Dorf einen einzigen Haushalt darstellte. Mit anderen Worten, ob bereits verschiedene Familien je besonders den Boden der gemeinsamen Mark bebauten oder ob sie es gemeinsam taten.

Diejenigen, die die Idee bekämpfen, die russischen Bauern hätten jemals Markgenossenschaften gebildet, glauben vielfach, damit zu erweisen, daß das Privateigentum am Boden die ursprüngliche Form des Grundeigentums darstelle.

Aber der Kommunismus der Großfamilie, der Hausgenossenschaft (Zadruga), ist ein noch weitergehender als der der Mark, weil er ein Kommunismus nicht nur des Bodens, sondern aller Produktionsmittel und überdies noch einer der Konsumtion ist.

Solche ausgedehnte Genossenschaften, die sich bei den Südslawen bis in unsere Tage erhalten haben, mögen wohl auch in Rußland den Ausgangspunkt der Dörfer mit ihrem Kommunismus gebildet haben.

Der Kommunismus der Hausgenossenschaften ist viel rationeller als der Bodenkommunismus der Kleinbauern in den Dörfern. Er ist mit intensivem Bodenanbau wohl vereinbar, denn er bedarf keiner periodischen Umteilungen des Bodens, der gemeinsam bearbeitet wird. Wenn sich diese Genossenschaften trotzdem aufgelöst haben, liegt dies wohl hauptsächlich nicht am Kommunismus des Bodens, sondern an dem des Haushalts. Dieser widerspricht dem individualistischen Geiste einer aufkommenden Industriebevölkerung, der auch auf die landwirtschaftliche zurückwirkt.

Wie immer aber man darüber denken mag, fest steht unter allen Umständen, daß eine Zeitlang auch in Rußland der Kommunismus ein Mittel der Klassenherrschaft war.

Wenn wir uns also in gewissem Sinne berechtigt fühlen, den Urkommunismus der vorstaatlichen Zeit dem Privateigentum der Klassenherrschaft des Staates entgegenzusetzen, so darf man das nicht in einer Weise auffassen, als wären vordem alle Dinge Gemeineigentum gewesen und als seien heute alle ein Einzeleigentum.

Es hat seit jeher die verschiedensten Arten des Eigentums nebeneinander gegeben. Aber der Geist des Eigentums hat ge-

wechselt. In der vorstaatlichen Zeit war jede seiner verschiedenen Formen derartig gestaltet und wurde jede derartig gehandhabt, daß sie Werkzeuge der arbeitenden Klassen, des Wohlstands und der Gleichheit eines jeden Mitglieds des Gemeinwesen waren. Im Staate dagegen wird jede dieser Formen in einer Weise gestaltet und gehandhabt, die sie zu einem Werkzeug der herrschenden Klassen macht, das ihren Wohlstand auf Kosten der arbeitenden Klassen vermehrt, das Elend und die Ungleichheit im Staat nach Kräften erhöht. Seitdem ist das Eigentum bei den arbeitenden Massen in Mißkredit geraten.

Drittes Kapitel.

Der Handel.

Die fundamentale Veränderung im Geiste des Eigentums durch den Staat mußte allein schon große ökonomische Veränderungen hervorrufen, angesichts der Bedeutung, die neben der Technik das Eigentum für die Gestaltung der jeweiligen Produktionsweise hat. Aber der Staat bewirkt noch weitere tiefgehende Wandlungen im ökonomischen Leben, sowohl durch die Ausbeutung arbeitender Massen, wie durch die Zusammenfassung zahlreicher Stämme in einem großen Gemeinwesen.

Wir haben schon gesehen, daß der Austausch von Waren uralt ist. Aber solange es keinen Staat gab, vollzog er sich bloß zwischen Stamm und Stamm. Er mußte geringfügig und schwerfällig bleiben, denn außerhalb seines Stammes war jeder ein vogelfreier Fremder, ja er galt geradezu als Feind, wenn er sich nicht der Gastfreundschaft des Stammes versichert hatte, dessen Gebiet er betrat. Verkehrsmittel gab es bei den Jägern so gut wie keine, außer den beiden Beinen. Der Ackerbauer, sobald er seßhaft geworden war, bedurfte nur wenig des Verkehrs mit der Außenwelt. Am wichtigsten wurden die Mittel des Verkehrs für die Nomaden. Sie lernten es, Last- und Reittiere zu zähmen und zu züchten, Esel, Pferde, Kamele. Der Wagenbau wurde das „kunstreichste Geschäft" (Lamprecht), das die Männer im Nomadenstamm betrieben. Aber auch sie wandern, abgesehen von Kriegszügen, nur innerhalb der Grenzen des Stammgebiets.

Durch die Bildung des Staates werden die Grenzen vieler Stämme niedergerissen, ihre Abschließung voneinander wird aufgehoben, innerhalb eines größeren Gebiets wird ein relativ freierer Warenaustausch möglich. Indem der herrschende Stamm mit seiner Kriegsmacht dem Räuberwesen entgegenwirkt, vermehrt er die Sicherheit für kostbare Gütertransporte. Endlich muß die neue Staatsgewalt die Mittel des Verkehrs des Zentrums, in dem sie haust, mit den einzelnen Teilen des Staates, den Provinzen und den Staatsgrenzen verbessern, einmal, um den Trans-

port von Tributen an die Zentralgewalt zu erleichtern und andererseits, um es zu ermöglichen, jederzeit größere Truppenmengen an einen bedrohten Ort zu werfen, die Unterworfenen allenthalben im Zaum zu halten und fremde Invasionen abzuwehren.

In dem größten Staate des Altertums, dem römischen, gab das Anlaß zur Anlegung großartiger Straßen nach allen Teilen des Reiches, deren Reste heute noch Bewunderung erregen und vielfach unübertroffen sind. Mommsen sagt über die römischen Straßen:

„Appius Claudius begann (um das Jahr 300 v. Chr. herum K.) das großartige System gemeinnütziger öffentlicher Bauten, das, wenn irgend etwas, Roms militärische Erfolge auch von dem Gesichtspunkt der Völkerwohlfahrt aus gerechtfertigt hat und noch heute in seinen Trümmern Tausenden und Tausenden, welche von römischer Geschichte nie ein Blatt gelesen hatten, eine Ahnung gibt von der Größe Roms. Ihm verdankt der römische Staat die erste große Militärchaussee. Claudius Spuren folgend schlang der römische Senat um Italien jenes Straßen- und Festungsnetz, dessen Gründung früher beschrieben wurde und ohne das, wie von den Achämeniden bis hinab auf den Schöpfer der Simplonstraße die Geschichte aller Militärstaaten lehrt, keine militärische Hegemonie bestehen kann." (Römische Geschichte, I., S. 448.)

Mommsen weist hier auf die Achämeniden hin, die Dynastie, der die Beherrscher des Persischen Reiches entstammten. Auch diese haben in der Tat viel für Verkehrszwecke getan.

Schon Heeren bemerkte darüber in seinen „Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt" (Wien, 1817, I., S. 63):

„Dahin (zur Beförderung des Handels) gehören teils die Heerstraßen, teils die Gebäude zu der Aufnahme der Karawanen oder Karawansereien. In großen durch erobernde Völker gestifteten Reichen, wie die asiatischen waren, wird die Anlage von Heerstraße sehr bald ein fühlbares Bedürfnis, wenn man die errungene Herrschaft behaupten und die entfernten Völker unter dem Joche halten will. Denn dies ist nur dadurch möglich, daß einer Armee stets der Weg zu ihnen offen stehe. Daher finden wir im persischen nicht weniger als wie im mongolischen Zeitalter der großen Heerstraßen, der königlichen Wege gedacht, die durch das ganze bekannte oder bezwungene Asien liefen und mit einen Aufwand und einer Anstrengung angelegt waren, die nur in solchen despotischen Staaten möglich sind, wo man die ganze Kraft und Tätigkeit der Völker auf einen Punkt konzentrieren kann."

Sehr anschaulich beschreibt Herodot die Straße mit ihren Karawansereien, die von Kleinasien (Sardes) nach Susa, der persischen Residenz führte:

„Mit diesem Weg verhält es sich folgendermaßen: An allen Orten sind königliche Nachtquartiere und die schönsten Herbergen und der ganze Weg geht durch bewohntes und sicheres Land." (Geschichte, V., c. 52.)

Diese „königliche Straße" war 450 Parasangen lang, etwa 2500 Kilometer (die Parasange 5200 Meter), an ihr lagen 111 Herbergen oder Karawansereien. Also eine gewaltige Straße.

Der Herausgeber der von mir benützten Herodotausgabe (Herodotos, erklärt von Heinrich Stein, 3. Aufl., Berlin 1870) bemerkt in seinem Kommentar zu der hier zitierten Stelle:

„Straßen dieser Art, mehr von militärischer und politischer als kommerzieller Bedeutung, an den wichtigsten Punkten durch Kastelle und Besatzungen gedeckt und in regelmäßigen Stationen von 3—5 Parasangen mit Verpflegungsmitteln für Heere und Beamte versehn, verbanden alle Provinzen des Reichs mit seinem Mittelpunkt Susa." (III., S. 49, 50.)

Ueber das Straßenwesen im Mongolenreiche, das Dschingiskan im Beginn des 13. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung begründete, berichtet Marco Polo, der Venetianer, der dort am Ende jenes Jahrhunderts reiste:

„Von Kambalu (Peking) führen viele Straßen nach den verschiedenen Provinzen, und auf jeder derselben, das heißt, auf jeder großen Hauptstraße, sind in einer Entfernung von 25 oder 30 Meilen[1]), wie gerade die Städte gelegen sind, Stationen mit Häusern zur Verpflegung von Fremden vorhanden, die Jamb oder Posthäuser genannt werden. Dieses sind geräumige und hübsche Gebäude, die verschiedene wohlausgestattete Zimmer haben, tapeziert mit Seide und versehen mit allen Dingen, die für Leute von Rang unentbehrlich sind. Sogar Könige können in diesen Stationen in schicklicher Weise untergebracht werden, da alle Bedürfnisse von den Städten und festen Plätzen in der Nachbarschaft herbeigeschafft werden können. Für einige besorgt der Hof selbst die Vorräte. An jeder Station werden vierhundert tüchtige Pferde in beständiger Bereitschaft gehalten, so daß alle Boten in Seiner Majestät Angelegenheiten gehen und kommen und alle Gesandten daselbst einkehren und ihre müden Pferde durch frische ersetzen lassen können."

„Sogar in den bergigen Gegenden, fern von den großen Landstraßen, wo keine Dörfer vorhanden und die Städte weit voneinander entfernt sind, hat Seine Majestät auch Gebäude von derselben Art errichten lassen, die mit allen nötigen Dingen versehen sind und den üblichen Bestand von Pferden haben . . . In seinem Reiche stehen nicht weniger als 200 000 Pferde für die Postverwaltung bereit und 10 000 Gebäude sind mit allen nötigen Einrichtungen versehen." (Die Reisen des Venezianers Marco Polo im 13. Jahrhundert. Herausgegeben von Dr. Hans Lemke,. Hamburg 1907, S. 272—274.)

Der Herausgeber der deutschen Uebersetzung der Beschreibung, die Polo von seiner eigenen Reise gegeben hat, zitiert in einem Kommentar zu der oben wiedergegebenen Stelle einen persischen Biographen Dschingiskans. Dort wird ebenfalls darauf hingewiesen, daß der große mongolische Eroberer die chinesische Tradition der Straßenbauten fortsetzte und dabei auch für Sicherheit des Verkehrs sorgte:

„Die Sicherheit der Straßen, für die eine tüchtige Polizei sorgte, machte es den Fremden möglich, durch die Tatarei zu reisen, die bis dahin infolge des Auftretens zahlreicher Räuberbanden beinahe unzugänglich gewesen war."

---

[1]) Gemeint ist wohl die römische Meile von 1000 Doppelschritten, rund 1500 Meter. K.

Lemke weist in diesem Zusammenhang mit Recht darauf hin, daß „ein ausgezeichnetes Kanalsystem das Reisen und den Transport der Waren erleichterte".

Der hier geschilderte Stand der Verkehrsmittel bei Persern, Römern, Chinesen und Mongolen war sicher erst das Ergebnis einer langen Entwicklung. Der Ansatz dazu aber wurde mit der Bildung des Staates gegeben. Erst die Hilfsmittel, die ihm zu Gebote standen, machten diese Verkehrsmittel möglich und erst seine Ausdehnung machte sie notwendig.

In erster Linie dienten sie wohl nicht den Zwecken des Handels. Das Kanalsystem diente zunächst den Zwecken des Ackerbaues, das Straßensystem den Ausbeutungs- und Herrschaftszwecken der oberen Klasse. In gleicher Weise, wie so viele Eisenbahnen in unserem Zeitalter für militärische Zwecke angelegt werden. Aber sie können nicht umhin, auch ökonomische Wirkungen zu haben. Obwohl es richtig ist, daß das Wachstum des Verkehrs die Verkehrsmittel entwickelt, so ist es nicht minder richtig, daß ohne die nötigen Verkehrsmittel ein reger Verkehr gar nicht aufkommen kann.

Je mehr der Staat an Kraft und Ausdehnung zunahm, desto besser wurden die Mittel des Verkehrs innerhalb seines Bereichs, desto enger der Austausch zwischen den einzelnen Stämmen und Provinzen in ihm. Desto reger aber auch der Handel über seine Grenzen hinaus, wenn gleichzeitig die Kraft des Staates wuchs, seine Händler außerhalb seines Gebietes ebenso wie innerhalb zu schützen.

Aber nicht nur durch Schaffung von Verkehrsmitteln und durch Sicherung der Gütertransporte förderte der Staat den Warenaustausch. Er gestaltete ihn auch massenhafter durch die Ausbeutung, die er herbeiführte.

Die kleinen Gemeinwesen der vorstaatlichen Zeit produzieren fast alles selbst, was sie brauchen. Das gilt namentlich von der Gewinnung und Verarbeitung von pflanzlichen und tierischen Produkten. Jedes Gemeinwesen versteht es, diejenigen Pflanzen und Tiere, die in seinem Bereich zu finden sind, so zu nutzen, wie es ihm der jeweilige Stand der Technik gestattet. Sie genügen ihm und müssen ihm genügen. Wo die Pflanzen- und Tierwelt eines Gebietes nicht ausreicht, Menschen zu erhalten, können in primitiven Verhältnissen solche dauernd nicht leben.

Anders steht es mit den Produkten des Mineralreichs. Sie werden wichtig für die Herstellung mancher Werkzeuge und Waffen, aber auch manches Schmucks. Sie erleichtern und verschönern das Leben, ihre Fundorte sind aber auf bestimmte Gebiete beschränkt.

Sie bilden, wie wir schon gesehen haben, die ersten Objekte des Tauschverkehrs. Stämme, die einen Ueberfluß davon produzieren, tauschen die Produkte dieser Art, die sie nicht selbst brauchen, gegen überschüssige Produkte, oft tierischer oder

pflanzlicher Natur anderer Stämme aus, die in der Lage sind, mehr davon zu erzeugen, als sie selbst brauchen.

Doch der Ueberschuß, den der einzelne Stamm davon erzeugt, ist gering, der Stamm selbst klein. Dies muß ebenso wie die Schwierigkeiten des Verkehrs den Warenaustausch auf ein Minimum reduzieren.

Das ändert sich, sobald der Staat aufkommt. Die herrschenden Klassen leben nun von den Ueberschüssen der Ausgebeuteten. Sie haben den Drang, deren Zahl durch Ausdehnung des Staatsgebiets zu vermehren, aber auch aus jedem der Ausgebeuteten möglichst viel herauszupressen, seine Arbeitslast zu steigern und seine Lebenshaltung und seinen Anteil an seinem Produkt möglichst zu senken.

Durch alle diese Methoden steigern sie die Massen des Mehrprodukts, die sie einheimsen und auch die Mengen davon, die über ihren eigenen Lebensbedarf hinausgehen. Sie verwenden diesen Ueberschuß dazu, teils ihre Kriegsrüstung, teils ihren Luxus auszudehnen. Sie können dies tun durch Förderung der industriellen Tätigkeit. Davon werden wir noch sprechen. Sie werden aber auch einen stets wachsenden Teil für den Warenaustausch aufwenden, dessen vornehmste Objekte von Anfang an Metalle und Steine, Mittel zur Herstellung von Werkzeugen und Waffen sowie des Schmuckes sind, durch den man die Blicke der Nebenmenschen auf sich zieht und sich vor ihnen auszeichnet.

Dem Krieg und dem Luxus dient von Anfang an der Warenhandel. Krieg und Luxus werden durch den Staat enorm gesteigert und damit auch die Mittel und die Bedürfnisse des Handels.

Dieser nimmt nun ganz andere Dimensionen an, als in der vorstaatlichen Zeit. Er hört auf, ein gelegentliches Vorkommnis zu sein, er wird ein regelmäßiges Geschäft und schließlich eines, das manchen Mann ganz für sich in Anspruch nimmt. Die Schicht der Kaufleute ersteht als Lebensberuf, aber auch als Klasse. Denn der einzelne Kaufmann lebt davon, daß er die Waren, mit denen er handelt, dort erwirbt, wo sie billig sind, und dort absetzt, wo ihr Preis hoch steht. Er beutet entweder den Produzenten oder den Konsumenten aus oder beide. Wohl betreibt er in den Anfängen des Handels noch ein anderes Geschäft. Lange Zeit hindurch hat er die Waren nicht bloß zu kaufen und zu verkaufen, sondern auch zu transportieren. Diese Arbeit des Transports, insoweit sie notwendig ist dafür, daß die Ware vom Produzenten an den Konsumenten gelangt, ist wertbildende Arbeit. Wenn sich der Kaufmann diese Arbeit bezahlen läßt, begeht er keinen Akt der Ausbeutung. Aber er kann die Arbeit des Warentransportes einem andern übergeben und er tut es bei weiterentwickelter Arbeitsteilung, und er macht doch einen Profit dabei.

Wir sehen hier noch ab davon, wie sich die Sache bei kapitalistischer Produktion gestaltet. Wir stehen hier im Bereich der einfachen Warenproduktion. Unter dieser erscheint der Handelsprofit nicht als ein Anteil an dem vom industriellen Kapital angeeigneten Mehrwert, nicht als eine Affäre, die innerhalb der kapitalistischen Klassen spielt, sondern entweder als ein Abzug von dem Wert des Produkts des Arbeiters oder als ein Aufschlag auf diesen Wert bei der Abgabe an den Konsumenten. Der Kaufmann gerät in einen Gegensatz zu dem einen wie zu dem andern. Eine neue Klasse ist geschaffen und ein neuer Klassengegensatz.

Er ruht auf der Basis des Staates, ist aber keineswegs identisch mit dem durch Eroberung geschaffenen Klassengegensatz, wenn er auch aus ihm hervorgeht.

Aber damit der Kaufmann ersteht, dazu genügt es nicht, daß der Handel eine größere Ausdehnung gewinnt. Es muß auch demjenigen, der als Kaufmann fungiert, eine größere Warenmasse zur Verfügung stehen, die er gegen andere Waren umtauscht. Woher kann er diese bekommen? Die Arbeit des einzelnen Arbeiters liefert keine so großen Ueberschüsse, daß ihr Betrag einen Kaufmann instand setzen würde, mit ihnen einen Handel zu beginnen, von dem er leben könnte. Und die jeweiligen Ueberschüsse muß der Arbeiter ja als Tribut der herrschenden Klasse abgeben, entweder an eines ihrer Mitglieder, das als Grundherr über ihn gesetzt ist, oder an das Zentrum ihrer Verwaltung, die Regierung.

Nur dort, bei den Grundherren und der Regierung, finden wir zuerst die Produktenmengen vereinigt, die nötig sind, um Warenhandel zu betreiben.

Schon der ursprüngliche Handel zwischen Stamm und Stamm kann sich nicht in der Weise abspielen, daß die Gesamtheit des Stammes am Tauschgeschäft teilnimmt. Am ehesten vollzieht es sich in der Weise, daß der Häuptling oder ein von ihm Beauftragter mit dem Häuptling oder dessen Vertreter von der Gegenseite verhandelt.

In diesem Sinne ist wohl jene Erscheinung aufzufassen, die Max Weber in der Weise darstellt, daß „an allen Küsten von Afrika die Häuptlinge den Zwischenhandel monopolisierten und selbst Handel trieben". (Wirtschaftsgeschichte, München 1923, S. 176.)

Man braucht sich bloß der Machtlosigkeit des Friedenshäuptlings in den vorstaatlichen Gemeinwesen zu erinnern, um überzeugt zu sein, daß in solchen Fällen nicht ein persönliches Handelsmonopol des Häuptlings, sondern ein Handeln im Namen des Stammes und zum Vorteil des Stammes vorlag.

Sobald es zur Staatsgründung kam, ging die Funktion des Häuptlings als Händler für das ganze Gemeinwesen auf die Staatsregierung über. Sie gewann an Ausdehnung in demselben

Maße, in dem sich der Staat ausdehnte, der Ueberfluß der herrschenden Klasse und damit die Lebhaftigkeit des Handels wuchs.

Da gleichzeitig die Funktionen ewiger Kriegführung, ständiger Niederhaltung der Unterworfenen, ununterbrochenen Eintreibens von Tributen, zahlreicher und immer komplizierter werdender Verwaltungsaufgaben, z. B. Straßenbau und Wasserbauten, die Regierenden reichlich in Anspruch nahmen und die Funktionen des Handels ganz eigenartig waren, die besondere Kenntnisse verlangten, ließen die Herren des Staates bald das ihnen zustehende Handelsmonopol durch besonders dazu Beauftragte besorgen, die sie aus der zahlreichen Schar der Diener auslasen, die ihnen die tributpflichtige Bevölkerung zur Verfügung stellte. So faßt auch Max Weber den Gang der Entwicklung auf:

„An zahlreichen Stellen der Wirtschaftsgeschichte findet sich fürstlicher Eigenhandel. Sehr alte Beispiele dafür geben in großartigstem Maßstabe die ägyptischen Pharaonen, die als Schiffsbesitzer Export und Import trieben, später die Dogen von Venedig in den ersten Zeiten ihrer Stadt, endlich die Fürsten zahlreicher Patrimonialstaaten Asiens und Europas, so die Habsburger bis tief in das 18. Jahrhundert hinein. Dieser Handel konnte entweder in eigener Regie erfolgen, indem der Fürst ihn leitete, oder dieser konnte sein Monopol dazu benützen, den Handel zu konzessionieren oder zu verpachten. Mit diesen letzteren Maßregeln gab er den Anstoß zur Entstehung eines selbständigen Berufshändlertums" . . .

„In der Antike sind der Pharao und die ägyptischen Tempel die ersten Schiffsbesitzer, so daß wir Privatreederei in Aegypten überhaupt nicht finden." (Wirtschaftsgeschichte, S. 177, 180.)

Und früher schon:

„Im größten Maßstab wurde die Monopolisierung des Handels in der Hand eines einzelnen im alten Aegypten durchgeführt, wo die Großmachtstellung der Pharaonen größtenteils auf ihrem persönlichen Handelsmonopol beruht." (S. 63.)

Das letztere ist sicher übertrieben. Auch macht Weber keinen Unterschied zwischen dem Handelsmonopol des Pharao als Herren der Staatsmacht und dem Handel, den ein machtloser Häuptling als Vertreter des Stammes betreibt. Er sieht auch dort ein Monopol, von dem die Stammesgenossen ausgeschlossen sind. Woher dem Häuptling die Machtmittel kommen, das durchzusetzen, erwägt er nicht.

Auf jeden Fall bedeutet der Stammeshandel nichts weniger als einen Höhepunkt in der Entwicklung des Warenhandels; er bildet vielmehr dessen Ausgangspunkt. Das ihm folgende staatliche Monopol des Handels kennzeichnet das Stadium des Uebergangs vom Kommunismus zum Privateigentum, des Uebergangs vom Stammeshandel zum Privathandel, und ist nur vereinbar mit einem noch recht primitiven Zustand des Handels, wo er sich auf wenige Produkte erstreckt und mit wenigen Völkerschaften ge-

führt wird. Für einzelne Produkte ist ein solches Monopol auch heute noch möglich und unter Umständen sehr angezeigt. Für den Gesamthandel bedeutet es, sobald dieser einigermaßen entwickelt ist, eine Belastung und Beengung, die es immer unerträglicher und immer unergiebiger macht.

Eine Verstaatlichung gewisser Produktionszweige wird auch eine staatliche Regelung des Umsatzes ihrer Produkte bedeuten. Diese setzt jene voraus, und keine der beiden wird rationell betrieben werden können als Funktion der staatlichen Hoheitsverwaltung.

Die Ausübung des Handelsmonopols durch staatliche Angestellte muß sich mit der Zeit als unergiebig und lästig erwiesen haben. Wir finden es weitverbreitet in den Anfängen staatlichen Lebens, es wird jedoch überall früher oder später verlassen, freiwillig, ohne jeden Zwang. Auch dort, wo die Macht des Königtums im Staate immer mehr zunahm, wo es keiner Macht begegnete, die imstande gewesen wäre, ihm seine Monopolgewalt zu entreißen. Wenn es auf sie verzichtete, konnte das nur daher rühren, daß ihre Ausübung sich nicht lohnte, höchst unzweckmäßig wurde.

Der Handel nahm Formen an, die es notwendig machten, daß der Händler volle Verfügungsfreiheit über die Warenmenge bekam, die er umzutauschen hatte.

Aber nach wie vor blieben die Staatsgewalt und die einzelnen Familien der herrschenden Klasse, deren Mitglieder als hohe Staatsbeamte und Großgrundbesitzer die arbeitende Bevölkerung ausbeuteten, die einzigen Elemente im Gemeinwesen, die über große Ueberschüsse verfügen.

Der einzelne Händler konnte größere Bewegungsfreiheit nur dadurch erlangen, daß er zwar aufhörte, Beamter des Staates oder des Grundherrn zu sein, dafür aber sein Schuldner wurde. Die Warenmengen, über die Staat und Grundherrn im Ueberschuß über ihre Bedürfnisse hinaus verfügten, stellten sie Leuten zur Verfügung, die sie als erfolgreiche Händler in ihrem Dienste kennengelernt hatten. Sie sollten frei damit handeln unter der Bedingung, den vorgeschossenen Wert zurückzuerstatten und den Profit mit ihnen zu teilen.

Viertes Kapitel.

Wucher.

Mit Hilfe von Anleihen wurden also die ersten freien Kaufleute geschaffen. Zwei Arten von Kapital erstanden in der Weise gleichzeitig: Handelskapital und Leihkapital. Die ersten Leihkapitalisten waren die Landesfürsten und die Großgrundbesitzer.

Diese beiden Arten Kapital sind vom industriellen Kapital genau zu unterscheiden. Letzteres ist eine ganz junge Erscheinung, in ausgebildeter Form nur wenige Jahrhunderte alt. Es gehört ganz der neueren Zeit an. Von ihm und seinen großen, umwälzenden Wirkungen werden wir noch ausführlich handeln.

Das Handels- und Leihkapital sind dagegen so alt, wie die geschriebene Geschichte, sie reichen in das graue Altertum zurück.

„Das zinstragende Kapital, oder wie wir es in seiner altertümlichen Form bezeichnen können, das Wucherkapital, gehört mit seinem Zwillingsbruder, dem kaufmännischen Kapital, zu den antediluvianischen Formen des Kapitals, die der kapitalistischen Produktionsweise lange vorhergehen und sich in seinen[1]) verschiedensten ökonomischen Gesellschaftsformationen vorfinden." (Marx, Das Kapital, III. 2, S. 132.)

Marx hat zuerst die verschiedenen Kapitalarten nicht nur unterschieden, sondern auch die jeder von ihnen unter bestimmten historischen Bedingungen eigentümlichen Funktionen klargelegt.

Aber so weit er auch diese Kapitalformen zurückverfolgte, zu ihren ersten Anfängen vermochte er zu seiner Zeit noch nicht vorzudringen. Als erste Funktion des Wucherkapitals betrachtet er das Verleihen von Geld an Grundbesitzer, teils Bauern, teils aber auch reiche Großgrundbesitzer. Zu letzterem kommt es jedoch erst relativ spät. Zuerst waren es vielmehr die Großgrundbesitzer oder Besitzer großer Herden, die Geld (oder Vieh oder Waren) verliehen, und zwar nicht nur an Händler, sondern auch an Bauern, das heißt, an die Masse der Bevölkerung.

Im Staate geraten die Bauern leichter in Not als früher, indes ihnen gleichzeitig die Hilfsmittel abhanden kommen, ihr zu begegnen.

Die Tribute an Staat und Grundherrn nehmen schon in normalen Zeiten alle Ueberschüsse in Anspruch. Da können die Bauern nur schwer noch Reserven ansammeln. Jeder Unglücksfall, jede Mißernte, jedes Viehsterben, jede Ueberschwemmung versetzt den Bauern in die Unmöglichkeit, seinen Verpflichtungen nachzukommen. Noch schlimmer ist er natürlich dann dran, wenn die Unfälle ihm auch den notdürftigsten Lebensunterhalt rauben.

Seine Nachbarn, selbst wenn sie kein Mißgeschick getroffen hat, verfügen über keine überflüssigen Mittel mehr, ihm zu helfen. Solche findet er nicht bei ihnen, sondern nur noch beim Staat und beim Grundherrn.

Bei denen ist aber bereits der neue Geist des Eigentums eingekehrt. Es ist nicht mehr der Geist des primitiven Kommunismus (im oben dargelegten Sinne), der alles Eigentum, auch das private, zu einem Mittel gegenseitiger Hilfe macht, sondern der Geist des Privateigentums, der alles Eigentum, auch das des Ge-

[1]) Sollte es hier nicht „den" heißen, statt „seinen"? K.

meinwesens, in ein Mittel der Ausbeutung arbeitender Schichten zu verwandeln sucht.

Diejenigen, bei denen sich die Ueberschüsse sammeln, geben ihren Ueberfluß an Notleidende nur ab als Darlehen. Sie verlangen den Betrag, mit dem sie helfen, nicht bloß zurück, sondern er muß noch verzinst werden — und in den ersten, sehr lange dauernden Stadien dieser neuen Eigentumsordnung ungemein hoch.

Selbst als die Staatsgewalt sich genötigt sah, den Zinsfuß zu beschränken, um ein allzu rasches Verkommen der Bauern zu hindern, setzte sie ihn hoch an. Buckle berichtet über das alte Indien:

„In den Gesetzen Menus, die etwa 900 v. Chr. abgefaßt wurden, ist der Zinsfuß für Geld gesetzlich festgesetzt, der niedrigste auf 15, der höchste auf 60 Prozent." (Geschichte der Zivilisation, I., S. 66.)

Buckle bringt diese Erscheinung in Zusammenhang mit der Niedrigkeit des Arbeitslohnes, die ihrerseits wieder eine Folge der großen Bodenfruchtbarkeit sei. Aber die ausgewucherten Bauern waren keine Lohnarbeiter.

Bekannt ist, daß der Verfechter der Freiheit der römischen Aristokratie gegen Cäsar, Brutus, Geld zu 48 Prozent verlieh.

„Die besten Namen der römischen Geschichte sind an Wuchergeschäfte geknüpft." (Salvioli, „Der Kapitalismus im Altertum", dtsch. von Dr. K. Kautsky, Stuttgart 1912, S. 193.)

Konnte der Bauer das Kapital mit den Zinsen nicht rechtzeitig zurückerstatten, was recht oft eintrat, dann mußte er seine Schuld in irgendeiner Weise abarbeiten. Daher die zunehmende Schuldsklaverei in der Bauernschaft, eine neue Form ihrer Ausbeutung.

Welche Ausdehnung sie angenommen haben muß, zeigt unter anderm der erbitterte Kampf, den der Prophet Jeremias (im siebenten Jahrhundert v. Chr.) gegen die Schuldsklaverei im jüdischen Staat führte. Am deutlichsten wird sie im fünften Jahrhundert geschildert im Buch Nehemia (fünftes Kapitel, hier wiedergegeben in der Uebersetzung von Kautzsch, Tübingen, 1907).

„Es erhob sich ein großes Geschrei seitens der gewöhnlichen Leute und ihrer Weiber gegen ihre jüdischen Brüder. Da sagten welche: Unsere Söhne und Töchter müssen wir verpfänden; möge man uns doch Getreide zukommen lassen, damit wir zu essen haben und am Leben bleiben. Und andere sagten: Unsere Felder und Weinberge müssen wir verpfänden; möge man uns doch Geld zukommen lassen in der Teuerung. Und wieder andere sagten: Wir haben zur Beschaffung der königlichen Steuer auf unsere Felder und Weinberge Geld geliehen.

„Und nun, obwohl unser Leib schließlich ebensoviel wert ist, wie unserer Brüder Leib, unsere Kinder wie ihre Kinder, so müssen wir doch unsere Söhne und Töchter zu leibeigenen Knechten machen; auch einige unserer Töchter sind bereits leibeigen geworden. Und wir können nichts dagegen tun, da doch unsere Felder und Weinberge anderen gehören."

„Da war ich sehr zornig, als ich diese ihre Klage und diese Worte vernahm. Und ich ging mit mir selbst zu Rate. Sodann machte ich den Edlen und den Vorstehern Vorwürfe und sprach zu ihnen: Auf Wucher

leiht ihr einer dem anderen. Und ich veranstaltete gegen sie eine große Versammlung."

In der Tat, der Kampf gegen die Schuldsklaverei der Bauern wurde eine der ersten Erscheinungsformen eines Klassenkampfes.

Diese Art Sklaverei durch Verschuldung der Bauern an den Grundherrn oder an den Staat taucht aber immer wieder auf. Auf indirekte Art hatte sie sich bis zur Revolution in Rußland erhalten. Sie besteht noch in manchen Kolonien. Dort werden dem Bauern so hohe Steuern auferlegt, daß er nicht imstande ist, sie zu bezahlen. Er muß Schulden machen, die er nur dadurch abzutragen vermag, daß er für den Gläubiger ohne Entgelt arbeitet. Das wird ein souveränes Mittel der erobernden Ausbeuter, Zwangsarbeiter unter Verhältnissen zu bekommen, unter denen direkte Kaufsklaverei bereits verboten und ein freies, besitzloses Lohnproletariat noch nicht vorhanden ist.

Das ganze Altertum hindurch bleibt der Großgrundbesitzer mit Vorliebe ein Wucherer, wenn auch neben ihm besondere Geldkapitalisten auftauchen. Den Handel selbst zu betreiben, verschmäht er, jedoch nicht aus aristokratischem Idealismus, der über den Schmutz der Geldgier erhaben ist. Denn es erscheint ihm höchst standesgemäß, Geld durch Wucher zu erwerben. Aber sein Hauptgeschäft bleibt der Krieg und die Kriegsbeute. Daran hindern ihn Wuchergeschäfte nicht. Der Betrieb des Handels dagegen, der im Altertum weite Reisen bedingt, würde ihn hindern, stets zur Beteiligung an einem Kriegszug bereit zu sein. Nur als Eroberer und Plünderer, nur als Mitglied eines großen Kriegsheeres, nicht als einzelner friedlicher Handelsmann will er ins Ausland ziehen.

Gläubiger und Schuldner sind zunächst verschiedenen Stammes. Nur der herrschende Stamm verfügt über größere Ueberschüsse, die er verleihen kann. Nur Mitglieder unterjochter und ausgebeuteter Stämme kommen in eine Notlage, die sie zwingt, Darlehen aufzunehmen. Und dann besteht selbst nach dem Aufkommen des Staates die Solidarität innerhalb des Stammes noch lange weiter. Bloß die Mitglieder eines andern Stammes, auch innerhalb des gleichen Gemeinwesens sind Fremde, ja Feinde, denen man keine Rücksicht schuldet, denen man nimmt, so viel man kann. Römische Patrizier machten ohne Bedenken Plebejer zu ihren Schuldsklaven. Es konnte dagegen keine Rede davon sein, daß ein Patrizier dem andern so mitspielte.

Max Weber meint, die Nomaden machten eine Ausnahme von der Regel. Bei ihnen werde das sonst allgemeine Verbot, den Stammesgenossen durch Zinsnehmen auszubeuten, wenigstens für die Viehleihe durchbrochen.

„Bei Nomaden ist der Gegensatz zwischen Besitzenden und Nichtbesitzenden von furchtbarer Schärfe. Ein Mann ohne Viehbesitz ist ohne weiteres entrechtet und kann nur hoffen, durch Viehleihe und Viehaufzucht wieder zur Vollbürgerschaft aufzusteigen."

Das Vieh vermehrt sich.

„So konnte es als ein nicht unrichtiger Gedanke erscheinen, wenn sich der Gläubiger einen Teil der von seinem Vieh . . . erzeugten Frucht vorbehielt." (Wirtschaftsgeschichte, S. 235.)

Indes, Vieh vermehrt sich nicht bloß, es verendet auch mitunter, und gerade unter den Lebensbedingungen des Nomaden ist es vielen Gefahren ausgesetzt. Merkwürdig nun, daß für die Viehleihe nur der natürliche Faktor der Vermehrung, nicht auch der nicht minder natürliche der Verminderung in Betracht gezogen wurde. Mit der „natürlichen" Begründung des Zinses ist es also nicht weit her.

Fälle des Ausleihens gegen Zins und harter Behandlung der Schuldner werden bei Nomaden sicher beobachtet, aber doch nur bei solchen, die unter die Oberhoheit eines Staates kamen, der sie korrumpierte.

Es tritt eben nicht nur der Fall ein, daß Nomaden ackerbauende Stämme unterjochen und damit einen Staat begründen, sondern nachdem dieser sich befestigt hat und ausbreitet, kommt es auch zu dem umgekehrten Fall: ein Staat besiegt Nomaden, und wenn sie ihm nicht ausweichen können, zwingt er ihnen seine Ordnung auf. Da kann die ursprüngliche Gleichheit und Solidarität im Stamm verloren gehen. Da wird auch durch den Staat eine Exekutivgewalt eingesetzt, die den Reichern hilft, sich über ihre Genossen zu erheben, was im Stamme der vorstaatlichen Zeit ganz unmöglich ist, wo die Exekutivgewalt abhängig ist von der großen Mehrheit.

„Je friedlicher, ursprünglicher, echter der Nomade seine Lebensweise erhalten hat, um so weniger gibt es fühlbare Unterschiede des Besitzes." (Ratzel, Völkerkunde, III., S. 375.)

Im Laufe der Zeit schwindet im Staat die ursprüngliche Stammessolidarität. Zuerst in den Reihen der Unterworfenen, die die große Masse bilden, in der sich zuerst Differenzierungen verschiedener Art entwickeln, mit verschiedenen und oft gegensätzlichen Interessen. Zum aristokratischen Wucherer gesellt sich dann auch der plebejische und schließlich kommt es sogar dahin, daß der Aristokrat und selbst der Landesfürst von plebejischen Geldbesitzern ausgewuchert wird. Aber das tritt erst dann ein, nachdem das Geld, von dem wir gleich eingehender sprechen werden, eine große Macht geworden ist. Und auch da nur dort, wo der Krieg aufhört, ein gutes Geschäft zu sein. Wenn er die herrschenden Klassen mehr kostet, als er ihnen an Beute einbringt.

Cäsar mochte noch so verschuldet sein, er konnte sich leicht sanieren, wenn er reiche Länder plünderte. Nach armen zog ihn sein „Imperialismus" nicht:

„Cäsars Expeditionen waren einfach Raubzüge; und die Ursache seines raschen Rückzugs von Britannien, für den so viele überflüssige Erklärungen konstruiert wurden, wird offen dargelegt in dem Briefe Ciceros (an Atticus, IV, 15), in dem er über die Mitteilungen berichtet, die

ihm sein Bruder aus Britannien schickt: „Es besteht keine Aussicht, hier etwas zu erbeuten.“ (Robertson, The Evolution of States, S. 78.)

Viel früher als der plebejische Wucherer ersteht der plebejische Kaufmann. Wir haben bereits die „Standesrücksichten“ kennengelernt, die den Kriegsadel vom Betrieb des Handels fernhalten.

Fünftes Kapitel.

Handelsvölker.

In anderer Weise als beim Wucher machen sich beim Handel Stammesunterschiede geltend.

Der Außenhandel ist die erste Form des Handels. Das bedingt, daß der Kaufmann wenigstens in einem von zwei Ländern, die miteinander Handel treiben, ein Fremder ist. Muß er doch anfänglich seine Waren selbst transportieren, auch selbst einkaufen, übernehmen, verkaufen. Der Kaufmann kann aber ebensowohl dort, wo er kauft, wie dort, wo er verkauft, ein Fremder sein, wenn er aus einem Staate stammt, der zwischen den beiden Gebieten liegt. Völker, deren geographische Lage sie zum Durchgangshandel zwischen großen und reichen Staaten besonders geeignet macht, ebenso wie Völker, bei denen die technischen Bedingungen für den Warentransport besonders gut entwickelt sind, werden leicht mehr Händler hervorbringen, als solche, die durch reinen Ackerbau an die Scholle gefesselt bleiben. So waren die Araber durch ihren Reichtum an Kamelen, Eseln, Pferden und ihre nomadische Lebensweise namentlich dann zum Warentransport und Handel ausnehmend geeignet, wenn sie sich in dem Gebiet zwischen Euphrat und Nil herumtrieben. Bei den Phönikern wieder wurden Warentransport und Handel dadurch begünstigt, daß sie Schiffsbau und Schiffahrt früh entwickelten und daß sie nicht bloß am Durchfuhrhandel zwischen Mesopotamien und Aegypten teilnehmen konnten, sondern an dem ganzen Verkehr zwischen Ländern östlich des Mittelmeeres und dessen Küstenländern, ja darüber hinaus, mit den Küsten am atlantischen Ozean. Die aus solchen Verhältnissen hervorgehende Begabung jener Völker für den Handel wird heute von manchen Historikern als eine angeborene Eigentümlichkeit der semitischen „Rasse“ angesehen.

Auch Griechenland kam durch seine Lage an einem leicht befahrbaren Meere dahin, Schiffsbau und Schiffahrt zu einem hohen Grade zu entwickeln. Dabei war es für den Handel zwischen Kleinasien und dessen Hinterländern nach Italien sehr gut gelegen. Der Handel des schwarzen Meeres mit der südlichen Kulturwelt gelangte ganz in seine Hände.

Die Bewohner Palästinas zeichneten sich nicht aus durch eine besonders hohe Entwicklung von Mitteln des Warenverkehrs. Sie

waren weder Nomaden, noch Seefahrer. Aber ihre Lage zwischen Mesopotamien und den Kulturländern Syriens und Kleinasiens einerseits sowie zwischen Aegypten andererseits gab auch ihnen starke Anregungen zur Teilnahme am Handel und zur Entwicklung des Handelsgeistes.

Dazu kam noch ein anderes Moment. In einem unfruchtbaren kleinen Gebiet wohnhaft, gelangten die Bewohner Palästinas bald dahin, sobald sie seßhaft waren und sich nicht mehr als Beduinen in Raubzügen und Stammesfehden aufrieben, einen Bevölkerungsüberschuß zu erzeugen, den auf Eroberungen auszusenden das wenig zahlreiche Volk, zwischen Großstaaten eingepreßt, zu schwach war. Eine friedliche Existenz als Fremder konnte man damals nur als Kaufmann führen. Freilich am ehesten dann, wenn der Staat, dessen Bürger man war, die Kraft besaß, seine Angehörigen zu schirmen. Daran hat es den Juden unter den nichtjüdischen Völkern stets gefehlt, auch damals, als es noch einen von Juden bevölkerten jüdischen Staat gab. Ihr heutiges Sehnen nach einem solchen wird nicht dadurch befriedigt werden, daß sich einige hunderttausend Juden als Schützlinge Englands und als dessen Platzhalter in einem von feindseligen Arabern besetzten Palästina niederlassen.

Trotz des Mangels staatlichen Schutzes hat die Auswanderung der Juden als Händler in die ganze Handelswelt der antiken Kultur früh begonnen und bald dahin geführt, daß die Zahl der Juden außer ihrer Heimat größer war, als die der als Ackerbauer zurückgebliebenen Stammesgenossen. Aehnliches gilt von den Armeniern bis heute, und seit dem 16. Jahrhundert unserer Zeitrechnung auch von den Schotten, bei denen nur die eigene Armut sowie die Anziehungskraft des reichen England es zu erklären vermag, daß sie den Handelsgeist und seine Betätigung außerhalb der Heimat so stark entwickelt haben.

Walter Scott hat verschiedene Male darauf hingewiesen, daß Schotten und Juden auch in ihren Lebensgewohnheiten manche auffallende Züge gemein haben. Bis ins 19. Jahrhundert hinein verschmähten die Schotten den Genuß von Schweinefleisch, und wie die Juden liebten sie es, eine Frage mit einer Gegenfrage zu beantworten.

Lange Zeit verfügten die griechischen Freistaaten über die nötige militärische Kraft, sich sogar der ungeheueren persischen Macht erfolgreich zu widersetzen und überdies im Schwarzen Meer und in Italien, selbst an der Nordküste Afrikas neue Gemeinwesen zu errichten. Es waren Kolonien, die teils mit dem Mutterland verbündet blieben, teils ganz selbständige Staaten wurden. In diesem Stadium hielt sich die individuelle Zerstreuung der Griechen als Händler außerhalb der Heimat in engen Grenzen. Als aber das makedonische Königtum die Macht der griechischen Freistaaten brach und später das Römische Reich die letzten Reste

griechischer Selbständigkeit hinwegfegte, sahen sich die Griechen immer mehr genötigt, nicht als geschlossene Gemeinwesen, sondern individuell aus ihrer unfruchtbaren Heimat auszuwandern, entweder als Intellektuelle, namentlich Lehrer, oder als Söldner, zumeist aber als Händler, ebenso wie Armenier und Juden.

So gibt es sicher einzelne Völker, die man als Handelsvölker bezeichnen kann. Aber sie sind dazu nicht infolge einer besonderen Rassenveranlagung geworden. Woher sollte der Handelsgeist a priori gekommen sein in den Hunderttausenden von Jahren der Existenz des Menschengeschlechtes, in denen es keinen individuellen Handel und überhaupt keinen regelmäßigen Handel gab? Und jedes der Handelsvölker zerfiel in seiner Heimat in dieselben Klassen und Berufe, wie andere Völker auch. In jedem bestand dort die Masse aus Bauern. Erst die individuelle Zerstreuung unter fremden Völkern zwang ihnen den Handel auf, weil das bis vor kurzem derjenige Beruf war, dem man am ehesten als Fremder unter Fremden nachzugehen vermochte.

Sechstes Kapitel.

Die Schrift.

Im urwüchsigen kleinen Stamm waren alle Verhältnisse der Menschen untereinander sowie zur Umwelt und zu den von ihnen geschaffenen Produkten einfach, leicht übersichtlich, wenig veränderlich. Jeder kannte diese Verhältnisse und nahm an ihnen teil. Mündliche Mitteilungen genügten, sie herzustellen und zu regeln. Das persönliche Gedächtnis reichte aus, sie festzuhalten.

Ganz anders gestalten sich die Dinge im Staate. Für die beherrschten ausgebeuteten Elemente, die Bauern im Dorf, bleiben freilich die Verhältnisse engbegrenzt und leicht übersichtlich. Nicht aber für die herrschende Klasse im Staate, die eine große und stets wachsende Zahl kleiner Gemeinden und Stämme zu einem umfangreichen Gemeinwesen zusammenfaßt. Es sind oft Gemeinden und Stämme unter den verschiedensten geographischen, stets unter den verschiedensten politischen Bedingungen. Je nach der Art, in der sie unterworfen wurden, waren ihre Pflichten und Rechte verschieden gestaltet. Große Mengen der verschiedensten Naturalien wurden von der Staatsgewalt eingeheimst und aufgestapelt, große Menschenmassen zu Fronarbeiten der mannigfachsten Art aufgeboten. Ausgedehnte Kriegsheere waren auszurüsten und mit Lebensbedarf zu versehen, große Werke der Befestigung, des Straßenbaues, der Bewässerung auszuführen. Und diese Verhältnisse und Tätigkeiten wiederholen sich nicht regelmäßig jahraus, jahrein. Jeder Sieg, jede Niederlage, jede Empörung konnte sie einschneidend ändern. Und oft wurden

rasche Mitteilungen vom Zentrum zur Peripherie und umgekehrt im Interesse des Staatswesens eine dringende Notwendigkeit.

Das einzelne Mitglied der herrschenden Klasse ist nicht imstande, alle diese zahlreichen und verschiedenen Faktoren, die über einen weiten Raum verstreut sind, persönlich zu übersehen und sie in allen Einzelheiten festzuhalten. Mündliche Mitteilung und persönliches Gedächtnis allein genügen immer weniger zur Erledigung aller der Geschäfte, die das Staatswesen für seine Lenker und Ausbeuter teils direkt mit sich bringt, teils indirekt hervorruft, zum Beispiel durch regen Außenhandel.

Dazu kommt noch ein wichtiges Moment. Im vorstaatlichen Stamm gibt es kaum gegensätzliche und nicht viele differenzierte Interessen. Die gemeinsame Solidarität überwiegt alle Sonderinteressen. Die allen bekannte mündliche Tradition genügt da, alle Regeln und Gesetze im Gemeinwesen festzuhalten. Sie wird von niemand angefochten.

Anders steht es dort, wo Klassengegensätze auftreten, einander feindliche Mächte im Staate, von denen jede ein Interesse hat, eine einmal festgesetzte Verpflichtung in ihrem Sinne zu deuteln und zu überliefern. Das gibt leicht Anlaß zu endlosen Streitigkeiten, wenn bloß mündliche Ueberlieferungen bestehen. Dagegen, was man schwarz auf weiß besitzt, kann man getrost nach Hause tragen.

Durch die Naturalwirtschaft konnten im Staate, wenn er sehr ausgedehnt war, die Verhältnisse weit komplizierter werden, als im neueren Staat. Das Geld hat viele ökonomische Beziehungen sehr vereinfacht.

Vor der allgemeinen Warenproduktion wurden zum Beispiel Besoldungen oder Pensionen in der Weise ausbezahlt, daß bestimmte Gegenden angewiesen wurden, dem Betreffenden alles Nötige zu liefern. Im persischen Staat wurde sogar die Lieferung verschiedener Naturalien an denselben Herrn verschiedenen Oertlichkeiten zugewiesen.

So berichtet Thukydides in seiner „Geschichte des Peloponnesischen Kriegs", als Themistokles zum König der Perser flüchtete, habe dieser zu seiner Erhaltung die Stadt Magnesia angewiesen, für ihn das Brot, das weinreiche Lampsakos den Wein und Myus die Zukost (Opson) zu liefern. Unter der „Zukost" wurde alles verstanden, was zum Brot genossen wurde, namentlich Fleisch und Fisch. Doch mitunter auch Zwiebeln und Kresse. Es wird bei diesen Leistungen wohl noch etwas mehr inbegriffen gewesen sein, da Thukydides in diesem Zusammenhang bemerkt, Magnesia habe jährlich 50 Talente[1]) eingebracht.

Nach Herodot (I., 192) war Babylonien so fruchtbar, daß ihm allein für vier Monate im Jahre die Ernährung des königlichen

---

[1]) Ein Talent gleich etwa 5000 Goldmark.

Hofes und des Kriegsheeres der Perser auferlegt war. Die Leistungen waren so spezifiziert, daß vier Dörfer in der babylonischen Ebene bloß die Aufgabe hatten, das Futter für die indischen Hunde des Satrapen von Babylon zu liefern. Dafür waren diese Dörfer von allen anderen Abgaben befreit.

Es war unmöglich in einem großen Staate alle die verschiedenen Verpflichtungen zu übersehen und festzuhalten, sowie die Art, wie man sie ausführte, die staatlichen Magazine füllte und ihren Inhalt verteilte, ohne daß Aufzeichnungen darüber gemacht wurden, in die die Herrscher und ihre Beauftragten Einsicht nehmen konnten.

Neben den staatlichen Pflichten und Rechten kommen auch solche von Privaten auf, die festzuhalten und beweiskräftig zu machen von Vorteil war, Kaufverträge, Schuldverschreibungen und ähnliche Uebereinkommen, die dem Handel und Wucher entsprossen.

Alle diese Verhältnisse machen es immer notwendiger, daß zu den Mitteln subjektiver Mitteilung und Ueberlieferung ein objektives Mittel hinzugesellt wird, eine Schrift, die es ermöglicht, einzelne Worte in einer Weise zu einer dauernden Darstellung zu bringen, daß sie später von allen denen in gleicher Weise verstanden wird, die mit den Zeichen der Schrift bekannt gemacht sind.

Bildliche Darstellungen, die bestimmte Erscheinungen, meist Vorgänge andeuten, gibt es schon bei Naturvölkern, also im vorstaatlichen Stadium. Aber diese genügen nicht den umfangreichen, verschiedenartigen Bedürfnissen nach Aufzeichnungen, die im Staate erstehen. Zu der Darstellung von Vorgängen wird nun die Andeutung von Begriffen, von Worten hinzugesellt, die schließlich zu der Bildung von Lautzeichen fortschreitet, aus denen Worte zusammengesetzt werden können.

Wie sich dieser Vorgang im einzelnen vollzogen hat, haben wir hier nicht zu untersuchen, es wird sich vielleicht nie feststellen lassen. Wir möchten nur ein Fragezeichen zu der Behauptung Ed. Meyers machen, der erklärt, die Bildung der Schriftzeichen kann „immer nur der bewußte Akt einzelner schöpferischer Individuen gewesen sein, so gut wie der viel kleinere Schritt vom Holzschnitt zur Erfindung beweglicher Typen und damit des Buchdrucks" (Geschichte des Altertums, I., 1., S. 215).

Diese Ausführungen entsprechen wohl der Gesamtauffassung Meyers, der alle historische Entwicklung auf „das schöpferische Tun einzelner Individuen" zurückführt. Seine Beweisführung in diesem Falle besteht aber darin, daß er Unvergleichbares miteinander vergleicht.

Bewegliche Typen konnte ein einzelner erfinden und mit ihnen experimentieren, ohne daß sich sonst irgend jemand um diese Erfindung kümmerte, solange sie nicht vollendet war. Da-

gegen ist die Anwendung von Schriftzeichen sinnlos, wenn sie bloß von einem einzelnen Individuum vorgenommen wird. Die Schriftzeichen erhalten doch ihre Bedeutung dadurch, daß innerhalb eines bestimmten Kreises alle sie in gleicher Weise niederschreiben und in gleichem Sinne deuten. Wie diese Uebereinstimmung zustande kam, nicht wie die ersten Schriftzeichen gebildet wurden, das herauszufinden ist das schwierigste Problem bei der Erforschung der Entstehung der Schrift.

Es besteht in gleicher Weise für die Entstehung der Sprache. Niemand wird annehmen, die Bildung einzelner Worte, etwa „komm!" oder „geh!" sei die Erfindung eines einzelnen Individuums. Worte, die nur ein einzelner bildet und versteht, sind keine Sprache, sind bloßes Lallen. Daß aber auf das Wort „komm" hin ein anderer kommt, auf das Wort „geh" ein anderer geht, kann unmöglich ein einzelner für sich allein bewirken, auch wenn er noch so schöpferisch ist.

Wie die Sprache kann auch die Schrift nicht von einzelnen erfunden, sondern nur geworden, aus der gesellschaftlichen Praxis vieler einzelner hervorgegangen sein, die in ihrem Denken, Fühlen, Beobachten, zeichnerischen Können übereinstimmten.

Dabei nimmt die Schrift von einem gewissen Punkt ihrer Entwicklung an denselben Lauf wie die Sprache: von einer verwirrenden Mannigfaltigkeit der Bezeichnungen schreitet sie vor zu einer zunehmenden Vereinfachung, die in der Schrift allerdings noch viel weiter geht, als in der Sprache. Denn ein Wort muß immer einen Begriff bezeichnen, während die Schrift in ihrem Fortgang die Zeichen für Begriffe auf Zeichen für Silben und schließlich auf Zeichen für einige wenige Laute reduziert.

Dabei ist die Schrift ebenso wie die Sprache immer ein bißchen ein Rätselspiel. Manches Wort bedeutet sehr Verschiedenartiges. Im Griechischen z. B. bezeichnet das Wort Archos ebensowohl den Heerführer wie den Steiß. Je nach dem Zusammenhang muß der Hörer entscheiden, wer oder was mit dem Wort gemeint ist, wer etwa die Prügel bekommen hat. Auch bei den einzelnen Hieroglyphen sind verschiedenartige Deutungen möglich, unter denen die jeweilig passendste zu suchen ist. Nicht nur bei den Begriffszeichen, sondern auch bei einzelnen Lautzeichen sind verschiedenartige Auffassungen, das heißt hier, Arten der Aussprache möglich. Alle Feinheiten der Aussprache mit einigen wenigen Buchstaben wiederzugeben, ist ganz ausgeschlossen.

Dabei nimmt die Zahl der Buchstaben auch bei entwickelter Lautschrift immer noch ab. Die Griechen hatten noch verschiedene Zeichen für kurzes und langes O, für kurzes und gedehntes E. Sie besaßen besondere Zeichen für Th, für Ch, und Ps.

Wie in der Sprache geht auch in der Schrift die fortschreitende Vereinfachung der Bezeichnungen Hand in Hand mit einer enormen Zunahme der Fülle von Erfahrungen und Ideen, die

durch diese technischen Behelfe des Verkehrs ihren gesellschaftlichen Ausdruck und ihre gesellschaftliche Wirkung erhalten.

Aus einer Ausdehnung gesellschaftlicher Beziehungen und Aufgaben geboren, fördert die Entwicklung der Schrift weitere Ausdehnung solcher Beziehungen und Aufgaben.

Erst im Staate entsteht ein ausgedehntes Bedürfnis für sie. Nur in der Alten Welt kam es zu entwickelten Schriften. In Amerika waren es auch nur die staatlichen Gemeinwesen der Peruaner und Azteken, die Anfänge einer über die primitive Bildermalerei der Indianer hinausgehenden Schrift erreichten. Aber die Ursprünge der eigentlichen Schriften liegen in den großen Flußtälern des Orients der Alten Welt, denen des Nil, des Euphrat und Tigris, des blauen und gelben Flusses. Im ägyptischen, babylonischen und chinesischen Staat erwuchsen die drei großen Schriftsysteme der alten Welt.

Jedes von ihnen entstand aus einer Bilderschrift, die immer mehr vereinfacht wurde.

Die chinesische ist dabei über das Stadium der Wortschrift nicht hinausgekommen. Wohl hauptsächlich deswegen, weil die chinesische Sprache nur einsilbige Worte kennt. Die ägyptische und babylonische kamen dagegen so weit, daß sie aus einzelnen Bildern von Gegenständen Silben- und schließlich Lautzeichen entwickelten. Ueber die ägyptische Schrift sagt Eduard Meyer:

„Am weitesten fortgeschritten von allen ist die älteste von allen (Schriften), die ägyptische. Sie verwendet zwar auch Ideogramme[1]), Wortzeichen, Silbenzeichen; aber daneben ist es ihr gelungen, die wenigen einfachen Bestandteile zu entdecken, aus denen sich alles zusammensetzt, die Sprachlaute. Für diese hat sie besondere Bildzeichen erfunden, die Buchstaben, mit denen sie allerdings ursprünglich nur die Konsonanten, nicht die Vokale bezeichnet. Aber sie bringt diese Buchstaben in systematischen Zusammenhang mit den übrigen Schriftzeichen und hat dadurch ein sehr kompliziertes Schriftsystem geschaffen." (Geschichte des Altertums, I. 1., S. 216, 217.)

Das Wort „erfinden" ist für Buchstaben sehr schlecht angebracht, die in Wirklichkeit nichts sind, als vereinfachte Bilder bestimmter Gegenstände.

„Die ägyptischen Hieroglyphen", sagt Dümichen, „aus denen zu bequemerem Gebrauche der Schreiber durch kursive Abkürzung die hieratischen und demotischen Schriftzeichen geschaffen wurden, sind sämtlich Bilder, genommen aus dem sichtbaren Bereich der Wirklichkeit wie dem unsichtbaren der Phantasie . . . Die Zahl dieser Zeichen, wie sie in der von den Pyramidenerbauern des alten Reiches bis zur Ptolomäer- und Kaiserzeit in Gebrauch gewesenen Hieroglyphenschrift uns entgegentreten, ist sehr groß. Sie beläuft sich . . . auf wenigstens 4000. Diese ganze große Masse der Hieroglyphen zerfällt in die beiden großen Klassen

[1]) Begriffszeichen. Ein paar Striche, die ein Flußpferd erkennen ließen, bezeichneten nicht nur das Tier selbst, sondern auch das, was man als ein Wesen betrachtete, Frechheit, Frevelhaftigkeit, den Bösen. K.

der phonetischen und ideographischen oder der Laut- und Begriffszeichen, von denen die ersten die Klasse der Lautzeichen aus den einfachen Buchstaben des Alphabets, Vokalen und Konsonanten . . . die mehrfach homophon (gleichklingend K.) sind, das heißt, gelegentlich vertauscht werden mit anderen Zeichen desselben alphabetischen Lautwortes, . . . und aus den Silbenzeichen bestehen, die in verschiedener Weise geschrieben werden können". (Dümichen, Geschichte des alten Aegypten. Berlin 1879, S. 319, 320.)

Wenn ich einen Gegenstand bildlich darstelle, kann man nicht gut sagen, daß ich das Bild erfinde. Aber auch allmähliche Vereinfachungen der Darstellung kann man nicht gut als Erfindungen betrachten. Für den „bewußten Akt eines einzelnen schöpferischen Individuums" ist hier kein Raum. Doch Meyer läßt es ohne weiteres aufmarschieren. An der schon angegebenen Stelle fährt er fort:

„Erst sehr viel später, um das Jahr 1000 v. Chr., hat ein Phöniker es gewagt, die Schrift allein auf diese Buchstaben (Konsonantenzeichen) zu beschränken. Ob er die Zeichen, die er dafür verwendete, etwa der ägyptischen, hetitischen, cyprischen Schrift entlehnt hat, ist nicht zu erkennen und geschichtlich ziemlich irrelevant. Das Entscheidende ist, daß das Element des Einzellautes bereits seit mehr als zwei Jahrtausenden von den Aegyptern entdeckt war und von dem Phöniker für seine Erfindung benutzt wird."

Also, noch wissen wir nicht genau, aus welcher Schrift die phönikischen Buchstaben entlehnt sind, aber eines weiß Professor Meyer doch mit größter Sicherheit, daß es e i n Phöniker und nur einer war, der die kühne Tat gewagt hat. Allerdings, wie es ihm gelang, nun zu veranlassen, daß alle Phöniker sofort sein Alphabet benutzten, wird uns nicht verraten. Aber soviel erfahren wir doch, daß die große Tat des „schöpferischen" Individuums in einer Entlehnung bestand. Sein Diebstahl wurde zu einer Erfindung dadurch, daß er sich nicht das ganze fremde Schriftsystem, sondern nur ein Stück daraus aneignete.

Gerade diese Aneignung läßt sich aber sehr einfach erklären, ohne jedes Diktat eines einzelnen. Jedes der Schriftsysteme, aus denen das phönikische entnommen sein mag, sei es das ägyptische oder das babylonische oder ein davon abgeleitetes, war äußerst kompliziert dadurch, daß es die Spuren seiner Entstehung an sich trug. Alle die Ideogramme und Silbenzeichen der Hieroglyphen z. B., mit denen die Schriftgelehrten Aegyptens von Jugend auf vertraut waren, mußten den fremden Kaufleuten, die in das Land kamen und die nicht von seinen Ueberlieferungen beschwert waren, als etwas Ueberflüssiges erscheinen. Sie legten den Hauptwert auf die Lautzeichen und verzichteten auf die anderen umständlichen und schwerfälligen Bilder. Jedes rückständige Volk kann von einem früher entwickelten lernen. Aber von anderen lernen heißt nicht geistlos das bei ihnen gefundene nachahmen, sondern ihnen das entnehmen, was man brauchen kann und es den eigenen Bedürfnissen anpassen. Der Neuhinzukommende hat den Vorteil, in dem bei dem Vorhergekommenen gewordenen das

veraltete, aber in der Tradition festgewurzelte, von dem neuen, brauchbaren, leichter scheiden zu können, als der in der alten Kultur groß gewordene. Das neue Volk hat den Vorteil, nicht zu den Enkeln das alten zu gehören. Wenn es ihm leicht fällt, das überflüssig gewordene Alte aufzugeben, so bedarf es dazu nicht des Erfindergeistes eines schöpferischen Individuums.

Ebensowenig kommt ein solcher in Betracht für die Uebertragung des phönikischen Alphabetes zu anderen Völkern nach dem Osten (Semiten usw. bis nach Indien hin) und nach dem Westen, Griechen und Lateiner, deren Alphabet dann der ganze europäische Kulturkreis übernommen hat. Der Austausch von Waren, nicht der von Gedanken, bahnte ihm den Weg.

Aus praktischen Bedürfnissen geboren, fand die Schrift auch ihre früheste Anwendung in der Praxis. Darauf weist der große Kenner des Altertums und besonders Aegyptens, Eduard Meyer, ebenfalls hin:

„Mit dem Moment, wo die Schrift erfunden ist, beginnt ihre Verwendung für alle Zwecke des praktischen Lebens, die sofort außerordentlich große Dimensionen annimmt. Sie schafft einen Berufsstand der Gelehrten, der Schreiber, deren Hilfe bei aller über die rein mechanischen Beschäftigungen hinausreichenden Tätigkeit unentbehrlich wird und die daher auf die Gestaltung des Lebens, vor allem des Staats, des Rechts und der Religion, entscheidend einwirken. Die Schrift ermöglicht, einen momentanen Vorgang dauernd festzuhalten und für die Zukunft zu fixieren: sie wird daher bei jedem Rechtsgeschäft und bei jeder staatlichen Aktion angewandt, aber auch im privaten Leben, sobald es sich in größeren Dimensionen bewegt und daher mit größeren Zeiträumen (und oft auch Entfernungen K.) rechnen muß, z. B. bei der Ermittlung der Einkünfte eines Gutes, der Lieferungen der Arbeiter und Hörigen usw. Dazu kommen dann Briefe, schriftliche Anordnungen und ähnliches. Ferner legte man z. B. die Bräuche und Formeln eines Rituals, religiöse Hymnen, Rechtssätze, praktische Regeln der Medizin und anderer Künste schriftlich fest — die Anfänge einer traditionellen Literatur." (Geschichte des Altertums, I., 1., S. 218, 219.)

Gegen diese sicher im ganzen sehr zutreffende Darstellung möchte ich nur zweierlei einwenden. Im Anfang läßt sie die „Erfindung" der Schrift und ihre praktische Anwendung als zwei voneinander getrennte Momente erscheinen: Zuerst wird die Schrift „erfunden". Dann, sobald sie da ist, wird sie „sofort in außerordentlich großen Dimensionen" angewandt. Nun weist Meyer selbst auf die Jahrtausende währende Entwicklung der Schrift hin. Auf welchem Punkte ihrer Entwicklung wurde sie tauglich dazu, in der Praxis angewendet zu werden? Und durch welche Triebkraft, durch welches Motiv wurde sie entwickelt in den Jahrtausenden, ehe sie „sofort" in der Praxis anwendbar war? Wozu beschäftigten sich die Menschen mit ihr, solange sie in der Praxis nicht verwendbar war?

Es ist offenbar, die Schrift und ihre Anwendung in der Praxis müssen sich miteinander und durcheinander entwickelt haben; das

ist bei jedem technischen Behelf der Fall — und die Schrift ist ein solcher als Mittel des Verkehrs. Zuerst muß das praktische Bedürfnis nach ihr entstehen, dann beginnen die Versuche, auf Grund der gegebenen Erfahrungen und der vorhandenen Hilfsmittel dem Bedürfnis zu entsprechen. Diese Versuche bringen neue praktische Erfahrungen, die erfolgreichere technische Einrichtungen ermöglichen, die wiederum neue, praktische Bedürfnisse nach sich ziehen, und so entwickeln sich diese in steter Wechselwirkung zwischen der Praxis und den ihr dienenden Hilfsmitteln.

Oder, um einen anderen Vergleich zu gebrauchen: Die Sprachzentren, die das menschliche Gehirn von dem jedes anderen Tieres unterscheiden, können sich nicht gebildet haben vor der Sprache. Diese wieder ist unmöglich ohne Sprachzentren. Es ist nur denkbar, daß sich beide in steter Wechselwirkung miteinander und durcheinander entwickelt haben.

Und ebenso die Praxis des staatlichen Lebens, des Waren- und Geldverkehrs und die Schrift.

Aus dem Staat entsprangen die neuen Bedürfnisse, die eine vervollkommnete Schrift nötig machten, und in dem Maße, wie diese vollkommener wurde, konnten die Geschäfte des Staates und die Geschäfte der oberen Klassen besser geführt werden, konnte der Staat sich ausdehnen und vermochten Grundherren wie Kaufleute mehr Menschen auszubeuten.

Praktischen Zwecken, nicht etwa der Poesie diente die Schrift zunächst. Und das ist leicht begreiflich.

Lange, ehe die Schrift sich zu entwickeln begann, hatte die menschliche Sprache schon einen hohen Grad der Ausdrucksfähigkeit erlangt, wie so viele Lieder von Naturvölkern dartun. Die Bilderrätsel, welche die Schrift in ihren Anfängen darstellte, waren nicht geeignet, die Kraft, die Feinheit, die Präzision der poetischen Sprache wiederzugeben. Und die Miene, die Geberde, der Tonfall, die bei dem mündlichen Vortrag die Wirkung einer Dichtung unterstützten, sie fielen bei schriftlicher Wiedergabe weg. Die Schrift mußte einen hohen Grad der Vollkommenheit erlangt haben, ehe sie aufhören konnte, ein Hemmnis poetischer Darstellung zu sein und man beginnen konnte, poetische Schöpfungen in ihr festzuhalten. Die homerischen Gedichte wurden lange schon rezitiert, ehe sie niedergeschrieben wurden. Dies geschah erst im siebenten Jahrhundert v. Chr.

Ueber dieses Jahrhundert sagt Beloch:

„Freilich diente die Schrift auch jetzt fast ausschließlich praktischen Zwecken. Es gab noch kein lesendes Publikum. Die Literatur, wenn man diesen Ausdruck schon anwenden darf, war noch durchaus für den mündlichen Vortrag bestimmt und infolgedessen blieb die poetische Form herrschend." (Beloch, Griechische Geschichte, I., 1., S. 309.)

Das galt selbst für die Philosophie. Noch im sechsten Jahrhundert bedienten sich die ersten Naturphilosophen Joniens der poetischen Form und sie trugen ihre Gedanken bloß mündlich vor. Selbst Thales (um 550 v. Chr.) hinterließ „noch nichts Schriftliches, wenigstens nicht über philosophische Fragen" (Beloch, I., 1., S. 438). Ebensowenig Pythagoras, (um 530). Von dem Philosophen Xenophanes (zwischen 560—460) sagt Beloch:

„Als begabter Dichter, vielleicht von Haus aus Rhapsode, wählte er dafür (für die Verkündigung seiner Lehren, K.) die poetische Form, die einzige, in der damals, wo es ein lesendes Publikum noch kaum gab, ein literarisches Werk weitere Verbreitung erlangen konnte. Er folgte dabei dem Vorbild der Orphiker recht im Gegensatz zu den anderen jonischen Weisen dieser Zeit, die nur für einen engen Freundeskreis geschrieben oder, wie Thales und Pythagoras, nur durch mündliche Lehre gewirkt hatten." (Beloch, I., 1., S. 441.)

Noch ein Jahrhundert später hielt ein Mann wie Sokrates es nicht für notwendig, seine Gedanken schriftlich zu fixieren.

Man sieht, nicht zu Zwecken künstlerischer oder wissenschaftlicher Darstellung wurde die Schrift erfunden. Sie erstand aus den Bedürfnissen der Staatenlenker, der Kaufleute und Wucherer.

Siebentes Kapitel.

Die Wissenschaft.

Wohl ist die Schrift nicht aus poetischen oder wissenschaftlichen Bedürfnissen entsprungen. Denen konnte die Schrift in der Zeit ihrer Anfänge noch gar nicht entsprechen.

Aber allerdings erwächst aus ihr allmählich die Basis der Wissenschaft, indem sie es ermöglicht, eine Fülle von Erfahrungen aufzusammeln, die weit über das Ausmaß dessen hinausgeht, was der einzelne aus persönlichen Mitteilungen seiner Umgebung erfahren kann. Doch geht Eduard Meyer zu weit, wenn er aus dem Schreibkundigen gleich einen Gelehrten macht.

Hier kommen wir auf den zweiten Einwand, den wir gegen seine oben zitierten Ausführungen zu erheben hätten. Er schreibt:

„Die Schrift schafft einen Berufsstand der Gelehrten, der Schreiber, deren Hilfe bei aller über die rein mechanischen Beschäftigungen hinausgehenden Tätigkeit unentbehrlich wird und die daher auf die Gestaltung des Lebens, vor allem des Staates, des Rechts und der Religion, entscheidend einwirken." (S. 218.)

Hier wird die Bedeutung des der Schrift Kundigen als solchen doch sehr überschätzt. Man mag ihn einen Schriftgelehrten nennen, aber ein Gelehrter ist er darum noch lange nicht. Ein Schreiber, der Buch führt über die Eingänge und Ausgänge des Gutes, wird dadurch noch nicht mehr zu wissenschaftlichem Denken befähigt als der Gutsarbeiter.

Und gar die „entscheidende Einwirkung" des Schreibers auf das gesellschaftliche Leben! Wenn zwei Kaufleute miteinander einen Vertrag schließen, hängen dessen Bestimmungen doch von ihnen ab und von den Verhältnissen, unter denen sie tätig sind, nicht von dem Schreiber, der den Vertrag zu Papier oder Papyrus bringt. Und wenn ein Schreiber die Niederlage eines Pharao als Sieg verzeichnet, so ändert das an dem wirklichen Ergebnis des Feldzuges gar nichts. Uebrigens würde der Schreiber die Lüge nicht wagen, wenn sie ihm nicht von seinem Herrn befohlen würde.

Eduard Meyer sagt selbst einmal:

„Wenn in einem in den Schreibschulen vielfach abgeschriebenen Literaturdenkmal dieser Zeit (um das Jahr 2000 v. Chr. herum) in der Lehre des Tuauf an seinen Sohn Pepi, das Elend und die fortwährenden Plackereien aller anderen Berufe in drastischen Farben gemalt und dafür die Laufbahn des „Schreibers" (des Beamten), der ihnen allen zu kommandieren hatte, als die allein würdige gepriesen wird, so spricht daraus, so vieles im einzelnen an den Schilderungen richtig sein wird, doch ein einseitiger und sehr bornierter Beamtenhochmut." (Geschichte des Altertums, I., 2, S. 249, 250.)

Das stimmt. Aber die Ueberschätzung dessen, was Schreibarbeit leistet, liegt den Intellektuellen aller Zeiten und Länder nahe, nicht bloß den Schreibern des mittleren Reiches in Aegypten. Sie liegt jeder idealistischen Geschichtsauffassung zu Grunde, auch der des Professor Meyer, die alle im Grunde auf der Ansicht beruhen, daß die „Schreiber" es sind, die die Geschichte machen und mit der Gesellschaft anfangen, was ihnen beliebt.

Damit soll natürlich keineswegs behauptet werden, daß vom Standpunkt der materialistischen Geschichtsauffassung aus die Schrift keine Bedeutung habe. Dem widersprechen schon unsere bisherigen Ausführungen.

Aber wenn mancher glaubt, die Macht im Staate entspränge aus der Kenntnis des Lesens und Schreibens, so müssen wir den entgegengesetzten Standpunkt vertreten. Diese Kenntnis ist lange Zeit hindurch ein Ausfluß der Macht.

Es waren die Bedürfnisse der herrschenden Klassen im Staat, die zur Entwicklung der Schrift führten. Und darum ist deren Kenntnis zunächst auf die herrschenden Klassen und deren Werkzeuge beschränkt. Die arbeitenden Massen, namentlich die Bauern, die in der alten Enge des Dorfes weiter arbeiten, bedürfen der Schrift in keiner Weise. Sie verlangen nicht nach ihr und niemand sorgt dafür, daß ihnen deren Kenntnis vermittelt wird.

Jene höhere Bildung, die auf der Kenntnis des Lesens und Schreibens beruht und im Laufe der Jahrhunderte allmählich daraus hervorgeht, sie bleibt vielfach bis in unsere Tage ein Privilegium der Ausbeuter und ihrer Werkzeuge.

Damit sei nicht gesagt, daß jeder Ausbeuter ihrer teilhaftig wird und bedarf.

In demselben Maße, wie die Schrift, entwickelt sich mit der wachsenden Ausdehnung und Kompliziertheit des Staates auch die Arbeitsteilung unter den herrschenden Klassen und ihren Werkzeugen. Vor allem die zwischen Kriegswesen und Zivilverwaltung. Viel früher als jenes, bedarf diese der Schrift. Die Kriegsleute kommen noch lange ohne Lesen und Schreiben aus, nachdem schon die Männer im Zivildienst sich dieser Künste bemächtigt haben und bemächtigen mußten.

Karl der Große hat das Fränkische Reich gewaltig ausgedehnt und es erfolgreich verwaltet. Aber sein Biograph Einhard muß von ihm mitteilen, daß er das Schreiben nur versuchte. Doch begann Karl diese Versuche zu spät, als daß er es zu einiger Fertigkeit hätte bringen können. Er wäre wohl seiner Regentenaufgabe kaum gewachsen gewesen, wenn ihm nicht die ganze Organisation der römischen Kirche zur Seite gestanden wäre, deren Mitglieder nicht nur Lesen und Schreiben, sondern noch ganz andere Künste verstanden.

Zwischen der Entwicklung des stets wachsenden Staates und der Masse des mit Hilfe der Schrift sich aufhäufenden Wissens besteht ein gewisser Parallelismus.

Die vorstaatlichen Gemeinwesen waren so einfach, die sozialen Zusammenhänge in ihnen so leicht zu übersehen und zu begreifen, daß sie sich ohne Mühe, fast von selbst durch das Zusammenwirken aller Beteiligten zu einem Ganzen zusammenschlossen. Die Organisation dieser Gemeinwesen war etwas Gewordenes, nichts planvoll Geschaffenes.

Der Staat dagegen ist etwas gewaltsam und bewußt Geschaffenes. Er entspringt nicht aus dem spontanen Zusammenwirken seiner Bewohner. Er wird ihrer Mehrheit durch eine Minderheit aufgezwungen. Er faßt Gegenden und Volksschichten des verschiedensten Charakters, mit den verschiedensten Lebens- und Produktionsbedingungen und den verschiedensten Interessen zusammen. Immer wichtiger wird die Aufgabe des Staatsmannes, alle diese verschiedenartigen und oft gegensätzlichen Zusammenhänge in einer Weise zu vereinigen, die einen dauernden Gesamtzusammenhang zwischen ihnen herstellt, der nicht durch ihre Widersprüche gesprengt wird.

Das kann der Staatsmann nicht nach Belieben herbeiführen. Die Staatsverfassungen, die rein idealistisch entworfen, das heißt nur ausgedacht werden, um einem bestimmten Bedürfnis zu dienen, ein bestimmtes Ziel zu erreichen, eine bestimmte Idee durchzuführen ohne Rücksicht auf die Wirklichkeit, erweisen sich nicht als lebensfähig. Der Staatsmann muß ausgehen von den wirklichen Verhältnissen und ihnen die Organisation des Staates anpassen. Sein Ziel ist stets dessen Lebensfähigkeit, das heißt aber nichts anderes, als die Erhaltung des Regimes der herrschenden Klasse. Denn ohne dieses hört der Staat auf zu sein. Wenigstens

galt das bisher. Von den neuesten Erscheinungen werden wir erst am Schlusse dieses Buches handeln.

Geschieht die Entwicklung des Gemeinwesens im vorstaatlichen Stadium vielfach unbewußt, so wird das Arbeiten an ihr im Staate immer mehr zu einer auf bestimmte Ziele gerichteten, auf eingehender Kenntnis der mannigfaltigen Verhältnisse beruhenden bewußten Tätigkeit. Was allerdings, das sei nochmals wiederholt, nicht bedeuten soll, daß die Politiker den Staat nach Belieben formen können. Sie werden nur so weit Erfolge erzielen, als sie auf einer Erkenntnis der bestehenden Machtverhältnisse und der Bedürfnisse und Fähigkeiten der Volksschichten beruhen, auf deren Tätigkeit der Staat aufgebaut ist und die ökonomisch bedingt sind.

Aehnlich geht es mit dem Wissen. Im vorstaatlichen Stadium ohne Schrift ist der Umfang des Wissens klein, allen zugänglich und auf alle, bei der Gleichheit der sozialen Bedingungen in übereinstimmender Weise wirkend. Die Schlüsse, die aus den Erfahrungen aller gezogen werden, sind kollektive Anschauungen, die in allen in gleicher Weise entstehen, und die, da sie von allen geteilt werden, als selbstverständlich gelten, kritiklos hingenommen werden. Es kommt natürlich darauf an, daß keine von ihnen im Widerspruch zu jener besonderen Praxis steht, deren Erfahrungen sie entspringt und deren Weiterführung sie beeinflußt. Ob aber die einzelnen Anschauungen im Widerspruch untereinander stehen, das ist nicht entscheidend.

Das ändert sich, sobald die Ausdehnung des Verkehrs im Staat und durch den Staat und das Festhalten der dadurch hereinströmenden neuen Erfahrungen eine Akkumulation massenhaften Wissens herbeiführt, die erdrückend wirkt, wenn es nicht gelingt, die ungeordnete Masse zu ordnen, und alle die Fülle der Widersprüche aufzuheben, die sich in den von verschiedenen Völkern des Staates geholten mannigfachen Anschauungen finden, aus deren Zusammenfassung das in der Schrift niedergelegte Wissen zunächst besteht.

Wie im Staate, wird es nun auch im Wissen notwendig, alle die einzelnen Zusammenhänge der verschiedenen Erfahrungen, die es enthält, in einem widerspruchslosen Gesamtzusammenhang zu ordnen. Damit entsteht aus dem zusammenhanglosen Wissen der Vorzeit die Wissenschaft. Deren Streben nach Herstellung des Gesamtzusammenhanges im Wissen wird allerdings im Laufe ihres Fortschritts wieder dadurch beeinträchtigt, daß sich das Wissen in einer Weise mehrt, die es unmöglich macht, daß es auch der größte Gelehrte ganz umfaßt. Immer mehr macht sich eine Spezialisierung in einzelne Fächer geltend, die allerdings immer wieder nach Zusammenhang streben müssen. Trotzdem gelten gerade heute wieder die sogenannten Geisteswissenschaften als solche, deren Gebiete mit denen der Naturwissenschaften nichts

gemein haben, so daß beide einander ebenso widersprechen dürfen, wie die verschiedenen Anschauungen des kollektiven Denkens der „prälogischen" Zeit, etwa der Botokuden, einander widersprechen.

Die Gesamtheit des Wissens und damit die Wissenschaft umfaßt natürlich zahlreiche Gebiete, die für den Staatsmann als solchen gleichgültig sind. Aber die Schrift und in ihrem Gefolge die Wissenschaft, entwickeln sich im Staate und durch den Staat und er ist es vor allem, der das Denken der Gelehrten und Weltweisen am meisten beschäftigt. Wie der Staat einzurichten sei und wie sich der einzelne im Staat zu verhalten habe, wie zu ihm selbst und wie zu den Staatsbürgern, das sind Fragen, die auch heute noch viele Philosophen in erster Linie interessieren. Noch mehr war dies der Fall in den alten Staaten. Soweit man über die unerbittliche Natur nachdenkt, forscht man nach ihren kausalen notwendigen Zusammenhängen. Dabei fällt es niemand ein, zu untersuchen, wie die Natur eingerichtet sein soll; dagegen erscheint das Sollen der Menschen in Staat und Gesellschaft als die wichtigste Frage, sobald die Einheit der vorstaatlichen Gemeinwesen aufgelöst ist, in der das Verhalten der einzelnen zu ihm und dessen Beschaffenheit als Selbstverständlichkeiten gelten. Im Staate mit seinen stets wachsenden und stets vorhandenen inneren Widersprüchen ersteht früh die Frage, wie soll der einzelne sich zum Staate stellen, wie soll er seine Nebenmenschen behandeln, wie soll der Staat beschaffen sein.

Das kausale Forschen ist dem Menschen, wie schon dem Tiere angeboren. Aber es erstreckt sich zunächst nur auf praktische Einzelfälle. Das Streben, die ganze Welt in einen kausal verknüpften Gesamtzusammenhang zu bringen, ersteht dagegen später als das Forschen nach einem teleologischen Gesamtzusamenhang in Staat und Gesellschaft. Die ganze orientalische Philosophie ist über dieses letztere Stadium nicht weit hinausgekommen.

Das höchstentwickelte Volk des Ostens sind die Chinesen. Ihre Philosophie kennzeichnet Peschel sehr gut mit den Worten:

„Seit unserem geistigen Erwachen, seit wir als Mehrer der Kulturschätze aufgetreten sind, haben wir unverdrossen mit den Schweißperlen auf der Stirn nur nach einem Ding gesucht, von dessen Dasein die Chinesen keine Ahnung haben und für das sie auch schwerlich eine Schüssel Reis geben würden. Dieses eine unsichtbare Ding nennen wir Kausalität. An den Chinesen haben wir eine ungezählte Menge von Erfindungen bewundert und von ihnen uns angeeignet, aber wir verdanken ihnen nicht eine einzige Theorie, nicht einen einzigen tieferen Blick in den Zusammenhang und die nächsten[1]) Ursachen der Erscheinungen." (Völkerkunde, S. 399, 400.)

Indessen kann sich keine Staatsphilosophie dauernd auf Sittensprüchlein und Spekulationen über den absolut besten Staat

[1]) Wollte Peschel nicht sagen: „die letzten"? K.

beschränken, die einen wie die anderen bleiben für die menschliche Praxis wirkungslos. Das schon vom Tier ererbte Kausalbedürfnis ist so stark, daß man sich nicht viel mit sozialen und politischen Verhältnissen beschäftigen und Wissen über sie sammeln und verarbeiten kann, ohne in ihnen kausale Zusammenhänge zu entdecken, auch wenn man nur teleologisch forschen will.

Mit der Fülle sozialer und politischer Erfahrungen, die der Staat in stets steigendem Maße liefert und die durch die schriftliche Festhaltung immer mehr aufgehäuft werden, bildet sich daher eine zunehmende Menge von Einsichten in das Wesen, die Aufgaben, die Hilfsmittel des Staates, die nur den literarisch Gebildeten zugänglich sind. Sie zu beherrschen, ist notwendig für jene, die den Staat zu verwalten haben, entweder als Mitglieder der herrschenden Klasse oder als deren Beauftragte.

Wer diese Einsichten nicht besitzt, der ist unfähig, an der Verwaltung des Staates sowie an seiner Formung, seiner Gesetzgebung teilzunehmen.

Die Massen der arbeitenden Klassen wurden, wie wir schon gesehen, durch ihre Lebensbedingungen nicht veranlaßt, sich mit der neu aufkommenden Kunst des Schreibens und Lesens und mit den dadurch vermittelten Kenntnissen vertraut zu machen. Und wenn sie es versucht hätten, wäre es ihnen schwer gefallen, da sie oft ganz in der Tagesfron aufgingen, um den Ansprüchen der Ausbeuter gerecht zu werden.

Wo aber eine arbeitende Klasse begann, sich gegen die herrschenden Klassen aufzulehnen, und, um das besser tun zu können, versuchte, lesen und schreiben zu lernen, wurden sich die Herrscher dessen bewußt, welch großen Schutz die Unwissenheit der Massen für sie bedeutete. Sie boten dann alles auf, diese Unwissenheit künstlich aufrechtzuhalten.

So wird neben der brutalen Gewalt des Kriegsmannes das höhere Wissen des Gebildeten ein neues Mittel der Klassenherrschaft. Und der Kampf der arbeitenden Massen gegen die Ausbeuter muß sich nicht bloß die freie Verfügung über die im Produktionsprozeß angewandten Produktionsmittel und über die freie Betätigung im Staate, sondern auch die Brechung des Privilegiums aufs Wissen zum Ziel setzen.

Allerdings dies letztere Ziel machten die Ausgebeuteten bisher nur selten zu dem ihren. Erst in den letzten Jahrhunderten sind die Bedingungen dafür erstanden, daß sie nach Wissen streben und es erreichen. Den Druck der politischen Unfreiheit und des Mangels an Produktionsmitteln spürt ohne weiteres jeder. Dagegen, um die Bedeutung des höheren Wissens zu erkennen, muß man in neue Verhältnisse geraten, die dessen Bedeutung enthüllen und gleichzeitig die Möglichkeit bieten, es zu erwerben.

Der Bauer, der in alten, überkommenen Verhältnissen weiterlebt, hält dies von seinen Vätern mündlich überlieferte und

durch die Praxis von Jahrhunderten erprobte Wissen für völlig ausreichend für seine Zwecke. Die Weisheit der Bücher verachtet er. Doch seine Unwissenheit führt ihn auch zu dem entgegengesetzten Extrem, zu der Ueberschätzung dessen, was in den Büchern steht. Er läßt sich einreden, manche von ihnen enthielten übernatürliche Weisheit, göttliche Offenbarungen, die nur wenigen Begnadeten zugänglich seien.

Heute, im Zeitalter der Naturwissenschaften, ziehen es die gebildet sein Wollenden vor, die Ansicht zu verbreiten, die Unwissenheit der arbeitenden Massen sei die Folge ihres angeborenen Mangels an Intelligenz als Mitglieder einer tieferstehenden Rasse. Darum sei es für sie ganz vergeblich, die geistige Höhe der von der Natur begnadeten herrschenden Klasse zu erreichen, eine Höhe, die uns heute Hakenkreuzler und Fascisten so eindrucksvoll demonstrieren.

Das ist natürlich Unsinn. Aber daran ist nicht zu zweifeln, daß die Schrift und die aus ihr hervorgehende Wissenschaft lange Zeit hindurch nicht Mittel waren, die ganze Masse der Bevölkerung des Staates geistig zu heben, sondern vielmehr Mittel, die Ueberlegenheit der herrschenden Klasse über die Ausgebeuteten, die zunächst nur auf kriegerischer Uebermacht beruhte, auch zu einer geistigen Ueberlegenheit zu machen. Einzelne begünstigte Schichten der oberen Klassen konnten sich nun zu gewaltigen geistigen Leistungen aufschwingen, indes die Masse des Volkes auf dem Niveau des Wissens stehenblieb, auf dem sie bei Beginn des Staates gestanden war, und das im Verhältnis zu dem Fortgang der Wissenschaft in den höheren Regionen der Gesellschaft immer mehr als völlige Unwissenheit erschien.

Ja, es konnte sogar absolute geistige Degradation der arbeitenden Massen eintreten durch ihre Ueberhäufung mit eintöniger, geisttötender Arbeitsqual und durch den Mißbrauch der geistigen Ueberlegenheit jener herrschenden Schichten, die nicht durch ihre kriegerische Kraft, sondern durch ihr höheres Wissen ihre Stellung als ausbeutende Klasse behaupteten und auf den gröbsten Aberglauben spekulierten, um jeden zu schrecken, der an ihrer Gottähnlichkeit zweifeln oder gar — der Gipfel der Gottlosigkeit — die von ihnen geforderten Tribute beschneiden wollte.

Wie der Staat, wird auch die aus ihm erstehende Schrift und Wissenschaft als der Inbegriff alles Hohen und Herrlichen gepriesen, das die Menschheit hervorgebracht hat. Aber dank dem engen Zusammenhang ihres Ursprungs mit dem Staate haben diese Errungenschaften seinen Klassencharakter nicht überwunden, sondern verschärft. Alles Hohe und Herrliche den oberen Klassen. Den unteren vermehrtes Elend, vermehrte Rohheit und Unwissenheit, aus denen dann geschlossen wird, daß die ausgebeuteten

Klassen selbst daran schuld seien, wenn sie es nicht so weit gebracht hätten, wie ihre Ausbeuter.

Je heller das Licht der Wissenschaft erstrahlt, um so schwärzer — im bisherigen Staat — die Nacht der Unwissenheit der arbeitenden Massen, die aus derselben Staatsordnung stammt, wie die glänzend aufsteigende Wissenschaft.

Achtes Kapitel.

Das Geld.

Mit dem Handel, der seit dem Aufkommen des Staates rasch größere Dimensionen annimmt, ersteht das Bedürfnis nach einem Mittel, das den schwerfälligen Austausch von Waren untereinander erleichtert, das ferner einen eigenen Wert besitzt und es ermöglicht, genauer das Wertverhältnis zu messen, in dem die Waren zueinander stehen. Endlich ein Mittel, dessen Gebrauchswert und Tauschwert sich im Laufe der Zeit nur wenig verändert, so daß es möglich wird, die Profite des Handels aufzustapeln, um mit der angesammelten Summe größere Wirkungen erzielen zu können, sei es, um Bauten aufzuführen oder Schiffe herzustellen, ein Landgut zu erstehen usw., oder sei es auch nur, um längere Zeit ein arbeitsloses Genußleben führen zu können. Das gleiche Bedürfnis nach der Unveränderlichkeit des Wertes dieses Mittels erstand für die Wucherzinsen.

Das Mittel, das zur Befriedigung dieser Bedürfnisse dient, war eine besondere Ware, die zu Geld wurde. Ein Verkehrsmittel, ebenso wie Sprache und Schrift; ebenso aus dem Verkehr der Menschen, aber auch aus dem Bedürfnis nach dem Festhalten des Erworbenen hervorgewachsen, wie diese. Ebenso wie sie geworden, nicht erfunden, wenn auch in seinen höheren Formen mannigfachen bewußten Regelungen durch den Staat unterworfen.

Ueber das Wesen, das Werden und Funktionieren des Geldes hat Marx bereits erschöpfend in seiner „Kritik der politischen Oekonomie" und im „Kapital" gehandelt. Im Anschluß an ihn und seine Werttheorie, die allein das Geld befriedigend erklärt, habe auch ich schon mehrfach darüber geschrieben. Oft Gesagtes darüber zu wiederholen, ist hier wohl nicht notwendig. Ich darf mich daher im folgenden kurz fassen. Wer meine Anschauungen über das Geld ausführlicher kennenlernen will, den verweise ich auf das 7. Kapitel meines Buches: „Sozialdemokratische Bemerkungen zur Uebergangswirtschaft". (Leipzig 1918, S. 106—156.)

Das Geld ist in seinem Ursprung eine Ware, die jeder brauchen kann, jeder nimmt. Solange eine solche nicht auftrat, da war es notwendig, daß derjenige, der eine Ware auf den Markt brachte, einen Abnehmer fand, der nicht nur ihrer bedurfte, sondern der auch, im Austausch dagegen, über eine Ware verfügte,

die der andere selbst brauchte. Die Umsätze der Waren wurden sehr erleichtert, wenn jeder sich daran gewöhnte, seine Ware gegen eine von allen akzeptierte umzutauschen.

Nicht minder wichtig wie als Zirkulationsmittel wird das Geld als Wertmesser, aber auch als Mittel der Anhäufung, der Akkumulation von Reichtum an sich.

Da bei hoher Entwicklung des Warenhandels, großer Regelmäßigkeit und Sicherheit des Verkehrs, die Geldware für die Zirkulation durch bloße Anweisungen auf sie ersetzt werden kann, glaubt man vielfach, das Geld sei gar keine Ware, sondern nur eine Anweisung auf eine solche. Und da der Staat durch seinen Stempel die Echtheit und Vollwertigkeit bestimmter Stücke der Geldware verbürgt, wodurch es zur Münze wird, so meint mancher auch, es sei der Staat, der das Geld schafft und seinen Wert festsetzt.

Erst jüngst in der Zeit der Inflation haben wir alle am eigenen Leib verspürt, wie gefährlich diese Irrtümer werden können.

Sie beziehen sich aber bloß auf die Funktion des Geldes als Mittel des Warenumlaufs. Sie vergessen ganz, daß es auch als Wertmesser zu fungieren hat. Als solcher muß es den Wert einer anderen Ware an dem eigenen messen, was unmöglich ist, wenn es selbst keinen Wert hat, ein bloßer Papierschein ist.

Wo immer zwei Waren miteinander getauscht werden, wird stets der Wert der einen an dem der anderen gemessen. Je mehr die eine von jedermann im Austausch angenommen wird und sich dadurch von den anderen unterscheidet, um so mehr wird es Gebrauch, daß der Wert jeder Ware in bestimmten Mengen dieser einen allgemein akzeptierten Ware gemessen wird, diese Menge als der Preis gilt, der für sie zu zahlen ist.

Je höher entwickelt der Warenverkehr, je mehr er aufhört, ein gelegentlicher Vorgang zu sein, je mehr er an manchen Punkten, den Märkten, sich regelmäßig wiederholt, je zahlreicher und mannigfaltiger die Waren, die auf den Markt kommen, desto mehr wird die eine bevorzugte Ware zum allgemeinen Tauschmittel. Sie entwickelt dabei gleichzeitig ihre Funktionen als Wertmesser und als Zirkulationsmittel. Sie muß aber nicht immer bei derselben Tauschoperation beide Funktionen ausüben. In den Anfängen des Warenverkehrs kommt es oft vor, daß die Geldware nur als Wertmesser dient, als Ausdruck des Preises der Waren, ohne daß mit Geld bezahlt wird. Es findet vielmehr Naturaltausch statt.

„Die alten Aegypter z. B. gebrauchten im dritten Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung schon Kupfer und Gold (nicht Silber) als Geldware und allgemeinen Wertmesser der Waren. Aber die in Geld ihrem Werte nach gemessenen Waren wurden meist in natura gegeneinander ausgetauscht."

„So wurde bei einer dieser Tauschhandlungen z. B. ein Stier getauscht. Sein Wert wurde festgesetzt auf 119 Kupferutnu (14,4 Kilogramm Kupfer). Für ihn wurde gegeben eine Matte, die auf 25 Utnu angesetzt wurde,

5 Maß Honig zu 4 Utnu, 8 Maß Oel zu 10 Utnu und noch 7 andere Dinge für den Rest."

„Hier fungiert das Kupfer nur als Wertmaß. Es hätte als Zirkulationsmittel funktioniert, wenn der Besitzer des Stieres für ihn 119 Kupferutnu ausgezahlt bekommen und für diese dann die Matte und die übrigen Gegenstände gekauft hätte."

„Daß es im alten Aegypten mehr als Wertmaß wie als Zirkulationsmittel fungierte, rührte wohl daher, daß das Kupfer als Gebrauchsgegenstand zu sehr gesucht war. Gerade dieser Umstand machte es sehr geeignet zur Geldware, hinderte aber solange seine Produktion nicht sehr augedehnt war, seine Anwendung als Zirkulationsmittel, denn solange es als solches umlief, war es natürlich industriell nicht verwendbar." (Kautsky, „Sozialdemokratische Bemerkungen zur Uebergangswirtschaft, S. 111.)

Natürlich genügt es nicht, daß eine Ware allgemein gern genommen wird, um sie zur Geldware zu machen. Es müssen noch andere Eigenschaften dazu kommen. So Wertbeständigkeit, die nicht bloß eine Beständigkeit ihrer Produktionsbedingungen, sondern auch der Qualitäten erheischt, die ihren Gebrauchswert bestimmen. Ferner die Möglichkeit ihrer Teilbarkeit in kleine und kleinste Stücke, deren jedes den gleichen Gebrauchswert hat, wie die großen Stücke, so daß sie sich bloß durch die Mengen von Arbeit unterscheiden, die jedes von ihnen darstellt.

Es gibt nur wenige Produkte, bei denen diese Voraussetzungen zutreffen. Sie fehlen z. B. bei Tieren und darum hat sich auch die Verwendung von Rindern als Geld, die bei manchen Viehzüchtenden Nationen aufkam, nicht behaupten können. Als Wertmaß mag es noch einigermaßen gegangen sein, aber als Zirkulationsmittel muß seine Anwendung oft auf Schwierigkeiten gestoßen sein. Wo es als Geld gebraucht wird, muß daneben noch oft Naturaltausch stattfinden.

Rosa Luxemburg sagt darüber:

„Mit dem Uebergang zur Viehzucht wird das Vieh allgemeine Ware im Tauschhandel und allgemeiner Wertmaßstab. Dies war der Fall bei den alten Griechen, wie sie uns Homer beschreibt. Indem er z. B. die Ausrüstung jedes Helden genau schildert und einschätzt, sagt er, daß das Rüstzeug des Glaukus 100 Rinder kostete, dasjenige von Diomedes 9 Rinder."

Doch muß sie hinzufügen:

„Neben dem Vieh dienten aber zu jener Zeit bei den Griechen auch noch einige andere Produkte als Geld. Derselbe Homer sagt, daß bei der Belagerung Trojas für den Wein aus Lemnos bald Felle, bald Ochsen, bald Kupfer oder Eisen gezahlt wurde." (Einführung in die Nationalökonomie, S. 227, 228.)

Ob man diese „einigen anderen Produkte" als Geld bezeichnen darf, ist doch sehr zweifelhaft. Hier wurde einfach der Wein im Naturaltausch für andere Produkte hingegeben.

Und so muß man auch ein Fragezeichen machen, wenn Rosa Luxemburg fortfährt:

„Das Geld, das heißt die allgemeine Ware, war bereits ganz ausgebildet, bevor man überhaupt die Metalle zum Geldanfertigen verwendete. Schon in der Viehform z. B. hat das Geld tatsächlich genau dieselben Funktionen wie heute die Goldmünze: als Vermittler der Tauschgeschäfte, als Wertmesser, als Schatzmittel, als Verkörperung des Reichtums." (S. 229.)

Wir wollen davon absehen, daß Rosa Luxemburg hier von der Verwendung der Metalle zum „Geldanfertigen" spricht. Davon kann man aber doch nur dort reden, wo man die Münzung des Geldes im Auge hat, die erst im siebenten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung aufkam. Mehr als zweitausend Jahre vorher hat man aber schon Metalle als Geld gebraucht. Die Produktion von Gold und Silber ist noch keine „Anfertigung" von Geld. Die Edelmetalle wurden viele Jahrtausende hindurch als Rohmaterial für Schmuck verwendet, ehe sie anfingen als Geld zu funktionieren. Doch dies nur nebenbei.

Bedenklicher aber ist es, daß Rosa Luxemburg behauptet, das Geld sei bereits „ganz ausgebildet" gewesen, ehe die Edelmetalle als solches angewendet wurden. Meiner Ansicht nach besitzen nur die Edelmetalle die Qualitäten, die es erlaubten, das Geld „ganz auszubilden". Was vorher als Geld fungierte, stieß stets auf Schranken, die seine allgemeine Anwendung und damit vollkommene Ausbildung hinderten.

Das gilt nicht nur von seiner Anwendung als Zirkulationsmittel, sondern auch als Schatzmittel, die wir noch eingehender betrachten werden, da sie uns in diesem Zusammenhang besonders interessiert.

Genossin Luxemburg veranschaulicht die Entstehung und das Funktionieren des Geldes in einem erfundenen Beispiel, das von ihr teilweise sehr scherzhaft gefaßt, aber sehr ernsthaft gemeint ist. Sie führt uns einen Schuster in einer Wirtschaft vor, in der Vieh als Geld und Reichtum funktioniert. Im Laufe ihrer Ausführungen darüber sagt sie:

„Die Viehform, das ist, wie wir wissen, die offizielle gesellschaftliche Form der Arbeit und in dieser kann sie der Schuster so lange aufbewahren, wie er will; denn er weiß, er hat es jederzeit in der Hand, sein Arbeitsprodukt wieder aus der Viehform in jedes beliebige umzutauschen, d. h. einen Kauf zu machen."

„Eben dadurch wird aber das Vieh jetzt auch zum Mittel, den Reichtum aufzusparen und zu sammeln, es wird zum Schatzmittel . . . Da das Vieh allezeit zu allem gut ist, so spart und häuft er es für die Zukunft auf." (S. 219.)

Leider hat diese Anhäufung von Vieh einen Haken. Es ist ein „fressendes Kapital". Der Schuster muß es füttern, soll es nicht ein „totes Kapital" werden und der Schatz sich in eine Aufhäufung nutzloser Kadaver verwandeln. Die Grenzen der Futtervorräte und Weideplätze des Geldbesitzers sind bei Viehgeld auch die Grenzen seiner Schatzbildung, seiner Akkumulation von Geld.

Wo die Edelmetalle als Geld fungieren, bestehen diese Grenzen nicht. Der Schuster kann davon zusammenscharren, soviel ihm möglich ist. Sie bedürfen keines Futters, sie gehören auch nicht zu den Schätzen, die der Rost und die Motten fressen, sie verändern sich nicht in ihrer leiblichen Beschaffenheit und kaum in ihrem Werte, auch wenn sie Jahrzehnte lang aufbewahrt bleiben[1]). Und die Edelmetalle lassen sich, ohne Schädigung zu erleiden, nicht nur aufbewahren, sondern auch leicht verbergen, z. B. durch Vergraben, was auch reichlich geübt wurde, solange es nicht Banken und eine kapitalistische Anwendung des Geldes gab. Die Schatzgräberei ist denn auch in den Märchen aus alten Zeiten eine beliebte Beschäftigung. Edelmetalle lassen sich ferner meist leichter transportieren als etwa Vieh. Dieses kann allerdings laufen, doch hilft das nichts beim Fortschaffen übers Meer. Einige Goldstücke kann man hingegen selbst in einem kleineren Schiff unschwer bis an die fernsten Meeresküsten bringen. Durch weite Sandwüsten oder Urwälder läßt sich ein Rind ebenfalls schwerer transportieren, als ein Säckchen mit Gold.

Erst das Metallgeld wird zu vollständig ausgebildetem Geld. Ja, genau genommen, erst die Münze. Denn man kann von vollständig ausgebildetem Geld erst dann reden, wenn sein Gebrauchswert ausschließlich darin besteht, als Zirkulationsmittel zu dienen, wenn es als nichts anderes verwendbar ist. Dahin kommt es erst, wenn es die Münzform erreicht. Eine Gold- oder Silbermünze ist nur dazu da, mit ihr zu kaufen (oder zu zahlen). Will man sie anders verwenden, etwa als Plombe von Zähnen, oder als Rohmaterial für Schmuck, oder Geschirr, muß man ihr erst die Münzform nehmen, sie einschmelzen.

Auf keinen Fall darf man von den Geldsorten, die vor dem Metallgeld vorkommen, behaupten, sie stellten „vollständig ausgebildetes Geld" dar, Geld, das imstande ist, alle die Funktionen zu erfüllen, die es im Warenhandel ausübt, deren dieser bedarf und die seine Weiterentwicklung ermöglichen.

---

[1]) Professor Alwin Oppel führt den Wert des Goldes und Silbers einzig auf ihre leibliche Beschaffenheit zurück. Er fragt:

„Warum wird das Gold höher bewertet, als das Silber? Die Antwort lautet: weil es die metallischen Eigenschaften in höherem Grade besitzt als diese. Beide sind ja homogen, teilbar und wieder vereinbar, aber das Gold ist es mehr." (Natur und Arbeit, Leipzig 1904, S. 315.)

Er sagt uns nicht, warum der Diamant noch wertvoller ist, als Gold, obwohl ihm die metallischen Eigenschaften fehlen, und erklärt uns auch nicht, warum im letzten Jahrhundert durch die Veränderung der Produktionsmethoden, die die Gewinnung von Silber viel mehr verbilligten, als die des Goldes, der Wert des Silbers gegenüber dem des Goldes gewaltig zurückging, obwohl sich doch der Grad seiner „metallischen Eigenschaften" in keiner Weise verringerte.

Aus dem Warenverkehr erwächst nicht nur das Geld, sondern auch die Notwendigkeit der Ansammlung von Geldschätzen, zunächst als Betriebsfonds und Reservefonds für die Kaufleute. Bei allgemeiner Warenproduktion vermag auch der Produzent ohne eine gewisse Schatzbildung seinen Betrieb nicht in Gang zu setzen und in Gang zu halten. Diese Funktion kann das Geld vollkommen nur erfüllen als Edelmetall.

Aber das Geld kann sich nicht entwickeln, ohne daß es eine „angenehme Ware", um mit Roscher zu sprechen, auch für andere Leute wird, als für Warenproduzenten und Warenhändler. Wer Geld hat, kann jede Ware erwerben, die zu Markte kommt, er kann Dienstleistungen von Menschen und solche selbst kaufen. Geld wird ein Mittel der Macht und zwar ein ganz gewaltiges Machtmittel. Die Grundlage der Kriegsmacht selbst wird die Geldmacht. So kam es schließlich dahin, daß Marschall Trivulzio im 15. Jahrhundert unserer Zeitrechnung den Ausspruch prägte, den im 17. der Graf Montecuccoli wiederholte, daß zum Kriegführen drei Dinge nötig sind: Geld, Geld und wiederum Geld. In der großen französischen Revolution variierte allerdings der Advokat Danton den Ausspruch des Marschalls dahin, daß das notwendigste sei: Kühnheit, Kühnheit und wiederum Kühnheit.

In Wirklichkeit braucht man heute zum Kriegführen beides und noch einiges dazu, so z. B. Verstand und Wissen.

Aber jedenfalls, je mehr sich Warenhandel und Warenproduktion entwickeln, desto weniger kann sich eine Staatsgewalt ohne Geld behaupten, desto eifriger sucht sie nach Geld, desto beflissener zeigt sie sich, die Tribute und Dienste, zu denen sie die Untertanen verpflichtet, in Geldzahlungen zu verwandeln.

Eine ganz andere Auffassung des Entwicklungsganges des Geldes gibt die neuere Theorie darüber, die wohl am hervorragendsten von Max Weber vertreten wird. In seiner „Wirtschaftsgeschichte" beginnt er den Paragraphen, der von Geld und der Geldgeschichte handelt, mit den Worten:

„Entwicklungsgeschichtlich betrachtet, ist das Geld der Schöpfer des Individualeigentums; diese Eigenschaft besitzt es von Anfang an, und umgekehrt gibt es kein Objekt mit Geldcharakter, das nicht individuellen Besitzcharakter gehabt hätte.

„Aeltestes Individualeigentum sind Gegenstände, die der einzelne sich verfertigt hat, Geräte und Waffen beim Mann, Schmuck bei Mann und Frau. Sie unterliegen einem Sondererbrecht von Person zu Person; in ihrem Umkreis haben wir primär die Entstehung des Geldes zu suchen." (S. 208.)

Schon diese Ausführungen sind sehr sonderbar. Zuerst heißt es, das Geld ist der Schöpfer des Individualeigentums. Das kann doch nur heißen, daß es vor dem Geld kein Individualeigentum gibt. Gleich darauf heißt es, daß das älteste Individualeigentum Gegenstände bilden, die der einzelne sich selbst verfertigt, was natürlich ohne Geld geschah, und daß wir im Bereich dieses

Individualeigentums die Entstehung des Geldes zu suchen haben. Also: das Geld ist der Schöpfer des Individualeigentums. Dieses Eigentum war jedoch vor seinem Schöpfer da, es ist aus dem von ihm geschaffenen Produkt hervorgegangen!

Das ist schon sonderbar genug. Aber nicht minder sonderbar das Folgende. Weber fährt fort:

„Heute hat das Geld vor allem zwei Funktionen: es dient als oktroyiertes Zahlungs- und als allgemeines Tauschmittel. Geschichtlich ist von diesen beiden Funktionen diejenige des oktroyierten Zahlungsmittels die ältere[1]. In diesem Stadium ist das Geld tauschloses Geld[2]; diese seine Eigenschaft wird dadurch ermöglicht, daß auch eine tauschlose Wirtschaft Leistungen von Wirtschaft zu Wirtschaft kennt, die nicht auf Tausch beruhen, aber doch Zahlungsmittel nötig machen: Tribute, Häuptlingsgeschenke, Brautpreis, Mitgift, Wergeld, Bußen, Strafen, also Zahlungen, die mit typischen Zahlungsmitteln zu leisten sind.“ (S. 209.)

Diese Auffassung beruht auf der Knappschen „staatlichen Theorie des Geldes“, die Max Weber mit einem kleinen Vorbehalt akzeptiert. Er spricht von der „im übrigen völlig richtigen und schlechthin glänzenden, für immer grundlegenden staatlichen Theorie des Geldes von G. F. Knapp“ (Wirtschaft und Gesellschaft, Tübingen 1925, 2. Aufl., S. 99).

Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, uns mit dieser Theorie auseinanderzusetzen. Im vorliegenden Zusammenhang interessiert uns nur die Behauptung, die Funktion des Geldes als Zahlungsmittel entstehe vor der des „Tauschmittels“, das heißt Zirkulationsmittels. Sie ist Max Weber eigentümlich. Knapp selbst erklärt, es sei „erst die zirkulatorische Verwendung, welche die Eigenschaft des Zahlungsmittels hervorruft“ („Die Staatliche Theorie des Geldes“, 3. Aufl., München 1921, S. 3).

Die Unterscheidung zwischen der Funktion des Geldes als Zirkulations- und als Zahlungsmittel macht Marx auch. Allerdings als Tauschmittel bezeichnet er das Geld nirgends. Es ist ja das Mittel, das Tauschen durch ein Kaufen zu ersetzen. Es heißt, den Unterschied der beiden wesentlich verschiedenen Vorgänge auslöschen, wenn man das Geld nicht als Zirkulations- oder Kaufmittel, sondern als Tauschmittel bezeichnet.

Zunächst, sagt Marx, dient das Geld als Zirkulationsmittel. Auf der einen Seite steht der Warenbesitzer, der die Ware verkauft. Auf der anderen der Geldbesitzer, der Geld für die Ware hingibt. Nun treten im Laufe der Entwicklung der Warenzirkulation Umstände ein, unter denen der Warenbesitzer seine Ware hingibt, ohne sofort Geld dafür zu bekommen. Er begnügt sich mit dem Versprechen, daß ihm das Geld später ausgefolgt wird. Augenblicklich verfügt der Kaufende nicht über die nötige Summe.

---

1) Von mir unterstrichen. K.

2) Von Weber unterstrichen. K.

Das schuldige Geld wird dann später ausbezahlt: es fungiert nun als Zahlungsmittel. Es vollzieht nicht die Erwerbung einer Ware, die ist schon früher geschehen, es bezahlt vielmehr bloß eine Schuld.

„Bei gewissem Höhegrad und Umfang der Warenproduktion greift die Funktion des Geldes als Zahlungsmittel über die Sphäre der Warenzirkulation hinaus. Es wird die allgemeine Ware der Kontrakte. Renten, Steuern usw. verwandeln sich aus Naturallieferungen in Geldzahlungen." (Marx, „Das Kapital", I., S. 98.)

Bei Weber vollzieht sich der Prozeß umgekehrt wie bei Marx. Zuerst fungiert das Geld als Mittel, Verpflichtungen abzutragen, dann erst als Mittel, Waren zu erwerben. Als Zahlungsmittel fungiert nach Weber das Geld schon, ehe es noch irgendeinen Warenaustausch gibt, in einer tauschlosen Wirtschaft.

Um zu diesem Ergebnis zu gelangen, operiert er mit dem Begriff des oktroyierten Zahlungsmittels. Er sagt, daß lange schon, ehe es eine Warenzirkulation gibt, von überlegenen Mächten, z. B. der Staatsgewalt, den einzelnen Wirtschaften Leistungen auferlegt werden, und zwar ganz bestimmte Leistungen. Dadurch, daß die Naturalien genau festgesetzt werden, die die einzelne Wirtschaft zu liefern hat, soll bewirkt werden, daß sie als Zahlungsmittel fungieren, also als Geld! Sie werden hingegeben ohne eine entsprechende Gegenleistung des Empfangenden, sind daher nicht Tauschmittel.

Merkwürdigerweise rechnet Weber zu den, einzelnen Wirtschaften aufgezwungenen Tributen außer den Steuern und den Bußen auch „Brautpreis und Mitgift".

Als eines der Beispiele dafür berichtet er einige Seiten später (S. 212) selbst:

„Von den Missouriindianern wird berichtet, daß der Kaufpreis für ein Weib betrug: zwei Messer, ein paar Hosen, eine Decke, eine Flinte, ein Pferd und ein Lederzelt. Das bedeutet, daß ein Weib der vollständigen Ausrüstung eines Indianerkriegers gleichwertig ist und von ihrem Stamm dafür verkauft wird."

Vor allem bezeugt das Beispiel nicht die Anwendung von Geld als Zahlungsmittel. Als gleichwertig Erachtetes wird gegeneinander ausgetauscht: die Arbeitskraft einer Frau gegen die Ausrüstung eines Kriegers. Weber selbst spricht hier nicht von zahlen, sondern von kaufen und verkaufen. In Wirklichkeit ist der Vorgang allerdings auch so nicht zu bezeichnen. Hier kommt überhaupt kein Geld in Betracht, sondern reiner Tausch der verschiedensten Gegenstände. Alle möglichen Dinge sind schon Geld gewesen. Aber vom Hosengeld hat man noch nie gehört.

Neben der ganz sinnwidrigen Einbeziehung des Brautpreises in die Reihe der „oktroyierten Zahlungen", das heißt, der einseitigen Leistungen ohne Gegenleistungen, nennt Weber unter ihnen auch Bußen, die für einen durch Verletzung fremden Eigentums oder fremder Arbeitskraft angerichteten Schaden zu ent-

richten sind. Auch diese Leistungen kann man als Hingabe von Gleichwertigem für Gleichwertiges betrachten.

So bleiben als „tauschloses Geld" nur übrig die Tribute und Steuern, die die Untertanen den Herren und Königen zu entrichten haben. Hier allerdings entspricht der Leistung keine Gegenleistung. Wenn man will, kann man sie deshalb als Zahlungen betrachten, sicher als oktroyierte Zahlungen. Aber es ist doch etwas kühn, deshalb, weil der Staat die Produkte festsetzt, in denen sie zu leisten sind, diese als Geld zu bezeichnen. War das Hundefutter, das, wie schon berichtet, vier babylonische Dörfer dem Satrapen von Babylon zu liefern hatten, auch Geld?

Doch Weber bricht jeder gegen seine Geldtheorie gerichteten Kritik die Spitze ab, indem er selbst erklärt:

„Auf dieser Entwicklungsstufe darf nicht an einheitliches Geld im heutigen[1]) Sinne gedacht werden, sondern in jedem einzelnen Wirtschaftsgebiet entsprechen den verschiedenen Arten von Leistungen bestimmte Arten von Gütern, die Zahlungsfunktionen übernehmen." (S. 209.)

Weber beginnt seine Darstellung mit den Worten:

„Heute hat das Geld vor allem zwei Funktionen: es dient als oktroyiertes Zahlungs- und als allgemeines Tauschmittel", und er fügt hinzu, von diesen beiden Funktionen des heutigen Geldes sei die als Zahlungsmittel die ältere. Nun aber soll das Geld, das vor der tauschlosen Wirtschaft zu Zahlungen benützt wird, gar nicht Geld „im heutigen Sinne" sein.

Sicher hat jeder das Recht, seine Terminologie zu wählen, wie er will. Aber es trägt nicht zur Klarheit bei, wenn man sagt, die Naturalsteuern, die den Geldsteuern vorangingen, seien deshalb, weil ihre Entrichtung in bestimmten Naturalien vom Staate oktroyiert, aufgezwungen wurde, ebenfalls Geldsteuern, nur „dürfe dabei nicht an Geld im heutigen Sinne gedacht werden."

Die Webersche Unterscheidung von oktroyiertem Zahlungs- und von Tauschmittel erinnert etwas an die Oppenheimersche Unterscheidung von ökonomischem und politischem Mittel. Dieser sagt, es gebe außer der eigenen Arbeit zwei Mittel der Gütergewinnung: „den Austausch eigener gegen fremde Arbeit (oder ihrer Produkte)" und „die unentgoltene Aneignung fremder Arbeit". Jene bilde das ökonomische, diese das politische Mittel. Oppenheimer ist allerdings stellenweise so unhöflich, dieses politische Mittel als Raub zu bezeichnen, indes Weber die mildere Bezeichnung einer „oktroyierten Zahlung" vorzieht.

Aber wie immer wir uns zu diesen Bezeichnungen stellen mögen, und selbst, wenn wir die Weberschen völlig akzeptieren wollten, müssen wir es noch als zweifelhaft erklären, ob die gewaltsame Auflegung von Tributen oder gar der Raub, diese primitivste Form einer „oktroyierten Zahlung" älter sei als der Tausch. Beide reichen in die graueste Vorzeit zurück, allerdings beide,

1) Von mir unterstrichen. K.

Raub und Tausch, zunächst nicht als Mittel der Gewinnung fremden „Individualeigentums", sondern fremden Stammeseigentums. Beide, Raub und Tausch, werden gleichzeitig aufgekommen sein als Ergebnis der Arbeitsteilung zwischen einzelnen Stämmen. Je nach der Gelegenheit und den Kraftverhältnissen wird man die eine oder die andere Methode der Erwerbung von Gütern des fremden Stammes, die man nicht selbst besaß, vorgezogen haben. Man hat keinen Grund anzunehmen, daß der Raub älter sei als der Tausch.

Die Erscheinung, die Max Weber im Auge hat, wenn er von oktroyierten Zahlungsmitteln spricht, bezieht sich aber im wesentlichen nur auf die von Staats wegen betriebene Ausbeutung, bei der sowohl die Menge, wie die Art der Produkte, die zu liefern sind, mit denen also zu „zahlen" ist, genau von der Staatsgewalt bestimmt wird.

Der Staat und die Ausbeutung der arbeitenden Masse durch ihn ist jedoch ganz unzweifelhaft weit jüngeren Datums, als der Austausch von Waren.

Neuntes Kapitel.

Schatzbildung.

Max Weber sagt weiter über das Geld:

„Eine weitere Funktion, die für das Geld heute weniger charakteristisch ist, die es aber lange Zeiträume der Geschichte hindurch ausgeübt hat, ist die eines Schatzbildungsmittels. Der Häuptling, der sich in seiner Position behaupten wollte, mußte in der Lage sein, sein Gefolge zu unterhalten und bei besonderen Gelegenheiten durch Geschenke zu entschädigen. Daher schreibt sich der ungeheure Wert, der auf den Thesaurus[1]) gelegt wird, wie ihn jeder indische Rajah und jeder Merowingerkönig besitzt; der Nibelungenhort ist nichts anderes, als ein solcher Thesaurus. Dabei werden als Schatzbildungsmittel bestimmte typische Gegenstände verwendet, die der Fürst regelmäßig seinen Gefolgsleuten als Geschenk zu geben pflegte und die gleichzeitig weitgehend mit solchen Gegenständen identisch sind, die auch sonst als Zahlungsleistungsmittel geschätzt werden. Auch hier ist das Geld nicht Tauschmittel, sondern lediglich ständiges Besitzobjekt[2]). Wer es besitzt, besitzt es nur aus Prestigegründen und um sein soziales Selbstgefühl daraus zu speisen. In dieser Funktion bedarf das Geld zwar nicht einer der wichtigsten Eigenschaften, die man heute von ihm verlangt, der Transportfähigkeit; wohl aber der Dauerhaftigkeit. Elfenbeinzähne, Riesensteine bestimmter Qualität, später[3]) Gold, Silber, Kupfer, Metall aller Art dienen als Geld und Schatzbildungsmittel." (S. 209, 210.)

---

[1]) Schatz. K.

[2]) Von Weber unterstrichen. K.

[3]) Von mir unterstrichen. K.

An diesen Ausführungen ist sicher das richtig, daß eine weitere Funktion des Geldes die der Schatzbildung ist. Aber auch hier denkt Weber wieder nicht an „Geld im heutigen Sinne." Wenn er früher deshalb, weil Geld als Zahlungsmittel fungieren kann, alles, was als Zahlung (genauer als Tribut) jeweilig vom Staate verlangt wird, als Geld bezeichnet, so wird hier deswegen, weil Geld aufgeschatzt werden kann, alles als Geld betrachtet, was die Fürsten in ihren Schatzkammern aufstapeln, und wären es nur Kuriositäten, wie Riesensteine! Auch die sind für Max Weber Geld. Als Tauschmittel oder Zahlungsmittel sind sie freilich nicht zu brauchen, wohl aber als eine sonderbare Art Geld, die überhaupt zu nichts zu verwenden ist, die nur zu Prestigezwecken und zur „Speisung sozialen Selbstgefühls" aufgestapelt wird.

Zur Erhöhung der Sonderbarkeit dieser Art Geld, die wieder aus einem Sammelsurium der verschiedensten Gegenstände besteht, wird noch hinzugefügt, daß die Fürsten früher anfingen, „Elfenbeinzähne" und Riesensteine in ihren Schatzkammern zu sammeln, als Gold und Silber.

Was das Wort Elfenbeinzähne anbelangt, so dürfen wir es wohl auf das Konto der Herausgeber des Weberschen Werkes setzen, die es nach dem Tode des Verfassers aus den Nachschriften seiner Vorlesungen feststellten. In Wirklichkeit kennt die deutsche Sprache wirklich nur Elfenbein und Elephantenzähne. Sollten etwa die „Riesensteine" auch auf das Konto der Herausgeber zu buchen sein?

Weber wirft hier zweierlei Dinge mit ganz verschiedenen ökonomischen Funktionen zusammen, die er als in dieselbe ökonomische Kategorie gehörend betrachtet, weil sie in derselben Schatzkammer aufbewahrt werden. Auf der einen Seite „ständische Besitzobjekte", die die Vornehmen und Fürsten nur „aus Prestigegründen" aufspeichern und „um ihr soziales Selbstgefühl daraus zu speisen". Das sind vor allem neben auffallenden Kuriositäten etwa Heiligenreliquien, durch Schönheit oder Größe ausgezeichnete Schmuckgegenstände, namentlich Edelsteine, die allerdings nicht angesammelt werden, um im Schatzhaus liegen zu bleiben, sondern um von ihren Besitzern bei feierlichen Gelegenheiten getragen oder sonstwie zur Schau gestellt zu werden, damit sie ihnen erhöhtes Ansehen verleihen. Sie werden durch die Unterbringung im Schatzhaus ebensowenig zu Geld, als sich ein Damenhut dadurch, daß er in einem Geldschrank versperrt wird, in Geld verwandelt.

Uebrigens werden Wertgegenstände dieser Art in den seltensten Fällen durch „oktroyierte Zahlung" in den Besitz ihres Aufsammlers gelangt sein. Tribut und andere Zahlungen, die in Naturalien zu erfolgen haben, werden naturgemäß in Produkten auferlegt, von denen man erwartet, daß jede Wirtschaft der betreffenden Gegend sie regelmäßig hervorbringt, also etwa Getreide, Oel,

Schafe, Pferde. Medien z. B. hatte im persischen Reich als jährliche Steuer 100 000 Schafe und 4000 Pferde zu „bezahlen“, das heißt, abzuliefern. Eine „Zahlung“ von Steuern in außergewöhnlichen Schmuckstücken kann nicht gut regelmäßig geleistet werden. Sie werden entweder durch Handel oder durch Raub in den Besitz der großen Herren gekommen sein. Der erstere setzt schon wirkliches Geld im gewöhnlichen, nicht in einem besonderen „Pickwickschen“ Sinne voraus.

Diese Schmuckgegenstände stellen, wenn sie auch zeitweise in einem Schatzhause verschlossen werden, Artikel des Gebrauchs, also kein Geld dar. Ganz verschieden von ihnen sind aber die Aufhäufungen wirklichen Geldes „im heutigen Sinne“, die von den Großen im Staate und namentlich seinen Fürsten, wie auch von Kaufleuten vorgenommen werden, nicht um als „ständisches“ und auch nicht als ständiges Besitzobjekt zu dienen, nicht ständig als Gebrauchsgegenstände in ihrem Besitz zu bleiben, sondern um wieder ausgegeben zu werden als Kaufmittel. Brauchen bei entwickeltem Warenhandel die Kaufleute größere Summen, um Waren zu kaufen, so die Fürsten, um Krieg zu führen, namentlich um die Hilfe von Soldtruppen zu erkaufen.

Weber selbst weist auf diese Verwendung hin, wenn er sagt, die „Häuptlinge“ bedürften eines Schatzes, um ihr Gefolge zu erhalten und an sich zu fesseln. Um das zu bewirken, muß der Schatz aus Geld im heutigen Sinne bestehen, das als Kaufmittel verwendet werden kann. Es muß Zirkulationsmittel sein, setzt also die Warenzirkulation durch Geld bereits voraus. Ja, diese Verwendung des Schatzes setzt bereits das Edelmetall als Geldmaterial voraus. Weber meint, bei dem aufgeschatzten Geld spiele die Transportfähigkeit keine Rolle. Aber die nomadischen Söldnertruppen, deren Kriegsdienste mit den Mitteln des königlichen Schatzes erkauft wurden, hätten sich dafür bedankt, wenn sie die erhaltenen Kaufsummen nicht hätten bequem mit sich tragen können, weil man sie etwa mit Elefantenzähnen und Riesensteinen bezahlte.

Die Ansammlung von Geld im Schatzhaus dient ganz anderen Zwecken als die Ansammlung von Schmuck und Kuriositäten. Beide zusammenwerfen, weil sie im gleichen Gebäude verwahrt sind, hat nicht mehr Sinn, als wenn man ein Museum, weil in ihm ebenso wie in einer Bank Wertsachen deponiert werden, ein Geldinstitut nennen wollte.

Erst mit der Bildung des Metallgeldes ersteht jene auri sacra fames, jener heillose Hunger nach Geld, der nicht zu stillen ist. Nun erst wird die grenzenlose Möglichkeit gegeben, die Schatzhäuser der Großen, ebenso wie die Verstecke der Kaufleute mit dauerndem, leicht zu transportierendem, leicht zu verwahrendem Geld zu füllen, und aus der Möglichkeit erwächst bald die Notwendigkeit solcher Aufschatzung. Weber spricht von den Schätzen

der Rajah und der Merowinger sowie vom Nibelungenhort, aber alle diese Schätze bestanden aus „rotem" gleißendem Gold oder aus Silber; sie wurden gebildet in Zeiten, als diese Metalle schon zur Geldware geworden waren.

Von den verschiedenartigen Produkten, die von den Tributpflichtigen an ihre Herrn als „Zahlungsmittel" entrichtet wurden, konnten diese samt ihrem Gefolge nur bestimmte Mengen verzehren. Damit waren für die Forderungen der Großen im Lande an die ihnen Unterworfenen bestimmte Grenzen gesteckt. Dadurch gesteckt, daß die Naturalabgaben eben nicht Geld waren, nur in natura benutzt werden konnten.

Vom Gelde dagegen, sobald es unverwüstliches Metallgeld geworden ist, das das Aufschatzen bis ins Unendliche verträgt, kann man nie zu viel haben. Je mehr man davon besitzt, desto mehr *kann* man verausgaben, um Mittel der Macht oder des Genusses dafür zu kaufen. Desto mehr *muß* man aber auch für Machtmittel verausgaben, denn um so zahlreicher die Feinde, die nach dem Schatze gieren.

In demselben Maße, wie die Edelmetalle zur Geldware werden, wächst das Verlangen der Staaten nach den Quellen, aus denen diese Metalle entspringen. Im Altertum befanden sich in den Gebieten des damaligen staatlichen Lebens weit mehr Gold- und Silberbergwerke als heutzutage. Da viele vor ihnen schon Jahrtausende vor Beginn unserer Zeitrechnung in Betrieb genommen wurden, waren die meisten von ihnen im Mittelalter bereits erschöpft. Neue Gruben wurden dort erschlossen, wohin die antike Zivilisation noch nicht gelangt war, in Deutschland und Ungarn, später in Mittel- und Südamerika, endlich in unseren Tagen in Kalifornien, Australien, Südafrika und schließlich am Polarkreis. Immer weiter außerhalb des Bereichs der Zivilisation muß sich die Goldproduktion zurückziehen.

Im Altertum gab es reiche Minen von Edelmetallen in Aegypten, im südlichen Arabien, in Lydien, in Griechenland, in Spanien, die jetzt alle erschöpft sind und nur geringe Ausbeute liefern oder ganz eingestellt wurden.

Solche Bergwerke zu erobern und festzuhalten, war frühzeitig das lebhafte Bestreben der Staaten. So zitiert Heeren z. B. über die ägyptischen Bergwerke bei Assuan einen arabischen Geographen, Makrizi, der über sie berichtet:

„Man findet dort Silber, Kupfer, Eisen und Edelsteine. Aber das Suchen nach Gold verschlingt allein alle Aufmerksamkeit. Schon die Pharaonen bekriegten das Land, weil sie der Bergwerke nicht entbehren konnten. So auch die Griechen, als sie Herrn von Aegypten waren." (Heeren, Ideen usw. II., 2, S. 170.)

Die Größe und Macht des ägyptischen Theben wird nicht zum wenigsten auf diese Bergwerke zurückgeführt.

Die ergiebigsten Bergwerke, namentlich für Silber, aber auch für Gold, waren im Altertum die spanischen. Um ihretwillen

fuhren die phönikischen Seefahrer, die aus dem äußersten Osten des Mittelmeeres kamen, in seinen äußersten Westen. Ihre Kolonie Karthago setzte sich als ihre Nachfolgerin dort fest. Um Spanien zu erobern und festzuhalten, vergrößerten die Karthager ihre Landarmeen. Und andererseits war es Spanien, dessen Gold und Silber es ihnen erlaubte, zahlreiche Söldner anzuwerben.

Um Spaniens willen wollte Karthago neben der stärksten Seemacht im westlichen Mittelmeerbecken auch die stärkste Landmacht dort werden. Dieses Streben brachte ihm ebenso Verderben, wie jüngst dem Kaisertum der Hohenzollern, das in ähnlicher Weise Deutschland gleichzeitig zur stärksten Land- und Seemacht erheben wollte.

Der erste Krieg zwischen Rom und Karthago, der erste Punische Krieg (264—241 v. Chr.), war noch ein Zweikampf um die Vorherrschaft in Italien gewesen, ein Kampf um Sizilien. Er brachte Rom die Beherrschung des ganzen Italien.

Um so mehr warf sich nun Karthago darauf, ganz Spanien in seinen Besitz zu bringen, in dem es bis dahin nur einzelne Landstriche besetzt hatte. Der zweite Punische Krieg, der 219 begann und 201 mit der völligen Niederwerfung Karthagos endete, begann als Kampf um Spanien und endete mit der Abtretung Spaniens an den Sieger, dem nun die reichen Bergwerke zufielen, die Roms Kraft unendlich vermehrten, aber freilich auch seinen herrschenden Klassen Geldgier und Genußsucht einflößten und so ihre Korrumpierung begannen und mächtig förderten. Der karthagische Staat aber verlor mit den Bergwerken Spaniens sein festes Rückgrat. Der dritte Punische Krieg (149—146) war nur noch ein Ausbruch hoffnungsloser Verzweiflung. Er konnte von vornherein nicht anders enden, als mit der völligen Vernichtung Karthagos.

Die Anziehungskraft, welche die Gold- und Silberbergwerke im Zeitalter einfacher Warenproduktion — vor der Entwicklung der kapitalistischen Industrie — auf die Herren der Staaten übten, und die große Macht, die sie ihnen verliehen, bilden ein bedeutendes Moment in der Geschichte der Staaten, das in der Regel zu wenig beachtet wird.

Wie sehr die Silberbergwerke des Lauriongebirges und die Goldbergwerke der Insel Thasos die griechische Geschichte beeinflußt haben, wurde von uns schon im dritten Buche bemerkt.

Im Zeitalter des industriellen Kapitalismus werden allerdings für die Staatengeschichte die Fundorte von Kohle, Eisen, schließlich Petroleum wichtiger als die des Goldes, vom Silber gar nicht zu reden, das als Geldmetall völlig entthront ist. Wenn wir Professor Oppel glauben dürfen, wahrscheinlich deshalb, weil es seine metallischen Eigenschaften verloren hat.

Das Edelmetall wird natürlich aus den Bergwerken nicht herausgeholt, um in den Händen der Ausbeuter des Bergwerks und

seiner Arbeiter zu bleiben. Soweit die Bergherren es nicht zu eigenem Gebrauch als Schmuck oder Gerät verarbeiten lassen, geben sie es aus als Geld, um Waren oder Dienste dafür zu kaufen. So kommt das Metallgeld schließlich meist in die Hände derer, die Ueberschüsse an begehrten Waren abzugeben haben oder die mit solchen handeln.

Die goldhungrigen Herren des Staates finden dort die zweite Quelle, aus der sie das ersehnte Metall schöpfen können. Die Perser legten die Geldtribute zumeist den Seestädten auf, den landwirtschaftlichen Gebieten dagegen Tribute in Naturalien.

Im Laufe der Geschichte hat sich die Fähigkeit einzelner Gegenden, Geldtribute zu zahlen, mit dem Umfang und der Art ihres Handels sehr geändert. Ein großes Gebiet aber gibt es, das, soweit die geschichtlichen Zeugnisse reichen, stets weit mehr Waren ausgeführt als eingeführt hat. Es produziert fast alles selbst, was es braucht, und erzeugt so vieles, wonach das Ausland verlangt, daß seine Handelsbilanz seit jeher eine aktive war, und auch seine Zahlungsbilanz, obwohl es keine Kaufleute ins Ausland schickte, sondern seinen ganzen Außenhandel durch fremde Kaufleute besorgen ließ, die den Handelsgewinn und die Bezahlung der Frachtkosten einheimsten.

Dieses Land ist Indien, das daher, obwohl es relativ nicht viel Gold und Silber produziert, doch ungemein reich an Edelmetallen ist, die seine Großen teils zur Schau tragen, teils in ihren Schatzkammern aufhäufen. Es umfaßt mehr als 300 Millionen Einwohner, produzierte jedoch 1924 nur 12 400 Kilogramm Gold. Die Vereinigten Staaten mit 100 Millionen Einwohnern dagegen 78 000, Südafrika mit 10 Millionen fast 300 000 Kilogramm. (Woytinsky, die Welt in Zahlen, IV., S. 194). Indien hat jahraus, jahrein eine enorme Einfuhr von Edelmetallen. Im Jahre 1911 betrug sie 322 Millionen Mark in Gold und 116 Millionen in Silber. (Kautsky, die Wandlungen der Goldproduktion, Ergänzungsheft der „Neuen Zeit", 1913, S. 43.).

Doch schon im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung berichtet Plinius in seiner „Historia Naturalis", VI., 26:

„Es ist höchst bemerkenswert, daß Indien in keinem Jahre weniger als 1 500 000 Sesterzen [1]) aus unserem Reiche herauszieht, wofür es uns Waren zurückschickt, die bei uns um das Hundertfache ihres heimischen Wertes verkauft werden."

Dank ihrer Dauerhaftigkeit gehören die Edelmetalle zu den Stoffen, die nicht, wie die meisten Produkte menschlicher Arbeit, im Jahre fast in der gleichen Menge konsumiert oder abgenutzt, wie produziert oder in ihrer Abnützung ersetzt werden. Der Betrag ihrer Abnützung ist in der Regel weit geringer als der ihrer Produktion im gleichen Zeitraum, und so wächst die Masse des Edelmetalls, wächst die Geldmasse unter den Völkern, die sich des

[1]) Fünf Sesterzen etwa gleich einer Goldmark. K.

Geldes bedienen, immer mehr und so vermehren sich auch die Schätze ihrer Ausbeuter und Beherrscher.

Das traf auch auf Indien zu (ebenso auf Mexiko und Peru, dort freilich nicht wegen aktiven Handels, sondern wegen ergiebiger Bergwerke). Ungeheure Massen Edelmetalls waren in den Staaten Indiens aufgehäuft, die die benachbarten armen Nomadenvölker immer wieder anlockten, noch mehr als die Silberbergwerke Spaniens die Herren des westlichen Mittelmeeres.

Aber alle die zahlreichen Invasionen, die Indien erduldet, von dem Einbruch der iranischen Arier an, von dem nicht einmal feststeht, in welchem Jahrtausend vor Beginn unserer Zeitrechnung er stattfand, bis zu dem Eindringen der Mongolen (16. Jahrhundert unserer Zeitrechnung), haben es seiner Goldschätze nicht beraubt, da die Eroberer im Lande blieben. Ganz anders gestalteten sich die Dinge, als goldhungrige Westeuropäer seit dem Zeitalter der Entdeckungen sich ebenso im Osten auf Indien stürzten, wie im Westen auf Mexiko und Peru, hier wie dort von den Schätzen von Edelmetallen angelockt, die im Laufe von Jahrtausenden die einheimischen großen Ausbeuter aufgehäuft hatten — in Mexiko und Peru allerdings nicht als Geld, sondern nur als Gebrauchsmittel, Geräte und Schmuck. Waren es in Amerika Spanier, so in den Staaten Indiens Portugiesen, Niederländer, Franzosen und schließlich Engländer, die als Eroberer nicht kamen, um sich im Lande niederzulassen, sondern um es zu plündern und seine Schätze fortzuschaffen. Fabelhafte Mengen von Edelmetall wurden damals nach Europa gebracht, aus Indien am meisten von den Engländern, nicht weil die Portugiesen, Holländer, Franzosen weniger raubgierig gewesen wären, sondern weil die Briten sich militärisch gegenüber ihren aus dem Bereich höherer Zivilisation stammenden Konkurrenten zu behaupten wußten. Der einzige Clive allein, der 1743 als kleiner Kommis in die Dienste der Ostindischen Kompagnie getreten war, zog sich 1767 mit einem Vermögen zurück, von dem sein Lobredner Malcolm angibt, es habe ihm 40 000 Pfund Sterling (800 000 Mark) Jahreszinsen eingebracht. Dabei veranschlagt er es möglichst niedrig. In gleichem Maße stahl und raubte jeder, der im Dienste der Kompagnie war, an die der englische Staat die Ausbeutung Indiens überliefert hatte, und erst recht raubte natürlich die Kompagnie selbst, die ja zu diesem Zweck begründet war.

Trotz der steten Plünderung, der Indien seitdem ausgesetzt ist, wenn sie auch in den letzten Jahrzehnten beschränkt und geregelt wurde, zieht es immer noch durch seinen Warenexport Edelmetalle aus dem Ausland an sich. Seine Warenausfuhr ist allerdings noch größer, als die Summe seiner Einfuhr an Waren und Edelmetallen. Es führte 1911 für rund 3000 Millionen Goldmark Waren aus. Dem stand nur eine Einfuhr an Waren im Werte von 1700 Millionen und an Edelmetallen von rund 440 Millionen, zusammen 2140 Millionen entgegen. Bleibt ein Ueberschuß

der Ausfuhr von fast 900 Millionen Mark. Das war der Tribut, den in der Form von Gehalten und Pensionen an englische Beamte und von Zinsen für britisches Kapital in Eisenbahnen und Fabriken Indien noch kurz vor dem Krieg an sein „Mutterland" ablieferte. Allerdings verblaßt diese Summe gegenüber den Ziffern, mit denen uns der Weltkrieg und sein Abschluß vertraut gemacht hat.

Wurden neben den Bergwerken die Erträge aus Handel und Industrie zu gewaltigen Quellen von Geldeinnahmen für Fürsten und Herren, so reichten sie doch immer weniger aus, deren Geldhunger zu stillen. Ueberall gehen sie früher oder später darauf aus, auch die Naturalsteuern der Bauern, die bis ins vorige Jahrhundert überall die große Masse der Bevölkerung bildeten, in Geldsteuern zu verwandeln. Nach Weber müßte man wohl diese Umwandlung als eine bezeichnen, bei der für die oktroyierten Zahlungen die bisherigen oktroyierten Zahlungsmittel wegoktroyiert, und Tauschmittel als neue Zahlungsmittel oktroyiert wurden.

Welche Bezeichnung immer man für den Vorgang vorziehen mag, er selbst wirkte auf die Bauern überall zunächst mörderisch. Sie waren bis dahin gewöhnt, für den Selbstgebrauch zu produzieren und für den Gebrauch ihrer Herren ein bestimmtes Quantum ihrer Produkte abzugeben, daneben auch eine Reihe von Arbeitstagen für sie zu opfern. Mit dem Markt hatten sie nur wenig zu tun. Nun mußten sie den Betrag ihrer Steuern nicht bloß produziert, sondern auch dieses Mehrprodukt auf dem Markt verkauft haben, ehe sie die Steuern zu entrichten vermochten. Sie wurden, mit den Schlichen des Marktes nicht vertraut, Händlern gegenübergestellt, die alle seine Fallstricke sehr wohl kannten. Und sie wurden nun abhängig gemacht nicht nur von der Gunst und Ungunst des Wetters, sondern auch von der des Marktes. Wurde ihnen früher die Mißernte verderblich, indes die gute Ernte stets ein Segen gewesen, so konnte sich jetzt auch der Ernteüberfluß zum Fluch gestalten, wenn er nur zu niedrigen Preisen oder gar nicht abzusetzen war, was bei schlechten Transportverhältnissen leicht eintreten konnte, die den Bauern auf einen einzigen Markt beschränkten.

Die Verschuldung des Bauern, seine Aussaugung durch Wucherer, nahm nun die größten Dimensionen an und sie beschleunigte um so mehr den bäuerlichen Ruin, als jetzt auch die Wucherzinsen in Geld zahlbar wurden.

Dabei wird durch die Umwandlung der Naturalsteuern in Geldsteuern auch der Trieb nach Erhöhung der Steuern enorm verstärkt. Denn, wie schon gesagt, die Ausdehnung der Naturalsteuern findet ihre Grenze in den natürlichen Bedürfnissen der Herren, deren Befriedigung sie dient. Diese Grenze fällt für die Geldsteuern weg.

„Der Trieb der Schatzbildung ist von Natur maßlos", sagt Marx (Kapital I., S. 91). Er ist maßlos nicht zum wenigsten deshalb, weil mit der Entfaltung der Warenproduktion die Ansprüche wachsen, die mit Geld zu befriedigen sind. Das Bedürfnis nach Schatzbildung wird immer größer, leider aber wächst nicht immer in gleichem Maße die Möglichkeit, ihm zu genügen. Die europäischen Fürsten seit dem Mittelalter kommen bei ihren ständigen Kriegen und ihrer Genußsucht, von der wir noch handeln werden, aus der Geldnot fast nie heraus. Was sie nun anhäufen, sind in der Regel nicht Schätze, sondern Schulden, die sie allerdings, dank ihrer Machtstellung, nicht als persönliche, sondern als Staatsschulden verzeichnen dürfen. Friedrich Wilhelm I. von Preußen war ein weißer Rabe, da es ihm gelang, dem großen Friedrich einen Kriegsschatz von 10 Millionen Talern zu hinterlassen, den dieser sofort verpulverte.

Ob die Maßlosigkeit des Triebes der Schatzbildung, ob der Druck der Schulden die Herren des Staates drängen mag, auf jeden Fall wächst mit der Einführung der Geldsteuern in der Landwirtschaft die Tendenz nach steten Steuererhöhungen. Diese Tendenz bedrängt nun nicht, wie bei der Besteuerung der Kaufleute, Schichten, die sich einigermaßen wehren können, sondern ganz hilflose Elemente. Wie die Sklaven und sonstigen Zwangsarbeiter in den Gold- und Silberbergwerken gehören bei Geldsteuern lange Zeit hindurch auch die Bauern zu den am meisten gequälten und ausgebeuteten Geschöpfen.

Man vergleiche darüber das Marxsche Kapital, erster Band, den zweiten Paragraphen im achten Kapitel: „Der Heißhunger nach Mehrarbeit", S. 184 ff.

So ist das Geld, sobald es die Metallformen angenommen hat, ein Mittel, ebenso die Gegensätze zwischen den Klassen, wie die zwischen den Staaten und Völkern zu steigern, den Drang nach Ausdehnung des Gebiets wie des Grades der Ausbeutung zu stärken und gleichzeitig auch die Machtmittel der Ausbeutenden und Kriegführenden zu vermehren, die Wirkungen des Krieges wie der Ausbeutung immer gräßlicher zu gestalten.

Kein Wunder, daß das Gold (und ebenso das Silber) frühzeitig als die schlimmste aller sozialen Mächte angeklagt wurde. Auch dafür hat Marx in seinem „Kapital" (I., S. 90) Belege gebracht. Er zitiert Sophokles „Antigone", wo dem Geld vorgeworfen wird:

> „Zu jeder Arglist leitet es die Menschen an,
> Und macht sie kundig jeder gottvergess'nen Tat."

Und Shakespeares „Timon von Athen", der das Gold, das kostbare, flimmernd rote Gold anklagt:

> „Gemeine Hure, die Du Zwietracht stiftest im Völkerschwarm."

Es lag nahe, daß alle Ausgebeuteten und ihre Anwälte zu der Ansicht kamen, als seien die sozialen Uebel nicht ohne Abschaffung des Geldes zu kurieren.

Der große Utopist Thomas More hielt es für notwendig, daß in dem sozialistischen Zukunftsstaat, den er zeichnete, das Gold aufs äußerste degradiert werde. Nachtgeschirre und Fesseln für die Sklaven sollten daraus verfertigt werden.

Seitdem die kapitalistische Produktionsweise aufgekommen ist, richtet sich die Gegnerschaft der Sozialisten vor allem gegen das Kapital, dessen Ausgangspunkt zwar immer Geld sein muß, das aber nur eine vorübergehende Erscheinungsform des funktionierenden Kapitals darstellt. Und andererseits ist auch für das Geld selbst seine Goldgestalt wohl sein Ausgangspunkt geblieben, aber sie bildet keineswegs seine einzige Erscheinungsform, und auch die Aufhäufung von Goldschätzen, selbst in den Kellern der Banken, hat relativ an Bedeutung sehr verloren. Sie wird zeitweise eine Verlegenheit für die Amerikaner, die sich ja nicht, wie ehedem indische Fürsten oder peruanische Inkas, am bloßen Anblick gleißenden Goldes erfreuen.

Dennoch gibt es auch heute noch Sozialisten, die es für unumgänglich halten, daß das Geld abgeschafft werde. Sie wissen nicht zu unterscheiden zwischen Technik und Oekonomie und machen ein technisches Mittel — das Geld ist nichts anderes — verantwortlich für die Mißstände, die unter bestimmten ökonomischen Verhältnissen mit seiner Anwendung verbunden sind.

Sie vergessen, daß in einer Welt der Klassengegensätze jeder technische Fortschritt, ja jeder Fortschritt überhaupt, die Tendenz hat, von den ausbeutenden und herrschenden Klassen monopolisiert und als Mittel zur Vermehrung der Ausbeutung und Knechtung ausgenutzt zu werden. Aber das Uebel liegt in der Monopolisierung des Fortschritts, nicht in diesem selbst.

Das galt bereits von der Schrift und der aus ihr hervorwachsenden Wissenschaft, es gilt in unserer Zeit noch von der Maschine, es gilt in gleicher Weise vom Geld.

Es ist ein unentbehrliches Mittel, die Schranken zu überwinden, die im primitiven Stamm der Ausdehnung der Arbeitsteilung und der Mannigfaltigkeit der Produkte gesetzt waren. Es ist unentbehrlich, soll der einzelne mit friedlichen Mitteln aufs freieste gerade jene Produkte erwerben können, nach denen seine Individualität verlangt.

Ohne das Hilfsmittel des Geldes muß die gesamte Arbeitsteilung rückgängig gemacht werden, muß der Zukunftsstaat die Form eines Zuchthaus- oder Kasernenstaates annehmen, in dem jedem die gleichen Portionen zugemessen werden, jeder die gleiche Uniform trägt, eine gleiche Zelle bewohnt und darüber hinaus keine Bedürfnisse kennt, oder wo jeder Produktionsorganismus nichts ist als eine sich selbst genügende Familie.

Damit sei nicht gesagt, in einer riesenhaft ausgedehnten Produktion mit unendlich weitgehender Arbeitsteilung werde das Geld stets erforderlich sein als ein Mittel, das jeden einzelnen instand setzt, seine besonderen individuellen Bedürfnisse zu be-

friedigen. Man kann sich einen Zustand vorstellen, in dem die Produktivität der menschlichen Arbeit so unendlich hoch gediehen oder die Arbeit ein solches Vergnügen geworden ist, daß alle Produkte im Ueberfluß vorhanden sein werden und es jedem freistehen kann, so viel davon zu nehmen, als ihm beliebt.

Leider ist dieses glückselige Zeitalter noch lange nicht erreicht. Noch schwimmen wir nicht im Ueberflusse, noch ist die Mehrzahl der produktiven Arbeiten eine lästige Sache, so daß jeder danach trachtet, die Erwerbung von Produkten, die er braucht und nicht selbst schaffen kann, in einer Weise vorzunehmen, daß er für Arbeit, die er leistet, Produkte von mindestens gleich großer Arbeit empfängt. So lange dies der Fall, wird eine weitgehende Arbeitsteilung und eine weitgehende Individualisierung der Bedürfnisbefriedigung gerade dann das Geld unentbehrlich machen, wenn Wert darauf gelegt wird, daß keiner unentgeltlich für andere arbeiten muß, keiner ausgebeutet wird.

Die Aufgabe der Sozialisten geht nicht dahin, das Geld abzuschaffen, sondern die Klassenverhältnisse abzuschaffen, die es bewirken, daß das unentbehrliche technische Mittel der Ausdehnung der Arbeitsteilung in der Gesellschaft als Mittel der Ausbeutung und Unterdrückung wirkt.

Zehntes Kapitel.

Wasserbauten.

Die Wirkungen des Staates, die wir bisher behandelt haben, finden sich mehr oder weniger in allen Staaten. Daneben ist jedoch auch eine Wirkung in Betracht zu ziehen, die weitaus vorwiegend in jenen auftritt, die wir als die ältesten zu betrachten haben. Sie liegen in jenem klimatischen Gürtel, in dem die Täler großer Ströme dürre, heiße Wüsten und Steppen durchqueren oder an sie grenzen. Im Gegensatz zu den letzteren, die nur einigen wenigen ruhelos umherirrenden Hirten eine Existenzmöglichkeit bieten, entfalten die Ränder der Flüsse eine üppige Vegetation, so daß dort Ackerbauer sehr wohl gedeihen können. Doch reicht dieser Vegetationsgürtel nur so weit, wie das Naß des Flusses, ist also ungemein schmal und dabei zeitweise von Hochwassern bedroht. Es wird eine wichtige Aufgabe, den Kulturboden davor zu schützen, daß nicht ungestüme Strömungen ihn wegschwemmen. Andererseits stellt sich bald die Notwendigkeit heraus, das vom Fluß bewässerte Gebiet zu erweitern.

Im Stadium des nomadischen Jägertums sind die Mühsale des Wanderers und die Unsicherheit der Nahrungsquellen so groß, daß die Fruchtbarkeit der Frauen gering ist und die Kindersterblichkeit hoch. Aber auch die Sterblichkeit der Erwachsenen ist da bedeutend infolge der vielen Gefahren, mit denen die Umwelt sie

bedroht, denen sie nur mit unzulänglichen Mitteln der Abwehr gegenüberstehen. Oft vermehren sich die einzelnen Stämme gar nicht in diesem Stadium — ebenso wie die Tiere im Naturzustand, bei denen im Durchschnitt ebenso viele sterben als geboren werden. Wenn die auf sie einwirkenden Schädlichkeiten nur ein bißchen zunehmen, sterben Jägerstämme leicht ganz aus, wie wir an so vielen Naturvölkern beobachten können. Unter günstigen Verhältnissen nimmt ihre Zahl allerdings zu, sonst hätte die Erde nicht von Menschen erfüllt werden können. Aber stets muß diese Zunahme eine langsame sein.

Weniger geplagt sind die Frauen der Nomaden, sobald diese so weit sind, Zugtiere zum Transport ihrer Familie und ihres Hausrats zu verwenden. Auch die Stetigkeit der Nahrungsquellen wächst bei ihnen, denn die Viehzucht bietet doch sicherere Erträge als die Jagd, und die Milch der zahmen Tiere bedeutet eine wertvolle Bereicherung der menschlichen Speisenkarte. Die Fruchtbarkeit der Frauen wird in diesem Stadium größer, die Kindersterblichkeit sinkt. Aber die Sterblichkeit der Männer wächst womöglich infolge der zunehmenden Stammesfehden. Für den Mann wird da oft der gewaltsame Tod zum normalen, der natürliche erscheint unnatürlich. Der Mensch wird des Menschen gefährlichster Feind. Kein Wunder, daß auch hier bei den viehzüchtenden Nomaden sehr oft die Vermehrung ihrer Volkszahl eine geringe ist.

Ganz anders gestaltet sich die Vermehrung der Bevölkerung bei Stämmen, die in die Lage kommen, den Ackerbau in den Mittelpunkt ihres ökonomischen Lebens zu stellen und ansässig zu werden. Zuerst als Halbnomaden nur für eine Reihe von Jahren, dann für immer. So viel Arbeit noch der Frau in diesem Stadium obliegt, sie wird relativ doch entlastet, indes die Stetigkeit der Nahrungsquellen bedeutend wächst. Und das friedliche Leben, das der Ackerbauer sucht — freilich nicht immer findet, dank den nomadischen Nachbarn —, die zunehmende Beschränkung der Jagd, der Verzicht auf jeglichen Raub, auf jede aggressive Politik gegenüber reißenden Tieren und Menschen vermindert zunehmend auch die Sterblichkeit der Erwachsenen.

So zeigt im Stadium des seßhaften Ackerbaues die Bevölkerung die Tendenz, rasch zu wachsen. Das führt in Waldland zu Rodungen. Wo solche nicht angängig sind, oft zur Auswanderung des Ueberschusses an Menschen, sobald er so zahlreich geworden, daß er imstande ist, ein selbständiges Gemeinwesen zu bilden. An den Ufern der Flüsse in dürren Gegenden aber führt die wachsende Bevölkerung zu dem Streben, das Ackerland dadurch zu erweitern, daß man neben den natürlich bewässerten Bodenflächen anderen das belebende Naß durch künstliche Veranstaltungen zugänglich macht. Wir haben schon im ersten Kapitel dieses Abschnittes darauf hingewiesen.

Die nächstliegende Methode, dies zu erreichen, besteht darin, daß die Bauern das Wasser aus dem Flusse in Gefäße schöpfen, es dem trockenen Boden zutragen und über ihn ergießen. Aber wie mühsam und unzulänglich ist diese Methode! Mit der wachsenden Praxis am Flusse und zunehmenden Erfahrungen kommt man dahin, mechanische Schöpfvorrichtungen zu erfinden, die von menschlicher, später auch von tierischer Kraft bewegt, das Wasser aus dem Flusse heben und so den höher gelegenen Böden zuführen. Im Laufe der Zeit kommt man dazu, künstliche Rinnsale zu schaffen, Kanäle, in denen das Wasser den Schöpfvorrichtungen zufließt und andererseits von den durch sie gefüllten Reservoirs aus ferner gelegenen Bodenstrecken zugeleitet wird. Schließlich führt die wachsende Erfahrung am Flusse auch dahin, daß man das Wasser von Hochfluten durch Kanäle ableitet und in Reservoirs abfängt oder, zunächst bei kleineren Wasserläufen, größere Wassermassen, die sie gelegentlich führen, durch Staudämme aufhält, wie der Mensch sie schon beim Biber beobachten kann.

So wird durch ein Netz von Wasserbauten der Wüste ein immer größeres Gebiet längs des Flusses abgerungen und dem Kulturboden zugeführt und damit auch die Bevölkerung am Flusse zusehends vermehrt.

Diese Tätigkeit findet jedoch eine Grenze an der Selbständigkeit der kleinen Gemeinwesen, die sich längs des Flusses bilden, von denen jedes im nomadischen Stadium ein besonderer Stamm für sich war und jetzt eine souveräne Organisation bildet, die überall zunächst eine Art Markgenossenschaft darstellen dürfte.

Wasserbauten an einem so gewaltigen Strom, wie etwa dem Nil, erfordern, sollen sie über die ersten kümmerlichen Anfänge hinausgeraten, weit mehr Arbeitskräfte, als der einzelne kleine Gau oder gar ein einzelnes Dorf aufzubieten vermag. Dabei können Wasserbauten, die planlos angelegt werden, wenn sie dem einen Gebiet nützen, ein anderes empfindlich schädigen. Schutzdämme, die das Wasser von dem einen Ufer abhalten, können es dem gegenüberliegenden zudrängen und dort die verheerende Strömung verstärken. Andererseits kann man das Wasser in einer Weise dem Flusse abzapfen, daß nur einem kleinen Gebiet etwas davon zufließt, indes es weiter unterhalb liegenden Gebieten vorenthalten wird, die dadurch geschädigt werden.

In drastischer Weise wird die Abhängigkeit der einzelnen Gebiete eines Flusses voneinander in unseren Tagen gerade am Nil veranschaulicht. Im Sudan, südlich von Aegypten, haben die Engländer riesenhafte Stauwehren angelegt, um ein großes Gebiet zu bewässern und der Baumwollkultur zuzuführen. Die Aegypter sind darüber auf das äußerste erregt und mit Recht. Denn dieses neue Bewässerungssystem kann in einer Weise gehandhabt werden, daß die Wassermassen des Nil, die nach Aegypten ge-

langen, sehr vermindert werden, und doch hängt es von der Höhe der jährlichen Nilüberschwemmung ab, wieviel von dem Kulturboden Aegyptens in Anbau genommen werden kann. Solange am Nil oberhalb Aegyptens nur Nomaden und kleine Dörfer von Ackerbauern zu finden waren, die keine Wasserbauten von Belang herzustellen vermochten, brauchten sich die Aegypter nicht viel darum zu kümmern, wer im Sudan herrscht. Seitdem sich aber eine technische und finanzielle Großmacht vom Range Großbritanniens dort festgesetzt hat, wird es für das ägyptische Volk eine Frage von Leben und Tod, wer im Sudan tatsächlich regiert, ob die ägyptische oder die englische Regierung. Solange diese den Nillauf im Sudan in der Hand hat, steht es bei ihr, ob und inwieweit in Aegypten Ackerbau möglich ist. Sie hat damit diesem Land gegenüber ein Pressionsmittel in der Hand, das weit furchtbarer wirkt, als die paar Regimenter englischer Soldaten in Kairo und Alexandrien.

Eine Erscheinung, wie diese, ist erst durch die gewaltige Technik unserer Zeit möglich geworden. Aber sie veranschaulicht in ungeheuerlich vergrößertem Maßstab, wie gegensätzlich die Interessen verschiedener Areale an einem Flusse werden können, sobald man künstliche Eingriffe in dessen Wasserverhältnisse versucht, wie notwendig dabei Planmäßigkeit und Einheitlichkeit für alle Gebiete erheischt ist, die durch den Fluß in technische Abhängigkeit voneinander geraten sind.

Sobald also die Wasserwirtschaft der einzelnen Gaue der Markgenossenschaften am Flusse eine bestimmte, nicht sehr bedeutende Höhe erreicht, erheischt jedes weitere Fortschreiten darüber hinaus das Bestehen einer Macht, die über den einzelnen Gauen oder Genossenschaften steht, an keiner ihrer Sonderinteressen beteiligt ist, wohl aber ein Interesse am Aufschwung des Gesamtgebietes hat, stark genug ist, die verschiedenartigen Einzelinteressen der Dörfer dem gemeinsamen Interesse ihrer gesamten Landwirtschaft unterzuordnen und alle ihre Arbeitskräfte zur Arbeit an den entscheidenden Stellen zu konzentrieren.

Diese Macht war die Staatsmacht. Die Sorge für ausreichende und ausgedehnte Wasserbauten im Interesse der Landwirtschaft wird in den Staaten des Orients eine ihrer wichtigsten Funktionen. Man kann von ihnen allen sagen, was Marx im „Kapital" (I., S. 453, Note 6) von Indien sagt:

„Eine der materiellen Grundlagen der Staatsmacht über die zusammenhanglosen kleinen Produktionsorganismen Indiens war Regelung der Wasserzufuhr. Die mohammedanischen Herrscher Indiens verstanden dies besser als ihre englischen Nachfolger."

Auch Engels weist darauf hin in seinem „Antidühring" (S. 188), wo es ihm darauf ankommt, „festzustellen, daß der politischen Herrschaft überall eine gesellschaftliche Amtstätigkeit zugrunde lag". Das wurde durch folgendes bezeugt:

„Wie viele Despotien auch über Persien und Indien auf- oder untergegangen sind, jede wußte ganz genau, daß sie vor allem die Gesamtunternehmerin der Berieselung der Flußtäler war, ohne die dort kein Ackerbau möglich."

Daß die Sorge für ausreichende Wasserzufuhr im Orient eine wichtige Aufgabe des Staates bildet, darin ist nicht im geringsten zu zweifeln. Wohl aber ist es noch eine offene Frage, ob die Staatsgewalt aus den Funktionen der Wasserwirtschaft hervorging, mit denen wir sie in historischer Zeit betraut sehen, oder ob nicht das Umgekehrte der Fall war, ob nicht diese Funktionen in der Ausdehnung, die sie im Staate erreichten, erst durch ihn möglich wurden. Ob er die Voraussetzung ausgedehnter Wasserwirtschaft bildet oder ihr Ergebnis.

Bei ihrer Auffassung der Entstehung des Staates haben Marx und Engels das letztere angenommen. So spricht z. B. Engels in seinem „Antidühring" (S. 151) vom „Staat, zu dem sich die naturwüchsigen Gruppen gleichstämmiger Gemeinden zunächst nur zur Wahrung gemeinsamer Interessen (Berieselung im Orient z. B.) und wegen des Schutzes nach außen fortentwickelt hatten".

Diese Auffassung ist in der bisherigen Geschichtsschreibung weit verbreitet. In der „Geschichte des alten Aegyptens" (erschienen in der Onckenschen Allgemeinen Geschichte) die 1879 Dümichen begann und 1887 Eduard Meyer vollendete, führt Dümichen folgendes aus, das die Bedeutung der Wasserwirtschaft in Aegypten gut kennzeichnet:

„Die immer dichter werdende Bevölkerung, die so ihren Wohlstand vorzugsweise dem Nil verdankte, befand sich aber auch andererseits, um diesen Wohlstand zu wahren, unausgesetzt in der Lage, ihre Wohnungen und die sie ernährende Feldflur gegen den alljährlich anschwellenden und dann die Ueberschreitung seiner Ufer anstrebenden Strom schützen zu müssen. Da galt es, die bewohnten Orte durch künstliche Erhöhung und Eindämmung gegen die andringenden Fluten zu sichern, und man hatte Bedacht zu nehmen auf Zweckmäßigkeit in der Anlage und Erhaltung fester Uferumwallungen und eines vielfach verzweigten Kanalnetzes, welches letztere in immer ausgedehnterem Maßstab angelegt werden mußte, da wegen der immer stärker anwachsenden Bevölkerung man genötigt war, so weit hin als möglich das befruchtende Wasser des Stromes zu leiten, um auf dem von ihm erreichten Terrain neues Kulturland zu gewinnen.

Die natürliche Folge dieser, durch die Beschaffenheit des Landes gebotenen Arbeiten war, daß durch sie immer mehr die Baulust der Bevölkerung geweckt wurde und diese durch den Nilstrom veranlaßten ersten Wasserbauten der alten Aegypter waren es vorzugsweise, an denen jener Bausinn erstarkte, der sich schließlich an die Lösung der schwierigsten Aufgaben wagte und architektonische Schöpfungen hervorrief, die zum Teil noch bis heutigen Tages nicht ihresgleichen haben . . . Alle diese Arbeiten konnten aber nur dann in Angriff genommen werden und zur Ausführung kommen, wenn Einstimmigkeit im Handeln da war, und sie setzten somit ein Anordnen, Leiten und Befehlen und ein sich Unterordnen und gehorsames Befolgen des Befohlenen voraus, und dieser Gehorsam wieder mußte

notwendigerweise denen geleistet werden, die im Besitz der leitenden Kenntnisse waren." (S. 19, 20.)

Daraus erklärt Dümichen das Aufkommen der Priesterherrschaft, wobei er sich hütet, die Frage zu untersuchen, woher die Ueberlegenheit des Wissens der Priester herrührte. Er fährt fort:

„Gerade dieses Gefühl der Abhängigkeit von den besser Unterrichteten und das daraus entspringende gehorsame Befolgen ihrer Anordnungen und Befehle, die stete Notwendigkeit ferner, im gemeinsamen Interesse, gemeinsam große Arbeiten, welche Einstimmigkeit im Handeln bedingten, (dabei hat Dümichen auch religiöse Motive im Auge, deren Aufzählung wir weglassen. K.) . . . . alles dies schlang ein festes Band um König und Volk, um Hoch und Niedrig, um die durch ihr Wissen Mächtigen, Leitenden und Gebietenden und die auf diese Wissenden Vertrauenden und ihnen Gehorchenden und führte so schon frühzeitig hier zu geordneten öffentlichen Einrichtungen, zu festen Staats- und Rechtsverhältnissen, durch welche die alten Niltalbewohner sich so vorteilhaft auszeichneten und die sie befähigten, auf dem Schauplatze der Weltgeschichte in ebenso würdiger wie glänzender Weise unter den Kulturvölkern des Altertums den Reigen zu eröffnen." (S. 23, 24.)

Dümichen untersucht wohl nicht ausdrücklich die Frage nach der Entstehung des Staates, aber seine ganze Auffassung besagt, daß die Staatseinrichtungen des alten Aegyptens ein Produkt der Funktionen sind, die durch die Notwendigkeit der Wasserbauten den Wissenden im Volke zugewiesen wurden.

Damit ist die Ansicht wohl vereinbar, die Marx im „Kapital" (I., S. 534) äußert:

„Die Notwendigkeit, die Perioden der Nilbewegungen zu berechnen, schuf die ägyptische Astronomie und damit die Herrschaft der Priesterkaste als Leiterin der Agrikultur."

Alle diese Auffassungen blieben nicht ohne Einfluß auf meine Anschauungen über das Werden des Staates. Im Jahre 1890 veröffentlichte Plechanoff in der „Neuen Zeit", (IX., 1, S. 437 ff.) eine Besprechung eines Buches, das 1889 erschienen war über „Die Zivilisation und die großen, historischen Flüsse" von L. Metschnikoff, der die Rolle untersucht, welche die hier schon so oft erwähnten großen Flüsse vom Nil bis zum Hoangho in der Geschichte gespielt haben. Plechanoff erklärt:

„Im allgemeinen kommt Metschnikoffs Werk zu denselben Schlüssen, zu denen auch die Marxisten gelangten."

In einer Fußnote fügte ich hinzu: (S. 447):

„Bereits zwanzig Jahr vor Metschnikoff hat Marx in seinem ‚Kapital' einige der wesentlichsten Grundlagen der ‚Fluß-Zivilisationen' angedeutet."

Ich zitierte nun einige der schon oben angeführten Sätze aus dem „Kapital" und bemerkte weiter:

„Es sei gestattet darauf hinzuweisen, daß ich, angeregt durch diese Stellen, fand, daß, was für die Täler des Nil und Ganges, auch für die des Euphrat und Tigris, des Jangtsekiang und Hoangho gelte und daß die materielle Grundlage nicht nur der ägyptischen und indischen, sondern auch der chinesischen und mesopotamischen Reiche zum Teile die Notwendigkeit der Flußregulierung bildete, der auch teilweise der orientalische

Despotismus zuzuschreiben ist. Ohne von Metschnikoff etwas zu wissen und vor dem Erscheinen seines Buches habe ich diese Theorien entwickelt in einer Abhandlung über die ‚moderne Nationalität‘, ‚Neue Zeit‘, V. (1887) S. 392 ff.“

Ich führte dort aus, daß ebenso wie der Kampf der Ackerbauer gegen die räuberischen Nomaden so auch der Kampf gegen den Fluß einen Zusammenschluß der Markgenossenschaften und die Unterstellung ihrer Arbeitskräfte unter eine gemeinsame Zentralleitung erheischte.

Ich wies darauf hin, wie bemerkenswert es sei, daß in Aegypten wie in China die Reichsgründung in der Sage auf große Wasserbauten zurückgeführt werde:

„Der gemeinsame Kampf gegen den Fluß hat vorzugsweise im Orient seine einigende Wirkung geübt. Er scheint eine der wichtigsten materiellen Grundlagen der Entstehung der uralten Kulturstaaten daselbst gebildet zu haben. In der Sage sind noch Erinnerungen davon erhalten.

Als der Gründer des ägyptischen Reiches gilt Menes. Herodot berichtet, die ägyptischen Priester hätten ihm erzählt, Menes habe etwa hundert Stadien oberhalb Memphis dem Nil einen Damm vorgelegt und dadurch den Fluß, der vordem an der lybischen Kette geflossen sei, gezwungen, sein altes Bett aufzugeben und mitten zwischen den beiden Bergreihen zu fließen. Nachdem dann das abgedämmte Land fest geworden, habe er hier die Stadt gebaut, die heute (zu Herodots Zeit) Memphis heiße. Gegen Norden und Westen der Stadt aber habe Menes einen See graben lassen und aus dem Flusse gefüllt. Ein riesenhaftes Reservoir, das den Ueberschuß des Wassers zur Zeit der Ueberschwemmung aufnahm, um später, während der Trockenheit, die Aecker zu bewässern.

Auch der sogenannte See des Möris war nichts als ein solches unermeßliches Reservoir.

Aehnlich wie in Aegypten, wird auch in China die Reichsgründung auf eine Flußregulierung zurückgeführt. Menzius, ein Nachfolger des Konfuzius, erzählt: „In der Zeit des Yan, als das Reich noch nicht zur Ordnung gebracht war, verursachten die Gewässer eine allgemeine Ueberschwemmung, indem sie ihre Kanäle verließen. Gewächse und Bäume sproßten üppig, es wimmelte von Vögeln und wilden Tieren. Die fünf Feldfrüchte wuchsen nicht empor, die Vögel und die wilden Tiere bedrängten den Menschen. Die durch die Fußstapfen der wilden Tiere bezeichneten Wege und die Fußspuren der Vögel kreuzten einander im Reiche der Mitte . . . Yu (der Reichsgründer), trennte die neun verschiedenen Arme des Ho, reinigte den Lauf des Tsi und den des Ta und leitete sie zum Meer. Er eröffnete einen Ausweg für den Ju und den Han, regelte den Lauf des Hwai und des Sz' und leitete sie alle zum Kiang. Nachdem dies getan, war es für die Bewohner des Reichs der Mitte möglich, Nahrung für sich zu erhalten.“ (S. 395.)

Diese Auffassung der Entstehung des Staates aus der Notwendigkeit, ebenso im Kampf gegen den Fluß wie gegen den äußeren Feind die verschiedenen Markgenossenschaften zusammenzuschließen und einer gemeinsamen Zentralgewalt unterzuordnen, die zu einer ausbeutenden Aristokratie wurde, stand im Widerspruch zu der Ansicht meiner ersten Geschichtsauffassung, die ich schon 1876 bildete, daß der Staat ein Produkt der Eroberung sei.

Beide Auffassungen stützten sich auf wohlbezeugte Tatsachen. Was Marx und Engels für die eine vorbrachten, war sehr überzeugend. Auf der andern Seite hatte ich im Fortgang meiner Arbeiten so viele Beweise für meine ursprüngliche Annahme gefunden, daß sie sich in mir immer mehr befestigt hatte. Ich suchte nach einer Lösung, die beiden Auffassungen gerecht wurde, es ermöglichte, sie beide in einen widerspruchslosen Zusammenhang zu bringen.

In dem eben zitierten Artikel entwickelte ich diese Lösung.

Ich nahm an, daß beide Vorgänge nebeneinander wirkten und einander förderten. Wohl erzeugte die Notwendigkeit gemeinsamer Abwehr der Feinde und gemeinsamer Wasserbauten das Bedürfnis nach einer Verbindung der einzelnen Markgenossenschaften miteinander, von denen eine den Vorrang vor den andern bekam und eine leitende Zentralgewalt bildete. Doch stand dieser keine Exekutivgewalt zur Verfügung, sie konnte nicht sehr stark sein.

Andererseits vermochten die Invasionen nomadischer Hirten die ackerbauenden Gemeinden bloß dann zu einem Staat zu vereinigen, wenn sie eine solche Zentralgewalt bereits vorfanden, deren Funktionen sie übernahmen und die nun durch die kriegerische Macht der Eroberer erst die Kraft zu größeren Leistungen erhielt.

Ich meinte:

„Daß die herrschende Aristokratie der orientalischen Despotien oft ein fremder, erobernder Stamm war und ist, unterliegt keinem Zweifel. Ein solcher Stamm konnte aber bloß erobern, was da war; er konnte sich der Zentralgewalt nur bemächtigen, wenn sie schon vorhanden war. Uebernahm er diese Zentralgewalt und deren Funktionen, dann ließ das Volk sich seine Herrschaft ruhig gefallen, da ja im wesentlichen nichts dadurch geändert wurde." (S. 397.)

„Daß da, wo ein erobernder Stamm sich der Zentralgewalt bemächtigte, deren Unabhängigkeit und Absolutismus sich rascher und stärker entfaltete, als dort, wo sie bei einem der verbündeten Gemeinwesen blieb, ist nicht zu leugnen. Aber die Zentralgewalt wurde durch die bloße Tatsache der Eroberung nicht geschaffen." (S. 398.)

Ich verfolgte den Gedanken in dem Artikel nicht weiter, da er ja, wie schon sein Titel besagt, nicht die Entstehung des Staates, sondern die der Nationalität untersuchte.

Die Ansicht, die ich 1887 aussprach, erscheint mir auch heute noch plausibel. Ueber die Entstehung des ersten Staates haben wir keine Nachrichten. Jede neue Staatsgründung, die in der Geschichte verzeichnet ist, hat sich in der Weise vollzogen, daß eine schon bestehende Staatsgewalt von einem Eroberer an sich gerissen wird. Ob die erste Staatsgründung sich in der Weise vollzog, daß ein erobernder Stamm erst eine Zentralgewalt schuf, die verschiedene unterworfene Stämme vereinigte, oder ob der Staat dadurch zustande kam, daß der Eroberer eine solche, auf frei-

willigem Zusammenschluß beruhende Zentralgewalt bereits vorfand und er sie nur übernahm, das können wir nicht wissen.

Sicher muß das Bestehen einer Zentralgewalt die Staatsbildung begünstigt haben. Es ist auch sehr wohl möglich, wenn ich es auch heute nicht mehr mit solcher Bestimmtheit aussprechen möchte, wie 1887, daß es ohne das Vorhandensein einer derartigen Zentralgewalt nicht zur Bildung eines Staates gekommen wäre.

Wir müssen uns aber nur dessen erinnern, was wir oben über die Schwäche von Bündnissen urwüchsiger Gemeinwesen und über die Machtlosigkeit ihrer Zentralgewalt im Frieden ausgeführt haben, um zu erkennen, daß eine solche nur dort, wo sie von einem feindlichen Eroberer an sich gerissen wurde, die Kraft einer staatlichen Exekutivgewalt gewinnen konnte. Bei primitiven Ackerbauern ist die Neigung zur Zersplitterung und das eifersüchtige Pochen ihrer kleinen Gemeinwesen auf ihre Souveränität größer, als selbst bei Jägervölkern, wie z. B. Ratzel bezeugt, der den Unterschied allerdings nicht als den verschiedener Produktionsweisen, sondern verschiedener Rassen auffaßt. Er weist darauf hin, daß die „Staaten", das heißt Gemeinwesen der Neger weit mehr die Neigung haben, sich in unzählige Teile zu spalten und weniger zu festen Bündnissen zu kommen, als die Stämme der Indianer (Völkerkunde, I., S. 160). Die Neger, die er im Auge hat, waren Ackerbauer, die Indianer Jäger.

Wir dürfen also wohl zugeben, daß die Notwendigkeit, den Fluß zu zähmen, das Bedürfnis nach einer Zentralgewalt schuf und auch vielleicht schon Ansätze zu einer solchen hervorbrachte, daß aber erst die Bildung des Staates durch eine erobernde Völkerschaft der Zentralgewalt jene Kraft gab, die sie befähigte, den Bedürfnissen einer ausgedehnten Wasserwirtschaft zu entsprechen. Nun erst wurde es möglich, daß zu gemeinsamen Aktionen die Arbeitskräfte aller Dörfer auf einen Punkt konzentriert wurden, was damals um so notwendiger war, als es noch völlig an technischen Hilfsmitteln zur Beförderung großer Lasten fehlte, die Erdbewegung beim Ausgraben von Kanälen oder der Transport riesiger Steinblöcke durch Menschenkraft erfolgen mußte. Nun wurde es möglich, den dörflichen Partikularismus zu überwinden und über lokale Sonderinteressen hinweg das allgemeine Interesse durchzusetzen. Damit konnte Planmäßigkeit in die Wasserbauten kommen. Deren Leitung fiel nun natürlich den Leitern des Staates zu, oder einzelnen, von ihnen besonders dazu bestellten Beamten, die, ausschließlich damit beschäftigt, eine Fülle von Beobachtungen machten, von Erfahrungen sammelten und so zu einem, in ihrem engen Kreise aufgespeicherten und weiter überlieferten Wissen kamen, das das Wissen der Volksmenge weit überwog. Nicht durch höheres Wissen kamen die Herren und Ausbeuter des Staates zu ihrer überlegenen Position. Diese Position schuf vielmehr erst die Bedingungen dafür, daß

die Herren höheres Wissen erwerben konnten als die Knechte. Einmal erworben, wurde es dann allerdings ein neuer Pfeiler ihrer Macht.

Elftes Kapitel.

Bewässerungsanlagen und Staatsgewalt.

Hätte das aus dem Kampf gegen den Fluß hervorgehende Bedürfnis nach einer Zentralgewalt bei den urwüchsigen Ackerbauern genügt, aus freien Stücken eine Staatsgewalt zu schaffen, die ihren Bedürfnissen entsprach, dann sollte man meinen, daß dieses gleiche Bedürfnis auch späterhin immer die Bauern zusammenführen mußte, um einen solchen Apparat von neuem zu schaffen, wenn die einmal bestehende Staatsgewalt versagte und sich um das Bewässerungswesen nicht kümmerte. Sich zusammenzutun, um Bestehendes zu erhalten, dessen Leistungsfähigkeit erprobt, dessen Bestehen zu einer Notwendigkeit geworden ist, da sich der ganze Produktionsprozeß ihm angepaßt hat, muß doch leichter sein, als sich zusammenzutun, um etwas aufzubauen, was noch unerprobt ist und ohne das man bisher auskam.

Zu einem freiwilligen Zusammenschluß von Bauerngemeinden zur Vornahme von Wasserbauten, wären es auch nur einfache Reparaturen, sehen wir aber nirgends auch nur Ansätze. Wo die Staatsgewalt versagt, da verfallen die Wasserbauten, trostlose Dürre ertötet alle Vegetation und Hungerkrankheiten oder Flucht dezimieren die Bevölkerung.

Die Wasserbauten im Orient hängen ganz und gar vom Charakter der Regierung ab.

Einige Proben mögen das zeigen.

Sie seien nicht dem Altertum entnommen, sondern den orientalischen Völkerwanderungen seit Beginn unserer Zeitrechnung.

Die bedeutendste dieser Völkerwanderungen wurde die der Araber, die sich teils als Kaufleute aus einzelnen Oasenstädten, wie Mekka und Medina, sowie dem südlichen Arabien, teils als nomadische Hirten-Beduinen in Arabien und der syrischen Wüste, in dem Keil zwischen Aegypten und Mesopotamien (dem Irak) herumtrieben. Sie waren die Hauptvermittler des Handels zwischen Indien und dem Westen, aber auch eine stete Bedrohung der Kulturländer, mit denen sie in Berührung kamen. Zeigten sich diese schwach, dann wurden sie von den Nomaden gebrandschatzt. Waren sie stark, dann gelang es ihnen mitunter, die Nomaden nicht nur abzuwehren, sondern sogar gelegentlich in Abhängigkeit zu versetzen.

Das hatten noch die Römer verstanden, ebenso eine Zeitlang das Oströmische (byzantinische) sowie das Neupersische Reich unter den Sassaniden. Im sechsten Jahrhundert waren aber beide

schon zu schwach geworden, ohne Kraft, einem Ansturm vereinter arabischer (oder wie man seit jener Zeit im Abendland sagte, sarazenischer) Stämme standzuhalten, die von der Bevölkerung mancher Provinz als Befreier vom Staatsjoch empfangen wurden. Zu diesem vereinten Ansturm kam es, als ein innerer Krieg zwischen räuberischen Nomaden und den Kaufleuten einiger Oasenstädte in Arabien schließlich darauf hinauslief, daß die eben noch sich bekriegenden Faktoren sich zu gemeinsamen Plünderungszügen nach den Nachbarländern zusammenschlossen, unter der geistigen Führung Mohammeds. Dieser, aus Mekka stammend, war zuerst Kaufmann gewesen, dann aber dazu übergegangen, sich mit Beduinen zusammenzutun und sie bei Ueberfällen auf Karawanen nach Mekka anzuführen. Schließlich mußte sich ihm Mekka beugen. Das gab Mohammed ein solches Prestige, daß bald das ganze Arabertum seiner Fahne folgte und seine Anschauungen annahm, die ja ein Niederschlag der ihrigen waren. Im Jahre 622 war Mohammed aus Mekka geflohen, 629 betrat er es wieder als Sieger und anerkannter „Prophet". Im Jahre 632 starb er, aber das hinderte die von ihren Siegen trunkenen Araber nicht, im gleichen Jahre den großen Beutezug über die Grenzen ihres Landes hinaus nach Syrien zu unternehmen, den noch Mohammed selbst ins Auge gefaßt hatte. Ihre Führer entstammten vornehmen Familien Mekkas. Als sie nirgends nennenswerten Widerstand fanden, wallte die ewig beutehungrige Masse der Beduinen über und ergoß sich weit über ihr Heimatland hinaus. Binnen wenigen Jahren erreichten sie den Kaukasus, Indien, Marokko und Spanien. Nur in Kleinasien konnten sie sich nicht behaupten, noch weniger den Bosporus überschreiten. Dort war das Griechentum noch zu stark. Schon um die Mitte des siebenten Jahrhunderts besaßen die Araber Syrien, Aegypten, Mesopotamien, Persien und Armenien. Im Jahre 710 überschritten sie bereits die Meerenge von Gibraltar. Ueberall wurden die Araber zur herrschenden Nation in den Staaten, die sie begründeten, eine Nation, die von der Ausbeutung der „Ungläubigen" lebte.

Wir haben bereits im zweiten Kapitel des dritten Abschnitts dieses Buches auf eine Beobachtung hingewiesen, die Frobenius machte. Er fand die Nomaden Nordwestafrikas geistig viel regsamer als die Bauern. Neben dieser großen Regsamkeit kam den Arabern noch der Vorteil zugute, daß sie zu ihren Führern Abkömmlinge städtischer Aristokraten und Kaufleute hatten. Diese waren vertraut mit den Bedingungen, unter denen im Orient der Ackerbau und damit der Staat ökonomisch gedeiht. Sie waren auch wohl vorbereitet, literarische und künstlerische Einflüsse auf sich wirken zu lassen.

Nachdem der erste Kriegslärm vorüber war, die neuen Herren sich festgesetzt und Muße gewonnen hatten, die Früchte der Ausbeutung zu verdauen, die ihnen nun reichlich zuteil

wurden, waren die arabischen Staaten imstande, die Reste der griechischen Kultur, die sie vorfanden, sich nicht nur anzueignen, sondern auch weiterzuführen, indes das christkatholische Abendland, von barbarischen Germanen beherrscht, in völlige Unwissenheit versank, und das Griechisch-Byzantinische Reich zusehends versumpfte.

Unter diesen Umständen haben die Araber auch sehr wohl verstanden, was die materielle Grundlage ihrer Herrschaft und ihrer Kultur darstellte, und sie haben überall, wohin sie kamen, und das waren immer Länder der trockenen Zone, den Bewässerungsanlagen die größte Aufmerksamkeit geschenkt. Sie wurden von ihnen wieder in Ordnung gebracht, wo sie verfallen oder versandet waren, wie in Aegypten und im Irak (Mesopotamien), oder neu geschaffen, wie in Spanien.

„Wie in Aegypten verdankt auch das Zweistromland (Mesopotamien) seine außerordentliche Fruchtbarkeit der Ausnutzung des von Euphrat und Tigris gebotenen Wasserüberflusses, welcher seit den Zeiten des alten Babylon durch ein großartiges und künstliches Kanalsystem über alle Teile des Reiches hingeleitet wurde. In den Bürgerkriegen der späteren Sassanidenzeit (des neupersischen Reiches) waren die Kanäle und Dämme vielerorten in Verfall geraten, Sand und Sumpf nahmen in großer Ausdehnung die Stelle des bebauten Landes ein. Schon unter den Omajaden (661—750) war einiges für die Entwässerung und Wiedergewinnung solchen Ackerlandes geschehen. Diese Bemühungen wurden nun (seit 750) in größerem Umfange aufgenommen." (A. Müller, Der Islam im Morgen- und Abendlande, Berlin 1887, I., S. 467.)

In Spanien gedieh die Landwirtschaft unter dem Einfluß der arabischen Wasserwirtschaft so sehr, daß seine mohammedanischen Herrscher kostspielige Kriege führen, herrliche Bauten errichten, dabei Goldschätze aufspeichern konnten (der Staatsschatz des Reiches Cordova enthielt 951 rund 20 Millionen Goldstücke (Müller, Der Islam, II., S. 507). Und dabei vermehrte sich die Bevölkerung in hohem Maße.

„Die Bevölkerung des muselmanischen Spanien genau zu schätzen ist unmöglich, sie aber für doppelt so stark als die des heutigen Spanien anzunehmen, wohl nicht übertrieben. Längs dem Guadalquivir wurden viele tausend (zwölftausend?) Dörfer gezählt." (Wachsmuth, Europäische Sittengeschichte, Leipzig 1833, II., S. 509.)

Das wurde 1833 geschrieben. Damals zählte Spanien 12 Millionen Einwohner.

Diese große kulturelle Höhe der arabischen Staaten beruhte jedoch auf der kriegerischen Kraft des herrschenden Stammes. Mit dessen Kraft schwand auch die Kultur. Und diese bot den Herrschern und Ausbeutern ein solches Uebermaß der Genüsse, daß sie rasch erschlafften und die Fähigkeit verloren, ärmeren beutegierigen Nachbarstämmen das Eindringen zu wehren, die an den Grenzen um so stürmischer Eingang forderten, je reicher die Beute, die ihnen winkte.

Im Osten waren es die vom Norden kommenden Türken unter der Führung des Stammes der Seldschucken, die in die von arabischen Stämmen beherrschten Gebiete einbrachen und sie sich untertan machten, seit dem elften Jahrhundert. Diese Türken waren intellektuell weniger regsam, als die Araber, worauf wir schon hinwiesen (zweites Kapitel des dritten Abschnitts). Und überdies befanden sie sich in einem sozial rückständigeren Stadium als die Araber zur Zeit Mohammeds. Roh und unwissend, verstanden sie nur eines meisterhaft, den Krieg. Sie nahmen wohl die Religion der Araber an, wie die Germanen die im Römischen Reiche herrschende angenommen hatten, blieben aber kulturell weit hinter den Arabern zurück. Schon Gibbon hat auf die größere Rückständigkeit der nordischen Nomaden hingewiesen:

„Es läßt sich doch ein wesentlicher Unterschied zwischen den scythischen Horden und den arabischen Stämmen entdecken, da viele der letzteren in Städten vereinigt waren und sich mit den Beschäftigungen des Handels und Ackerbaues abgaben. Ein Teil ihrer Zeit und ihres Fleißes (der Städtebewohner K.) blieb fortwährend der Wartung ihrer Herden. Sie mengten sich im Frieden und Krieg unter ihre Brüder der Wüste, und die Beduinen verdankten diesem nützlichen Verkehr eine Befriedigung ihrer Bedürfnisse, einige Anfangsgründe der Künste und Wissenschaften." („Geschichte des Verfalls und Untergangs des Römischen Weltreichs", 50. Kapitel.)

Von Städten und einem regen Handelsleben war bei den Türken zur Zeit ihres Einbruchs in die Kulturwelt keine Rede. Und die Verhältnisse, unter denen er sich vollzog, machten sie nicht begierig, das überkommene Kulturerbe zu übernehmen oder gar zu vermehren, ja sie fanden gar nicht die Muße dazu, denn ungleich den Arabern im siebenten und achten Jahrhundert stießen sie auf gefährliche Feinde, denen gegenüber sie ihre volle kriegerische Kraft aufzuwenden hatten.

Zur Zeit des Siegezugs der Araber war die weströmische Macht völlig zusammengebrochen gewesen, hatten sich auf ihren Trümmern zahlreiche germanische Staaten gebildet, die sich in gegenseitigen Kämpfen aufrieben und so schwach waren, daß sie das Vordringen der Slaven und die Plünderungszüge der Avaren und dann der Ungarn im Osten nicht hindern konnten. Und das Oströmische Reich vermochte kaum die Gebiete griechischer Bevölkerung zu behaupten.

Als dagegen die Türken nach Kleinasien und Syrien vordrangen, stießen sie auf die kühnsten und kraftvollsten Seeräuber und Eroberer, die damals Westeuropa auszusenden hatte, die Normannen, und gleichzeitig hatten die germanischen Staaten eine festere Zusammenfassung gefunden durch das Papsttum. Dieses setzte die Staaten Europas instand, wieder die Offensive zu ergreifen, geführt von jenen Normannen, die aus Norwegen kommend, sich im neunten Jahrhundert in Frankreich festsetzten, von da aus im 11. Jahrhundert nach England vordrangen und es er-

oberten. Gleichzeitig gewannen sie Süditalien, wobei ihnen ebenso wie in England die Päpste behilflich waren, so wie vorher die Franken ebenso wie das Papsttum ihre beiderseitige Uebermacht gegenüber andern Staaten durch ihre gegenseitige Unterstützung gewonnen hatten.

Die Normannen wie der Papst waren aber gleich unersättlich, das Gebiet ihrer Ausbeutung auszudehnen, und da die Normannen als kühne Seeräuber vor keiner Meerfahrt zurückschreckten, stießen sie nach Asien vor, auch da wieder mit Hilfe des Papstes, der ihnen Zuzug von Hilfstruppen aus andern Gebieten der abendländischen Christenheit verschaffte.

In Asien trafen sie aber auf die Seldschucken, denen sie ein Gegner von einer Furchtbarkeit wurden, wie die Araber keinen getroffen hatten.

Kriege werden von denen, die sie unternehmen, der Masse gegenüber, die als Kanonenfutter ins Feld geführt wird, selten mit den wirklichen Motiven begründet, die die herrschenden Klassen bewegen. Oft genug täuschen sich diese auch selbst darüber.

Die Normannen und der Papst nannten ihre Raub- und Eroberungszüge mit einem viel schöneren Namen. Sie nannten sie Kreuzzüge zur Befreiung des „Heiligen Landes" Palästina, das von den Seldschucken den Arabern weggenommen worden war. Die neuen Eroberer hausten dort übler, als ihre Vorgänger getan.

Die ganze Kraft der Türken wurde erheischt, um mit den Kreuzfahrern fertig zu werden, deren Kraft schließlich erlahmte, da der Zuzug vom Westen immer spärlicher wurde, je mehr sich's herausstellte, daß die Eroberung nicht so einfach sei, wie die christlichen Eindringliche erwartet hatten.

Aber das Aufhören der Kreuzzüge erlaubte den Ländern arabischer Kultur kein Aufatmen. Gerade, als der Andrang der Kreuzfahrer ein Ende nahm, im 13. Jahrhundert, wurden Persien und das Irak von einem Einbruch mongolischer Nomaden heimgesucht, die noch roher waren, als die Türken, noch wilder hausten als sie.

Müller sagt, es sei das Unglück der orientalischen Welt gewesen, daß den

„politisch begabten und lernbegierigen Arabern erst die Türken gefolgt sind, um die Blüte, und später die Mongolen, um das Laub von dem Stamme der östlichen Zivilisation abzustreifen, und zwar so gründlich, daß kaum noch an wenigen Stellen neue und meist kümmerliche Triebe haben nachkommen können". (Islam, II., S. 71.)

Das bißchen Kultur, das die Seldschucken sich von den Arabern angeeignet hatten, ging nun wieder verloren. Mehr als je wurden alle Kräfte der Türken auf den Krieg konzentriert. Schließlich vermochten sie sich der Mongolen zu erwehren, ja selbst wieder zur Ausdehnung ihres Ausbeutungsgebiets überzugehen. Ein neuer Stamm der Türken, die Osmanen, kam dabei

in den Vordergrund, der noch mehr als die Seldschucken den Krieg zur wichtigsten Beschäftigung der herrschenden Klasse machte, und den Staat ökonomisch ganz auf Raub und Plünderung einstellte. Das wurde am auffallendsten bekundet durch die Einführung des stehenden Heeres der Janitscharen (seit 1330), eine Einrichtung, die, bei den geringen Produktivkräften jener Zeit eine schwere ökonomische Last bedeutete. Sie ließ dem Staat der Osmanen für Kulturzwecke kaum etwas übrig, steigerte aber allerdings enorm die kriegerische Kraft des Staates, namentlich gegenüber undisziplinierten Feudalheeren.

„Was dem Osmanischen Reich die intensive Lebenskraft verlieh, durch die es die vorhergehenden mohammedanischen Staaten so sehr in Schatten stellt, war die stehende Truppe der Janitscharen von 5000 Mann in der Hand einer starken Monarchie. Mohammed II., der Eroberer Konstantinopels, vermehrte im 15. Jahrhundert die Zahl der Janitscharen auf 8—12 000, im 16. Jahrhundert, unter Soliman dem Großen, wurde das Corps bis auf 16 000 Mann gebracht, eine militärische Kraftanstrengung, die freilich um den Preis heilloser, volkswirtschaftlicher Zerstörungen erkauft wurde." (E. Daniels, Geschichte des Kriegswesens, Leipzig 1910, II., S. 131.)

Konzentration aller Kraft des Staates auf das Kriegswesen, Mißachtung aller ökonomischen Rücksichten, das kennzeichnete den türkischen Staat bis in unsere Tage hinein. Es ist bezeichnend, daß er für alle Funktionen, die mit dem Staate zu tun haben, nicht nur für die der Behauptung der Herrschaft, sondern auch für die der Revolution keine andere Schicht hervorzubringen wußte, als die Militärkaste, das Offizierkorps. Das erklärt die Kühnheit und die Rücksichtslosigkeit der heutigen Reformen der Türkei. Zivilisten wären dazu in einem so rückständigen Lande nie fähig gewesen. Aber bei aller Kühnheit der türkischen Revolution unserer Tage bleibt die ganze Macht beim Militär, dienen ihm alle Kräfte des Staates. Wie sich unter diesen Umständen der Produktionsprozeß gestalten wird, bleibt abzuwarten.

Bisher hat die osmanische Herrschaft auf das ökonomische Leben der ihr unterworfenen Staaten stets verheerend gewirkt. Bedeuteten schon Seldschucken und Mongolen einen Niedergang der von den Arabern so hoch entwickelten Produktion und Kultur, so wurde dieser Niedergang unter den Osmanen zu rapidem Verfall.

Damit sind auch die Bewässerungsanlagen innerhalb des türkischen Reiches immer mehr verkommen. Weniger in Aegypten, dessen Bodenbeschaffenheit seinen Bauten größere Widerstandskraft verleiht als im völlig steinlosen Irak mit seinem weichen Boden. Wo ehedem schon vor Jahrtausenden ein reiches Kulturleben blühte, findet man heute nichts als Sandwüste und Sumpf, dank einer Staatsgewalt, der infolge ihrer militärischen Borniertheit jedes ökonomische Denken abging.

Solange die Araber herrschten, blieb ebenso, wie es früher im Römischen Reiche gewesen, der Orient dem Westen ökonomisch und kulturell überlegen. In den Kreuzzügen lernten die Völker des Abendlandes so ziemlich alles, was sie vom Osten zu lernen hatten, indes gleichzeitig der ökonomische Verfall Vorderasiens (mit Aegypten) durch die Türken einsetzte.

Von da an datiert die Ueberlegenheit Europas über Asien.

In dem gleichen Zeitraum wie im Osten wurden auch im Westen, in Spanien, die Araber zurückgedrängt und als herrschende Klasse schließlich völlig vernichtet.

Das schwer zugängliche Gebirgsland Nordspaniens hatte sich der Herrschaft der Araber zu erwehren gewußt, die von den Spaniern Mauren oder Mohren genannt wurden. Verächtlich sprachen die arabischen Schriftsteller von den „armen christlichen Völkern der Berge, die nichts vom Handel und schönen Künsten wissen". Ja, die semitischen Araber waren so frech, diese guten Christen und zum Teil auch Germanen zu höhnen, daß sie „nie ihre Leiber und Gewänder" waschen und in Lumpen einhergehen (Wachsmuth, Sittengeschichte, II., S. 514), was schlecht zu der herkömmlichen Auffassung stimmt, daß das christlichgermanische Element sich durch höchste Reinlichkeit von dem Schmutz unterscheide, der eine semitische Rasseneigenschaft sei.

Aber gerade die Armut machte die Christen raubgierig und kriegerisch, indes die reichen Araber im Wohlleben verweichlichten. In steten Kämpfen drangen die Christen seit dem 11. Jahrhundert in Spanien vor, Kämpfen, die einen furchtbaren religiösen Fanatismus entzündeten, da sie unter religiöser Flagge ausgefochten wurden. Viel mehr, als der Krieg gegen die Türken im Osten, hat der gegen die Araber in Spanien den katholischen Fanatismus zu höchster Glut gesteigert. Im Osten bedrohten die Türken zunächst meist solche Christen, die sich dem Papsttum nicht unterwarfen, Griechen, Bulgaren, Serben, schließlich auch protestantische Ungarn.

Die katholischen italienischen Seestädte trieben gleichzeitig Handel mit den Türken, der um so gewinnreicher wurde, als diese selbst vom Handel nichts verstanden.

In Spanien dagegen bedeutete die Herrschaft des Islams von vornherein eine Beeinträchtigung des Herrschaftsgebiets des Papstes.

In keinem Lande der Christenheit wurde der katholische Fanatismus zu solcher Höhe gesteigert, hat er sich so tief gewurzelt, wie in Spanien im Laufe der Kämpfe gegen die arabische Herrschaft, die erst im 15. Jahrhundert ihren Abschluß fanden, gerade damals als Amerika entdeckt wurde. Der Kampf gegen die Mauren und dann die Kolonialpolitik gewöhnten die herrschenden Klassen in den neugebildeten christlichen Staaten Spaniens vollständig daran, Reichtum und Macht nur durch Raub und Plünderung zu suchen.

Wie die Türken unter den Mohammedanern, wurden damals die Spanier unter den Christen die kriegerischste Nation. Sie unterwarf sich große Teile Italiens und die Niederlande, focht gegen Frankreich und England wie gegen die protestantischen Fürsten Deutschlands, weil diese sich der Oberhoheit des Kaisers und des Papstes zu entziehen suchten, die beide bloße Werkzeuge der spanischen Machthaber waren. Und die Entdeckung Amerikas trieb sie über das Weltmeer, um dort wieder durch Raub und Plünderung neue Reichtümer zu gewinnen.

Eine glänzende Entwicklung vom rein militaristischen Standpunkt aus. Sie war verderblich vom ökonomischen aus. Sie vergeudete die Hilfsmittel des Landes, statt sie zu entwickeln, ja, sie verjagte sogar die ökonomisch besten Elemente, die Juden und Mohammedaner (Mauren) aus dem Lande, weil die herrschende Schicht nicht einmal die entfernteste Möglichkeit einer Opposition dulden wollte.

Die Mohammedaner hatten Juden und Christen nicht nur den Aufenthalt, sondern auch freie Religionsübung in ihren Staaten gestattet. Der Islam war für sie nicht die einzige Religion, die der Staat duldete, sondern ein Kennzeichen, das die herrschende Klasse vor den Beherrschten auszeichnete. Der Kriegsdienst war den Anhängern Mohammeds vorbehalten. Dafür blieben diese von allen Steuern verschont. Sie hatten auch sonst viele Vorrechte, wurden nicht so leicht von den Behörden gepeinigt. Unter diesen Umständen gestaltete es sich zu einer wahren Verlegenheit, wenn zu viele der Unterworfenen den Islam annahmen. Dieser Prozeß wurde von den Herrschenden in keiner Weise gefördert, eher gehemmt.

Merkwürdigerweise gab es sogar Sultane, die sich christliche Finanzminister nahmen. Ein Vertreter der wahren Religion wäre zu schade für diesen unpopulären Posten gewesen. So haben im 18. Jahrhundert manche deutsche Fürsten ihr Finanzwesen Juden überlassen, die man ruhig der Volkswut opfern konnte, wenn die Steuern zu drückend wurden.

Anders als bei den Mohammedanern war es bei den Katholiken. Hier war der Apparat der Kirche ein machtvoller Herrschafts- und Ausbeutungsapparat geworden, unbequem für die Fürsten, wenn er selbständig blieb, unübertrefflich, wenn sie ihn in die Hand bekamen. Das Bekenntnis zum Katholizismus bedeutet da nicht die Zugehörigkeit zur herrschenden Klasse, sondern die Unterwerfung unter einen der wichtigsten Knechtungsapparate, über den diese verfügte.

So konnte in den katholischen Ländern die Staatsmacht Andersgläubige nicht brauchen.

Diese religiöse Intoleranz im Verein mit rücksichtsloser Verschwendung von Menschen und Mitteln für ewige Kriege ließ ebenso wie Handel und Industrie auch die von den „Ungläubigen" errichteten Bewässerungswerke und damit die Landwirtschaft

völlig verkommen. Die spanische Staatsmacht zog ungeheuere Massen von Silber und Gold aus Amerika an sich und dabei verarmte das Land doch immer mehr. Die vom Staat und den Aristokraten erbeuteten Edelmetalle strömten immer wieder ins Ausland als Bezahlung für auswärtige Industrieprodukte und für Söldner ab, die, auch wenn sie spanischer Abkunft waren, ihren Sold doch außerhalb des Landes in auswärtigen Kriegen und Garnisonen vergeudeten.

Wo unter den Mauren blühende Gärten und reiche Ackerfelder bestanden, ist später eine steinige Wüste geworden. Und bis heute überwiegt bei den herrschenden Klassen Spaniens das militaristische über das ökonomische Denken. Dort wie in der Türkei werden bis heute die Geschicke des Landes von der Offizierskaste bestimmt, die einmal liberal sein kann, einmal klerikal, die aber stets ganz verständnislos bleibt für die ökonomischen Bedürfnisse des Landes.

Wie im nahen Orient ist auch in Spanien der Stand der Bewässerungsanlagen von dem Charakter der Staatsmacht abhängig, der seinerseits wieder durch die verschiedensten ökonomischen Bedingungen und ihre historischen Wandlungen bestimmt wird, jedoch nirgends durch das Bedürfnis der Bauern nach Bewässerungsanlagen.

Noch ein Beispiel dafür liefert Indien, namentlich im Pandschab.

Wir haben schon gesehen, wie seit altersher die ungeheuren Reichtümer dieses Landes immer wieder arme, räuberische Nomaden zum Einbruch anlockten, von den Ariern an, in einer Zeit, die sich nicht mehr genau datieren läßt, bis zu den Mongolen, die im 16. Jahrhundert das Reich des „Großmoguls" begründeten. (Mogul die indische Aussprache des Wortes „Mongole".)

Diese, wie vor ihnen andere Volksstämme, Araber, Türken, Afghanen, wurden die herrschende Klasse im Lande. Die Mohammedaner haben in Indien bis heute, im Gegensatz zu den Hindus, ihren kriegerischen Sinn bewahrt. Aber sie kamen nicht in so verzweifelte Umstände, wie die Türken und die christlichen Spanier in den Jahrhunderten, in denen sich ihre Staaten und deren Charakter bildeten. Es blieb ihnen Zeit, Kraft und Interesse für Kulturangelegenheiten neben dem Kriegswesen. Und die indische Kultur war so tief gegründet, daß die Eroberer sich ihren Traditionen wenigstens in materieller Hinsicht anschlossen, wenn sie auch fortfuhren, den Islam beizubehalten als Kennzeichen des herrschenden Stammes im schroffen Gegensatz zu dem Religionswesen der Hindus, das heißt der Unterworfenen.

Wie alle Beherrscher orientalischer Staaten, die nicht vom Kriegswesen absorbiert wurden und in der Förderung der Landwirtschaft die Förderung des eigenen Reichstums und der eigenen Macht sahen, haben auch die mohammedanischen Herrn Indiens Wert darauf gelegt, seine Bewässerungsanlagen aufrechtzuhalten.

So stand es, als eine neue Sorte von Räubern ins Land kam. Nicht arme, rohe, rückständige Nomaden, wie die Eroberer und Staatengründer, die wir bisher zu betrachten Gelegenheit hatten, sondern die Vertreter einer Kultur, die seit den Kreuzzügen ebenso sehr stetig vorwärts geschritten war, technisch wie ökonomisch und auch wissenschaftlich, wie sich die Vorderasiens zurückentwickelt hatte.

Diese neuen Räuber waren Europäer, Portugiesen, Niederländer, Franzosen, Engländer, von denen diese letzteren militärisch über die andern obsiegten, wie wir schon in einem andern Zusammenhange bemerkten. Gerade unmittelbar vor Ausbruch der Französischen Revolution hatte England auch seine letzten und gefährlichsten weißen Gegner, die Franzosen, in Indien niedergerungen. Napoleons Expedition nach Aegypten, die Indien galt, konnte das Blatt nicht wenden.

Die nomadischen Eroberer waren aus ihrer armen, wüsten Heimat gekommen, um in den reichen, fruchtbaren Gegenden zu bleiben, deren sie sich bemächtigten. Deren Gedeihen wurde auch das ihre, was sie sehr wohl dort erkannten, wo nicht ewiger Krieg sie benebelte.

Die neuen Räuber, die über das Meer kamen, brachen ins Land nicht ein, um es zu ihrer Wohnstätte zu machen, sondern um es zu plündern und mit dem Raub wieder heimzukehren. Sie rafften zusammen, was sie vorfanden. Die Erhaltung und Förderung weiterer Produktion interessierte sie zunächst wenig.

Und als es den Engländern endlich gelungen war, ihre Konkurrenten aus dem Feld zu schlagen und ein eigenes Kolonialreich zu begründen, das auf die Dauer berechnet schien, waren sie noch immer über dessen ökonomische Lebensbedingungen völlig unwissend.

Eine der furchtbarsten Folgen davon war die, daß sie die Bewässerungsanlagen, die sie vorfanden, völlig verfallen ließen. England war an Stelle der mohammedanischen Beherrscher Indiens getreten, aber nur um ihren Steuerdruck durch abendländische Energie zu überbieten und diejenigen ihrer staatlichen Funktionen, durch die sie dem Lande hätten nützen können, gründlich zu vernachlässigen.

Für mein Erstlingswerk über die „Volksvermehrung“ hatte ich ein längeres Kapitel über Ostindien ausgearbeitet, das ich bei der Drucklegung aus dem prosaischen Grunde wegließ, um an Druckkosten zu sparen. Ich sagte dort von der ostindischen Kompagnie in England, die den britischen Besitz in Ostindien bis 1858 verwaltete:

„Dem Anschein nach verlangte die ostindische Kompagnie bloß dieselbe Steuerleistung wie die mohammedanischen Fürsten, sie glaubte bloß das bisherige System fortzusetzen. Aber war auch der mongolische Despotismus rechtlich unbeschränkt, so beschränkte er sich selbst durch seine eigene Schwäche. Er mochte immerhin vom Bauern drei Fünftel des Boden-

ertrages verlangen, es fehlte ihm doch die Kraft, die verlangte Summe einzutreiben. Anders gestaltete sich das Verhältnis unter der Regierung der Kompagnie. Die ganze Intelligenz und Energie Englands stand ihr zu Gebote, und zur Erreichung eines einzigen Zweckes wurde sie konzentriert: zur Ausbeutung des Volkes. ‚Es waltete nur die Macht, nicht die Milde der Zivilisation.' Die g e f o r d e r t e Abgabe schien dieselbe, die g e z a h l t e war unerträglich geworden."

Und dabei war der Steuerertrag unter den mohammedanischen Fürsten zum Teil zur Erhaltung der Bewässerungsanlagen verwendet worden. Die Briten verwendeten den Löwenanteil der Steuern dazu, ihn nach England zu senden.

Ich fuhr fort:

„Unter einem Himmel, dessen unbarmherzige Heiterkeit während 7 bis 8 Monaten ungetrübt bleibt, in einem Klima, unter dem der Boden sechs Monate unbefeuchtet bleibt, ist der Landbau, wenn er nicht von periodischen Ueberschwemmungen der Flüsse begünstigt wird, nur dann möglich, wenn hochgelegene und riesige Bassins geschaffen werden, aus denen zur Zeit der Dürre Wasser geschöpft werden kann. Solche Bassins haben die einheimischen Regenten in reichlichem Maße gebaut."

Ich zitierte dann ein Buch von E. de Warren, L'Inde anglaise, (Paris 1844), in dem es heißt:

„Alles, was Indien an Monumenten oder nützlichen öffentlichen Bauten besitzt, stammt von seinen eingeborenen Fürsten her. Die (englische) Kompagnie hat keinen Brunnen gegraben, keinen Teich geschaffen, keinen Kanal gezogen, keine Brücke gebaut zum Wohle ihrer indischen Untertanen. Sie hat keine Straße gebaut außer für das Militär. Auch diese sind gewöhnlich von so kurzer Dauer, daß man das nächste Jahr wieder die Hand ans Werk legen muß.

Man unternimmt nicht nur nichts Neues, sondern läßt auch das Alte verfallen. Mit den Teichen und Kanälen verschwindet auch die Kultur und die Bevölkerung, das Land wird eine Wüste. In einem einzigen Distrikte der Präsidentschaft Madras, in Nord Arcoth, war die Zahl der in einem Jahre (1827) von den Ueberschwemmungen zerrissenen, weggeschwemmten und zerstörten Deiche nicht weniger als 1 100, nachdem der Distrikt ein Vierteljahrhundert unter englischer Oberhoheit gestanden. So entvölkern die Distrikte." (II., S. 310.)

Die Deiche und Dämme waren so vernachlässigt, daß sie dem geringsten größeren Wasserdruck nicht mehr Stand hielten.

Im Anschluß daran gab ich noch folgende Zahlen:

„Noch 1852 waren im Kollektorat von Surate von 215 000 angebauten Morgen Landes nur 12 000 oder 5½ Prozent, in Kaira von 345 000 nur 14 000, in Broatsch nur 1 Prozent des angebauten Landes unter Bewässerung. In Pun wurden in den Jahren 1849—51 von einer jährlichen Grundsteuer von 80 500 Pfund Sterling jährlich nur 185 Pfund zur Erhaltung von 208 Deichen und 14 630 Brunnen, in Belgaum von 125 000 Pfund nur 73 Pfund verwendet! In Scholapur huldigte man dem Grundsatz, daß nichts schädlicher sei als Halbheit und tat von 1847—51 gar nichts für die dort befindlichen 169 Teiche und 10 666 Brunnen! Das meiste geschah noch in der Präsidentschaft Madras, wo während 25 Jahren ganze 21 000 Pfund Sterling für Bewässerungsanlagen verwendet wurden, noch immer nicht mehr als ein halbes Prozent der Einnahme aus der Grundsteuer!"

Das Ergebnis dieser grenzenlosen Gleichgültigkeit gegenüber den Bewässerungsanlagen war eine Serie furchtbarer Mißernten und Hungerzeiten, die Millionen von Menschen hinrafften. Erst dieser entsetzliche Anschauungsunterricht brachte allmählich den Engländern einiges Verständnis für die Pflichten der Staatsgewalt in einem der trockenen Gebiete des Orients bei. Sie haben seitdem gelernt, modernes Wissen und moderne Technik in Anwendung gebracht und nicht nur in Ostindien, sondern auch, und noch mehr in Aegypten, durch kolossale Wasserbauten die Kulturfläche, die sie vorfanden, ausgedehnt und die Regelmäßigkeit der Ernten besser gesichert.

Alle die vorgeführten Beispiele zeigen, welch wichtige materielle Grundlage der Staatsgewalt in den Staaten des Orients die Wasserbauten sind, von denen die ganze Landwirtschaft, die wichtigste Nahrungsquelle, abhängt. Wir haben auch gesehen, wie die Sorge für diese Bauten ganz vom Charakter des herrschenden Stammes abhängt, der von den verschiedensten Bedingungen seines Lebens bestimmend beeinflußt wird. Aber nirgends sehen wir ein Beispiel dafür, daß aus der Bauernschaft zum Zwecke der Wasserbauten Ansätze zur Bildung einer Staatsmacht hervorgehen, die diesem Zweck Genüge leistet. Wo die von außen sich aufdrängende Staatsmacht versagt, tritt von innen kein Faktor auf, der imstande wäre, ihre Funktionen zu versehen.

Weit entfernt durch die Notwendigkeit der Wasserbauten in engere Berührung miteinander gebracht zu werden, bleiben die einzelnen Bauerngemeinden des Orients ohne jede Verbindung mit den andern. Engels hat in dieser Erscheinung schon vor mehr als einem halben Jahrhundert die Grundlage des orientalischen Despotismus erkannt. Das gilt nicht bloß für Rußland, wo er sie zuerst konstatierte:

„Der russische Bauer lebt und webt nur in seiner Gemeinde; die ganze übrige Welt existiert nur insofern für ihn, als sie sich in diese seine Gemeinde einmischt . . . Eine solche vollständige Isolierung der einzelnen Gemeinden voneinander, die im ganzen Lande zwar gleiche, aber das gerade Gegenteil von gemeinsamen Interessen schafft, ist die naturwüchsige Grundlage für den *orientalischen Despotismus*, und von Indien bis Rußland hat diese Gesellschaftsform, wo sie vorherrschte, ihn stets produziert, stets in ihm ihre Ergänzung gefunden." (Soziales aus Rußland, Volksstaat, 1875, abgedruckt in „Internationales aus dem Volksstaat", Berlin 1894, S. 56.)

Die Notwendigkeit gemeinsamer Wasserbauten hat diese dörfliche Isolierung nicht überwunden, sie hat bloß die Abhängigkeit der Bauern von der Staatsmacht, die unter den gegebenen Verhältnissen allein solche Bauten zu schaffen vermochte, vermehrt.

Die Existenz des Bauern hing nun vom Staat ab. Aber Wohlstand erwuchs ihm nicht daraus. Wo die Bewässerungsanlagen funktionierten, vermehrte sich der Ertrag der bäuerlichen Arbeit.

Aber das Mehrprodukt verblieb nicht dem Bauern, es wurde ihm als Steuer abgenommen.

Wie die Engländer in Ostindien den Bauern durch die Höhe der Steuern erdrückten, haben wir bereits angedeutet. Wir haben aber auch schon gesehen, daß die mohammedanischen Herrn nicht weniger forderten, bloß nicht über einen gleich energischen Erpressungsapparat verfügten.

Ueber die Steuern der Araber in den von ihnen eroberten Ländern sagt Müller:

„Nun waren die Araber freilich, um ein bereits angezogenes Gleichnis zu wiederholen, nicht so töricht, die Henne kurzwegs zu schlachten, die ihnen goldene Eier legte; aber sie sind auch nicht imstande gewesen, die wirtschaftlichen Verhältnisse der eroberten Länder mit ihren eigenen Ansprüchen in Einklang zu bringen. Sie waren viel zu klug, um nicht bald einzusehen, daß ein so von bestimmten Kulturmethoden abhängiger Betrieb, wie die Landwirtschaft des Irak und Aegyptens, eigenwilliges Dazwischenfahren ebenso wenig wie gänzliche Vernachlässigung ertrug, und fingen z. B. etwa 50 Jahre nach der Eroberung an, sich um die Herstellung der in den Kriegsjahren aus Not, nachher aus Unverstand vernachlässigten Bewässerungsanlagen Babyloniens zu kümmern. Aber was sie nicht einsahen, war die Verkehrtheit ihres Steuersystems, das weniger vermöge der absoluten Höhe der Abgaben, als durch den falschen Grundsatz, dieselben wenigstens der Regel nach ohne Rücksicht auf die wirklichen Einnahmen nach Kopfzahl und Bodenfläche einzuschätzen und diese Schätzung immer unverändert beizubehalten, auch die reichsten Provinzen aussaugen mußte." (Islam, I., S. 281, 282.)

Später wurde im Irak die Grundsteuer in eine Abgabe vom Ertrag umgewandelt, was sie etwas rationeller gestaltete. Doch blieb sie immer noch erdrückend hoch — zwei Fünftel bis zur Hälfte des Ertrags!

Die gesteigerten Erträge der Landwirtschaft infolge der Bewässerungsanlagen kamen also nur den großen Ausbeutern zugute. Die Ausdehnung des Kulturlandes vermehrte die Zahl der fronenden und steuernden Bauern. Die Erhöhung des Produkts einer bestimmten Bodenfläche vermehrte die Abgabe, die von ihr zu entrichten war. In der einen wie in der andern Weise wurde die Masse des Produkts erhöht, die den Ausbeutern zufiel. Für die Bauern erwuchsen daraus keine Vorteile, vielmehr Nachteile, denn zu der Arbeit der Bodenbestellung wurde ihnen auch noch die Fronarbeit an den Wasserarbeiten aufgeladen — und schließlich noch andere Arbeiten im Dienste ihrer Herrn.

Natürlich wäre es ganz verfehlt, daraus etwa zu schließen, der Verfall der schon bestehenden Wasserbauten sei ein Vorteil für den Bauern. Seine Existenz und auch seine Abgaben sind, wo solche Bauten einmal geschaffen wurden, von ihrem Funktionieren abhängig. Ohne diese Bauten könnte die durch ihre Wirkungen vermehrte Bevölkerung nicht leben. Ein Teil von ihr müßte verhungern.

Aber die Vorteile des Fortschritts, der Errichtung neuer Bauten, fallen fast nur den Ausbeutern zu.

So geht es mit der Verbesserung der Bodenkultur durch künstliche Bewässerung wie mit allen anderen Fortschritten im Staate. Er ruft die Fortschritte hervor, er fördert sie, ohne ihn sind sie nicht möglich. Aber er entwickelt sie unter Bedingungen, die bewirken, daß ihre Vorteile nur dem Herrn und Ausbeuter zugute kommen. Die Lage der Ausgebeuteten und Geknechteten verbessert sich nicht, verschlechtert sich oft durch sie.

Zwölftes Kapitel.

Die Stadt — Industrie und Kunst.

Wir haben den Zusammenhang zwischen der Staatsgewalt und den Bewässerungsanlagen der großen Reiche des Orients eingehender betrachtet, einmal, weil dieser Zusammenhang Licht auf die so umstrittene Frage der Entstehung des Staates wirft, dann aber auch deshalb, weil diese Bewässerungsanlagen, obwohl nicht die Schöpfer, sondern Schöpfungen der ersten Staaten, doch zu ihrer materiellen Grundlage wurden, auf der nicht nur ihre Größe und Macht beruhte, sondern auch der ganze ungeheure Ueberbau von Zivilisation, den sie auftürmten.

Eine Reihe zivilisatorischer Wirkungen des Staates haben wir bereits aufgezeigt. Noch einige bleiben uns zu untersuchen übrig, die zum Teil direkt an die Wasserbauten anknüpfen.

Wir haben oben (10. Kapitel dieses Abschnitts) einen Passus aus Dümichens Einleitung zur Geschichte des alten Aegypten wiedergegeben, in dem er unter anderm von den Wasserbauten sagt:

„Die natürliche Folge dieser durch die Beschaffenheit des Landes gebotenen Arbeiten war, daß durch sie immer die Baulust der Bevölkerung geweckt wurde."

Ihr Bausinn sei so erstarkt, daß sie schließlich die großartigsten architektonischen Schöpfungen auszuführen vermochten.

Das ist in gewissem Sinne ganz richtig, aber eben nur in gewissem Sinne. Man darf nicht, wie es gewöhnlich geschieht, die Bewohner eines Staates als eine homogene Masse betrachten. Eine solche findet man nur in vorstaatlichen Gemeinwesen. Die Scheidung der Klassen trennt die Bevölkerung immer mehr in verschiedene Lager, von denen jedes nur weniges mit den andern Staatsinsassen gemein hat, von ihnen durch tiefe Gegensätze abgesondert wird.

Das gilt heute noch und galt auch schon von den ersten Staaten. Daher ist es auch verkehrt, anzunehmen, durch die Wasserbauten seien die Baulust und der Bausinn aller Bewohner Aegyptens geweckt worden.

Man versetze sich in die Lage der Bauern, die als Fronarbeiter Erde aus den Kanälen zu graben und fortzuschaffen oder zu Hunderten einen Schlitten mit einem Steinkoloß darauf fortzubewegen hatten, von erbarmungslosen Vögten vorwärtsgepeitscht. Dabei wurden sie elend ernährt. Herodot gibt an, auf der Pyramide des Cheops sei verzeichnet gewesen, was die hunderttausend Arbeiter, die er bei ihrem Bau verwendete (sie wurden alle drei Monate durch andere abgelöst) an Rettichen, Zwiebeln und Knoblauch verzehrt hatten. Eintausendsechshundert Silbertalente wurden dafür bezahlt. (II. c. 125.) Eine andere Nahrung nannte die Inschrift nicht. Herodot fragt, was daneben noch Brot (sitia) und Kleidung der Arbeiter gekostet haben müssen. Vielleicht mußten die Arbeiter dafür selbst sorgen, diese Lebensmittel aus ihren Bauernhöfen mitbringen, so daß der König nichts dafür verausgabte.

Daß derartige Arbeiten die Baulust der Bauern sehr gefördert hätten, wird man nicht erwarten dürfen. Aber auch ihr Bausinn wird durch die Erfahrungen, die sie bei der Arbeit machten, nicht sehr gehoben worden sein.

Nur bei den Herrn, von denen sie zur Arbeit angetrieben wurden, wird durch die Erfolge der Wasserbauten und die dabei gemachten Erfahrungen die Lust und das Verständnis zu weiteren Bauten auch auf trockenem Boden erwachsen sein, deren Last wiederum nicht sie zu tragen hatten, sondern die große Masse der Fronarbeiter.

Eine wichtige Veranlassung zu solchen Bauten ergab sich aus der zweiten großen Funktion, die der Staatsgewalt im Orient erwuchs, dem Schutz vor räuberischen Nomaden, der nicht minder wichtig war, als der Kampf gegen den Fluß.

Das flache Land vor den Nomaden zu schützen, die an Stelle derjenigen traten, die den Staat gegründet hatten, war freilich in der Regel nicht anders möglich, als daß man Krieg gegen sie führte und ihnen Verluste beibrachte, die ihnen das Kommen verleideten. Nur stellenweise kam man dazu, die Nomaden durch lange Mauern vom Kulturland abzuhalten, wie das mit der medischen Mauer in Mesopotamien und mit der chinesischen Mauer der Fall war, worauf wir schon früher hingewiesen.

In der Regel mußte das flache Land ungeschützt bleiben. Höchstens konnten sich die einzelnen Dörfer durch Umpfählungen vor wilden Tieren und Menschen schützen, wie das auch bereits im vorstaatlichen Stadium geschehen war. Derartiges wurde sowohl bei Indianern wie bei Negern beobachtet.

Nach erfolgter Staatsgründung, das heißt, sobald die eindringenden Nomaden sich im Lande festsetzten, um es auszubeuten, erhoben sich neben den Dörfern der Bauern die Standlager der Eroberer an geeigneten Stellen, von denen aus sie die Unterworfenen in Schach zu halten vermochten. Die Hauptmacht

ließ sich in der Regel im Zentrum des Staatsgebiets nieder, einzelne Garnisonen wurden näher den Grenzen untergebracht.

Natürlich waren dies nicht etwa kasernierte Soldaten in unserem Sinne. Die Eroberer kamen mit Weib und Kind und Sklaven, wozu noch die Dienstleute kamen, die ihnen die Unterworfenen zu stellen hatten.

Ein solches Standlager umfaßte also von vornherein eine zahlreiche Bevölkerung. Ihre Zahl wurde begrenzt durch die Menge der Nahrungsmittel und anderer zur Erhaltung von Mensch und Vieh dienlichen Produkte, die von den tributpflichtigen Bauern zu liefern waren. Je umfangreicher und besser bevölkert das Reich, je größer die Tribute, und je besser die Verkehrsmittel, um so größer konnten diese Standlager sein, um so zahlreicher ihre Bevölkerung. Um so größer aber auch die Reichtümer, die hier teils zum baldigen Gebrauch aufgestapelt, teils zu länger dauerndem Besitz aufgeschatzt wurden.

Die Mannigfaltigkeit dieser Reichtümer wuchs durch den Handel, der mit Vorliebe solche Standlager aufsuchte, wo er am ehesten auf Ueberschüsse an Produkten stieß, gegen die er jene Produkte umtauschen konnte, die er selbst brachte. Diese Standlager waren auch für den Handel meist günstig gelegen, da man Bedacht trug, sie an Punkten zu placieren, von denen aus ein Heer rasch die verschiedensten Gebiete des Staates erreichen konnte, wo also mehrere Straßen aus verschiedenen Gegenden sich trafen. Die Staatsgewalt selbst sorgte früh dafür, sobald ein Staat einigermaßen ausgedehnt worden war, den Truppentransport durch Straßenbauten zu erleichtern, die auch dem Handel zugute kamen.

So wurden mit wachsender Ausdehnung des Staates die Standlager des herrschenden Stammes oder Bundes von Stämmen zu Mittelpunkten, in denen die Reichtümer von Händlern und Helden sich häuften.

Damit wuchs aber auch die Versuchung für die armen Nomaden an den Staatsgrenzen, sich gelegentlich zu sammeln, um ein solches Lager in einem günstigen Moment zu überfallen, etwa dann, wenn die waffenfähige Mannschaft gerade ausgezogen war, um einen auswärtigen Feind zurückzuschlagen oder um einen Aufstand bedrückter Bauern im Blute zu ersticken.

So kommt für jedes Standlager des erobernden Stammes früher oder später die Notwendigkeit, es mit einer Mauer einzuzäunen, um seine Einwohner zu sichern. Nur selten hat ein erobernder Stamm darauf verzichtet. Am bekanntesten darunter sind die Spartaner. Ihre Hauptstadt, Sparta, blieb ohne Mauer. Deren Land war aber zu klein und arm und für den Handel zu ungünstig gelegen, um große Reichtümer zu liefern, und von den benachbarten Stämmen war keiner stark genug, um die Sicherheit der Familien des in Lakonien herrschenden Stammes zu bedrohen

In der Regel aber erwies sich eine Ringmauer als unerläßlich. Sie machte das Standlager zur Stadt. Wie so vieles andere, auf das wir hier schon hingewiesen haben, ist auch die Stadt ein Produkt des Staates. Womit nicht gesagt sein soll, daß jede spätere Stadt in ihrem Beginn ein Standlager war. Wir werden noch andere Stadtarten kennenlernen. Wohl aber dürfen wir annehmen, daß auf diese Weise die ersten Städte entstanden sind. Noch in historischer Zeit wurden manche Städte derartig geschaffen, obwohl da ein erobernder Stamm bereits genügend Städte vorfand, in denen er sich als herrschende Klasse festsetzen konnte.

Von den Arabern, die als Eroberer unter der Fahne des Propheten in die alten Kulturgebiete Vorderasiens im siebenten Jahrhundert unserer Zeitrechnung eindrangen, berichtet Müller:

„Die Fortsetzung des heiligen Krieges gegen die Ungläubigen erforderte es, daß ständige Hauptquartiere in den eroberten Provinzen eingerichtet wurden, von denen aus die einzelnen Heere weiter vorgehen konnten. Ganz folgerichtig war man nun auch hier bestrebt, die arabischen Truppen von den Eingeborenen getrennt zu halten: so wurden sie, was ja auch für die Schlagfertigkeit erwünscht war, nicht in viele Einzelgarnisonen zersplittert, sondern große, stehende Lager eingerichtet, deren Befehlshaber natürlich auch für die Schutzgenossen der betreffenden Bezirke die oberste Autorität darstellten, also, wenn wir den Vergleich mit unseren Verhältnissen[1]) machen wollen, kommandierende Generale und Regierungspräsidenten in einer Person waren. Solcher Hauptquartiere, die gleichzeitig Regierungssitze darstellten, gab es in jeder Provinz eines." (Islam, I., S. 274, 275.)

Müller zählt die einzelnen dieser Standlager auf und fährt fort:

„Wir bemerken sofort, daß nur in Syrien diese Standquartiere in die alte Hauptstadt und sonstige bereits vorhandene Orte gelegt wurden. Die Syrer hatten der arabischen Eroberung solchen Vorschub geleistet, daß man von ihnen nichts zu fürchten brauchte; aber für das Irak wurden in Bassra und Kufa zwei ganz neue Plätze geschaffen, welche zunächst lediglich als stehende Lager erscheinen, dann aber freilich rasch sich zu großen Städten entwickeln."

Wir haben keinen Grund anzunehmen, daß es bei der Begründung der ersten Städte im alten Orient wesentlich anders zugegangen ist. Nur wird sich die Entwicklung nicht so stürmisch vollzogen haben, da es ja in den Anfängen noch keine alte staatliche Kultur gab, die man einfach in Besitz nehmen konnte.

Je älter und ausgedehnter der Staat, desto größer und reicher seine Städte, desto größer aber auch, schon wegen der Wasserbauten, die Erfahrungen der herrschenden Klassen, oder doch ihrer Beauftragten im Bauwesen. Desto zahlreicher endlich die Arbeitskräfte der Unterworfenen, die ihnen zur Verfügung

---

1) Dies wurde 1885 geschrieben. K.

standen. So konnten schließlich ganz ungeheure Ummauerungen zustande kommen.

Nach Herodot hatte die Stadt Babylon zu seiner Zeit (im fünften Jahrhundert v. Chr.) einen Umkreis von 480 Stadien (rund 80 Kilometer). Es sei die großartigste Stadt, die er gesehen habe.

„Sie ist von einem Graben umgeben, der tief und breit ist und voll Wasser, und von einer Mauer, die 50 königliche Ellen breit und 200 Ellen hoch ist[1]). Ich muß noch angeben, wie die Erde aus dem Graben verwendet und auf welche Weise die Mauer errichtet wurde. Wie sie den Graben aushoben, strichen sie Ziegel aus der Erde, die aus dem Graben geschafft wurde, und hatten sie eine genügende Zahl von Ziegeln angefertigt, dann wurden diese in Ziegelöfen (Kaminoisi) gebrannt. Alsdann nahmen sie als Mörtel heißen Asphalt, und zwischen je dreißig Lagen Ziegel stopften sie Rohrgeflecht. So befestigten sie zuerst den Grabenrand und erbauten dann die Mauer auf gleiche Weise.

Und oben auf der Mauer bauten sie einstöckige Türme an den beiden Rändern, einander gegenüber, und zwischen ihnen konnte noch ein Wagen mit vier Pferden durchfahren. Und in der Mauer waren hundert Tore, ganz aus Bronze, ebenso wie die Pfeiler und die Simse." (I., c. 178, 179.)

Wenn die Stadt wuchs, mußten nun erweiterte Mauern gebaut werden, die alten aber blieben. Sie erlaubten, die Verteidigung fortzusetzen, selbst wenn die Außenmauer schon genommen war.

Herodot berichtet weiter, daß der Euphrat durch die Stadt hindurchfloß. Die beiden Ufer waren ebenfalls durch Mauern geschützt. Außerdem gab es innerhalb der ersten Mauer noch eine zweite. Endlich gab es in der Mitte der einen Stadthälfte noch die Zitadelle, die königliche Burg, ebenfalls von einer starken Mauer umgeben. In der Mitte der anderen Stadthälfte stand das Stadtheiligtum, der Tempel des Belos, gleichfalls ein fester, riesiger Bau, ein Quadrat, jede Seite zwei Stadien, über 300 Meter lang. Und über diesem Tempel erhob sich ein Turm mit acht Absätzen — der große Turm von Babel, die große Sehenswürdigkeit der Stadt, die zu besehen selbst der jüdische Gott Jahwe neugierig war. Heißt es doch in der Bibel (1. Buch Mose, 11, 1—5):

„Es hatte die ganze Menschheit eine Sprache und einerlei Worte. Als sie nun im Osten umherzogen, fanden sie eine Ebene im Lande Sinear (Mesopotamien) und ließen sich daselbst nieder. Und sie sprachen zueinander: Wohlan laßt uns Ziegel streichen und hart brennen! So diente ihnen der Ziegel als Baustein und das Erdharz als Mörtel. Da sprachen sie: Wohlan, wir wollen eine Stadt bauen und einen Turm, dessen Spitze zum Himmel reicht . . . Da stieg Jahwe herab, um die Stadt und den Turm, den die Menschenkinder erbaut hatten, zu besehen."

Nachdem der allwissende Gott heruntergestiegen war, um den Turm zu besichtigen, den er offenbar von oben nicht gut sehen konnte, erfaßte seine Allmacht ein gewaltiger Schreck. Er sagte sich: „Leute, die so etwas zustande bringen, denen ist nichts un-

[1]) Die persische königliche Elle war wahrscheinlich etwas über einen halben Meter lang. K.

erreichbar. Die stürmen mir noch meinen Himmel." Er wußte sich keinen anderen Rat, als ihre Sprachen zu verwirren und jene nationalen Kämpfe unter ihnen zu entfachen, an denen die Menschheit heute noch leidet und die sie daran verhindern, den Himmel auf Erden zu erreichen.

Und das alles wegen des ersten Wolkenkratzers, des babylonischen Turmes. Er muß sicher ein Gebäude gewesen sein, das ungeheuren Eindruck machte.

Es war ja selbstverständlich, daß die Herren des Staates in ihrer Baulust sich nicht mit der Errichtung von Befestigungen begnügten. Nicht minder wichtig für eine herrschende Klasse, wie materielle Macht ist auch moralische: das Prestige. Je größer dieses, desto leichter wird es ihr, sich gegen innere und äußere Feinde zu behaupten, desto weniger braucht sie materielle Machtmittel in Anwendung zu bringen.

Dem eigenen Volke und den benachbarten Völkern die eigene Macht zu zeigen, wird eine Aufgabe, die die Beherrscher eines jeden Staates in stärkstem Maße beschäftigt. Das eben zitierte Beispiel Jahwes bezeugt schon, wie sehr man durch Riesenbauten nicht nur sterblichen, sondern auch unsterblichen Leuten zu imponieren vermag.

Neben den Festungsbauten wurden Prestigebauten ein Gegenstand eifriger Sorge der Könige und Großen im Staate: die Errichtung glänzender Behausungen für Lebende und Tote, Königspaläste und Königsgräber, vor allem aber die Errichtung glänzender Behausungen für die Götter des herrschenden Stammes, nicht nur, um sich deren Gunst zu sichern, da man sie für ebenso prestigehungrig hielt, wie man selbst war, sondern auch um ihre Ueberlegenheit über die Götter anderer Stämme weithin zu bekunden.

Bei dem Aufführen dieser Bauwerke kam ein neuer Faktor zur Geltung, der bei den bisher behandelten Bauten nur eine geringe Rolle, wenn überhaupt eine spielt. Für Wasserwerke und Stadtmauern kam vor allem der Gesichtspunkt der praktischen Zweckmäßigkeit in Betracht. Das gleiche gilt auch von Vorratshäusern und Schatzkammern, die wir, um nicht zu weitschweifig zu werden, nur einfach erwähnen, obwohl sie für die Stadt und ihre Herren auch sehr wichtig wurden. Auch für die Wohnhäuser mußte der Gesichtspunkt der Zweckmäßigkeit der entscheidende sein. Sie waren anfänglich sehr einfach und erinnerten selbst in der Stadt noch lange an die Zelte der Nomaden und die Holz- oder Lehmhütten der Bauern.

Ganz anders stand es mit den Tempeln, den Grabmälern und in hohem Grade selbst mit den Palästen der Könige und Vornehmen, die ja weniger der Befriedigung des Wohnbedürfnisses als des Prachtbedürfnisses dienten. Ihre Prachtsäle, nicht ihre Wohnstuben stellten den Architekten große Aufgaben und erheischten einen großen Aufwand.

Zunächst sollten diese Bauten Ehrfurcht erregen vor den Herren im Lande, den Lebenden und Toten, den Sterblichen und Unsterblichen. Aber in dem Maße, wie die Ausbeutung sich ausdehnte, ihre Grundlage fester wurde und weniger bedroht erschien, erstarkte neben dem Bedürfnis nach Macht das Bedürfnis nach Genuß. Da wich die ursprüngliche Strenge und Düsterkeit der Bauten. Man stellte ihnen nunmehr zur Aufgabe, der Genußfreudigkeit und dem Frohsinn zu dienen. Immer aber, ob finster oder heiter, sollten sie schön sein, das heißt, das jeweilige Schönheitsempfinden der Beschauer angenehm berühren.

Nicht praktische Zweckmäßigkeit, sondern ästhetische Wirkung wird für die Bauten dieser Art die Hauptsache.

Aus dem Baumeister, der die Bauarbeit planmäßig organisiert und leitet, wird nun ein Architekt, der nicht bloß die Stabilität und Nützlichkeit des Baues zu erzielen hat, sondern auch einen ästhetischen Eindruck. Die Aufgaben der Bauleiter werden nun immer komplizierter, das Wissen, das deren Lösung voraussetzt, wird immer größer.

Die Massen der Fronarbeiter, die sie in Bewegung setzen, werden nun nicht mehr bloß dazu verwendet, Erde zu schaufeln und zu tragen, Steine loszubrechen, zu transportieren, aufeinanderzuschichten, sondern auch dazu, die kleinen Bauten der privaten Wohnhäuser in riesenhaftem Maßstabe zu reproduzieren, tragende Holzbalken als steinerne Säulen wiederzugeben, Lehmwände als dicke steinerne Mauern, und zwar als Säulen oder Mauern, welche die Kraft haben, schwere steinerne Decken zu tragen. Die Arbeiter müssen nun aber auch verstehen, Säulen und Mauern schön zu gestalten und die von diesen umschlossenen Räume zu schmücken, mit Werken der Malerei wie der Plastik — nach den Intentionen des Erbauers.

Wir haben schon in einem früheren Abschnitt bemerkt, daß ästhetisches Empfinden bereits bei manchen Tieren bemerkbar wird. Sobald der Mensch über Werkzeuge verfügt, imstande ist, einzelne Dinge seinen Wünschen entsprechend zu gestalten, fängt er auch an, sie nicht nur zweckmäßig, sondern auch schön gestalten zu wollen. Seine Behausungen, ob Höhlen oder Zelte, seine Kleider, seine Geräte, seine Waffen, alles sucht er zu verzieren, oder zierlich zu gestalten. Aber das macht jeder für sich oder für den Haushalt, dem er angehört. Niemand lebt allein der Kunst, jeder versteht etwas davon, muß aber außerdem an den allgemeinen Arbeiten für den Haushalt oder das Gemeinwesen ebenso teilnehmen wie jeder andere. Alle Kunst ist in diesem Stadium dilettantisch. Es gibt noch keine Kunst als Beruf.

Jetzt im Staate wird das anders. Eine Staatsgewalt, die über Hunderttausende von Fronarbeitern oder Sklaven verfügt, kann nun eine Arbeitsteilung unter ihnen eintreten lassen. Sie oder vielmehr die von ihnen Beauftragten, die Baumeister, können nun einzelne unter den Arbeitsleuten ausschließlich damit betrauen,

besondere Arbeiten künstlerischer Art vorzunehmen. Die Beschränkung auf diese Arbeiten wird die Betreffenden dabei immer geschickter gemacht haben und man wird dazu besonders Taugliche von vorherein ausgesucht haben.

Die Hantierungen des Handwerks und der bildenden Kunst, die in der vorstaatlichen Zeit von jedem im Stamm dilettantisch, mit mehr oder weniger Geschick neben andern Arbeiten betrieben wurden, werden nun im Staate zu Geschäften bestimmter Berufe, von denen jeder in zunehmender Arbeitsteilung ausschließlich einzelne dieser Hantierungen betreibt. Das gilt allerdings nicht für den Bauern, der bis ins vorige Jahrhundert hinein selbst in den ökonomisch vorgeschrittensten Ländern fast alles, was er braucht, selbst produziert. Es gilt zunächst nur für diejenigen, die dem Luxus der großen Ausbeuter im Staate dienten.

Die großen Prachtbauten wurden das wichtigste Beschäftigungsfeld für Künstler und Handwerker, aber sie blieben keineswegs ihr einziges. Imponierende Pracht konnte man auch entfalten in Möbeln, Geräten der verschiedensten Art, Geschirr, Teppichen, Schmuck und Kleidungsstücken.

Alles das hatten ehedem die Mitglieder des Haushalts sich selbst hergestellt. Odysseus baute noch selbst sein Ehebett in einer besonderen Weise, die nur seine Gattin Penelope kannte. Und lange Zeit spannen und webten und flochten Königinnen und ihre Sklavinnen im Hause und verfertigten Teppiche und Gewänder. Aber das waren wohl nur einfache, gewöhnliche Stücke. Hervorragende Produkte konnten nur von Künstlern oder von Handwerkern geschaffen werden, die sich einzig mit solchen Schöpfungen beschäftigten.

Berufsarbeiter dieser Art konnten nicht aus jenen Fronarbeitern genommen werden, die für einige Monate im Jahre Dienst zu leisten hatten, um dann wieder ins Dorf zum Landbau zurückzukehren. Sie kamen aus jenen unfreien Arbeitern, die dauernd dem Haushalt eines Großen einverleibt waren, als Kaufsklaven, Kriegsgefangene oder als Tribut der Unterworfenen. Eine der Naturalformen, in denen Tribut zu entrichten war, bildeten schöngebildete Jünglinge und Mädchen, die die untertänigen Stämme und Gemeinden von Zeit zu Zeit dem König oder Grundherrn zu liefern hatten, als Zahlungsmittel, als Geld nach Weber.

Je zahlreicher auf diese Weise ein Haushalt, ein Hof wurde, desto leichter wurde es möglich, einzelne seiner Arbeiten ausschließlich einzelnen Personen zuzuweisen, von denen man annahm, daß sie besonders gut dazu taugten.

Der Bedarf an solchen Handwerkern und Künstlern war nicht regelmäßig tagaus, tagein, nicht einmal jahraus, jahrein der gleiche. In mancher Hofhaltung gab es Zeiten, wo sie in ihrem Berufe nicht zu beschäftigen waren, und wieder andere, in denen sie nicht ausreichten. Und eine kleinere Hofhaltung wird über-

haupt nicht über genügend Arbeitskräfte verfügt haben, um die Arbeitsteilung unter ihnen weit zu treiben.

Um die Menge der vorhandenen Arbeitskräfte dem wechselnden Bedarf anpassungsfähiger zu machen, verfielen die Herren darauf, den einzelnen zu erlauben, wenn sie sie nicht gerade brauchten, für andere gegen eine Entschädigung zu arbeiten, die sie mit dem Herrn zu teilen hatten. In Rußland war es noch im vorigen Jahrhundert üblich, daß Leibeigene sich mit Erlaubnis des Herrn bei andern verdingten und ihm dafür eine Abgabe, Obrok, bezahlten.

Manche unfreie Arbeiter kamen so in die Lage, ein kleines Vermögen zu erwerben und sich frei zu kaufen. Andere wurden als Belohnung für besonders gute Leistungen freigelassen. Die einen wie die andern übertrugen ihr besonderes Wissen auf ihre Nachkommen.

Sobald in der Stadt Nachfrage nach freien Handwerkern entstand, wanderten in sie Söhne freier Bauern ein. Die Bauernschaft lieferte in der Regel eine Ueberschußbevölkerung, während in der Stadt die Menschenanhäufung bald so ungesunde Verhältnisse erzeugte, daß dort die Zahl der Sterbefälle die der Geburten überwog. Jede Stadt wäre bald ausgestorben, wenn nicht steter Zuzug ihre Reihen wieder gefüllt hätte. Dieser war teils erzwungener Art, durch die schon erwähnten Kaufsklaven und Menschentribute oder Zahlungen mit Menschenfleischgeld, teils aber freiwilliger Art, durch überzählige Bauernsöhne, die in der Stadt mehr Freiheit, mehr Vergnügen und mehr Aussichten auf sozialen Aufstieg suchten, Aussichten, die freilich einer Lotterie glichen, mit wenigen Haupttreffern und unzähligen Nieten.

Endlich hatten sich unter günstigen Umständen einzelne freie Handwerke schon in der vorstaatlichen Zeit gebildet. Leute, die besondere Künste verstanden, wurden gern von den Herren des Staates herangezogen. Das galt namentlich für Metallarbeiter.

Neben den oben erwähnten Objekten des Luxus gab es noch eine besondere Art Geräte, für deren Beschaffung die Herren des Staates geschickte Handwerker brauchten: Geräte des Krieges, Waffen zum Angriff und zur Verteidigung.

Auch die hatte sich in der vorstaatlichen Zeit jeder einzelne selbst hergestellt, doch war das Rohmaterial dafür nicht überall zu finden. Wir haben gesehen, wie schon in der Steinzeit Messer, Beile und Pfeilspitzen Gegenstand eines regen Handels zwischen den Völkern wurden. Ueberlegene Waffen lernte man dann aus manchen Metallen herstellen, aus Bronze und schließlich Eisen, Waffen nicht nur zum Angriff, namentlich Schwerter, sondern auch zur Verteidigung, Schilde, Panzer, Helme. Zuerst aus Leder bereitet, wurden die letzteren allmählich durch Metallstäbe verstärkt und schließlich vielfach ganz aus Metall hergestellt.

Eine Klasse, deren Stellung im Staate ganz von ihrer kriegerischen Tüchtigkeit abhing, bedurfte aufs dringendste einer

leistungsfähigen Metallindustrie. Das ist ein staatliches Erfordernis nicht nur in unseren Tagen, sondern vom Beginn der Staatenbildung an.

Einem Volk ohne solche Industrie konnte leicht eine Katastrophe passieren, wie den Israeliten unter Saul, von denen das erste Buch Samuel (13, 19—22) berichtet:

„Ein Schmied fand sich im ganzen Lande Israel nicht (die Philister dachten nämlich: die Hebräer möchten sich Schwerter oder Lanzen anfertigen!). Vielmehr mußte aus ganz Israel jedermann zu den Philistern herab, wenn er seine Pflugschar, seinen Karst, seine Axt und seinen Ochsenstachel schärfen lassen wollte . . . So fand sich denn am Tage der Schlacht bei dem ganzen Kriegsvolk, das Saul und Jonathan bei sich hatten, weder Schwert noch Spieß vor; Saul aber und seinem Sohne Jonathan standen sie zu Gebote."

Es handelte sich um eine Schlacht mit den Philistern, gegen deren Oberhoheit die Israeliten sich empört hatten. Die Philister zogen heran, 3000 Streitwagen und 6000 Reiter stark „und Fußvolk so zahlreich, wie der Sand am Meere". Da „verkroch sich die israelitische Mannschaft in Höhlen, Erdlöcher, Felsspalten, Keller und Gruben". Nur 600 Mann blieben bei Saul und Jonathan, und nur die beiden letzteren verfügten über Schwert und Spieß.

Trotzdem siegen die Israeliten glänzend, das heißt, Jonathan allein greift den Außenposten der Philister an, erschlägt ihrer zwanzig und Jahwe erschreckt dadurch die andern so sehr, daß sie in Verwirrung geraten und fliehen.

Trotz dieser famosen Leistung haben sich die Israeliten späterhin nicht auf ihren Alliierten Jahwe allein verlassen, sondern auch danach getrachtet, sich Schwert und Spieß zu verschaffen.

Und so machten es die Krieger in allen Ländern.

Die Bereitung und Verarbeitung von Eisen ist eines der wenigen Gewerbe, die schon in vorstaatlicher Zeit in manchen Gegenden berufsmäßig betrieben werden.

Eisen konnte man naturgemäß zunächst nur dort gewinnen, wo das Erz nicht nur vorhanden war, sondern auch zutage lag. In Gegenden, wo dies der Fall, hat sich nicht nur die Bereitung, sondern auch die Verarbeitung des Eisens früher als anderswo entwickelt. Von dort wurden eiserne Waffen und Werkzeuge durch den Handel weit verbreitet. Bei den Griechen waren als Eisenschmiede besonders berühmt die Chalyber in Armenien. Aber neben Stämmen, die Eisen herstellten und bearbeiteten, gab es auch innerhalb einzelner Stämme von Ackerbauern berufsmäßige Schmiede, die jedoch in der Regel andern Stammes waren, als das Volk, in dem sie lebten. Das gilt namentlich von vielen Negervölkern. Hörnes berichtet darüber:

„Die Kenntnis des Eisens muß sich ziemlich früh über große Teile des schwarzen Kontinents verbreitet haben. Eisenfundstellen gab es genug. Das Erz liegt noch heute in Knollen und Nieren an vielen Stellen offen

zutage, und so kann man leicht da und dort auch selbständig auf die Ausscheidung des Metalls verfallen sein . . . Man brauchte nur aus Eisenerzknollen einen Kochherd aufzubauen, um durch die Wirkung des Feuers zur Darstellung und Behandlung des Eisens geführt zu werden. . . .

Oft führt der Negerschmied noch ein Wanderdasein, und überall in Afrika bilden die Schmiede eine besondere Klasse oder Kaste, die häufig auch von anderer Abstammung ist, als das übrige Volk. Infolgedessen werden sie von dem letzteren bald tief verachtet, bald hoch geehrt. Im Norden Afrikas, bis über den Sudan hinaus, soweit fremde Herrenvölker in die Negerwelt eingedrungen sind, bilden die Schmiede Ueberreste der vertriebenen schwarzen Urbevölkerung . . . In anderen Fällen sind die Schmiede hoch angesehen, wahrscheinlich, wenn sie aus freien Stücken sich zur Ansiedlung unter Fremden, die ihrer Kunst bedürftig waren, entschlossen oder auf deren Berufung einwanderten." (Kultur der Urzeit, III., S. 108—111.)

So wuchs auf die verschiedensten Arten die Zahl der freien Handwerker und Künstler in der Stadt. Sie drängte die der hofhörigen zurück, die schließlich mitunter ganz verschwanden, da die Art der Arbeitsbeschaffung durch freie Arbeiter vielfach elastischer, anpassungsfähiger und bequemer war, als die durch unfreie Arbeitskräfte.

Daneben kam allerdings auch eine neue Art auf, unfreie Arbeiter anzuwenden: Sklaven, die nicht für die Bedürfnisse des Haushalts oder Hofes (Oikos sagten die Griechen) ihres Herrn, sondern für andere arbeiteten oder produzierten im Auftrage ihres Herrn. So wurden vom Staate vielfach Arbeiten an Bauten oder in Bergwerken an Sklaven besitzende Unternehmer verpachtet. Oder es konnte ein Unternehmer in einer Produktionsstätte, die Waren für den Markt produzierte, viele Sklaven dabei beschäftigen.

Sklavenbetriebe dieser Art wurden eine gefährliche Konkurrenz der freien Arbeiter. In solchen Betrieben wurden die Sklaven entsetzlich geschunden. Weit besser waren in der Regel die Haussklaven daran, wenn diese bloß für den Eigenbedarf des Haushalts tätig waren.

Die Haussklaven erhielten Kost, Wohnung, Kleidung durch den Haushalt, dem sie angehörten. Die freien Arbeiter mußten alles dies erst erwerben und mit dem Produkt ihrer Arbeit bezahlen. Das machte wieder besondere Gewerbe nötig für jene Elemente der Stadt, die außerhalb eines großen Haushalts lebten, der durch die Abgaben der Bauern versorgt wurde. So entstanden die Gewerbe der Bäcker, Metzger, Garköche, Detailhändler sowie solcher Weber und Bauarbeiter, die nicht für den Prunk produzierten.

Infolge dieser ganzen Entwicklung bildet sich neben dem Warenaustausch zwischen den Gemeinwesen, dem auswärtigen Handel, eine neue Art Warenaustausch zwischen einzelnen Produzenten innerhalb des Gemeinwesens und es entsteht die eigentliche

Warenproduktion. Bis dahin hatten die Gemeinwesen und, soweit einzelne etwas austauschten, auch diese nur das zu Markt gebracht und ausgetauscht, was sie im Ueberschuß über ihre eigenen Bedürfnisse hinaus erzeugten. Im wesentlichen produzierte jedes Gemeinwesen und in hohem Grade auch jeder Haushalt alles selbst, was sie brauchten. Der freie Arbeiter in der Stadt dagegen produziert von vornherein das, was er nicht selbst konsumieren will, um dafür das einzutauschen, was er braucht. Er bringt nicht bloß Ueberschüsse auf den Markt, sondern sein ganzes Produkt. Er ist in seiner Existenz bedroht, wenn er keinen Absatz dafür findet. Sie wird viel unsicherer, als die des Bauern auf dem Lande.

Die Stadt ist der Boden, aus dem die Warenproduktion erwächst.

Der Handel selbst nimmt nun auch einen anderen Charakter an. Seine Basis war bis dahin eine natürliche gewesen. Sie bestand in der Tatsache, daß manche sehr nützliche oder doch gesuchte Dinge, namentlich mineralischer Art, nur an bestimmten Stellen gefunden werden. Der zwischen den Stämmen betriebene Handel diente dazu, sie von ihren Fundstätten aus über weite Gebiete zu verbreiten. Dieser Handel wird weiter fortgesetzt, nachdem sich die Städte gebildet. Nun gesellen sich aber als seine Objekte zu den auf bestimmte Gebiete von Natur aus beschränkten Produkten die Produkte von Industrien, die in bestimmten Städten zu besonderer Leistungsfähigkeit gelangen. Dies wird freilich auch oft durch das Bestehen bestimmter Naturbedingungen, namentlich Rohstoffe, begünstigt, so z. B. die Herstellung der Purpurgewänder der phönikischen Städte dadurch, daß an der Küste, an der sie lagen, die Purpurschnecken besonders schönen Purpur lieferten, oder ihre Glasindustrie durch das Vorhandensein der dafür geeigneten Mineralien. Andere Länder waren in ihrer Wollenindustrie begünstigt durch die Güte der Wolle ihrer Schafe. Das galt z. B. von Phrygien. Heeren rühmt die Feinheit der Wolle phrygischer Schafe und sagt weiter:

„Es scheint ein Vorzug der Länder des inneren Vorderasien zu sein, daß das Haar der Tiere aus uns unbekannten Ursachen eine besondere Weichheit und Feinheit annimmt. Denn außer den Schafen geschieht dasselbe bei den Ziegen und Kaninchen; bekanntlich sind die Angoraziegen und der sogenannte Seidenhase dort zu Hause. Das Haar der Ziege wird hier bereits im persischen Zeitalter zum Weben gebraucht, denn schon Aristoteles bemerkt, daß die Ziegen in diesen Gegenden gleich den Schafen geschoren würden; und auch die Kleider aus Hasenhaar werden schon bei alten, wenngleich erst späteren Schriftstellern erwähnt." (Ideen, usw., I., 1. S. 135, 136.)

Aber so sehr bei der Entwicklung einzelner Industrien, die Produkte für den Handel liefern, natürliche Bedingungen mitwirken, entscheidend werden für sie doch soziale und politische

Bedingungen, die durch die Bildung des Staates und in ihm der Stadt gegeben werden.

Aber der auswärtige Handel verändert seinen Charakter nicht nur dadurch, daß zu den seltenen Naturprodukten nun auch Produkte seltener Geschicklichkeit und auserlesenen Geschmacks einer hoch entwickelten Industrie von Berufsindustriellen kommen. Er hört auch immer mehr auf, ein Handel von Stamm zu Stamm zu sein. Innerhalb der Stadt ist der Handel wie die Industrie von vornherein ein Gewerbe privater Unternehmer. Das wirkt auch auf den Außenhandel zurück. Der Stammeshandel und dann der Monopolhandel der Fürsten weicht immer mehr auch hier dem Privathandel.

Hier wie dort genügt der bloße Tauschhandel schließlich nicht mehr. Der Warenverkehr im Innern der Stadt erheischt ebenso wie der Außenhandel das Geld. Das steigert wieder das Bedürfnis der Großen im Reiche, die Naturalabgaben ihrer Bauern in Geldabgaben zu verwandeln, was freilich noch lange auf große Schwierigkeiten stößt.

Alles das bewirkt, daß gegenüber der Einförmigkeit und Einfachheit des Lebens im Dorfe das Leben in der Stadt immer bunter, immer mannigfaltiger, lärmender wird. Aber es wird auch anregender durch die Zusammendrängung der mannigfachsten Berufe auf engstem Raume. Die Künste und Wissenschaften nehmen nun einen raschen Aufschwung, der in seltsamem Gegensatze steht zur Unbeweglichkeit und Unveränderlichkeit des Dorfes.

Diese rasche Entwicklung wurde nur möglich durch den Staat, der die Stadt erzeugte.

Dreizehntes Kapitel.

Aufstieg und Abstieg.

Seit dem Aufkommen der Stadt besteht zwischen ihr und dem flachen Land nicht bloß ein klaffender Unterschied, sondern auch ein scharfer Gegensatz, der bestimmend wird für die Formen vieler Klassengegensätze. Denn die Stadt lebt vollständig von der Arbeit der Landbevölkerung. Nicht in dem Sinne, in dem bei vorgeschrittener Arbeitsteilung niemand von den Produkten der eigenen Arbeit allein leben kann, jeder darauf angewiesen ist, die Produkte fremder Arbeit gegen die eigener Arbeit einzutauschen. Sondern im Sinne, daß die Stadt von den Produkten der Arbeit des Bauern lebt, ohne ihm eigene Produkte in entsprechendem Ausmaß dafür hinzugeben.

Das heißt, das gilt für den Orient und das Altertum. Nicht für unsere Zeit. Von der handeln wir hier noch nicht, wie immer wieder bemerkt werden muß.

Daß die Stadt von der Ausbeutung des Bauern durch die herrschenden Klassen lebt, das liegt dort klar zutage, wo der Bauer seine Naturalabgaben dem Herrn abliefert, der damit seinen Haushalt und seine Handwerker und Künstler in der Stadt erhält.

Nicht auf den ersten Blick erkennbar wird das Verhältnis dort, wo es durch Geld vermittelt wird. Das Geld hat überhaupt die Eigenschaft, Ausbeutungsverhältnisse undurchsichtig zu machen.

Wo der Bauer Geldsteuern zahlen muß, liefert er die Naturalien, die seine Abgaben darstellen, nicht direkt an den Herrn ab, sondern er bringt sie auf den Markt in der Stadt. Dort werden sie ihm abgekauft von den Haushaltungen und den Individuen, die früher die Naturalabgaben direkt konsumierten. Jetzt erhält der Bauer für seine Waren den entsprechenden Gegenwert. Jede Ausbeutung scheint ausgeschlossen. Aber das Geld, das ihm nun zufließt, kann er nicht dazu verwenden, seinerseits Waren für den eigenen Konsum zu kaufen. Er muß es ganz oder zum großen Teil als Steuer abliefern und kehrt leer oder mit ganz wenigen Industrieprodukten ins Dorf zurück. Die Geldsteuer dient dann dazu, daß die Haushaltungen der Herren des Staates ihrerseits landwirtschaftliche Produkte für den eigenen Konsum kaufen, sowie Handwerker und Künstler beschäftigen, endlich den Kaufleuten Produkte des Auslands abkaufen, kurz die Stadt in Nahrung setzen. So wiederholt sich der Kreislauf der Warenproduktion immer wieder von neuem, aber immer in einer Weise, in der der Bauer bloß Produkte zuführt, ohne andere dafür entgegenzunehmen.

Bekannt ist die Parabel St. Simons, in der er zeigen will, wie überflüssig die Ausbeuter im Staate sind. Er fragt, was aus Frankreich werden würde, wenn es eines Tages seine besten Gelehrten, Künstler, Industriellen, Handwerker verlöre. Es wird ein Körper ohne Seele. Nehmen wir aber an, es behielte sie alle, verlöre dagegen, von der Dynastie angefangen, die Generäle, den ganzen Hochadel, die Kardinäle und Erzbischöfe sowie alle seine Rentner: Durch ihr Verschwinden wird Frankreich nicht im geringsten geschädigt, eher erleichtert.

Das traf für die Zeit St. Simons sicher bereits zu. Im Altertum und im Orient, auch später noch lag die Sache nicht so einfach. Die Gelehrten, Künstler und viele Handwerker der Stadt produzierten nichts, was der Bauer brauchte, und doch lebten sie von dessen Produkten. Absatz für ihre eigenen Waren und Dienste fanden sie nur bei der Dynastie, dem Adel, der Kriegerschaft, den Priestern, von denen sie mit dem Ergebnis der Ausbeutung der Bauern bezahlt wurden. In dem Moment, wo jene für die Produktion sicher ganz überflüssigen Klassen verschwunden wären, hätte

auch die Quelle versiegen müssen, die die Arbeiter der Städte speiste. Diese verfügten weder über die Kraft, selbst dem Bauern ein Ausbeutungssystem aufzulegen, noch hätten sie ihm etwas bieten können, was er brauchte oder verlangte. Die Arbeiter der Städte betrachteten daher, wenigstens im Orient, die großen Herren nicht als ihre Ausbeuter, sondern als ihre Brotgeber, denen sie Dankbarkeit und Unterwürfigkeit schuldeten. Dagegen wäre es selbst dem servilsten Bauern nie eingefallen, in dem König und Herren, dem er zinste, seinen Brotgeber zu sehen.

Die ganze städtische Kultur war auf der Ausbeutung der bäuerlichen Massen aufgebaut. Je ausgedehnter diese Masse und ihre Ausbeutung, desto höher konnte die Kultur in der Stadt steigen.

Aber diese Kultur war nicht einmal in der Stadt selbst gleichmäßig verteilt. Die städtische Kultur beruhte darauf, daß es möglich wurde, zahlreiche Arbeitskräfte von der Notwendigkeit landwirtschaftlicher Arbeit zu befreien, um sie zu anderen Arbeiten für ihre Herren verfügbar zu machen. Je mehr solcher Kräfte mit den gleichen Mitteln erhalten und in Gang gebracht werden konnten, um so zahlreicher und gewaltiger die Werke, die sie schufen.

Das heißt also, je niedriger die Lebenshaltung der arbeitenden Massen in Stadt und Land, je tiefer der Stand ihrer Kultur, desto höher die Kultur, die sie für ihre Herren produzierten, die Kultur einiger Tausende von Ausbeutern, die aus der Unkultur von Millionen Geknechteten und Ausgebeuteten emporwuchs.

Dieses Arbeiten zahlreicher Arbeiter für einige wenige Genießende erklärt es, warum in deren Händen sich so reiche Mittel und Anregungen zivilisatorischen Aufstiegs sammelten und die Zivilisation im Staate wenigstens für seine Herren einen Aufschwung von einer Raschheit und Höhe erreichen konnte, wie er im vorstaatlichen Stadium ganz undenkbar war.

Aber die Basis, auf der dieser Aufschwung sich vollzog, erklärt es andererseits, daß er sehr unsicherer Natur war und Grenzen fand, die er nicht zu überschreiten vermochte.

Er war aufgebaut auf der Basis der Zwangsarbeit unfreier Arbeiter, Höriger und Sklaven. Wohl bildete sich daneben eine Schicht freier Arbeiter, die große Ausdehnung erreichen konnte, aber stets zu konkurrieren hatte mit der unfreien Arbeit, deren Lebenshaltung bestimmend wurde für die Gesamtheit der Arbeiter.

Zwangsarbeit ist widerwillige Arbeit, die jedes Arbeitsmittel roh behandelt. Feinere Arbeitsmittel kann man den unfreien Arbeitern nicht anvertrauen. Ihre Werkzeuge müssen stets einfach und ungeschlacht bleiben. Weit größeres Interesse an seinem Wirken hat der freie Arbeiter, der selbst über das Produkt seiner Tätigkeit verfügt. Er schafft mit Eifer und Genauigkeit und

erreicht schließlich schon im Altertum vielfach den höchsten Grad dessen, was bei weitgehender Arbeitsteilung durch die stete Uebung und Anspannung der natürlichen Organe des Menschen, namentlich des Auges und der Hand, durch Beobachtung und Geschicklichkeit und stete Häufung und Uebertragung persönlicher Erfahrungen mit einfachen Werkzeugen ohne wissenschaftliche Verarbeitung erreicht werden kann. Das gilt von vielen Zweigen der antiken Kunst, namentlich der Plastik, es gilt auch von vielen Zweigen des antiken und orientalischen Kunsthandwerks. Auf manchen Gebieten sind sie bis heute nicht übertroffen. Es gibt sogar antike Leistungen, hinter denen wir heute zurückbleiben, deren Geheimnis verlorenging und noch nicht wiedergefunden wurde.

„Die in der Rheingegend von Bingen gemachten Glasfunde zeigen nicht nur in bezug auf Schönheit und Form die höchste Vollendung, sondern wir sehen daran eine Kunstfertigkeit in der Materialbehandlung, einen Reichtum der technischen Verfahren, eine Sicherheit in deren Anwendung, wie sie jetzt nur ausnahmsweise bei uns angetroffen werden kann; ja, es kommen Dinge vor, die selbst mit allen Hilfsmitteln jetziger Zeit unerreichbar erscheinen. . . .

Die mit unglaublich primitiven Mitteln früher nach uralter Art arbeitenden Chinesen und Japaner sind heute noch unübertroffene, teilweise unerreichbare Form- und Gießkünstler." (E. Mach, Kultur und Mechanik, S. 60, 73.)

Die „unglaublich primitiven Mittel", sie bilden die Schranke, über die auch der geschickteste und erfahrenste Künstler und Handwerker der Antike und des Orients nicht hinauskommt und nicht hinauszukommen trachtet. Er trachtet nicht danach, seine Arbeitsmittel zu vervollkommnen. In den seltensten Fällen besitzt er die Mittel dazu. Aber wenn er sie besitzt, wendet er sie dazu an, sich Sklaven zu kaufen und diese für sich arbeiten zu lassen. Er selbst hört in diesem Falle auf, Arbeiter zu sein und wird Antreiber von Sklaven. Der freie Arbeiter der Antike und des Orients bleibt ein mittelloser Alleinarbeiter, ein armer Teufel am Abgrund des Elends. Sein Handwerk hat keinen goldenen Boden.

Die eine Schranke der technischen Entwicklung im Altertum und Orient finden wir also in der U n f r e i h e i t der Arbeit, die Verhältnisse und Denkmethoden nach sich zieht, durch die auch die freie Arbeit auf ein Niveau herabgedrückt wird, das eine höher entwickelte Technik ausschließt.

Dazu gesellt sich noch eine weitere Schranke durch die e n o r m e B i l l i g k e i t der menschlichen Arbeit in Stadt und Land, die es ihren Herren erlaubt, sie maßlos zu verschwenden.

Die fronpflichtigen Bauern, die kriegsgefangenen Sklaven und selbst die freien Arbeiter in den Städten waren ihren Herren und Anwendern gegenüber völlig widerstandsunfähig. Alles, was diese Arbeiter für sich verwendeten, betrachtete die Herrenklasse als eine unbillige Verkürzung des Arbeitsprodukts, das sie am

liebsten ganz an sich genommen hätte. Auf jeden Fall bot sie ihre ganzen ungeheuren Machtmittel auf, die unliebsame, durch die Begehrlichkeit der Arbeiter hervorgerufene Verkürzung des „Nationalreichtums“ auf ein Minimum zu reduzieren, auf das „Existenzminimum“. Sie drückte es sogar zeitweise noch unter dieses hinab, wenn reichliche Zufuhr an neuen Arbeitskräften vorhanden war.

Die ganze künstlerische und technische Größe des Altertums und der großen Reiche des Orients bis in unsere Zeit, soweit sie nicht aus weitgetriebener Arbeitsteilung der Berufe und fabelhafter Handgeschicklichkeit hervorgeht, beruht auf der Anwendung ungeheurer Massen auf das dürftigste ernährter und fast gar nicht bekleideter Menschen und auf der rücksichtslosesten Verschwendung ihrer Arbeitskraft.

Das unverrückte und mit unbeugsamer Energie verfolgte Streben der Machthaber geht unter diesen Umständen dahin, dem Staate immer wieder neue Arbeitskräfte zuzuführen, die keines Widerstandes fähig sind, unfreie Arbeiter.

Ein Streben nach Gewinnung arbeitsparender Maschinen und damit nach Vermehrung der Produktivität der Arbeit wird dadurch ausgeschlossen. Alles Interesse konzentriert sich auf die eine Methode, die am ehesten einen reichlichen Zufluß widerstandsloser Arbeit sichert: den Krieg.

Der Krieg liefert genügend neue Arbeitermassen, entweder durch Gewinnung von Kriegsgefangenen oder von neuen Landstrecken, deren Bebauer zu Hörigen der Eroberer werden. Der Technik des Krieges, nicht der Produktion, ist unter diesen Umständen das Interesse der herrschenden Klassen zugewendet. Die wichtigsten technischen Fortschritte des Altertums gelten neben den Luxusartikeln dem Kriegsmaterial. Auch heute noch ist das erste, was die Staaten des Orients von der kapitalistischen Zivilisation annehmen, ihre Waffentechnik.

Auf dem Gebiet der Produktion für den Konsum der Massen ist dagegen in dem bisher betrachteten Zeitalter des Staates kein nennenswerter technischer Fortschritt zu verzeichnen, es seien denn einzelne Abfälle vom Tisch der Luxus- und Waffenindustrie.

Das perikleische Zeitalter bildet die Glanzzeit Griechenlands, der wir seine bedeutendsten künstlerischen und philosophischen Schöpfungen verdanken. Doch von seiner gleichzeitigen Landwirtschaft berichtet Beloch, (Griechische Geschichte, II., 1., S. 87) sie sei „noch mit recht primitiven Methoden betrieben worden“

„Der Pflug war noch im wesentlichen der alte homerische, nur daß er jetzt durchweg mit metallener Pflugschar versehen war. Ebenso ließ man nach wie vor die Körner auf der Tenne durch das Vieh austreten. Auch die alte Brachwirtschaft, wobei die Felder nur ein Jahr um das andere mit Getreide bestellt wurden, war noch am Anfang des vierten Jahrhunderts allgemein üblich.“

Gering war der Fortschritt der Technik für den Konsum der Massen. Rascher entwickelten sich dagegen die Methoden, den Anteil der Arbeiter an ihrem Produkt immer mehr herabzudrücken, sie immer mehr zu verelenden, soweit nicht politische Gründe, von denen wir noch sprechen werden, bei manchen bevorrechteten Schichten dagegenwirkten.

Diese jammervolle Grundlage der durch den Staat direkt oder indirekt geschaffenen glänzenden Zivilisation setzt ihr aber nicht bloß bestimmte Schranken, die sie nicht zu überschreiten vermag. Ihr Bestand wird dadurch auch ein sehr unsicherer.

Die unfreien Arbeiter, namentlich die Sklaven, leben vielfach unter Verhältnissen, die ihre natürliche Vermehrung sehr hemmen, oft ganz unmöglich machen. Wo dies der Fall ist, kann die einmal erreichte Höhe der Produktion und Zivilisation, die auf rücksichtsloser Menschenverschwendung beruht, gar nicht aufrechterhalten werden, wenn der Krieg ihr nicht ununterbrochen neue unfreie Arbeitermassen zuführt, aus deren Blute sie ihre Kraft saugt. Steter Krieg wird da eine Lebensbedingung der staatlichen Zivilisation, oder, richtiger gesagt, steter Sieg. Denn die Niederlage bringt natürlich keinen Zustrom von neuen Arbeitskräften, sie droht eher mit dem Verlust schon vorhandener.

So wird die Zivilisation abhängig von dem Maße kriegerischer Kraft der herrschenden Klasse. Mit dieser schwindet auch jene.

Das ist namentlich der Fall bei den Stadtstaaten des Mittelmeeres, von denen wir noch sprechen werden, die in kleinen, unfruchtbaren Ebenen gelegen waren, deren wenig zahlreiche Bauernschaft nicht imstande war, große Ueberschüsse über ihre eigenen Existenzmittel hinaus zu schaffen. Das Anwachsen dieser Staaten wurde nur ermöglicht durch Zufuhr von Getreide und von Arbeitskräften von außen her. Ungemein wichtig wurde da die Beschaffung unfreier Arbeiter durch Krieg, Raub, was auch nur eine besondere Art Krieg war, oder Kauf.

Dieser letztere produzierte jedoch nicht die unfreien Arbeiter, er bewirkte nur die Verteilung der schon Versklavten. Und außerdem wurden die Mittel zum Ankauf von Sklaven durch die Herrenklasse in der Regel auch wieder durch Plünderung oder Unterjochung und Ausbeutung auswärtiger Gebiete beschafft, was ebenfalls Kriege voraussetzte.

So kommen wir in letzter Linie immer wieder auf den Krieg als Mittel zurück, den nötigen Zuzug billiger Arbeitskraft zu bewirken.

Die Geschichte der griechischen Staaten und Roms bezeugt deutlich, wie sehr die Höhe ihrer Zivilisation von dem Maße ihrer kriegerischen Kraft abhing.

Wenn wir vom Gipfel der antiken griechischen Kultur sprechen, denken wir dabei fast nur an einen einzigen griechischen Staat, an Athen, aber auch nicht an diesen Staat in der ganzen Zeit

der griechischen Geschichte, die wir überschauen können, sondern nur in einem sehr eng begrenzten Zeitraum. Es war der Zeitraum, in dem seine Seemacht so kraftvoll war, daß es sich den größten Teil der Seestädte Griechenlands untertan und zinspflichtig machen konnte und die Mittel gewann, große Sklavenmassen zu erwerben.

In den Perserkriegen (494—479 v. Chr.) war der athenische Staat zu seiner Größe emporgestiegen. Zur Zeit dieser Kriege wurden die Silberbergwerke des Lauriongebirges in Angriff genommen, die es erlaubten, die athenische Flotte zur stärksten Griechenlands zu machen. Gewöhnlich wird diese Tat dem Genie des Themistokles zugeschrieben, der dadurch die Freiheit und Kultur Griechenlands, ja Europas, vor dem asiatischen Barbarentum gerettet und gezeigt habe, was das Individuum in der Geschichte bedeutet. Aber das Genie des Themistokles hat die Silbervorkommen im Laurion nicht geschaffen noch auch nur entdeckt, ohne die es unmöglich gewesen wäre, jene gewaltige Flotte zu erbauen. Und die Verwendung der Erträge des Bergwerks zum Flottenbau hing nicht vom Belieben des Themistokles ab, wenngleich er zu denen gehörte, die sie befürworteten. Derselben Meinung mit ihm war aber die Mehrheit der Bürger der Stadt, und ihr Beschluß war es, der die Anwendung der Silbererträge zum Flottenbau bewirkte.

Dank der großen Flotte wurden die Perser bei Salamis geschlagen, wurde die griechische Freiheit gerettet, aber nur, um der Oberherrschaft Athens über Griechenland Platz zu machen. Die übermächtige Flotte wurde nicht nur ein Mittel, die Perser abzuwehren, sondern auch ein Mittel, den Griechen den Willen Athens aufzuzwingen, es zur Beherrscherin des östlichen Mittelmeers zu machen.

Dadurch gewann es die Möglichkeit, massenhaft Sklaven zu erwerben, aber auch zahlreiche freie Arbeiter und Künstler zu beschäftigen, ja, einem großen Teil der ärmeren Bürger arbeitslose Muße zu verschaffen, der sonst hätte arbeiten müssen. Aus diesen Bedingungen erwuchs die Glanzzeit Athens, das perikleische Zeitalter, die Zeit seiner klassischen dramatischen und bildenden Kunst und seiner Philosophie, aber auch die Zeit ungeheurer Bauwerke, deren Reste wir noch heute bewundern.

Gleich nach dem Abzug der Perser wurde Athen mit einer neuen, starken Mauer befestigt, dann wurde der Piräus, der Hafen Athens, mit Mauern umgürtet und durch lange Mauern mit Athen selbst verbunden, das sieben Kilometer vom Piräus entfernt lag. Ciccotti berichtet darüber und fährt fort:

„Wie großartig aber auch diese Werke waren, so stellten sie doch erst den Anfang jener gewaltigen Masse von Bauten dar, in denen sich der Plan des Perikles verkörperte, aus Athen nicht nur eine unbesiegbare Stadt zu machen, sondern auch unter der Mitwirkung ganz Griechenlands die Inkarnation alles dessen, was Griechenland an Größe und Schönheit barg, nicht nur den Schutzwall, sondern auch den Stolz und Schmuck der helle-

nischen Welt. Von der Vollendung der langen Mauern bis zu der des Parthenons, vom Bau des Odeions bis zu dem der Propyläen war das Land wie von einem wahren Baufieber gepackt, das unausgesetzt zu immer neuen Unternehmungen führte . . . unter der Führung der genialsten und vollkommensten Künstler, die die Welt je gesehen hat." (Der Untergang der Sklaverei, S. 47, 48.)

Natürlich wird auch hier wieder dem Genie eines Einzelnen, des Perikles, zugeschrieben, was in Wirklichkeit das Ergebnis einer ganz außerordentlichen ökonomischen Situation war: der Ueberschüttung einer beweglichen, von den wichtigsten Kulturstätten des Altertums angeregten Bevölkerung einer Seestadt mit unerhörten Reichtümern, die ihr erlaubten, die besten Künstler und Denker der griechischen Welt bei sich zu konzentrieren, sich aber auch eine Sklavenmasse in einer solchen Fülle zu beschaffen, daß man sie nicht zu schonen brauchte. Die Haussklaven mögen ziemlich gut behandelt worden sein, wie sie die griechischen Vorbildern nachgeahmten lateinischen Lustspiele des Plautus (254—184 v. Chr.) und Terentius (196—159 v. Chr.) zeichnen. Aber die Sklaven, die in den Bergwerken Silbererze förderten oder an den Bauten der Akropolis tätig waren, müssen ein entsetzliches Los gehabt haben.

Diese ganz außerordentliche ökonomische und kulturelle Situation mit den unbeschreiblich glänzenden Resultaten, die sie erzeugte, beruhte aber nur auf kriegerischer Uebermacht, die ihrerseits wieder freilich besonderen ökonomischen Bedingungen zuzuschreiben war.

So wie sie der Krieg geschaffen hatte, ging sie im Krieg unter.

Es war der Seestadt Athen nicht gelungen, der Landmacht Spartas Herr zu werden, deren Eifersucht um so mehr wuchs, je gewaltiger Athen an Größe und Reichtum zunahm. Und diese Größe und dieser Reichtum beruhte auf zunehmender Ausbeutung der unterworfenen Städte, deren Gegensatz gegen die Oberherrschaft Athens im gleichen Maße zunahm, wie die Eifersucht Spartas.

Als diese beiden Elemente des Gegensatzes gegen Attika: Sparta und die Untertanen Athens sich vereinigten, war dessen Los entschieden. Das geschah im Peloponnesischen Kriege (431—404).

Also nur ein halbes Jahrhundert dauerte die Glanzzeit Athens. Vor den Perserkriegen hatte es sich nicht besonders hervorgetan. Nach dem peloponnesischen Kriege verkam es rasch ökonomisch und politisch; dann langsamer, aber ebenso unaufhaltsam, künstlerisch und philosophisch.

Ein neues Zentrum hellenischer Wissenschaft und Kunst bildete sich später, seit dem vierten Jahrhundert, in Alexandrien, aber auf der ganz anderen ökonomischen und politischen Grundlage eines orientalischen Reiches, und daher auch mit ganz anderem Charakter.

Wie die Zivilisation Athens beruhte auch die Roms auf kriegerischer Uebermacht und so wie die attische ging auch die römische Zivilisation an dem Schwinden solcher Uebermacht zugrunde. Doch stießen die Römer anfangs, bis zu den Punischen Kriegen, auf stärkeren Widerstand. Der Umfang ihres Reiches nahm gewaltigere Dimensionen an, und so waren auch die Zeiträume seines Aufstiegs wie seines Abstiegs gewaltigere. Sie messen nicht nach Jahrzehnten, wie die Athens, sondern nach Jahrhunderten. Dafür war aber auch die Wirkung des Abstiegs eine viel tiefer gehende. Er brachte für Jahrhunderte hinaus ein fast völliges Verschwinden jeglicher höheren Kultur in Italien, in Griechenland und Gallien mit sich.

Italien und Griechenland erlagen dem schrecklichen Uebel der Entvölkerung. Die Sklaverei hatte dort den freien Bauern fast völlig verdrängt. Als sich nun mit dem Schwinden der kriegerischen Kraft auch der Zufluß von Sklaven minderte, verödeten diese Landstriche vollends. Daß man auf die Güter der großen Herren an Stelle der ausbleibenden Sklaven Pächter, Kolonen, setzte, die zu Abgaben und Frondiensten verpflichtet waren — wir werden von diesen weiter unten noch ausführlicher sprechen — hemmte die Entvölkerung nicht. Woher sollte man die neuen Pächter nehmen? Der Arbeiter der Stadt taugt nicht zur Landarbeit. Und der Städter scheute den Kindersegen. Außerdem waren die sanitären Verhältnisse der Städte so schlimm, daß sie ohne steten Zuzug vom Land aussterben mußten. Es waren in der Mehrzahl Barbaren, Germanen, die man als Kriegsgefangene zwang, oder, was häufiger war, da die Kriegsgefangenen seltener wurden, durch alle möglichen Mittel der Ueberredung verlockte, sich als Kolonen zu verdingen. Ihre Zahl blieb unzureichend.

Die Germanen, die dann als Sieger in das Römische Reich einzogen, fanden im Kolonat ein Muster vor, nach dem sie im eroberten Gebiet und später im freigebliebenen Germanien ihre Landwirtschaft einrichteten, die so ihren feudalen Stempel erhielt.

Gingen die Stadtstaaten des Mittelmeers an Entvölkerung zugrunde, die zum großen Teil darauf beruhte, daß die Bauernschaft, das Reservoir der Arbeitskräfte der Stadt und ihrer Kultur, durch Sklavenarbeit verdrängt war, so gilt nicht das gleiche für die Reiche des Orients an dessen großen Flüssen.

Dort lieferte bei gehöriger Bewässerung die bäuerliche Landwirtschaft reiche Erträge, große Ueberschüsse und eine sich leicht vermehrende Bevölkerung. Die Sklaverei behielt dort fast stets den Charakter der Haussklaverei, sie wurde nicht zu einer unentbehrlichen Grundlage der Produktion und der Kultur. Diese konnte sich behaupten, auch wenn die Sklavenzufuhr abnahm oder ganz versagte.

Aber um so wichtiger wurde dort die Erhaltung der Bewässerungsbauten. Wenn die Stadtstaaten des Mittelmeers ökonomisch

und kulturell zurückgehen mußten, sobald ihre kriegerische Kraft versagte, die allein imstande war, neue Sklavenmassen herbeizuschaffen, so konnte ein orientalischer Staat gerade an seiner kriegerischen Kraft zugrunde gehen, wenn diese so sehr angespannt wurde, daß die Bewässerungsanlagen darüber vernachlässigt wurden. Wo das der Fall war, mußte auch die Bevölkerung zurückgehen und der Staat verfallen. Mit ihm auch seine Kultur. Das trat seit der türkischen Herrschaft am auffallendsten zutage in Mesopotamien. Aber auch bei dessen Nachbarn, Persien auf der einen, Vorderasien auf der anderen Seite. Selbst Aegypten wurde davon betroffen, trotzdem dessen Bewässerungswerke fast unverwüstlich sind, bei dem fast völligen Mangel an Regen und bei der Festigkeit des ägyptischen Steinmaterials.

So finden wir auch hier überall Rückgang und Verkommen der Zivilisation, die durch den Staat rasch zu glänzender Höhe emporgehoben wird, bis dieselben Triebkräfte, die den Staat schufen, seine ökonomische Grundlage und damit ihn selbst untergraben.

Einen andern Weg geht der Staat in den zwei großen Gebieten reicher Flußtäler des östlichen Asiens, in dem indischen und namentlich dem chinesischen. Das eine wie das andere von der Natur aufs reichste begabt, alles produzierend, was es braucht, von Händlern des Auslandes gesucht, ohne dieses selbst zu suchen, bis in das vorige Jahrhundert hinein. Die Auswanderung chinesischer und indischer Kaufleute und Kulis ist eine sehr neue Erscheinung. Mit dem großen natürlichen Reichtum geht Hand in Hand, solange die Wasserbauten gut in Stand gehalten bleiben, eine überaus zahlreiche bäuerliche Bevölkerung, die bedeutende Ueberschüsse erzielt und durch ihre Abgaben üppigen Reichtum der herrschenden Klassen ermöglicht, der wieder eine zahlreiche städtische Bevölkerung der mannigfachsten Berufe in Arbeit setzt.

Jedes dieser beiden großen Gebiete ist heute weit dichter bevölkert, als irgendeiner der Staaten des westlichen Asiens, der [illegible] eine große Kultur entfaltete. In Britisch-Indien kommen heute auf den Quadratkilometer 67 Menschen, im eigentlichen China (ohne die Mongolei und Tibet) 69 Menschen. Dagegen in Persien nur 5,5, in Mesopotamien 7,7. Selbst in Aegypten, dessen Bewässerungsanlagen in den letzten Jahrzehnten durch die Engländer so sehr verbessert wurden, nur 14. Seine Bevölkerung ist mit der Ausdehnung der Bewässerungsanlagen sehr gewachsen. Im Jahre 1870 zählte sie 5 Millionen, 1921 13 Millionen.

China umfaßt über 400 Millionen, Britisch-Indien über 300 Millionen Menschen. Jedes dieser Reiche war bis vor kurzem eine Welt für sich, ökonomisch unabhängig von dem übrigen Erdkreis und dabei auch von ihm abgeschlossen durch undurchdringliche Wildnisse, ungangbare Hochgebirge, Sandwüsten und Meere. Weder China noch Indien grenzte irgendwo an Gebiete, die eine lockende Beute versprachen und dazu anreizten, die Grenzen

vorzuschieben oder auch nur zu überschreiten. Nicht einmal zum Behufe des Außenhandels verließen ehedem Chinesen und Inder ihre Heimat. Zu Angriffskriegen gegen das Ausland fanden sie keine Veranlassung. Innerhalb des eigenen Gebiets überwog dabei so sehr die bäuerliche, unkriegerische, wenig Widerstand bietende Bevölkerung, daß es, wenigstens in China, früh möglich wurde, das gesamte ungeheure Gebiet unter einer einzigen staatlichen Gewalt zusammenzufassen, was auch Kriege zwischen den einzelnen Landesteilen ausschloß.

So wurde der Friedenszustand in China zur Regel, was allerdings zeitweise den Einbruch räuberischer Nomadenstämme erleichterte, wenn diese sich einmal zu größeren Verbänden zusammenballten, was aber nur zu einem Wechsel der herrschenden Klasse führte. Dabei blieben jedoch die Eroberer gegenüber der riesigen Volksmasse so unbedeutend, daß sie deren soziale Verhältnisse, ja selbst die Einrichtungen der Staatsverwaltung kaum änderten.

Es wurde bei ihnen durch Kriege nicht die ökonomische Kraft verschwendet, über die die herrschenden Klassen verfügten. Ihr Vermögen und ihr Interesse, die unentbehrlichen Wasserbauten instand zu halten, wurde nicht notwendigerweise vermindert. Auf der anderen Seite gab es keine Kriege, die kriegsgefangene Sklaven ins Land gebracht und erlaubt hätten, den Produktionsprozeß auf Sklavenarbeit einzurichten, was bedeutet hätte, daß er von der Zufuhr von Sklaven abhängig war und bei deren Stocken in Verfall geriet. Bauern, die zu manchen Fronarbeiten und Abgaben an den Staat verpflichtet waren, und freie Arbeiter in den Städten bildeten die arbeitende Bevölkerung. Die einen wie die anderen waren in großen Massen vorhanden, höchst geschickt und betriebsam, dabei aber äußerst arm. Die Bauern arm wegen der Abgaben, die auf ihnen lasteten, und der Kleinheit ihrer Landanteile. Die Mehrheit der städtischen Arbeiter arm, weil sie aus der Bauernschaft hervorgingen, mit deren Genügsamkeit und Arbeitsamkeit in die Stadt kamen.

Die Armseligkeit des ostasiatischen Handwerks wird gut illustriert durch die Kennzeichnung, die Hörnes von der Eisenindustrie Indiens gibt. Er sagt:

„Das ungeheure Land ist reich an Eisenerzen, die aber noch in der Gegenwart von den Eingeborenen meist auf ebenso einfache und altertümliche Art verhüttet werden, wie von den Negern Afrikas. Die Eisenarbeiter wandern familienweise von Dorf zu Dorf und bauen ihre Tonöfen, wo Erz und Holz vorhanden und Bedarf an Eisenwaren ist. Sie sammeln das Erz, brennen die Kohle, schmelzen und verarbeiten das Eisen" (Kultur der Urzeit, III., S. 116.)

Ihre Werkzeuge sind von der einfachsten Natur.

Ueber die arbeitenden Klassen Chinas schrieb Adam Smith in seiner „Untersuchung über das Wesen und die Ursachen des Wohlstandes der Nationen" (erstes Buch, achtes Kapitel):

„China ist lange Zeit eines der reichsten, das heißt fruchtbarsten, durch Fleiß und Anzahl seiner Einwohner hervorragendsten Länder gewesen. Aber es scheint auch seit langem völlig still zu stehen . . . Die Berichte aller Reisenden, wie sehr sie sonst auseinandergehen mögen, stimmen darin überein, daß in China der Arbeitslohn äußerst niedrig ist und es dem Arbeiter schwer fällt, eine Familie zu erhalten. Er ist zufrieden, wenn er für schwere Erdarbeit eines Tages so viel erhält, daß er am Abend ein bißchen Reis dafür erstehen kann. Die Lage der Handwerker ist womöglich eine noch erbärmlichere. Statt in ihren Werkstätten ruhig auf das Kommen von Kunden zu warten, laufen sie beständig mit ihren Werkzeugen durch die Straßen, um ihre Dienste anzubieten und um Beschäftigung förmlich zu betteln. Die Armut der unteren Schichten des Volkes in China übertrifft weit die in den am meisten verelendeten Nationen Europas."

Aehnlich stand es in Ostindien, das zwar nicht, wie China, ein Einheitsreich bildete. Es wurde oft von inneren Kriegen zerrissen, die aber nicht so intensiv geführt wurden, daß sie die Zunahme der Bevölkerung hemmten und zahlreiche Sklaven lieferten. Die Ausbeutung von Sklaven als Mittel der Bereicherung kam gegen die billige freie Arbeit nicht auf.

Eine enorme Massenhaftigkeit billigster Arbeitskräfte in Stadt und Land erlaubte es, verschwenderisch mit ihnen umzugehen. Auf dieser Verschwendung wurde, trotz der Verschiedenheiten der natürlichen Bedingungen, in Ostasien ebenso wie im westlichen Asien (mit Aegypten) und im südlichen Europa der ganze Produktionsprozeß innerhalb des Staates aufgebaut.

So erstand nirgends ein Antrieb, arbeitsparende Maschinen und Methoden zu suchen. Auch im östlichen Asien war das ganze Interesse derjenigen, die den Produktionsprozeß beherrschten, dahin gerichtet, ihn dem Luxus der Herrschenden dienstbar zu machen. Der ganze staunenswerte Fortschritt der Technik Chinas vollzog sich fast nur in den Luxusindustrien.

Sobald China eine Ausdehnung erreicht hatte, außer deren Bereich nichts zu holen war, als dieser Staat einen Verwaltungsapparat geschaffen hatte, der reibungslos funktionierte, und als die Industrie zur größten Höhe dessen fortgeschritten war, was mit einfachen Werkzeugen durch Arbeitsteilung, Handgeschicklichkeit, Geduld, genaue Beobachtung und eine Fülle überlieferter Verfahren ohne wissenschaftliche Verarbeitung geschaffen werden konnte, da war die Grenze erreicht, bis zu welcher der Staat dieser Art vorzuschreiten vermochte.

Den armen Teufeln in Stadt und Land fehlten alle Vorbedingungen, zu irgendwelchen weiteren technischen Fortschritten zu gelangen. Für die herrschenden Klassen aber entstanden keine neuen Probleme, weder der äußeren noch der inneren Politik, die sie hätten veranlassen können, nach neuen Mitteln ihrer Lösung zu suchen. Sie versanken in einem monotonen, schablonenmäßigen Wiederholen überlieferten Handelns und Denkens.

Der Staat dieser Art starb nicht an Entvölkerung. Er verkam auch nicht wegen übermäßiger Anspannung seiner kriegerischen Kräfte und Vernachlässigung seiner Kulturaufgaben, von denen die wichtigste die Erhaltung der Wasserbauten war. Aber er versteinerte zu jenem geistlosen Konservatismus, den man so oft als einen Rassencharakter des Chinesentums betrachtete, der jedoch, ebenso wie sein aus den gleichen Verhältnissen hervorgehender Mangel an kriegerischem Sinn, sofort ein Ende nimmt, sobald ein starker Anstoß von außen neue Probleme schafft.

China und in geringerem Maße auch Indien haben es vermocht, die Zivilisation, die durch den Staat geschaffen wurde, ohne Unterbrechung bis zu unseren Tagen zu erhalten. Aber sie zeigen uns, welches die Grenzen dieser Zivilisation selbst dort waren, wo außergewöhnlich günstige Verhältnisse sie vor dem Untergang bewahrten. Diese Grenzen beruhten in letzter Linie auf der Tatsache, daß von dem vorkapitalistischen Staate schon gilt, was Marx vom industriellen Kapitalismus festgestellt hat, daß der „berauschende Zuwachs an Reichtum und Macht", und man kann sagen auch an Wissen, der aus dem Staat hervorgeht, nur auf seine oberen Klassen beschränkt ist. Nur ihnen, nicht der Menschheit, hat er viel gebracht. Nur für die Herren Ausbeuter, eine dünne Oberschicht, hat er bis vor kurzem das „Vesta-Feuer der Kultur" entzündet.

Der großen Masse, den arbeitenden Klassen, brachte er es nicht, er hat es eher vor ihnen verborgen. Was der Staat des Altertums und des Orients, dessen künstlerische und philosophische Leistungen uns entzücken, den Arbeitern gebracht hat, ersehen wir aus der Lage der arbeitenden Schichten dort, wo die alte Staatskultur nicht die geringste Unterbrechung erfahren hat.

Der Kuli Chinas und Indiens und in gewissem Sinne auch der Fellah Aegyptens zeigt uns heute in eindringlicher Weise, was der Staat aus den stolzen, freien Naturmenschen gemacht hat.

Vierzehntes Kapitel.

Die Zivilisation und ihr Verfall.

In seiner „Evolution of States" kommt Robertson zu folgendem Ergebnis:

„Die Geschichte des Ablaufs der griechisch-römischen wie jeder andern alten Zivilisation mit der teilweisen Ausnahme Chinas, ist die eines vollständigen Verfalls — hier eines doppelten Verfalls: eines Uebergangs von kollektiver Energie und Vollendung zu kollektiver Hinfälligkeit und geistiger Unfähigkeit, von geistiger Freiheit und Kraft zu dogmatischer Fesselung des Denkens, von künstlerischem Glanz zu einer förmlichen Verneinung der feinsten Kunstformen. Wie sehr wir über die Natur des Fortschritts verschiedener Meinung sein mögen, so sind wir doch darüber einig, daß sich hier ein Niedergang vollzog." (S. 170.)

An dieser Tatsache wird allerdings niemand zweifeln. Welcher Art ist aber die Zivilisation, die notwendig auf den Verfall hinauslaufen muß? Ist jeder kulturelle Aufstieg, jedes höhere kultivierte Gemeinwesen notwendigerweise von vornherein dazu bestimmt, im Verfall zu enden?

Robertson spricht hier mit Recht nicht von Kultur, sondern nur von Zivilisation, das heißt von einem bestimmten Zustand menschlicher Kultur. Nur von diesem Zustand, nicht von der Kultur überhaupt, gilt das Gesetz notwendigen Verfalls als Endergebnis der Entwicklung.

Unter Kultur verstehen wir die Summe aller Leistungen, die den Menschen über den Naturzustand erheben, und die in letzter Linie begründet sind auf seiner Technik.

Ziemlich weit verbreitet ist heute die Teilung der Kulturentwicklung in drei Stufen: Wildheit, Barbarei, Zivilisation. Aber nicht so einig sind die Soziologen über die Merkmale, wodurch sich jede dieser Kulturstufen von den anderen unterscheidet.

Morgan schied sie nach der Art der T e c h n i k, die jeweilig bei der Produktion der Lebensmittel in Anwendung kam. Engels übernahm diese Einteilung von Morgan. Er zitiert in seiner Schrift über den Ursprung der Familie, S. 1, zustimmend folgende Ausführungen Morgans:

Die Geschicklichkeit in dieser Produktion (der Lebensmittel) ist entscheidend für den Grad menschlicher Ueberlegenheit und Naturbeherrschung. Von allen Wesen hat nur der Mensch es bis zu einer fast unbedingten Herrschaft über die Erzeugung von Nahrungsmitteln gebracht. Alle großen Epochen menschlichen Fortschritts fallen, mehr oder weniger direkt, zusammen mit Epochen der Ausweitung der Unterhaltsquellen."

Engels gibt nicht die Stelle an, wo der Passus zu finden ist. Er steht am Beginn des zweiten Kapitels des ersten Teils der Morganschen „Urgesellschaft". Verschiedene Zwischensätze, die nicht unbedingt nötig sind, wurden von Engels in dem Zitat weggelassen.

Morgan hat drei Stufen der Wildheit und drei der Barbarei unterschieden. Die erste Stufe der Wildheit umfaßt die Anfänge des Menschengeschlechts. Die zweite beginnt mit der Verwertung von Fischnahrung und dem Gebrauch des Feuers. Die dritte mit der Erfindung von Pfeil und Bogen. Die erste Stufe der Barbarei datiert von der Einführung der Töpferei, die zweite beginnt auf der östlichen Halbkugel mit der Züchtung von Haustieren, in der westlichen mit der Kultur von Pflanzen durch Berieselung. Die dritte wird eingeführt durch die Erfindung der Gewinnung von Eisen und der Anwendung eiserner Werkzeuge.

Die Zivilisation endlich setzt ein mit der Erfindung eines phonetischen (Laut-)Alphabets und dem Gebrauch der Schrift.

Dieser Einteilung der Kulturstufen hat im Anschluß an Friedrich Ratzel schon Cunow wichtige Bedenken entgegengehalten. (Die Marxsche Gesellschaftstheorie, II., S. 245 ff.)

Die technische Entwicklung der verschiedenen Völker ist infolge der Verschiedenheiten ihrer natürlichen Umgebung eine sehr mannigfaltige, so daß die von Morgan angegebenen Kennzeichen der verschiedenen Kulturstufen sehr oft nicht zutreffen, ja geradezu irreführen.

Das ist ein sehr beachtenswerter Einwand, aber es ginge zu weit, wollte man aus ihm folgern, als sei es überhaupt unmöglich, eine für die ganze Menschheit gültige Aufeinanderfolge der Kulturstufen aufzustellen. Man darf dabei nur nicht zu sehr ins Detail gehen und muß sich davor hüten, jede der Kulturstufen von einem einzelnen bestimmten technischen Fortschritt ausgehen zu lassen. Für bestimmte Gebiete und bestimmte Völkerschaften wird sich wohl eine ins einzelne gehende Aufeinanderfolge von Kulturstufen feststellen lassen, nicht aber für die gesamte Menschheit. Für sie werden wir die Einteilung der Wildheit und der Barbarei in je drei Unterstufen fallen lassen müssen.

Die Einteilung des Ganges der Menschheitskultur in die drei Stufen der Wildheit, der Barbarei und der Zivilisation werden wir beibehalten dürfen, aber wir müssen uns dabei der Tatsache bewußt bleiben, daß, je weiter die Menschheit sich über die Erde verbreitet, je verschiedenartiger die natürlichen Bedingungen, unter denen die einzelnen Völker leben und tätig sind, und je verschiedenartiger die geschichtliche Vergangenheit eines jeden, die in seinen Ideen und Einrichtungen fortlebt, um so verschiedenartiger auch der Gang der Kulturentwicklung bei den verschiedenen Völkern wird.

Wenn wir die drei Stadien der Wildheit, der Barbarei und der Zivilisation kennzeichnen, werden wir ein Resumé, eine Zusammenfassung der bisherigen Ausführungen des vorliegenden Werkes über die soziale Entwicklung zu geben haben.

Die Anfänge der Wildheit werden für alle damals bestehenden menschlichen Gesellschaften die gleichen gewesen sein. Nicht alle kommen in die Lage, sich aus diesen Anfängen zu höheren technischen und gesellschaftlichen Errungenschaften emporzuarbeiten. Nur ein Teil erhebt sich zur Barbarei, ein noch geringerer zur Zivilisation. Und je höher wir auf der Stufe der Kultur emporsteigen, desto mannigfaltiger die technischen und sozialen Gebilde, die in den verschiedenen Gebieten und Völkerschaften zutage treten.

Immerhin können wir innerhalb jeder der großen Kulturstufen, trotz aller Mannigfaltigkeit gewisse gemeinsame Züge feststellen, wenigstens für die wichtigsten Teile der Menschheit.

Manche Völker mögen unter so absonderlichen Bedingungen leben, daß sie in das allgemeine Schema sich überhaupt nicht einfügen lassen, das werden aber nur Stämme sein, die für die menschheitliche Gesamtentwicklung ohne Bedeutung sind.

Bei der Aufstellung dieses Schemas selbst werden wir gut daran tun, seine Einteilungsgrundlage nicht so eng zu fassen, wie Morgan, der dabei bloß die Art der Produktion der Nahrungsmittel in Betracht zieht, sondern die Marxsche Fassung der „gesellschaftlichen Produktion des Lebens" anzuwenden. Dabei muß man allerdings zugeben, daß, je weiter wir in der Geschichte zurückgehen, desto mehr die Art der Produktion der Nahrungsmittel der für die Art der Produktion des Lebens überhaupt entscheidende Faktor wird, so daß für jene Stadien der Menschheit, die Morgan vorwiegend untersuchte, die von ihm vorgeschlagene Einteilungsgrundlage sehr annehmbar erscheint.

Allgemein wird zugegeben, daß die Menschheit in ihren Anfängen im Stadium der Jägervölker stand. Sie alle gehören zu der Kulturstufe der Wildheit.

Wir haben schon in einem früheren Zusammenhang gesehen, daß das nicht so aufzufassen ist, als lieferte einzig die Jagd alles, was die Menschen jener Kulturstufe brauchten. Neben tierischer Nahrung spielt stets auch die pflanzliche eine große Rolle, sie fehlt selbst bei polarischen Völkern nicht ganz.

Wir finden bei den Jägern bereits die Anfänge der Arbeitsteilung. Die Beschaffung der tierischen Nahrung, die Jagd, zu der auch die Fischerei zu rechnen ist, obliegt den Männern, die der pflanzlichen Nahrung der Frau. In den Anfängen der Wildheit wird die Gewinnung von Pflanzen durch bloßes Sammeln besorgt, in ihren höheren Stufen finden wir bereits die Anfänge eines Pflanzenanbaus durch die Frauen.

Die Gemeinwesen dieser Stufe sind demokratisch eingerichtet, sie beruhen auf vollständiger Gleichberechtigung ihrer Mitglieder, wenigstens innerhalb des gleichen Geschlechts und innerhalb der gleichen Altersklasse. Die Funktionäre der Gesellschaft werden erwählt und besitzen dem einzelnen Mitglied des Gemeinwesens gegenüber kein anderes Machtmittel als die Unterstützung durch die Masse seiner Mitglieder. Fehlt ihnen diese, ist es mit ihrer Macht zu Ende.

Die Völker in diesem Stadium sind Nomaden. Die Nahrungsquellen eines Gebietes erschöpfen sich bei ihrer Art, sie auszubeuten, zu rasch, als daß sie lange am gleichen Ort verweilen könnten.

Diejenigen Stämme, denen es gelingt, dieses Stadium zu überwinden, gelangen dadurch in das nächste, das wir als das der Barbarei bezeichnen. Es ist aber nicht gekennzeichnet durch eine, allen Völkern dieser Stufe gemeinsame Art des Nahrungserwerbs. Es umfaßt zwei sehr verschiedene Arten desselben.

Man nahm — ehedem — allgemein an, und diese Auffassung ist noch nicht völlig ausgestorben, als folgte dem Jägerstadium überall das des Hirten, aus dem dann der Ackerbauer wurde. In Wirklichkeit wird aus dem Jäger hier ein Hirte, dort ein Acker-

bauer. Beide bilden sich aus dem Jägerstadium heraus. Es hängt von der Beschaffenheit der Oertlichkeit ab, in der sie leben, ob sie sich mehr dem Ackerbau zuwenden oder mehr der Viehzucht mit Weidewirtschaft.

Gilt es schon in der Wildheit, daß der Mensch neben der Fleischnahrung auch pflanzliche produziert, so nicht minder in der Barbarei. Wir haben gesehen, daß auch der Viehzüchter nach Möglichkeit Pflanzennahrung zu gewinnen sucht, namentlich durch Anbau von Getreide. Wie bei den Jägervölkern, liegt auch bei den Viehzüchtern die Beschaffung der pflanzlichen Nahrung vornehmlich den Frauen ob. Die Bewachung und Sicherung der Herden wird dagegen die Aufgabe der Männer.

Zur Bevorzugung der Viehzucht wenden sich die Menschen zumeist in wenig fruchtbaren Gegenden, in denen der Pflanzenanbau geringen Ertrag liefert. Um so wichtiger wird dort die tierische Nahrung. Zahlreiche Herden sind erforderlich, die Menschen zu erhalten. Je mehr Vieh auf wenig ergiebigem Weideland gehalten wird, um so rascher wird die Weide erschöpft. So muß der Viehzüchter, wie der Jäger ein Nomade sein.

Aber sein Nomadentum erfordert weniger Kraftaufwand, als das der Jägervölker, namentlich bei den Frauen. Bei den Jägern müssen die Frauen nicht bloß die kleinen Kinder schleppen, sondern auch alle Geräte und Vorräte des Haushalts, ja das Haus selbst, die Zeltstangen und die Felle, die es bedecken. Das absorbiert nicht nur viel Kraft der Frauen, sie dürfen auch gar nicht die Zahl ihrer Geräte über ein gewisses Maß hinaus vermehren, sollen sie der Last nicht erliegen. Auch zu viele kleine Kinder dürfen sie nicht haben. Wie vermöchten sie auf ihren weiten Zügen drei oder mehr kleine Kinder mit sich zu tragen! Das ist einer der Gründe der Kindertötung und der Kleinheit der Familien bei Jägervölkern.

Die Hirtenvölker verfügen dagegen über tierische Kraft zur Fortbewegung ihrer Familien und ihrer Habe. Die Zelte dürfen daher geräumiger und solider werden, die Geräte des Haushalts zahlreicher. Freilich müssen sie immer noch leicht transportabel sein. Die Frau bekommt aber jetzt mehr Zeit zu industrieller Tätigkeit und mehr Gelegenheit zu solcher. Sie braucht zahlreichen Kindersegen nicht zu fürchten und muß den Säugling nicht überlang stillen, da ihr das Vieh genügend Milch zu seiner Ernährung liefert.

Die Fruchtbarkeit der Ehen wird in diesem Stadium größer, aber der Zuwachs der Bevölkerung oft noch gehemmt durch ewige Kriegs- und Raubzüge, die durch die Beweglichkeit des Nomaden begünstigt werden sowie durch den kriegerischen Sinn der Viehhirten, die ihren Mut in stetem Kampf gegen reißende Tiere zum Schutze ihrer Herden stählen, ja auch durch die stete Notwendigkeit, kraftvolle widerspenstige Herdentiere, Hengste und Stiere,

zu bändigen. Ihr räuberischer Sinn wird aber auch angestachelt durch ihre Armut, wenn neben ihnen reichere Völker erstehen, deren Wohlstand sie zu Plünderungen reizt.

Diese reicheren Völker sind die Ackerbauer. Wenn die Verbesserung der Mittel des Nahrungserwerbs in fruchtbaren Gegenden vor sich geht, bekommt der Mensch die Möglichkeit, aber auch die Veranlassung, vor allem die Gewinnung pflanzlicher Stoffe, Nahrungsmittel und Rohmaterialien zu betreiben. Der reichere Ertrag des Bodens setzt ihn instand, dauernd auf demselben Fleck zu verbleiben, damit erweitert sich wieder die Summe der Pflanzenarten, die er anzubauen vermag. Als Nomade kann er nur zur Kultur von Pflanzen gelangen, die wenige Wochen nach der Aussaat schon reifen. Als ansässiger Bauer kann er Pflanzen kultivieren, die erst nach Jahren Ertrag liefern, wie etwa Bananen, Dattelpalmen, Obstbäume der verschiedensten Art.

Die Fruchtbarkeit der Ehen ist bei den Bauern ebenso groß, wie bei den Hirten. Die Zunahme der Bevölkerung bei den Bauern aber stärker, da sie friedlicher sind. Sie erzeugen leicht einen Bevölkerungsüberschuß dort, wo der Kulturboden ausdehnbar ist oder wo Städte entstehen, denen der überschüssige Nachwuchs der Bauern zuströmen kann und die er mit willigen und billigen Arbeitskräften füllt.

Die Seßhaftigkeit bedingt, daß die Jagd als Quelle des Nahrungserwerbs zurücktritt, da der Jäger nun auf ein kleineres Gebiet beschränkt bleibt als ehedem, dessen Wildreichtum bald sehr reduziert wird. Auch Nutzvieh kann der ansässige Bauer nicht in dem Ausmaße halten, wie der Nomade. Dafür wächst der Reichtum an pflanzlichen Produkten. Die Produktivität der Arbeit nimmt zu und der Produktionsprozeß wird weniger von Zufällen abhängig, als die Jagd und auch die nomadische Viehzucht. Namentlich in Gegenden, in denen künstliche Bewässerung aufkommt, ist die Sicherheit des Ertrages der Ackerbauarbeit eine sehr große.

Dazu kommt, daß der ansässige Bauer sich gegen etwaige Mißerfolge seiner Arbeit leichter schützen kann, als der Jäger und der nomadische Hirte. Der Jäger kann die Ergebnisse der Jagd schwer konservieren und noch schwerer transportieren. Er und die Seinigen verzehren von diesen Ergebnissen so viel als möglich auf das rascheste. Der Mensch, ursprünglich Pflanzenfresser, wie der Affe, kommt durch die Erfindung von Waffen zu der Lebensweise eines Raubtiers, auch zu dessen Grausamkeit. Er erwirbt damit aber auch andere Eigenschaften des Raubtiers. Die Menschen im Jägerstadium können unglaublich große Massen Nahrung auf einmal verzehren, aber auch ungeheuer lange hungern.

Aehnlich steht es auch noch mit dem nomadischen Hirten. Er treibt wohl große Nahrungsvorräte in Gestalt von Herden auf seinen Wanderungen vor sich her, aber die Nahrung für die

Herden kann er nicht mit sich führen. Fehlt diese einmal, dann schwindet seine Nahrung rasch dahin und er steht vor dem Hungertode.

Viel besser steht es in dieser Beziehung mit dem ansässigen Bauern. Viele der Früchte, die er erntet, lassen sich leicht konservieren, und da er nicht wandert, kann er große Mengen von ihnen an geschützten Stellen, Scheunen usw. aufhäufen. Die Art seiner Produktion macht das direkt erforderlich. Denn viele seiner Früchte erntet er nur einmal im Jahr, er muß mit dem Ertrag der Ernte das ganze Jahr auskommen.

Was dem Jäger fast völlig fehlt und auch beim nomadischen Hirten noch schwach entwickelt ist, das Anhäufen und Sparen von Vorräten, um für einen längeren Zeitraum gesichert zu sein, das wird bei dem Bauern zu einer wirtschaftlichen Notwendigkeit.

Schon durch diese großen Vorräte erscheint der Bauer dem Hirten gegenüber als der Reichere. Er wird es noch mehr durch die Entwicklung seiner häuslichen Industrie. Der ansässige Bauer braucht sich nicht mehr, wie der Nomade, auf einige wenige, leicht transportable Geräte und Werkzeuge zu beschränken. Aus dem Zelt wird jetzt ein solideres Haus, aus Pfosten, Steinen oder Lehmziegeln hergestellt. Und wenn für den Nomaden die Matte oder der Teppich das Universalmöbel bildet, so werden jetzt gewichtigere Möbelstücke möglich, Stühle, Tische, Bettstellen.

Auch für die Töpferei erwachsen jetzt erst die Vorbedingungen. Morgan datiert von ihr die Barbarei. Das wäre zutreffend, wenn es bloß besagen würde, daß auf der Stufe der Wildheit eine wirkliche Töpferei noch nicht möglich war. Dürftige Anfänge, wie etwa das Beschmieren hölzerner oder geflochtener Gefäße mit Ton, um sie undurchlässig und gegen Feuer unempfindlich zu machen, finden sich schon vorher.

Aber der Morgansche Satz wird falsch, wenn er sagen soll, daß jedes Volk, das die Stufe der Barbarei erreicht habe, die Produktion von Töpferwaren kennen müsse. Daß man also jedes Volk, bei dem man solche nicht treffe, der Wildheit zuzurechnen habe. Selbst bei den ansässigen Bauern braucht man nicht überall die Töpferei zu finden. In Gebieten ohne Ton wird auch die größte Kunstfertigkeit keine Töpfe zu produzieren vermögen.

Die Kunstfertigkeit, die der ansässige Bauer zu üben vermag, wird überall von den Rohmaterialien abhängen, die das Gebiet produziert, auf dem er lebt. Sie wird also sehr verschieden sein. Sie wird aber auf jeden Fall unter Umständen geübt, die es erlauben, sie mannigfaltiger zu gestalten, als die der Nomaden, und auch ausgedehnter. Denn die Arbeit des Wanderns, die so viel Kraft und Zeit in Anspruch nimmt, fällt beim Bauern völlig weg und kann durch produktive Arbeit ersetzt werden.

Der Bauer wird daher an Produkten der Landwirtschaft und der Industrie weit reicher als der Nomade dort, wo dieser auf

die Produkte der eigenen Arbeit angewiesen bleibt. Dafür ist der Nomade beweglicher, als der an die Scholle gefesselte Bauer. Das führt, wie wir schon gesehen haben, dahin, daß die nomadischen Hirten leicht zum Handel übergehen, einesteils eigene Produkte gegen die der Bauern tauschen, etwa Schafwolle gegen Datteln, oder Produkte, die einem einzelnen Land eigentümlich sind, andern Ländern zuführen, denen sie fehlen und die ihrer bedürfen.

Wir haben aber auch bereits gesehen, daß die Hirtenvölker, wo sich die Gelegenheit findet, gern dazu übergehen, das, was sie brauchen, statt zu tauschen, zu rauben.

Kriege wegen Grenzstreitigkeiten kennen schon die Jäger. Aber nicht im Stadium der Wildheit, sondern erst im Stadium der Barbarei kommt der Krieg als Mittel auf, Beute zu machen, der Raubkrieg. Nun erst wird der Krieg ein Mittel des Erwerbes.

Der Krieg als solches Mittel liegt armen Hirten gegenüber reichen Bauern um so näher, als der Ackerbau die Tendenz hat, unkriegerisch zu machen. Sobald die Menschen ansässig werden, nimmt die Ackerbauarbeit so viel Kraft in Anspruch, daß die Frauen allein ihr nicht genügen können. In steigendem Maße müssen sich die Männer ihr widmen. Während die nomadischen Männer — Jäger wie Viehzüchter — durch ihre Produktionsweise ihre ganze Kraft auf den Kampf mit kraftvollen, widerspenstigen Tieren konzentrieren, und die räuberischen Stämme der Viehzüchter auch auf den Kampf mit Menschen, gilt das Interesse des Ackerbauers vornehmlich der Beschäftigung mit friedlichen Pflanzen. Die Herstellung von Waffen, die Uebung ihres Gebrauchs, die für den Nomaden eine aus dem Prozeß des Erwerbs der Lebensmittel hervorgehende Notwendigkeit ist, wird für den Bauern eine unwillkommene Störung dieses Prozesses, der er sich nach Möglichkeit entzieht.

Unter diesen Umständen gerät der Bauer gegenüber dem Nomaden dort, wo beide aneinander grenzen, immer mehr in Nachteil, so daß sich ihr ursprüngliches Verhältnis schließlich umkehren kann: der von der Natur stiefmütterlich bedachte Nomade wird reich an Beute. Der auf fruchtbarem Boden reiche Ernten erzielende und eine mannigfaltige Industrie entwickelnde Bauer wird dagegen arm, wenn immer wieder erneute Plünderung ihn heimsucht.

Wir sehen, die Stufe der Barbarei wird keineswegs durch eine allen ihren Mitgliedern gemeinsame Art der Nahrungsmittelproduktion und des Erwerbs gekennzeichnet. Sie ist vielmehr für verschiedene Gebiete und Völker je nach der Verschiedenheit ihrer natürlichen Umgebung sehr verschieden.

Gerade die aus diesen Verschiedenheiten hervorgehende Arbeitsteilung zwischen den Völkern bildet ein Kennzeichen der Barbarei gegenüber der Wildheit. In dieser finden wir die

Arbeitsteilung von Mann und Frau innerhalb des Gemeinwesens. Wir finden auch schon natürliche Verschiedenheiten in der Umgebung der Völker, die manche von ihnen veranlassen, besondere Spezialitäten zu pflegen, etwa den Fischfang zu bevorzugen oder steinerne Werkzeuge zu fabrizieren.

Aber erst in der Barbarei kommt es durch die Entwicklung der Technik zu so hochgradigen Verschiedenheiten zwischen manchen Völkern, daß sie einander als ganz verschiedene Arten gegenüberstehen. Das tritt auffallend zutage in der Sklaverei, deren Aufkommen auf der Stufe der Barbarei vor sich geht und für diese bezeichnend wird.

Wohl bleibt auf dieser Stufe die von der Wildheit übernommene Demokratie innerhalb des Gemeinwesens unvermindert erhalten, bei Hirten, wie bei Ackerbauern. Aber Gemeinwesen und Gesellschaft trennen sich immer mehr, und die Gleichheit innerhalb der Gesellschaft, die noch die Wildheit kennzeichnet, wird durchbrochen durch die Schaffung von Sklaven, die wohl am gesellschaftlichen Arbeitsprozeß teilnehmen, aber ohne Mitglieder des Gemeinwesens zu sein.

Franz Oppenheimer, der die Sklaven mit freien Arbeitern zusammen zum vierten Stand (!) rechnet, meint allerdings in seinem neuesten Werk über den Staat, die Sklaven gehörten weder zum Staat noch zur Gesellschaft („Der Staat" 1926, S. 31).

Letzteres trifft sicher nicht zu, wenn wir als die Gesellschaft die Summe aller Personen betrachten, die direkt oder indirekt in wirtschaftlichen Beziehungen miteinander stehen.

Im Stadium der Wildheit liegt keine Veranlassung vor, Sklaven zu machen oder zu halten. Der Kriegsgefangene wird erschlagen oder, wenn zusätzliche Arbeitskräfte willkommen sind, als freies und gleichberechtigtes Mitglied vom siegreichen Stamm adoptiert. Es ist zwecklos, Sklaven anzuwenden, solange die Arbeit des einzelnen Arbeiters nicht einen Ueberschuß über seine Erhaltungskosten hinaus liefert.

Das Hauptmotiv bei der Anwendung eines Sklaven ist seine Ausbeutung. Aber es ist nicht das einzige. Wenn die Produktivität der Arbeit der produktiven Arbeiter im Haushalt so groß ist, einen Ueberschuß zu liefern, so kann dieser Ueberschuß dazu verwendet werden, unproduktive Arbeiter nicht zu Zwecken des Gewinns, sondern des Vergnügens oder der Bequemlichkeit zu halten. Auch als solche Arbeiter kann man Sklaven anwenden. Die Luxussklaverei spielt im Orient zeitweise eine größere Rolle, als die Anwendung von Sklaven zu Zwecken des Erwerbs.

Neben der wachsenden Produktivität der Arbeit wird auch die Arbeitsteilung zwischen den Bewohnern verschiedener Gebiete ein Anlaß, Sklaven zu machen und zu halten. Dieser Anlaß macht sich dort geltend, wo die Kriegsgefangenen Künste verstehen, deren die Sieger nicht fähig sind. Die Römer liebten

es, wenn sie wissenschaftlich gebildete Menschen, Pädagogen, Literaten, Aerzte brauchten, griechische Sklaven als solche zu verwenden.

Im Zeitalter der Barbarei wird allerdings die Luxussklaverei und die der Spezialisten noch keine Rolle gespielt haben. Krieg und Raub waren die wichtigsten Mittel, Sklaven zu gewinnen. Diese Mittel wurden namentlich von den Nomaden in Anwendung gebracht, sowie von den Seeräubern, von denen wir noch sprechen werden. Soweit die friedlichen Ackerbauer Sklaven brauchten, erwarben sie sie am ehesten durch Kauf. Der Sklave wurde eine der wichtigsten Waren des Handelsverkehrs. Ueberwiegend stammte er von einem Volk von Ackerbauern ab. Die Versklavung von Jägern hat stets mit einem Mißerfolg geendet. Die von Hirten stieß auch auf Schwierigkeiten — wenigstens bei den Männern — wegen ihres trotzigen, unbändigen Charakters. Der friedliche Ackerbauer wurde durch seine Produktionsweise am ehesten dazu geeignet gemacht, sich fremdem Joch zu fügen. Die Neger, die überwiegend Ackerbauvölker bilden, sind nicht umsonst zum Typus des Sklaven geworden.

Die Ausbeutung von Sklaven und die Gewinnung von Reichtümern durch Raub bei Kriegszügen sind die beiden ersten Methoden arbeitslosen Erwerbs. Sie kommen auf im Zeitalter der Barbarei. Jedoch erlangt auf dieser Stufe die Ausbeutung noch nicht solche Bedeutung, daß sie zur Grundlage der Gesellschaft werden kann. Noch wird deren ökonomische Grundlage durch die Arbeit Freier und Gleicher gebildet. Sklaverei und Raub bieten mancherlei Annehmlichkeiten, aber das Gemeinwesen hängt von ihnen nicht ab. Es geht keinesfalls zugrunde, ja es wird nicht einmal ernsthaft geschädigt, wenn die Methoden der Ausbeutung einmal versagen.

Das ändert sich dagegen fundamental, sobald wir in die Aera der Zivilisation eintreten, die nicht mit dem Gebrauch des phonetischen Alphabets beginnt. Es ist sicher zweckmäßiger, sie mit dem Aufkommen des Staates anheben zu lassen. Alle die Wirkungen des Staates, die wir in dem jetzigen Abschnitt untersucht haben, privater Handel, Geld, Wissenschaft, Kunst und Industrie als Berufe, Städtewesen, sie gehören ebenso wie die Schrift zu den Kennzeichen der Zivilisation und sind alle miteinander aus dem Staat erwachsen; die Schrift geht ihnen keineswegs voran.

Nicht der kulturelle Aufstieg in der Wildheit, auch nicht der in der Barbarei, nur der in der Zivilisation ist dazu verurteilt, oder er war es wenigstens bisher, in Verfall oder Versumpfung zu enden.

Woher diese Erscheinung? Sollten höhere Erkenntnis der Welt, höhere Beherrschung der Welt durch fortgeschrittene Technik sowie ein Aufschwung der Kunst schließlich zu einer

Lähmung oder Korrumpierung des menschlichen Geistes führen? Das erscheint schon auf den ersten Blick absurd, und dafür ist auch nicht der mindeste Beweis zu erbringen, trotz J. J. Rousseau.

Nein, wenn der kulturelle Aufstieg in der Zivilisation bisher stets anders endete, als in der Wildheit und der Barbarei, so liegt das nicht an den besonderen Früchten der Zivilisation, sondern an dem besonderen Boden, aus dem diese Früchte erwachsen, im Gegensatz zum Boden der Wildheit und der Barbarei. Dieser Boden wurde auf den ersten beiden Stufen der Kultur gebildet durch einheitliche Gemeinwesen mit freien und gleichen Mitgliedern, die von ihrer Arbeit lebten. Das ändert sich auch in den höher entwickelten Stadien der Barbarei nicht. Sklaverei und Raub beeinträchtigen wohl die allgemeine Gleichheit und Freiheit und das Leben von eigener Arbeit, aber sie werden noch nicht unentbehrliche Grundlagen des gesellschaftlichen Daseins.

Die Existenz des Staates ist dagegen von vornherein auf der Ausbeutung fremder Arbeiter aufgebaut. Der glänzende Aufstieg der Zivilisation kommt nur einer geringen Minderzahl im Gemeinwesen zugute. Die große Masse bleibt auch bei hochentwickelter Zivilisation im Stadium der Barbarei. Diese erhält aber jetzt durch ihren Gegensatz zu den Ergebnissen der Zivilisation ein neues Gesicht, selbst dort, wo sie anscheinend unverändert bleibt.

Das ist jedoch fast nie der Fall. Die arbeitenden Massen werden vielfach unter die Lebenshaltung der freien Barbaren des vorstaatlichen Stadiums herabgedrückt. Breite Schichten der arbeitenden Bevölkerung sehen sich jetzt in eine Notlage und ein Elend versetzt, wie sie auf der Stufe der Barbarei nur gelegentlich infolge ausnahmsweise vorkommender natürlicher Katastrophen eintreten, und die jetzt ein Dauerzustand selbst unter den günstigsten natürlichen Bedingungen werden. Und die Freiheit, die Kraft, das Selbstbewußtsein, die den freien Barbaren wie den Wilden kennzeichnen, gehen den arbeitenden Massen im Staate völlig verloren.

Dieser Gegensatz zwischen Barbarei und Zivilisation innerhalb des Gemeinwesens und der Gesellschaft und die fortschreitende Degradation der barbarischen Basis bei fortschreitender Erhöhung des zivilisierten Ueberbaues — das ist der Widerspruch, den bisher keine Zivilisation zu überwinden vermochte und der sie im besten Falle zum schließlichen Erstarren, in der Regel aber zum Verkommen brachte.

Diejenigen, die Gesellschaft und Staat als Organismen, gleich den biologischen betrachten, sehen in diesem Erstarren und Verkommen einen natürlichen Prozeß, der jeder Gesellschaft und jedem Gemeinwesen droht und ebenso unvermeidlich ist, wie Altern und Tod. Wildheit und Barbarei bilden die Jugend und

das Mannesalter der Gesellschaft. Die Zivilisation ihr Greisentum[1]).

Der oben zitierte Robertson weist auf die Sonderbarkeit hin, daß diese Geschichtsauffassung heute ebenso allgemein verbreitet ist, wie die vom grenzenlosen Fortschritt des Menschengeschlechts. Die eine wie die andere werden gleich unbesehen und kritiklos hingenommen und nicht selten beide von demselben Autor akzeptiert.

Tatsächlich steckt in jeder dieser einander widersprechenden Auffassungen ein Körnchen Wahrheit.

Bisher konnte allerdings die Zivilisation auf keiner anderen Grundlage erstehen als auf der der Knechtung und Ausbeutung barbarischer Massen, und dadurch war jede bisherige Zivilisation dazu verurteilt in Verfall oder Versumpfung zu enden.

Aber es ist keineswegs ein Naturgesetz, daß die Bedingungen der Zivilisation stets die gleichen bleiben müssen. Diese kann schließlich ein Stadium erreichen, in dem es möglich wird, den Massen, die Arbeit für die Zivilisation leisten, deren Früchte in vollstem Maße zukommen zu lassen und ihre Tätigkeit aus einer Arbeit für eine Minderheit im Gemeinwesen, und noch dazu eine Minderheit von Klassenfeinden, in eine Arbeit für sich, das heißt, für die eigene Klasse oder die ganze Gesellschaft zu verwandeln.

Sobald die Zivilisation soweit gekommen ist, wird die Kultur unter ihr ebenso wieder ohne Unterbrechung emporwachsen können, wie unter der Wildheit und der Barbarei. Sie wird keinem Altern, keinem Niedergang mehr aus inneren Gründen ausgesetzt sein.

Aeußere Gründe könnten sie natürlich auch dann noch zum Verkümmern bringen, etwa das Kommen einer neuen Eiszeit. Aber eine Geschichtsauffassung hat nicht mit geologischen, sondern mit historischen Zeiträumen zu rechnen.

Für uns kommt nur die Frage in Betracht, ob wir bereits soweit sind, die Zivilisation aus einer Sache der oberen Zehntausend in eine Sache der Gesamtheit der zivilisierten Nationen zu verwandeln.

Wir Sozialisten bejahen diese Frage. Wie wir noch sehen werden, haben wir allen Grund dazu.

---

[1]) Wir haben über das Altern der Völker bereits gehandelt im dritten Buch, zweiten Abschnitt, 16. Kapitel.

Fünfter Abschnitt.

Die ersten Formen des Staates.

Erstes Kapitel.

Altern des Staates und Altern der Zivilisation.

Die am Anfang des vierzehnten Kapitels des vorigen Abschnittes erwähnte Stelle des Robertsonschen Buches „Evolution of States" findet sich in einem Kapitel über „Verfall" (Decadence). Robertson zitiert dort eine Abhandlung des englischen Konservativen A. J. Balfour über das gleiche Thema. Balfour fragt:

„Warum *müssen* Zivilisationen sich in dieser Weise abnützen und große Gemeinwesen verfallen?"

Eine Stufe gesellschaftlicher Kultur und ein Gemeinwesen werden hier einander gleichgestellt. Robertson fällt das gar nicht auf. Er berichtet über Balfours Schrift:

„Im Eingang weist er mit Recht auf die Inkonsequenz hin, daß Menschen es immer noch lieben, an der alten Idee des unausweislichen Alterns und schließlichen Verkommens der Staaten und Zivilisationen festzuhalten, während sie sich ebenso zuversichtlich zu der modernen Auffassung des unvermeidlichen Fortschritts bekennen, die dem Altertum tatsächlich unzugänglich war." (S. 171.)

Robertson nimmt nicht den geringsten Anstoß daran, daß das unausweichliche Altern eines Staates hier als der gleiche Prozeß erscheint, wie das Altern einer Zivilisation. Soweit ich sehe, hat auch sonst niemand bisher einen Unterschied zwischen diesen beiden Prozessen gemacht, wozu auch keine Veranlassung war. Denn sobald man im Altern einer gesellschaftlichen Erscheinung mehr als ein bloßes Bild sieht, sobald man es als einen Vorgang betrachtet, der sich wie bei jedem natürlichen Organismus notwendigerweise in einem bestimmten Stadium ihres Lebens einstellen muß, scheint ein so allgemein beobachteter und anerkannter Vorgang keiner besonderen Untersuchung mehr zu bedürfen.

Sobald man dagegen in dem sogenannten Altern der Zivilisationen einen besonderen Prozeß sieht, der mit dem der biologischen Organismen nichts gemein hat, muß man nach seinen besonderen Gründen suchen. Und da wird es notwendig, zwischen Staat und Zivilisation genau zu unterscheiden.

Das sogenannte Altern eines Staates ist etwas ganz anderes, als das Altern einer Zivilisation. Ein Staat kann altern, das heißt, seine herrschende Klasse kann an Kraft verlieren und verkommen, ohne daß die Zivilisation verkommt, in deren Bereich

er steht. Das Umgekehrte ist allerdings nicht möglich. Es ist ausgeschlossen, daß die Zivilisation in einem Staate verkommt und der Staat selbst blüht und gedeiht.

Es besteht hier der gleiche Unterschied, wie etwa der zwischen dem Wirtschaftsleben eines Staates und seinen Finanzen. Jenes kann von strotzender Gesundheit sein und sein Finanzwesen zerrüttet — siehe z. B. das Frankreich von 1926. Die Bürger des Staates mögen noch so sehr im Wohlstand leben, Industrie und Landwirtschaft gedeihen, wenn die Bürger keine Steuern zahlen wollen und der Staat nicht imstande ist, sie zum Zahlen zu zwingen, oder wenn er sich in Ausgaben stürzt, die seine Einnahmen übersteigen, werden seine Finanzen in Unordnung geraten, auch bei glänzendem Geschäftsgang der Gesamtwirtschaft.

Das Umgekehrte hingegen, daß die Volkswirtschaft verkommt und die Staatsfinanzen glänzend bestellt sind, weil der Finanzminister den Staatsbürgern den letzten Pfennig aus der Tasche erpreßt, kann nur ein sehr kurzlebiger Zustand sein. Dem Bankerott des Wirtschaftslebens muß der des Staates folgen.

Trotzdem sind doch gesellschaftliche Wirtschaft und staatliche Finanzen streng voneinander zu unterscheiden. Und ebenso Staat und Zivilisation.

Wohl entspringt die Zivilisation dem Staate, aber das Bereich einer Zivilisation ist keineswegs notwendigerweise auf das eines einzelnen Staates beschränkt. Beide können zusammenfallen. So ist der Umfang der chinesischen Zivilisation durch den des chinesischen Staates gegeben. Das Persische Reich umfaßte auf seinem Höhepunkt das ganze Bereich der vorderasiatischen Zivilisation (Aegypten inbegriffen). Das Römische Reich war zur Zeit seiner größten Ausdehnung gleichbedeutend mit dem Gebiet der Zivilisation der Antike, das heißt der Küstengebiete des Mittelmeers und der von ihnen beeinflußten Länder.

Doch in ihren Anfängen sind alle Staaten klein, zu klein in der Regel, um sich selbst genügen zu können. Handel und Krieg bringen sie in immer engere Verbindung miteinander und die stete Wechselwirkung zwischen ihnen erzeugt eine große Gemeinsamkeit derjenigen Faktoren, die wir als Zivilisation bezeichnen; wenigstens dann, wenn ihre natürlichen Bedingungen übereinstimmen. Weite Gebiete, die mehrere, oft zahlreiche Staaten umfassen, können so eine gemeinsame Zivilisation produzieren, ob wohl diese aus dem Staate entspringt und in jedem Staatswesen eine besondere Färbung erfährt.

Innerhalb der gleichen Zivilisation können einzelne Staaten gedeihen, andere verfallen.

Wenn wir die Ursachen erkannt haben, die bisher immer wieder zu einem Altern der Zivilisationen führten, so enthebt uns das nicht der Notwendigkeit, auch die Ursachen des Alterns

der Staaten zu untersuchen. Beides ist zum Verständnis des historischen Prozesses gleich notwendig.

Zu diesem Zwecke müssen wir noch eine Art der Wirkungen des Staates in Betracht ziehen, von der wir bisher absahen, nicht weil sie unwichtig ist, sondern weil ihre ausnehmend große Wichtigkeit eine besondere Untersuchung erheischt. Diese Wirkungen sind die politischen.

Zweites Kapitel.

Die Demokratie der Besiegten.

Wenn der Staat gebildet wird, so scheint sich zunächst politisch für die unterworfene Bevölkerung nichts Wesentliches zu ändern, wenigstens dann nicht, wenn sich der Vorgang in friedlichen Formen vollzieht, was selbst bei heftigem Widerstreben des einen Teils möglich ist, wenn die Ueberlegenheit des anderen offenkundig zutage tritt. Und vergessen wir nicht die friedliche Gesinnung, die der Ackerbau bei den mit ihm Beschäftigten hervorruft.

Eine friedliche Staatsbildung braucht also nichts Seltenes gewesen zu sein. Allerdings beruhte auch sie auf einem Zwang militärischer Ueberlegenheit, nur wurde durch das Erkennen dieser Ueberlegenheit der Kampfeswille der Unterworfenen überwunden, ehe es noch zu einer Kampfhandlung gekommen war. Man darf nicht glauben, wie es viele, auch Sozialisten, z. B. die Kommunisten bis in unsere Zeit hinein tun, daß jeder Gegensatz zwischen den Völkern und den Klassen nur durch blutigen Krieg auszufechten sei. Ebenso töricht ist es freilich, zu glauben, als ob bei friedlicher Verständigung zweier Gegner die Güte ihrer Argumente und nicht die Kraft der Machtmittel entscheidend sei, über die sie verfügen. Aber bei genügender Sachkunde und Klugheit auf beiden Seiten brauchen diese Machtmittel nicht auf die Probe gestellt zu werden. Da weiß jeder der streitenden Teile von vornherein, welcher der stärkere ist, wie weit man ihm nachgeben muß. Der Krieg ist immer ein Produkt der Unwissenheit über die Kraftverhältnisse hüben und drüben.

Es ist also sehr wohl möglich, daß gar manche der ersten Staatenbildungen auf friedlichem Wege vor sich gingen. Ihnen wird ein Stadium räuberischer Einfälle und Plünderungen vorangegangen sein, das auf einen Zustand hinauslief, in dem die Bauern den räuberischen nomadischen Nachbarn regelmäßigen Tribut zahlten und dadurch Ruhe und Sicherung erkauften, ein Zustand, wie er sich bis in unsere Tage in den Gebieten der Sahara und der arabischen Wüste und manchen ihrer Grenzländer erhalten hat.

Die Nomaden brauchten sich bloß in der Mitte der ihnen tributpflichtigen Stämme niederzulassen und dauernd unter ihnen zu wohnen und der Staat war da — ein Zustand, dessen Bedingungen gegeben waren, sobald die Tribute groß, die tributpflichtige Bevölkerung zahlreich genug geworden war, um dem Herrenstand eine Existenz auch ohne den Betrieb seiner nomadischen Weidewirtschaft zu ermöglichen. Nicht immer brauchte der Tribut auszureichen, die Herren zu ernähren. Sie mochten daneben noch selbst seßhafte Landwirtschaft betreiben, allerdings nicht so sehr mit eigener Kraft, als mit der unfreier Arbeiter, Sklaven oder Frondienstpflichtiger.

Wenn bei der Seßhaftmachung der nomadischen Herren der Tribut nicht erhöht wurde, den sie verlangten, und genügend überschüssiger Boden vorhanden war, sie unterzubringen, brauchte sich die Lage der bäuerlichen Bevölkerung bei der Staatenbildung nicht zu verschlechtern, sie konnte sich sogar zunächst verbessern. Die Unterworfenen konnten nun in ständigen innigen Kontakt mit den Herren kommen, diese kamen in die Lage, die Bedürfnisse und die Leistungsfähigkeit jener besser zu erkennen, was sie von mancher unvernünftigen Forderung abhalten mochte. Der Grundherr, der inmitten seiner Hintersassen wohnt, hat von jeher als ein in der Regel weniger harter Herr gegolten als der „Absentee", der Grundbesitzer, der seine Renten fern von seinen Grundholden verzehrt. Und wenn die kriegerischen Herrn im Lande selbst wohnten, durfte es hier als gesicherter gegen fremde Angriffe gelten, als wenn sie an seinen Grenzen unstet umherschweiften.

Hatten die Bauern die neuen Herren freiwillig bei sich aufgenommen, dann lag kein Grund vor, den einzelnen Dörfern ihre Selbstverwaltung zu nehmen. Im Gegenteil, diese mußte auch dem herrschenden Stamm erwünscht sein, der ja in den Anfängen des Staates über keinen Verwaltungsapparat verfügte, der die Aufgaben der Selbstverwaltung in ausreichendem Maße hätte auf sich nehmen können.

So konnte es scheinen, als hätte sich nichts Wesentliches geändert, wenigstens nicht zuungunsten der Unterworfenen.

Und doch mußte ein fundamentaler Umschwung schon dadurch eintreten, daß die Markgenossenschaft oder Dorfgemeinde der Bauern aufhörte, ein souveränes Gemeinwesen zu sein und fortan nur noch den Teil eines solchen bildete. Auf die gemeinsamen Angelegenheiten der Gesamtheit der im Staate vereinigten Markgenossenschaften und Gemeinden besaß die Masse der Bevölkerung keinen Einfluß. Sie wurden ohne ihr Zutun durch den herrschenden Stamm, der zur herrschenden Klasse geworden war, allein entschieden. Je mehr der Staat sich ausdehnte, desto geringfügiger wurden relativ die Angelegenheiten der Gemeinde, die allein noch von den arbeitenden Klassen demokratisch geregelt

werden konnten, desto wichtiger und umfangreicher die Angelegenheiten des Staates, deren Regelungen der Masse, ohne ihr Befragen, von oben auferlegt wurden.

Die arbeitenden Massen hatten nichts mehr dreinzureden, wenn es sich um das Verhältnis ihrer Gemeinde zu anderen Gemeinden im Staate oder gar um das Verhältnis ihres Staates zu anderen Staaten handelte.

Die innere Organisation des Staates, ebenso wie die auswärtige Politik wurde eine ausschließliche Sache der herrschenden Klasse. Sie schloß die arbeitenden Massen von diesen Gebieten von vornherein aus, oder vielleicht besser gesagt, sie hielt sie von diesen Gebieten fern, die ja erst durch die Staatsgründung aufkamen oder doch Bedeutung bekamen. Der erobernde Stamm, der den Staat aufrichtete, brauchte den arbeitenden Massen keine Rechte zu nehmen, die sie bisher geübt, er verweigerte ihnen bloß den Zutritt zu Funktionen, die neu aufkamen.

Je mehr der Staat wuchs, je umfangreicher und verwickelter diese Funktionen wurden, desto mehr erheischten sie auch Kenntnisse und Fähigkeiten, die Bauern und Handwerker bei ihrer Klassenlage nicht zu erwerben vermochten.

Eng mit der auswärtigen Politik verbunden ist der Krieg. Streng genommen, darf man ihn nicht, wie Clausewitz in seinem Buch „Vom Kriege" (1. Buch, 1. Kap. § 24) es formuliert, als „eine bloße Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln" bezeichnen, sondern nur als eine bloße Fortsetzung der äußeren Politik, es sei denn, daß man auch den Bürgerkrieg zum Krieg rechnen wollte, der aber eine besondere Erscheinung ist mit besonderen Voraussetzungen, Gesetzen und Zielen. Das zeigt sich schon bei seinem Beginn. Ein Bürgerkrieg bricht aus, er wird nicht beschlossen und nicht erklärt.

Da der Krieg eine bloße Fortsetzung der äußeren Politik darstellt, wird mit deren Monopolisierung durch die herrschende Klasse auch die Entscheidung über Krieg und Frieden ausschließlich in deren Hände gelegt.

Das gleiche gilt von der Sorge für das Kriegswesen. Der Staat beruht von vornherein auf der kriegerischen Tüchtigkeit seiner herrschenden Klasse. Selbst wo er ohne Kampf und Blutvergießen, ganz friedlich aufgebaut wurde, bestand die Friedlichkeit bloß in der freiwilligen Anerkennung seiner militärischen Ueberlegenheit. Auf dieser Ueberlegenheit nach innen und außen beruht vor allem die Stellung der herrschenden Klasse. Dem Kriegswesen gilt daher ihre höchste Aufmerksamkeit, sowohl der Erhaltung und möglichsten Vervollkommnung der eigenen militärischen Kraft, als auch der Gestaltung der militärischen Kraft der Unterworfenen in einer Weise, daß sie nur als gehorsamer Diener der Herren zu wirken verspricht, nicht als trotziger Rebell gegen sie.

Das wird zum Teil dadurch erreicht, wie wir schon gesehen haben, daß man die Unterworfenen in mehrere Kategorien verschiedenen Rechts einteilt, von denen die Bessergestellten als eine Art Arbeiteraristokratie, im Gegensatz zu den Niedrigergestellten, leicht eine Interessensolidarität mit der wirklichen Aristokratie entdecken und ihr treu bleiben. Andere folgen der Armee bloß als Leichtbewaffnete oder gar nur als Troß, soweit sie überhaupt zum Kriegsdienst herangezogen werden.

Die Beherrschung des Kriegswesens durch die Herrenklasse wird um so leichter, als ebenso, wie in der Wildheit und der Barbarei, auch lange noch im Staate das Gemeinwesen seinen Streitern keine Waffen beistellt. Jeder Krieger hat für seine Rüstung selbst zu sorgen. Oft auch für seine Verproviantierung.

Im Staate entwickelt sich mit der technischen Fertigkeit vor allem auch die Waffentechnik in einem hohen Grade. Vollkommene Waffen werden da zu höchst kostspieligen Waren, die für den gewöhnlichen Mann ganz unerschwinglich sind. Wie sein Wissen und Können bleibt auch seine Technik in hohem Grade auf der Stufe der Barbarei stehen. Die glänzenden und furchtbaren Waffen der Zivilisation bleiben den Reichen vorbehalten, den großen Ausbeutern, den Aristokraten, denen auch allein die Zeit zur Verfügung steht, ihren Gebrauch zu üben. Sie sind die Vorkämpfer im Streit — sehr im Gegensatz zu der Kriegführung von heute, wo mit den Kavallerieattacken die letzten Reste persönlichen Vorkampfes der Führer aufgehört haben. Die wohlgerüsteten und geübten Aristokraten waren auch in bezug auf den Krieg Fachleute, im Vergleich zu den schlecht bewaffneten Kontingenten der Bauern, die bloße Dilettanten darstellten. Wo wehrhafte Stämme dem Staate als Unterworfene einverleibt wurden, versuchte man, sie entweder völlig zu entwaffnen, mitunter sogar auszutilgen — wenigstens ihre Männer — oder, wo sie mit sich reden ließen, sie zu erkaufen und als Söldner in den Dienst der herrschenden Klasse und unter ihr Oberkommando zu stellen.

So verschieden die Methoden, das Ziel ist stets das gleiche: die Behauptung des militärischen Uebergewichtes der herrschenden Klasse im Staate, die das ganze Kriegswesen dirigiert.

Die Monopolisierung der äußeren Politik und der Führung im Kriege durch die Aristokratie kennzeichnet den Staat von seinen ersten Anfängen an. Sie ist mit seinem Wesen so tief verwachsen, daß bis heute der Adel in allen modernen Staaten, die einen solchen noch kennen, die Diplomatie und das Offizierkorps zu seinen besonderen Domänen zählt, obwohl, wie schon mehrfach bemerkt worden und wie noch gezeigt werden soll, der Staat seit dem Aufkommen der kapitalistischen Industrie seinen Charakter sehr geändert hat.

Neben der inneren Organisation des Staates, seiner auswärtigen Politik und seinem Kriegswesen gibt es noch ein Gebiet, das ohne Befragung der Untertanen verwaltet wird, auch dort, wo die Selbstverwaltung des Stammes, der Markgenossenschaft, der Gemeinde im Staate fortdauert. Dies Gebiet ist die Festsetzung der Tribute, der Steuern der einzelnen Gemeinden usw. an den Staat.

Die Aristokraten bleiben frei bei der Bemessung der Steuern und Leistungen, die von der Gemeinde ihren Mitgliedern durch ein demokratisches Verfahren zur Erfüllung der kommunalen Aufgaben auferlegt werden.

Die Staatssteuern dagegen werden zunächst nicht den einzelnen Untertanen auferlegt, dazu fehlt dem Staat in seinen Anfängen der bureaukratische Apparat, sondern der Gemeinde. Diese hat sie aufzubringen. Wie sie das tut und die Steuern auf ihre Mitglieder umlegt, das bleibt zunächst ihr überlassen. Aber wieviel sie für den Staat aufzubringen hat, bestimmt nicht die demokratische Gemeindeversammlung, sondern die über ihr stehende, von ihr unabhängige Staatsgewalt.

Wenn sich im Staate lange nichts ändert, bekommen, wie viele andere Bestimmungen, auch die der Staatssteuern den Charakter eines Gewohnheitsrechts. Aber außer der Macht der Gewohnheit gibt es keine andere Macht, die den Staat hindern könnte, von seinen Untertanen so viel zu erpressen, als bei ihnen zu holen ist.

Das schöne Wort: Zahlen und Maul halten, gehört zu den ersten Grundsätzen, mit denen die Zivilisation ins Leben tritt.

Das alles gilt selbst dort, wo der Staat unter den für die arbeitenden Klassen günstigsten Umständen aufgerichtet wird, das heißt dort, wo sich dies im Frieden, in freiwilliger Unterwerfung vollzieht.

Aber bei den verschiedenen Stämmen sind die verschiedensten Grade von Wehrhaftigkeit und Freiheitsdrang möglich, je nach den geographischen Bedingungen, unter denen sie leben und arbeiten. Die größten Gegensätze zwischen kriegerischer Angriffslust und friedfertiger Unterwürfigkeit werden sich zwischen Nomaden und Ackerbauern weiter, trockener, baumloser Ebenen finden, die von Flußtälern üppiger Fruchtbarkeit durchschnitten werden. Auf solchen Ebenen findet der Nomade kein Hindernis, das ihn hemmt, der Ackerbauer keines, das ihn schützt, und die Arbeitsteilung zwischen dem Hirten und dem Bebauer des Landes ist dort besonders scharf entwickelt. Je waldiger und gebirgiger ein Land ist — oder je sumpfiger — um so schwerer wird es zugänglich, um so weniger entwickelt sich einseitig der Ackerbau, um so mehr spielen noch Jagd und Viehzucht neben ihm eine Rolle und um so größer einerseits die Wehrhaftigkeit der Bevölkerung und andererseits die Schwierigkeit für einen Gegner, mit großen, überlegenen Massen einzudringen.

In solchen Gebieten wird die Staatenbildung sicher nicht begonnen haben. Gibt es aber einmal Staaten, dann macht ihr Ausdehnungsdrang auch vor Landstrichen dieser Art nicht Halt.

Sehr oft stößt also der erobernde Stamm bei seinem Streben, einen Staat zu bilden oder zu erweitern, auf mehr oder weniger erbitterten Widerstand, der nicht leicht zu brechen ist. Gelingt dies schließlich doch, so wird der besiegte Stamm natürlich nicht glimpflich behandelt. Schwere Lasten werden ihm auferlegt, seine Waffen ihm genommen, seine Selbstverwaltung so weit eingeschränkt, als es der anfängliche Mangel eines ausgebildeten Herrschaftsapparates gestattet. Ein Fronvogt aus der herrschenden Klasse, dem genügende bewaffnete Macht zur Seite steht, wird über die Besiegten gesetzt. Die Erfahrungen und Regelungen, die aus dieser Einrichtung hervorgehen, dienen dann leicht dazu, auch bei den besser behandelten Stämmen der Unterworfenen die Selbstverwaltung einzuschränken, wenn sich einmal Reibungen dieser mit der Staatsgewalt ergeben.

In dieser Richtung wirkt noch ein anderer Faktor.

Wo der unterworfene Stamm seine demokratische Selbstverwaltung bewahrt, erwählt er selbst seine Funktionäre, vor allem seinen Häuptling. Aber wenn sich auch äußerlich in dessen Aufgaben und Befugnissen nichts ändern sollte, nehmen sie doch jetzt einen ganz neuen Charakter an.

Denn der Häuptling als Vertreter seines Stammes ist nun nicht bloß diesem verantwortlich, wie bisher, sondern auch dem herrschenden Stamme. Je mehr er dessen Diener wird, desto mehr hört er auf, der Diener seines Volkes zu sein, desto mehr erlangt er diesem gegenüber die Position eines Herrn, der sich stützt auf eine vom Volke unabhängige, über ihm stehende Macht, die der Eroberer.

Je größer die Gegensätze zwischen Herrschern und Beherrschten, um so unerträglicher muß die Stellung der Häuptlinge der unterworfenen Bevölkerung werden, wenn sie von den einen Elementen, wie von den anderen, in gleicher Weise abhängen. Sie können sich nicht behaupten gegen den Willen der Herren, um so mehr Grund haben sie, sich von ihrem eigenen Stamme unabhängig zu machen. Auch wenn sie schon früher danach gestrebt haben sollten, konnten sie es nicht erreichen, da sie ja über kein Machtmittel verfügten, sich ihren eigenen Leuten gegenüber durchzusetzen. Jetzt erst, im Staate, als dessen Vertreter, bekommen sie die Möglichkeit, sich als Herrn aufzuspielen.

Immer und immer wird die Ansicht ausgesprochen, der Despotismus sei schon den primitiven Gesellschaften eigen. Auch Rosa Luxemburg spricht noch in ihrer „Einführung in die Nationalökonomie" von der „despotischen Gewalt des primitiven Häuptlings" (S. 195) und erklärt:

„Die primitive kommunistische Gesellschaft führt durch ihre eigene innere Entwicklung zur Ausbildung der Ungleichheit und Despotie." (S. 196.)

Diesen Satz leitet sie ab aus der Betrachtung von Zuständen, wie sie uns „das berühmte Reich des Muata Kasembe in Zentralsüdafrika" (S. 191) darstellt. Sie meint, weil dieses Gebiet bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts von Europäern kaum betreten war, sei es nur von „primitiven Negern" bewohnt. Sie merkt nicht, daß sie mit dem „berühmten Reich des Muata Kasembe" einen ausgebildeten Staat schildert.

Das Reich des Muata (Häuptlings) Kasembe war selbst nur ein Lehnstaat des Lundareichs, das etwa die Ausdehnung Deutschlands erreichte.

Ratzel sagt darüber:

„Das Lundareich kann als ein absoluter Lehnstaat betrachtet werden, welcher eine Anzahl von Gebieten umschließt, deren Häuptlinge (Muata, Mona, Muene) in allen inneren Angelegenheiten selbständig handeln können, solange es dem Muata Jamvo, der sie ab- und einsetzen kann, nicht gefällt, in ihre Machtsphären einzugreifen. Allgemein sollen die unabhängigen Fürsten des Landes durch Tributzahlung ihre Untertänigkeit bekunden . . . . Außer dem Tribut wird Heeresfolge verlangt. Solange diese Bedingungen erfüllt werden, läßt der Muata Jamvo die Tributärhäuptlinge gewähren und kümmert sich in der Regel selbst nicht um die Wiederbesetzung ihrer etwa erledigten Throne, welche in verschiedenen Teilen des Lundareiches nach ganz verschiedenen Grundsätzen geschieht. Um das Verhältnis indessen nicht allzu locker werden zu lassen, hält er Söhne oder Verwandte seiner Tributfürsten am Hofe und besitzt außerdem in seiner gefürchteten Polizei ein Mittel zur Bestrafung etwaigen Ungehorsams". (Völkerkunde, I., S. 563.)

Man sieht, wir haben es hier mit einem ausgebildeten Staatswesen zu tun. Daß seine Beherrscher nackt herumlaufen, versetzt es keineswegs in das Bereich des „primitiven Kommunismus".

Die Macht der Staatsgewalt verleiht hier den Stammeshäuptlingen dem eigenen Stamme gegenüber eine große Ueberlegenheit. Die Staatsgewalt ist es auch, die in letzter Instanz die Besetzung des Häuptlingspostens regelt. Doch kümmert sie sich in der Regel nicht darum, solange die Häuptlinge gehorsam sind und den ihnen (oder vielmehr ihrem Stamme) auferlegten Tribut pünktlich entrichten.

Die Häuptlinge mögen nach wie vor von ihrem Stamme gewählt werden. Die überlegene Macht des Häuptlings kann ihn aber jetzt auch befähigen, sein Amt in seiner Familie erblich zu machen, wenigstens dann, wenn er sich der Unterstützung der Staatsgewalt dabei versichert.

Unter diesen Umständen können die Häuptlingsfamilien der unterworfenen Stämme eine neue Art Adel werden, tiefer gestellt als der durch den Stamm der Eroberer gebildete, aber über dem eigenen Stamme stehend. Und dieser Adel kann sogar ein Erbadel werden, so gut wie der der Eroberer.

Ob durch Heraushebung der Häuptlinge aus ihrer Volksgemeinschaft, ob durch Auferlegung von Fronvögten aus der herrschenden Klasse, auf jeden Fall werden früher oder später die leitenden Aemter der ursprünglichen Selbstverwaltung der Stämme und Gemeinden von ihnen unabhängig, bis schließlich die Entwicklung einer Bureaukratie auch noch die Reste von Selbstverwaltung mehr oder weniger beseitigt.

Und dabei bleibt die ganze, über den Stämmen und Gemeinden stehende Staatspolitik, die Organisation, die äußere Politik, das Kriegs- und das Finanzwesen des Gesamtstaates von vornherein außerhalb des Bereichs der primitiven Demokratie.

Für die demokratischen Rechte der Unterworfenen, der großen Masse der Bevölkerung, wird daher mit der Bildung des Staates die Totenglocke geläutet.

Drittes Kapitel.

Die Demokratie der Sieger.

In weit höherem Maße als die unterworfenen Stämme und Dörfer vermag der erobernde Stamm oder Stämmeverband zunächst seine Demokratie im Staate aufrechtzuerhalten. Ueber ihm steht keine Macht, die seine Selbstverwaltung einem fremden Gebieter zu unterwerfen vermöchte. Aber die Demokratie der Sieger bekommt ebenfalls, wenn auch in ganz anderem Sinne als die der „Untertanen", im Staate von vornherein einen neuen Charakter, der ihre Reinheit trübt und ihren schließlichen Niedergang vorbereitet.

Die Demokratie im herrschenden Stamm ist im Staate von seinen Anfängen an ein Mittel, nicht bloß die eigenen Stammesangelegenheiten im engeren Sinne zu erledigen, sondern auch die des Staates, also die gemeinsamen Angelegenheiten aller ihm einverleibten Stämme. Ohne deren Zutun, für sie, oft auch gegen sie, ordnet der herrschende Stamm den Staat, erläßt er Gesetze für ihn, bestimmt er seine Politik nach innen und außen. Dem herrschenden Stamm fließen die Tribute der Unterworfenen zu sowie die Beute des Sieges, er verteilt sie unter sich und läßt den Untertanen die Lasten des Krieges.

So wird die Demokratie im herrschenden Stamm den Untertanen gegenüber ein Mittel, sie zu beherrschen und auszubeuten, also das gerade Gegenteil jener Demokratie, die im vorstaatlichen Stamme bestand.

An dieser nahmen alle Mitglieder des Gemeinwesens im gleichen Maße teil, mindestens alle des gleichen Geschlechts und der gleichen Altersklasse ohne Unterschied. Der herrschende Stamm dagegen wird, auch wenn seine Demokratie unverändert

fortbesteht, im neuen, staatlichen Gemeinwesen zu einer Aristokratie mit einer bevorzugten Stellung, die streng darauf hält, daß keiner der Unterworfenen sich in ihre Reihen drängt. Jede privilegierte Volksschicht muß darauf halten, das Eindringen der Nichtprivilegierten in ihre Mitte zu verhindern, da sie sonst von diesen überschwemmt und ihrer privilegierten Stellung beraubt würde. Die Bolschewisten und Fascisten unserer Tage, die eine bestimmte Partei zur privilegierten Klasse im Staate oder zum Privateigentümer des Staates erhoben haben, wissen sich nicht anders zu helfen, als von Zeit zu Zeit eine „Reinigung" der Partei vorzunehmen. Die siegreichen Stämme, die zuerst die Staaten bildeten, hatten es nicht notwendig, solche Umstände zu machen.

Sie waren auf Verwandtschaftsorganisationen aufgebaut und brauchten diese bloß streng aufrechtzuhalten, um ihre aristokratische Stellung zu sichern. Der siegreiche Stamm bildete sofort einen Erbadel, der Ehen nur mit Ebenbürtigen zuließ, nur Kinder aus solchen Ehen als Adelige anerkannte.

Engels meint, „daß Herrschaft über Unterworfene mit der Gentilverfassung unverträglich ist" (Ursprung der Familie, S. 156). In Wirklichkeit müssen wir vielmehr annehmen, daß diese Verfassung durch die Herrschaft eine neue Wurzel ihrer Kraft bekommt.

Es ist die Ansässigkeit, die dahin wirkt, die Bedeutung der Gentilverfassung zu schwächen. Durch sie wird für den an die Scholle gefesselten Bauern der Nachbar, auch wenn er nicht verwandt ist, wichtiger als der fern wohnende Geschlechtsgenosse, mit dem er nicht so leicht zusammenkommt, wie es im nomadischen Stadium noch meist der Fall war.

Anfänglich siedelten die Bauern wohl noch nach Gentes.

So berichtet Mommsen, daß die Dörfer der ursprünglichen römischen Mark alle Gentilnamen führten.

„Aehnlich wie der römische, wird jeder italische und ohne Zweifel auch jeder hellenische Gau von Haus aus in eine Anzahl zugleich örtlich und geschlechtlich vereinigter Genossenschaften zerfallen sein." (Mommsen, Römische Geschichte, I. S. 35.)

Aber neue Zuzügler, das Aussterben mancher Familie in männlicher Linie, der Uebergang ihres Erbes an Außenseiter u. dgl. brachten fremde Elemente ins Dorf, die mit den alten Gentilgenossen zu einer Einheit verschmolzen. Nicht die Verwandtschaftsorganisation, sondern das Zusammenwohnen wird entscheidend für das soziale Leben der Bauern. Nur die engere Familie, nicht die Gens, behält für sie ihre Bedeutung.

Anders die Aristokraten, die ihrer Verwandtschaftsorganisation dringend bedürfen, um ihre privilegierte Stellung aufrechtzuhalten, das Eindringen unterworfener „bürgerlicher" Elemente

in ihre Reihen abzuwehren. Für sie ist die Ahnenprobe keine lächerliche Spielerei, sondern eine sehr ernsthafte Angelegenheit.

So erhält sich die Gentilverfassung bei den Aristokraten noch lange, nachdem sie in der Volksmasse, der „Plebs", längst untergegangen ist. Das auffallendste und bekannteste Beispiel dafür liefert uns das antike Rom.

Am leichtesten vollzieht sich die eheliche und verwandtschaftliche Absonderung des herrschenden Stammes von den Unterworfenen dort, wo beide Seiten verschiedenen Kulturen, z. B. Religionen, oder verschiedenen Rassen angehören, etwa mohammedanische Araber gegenüber „fetischanbetenden" Negern in Afrika. Die Ueberlegenheit, die dem herrschenden Stamme zu seiner Stellung verhalf, wird dann gern nicht der Eigenart seiner Produktionsweise zugeschrieben, die die Fähigkeiten des Eroberers in ihm entwickelte, sondern seinem angeborenen Rassencharakter, der ausgezeichneten Beschaffenheit seines Blutes, in dem jeglicher Rassencharakter enthalten sein soll. Nicht die Sorge um Abwehr des Eindringens der Plebejer in die bevorzugte Stellung, sondern nur die Sorge um die Reinhaltung des edlen Blutes soll die strengen Ehe- und Erbvorschriften des Adels hervorgerufen haben.

Doch nicht durch solche Sorge allein sucht er seine Stellung als privilegierte Minderheit aufrechtzuerhalten.

Diese Stellung beruht auf seiner kriegerischen Ueberlegenheit. Diese zu erhalten und möglichst zu verstärken, betrachtet er als seine erste und wichtigste Aufgabe. Der ursprüngliche Adel ist stets nicht nur Erb-, sondern auch Kriegsadel. Sein Reichtum, der Ertrag seiner Ausbeutung und seiner Plünderungen beruht auf seiner kriegerischen Kraft. Und umgekehrt. Je größer der Ertrag seiner Ausbeutung und seiner Raubzüge, um so mehr Muße und Mittel hat er, seine kriegerische Kraft zu pflegen und zu vermehren. Das Kriegswesen wird sein Beruf. Die Arbeitsteilung zwischen Kriegern und produktiven Arbeitern, zwischen „Wehrstand und Nährstand" leitet die Staatsbildung nicht ein, sondern geht aus ihr hervor.

Jede Tätigkeit, die mit seiner kriegerischen Kraft, Ausbildung und Bereitschaft nicht verträglich ist, weist der herrschende Stamm nun als nicht „standesgemäß", als eine Erniedrigung, ab. Sie bleibt den Untertanen, der Plebs vorbehalten.

Dazu gehört, wie wir schon gesehen haben, unter anderem die Tätigkeit des Kaufmanns, die, so alt der internationale Handel auch ist, doch erst im Staate als besondere Berufstätigkeit ersteht. Wir dürfen ihre Unvereinbarkeit mit der Stellung eines Aristokraten nicht darin sehen, daß sie zum Waffenhandwerk nicht paßte. Die Tätigkeit des Kaufmanns vollzog sich lange nicht im Bureau, sondern auf der Landstraße oder im Schiff. Er mußte seine Waren selbst transportieren und behüten, was damals hieß,

stets zum Kampf gegen kühne Räuber bereit sein. Andererseits mußte er trachten, seine Waren so billig als möglich zu erstehen. Das geschah am radikalsten dort, wo er sie mit Gewalt an sich nahm. Der Kaufmann zeigte sich ebenso bereit, zu rauben, wie Raub abzuwehren. Das brachte ihn in eine Linie mit den Herrn, die Staaten gründeten.

Die Alten nahmen keinen Anstoß daran, daß der Ursprung Roms auf eine Räuberbande zurückgeführt wurde.

Nicht umsonst hießen im Zeitalter der Entdeckungen in England Kaufleute, die überseeischen Handel trieben, Merchant adventurers, Kaufleute, die sich auf Abenteuer und Wagnisse einließen. Bis heute ist der Handel oft sehr kriegerisch gestimmt. Daher die vielen Handelskriege.

Wenn trotzdem, und obwohl der Handel reiche Profite in Aussicht stellte, die Aristokraten bei all ihrer Habgier, es ablehnten, ihn persönlich zu betreiben — als Reeder und Teilnehmer an Handelsunternehmungen taten sie es — so sehe ich, wie schon einmal bemerkt, einen der Gründe dafür darin, daß der Handel, gerade weil er nicht im Kontor betrieben wurde, den Kaufmann zwang, immer wieder von Hause abwesend zu sein, mehr in der Fremde als in der Heimat zu wohnen. Das vertrug sich schlecht mit der steten Kriegsbereitschaft gegen innere und äußere Feinde, zu denen die Aristokratie durch ihre Stellung gezwungen wurde.

Dazu kam noch der Umstand, daß die Psyche des Kriegers und Herrschers schlecht mit der des Kaufmanns zu vereinbaren ist. Der Krieger und Herrscher kommandiert. Er bricht durch seine überlegenen Machtmittel fremden Willen. Mit diesen Methoden kommt der Kaufmann nicht weit, selbst, wenn er gelegentlich lieber raubt als kauft. Gewalt kann er höchstens als Käufer üben, nie als Verkäufer. Als solcher vermag er auf seine Kunden keinen Zwang zu üben, am allerwenigsten in den Zeiten, von denen wir allein hier handeln, wo Luxusartikel, nicht unentbehrliche Lebensmittel, die wichtigsten, ja fast einzigen Objekte des Handels sind. Er muß trachten, nicht den Willen des Käufers zu brechen, sondern dessen guten Willen zu gewinnen, indem er herausfindet, was dieser wünscht, und es ihm durch billige Angebote begehrenswert zu machen. Im Englischen heißt die Kundschaft eines Unternehmens bezeichnenderweise sein goodwill, das Wohlwollen der Käufer, das es sich erworben hat.

Um guten Willen zu werben, ist für den Krieger und Herrscher nicht standesgemäß. Er darf als Wucherer auftreten; hier fällt er nicht aus der Rolle, denn als solcher diktiert er auch seine Bedingungen einem von ihm Abhängigen. Dagegen darf der Aristokrat nicht mit „Bürgerlichen" verhandeln, um ihre Gunst zu gewinnen, wie es der Kaufmann tut.

Noch verpönter ist natürlich jede Arbeit, die von armen Teufeln, von Abhängigen betrieben wird, also jedes Handwerk. In der Landwirtschaft mag man sich betätigen, wie es die Herren ja auch taten, ehe sie zu Herren geworden waren. Sie tun es jetzt mehr als Antreiber ihrer Sklaven und Leibeigenen, wie als Selbstarbeiter. In der Regel wird auch das Antreibergeschäft einem Fronvogt überlassen, wenn das dem aristokratischen Grundherrn bei der Eroberung zugewiesene Gut groß genug ist, neben dem Herrn auch noch seinen Stellvertreter zu ernähren.

In den Republiken Griechenlands, wenigstens den demokratischen, haben sich die Handwerker weit höhere Beachtung errungen als in den Staaten des Orients. Und doch wurden sie auch dort sehr gering geschätzt.

In seinem Buch über die „Arbeiter und Kommunisten in Griechenland und Rom" (Königsberg, 1860) faßt W. Drumann unter anderem die Ansicht des Sokrates über die Handwerker (Banausen) zusammen. Es heißt dort:

„Mögen die Schmiede, Zimmerleute und Schuster in ihrem Fache geschickt sein, die meisten sind Sklavenseelen, sie wissen nicht, was schön, gut und gerecht ist. Hochherzigkeit, edle Gesinnung sucht man vergebens bei ihnen. Ein anderes ist es, ein Handwerk lehren und tüchtige Menschen erziehen. Die sitzende Lebensweise der meisten Gewerbetreibenden hat überdies den Nachteil, daß sie ihren Körper schwächt, sie an gymnastischen Uebungen hindert und ihnen also die Befähigung nimmt, in der Verteidigung des Vaterlandes die erste Bürgerpflicht zu erfüllen. Ferner können sie ohne Verlust in ihren Einkünften das Haus nicht verlassen, um an den Staatsgeschäften teilzunehmen. Das Handwerk ist daher mit Recht verrufen und verachtet und in manchen Staaten den Bürgern verboten."

So dachte nicht bloß Sokrates, sondern die griechischen Philosophen überhaupt.

Aber nicht bloß der Handwerker, sondern auch der Künstler, der ja lange mit dem Handwerk zusammenhing, wurde gering geschätzt, wenn er seine Kunst berufsmäßig zu Zwecken des Gelderwerbs betrieb.

Viertes Kapitel.

Die Aristokraten und die Kunst.

Wir wissen, daß der Mensch von seinen Anfängen an künstlerische Neigungen besaß, uninteressiertes Vergnügen an bestimmten Formen, Farben, Tönen, Rhythmen. Mit der Entwicklung der Technik lernt er das, was er als schön empfindet, nicht bloß genießen, sondern auch produzieren. Jeder Mensch ist in primitiven Zuständen Kunstverständiger und Künstler in einer Person, wenn auch nicht jeder mit gleicher Begabung. Der Staat und die Klassenscheidung zerreißt, wie manche andere, so auch

die ästhetische Funktion in zwei Teile: der eine genießt die Kunst, der andere produziert sie von Berufs wegen nicht mehr für sich, sondern für den Genießenden, von dem er Aufträge und Mittel erhält, um die Kunst im Sinne der Auftraggeber zu üben.

Diese abhängige Stellung widerspricht dem Geiste der Aristokratie. So sehr sie die Künste schätzt, die ihrem Genußleben besondere Reize gewähren, ihren Prunk, ihr Prestige erhöhen, so mißachtet sie doch die berufsmäßigen Produzenten der Kunst nicht minder, wie die Handwerker, aus deren Mitte sie hervorgingen.

Der griechische Philosoph Lukianos (aus dem zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung), der Voltaire der römischen Kaiserzeit, wie ihn Johannes Scherr nennt, beschreibt in einer seiner Schriften (der Traum) die Gründe, die bei seiner Berufswahl ihn veranlaßten, als armer Teufel sich nicht der Bildhauerei zuzuwenden, wie ihm geraten wird, sondern der Literatur.

Im Traum sah er zwei Frauen, die sich um ihn stritten. Die eine war schmutzig, struppig, mit schwieligen Händen im Arbeitskittel, voll Marmorstaub, die andere war lieblich und geschmackvoll gekleidet. Die eine stellt sich als die Bildhauerei vor, die andere als die Philosophie. Jene mahnt ihn, er möge an ihrem unkultivierten Aussehen keinen Anstoß nehmen. Es sei verbunden mit einer Kunst, die Phidias, Polyklet, Myron und Praxiteles zu ihren vielbewunderten Meisterwerken befähigte und sie in der ganzen Welt berühmt machte.

Dem hält die Philosophie entgegen:

„Du wirst nichts mehr sein, als ein Arbeiter, der mit dem Körper schafft und auf diesen die Hoffnung seines Lebens setzt, ein unscheinbarer gedrückter Mann, der schlecht und unwürdig bezahlt wird . . . . einer aus dem großen Haufen, der vor dem Höheren sich beugt, ihm schmeichelt, vor ihm in Angst lebt, wie ein Hase . . . . selbst wenn du ein Phidias und Polyklet werden und Bewunderungswürdiges leisten solltest, würde zwar jeder deine Kunst loben, aber keiner der Beschauer, wenn er Verstand hat, würde wünschen, an deiner Stelle zu sein, denn wie geschickt du auch wärst, du bliebst immer ein gemeiner Handwerker."

In Griechenland wurden die Söhne aus den herrschenden Klassen wohl im Zeichnen und Singen unterrichtet, aber nur zu pädagogischen Zwecken und um ihnen ein kunstverständiges Urteil zu ermöglichen, nicht aber, damit sie es in der Kunstübung zur Meisterschaft brächten. Das war vielmehr verpönt.

In seiner „Politik" untersucht Aristoteles die Frage, welches Wissen man den jungen Männern der herrschenden Klasse beibringen soll. Er gibt zu, daß die Jugend zweifellos von den nützlichen Dingen das Notwendige zu lernen habe. Aber keineswegs alles Nützliche:

„Aus dem Unterschied der freien und unfreien Verrichtungen ergibt sich als Folgerung die klare Antwort, daß sie nur mit solchen nützlichen

Beschäftigungen befaßt werden darf, die sie nicht zu Banausen, zu gemeinen Handwerkern herabdrücken." . . . .

„Es gibt einige freie Künste und Wissenschaften, die bis zu einem gewissen Grade zu betreiben, eines freien Mannes nicht unwürdig ist. Sucht man es aber in ihnen zur Vollkommenheit zu bringen, so würde es zu den besagten Schäden (dem Versinken im Handwerkertum) führen."

Aristoteles untersucht nun die zu seiner Zeit üblichen Lehrgegenstände in den Schulen: Grammatik, Gymnastik, Zeichnen und Musik.

„Das Zeichnen verhilft zur besseren Beurteilung von Kunstwerken . . . . doch soll man es weniger zu dem Zwecke lernen, um bei seinen eigenen Einkäufen nicht fehlzugreifen und beim Kauf und Verkauf von Geräten und Kunstsachen nicht betrogen zu werden, als vielmehr deshalb, weil es den Blick für körperliche Schönheit schärft." (VIII, c. 3.)

Vom Musikunterricht sagt Aristoteles:

„Wir lehnen für die Jugend die Ausbildung zur Meisterschaft (technike) in der Musik ab. Unter der Meisterschaft verstehen wir die zur Teilnahme an den Wettkämpfen erforderliche Fertigkeit. Denn wer hier seine Kunst zeigt, tut es nicht, um sich selbst sittlich zu veredeln, sondern um den Hörern Vergnügen zu bereiten, und zwar ein pöbelhaftes[1]). Wir sind daher der Meinung, daß solches Tun freier Männer unwürdig ist, eine Art höherer Taglöhnerarbeit darstellt. In der Tat werden sie zu Handwerkern (Banausen), denn der Zweck, den sie sich setzen, ist ein niedriger." (VIII, 6.)

Sehr gut stimmt dazu eine Stelle Plutarchs (1. Jahrhundert unserer Zeitrechnung), die Drumann zitiert:

„Wir verachten oft die Urheber der Werke, an denen wir Freude haben. Man liebt Salben und Purpurgewänder, aber die Salbenbereiter und Färber hält man für gemeine Handwerker. Sehr gut sagt Antisthenes, der Kyniker, als man Ismenias wegen seines Flötenspiels rühmte: „Er ist von niedrigem Stande, sonst spielte er nicht so schön". Und Philipp schalt Alexander, als dieser kunstgerecht die Zither spielte: „Schämst du dich nicht, so schön zu spielen?" Kein Jüngling mit vorzüglichen Naturgaben wünscht bei dem Anblick des Zeus in Pisa (Olympia K.) oder dem der Hera in Argos ein Phidias oder Polyklet zu werden, und ebensowenig ein Anakreon, Philemon oder Archilochus, wenn ihre Gedichte ihm gefallen. Denn es muß nicht sein, daß wir den schätzen, dessen Werke uns erfreuen."

So dachte man selbst in dem Lande, dessen Größe mehr als die jedes anderen in der Vollkommenheit seiner Kunst beruhte und wo sie schon so individualisiert war, daß der einzelne Künstler über die Masse seiner Genossen weit hervorragen konnte. Wie wenig bedeutete da der Künstler in Staaten, deren herrschende Klassen weniger Wert auf Kunstgenuß legten und das Kunstwerk noch anonym von zünftigen Organisationen, nicht von einzelnen geschaffen wurde.

Wenn in Griechenland die Kunst so hoch gedieh, werden wir dies weit weniger der Stellung zuschreiben dürfen, die dort dem

---

1) Phortikos, grob, plump, nach Art eines Lastträgers, Phortos, die Last, das Gemeine.

Künstler eingeräumt war, als der Erziehung seiner herrschenden Klassen, die von der Technik der Kunst wenigstens soviel erlernten, daß sie imstande waren, ihre Leistungen sachverständig würdigen zu können.

Nichts irriger, als anzunehmen, die Eigenart der Kunst eines Landes und einer Zeit sei bloß das Produkt der dort wirkenden Künstler. Sie selbst sind das Produkt ihrer gesellschaftlichen Umgebung. Nicht weniger als von ihnen wird der Charakter der Kunstwerke, die fertiggestellt und erhalten werden, von denen bestimmt, die den Künstlern ihre Aufträge und die Mittel zu ihrer Ausführung zukommen lassen oder ihnen ihre fertigen Werke abkaufen.

Sie sind es, die unter den Künstlern und Kunstwerken bei deren Kampf ums Dasein die Auslese halten. Die jeweilig in der Kunst herrschende Richtung ist die jeweilige künstlerische Richtung der herrschenden Klassen.

Das gilt bis heute noch und wird zu sehr von den meisten Kunstkritikern der sozialistischen Presse übersehen, die den historischen Materialismus bei der Betrachtung künstlerischer Richtungen in der Weise auslegen, daß sie annehmen, die modernsten, das Alte über den Haufen werfenden Kunstrichtungen seien vom Proletariat bestimmt, weil dies die neu aufsteigende, revolutionäre Klasse sei. Jeder Sozialist sei verpflichtet, sich für diese Art Kunst zu begeistern.

Aber bis heute sind es die besitzenden Klassen, die den jeweiligen Charakter der Kunst bestimmen, was immer die Künstler sich bei ihren Schöpfungen denken mögen. Die Besitzenden sind es, deren Geschmack oder Geschmacklosigkeit, Wissen oder Unwissenheit in Kunstdingen entscheidend wird bei der Durchsetzung neuer Moden in Kleidung, in Möbeln und Schmuck, in Bauten zu privaten und öffentlichen Zwecken, bei der Ausschmückung ihrer Außenflächen und Innenräume. Wo soll daneben eine wirklich proletarische Kunst herkommen?

Wer das Neue in der modernsten Kunst verstehen will, tut gut, nicht die Psyche des Proletariats, sondern die der heutigen Bourgeoisie zu studieren, einerseits die Roheit und grobe Sensationshascherei der neuen Reichen, und andererseits die Unbefriedigtheit, ja Verzweiflung, mit der die höher kultivierten Schichten der alten Bourgeoisie den neuen Zuständen entgegensehen, ihre Angst vor der Wirklichkeit, aber auch ihre Unfähigkeit, einen Ausweg, ein neues Ziel, ein Ideal zu finden, das sie begeistern könnte.

Abkehr von der Wirklichkeit, Versinken im Nebel und daneben das Streben, ein unwissendes Publikum durch unerhörte Frechheiten zu verblüffen, diese einander entgegengesetzten Tendenzen kennzeichnen die modernste Kunst. Weder die eine noch

die andere hat etwas mit dem siegreichen Emporsteigen des Proletariats zu tun. In der Kunst, diesem Luxusgewächs, das im Staate bisher von der Sonne der herrschenden Klassen belebt wurde, wird erst zuletzt der Einfluß des Proletariats merkbar werden, und dessen Lebensbedingungen sind nicht solche, daß sie es befähigten, der Kunst neue Bahnen zu weisen. Nicht so sehr die Kunst zu revolutionieren, als vielmehr das, was die herrschenden Klassen an herrlichen Leistungen der Kunst bisher für sich monopolisiert haben, den Massen zugänglich zu machen, ist die Aufgabe der Künstler und Kunstverständigen dem Proletariat gegenüber.

Eine Aera einer neuen dauernden Kunstrichtung, nicht flüchtiger Moden, kann erst wieder erstehen, wenn, nicht bloß im Staate, sondern auch in der Gesellschaft eine neue Klasse zur herrschenden geworden und mit ihr eine neue eigenartige Kultur aufgekommen ist.

Kehren wir wieder ins Altertum zurück. Die Aristokratie entwickelte oft lebhaftes Interesse für die Kunst, wie für Pracht und Prunk, aber berufliche Ausübung der Kunst zu Erwerbszwecken lehnte sie als unstandesgemäß ab. Sie hätte den Aristokraten abhängig gemacht und auch zu sehr von seinem eigentlichen Handwerk, dem der Waffen, abgelenkt.

Als Dilettant bringt er es natürlich selten zur Meisterschaft. Am ehesten auf dem Gebiete der Lyrik, in der man etwas leisten kann, ohne sich ihr ganz hinzugeben. Die adeligen Troubadours und Minnesänger des Mittelalters bezeugen das.

„Wie der Glanz des ritterlichen Waffentums Stand und Leistungen der Landfolge in Schatten stellt, der Heldengesang seiner Natur nach in der Darstellung von Taten nicht sowohl des Gesamtvolkes, als ritterlicher Recken und Degen sich gefallen konnte, so übte fast ausschließlich das Rittertum den Gesang der Courtoisie und Minne. Dieses poetische Kleinod strahlt nicht von dem ruhigen Scheine häuslichen und volkstümlichen Glückes in Liebe und Ehe, vielmehr von dem Schimmer schauprunkenden Minnedienstes, in welchem spitzfindig und künstlich geschärfte Begriffe vom Wesen der Liebe mit Verbuhltheit des Gefühls und Hoffärtigkeit der Huldigung die Poesie über das Leben der niederen Stände hinausrücken. Provenzalen, Franzosen, Spanier und Italiener stehen voran in Vertretung dieser Poesie; der deutsche Minnesang ist zum Teil dem wälschen nachgeahmt, zum Teil so gemütlich und innig, daß er aus der gemeinsamen Hofglätte in vaterländische Eigentümlichkeit zurückfällt." (Wachsmuth, Europäische Sittengeschichte, III. 1., S. 320.)

Neben der Lyrik eignete sich auch die Epik dazu, von Aristokraten ohne Verletzung ihrer Standespflichten behandelt zu werden. Im Epos, wie in der Lyrik hatte bereits die Volkspoesie vor dem Aufkommen von Klassenscheidungen und beruflicher Schriftstellerei eine hohe Vollkommenheit erreicht. Der Aristokrat konnte hier schildern, was er am besten verstand und was ihm am meisten am Herzen lag: Waffentaten, Prunk, politische

Aktionen. Seine Epik und Lyrik erhob sich dadurch über die des Volkes, daß sie auf den mündlichen Vortrag verzichten konnte, sobald die Herren und Damen der Aristokratie des Lesens und Schreibens kundig waren, sowie dadurch, daß die Person des Autors sich über die Masse erhob, die Poesie also aufhörte, anonym zu sein, wie es das Volkslied war.

Fünftes Kapitel.

Die Aristokratie und die Wissenschaft.

Der Staat schafft die Bedingungen nicht bloß für die berufliche Ausübung besonderer Industrien und Künste, sondern auch für die Erhebung des Erforschens der Zusammenhänge der Dinge zu einem besonderen Beruf, zur Wissenschaft.

Durch die Entwicklung des Verkehrs und die Ausbildung der Schrift vereinigt er in einigen Zentren eine rasch anwachsende Fülle von Kenntnissen, die der Ordnung und Zusammenfassung in einem widerspruchslosen Gesamtzusammenhang bedürfen. Der Staat schafft aber auch die Menschen, die imstande sind, sich dieser Aufgabe in höherem Grade zu widmen, als es im vorstaatlichen Stadium möglich gewesen wäre.

Die Intellektuellen der Vorzeit, die Medizinmänner und Schamanen konnten von ihren besonderen, wirklichen oder eingebildeten Kenntnissen nicht leben. Sie mußten mit ihren Genossen zusammen arbeiten, jagen, kriegen, Vieh hüten, pflügen usw. Nur ihre Mußezeit konnten sie dazu verwenden, statt auf der Bärenhaut zu liegen, ihr Wissen in geheimen Konventikeln mit anderen ihrer Art zu vervollkommnen.

Der Staat bringt mit der Ausbeutung fremder Arbeitskraft durch die herrschenden Klassen die Möglichkeit, ohne Teilnahme an der groben Arbeit der Menge zu leben, sowohl für die Ausbeuter selbst, wie auch bei gehöriger Ausdehnung der Ausbeutung, für von ihnen beauftragte, von der Handarbeit enthobene Leute.

In der Tat kommt es jetzt dazu, daß Angehörige der Aristokratie sich der Wissenschaft widmen. Allerdings ebensowenig wie die Kunst betreiben sie die Wissenschaft zu Zwecken des Erwerbes.

Wenn ihre Lebensbedingungen es ihnen gestatten, sich mit Musik und Poesie zu beschäftigen, so verbieten sie ihnen doch die Ausübung der bildenden Künste, die zuviel vom Handwerk an sich haben. In der Wissenschaft wieder interessiert sie weniger die Erforschung der Natur. Menschen niederzuwerfen, Menschen niederzuhalten und zu kommandieren betrachten sie als ihre Aufgabe. Die Natur läßt sich nicht kommandieren und wer sie beherrschen will, muß sich ihr zuerst geduldig unterordnen. Das

entspricht nicht der Art des geistigen Wesens der Aristokraten, das ihre gesellschaftlichen Funktionen bei ihnen ausbilden.

Allerdings erhebt sie ihre Lebensstellung über den großen Haufen. Wo diese Stellung ihnen zahlreiche neue Kenntnisse zugänglich macht, wie das namentlich in Handelsstädten der Fall ist, Kenntnisse, die mit den überkommenen Kollektivvorstellungen der Masse nicht vereinbar sind, kann die Muße und die Unabhängigkeit, über die sie verfügen, wohl zu Spekulationen über die gesamte Welt, zu einer Naturphilosophie Anlaß geben. Unter den Naturphilosophen, mit denen die griechische Philosophie beginnt, befanden sich sehr aristokratische Leute. So der bedeutendste unter ihnen, Heraklit (um die Wende des 6. zum 5. Jahrhundert v. Chr.), der die Demokratie ebenso verachtete, wie die Volksreligion.

„Er stammte aus Ephesus und zwar, wie das für fast alle diese älteren Philosophen kennzeichnend ist, aus vornehmem Geschlecht. (Vorländer, Geschichte der Philosophie, Leipzig 1911, 3. Aufl., I., S. 36.)

Zeller gibt an, er sei aus dem Geschlecht des Kodriden Androklus, des Gründers von Ephesus gewesen (Philosophie der Griechen, Leipzig 1869, I., S. 525).

Die Naturphilosophie dieser Denker war nicht Naturwissenschaft, sondern vorwiegend metaphysische Spekulation über das Werden der Welt, die den naiven Schöpfungsmythen der Volksreligion entgegengesetzt wurde.

Der erste große Naturforscher des Altertums, der Tatsachen der Natur beobachtete und systematisch ordnete, war kein Aristokrat, A r i s t o t e l e s, 384 v. Chr. als Sohn eines Arztes in Thrakien geboren. Die Aerzte, die ihre Kunst gegen Entgelt ausübten, galten als Banausen. Sokrates war so gnädig, sie etwas höher zu stellen, als Köche und Bäcker.

Viel mehr als in ihrer Naturphilosophie zeigten die Denker unter den Aristokraten ihren Gegensatz zum Volk in ihren Gedanken über den Staat. Dieser, der ihnen gleichbedeutend erscheint mit ihnen selbst, beschäftigt sie in erster Linie. Das wichtigste ist ihnen ihr eigenes Tun und Streben im Staat und durch den Staat.

Die Staatswissenschaften, das Wort im weitesten Sinne genommen, in dem es zusammenfällt mit dem, was man heute Geisteswissenschaften nennt, sind das Gebiet, das die denkenden Köpfe der Aristokratie am ehesten beschäftigt, sobald die Entwicklung des Staates die Vorbedingungen für wissenschaftliche Arbeit geschaffen hat.

Vor allem werden die Aristokraten durch ihre Lebensstellung dazu befähigt, Geschichte zu schreiben. Sie sind es ja, in jenen Stadien des Staates, von denen wir hier handeln, die das machen,

was man Geschichte nennt, die Geschichte der Staaten, ihrer Regierungen, ihrer Kriege, ihrer Umwälzungen.

Sobald die Schrift erfunden ist, besteht eine ihrer ersten Wirkungen darin, die Herrscher der Staaten zu befähigen, Berichte über ihre Erfolge (natürlich nicht über ihre Niederlagen) der Nachwelt zu überliefern. Solche Berichte, bis fünf Jahrtausende alt, sind schon von den Pharaonen Aegyptens überliefert. Von ihnen bis etwa zu Julius Cäsars Büchern über den „Gallischen Krieg" und „Bürgerkrieg", ja bis zu den Memoiren der Staatsmänner unserer Zeit, ist ein weiter Weg, aber die Tendenz hier wie dort ist die gleiche: den eigenen Ruhm zu künden und festzuhalten. Wissenschaftlichen Charakter bekommen solche Darstellungen natürlich erst, wenn sie eine größere Zahl von Tatsachen zusammenfassen, übersichtlich ordnen und in einen inneren Zusammenhang untereinander bringen.

Indessen vor Cäsar schon hatte die aristokratische Geschichtsschreibung eine weit höhere Stufe als die der Darstellung eigener persönlicher Taten erreicht. Sie machte sich an die zusammenfassende Darstellung der Taten des eigenen Gemeinwesens, seiner Entwicklung und Kämpfe, sowie der Umwelt, in der sie sich abspielten, und durch die sie bestimmt wurden. Als höchste Leistung dieser Art Geschichtsschreibung im Altertum dürfen wir die des athenischen Aristokraten Thukydides betrachten.

Auch der bedeutendste der Geschichtsschreiber unter den Römern, Tacitus, entstammt vielleicht, seinem Vornamen Publius Cornelius entsprechend, einer aristokratischen Familie der Gens Cornelia, aus der auch die Mutter der Gracchen, die Scipionen und Sulla hervorgingen. Auf jeden Fall war er vornehmer Abstammung und bekleidete hohe Posten im Staate.

Zu den Darstellungen der staatlichen Tätigkeit gesellte sich das Philosophieren über sie. Viel wichtiger als die Naturphilosophie ,das heißt, die Loslösung des vornehmen Mannes von der Volksreligion, wurde die wissenschaftliche Untersuchung des Staates dort, wo untere Klassen emporzusteigen und seine bisherigen Grundlagen, die Herrschaft der Aristokratie, zu untergraben drohten und gleichzeitig sehr verschiedenartige Verhältnisse auftauchen ließen, wie das namentlich in manchen Städten Griechenlands der Fall war.

Ueber den besten Staat, die beste, den Staat zusammenhaltende Ethik, die beste Erziehung zu dieser Ethik erstanden nun mannigfache Spekulationen.

Gleichzeitig wurden aber auch die vornehmen Leute immer freier in der Wahl ihrer Lebensweise. Das gab Anlaß, darüber nachzudenken, welche Lebensführung die größte persönliche Befriedigung, das größte persönliche Glück herbeiführe.

Zahlreiche Philosophen erstanden, die ihre Gedanken über diese Gegenstände dem zahlungsfähigen Teil der nach Belehrung verlangenden Jugend verkauften.

Diese, die Sophisten, wurden von den Aristokraten gebührend verachtet. Die Adligen selbst philosophierten ohne Entgelt. Die wichtigste ihrer Schulen wurde merkwürdigerweise nicht von einem Aristokraten begründet, sondern von einem Banausen, dem Bildhauer Sokrates, der jedoch diesen Makel dadurch gutmachte, daß er sich jeglicher Erwerbsarbeit konsequent entzog, trotz aller Donnerwetter seiner Xanthippe, die für sein Haus und seine Kinder zu sorgen hatte. Er trieb sich den ganzen Tag auf den Plätzen Athens mit seinen aristokratischen Freunden herum, um mit ihnen Wahrheit zu suchen oder zu zechen. Die meisten unter ihnen haben sich mehr als Gegner der Demokratie, wie als Philosophen ausgezeichnet, einer von ihnen jedoch wurde ein Stern erster Größe am philosophischen Himmel Athens, es war Plato, „der Sohn eines alten aristokratischen Hauses" (Zeller, II., 1, S. 339), der seine Abkunft vom Könige Kodros ableitete.

Wohl kam Plato in seinen Untersuchungen über den besten Staat dazu, den Kommunismus zu fordern, aber nicht für die gesamte Bevölkerung, sondern nur für die Aristokratie, die dadurch der arbeitenden Masse gegenüber zu einem einheitlichen fest verbundenen Körper ohne Einzelinteressen zusammengeschweißt werden sollte.

So Bedeutendes auch einzelne Aristokraten auf manchen Wissensgebieten geleistet haben, so blieb das Kriegswesen und die Herrschertätigkeit der Hauptberuf der großen Mehrheit unter ihnen, und ihre Klasse war längst nicht imstande, alle die zahlreichen Kräfte zu liefern, deren die geistigen Berufe bedurften, um die Fülle der Aufgaben zu lösen, welche die im Staat und durch den Staat wachsende Zivilisation ihnen stellte.

Die Masse der Intellektuellen mußte aus den Klassen unterhalb der Aristokratie kommen. Sie rekrutierte sich unter verschiedenen Verhältnissen aus den verschiedensten Schichten, zerfiel in mannigfache Berufe, von denen jeder seine besonderen Interessen, Organisationen, Arbeitsweisen hatte, die oft nichts mit denen anderer Intellektueller gemein hatten, nicht selten in scharfem Gegensatz zu manchen von diesen standen.

Einige von ihnen dienten den Aristokraten oder dem Staate als Sklaven, viele fristeten ihre Existenz als freie Diener oder als Parasiten eines aristokratischen Freundes der Künste und Wissenschaften. Andere lebten in der Stellung freier Handwerker. Manche wieder gehörten zu einer aus ihrer Herrschaftsstellung durch einen Eroberer vertriebenen Aristokratie, der der Kriegsdienst verwehrt war, und für die geistige Beschäftigung als ein-

ziges Mittel übrig blieb, sich eine höhere Stellung über dem großen Haufen zu erhalten.

Mitunter gelangten manche Organisationen von Intellektuellen unter günstigen Umständen dahin, eine dem Kriegsadel ebenbürtige Stellung zu erreichen, unter Umständen sogar die Oberherrschaft im Staate zu gewinnen, wie die katholische Kirche im mittelalterlichen Abendland oder die Organisationen der Buddhistenmönche in Tibet. Derartiges setzte allerdings in der Regel voraus, daß diese Organisationen für den Zusammenhalt des Staates unerlässlich wurden, daß es einen Kriegsadel entweder nicht gab, oder er sich in inneren Kämpfen aufzehrte, und daß es jenen beherrschenden Organisationen von Intellektuellen gelang, ausgedehnten Grundbesitz mit der Verfügung über die ihn bebauenden Arbeitskräfte zu erlangen, den Spuren des Kriegsadels folgend, der auf den Grundbesitz der Unterworfenen, dessen er sich bemächtigte, vor allem seine Ausbeutung und seine Existenz begründete.

Zwischen den beiden Extremen sklavischer Stellung und glänzender Herrschermacht finden wir unzählige Schattierungen und Variationen in der Lebenslage der Intellektuellen verschiedener Zeiten, und zur gleichen Zeit und im gleichen Lande in der Lebenslage der verschiedenen Berufe, Organisationen, und selbst Individuen von Intellektuellen.

Ihre Gesamtheit bildet keine besondere Klasse mit besonderen Klasseninteressen. Einzelne ihrer Organisationen können wohl zu einer Herrschaftsstellung emporsteigen und dadurch zu einer eigenen Klasse mit eigenen Klasseninteressen werden. Aber das geistige Leben im Staate muß sehr tiefstehen, soll eine solche Organisation die Gesamtheit der Intellektuellen umfassen können, deren Interessen, Gebiete und Arbeitsmethoden bei einigermaßen regem Geistesleben zu verschieden sind, um unter einer gemeinsamen Leitung gedeihen zu können.

Von dem seltenen Ausnahmsfalle abgesehen, daß eine einheitliche Organisation sie alle zusammenfaßt, bilden sie nie eine Klasse, zerfallen sie in zahlreiche Berufe, deren Interessen und Denkformen sie bald der einen, bald einer anderen der großen Klassen der Gesellschaft nähern, für deren Klassenkämpfe sie durch ihr überlegenes Wissen oft wichtig, ja unerläßlich werden können.

Aber bis zum Aufkommen der kapitalistischen Industrie sind sie fast nie die Sachwalter der arbeitenden Klassen, sondern die oft sehr willigen, ja begeisterten Diener der Aristokratie und ihres Staates, denen sie in mannigfachster Weise helfen sollen als Rechtsanwälte und Verwaltungsbeamte, als Aerzte und Goldmacher, als Astrologen und Auguren, die aus der Stellung der Gestirne oder dem Flug der Vögel oder der Beschaffenheit der

Eingeweide von Opfertieren die geeignetsten Zeiten für die Vornahme wichtiger Handlungen herauslesen, als Verkünder des Ruhmes der Staatsmänner in Schrift und Darstellung, als Verfechter ihrer Ansprüche gegenüber den unteren Klassen und dem Ausland, sowie endlich als Verfeinerer der groben Genüsse, die man aus der Zeit der Barbarei übernommen hatte.

Wenn die unteren Klassen einmal von den Verhältnissen begünstigt genug waren, um oppositionelle Regungen an den Tag legen zu können, ist es da kein Wunder, wenn sie den Wissenschaften feindselig oder doch mißtrauisch gegenübertraten, sie als Erfindungen des Teufels brandmarkten.

Sechstes Kapitel.

Die Monarchie.

Wie jeder tierische Organismus muß auch jedes gesellschaftliche Gebilde einen Kopf haben, der die Einheitlichkeit seines Wollens und Tuns bewirkt. Und dieser Kopf kann bei einer Gesellschaft von Tieren oder Menschen nur durch ein Individuum der betreffenden Art gebildet werden. Ein gesellschaftlicher Wille ist eine Abstraktion. Bloß das einzelne Tier oder der einzelne Mensch kann wollen.

Schon die Tiergesellschaften kommen ohne ein Leittier nicht aus. Und die menschlichen Horden nicht ohne einen Häuptling. Selbst der zwangloseste Kegelklub braucht einen Präsidenten. Wo an der Spitze einer gesellschaftlichen Organisation nicht ein einzelner, sondern eine Körperschaft, ein Komitee steht, muß auch dieses sich einen Vorsitzenden wählen, wenn es verhandeln und funktionieren will.

Die Notwendigkeit einer persönlichen Spitze jeder handelnden Gemeinschaft ist von Natur aus gegeben, weil von Natur aus nur Personen handeln können.

Aber die Verfechter der Monarchie und des Kapitalismus sind sehr voreilig, wenn sie daraus schließen, es sei die Natur, die den Monarchen an die Spitze des Staates, den Kapitalisten an die Spitze seines Unternehmens stelle.

Damit, daß jedes gesellschaftliche Gebilde seinen Führer oder Leiter haben muß, ist noch gar nichts darüber gesagt, wie er zu dieser Funktion bestellt wird und welcher Art seine Befugnisse sind.

Bei jenen tierischen Gesellschaften, die nichts darstellen, als ein Rudel Weibchen, geführt und geschützt von einem Männchen, gelangt dieses zu seiner Führerrolle durch seine überlegene Kraft, die es ihm ermöglicht, jeden männlichen Nebenbuhler zu verjagen. Wo tierische Gesellschaften nur aus Weibchen bestehen,

oder wo sich in einer solchen neben den Weibchen mehrere Männchen nebeneinander befinden, ist es offenbar das überlegene Prestige, das sich ein einzelnes Individuum durch besondere Kraft, Klugheit oder Erfahrung erworben hat, das bewirkt, daß ein einzelnes Mitglied der Gesellschaft das besondere Vertrauen der andern in ihr erwirbt und als maßgebend, das heißt Beispiel gebend, von ihr anerkannt wird. Ein Wahlakt, der eine artikulierte Sprache voraussetzen würde, ist bei den Tieren noch nicht möglich.

Auch in den menschlichen Gesellschaften gibt es bis in unsere Tage nicht wenige führende Positionen, die nicht auf Beschlüssen, sondern auf stillschweigend anerkannter Wirkung des Prestiges beruhen. Die führende Stellung, die etwa ein Marx, ein Bebel, ein Victor Adler, ein Jaurès in der Internationale der Arbeiter erlangt hatten, beruhte nicht auf einer Abstimmung, sondern auf einem Prestige, das ihnen ihre historischen Leistungen verschafft hatten.

Aber die menschlichen Gesellschaften werden so kompliziert, ihre Aufgaben so mannigfaltig, daß eine Leitung, die auf bloßem Prestige beruht, doch eine zu unbestimmte Basis hat. Und den Menschen erlaubt es ihre Sprache, einzelne Personen ausdrücklich als Leute ihres Vertrauens zu bezeichnen und ihre Aufgaben wie ihre Befugnisse genau zu begrenzen, wenn auch zunächst nicht prinzipiell, im vorhinein ein für allemal, sondern von Fall zu Fall, so oft eine neue Situation einen Zweifel aufkommen läßt.

Die Häuptlinge werden gewählt, mitunter nur für besondere Gelegenheiten. Viele primitive Stämme haben zweierlei Häuptlinge: einen für die Geschäfte des Friedens, einen anderen für die des Krieges.

Irgendein Machtmittel gegenüber seinem Stamm besitzt der Häuptling nicht. Er kann dem einzelnen gegenüber allmächtig sein, wie es die Gesamtheit dem einzelnen gegenüber ist. Seine Macht beruht darauf, daß er im Sinne der Masse seiner Genossen handelt. Ohne sie oder gar gegen sie vermag er nichts.

Die Erwählung des Häuptlings, seine Abhängigkeit von dem Vertrauen und der Zustimmung seines Stammes, seine Ohnmacht, ja seine Existenzunmöglichkeit dort, wo er in Gegensatz zu seinen Stammesgenossen gerät, die völlige Unmöglichkeit, ihnen seinen Willen aufzuzwingen, wenn es ihm nicht gelingt, sie zu überreden, diese Stellung des Häuptlings gehört zu den wichtigsten Kennzeichen der primitiven Demokratie, wie sie in den menschlichen Gemeinwesen bis zur Bildung von Staaten bestand.

Diese Stellung ändert sich fundamental im Staate, selbst dort, wo zunächst in den Stämmen der Besiegten, wie in denen der Eroberer mit den sonstigen demokratischen Einrichtungen auch die

Abhängigkeit des Häuptlings von dem Stamm, der ihn erwählt, weiter besteht.

Die Unterworfenen bekommen es jetzt mit zwei Sorten von Häuptlingen zu tun. Einmal haben sie den eigenen Häuptling, den sie selbst erwählt. Er hat, wie wir gesehen, mitunter die Macht des erobernden Stammes hinter sich seinen Wählern gegenüber. Das mindert seine Abhängigkeit ihnen gegenüber, verleiht ihm eine seine Genossen überragende Stellung.

Dann aber steht ihnen noch der Häuptling der Eroberer gegenüber. Den haben sie nicht erwählt, er hängt nicht von ihnen ab, er repräsentiert für sie die ganze Macht des siegreichen Stammes, alle seine Verordnungen sind Gesetze. Jedes einzelne Mitglied des herrschenden Stammes ist für die Unterworfenen ein höheres Wesen, dem sie sich zu beugen haben, ein Halbgott. Aber der Häuptling der Sieger erscheint ihnen als der Herr der Halbgötter, als eine Art oberster Herrgott selbst.

Dieser Häuptling mag noch in größter Abhängigkeit vom eigenen Stamme, von der Aristokratie bleiben. Der Volksmasse gegenüber wird er ein absoluter Herrscher.

Doch auch dem eigenen Stamme gegenüber wächst seine Macht.

Wir haben schon mehrfach darauf hingewiesen, daß die Stämme frühzeitig zwischen Häuptlingen für den Frieden und solchen für den Krieg unterschieden. Wie ihre Funktionen, waren auch ihre Machtbefugnisse verschieden.

Im Frieden hat man meist Zeit, alle Aktionen ausreichend zu besprechen. Nur geringfügige Fälle werden da der Entscheidung des Häuptlings allein überlassen, wichtigere kommen stets vor die Volksversammlung als höchste Instanz oder doch vor den Rat der Alten, der am meisten Erfahrenen, die nicht mehr mit den Jungen herumschweifen können, stets im Lager und bereit sind, die allgemeinen Angelegenheiten zu erörtern.

Der Häuptling des Friedens kann nichts Wichtiges tun, ohne den Rat der Alten oder des gesamten Volkes einzuholen.

Anders steht es im Kriege (oder bei einem Schiff im Sturme). Da gilt es oft, rasch zu entscheiden, plötzlich zu handeln. Langes Ueberlegen oder gar Diskutieren ist gleichbedeutend mit dem Scheitern der Aktion. Wie immer die einzelnen über sie denken mögen, sie dürfen auf Sieg nur rechnen, wenn sie ohne Zaudern, ohne Ueberlegen entschieden und einmütig dem folgen, den sie sich zum Führer im Kriege erkoren haben.

Ist vor dem Aufkommen des Staates der Zustand des Friedens gleichbedeutend mit der vollsten Demokratie, so wird diese im Zustand des Krieges in hohem Masse aufgehoben. Die Demokratie bleibt trotzdem erhalten, so lange der Friedenszustand der normale Zustand ist, der Krieg eine Ausnahme.

Das ändert sich bereits sehr erheblich für solche Nomaden, die in die Lage kommen, schwächere, aber reichere Nachbarstämme zu plündern. Aus einem schmerzlichen, verlustreichen Vorkommnis wird für sie der Krieg eine Sache des Erwerbs, ein profitables Geschäft. Damit wächst das Ansehen des erfolgreichen Kriegshäuptlings und die Häufigkeit seines Funktionierens. Der Krieg wird unter solchen Umständen nicht möglichst vermieden, sondern vielmehr möglichst gesucht.

Das steigert sich noch im Staate. Nicht nur vermehren sich da die Anlässe für einen erobernden und durch seine Eroberungen gestärkten Stamm, neue Eroberungen zu suchen. Er muß auch oft die bereits gewonnenen im Kriege gegen andere Eroberer verteidigen. Und dabei ist seine Stellung gegenüber den Unterworfenen, den Untertanen, gar nichts anderes, als ebenfalls ein steter Kriegszustand, wenn auch hinter friedlichem Aeußeren versteckt. Die Unterworfenen sind stets bereit, jede Schwächung, jeden Mißerfolg der Herrscher zu benützen, um deren Joch abzuwerfen.

Der herrschende Stamm muß also auch im Frieden ständig zum Kriege gerüstet und für ihn geübt sein. Der Krieg wird sein Lebensberuf, aus dem Nomadenstamm wird ein Kriegerstand.

Das Amt eines Friedenshäuptlings wird unter solchen Umständen für diesen Stand und damit für den Staat ganz zwecklos. Der Kriegshäuptling verwandelt sich aus einem gelegentlichen in einen dauernden Funktionär des Staates; er wird zu seinem ständigen Oberhaupt, seinem König. Und wie der Adel die Tendenz hat, alle Aemter, die er besitzt, zu erblichen in seiner Familie zu machen, so geschieht es schließlich auch mit dem Königtum. Die Ursache dieser Tendenz werden wir noch kennen lernen.

Bis heute lebt, trotz aller Wandlungen, im Staatsoberhaupt selbst sehr moderner, demokratischer Republiken der alte Kriegshäuptling fort. Meist ist dies Oberhaupt gleichzeitig oberster Kriegsherr. In der Monarchie gilt es als selbstverständlich, daß der voraussichtliche Erbe des Königs zum Soldaten erzogen wird.

Wie der Kriegshäuptling weit mehr unbedingten Gehorsam fordern kann und erhält, als der Friedenshäuptling, so ist es auch beim König im Staate der Fall. Allerdings in den Anfängen des Staates nur dann, wenn er sich als erfolgreicher Feldherr erweist. Nur ein solcher kann König werden und sich in dieser Stellung behaupten.

Seit den Anfängen des Königtums haben seine Träger sehr oft für ihre Person, mitunter auch für ihre ganze Familie, für die Dynastie, den Verlust eines Krieges mit dem des Thrones, nicht selten auch des Lebens gebüßt. Der staatliche Apparat muß einen sehr kräftigen Zusammenhalt und eine Dynastie muß durch frühere Erfolge sehr viel Prestige gewonnen haben, soll sich einer

ihrer Abkömmlinge trotz elender Feldherrnschaft als König ohne Einbuße an Macht behaupten können. Es wird ihm meist entweder ein besserer General zur Seite gegeben, neben dem er nur ein Schattendasein führt, oder der überlegene General setzt sich ohne weiteres selbst an die Stelle des Monarchen.

Bis zu einem gewissen Grade bleibt das Königtum, auch das erbliche, abhängig vom Kriegsadel. Doch erwirbt der Monarch im Staate weit größere Selbständigkeit den Aristokraten gegenüber, als es im vorstaatlichen Stadium dem Kriegshäuptling seinem Stamme gegenüber gelang.

Wir müssen annehmen, daß es in der Regel nicht ein einzelner Stamm war, der einen Staat gründete, sondern ein Verband von Stämmen.

Als nach dem Aufkommen des Staates erobernden Nomaden nicht mehr vereinzelte Stämme von Ackerbauern, sondern ganze Staaten gegenüberstanden, die es zu bewältigen galt, da war sicher ein einzelner Stamm nicht imstande, als Eroberer aufzutreten. Nur ein Stämmebund besaß noch die Kraft dazu. Solche Bünde treten, wie wir wissen, schon in primitiveren Verhältnissen gelegentlich auf.

In einem solchen Bund müssen aber nicht alle Stämme gleich kriegerisch, gleich beutelustig und gleich gierig nach Eroberungen gewesen sein. Am ehesten zum Bündnis kamen Stämme, die, einander benachbart, gleiche oder ähnliche Sprachen gebrauchten. Doch lebten sie nicht alle ganz genau unter denselben geographischen Bedingungen, und jeder konnte daher besondere Neigungen, Bedürfnisse und Fähigkeiten entwickeln.

So mochten die einen mit ihrem Nomadentum zufrieden sein und sich keine bessere Lebensweise wünschen. Andere konnten schon mit den Künsten des Ackerbaues vertraut sein und nach fettem Ackerland verlangen, um es mit eigener Hand oder mit Hilfe von Sklaven zu kultivieren. Wieder andere waren vielleicht in ständige Nachbarschaft reicher Ackerbauer geraten, die sie fortwährend plünderten, von denen sie aber soviel lernten, daß sie fähig wurden, sie zu beherrschen. Waren diese letzteren Stämme dabei besonders arm, aber auch durch ihre steten Raubzüge besonders kriegerisch, so wurden sie der gegebene Faktor, der alle die Stämme des Bundes zu einem gelegentlichen Kriegs- und Beutezug gegen die Gebiete der Ackerbauer zusammenfassen und aufbieten konnte, wobei sie alle nach Beute verlangten, einige auch nach Land, andere dagegen nach dauernder Herrschaft.

Diese letzteren, die kriegerischsten, werden am ehesten den Bundeshauptmann gestellt haben, und zwar aus einem Stamme und dieser wieder aus einer Gens, die sich im Laufe der Kämpfe besonderes Prestige erworben hatte.

Das hier Ausgeführte ist keine willkürliche Konstruktion, sondern wird durch Tatsachen bezeugt. Von den Persern z. B. berichtet Herodot (I., c. 125):

„Es gibt viele Stämme der Perser. Diejenigen, die Kyros zusammenbrachte und veranlaßte, sich gegen die Meder zu erheben, sind folgende: die Pasargaden, die Marafier, die Maspier. Von denen hängen die übrigen Perser ab. Von den drei genannten sind wieder die Pasargaden die Vornehmsten. Zu ihnen gehört das Geschlecht der Achämeniden, aus dem die Könige der Perser hervorgehen. Andere Perserstämme sind die Panthialäer, die Derusiäer und die Germanier[1]). Diese alle sind Ackerbauer. Die anderen sind Nomaden, die Daer, Marder, Dropiker, Sagartier."

Die eigentlichen Eroberer waren also die Pasargaden, die Marafier, die Maspier. Sie wurden zu Aristokraten, die anderen Perser blieben freie Männer, wurden keine Knechte und zahlten keine Steuern. „Die Perser besitzen ihr Land frei von allen Abgaben" (Herodot, III., c. 97). Aber sie wurden nicht Herren, bekamen nicht Ortschaften zugewiesen, deren Bewohner ihnen zinsen und fronden mußten. Gegenüber diesen Stämmen der Gemeinfreien bildeten die drei Stämme, die die Eroberung herbeiführten und leiteten, einen höheren Adel. Ihm wurde die tributpflichtige Bevölkerung zugeteilt, ihm die leitenden Stellen im Kriegswesen und der Staatsverwaltung verliehen, die auch mit Grundbesitz und tributpflichtigen Untertanen an Stelle eines Gehalts ausgestattet waren.

Der Stamm und dasjenige seiner Geschlechter (Gentes), das den Bundeshäuptling und Feldherrn, den König lieferte, waren am vornehmsten. Sie hatten bei der Eroberung die Initiative ergriffen; derjenige, den sie sich dabei zum Führer erkoren, war ein Pasargade und Achämenide gewesen. Das gab diesen ein besonderes Prestige und bewirkte, daß man auch später bei der Wahl des Königs einen Kandidaten aus diesem Geschlecht bevorzugte, wie Napoleons I. Prestige hingereicht hatte, auch noch seinem Neffen auf den Thron zu verhelfen.

So wurde später auch ein Mann aus dem Geschlecht der Achämeniden, Darius, von den Vertretern der persischen Aristokratie zum König gewählt. Soviel Phantastisches und Anekdotenhaftes der Bericht Herodots darüber enthalten mag, eines darf man wohl als sicher annehmen, daß die bloße Abstammung dem Darius kein Anrecht gab, König zu werden.

Im Laufe seiner Regierung schuf er allerdings Bedingungen, die seiner Familie den Thron sicherten.

Die Perser waren keine einheitliche Schicht und nicht einmal die drei führenden Stämme waren einander an Reichtum und Machtmitteln gleich. Das mußte manche Zwiespältigkeiten her-

---

1) Diese hatten mit den alten Germanen natürlich nichts zu tun. Sie hießen später Karmanier und bewohnten ein Gebiet, das heute noch Kirman (oder Kerman) heißt, in Ostpersien.

beiführen, die der Macht des Königs zugute kommen mußten, der über ihnen stand und der den Gemeinfreien gegenüber sich auf die aristokratischen Stämme und diesen gegenüber auf den eigenen Stamm der Pasargaden stützen konnte. Dafür wurde dieser auch vom König oder Bundesfeldherrn nach Möglichkeit bevorzugt.

Heeren sagt darüber („Ideen über die Politik" usw.):

„Sowohl aus der Analogie anderer Völker des Orients als auch aus der Zusammenstellung der Nachrichten der Alten ist es höchstwahrscheinlich, daß der Hof der persischen Herrschaft sich ursprünglich aus dem Stamme oder der Horde bildete, welcher herrschender Stamm ward, dem der Pasargaden und vorzüglich der Familie der Achämeniden. Die höheren Hofbedienten führen eben daher den Namen der Verwandten des Königs; und fast auf jedem Blatt der persischen Geschichte kommen Beispiele vor, daß alles, was groß und mächtig unter ihnen war, wo nicht zu dieser Familie, so doch zu jenem Stamme gehörte. Die Schar der niederen Hofbedienten aber hatte sich nach Xenophons Zeugnis allmählich aus dem kriegerischen Gefolge gebildet." (I., 1, S. 346.)

„Die eigentlichen Feldherren (der Perser) gehörten stets zu den vornehmsten der Nation. Bei den meisten derselben wird ausdrücklich erwähnt, daß sie aus dem Stamm der Achämeniden oder doch dem Stamm der Pasargaden waren; oder sie verbanden sich durch Heiraten mit der königlichen Familie." (S. 388.)

Den Unterworfenen gegenüber konnte sich der König auf die Stämme der Eroberer stützen. Diesen nicht ganz einheitlichen Stämmen gegenüber, die die Stellung teils von Gemeinfreien, teils von niedrigen Adeligen einnahmen, vermochte er die kriegerische Masse der unter den Eroberern bevorzugten reicheren Stämme aufzubieten, die gewiß besser bewaffnet und besser in den Waffen geübt waren und durch ein Versagen des Staatsapparates mehr zu verlieren hatten. Am meisten aber konnte er sich auf den eigenen Stamm verlassen, der in der Aristokratie das einheitlichste Gefüge darstellte, über die größten Hilfsquellen verfügte und am meisten mit der Dynastie auch seine eigene überragende Stellung verteidigte.

Allerdings konnten einzelne Mitglieder des Stammes der Pasargaden oder der Gens der Achämeniden gerade durch die große Machtfülle, über die sie verfügten, dem einzelnen jeweiligen Herrscher zeitweise unbequem oder sogar gefährlich durch ihre Ansprüche werden. Je machtloser die anderen wurden, desto näher lag es einzelnen Mitgliedern der großen Familien, sogar nächsten Verwandten des Königs, selbst einem Bruder oder einem Sohne, der von der Thronfolge ausgeschlossen war oder dem der Vater zu lange lebte, sich gegen den regierenden König zu erheben.

So wurde dieser veranlaßt, auch auf seinen persönlichen Schutz bedacht zu sein und dafür Elemente heranzuziehen, die von ihm persönlich abhingen und nicht dem hohen Adel entstammten.

Die Gefolgschaften hatten schon bei den Nomaden eine Rolle gespielt. Einem einzelnen erfolgreichen Bandenführer fiel es stets leicht, aus der tatenlustigen Jugend des eigenen Stammes, mitunter auch verbündeter Stämme, ein ihm persönlich ergebenes Gefolge zusammenzubringen, das mit ihm auf Raubzüge auszog und ihm um so mehr ergeben war, je erfolgreicher diese Züge waren.

Man kann in der Geschichte der Nomadenzüge, z. B. der Völkerwanderung, nicht in jedem Falle deutlich unterscheiden, ob man es mit einer Unternehmung zu tun hat, die ein ganzer Stamm beschlosen hatte und an der jeder wehrhafte Mann teilzunehmen verpflichtet war, oder bloß mit einem Unternehmen, das ein einzelner Führer auf eigene Faust in Szene setzte und durchführte, an dem nur Freiwillige teilnahmen, keineswegs die Gesamtheit des Stammes.

Mancher Staat kann von einer Gefolgschaft gegründet worden sein, von jungen Abenteurern aus einem Stamme oder Stammesverband, indes die Gesetzteren, die Weiber und Kinder zurückblieben, um in alter Weise in den alten Sitzen weiter zu leben.

Expeditionen einzelner Gefolgschaften, die sich seßhaft machten, wurden Vorgänger der späteren Kolonialgründungen.

Der Führer eines Gefolges verfügte von vornherein in der Regel über eine noch stärkere Kommandogewalt als ein Kriegshäuptling. Seine Leute besaßen ihm gegenüber in der Fremde nicht den Rückhalt des eigenen Stammes, und ihre Existenz hing ganz von ihren kriegerischen Erfolgen ab, die bedingt wurden durch ihren Gehorsam gegen den Hauptmann.

Es lag nahe, daß auch im Staate die einzelnen Großen Gefolgschaften um sich scharten, je nach den Mitteln, über die sie verfügten und den Aussichten auf Beute und Belohnungen, die sie als Anführer im Kriege ihrem Anhang boten. Am meisten dazu imstande war der König selbst, in dessen Händen zumeist die Staatseinnahmen zusammenliefen, der oberste Feldherr im Kriege, der nach dem Siege und bei neuen Eroberungen am meisten über Beute und Grundbesitz zur Verteilung an seine Getreuen verfügte.

Diese gehörten allerdings in der Regel zu einem der erobernden und herrschenden Stämme, blieben innerlich mit diesem verbunden, unterlagen also noch immer nicht vollständig dem alleinigen Einfluß des Herrschers.

Schließlich aber kommt es überall im Staate zur Anwendung von Söldnern durch die Zentralgewalt, meist kriegerischen Nomaden oder Abenteurern aus der verschiedensten Herren Länder, dem Ueberschuß übervölkerter Bezirke, der in der Heimat nicht Boden und Erwerb fand. Sie verkaufen ihre militärische Kraft dem Meistbietenden, der ihnen nun auch mitunter

schon die Waffen liefert, die sich ursprünglich jeder Krieger selbst zu beschaffen hatte.

Bereits die zunehmende Ausdehnung des Staates zwang zur Anwerbung solcher Truppen, wenn die herrschenden Stämme mit dem meist schwächlichen und nicht kriegslustigen Aufgebot von Hilfstruppen der Unterworfenen nicht ausreichten, die kriegerischen Aufgaben des Staates zu lösen, indes diese große Ausdehnung des Staates ihm auch reichliche Mittel lieferte, die Lücken in seinem Kriegswesen durch Einreihung von Söldnern auszufüllen.

Zur Abwehr äußerer Feinde oder zur Gewinnung neuer Eroberungen bestimmt, werden sie zur stärksten Kraft, die dem König, der sie wirbt, auch gegen seine Feinde im Innern zu Gebote steht, mit denen sie durch keinerlei Bande verbunden werden. Sie bilden den Gipfelpunkt in der Entwicklung des alten Königtums, das durch sie jeder Bevormundung durch seine Aristokraten ledig wird.

Allerdings der moralischen Beeinflussung durch seine Umgebung entgeht kein Mensch. Das ist beim König eine Beeinflussung nicht nur durch Herren des Hofadels, sondern auch durch Haremsdamen, von denen die meisten Sklavinnen sind, durch Kammerdiener und Eunuchen. Aber materielle Zwangsmittel, dem König ihren Willen aufzuerlegen, besitzt die Aristokratie, selbst wenn sie völlig einig ist, kaum noch dort, wo die Söldner im Kriegswesen überwiegen und ihren Sold richtig ausbezahlt bekommen. Es sei denn, daß die Gegner des Königs in die Lage kommen, ebenfalls Söldner und zwar in höherem Maße, anzuwerben, als er selbst.

Das war z. B. der Fall bei Kyros dem Jüngeren, einem Bruder des persischen Großkönigs Artaxerxes (405—359 v. Chr.). Kyros war zum Statthalter (Satrapen) und Militärkommandanten des reichen westlichen Kleinasien ernannt worden. Dort kam er in Berührung mit den Griechen, die sich damals eben in einem furchtbaren „dreißigjährigen Kriege", der Peloponnesische genannt (431—404 v. Chr.) zerfleischten. Einem Krieg auf Leben und Tod zwischen dem demokratischen Athen und dem aristokratischen Sparta. Kyros stellte sich auf Seite der Spartaner, die er mit Geldmitteln unterstützte, wodurch er nicht wenig zu ihrem schließlichen Siege beitrug.

Nach diesem wurden zahlreiche spartanische und andere griechische Truppen frei, die sich dem Spartanerfreund Kyros gern zur Verfügung stellten, unter ihnen der Athener Xenophon, einer der aristokratischen Verehrer des Sokrates, die in dem großen Entscheidungskampfe zwischen Athen und Sparta zum Landesfeind hielten, weil dieser aristokratischer Natur war und sie die Demokratie haßten.

Mit Hilfe dieser griechischen Söldner wagte es Kyros, s
gegen den Großkönig zu erheben. Sie blieben auch siegreich
der entscheidenden Schlacht bei Kunaxa (401 v. Chr.).

Aber Kyros selbst fiel dort und so mußten die zehntause
Griechen unverrichteter Sache jenen berühmten Rückzug antret
den Xenophon leitete und beschrieb.

Wäre Kyros nicht gefallen, hätte es damals schon passier
können, zwei Menschenalter vor Alexander, daß durch griechis
Truppen ein neues Regime in Persien aufgerichtet wurde, d
sich allerdings vom alten nicht hätte wesentlich unterscheid
können, aber jedenfalls sich noch mehr als sein Vorgänger a
Soldtruppen gestützt hätte.

Der Siegeszug Alexanders, den er mit rund 40 000 Ma
334 v. Chr. begann, erscheint allerdings weniger überraschend u
weniger als die Tat eines außerordentlichen Genius, wenn m
bedenkt, was schon 70 Jahre vorher, als das Persische Reich no
weniger erschüttert war, 10 000 Griechen geleistet hatten.

Zu den Söldnern gesellte sich noch ein anderer Faktor, d
die Monarchen unabhängig von ihren Aristokraten machte.

Diesen oblag im Staate bei seiner Begründung nicht bl
das Kriegswesen, sondern auch die Verwaltung der einzeln
Gebiete des Staates, soweit ihnen nicht die Selbstverwaltu
belassen war. Mitunter war die Zivilgewalt und die Militä
gewalt in einer Provinz oder einem Gau in den gleichen Händ
Das war, wie wir eben gesehen, bei dem jüngeren Kyros der Fa
Meist wurden die Funktionen getrennt, weil ihre Vereinigung
große Macht gegenüber der Zentralgewalt verschaffte.

Aber auch wo die Aemter getrennt waren, verlieh jedes v
ihnen seinem Träger eine für den Monarchen gefährliche Mach

Lange überwog in den alten Staaten die Naturalwirtscha
Die Landwirtschaft verblieb die überwiegende Erwerbs- und Au
beutungsquelle im Staate, und die Eroberer konnten vielfach na
Belieben über den Boden und die Arbeitskraft seiner Bebau
verfügen. Wurde unter diesen Umständen ein Staatsamt ve
liehen und galt es, seinen Träger für die damit verbundene Müh
waltung zu entschädigen und ihm einen Aufwand zu ermöglich
der ihm das nötige Prestige und die nötigen Machtmittel verlie
um sich durchzusetzen, dann war die nächstliegende und vielfa
einzig mögliche Methode die, das Amt mit entsprechendem Grun
besitz und den damit verbundenen Einnahmen auszustatten.

Aber damit wurde bewirkt, daß der Träger des Amtes sein
Besoldung und seine Machtmittel, nachdem ihm der Besitz einm
verliehen war, nicht vom König bezog, sondern sie aus seine
eigenen Besitz selbst herausholte. Es erstand daraus eine gro
Selbständigkeit der aristokratischen Beamten gegenüber de
Königtum; es erzeugte auch das Bestreben, den einmal gewo
nenen Grundbesitz in der Familie erblich zu machen. Da ab

der Grundbesitz nur demjenigen gebührte, der das Amt versah, wurde aus dem Streben nach Vererbung des Besitzes auch das nach Vererbung des Amtes. War zuerst der Grundbesitz nur als Zugabe zum Amt verliehen worden, so wurde jetzt das Amt zu einem Zubehör des Grundbesitzes.

Diese Entwicklung ist einer der wichtigsten Faktoren der Tendenz, alle Staatsämter oder überhaupt alle Aemter erblich zu machen, die mit Grundbesitz verbunden waren.

Sie ergriff auch die katholische Kirche, die im Mittelalter durch ihren gewaltigen Einfluß zum größten Grundbesitzer in den Staaten des katholischen Europa geworden war und ihre Funktionäre mit Grundbesitz entlohnte. Wäre diese Tendenz in der Kirche durchgedrungen, so hätte sie sich ebensosehr in feudaler Anarchie aufgelöst wie die weltlichen Staaten jener Zeit. Daß die Päpste sie erfolgreich zu unterdrücken vermochten, darauf beruhte ihr Absolutismus.

„Man kann sagen, das politische und ökonomische Geschick der Kirche sei im 11. Jahrhundert entschieden worden, als nach einem erbitterten Kampfe, den Papst Hildebrand (Gregor VII, 1073—1085 K.) begann[1]), das Zölibat dem Weltklerus aufgezwungen wurde. Das wirkliche Motiv dieser Politik war natürlich nicht asketischer, sondern ökonomischer Natur. Ihr Ziel ging dahin, sowohl die Aneignung von Kircheneigentum durch verheiratete Priester zu Familienzwecken wie auch die Schaffung erblicher Ansprüche auf kirchliche Pfründen zu verhindern." (J. M. Robertson, The Evolution of States, London, 1912, S. 235.)

Ausführlicher habe ich darüber bereits 1895 in meinen „Vorläufern des modernen Sozialismus", 2. Aufl. I., S. 51, 52, gehandelt. Durch Robertson wurde ich dann auf folgende erbauliche Tatsache aufmerksam gemacht: Urban II. ging so weit, Priestern, die sich von ihren angetrauten Frauen nicht trennen wollten, diese gewaltsam wegnehmen zu lassen, um sie Edelleuten oder Bischöfen als Mägde zu schenken. (S. 215.)

Natürlich konnten gegenüber dieser Tendenz ihrer Gesamtorganisation auch die Päpste nicht ihr eigenes Amt zu einem erblichen machen, so gerne mancher es getan hätte. Es blieb der Wahl unterworfen. Den Monarchen dagegen gelang es meist ebenso wie den von ihnen eingesetzten Würdenträgern, die Erblichkeit ihres Amtes tatsächlich durchzusetzen. Nur schwache Monarchien, wie die der deutschen Kaiser oder der polnischen Könige, konnten sich der Wahl durch den Adel nicht entziehen.

Erst seit dem Aufkommen des industriellen Kapitalismus wurde diese Erblichkeit für alle Aemter beseitigt. Nur vor dem obersten Amt hat diese Entwicklung in manchen Staaten noch bis jetzt haltgemacht, einem der letzten und absurdesten Reste aus der Feudalzeit.

---

[1]) Er war schon von Leo IX. (1048—1054) begonnen worden. K.

Aber schon lange vor der Herrschaft der kapitalistischen Produktionsweise hat die Entwicklung der einfachen Warenproduktion und des Geldwesens eine andere Einrichtung der Staatsverwaltung ermöglicht, die in gewissen Grenzen schon bei der Naturalwirtschaft einsetzte.

Die Belehnung der Aemter mit mehr oder weniger größerem Grundbesitz machte die großen Beamten des Staates, die meist aus den Familien des hohen Adels genommen wurden, sehr unabhängig von der Zentralgewalt im Staate und konnte unter Umständen förmlich zu einer feudalen Anarchie führen.

Die Monarchen trachteten daher bald danach, wo es ging, Staatsämter durch Personen zu besetzen, die für ihre Funktionen nicht ein für allemal mit Grundbesitz belohnt wurden, sondern vom König nur einen bestimmten Sold erhielten, der ihnen sofort entzogen wurde, sobald sie ihr Amt nicht zur Zufriedenheit verwalteten, und der auf keinen Fall einen erblichen Anspruch verleihen konnte.

Der Sold konnte in Naturalien bestehen. Aber diese sind zu schwer transportabel, als daß es möglich gewesen wäre, sie zum König und von dort wieder zum Beamten in die Provinz zu schaffen. Nur Beamte am Hofe, dem Haushalt des Königs, konnten ihren Sold in Naturalien direkt aus der königlichen Kammer beziehen. Auswärtige Beamte mußten auf Lieferungen und Leistungen ihrer Umgebung angewiesen werden. Das heißt, sie mußten ihr Gehalt oft erst selbst eintreiben, was ihre Abhängigkeit vom Monarchen etwas minderte und dafür die von dem nächsten Grundherrn mehrte.

In vollständige Abhängigkeit von Monarchen und vollständige Unabhängigkeit von jedem anderen Faktor kamen die Beamten erst, als die einfache Warenproduktion und mit ihr das Geldwesen weit genug entwickelt waren, daß der König Geldsteuern auferlegen konte und die Beamten mit Geld aus der königlichen Kasse besoldet wurden.

Je größer die Zahl der Beamten im Staate, die nicht mit Grundbesitz belehnt waren, sondern Sold von der Zentralgewalt bezogen, desto unabhängiger wurde diese von der Aristokratie.

Zu solchen Beamtenstellen brauchte sie keine Aristokraten zu nehmen. Ja, diese hätten es in der Regel als unstandesgemäß abgelehnt, gleich Banausen gegen Entgelt zu arbeiten. Als Grundherren oder Wucherer Bauern zu schinden, oder als Höflinge die Staatskasse zu plündern, verstieß nicht gegen ihre Grundsätze. Aber Arbeit gegen Entgelt zu verrichten, das erschien ihnen ebenso verächtlich, wie dem so stark mit ihnen fühlenden Sokrates.

Zu Hofbeamten wurden nicht selten Sklaven genommen, wenn sie sich verwendbar zeigten. Freigelassene Sklaven konnten unter Umständen zu den höchsten Aemtern steigen. Das gelang manchmal sogar Eunuchen.

Bekanntlich war der große Feldherr Justinians (527—565 u. Z.) Narses, ein Eunuch.

„Von dem häuslichen Dienst des Palastes und der Verwaltung des Privatschatzes wurde der Eunuch Narses plötzlich zum Befehl über ein Heer erhoben." (Gibbon.)

Als er nach großen Erfolgen bei der Kaiserin Sophie in Ungnade fiel und aus Italien, das er verwaltete, abberufen wurde, soll die Kaiserin ihm höhnend zugerufen haben, er solle nur wieder in das Frauengemach zurückkehren, von wo er herkomme.

Auch der mächtigste Mann im alten Persischen Reiche, unmittelbar vor dessen Zusammenbruch, war ein Eunuch, der Aegypter Bagoas, der sich unter Artaxerxes III. (359—338 v. Chr.) zum tatsächlichen Beherrscher Persiens emporschwang, und der das zerfallende Reich durch die Anwerbung massenhafter Söldnerscharen noch zusammenhielt. Schließlich wurde ihm sein Herr unbequem, er beseitigte ihn durch Gift, setzte an dessen Stelle Artaxerxes jüngsten Sohn, Arses, den er nach zwei Jahren (336) auch vergiftete, worauf er den Achämeniden Darius-Kodomannos, den letzten König der Perser, auf den Thron erhob. Auch den wollte er bald aus dem Wege räumen, doch kam der neue König diesem so gewalttätigen Minister dabei zuvor.

Ein derartiges Aufsteigen und selbstherrliches Gebaren aus der Niedrigkeit emporgestiegener Minister oder Feldherrn war natürlich eine Ausnahme. Allgemein aber war es, daß die Monarchen es liebten, die Werkzeuge ihrer Verwaltung den unteren Klassen zu entnehmen, um der Vormundschaft des Adels zu entgehen und dessen Macht einzudämmen. Am liebsten nahmen sie ihre Beamten aus den Reihen der Intellektuellen, freien oder unfreien, organisierten (in Priesterschaften) oder unorganisierten, die am ehesten über das zur Staatsverwaltung nötige Wissen, vor allem über Lesen und Schreiben, verfügten, das dem Kriegsadel oft eine fremde Kunst blieb.

In manchen alten Staaten des Orients hat sich frühzeitig ein gewaltiger Beamtenapparat entwickelt. Er wurde besonders ausgedehnt und übermächtig in China. In Aegypten reichen die Anfänge einer Bureaukratie bereits in die ältesten Zeiten zurück, von denen wir Kunde haben.

Wie straff zentralisiert dort die Bureaukratie war und wie sehr sie sogar die dörfliche Selbstverwaltung einengt, ist aus den ägyptischen Papyri deutlich erkennbar.

Fr. Preisigke berichtet darüber (Antikes Leben nach den ägyptischen Papyri, Leipzig, 1916):

„Als Alexander der Große Aegypten besetzte, stand an der Spitze jedes Gaues ein Nomarch mit ziviler und militärischer Gewalt. Jetzt wurden die Nomarchen auf zivile Tätlichkeit beschränkt, während die militärische Gewalt in jedem Gaue einem Offizier mit dem Titel Stratege übertragen wurde. Bald aber wurden dem Strategen auch wichtigere zivile Geschäfte zugewiesen, der Nomarch trat immer mehr in den Hinter-

grund, bis, und zwar schon in frühptolomäischer Zeit, der Stratege militärische und zivile Haupt des Gaues geworden war. Neben sich h der Stratege den königlichen Schreiber als den Chef des Gaufinanzwes An der Spitze jedes Dorfes stand zuerst ein Komarch, der zur Erledig des Kassen- und Rechnungswesen einen Dorfschreiber neben sich ha Später wurde der Dorfschreiber selbst das Haupt des Dorfes. Alle amten hingen vom Könige ab, dessen wichtigster Gehilfe der Fina minister war." (S. 24.)

Sogar die Dorfschreiber ernannte der Finanzminister. Gehalt wurde aus den Steuern der Dorfbewohner bezahlt.

Ueber den hier genannten saßen noch oberste Beamte Staates in der Reichshauptstadt, die wahrscheinlich direkt aus Staatskasse besoldet wurden.

Die Ausbildung eines derartigen Beamtenapparates brac die absolute Macht des Herrschers, der ihn bezahlte und von d er völlig abhing, auf ihren Höhepunkt.

Wohl gibt es stets moralische Mächte, die ihn mehr o weniger beeinflussen. Die Macht des Herkommens ist in al Gemeinwesen, in denen sich lange nichts Wesentliches ändert, e große Kraft, mit der auch der Stärkste nicht gern in Konfl gerät. Dem Einfluß seiner täglichen Umgebung vermag sich eb falls niemand zu entziehen, selbst nicht der widerhaarigste G selle. Und die Klugheit sagt, daß der Herrscher aus freudig Gehorsam der Untertanen mehr herauszuholen vermag, als a verdrossenem und nur mit Ingrimm ertragenem. Aber e materielle Macht, die sich dem Fürsten im Innern des Landes e gegenzustellen vermöchte, gibt es unter normalen Umständen dem Stadium nicht, das der Staat schließlich allenthalben Orient erreicht. Seine Zivilisation ist so alt, daß wir die jen Stadium vorhergehenden Gestaltungen des Staates dort vielfa gar nicht kennen, daß der Despotismus uns in seiner Geschic anscheinend als der Beginn des staatlichen Lebens im Orient scheint.

Dieses Stadium ist aber nicht bloß der Höhepunkt, sond auch der Endpunkt der Entwicklung der orientalischen Staat soweit diese aus den inneren Gegensätzen hervorgeht, die du die Staatsbildung hervorgerufen werden.

So schien es bis vor kurzem, als bilde der Despotismus einzige im Orient mögliche Regierungsform, seine „natürlic Regierungsform, wobei es zweifelhaft blieb, ob sie aus der Na des Landes oder aus der seiner Bewohner, aus ihrer Rasse h vorgehe, obwohl wir in der Geschichte Europas dieselben „Rass tätig finden, die manchen orientalischen Staaten ihren Stem aufgedrückt haben.

Die Skythen, die Perser, die Sanskrit sprechenden Erobe Indiens, waren ebenso Arier, wie Griechen, Römer, Germa Kelten. Bei den Juden hat man alle möglichen Rasseneig schaften entdecken wollen, aber die eine hat selbst der phanta

reichste Rassentheoretiker noch nicht bei ihnen gesehen, die der Neigung zu einem despotischen Regime.

Eher könnte man den orientalischen Despotismus aus der Natur der Länder ableiten, in denen er erwuchs. Aber nicht in der Weise, daß man ihn direkt aus ihm hervorgehen läßt, so daß, solange der Boden der gleiche bleibt, auch sein Produkt sich nicht ändern kann. Sondern in der Weise, daß man zeigt, daß in bestimmten Ländern unter denselben Bedingungen bestimmte Produktionsweisen erstehen, deren Zusammenstoß nicht nur den Staat erzeugt, sondern auch schließlich dessen despotische Form hervorruft, die so lange dauert, als jene Produktionsverhältnisse dauern. Daß der Staat im Orient über die despotische Form bisher nicht hinauskam, daß anscheinend sie seine letzte und höchste Form darstellte, rührt daher, daß die ökonomischen Bedingungen, auf denen er beruhte, es nicht gestatteten, daß eine höhere Produktionsweise aus ihnen hervorging.

Siebentes Kapitel.

Die ersten Klassenkämpfe.

a) Ausgebeutete schwach und gespalten.

Wir haben jetzt die gesellschaftliche und staatliche Basis kennengelernt, auf der die Klassengegensätze, die mit dem Staate notwendig verbunden sind, sich formen und ausgetragen werden — soweit sie zum Austrag kommen.

Vor allem müssen wir konstatieren, daß schon frühzeitig die Klassengegensätze nicht mehr so einfach sind, wie sie oft erscheinen. Vielfach glaubt man noch, es gebe immer und überall nur zwei Klassen, deren Kampf die ganze Geschichte in sich enthalte, mag man sie Reiche und Arme nennen, Herrscher und Beherrschte, Ausbeuter und Ausgebeutete.

Wir waren bei unseren obigen Ausführungen selbst öfter gezwungen, diese Ausdrücke zu gebrauchen. Aber so unentbehrlich die Abstraktionen sind, um manche Verhältnisse klar zu legen, so darf man bei ihrer Anwendung nie die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen vergessen, aus denen man sie durch Zusammenfassung gemeinsamer Merkmale schöpfte.

Wir haben bereits gesehen, wie selbst die herrschende und ausbeutende Klasse der Anfänge des Staates, obwohl sie nur aus einem Bund weniger Stämme besteht, sich rasch differenziert in Gemeinfreie, niederen und höheren Adel, über denen das Geschlecht des Monarchen mit seinen Höflingen wieder zu einer Klasse für sich wird, und neben denen sich konkurrierend Klassen und Stämme erheben, die nicht direkt durch die Tatsache der

Eroberung geschaffen werden, sondern allmählich aus ihren Konsequenzen herauswachsen, Priester, Bureaukraten, Kaufleute, Geldmenschen (Wucherer und Bankiers), teilnehmend an der Ausbeutung der Volksmasse und doch minderberechtigt (mit gelegentlicher Ausnahme der Priester unter besonderen Verhältnissen) gegenüber dem Kriegsadel und dem aus ihm stammenden Monarchen mit seinem Hofadel.

Unter ihnen allen steht die arbeitende Masse, die selbst wieder in die mannigfaltigsten Gruppen zerfällt von Sklaven, hörigen Bauern, zinspflichtigen, aber sonst freien Bauern, von freien Handwerkern, Künstlern, Naturkundigen, wie Aerzten, Astronomen usw.

In jedem Dorf arbeiten Menschen sowohl verschiedener Berufe, als auch verschiedener sozialer Stellung im gleichen Berufe nebeneinander. Verschiedene Dörfer wieder, oder doch verschiedene Gaue im Staate stehen unter verschiedenem Recht. Noch zahlreicher sind die Berufe und die sozialen Stellungen in den Städten, sind die Rechte und Pflichten der verschiedenen Städte, ja selbst der einzelnen Quartiere in den Städten. Sogar die einzelnen Straßen unterscheiden sich nach dem Beruf oder dem Volksstamm, dessen Mitglieder sie mit Vorliebe bewohnen.

Jede dieser Gruppen führt ein Leben für sich, steht in freundlichen und feindlichen Beziehungen zu anderen Gruppen. Diese Beziehungen werden keineswegs ausschließlich durch Klasseninteressen hervorgerufen. Fragen des Prestiges oder der Konkurrenz können Mitglieder der gleichen Klasse aufs bitterste entzweien — man denke nur an die Kämpfe der Zünfte untereinander im Mittelalter.

Diese Zersplitterung in kleine und kleinste, lokale und berufliche Gruppen ist ganz natürlich als Nachwirkung der Autarkie, des selbständigen Lebens der einzelnen kleinen Stämme, aus deren Zusammenfassung der Staat hervorgeht. Wohl versetzt er sie in eine ständige Gemeinschaft, wohl fördert er Handel und Verkehr zwischen ihnen, aber nur einzelne Berufe und namentlich die Herren-Klasse werden dadurch stark beeinflußt. Die ländliche Bevölkerung bleibt immer noch in hohem Grade in dörflicher Isolierung.

In der großen Stadt wieder bleibt der einzelne zuziehende Arbeiter lange isoliert unter einer ungeheuren Masse ihm fremder Menschen. Und er kommt schließlich nur in engeren Verkehr mit seinen nächsten Nachbarn. Das Mittel der Schrift, das im Staate aufkommt, bleibt den arbeitenden Massen für lange Zeit noch unzugänglich. Eine andere Methode der gegenseitigen Verständigung, als die des mündlichen, persönlichen Verkehrs, besteht für sie nicht.

Alle Gegensätze und Konflikte zwischen den Menschen äußern sich da nun im engsten Rahmen, sie werden nicht als notwendige

sondern als zufällige empfunden, nicht als Ergebnis allgemeiner ökonomischer Verhältnisse, sondern besonderer persönlicher Veranlagungen. Was zutage tritt sind nicht Kämpfe von Klassen, sondern ethische Kämpfe gegen die Schlechtigkeit einzelner Personen, etwa der Bauern gegen die Hartherzigkeit ihrer Grundherrn und Wucherer, oder dieser gegen die Faulheit und Bosheit ihrer Arbeiter und Schuldner.

Bis heute ist man diese ethische Auffassung von Klassengegensätzen nicht los geworden.

Sie führt aber im alten Orient zumeist nicht zu einem ethischen Kampfe, sondern nur zu ethischer Entrüstung. Denn den ausgebeuteten Klassen fehlt da gar sehr die Kampffähigkeit. Besäßen sie die Bauern, wäre es zur Staatsgründung gar nicht gekommen. Im einmal begründeten Staate werden sie erst recht wehrlos gemacht und aller Widerstandskraft beraubt.

Wird einmal der Druck der Herren zu unerträglich, dann können sie sich wohl dazu hinreißen lassen, sich gegen ihn zu erheben. Aber es sind bloße Ausbrüche wilder Verzweiflung, ohne jede Aussicht auf Sieg. Den einzigen Faktor, der ihnen Erfolg bringen könnte, die große Ueberzahl der Ausgebeuteten gegenüber den Ausbeutern, können sie nicht zur Geltung bringen, denn die einzelnen Dörfer bleiben isoliert und nie ist es die Gesamtmasse der Bauern im Staate, sondern sind es stets nur einzelne Dörfer, die sich empören, ohne Vorbereitung, ohne Waffen, ohne Führung gegen die Herren, die geringer an Zahl, aber wohlbewaffnet, organisiert und geführt und stets bereit zum Dreinschlagen sind. So werden die Empörungen der Bauern in der Regel in einem Blutbad erstickt. Sie bezeugen starke Klassengegensätze, aber auch die Unmöglichkeit eines ständigen Klassenkampfes, einer Hebung der Unterdrückten durch ihn.

Nicht besser als in den Dörfern steht es mit den arbeitenden Massen in den Städten. Diese stehen ökonomisch, politisch, militärisch in vollster Abhängigkeit von der Herrenklasse. Ihren Ausgangspunkt und Kern bildet in der Regel ein Militärlager, später auch ein Hoflager der Herrenklasse, sowohl im Mittelpunkt des Reichs wie in den Hauptstädten der Provinzen. Es hängt vielfach ganz vom Belieben der Herrscher oder der Statthalter ab, wo die Stadt angelegt wird. Leicht wird sie verlegt, namentlich wenn ein neuer Herrscher aufkommt, der für die Bauten seiner Vorgänger wenig Sympathie zeigt, denn jeder will sein persönliches Prestige durch Bauten erhöhen, die er selbst unternimmt.

Wir haben oben von dem Reich Kasembe im inneren Afrikas berichtet, das selbst nur ein Lehnstaat des großen Reichs des Muata Jamvo war. Von diesem berichtet Ratzel:

„Jeder neue Muata Jamvo (Herrscher) baut sich alsbald (nach dem Tode seines Vorgängers) eine neue, seine Hütten und Höfe umschließende Kipanga (Einzäunung), um welche ihrerseits dann die Lukokescha (das

weibliche Staatsoberhaupt, das in dem Staate neben dem Muata Jamvo herrscht K.) und der ganze Hof sich neu ansiedeln, so daß mit jedem Regierungswechsel auch ein Wechsel der Hauptstadt Hand in Hand geht. Aber die Hauptstädte oder Mussumba (großes Lager) der Muata Jamvo sind alle nicht sehr weit voneinander auf der fruchtbaren Ebene zwischen den Flüssen Kalangi und Luisa gelegen." (Völkerkunde, I., S. 566.)

Sollte der gelegentliche Wechsel in der Lage der Städte nicht teilweise darauf zurückzuführen sein, daß die ständige Anhäufung größerer Menschenmassen auf engem Raum den Boden und das ihm entnommene Trinkwasser schließlich auf schlimmste verseucht haben muß, solange es keine Mittel der Entfernung der Fäkalien und Abfälle und keine Wasserleitungen gab[1])?

Bei entwickelter Bautechnik ist die Verlegung der Residenz natürlich nicht so einfach, wie bei dem Volk der Muata Jamvo mit seinen Binsenhütten. Aber selbst auf der Stufe riesenhafter Stein- oder Ziegelbauten, in Aegypten wie in Mesopotamien, finden wir immer noch zeitweise Verlegung der Residenz.

Daneben auch zeitweise Verlegung des Hoflagers von einer Residenz in die andere.

Von den Persern berichtet Heeren (Ideen usw., I., 1., S. 332):

„Das ganze übrige Privatleben der Persischen Könige zeigte noch immer das Bild ihrer früheren Lebensart und glich einem, auf den höchsten Grad des Luxus getriebenen Nomadenleben. Auch selbst nach dem Uebergange zu festen Wohnsitzen erloschen die Spuren davon nicht gänzlich. Man sah sie besonders in der Verwechslung des Aufenthaltes nach den bestimmten Zeiten des Jahres. So wie einst die nomadischen Stammfürsten mit ihren Horden, so zogen auch noch die Könige Persiens mit ihrem Hoflager bei dem Wechsel der Jahreszeiten von der einen Hauptstadt ihres Reiches zur andern. Die drei Hauptstädte Susa, Babylon und Ekbatana genossen jede jährlich das Vorrecht, sie auf einige Monate zu besitzen. . . . Jene Züge geschehen aber mit so unermeßlichem Gefolge, daß sie großen Heereszügen gleichen. . . . Ein zahlreiches bewaffnetes Gefolge macht bei den Großen des Orients stets einen Teil des Hofstaates aus. Bei den Königen erwuchs dieses aber zu einem förmlichen Heer. Diese Einrichtungen finden sich auch unverändert bei den Herrschern des neueren Asiens wieder."

Diese Wechsel der Residenz bedeuteten etwas ganz anderes, als etwa die Reisen eines Souveräns unserer Zeit. Diese bringen

---

1) Diese meine Annahme hab ich bestätigt gefunden durch einige Bemerkungen im ersten Band von Cunows Wirtschaftgeschichte. Er weist dort wiederholt darauf hin, daß manche Stämme von Nomaden ständige Wohnsitze haben könnten. Sie wechseln sie zeitweise, nicht wegen Mangels an Nahrung oder Weidegrund, sondern wegen der Verpestung des Bodens durch die Anhäufung von Abfällen, sowie von menschlichen und tierischen Fäkalien. Z. B. sagt er von den Kalmüken:

„Allerdings wechseln sie oft ihre Wohnsitze, aber meist geschieht das wie bei den Kaffern, nur deshalb, weil sich bei ihren Jurten (Zelten) Düngermoraste bilden und viel lästiges Ungeziefer sich dort einfindet." (S. 524.)

ökonomisch kaum irgendwelche Verschiebungen mit sich. Wenn dagegen der König von Persien mit seinem ganzen Haushalt, seinem ganzen Harem, seinen Höflingen, seinem Heer reiste, so folgte ihm eine ungeheure Schar von Existenzen, Handwerkern und Händlern, Künstlern und Gelehrten, die direkt oder indirekt für den Hof und das Heer arbeiteten und von ihm in Nahrung gesetzt wurden, meist in Konkurrenz mit Sklaven. Sie alle waren vom König ökonomisch abhängig, von dem Grade seines Luxus, das heißt, seiner Ausbeutung des Staates. Ohne diesen Luxus, diese Ausbeutung war die Existenz der städtischen Bevölkerung aufs äußerste gefährdet.

Politisch und ökonomisch von der staatlichen Zentralgewalt abhängig, fand sich diese Bevölkerung auch stets einer furchtbaren Kriegsmacht gegenüber, die den König umgab. Und ähnlich stand es mit den Hauptstädten der Provinzen, in denen die Satrapen des Königs mit den Garnisonen saßen, über die sie verfügten.

So waren die Städte des Orients in der Regel unfähig, sich die Selbstverwaltung zu erringen, die sich die Dörfer lange Zeiträume hindurch zu erhalten wußten.

Max Weber hat die Unfreiheit der Städte des Orients sehr gut erfaßt und dargestellt. In seinem Buch über „Wirtschaft und Gesellschaft" sagt er darüber unter anderem:

„Der chinesische, wie der mesopotamische und gelegentlich sogar noch der hellenische Kriegsfürst legt die Stadt an und verlegt sie wieder, siedelt nicht nur darin an, wer sich ihm freiwillig bietet, sondern raubt nach Bedarf und Möglichkeit das Menschenmaterial zusammen. Am stärksten in Mesopotamien, wo die Zwangsiedler zunächst den Kanal zu graben haben, der die Entstehung der Stadt in der Wüste ermöglicht. Weil er dabei mit seinem Amtsapparat und seiner Beamtenverwaltung ihr absoluter Herr bleibt[1]), entsteht entweder gar kein Gemeindeverband oder nur dürftige Ansätze eines solchen." (S. 533.)

Und früher schon heißt es:

„Eine Stadtgemeinde im vollen Sinne des Wortes hat als Massenerscheinung nur der Okzident gekannt . . . die Städte Asiens waren es (das heißt Stadtgemeinden mit Selbstverwaltung K.), vereinzelte mögliche Ausnahmen abgerechnet, soviel heute bekannt, überhaupt nicht oder nur in Ansätzen." (S. 523.)

Die asiatischen Städte hatten nicht eigene Gerichte, eigenes Recht, eigene Polizei, wie die des Abendlandes.

„Unbekannt oder nur in Ansätzen bekannt war ihnen die autonome Verwaltung, vor allem aber — das ist das Wichtigste — (war ihnen unbekannt) der V e r b a n d s charakter der Stadt und der Begriff des Stadtbürgers im Gegensatz zum Landmann." (S. 523.)

„Ein Stadt b ü r g e r recht im Sinne der Antike und des Mittelalters gab es nicht und ein Korporationscharakter der Stadt als solcher war unbekannt . . . . Weit entfernt, daß etwa, wie im mittelalterlichen und antiken Okzident die Autonomie und die Beteiligung der Einwohner an

[1]) Nicht zu vergessen den kriegerischen Apparat. K.

den Angelegenheiten der lokalen Verwaltung in der Stadt . . . stärker entwickelt gewesen wäre, als auf dem Lande, traf regelmäßig gerade das Umgekehrte ein. . . . Die Dorfgemeinde Indiens und der russische Mir hatten höchst eingreifende Zuständigkeiten, die sie, der Tatsache nach, bis in die neueste Zeit, in Rußland bis zur Bureaukratisierung unter Alexander III. so gut wie völlig autonom erledigten. . . . Davon war in der asiatischen Stadt, weil sie regelmäßig der Sitz der hohen Beamten oder Fürsten des Landes war, gar keine Rede; sie lag direkt unter den Augen ihrer Leibwachen." (S. 524.)

Es ist von größter Wichtigkeit, den Unterschied zwischen der orientalischen und der abendländischen Stadt zu erkennen. Auf ihm beruht in hohem Maße der Unterschied im Charakter der orientalischen und der abendländischen Geschichte. Niemand hat diesen Unterschied besser herausgearbeitet, als Max Weber. Damit lieferte er einen bedeutenden Beitrag zu einer materialistischen Auffassung der Geschichte, die er freilich ablehnte. So gut er die Unterschiede zwischen Okzident und Orient sah, die Triebkräfte, die zu diesen Unterschieden führten, hat er nicht klar aufgedeckt.

Daß sich die Bewohner einer Stadt, soweit sie zur gleichen Klasse gehörten, zusammentaten, um gemeinsam in zähem, unermüdlichen Kampfe ihre Interessen zu wahren, ihre Rechte zu erweitern und ihre soziale Lage zu verbessern, war im Orient ausgeschlossen.

Die Bewohner einer Straße oder eines Gewerbes konnten sich unter Umständen zusammentun, wenn ein plötzlicher Mißstand oder eine gelegentliche Verfügung irgendeines untergeordneten Organs sie erregte, um zu demonstrieren oder ihrem Unmut lauten Ausdruck zu geben. Aber man tat es nur, um das Auge höherer Beamter oder gar des Königs selbst auf sich zu lenken, damit er Dinge erfahre, die ihm sonst unbekannt blieben, nicht um ihm etwas abzutrotzen.

Soweit zünftige Organisationen gestattet wurden, blieben sie ohne Kraft und ihre Befugnisse waren sehr eingeengt. Die Vereinigung der Zünfte zu einem Gesamtkörper, einer Klassenorganisation, war ausgeschlossen, wie die Despoten überhaupt jede selbständige Organisation größeren Umfangs als die größte Gefahr für den Staat, das heißt, für sich fürchteten, so daß sie stets eifersüchtig darüber wachten, nichts derartiges aufkommen zu lassen.

Wenn die Massen der Stadt sich in der Oeffentlichkeit zusammenfanden, sei es bei regelmäßigen Gelegenheiten, z. B. Volksfesten, sei es bei unerwarteten Veranlassungen, namentlich großen Katastrophen, bei denen Neugier oder Furcht alle auf die Straßen trieb, zeigten sie alle jene Merkmale, die Gustave Le Bon (La psychologie des foules, Paris 1895) als Charakteristikum der Volksmasse überhaupt betrachtet, die in der Vereinigung völlig unberechenbar, launenhaft, sinnlos tätig sei. Er übersah, daß das bloß von nichtorganisierten großen Massen von Menschen gilt, die

einander unbekannt, fremd sind und nur durch bloße Gerüchte, durch einen zufälligen Impuls auf die Straße getrieben und erregt werden.

In der orientalischen Großstadt wurden die Bedingungen großer Massenbewegungen gegeben, gleichzeitig aber durch den orientalischen Despotismus alle Möglichkeiten unterbunden, die ein zweckmäßiges Handeln dieser Massen ermöglicht hätten. Wie gelegentliche Verzweiflungsausbrüche mancher Dörfer, konnten auch gelegentliche Unruhen in der Stadt kaum anders enden, als in blutiger Niederschlagung. Siegte aber einmal doch die Volksmasse, etwa infolge einer Kopflosigkeit der Behörden, so wußte sie mit dem Siege nichts anderes anzufangen, als Plünderung und Zerstörung, was erst recht zum Zusammenbruch der Sieger führen mußte.

Von irgendeinem stetigen Kampf um neue politische oder soziale Ziele war dabei keine Rede.

Als ein Beispiel solcher Unruhen, wie sie die Stadt des Orients kennzeichnen, mag ein Vorfall dienen, der sich 390 unserer Zeitrechnung unter dem Kaiser Theodosius in Thessalonika ereignete (heute Saloniki, damals ganz einem orientalischen Despotismus unterworfen).

Der Kaiser hatte sich zu einem scharfen Vorgehen gegen Päderasten veranlaßt gesehen. In Thessalonika wurde daher ein sehr populärer Zirkuskutscher verhaftet, weil er einem schönen Jüngling nachgestellt hatte, der bei dem Befehlshaber der illyrischen Truppen, Butherich diente.

„Als in der nächsten Zeit öffentliche Wagenrennen stattfinden sollten, forderte das Volk seine (des verhafteten Wagenlenkers) Freilassung, damit er bei denselben mitwirken könne, doch wurde sie verweigert. Da brach der Pöbel, dem die Freude an den Zirkusspielen eines der wichtigsten Lebensinteressen war, in einen wilden Aufstand aus, und Butherich wurde dabei erschlagen."

Und das Resultat der Empörung?

„Der Kaiser gab den Befehl, das Volk von Thessalonika, wenn es bei seinen geliebten Spielen im Zirkus versammelt sei, wahllos niederzuhauen. Mit unheilvoller Eile wurde dies ausgeführt. Ueber zwei Stunden lang wüteten die Soldaten unter der dichtgedrängten Menge, und ohne nach Schuld oder Unschuld zu fragen, mordeten sie hin, was ihnen vor das Schwert kam. Man schätzt die Zahl der Opfer auf nicht weniger als 7000." (Seeck, Geschichte des Unterganges der antiken Welt, V., S. 229, 230).

Dies ein Pröbchen davon, aus welchen Veranlassungen unter dem orientalischen Despotismus städtische Unruhen entstanden und wie sie meist endeten.

Manche Städte mochten sich unter dafür günstigen Verhältnissen als unbändig erweisen :

„Vom ersten Augenblick ihrer Gründung an erscheinen die beiden Lagerstädte der irakisch-persischen Provinz, Bassra und Kufa, als Sitz

einer unruhigen, launenhaften und aufrührerischen Bevölkerung." (A. Müller, Der Islam, I., S. 290.)

Diese Städte waren so groß und bedeutend, daß ihre steten Unruhen die Staatsgewalt ernstlich schwächten. Aber nicht vermehrte Selbstverwaltung und Freiheit erwuchs daraus, sondern nur eine Förderung endloser Bürgerkriege zwischen allen möglichen Thronprätendenten.

Ganz anders, als in den Städten des orientalischen Despotismus sind heute in unseren Städten die Bedingungen für Massenbewegungen. Diese Bewegungen werden immer mehr organisierte, auf politische und soziale Ziele gerichtete.

Aber auch in den modernen Städten gibt es immer noch Gelegenheiten, bei denen unorganisierte Massen ohne solche Ziele zusammenkommen. So bei großen sportlichen Veranstaltungen. Solche Massen weisen unter Umständen auch heute noch die Merkmale des früheren „Pöbels" auf, wenigstens dort, wo Tagediebe der verschiedensten Klassen in ihnen überwiegen. Wenn irgend etwas Unvorhergesehenes sie reizt, etwa das Ausbleiben oder Versagen eines Lieblings, auf den hoch gewettet wird, ergreift auch solche Massen oft wilde Wut, die sich in sinnlosen Zerstörungen, etwa Niederreißung oder Einäscherung von Tribünen äußert.

Niemand wird in solchen Ausbrüchen Aeußerungen bewußter Klassengegensätze sehen.

Für die unteren Klassen waren also die Bedingungen für die Führung von Klassenkämpfen im alten Orient sehr schlecht.

b) Buhlen um die Gunst des Herrschers.

Besser waren die ausbeutenden Klassen daran. An Zahl geringer, konnten sich dadurch schon die Mitglieder jeder Klasse leichter zusammenfinden. Ueberdies waren sie oft von vornherein durch Verwandtschaft und Stammeszugehörigkeit, die im Staate zu einer Standeszugehörigkeit wurde, straff organisiert und der ganze Staatsapparat wirkte für sie, nicht gegen sie.

Andere der ausbeutenden Klassen, die nicht identisch waren mit dem erobernden Stamm, sondern sich neben ihm aus den ökonomischen Verhältnissen bildeten, die der Staat schuf, Kaufleute, Wucherer, Priester, bildeten berufliche Organisationen von ganz anderer Kraft, als die Zünfte der Handwerker, da sie Faktoren des staatlichen Lebens monopolisierten — die einen das Wissen, die anderen das Geld. Und sie konnten sich leichter, als die Zünfte, überlokal, national verbünden, da sie der Künste des Lesens und Schreibens mächtig waren.

Den Bewegungen der unteren Klassen standen die verschiedenen Klassen der Ausbeuter zumeist gemeinsam ablehnend, oft in bitterster Feindschaft gegenüber. Waren doch die arbeitenden Klassen der gemeinsame Nährboden, aus dem jede der

oberen Klassen ihre Existenzbedingungen sog. Allerdings nicht jede in gleicher Weise. Maßregeln, die bloß eine der ausbeutenden Klassen begünstigten und die das Huhn zu schlachten drohten, das die goldenen Eier legte, mochten wohl die Gegnerschaft und Abwehr der anderen Ausbeuter finden, die an den goldenen Eiern mit interessiert waren.

Doch nahmen die meisten Ausbeutungsverhältnisse höchst zersplitterte Formen an, verschieden für die verschiedenen Dörfer, die verschiedenen Straßen der Stadt, die verschiedenen lokalen Gewerbe.

Das hemmte ausgedehnte Klassenkämpfe auch der oberen Klassen und zwischen den oberen Klassen.

Ueber ihnen allen aber stand die staatliche Zentralgewalt, immer unabhängiger von ihnen und immer bestimmender für die Verhältnisse der Klassen zueinander.

Jeder Klassenkampf ist ein politischer Kampf, sagt schon das kommunistische Manifest.

Die Klassen und der Staat sind gemeinsam entstanden. Beide sind das Produkt desselben Vorgangs. Sie bleiben auch aufs engste voneinander abhängig. Jede Veränderung in den Machtverhältnissen der Klassen wirkt auf die Staatsgewalt zurück und umgekehrt jede Veränderung im Staate — die allerdings in letzter Linie immer ökonomisch bedingt ist — auf die Machtverhältnisse der Klassen.

Solange die Aristokratie direkt herrscht, der König von ihr abhängig ist, andere Ausbeuter daneben noch wenig zu sagen haben, ist das Verhältnis der Klassen zueinander im Staate ein sehr einfaches und wenig umstrittenes, da die Macht der Aristokraten durch die Unterworfenen doch nicht zu brechen ist.

Das ändert sich, sobald die Klassenzahl im Staate wächst und die staatliche Zentralgewalt unabhängiger von den oberen Klassen wird. Nun erscheint es möglich, daß eine Klasse gegen die andere einen Vorteil erlangt, nicht durch die Gewinnung eigener neuer Kraft, sondern durch die Gewinnung der Gunst des Staatsoberhauptes.

Das Wettrennen um die Gunst des Herrschers, das wird nun der Inhalt der Politik aller Klassen, der Inhalt aller Politik, auch der unteren Klassen. In Rußland pflegten die Bauern vom Tschinownik, dem Beamten, sowie vom Grundherrn an den Zaren zu appellieren, der leider ebenso weit war, wie der Himmel hoch.

Auch diese Politik war zum Teil ein Ergebnis von Klassengegensätzen, die sich in ihr äußerten. Sie konnte eine Form des Klassenkampfes werden. Doch mußte man besonders genau zusehen, um in diesem Buhlen der verschiedenen Klassen um die Gewinnung der Unterstützung des Staatsoberhauptes noch einen Kampf und noch einen Klassencharakter zu entdecken. Dieser Wettlauf der Servilität verlor bei den unteren Klassen natürlich

nicht den Charakter kleinlicher lokaler und lokalzünftiger Wünsche und nahm bei den oberen Klassen ganz den Charakter persönlicher Streberei an.

Dies Treiben drehte sich immer mehr nur um eine Person, die des Herrschers. Es wurde ein direktes Umschmeicheln, wenn man in der Lage war, zu ihm zu gelangen. Ein indirektes, wenn man nur zu einer jener Personen vordrang, die ihn repräsentierten, seinen Willen ausführten.

Wer ein solches Getriebe betrachtet, kommt leicht zu der Ansicht, hier handle es sich gar nicht um die Gegensätze ökonomisch sehr bestimmter Klassen, sondern nur um die ganz subjektiven und meist unberechenbaren einzelner Persönlichkeiten.

Die Mittel, den Herrscher zu beeinflussen und auf diese Art Politik zu machen, waren natürlich für die verschiedenen Klassen, ihrer Eigenart entsprechend, sehr verschieden.

Den unteren Klassen blieb nur übrig, zu bitten oder zu demonstrieren, ihre verzweifelte Lage zur Schau zu stellen. Auch die verschiedenen Empörungen dienten keinem anderen Zweck, soweit sie überhaupt einen Sinn hatten und nicht ganz triebartig aus aufreizenden Situationen herauswuchsen.

Den Geldleuten lag es nahe, wie alles, so auch die Gunst des Monarchen zu kaufen. Oft wurden sie direkt dazu aufgefordert, wenn er gerade in Geldnöten war — kein Ausnahmsfall. Aber nur die Reichsten der Geldleute verfügten über Schätze, die groß genug waren, den Reichsten der Reichen zu bestechen, den Beherrscher eines mächtigen und blühenden Staates.

Doch kam es ja im Staate nicht auf den Willen des Monarchen allein an. Was man schwarz auf weiß besitzt, kann man zwar getrost nach Hause tragen, aber wenn ein Herrscher ein Edikt erlassen hat, ist damit noch lange nicht gesagt, daß es ausgeführt wird. Vieles kommt auf den Eifer und das Verständnis der unteren Beamten an. Wenn man in der Geschichte auf den Erlaß eines Monarchen stößt, der befiehlt, diesen oder jenen Mißbrauch abzuschaffen, so darf man nicht, wie mancher Historiker tut, daraus schließen, jener Monarch habe den Mißbrauch wirklich abgeschafft. Mit Sicherheit sagt uns der Erlaß nur, daß der Mißbrauch so lange bestand, bis der Herrscher von seinem Bestehen Kunde erhielt.

Je tiefer der Beamte in der Rangstufe steht, um so schlechter ist er bezahlt. Um so geringer die Summe, die erheischt ist, ihn irgend einem Geldgeber willfährig zu machen.

Andererseits kann man auch auf den Monarchen selbst oft mit geringeren Kosten indirekt wirken, als direkt, durch Erkaufung der Fürsprache von Leuten seiner Umgebung, einer Favoritin, eines Höflings, eines Kammerdieners, eines Eunuchen.

Ist die B e s t e c h u n g ein Hauptmittel der Geldleute, um auf die Staatsgewalt zu wirken, so hat der Kriegsadel dieses Mittel

weniger nötig, er verfügt auch weniger darüber. Dafür ist er vom gleichen Stamme, wie der König, die Mitglieder des Kriegsadels sind teils sogar Verwandte des Monarchen, zum Teil gehören sie zu seiner ständigen Umgebung, zum Teil sind sie doch mit Personen dieser Umgebung verwandt, verschwägert, befreundet. So findet jeder Adelige Fürsprecher, von denen er hoffen kann, daß sie seine Anliegen zur Kenntnis des Großherrn bringen. Um so mehr ist das dort der Fall, wo ganze große Adelsgeschlechter oder Fraktionen, Parteien, gemeinsame Wünsche vorzubringen haben.

Im Despotismus ist die Intrige die beliebteste politische Waffe des Adels, wie die Bestechung die der Geldleute.

Doch selten ist ein Fürst imstande, die Appetite aller seiner Großen ausreichend zu befriedigen, um so mehr, da sie mit dem Essen wachsen. Auch sind ihre Interessen oft zu gegensätzlich, als daß er ihnen allen ohne Unterschied gerecht werden könnte. Er sieht sich nicht selten gezwungen, die einen oder die anderen vor den Kopf zu stoßen. Es gibt auch Fürsten, die geizig sind oder neidisch, argwöhnisch, boshaft, oder einfach dumm. Aus Vorkämpfern und Werkzeugen der Interessen der herrschenden Klassen können sie zu einer Gefahr für diese werden oder doch für einzelne ihrer Mitglieder. Ein Fürst dieser Art kann durch seine Politik die Sicherheit des ganzen Staates bedrohen. Er verfügt stets über die Mittel, einzelne Persönlichkeiten aus dem Wege zu räumen, wenn sie ihm unbequem oder gefährlich erscheinen. Er bedarf oft keines umständlichen gerichtlichen Verfahrens, das dem Angeklagten doch bestimmte Garantien gibt.

Von Wüterichen auf dem Thron wird viel weniger die Masse der arbeitenden Klassen bedroht, als die nächste Umgebung des Staatsoberhauptes, seine Generäle, seine Minister, seine Verwandten.

Gerade diese sind ihrerseits wieder am ehesten in der Lage, dem ihnen drohenden Verderben zuvorzukommen. Nicht selten geht von ihren Kreisen selbst die Initiative aus, einen Fürsten, den sie nicht nach Belieben dirigieren können, durch einen anderen, willfährigeren zu ersetzen. Mitunter wird der Empörer selbst zum Usurpator. Je nach den Mitteln, über die die Gegner des Herrschers verfügen, greifen sie zum Meuchelmord oder zur bewaffneten Erhebung.

Empörungen dieser Art darf man mit den Aufständen der unteren Klassen nicht verwechseln, doch kann eine Insurrektion der Aristokraten manchmal eine Erhebung im Volke fördern.

Die Insurrektionen des Kriegsadels sind oft wohl vorbereitet und sehr erfolgreich. Das gleiche gilt von den Palastrevolutionen des Hofadels.

Doch ändern derartige Umwälzungen auch im Falle des Erfolges ebensowenig am Charakter des Staates, als die Verzweif-

lungsaufstände der Ausgebeuteten es vermögen. Die Persönlichkeit des Herrschers, das Personal seiner Umgebung wechselt, der Despotismus bleibt und mit ihm sein Regierungsapparat.

Demonstrationen und Verzweiflungsausbrüche auf der einen Seite, Bestechung, Intrige, Meuchelmord, Staatsstreich, Bürgerkrieg auf der anderen, das sind die Methoden der politischen Betätigung im despotischen Staat. Diese Betätigung ist selten ein ausgesprochener Klassenkampf. Sie ist auch nicht immer in letzter Linie auf einen Klassengegensatz zurückzuführen. Oft sind die Gegensätze, die um die Beeinflussung oder den Besitz der Staatsmacht ringen, bloß lokaler, beruflicher oder sogar nur persönlicher Natur.

Ist auch jeder Klassenkampf seiner Natur nach ein politischer Kampf, ein Kampf um politische Ziele, oder doch mit politischen Wirkungen, so besagt das keineswegs, daß jeder politische Kampf ein Klassenkampf ist. Allerdings gibt es wenige politische Kämpfe. die nicht auch die Verhältnisse von Klassen beeinflussen. Der Staat und die Klassen bedingen einander, stehen in ununterbrochener Wechselwirkung miteinander.

c) Unbeweglichkeit des Orients trotz aller Unruhe.

Nie wird im alten Orient das Ziel des politischen Kampfes ein gesellschaftlich revolutionäres, auf Herbeiführung einer höheren Gesellschaftsordnung gerichtetes, nicht einmal dort, wo er aufs intensivste gesteigert wird zum bewaffneten Aufstand mit dem Ziele des Umsturzes der gegebenen Staatsmacht.

Wir haben gesehen, solche Aufstände werden im Orient in der Regel nur dort erfolgreich, wo sie von den Großen des Reiches ausgehen, die sich nicht empören, um einem gegebenen Ausbeutungsverhältnis ein Ende zu machen, sondern nur, um sich selbst an Stelle anderer Nutznießer dieses Verhältnisses zu setzen.

Diese Empörer sind sozial konservativ.

Die unteren ausgebeuteten Klassen dagegen, die alles Interesse daran hätten, das Joch der Knechtung und Ausbeutung abzuwerfen, sind viel zu schwach, das auch nur zu versuchen. So weit ihre Empörungen sich überhaupt Ziele setzen, sind diese in der Regel kleinlicher Natur und nicht danach angetan, die gegebenen Klassenverhältnisse irgendwie umzuwälzen.

Gelegentlich hat es allerdings sogar im Orient Erhebungen der unteren Klassen gegeben, die glückten und einen sozialen Umsturz herbeiführten. Aber nicht für lange. Und eine neue Produktionsweise führten sie nicht herbei. Bald waren die alten Zustände wieder hergestellt. Es fehlten eben alle Bedingungen zu einer sozialen Neugestaltung.

In seiner „Weltgeschichte" veröffentlicht Delbrück ein merkwürdiges Dokument, „die Klage eines ägyptischen Priesters", von

der er annimmt, sie stamme aus der Zeit ums Jahr 2400 v. Chr., als in Aegypten die Regierung gestürzt wurde. Delbrück sieht in dem Schriftstück eine Beschreibung dieser Revolution.

Der ägyptische Priester klagt:

„Die Listen sind fortgenommen, die Sackschreiber sind ausgetilgt und jeder kann sich Korn nehmen, wie er will. Die Bureaus stehen offen, die Personenlisten sind weggenommen und Untertanen gibt es nicht mehr. In den Gerichtssälen gehen die Geringen ein und aus und das Haus der Dreißig (der höchste Gerichtshof) ist entblößt — (verödet? K.) Jede Stadt sagt: wir wollen die Starken (die Herren? K.) aus unserer Mitte jagen, und nun dreht sich das Land, wie eine Töpferscheibe tut: die hohen Räte hungern und die Bürger müssen an der Mühle sitzen, (und mahlen K.), die Damen gehen in Lumpen, sie hungern und wagen nicht zu sprechen, die Söhne der Vornehmen sind nicht mehr zu erkennen und ihre Kinder wirft man auf die Straße und schlägt sie an die Mauer."

„Die Sklavinnen können das große Wort führen, Raub und Mord herrschen im Lande, die Städte werden zerstört, die Gräber erbrochen und die Bauten verbrannt. Man wagt nicht mehr zu ackern, man baut nicht mehr und Holz wird nicht mehr ins Land gebracht. Das Land ist wüst wie ein abgeerntetes Flachsfeld; es gibt kein Getreide mehr und vor Hunger raubt man den Schweinen das Futter. Niemand achtet mehr auf Reinlichkeit, man lacht nicht mehr und die Kinder sind des Lebens überdrüssig. Der Menschen werden weniger, die Geburten nehmen ab und schließlich bleibt nur der eine Wunsch, daß doch alles zugrunde gehen möge."

„Die Beamten sind abgetan, sind verjagt, kein Amt ist mehr an seinem Platze und das Land wird von wenigen sinnlosen Leuten des Königstums beraubt. Und nun beginnt das Reich des Pöbels, er ist obenauf und freut sich dessen in seiner Weise. Er trägt das feinste Leinen und salbt seine Glatze mit Myrrhen, hat ein großes Haus und Speicher, dessen Korn freilich einem anderen gehört hatte. Er hat Herden und Schiffe, die auch einmal einen anderen Besitzer hatten. Sonst ging er selbst als Bote, jetzt freut es ihn, andere auszuschicken. Er schlägt die Harfe und seine Frau, die sich früher im Wasser besah, paradiert jetzt mit einem Spiegel. Auch seinem Gotte, um den er sich sonst nicht kümmert, spendet er jetzt Weihrauch — allerdings den Weihrauch eines anderen."

„Während so jene, die nichts hatten, reich geworden sind, liegen die einstmaligen Reichen schutzlos im Winde ohne Bett, zerlumpt und durstig. Der nichts hatte, besitzt jetzt Schätze und ein Fürst lobt ihn, selbst die Räte des alten Staates machen in ihrer Not den neuen Emporkömmlingen den Hof." (S. 49, 50.)

Vieles in dieser Klage eines Verehrers des vor mehr als 4000 Jahren gestürzten Regimes erinnert uns an weit näher liegende Verhältnisse. Allerdings nicht die überraschende Bemerkung, daß die armen Leute sich um ihren Gott nicht kümmerten. Nur die reichen Leute scheinen sich damals den Luxus der Frömmigkeit erlaubt zu haben. Offenbar deshalb, weil die Gunst des Gottes nur mit reichlichen Gaben zu erkaufen war. Wer nichts zu bringen vermochte, hatte keine Aussicht auf Gottes Hilfe und bemühte sich nicht erst darum.

Die Umwälzung, von der diese Klage uns Bericht gibt, darf sicher als eine sehr gründliche angesehen werden, auch wenn wir annehmen, daß der Klagende, der zur gestürzten Partei gehörte, übertreibt. Aber eine neue Produktionsform ist aus ihr nicht hervorgegangen, es sind bloß manche Arme reich und manche Reiche arm geworden. Sehr wichtig für die davon betroffenen Personen, aber ohne Bedeutung für den Gang der gesellschaftlichen Entwicklung.

Worauf dieser ägyptische Umsturz schließlich hinauslief, wissen wir nicht. Jedenfalls bestanden bald darauf wieder die alten Verhältnisse. Dennoch ist ein solcher Umsturz in der Geschichte des Orients etwas Unerhörtes.

Oefter dagegen kommt eine andere Art von Erhebungen unterdrückter Elemente im orientalischen Staat vor, die unter Umständen dauernd gelingen können, aber auch keinen sozialen Fortschritt bedeuten.

Wenn wir bisher von widerstandslosen Massen redeten, hatten wir einerseits die Arbeiter der Städte, andererseits die Bauern der fruchtbaren Flußebenen im Auge. Von der Unterwerfung der letzteren ging die Bildung der ersten Staaten aus, auf ihnen und auf den städtischen Arbeitern beruht deren Reichtum.

Doch im Fortgang ihrer Ausdehnung sehen sich die Staaten oft gezwungen, Gebiete zu annektieren, die schwer zugänglich, wenig fruchtbar sind, deren Bewohner höchst kriegerisch und freiheitsdurstig sind. Es kostet oft Mühe, sie zu überwinden, und nicht minder große Mühe, sie im Zaume zu halten. Ihre Ueberwindung ist selten gewinnreich, meist nur notwendig, um sich gegen ihre Einfälle zu schützen oder den Durchgang zu hinter ihnen liegenden reichen Gegenden zu gewinnen. Am bequemsten ist es, sie zu kaufen, ihre Krieger in Solddienst zu nehmen. Wo das nicht gelingt, geht man zum Gegenteil über, man erschlägt ihre Krieger und nimmt dem Stamm seine Waffen. Aber dies Verfahren wirkt nicht immer auf die Dauer. Manchem Kriegsmann, der zum Tod bestimmt ist, gelingt es zu fliehen; die am Leben gelassenen Frauen ziehen eine neue Generation auf. Die Unwegsamkeit der Gegend lockt Flüchtlinge aller Art an, die sich mit den am Leben gebliebenen Eingeborenen vereinigen.

So werden solche Stämme von Zeit zu Zeit wieder kampfkräftig und benutzen dann jede Verlegenheit des Staates, dem sie einverleibt wurden, um sich zu empören.

Aufstände solcher Art sind keineswegs von vornherein aussichtslos. Aber auch sie stellen sich keine ökonomisch revolutionären Ziele. Was sie im besten Falle erstreben, ist die Rückkehr zur Vergangenheit, zum vorstaatlichen Stadium. Diese Rebellen können sozial nichts anderes sein, als Reaktionäre. Sie können den Staat zerstören, aber nicht auf eine höhere Stufe erheben.

Der Despotismus ist die höchste Form, die der Staat im alten Orient — und der reicht bis in unsere Tage — zu erreichen vermag. Es gibt keine Kraft im Staate, die ihn darüber hinaus zu erheben vermöchte, ebenso wie es in der alten Gesellschaft keine Kraft gab, die imstande gewesen wäre, der steigenden Verelendung der arbeitenden Massen dauernd entgegenzuwirken.

Der soziale Stillstand der orientalischen Staaten bis ins 19. Jahrhundert hinein, das heißt, bis das industrielle Kapital auch sie erfaßte, ist europäischen Beobachtern längst aufgefallen.

Wir haben auch schon bemerkt, daß es absurd ist, diesen Stillstand irgendeiner mystischen Rassenveranlagung zuzuschreiben. Als ob es in den orientalischen Staaten nicht die verschiedensten Rassen gäbe.

Marx führte diese Unbeweglichkeit zurück auf die Unveränderlichkeit der Produktionsbedingungen im Dorfe, also der ökonomischen Grundlage des Staates.

„Der einfache produktive Organismus dieser sich selbst genügenden Gemeinwesen, die sich beständig in derselben Form reproduzieren und, wenn zufällig zerstört, an demselben Orte mit demselben Namen wieder aufbauen, liefert den Schlüssel zum Geheimnis der Unveränderlichkeit asiatischer Gesellschaften, zu der einen so auffallenden Gegensatz bildet die beständige Auflösung und Umbildung asiatischer Staaten und rastloser Dynastienwechsel. Die Struktur der ökonomischen Grundelemente der Gesellschaft bleibt von den Stürmen der politischen Wolkenregion unberührt." (Kapital, I. Volksausg., S. 305.)

Die gleiche Konstatierung macht neuerdings Delbrück im 1. Bande seiner „Weltgeschichte". Er weist darauf hin, daß zwischen Hammurabi und Nebukadnezar derselbe zeitliche Zwischenraum ist, wie zwischen den Kaisern Justinian und Wilhelm I., nämlich 13 Jahrhunderte. Aber so groß der Unterschied zwischen den gesellschaftlichen Zuständen des 6. und des 19. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, so gering der zwischen denen Hammurabis (um 1900 v. Chr.) und Nebudkadnezars (6. Jahrhundert v. Chr.):

„Es ist daher nicht unnatürlich, daß man von der Unbeweglichkeit und langsamen Entwicklung des Orients gesprochen hat und dann doch wieder darauf hingewiesen (Winkler), daß die Geschichte Vorderasiens nicht weniger Konflikte, Krisen und Katastrophen, Auftauchen und Verschwinden von Völkern und ganzen Völkergruppen aufweise, als etwa die Geschichte Westeuropas. Von dieser positiven Feststellung muß man aber dann doch wieder zu der Vorstellung von dem Beharren des Orients zurückkehren, denn die Krisen bringen nichts wirklich Neues hervor." (S. 82.)

Diese soziale Unbeweglichkeit der Staaten des Orients verhindert jeden von ihnen daran, sich über einen gewissen Höhepunkt der Entwicklung zu erheben, und bedroht jeden von ihnen mit schließlichem Verfall.

Dazu gesellt sich aber noch ein anderes Moment, das, nach glänzenden Aufstieg, den Niedergang beschleunigt.

Achtes Kapitel.

Der Untergang des Staates.

Die produktiven Tätigkeiten in einem Staate können gedeihen, seine Landwirtschaft und Industrie blühen, und doch wird der Staat verfallen, wenn seinen herrschenden Klassen die Fähigkeiten des Kriegführens und Regierens abhanden kommen, die es ihnen ermöglichten, den Staat zu begründen. Auch hier müssen wir bemerken, daß wir noch nicht vom heutigen Staate handeln.

Daß eine herrschende Klasse diese Fähigkeiten im Laufe der Zeit verliert, war bisher geradezu ein Naturgesetz.

Seine Fähigkeiten der Kriegführung (die auch die des Kommandierens in sich schlossen) erwarb ein erobernder Stamm in harten Existenz- und Kampfbedingungen, in denen er lebte, ehe er einen Staat begründete. Durch diesen Akt schuf er für sich neue Lebensbedingungen, die nicht immer dazu angetan waren, die Tugenden des Kriegers und Herrschers in ihm zu kräftigen, und die immer mehr in entgegengesetztem Sinne wirkten, je mehr der Staat sich befestigte und ausdehnte.

Zunächst allerdings mochten diese Tugenden in ihm noch verstärkt werden, da er (das heißt seine Männer) nun ganz ausschließlich auf die Tätigkeiten der Kriegführung und Staatsverwaltung verwiesen und von der Teilnahme an produktiver Arbeit immer mehr, schließlich ganz enthoben wurde.

Krieg zu führen, zu kommandieren, seine Macht darzutun, kann ebenso zu einer wahren Leidenschaft werden, wie irgendein Sport. Diese Art der Betätigung war den Bauern und Städtern verhaßt, aber die Nomaden, denen der Krieg zu einer wichtigen Erwerbsquelle geworden war, sahen in ihm nicht bloß ein Mittel der Bereicherung, sondern auch eine willkommene Unterbrechung der Monotonie des Daseins. Sie suchten ihn, und das gleiche war der Fall mit dem aus ihnen bei der Staatsbildung hervorgehenden Kriegsadel.

Aber so große Genüsse Kriegführen und Kommandieren sowie die Jagd, die Vorübung zum Krieg, den Aristokraten bieten mochten, sie genügten doch nicht, das Leben auszufüllen. Man verlangte auch nach Genüssen in den Ruhepausen, die dem Manne gegönnt waren, wenn er heimkehrte von seinen Auszügen ins feindliche Leben.

Einer der primitivsten Genüsse, die für die Zeiten der Ruhe in Betracht kommen, besteht in der Befriedigung des Hungergefühls, in der Sättigung.

Beim Raubtier, das lebende Tiere jagt, ist die Gewinnung von Futter viel mehr von Zufällen abhängig, als beim Pflanzenfresser. Es vermag daher, wenn es einmal eine Beute in seine Krallen bekommt, oft ungeheure Mengen Nahrung zu verzehren, die dann für lange vorhalten muß.

Das gleiche gilt vom Menschen, sobald er zum Jäger wird. Er vererbt seine Freßsucht auf seine Nachkommen, selbst wenn sie unter Verhältnissen leben, in denen ihre Nahrungszufuhr gesichert ist. Die Herren, die über zahlreiche Tribute verfügen, deren Tisch stets gedeckt ist, rechnen reichliche Mahlzeiten zu den wichtigsten Genüssen ihrer Ruhezeiten. Je weniger der Hunger dabei in Betracht kommt, desto wichtiger wird der Gaumenkitzel, der mit manchen Speisen verbunden ist.

Noch wichtiger aber als das Essen wird, namentlich für die Männer, das Trinken, sobald die Technik so weit ist, aus manchen pflanzlichen Bestandteilen Getränke herzustellen, die nicht nur wohlschmecken, sondern auch Gefühle der Fröhlichkeit, der Kraft, des Ueberschwangs hervorrufen.

Die Rauschgifte, von denen der Alkohol das verbreitetste ist, treten schon im Jägerstadium auf. Doch verfügen zu ihrem Glück die Jäger ebenso wie die Nomaden, vielfach auch noch nicht die Bauern über die technischen Fähigkeiten, große Mengen von Rauschgetränken zu erzeugen und aufzubewahren. Die umherziehenden Menschen vermögen auch nicht viel davon mit sich zu transportieren. Erst die Wunder der kapitalistischen Technik geben den Kapitalisten der verschiedensten Nationen die Möglichkeit, das Gift massenweise den arbeitenden Klassen und den Wilden zuzuführen und daraus reichen Nutzen zu ziehen.

Der frühere Kriegsadel legt keinen Wert darauf, die Massen zu vergiften und dies zu einer Quelle neuer Ausbeutung zu gestalten. Wohl aber kommt es ihm sehr darauf an, sich selbst in seinen Ruhezeiten tüchtig zu berauschen, und die Ausbeutung, die er übt, setzt ihn meist in die Lage, es ausreichend zu tun.

Die Arbeiter kommen im vorkapitalistischen Zeitalter nur selten im Jahr in die Lage, sich einen Rausch anzutrinken und dadurch ihr Elend zu vergessen. Für die wohlhabenden Klassen und namentlich die Krieger besteht dagegen fast immer in den Ruhepausen ihrer Tätigkeit die Möglichkeit, sich einen gewaltigen Rausch zu holen, und sie machen reichlich Gebrauch davon.

Selbst die so ästhetischen und philosophischen Griechen waren dem Suff sehr ergeben. Auch ein Sokrates und Plato fanden nichts daran auszusetzen.

In seinem Buch über den Staat (II, § 363) spricht Plato von den Belohnungen, die die Götter den tugendhaften Menschen zuteil werden lassen. Da sagt er unter anderem, nachdem er Aeußerungen Hesiods und Homers darüber zitiert:

„Musäus und sein Sohn verheißen den Gerechten noch herrlichere Dinge. In ihrer Darstellung lassen sie sie in den Hades kommen, wo sie sich lagern und den Frommen ein Gelage (Symposion) bereitet wird. Bekränzt bleiben sie dort und berauschen sich ununterbrochen, denn sie meinen, der schönste Lohn der Tugend sei ewiger Rausch (Methen aionion)."

Auch im Deutschen bringt der Sprachgebrauch das Wort Seligkeit mit dem Begriff der Berauschtheit in enge Verbindung.

Namentlich beim makedonischen Adel konnte diese Art der Seligkeit tatsächlich ein ewiger Zustand genannt werden. Alexander des Großen Vater Philipp leistete hervorragendes auf diesem Gebiete. Manche Historiker suchen dies damit zu entschuldigen, daß er seinen Kriegsadel nicht im Zaume halten konnte, wenn er nicht mit ihm trank. Unter Alexander, nach der Besiegung der Perser, wurde das Uebel womöglich noch ärger. Die schlimmsten Greueltaten werden von Alexander und seinen Generälen berichtet, die sie im Suff begingen, darunter die bekannteste die Tötung des Generals Klitus, der Alexander in der Schlacht am Granikus das Leben gerettet hatte. Volltrunken setzte der General die Taten Alexanders herab, was diesen, der nicht minder trunken war, so wütend machte, daß er seinen Lebensretter auf dem Platze niederstach.

Alexander starb früh, erst 33 Jahre alt, wenige Wochen nach seinem Jugendfreund Hephästion. Beide hatten sich vorzeitig durch ewige Gelage aufgerieben.

Vielleicht noch verderblicher als der Wein wurde für die Herren der Welt das Weib.

Welches immer die primitiven Eheformen sein mochten, die ursprüngliche ökonomische Gleichheit in jedem Gemeinwesen hinderte schon, daß ein Mann in der Regel mehr als eine Frau hatte. Auch wenn Vielweiberei erlaubt war, konnten höchstens manche besonders erfolgreiche Krieger oder Jäger sich den Luxus zweier Frauen erlauben. Und die Mühsale des Lebens waren so groß, daß bei den Jägern allgemein ihre geschlechtliche Kälte auffällt.

Das änderte sich, als die Sklaverei aufkam. Neben den Frauen, um die man bei ihren Familien werben und deren wertvolle Arbeitskraft man ihnen meist reichlich ersetzen mußte, konnte der siegreiche Krieger nun kriegsgefangene Frauen als Sklavinnen in seinen Haushalt aufnehmen, als illegitime Kebsweiber, deren Kinder minderen Rechtes waren, als die ebenbürtiger Gattinnen.

Aber auch bei den Nomaden waren die Schwierigkeiten des Transports der Haushaltungen zu groß, als daß nicht ebenso wie die Größe des Haushaltes auch die Zahl der Sklavinnen beschränkt gewesen wäre, die er neben den legitimen Frauen umfassen durfte.

Diese Schwierigkeiten fallen weg bei den Kriegern, die sich ansässig machen. Und gleichzeitig eröffnet der Besitz der Staatsgewalt neue Quellen zur Gewinnung von Sklavinnen. Einer der wichtigsten Tribute, die den Unterworfenen auferlegt werden, ist die alljährliche Lieferung schöner Jungfrauen an die Haushaltungen der Großen und des Königs, von denen sie nach Belieben und nach Geschmack als Dienerinnen der Hausfrau im Haushalt

oder als Dienerinnen der Liebe des Hausherrn verwendet werden, vielfach als beides.

Die Harems der Großen im Reiche und vor allem der des Großkönigs oder Sultans selbst nehmen jetzt riesige Dimensionen an.

Von Darius Hystaspis wird berichtet, er habe 360 Beischläferinnen gehabt, für jede Nacht im Jahr eine. Nach dem Buch Esther (II, 14) durfte ein Mädchen, mit dem sich der König eine Nacht vergnügt hatte, ihm nicht wieder zugeführt werden, es sei denn, er habe ausnehmendes Gefallen an ihr gefunden und verlange eigens nach ihr. Aber alle, die er benutzt hatte, blieben im Harem und wurden niemand sonst zugänglich. Um den Bedarf des königlichen Harems zu decken, wurden Beamte ausgesandt, um in allen Provinzen des Reiches auf schöne Mädchen zu fahnden (II., 3).

Zu der Haremswirtschaft gesellte sich die Prostitution. Wenn man die Früchte preist, die der staatlichen Zivilisation entsprossen sind, darf man diese zwei Erscheinungen nicht vergessen.

Die Ursprünge der Prostitution sind dunkel, aber man darf wohl annehmen, daß sie eine Eigentümlichkeit der Stadt bildet. Auf dem Lande und bei primitiven Völkern kann man wohl freie, ungeregelte Liebe neben legitimer finden. Hingabe der Frau an den Gastfreund, um diesen zu ehren und ähnliche Erscheinungen. Aber das alles ist nicht Prostitution, gewerbsmäßige Hingabe des Körpers gegen Entgelt.

Die erste Ursache der Prostitution suche ich in dem Auftauchen von Fremden in der Stadt, Händlern und Söldnern, die nicht in ihr zu bleiben gedenken und die ihren Haushalt vorübergehend verlassen haben, zu dem sie wieder zurückkehren wollen. Sie können weder Frauen noch Sklavinnen mit sich herumführen und dürfen sich auch an den freien Frauen der Stadt, in der sie sich gelegentlich aufhalten, nicht vergreifen; auch nicht an dem Eigentum, den Sklavinnen anderer.

Wollen sie ihre geschlechtlichen Bedürfnisse befriedigen, ist es für sie das naheliegendste, von Besitzern von Sklavinnen solche für gelegentlichen Gebrauch zu mieten.

Die Mietung von Sklaven für bestimmte Zwecke war durchaus nichts Ungewöhnliches. In Notlage befindliche freie Frauen der unteren Klassen mochten dahin gebracht werden, sich selbst zu vermieten. Auch auf diesem Gebiete, wie auf so vielen anderen finden wir im Orient und der Antike die Konkurrenz sklavischer und freier Arbeitskräfte.

Daß es die Fremden waren, aus deren Bedürfnissen die Prostitution hervorging, ist leicht begreiflich. Die Großen und Reichen im Lande hatten ihre Harems und brauchten die Prostitution nicht. Bei den Handwerkern waren die Produktionsmittel so geringfügig, die zum Betrieb des Gewerbes notwendigen Kennt-

nisse so gering, daß der einzelne früh ökonomisch selbständig wurde und ein Weib freien konnte. Bloß die Fremden in der Stadt hatten keines.

Auf die Wahrscheinlichkeit, daß die Prostitution zuerst durch die Fremden veranlaßt wurde, und vornehmlich ihnen diente, seien es auswärtige Kaufleute oder Söldner, wurde ich hingeführt durch eine Mitteilung des Herodot. Der sagt von den Babyloniern:

„Seitdem sie (die Babylonier) unterworfen worden und in Bedrängnis geraten und heruntergekommen sind, führen die Leute aus dem Volke, denen es an Unterhaltsmitteln fehlt, ihre Töchter der Hurerei zu . . . die schimpflichste der Sitten bei den Babyloniern ist folgende: Jede Frau des Landes muß sich einmal in ihrem Leben beim Tempel der Aphrodite niedersetzen, um sich von einem ausländischen Mann beschlafen zu lassen. . . . Da kommen dann die Fremden und suchen sich eine aus. Wenn ein Weib einmal dort sitzt, so darf sie nicht eher wieder nach Hause, als bis ein Fremder ihr Geld in den Schoß gelegt und sie außerhalb des Heiligtums beschlafen hat. Wenn er das Geld hinwirft, muß er sprechen: Ich rufe die Göttin Mylitta an. Die Assyrier nennen nämlich die Aphrodite Mylitta. Das Geld darf nun beliebig viel sein, sie darf es nicht zurückweisen, das ist nicht gestattet, denn das Geld ist Gott geweiht. Mit dem ersten, der ihr das Geld hinwirft, muß sie gehen, darf keinen abweisen.

Hat sie sich nun beschlafen lassen und dadurch der Göttin geweiht, so wird sie nach Hause entlassen, und mag man ihr auch noch soviel bieten, sie gibt sich nicht mehr dazu her." (I, 199.)

Dieser sonderbare Brauch hat die verschiedenste Beurteilung erfahren. Nicht selten wurde er als ein Ueberbleibsel der ursprünglichen Weibergemeinschaft betrachtet, so von Bachofen in seinem „Mutterrecht", (S. 270) und Lippert in seiner „Kulturgeschichte", (II., S. 16). Von Bachofen hat Engels diese Auffassung übernommen. (Ursprung der Familie, S. 35.)

Ganz abgesehen davon, daß die Annahme der ursprünglichen Weibergemeinschaft nur noch wenige Anhänger findet, wird bei der Deutung des Herodotschen Berichtes folgendes übersehen: Berichte aus anderen Völkerschaften, die von gelegentlichem Zwang der Frauen zu wahlloser Hingabe erzählen, beziehen sich auf Hingabe an die Mitglieder des eigenen Stammes. Es wird angenommen, daß die Frau von altersher allen Männern des Stammes zu Gebote stehen mußte, von welcher Verpflichtung sie sich später durch ein einmaliges Keuschheitsopfer loskaufen konnte. Wie immer man diese Berichte deuten mag, sie sind nicht in eine Linie zu stellen mit dem über Babylon.

Dort handelt es sich um eine Hingabe an Fremde. Und das erscheint mir das Bemerkenswerteste an dem von Herodot mitgeteilten Brauch. Er kann nicht ein Ueberbleibsel der Urzeit sein, denn der Fremde bildet da eine so seltene Ausnahme, daß man nicht seinetwegen alle Frauen des Stammes bemüht hätte. Der Brauch kann nur eine spätere Neueinführung sein, ein Ergebnis von Schwierigkeiten und Mißständen, die sich in einer Stadt

herausstellten, sobald die Menge der Fremden dort sehr zahlreich geworden war.

Es ist nicht wahrscheinlich, daß die Frauen der herrschenden Klassen, der Krieger und Priester, auch von dem Brauch betroffen wurden. Es werden nur die Frauen der Unterworfenen gewesen sein, die sich ihm zu fügen hatten. Herodot spricht zwar auch von reichen Frauen, die zum Mylittatempel mit zahlreicher Dienerschaft kamen, aber nicht von Patrizierinnen. Reiche gab es auch außerhalb der Aristokratie.

Den Unterworfenen mag der Brauch aufgezwungen worden sein, nicht gerade als Mittel zur Hebung des Fremdenverkehrs, sondern vielmehr als ein Mittel, Mißständen abzuhelfen, die ein zu ausgedehnter Fremdenverkehr hervorgerufen hatte.

Damit soll nicht gesagt sein, daß diese Erklärung alles Dunkel beseitigt, das über dem sonderbaren Bericht schwebt, sondern nur, daß man seine Erklärung nicht in Nachklängen der Urzeit, sondern in neueren Zuständen suchen soll, die Staat, Handel, Söldnerwesen mit sich brachten. Eine vollständige Aufklärung wird sich kaum erreichen lassen, solange wir nicht die Zustände kennen, die dem Aufkommen des Brauchs vorhergingen und ihn herbeiführten.

Hier wird auf ihn nur deshalb aufmerksam gemacht, weil er auf den Zusamenhang zwischen entgeltlicher Liebe und starkem Fremdenzustrom hinweist.

Natürlich wird die Fronarbeit im Dienste der Liebesgöttin nicht die allgemeine Form der ersten Prostitution gewesen sein. Ihre spätere allgemeine Form war die weiblicher Mietlinge, unfreier oder freier, von denen die letzteren unter günstigen Umständen sozial eine höhere Stellung erreichen konnten, als die legalen Matronen. Stets wird den Ausgangspunkt der Prostitution die Nachfrage der Fremden gebildet haben. Sie gedeiht heute noch am üppigsten in Hafen- und Fremdenstädten. War sie aber einmal da, dann wurde sie auch von Einheimischen in Anspruch genommen, so weit deren soziale Lage ihnen ein Genußleben ermöglichte.

Harem und Prostitution sind zwei gewaltige Mittel, Weiber zu schaffen, die ausschließlich vom Liebesgenuß und für ihn leben, ihn immer raffinierter gestalten und denen es gelingt, die Zahl der von vornherein schon willigen Toren der herrschenden Klassen immer mehr anschwellen zu lassen, die sich für dieselben Frauen, die ihre Opfer sind, und durch sie ruinieren.

Das Berliner Sprüchlein:

> Die Liebe und der Suff,
> die reibt den Menschen uff,

ist gerade nicht sehr tiefsinnig, aber seine Wahrheit ist unleugbar. Diese beiden Elemente vereint reiben aber nicht bloß den ein-

zelnen Menschen auf, sondern schließlich ganze Klassen und damit die von ihnen beherrschten Staaten.

Selbst für die Spekulanten auf die ewige Seligkeit scheinen ewige Liebe und ewiger Rausch gleichzeitig zu viel gewesen zu sein. Wir haben gesehen, daß der Grieche Musäus nur vom ewigen Rausch im Jenseits ohne Liebe träumte, Mohammed dagegen erwartete nur ewige Liebesverzückung ohne Suff.

Manche Christen brachten es allerdings fertig, den Seligen beides in unbegrenztem Maße in Aussicht zu stellen, wie Irenäus. (Zitiert in meinen „Vorläufern des neueren Sozialismus", 2. Aufl., I., 35.)

In den Evangelien selbst wird den Aposteln indes nur in Aussicht gestellt, daß sie sich mit dem Erlöser im Reiche seines Vaters an dem Gewächs des Weinstocks erfreuen werden (Matthäus 26, 29). Der Himmel war damals noch nicht trocken gelegt.

Es gab keine Aristokratie, die den Verführungen des Genußlebens standgehalten hätte, die um so stärker auf sie einwirkten, je ausgedehnter der Staat, je größer seine Reichtümer, je größer die Zahl der männlichen und weiblichen Diener, deren einzige Aufgabe darin bestand, das Genußleben zu verfeinern und seine Lockungen zu vermehren.

Die tätige Teilnahme am Kriegführen und Regieren trat dabei für die Herren um so mehr zurück, je mehr Söldner und Bureaukraten da waren, die ihnen diese Arbeiten abnahmen.

Die Herrscher förderten noch die Entwicklung, meist durch ihr eigenes Beispiel, da sie denselben Einflüssen unterlagen, und über dieselben Genußmittel verfügten, wie die ganze Aristokratie, ja, naturgemäß in noch höherem Maße als diese. Nicht selten aber geschah die Korrumpierung des Adels an den fürstlichen Höfen bewußt, absichtlich, um seine Gelüste nach Selbständigkeit gegenüber dem Monarchen zu brechen.

Diese Entwicklung war unwiderstehlich, denn es erstand keine soziale Macht, die imstande gewesen wäre, der Ausbeutung und dem Despotismus ein Ende zu machen.

Den unteren Klassen fehlte dazu die Kampfesfähigkeit. In den oberen war niemand, der den ernsthaften Willen dazu besaß.

Wohl gab es nicht wenige der Herrschenden, die mit Besorgnis den moralischen Niedergang ihrer Klasse, das Schwinden ihrer Fähigkeiten des Kriegführens und Regierens verfolgten. Aber es fiel ihnen nicht ein, den Faktoren entgegenzutreten, aus denen die Verlotterung hervorging. Sie hätten es auch nicht gekonnt, denn es waren dieselben Faktoren, auf denen ihre Macht, ja ihre Existenz beruhte. Es war nun einmal das Verhängnis der herrschenden Klassen, daß dieselben Faktoren, auf die sich ihre Macht stützte, diese Macht untergruben.

Den Gegnern des sittlichen Verfalls blieb nichts übrig, als Sittensprüchlein zu predigen, die keinen Erfolg erzielen konnten.

Auch diejenigen, die darüber verzweifelt oder vom Genußleben übersättigt waren, vermochten es nicht, eine Staats- und Gesellschaftsordnung anzustreben, die besseren Bestand versprach. Solchen Elementen blieb nur eines übrig: die W e l t f l u c h t, die Askese, die alle Genüsse des Lebens für eitel erklärte, wie es Buddhisten und Christen taten. Diese Weltflucht bedeutete aber damals den Verzicht nicht bloß auf die Genüsse dieser Welt, sondern auch den Verzicht auf die Arbeit. Wurden jene als verderblich erkannt, so war diese verhaßt. Glückseligkeit schien ja doch nur erreichbar ohne Geniessen und ohne Arbeiten in dumpfem Spintisieren und Träumen über sich und die Welt.

Diese Stimmung konnte sich zeitweise breiter Schichten in den unteren, wie in den oberen Klassen bemächtigen. Aber den verfallenden Staat zu retten, war sie gerade nicht das geeignetste Mittel. Sie bewirkte nur, daß er auch noch von einer anderen Seite untergraben wurde.

Der Verfall einer herrschenden Klasse konnte langsamer oder rascher vor sich gehen. Das wurde durch vielerlei Umstände bedingt. Am raschesten ging der Verfall dort vor sich, wo ein erobernder Stamm oder Stämmeverband sich eines schon hochentwickelten Staates bemächtigte, in dem die Mittel der Schwelgerei bereits zahlreich und sehr ausgebildet waren.

Die Meder hatten sich kaum des Babylonischen Reiches bemächtigt, so fingen sie auch schon an, zu verweichlichen. Dazu kam, daß ihr Regime durch Verheerungen skythischer Nomaden unterbrochen wurde, die keine neuen Staaten gründeten, sondern nur die bestehenden furchtbar verwüsteten und erschütterten. Damals brach das Assyrerreich zusammen. Aber die Meder, die sich an Stelle der Assyrer setzten (seit Dejokes, 699—647 v. Chr.) zeigten sich noch kriegerisch und siegreich unter Kyaxares (625—585), waren jedoch unter dessen Sohn Astyages (585—550) schon so heruntergekommen, daß sie den Persern erlagen.

Aber kaum hatten diese sich in den Sattel gesetzt und ihre große kriegerische Ueberlegenheit dazu benützt, weit über das Irak hinaus ganz Vorderasien und Aegypten zu erobern, da begannen auch sie rasch zu entnerven.

Wenn sie sich trotzdem doppelt so lange an der Herrschaft erhielten, als die Meder, danken sie es wohl vor allem dem Umstand, daß die oberen Klassen der anderen orientalischen Staaten, über die sie geboten, noch verkommener waren, als die persische Herrenklasse, und daß diese es besonders gut verstand, aus gefährlichen Nachbarn durch ihre Verwandlung in Söldner Stützen des eigenen Staates zu machen.

Gerade in diesen Söldnern aber zogen sie sich die Macht heran, die sie stürzen sollte.

Wie die Germanen als Söldner in den römischen Heeren kämpften, ehe sie unter eigenen Königen diese Heere besiegten

und das Römische Reich zertrümmerten, so ging es den Persern mit den Griechen. Wir haben gesehen, wie die Zehntausend des Xenophon nur die Vorboten der Makedonier waren, die unter Alexander Persien überrannten. Wir haben aber auch gesehen, wie rasch die Soldateska Alexanders und dieser selbst den Einflüssen des persischen Schlemmerlebens erlagen.

Wenn trotzdem die Diadochen, die Generale, die sich nach Alexanders Tod um die persische Beute rauften, ihre Herrschaft über die verschiedenen Gebiete des ehemals Persischen Reichs aufrecht erhalten konnten, verdankten sie dies bloß der Ueberlegenheit der griechischen Söldner.

Dadurch behaupteten sie sich, bis die Römer sie als Herrscher ablösten.

Das Medische Reich hatte rund ein Jahrhundert gedauert, das Persische etwa zwei Jahrhundert (von 550—330 v. Ch.).

Ungefähr ebensolange dauerten die von makedonischen Generalen begründeten, von Griechen gestützten Monarchien, die an Stelle des Persischen Reiches traten.

Dieses „Altern" und Absterben einzelner Staaten oder richtiger ihrer herrschenden Klassen, ist ein ganz anderer Vorgang, als das „Altern" einer Zivilisation. Ersteres ist meist ein Prozeß, der Jahrzehnte oder Jahrhunderte umfaßt, dieser kann Jahrtausende lang dauern. Und ein Staat kann zugrunde gehen, ohne daß die Zivilisation abstirbt, die er enthält.

Wenn neue Stämme als herrschende Klassen an Stelle einer verkommenden treten, so sind es wohl Barbaren, die zivilisierte Gesellschaftsschichten verdrängen. Aber die Gesamtmasse des Wissens und Könnens im Staate kann dabei erhalten bleiben. Die Barbaren sind oft imstande, sich der Früchte der Zivilisation rasch zu bemächtigen und sie können die einmal erreichte Stufe der Zivilisation, die sie vorfinden, noch weiter heben, indem sie sie mit neuen Erfahrungen bereichern und dadurch mannigfaltiger gestalten.

Es ist also nicht nur ein Unding, das sogenannte Altern von Zivilisationen und Staaten mit dem von Organismen auf die gleiche Stufe zu stellen; es ist nicht minder ein Unding, das, was man das Altern eines Staates nennt, als gleichbedeutend zu betrachten mit dem einer Zivilisation.

Beides sind sehr verschiedene Dinge. Das zeigt sich schon darin, daß das Verkommen oder Versumpfen einer Zivilisation in letzter Linie hervorgeht aus dem Niedergang ihrer arbeitenden Klassen; das Verkommen eines Staates dagegen aus dem seiner herrschenden Klassen.

Natürlich können die einen wie die anderen Klassen gleichzeitig verkommen. Dann altert mit dem Staat auch die Zivilisation. Auch ist ein Staat nicht imstande, den Untergang einer Zivilisation zu überleben, auf der er aufgebaut ist. Dagegen kann eine

Zivilisation sehr wohl weiter leben und gedeihen, wenn auch in ihrem Bereiche so mancher Staat zugrunde geht.

Es schien jedoch bisher, als hätten Staat und Zivilisation mit dem biologischen Organismus wenigstens soviel gemein, daß diese wie jener aus inneren Gründen unfehlbar absterben müssen.

Nun gilt das nicht notwendig von allen biologischen Organismen. Die einzelligen sind vielleicht tatsächlich, wie Weismann annahm, unsterblich, nicht in dem Sinne, daß sie nicht sterben könnten, sondern in dem, daß sie nicht sterben müssen. Daß nur Veränderungen der Außenwelt ihrer Existenz ein Ende setzen können, daß aber aus dem Wesen ihres Organismus ein solches Ende nicht notwendig hervorgeht.

Bei den höheren Organismen allerdings ist der Tod unausbleiblich. Mit ihnen scheinen Staat und Zivilisation dies Schicksal gemein zu haben.

Für die Staaten und Zivilisationen des bisherigen Orients, die wir zunächst vornehmlich im Auge hatten, gilt das ganz sicher.

Aber die gesellschaftliche Entwicklung hat unter anderen Bedingungen als denen des Orients andere Staatsformen und Zivilisationen geschaffen als die orientalischen.

Gilt auch für diese die düstere Prognose des unvermeidlichen Todes?

Sechster Abschnitt.

Der Stadtstaat.

Erstes Kapitel.

Der Ursprung des Stadtstaats.

Wir haben bisher vornehmlich den Staat behandelt, wie er sich in den großen Flußebenen des Orients in dem Gürtel trockenen Klimas von Nordafrika bis China durch die Nachbarschaft von friedlichen Ackerbauern und von kriegerischen und räuberischen, herumschweifenden Viehhirten bildete. Wir haben alle Ursache anzunehmen, daß dies die urspünglichste Form des Staates war, diejenige, die zuerst jene höhere Zivilisation erzeugte, die wir als ein Ergebnis des Staates erkannt haben.

Aber der Staat dieser Art ist nicht die alleinige Staatsform geblieben. Unter anderen geographischen Bedingungen haben sich andere Arten von Staaten gebildet, die jedoch alle im Wesen insofern die gleichen sind, als sie alle, wie die Staaten des orientalischen Despotismus auf der Herrschaft eines von außen kommenden Stammes oder Stämmeverbandes über ansässige Ackerbauer beruhen.

Ueber die amerikanischen Staatsbildungen durch Eingeborene wissen wir zu wenig, um verfolgen zu können, wie die Eroberung und Unterjochung durch Jäger statt durch Hirten vor sich gegangen ist. Ihr Einfluß auf die allgemeine menschliche Entwicklung ist so gering, daß wir hier davon absehen können.

Dagegen sind für diese Entwicklung von höchster Bedeutung Staaten geworden, die sich weit mehr als die amerikanischen von denen des Orients unterscheiden, die aber mit diesen zunächst den gleichen Ursprung haben, indem sie auch aus dem Gegensatz von Ackerbauern und Hirten hervorgehen.

So fasse ich wenigstens die Bildung der Staaten Griechenlands auf. Nicht durch „Wikinger“, das heißt durch Eroberer, die über die See kamen und die einheimische Bevölkerung unterwarfen, wurden sie begründet, sondern durch einwandernde Nomaden, die zu Land vom Norden kamen, wahrscheinlich ihrerseits ebenfalls durch andere Völker aus ihren früheren Sitzen verdrängt, denn die Fruchtbarkeit des griechischen Bodens wird sie nicht gelockt haben. Sie war äußerst gering.

Es waren indogermanische Völker, die da eindrangen, Nomaden, die eine ältere, ansässige Bevölkerung vorfanden von nicht

geringer Kultur, die sie unterjochten und auf deren Gebieten sie Staaten gründeten. In jedem der zahlreichen Flußtäler die ins Meer mündeten, einen besonderen.

Wir haben schon im 3. Buch, 1. Abschnitt, 11. Kapitel auf Belochs Annahme hingewiesen, alles Große und Schöne im griechischen Charakter stamme von den arischen, blonden Eindringlingen her, seine sittlichen Mängel dagegen von den Urbewohnern, mit denen sie sich mischten und die nicht nur schwarzes Haar, sondern offenbar auch ein schwarzes Herz hatten. (Beloch, Griechische Geschichte, I., 93—95.) Freilich bezeugt nichts den ursprünglichen Charakter weder der einen noch der anderen. Wohl aber spricht für diese Annahme offenbar ein starkes arisches Empfinden. Behauptet doch Beloch schon früher (Seite 66), von allen Völkergruppen sei nur eine imstande gewesen, eine Vollkultur hervorzubringen: „wir Arier".

Die Einwanderung vollzog sich aller Wahrscheinlichkeit nach im dritten Jahrtausend vor Beginn unserer Zeitrechnung und dauerte mehrere Jahrhunderte lang. Nur langsam und allmählich schoben sich die einzelnen Stämme vor.

Die Besetzung des griechischen Festlandes wird um die Wende des dritten zum zweiten Jahrtausend vollendet gewesen sein.

Gleichzeitig hatten sich andere der von Norden kommenden griechischen Nomaden im nördlichen Teil der Küste Kleinasiens niedergelassen. Erst vom 16. Jahrhundert v. Chr. an wagten sich die Eroberer Griechenlands aufs Meer, wurden „Wikinger", nahmen als solche die Inseln und dann die südlichen Teile der Westküste Kleinasiens in Besitz.

Die Staatsbildung auf dem griechischen Festland war zunächst derselben Art, wie im Orient. So auch die damit verbundene Klassenscheidung. Das älteste Bild der griechischen Gesellschaft, wie es z. B. die homerischen Gedichte vorstellen, zeigt uns einen kriegerischen Landadel als herrschende Klasse mit dienst- und abgabenpflichtigen Bauern. Er steht unter einem Häuptling, einem König, dessen Macht den Aristokraten gegenüber jedoch gering ist.

Aber die natürlichen Bedingungen in Griechenland waren ganz anderer Natur als die in den großen Flußtälern des Orients. Schon quantitativ waren diese Bedingungen hier von denen dort verschieden, und dieser quantitative Unterschied schlug in einen qualitativen um.

Die Täler der großen Ströme des Ostens boten reichen Bodenertrag für die Arbeit vieler Millionen Menschen, die durch keine erheblichen natürlichen Hindernisse voneinander getrennt waren, leicht durch eine überlegene Macht zu einem einheitlichen Ganzen vereinigt werden konnten. Auf der anderen Seite grenzten an die Flußtäler weite Ebenen, in denen sich auf flinken Rossen ohne große Mühe zahlreiche räuberische Stämme gelegentlich zu-

sammenfinden konnten, um in das fruchtbare Ackerland einzubrechen und es sich dienstbar zu machen.

Unter diesen Bedingungen bildeten sich Großstaaten, beherrscht von zahlreichen Aristokraten mit reichem Einkommen und großer Machtfülle, die sie schließlich an einen absoluten Herrscher verloren.

Ganz anders waren die natürlichen Bedingungen in dem kleinen Griechenland. Von zahlreichen hohen und tief zerrissenen Gebirgen durchzogen, zerfällt es in eine Reihe schmaler und kurzer Täler mit meist unfruchtbarem Boden, von denen jedes nur wenige Menschen zu ernähren vermag und zu Land nur schwer zugänglich ist.

Von den griechischen Staaten hatten nur wenige einen Flächenraum von 1000 und mehr Quadratkilometern. Dementsprechend konnte die Bürgerzahl nur klein sein.

Der Ackerbau brachte keine großen Erträge, die Bauern waren arm, neben dem Landbau viel auf Viehzucht angewiesen. Solche Bauern pflegen wehrhafter zu sein als reine Ackerbauer. Jede der Landschaften war von den Nachbarn durch Gebirge getrennt, die schwer passierbar waren. Die einzelnen Landschaften lockten nicht durch natürlichen Reichtum die Nachbarn an, sie zu unterjochen, was nur unter schweren Kämpfen möglich gewesen wäre.

Die größte Militärmacht zu Lande in Griechenland wurde die der Spartaner, die sich eines der größten und fruchtbarsten Täler Griechenlands, des Eurotastales, bemächtigt hatten. Aber selbst ihnen fielen die Eroberungen anderer Flußtäler infolge der natürlichen Hindernisse schwer.

Ihr Gebiet, Lakonien, umfaßte 5800 Quadratkilometer, die ums Jahr 400 von etwa 230 000 Menschen bewohnt waren, davon 10 000 spartanischen Bürgern. Auf ihre Ueberlegenheit vertrauend, suchten sich die Spartaner die Nachbargebiete anzugliedern, aber nur den Messeniern, ihren westlichen Nachbarn gegenüber gelang es und auch da nur nach furchtbaren, jahrzehntelangen Kämpfen, denen sich später noch von Zeit zu Zeit neue Erhebungen der Unterworfenen hinzugesellten. Die Spartaner hatten daran genug. Weitere Versuche der Ausdehnung nach Osten und Norden mißlangen. Argos und Arkadien wahrten ihre Selbstständigkeit. Arkadien wurde schließlich dahin gebracht, als Bundesgenosse die Hegemonie, d. h. Führung, Spartas anzuerkennen. Gegenüber Argos gelang nicht einmal das.

Solange Griechenland selbstständig war, zerfiel es in eine Anzahl kleiner Staaten, von denen jeder seine besondere Politik trieb und die nicht einmal gelegentlich eine große gemeinsame Gefahr, wie z. B. der Einfall der Perser, alle unter einen Hut zu bringen vermochte. Die Beschaffenheit des Landes, nicht der Rasse war es, die diese Zersplitterung erzeugte.

Nur gering war die landwirtschaftliche Bevölkerung einer jeden Landschaft und unbedeutend war das Nährprodukt, das sie erzeugte. So konnte auch ein eindringender Eroberer, der diese Bevölkerung unterjochte, nur wenig zahlreich sein und sein Einkommen aus der Ausbeutung der Bauern mußte dürftig bleiben.

Die Herren Aristokraten waren nicht selten genötigt, in der Landwirtschaft und im Hausbau noch selbst mit Hand anzulegen.

Je weniger Aussicht bestand, die Geringfügigkeit der Einnahmen aus dem heimischen Landbau durch Eroberungen benachbarter Landschaften zu verbessern, desto mehr sahen sich die Ausbeuter gedrängt, neue Einnahmequellen auf dem Meere zu suchen, an das fast jeder der griechischen Staaten grenzte. Ausdehnung zur See, das war etwas, woran die Despoten des Orients nicht dachten, die nur danach strebten, die Zahl der ihnen fronenden Bauern zu vermehren.

Um zu einem Seefahrer zu werden, genügt es allerdings nicht, bloß am Meere zu wohnen. Gerade dessen Anwohner wissen am besten, wie fürchterlich sein Wüten werden kann und wie schwer seine Launen vorauszusehen sind. Noch Horaz fand, daß mit dreifachem Erz gepanzert das Herz dessen gewesen sein müsse, der sich zuerst auf die tückische Meeresflut wagte. Nur dringende Not konnte zunächst die Menschen veranlassen, das Meer zu befahren, um dort ihre Nahrung zu suchen.

Bemerkenswert ist folgende Tatsache, auf die uns Robertson aufmerksam macht (The Evolution of States, S. 369 ff).

Die Angelsachsen, die im 5. Jahrhundert unserer Zeitrechnung England eroberten, kamen aus Friesland, wohin sie gedrängt worden waren, einem wenig fruchtbarem Gebiet. Sein Boden genügte bald nicht der wachsenden Bevölkerung. Der Ueberschuß der Bevölkerung, den die Landwirtschaft nicht zu ernähren vermochte, suchte seinen Unterhalt in der Seefischerei, und als er dabei genügende Kenntnis der Seefahrt gewonnen hatte, im Seeraub.

Als Seeräuber kamen sie nach England, dort aber fanden sie fruchtbaren Boden, der ihnen erlaubte, auf dem Landbau eine behagliche Existenz zu begründen, entweder als freie Bauern oder als Ausbeuter unterworfener Bauern. Unter diesen Umständen vernachlässigten sie die Seefahrt, in der sie es bereits weit gebracht hatten. England wurde damals noch lange nicht eine seefahrende Nation. Als im neunten Jahrhundert normannische Seeräuber die englischen Küsten plünderten, stand das Land ihnen wehrlos gegenüber. Der König der Angelsachsen, Alfred der Große (871—901), baute zur Abwehr der normannischen Piraten eine Flotte, aber um sie zu bemannen, mußte er friesische Piraten anwerben. Er fand nicht genügend Seeleute in England selbst.

So sind auch die Griechen bedeutende Seeleute nur dort geworden, wo die Unfruchtbarkeit des Bodens sie dazu trieb. Nicht im fruchtbaren Eurotastal Lakedämons, noch weniger in der humusreichen weiten Flußebene des größten der Flüsse des östlichen Griechenlands, des Peneios in Thessalien.

Dort blieb die Landwirtschaft der bei weitem bedeutendste Erwerbszweig der Bevölkerung und daher auch der feudale Charakter der Gesellschaft am reinsten erhalten. Thessalien bekam wenig Gelegenheit sich in die Verhältnisse des eigentlichen Griechenland einzumengen. Später wurde es ebenso wie Sparta ein Hort der aristokratischen und konservativen Tendenzen in der griechischen Welt.

Die meisten anderen Landschaften Griechenlands dagegen entfalteten schon früh eine bedeutende Schiffahrt, soweit sie nicht, wie Arkadien, mitten im Lande lagen. Unter den seefahrenden Landschaften wurde zuerst Argos am mächtigsten, später Athen.

Zunächst wird die Fischerei das Hauptmotiv dafür gewesen sein, sich aufs Meer zu wagen. Von neueren Nationen, den Holländern und Portugiesen wissen wir, daß sie ihre Marine auf der Basis der Fischerei entwickelten. So wird es auch bei den Griechen gewesen sein.

„Kein Vorteil bot sich den Joniern früher dar, als der Gewinn der Fischerei und es ist sehr wahrscheinlich, daß die dichten Züge der Thunfische, welche im Frühjahr aus dem Pontus in den Bosporus einströmen, vorzugsweise den Anlaß gegeben haben, in weiteren Fahrten der Quelle dieses Segens nachzuspüren. . . . Als Fischer lernten die Jonier das nördliche Meer kennen und dehnten dann den Handel auf andere Gegenstände aus." (Curtius, griechische Geschichte, I., S. 337.)

Curtius spricht hier von Motiven, die die Griechen veranlaßten, nach dem Schwarzen Meer zu segeln. Aber für die Anfänge ihrer Befahrung der südlichen Gewässer werden ähnliche Motive gegolten haben.

So wie die Holländer und Portugiesen, beschränkten sich die Griechen ebenfalls nicht auf die Fischerei, sondern benutzten ihre durch diesen Erwerbszweig erworbene Kenntnis der Seefahrt auch zu anderen, einträglicheren Unternehmungen. Von Insel zu Insel weiterschiffend, kamen sie schließlich an die Küsten Kleinasiens, das fruchtbar war, unter dem Einflusse der orientalischen Zivilisation stand, und reiche Schätze barg, die dazu verlockten, sie zu rauben, oder, wo das die Machtverhältnisse nicht erlaubten, sie einzutauschen gegen Produkte des eigenen Landes oder von Ländern des Westens, vor allem Italiens. Piraterie, Eigenhandel und Durchfuhrhandel brachten den Griechen schließlich weit reichere Gewinne als der Landbau. Vom Osten lernend, entwickelten die Handelsstaaten bald auch eigene Exportindustrien.

Natürlich waren es die Herren des Landes, der Kriegsadel und sein Häuptling oder König, die sich dieser Quellen von Reichtum am ehesten bemächtigten. Sie waren die Führer in den Raub-

zügen, die sie mit ihren Gefolgschaften unternahmen, sie steckten den Löwenanteil der Beute ein.

Max Weber meint (in seiner Wirtschaftsgeschichte, S. 180):

„Ursprünglich hat bei den Griechen wohl der Stadtkönig die Schiffe, und zwar für Tausch, wie für Seeraub, in der Hand gehabt, aber er konnte nicht hindern, daß neben ihm große Geschlechter emporwuchsen, die am Schiffsbesitz beteiligt waren und ihn schließlich nur noch als Primus inter pares duldeten." . . . .

In Wirklichkeit beruhte die Machtstellung der großen Geschlechter, der Adeligen, auch in Griechenland nicht auf ihrem Schiffsbesitz, sondern vor allem und stets auf ihrem Grundbesitz. Das war die vornehmste, wahrhaft adelige Form des Besitzes und ist es geblieben. Als Landstaaten haben die griechischen Staaten begonnen, ihre Aristokraten waren Eroberer, die zu Land eingedrungen waren. Die großen Geschlechter standen schon hoch im Staate, ehe er zur Seefahrt überging, sie kamen nicht erst durch diese empor.

Der König konnte nicht zur See Krieg führen ohne den Kriegsadel. Er mochte, gleich den orientalischen Königen, nach dem Handelsmonopol trachten, als der Handel an Bedeutung zunahm, aber er wird dabei sicher auf den Widerstand der großen Geschlechter gestoßen sein, denen gegenüber seine Macht nur gering war.

Wie in den Landstaaten Griechenlands, blieb auch in den Seestaaten der Adelige vornehmlich Grundbesitzer und Krieger. Den Handel verachtete er im Seestaat ebenso wie im Landstaat, das heißt, die aktive Teilnahme am Handel, nicht das Einstecken von Handelsprofiten. Er suchte zu solchen Profiten in der Weise zu gelangen, daß er Schiffe ausrüstete, auch Waren oder Geld für die Handelsgeschäfte beisteuerte, diese selbst aber eigens dazu bestellten, nichtadeligen Leuten überließ. Er gestattete von vornherein solchen das Betreiben von Handelsgeschäften und beteiligte sich an diesen mit einer Einlage.

Auf jeden Fall bildete sich mit der Zeit ein eigener Kaufmannsstand neben dem Adel, der ebenso wie dieser an Reichtum und Macht wuchs.

Der wachsende Reichtum brachte nun die Gefahr mit sich, daß die Räuber selbst beraubt wurden. Solange die Aristokraten nur von ihrem, in Griechenland notwendigerweise kleinen Grundbesitz gelebt hatten und arm gewesen waren, dachte niemand daran, sie zu plündern. Die agrarischen Spartaner repräsentierten mit ihrer Einfachheit und Bedürfnislosigkeit in späteren Zeiten des Griechentums wohl am besten seinen primitiven Zustand. Sie dachten nie daran, sich in einer ummauerten Stadt zu bergen.

Anders stand es bei den seefahrenden Landschaften und namentlich ihren reich werdenden Aristokraten und deren Königen. Sie hatten alle Ursache, sich gegen Seeräuber zu schützen, denen die Seeküsten offen standen. Um größere Sicher-

heit zu erreichen, taten sich die reichen, großen Geschlechter zusammen, die bis dahin zerstreut auf ihren Gütern gelebt hatten, und siedelten sich zu besserer Verteidigung an einem hierzu geeigneten Orte vereint an, wo sie ihre Schätze bargen. Die Konzentration erlaubte ihnen sich rasch zur Abwehr von Eindringlingen zu sammeln und die Enge des Gebiets, auf dem sie nun zusammen hausten, erlaubte, es mit einer festen Ringmauer zu umziehen.

So entstand die Stadt im Staate der Seefahrer. Max Weber selbst nimmt an, daß sie „ursprünglich gerade als Sitz des Adels entstand." (Wirtschaft und Gesellschaft, S. 530.) Aber wie reimt sich das mit der Ansicht, daß die großen Geschlechter erst in der Stadt neben dem Stadtkönig emporwuchsen?

So innig die aristokratischen Geschlechter mit der Stadt verwuchsen, in der sie wohnten, und so sehr sie von deren Angelegenheiten absorbiert wurden, sie blieben stets Grundbesitzer mit einem landwirtschaftlichem Betrieb außerhalb der Stadt, wurden nie zu reinen Städtern.

Das Gedeihen der Stadt selbst hing jedoch immer weniger von dem Grundbesitz ihrer Aristokraten ab. Hierin ist die Stadt in den Staaten Griechenlands, und überhaupt in den Küstengebieten, namentlich den östlichen, des Mittelmeeres, grundverschieden von der Stadt der großen Reiche des Orients. Diese bildet den Mittelpunkt eines ausgedehnten Landgebiets, ist vom Meere entfernt, indes die Städte der sogenannten Antike stets Küstenstädte sind. Die Größe und Blüte der Stadt des Orients hängt ab von der Größe des Landgebiets, das von den herrschenden Klassen ausgebeutet wird.

Je umfangreicher dieses Gebiet, je größer die Massen von agrarischem Mehrprodukt, die es seinem Ausbeuter liefert, desto besser gedeihen Händler und Handwerker in der Stadt, diese ist völlig abhängig von der Herrenklasse.

Die Macht und der Reichtum der griechischen Stadt hängt dagegen fast gar nicht ab von der Zahl der Bauern, die von den in ihr wohnenden Aristokraten ausgebeutet werden, und auch nicht von der Größe ihrer Ausbeutung. Nicht von dem Umfang des Landgebiets, das ihre Herrenklasse besitzt, sondern von dem Umfang der Meeresfläche, die ihre Schiffe befahren, und von dem Reichtum der Küsten, die sie erreichen, sowie von der kriegerischen Kraft, die sie entfalten, hängt die Bedeutung der griechischen Stadt, ihres Handels, ihrer Industrie und die Ausdehnung ihrer Bevölkerung ab.

Das Wachstum der Stadt Athen wurde nicht bedingt durch die Ausdehnung Attikas. Dessen Landgebiet blieb stets das gleiche, soweit wir die attische Geschichte im Altertum verfolgen können. Es umfaßte rund 2300 Quadratkilometer, ungefähr soviel wie heute der Freistaat Anhalt. Die Stadt Athen dagegen wuchs be-

deutend an und umfaßte schließlich mehr Bewohner, als die Landschaft. Beloch schätzt die gesamte Bevölkerung Attikas zur Zeit Alexanders des Großen auf etwa 200 000, von denen 120 000 „oder auch etwas mehr" in Athen und seinem Hafen, dem Piräus, lebten. (Griechische Geschichte, III., 1., S. 273, 274.) (Vergl. auch III., 2, 386 ff.)

Die Ursachen dieses Wachstums werden wir noch kennen lernen.

Die Grundbesitzer der Landschaft wurden nun auch Stadtbürger, das Land ein bloßes Anhängsel, nicht die Grundlage der Stadt.

Das Landgebiet ist bald nicht mehr imstande, die Stadt zu ernähren. Diese ist auf Zufuhr von außen, über See, angewiesen. Für die Athener wird die Sicherung der Zufuhr von Getreide, zum Teil aus Aegypten, namentlich aber aus den Küstenländern des Schwarzen Meeres, frühzeitig eine wichtige Angelegenheit. Schon um das Jahr 610 besetzten die Athener Sigeion am Hellespont, um die Getreideeinfuhr aus dem Schwarzen Meer zu sichern. Die großen Staaten des Orients produzierten dagegen nicht nur ausreichend Getreide für sich, sondern auch für den Export. Das alte Rom konnte in der Zeit der Republik und unter dem Kaiserreich ohne Getreide aus Aegypten nicht bestehen.

Für den Griechen wird die Stadt gleichbedeutend mit dem Staat. Das griechische Wort Polis bezeichnet das eine wie das andere. So bildet sich der Typus des Stadtstaates, der von dem der orientalischen Stadt ebenso verschieden ist, wie von dem des orientalischen Staates.

Zweites Kapitel.

Klassenkämpfe im Stadtstaat.

Der Eigenart des Stadtstaates entspricht die Eigenart seiner Politik, namentlich seiner inneren.

Wir haben bereits darauf hingewiesen, daß sich die geographischen Bedingungen Griechenlands von denen der Staaten des Orients vor allem dadurch unterscheiden, daß sie dort die Zusammenfassung zahlreicherer kleinerer Gemeinwesen mit reichem Bodenertrag zu einem großen Staat ermöglichen, dessen Herrenklasse an Reichtum und Macht hoch über den arbeitenden Klassen, Bauern und Handwerkern steht. In Griechenland dagegen sind nur Kleinstaaten mit meist recht unfruchtbarem Boden möglich. Die Herrenklasse in jedem derselben kann, solange sie nur von der Ausbeutung der Bauern lebt, nicht groß an Zahl, ihr Einkommen nur dürftig sein. Sie vermag sich weder kulturell noch an Machtmitteln weit über die Schichten der Ausgebeuteten zu erheben. Sie wird sich vielfach von diesen nicht in höherem Grade

unterschieden haben, als heutzutage Großbauern von Kleinbauern. Andererseits vermögen sich einige Tausend in einem beschränkten Gebiet leichter zu verständigen als Millionen in einer weiten Ebene.

Dem schreibe ich es vor allem zu, daß wir in Griechenland von Anfang an nicht jene sklavische Unterwürfigkeit finden, die im Orient der Bauer und Handwerker gegenüber den herrschenden Klassen an den Tag legt und auch empfindet. Als ein Beispiel dafür diene die wohlbekannte Geschichte des Thersites.

Die Homerischen Gedichte sind natürlich als historische Quelle für wirklich vorgekommene Ereignisse nicht zu benützen. Dagegen sind sie unschätzbar für die Erkenntnis der sozialen Verhältnisse der Zeit, in der sie entstanden. Allerdings auch der Zeit, in der sie ihre letzte Fassung erhielten.

So dürfen wir auch die Episode, in der Thersites eine Rolle spielt, nicht als bloße poetische Fiktion betrachten. Sie wäre als solche lächerlich geworden, wenn die Hörer der Erzählung sie nicht für möglich gehalten hätten.

Neun Jahre schon lagen nach der Sage die Griechen vor Troja. Sie begannen des Krieges müde zu werden. Da wird eine Versammlung der ganzen Armee einberufen, nicht bloß der Heerführer, um zu beraten, ob der Krieg weitergehen oder aufgegeben werden soll. Schon das bezeugt, daß die Volksmasse der Griechen damals bereits, im „heroischen" Zeitalter, weit entfernt war von militärischem Kadavergehorsam.

Aber noch mehr.

Aus der Menge erhebt sich, ehe noch die Verhandlung begonnen, ein übelberufener, häßlicher Mann, der bekannt dafür war, daß er stets die hohen Herrschaften und Offiziere beschimpfte, namentlich Achilles und Odysseus, nicht im geheimen, sondern öffentlich. Jetzt legt er gegen den vor ihm stehenden Oberfeldherrn Agamemnon los. Mit lauter Stimme klagt er ihn an, daß er von der Beute immer das Beste für sich behalte. Ihm gebühre nicht der Oberbefehl, da er die Truppen nur zu Mißerfolgen führe. Aber die Mannschaft sei ja feig und verweichlicht. Er fordert sie auf, heimwärts zu ziehen und den Feldherrn mit seiner Beute allein vor Troja zu lassen.

Das sind Töne, die einem modernen Pazifisten sehr sympathisch klingen müssen. Doch in welcher anderen Armee wäre es möglich, daß ein gemeiner Soldat in dieser Weise vor versammeltem Kriegsvolk den obersten Feldherrn schmäht und „Defaitismus" predigt? Nirgends hätte man ihn enden lassen, der Versuch schon wäre im Blute des Meuterers erstickt worden. Thersites dagegen passiert nichts Schlimmeres, als daß Odysseus sich gegen ihn wendet, ihn seinerseits ausgiebig beschimpft und ihm einige herunterhaut, worüber das Kriegsvolk sich höchlichst ergötzt. Damit ist der Zwischenfall erledigt. Noch Sophokles

nahm an, Thersites sei, trotz seiner bösen Zunge, im ganzen Kriege nichts passiert und er habe zu den wenigen gehört, die wohlbehalten in ihre Heimat zurückkehrten, was später Schiller melancholisch vermerkte.

Beloch faßt die Thersitesepisode anders auf. Er schließt aus ihr auf die Ohnmacht des Volkes gegenüber den Aristokraten:

„Der Stock in der Hand der Vornehmen brachte jeden Widerspruch bald zum Schweigen." (Griech. Gesch., I. 1., S. 214.)

Daß die Volksmasse gegenüber den Aristokraten ihren Willen nicht durchsetzen kann, das gehört zum Wesen des Staates. Aber bemerkenswert gegenüber den Staaten des Orients ist es, wieviel sich trotzdem in Griechenland ein Mann der Masse herausnehmen konnte, sogar während eines Kriegszugs, ohne mehr zu ernten, als ein paar Kopfstücke.

Man vergleiche mit der Kritik, die sich der Oberste der verbündeten Könige der Griechen von einem nicht einmal populären Lästermaul gefallen lassen muß, die gottähnliche Stellung, die ein Pharao oder ein persischer Großkönig einnahm, dem der gewöhnliche Untertan nur kniend, mit zur Erde gebeugtem Oberleib und gesenktem Blick nahen durfte!

Noch leichter als auf dem flachen Lande können sich die Menschen verständigen und bei übereinstimmenden Interessen und Zielen gemeinsam handeln, wenn sie in einer Stadt eng zusammengedrängt werden. Dazu kam in Griechenland noch, daß dort die Stadt nicht, wie im Orient, durch die Wucht eines überwältigend großen Landgebiets und seiner Herren niedergedrückt wurde, sondern daß sie vielmehr das Landgebiet und seine Bewohner immer mehr an Bedeutung überragte und beherrschte.

Da wurde die Auflehnung gegen die Autoritäten im Gemeinwesen wesentlich erleichtert, wenn diese einmal in Konflikt mit Bevölkerungsteilen gerieten, zu deren Führung sie berufen waren oder sich berufen glaubten.

Zuerst war es der Adel, der sich des Königtums entledigte, wenn dieses den Versuch machte, seine von vornherein schwache Position zu stärken, etwa durch Stützung auf der Aristokratie feindliche Volksteile, oder wenn es in Konflikt mit dem Adel geriet, etwa durch einen Streit über Kriegsbeute oder über die Monopolisierung des Handels.

Wird im Orient die absolute Monarchie die typische Form des Staates, so in Griechenland oder vielmehr in den Stadtstaaten die Republik.

So schwach war das griechische Königtum, daß es vielfach ohne schwere Kämpfe erlegen sein dürfte. Die Sage ist freilich ganz unglaubwürdig, daß nach dem Tode des attischen Königs Kodros einfach die Erblichkeit der Königswürde, die nach und nach aufgekommen war, nicht mehr beachtet wurde.

Der Sage nach hätte Kodros so großartig regiert, daß s[illegible] niemand für würdig hielt, seine Nachfolge anzutreten. Gar idyllisch wird das Königtum doch nicht geendet haben. G[illegible] Beglaubigtes ist darüber nicht bekannt. Zunächst erreichten die Aristokraten in Attika, daß das Staatsoberhaupt, nun Arch[illegible] genannt, von den Adelsgeschlechtern gewählt wurde, zunäch[illegible] immer noch aus der Königsfamilie der Medontiden, und zw[illegible] auf Lebenszeit. Aber bald beschränkte man die Funktionsdau[illegible] des Archon auf zehn Jahre, machte seine Würde allen Adel[illegible] familien zugänglich und engte seine Befugnisse immer mehr ei[illegible] Endlich wurden neun Archonten jährlich gewählt. So vollzog sic[illegible] die Abschaffung des Königtums nicht mit einem einzigen Schlag[illegible] sondern in allmählichem Abbau.

„In den meisten Fällen ist das Königtum nicht durch Revolutio[illegible] sondern durch friedliche Evolution beseitigt worden." (Beloch, Griechisch[illegible] Geschichte, I. 1., S. 215.)

Schon damals, im siebenten Jahrhundert vor Beginn unserer Zeitrechnung, machte man mit der Republik dieselbe Erfahrung, die sich in der Klassengesellschaft bis in unsere Tage stets wiederholt. Das Königtum sucht dort, wo es sich einigermaßen konsolidiert hat und erblich geworden ist, zu einer Macht über den Klassen zu werden, nicht um die Klassen aufzuheben, sondern um durch Ausnützung ihrer Gegensätze seine eigene Macht zu stärken, und sich unabhängig von den Klassen zu machen. Dadurch werden die Klassengegensätze verschleiert, wird oft auch ihre scharfe Zuspitzung verhindert. In der Republik treten die Klassengegensätze viel unvermittelter auf, kann eine herrschende Klasse ihre Interessen weit rücksichtsloser verfolgen. Dadurch erweisen sich die Erwartungen so mancher Liberaler als Illusionen, die da meinen, die Republik sei ein Instrument zur Milderung der Klassengegensätze.

Sie ist vielmehr ein Instrument zu ihrer Verschärfung. Aber das ist für marxistische Sozialisten kein Grund, wegwerfend von ihr zu sprechen.

Die Aristokratie führte in den meisten griechischen Staaten den Sturz des Königtums herbei. Die Republik diente zunächst ihr und ihren Interessen. Die Volksmasse wurde vom Adel nun schonungslos ausgebeutet und immer tiefer herabgedrückt.

Aber unter den gegebenen Verhältnissen wuchs mit dem Druck auch der Gegendruck. Zu den Faktoren, die wir schon als solche erwähnt haben, die den Widerstand und die Auflehnung der unteren Klassen in den griechischen Staaten begünstigten, kamen noch zwei, die in der gleichen Richtung wirkten.

Je mehr die Seestadt das ganze staatliche Leben beherrschte, desto mehr kam in ihm das seefahrende Volkselement zur Geltung, ein Element, weit rühriger und von Ueberlieferungen freier als der Bauer oder der städtische Kleinbürger, da es gewöhnt ist,

in der Fremde die mannigfachsten, von den heimischen ganz verschiedenen politischen und ökonomischen Verhältnisse zu finden und mit ihnen zu rechnen. Die Seefahrt erfordert aber auch weit mehr Kühnheit und Tatkraft, als der Landbau und das städtische Handwerk. Durch die Seefahrer erhielten Bauern und Handwerker einen Anstoß, eine Führung, eine Kraft, die ihnen in den Landstädten fehlte. Dabei aber lagen die wichtigsten der Seestädte nicht auf den Inseln, sondern auf dem festen Land. Sie waren mit einem Landheer zu erreichen. Mit ihrem Handel und ihrem Reichtum ging wohl ein Wachstum ihrer Seestreitkräfte parallel, das vermochte sie jedoch nicht gegen Angriffe zu Lande zu sichern, gegen Angriffe von seiten beutegieriger Nachbarn. In der Tat ist z. B. Athen nicht den Angriffen einer überlegenen Seemacht erlegen, sondern überlegener Landmächte, zuerst Spartas, dann Makedoniens.

Die Aristokratie war in den kleinen Städtchen gering an Zahl, und sie wuchs nicht so rasch wie der Reichtum und auch die Ausdehnung der Stadt. Der Kriegsadel allein genügte nicht, um sie zu Land zu schützen und ihre Interessen gegenüber unbequemen Nachbarn durchzusetzen.

Und der Adel zeigte die Tendenz abzunehmen, teils infolge der Geburtenbeschränkung, die praktiziert wurde, um den Familienbesitz nicht zu zersplittern, teils durch Menschenverluste in den ewigen Kriegen. Auch die Plebejer litten unter diesen, aber deren Reihen wurden immer wieder gefüllt durch Heranziehung von Schichten, die früher nicht Kriegsdienst zu leisten hatten, und auch durch Zuzug von Ausländern, denen man, wenn sie sich ansässig machten, gestattete, im Heer zu dienen und sich das Bürgerrecht zu erwerben. In einer reichen und blühenden Stadt war deren Zahl groß. Bei dem Geburtsadel, der auf eine bestimmte Zahl von Geschlechtern beschränkt blieb, fehlte dieses Mittel, Lücken zu füllen.

Wie verheerend die Kriege auf den Adel wirkten, dafür nur ein Beispiel aus Sparta: Zur Zeit der Schlacht bei Leuktra (371 v. Chr.) betrug die Zahl seiner Vollbürger, die in Wahrheit seinen höchsten Kriegsadel bildeten, etwa 1500. Die Zahl derjenigen im Alter von 20—55 Jahren etwa 1000. Zwei Drittel davon, 700, zogen in die Schlacht, davon fiel mehr als die Hälfte, 400.

Die Bürgerschaft in Sparta zerfiel nach ihrem Grundbesitz in Vollbürger und minderberechtigte Bürger. Die Gesamtzahl der männlichen Bürger im Alter von mehr als 18 Jahren berechnet Beloch zur Zeit der Schlacht bei Leuktra auf 3500 Köpfe. „Infolge dieser Schlacht sank die Bürgerschaft auf etwas über 2500 Köpfe herab." (Griech. Gesch. III., 1., S. 283.)

In den Handels- und Gewerbestädten Griechenlands wird die Zahl der Aristokraten noch geringer gewesen sein als in dem agrarischen Sparta, war deren Landgebiet doch kleiner und

unfruchtbarer, so daß die Arbeit des einzelnen Bauern dort nur geringe Ueberschüsse erzielte. Es konnte also nur eine im Verhältnis zur Gesamtzahl der Bauern geringe Zahl von Ausbeutern von ihnen leben.

Je mehr der Reichtum der Stadt wuchs, desto mehr lockte er ärmere Staaten an, sie zu plündern. Je ausgedehnter die Stadt, desto weniger reichte der Adel aus, sie zu schützen und ihre Interessen gegenüber widerhaarigen Nachbarn zu verfechten. Desto größer der nichtadelige Teil der freien Bevölkerung, der irgendein Besitztum in Stadt und Staat sein eigen nannte, das durch eine fremde Invasion geschädigt werden konnte. Diesen Teil zur Landesverteidigung heranzuziehen, wurde immer notwendiger und zweckmäßiger. Und in der Stadt mehrte sich auch die Zahl wohlhabender Leute unter den Nichtadeligen, die imstande waren, sich eine ausreichende Rüstung zu beschaffen.

So kam es, daß sich immer mehr der Wehrfähigen unter den Bauern und Bürgern bewaffneten und in den Waffen übten. Und dieses wurde um so eher möglich, je mehr der Reichtum der Stadt wuchs, je mehr ihre Kriege Sklaven einbrachten und die Mittel zunahmen, Sklaven zu kaufen. Damit wuchs die Zahl der Bauern und Bürger, die ihre Arbeit von Sklaven verrichten ließen und Zeit für den Waffendienst fanden. Es wuchs aber auch die Zahl derjenigen unter ihnen, die über die Mittel verfügten, sich ausreichende Waffen anzuschaffen, um als Schwerbewaffnete (Hopliten) im Heer zu dienen. Das wurde noch erleichtert dadurch, was Beloch hervorhebt, daß die Fortschritte der Metallurgie es dem Mittelstande erleichterten, sich eine Metallrüstung anzuschaffen, so daß der Ritter seine kriegerische Ueberlegenheit gegenüber den Wohlhabenden unter den einfachen Bürgern verlor, deren festgefügte Schlachtordnung nun das Kriegsglück entschied. (L., 1., S. 348.)

Auf dem gepanzerten Fußvolk beruhte die Kraft der Heere Griechenlands in den Zeiten seines Aufschwungs. Diese wohldisziplinierten Bauern- und Bürgerheere waren es, an denen die Ritterheere der Perser auch dort scheiterten, wo sie an Zahl überlegen waren.

Die ganze Bevölkerung der Stadt bekam dadurch einen kriegerischen Charakter. Max Weber sagt darüber:

„Die antike Polis war, ... seit der Schaffung der Hopliten-Disziplin eine K r i e g e r z u n f t. Wo immer eine Stadt aktive Politik zu Lande treiben wollte, mußte sie in größerem oder geringerem Umfange dem Beispiel der Spartiaten folgen: trainierte Hoplitenheere aus Bürgern schaffen. Auch Argos und Theben haben in der Zeit ihrer Expansion Kontingente von Kriegervirtuosen geschaffen, in Theben noch durch die Bande persönlicher Kameradschaft verknüpft. Städte, welche keine solche Truppe besaßen, sondern nur ihre Bürgerhopliten, wie Athen und die meisten anderen, waren zu Lande auf die Defensive angewiesen. Ueberall aber waren nach dem Sturz der Geschlechter die Bürgerhopliten die aus-

schlaggebende Klasse der Vollbürger. Weder im Mittelalter, noch irgendwo sonst findet diese Schicht eine Analogie. Auch die nicht spartanischen hellenischen Städte hatten den Charakter eines chronischen Kriegslagers in irgendeinem Grade ausgeprägt." (Wirtschaft und Gesellschaft, S. 596.)

Unter solchen Verhältnissen war es in den Handels- und Industriestädten den adeligen Geschlechtern nicht möglich, ihre Vormachtstellung und die darauf beruhende Ausbeutung dauernd aufrecht zu erhalten, soweit sie die Masse der Bürger betraf.

Vorübergehend verschlechterte sich nach dem Sturze des Königtums wohl die Lage der Arbeiter, namentlich der Bauern. Insbesondere war es die Teilnahme am Kriegsdienst, die sie schädigte, da sie dadurch gezwungen waren, ihren Betrieb zu vernachlässigen, wofür sie in der Kriegsbeute nicht immer Ersatz fanden. Ihre Verschuldung wuchs und grausame Schuldgesetze verfügten die Versklavung des zahlungsunfähigen Schuldners.

Doch dieselbe Wehrhaftigkeit, die den Bauern ökonomisch ruinierte, verlieh ihm politische Macht, die ihm gestattete, mit der Zeit nicht bloß den wachsenden Druck der Aristokraten abzuwehren, sondern auch schließlich selbst zum Angriff überzugehen, die Vorrechte des Adels eines nach dem anderen zu beseitigen, ihm steigende Leistungen für den Staat aufzubürden und andererseits die Leistungen zu erhöhen, die der Staat zugunsten der unteren Klassen aufzubringen hatte. So wurde der Staat bis zu einem gewissen Grade in das Gegenteil seines ursprünglichen Zustandes verwandelt, aus einem Mittel der Herrschaft der Aristokratie und der Reichen in eines der Herrschaft der Aermeren, und aus einem Mittel der Ausbeutung dieser in eines der Ausbeutung jener.

Daß die Triebkraft dieser Entwicklung die Heeresverfassung bildet, die Notwendigkeit, Bürger und Bauern zu bewaffnen, darauf weist Max Weber mit größtem Nachdruck hin:

„Der Grund der Demokratisierung ist überall rein militärischer Natur, er liegt in dem Aufkommen der disziplinierten Infanterie, der Hopliten in der Antike, der Zunftheere im Mittelalter, wobei das Entscheidende war, daß die militärische Disziplin über den Heldenkampf siegte. Die militärische Disziplin bedeutet den Sieg der Demokratie, weil man damit, daß man die nicht ritterlichen Massen heranziehen mußte und wollte, ihnen die Waffen und damit die politische Macht in die Hand gab." (Wirtschaftsgeschichte, S. 278, 279.)

Ob das Zunftheer im Mittelalter eine solche militärische Kraft war, wie Weber es meint, sei dahingestellt. Nur darauf sei hier hingewiesen, daß es heißt, den Sachverhalt zu sehr vereinfachen, wenn Weber annimmt, der Grund der Demokratisierung im antiken Griechenland sei rein militärischer Natur gewesen.

Wir haben gesehen, daß noch andere Gründe dabei mitwirkten, vor allem die Kleinheit der Staaten, die Dürftigkeit des Bodens, die die Uebermacht des Adels beschränkte, so daß schon im heroischen Zeitalter, dem des Einzelkampfes der Ritter, den Angehörigen der unteren Klassen ein recht freies Wort gestattet

war. Auch die Konzentration des politischen Lebens in der Stadt deren Bevölkerung wuchs, während die adeligen Familien an Zahl eher ab- als zunahmen, ist in diesem Zusammenhang zu nennen.

Alles das vermehrte die Kraft der Volksmasse, des „Demos" im Staate. Sicher hat die militärische Neuordnung dabei eine große Rolle gespielt. Diese Neuordnung selbst entsprang indes ihrerseits wieder neuen technischen und ökonomischen Bedingungen. Und man darf die Bedeutung der militärischen Neuerungen für die Demokratie nicht überschätzen.

Die Spartaner gingen ebenso wie die Athener zur Bewaffnung und Taktik der Hopliten über. Aber zur Demokratie führte sie bei ihnen nicht, weil ihnen die Stadt fehlte, in der sich der größte Teil der Bevölkerung konzentrierte. Vielleicht kam daneben noch der Umstand in Betracht, daß das Eurotastal ebenso wie das messenische sehr fruchtbar war, eine größere Zahl von Aristokraten ernähren konnte — namentlich wenn sie sehr bescheiden lebten — als die Landgebiete der Handelsstädte. Lakedämonien und Messenien zählten neben Arkadien und Böotien zu den Landschaften des eigentlichen Griechenland — südlich von Thessalien — die keines Getreideimports bedurften. Daher waren die Aristokraten Spartas nicht in so hohem Maße darauf angewiesen, die unter ihnen stehenden Massen zum Hoplitenkampf heranzuziehen, wie die Stadtstaaten. Sie ließen nur die Periöken zu ihm zu, nicht die große Masse der Heloten, die völlig rechtlos blieben, während gleichzeitig die unteren Klassen in den Stadtstaaten einen Sieg nach dem andern über ihre Aristokraten errangen.

Der Siegeszug der griechischen, vornehmlich der athenischen Demokratie kann hier nicht im einzelnen geschildert werden. Er ist auch allgemein bekannt und in jeder Darstellung griechischer Geschichte nachzulesen.

Hier kommt es uns nur auf folgendes an: In den Großstaaten des Orients sind Kämpfe der arbeitenden Klassen um Verbesserung ihres Loses in der Regel ausgeschlossen. Wohl gibt es große und intensive Klassengegensätze, aber nur ausnahmsweise kommt es zu Kämpfen zwischen oberen und unteren Klassen. Nur gelegentlich infolge besonderer Verhältnisse machen sich die Klassengegensätze in Aufständen Luft, Ausbrüchen der Verzweiflung, meist ohne jeden Sinn, ohne die geringste Aussicht auf Erfolg. Sie werden in der Regel blutig niedergeschlagen und hinterlassen die beteiligte Bevölkerung in einer gegen vorher noch verschlechterten Lage. Selbst in den wenigen Fällen, in denen das nicht der Fall ist, führen sie höchstens einen Wechsel einiger herrschenden Personen oder die Zurücknahme einer besonders drückenden Neuerung herbei, ohne etwas Wesentliches zu ändern.

Ganz anders in den griechischen Freistaaten. Hier finden wir nicht nur Klassengegensätze und gelegentliche Emeuten, sondern ständige Klassenkämpfe, die mit größter Zähigkeit ausgefochten werden und die, trotz gelegentlicher Mißerfolge, doch im allgemeinen einen unaufhaltsamen, allmählichen Aufstieg der unteren Klassen, der Demokratie, herbeiführen.

Der Klassenkampf wird hier ein Lebenselement des Staates. Weit entfernt, als verwerflich verurteilt zu werden, konnte die Teilnahme an ihm als Bürgerpflicht festgesetzt werden. In Athen galt seit Solon das Gesetz, daß jeder, der bei einem Ausbruch innerer Kämpfe sich nicht einer Partei anschlösse und für sie mit den Waffen einträte, seine Bürgerrechte verlieren sollte.

Durch diese regen und intensiven Klassenkämpfe bekommt das politische Leben der antiken Stadtstaaten die größte Aehnlichkeit mit dem des modernen Staates. Dem politischen Leben des Orientes stehen wir fremd gegenüber, das der Antike erscheint uns dagegen mit dem unseren wesensgleich. Die einen sehen darin einerseits die Wirkung einer Verschiedenheit der europäischen Rassen von denen des Orients, andererseits einer Gemeinsamkeit der griechischen Rasse mit der unseren. Andere wieder ignorieren den Orient, der uns nicht bloß innerlich, sondern auch durch die Verschiedenheiten der Sprachen ferner steht, während das Lateinische und Griechische heute noch der Mehrzahl unserer Gebildeten geläufig sind. Die Geschichte der Antike, der Griechen und Römer, erscheint ihnen als die Geschichte der Menschheit überhaupt, bis zu unserem Mittelalter, und so kommen sie zur Ansicht, diese Geschichte verzeichne nur eine ewige Wiederholung derselben Schauspiele und Komödien. Sie könnten zu dieser Ansicht nicht kommen, wenn sie auch die Geschichte der Staaten des Orients und überdies die Entwicklung der Menschheit bis zur Staatsbildung in Betracht zögen.

Auch Marx und Engels haben zur Zeit der Abfassung des kommunistischen Manifestes — und das entsprach dem Stande des damaligen historischen Wissens — unter den Völkern des Altertums wohl nur Griechen und Römer im Auge gehabt, als sie schrieben, die Geschichte aller bisherigen Gesellschaft sei die Geschichte von Klassenkämpfen. Als ältestes Beispiel einer in Stände gegliederten Gesellschaft führen sie das alte Rom an.

Wir haben schon gesehen, und Engels hat das selbst noch anerkannt, daß vor dem Aufkommen des Staates von Klassen und Klassenkämpfen nicht gesprochen werden kann. Wir können jetzt hinzufügen, daß auch nach dem Aufkommen des Staates und der Klassen von regelmäßigen Klassenkämpfen von der Art, wie sie in den modernen Staaten geführt werden, erst in den Stadtstaaten gesprochen werden kann, die im Altertum im Laufe der letzten zwei Jahrtausende vor Beginn unserer Zeitrechnung an den

Küsten des Mittelmeeres, namentlich in seinem östlichen, an die alten Kulturstaaten des Orients grenzenden Teile entstanden.

Drittes Kapitel.

Demokratie und Ausbeutung im Stadtstaat.

So verschieden der Stadtstaat des Mittelmeeres vom orientalischen Landstaat war, sie gelangten schließlich beide zu dem gleichen Ergebnis, zum Despotismus, zum Stillstand jeglichen politischen Lebens und zu ökonomischer Versumpfung, damit zum Untergang des Staates.

Wohl kam die antike Demokratie in günstigen Fällen so weit, alle Vorrechte des Adels, ja diesen selbst als besonderen Stand aufzuheben, seine Gentil-Organisation aufzulösen — so in Athen, nicht in Rom —; so weit, die volle politische Gleichberechtigung aller Bürger im Staate zu erzwingen, auch alle Lasten des Staates den Reichen aufzuerlegen und dafür die Armen zu Staatspensionären zu machen. Jedoch gelang es der Demokratie nicht, die Wurzel des Uebels auszurotten, die Klassenteilung selbst. Und so vermochte sie den daraus folgenden Niedergang und schließlichen Untergang des Staates nicht aufzuhalten.

Soviel auch der Adel verlor, sein geistiges Uebergewicht im Staatsleben wußte er zu behaupten. Durch Familientradition, Erziehung, Lebensweise war er mit den Bedürfnissen des Staates, seinen inneren und äußeren Verhältnissen, sowie mit der Kunst des Regierens weit besser vertraut, als die „Banausen", Bauern, Handwerker, Krämer, Gastwirte, Lastträger, Seeleute, Bettler, ja besser sogar als Kaufleute und Bankiers. Diese selbst, wenn sie zu Ansehen und Macht im Staate kommen wollten, beeilten sich Großgrundbesitzer zu werden und deren Lebensweise anzunehmen.

Es zeigte sich damals, daß zwischen einer herrschenden und einer regierenden Klasse ein großer Unterschied bestehen kann. Eine herrschende Klasse kann unfähig sein, selbst zu regieren, den Staat zu verwalten. Sie kann trotzdem an der Herrschaft bleiben. Sie übt sie dann dadurch aus, daß sie die regierenden Personen auswählt und nur so lange am Ruder hält, als sie der herrschenden Klasse genügen. Die Regierung ist dann nicht identisch mit den Herrschern. Sie wird deren Kommis.

So hat auch in den Stadtstaaten die Demokratie den Adel nicht einfach aus dem Wege geräumt, sondern ihm mit Vorliebe die leitenden Aemter übertragen. Ja, die Führer der demokratischen Bewegung selbst stammten überwiegend aus dem Adel, waren Adelige, die entweder persönliche Gründe mit ihren Standesgenossen entzweit hatten, oder die weitsichtig genug waren, die

Unvermeidlichkeit des Fortschreitens der Demokratie zu erkennen und es für klug oder im Staatsinteresse gelegen hielten, die Leitung der siegreich fortschreitenden Demokratie selbst in die Hand zu nehmen.

Vom Beginn der Erfolge der Demokratie, seit Solon (um das Jahr 600 herum) bis zu Perikles Tod (429) waren immer noch die ersten Staatsmänner Athens, aber auch die Führer der Demokratie, Angehörige adeliger Geschlechter.

Darauf macht unter anderen Aristoteles in seinem Buch über die Verfassung von Athen aufmerksam. Er sagt (ich zitiere nach der bei Reklam erschienenen deutschen Uebersetzung des Dr. Wentzel):

„Solange Perikles der Führer des Volkes war, blieben die Verfassungsverhältnisse leidlich gute. Nach seinem Tode aber verschlechterten sie sich bedeutend[1]). Damals zum ersten Male erhielt das Volk einen Vertreter, der in den Kreisen der Vornehmen nicht in Ansehen stand. In früheren Zeiten hatten ja auch diese sich unausgesetzt an der Führung des Volkes beteiligt, denn dessen erster Vertreter war Solon, dem Peisistratos folgte — beide aus den Reihen der Adeligen und Vornehmen hervorgegangen —, nach dem Sturze der Tyrannis aber Kleisthenes, aus dem Geschlecht der Alkmeoniden. Während der letztere nach der Vertreibung des Isagoras überhaupt keinen Widerpart hatte, traten in der Folgezeit einander gegenüber Xanthippos an der Spitze der Volkspartei und Miltiades als Vertreter der Vornehmen, später Themistokles und Aristeides, nach diesen Ephialtes als Führer der Demokratie und Kimon, der Sohn des Miltiades als Haupt der besitzenden Klasse, danach Perikles auf seiten des Volkes und Thukydides[2]) ein Verwandter Kimons, auf seiten der Gegenpartei. Nach dem Tode des Perikles aber vertrat Nikias, derselbe der später in Sizilien sein Ende fand, die Partei der Vornehmen, das Volk dagegen Kleon, der Sohn des Kleainetos: und dieser hat durch seine Wühlereien am meisten dazu beigetragen, das Volk zu demoralisieren. Auch führte er die Unsitte ein, auf der Rednerbühne aufzuschreien und zu schimpfen, und er hielt seine Reden im Schurzfell, während man sonst doch in anständiger Kleidung zu sprechen pflegte." (Kap. 28.)

Kleon war der erste große Staatsmann Athens, der nicht adeliger Herkunft war. Er kam auf zu einer Zeit, als die Demokratie in Athen schon fast zwei Jahrhunderte lang bestand, die mit Solons Gesetzgebung begann. Neben dem Lederfabrikanten Kleon und dann neben Kleophon, der Instrumentenmacher war, gewannen aber immer noch Adelige das Vertrauen und die Führung der Volksmasse. Eine aristokratenfreundliche Geschichtsschreibung gefällt sich seit Thukydides und Aristoteles darin, alles Unheil, das Athen im Peloponnesischen Kriege und später traf, seinen nichtaristokratischen Führern in die Schuhe zu schieben. Aber wie immer man über den bürgerlichen „Demagogen" Kleon urteilen mag, das Unheil, das er anzurichten vermochte, hält keinen Vergleich aus mit dem, das der Aristokrat Alkibiades für

---

[1]) Für den Adel. K.

[2]) Nicht der Historiker. K.

Athen herbeiführte, der, nachdem Kleon bei Amphipolis gefallen war, die Führung der Stadt erlangte.

In Wirklichkeit war deren Lage damals so verzweifelt, daß es kaum einen Staatsmann Athens geben konnte, mochte er Aristokrat sein oder aus dem Volke stammen, der nicht Fehler begehen mußte.

Was die „Demagogie“ und Korrumpierung des Volkes anbelangt, so waren daran die Führer der aristokratischen wie der demokratischen Partei in gleicher Weise beteiligt. Nur ihre Methoden der Demagogie, der Erkaufung der Masse, waren verschieden. Jene kauften sie durch Geschenke, die sie dem eigenen Reichtum entnahmen, diese durch gesetzliche Festsetzung von Geschenken, die der Staat den Wählern zu geben hatte.

Auch das legt sehr anschaulich Aristoteles in seinem bereits zitierten Buch über die Verfassung Athens dar. Im 27. Kapitel kommt er auf die Besoldung zu sprechen, die für die Richter ausgesetzt wurde. Seit der Reform des Kleisthenes (509 v. Chr.) wurden aus den Bürgern jährlich 6000 ausgelost, die als Richter zu fungieren hatten. Zu den Bürgern zählten in Attika nicht bloß die Aristokraten, wie in Lakonien, sondern die Gesamtheit des Volkes, ausgenommen Sklaven und Ausländer. Das Amt des Geschworenen war zunächst eine arge Last. Perikles setzte es durch, daß es besoldet wurde. Mäßig genug, mit zwei Obolen (30 Pfennigen), aber genügend für die geringen Ansprüche der proletarischen Elemente jener Zeit und jenes Klimas, die für Kleidung und Wohnung fast nichts verausgabten.

Aristoteles berichtet darüber:

„Perikles war auch der erste, der den Richtersold einführte, als politischen Schachzug gegen Kimon[1] und dessen Reichtum. Denn Kimon, der über ein königliches Vermögen verfügte, führte nicht nur die Leistungen, die er für den Staat übernommen hatte, in glänzender Weise durch, sondern gewährte auch vielen seiner Gemeindegenossen die Mittel zum Leben. Aus seiner Gemeinde, den Lakiaden, durfte jeder Beliebige täglich bei ihm vorsprechen, er erhielt dann das Nötige. Außerdem war keines seiner Grundstücke mit einem Gehege versehen, es sollte jeder die Möglichkeit haben, sich Obst abzupflücken. Gegenüber solcher Freigebigkeit mußte Perikles mit seinem Vermögen zurückstehen. Damon von Oia aber riet ihm, da er mit seinen Privatmitteln gegen Kimon nicht aufkommen konnte, das Volk sich selbst bezahlen zu lassen und so führte Perikles den Richtersold ein. Dieser Maßregel messen manche die Schuld an der Demoralisation der Richter bei, da es seitdem Brauch geworden sei, daß bei der Auslosung der Richter sich zweifelhafte Elemente gegenüber den besonnenen Bürgern vordrängten. Auch datierten von da an die Bestechungen der Gerichtshöfe. Den Weg dazu wies Anytos nach seinem Kommando bei Pylos. Weil er nämlich Pylos preisgegeben hatte, wurde er von einigen vor Gericht gezogen, er bestach aber den Gerichtshof und kam frei.“ (Kap. 27.)

---

[1] Den Führer der aristokratischen Partei. K.

In Wirklichkeit bedurften die Athener nicht erst des Anytos, um herauszufinden, daß Bestechungsgelder eine angenehme Einrichtung sind. Seit den Perserkriegen nimmt in allen hohen Aemtern aller griechischen größeren Staaten, in Aristokratien wie in Demokratien, in Sparta wie Athen, die Bestechlichkeit und überhaupt die Ausnützung des Amtes zu Zwecken persönlicher Bereicherung rapid zu. Aristides galt als eine außerordentliche Erscheinung, weil er sich im Amt nicht bereicherte und nicht Bestechungsgelder nahm, im Gegensatz z. B. zu Themistokles. Gerade daraus resultierte nicht zum wenigsten der große Reichtum der führenden Aristokraten. Deshalb ließen sie es sich aber auch so viel kosten, die Stimmen der Wähler zu gewinnen. Sie brachten die Ausgaben dafür mit Gewinn herein, wenn sie im Amt waren. Mit der Zunahme ihrer Macht im Staate wurden die Wähler durch die Demokratie immer mehr seine Stipendiaten. Für jede öffentliche Tätigkeit erlangten sie einen Sold, für den Besuch der Volksversammlung, für den des Theaters und natürlich auch für ihre Dienstleistung in der Armee, die sie bei den zahllosen Kriegen stark in Anspruch nahm. Ein siegreicher Krieg brachte ihnen auch noch Beute.

So konnte ein armer Bürger ganz vom Staate und den Bestechungen leben, mit denen die politisch streberischen Elemente unter den Reichen nicht kargten.

Woher zog der Staat die ungeheuren Mittel, die zur Erfüllung dieser Aufgabe notwendig waren? Er konnte sie nicht von den armen Bürgern nehmen. Auch wenn sie fortfuhren zu arbeiten, produzierten sie nicht Mehrwert. Sie nahmen Geld vom Staate, zahlten ihm keines. Die Reichen mußten bluten. Weniger durch Geldsteuern als durch Naturalleistungen (Leiturgien). Sie mußten für den Staat Kriegsschiffe bauen, hatten Feste und Schauspiele einzurichten und möglichst glänzend zu gestalten. Es bestand der sonderbare Zustand, daß die Reichen von den Armen ausgebeutet wurden. War damit nicht ein sozialistisches Ideal, allerdings in eigenartiger Form erreicht?

Mitnichten.

Alle die großen Mittel, die die Reichen für die Armen aufwendeten, sie mußten durch menschliche Arbeit geschaffen werden. Durch wessen Arbeit aber? Durch die der Armen nicht, von denen sich eine immer größere Anzahl daran gewöhnte, müßig zu gehen, die Arbeit auf dem Felde oder in der Werkstatt überwiegend anderen zu überlassen. Doch noch weniger konnten die notwendigen Mittel der Arbeit der Aristokraten entspringen, die zu wenig zahlreich waren, um etwas von Belang für die Masse der Bevölkerung schaffen zu können, die aber überdies von vornherein die Arbeit als eine Schande hochmütig ablehnten.

Der Staat konnte sich nur dadurch erhalten und seinen Pflichten genügen, daß neben den Bürgern, Armen und Reichen,

zahlreiche arbeitende Kräfte erstanden, die für die Bürgerschaft arbeiteten und von ihr ausgebeutet wurden. Die Demokratie galt nur innerhalb der Bürgerschaft, sie bewirkte bloß, daß sich neben den ursprünglichen Ausbeutern eine weitere, breitere Ausbeuterschicht bildete, die teils direkt, teils indirekt, durch Ausbeutung der Reichen ein parasitisches Dasein auf Kosten der wirklichen Arbeiter führte.

Zu diesen zählten vor allem die *Sklaven*.

Seeräuberei und Kriege lieferten zahllose Sklaven. Und diese spielten in den Stadtstaaten eine viel bedeutendere Rolle als in den Landstaaten. In diesen wurde der Ackerbau von freien oder hörigen Bauern betrieben, die zu Abgaben und persönlichen Diensten verpflichtet, aber vielfach frei von Kriegsdienst waren und ein Familienleben führten, das oft eine zahlreiche Nachkommenschaft ergab. Die Sklaverei ist dort vornehmlich Haussklaverei zu Luxuszwecken. In den Stadtstaaten dagegen werden Industrie, Bauwesen, Bergbau immer mehr mit Sklaven betrieben. Schließlich dringt dort die Sklaverei auch in die Landwirtschaft ein.

Denn der Bauer wird zum Kriegsdienst herangezogen, der ihn bei dem steten Kriegszustand übermäßig in Anspruch nimmt. Er muß seinen Besitz vernachlässigen und verschuldet immer mehr. Schließlich bleibt ihm nichts übrig, als seinen Boden einem reichen Mann zu verkaufen. Dieser kann ihn von freien Lohnarbeitern bebauen lassen. Der proletarisierte Bauer wurde selbst zu einem solchen, wenn er es nicht vorzog in die Stadt zu ziehen. Vielfach wurden aber auch Sklaven für die Landarbeit benutzt. Der Betrieb der Landwirtschaft durch Sklaven nimmt überhand und ebenso die Konzentration des Grundbesitzes in wenigen Händen. Die Sklaven können kein Familienleben führen, die landwirtschaftliche Bevölkerung wird nur auf ihrer Höhe erhalten bei steter und erfolgreicher Kriegführung.

Der Krieg, der die Bauern teils verelendet, teils ausrottet, wird nun unentbehrlich, als Mittel, die Sklavenzufuhr und damit den landwirtschaftlichen Betrieb aufrecht zu erhalten.

Es ist eine echt griechische Idee, wenn Aristoteles in seiner Politik den Krieg zu den Künsten des Erwerbs rechnet, weil er ein Mittel ist, Sklaven zu gewinnen:

„. . . daher wird in gewissem Sinne die Kriegskunst eine Erwerbskunst (Ktetike) sein. Denn die Jagdkunst ist ein Stück von ihr (der Kriegskunst) und sie kommt in Anwendung, teils gegen Tiere, teils gegen solche Menschen, die dazu geboren sind, zu dienen, sich dem aber widersetzen, so, daß ein solcher Krieg von Natur rechtmäßig ist." (I. Buch, 3. Kap.)

Je mehr nicht nur für den Adel, wie ursprünglich, sondern auch für den gewöhnlichen Bürger Krieg und Politik Mittel des Erwerbs wurden, desto mehr suchten die Bürger ebenso in der Stadt wie auf dem Lande Zeit für diese Erwerbsart zu gewinnen.

Die einen vernachlässigten ihr Gewerbe, Handwerk, Krämerei, Kneipwirtschaft, Lastträgerei, usw., um bloß von Zuwendungen des Staates und reicher Politiker zu leben. Das war freilich eine dürftige Existenz. Wer es konnte, zog es vor, sich einen oder ein paar Sklaven zu kaufen und von denen sein Gewerbe betreiben zu lassen. Es konnte dann weitergehen, auch während er selbst im Kriege war. Ein Handwerker dieser Art war z. B. Kleon, der seine Gerberei mit Sklaven betrieb, so daß er Zeit fand, sogar als Feldherr in den Krieg zu ziehen. Dieser Ausweg wurde für die Bürger um so eher möglich, je billiger die Sklaven waren, deren Preis wieder ganz von der Häufigkeit und dem Erfolg der Kriege abhing.

So wurden in der Stadt, wie auf dem flachen Lande die bisherigen freien Arbeiter immer mehr von der Arbeit abgelenkt und auf die Ausbeutung unfreier Arbeiter als Quelle der Existenz hingewiesen. Sie betrieben die Ausbeutung teils direkt, indem sie selbst Sklaven beschäftigten, teils indirekt, durch Besteuerung der Reichen, die zahlreiche Sklaven ausbeuteten.

Doch in einem wachsenden, blühenden Stadtstaat beschränkte sich die Bürgerschaft nicht auf die Ausbeutung unfreier Arbeiter. Sie wußte sich auch freie Arbeiter dienstbar zu machen, teils selbständige Handwerker, teils Lohnarbeiter, namentlich in der Landwirtschaft und bei Bauten. In einem Staat, dessen Industrie und Handel wuchs, wanderten stets zahlreiche Arbeiter aus ärmeren, etwa durch unglückliche Kriege ökonomisch ruinierten Staaten ein, um ihr Fortkommen zu suchen. Zu diesen Zugezogenen gesellten sich Sklaven, die ihre Freilassung entweder erkauft oder als Belohnung für besondere Dienste erhalten hatten. Diese beiden Arten freier Arbeiter, die durch ihre Arbeit das Gemeinwesen bereicherten und durch ihre wachsende Zahl das Gewicht der Bürgerschaft gegenüber dem Adel vermehrten, waren in den Anfängen der Demokratie gerne in die Reihen der Stadtbürger aufgenommen worden. Aber je mehr gerade durch die Demokratie das Bürgerrecht zu einem Mittel des Erwerbs wurde, und je mehr die Bürgerschaft in ihrem bereits bestehendem Ausmaß sich dem Adel gegenüber kräftig fühlte, um so sparsamer wurde man mit der Gewährung neuer Bürgerrechte an Zugezogene. Es bildete sich eine zahlreiche Schicht freier Arbeiter im Staate, die keine Bürgerrechte besaßen, weder vom Staate, noch von Privaten Zuwendungen erhielten — sie besaßen ja kein Wahlrecht, das zu kaufen gewesen wäre. Sie waren darauf angewiesen, ausschließlich von ihrer Arbeit zu leben, soweit sie nicht selbst Sklaven beschäftigten. Sie bekamen nicht nur nichts vom Staate, sondern mußten ihm noch steuern. So zählten sie zu den Objekten der Ausbeutung, von denen die armen Bürger wie die reichen im Staate lebten.

In Athen hießen diese zugezogenen, im Staate ansässigen Erwerbsleute Metöken. Sie hatten eine besondere Steuer (Metökion) für den Schutz zu entrichten, den der Staat ihnen gewährte. Noch unter Kleisthenes (509) waren viele von ihnen in die Bürgerschaft aufgenommen worden. Doch schon 451 kam unter Perikles ein Gesetz zustande, durch das als Bürger nur diejenigen anerkannt wurden, deren Vater und Mutter bereits Bürger gewesen waren.

Die Zahl der Metöken war bedeutend, Beloch berechnet sie für Athen auf etwa ein Drittel der freien Bevölkerung Athens. Die Zahl der Sklaven war freilich bedeutend höher.

In einem mächtigen, kriegerisch erfolgreichen Stadtstaat gab es jedoch noch eine dritte Methode der Ausbeutung, durch die seinen Bürgern ein reiches Einkommen erschlossen wurde. Sie konnte die bedeutendste seiner Einkommensquellen werden. Sie wurde es für Athen, den demokratischesten der größeren Stadtstaaten.

In den Perserkriegen war Athen zur bedeutendsten der griechischen Seemächte geworden, dank sowohl seiner geographischen Lage, wie den Silberschätzen, die in den Bergwerken des Laurion gehoben wurden. Solange die Gefahr einer Unterjochung durch die Perser drohte, hatten die meisten (nicht alle) griechischen Staaten sich gegen sie zusammengeschlossen. Als diese Gefahr überwunden war, zerfiel der Bund, an seine Stelle traten zwei besondere Gruppen griechischer Staaten, die aristokratischen und die demokratischen. Das wird in der Regel so dargestellt, daß hier zwei verschiedene Ideen im Gegensatz zueinander gerieten und ihr Kampf ein ganz idealer gewesen sei. In Wirklichkeit stand hinter dem Gegensatz der Ideen ein Gegensatz sehr materieller Interessen.

Die aristokratischen Staaten, das waren agrarische Gebiete, von Natur aus so fruchtbar, daß ihre Bewohner sich nicht gezwungen sahen, zur See zu gehen. Die Landwirtschaft blieb dort der Haupterwerb. Hier erhielt sich der Landadel in alter Kraft, dessen Haupteinnahme aber war im Frieden das Mehrprodukt an Getreide, das sein Grundbesitz über die Erhaltungskosten seiner Feldarbeiter, Heloten oder Sklaven, und seiner Haushaltungen ihm lieferte.

Die demokratischen Staaten waren die Stadtstaaten mit unfruchtbarem Ackerboden, unzureichender Landwirtschaft, die zur Deckung der rasch wachsenden Stadt nicht genügte. Getreidezufuhr von außen war dringend nötig. Sie wurde zunächst aus den Agrarstaaten bezogen und so schien die schönste Harmonie zwischen Aristokratie und Demokratie zu herrschen. Jene lieferte dem Stadtstaate, was er brauchte und war an dem Wachstum und Gedeihen dieses Kunden lebhaft interessiert.

Aber leider gibt es in der Welt der Warenproduktion keine Harmonie, die ewig dauert. Solange die Agrarstaaten ein Monopol für die Getreideversorgung der Stadtstaaten hatten, nützten sie es nach Kräften aus durch Erhöhung der Getreidepreise. Dies Monopol zu brechen, wurde eine der wichtigsten Aufgaben der Stadtstaaten. Sie lösten sie durch Anbahnung eines regen Verkehrs einerseits mit Aegypten und andererseits mit dem Schwarzen Meer.

Dadurch wurde die Lage der unteren Klassen in den Stadtstaaten bedeutend gehoben, ebensosehr aber die Lage ihrer Grundbesitzer verschlechtert, soweit sie ihr Geldeinkommen aus dem Verkauf von Getreide zogen. In jedem der griechischen Staaten erwuchs daraus ein starker Klassengegensatz zwischen den Massen und dem Adel, der die Klassenkämpfe zwischen beiden erheblich verschärfte. Es erwuchs aber daraus auch bittere Feindschaft zwischen den agrarischen Staaten, in denen der Großgrundbesitz dominierte, und den Stadtstaaten, in denen immer mehr die bürgerliche Masse zur Geltung kam.

Die Führung der aristokratischen Staaten fiel Sparta zu, dem kriegstüchtigsten unter ihnen, in dem der Kriegsadel am schrankenlosesten herrschte. Er fand in jedem der demokratischen Staaten eine aristokratische Partei, die mit ihm sympathisierte.

Unter den demokratischen Stadtstaaten war keiner, der Sparta im Kriege einigermaßen gewachsen gewesen wäre, außer Athen. Als sich die demokratischen Staaten nach den Perserkriegen zu einem Bund zusammenschlossen, richtete sich seine Spitze viel mehr gegen Sparta als gegen Persien. Athen wurde seine Vormacht. Es gewann die Sympathien der demokratischen Parteien in den aristokratisch regierten Staaten, soweit dort solche Parteien aufkommen konnten, was z. B. in Lakedämonien ganz unmöglich war.

Im Jahre 478 v. Chr. wurde der delische Bund begründet, ein Bund von Stadtstaaten, von denen jeder Schiffe und Geld beisteuern sollte, zu Zwecken gemeinsamer Bekämpfung gemeinsamer Feinde. Die Bundeskasse sollten Athener verwalten, Athen die gemeinsame Flotte kommandieren.

Aber das Verhältnis genügte dem nach neuen Ausbeutungsquellen lüsternen athenischen Demos nicht. Er drängte danach, die Vormachtstellung Athens im Bunde zu immer zunehmender Herabdrückung der Bundesgenossen auszunützen, diese immer mehr zu tributpflichtigen Untertanen zu degradieren.

Der Bundesschatz, der zuerst im Apollotempel auf der Insel Delos deponiert worden war, wurde bald (450) nach Athen übertragen, an Stelle der Aufbringung eigener Schiffe und Mannschaften wurden den Bundesgenossen immer mehr Geldsteuern auferlegt, aus deren Ertrag die Athener eigene Schiffe bauten, eigene Mannschaften besoldeten. Diese Steuern wurden immer mehr erhöht. Schließlich mußten die Bundesgenossen sogar alle

größeren Prozesse vor die athenischen Gerichte bringen, was nicht nur die Beeinflusung der dem Bunde angeschlossenen Staaten durch Athen erleichterte, sondern auch die reichlichen Bestechungsgelder dorthin brachte, ohne die damals kein Prozeß von Bedeutung geführt wurde. Die Ausbeutung, die auf diese Weise von Athen geübt wurde, nahm solche Dimensionen an, daß Aristoteles in seiner Untersuchung der athenischen Verfassung angibt, der größte Teil der Bevölkerung Athens habe von den Abgaben der Bundesgenossen gelebt. Er sagt dort:

„Später, als sich Athen schon seiner Kraft bewußt geworden war und sich große Geldsummen in der Stadt angehäuft hatten, schlug Aristeides den Athenern vor, nach der Obmacht in Hellas zu greifen und von dem flachen Land nach der Stadt zu übersiedeln. Nach seiner Meinung müßten sie dort ihr Auskommen finden, teils durch den Kriegsdienst im Felde und als Besatzungen, teils bei der Verwaltung des Staates und des Bundes, um auf diesem Wege hernach die erste Macht Griechenlands zu werden. Sie folgten seinem Rate und erlangten die führende Stellung unter den Hellenen, benutzten sie jedoch dazu, ihre Bundesgenossen wie Untertanen zu behandeln. Nur Chios, Lesbos und Samos beließen sie die ihnen eigentümliche Verfassung und ihren bestehenden Machtbereich, und an diesen Staaten besaßen sie Hüter ihrer Herrschaft. Bei diesem Verfahren gewannen sie zugleich, wie es Aristeides vorgeschlagen hatte, reichliche Mittel, um der großen Menge des Volkes ihren Unterhalt zu beschaffen, denn aus den Umlagen und Zöllen der Bundesgenossen vermochten sich mehr als 20 000 Bürger zu erhalten[1]): 6000 Richter, 1600 Bogenschützen, dazu 1200 Reiter, 500 Ratsherren, 500 Mann Besatzung in den Werften, 50 Burgwächter, gegen 700 Beamte in Attika, etwa ebenso viele außerhalb Attikas, sodann später, bei Beginn des großen Krieges, die stehende Besatzung von 2500 Schwerbewaffneten, 20 Wachtschiffe, ferner die Schiffe zur Eintreibung der Bundesumlagen mit ihrer Bemannung von 2000 durch das Los bestimmten Seeleuten, endlich die im Prytaneion gespeisten Personen, die Waisen und die Gefangenenwärter — alle diese Leute bezogen ihr Einkommen aus öffentlichen Mitteln." (Kap. 24.)

Aristoteles hat hier nicht nur von der Bestimmung abgesehen, daß alle bedeutenderen Prozesse der Bundesgenossen vor den athenischen Gerichten zu entscheiden waren, was den Richtern dort neben ihrem Sold eine gute Einnahme aus Bestechungen verschaffte. Wichtig wurde auch noch folgendes:

Bundesgenossen, die sich dem wachsenden Druck des Bundes entziehen und aus ihm ausscheiden wollten, wurden mit Gewalt zur Raison gebracht. Zu den Strafen, die in solchen Fällen auferlegt wurden, gehörte auch die, daß der gemaßregelte Staat einen Teil seines Ackerlandes an Athen abtreten mußte, das darauf besitzlose Athener als „Kleruchen" ansiedelte. Man hoffte dadurch das Proletariat in Athen zu verringern und die Kriegsmacht Athens zu stärken, denn da der Krieger sich damals noch selbst

---

1) Beloch gibt die Gesamtzahl der athenischen Bürger (erwachsenen Männer) für 431 auf 40 000 an. Also die Hälfte lebte direkt von der Ausbeutung der Bundesgenossen.

ausrüsten mußte, konnte ein wohlhabender Bauer als schwerbewaffneter Hoplit im Heere Dienst tun, nicht aber ein besitzloser Proletarier.

Auf die Dauer erreichte die Maßregel allerdings ihren Zweck nicht. Denn gerade der Kriegsdienst, um dessentwillen die Landzuweisungen stattfanden, bedrängte die neugeschaffenen Bauern ebenso, wie er früher die alten ruiniert hatte. Außerdem konnten aber viele sich nicht entschließen, ihren Aufenthalt in dem lustigen Athen, wo man ohne viel Arbeit leben konnte, mit dem schweren Dasein eines Bauern in der Einöde zu vertauschen. Sie zogen es vor, ihre Landlose an Bewohner des gemaßregelten Staates zu verpachten und den Pachtzins in Athen zu verzehren — eine weitere Art der Ausbeutung der Bundesgenossen durch Athen.

Je mehr Attikas Macht wuchs und in Attika die Macht der Bürgerschaft, desto größer der Druck, der auf die Bundesgenossen geübt wurde, desto unerträglicher ihre Ausbeutung. Desto allgemeiner der Haß auch in den demokratischen Kreisen Griechenlands gegen den Führer der Demokratie, den athenischen Staat. Desto mehr konnte er seine Stellung nur durch brutale Gewalt aufrechterhalten. Sobald diese erschüttert wurde, wendete sich ganz Hellas gegen Athen, brach dieses elend zusammen. Diese Katastrophe vollzog sich im Peloponnesischen Krieg, wie wir früher schon bemerkt.

An der Erhaltung und Ausbreitung der Machtstellung Athens und an der Fortsetzung des Krieges waren die ärmeren Schichten seiner Bürgerschaft viel mehr interessiert als die Grundbesitzer. Die Güter der letzteren wurden bei einem feindlichen Einfall aufs greulichste verwüstet. Die städtische Volksmasse berührte das wenig. Solange die Flotte die See beherrschte, war die Getreideeinfuhr gesichert, und die Massen fühlten sich gesichert hinter den Mauern der Stadt. Der Krieg brachte ihnen Sold und Beute, und wurde gekämpft um die Aufrechterhaltung der Ausbeutung, die sie übten, also um ihre Existenz, während die Grundbesitzer ein Interesse an dem Aufhören der Getreidezufuhr von fernher hatten, darin aber wie in ihren aristokratischen Tendenzen mit dem spartanischen Landesfeind übereinstimmten.

So zeigte sich im Peloponnesischen Kriege und auch sonst der athenische Adel als pazifistisch, zum Frieden mit Sparta geneigt, während die Demokratie vom Frieden nichts wissen wollte, solange der Gegner nicht am Boden lag. Sie bestand darauf, daß der Kampf, auch als jede Aussicht auf Sieg geschwunden war, noch fortgesetzt wurde, bis zum völligen Zusammenbruch, so daß er mit einem Frieden endete, den Sparta diktierte, und der noch brutaler und drückender war, als in unseren Tagen der von Versailles.

Wir sehen, das Proletariat und die Demokratie des alten Athen waren grundverschieden von dem modernen Proletariat,

der modernen Demokratie. Nichts irreführender, als sie alle in den gleichen Topf zu werfen.

In seinen „Grundlinien der Weltgeschichte" sagt H. G. Wells:

„Die Gegner des Imperialismus kennzeichnen diesen als die Ausbeutung der Welt durch die Reichen. Der athenische Imperialismus war die Ausbeutung der Welt durch die ärmeren Bürger Athens." (Deutsche Ausgabe, S. 154.)

Die Demokratie im antiken Stadtstaat war ebenso wie die Aristokratie und Monarchie nur ein Werkzeug der Ausbeutung. Sie unterschied sich von den anderen Verfassungen nur durch den Personenkreis, der an der Ausbeutung teilnahm. Dieser Kreis bildete gegenüber der Masse der Ausgebeuteten auch in der freiesten Demokratie nur eine kleine, bevorrechtete Minderheit im Staate.

Und diese Minderheit verlor auch im Stadtstaat schließlich ebenso wie im Orient ihre kriegerische Kraft. Die herrschende Bürgerschaft wurde in der Demokratie durch ihre Macht im Staate ebenso korrumpiert wie in anderen Staaten der Adel. Bei den einen schwand durch ihren parasitischen Müßiggang mit dem politischen Sinn die Wehrhaftigkeit. Diejenigen, die wehrhaft blieben, hatten sich daran gewöhnt, im Krieg ihren Erwerb zu suchen. Sie wurden Söldner, die sich jedem zur Verfügung stellten, der sie bezahlte. Die Führung der Politik kam nun in die Hände glücklicher Generale, die reiche Beute zu machen verstanden. Mit der Demokratie ging es zu Ende.

Die griechische Freiheit, die sich noch im fünften Jahrhundert gegen das riesige Perserreich siegreich behauptet hatte, erlag im vierten Jahrhundert der makedonischen Militärmonarchie, die Griechenland und Persien zu einem Reiche vereinigte, das wiederum in eine Reihe von Militärmonarchien zerfiel, die durch glückliche Feldherrn mit Söldnerscharen als orientalische Despotien aufgerichtet wurden.

Viertes Kapitel.

Mischformen des Staates.

Da die Staaten der antiken Demokratie die Ausbeutung nicht nur nicht überwinden konnten, sondern vielmehr auf ihr begründet waren, mußten sie schließlich trotz aller Unterschiede ebenso verkommen und untergehen wie die Staaten des orientalischen Despotismus.

Wir haben hier die extremsten Typen der verschiedenen Staatenarten gekennzeichnet, als deren bedeutendste Vertreter auf der einen Seite der persische, auf der anderen Seite der athenische Staat gelten können. Jede dieser beiden Staatenarten beruht auf einer besonderen Eigenart des Gebietes, auf dem sie ins Leben

tritt, sowie einer besonderen Eigenart ihrer Nachbarn und der Höhe ihrer ökonomischen Entwicklung. Zwischen diesen beiden Extremen gibt es aber zahlreiche Mischformen, von denen jede auch wieder von besonderen natürlichen und ökonomischen Bedingungen abhängt.

Nur zwei seien hier erwähnt, die für unsere Geschichte besondere Bedeutung gewonnen haben durch die Traditionen, die sie uns hinterließen, der jüdische und der römische Staat, jener einer der kleinsten, dieser schließlich der größte der antiken Welt, die er fast vollständig in sich aufnahm.

Der jüdische Staat, gleich den griechischen Staaten eingezwängt in ein bergiges Terrain, war wie diese großer Ausdehnung nicht fähig. Dabei aber nicht imstande, wie so viele griechische Staaten oder die benachbarten phönikischen, die in ähnlicher Lage waren, sich zur See auszubreiten. Gelagert zwischen Groß-Staaten — Aegypten, Babylonien, Syrien — ging Palästina früh seiner Selbständigkeit verlustig. Wie die Bewohner von Gebirgstälern, die sich leicht voneinander isolieren, neigten auch die Israeliten zur Zersplitterung, zur Kantönlipolitik, ebenso wie später die Schweizer und gleichzeitig mit den Israeliten die Griechen. Eine Zeitlang, etwa um das Jahr 1000 v. Chr., einigten sich die zwölf Stämme Israels, die als Beduinen in Palästina eingedrungen waren und es sich unterworfen hatten. Doch schon um das Jahr 900 v. Chr. trennten sich die nördlichen zehn Stämme von den südlichen zwei. Der Nordstaat, Israel, wurde schließlich von den Assyrern unterworfen, seine Aristokratie gezwungen nach Assyrien auszuwandern. Damit hatte dieser Staat für immer sein Ende erreicht. (722 v. Chr.)

Aehnlich schien es dem südlichen Staat, Juda mit der Hauptstadt Jerusalem ergehen zu sollen. In Kämpfen zwischen Aegypten und Babylon schlossen sich die Juden jenem Staate an und wurden dafür von dem siegreichen Babylon mit dem Verlust ihrer staatlichen Existenz bestraft (586 v. Chr.).

Die Bewohner ihrer Hauptstadt, also ihre herrschenden Klassen, wurden von dem Sieger nach Babylon geführt, der Rest, der zurückblieb, waren Bauern. Diese konnten für sich allein einen Staat nicht bilden.

Zu einem jüdischen Staat kam es erst wieder, als die Herrschaft der Babylonier durch die Perser gestürzt wurde und diese den in Babylonien ansässigen Juden die Rückkehr und die Wiedererrichtung ihrer Stadt Jerusalem gestatteten (538). Diese bildete nun mit einem kleinen Landgebiet einen Stadtstaat, aber einen im Lande, nicht an der Küste gelegenen. Und nicht Handel und Industrie, aber auch nicht Seeraub und Seekrieg, bildeten seine Existenzbedingungen. Die waren ganz anderer Art.

Wie auch die Bewohner anderer Gegenden, bei denen Unfruchtbarkeit des Bodens mit der Fruchtbarkeit ihrer Bevölke-

rung seltsam kontrastiert, gehörten die Juden zu den Völkern, die sich früh genötigt sahen, einen Ueberschuß der Bevölkerung ins Ausland zu senden. Da der Staat nicht imstande war, neuen Boden hinzu zu erobern, mußten die überschüssigen Juden sich darauf beschränken, vereinzelt in die Fremde zu ziehen, was am ehesten möglich war entweder als Söldner oder als Händler, als Kaufleute. Sie wendeten sich nach Gebieten, deren Fruchtbarkeit ihre Bewohner an die Scholle fesselte. In solchen Gegenden übernahmen sie die Funktion des Handels, der von den Eingeborenen nicht erfüllt wurde. So in Aegypten, so in Rom. Nicht in Athen. Dort kamen sie nicht auf. Die Griechen verstanden das Handeln ebensogut wie die Juden und wanderten ebenso leicht aus wie diese. Wir haben davon schon gesprochen im fünften Kapitel des vierten Abschnitts dieses Buches über die Handelsvölker.

Die Zahl der auswandernden Juden, die sich im Auslande niederließen, wuchs immer mehr, war bedeutend schon vor der ersten Zerstörung des Tempels von Jerusalem. Sie nahm zu, auch nachdem den Juden wieder die Niederlassung in Jerusalem gestattet war. Sie alle hätten dort keine Existenz gefunden. Der Handel, der ehedem durch Palästina gegangen war, hatte andere Wege eingeschlagen. Die Juden außerhalb Judäas, die der sogenannten „Diaspora" (griechisch Zertreuung), waren fast alle Händler. Manche auch Soldkrieger.

„Da die Wege des Welthandels seitdem bis heute Palästina gemieden haben, wird es auch bis heute von der Masse der Juden gemieden, selbst wenn ihnen die Freiheit der Niederlassung im Lande ihrer Väter geboten wird. Daran wird aller Zionismus nichts ändern, solange er nicht die Macht besitzt, das Zentrum des Welthandels nach Jerusalem zu verlegen."

Das schrieb ich noch vor dem Weltkrieg in meinem Buch über den „Ursprung des Christentums" (1908, S. 253). Die Aenderungen, die er gebracht hat, veranlassen mich nicht, meine Meinung zu ändern.

Aber wenn auch die große Mehrheit der Juden sich schon in den letzten Jahrhunderten des Altertums in manchen Gegenden außerhalb Palästinas weit wohler fühlte als dort, blieben sie in ihren Wohnsitzen doch Fremde, voll Sehnsucht nach einem Staatswesen, in dem sie als vollberechtigte Bürger schalten und walten konnten. So wenig der kleine Stadtstaat Jerusalem imstande war, dieses Sehnen zu erfüllen, so schien er doch einen Ansatzpunkt zu dieser Erfüllung zu bedeuten. Und so lange er bestand, bildete er einen Mittelpunkt, um den die Millionen von Juden der Diaspora sich im Geiste sammeln konnten. Er stempelte sie zu einer besonderen Nation. Was sie aber als solche zusammenhielt, war nicht eine nationale Sprache. Das Hebräische war zur Zeit Christi bereits eine tote Sprache geworden, die nur Gelehrte verstanden. Was die Juden vereinigte, war ihre besondere Religion, ihr besonderer Kultus, der im Tempel von Jerusalum seinen Mittel-

punkt fand. Diesen Kultus lebendig zu erhalten, ihn durch eine Wallfahrt nach Jerusalem immer wieder zu erneuern und zu stärken, wurde eine wichtige Aufgabe jedes national denkenden Juden. Wie andere Wallfahrtsorte lebte auch die Stadt Jerusalem nur von den Wallfahrern. Und wie in anderen Wallfahrtsorten war auch in Jerusalem daher die Bevölkerung von einem fanatischen Eifer für die Religion erfüllt, auf der nicht nur die Größe der Nation, sondern auch die ganze Existenz der Stadt beruhte, die den heiligen Tempel barg.

So beruhte der jüdische Stadtstaat auf ganz anderen Grundlagen als die griechischen Stadtstaaten. Nicht auf Handel und Industrie, nicht auf der Kraft einer Flotte oder einer Armee, sondern auf der Kraft eines religiösen Kultes. Nicht ein Kriegsadel, nicht ein Monarch, aber auch nicht eine Volksversammlung wurde der Herr in diesem Staate, sondern eine Priesterschaft, die dem Kultus diente und eifersüchtig darüber wachte, daß er nicht durch fremde Einfügungen oder durch Neuerungen verunreinigt werde und seine Einheitlichkeit und seinen Einfluß auf die Seelen der Rechtgläubigen verliere.

So entsteht in Judäa der Typus des Priesterstaates, der den Griechen fremd blieb, bei denen priesterliche Organisationen nicht viel zu sagen hatten. Dieser Typus kam aber auch nicht in einem der großen Reiche des Orients auf. Es mangelte dort wohl nicht an starken Priesterorganisationen; die konnten mitunter den Monarchen stark beeinflussen, aber sie kamen doch nie dazu, ihn zu ersetzen.

Wie gering der Einfluß der Priester in den griechischen Staaten war, sagt uns Aristoteles „Politik". Im siebenten Buch, neuntes Kapitel, sagt er:

„Die Stellung der Priester im Staate liegt klar zutage. Man soll weder einen Bauern, noch einen Handwerker (Banausen) als Priester einsetzen. Es ist schicklich, daß die Götter von den Bürgern des Staates ihre Ehrungen empfangen. Nun zerfällt die Bürgerschaft in zwei Teile: die zum Kriegsdienst verpflichteten, und die in der Versammlung des Rates Tätigen[1]), und es geziemt sich, daß diejenigen den Kultus der Götter besorgen und so in den Ruhestand treten, die wegen ihres Alters schon an Kraft verloren haben; diese werden es sein müssen, denen man das Priesteramt verleiht."

Dieses Amt galt also bei den Griechen als ein Ruheposten für altgewordene Beamte.

Nicht ein derartiges Priestertum ohne Kraft und Macht, sondern das der Juden lieferte die Vorbilder und Argumente, als aus dem Judentum heraus, aber bald im Gegensatz zu ihm, im römischen Weltreich eine neue Sekte erstand, ursprünglich hauptsächlich der Wohltätigkeit dienend mit eigener Bureaukratie, die

[1]) „Hoplitikon" und „Buleutikon". Der Rat (Bule) besorgte die eigentlichen Geschäfte der Staatsverwaltung. K.

unabhängig blieb von der staatlichen und zu ihr oft in Konkurrenz trat, einer Bureaukratie, die priesterlichen Charakter annahm, da sie einen eigenen Kultus von dem jüdischen Priestertum übernahm und den sozialen Zuständen des Römerreiches anpaßte. Sie nahm von diesem Priestertum auch die Anmaßung an, daß sie berufen sei, den Staat zu beherrschen.

Der Staat, in dem sie zuerst diesen Anspruch erhob, der römische, war ebenso besonderer Art wie der jüdische. Der Staat Rom hatte mit den Stadtstaaten Griechenlands das gemein, daß in der Nähe der Küste an einem zum Handel gut geeigneten Ort aufkam. Aber Rom hatte ein anderes Hinterland als die griechischen Handelsstädte. Bei jeder der letzteren bestand es aus unfruchtbarem, engem Gebiet, das von den Nachbarn durch rauhe Gebirge geschieden war. Hinter Rom dagegen breiteten sich fruchtbare Landschaften aus, die nicht dazu drängten, das tückische Meer zu befahren, und diese Landschaften waren nicht durch unwegsame Gebirge voneinander getrennt.

Die Römer trugen kein Verlangen danach, selbst Seefahrer zu werden. Sie zogen es vor, fremde Seefahrer zu sich kommen zu lassen, Etrusker, Griechen, Karthager, und mit diesen Handel zu treiben. So wurden die herrschenden Klassen Roms durch dessen kommerzielle Lage reich. Aber nicht zu Seerüstungen verwendeten sie ihren Reichtum, sondern dazu, ihren Nachbarn zu Land überlegen zu werden. Zuerst brachte Rom die Bewohner der nächsten Umgebung über das Stadtgebiet hinaus, die Latiner, in ein Abhängigkeitsverhältnis von sich, das dem der athenischen Bundesgenossen ähnelte. Die Latiner wurden dadurch halb zu Verbündeten, halb zu Untertanen, halb zu Werkzeugen und halb zu Teilnehmern an der Eroberungspolitik. Nachdem ihm dies gelungen, gewann Rom die Kraft, zuerst im Norden die Städte Etruriens zu unterwerfen, dann in Süditalien die dort liegenden griechischen Städte, bis es in Sizilien auf die Karthager stieß, die in ähnlicher Weise wie die Römer, auf den Reichtum gestützt, der ihnen aus dem Handel zufloß, eine große Landmacht entwickelt hatten. Die Gebiete, deren sich Karthago bemächtigt hatte, lieferten größere Reichtümer, namentlich die spanischen Silbergruben, als die von Rom bis zu den Punischen Kriegen eroberten.

Aber Karthagos Entwicklung war älter als die Roms. Als es zum Zusammenstoß mit diesem kam, herrschte in Karthago bereits das Söldnerwesen, während Rom noch im Stadium des Bürgerheeres stand.

In Karthago verhielt es sich bereits so, wie ein Jahrhundert nach den Punischen Kriegen in Rom, daß der glücklichste und reichste General, der die größte Armee zu besolden vermochte, tatsächlicher, wenn auch nicht formeller Herr des Staates war. Heeren hat in seinem „Ideen über die Politik usw." (II., 1) sehr gut darauf hingewiesen.

Die spanischen Silbergruben erweckten die Gier der großen Ausbeuter Karthagos. Hamilkar Barkas war der erfolgreiche General, der Spanien eroberte, dessen Silbergruben teils für den Staat, teils für sich selbst gewann, aus ihren Erträgen eine große Armee, aber auch einen starken Anhang in Karthago besoldete. Sein Schwiegersohn Hasdrubal setzte seine Politik fort, drang in Spanien immer weiter vor, vermehrte dadurch seine und Karthagos Macht, erweckte aber auch die Besorgnisse sowie die Habgier der Römer, die nach den Silberschätzen nicht weniger lüstern waren. Der Gegensatz kam zum kriegerischen Ausbruch, als Hasdrubal 222 v. Chr. ermordet wurde und Hamilkars Sohn, Hannibal, an die Spitze des spanischen Heeres trat.

„Hannibal, den Hasdrubal selbst gebildet hatte, ward zunächst von der Armee und darauf von dem Senate zu seinem Nachfolger ernannt; ungeachtet die Gegenpartei in Karthago das Volk zu gewinnen wußte, welches diejenigen, die durch Bestechungen des Hamilkar und Hasdrubal sich so übermäßig bereichert hatten, zur Rechenschaft gezogen wissen wollte, wodurch Hannibals Entschluß, den Krieg gegen Rom anzufangen, um sich selbst zu behaupten, noch beschleunigt ward." (Heeren, II., 1, S. 215, 216.)

Wie enorm die Einkünfte gewesen sein müssen, die Hannibal aus seinen Gruben zog, bezeugt eine beiläufige Bemerkung, die Plinius in seiner „Naturgeschichte" (XXXIII, c. 31) vorbringt:

„Es ist merkwürdig, daß in Spanien die Schachte noch vorhanden sind, die Hannibal anlegte, und daß sie noch dieselben Namen führen, die sie von ihren Begründern erhielten. Eine Grube, die dem Hannibal täglich 300 Pfund Ausbeute brachte, wird noch heute Bebulo genannt."

Sollte diese Angabe richtig sein, dann lieferte eine einzige Grube Hannibal rund 100 000 Pfund Silber im Jahr!

Hannibal hatte alle Ursache, die Römer aufs grimmigste zu hassen. Sie bedrohten nicht nur seine Vaterstadt, sondern auch die Grundlagen seiner eigenen persönlichen Macht.

Neben Hannibal und der Familie, der er entstammte, mit ihrem Besitz an spanischen Silberminen war aber das in Karthago am meisten zum Kriege drängende Element, wie früher in Athen, die demokratische Partei. Die Demokraten entfalteten noch wilderen Kriegsfanatismus, als der Oberfeldherr selbst. Als dieser schließlich bereits die Aussichtslosigkeit weiterer Kriegführung erkannt hatte, wollten die Demokraten noch immer nichts von Friedensverhandlungen hören.

Aller Fanatismus der Massen, alles Genie des Feldherrn, alle seine zerschmetternden Siege in den Anfängen des Krieges, konnten nicht verhindern, daß Karthago schließlich unterlag. Auf die Dauer erwies sich das Bürgerheer dem Söldnerheer überlegen.

Nach dem Sturze Karthagos gab es im Bereich der antiken Zivilisation keine Macht mehr, die Rom hätte widerstehen können. Alle die Staaten des Ostens waren schon längst im Niedergang

begriffen, kämpften nur noch mit Söldnerheeren. Roms Ueberlegenheit über sie alle erwuchs vor allem aus der Tatsache, daß es seinen Eintritt in den Kreis der antiken Erobererstaaten später begann, als die anderen, als seine Bürgermoral durch die Wirkungen der Ausbeutung noch nicht unterminiert war. Sie beruhte aber, wie Oppenheimer richtig erkannt hat, auch auf seiner geographischen Eigenart, die es zu einer Landmacht gestaltete, der es möglich war, ähnlich wie Makedonien, sich die Vorteile des Seestaates zu eigen zu machen.

In seiner „Weltgeschichte" (2. Aufl., Berlin 1924) weist Delbrück darauf hin, „daß Karthago nur Stadt ist, Rom zugleich Stadtstaat und Bauernschaft". (S. 410) und früher, S. 384:

> „Rom ist sozusagen Athen und Sparta zugleich. Es hat die Kapitalkraft der Stadt und in der Stadt die großzügige, einheitliche politische Leitung, wie Athen, und es hat die große Masse der kriegstüchtigen Mannschaften wie Sparta mit dem Peloponnesischen Bunde."

Daß Rom gleichzeitig Athen und Sparta war, ist, wie Delbrück mit Recht hinzufügt, nur „sozusagen" richtig, denn als eine Mischung beider war es keins von beiden, weder ganz Athen, noch ganz Sparta. Während in Athen die Masse der Bevölkerung nicht nur durch den Seeverkehr, an dem sie lebhaft teilnahm, sondern auch durch ihre Muße und ihre ungemessene Freiheit, aufs stärkste zu lebhaftem geistigen Tun angeregt wurde, zur Freude am Schönen, an kühner Spekulation und sprühendem Witz, blieb Rom als Agrarstaat ebenso wie Sparta zu sehr in bäuerlicher Stumpfheit und Beschränktheit befangen, um je ein perikleisches Zeitalter entwickeln zu können.

Aber auf der anderen Seite war es doch zu sehr See- und Weltstadt, um nicht Künste und Wissenschaften kennen zu lernen und Athen, wenn auch nicht zu übertreffen, so doch nachzuahmen. Und wenn auch seine Aristokratie ihre politische Macht länger behauptete als die Athens, und ihre Gentilorganisation bis in die Kaiserzeit und in den Untergang alles politischen Lebens hinein zu erhalten wußte, so vermochte sie doch nicht, wie die Spartas, jegliche demokratische Bewegung niederzuhalten. Diese erwies sich in Rom schließlich als ebenso unwiderstehlich, wie in Athen, setzte sich jedoch erst durch, als die Periode des Niederganges bereits begonnen hatte.

Dieser setzte ein nach den Punischen Kriegen. Er ist zuerst moralischer, dann innerpolitischer, schließlich ökonomischer und außenpolitischer Niedergang. Daß Rom alle anderen Staaten der antiken Zivilisation unterjochte, und zu einem Weltreich zusammenschweißte, lief nur darauf hinaus, daß sich der Untergang aller unter seiner Führung vollzog. Der Untergang der einen Stadt wurde gleichbedeutend mit dem der antiken Zivilisation.

Fünftes Kapitel.

Der Untergang des Stadtstaates.

Trotzdem in den Stadtstaaten im Gegensatz zu den orientalischen Despotien intensive Klassenkämpfe ausgefochten werden, die im Staate weitgehende Wandlungen politischer und ökonomischer Natur hervorrufen, so enden sie doch ebenso wie die Staaten des Ostens in politischer und ökonomischer Versumpfung und Erstarrung, ja oft mit völligem Untergang. Unter den sozialen Bedingungen der Antike erweist sich der Klassenkampf nicht als ein Mittel, die soziale Entwicklung zu immer höheren Formen ununterbrochen in Gang zu halten. Er ist unfähig, den schließlichen Niedergang aufzuhalten, weil er unter den sozialen Verhältnissen, unter denen er sich abspielt, nicht imstande ist, zu einer Aufhebung der Klassen zu führen, jeglicher Ausbeutung ein Ende zu machen. Ja, diese Verhältnisse gestatten nicht einmal, daß das Ziel, das Ideal eines solchen Zustandes auch nur im bloßen Denken, geschweige als Richtschnur praktischen Handelns auftaucht.

So wurde der Niedergang und Untergang auch für den Stadtstaat unvermeidlich, den jedes System der Ausbeutung früher oder später nach sich zieht.

Manche der neueren Historiker, z. B. Delbrück, wehren sich dagegen, den Niedergang des Römischen Weltreichs anzuerkennen. Es sei in der Kaiserzeit ganz gut gediehen. Das kaiserliche Rom habe sich wirtschaftlich wie moralisch glänzend entwickelt und sei nur an seinen großartigen Leistungen untergegangen. Es habe den germanischen Barbaren eine höhere Kultur gebracht und sie damit befähigt, eigene Staaten an die Stelle des Römischen Reiches zu setzen.

Oppenheimer hat diese Auffassung in seinem Buche vom Staate bereits sehr gut widerlegt.

Allerdings bringt Delbrück eine Reihe von Tatsachen vor, die eine große wirtschaftliche Blüte mindestens im ersten Jahrhundert der Kaiserzeit bezeugen. Bei ihrer Beurteilung muß man folgendes in Betracht ziehen:

Die wirtschaftliche Bedrängung des Römischen Reiches seit dem letzten Jahrhundert vor Beginn unserer Zeitrechnung entspringt zwei Ursachen: einmal den Schäden, die aus dem System der Ausbeutung entspringen, von denen wir noch reden werden, dann aber den ewigen inneren Kriegen, die eintraten, als auch in Rom das Söldnerheer an Stelle des Bürgerheeres trat und gleichzeitig, im Zusammenhang damit, an Stelle der Aristokratie und der Bürgerschaft, glückliche Generäle, die ein starkes Heer um sich zu scharen vermochten, zur entscheidenden politischen Macht im Staate wurden. So wie nach dem Tode Alexanders von Makedonien seine obersten Heerführer, oder in der jüngsten Zeit

in China eine Reihe von Bandenführern, die sich Generäle nannten, um die oberste Macht im Staate in wüsten Söldnerkriegen rauften, so war es auch in Rom der Fall, seitdem Marius, der Besieger Jugurthas (104 v. Chr.), das römische Heer als Berufsheer einrichtete und damit den Einfall der Cimbern und Teutonen in Italien abwehrte (102, 101 v. Chr.). Von da an rissen die Kämpfe ehrgeiziger Generäle um die Macht nicht ab, die das Römische Reich furchtbar verwüsteten, bis es dem Schwesterenkel Julius Cäsars, dem Julius Cäsar Octavianus gelang, alle seine Konkurrenten niederzuschlagen und für sich und seine Nachkommen eine Alleinherrschaft zu begründen, die wohl den Rest des politischen Lebens ertötete, der sich in Rom noch trotz der Militärdiktaturen erhalten hatte, aber doch dem Reich für längere Zeit einen Friedenszustand, wenigstens im Innern gab.

Der Krieg wirkt so verheerend, der Frieden so belebend auf das wirtschaftliche Leben, daß das Aufhören des Krieges stets mit einem wirtschaftlichen Aufstieg verbunden ist, selbst bei dem elendesten Wirtschaftssystem. Auch in Sowjetrußland mußte das Aufhören des äußeren und dann des inneren Krieges eine Besserung der Wirtschaftslage bringen. Damit allein ist noch nichts zugunsten des Wirtschaftssystems des Bolschewismus gesagt.

So beweist der günstige Einfluß des inneren Friedens auf die Wirtschaft im kaiserlichen Rom noch keineswegs, daß dort nicht noch ein anderer Faktor wirksam war, der den Niedergang und schließlichen Untergang des Staates unvermeidlich machte.

Dieser Faktor, die Ausbeutung der großen Mehrheit der Bevölkerung durch eine Minderheit, war im Stadtstaat, auch bei weitgehender Demokratie, ebenso verderblich wie im despotischen Landstaat des Orients. Ja, sie nahm im Stadtstaat Formen an, die den Niedergang unter Umständen noch rascher herbeiführten, als in der Despotie. Denn mehr als dort, wurde im Stadtstaat die Sklaverei zur Grundlage des Produktionsprozesses.

Im Orient behält die Sklaverei überwiegend den Charakter der Luxussklaverei. Die Landwirtschaft wird meist von hörigen, tributpflichtigen Bauernfamilien betrieben. Diese sind so fruchtbar, produzieren einen solchen Menschenüberschuß, daß sich aus ihm leicht in genügendem Maße das Handwerk in der Stadt rekrutiert. Ueberdies ist der Transport großer Sklavenmassen über weite Landstrecken eine kostspielige Sache, die den Preis des Sklaven in die Höhe treibt.

Die kleinen Stadtstaaten brauchen so viele Krieger, daß sie die Masse der Bauern zum Kriegsdienste heranziehen müssen, wodurch der bäuerliche Betrieb ruiniert wird. Der Großgrundbesitz bemächtigt sich seiner, der aufhört, Oberherr über tributpflichtige Bauern zu sein, sondern neben die Bauern, als ihr Konkurrent und Gegner tritt. Dem Mangel an frondenden Hörigen versucht er teils durch Lohnarbeiter, meist jedoch durch Sklaven

abzuhelfen, durch Kriegsgefangene, die in den steten Kriegen massenhaft erbeutet und zu Schiff über die kleinen Entfernungen des östlichen Mittelmeeres leicht und billig in größeren Mengen transportiert werden können.

Die Massenhaftigkeit und ungeheure Billigkeit der Sklavenarbeit beseitigt in den Gebieten der Stadtstaaten die Bauernfamilien aus dem Produktionsprozeß. Damit wird aber das Reservoir beseitigt, aus dem sich die Bürgerschaft überhaupt rekrutiert.

In den Städten des Altertums herrschten so gesundheitswidrige Verhältnisse, daß ihre Sterbeziffer weit größer war, als die Ziffer ihrer Geburten. Sie mußten rasch aussterben, wenn nicht ständiger Zustrom vom Lande sie immer wieder neu füllte. Ein solcher setzte zahlreiche fruchtbare Bauernfamilien voraus. Diese wurden im Stadtstaat immer mehr durch Sklaven verdrängt. Selbst immer wieder erfolgende Neuschöpfungen von Bauernstellen von Staatswegen konnten diesen Prozeß nicht aufhalten, sondern nur etwas verlangsamen.

Auch in der Stadt gewinnt die Sklavenarbeit immer mehr an Bedeutung. Die Arbeit von Sklaven und von zuziehenden Fremden verdrängt in der Stadt die des Bürgers.

Dieser Prozeß wird erleichtert durch die erstarkende Demokratie, die den Bürgern in Krieg und Politik so viele Erwerbsquellen eröffnet, daß produktive Arbeit für sie immer weniger nötig wird. Andererseits wird der gleiche Prozeß geradezu eine gewaltige Triebkraft der Demokratie und der Steigerung der Ausbeutung durch Staat und herrschende Klassen. Denn je größer die Konkurrenz der billigen Sklavenarbeit, desto mehr fühlt sich der besitzlose Teil der Bürgerschaft gedrängt, seine politischen Rechte zu erweitern, um von ihrem Verkauf leben zu können.

Dieser Prozeß kann ungestört vor sich gehen, solange die Zufuhr massenhaften, billigen Sklavenmaterials gesichert ist. Er muß auf wirtschaftlichen Abstieg und schließlichen Untergang hinauslaufen, sobald die Gewinnung neuer Sklaven ins Stocken gerät. Ohne sie ist ja die Fortführung der Produktion unmöglich geworden.

Die Gewinnung von Sklaven durch Krieg und Raub ist aber ein Vorgang, der selbst seine eigene Grundlage notwendig untergräbt. Er bildet eine der schlimmsten Formen der Raubwirtschaft Jede feindliche Invasion schwächt ein Land wirtschaftlich aufs empfindlichste. Die Schwächung wird zum Ruin, wenn die Invasion damit abschließt, daß aus dem besiegten Lande seine Arbeitskräfte ganz oder doch in einem erheblichen Maße weggeführt werden.

Ein Staat bedarf ständiger siegreicher Ausdehnung, um immer wieder neue Sklavenreviere entvölkern zu können. In immer weiterer Entfernung müssen die Sklaven gejagt werden, immer länger wird der Weg, den sie zu ihren „Konsumenten" zurückzulegen haben. Immer kostspieliger wird dadurch das Sklaven-

material, dessen Anwendung doch, bei der großen Unproduktivität seiner Arbeit, sich nur dann lohnt, wenn es äußerst billig ist.

Als die Sklaven anfingen, seltener und kostspieliger zu werden, versuchten die Großgrundbesitzer der Stadtstaaten sie durch Fronbauern zu ersetzen, wie sie viele Landstaaten, namentlich im Orient, schon lange vorher besessen hatten. Der Besitzer parzellierte seinen Boden in kleine Gütchen, die er verpachtete, zumeist an seine Sklaven, denen er damit die Möglichkeit einer Familiengründung und der Vermehrung der Arbeitskräfte zu geben suchte. Neben diesen „Kolonen" traten auch „Inquilinen" auf, Kriegsgefangene, die man nicht in die Sklaverei verkaufte, sondern einzelnen Gutsbesitzern als Fronbauern zuwies.

Aus dieser Neubildung eines halbfreien Bauernstandes hätte sich eine neue Vermehrung der Bevölkerung entwickeln können. Doch kam es nicht dazu.

Otto Seeck sucht den Grund dafür in einer „Entartung der Rasse". In seiner „Geschichte des Untergangs der antiken Welt" sagt er darüber (I., S. 385):

„Seit dem Entstehen der Kleinpacht gab es wieder eine freie ländliche Bevölkerung. Konnte ihre natürliche Vermehrung jetzt, wo unbebauter Acker im Ueberflusse vorhanden war, nicht allmählich die leeren Strecken wieder füllen? Freilich war er durch die intensive Nutzung der früheren Zeiten etwas ausgesogen. doch jahrzehntelanges Brachliegen verbunden mit dem Dünger, den das weidende Vieh darüber verstreut hatte, mußte ihn längst wieder fruchtbar gemacht haben. Ernährten doch Italien und andere Gebiete der antiken Welt das ganze Mittelalter hindurch eine zahlreiche Bevölkerung, ohne daß ihr Boden durch künstliche Düngemittel aufgefrischt wurde: warum hätten sie dies nicht auch in den letzten Jahrhunderten des Altertums tun können? Dem neuen Emporblühen einer Bauernschaft stand aber kein Hindernis mehr im Wege. Wenn es trotzdem unterblieb, so lag dies weder am Lande, noch an den politischen Verhältnissen, sondern an der Entartung der ganzen Rasse."

Da fühlt man sich zunächst versucht, zu fragen: welcher Rasse? Die Kolonen und Inquilinen waren in ihrer Masse doch nicht verkommene Städter, sondern rohe Barbaren, die als Kriegsgefangene ihrem urwüchsigen, halbnomadischen Bauerndasein, das sie voll Freiheit und Kraft führten, entrissen wurden, um als Sklaven oder Zwangssiedler im römischen Reiche zu arbeiten. Bei dieser „Rasse" konnte von körperlicher Entartung nicht gut gesprochen werden.

Aber Seeck hat auch gar nicht eine Entartung dieser Art im Auge. Was er hier unter Entartung versteht, erläutert er in folgender Weise:

„Gesunde Nationen vermehren sich, falls ihnen der Raum dazu geboten ist, schnell ins Ungemessene; wenn aber bei einem Volke die Empfindung seines Niedergangs lebendig wird, so regt sich bald in ihm ein wunderbarer Trieb der Selbstvernichtung, der wissenschaftlich noch nicht erklärt, aber sehr häufig beobachtet ist."

Hier wird die „Entartung der Rasse" plötzlich auf eine bloße Empfindung reduziert, und zwar eine Empfindung des „Niedergangs". Dieser braucht aber gar nicht ein physischer, er kann ein sozialer sein. Was wird dann aus der „Entartung der Rasse"?

Die Beispiele, auf die sich Seeck bezieht, sind solche von Naturvölkern, die von einem überlegenen Volke unterjocht und in eine trostlose Abhängigkeit gebracht wurden, aus der sie keinen anderen Ausweg fanden, als Verzicht auf Fortpflanzung oder Selbstmord, also Selbstvernichtung. Aber darf man eine derartige verzweifelte Situation als eine „Entartung der Rasse" bezeichnen? In ähnliche Lage gerieten allerdings die Kolonen.

Im weiteren Verlauf seines Werkes zeigt Seeck selbst die Ursachen der entsetzlichen Verhältnisse der Kolonen, die ihnen alle Freude am Nachwuchs verekelten. Sie waren nicht freie Bauern, die bloß für sich arbeiteten, sie blieben, gleich den Sklaven, die sie ersetzen sollten, Werkzeuge der Ausbeutung durch einen Staat und durch einen Grundherrn, dessen Hunger nach Mehrprodukt keine Grenzen kannte und in demselben Maße wuchs, wie die Menge der verfügbaren Arbeitskräfte, die er ausbeuten konnte, abnahm. Da mußte das Mehrprodukt, das der einzelne lieferte, wachsen, sollte die Masse dieses Produkts die gleiche bleiben. Wie ungünstig die Lage der Kolonen war, ersieht man daraus, daß der Staat es für notwendig fand, sie gewaltsam an die Scholle zu fesseln, — sie wurden die Vorläufer der Leibeigenen des Mittelalters, aber in einem Staat entwickelter Geldwirtschaft, großer Geldnot und auch großer Not an Arbeitskräften.

Der Bauer hängt ungemein an seinem Betrieb. Die ganze Arbeit, die er in ihn hineingesteckt hat, trägt nicht sofort ihre Früchte. Nur die Zukunft kann ihn für seine Arbeiten voll entschädigen. Diese Erträgnisse der Zukunft, die Belohnung seiner Arbeit, gibt er auf, wenn er seinen Betrieb im Stiche läßt, einfach davonläuft. Die Lage der Kolonen muß verzweifelt gewesen sein, wenn ihre Fesselung an die Scholle notwendig wurde. Diese Fesselung selbst aber vergrößerte noch ihr Elend.

Seeck selbst sagt darüber bei Besprechung des „unheilvollen" Gesetzes von 322 unserer Zeitrechnung, das die Fesselung nicht nur der Sklaven, sondern auch der freien Pächter und ihrer Nachkommenschaft an die Scholle festsetzte:

„Seit ihr (der Kolonen) Abzug gesetzlich verboten war, konnte man sie nach Belieben ausbeuten, und auch wer von Natur aus nicht zur Härte geneigt war, wurde durch die Verhältnisse dazu gezwungen. . . . . Je ärger sie (die Großgrundbesitzer) vom Staate ausgepreßt wurden, desto rücksichtsloser mußten sie sich an den Pächtern schadlos halten. . . . . Schon nach einem Jahrhundert erkannte es auch die Gesetzgebung an, daß zwischen Sklaven und Kolonen kaum noch ein Unterschied bestehe. Ja, in einer Beziehung wurden diese sogar noch schlechter gestellt. Denn wenn man vor Gericht den Antrag stellte, jemand für einen freien Mann zu erklären, so fiel demjenigen, welcher ihn als seinen Sklaven in Anspruch

nahm, unter allen Umständen die Beweislast zu. Wurde der strittige Mensch aber nur als Kolone zurückgefordert, so versagte man ihm diesen prozessualischen Vorteil. War doch auch dies ein Mittel, um das Entweichen der ländlichen Bevölkerung zu erschweren, worin die Gesetzgebung jetzt eine ihrer Hauptaufgaben sah."

„Aber je mehr man die Pächter verelendete, desto häufiger liefen sie davon; und fügten sie sich still duldend in ihr Schicksal, so konnten sie in ihrer kläglichen Dürftigkeit doch keinen genügenden Nachwuchs großziehen, der bei dem Aussterben der älteren Generation die Lücken wieder hätte füllen können; denn wie allbekannt, stehen Volkswohlstand und Volksvermehrung in untrennbarem Zusammenhang. Trotz der Barbarenhorden, die noch immer dem römischen Schwert unterlagen, und dann als Kolonen auf den wüsten Aeckern des Reiches angesiedelt wurden, nahm deren (der wüsten Aecker) Ausdehnung mit jedem Jahre zu und immer schwieriger wurde es, den Steuerbetrag, der für die Bedürfnisse von Heer und Verwaltung unentbehrlich war, von den verarmten Grundbesitzern zusammenzutreiben." (II., S. 334, 335.)

Hier, wo Seeck nicht theoretisch zu erklären, sondern die Tatsachen zu verzeichnen hat, hört die „Entartung der Rasse" auf, eine Rolle zu spielen und treten nur noch ökonomische Momente als die entscheidenden auf.

Da die Ausbeutung immer weiter ging, nützte es gar nichts, wenn man ihre Methoden etwas änderte. Die Entvölkerung und Verarmung im Reiche nahmen unaufhaltsam zu.

Im ersten Bande seines Werkes (S. 343) schreibt Seeck:

„Unter Augustus brauchte Rom für seine Ernährung täglich 14 000 Hektoliter Weizen, unter Severus nur noch 6000. Seine Bevölkerung war also in zwei Jahrhunderten auf weniger als die Hälfte gesunken."

Die Bevölkerung der Stadt Rom zur Zeit des Augustus wird auf etwa eine Million veranschlagt. Sie dürfte also zur Zeit des Kaisers Septimius Severus (193—235 unserer Zeitrechnung) eine halbe Million betragen haben.

Weitere drei Jahrhunderte später, unter Justinian (527—565) schätzt Gregorovius die Bevölkerung der Stadt Rom nur noch auf 30—40 000 Menschen, und Ludo Hartmann bemerkt dazu: „wohl viel zu hoch". (Das italienische Königreich, Leipzig 1897, I., S. 406.)

Der ökonomische Untergang des Römerreiches rückt immer näher, damit aber auch sein politischer. Die ganze Existenz des Staatswesens beruhte auf der Ueberlegenheit seines Kriegswesens. Wie sollte die aber erhalten bleiben bei stetig sinkender Bevölkerung und abnehmendem Reichtum?

Schon lange, ehe Entvölkerung und Verarmung sich auffallend geltend machten, inmitten der höchsten Blüte und des hellsten Glanzes des Staatswesens, beginnt das Bürgerheer zusammenzuschrumpfen, das ehedem die glorreichsten Schlachten des Römertums geschlagen hatte.

Die Masse der Bürgerschaft der herrschenden Stadt, Arme wie Reiche, wurde durch die Größe der Siege und der Fülle von Ausbeutung, die sich ihr im weiten Reiche erschloß, an ein müßiges

Schlemmerleben gewöhnt, das alles soziale Empfinden ebenso sehr wie allen kriegerischen Sinn erstickte. In Rom ebenso wie in Athen, wie wir bereits gesehen.

Nicht dem Staate zu dienen, sondern ihn auszubeuten, nichts anderes hatte die herrschende Bürgerschaft im Sinn. Die Proletarier unter den Bürgern verkauften ihr Stimmrecht, der Geburts- und der Geldadel kauften die Stimmen, um zu Aemtern gewählt zu werden, in denen sie es vermochten, die Provinzen auszusaugen und zu plündern. Die Provinzialen hatten natürlich nicht das mindeste Interesse an dem Staate, der sie bedrückte und verelendete.

Die Sache wurde geändert, aber nicht verbessert, als die Kaiser sich selbst an die Stelle der herrschenden Bürgerschaft Roms als die höchsten Ausbeuter im Staate setzten und seine Ausbeutung durch ihre Beamten besorgen ließen, und als allenthalben, auch bei den ausbeutenden Klassen, die Folgen der Verarmung sich immer mehr geltend machten, die Grundbesitzer ihr Ausbeutungsgeschäft immer mehr für den Staat, dem sie steuern mußten, als durch den Staat für sich selbst betrieben. Damit erlosch auch bei der Herrenklasse das Interesse am Staat vollständig.

Sich für den Staat zu opfern, fiel niemand mehr ein. Schon vor dem Kaiserreich, im letzten Jahrhundert der Republik, drückte sich der größte Teil der Bürgerschaft vom Kriegsdienst, den ehedem jeder als selbstverständliche Pflicht auf eigene Kosten geleistet hatte. Es wurde auch immer unmöglicher, ihn nebenbei, neben einer Zivilexistenz zu erfüllen, da mit der Größe des Reichs die Grenzen, an denen Krieg geführt wurde, sich immer weiter vom Zentrum des Reichs entfernten und die Anlässe zu kriegerischen Verwicklungen zunahmen. Nur durch Sold und Aussicht auf Beute waren noch einzelne Teile der Bürgerschaft zu bewegen, in der Armee zu dienen. Die meisten blieben ihr überhaupt fern. Immer mehr Söldner mußten bei den kriegerischen Barbaren außerhalb des Reichs angeworben werden, um seine Schlachten zu schlagen und den Ansturm dieser ebenso armen wie kraftvollen Nachbarn auf die Grenzen abzuwehren, deren Ueberschreitung räuberischen Eindringlingen reiche Beute versprach.

Auf der Tätigkeit der Barbaren, namentlich der germanischen, in der Landwirtschaft und in der Armee beruhte das Römische Reich schon zwei Jahrhunderte lang, ehe es vor ihrem Ansturm völlig zusammenbrach. Schon ehe dadurch äußerlich das Ende des Staates herbeigeführt wurde, hatte jedes politische Leben im Innern völlig aufgehört; das Herrenvolk im bloßen Genußleben verkommen, hatte jede Kraft und jedes Interesse daran verloren, sich für die Verwaltung des Staates einzusetzen. Dem obersten Feldherrn fiel auch die Staatsverwaltung zu, deren Haupttätigkeit

darin bestand, das immer mehr erstarrende ökonomische Leben in Gang zu halten zur Lieferung der Mittel für das Söldnerheer.

Daß unter diesen Umständen allgemeine Verzweiflung immer mehr einriß, Abneigung gegen das Aufziehen von Kindern, die nichts zu erwarten hatten, als äußerstes Elend — andererseits bei den Genußmenschen das Verlangen, den Genuß der Liebe durch keinerlei unbequemen Früchte der Liebe vergällt zu sehen, — daß allgemeiner Lebensüberdruß sich geltend machte — auch bei den Genußmenschen in Zeiten des Katzenjammers, ist begreiflich. Mit Recht meint Seeck:

„Die Begeisterung, mit der so viele Christen zum Martyrium drängten, hatte ihren letzten Grund wohl gleichfalls in jenem allverbreitetem Lebensüberdruß." (I., S. 387.)

Aber den letzten Grund dieses Lebensüberdrusses selbst finden wir nicht in einem „wunderbaren Trieb der Selbstvernichtung" der „wissenschaftlich noch nicht erklärt ist", sondern in sozialen Zuständen, die das Endergebnis einer lange betriebenen, die Kräfte des Staates völlig unterwühlenden Ausbeutung der breiten Massen im Staate waren, einer Ausbeutung, der selbst die weitestgehende Demokratie nicht Herr zu werden vermochte, deren der antike Stadtstaat fähig war.

Sechstes Kapitel.

Der antike Sozialismus.

So eng war der Staat des Altertums mit der Ausbeutung und namentlich mit der Sklaverei verbunden, daß er nicht imstande war, sie auch nur in Gedanken zu überwinden. Als seit den Perserkriegen in Griechenland die Demokratie rapide Fortschritte machte, und gleichzeitig in zahlreichen überseeischen Kolonien griechischer Städte neue Stadtstaaten entstanden, jeder selbständig, jeder mit einer besonderen Verfassung, da trat eine Fülle der verschiedensten Stadtverfassungen auf und eine noch größere Fülle von Vorschlägen neuer Verfassungen. Das Fragen nach der besten Verfassung war, wenigstens in den demokratischen Staaten, allgemein, doch selbst unter den kühnsten, scharfsinnigsten, umfassendsten Denkern Griechenlands fand sich keiner, der für Griechenland einen Staat ohne jegliche Ausbeutung gefordert hätte. Ein solcher war einfach unter den gegebenen technischen Verhältnissen unmöglich ohne ein Aufgeben der Zivilisation, ohne Rückkehr zur Barbarei. Aber freilich, das Verharren bei der Ausbeutung führte bei jedem Staat schließlich auch zum Verfall der Zivilisation und zum Rückfall in die Barbarei.

Aristoteles machte in seiner „Politik" wohl eine Bemerkung die in unseren Tagen viel zitiert wurde: wenn die Weberschiffchen einmal von selbst webten, brauchte man keine Sklaven mehr,

(I. Buch, 4. Kapitel.) Aber das war nicht ein seherischer Ausblick in die Zeit des Maschinenwesens, sondern nur eine Bekräftigung der Notwendigkeit der Sklaverei. Denn daß jemals die Weberschiffchen selbst weben könnten, erschien Aristoteles als etwas, woran gar nicht zu denken sei. Gleich darauf erklärt er im 5. Kapitel, daß die einen Menschen von Natur aus Sklaven seien, die anderen von Natur aus Herren, wie die Seele von Natur aus über den Leib herrsche und der Mann über die Frau.

Aristoteles war ein konservativer Realpolitiker, der über das Bestehende nicht hinaus wollte. Aber hat nicht vor ihm der größte der Philosophen Griechenlands ein eigenes Buch über den Staat geschrieben, in dem er den Kommunismus verherrlichte und das Ideal eines kommunistischen Staates aufstellte?

Kein Zweifel, in seinem Buch über den Staat hat Plato den Kommunismus verherrlicht. Er hat jedoch keineswegs das Ideal eines kommunistischen Staates aufgestellt, wenn man als solchen einen Staat betrachtet, in dem die gesamte Bevölkerung kommunistisch organisiert ist.

Derartiges fällt Plato gar nicht ein. In seinem Staat gibt es eine Klasse von Herren und eine Klasse beherrschter Arbeiter. Nur für die Herren fordert er den Kommunismus, nur für eine kleine Minderheit im Staate.

Nur für die Herren verlangt er den Kommunismus, im Interesse der Erhaltung ihrer Herrschaft, um ihre Solidarität zu stärken und alle Interessenkonflikte zwischen ihnen unmöglich zu machen. Nur die Herrenklasse interessiert ihn, nur von ihrer Organisierung handelt er ausschließlich.

Von den Bauern und Handwerkern spricht er bloß nebenbei, er hat für sie keine Vorschläge zu machen. Offenbar soll bei ihnen alles beim alten bleiben. Das ist wohl auch der Grund, daß er in dem Buche nichts über die Sklaverei sagt. Daß er sie nicht beseitigen wollte, erhellt aus einem Satze, wo er sich dagegen ausspricht, daß Hellenen andere Hellenen, die sie im Kriege gefangen nehmen, zu Sklaven machen. (V. Buch, Kap. 15, S. 469.) Gegen die Versklavung von Barbaren und die Institution der Sklaverei als solche wendet er nichts ein.

Weit entfernt davon, sie aufheben zu wollen, erscheint sie ihm ebenso unentbehrlich, wie seinem großen Schüler und Gegner Aristoteles. Das bezeugt er in seinem zweiten Buch über den Staat, in dem er nicht vom Staat als fernem Ideal spricht, sondern das Bild des zweitbesten Staates entwirft, den er eher für erreichbar hält. In diesem Buch, den „Gesetzen" (Nomoi), verlangt er nicht die Abschaffung der Sklaverei, sondern bloß eine bessere Behandlung der Sklaven. Man müsse danach trachten, daß die Sklaven dem Herrn wohlwollend gegenüberstehen, denn der Haß des Sklaven könne sehr gefährlich werden.

Das ist die bekannte Manier, den unangenehmen Konsequenzen einer Ausbeutungsmethode entgehen zu wollen, ohne ihre angenehmen Seiten einzubüßen. Freundliches Zureden an die Sklavenbesitzer, ihr menschliches Lastvieh gut zu behandeln, — mehr weiß Plato gegen die Sklaverei nicht zu tun.

Mancher Forscher, so z. B. Pöhlmann, will im alten Griechenland schon alle Gedanken des modernen Sozialismus entdeckt haben. Allerdings kommt es Pöhlmann ebensosehr auf die Polemik gegen den Sozialismus und insbesondere den Marxismus an wie auf die Darstellung der antiken Gedankengänge, die, um jenen polemischen Zwecken zu dienen, oft in der sonderbarsten Weise verrenkt werden:

In dem Werk Pöhlmanns über die „Geschichte des antiken Kommunismus und Sozialismus" (I. Band, München 1893, 2. Band, 1901), finden wir jedoch die ergötzlichsten Belege dafür verzeichnet, wie sich in antiken Köpfen Sklaverei und „Sozialismus" vertrugen, wenn man mit Sozialismus das Bestreben bezeichnen will, die sozialen Gegensätze innerhalb der Bürgerschaft aufzuheben, die sie und damit den Staat zu sprengen drohten[1]).

Pöhlmann berichtet über eine Flugschrift aus der Mitte des vierten Jahrhunderts, die von den Quellen des attischen Wohlstandes handelte. Der ungenannte Verfasser fordert eine starke Vermehrung der „Gemeinwirtschaft des Staates". Dieser soll staatliche Herbergen und Kaufhäuser für Kaufleute bauen und ihnen vermieten, ebenso Handelsschiffe. Er soll aber auch den Silberbergbau im Lauriongebirge sozialisieren, so daß „diese ohnehin der Gesamtheit gehörigen Produktionsanlagen in ganz anderer Weise als bisher dem Volkswohl nutzbar gemacht werden können." Pöhlmann fügt hinzu:

„Zwar vollzieht sich dieses Hineinwachsen in die kollektivistische Organisation, diese staatliche Zentralisierung des wichtigsten Arbeitsmittels, nach der Meinung des Verfassers nur allmählich, aber doch mit vollkommener Sicherheit." (II., 252, 253.)

Sehen wir uns diese „kollektivistische Organisation" an:

„Der Verfasser weist darauf hin, wie sehr in der Montanindustrie das Privatkapital sich bereichere, indem einzelne große Kapitalisten Hunderte von unfreien Arbeitern zusammenkauften und dieselben für die Arbeit in den Silberminen vermieteten. Dieses Beispiel sollte der Staat im größten Stil nachahmen . . . . Der Verfasser beantragt, zunächst nur 1200 Sklaven zu kaufen — nicht viel mehr, als sie bisher schon gelegentlich im Besitz einzelner Kapitalisten gewesen — und sie an Unternehmer in die Bergwerke zu vermieten. Der Ertrag — ein Obolos auf den Kopf und Tag

[1]) Auch noch andere Ergötzlichkeiten sind darin zu finden. So vergleicht er die aristokratischen Tendenzen Platos mit denen Goethes. Als einen Beleg für diese zitiert er (I. S. 318) den Spruch Goethes: „Weh denen, die dem Ewigblinden des Lichtes Himmelsfackeln leihen". Leider findet sich dieser Spruch in Schillers Glocke.

wird hinreichen, um die Zahl (der Sklaven, K.) in fünf bis sechs Jahren auf 6000 zu bringen, welche ein jährliches Einkommen von 60 Talenten abwerfen würden. Allmählich soll dann die Zahl so vermehrt werden, daß zuletzt auf jeden athenischen Bürger drei Sklaven kämen: also ein Arbeiterheer von mindestens 60 000 Mann!"

Es soll demnach nicht die ganze Produktion verstaatlicht werden, sondern nur ein Teil daraus, vornehmlich die Bergwerke. Aber auch in diesem sollen die privaten Unternehmer bleiben. Verstaatlicht wird bloß der Besitz an Menschen, an Sklaven, in einem Ausmaß, daß die ganze Bürgerschaft ihr Existenzminimum aus der Ausbeutung der Sklavenarbeit gewinnen kann.

Diese Art Verstaatlichung von „Produktionsmitteln" nennt Pöhlmann „kollektivistischen Radikalismus" und „demokratischen Staatssozialismus" (S. 254) und feierlich erklärt er:

„Hier sehen wir, wie auf dem Boden der Demokratie aus der kapitalistischen Wirtschaftsordnung selbst mit einer gewissen psychologischen Notwendigkeit der Sozialismus herauswuchs." (S. 258.)

Es gibt Leute, die die Erscheinungen der Außenwelt nur nach einzelnen Aeusserlichkeiten, nicht nach der Gesamtheit ihrer Merkmale unterscheiden. Für sie ist der Walfisch ein Fisch, weil er den Fischen ähnlich sieht. So ist für Pöhlmann jede Verstaatlichung Sozialismus, Kommunismus, Kollektivismus. Daß diese Namen im modernen Sinne nur Gesellschaftsformen umfassen, in denen jegliche Ausbeutung aufgehoben ist, kümmert ihn nicht. Mag die Verstaatlichung als ein Mittel gehandhabt oder gefordert werden, eine bestehende Art der Ausbeutung zu stützen und intensiver zu gestalten, sie ist für unsern Geschichtsschreiber des antiken Sozialismus reiner „Kollektivismus".

Noch mehr entzückt ihn freilich als Produkt des antiken Sozialismus ein Reiseroman, eine „Jules-Verniade", wie Pöhlmann selbst ihn nennt, (II., S. 70) der „Sonnenstaat" des Jambulos, in dem von einem Schlaraffenland erzählt wird, in dem „die Bäume stets reiche Früchte tragen, wie im homerischen Phäakenland, der Boden unbestellt Nahrungsmittel in überreicher Fülle hervorbringt". (S. 73.)

Dieses phantastische Fabelwerk nimmt Pöhlmann als ein ernsthaftes sozialistisches Programm, und weil im Bericht über das Schlaraffenland nicht von Sklaven die Rede ist, und weil es heißt, daß dort jeder, „abwechselnd die anderen bedient, Fische fängt, Handwerk oder Künste ausübt, öffentliche Geschäfte besorgt", weiß Pöhlmann soviel in diese Andeutungen hinein- und ihnen unterzulegen, daß er zu dem Schluß kommt:

„Es ist, als ob die Bürger des Sonnenstaates ihr Gemeinwesen nach dem Programm geordnet hätten, das die sozialistische Arbeiterpartei Deutschlands 1875 aufgestellt hatte." (S. 75.)

In jeder Beziehung ein fabelhaftes Programm!

Bezeichnender für das antike Denken als der in eine märchenhafte Natur versetzte Sonnenstaat ist eine andere Schilderung eines Schlaraffenlandes, die in den „Ekklesiazusen", einer Komödie, in der Aristophanes die proletarischen Bestrebungen des wirklichen Attika seiner Zeit verhöhnte.

In dieser Komödie erklärt die „Prophetin des sozialdemokratischen Zukunftsstaates", wie sich Pöhlmann ausdrückt (S. 290), künftighin werde alles gemeinsam sein und niemand werde zu arbeiten brauchen, das heißt, keiner der Bürger. Denn alle Arbeit werde künftighin von den Sklaven besorgt. Die mögen sich schinden. Praxagora verheißt ihren Mann:

„Das Feld bestellen die Sklaven. Für Dich (den Gatten der Frau Präsidentin des Zukunftstaates, K.) bleibt nur das Geschäft, wenn der Schatten sich streckt, Dich geschmückt zum Gelag zu begeben." (Vers 681, 682.)

Eine kommunistische Utopie mit Sklavenarbeit war mit den Verhältnissen des alten Griechenland noch einigermassen vereinbar. Dagegen wäre es unmöglich gewesen, bei dem damaligen Stande der Technik ohne Ausbeutung von Zwangsarbeitern die Zivilisation auf ihrer Höhe zu erhalten. Im „Sonnenstaate" des Jambulos wird dies nur dadurch erreicht, daß die Natur fast alles, dessen man bedarf, ohne Zutun menschlicher Arbeit in Fülle hervorbringt. Da ist für die Aufhebung der Sklaverei eine Bedingung gesetzt, die ebenso unmöglich erscheint wie die, daß die Weberschiffchen von selbst weben.

Nun beruft sich Pöhlmann auch noch auf einige Schriftsteller, die erklären, es gebe keine Sklaven von Natur. Von Natur aus sei jeder frei und nur das Gesetz und die Gewalt schüfen Sklaven. Aber wenn er diese Schriftsteller die „Beseitigung der Sklaverei fordern" läßt, (II., S. 310) so steht davon in den von ihm zitierten Sätzen kein Wort.

Daß das freie Proletariat des Altertums, auch das christliche, für die Sklaven nichts übrig hatte, haben wir schon im dritten Kapitel des zweiten Abschnittes dieses Buches bemerkt.

Die Aufhebung der Sklaverei war in den Stadtstaaten des Mittelmeeres im Altertum nur denkbar als Rückfall in die Barbarei. Wer von der Rückkehr zum Naturzustand träumte, mochte auch die Abkehr von der Sklaverei wünschen oder sogar praktizieren, wie die Sekte der Essener, die allerdings nicht auf griechischem Boden hauste, sondern in Palästina, wo, wie im Orient überhaupt, die Sklaverei vorwiegend Luxussklaverei war, weniger den Zwecken des Erwerbs diente, also Feinden des Luxus entbehrlich schien.

Was man als Kommunismus oder Sozialismus im Altertum bezeichnet, hat mit der Aufhebung der Sklaverei nichts zu tun. Und ebensowenig mit der Idee des Fortschritts zu einer höheren Gesellschaftsform. Alle seine Formen, nicht nur die rohesten ein-

facher Güterverteilung oder gar der Plünderung und Ermordung der Reichen, was Pöhlmann als Folge des „dumpfen Massenschritts der Proletarierbataillone" (II., S. 358) hinstellt, sondern auch die verfeinerten, wie die des platonischen Staates, waren im Grunde reaktionär oder konservativ, suchten ihre Vorbilder in der Vergangenheit, die schon das Gemeineigentum am Boden kannte. Sie wollten durchaus nicht etwas noch nicht Dagewesenes schaffen. Das Urbild des platonischen Kommunismus war der Kasernenkommunismus der Aristokratie Spartas, allerdings angepaßt an die Bedürfnisse eines attischen Aristokraten und Philosophen.

Abgesehen von den Spekulationen einzelner Philosophen, die keine praktische Wirkung übten, sehen wir in den Kämpfen der unteren Klassen nur zwei soziale Ideale lebendig: einmal das Leben auf Kosten des Staates, das heißt, der Arbeit von Sklaven und Unterworfenen, oder die Rückkehr zum freien bäuerlichen Betrieb. Nach Schuldentilgung oder Schaffung neuer Bauernstellen, dahin geht das Streben von Sozialreformern und Sozialrevolutionären, die verhindern wollen, daß die Bürgerschaft in trägem Parasitentum verkommt, und die danach trachten, sie in voller Kriegstüchtigkeit und politischer Unabhängigkeit zu erhalten. Weiter gingen z. B. Solon, die Gracchen, oder die jüdischen Propheten nicht. Aber auch wahrhafte Umstürzler, „Sozialrevolutionäre" vermochten sich kein höheres Ziel zu setzen.

In manchem griechischen Stadtstaat kam es gelegentlich, wenn die Klassengegensätze wild aufloderten, zu sehr radikalen sozialen Umwälzungen.

Beloch berichtet darüber:

„Es hat denn auch nicht an Versuchen gefehlt, die Theorie (der Gleichheit des Besitzes, K.) in die Praxis hinüberzuführen. So wurde in Leontinoi im Jahre 423 der Beschluß gefaßt, das gesamte Grundeigentum der Bürger neu aufzuteilen, was dann zur Folge hatte, daß die Besitzenden sich den Syrakusiern in die Arme warfen und mit deren Hilfe den Pöbel und seine Führer aus dem Lande jagten[1]). Auf Samos wurden im Jahre 412 die Grundbesitzer mit Hilfe der Athener erschlagen oder vertrieben und ihre Häuser und Felder unter der Menge verteilt." (II. 1, S. 280.)

Bücher hat sich leider dazu verleiten lassen, in solchem Tun Sozialismus zu entdecken. In seinem Buch über „Die Aufstände der unfreien Arbeiter 143—129 v. Chr." (Frankfurt 1874) spricht er von „sozialistischen Forderungen" der empörten Sklaven und von „der sozialistischen Tyrannis des Nabis" (S. 118). Auf Seite 91 schildert er diesen „Sozialismus" folgendermaßen:

---

[1]) Oppenheimer, der in seinem großen Buch vom „Staat" (1926) ebenfalls dies Vorkommnis erwähnt, bemerkt mit Recht, daß es den Unterschied zwischen dem antiken und dem heutigen Proletariat scharf beleuchtet. (S. 434.) Welchen Kapitalisten könnte es heute einfallen, die Arbeiter „aus dem Lande zu jagen"? Wie könnten die Kapitalisten ohne sie auch nur einen Tag leben?

„Die Verhältnisse führten eine soziale Revolution der entsetzlichsten Art herbei, als der Wütherich Nabis (206—192) in Sparta und Argos die Reichen tötete, die Heiligtümer plünderte und Häuser, Aecker, Frauen und Kinder der Ermordeten an die zur Freiheit aufgerufenen Heloten und ein aus allen Enden der Welt zusamengelaufenes Gesindel verteilte."

Soweit man bei solchem Vorgehen von einem „kommunistischen" Ideal sprechen kann, ist es doch nur das der Gleichheit der bäuerlichen Besitzungen und der Verwandlung aller Produzenten in freie Bauern. Dieses Ideal lag ebenso wie der weit kommunistischere Gemeinbesitz am Boden oder die gemeinsamen Mahlzeiten in der Vergangenheit, aus der man gekommen war.

Das Ideal einer neuen Gesellschaft, wie sie noch nicht dagewesen, ersteht im Altertum nicht und kann bei den gegebenen Verhältnissen nicht erstehn — wenigstens nicht als Richtschnur politischen und sozialen Kampfes.

Und nicht einmal den Bestand einer freien Bauernschaft vermochten alle diese agrarischen Reformen und Revolutionen zu sichern. Ueberall in der Antike geht sie dem Untergang entgegen.

Die schlaraffischen Märchen und Reiseromane eines Jambulos und anderer ergaben keine praktischen Ziele. Gewaltig wirkte dagegen der Zukunftsstaat, den das Christentum als Rettung aus den Nöten der Gegenwart in Aussicht stellt. Indes wird er nicht als Ergebnis von Klassenkämpfen und politischen Umwälzungen erwartet, sondern als die Schöpfung eines wundertätigen Messias, der ein herrliches Fabelland hervorzaubert, in dem ohne Arbeit nicht bloß Tauben, sondern die überschwenglichsten Genüsse den seligen Bewohnern ins offene Maul fliegen. Doch je mehr die Bewegung des Christentums zu einer Massenbewegung wurde, um so mehr verflüchtigte sich dieses Ideal aus einem auf Erden erwarteten in ein überirdisches, das uns erst in einem besseren Jenseits zuteil wird.

Ebensowenig, wie im aristokratischen und schließlich despotischen Staat des Orients, vermochten im mehr oder weniger demokratischen Stadtstaat des Mittelmeerbeckens Philosophie und Klassenkämpfe ein neues, soziales Ideal zu schaffen, für das sie gekämpft hätten.

Siebenter Abschnitt.
Der kapitalistische Industriestaat.

Erstes Kapitel.

Der industrielle Kapitalismus.

Als das römische Weltreich immer mehr an ökonomischer und militärischer Kraft verlor, so daß es immer mehr von der Arbeit und dem Kriegsdienst von Barbaren abhing, kam mit Naturnotwendigkeit der Zeitpunkt, wo diese Barbaren die Führung und Ausbeutung durch römische Herren abschüttelten und selbst als Herren in römischen Gebieten auftraten. Zu sehr in viele Stämme zersplittert, von denen jeder für sich allein vorging, zu verschiedenen Zeiten, an verschiedenen Orten, vermochten sie nicht einfach den Staat in der Form und Ausdehnung weiterzuführen, in der sie ihn vorfanden. Der östliche, vorwiegend von griechischer Kultur erfüllte Teil fristete noch bis ins 15. Jahrhundert seine Existenz als byzantinisches Kaiserreich fort, allerdings unter stetig fortschreitender Einengung seines Gebiets teils durch slawische Stämme vom Norden, teils durch Araber und später Türken vom Osten. Der westliche Teil des Römischen Reiches dagegen wurde von germanischen Eindringlingen seit dem 3. Jahrhundert unserer Zeitrechnung geplündert, dann zertrümmert und in eine Reihe neuer Staaten aufgelöst, die aber nicht im Zustand völliger Fremdheit zueinander standen.

Die zunehmende Not im verfallenden Reiche und die Unfähigkeit der kaiserlichen Bureaukratie, ihr zu steuern, hatte eine selbständige Organisation der Wohltätigkeit aufkommen lassen. Sie fand ihren Ursprung bei den Juden, die sich bis zur Zerstörung Jerusalems durch Titus große Selbständigkeit bewahrt und die in den Tagen ihrer Trübsal seit der ersten Zerstörung durch Nebukadnezar aus ihrem Sehnen nach einem Erlöser den Glauben an einen solchen entwickelt hatten.

Im Grunde beruhte diese Organisation auf den gleichen Ideengängen, wie die antike Demokratie. Sie wurde stark dadurch, daß sie eine Anpassung dieser Gedankengänge an die Verhältnisse des auf den Ruinen der Demokratie erstehenden Kaiserreichs vollzog.

Wie die Proletarier in Athen und Rom verlangte auch sie, daß die Armen nicht von ihrer Arbeit leben sollten, sondern von der Unterstützung durch die Reichen. Aber im kaiserlichen Rom besaß die besitzlose Bürgerschaft keine politischen Rechte mehr, mit deren Hilfe sie sich die Gewährung von Brot und Spielen durch

die Reichen hätte erkaufen können. Es blieb den Armen, die nicht arbeiten wollten oder die keine Arbeit fanden, nur noch der Bettel übrig. Doch der individuelle Bettel mußte um so mehr versagen, je massenhafter das Elend wurde. Nur eine Massenorganisation der Bettler und ihrer Freunde konnte etwas Linderung bringen. Die Verwaltung dieser Organisation blieb jedoch nicht in den Händen der Bettler selbst. Die Verwaltung geriet beim Wachsen der Organisation in die Hände einer Bureaukratie, von der die Armen, die Mehrheit der freien Bevölkerung, immer mehr abhingen, die aber auch immer mehr Macht gegenüber den Besitzenden und dem Staat erlangte. Diese Organisation entwickelte sich zu einem gewaltigen Apparat der Beherrschung der Massen. Einem Apparat, der sich unabhängig erhielt von der Bureaukratie der Kaiser und daher von dieser rücksichtslos so lange bekämpft wurde, bis beide Teile es vorzogen, zu einem Verständigungsfrieden zu gelangen, auf Kosten der Massen, so wie sich in unseren Tagen oft kapitalistische Unternehmungen, die einander in wütender Konkurrenz bekämpfen, schließlich in einem Kartell auf Kosten der Konsumenten zusammenschließen.

Die Kaiser wurden jetzt die Häupter der kirchlichen wie der weltlichen Bureaukratie und der „ecclesia militans", der kämpfenden Kirche, wie der weltlichen Armee. Aber nur im östlichen Kaiserreich blieb das Oberhaupt des Staates auch das der Kirche. Im Westen, in den von den Germanen an Stelle des Kaiserreichs begründeten Staaten waren die Barbaren zu rückständig, die kirchliche Organisation ebenso zu erobern, wie die staatliche. Jene erlangte in den Zeiten der Völkerwanderung wieder ihre Selbständigkeit und gewann um so mehr die Uebermacht über die Beherrscher der einzelnen Staaten, die sich auf den Trümmern des Reichs erhoben, als sie ihre Organisation beibehielt, die zunächst das ganze westliche Gebiet des früheren Römerreichs umfaßte.

In diesem Sinne war sie „katholisch", was im Griechischen „allumfassend", „allgemein" bedeutet. In England wird das Wort heute nicht bloß zur Bezeichnung der päpstlichen Kirche, sondern auch zur Bezeichnung des Gegenteils davon, weitherziger Anschauungen, gebraucht.

Als stramm organisierte internationale Organisation stand die christliche Kirche des Westens, die im Bischof von Rom ihr Oberhaupt fand, über den Einzelstaaten, in die nun das Weltreich zerfiel. Sie war auch den Barbaren an Wissen überlegen, da sie alle Geistesschätze in sich zusammenfaßte, welche die Antike hervorgebracht hatte, soweit sie den allgemeinen Ruin überdauert hatten.

So bildete die katholische Christenheit eine geistige und in gewissem Sinne auch organisatorische Einheit, trotz aller Zersplitterung in Einzelstaaten, die der Völkerwanderung folgte.

Das änderte indes keineswegs grundlegend die Tendenzen, die die neuen Staaten in sich bargen. Wie in denen des Altertums wurden auch in denen der Christenheit die Eroberer zu einem Kriegsadel, der in einer monarchischen Spitze endete und sich auf eine Masse Unterworfener und Ausgebeuteter stützte. Die neue Ausbeutung selbst fand bereits die ihren Bedürfnissen angepaßte Form im römischen Kolonat vor.

Wie im Altertum entwickelten sich auch in den Staaten des Mittelalters Handel und Industrie neben Adel und Priestertum, kam es zu heftigen Klassenkämpfen, endete aber schließlich auch die Bewegungsfreiheit der Klassen in ihrer Unterwerfung unter einen auf Bureaukratie und Söldnertum gestützten Despotismus. Ebenso wie ehedem ging dieser Verfall des politischen Lebens Hand in Hand mit einem ökonomischen Verfall und so konnte es scheinen, als sei das christliche Abendland in denselben „Hexenkreis" gebannt, um mit Oppenheimer zu reden (Der Staat, S. 475), in den die Gesellschaft des Altertums gezwängt war und aus dem es kein Entrinnen gab. Dieser „Hexenkreis" hatte bewirkt, daß jeder Staat früher oder später untergehen mußte und die Zivilisation nur dadurch fortschreiten konnte, daß es immer noch Völker gab, die sich frei von den degradierenden Einflüssen des Staates erhalten hatten, noch im vorstaatlichen Stadium lebten, und doch schon genug Wissen entwickelt hatten, um als Eroberer einen neuen Staat zu begründen, in dem sie das Wissen, das die Staaten der Vorgänger erzeugt hatten, wenigstens teilweise übernahmen, um es weiter zu entwickeln, aber schließlich doch auch wieder unterzugehen.

In der Tat gab es in einer Reihe von europäischen Staaten im 18. Jahrhundert Erscheinungen, die annehmen ließen, als seien sie nun zu dem unvermeidlichen absteigenden Ast der staatlichen Entwicklung gelangt.

Jedoch traten schon seit dem 16. Jahrhundert in manchen Staaten auch wieder Anzeichen dafür auf, daß der Hexenkreis durchbrochen sei. Diese Anzeichen mehren sich in den folgenden Jahrhunderten. Sie werden im 19. Jahrhundert der Tendenzen zum Abstieg völlig Herr und führen eine völlig neue Richtung der historischen Entwicklung herbei, grundverschieden von der antiken, trotz aller äußerlichen Uebereinstimmungen mancher antiken Klassenkämpfe mit modernen.

Die große Macht, die den Gang der menschlichen Geschichte so fundamental ändert, ist das industrielle Kapital.

Die bürgerliche Oekonomie, die sich auf der einen Seite den Kopf bei ihren Versuchen zerbrach, die stoffliche Gestalt des Kapitals zu entdecken, herauszufinden, ob es Geld sei oder Produktionsmittel oder einfach nichtkonsumiertes Produkt, und deren Hauptsorge nach der Zeit Ricardos bei vielen ihrer Vertreter darin bestand, die Rechtmäßigkeit des Kapitalprofits und Kapital-

zinses zu beweisen, hat vor Marx für die Unterscheidung der verschiedenen Kapitalformen nur wenig getan.

Erst seit ihm unterscheiden wir scharf zwischen Kaufmannskapital, Wucherkapital und industriellem Kapital und kennen wir genau die Funktionen und die historische Rolle dieser Kapitalarten, die dennoch von manchem Oekonomen auch heute noch immer wieder durcheinander geworfen werden. Wir wissen, daß das Kaufmannskapital und Wucherkapital schon sehr alt sind, bereits am Beginn der geschriebenen Geschichte gefunden werden, das industrielle Kapital dagegen erst in der Neuzeit eine Rolle spielt. Insofern kann man wohl von einem Kapitalismus im Altertum in gewissem Sinne sprechen, nicht aber von einer „kapitalistischen Wirtschaftsweise", wie Pöhlmann sich ausdrückt, denn für den Charakter der Wirtschaft ist entscheidend die Art des Produktionsprozesses. Handel und Wucher sind mit den verschiedensten Produktionsweisen vereinbar.

Darauf weist auch Max Weber hin. Aber bei seiner, mitunter geradezu komischen Abneigung gegen jede Terminologie, die marxistisch anmuten könnte, drückt er sich in einer besonderen Terminologie aus, die uns nicht sehr glücklich erscheint. Er sagt z. B.:

„Nun hat aber der Okzident ein Maß von Bedeutung und, was dafür den Grund abgiebt: Arten, Formen und Richtungen von Kapitalismus hervorgebracht, die anderwärts niemals bestanden haben. Es hat in aller Welt Händler, Groß- und Detailhändler, Platz- und Fernhändler, es hat Darlehnsgeschäfte aller Art, es hat Banken mit höchst verschiedenen, aber doch denjenigen wenigstens unseres 16. Jahrhunderts im Wesen ähnlichen Funktionen gegeben." (Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie, Tübingen 1922, I., S. 6.)

Weber zeigt weiter, wie es daneben schon im Altertum kapitalistische Spekulanten und Abenteurer der verschiedensten Art gab, und daß viele der kapitalistischen Unternehmungen unserer Zeit noch den gleichen Charakter tragen.

Dann heißt es:

„Aber der Okzident kennt in der Neuzeit daneben eine ganz andere und nirgends sonst auf der Erde entwickelte Art des Kapitalismus: Die rational-kapitalistische Organisation von (formell) freier Arbeit." (S. 7)[1]).

Diese Art von Kapitalismus läuft, wie aus dem Zusammenhang hervorgeht, schließlich auf dasselbe hinaus, was Marx als industriellen Kapitalismus bezeichnet, die einzige Art Kapitalismus, die der Neuzeit allein eigen ist. Nur legt Weber bei seiner Kennzeichnung dieses Kapitalismus Gewicht auf ein relativ geringfügiges Charakteristikum: den rationalen Charakter der Organisation der Arbeit, das heißt darauf, daß der einzelne Betrieb auf einer genauen Buchhaltung basiert, die gestattet, den Profit genau

---

[1]) Alle Unterstreichungen hier und in den folgenden Zitaten hat Weber selbst vorgenommen. K.

überblicken zu können. Weber legt das allerdings weniger einfach in folgender Weise dar:

„Wo kapitalistischer Erwerb rational erstrebt wird, da ist das entsprechende Handeln orientiert an Kapital r e c h n u n g, das heißt: es ist eingeordnet in eine planmäßige Verwendung von sachlichen und persönlichen Nutzleistungen als Erwerbsmittel derart, daß der b i l a n z mäßig errechnete Schlußertrag der Einzelunternehmung an geldwertem Güterbesitz (oder der periodisch bilanzmäßig errechnete Schätzungswert des geldwerten Güterbesitzes eines kontinuierlichen Unternehmungsbetriebes) beim Rechnungsabschluß das „Kapital", d. h. den b i l a n z mäßigen Schätzungswert der für den Erwerb durch Tausch verwendeten sachlichen Erwerbsmittel ü b e r s t e i g e n (bei der Dauerunternehmung also: i m m e r w i e d e r übersteigen) soll." (S. 4, 5.)

Nun, die Rationalisierung der Kapitalrechnung (nicht das, was man heute unter Rationalisierung des Betriebes versteht, darum handelt es sich hier nicht), ist nichts, was den industriellen Kapitalismus von früheren Formen des Kapitals besonders unterscheidet. Weber selbst sagt:

„Kapitalismus und kapitalistische Unternehmungen, auch mit leidlicher Rationalisierung der Kapitalrechnung, hat es in allen Kulturländern der Erde gegeben." (S. 6.)

Neu an dem modernen Kapitalismus ist nicht seine Rationalisierung (nur deren Vervollkommnung), wohl aber seine Organisation f r e i e r A r b e i t. Mit Recht legt Weber auf diesen Punkt das höchste Gewicht. Und in großer Ueberlegenheit z. B. über Pöhlmann weiß er, daß der moderne Sozialismus nur aus dem freien Proletariat des industriellen Kapitalismus entspringen kann und daher im Altertum kein Analogon findet. Es heißt bei ihm (S. 9):

„Eine exakte Kalkulation — die Grundlage alles anderen — ist eben nur auf dem Boden freier Arbeit möglich. Und wie — und weil — keine rationale Arbeitsorganisation, so — und deshalb — hat die Welt außerhalb des modernen Okzidents auch keinen rationalen S o z i a l i s m u s gekannt. Gewiß: ebenso wie Stadtwirtschaft, städtische Nahrungspolitik, Merkantilismus und Wohlfahrtspolitik der Fürsten, Rationierungen, regulierte Wirtschaft, Protektionismus und Laissez faire Theorien (in China), so hat die Welt auch kommunistische und sozialistische Wirtschaften sehr verschiedenen Gepräges gekannt: familiär, religiös oder militaristisch bedingten Kommunismus, staatssozialistische (in Aegypten), monopolkartellistische und auch Konsumentenorganisationen verschiedenster Art. Aber ebenso wie — trotzdem es doch überall einmal städtische Marktprivilegien, Zünfte, Gilden und allerhand rechtliche Scheidungen zwischen Stadt und Land in den verschiedensten Formen gab — doch der Begriff des „Bürgers" überall, außer im Okzident, und der Begriff der „Bourgeoisie" überall, außer im modernen Okzident, fehlte, so fehlte auch das „Proletariat" als K l a s s e und mußte fehlen, weil eben die rationale Organisation f r e i e r A r b e i t als B e t r i e b fehlte. ‚Klassenkampf' zwischen Gläubiger- und Schuldnerschichten, Grundbesitzern und Besitzlosen oder Fronknechten oder Pächtern, Handelsinteressenten und Konsumenten oder Grundbesitzern, hat es in verschiedener Konstellation überall längst gegeben. Aber schon die okzidentalmittelalterlichen Kämpfe

zwischen Verlegern und Verlegten finden sich anderwärts nur in Ansätzen. Vollends fehlt der moderne Gegensatz: großindustrieller Unternehmer und freier Lohnarbeiter. Und daher konnte es auch eine Problematik von der Art, wie sie der moderne Sozialismus kennt, nicht geben." (S. 9.)

Das ist alles sehr richtig und von der größten Bedeutung. Jedoch sind sehr wichtige Gesichtspunkte dabei außer Betracht gelassen.

Die freie Arbeit gehört sicher zu den hervorragendsten Kennzeichen des modernen Kapitalismus. Aber weder Handel noch Wucher verhalfen ihr zu dieser Bedeutung. Die Art der Arbeit bei dem Kaufmann oder Wucherer oder Bankier wird bestimmt durch die im jeweiligen Produktionsprozeß herrschende Art der Arbeit, nicht umgekehrt. Er kann ebensogut Sklaven anwenden oder Leibeigene wie Lohnarbeiter. Nur dadurch, daß die „rational-kapitalistische Organisation freier Arbeit" in den Produktionsprozeß eindringt, wird diese Art der Organisation freier Arbeit zu der in der Gesellschaft herrschenden und ihren Charakter und ihre Entwicklungsrichtung, ihre inneren Kämpfe und Ziele bestimmenden.

In der Tat weiß denn auch Weber die moderne Art der Arbeit nicht besser zu kennzeichnen, als durch den Hinweis auf den „modernen Gegensatz: großindustrielle Unternehmen und freie Lohnarbeit".

Dieser wichtige Hinweis auf die Produktionsweise fehlt in der Weberschen Definition des modernen Kapitalismus als die „rational-kapitalistische Organisation von (formell) freier Arbeit". Ihr Eindringen in die Industrie ist das Entscheidende und historisch Bedeutende. Das vor allem kennzeichnet den modernen Kapitalismus. Und darum halten wir es für zweckmäßig, ihn, wie es schon Marx getan, als industriellen Kapitalismus oder als kapitalistische Produktionsweise den antiken und orientalischen Formen des Kapitalismus gegenüberzustellen, die bloß Handels- und Wucherkapital umfaßten.

Andererseits, wenn Weber von der Organisation freier Arbeit spricht, so sieht er da von einem Moment ab, das erst den ganzen Vorgang zu einem kapitalistischen stempelt. Nur unvollkommen deutet es Weber durch das zu dem Wörtchen „frei" in Klammer hinzugesetzte Wort „formell" an. Dieses Wörtchen gibt keinen richtigen Sinn.

Der moderne Arbeiter ist wirklich frei, nicht bloß formell. Was seine Freiheit als eine bloß formelle erscheinen läßt, ist seine Besitzlosigkeit. Statt des Wortes „formell" wäre die Hinzufügung des Wortes „besitzlos" besser am Platze gewesen. Dadurch, daß der freie Arbeiter nicht im Besitz seiner Produktionsmittel ist, die er braucht, um arbeiten und existieren zu können; daß diese Produktionsmittel ein anderer besitzt, der dadurch zum Kapitalisten wird, das bringt den Arbeiter in Abhängigkeit von diesem und versetzt ihn in die Notwendigkeit, für ihn zu arbeiten,

so lange zu arbeiten, daß dem Kapitalisten ein Mehrwert, ein Gewinn, erwächst. Diese Schaffung des Profits im Produktionsprozeß wird für den industriellen Kapitalisten viel wichtiger und entscheidender als die „exakte Kalkulation" der gesamten Geschäftsgebarung, als deren Ergebnis der Gewinn erscheint.

Und die Methoden der Schaffung, nicht die der bloßen Berechnung des Mehrwerts oder Profits, sind es, die dem industriellen Kapital seine ungeheure historische Bedeutung verleihen und es befähigen, den Hexenkreis zu durchbrechen, in den der Staat und seine Zivilisation bisher gebannt waren.

Zweites Kapitel.

Die fortschrittliche Kraft des industriellen Kapitalismus.

Die Methoden der Ausbeutung, die wir bisher kennenlernten, haben alle zu schließlichem ökonomischen Niedergang und Untergang des Staates geführt, auch wenn sie vorübergehend für ihn, das heißt, für seine herrschenden Klassen, einen mitunter höchst glänzenden Aufschwung seines Reichtums, seiner Künste und Wissenschaften herbeiführten.

Wie wir gesehen haben, rührte dies in letzter Linie daher, daß jede dieser Ausbeutungsmethoden auf Verschwendung beruhte und der Verschwendung diente.

Der Räuber zieht seinen Reichtum daraus, daß er sich von dem Besitz seiner Opfer alles aneignet, was ihm paßt, ohne sich darum zu kümmern, was aus den Beraubten wird. Völlige Vernichtung ihrer ökonomischen und physischen Existenz, allgemeine Verwüstung und Verödung der geplünderten Gegend kann die Folge sein.

Diese Methode des Schlachtens des Huhns, das die goldenen Eier legt, wird schließlich durch eine andere ersetzt, bei der man dem Besiegten soviel läßt, als er braucht, um weiterzuleben und zu arbeiten, und nur dasjenige nimmt, was er darüber hinaus produziert, das Mehrprodukt, oder bei Warenproduktion den Mehrwert über das zur Erhaltung des Arbeitenden notwendige Minimum hinaus. Das gestattet eine dauernde Fortsetzung der Ausbeutung, aber hindert jeden technischen Fortschritt bei den Ausgebeuteten, denn ihnen wird nicht mehr gelassen, als was sie zur Erhaltung ihrer Person und ihrer Angehörigen brauchen. Dem Sklaven wird nicht einmal soviel gelassen. Eine Familiengründung wird ihm in der Regel nicht ermöglicht.

Die Fronarbeiter sind viel zu arm, um den technischen Apparat zu verbessern, mit dem sie arbeiten. Die Sklaven bilden eine zu widerwillige Arbeiterschaft, als daß man ihnen empfindliche Instrumente anvertrauen dürfte.

Die Ausbeuter, deren Reichtümer wohl die Mittel böten, um entsprechende Werkzeuge und Methoden anzuwenden, und deren von ihnen geförderte Wissenschaft es auch vermöchte, derartige Behelfe zu ersinnen, empfinden nicht das mindeste Interesse dafür. Jede Produktion, jede wirtschaftliche Tätigkeit überhaupt, dient doch unter den staatlichen Verhältnissen des Orients und der Antike nur dem Konsum, dem Genuß. Nur um mehr Konsummittel zu gewinnen, um zu genießen und zu verschwenden, betreiben die Herren im Staate ihre Ausbeutung und suchen sie diese stets aufs möglichste zu steigern. Wo unter diesen Umständen gelegentlich einmal ein technischer Fortschritt als Ergebnis der Wissenschaft die Betriebe der Ausgebeuteten verbessert, geschieht dies nur nebenbei und im Vergleich zum Kulturaufschwung der Ausbeuter höchst unzulänglich. Verschwendung von Arbeitskräften ist dieser Herrn ökonomisches M i t t e l (nicht im Oppenheimerschen Sinn), Verschwendung von Produkten ihr ökonomisches Z i e l. Der Bankerott bildet das schließliche Ergebnis dieser wie jeder andern ununterbrochen fortgesetzten und maßlos gesteigerten Verschwendung, mag sie auch vorübergehend uns ein Bild des Wohlstandes und der Blüte vortäuschen.

Ganz andere Resultate erzielt die kapitalistische Produktionsweise. Man mag den Grund dafür darin suchen, daß sie in der Geschichte die erste Ausbeutungsmethode ist, die aus freier Arbeit, nicht aus Zwangsarbeit, Mehrwert zieht. Indessen vermag der industrielle Kapitalist mit der Arbeitskraft der von ihm Ausgebeuteten ebenso verschwenderisch umzugehen wie die vorkapitalistischen Ausbeuter mit der von Sklaven und Leibeigenen.

Aber diese letzteren Ausbeuter wußten keine andere Methode als die der Verschwendung von Arbeitskraft, um das Maß der Ausbeutung und damit den eigenen Reichtum zu steigern. Dem industriellen Kapital steht daneben noch eine andere Methode zur Verfügung. Diese gewinnt immer mehr an Bedeutung und Ausdehnung, und sie ist es, die der Geschichte eine ganz neue Wendung gibt.

Die Erkenntnis dieses Umstandes verdanken wir ebenfalls Marx, seiner grandiosen Analyse des Kapitals, der Schaffung des Mehrwertes, die freilich für alle die bedeutungslos ist, die seiner Theorie des Wertes verständnislos gegenüberstehen.

Marx unterscheidet zwischen absolutem und relativem Mehrwert. Die einfachste, nächstliegende Art des Mehrwertes ist die des absoluten Mehrwertes (resp. Mehrproduktes). Setzen wir die Erhaltungskosten des Arbeiters (und seiner Familie) als eine bestimmte Größe, so wird der absolute Mehrwert dadurch gewonnen, daß der Arbeiter gezwungen wird, länger für den Kapitalisten, der ihn entlohnt, zu arbeiten, als zur Produzierung des Ersatzes dieser Kosten nötig ist. Je länger der Arbeiter darüber hinaus schafft, desto größer (wenn die Menge seines Produktes ent-

sprechend wächst, was nicht immer der Fall ist) der von ihm erzeugte Mehrwert, den der Kapitalist einsteckt.

Andererseits kann eine Vergrößerung des Mehrwertes auch dadurch erreicht werden, daß man die Größe des Wertes vermindert, den der Arbeiter als Lohn erhält. Das wird schon dadurch herbeigeführt, daß der Kapitalist einfach den Lohn herabdrückt. Marx hat von dieser Methode, den Mehrwert hinaufzuschrauben, in seinem „Kapital" nur wenig gesprochen. Einmal deswegen, weil er als Theoretiker dort nur nach großen Gesetzen forschte, also von den Zufällen der Preisschwankungen absah, und mit der Voraussetzung operierte, daß die Waren nach ihrem Wert getauscht werden, also auch der Arbeitslohn dem Wert der Arbeitskraft entspricht.

Jedoch nicht bloß Rücksichten theoretischer Natur veranlaßten Marx, in seinem Werk das kapitalistische Streben nach Lohnherabsetzungen nur gelegentlich zu behandeln, dagegen das nach Verlängerung der Arbeitszeit ausführlich. Die Kämpfe um den Arbeitslohn sind meist lokaler Natur geblieben, haben nur wenig zur Zusammenschweißung der Arbeiterklasse beigetragen. Die Kämpfe um den Arbeitstag dagegen haben in jedem kapitalistischen Staat nationale Bedeutung gewonnen und wurden das mächtigste Mittel der Vereinigung der Klasse der Lohnarbeiter. Der gesetzlich bestimmte Minimallohn ist bis heute eine praktisch bedeutungslose Forderung theoretisch unwissender Arbeiter geblieben, die in den meisten Staaten gar nicht erhoben wird. Der staatlich festgesetzte Achtstundentag hingegen ist die praktisch wichtigste Position des kämpfenden Proletariats geworden, in der sich die Proletarier der Welt einmütig zusammengefunden, die sie gemeinsam erobert haben und aufs hartnäckigste zu verteidigen entschlossen sind.

Doch dauerte es lange, bis wir so weit kamen. In den Anfängen des Kapitalismus war von einer Beschränkung der Arbeitszeit nicht entfernt die Rede, vielmehr die Verlängerung des Arbeitstages neben der Verkürzung des Lohnes das wichtigste Mittel, den Profit zu vermehren: also durch Verschwendung von Arbeitskraft, gerade so wie bei den vorkapitalistischen Produktionsweisen im Altertum und wie bis heute noch im Orient.

Indes findet die Verlängerung der Arbeitszeit und ebenso die Herabdrückung des Arbeitslohnes ihre Grenzen. Unter für die Arbeiter günstigen Umständen zeigen sich diese Grenzen bald.

Da tritt eine neue Methode der Vergrößerung von Mehrwert — bei gleicher Arbeiterzahl und gleichbleibender Arbeitszeit — auf, die dem Altertum nicht, oder doch so gut wie nicht zu Gebote stand und die unbegrenzter Anwendung und Ausdehnung fähig ist: die Methode, den Wert der Arbeitskraft zu senken, ohne Minderung ihres Reallohns. Diese Methode des *relativen Mehrwerts* hat die größte historische Bedeutung gewonnen.

Sie unterscheidet die kapitalistischen von den vorhergehenden Arten der Ausbeutung. Es ist die Methode, durch technische Verbesserungen, durch arbeitsparende Werkzeuge, Maschinen, verbesserte Methoden in der Produktion und im Verkehr die Preise der Produkte und damit die Lebenskosten des Arbeiters zu senken, so daß er bei gleichbleibendem Reallohn, also gleicher Lebenshaltung, weniger Arbeit für die Produzierung seines eigenen Lebensunterhalts aufzuwenden hat und trotz gleichbleibender Länge des Arbeitstages doch mehr Zeit der Produktion von Mehrwert widmen kann.

Die Triebkraft dieser Entwicklung ist der Extraprofit, der demjenigen Produzenten winkt, der mit dem geringsten Kostenaufwand für den Markt produziert. Alle Produkte gleicher Art haben ja auf dem gleichen Markte zu gleicher Zeit den gleichen Preis. Der Profit wird gebildet durch den Ueberschuß des Profits über die Herstellungskosten. Das erhöht den Profit für denjenigen, der die niedrigsten Löhne zahlt und die längsten Arbeitszeiten für jeden Arbeiter durchsetzt — soweit dadurch Menge und Güte des Produkts nicht beeinträchtigt wird. Es erhöht den Profit aber auch für denjenigen, der die wirksamsten Werkzeuge, Maschinen, Methoden in seinem Betrieb anwendet und dadurch bei gleichem Aufwand mehr Produkte erzeugt.

Der Kapitalist, der solche Verbesserungen einführt, denkt dabei nur an seinen Extraprofit. Aber er bewirkt durch sie große gesellschaftliche Veränderungen. Bewähren sich seine Verbesserungen, so zwingt die Konkurrenz die anderen Kapitalisten des gleichen Produktionszweiges, sie nachzuahmen und allgemein zu machen. Das bewirkt ein Senken der Preise, der Extraprofit des Unternehmers, der die Verbesserung zuerst einführte, hört auf, nur neue Verbesserungen können ihm neue Extraprofite bringen.

Dauernd bleibt aber die Senkung der Produktionskosten und damit der Preise. Soweit die dadurch betroffenen Produkte solcher Art sind, daß sie in den Konsum der Arbeiter eingehen, senken sie auch die Produktionskosten der Ware Arbeitskraft. Bei gleichbleibender Arbeitszeit und gleichbleibendem Reallohn vermindert sich nun im Arbeitstag die Zeit, die der Arbeiter für sich arbeitet, es dehnt sich die Zeit aus, die er für den Kapitalisten tätig ist. Zum erstenmal in der Weltgeschichte wird es nun möglich, die Ausbeutung zu vermehren ohne Verlängerung der Arbeitszeit oder Verschlechterung der Lebenshaltung des Arbeiters. Mit diesen Gedankengängen ist jeder Kenner des Marxschen „Kapital" wohl vertraut. Sie werden hier nur deshalb wiederholt, weil ich nicht annehmen darf, daß allen Lesern dieses Buches das „Kapital" geläufig ist.

Es sei hier nur noch einem naheliegenden Einwand vorgebeugt. Es könnte scheinen, als müßten bei sinkenden Produktionskosten der Ware Arbeitskraft die Geldlöhne sinken, auch bei

gleichbleibendem Reallohn. Im allgemeinen zeigen aber die Geldlöhne im Laufe der letzten Jahrhunderte die Tendenz zu steigen. Woher kommt das?

Ich habe bei meiner Darstellung der leichteren Verständlichkeit wegen von Preisen gesprochen. Marx spricht von Werten und Arbeitsmengen. Er sagt, daß der Wert der Arbeitskraft sinkt, die Menge Arbeit abnimmt, die erforderlich ist, um die zur Erhaltung des Arbeiters und seiner Familie erheischten Lebensmittel zu erzeugen.

Wert und Preis sind aber keineswegs gleichbedeutend, auch nicht in dem Ausnahmefall, in dem beide dieselbe Größe darstellen. Auch in diesem Falle unterscheidet sich der Preis vom Wert dadurch, daß jener der Ausdruck des Wertes in Geld ist. Die Höhe des Preises einer Ware in einem gegebenen Zeitpunkt hängt also nicht bloß von ihrem Wert und den Verhältnissen des Marktes ab, sondern auch von dem jeweiligen Wert des Geldmetalls, das als Wertmesser dient, heutzutage in der Regel Gold. Papiergeld kann nie als Wertmesser dienen. Sein eigener Wert wird in Gold gemessen.

Wenn die Produktionskosten einer Ware sinken und gleichzeitig, infolge technischer Verbesserungen oder der Auffindung neuer, reichlicher Goldlager, auch die des Goldes im selben Maße herabgehen, so wird sich der Wert der Ware wie der des Goldes im gleichen Maße verringern, das heißt aber nichts anderes, als daß der Preis der Ware der gleiche bleibt. Deren Preis wird steigen, selbst wenn ihr Wert sinkt, wenn die Produktionskosten des Goldes noch rascher zurückgehen.

Dieser Gesichtspunkt ist bei der Vergleichung von Geldlöhnen und Preisen verschiedener Epochen nicht aus dem Auge zu verlieren.

Wenn im Laufe der Jahrhunderte die Geldlöhne nicht gesunken sind, so beweist das also keineswegs, daß sich der Wert der Arbeitskraft nicht vermindert hat.

Indes ist der technische Fortschritt im Laufe der kapitalistischen Produktionsweise ein so gewaltiger, daß die Ausbeutung der Arbeiterschaft zunehmen und gleichzeitig auch der Reallohn und noch mehr der Geldlohn wachsen kann. Die Arbeitszeit, die der Arbeiter im Laufe des Arbeitstages arbeitet, um so viel Wert zu produzieren, als zum Ersatz seines Lohnes notwendig ist, kann bei gleichbleibendem Arbeitstag abnehmen, aber die Produktivkraft seiner Arbeit kann gleichzeitig so gewaltig wachsen, daß er selbst bei Verminderung jener Arbeitszeit, während der er tatsächlich für sich produziert, in diesem Zeitraum mehr erzeugt, als er vor der Einführung der technischen Verbesserung produzierte. Sein Anteil am Gesamtprodukte kann sinken, die Masse dieses Produkts selbst aber kann noch rascher wachsen, und damit auch die Masse seines Anteils.

Beide Tendenzen, die des absoluten und des relativen Mehrwertes, wirken in der kapitalistischen Produktionsweise nebeneinander mit wechselnder Intensität. Im allgemeinen gewinnt jedoch das Streben nach der Vergrößerung des relativen Mehrwertes die Oberhand.

Ihm ist es zuzuschreiben, wenn mit der kapitalistischen Produktionsweise zum erstenmal in der Weltgeschichte ein Ausbeutungssystem auftaucht, das nicht auf die Verkümmerung der Produktivkräfte ausgeht, die es vorfindet, sondern vielmehr, und zwar in stets gewaltigerem Maße, auf deren Vermehrung. Nun taucht erst die Möglichkeit von Staatswesen auf, die nicht in Stagnation und Elend verkommen und schließlich der Uebermacht raubgieriger Barbaren erliegen müssen, sondern die den Keim zu steter Vervollkommnung in sich tragen.

Damit treten Staat und Gesellschaft in eine ganz neue Epoche ein.

Drittes Kapitel.

Der Geist des Kapitalismus.

Wir haben nun gesehen, worauf die Eigenart des industriellen Kapitalismus beruht und welches neue Element er in die Geschichte der Menschheit hineinträgt. Noch aber haben wir zu zeigen, woher dieses neue Element stammt, und woraus er selbst entspringt.

Man kann nicht etwa annehmen, daß er eine bloße Weiterentwicklung der früheren Formen des Kapitalismus darstellt.

Kaufmannskapital und Wucherkapital treten nirgends den Ausbeutungsmethoden der Feudalherren und Sklavenbesitzer entgegen, die denen des industriellen Kapitalismus vorausgehen, sondern stellen sich in deren Dienst, ziehen aus ihnen ihre Kraft und verschärfen ihre Wirkungen.

Das Kaufmannskapital gedeiht mit dem Luxus und der Verschwendung der großen Ausbeuter. Auch das Wucherkapital zieht aus diesen Elementen großen Profit, sowohl aus der Verschwendung, die der Krieg bedeutet, wie aus der Verschwendung des Genußlebens. Auf der anderen Seite steigert es die Notlage der Ausgebeuteten, durch die Wucherzinsen, die es ihnen erpreßt.

„Der Wucher ändert die Produktionsweise nicht, sondern saugt sich an sie als Parasit fest, und macht sie miserabel. Er saugt sie aus, entnervt sie und zwingt die Reproduktion, unter immer erbärmlicheren Bedingungen vorzugehen." (Marx, Das Kapital, III, 6. Aufl., 1922, 2. S. 135.)

Das ist das Gegenteil der Wirkung des industriellen Kapitals.

Kaufmannskapital und Wucherkapital stellen sich auch dem industriellen Kapital in seinen Anfängen oft entgegen, Hand in

Hand mit Feudalherren und kriegerischen Monarchen. Erst in dem Maße, als das industrielle Kapital sich durchsetzt, den Handel und das zinstragende Kapital sich dienstbar macht, verändern diese ihren Charakter und wirken mit dem industriellen Kapital vereint auf die Entfaltung der Produktivkräfte hin.

Die Umstände unter denen das industrielle Kapital emporkam, sind auch wieder von Marx aufgehellt worden, in dem berühmten Kapitel seines „Kapital" über „die sogenannte ursprüngliche Akkumulation", den Ausgangspunkt der kapitalistischen Produktionsweise.

Sie wird herbeigeführt durch die massenhafte Trennung von Arbeitern, namentlich Bauern, von ihren Produktionsmitteln. In den vorkapitalistischen Produktionsweisen kann der Arbeiter ein freier Besitzer seiner Produktionsmittel oder wenigstens seiner Arbeitsmittel sein, wenn auch nicht immer seiner Rohstoffe, die zumeist sehr unbedeutend sind. Ist er unfrei, dann wird er als Sklave selbst unter die Produktionsmittel eingereiht, oder er behält als zinspflichtiger Arbeiter die Verfügung über seine Produktionsmittel, wenn auch unter der Obergewalt eines Grundherren. Dieser nimmt ihm einen Teil seiner Produkte ab, und verfügt über einen Teil seiner Arbeitskraft, läßt ihm aber im übrigen die Verfügung über seine Produktionsmittel. Das heißt freilich, daß der Grundherr sich um die Beschaffenheit dieser Produktionsmittel nicht kümmerte, und daß der zinspflichtige Bauer nicht die Mittel hatte, sie zu verbessern, weil ihm jeder Ueberschuß seines Produktes über das dringend zu seiner Erhaltung Notwendige abgenommen wurde. Der Sklave wieder behandelte seine Werkzeuge so schlecht, daß man nicht daran dachte, ihm bessere in die Hand zu geben.

Neben diesen verschiedenen Arten Arbeitern gab es wohl schon freie Arbeiter ohne Produktionsmittel, die sich als Lohnarbeiter verdingen mußten, so in manchen griechischen Staaten. Sie fanden sich aber meistens in Staaten mit Großgrundbesitz, waren in der Landwirtschaft tätig, betrieben selbst etwas eigene Landwirtschaft als Pächter oder Kätner. In der Industrie spielten sie keine Rolle. Und auch in der Landwirtschaft nur in manchen und zwar in rückständigen Staaten.

In der Zeit der ursprünglichen Akkumulation seit dem 15. Jahrhundert wird ein großer Teil der Bauernschaft proletarisiert, auf den Arbeitsmarkt als freie Arbeiter geworfen, ohne jegliches Produktionsmittel, ohne die Mittel und das Bedürfnis, sie zu verbessern.

Zunächst suchen diese freien Arbeiter Beschäftigung in der Landwirtschaft bei den Besitzern der großen Güter, bei denselben Leuten, durch die sie enteignet wurden. Diese Art Lohnarbeit bietet noch nichts Neues, wie oben gesehen, wenn sie auch im

Altertum nur sporadisch vorkam, nicht die Verbreitung fand, wie in manchen Ländern des neueren Europa.

Neu aber ist, daß nun Kapitalisten erstehen, die über industrielle Produktionsmittel verfügen. Im Altertum kauften Geldbesitzer, die durch eine Industrie reich werden wollten, Sklaven zu ihrem Betrieb. Solche finden sie nicht im neueren Europa, wohl aber besitzlose Arbeiter in großen Massen, die die Landwirtschaft nicht alle beschäftigen kann, und vor denen sich auch das zünftige Handwerk absperrt. Sie drängen sich dazu, Lohnarbeit bei den industriellen Kapitalisten zu finden.

Die freien industriellen Lohnarbeiter in kapitalistischen Betrieben, sie bilden das vornehmste Charakteristikum der neuen Produktionsweise, die sich nun erhebt und bald Staat und Gesellschaft umwälzt.

Wie jeder Ausbeuter, beschäftigt auch der Kapitalist seinen Arbeiter, um von den Ueberschüssen über ihre Erhaltungskosten hinaus zu leben, die sie produzieren. Es muß stets eine größere Zahl von Arbeitern sein, die er ausbeutet, soll die Summe der Ueberschüsse, die sie ihm liefern, ausreichen, ihm eine angenehme Existenz zu gewähren. Diese größere Zahl braucht nicht notwendigerweise in einer Arbeitsstätte vereinigt zu sein. Eine der primitivsten Formen der Ausbeutung durch das industrielle Kapital, die von Heimarbeitern bedingt ihre Zerstreuung in viele Betriebsstätten.

Aber am rationellsten erweist sich doch die Vereinigung der Arbeiter in größeren Arbeitsstätten. Sie setzt sich in jedem kapitalistisch betriebenen Industriezweig früher oder später durch, soweit sie nicht von vornherein für ihn notwendig ist.

Gegenüber dem zünftigen Handwerk des Mittelalters, von dem wir gleich ausführlicher handeln werden, bedeutet die Alleinarbeit des Heimarbeiters einen technischen Rückschritt.

Erst der Großbetrieb wird die Form, in der das industrielle Kapital die Produktivkräfte entfaltet. In der Heimindustrie besitzt der Arbeiter noch selbst seine höchst dürftigen Arbeitsmittel, die zu verbessern er bei seiner Armut außerstande ist. Was ihm fehlt, ist der Arbeitsgegenstand, der Rohstoff, den ihm der Kapitalist liefert.

Im Großbetrieb dagegen sind Arbeiter und Produktionsmittel völlig getrennt. Der Kapitalist verfügt nun über die Arbeitsmittel ebenso wie über den Arbeitsgegenstand. Und die Arbeitsmittel sind jetzt in den Händen reicher Leute, die über das nötige Geld verfügen und ein Interesse daran haben, sie zu verbessern. Endlich darf man dem freien Arbeiter verfeinerte Werkzeuge anvertrauen, die der Sklave ruinieren würde.

Es wäre nicht angebracht, hier in die Details der ursprünglichen Akkumulation einzugehen, die Marx in seinem „Kapital" entwickelt. Wer sich dafür interessiert, möge sie dort nachlesen.

Hier sei nur ein Gedankengang erörtert, der bestimmt war, entweder als Ergänzung oder als Widerlegung der Marxschen Darstellung zu dienen. Er ist von Max Weber vorgebracht und mit ebensoviel Gelehrsamkeit wie Scharfsinn entwickelt worden. Um ihn zu beleuchten, müssen wir manches vorwegnehmen, was wir erst später zu entwickeln haben. Aber an späterer Stelle würde die Erörterung der Weberschen Gedankengänge unsere Darstellung zu sehr unterbrechen. Sie sei also hier schon gegeben.

Im Zeitalter der ursprünglichen Akkumulation haben sich die Elemente des ursprünglichen Kapitalismus gebildet, auf der einen Seite große Reichtümer in wenigen Händen, auf der anderen Seite Massen arbeitsuchender Proletarier. Endlich auch die Anfänge einer höheren Technik, vervollkommnete Werkzeuge, ja, im Bergbau schon Maschinen.

Aber das sind nur die stofflichen Elemente des industriellen Kapitalismus. Um sie zu ergreifen, miteinander in Verbindung zu bringen und in Bewegung zu setzen, bedurfte es eines neuen Geistes, bei den Proletariern und mehr noch bei den Kapitalisten, die den Produktionsprozeß auf die neue Basis zu stellen hatten.

Darauf hat Max Weber hingewiesen in seiner ebenso gelehrten wie scharfsinnigen Abhandlung über „Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus". (Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie, I, Tübingen 1922, S. 17—206.)

Er geht von der Tatsache aus, daß in protestantischen Gegenden der industrielle Kapitalismus im allgemeinen früher Eingang findet als in katholischen. Namentlich ist es der Calvinismus, der am stärksten und ehesten den Geist des Kapitalismus entwickelt.

Dieser Geist, sagt er, ist da vor dem Kapitalismus selbst. Die kapitalistische Produktionsweise geht aus dem kapitalistischen Geist hervor, nicht umgekehrt. Als Beweis dafür zitiert er Benjamin Franklin, der einer von Calvinisten begründeten Kolonie im britischen Nordamerika entstammte und in seinen Schriften bereits den Geist des Kapitalismus ausgeprägt entwickelte. Von diesem Geist zeigen sich in Neuengland Spuren schon im 17. Jahrhundert und doch waren „die Neuengland-Kolonien von Predigern und Graduates (absolvierten Universitätshörern K.) in Verbindung mit Kleinbürgern, Handwerkern und Yeomen (freien Bauern K.) aus r e l i g i ö s e n Gründen ins Leben gerufen worden". (Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie, I, S. 37, 38.)

Das sei ein Tatbestand, völlig unvereinbar mit dem „naiven Geschichtsmaterialismus".

„In diesem Fall liegt das Kausalverhältnis jedenfalls umgekehrt, als vom „materialistischen" Standpunkt aus zu postulieren wäre."

In der Tat, wenn Max Weber dieses Kausalverhältnis richtig erkannt hat, dann steht es bedenklich um die Sache des Geschichtsmaterialismus, und nicht bloß des „naiven".

Doch dürfen wir unsere Besorgnis schon durch die Erwägung beruhigen, daß die dem Geschichtsmaterialismus Verderben drohende Wirkung jenes Kausalverhältnisses auf einem bloßen Wörtchen beruht. Sie wird sofort erheblich reduziert, wenn wir eine andere Terminologie anwenden und das, was er den „Geist des Kapitalismus" nennt, als Geist eines emporstrebenden Kleinbürgertums ansehen.

Als Ausdruck „des Geistes des Kapitalismus" zitiert Weber einige Stellen aus Franklins Werken, in denen dieser betont, daß Zeit Geld, daß Kredit Geld, daß Geld eine höchst wichtige Sache ist, daß man, um zu Kredit und Geld zu kommen, fleißig, mäßig und anständig sein müsse.

Das ist sicher ein Geist, der das Aufsteigen des Kleinbürgers zum Kapitalisten fördert. Aber kann dieser Geist nur aus religiösen Momenten erklärt werden? Ist er nicht ohne solche aus bestimmten ökonomischen Bedingungen abzuleiten, in die das Kleinbürgertum zu geraten vermag?

Sobald wir jedoch den „Geist des Kapitalismus" als Geist des Kleinbürgertums erkennen, der das Aufkommen des Kapitalismus gefördert hat, fällt das für den historischen Materialismus so bedenkliche Kausalverhältnis in sich selbst zusammen, wonach der Geist des Kapitalismus vor diesem auftritt und diesen erst schafft.

Weber hat keine sehr glückliche Hand, wenn er sich zum Beweis dafür, daß der Geist des Kapitalismus früher auftritt, als dieser selbst, auf Benjamin Franklin beruft. Einerseits atmen dessen Schriften einen noch sehr kleinbürgerlichen Geist, andererseits aber gingen sie dem Aufkommen des industriellen Kapitalismus keineswegs voraus. Franklin war ein Zeitgenosse von Adam Smith. Beide starben im gleichen Jahre, 1790. Die englischen Kolonien Amerikas standen im regsten Verkehr mit dem Mutterland, Franklin persönlich hatte die lebhaftesten Beziehungen mit England und Frankreich, wo er wiederholt längere Zeit weilte. Die ökonomischen Ansichten dieses Mannes sind gewiß nicht ein bloßes Ergebnis seiner calvinischen Religion.

Sicher hat diese das Aufkommen des industriellen Kapitalismus sehr begünstigt. Aber man darf nicht vergessen, daß dies nur die eine Seite unter mehreren Seiten des Calvinismus darstellte. Um seine Fahne scharten sich alle Elemente in Europa, die den Willen hatten und die Kraft dazu fühlten, nicht bloß die Ausbeutung durch das Papsttum, sondern auch das Joch der absoluten Monarchie abzuschütteln. Letzteres bildete den großen Gegensatz der Lehre Calvins zu der Luthers, die nur dem Papsttum entgegentrat, dagegen die absolute Macht des Monarchen aufs kräftigste unterstützte. An Stelle des Papstes sollte der

Monarch nach Lutherscher Auffassung oberster Herr der Kirche, dieser Herrschaftsapparat ganz von ihm kommandiert werden. Parallel dazu bildete sich die Staatskirche in England, die ebenfalls den Landesherrn zu ihrem Haupt erhob. Oder vielmehr der Landesherr, Heinrich VIII., schuf selbst diese Kirche zur Vermehrung seiner Macht und seiner Mittel. Denn das Kircheneigentum wurde nun Staatseigentum, über das der absolute Monarch nach Belieben verfügte.

Allen den Kirchen der großen Ausbeuter, des Papstes und der Könige, dem Katholizismus, dem Lutheranertum und der anglikanischen Kirche, traten die beiden Richtungen der Papstfeindschaft entgegen, die von freien Städten ausgingen. Die eine Richtung des Zürichers Zwingli, die andere die des Franzosen Calvin, der in Genf seine Zuflucht suchte und fand.

Nur die letztere ist von großer historischer Bedeutung geworden. Während Zwingli bloß an die städtische Bürgerschaft appellierte, rief Calvin alle Elemente auf, die sich dem aufsteigenden Absolutismus der Landesfürsten widersetzten, nicht bloß die Bürger der Städte, sondern auch die adeligen Grundbesitzer, soweit diese noch für ihre Selbständigkeit kämpften, nicht als Söldner oder Höflinge der Monarchen ihr Fortkommen suchten. Calvin selbst neigte von Haus aus mehr zur Aristokratie als zur Demokratie.

Seine Vereinigung des rebellischen Adels mit den rebellischen Städtern verlieh dem Calvinismus in vielen Ländern seine große Kraft, so in Frankreich, in den Niederlanden, in Schottland, in manchen habsburgischen Gebieten, Nieder- und Oberösterreich, Böhmen, Ungarn.

Aber freilich, der unvermeidliche Niedergang des Adels führte dort, wo das Bürgertum allein nicht Widerstandskraft genug besaß, zur Niederlage des Protestantismus in einer Reihe der genannten Gebiete. Nicht in Ungarn, das ökonomisch so rückständig war, daß der Adel dort noch seine Selbständigkeit zu behaupten wußte. Nicht in Holland und Schottland, wo die bürgerlichen Elemente bereits große Kraft zu entwickeln vermochten, und auch nicht in England, wo das Bürgertum von vornherein so stark war, daß es vermochte, dem Adel sowie dem König und dem Papst entgegenzutreten, so daß der Calvinismus dort ganz bürgerlich wurde, in der Form des Puritanismus.

Aber das war keineswegs überall der Fall. Dieselbe calvinistische Lehre vermochte ebensosehr feudale wie kapitalistische Züge anzunehmen, je nach der Klassenlage ihrer Bekenner. Die religiöse Wurzel des Geistes des Kapitals ist also nicht sehr robuster Natur.

Weber betont mit größter Entschiedenheit, daß „bestimmte religiöse Gedankeninhalte . . . ihre Eigengesetzlichkeit und zwingende Macht rein in sich haben". (S. 192.)

Merkwürdig, daß diese Eigengesetzlichkeit der Religion auf die Klassenlage ihrer Gläubigen so sehr Bedacht nimmt.

Damit soll nicht geleugnet werden, daß der Puritanismus die Entwicklung des industriellen Kapitalismus in England ebenso wie in Holland und später im englischen Amerika sehr gefördert hat. Weber bringt eine Fülle von Belegen dafür vor. Seine Ausführungen dafür sind von höchster Bedeutung. Aber eines beweisen sie nicht, daß neue ökonomische Anschauungen eigengesetzlich aus dem religiösen Denken selbst erwachsen und daß religiöse Ideen das Neue seien, das in die mittelalterliche Gesellschaft, über die antike und orientalische hinaus, in eigengesetzlicher Bewegung eindrang und so den industriellen Kapitalismus herbeiführte, der auf antiker oder orientalischer Grundlage nicht möglich gewesen wäre.

Es waren ganz andere Momente, die den Geist des Kapitalismus schufen.

Viertes Kapitel.

Staat und Stadt im Mittelalter.

Der Entwicklungsgang der Staaten, die wir bisher betrachtet haben, schien ein bloßer Kreislauf zu sein, der sich immer von neuem wiederholt und immer wieder von dem gleichen Punkte ausgeht: der Eroberung durch barbarische Nomaden. Sobald der Staat begründet ist, beginnt er einen zivilisatorischen Aufschwung zu nehmen, nach einiger Zeit aber zu verfallen, unfähig zu werden sich zu wehren, worauf er eine Beute benachbarter, roher, armer, aber kraftvoller Barbaren wird, die als Aristokratie in einem neuen Staate das eben vollendete Spiel von neuem beginnen.

Aber kein Staat verschwindet spurlos. Jeder hinterläßt einen, wenn auch sehr verdünnten Aufguß der Zivilisation, die er in der Zeit seiner Blüte entwickelt hat. So kläglich dieser Aufguß im Vergleich zu den überschäumenden Ergebnissen der Blütezeit sein mag, er befruchtet doch die eindringenden Barbaren und die von ihnen gebildete Aristokratie. Ein neuer Staat beginnt in der Regel auf einer höheren Stufe als seine Vorgänger. Was anscheinend ein Kreislauf ist, stellt sich bei näherem Zusehen oft als aufwärtssteigende Spirale heraus.

So fanden auch die Barbaren, die auf den Trümmern des Römerreiches neue Staaten gründeten, eine Reihe von Bedingungen vor, die ihnen dieses Reich hinterlassen hatte und die ihren Aufstieg zur Zivilisation gewaltig förderten.

Aber im Gegensatz zu den früheren Staaten leisteten diese überkommenen Bedingungen unter Umständen diesmal noch mehr, als bloß es zu ermöglichen, daß der regelmäßige Kreislauf auf

einer höheren Stufe begann. Allerdings, die Araber, die als Eroberer östlicher und südlicher Teile des altrömischen Kaiserreichs neue Staaten mit einer neuen Zivilisation begründeten, vermochten nichts anderes, als den Kreislauf von Auf- und Abstieg von neuem zu vollziehen.

Anders gestalteten sich die Verhältnisse in den Staaten, die von germanischen Barbaren in den westlichen und nördlichen Teilen des Römerreiches begründet und darüber hinaus ausgedehnt worden waren. Hier vollzog sich die Entwicklung unter historischen und geographischen Bedingungen, die es endlich ermöglichten, die Bahn der staatlichen Entwicklung aus einem Kreislauf oder einer Spirale in eine Bahn steten Fortschritts in bestimmter Richtung, wenigstens für absehbare Zeit, zu verwandeln.

Die wichtigste Erbschaft, die die germanischen Staaten vom römischen Kaiserreich übernahmen, bildete die christliche Kirche, die alles von jenem verdünnten Aufguß in sich barg, der von der griechisch-römischen Zivilisation in den Zeiten der Völkerwanderung noch übriggeblieben war. Die Kirche gab der Zivilisation der neuen Staaten von vornherein ihren Charakter. Aber trotzdem sie ein Erbe aus der Vergangenheit war, gewann sie in den Staaten des christlichen Abendlandes doch ganz neue Merkmale, die die Priesterschaft der katholischen Kirche sowohl von denen des antiken Griechenlands und Roms, wie von denen des Orients unterschieden. Jene waren stets machtlos gewesen. Diese hatten oft gewaltige Macht im Staate erlangt, als Werkzeuge, mitunter auch als Herren der Staatsgewalt. Aber jede von ihnen war national gewesen in dem Sinne, daß ihre Macht über das Gebiet eines einzelnen Staates nicht hinausging.

In der katholischen Kirche finden wir dagegen eine Priesterschaft, die den losen staatlichen Organismen der Barbarenstaaten nicht nur durch ihre straffe Disziplin und Zentralisation überlegen ist, die sie unter dem bureaukratischen Absolutismus des Kaiserreiches von diesem übernahm, sondern noch mehr dadurch, daß diese priesterliche Organisation eine ganze Reihe von Staaten umfaßt und zusammenfaßt. Eine derartige internationale, kraftvolle, von einem Zentrum aus absolutistisch geleitete Körperschaft hatte es bis dahin nicht gegeben. Sie bildet eine der wichtigsten Neuerscheinungen, die das staatliche Leben des christlichen Abendlandes von dem der Staaten der Antike und des Orients unterscheiden. Wohl sind auch der Buddhismus und der Islam internationale Religionen, die zahlreiche Staaten umfassen, aber es fehlt ihnen die straffe internationale Organisation einer von einem Zentrum aus regierten Priesterschaft, die dadurch mächtiger werden kann, als Könige und Kaiser.

Dank dem erhielt die Intelligenz, deren Zusammenfassung damals in der Kirche stattfand, einen Einfluß auf das Staatsleben, den sie bei der Alleinherrschaft des Kriegsadels nie auch nur

entfernt erlangt hätte. Durch sie blieben aber auch die verschiedenen Staaten der Christenheit in weit engerer kommerzieller und geistiger Verbindung, als es bei völliger Selbständigkeit der einzelnen Staaten möglich gewesen wäre.

Eine weitere Erbschaft des Kaiserreiches war das Aufhören der Sklaverei. Dieser Prozeß wurde noch wichtiger, als die Internationalität der Kirche.

Es war nicht das Christentum, das der Sklaverei ein Ende machte. Das Christentum hat sich mit der Sklaverei bis in das letzte Jahrhundert hinein sehr wohl vertragen. Als noch über die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinaus in den Vereinigten Staaten der Kampf für und wider die Sklaverei tobte, waren ihre Befürworter alle fromme Christen. Die Nichtchristen, die Freidenker, standen dagegen fast alle im entgegengesetzten Lager.

Wir haben gesehen, was die Sklaverei im sinkenden Römischen Reiche immer unprofitabler machte und dazu trieb, sie durch andere Methoden von Zwangsarbeit zu ersetzen, die des Kolonats, die von den Barbaren übernommen und weiterentwickelt wurden.

Für die Staaten der germanischen Barbaren, die nach dem Zusammenbruch des römischen Reiches aufkamen, traten bald die gleichen Ursachen ein, die in diesem zum Rückgang der Sklaverei geführt hatten. Seitdem die Araber ihre Völkerwanderung begonnen hatten, bedrängten sie durch ihr Vordringen die Christenheit. Sie machten mehr christliche Gefangene als umgekehrt. Daher blühte bei ihnen der Sklavenhandel wieder auf, der auch dadurch begünstigt wurde, daß ihnen das zentrale Afrika so nahelag, seit altersher ein ergiebiges Revier für Sklavenjagden. Für das christliche Abendland blieb die Anwendung von Sklaven zu Erwerbszwecken unprofitabel.

Allerdings hätten die vielen Kriege der christlichen Staaten untereinander Kriegsgefangene und damit Sklaven in Fülle liefern können. Das Christentum hätte das nicht grundsätzlich untersagt. Es hat nicht nur nicht die Sklaverei im allgemeinen verurteilt, sondern auch nicht einmal den Besitz c h r i s t l i c h e r Sklaven durch christliche Herren abgelehnt.

Robertson zitiert aus Burkes „Geschichte Spaniens" folgenden Satz über die spanischen Bischöfe im Reiche der Westgoten:

„Die Bischöfe gehörten zu den größten Sklavenbesitzern im Königreich, und gekaufte Christen wurden ohne Erröten durch die Nachfolger des heiligen Paulus und des heiligen Jago gekauft und verkauft." (The Evolution of States, S. 119.)

Immerhin sah die Kirche die Sklaverei von Christen — außer solchen, die sie selbst ausbeutete — nicht gern. Ihr internationaler Charakter mußte sie veranlassen, sich in Fällen eines Krieges zwischen zwei christlichen Staaten gegen die Versklavung von Kriegsgefangenen zu wenden, da ja die Kämpfenden auf beiden

Seiten ihr angehörten. Robertson sieht hier ein direkt ökonomisches Interesse wirksam:

„Die Kirche förderte den Prozeß (des Aufhebens der Sklaverei), namentlich während der Kreuzzüge, weil eine freie Laienschaft für sie profitabler war als eine von Sklaven — abgesehen von denen, die sie selbst besaß. Von freien Männern konnte man die Zahlung von Abgaben an den Klerus fordern. Sklaven konnten solche nicht zahlen, außer in äußerst geringem Maße.“ (Evolution of States, S. 215.)

Noch ein Umstand dürfte die Haltung von Sklaven wenig zweckmäßig gemacht haben: die dünne Bevölkerung der neuen Staaten, zwischen deren Ackerland sich zahlreiche dichte Waldungen ausdehnten. Unter diesen Umständen vermochte ein Sklave leicht zu entkommen, wenn er gleicher Rasse war, dieselbe Sprache sprach, wie die eingeborene Bevölkerung.

Wollte man einen Zwangsarbeiter festhalten, dann mußte man ihn mit einem Bauerngut versehen, ihm die Haltung einer Familie ermöglichen. So war er leichter an die Scholle zu fesseln. Und Grund und Boden war damals im Ueberfluß vorhanden, Menschen dagegen selten.

Ebenso starke Motive, wie sie im römischen Kaiserreich zum Rückgang der Sklaverei und ihrer Ersetzung durch das Kolonat geführt hatten, bewirkten im Mittelalter, daß die Zwangsarbeit bloß die Form der Hörigkeit annahm, die Sklaverei eine Ausnahmeerscheinung blieb, die zwar nie grundsätzlich aufgehoben war, aber ökonomisch keine Wirkungen übte.

Das bewirkte keinen erheblichen Unterschied für das flache Land, für die Landwirtschaft, wo schon im Altertum, namentlich im Orient, die Fronarbeit von Bauernfamilien die von Kaufsklaven vielfach überwogen hatte.

Aber es bewirkte einen gewaltigen Unterschied für die mittelalterliche Stadt gegenüber der antiken. In dieser spielte die Sklaverei in der Regel eine überragende Rolle. Die mittelalterliche Stadt dagegen richtete ihre ganze ökonomische Tätigkeit von Anfang auf die freie Arbeit ein.

Das war aber nicht der einzige Unterschied zwischen der Stadt des Abendlandes im Mittelalter und den früheren Formen der Stadt.

Der wichtigste Unterschied hing mit der besonderen Art der Niederlassung der Herrenklasse zusammen, des aus den erobernden Barbaren gebildeten Kriegsadels, eine notwendige Folge der Unwegsamkeit des Landes, des Mangels an Verkehrsmitteln, der geringen Produktivität landwirtschaftlicher Arbeit und der Naturalwirtschaft.

Da konnten die Grundherren sich nicht in großen Kriegslagern vereinigen, von denen aus sie das Staatsgebiet beherrschten und ausbeuteten. Jeder Grundherr mußte mit seinem Gefolge inmitten der Bauern wohnen, die ihm zinsten und frondeten.

Um sich und seine Dörfer gegen Einbrüche kriegerischer Nomaden oder benachbarter räuberischer Adeliger zu schützen, befestigte er seine Wohnstätte, in die im Notfall auch seine Hintersassen flüchteten. Mit wachsender Ergiebigkeit der landwirtschaftlichen Arbeit nahm die Zahl der Arbeitskräfte zu, die der Grundherr für seine persönlichen Zwecke verwenden konnte. So gewann er die Mittel, seine Wohnstätte immer fester zu gestalten: sie wurde zu einer Burg.

Neben ihr, am Fuße der Anhöhe, auf der sie errichtet wurde, lag das Dorf.

Manche Dörfer befanden sich in begünstigter Lage, an Handelsstraßen, namentlich an Punkten, an denen solche Straßen sich kreuzten. Der Handel hatte in Italien auch in den finstersten Zeiten nach dem Untergang Roms nie ganz aufgehört und ging von dort aus einerseits nach dem Osten, andererseits über die Alpen. Dort wurde er überwiegend Landhandel. In der Antike war er vornehmlich Seehandel gewesen.

An Punkten, an denen sich zeitweise zahlreiche Kaufleute mit ihren Waren einfanden, teils auf der Durchreise, teils um dort Käufer zu suchen, fand sich bald auch eine größere Bevölkerung ein, die nicht, oder doch nicht in erster Linie, von der Landwirtschaft lebte, sondern vom Warenhandel, vom Transport- und Herbergswesen und endlich auch von der Produktion von Waren.

Neben der ortsfremden, durchziehenden Bevölkerung, die zur landwirtschaftlichen eines solchen Dorfes hinzutrat, bildete sich eine ansässige Bevölkerung in ihm, die immer weniger mit der Landwirtschaft zu tun hatte, so daß deren Bedeutung immer mehr zurückging.

Der Reichtum, den solche Orte bargen, verlieh ihnen bald eine besondere Anziehungskraft für Räuber, private oder staatlich organisierte. Andererseits reichte — bei wachsender Bevölkerung — die Burg neben dem Ort immer weniger aus, bei feindlichen Einfällen alle seine Insassen mit ihrer Habe zu bergen. Die zahlreich und reich gewordene Bevölkerung war nun aber auch in der Lage, sich selbst zu schützen durch Errichtung einer Ringmauer, die die Ortschaft neben oder mit der Burg umgab. Diese Mauer machte den Ort zur Stadt.

So entstand die mittelalterliche Stadt in ganz anderer Weise, als die an den großen Flüssen des Orients, aber auch anders als die antike Stadt an den Küsten des Mittelmeers. Wenigstens gilt das für die meisten Staaten im Abendlande. Nicht für Italien. Dessen Bodengestaltung und Verkehrsverhältnisse blieben der Bildung von Stadtstaaten antiker Art günstig. Dort hatten auch die alten Städte nie vollständig aufgehört zu bestehen. Dem Grundadel Italiens, der sich nach dem Einbruch der Barbaren ausgebildet hatte, erschien bald das Wohnen auf einsamer Burg weder angenehm noch vorteilhaft zum Betreiben seiner Geschäfte.

Er zog in die nächstliegende Stadt, wo er seine Grundrente verzehrte. Die Adeligen legten da, wie sie es oft schon im Altertum getan, Burgen in den Städten an. Sie fochten dort auch ihre Familienfehden aus, wie die Montecchi und Capuletti, durch die Romeo und Julia ihr trübseliges Ende fanden.

In Italien finden wir auch Stadtstaaten, die ebendieselbe Kraft und Ausdehnung erreichen, wie die handeltreibenden Stadtstaaten des Altertums. Der machtvollste unter ihnen wurde die Seestadt Venedig.

Ganz anders gestalteten sich die Verhältnisse jenseits der Alpen. Dort blieb im ganzen Mittelalter der Adel außerhalb der Stadt. Wohl entstand diese in Anlehnung an eine Burg, unter der Oberhoheit eines Burgherrn. Und von der Burg bekamen die Städter jetzt den Namen Bürger, womit man ursprünglich diejenigen bezeichnete, die zur Verteidigung der Burg verpflichtet waren.

Aber gegenüber der an Zahl und Reichtum rasch zunehmenden Bevölkerung der Stadt ging die Geltung des einzelnen Burgherrn in ihr bald rasch zurück. Die Bürgerschaft, soweit sie ihm dienstpflichtig war, kam dahin, diese Pflichten ihm abzukaufen oder oft einfach zu verweigern, ohne daß er sie zu erzwingen vermochte.

Da es Kaufsklaven nicht mehr gab, so hörte nun in der Stadt für ihre gesamte Bevölkerung jede Art unfreier Arbeit auf. Sie wurde dort grundsätzlich ausgeschlossen. Das war etwas völlig Neues im Staate.

Schließlich hatte der Burgherr in das städtische Getriebe überhaupt nichts mehr dreinzureden. Die Stadt gewann so ihre eigene Gerichtsbarkeit, Polizei, Selbstverwaltung.

Das unterscheidet sie vollständig von der orientalischen Stadt. Sie hat es mit der antiken gemein. Dafür unterscheidet sie sich von dieser (ebenso wie von der orientalischen) dadurch, daß sie bloß eine Stadt freier Bürger ist, ohne unfreie Arbeiter, aber auch ohne Kriegsadel, wenigstens außerhalb Italiens.

Die Klassenkämpfe zwischen dem Adel und der nichtadeligen Bürgerschaft, die sich im Altertum innerhalb der Stadt abspielen, nehmen im Mittelalter den Charakter von Kämpfen der Städte gegen die außerhalb der Stadt wohnende Ritterschaft an.

Wohl gibt es auch Klassenkämpfe innerhalb der Stadt, z. B. zwischen Handwerkern und Kaufleuten. Auch ein Patriziat gibt es, einen städtischen Adel, hervorgegangen aus den ursprünglichen bäuerlichen Grundbesitzern des Dorfes, aus dem die Stadt erwuchs. Sie besaßen in ihr gegenüber den später zuziehenden Elementen eine bevorzugte Stellung und behaupteten sie lange. Aber sie gehörten nicht zu dem eigentlichen Adel, der sie nicht als ebenbürtig betrachtete.

Wie im Altertum sehen wir auch im Mittelalter in den Städten im allgemeinen die Demokratie immer mehr im Vordringen. Aber dabei waltet ein großer Unterschied ob. In der Stadt des Altertums vermag der Adel nicht die Alleinherrschaft zu erhalten, doch bleibt er fast überall die regierende Klasse, allerdings in einem demokratischen Gemeinwesen nur im Auftrage der gesamten Bürgerschaft. Zur mittelalterlichen Stadt gehört dagegen der Adel von Anfang an nicht, ihre Verwaltung vollzieht sich ohne ihn. Er ist den Bürgern in der Kenntnis der städtischen Angelegenheiten nicht nur nicht überlegen, diese Angelegenheiten sind vielmehr etwas, von dem er absolut nichts versteht und zu verstehen sucht.

Diese völlige Trennung von Adel und Stadt bedeutet für die Bürgerschaft eine große Unabhängigkeit. Doch mindert sie die Kraft der Stadt. Im Altertum, wo Adel und Bürgerschaft in der Stadt zusammen lebten, konnten beide mit vereinter Kraft zu gemeinsamen Zielen wirken, und solche fanden sie in der Gewinnung von Kriegsgefangenen und der Unterjochung anderer Städte und Leute, an deren Ausbeutung Bürgerschaft wie Adel Anteil hatten. Diese Ausbeutung konnte für manche siegreiche Stadt solche Dimensionen annehmen, daß es für die Bürgerschaft möglich und lohnend wurde, ihre ganze Zeit und Aufmerksamkeit dem Kriegswesen zu widmen, die produktive Tätigkeit Sklaven, Unterworfenen und ortsfremden Zuzüglern in der Stadt zu überlassen.

Daraus konnten jene gewaltigen Stadtstaaten des Altertums entstehen, die im römischen Weltreich gipfelten. Einigermaßen mit solchen Staaten vergleichbar wurde im Mittelalter der schon erwähnte venezianische Staat. Außerhalb Italiens konnte es keine Stadt zu solcher Machtstellung und so ausgedehntem Herrschaftsgebiet bringen.

Jenseits der Alpen fand jede Stadt den Adel gegen sich. Sie mußte ihre ganze Kraft aufwenden, um sich seiner Raubgelüste zu erwehren. Nicht nach Unterwerfung anderer Städte ging ihr Sinn, sondern nach Vereinigung mit ihnen zu gemeinsamer Verteidigung ihrer Freiheiten und zu gemeinsamer Abwehr von Räubern. Oder sie scharten sich um die Zentralgewalt im Staate, um das Königtum, damit es sie gegen den Adel schütze. Städtische Republiken als selbständige Staaten finden wir im Mittelalter nur in Italien. Im Deutschen Reich bewirkt die Schwäche des Kaisertums, daß auch dort manche Städte mit einigem Landgebiet unter republikanischer Verfassung große Selbständigkeit erlangen. Doch nur auf dem Gebiete der heutigen Schweiz, nachdem es sich vom Deutschen Reich losgerissen, entstehen kleine souveräne Städterepubliken — neben einigen bäuerlichen Markgenossenschaften und im Bunde mit ihnen. Sonst behauptet sich in den mittelalterlichen und neueren Staaten des

Abendlandes im Gegensatz zu denen der Antike allgemein die Monarchie, die den größten Teil ihrer Kraft daraus zieht, daß sie die Städte gegen den Adel und diesen gegen die Städte ausspielt, welches Spiel noch dadurch kompliziert wird, daß ein im Altertum unbekannter Faktor als viertes der streitenden Elemente auftritt, die Kirche. Und diese ist überstaatlich orientiert, Städte und Adel hingegen vorwiegend von lokalen Kirchturmsinteressen geleitet. Nur das Königtum hat vorwiegend staatliche Gesichtspunkte im Auge, aber auch es wird nicht ausschließlich von ihnen beherrscht. Denn die Macht des Königtums beruht im Mittelalter nicht auf irgendeinem disziplinierten Staatsapparat, über den es verfügt, sondern vornehmlich auf der Größe seines eigenen Grundbesitzes, seiner „Hausmacht". Diese zu vergrößern, ist seine Hauptsorge.

Unter diesen Umständen erwuchsen die Bedingungen, die den Geist des Kapitalismus in derselben Zeit reifen ließen, in der die ursprüngliche Akkumulation mit einem Male dem westlichen Europa Massen von Reichtümern und Proletariern zuführte, die nur jenes Geistes bedurften, damit aus ihnen der industrielle Kapitalismus hervorgehe.

Fünftes Kapitel.

Die freie Arbeit.

Wie die Städte, sind auch die Handwerker des Mittelalters ganz anderer Art, als die des Orients oder der Antike. Und der verschiedenen Lebensstellung entspricht auch eine verschiedene Psyche.

Im allgemeinen ist in jedem Zeitalter die Psyche der herrschenden Klasse tonangebend für die untere. Nicht nur deshalb, weil jene an Macht und Glanz die Masse überragen und deren Blicke auf sich ziehen, sondern auch aus dem Grunde, weil die herrschenden Klassen alles besitzen, wonach die Bedrückten und Ausgebeuteten verlangen.

Doch kann die Psyche der herrschenden Klassen noch anders wirken, wie als Vorbild. Sie kann den unteren Klassen zum Abscheu werden, wenn sie kraftvoll genug sind, sich geistig selbständig zu machen, und doch nicht kraftvoll genug, daß sie hoffen könnten, sich der geistigen und physischen Güter zu bemächtigen, die im Staate ein Monopol der herrschenden Klasse bilden.

Wir haben gesehen, wie im Altertum und Orient der Kriegsadel, der nur durch seine militärische Kraft zu seiner Stellung als herrschende und ausbeutende Klasse gekommen war, jegliche Erwerbsarbeit verachtete, da sie drohte, seine Kriegstüchtigkeit und Herrschaftsfähigkeit zu beeinträchtigen.

Vom Adel ging die Verachtung der Arbeit im Altertum auf andere Klassen über. Der Kaufmann konnte nicht umhin, eine Tätigkeit zu üben, die von der Aristokratie mit Geringschätzung behandelt wurde. Sein Sehnen ging dahin, diese Arbeit aufzugeben, sobald er Geld genug zusammengerafft, um einen Grundbesitz zu erwerben und als Tagedieb gleich den Adeligen leben zu können.

Der Handwerker konnte sich ein solches Ziel nicht setzen. Doch auch er sehnte sich nach arbeitslosem Dasein, das er entweder dadurch erreichen wollte, daß er Sklaven kaufte und ausbeutete oder daß er seine politische Macht verkaufte, um als Parasit eines großen Ausbeuters oder des Staates ein zwar bescheidenes, aber von keiner Arbeitslast bedrücktes Leben zu führen.

Ganz anders ist die Position des Handwerkers im Mittelalter. Ein freier Mann, aber ohne die Aussicht, jemals zu einem Ausbeuter anderer Menschen zu werden, lebt er allein von seiner Arbeit, ist er aber auch imstande, jede Ausbeutung durch andere abzuwehren.

Dabei beruht seine Existenz ganz auf dem Austausch der Produkte seiner Arbeit gegen die Produkte der Arbeit anderer. Das ist die gesellschaftliche Situation, in der das Gesetz des Arbeitswertes immer mehr zur Geltung kommt, der Austausch der Waren nach der gesellschaftlich zu ihrer Herstellung notwendigen Arbeitszeit, so daß gleiche Arbeit gegen gleiche Arbeit gegeben wird, keiner den andern mehr Arbeit in Gestalt seines Produkts hingibt, als er von ihnen empfängt.

Diese Tendenz ist dem Warenaustausch von seinem Anfang an eigen, sobald er aufhört, ein gelegentliches Vorkommnis zu sein, und ein regelmäßig sich wiederholender Vorgang wird. Aber im Altertum und Orient stieß diese Tendenz auf mannigfache Hindernisse dort, wo unfreie Arbeit überwog und nicht der Arbeiter, sondern sein Ausbeuter, Grundherr oder Sklavenbesitzer, seine Produkte verkaufte. Andererseits war da der freie Handwerker meist sehr arm, verfügte oft nicht über die nötigen Rohmaterialien. Der Kunde mußte in solchen Fällen diese beistellen, der Handwerker verarbeitete sie für ihn, vielfach im Hause des Kunden selbst, da wurde Arbeit gegen Produkt oder Geld getauscht, nicht Produkt gegen Produkt. Der Bauer brauchte wiederum fast nichts vom Handwerker. Seine Familienindustrie lieferte fast alles selbst, was er brauchte.

Der mittelalterliche Handwerker kommt immer mehr in die Lage, die Rohstoffe selbst zu besitzen, die er verarbeitet. Er betritt den Markt mit fertigen Produkten, die sein Eigentum sind, und steht dort den andern Waren- oder Geldbesitzern als Freier und Gleicher gegenüber. Da kommt das Wertgesetz viel mehr zur Geltung, als in den vorhergehenden Stadien der Industrie.

Nicht als ob die Waren jetzt als Verkörperungen bestimmter Arbeitsquantitäten betrachtet und danach ausgetauscht würden. Dieser Vorgang vollzieht sich unbewußt, es bedurfte tiefgründiger wissenschaftlicher Analyse, um seinen Inhalt bloßzulegen, der heute noch lebhaft umstritten ist.

Wenn man den Tausch als isolierten Akt betrachtet, bleibt das Gesetz des Arbeitswertes stets unerklärlich. Es findet seine Erklärung nur, wenn man den Tausch als bloßes Glied des Produktionsprozesses betrachtet und diesen in seinem Fortgang als Reproduktionsprozeß verfolgt.

Wenn ein einzelner Produzent oder Produktionszweig seine Produkte unter ihrem Arbeitswerte verkauft, indes Produzenten oder Produktionszweige sie über diesen Wert verkaufen, so wird der erstere früher oder später merken müssen, daß er in Nachteil gegenüber den andern gerät. Er wird länger arbeiten müssen, um die gleiche Geldsumme zu lösen, wie die andern, oder wird bei gleicher Arbeitszeit weniger Geld davon tragen.

Wer kann, wird die weitere Produktion der zu gering bezahlten Waren aufgeben oder einschränken und sich der Produktion anderer, besser bezahlter Waren zuwenden. So wird das Verhältnis von Angebot und Nachfrage auf dem Markt so lange geändert, bis das Wertgesetz durchgesetzt ist. Dieses ist stets nur eine Tendenz, die den Produktionsprozeß, das Verhältnis der einzelnen Produktionszweige zueinander reguliert, nie ein Verhältnis, das sich für die einzelne Ware in einem gegebenen Moment genau berechnen ließe. Es ist eine Tendenz, die unter verschiedenen Umständen auf verschiedene, mehr oder weniger störende Hindernisse und Gegentendenzen stößt, bei freier Arbeit aber stets das Grundgesetz bildet, ohne das der wirtschaftliche Gesamtprozeß unverständlich bleibt. Die Tendenz, im Warenaustausch nur gleiche Arbeit gegen gleiche Arbeit zu liefern und so jede Ausbeutung der einen Produzenten durch andere Produzenten zu verhindern, wird dann freilich in ihr Gegenteil verkehrt, wo es zum Ankauf der Ware Arbeitskraft kommt. Davon handeln wir hier jedoch noch nicht. Beim Handwerk ist der Arbeiter, der die Ware herstellt, auch ihr Besitzer und Verkäufer. Unter dieser Bedingung schließt das Wertgesetz um so mehr jede Ausbeutung aus, je mehr es sich durchsetzt.

Mit dem Erstarken des mittelalterlichen Handwerks wird jedoch nicht bloß die Bestimmung der Werte der Waren durch Arbeit viel allgemeiner als früher, seitdem es eine Warenproduktion und damit einen Warenwert überhaupt gibt, sondern gleichzeitig kommt es auch zu wachsender Wertschätzung der Arbeit selbst.

Seit dem Aufkommen des Staates war die Arbeit in immer höherem Maße gering geschätzt worden, verachtet von den Ausbeutern, gehaßt von den Ausgebeuteten, denen sie zwangsweise

auferlegt wurde, um Elementen zugute zu kommen, die den Arbeitenden nur Unheil und Elend brachten. Der Traum der unfreien und der armen freien Arbeiter geht unter diesen Umständen dahin, die Arbeit loszuwerden, ihr zu entfliehen und ohne Arbeit zu leben entweder dadurch, daß man selbst zum Ausbeuter wird, wie die Proletarier Roms und Athens, oder daß man ein Schlaraffenland findet, in dem Arbeit überflüssig ist, wie das tausendjährige Reich der Urchristen, dessen Realisierung freilich bald in ein besseres Jenseits verlegt werden mußte. Während die Wilden und Barbaren sich ihren Himmel als ein Gebiet dachten, in dem die Geister der Verstorbenen tagaus, tagein in vollster Tätigkeit waren als Jäger oder Krieger, stellten sich die Christen, die dem römischen Kaiserreich entsproßen, den Himmel als ein Gebiet völligster Untätigkeit der Seligen vor, denen nur eins oblag, den obersten Herrn endlos zu lobpreisen — ein Gedanke, würdig der Servilität, die das kaiserliche Rom im Verein mit den Traditionen des orientalischen Despotismus züchtete.

Der Handwerker des Mittelalters bringt die Arbeit wieder zu Ehren. Seine Arbeit wird ihm von keiner Person aufgezwungen. Das Produkt seiner Arbeit ist unverkürzt sein Eigen. Seine Arbeit ist die Grundlage seiner gesellschaftlichen Macht, die ihm erlaubt, innerhalb der Stadt nach Freiheit und Gleichheit gegenüber den über ihm stehenden Klassen, Kaufleuten, Wucherern, Patriziern, zu streben, die aber auch der Stadt ermöglicht, neben Adel und Kirche auf den Staat Einfluß zu nehmen und dem Königtum immer weitere Konzessionen abzuringen.

Die Bedeutung des Handwerks im Mittelalter war schon deshalb größer, als in der antiken und orientalischen Welt, weil jetzt der Sklave in der Stadt fehlte, dessen Konkurrenz die freie Arbeit herabdrückte; aber auch deshalb, weil der Markt für Erzeugnisse städtischer Industrie nun ein ausgedehnterer, die Nachfrage nach Handwerkern also größer war. Schon die klimatischen Verhältnisse brachten das mit sich, infolge der Ausdehnung der Zivilisation nördlich der Alpen.

Im subtropischen und gar im tropischen Klima genügt dem Arbeiter oft ein Lendenschurz als Kleidung, ein Binsengeflecht, mit Lehm beworfen, als Behausung. Die große Masse der Bevölkerung gibt da dem Handwerker wenig zu tun.

Ganz andere Anforderungen an Kleidung und Behausung werden in nördlichen Klimaten gestellt. Da bedürfen auch die unteren Klassen öfter des Handwerkers.

Dazu kommt, daß im Mittelalter dank dem Bestehen der Stadt, in der es unfreie Arbeit nicht gibt, der Bauer selbst besser gestellt ist, als dort, wo in den Städten Sklaverei herrscht. Der Bauer wird nun frei, wenn er in die Stadt flieht: eine Mahnung an die Grundherrn, den Bogen nicht zu überspannen und von den

Bauern nicht Leistungen zu verlangen, die sie veranlassen, Haus und Hof im Stich zu lassen und in die Stadt zu ziehen.

Die Lage des mittelalterlichen Bauern wechselt sehr in verschiedenen Gegenden und zu verschiedenen Zeiten, im allgemeinen aber ist sie besser als im Orient und auch in der Antike. Der mittelalterliche Bauer hat im allgemeinen mehr übrig für Produkte des Handwerks und bedarf ihrer mehr.

So brachte dem Handwerker seine Arbeit eine angesehene Stellung. Er mißachtete und haßte sie nicht, sondern wurde durch sie mit Stolz erfüllt, mit Berufsstolz. Dieser wurde noch genährt dadurch, daß sich die Handwerker eines Berufs in Vereinigungen zusammentaten, so wie heute die Lohnarbeiter in Fachvereinen, in Gewerkschaften.

Handwerkerzünfte sind fast so alt wie das Handwerk selbst. Sie liegen in der Natur der Sache. Aber im Orient und im Altertum waren sie meist ebenso schwach wie das Handwerk auch. Zu kraftvollen Kampforganisationen sind sie erst im Mittelalter geworden.

Kühn und trotzig durch die Vereinigung, frei und gesellschaftlich unentbehrlich, entwickelten sie einen neuen Geist, den die Vorzeit nicht kannte: den des Stolzes auf die Arbeit, der Verachtung der Nichtarbeiter, nicht nur der besitzlosen Vagabunden, sondern auch der Tagediebe unter den Herren, mochten diese am Hofe des Landesfürsten, in den Burgen der Aristokratie oder in der Kirche zu finden sein.

Ein der Kirche feindliches Element erstand noch in anderer Beziehung aus der freien Arbeit. Diese machte es möglich, daß dem Arbeiter feinere Werkzeuge anvertraut wurden, sie machte es vorteilhaft, arbeitssparende Behelfe bei der Arbeit anzuwenden, sie wirkte dahin, daß Errungenschaften der Naturwissenschaft die Technik verbesserten, und daß die Erfahrungen der neuen Technik ihrerseits wieder der Wissenschaft neue Erkenntnisse lieferten.

Zuerst machte sich das wohl im Bergbau bemerkbar, der im Altertum und Orient nur mit Zwangsarbeitern, Sklaven und Strafgefangenen betrieben wurde. Die Arbeit war so schwer, daß sie zur Folter wurde, der die Bergleute rasch erlagen. Nur die rohesten Formen der Arbeit waren da möglich, die Anwendung komplizierterer technischer Behelfe völlig ausgeschlossen. Es wird von Bergwerken berichtet, aus denen das eindringende Wasser in Eimern hinausgetragen werden mußte.

Die Verschwendung von Arbeitskraft im Bergbau war so gewaltig, daß er nur bei größter Billigkeit der Sklavenarbeit profitabel war. Sobald die Zufuhr von Sklaven anfing zu stocken, die Sklaven seltener und teurer wurden, erwiesen sich die Bergwerke rasch als unrentabel, so daß man sie einstellte. Darauf vielmehr als auf die Erschöpfung der Erzlager sowie den Abfluß

von Edelmetall einerseits nach Indien, das Waren ausführte und Edelmetall dafür nahm, und andererseits zu den Barbaren in Gestalt von Sold, dürfte die fortschreitende Abnahme von Geldmetall im Römerreich der Kaiserzeit zurückzuführen sein. Der Abfluß von Edelmetallen brauchte den daran vorhandenen Vorrat nicht zu vermindern, wenn die Produktion neuer Gold- und Silbermassen in den Bergwerken energisch genug voranging. Und die Silberminen Spaniens waren noch nicht erschöpft, als ihre Ausbeutung in der Kaiserzeit eingestellt wurde. Als im achten Jahrhundert unserer Zeitrechnung die Araber in Spanien eindrangen, die über genügendes Sklavenmaterial verfügten, setzten sie die dortigen Silberbergwerke wieder in Betrieb.

Im Bereich der sklavenlosen Wirtschaft des Abendlandes nach der Völkerwanderung mußte der Bergbau, sollte er möglich werden, eine andere Basis erhalten. Zunächst werden die Metalle in ähnlicher Weise gewonnen worden sein, wie in der Mitte des vorigen Jahrhunderts noch das Gold in Kalifornien. Jeder suchte auf eigene Faust nach wertvollen Erzen allein oder mit Genossen vereint. Das ging, solange das Erz nahe der Oberfläche lag und leicht zu gewinnen war. Sobald man tiefer gehen und Erze in Angriff nehmen mußte, deren Aufbereitung größere Anlagen erforderte, wurden zum Betrieb größere Mittel erheischt, über die nur wenige verfügten. Nun mußten die Bergleute sich reicheren Unternehmern gegen Lohn verdingen. Der Bergbau war wohl der erste Produktionszweig, in dem kapitalistischer Betrieb in ausgedehnterem Maßstabe aufkam. Aber diese Bergleute waren nicht elende Sklaven, sondern freie, trotzige Männer, die für die gefahrvolle und abschreckende Arbeit in der Tiefe nur zu gewinnen waren, wenn man ihnen noch bessere Bedingungen bot, als den freien Arbeitern der Städte. Unter diesen Umständen wurde für die Unternehmer die Beschaffung von Behelfen zur Ersparung oder Erleichterung von Arbeit sowohl möglich wie vorteilhaft.

Derselbe Bergbau, der im Altertum zur Stätte rohester Arbeitsqual geworden war, wurde seit dem Mittelalter zum Ausgangspunkt der höchsten Technik. Wie aus ihm die Dampfmaschine hervorging, haben wir gesehen.

In seinem „Esprit des lois“ (15. Buch, 8. Kapitel) vergleicht Montesquieu die Bergwerke Ungarns des 17. Jahrhunderts, die in dem christlichen Teil des Banats lagen, mit denen des von den Türken besetzten Gebiets. Die letzteren waren reicher, aber sie wurden mit Sklaven bearbeitet und warfen daher geringeren Gewinn ab, als die weniger ergiebigen im christlichen Teil, die mit freien Arbeitern unter Anwendung von Maschinen bearbeitet wurden.

Die Entwicklung der Technik im Bergbau mußte auf die der Stadt zurückwirken. Aber deren Handwerk erzeugte auch aus sich heraus denkende und höher gebildete Männer, die es ver-

mochten, die bestehende Technik zu vervollkommnen. Sie fanden genug geschickte und erfahrene Helfer, um ihre Erfindungen ausführen zu können und genug Gelegenheit, sie mit Erfolg und Gewinn anzuwenden. Dadurch wurde wieder die Naturerkenntnis neu befruchtet, die ihrerseits der Technik neue Anstöße gab. Was hat allein die Kunst, präzise Uhren herzustellen, sowie die, optische Linsen für Fernrohre und Mikroskope zu schleifen, für die Entwicklung der Naturwissenschaft geleistet!

Die Naturerkenntnis und Technik der Alten war dadurch gehemmt worden, daß der gesellschaftliche Charakter der Arbeit bei ihnen keinen Antrieb nach Einführung arbeitsparender Behelfe erzeugte. Was ihr Denken trotzdem auf diesen Gebieten geschaffen hatte, mehr durch Spekulation als durch Vermehrung präziser neuer Erkenntnisse, vermochten zunächst die germanischen Barbaren nicht weiterzuführen, sie ließen es vielmehr verfallen, soweit nicht die katholische Kirche die kläglichen Reste konservierte. Die später von Süden und Osten her in das Gebiet des Römischen Reichs eindringenden Araber waren mehr in der Lage, Naturerkenntnis und Technik der Alten fortzuführen, ja sogar zu erweitern unter Mithilfe der Juden. Doch ihre Zivilisation blieb auf unfreie Arbeit aufgebaut und mußte daher, wie die ihrer Vorgänger, in schließlichem Verfall enden.

Aber gerade, als dieser Verfall begann, hatten sich im christlichen Abendland durch freie Arbeit Handwerk und Naturwissenschaft so gehoben, daß sie die Errungenschaften der Araber nicht bloß sich aneignen, sondern auch zum Ausgangspunkt jener grandiosen Entwicklung der Naturerkenntnis und der Technik — beide in steter innigster Wechselwirkung fortschreitend — machen konnten, die der europäischen Gesellschaft der letzten Jahrhunderte ihre ungeheure Ueberlegenheit über jede andere bisherige gesellschaftliche Bildung verleihen.

Diese Entwicklung war vollständig auf die Städte beschränkt. Daß der Kriegsadel, der das flache Land beherrschte und ausbeutete, daran nicht beteiligt sein konnte, war selbstverständlich.

Aber auch die Kirche, die Trägerin der Intelligenz im Mittelalter, trug zu diesem Entwicklungsgang so gut wie nichts bei. Sie hat ihn vielmehr nach Kräften gehemmt und gelähmt. Sie war groß geworden als Trägerin der Traditionen der hellenisch-römischen Kultur — in sehr verdünntem Aufguß, wie schon bemerkt. Sie war trotzdem ein fortschrittliches Element gewesen, solange diese Traditionen eine höhere Entwicklungsstufe darstellten, als die überwiegend germanische Barbarei. Sobald diese überwunden war, gestaltete sich die Tradition zu einer Fessel bei dem Erkennen der Wirklichkeit und der Ausnutzung ihrer Elemente für menschliche Zwecke.

Aber die Kirche konnte aus dem Bann der Tradition nicht heraus, die ihr eigentliches geistiges Wesen geworden war. Sie konnte es um so weniger, als sie ein Herrschaftsapparat war und

daher, ebenso wie andere zentralistisch organisierte Priesterkasten vor ihr, auf die Uniformität, nicht auf die Freiheit des Denkens ausging.

Diese Denkfreiheit, die in den Stadtstaaten des Altertums so glänzende Resultate gezeitigt hatte, erstand seit dem Mittelalter von neuem in dem Städtewesen des christlichen Abendlandes, nun aber Hand in Hand mit der Freiheit der Arbeit, die dem Altertum in so hohem Maße gefehlt hatte.

Das neue, unkirchliche, ja antikirchliche, das heißt, gegen den Herrschaftsapparat der katholischen Kirche gerichtete, wenn auch noch lange, bis zum 18. Jahrhundert, nicht unchristliche Denken ging aus von den Städten. Aber nicht die Handwerker wurden seine Bahnbrecher und vornehmsten Träger, so sehr auch ihr Wirken seine materiellen Bedingungen schuf. Die Gegenstände des neuen Denkens waren so ausgedehnt und mannigfach, daß sie den Menschen ganz in Anspruch nahmen, der sie beherrschen wollte, ja daß bald ein einziger sie überhaupt nicht mehr vollkommen bewältigen konnte. So wichtig die geistige Betätigung für den Handwerker nach Feierabend und an Feiertagen wurde, wollte er der Wissenschaft nicht ganz fremd gegenüberstehen und ihr entnehmen können, was er für die eigene Betätigung in Werkstatt und Haus, in Stadt und Staat brauchte — wer Selbständiges, Neues auf dem Gebiete der Wissenschaft ebenso wie — wovon wir noch handeln wollen — auf dem der Politik leisten wollte, mußte sich seinem Gegenstand vollständig widmen.

Neben die kirchliche und die höfische Intelligenz trat nun eine bürgerliche, die von vornherein in Gegensatz zu jenen beiden Schichten geriet. Ihre Rolle wird uns noch in einem anderen Zusammenhang beschäftigen.

Sechstes Kapitel.

Die Askese.

Noch eine Seite der Denkweise ist zu erörtern, die im Schoße des freien Handwerks im Mittelalter aufkam, in vollstem Gegensatz zur Denkweise der herrschenden Klassen, und die etwas ganz Neues, bis dahin noch nicht Dagewesenes darstellte.

Wir haben schon mehrfach Gelegenheit gehabt, darauf hinzuweisen, daß, wie der Räuber, so auch der Krieger und der Kriegsadel auf Verschwendung ausgeht, Verschwendung von Produkten, von Arbeitskräften, ja oft sogar von Produktionsmitteln. Er übt die Verschwendung im Kriege, zu dem er neigt, da dieser ihm, wenn er siegreich geführt wird, neue Beute, neue Ausbeutungsgebiete verspricht. In den Pausen zwischen den Kriegen sucht er sich für deren Mühen und Gefahren schadlos zu halten durch zügelloses Genießen.

Seine Denkweise wird maßgebend auch für die anderen ausbeutenden Schichten, die neben dem Kriegsadel als Förderer und Teilhaber seiner Herrschaftsstellung aufkommen, Priester, Händler, Geldleute. Wenn auch nicht an kriegerischem Tun, suchen sie doch die adeligen Herren im Staate an Entfaltung von Glanz und Ueppigkeit zu erreichen.

Doch selbst die unteren Schichten werden von dem Gefallen an der Verschwendungssucht der oberen angesteckt. An deren Festen und Schaustellungen teilnehmen zu dürfen, wenn auch nur als Zuseher, ist den armen Teufeln eine Wonne, die ihnen ihre traurige soziale Lage erträglicher erscheinen läßt.

Dieselben Erscheinungen finden wir im Mittelalter. Dieselbe Kriegssucht des Adels, dieselbe Freude an schrankenlosem Genießen und Prunken bei den Aristokraten, der Geistlichkeit, den städtischen Patriziern, Kaufleuten, Geldleuten, und dieselbe Befriedigung der unteren Klassen über den Luxus und die Verschwendung der oberen, wenn diese ihr Genußleben in voller Oeffentlichkeit praktizierten, wie das in jenen Zeiten noch allgemein üblich war.

Indes waren die unteren Klassen nicht immer einig in dieser Befriedigung. Die Verschwendung der Produktivkräfte und Produkte im Staate hatte die Tendenz, maßlos zu wachsen und die Entwicklung des technischen Wissens und Könnens zu überholen, die gleichzeitig, aber sehr zögernd, in der staatlichen Zivilisation vor sich ging. Selbst die größten dieser Fortschritte, z. B. die Ausdehnung der Bewässerungsanlagen in den Staaten der großen Flußtäler des Orients, vermehrten schließlich nur die Zahl der ausgebeuteten Bauern und die Masse des Mehrprodukts, das sie den Ausbeutern lieferten, verbesserte aber in keiner Weise die Lage der arbeitenden Klassen. Sie steigerte nur die Gewohnheiten der Verschwendung, die schließlich so weit ging, daß darüber die höherentwickelten Produktivkräfte selbst vernachlässigt wurden und verfielen, z. B. die Wasserbauten. Der schließliche Ruin war unausbleiblich.

Sobald dies sichtbar wurde, mußte eine Opposition gegen die sinnlose Verschwendung auftauchen. Aber eine solche konnte auch früher schon auftreten, bereits in den Zeiten der anscheinenden Blüte, als noch niemand den Wurm ahnte, der an ihr nagte.

Die Ausbeutung mußte, das lag in der Natur der Sache, seit jeher von den Ausgebeuteten schwer erduldet werden. Aber wo sie herkömmlich war und keine Aussicht bestand, sie abzuschütteln, wurde sie meist als eine von der Gottheit gewollte Abhängigkeit ergeben getragen. Wo die Machtverhältnisse im Staate sich änderten und die Ausgebeuteten die Möglichkeit bekamen, sich freier zu rühren, da erstand sofort bei ihnen eine oppositionelle Stimmung, die sich bis zu offener Empörung steigern konnte. Oft aber änderten sich die Verhältnisse nur in

dem Maße, daß sie wohl eine oppositionelle Stimmung aufkommen ließen, aber keine Aussicht boten, im Kampfe etwas zu erreichen. Dann blieb die Opposition auf das bloße Denken beschränkt und nahm Formen an, die es ermöglichten, den Ausbeutern moralische Mahnungen zukommen zu lassen, ohne jeglichen Versuch, irgendeinen Zwang auf sie auszuüben.

Aus der Not der Armen und Ausgebeuteten machte man nun eine Tugend, der man die Lebensweise der Reichen als ein Laster gegenüberstellte. Unter diesen Umständen kam es zur Predigt und Praktizierung der Askese, die als Weg zur Heiligkeit gepriesen wurde, indes die Wollüstlinge für die Verdammnis reif angesehen wurden. Meist waren es die Armen selbst, aus deren Reihen die Asketen hervorgingen, nicht selten aber auch Ausbeuter, die sich an zügellosem Genußleben den Magen verdorben hatten.

So war es im Altertum zur Zeit des niedergehenden römischen Weltreichs und des Aufkommens des Christentums, so war es früher schon im Orient gewesen und ist es vielfach bis heute geblieben, namentlich in weiten Gebieten Indiens.

Aehnliche Verhältnisse traten auf zur Zeit des ausgehenden Mittelalters. Die Menge der Ausgebeuteten war überall bedeutend gewachsen. Die menschenleeren Gebiete, die das Römische Reich hinterlassen hatte und die Einöden des barbarischen Deutschland hatten sich allmählich mit Menschen gefüllt, seitdem an die Stelle von Sklaven und Kolonen hier und von Halbnomaden dort, bessergestellte, wenn auch unfreie Bauern getreten waren mit intensiverer Landwirtschaft und einem gesunden Familienleben, so daß sie sich rasch vermehrten und vermehrtes Produkt lieferten, das noch wuchs durch den Aufschwung der städtischen Industrie, die dem Bauern verbesserte Werkzeuge und Geräte lieferte.

Schon dadurch wuchs der Reichtum der die Bauern ausbeutenden Grundherren. Gleichzeitig dehnte aber auch der Adel in vielen Ländern sein Ausbeutungsgebiet aus. Die Versuche, in den Kreuzzügen solches Gebiet in Asien und Griechenland zu erobern, schlugen zwar fehl, aber ostdeutsche Ritter gewannen neues Land mit tributpflichtigen Leuten in den slavischen Gebieten jenseits der Elbe; die Ritter Nordspaniens drängten die Araber aus Spanien hinaus und gewannen das von diesen besetzte Land. Und als sie das erreicht hatten, wurden ihnen durch den Aufschwung der Schiffahrt unermeßliche Plünderungs- und Ausbeutungsobjekte in Amerika eröffnet.

Die Normannen, die einen Staat in Nordfrankreich errichtet hatten und denen er zu eng geworden war, waren von da nach England gezogen und hatten sich dort eingerichtet. Als dieses Gebiet dem Ausbeutungsbedürfnis seiner normannischen Eroberer nicht mehr genügte, suchten sie neue Erwerbungen in demselben Frankreich, aus dem sie gekommen. Von dort zurückge-

schlagen, zerfleischte sich der englische Adel in inneren Kriegen, bis im Zeitalter der Entdeckungen zuerst Seeraub, dann Kolonialraub ihm gestatteten, sein Ausbeutungsgebiet jenseits des Weltmeeres unendlich zu erweitern.

An diesen Ausdehnungen der Gebiete christlicher Ausbeutung nahm die katholische Kirche ihren Anteil, und Warenhandel wie Geldhandel gediehen ebenfalls dabei. Ja, sie gediehen meist besser als das Rittertum, denn dessen Luxus und Verschwendung wuchsen noch rascher, als der Betrag der Ausbeutung, der sich nicht für jeden der Herren, sondern nur für einzelne Schichten unter ihnen steigerte. Die Verschwendung, aber auch die Verschuldung des Adels und der Landesfürsten wuchs rasch.

Im allgemeinen ergötzten sich die unteren Klassen an dem Aufwand der Höfe und der Kirche. Nicht bloß die Wiener, von denen Schillers Wallenstein dies spöttelnd bemerkt, sondern die Bewohner jeder damaligen Stadt konnten es nicht verzeihen, wenn man sie um ein Spektakel, ein Schaugepränge, betrog. Gar manches Mitglied der arbeitenden Klassen gewann überdies sein Brot im Dienste des Luxus, der „Geld unter die Leute brachte".

Aber auch die Reaktion dagegen, der Protest gegen das Treiben der Ausbeuter blieb nicht aus und seine erste Form war die der Verurteilung ihres Genußlebens, damit aber auch des Genußlebens überhaupt, also die Predigt der Askese.

Diese nahm jedoch nun zweierlei Formen an: auf der einen Seite knüpfte sie an die im Christentum vorhandenen Formen der alten Askese an, die als Tradition immer noch fortlebte, als individuelle Nachahmung, die zwar zu dem Glanz und der Schwelgerei der Kirchenfürsten paßte wie die Faust aufs Auge, ihnen aber nicht wehe tat, da die Kirche schon lange Formen gefunden hatte, die es erlaubten, die Tradition der Entsagung anzuerkennen und doch die gegenteilige Praxis zu üben. Diese Askese der Bettelmönche, die sich den Päpsten willig unterwarfen, wurde der Kirche und ihrer Ausbeutung nicht gefährlich, vielmehr einer ihrer Pfeiler.

Aber daneben erhob sich eine Askese anderer Art, die nicht auf dem Boden der Tradition verblieb, sondern diese durchbrach. Und damit erstand etwas ganz Neues, ein ökonomisch wie politisch revolutionärer Faktor.

Die alte Askese war entstanden auf dem Boden der Geringschätzung der Arbeit. Die Fakire und Büßer Indiens, die wandernden Derwische des Islam, die ägyptischen Säulenheiligen der ersten Jahrhunderte des Christentums ebenso wie die späteren Bettelmönche, sie verachten die Arbeit nicht minder als das Genußleben und leben von milden Gaben, das heißt davon, daß andere für sie arbeiten.

Ganz anderer Art ist die Askese, nicht von Bettlern, sondern von freien Arbeitern, die im ausgehenden Mittelalter aus der Denkweise oppositioneller Handwerker entsprießt, die sich

trotzig gegen alle die großen Ausbeuter, Päpste und Könige, Adelige und Wucherer, wenden. Ihre Kraft und ihren Stolz schöpfen diese neuen Asketen aus der Arbeit. Ihre Askese darf nicht so weit gehen, daß sie ihre Arbeitsfähigkeit und Kampffähigkeit beeinträchtigt. Also kein Fasten und Kasteien, kein Verzicht auf tüchtige Nahrung, auf gute Kleidung und Wohnung, auf ein gesundes Familienleben.

Marx hat schon einmal auf die zwieschlächtige Natur des Kleinbürgers hingewiesen. Der Handwerker lebt von seiner Arbeit, wie der Lohnarbeiter, fühlt sich insofern mit diesem verbunden. Doch im Gegensatz zu ihm verfügt er über die Produktionsmittel seines Betriebes und über die mit ihrer Hilfe hergestellten Produkte. Darin berührt er sich mit dem Kapitalisten. Wohl gab es in der Zeit, von der wir hier handeln — Zeitalter der Entdeckungen und der Reformation — noch kein proletarisches Klassenbewußtsein und auch nicht eines des industriellen Kapitalisten. Beide steckten jedoch damals schon im Keime im Handwerkertum und daher nahm auch so frühzeitig schon seine Opposition gegen die herrschenden Klassen zwei verschiedene Formen an, eine kommunistische, die man als Trägerin proletarischen Geistes bezeichnen kann, und eine individualistische, die zur Trägerin eines kapitalistischen Geistes wurde.

Jede dieser Richtungen hat in den mannigfachsten antikatholischen Sekten Ausdruck gefunden. Von den kommunistischen habe ich gehandelt in meinem Buche über „Die Vorläufer des Neueren Sozialismus". Es reicht bis zu den Wiedertäufern, die den ketzerischen Kommunismus am vollkommensten verkörperten, mit denen er auch als welthistorische Erscheinung sein Ende nahm. Er rekrutierte sich vornehmlich aus den Reihen der Bergarbeiter, die zur Zeit der Reformation schon reine Lohnarbeiter im Dienste des Kapitals waren, sowie der Weber, die auch bereits viele proletarische Züge aufwiesen. Die Wiedertäufer kamen weiter, als die meisten ihrer Vorgänger, mit Ausnahme der Taboriten. Sie erreichten es, ihre Lehre nicht bloß zu verkünden, sondern auch praktisch durchzuführen in großen Hausgenossenschaften, Haushaben genannt, von denen jede mehrere hundert Personen, die größten bis zu 2000 umfaßten. Sie gediehen glänzend, verbanden Industrie mit Landwirtschaft und brachten beide zu großer Blüte.

Aber sie kamen auf in vollster Opposition gegen Kirche, Adel, Fürsten, Wucherer und Großhändler. Vom Staate wollten sie nichts wissen. Wo sie schwach waren, lehnten sie die Mitwirkung an seinen Geschäften ab; wo eine besondere Gelegenheit ihnen Kraft verlieh, erhoben sie sich in energischer Rebellion gegen die Staatsgewalt, so im Bauernkrieg, 1525, und später im Münsterschen Aufruhr, 1534. Diese Erhebungen entfesselten die wildesten Stürme von Furcht wie von Wut in den herrschenden Klassen gegen die Kommunisten in gleicher Weise wie im

19. Jahrhundert die Junischlacht von 1848 und die Pariser Kommune von 1871.

Doch im 16. Jahrhundert gab es noch kein ausgesprochenes und klassenbewußtes Proletariat. Die kleinbürgerliche Grundlage des Wiedertäufertums war nicht kraftvoll genug, einen rebellischen staatsfeindlichen Kommunismus inmitten einer Aera wildester Verfolgungen aufrecht zu halten. Die wiedertäuferischen Tendenzen hörten nicht völlig auf, aber in den verborgenen Sekten, in denen sie weiterlebten, erhielt sich von ihnen nicht viel mehr als der Geist der Askese, der Verwerfung jeder Lust, die Ausfüllung des Lebens mit bloßem Arbeiten und Beten, allerdings in reger, gegenseitiger Hilfsbereitschaft. Die großen gemeinsamen Betriebe, die alles Erforderliche selbst produzierten, jedes Kaufen überflüssig machten, wurden nicht wieder versucht, außer in einigen Gemeinden religiöser Kommunisten in unbesiedelten Gegenden Amerikas.

Dem Geist des Handwerkertums und seiner Produktionsweise, die nicht zum Großbetrieb drängt, war die andere Richtung der oppositionellen neueren Askese kongenialer, die individualistische, die nicht die verschiedenen Produktionsbetriebe zu einem gemeinsamen, großen Wirtschaftsorganismus zusammenzufassen suchte, sondern jeden für sich wirtschaften ließ. Worauf der wiedertäuferische Kommunismus schließlich praktisch hinauslief, das bildete bei der individuellen Richtung der kleinbürgerlichen Opposition gegen Kirche und Staat von vornherein die wirtschaftliche Basis: Kräftigste Förderung der Einzelbetriebe, die Vereinigung ihrer Kräfte gegen den gemeinsamen Feind in gegenseitiger Hilfsbereitschaft, die bei dem separaten Wirtschaften der einzelnen Betriebe schließlich nichts anderes wurde, als die Verpflichtung des mit Ueberfluß gesegneten Bruders, dem bedürftigeren Kredit zu gewähren, nicht Almosen, auch nicht Kredit zu Zwecken der Verschwendung, sondern zu produktiven Aufwendungen, was eine besondere Kreditwürdigkeit des Kreditnehmers voraussetzte.

Diese, den Bedingungen des Handwerks weit besser angepaßte Form der asketischen Opposition fand wie die kommunistische, Ausdruck in zahlreichen Sekten. Die historisch wichtigste unter ihnen wurde der Calvinismus, oder richtiger gesagt, eine besondere Strömung im Calvinismus, denn dessen gegen Landesfürst und herrschende Kirche gerichtetes Rebellentum war aristokratischen Elementen ebenso zugänglich wie bürgerlichen, worauf wir bereits hingewiesen.

Die bürgerliche Strömung des Calvinismus fand ihren stärksten Ausdruck in England, wo besondere Umstände das Handwerk namentlich der Riesenstadt London im Verein mit bäuerlichen Elementen stark genug machten, gleichzeitig nicht nur dem König und der Staatskirche ebenso wie der katholischen Kirche, sondern

auch dem Adel den Krieg zu erklären. Der asketische Zug hat dem englischen Calvinismus seinen besonderen Namen des Puritanismus verliehen.

Er war stark genug, zeitweise die politische Macht im englischen Staate zu erobern. Allerdings vermochte er sie nicht zu behaupten, aber das lange Ringen zwischen Revolution und Gegenrevolution in England während des 17. Jahrhunderts endete doch nicht mit einer Niederwerfung der puritanischen Sekten, sondern mit einem Kompromiß, der ihnen religiöse und politische Duldung gewährte, also die Freiheit der Organisation und der Agitation und die Möglichkeit freiester wirtschaftlicher Entfaltung. Von da an bis heute ist der Kompromiß die allgemeine Form des Abschlusses politischer und wirtschaftlicher Kämpfe in England geworden. Von da an waren aber auch dem industriellen Kapitalismus in England mehr die Wege geebnet als in irgendeinem andern Lande Europas.

Die Faktoren, die dahin führten, waren mannnigfachster Natur, darunter nicht die geringfügigsten die aus der geographischen Lage des Landes entspringenden. Sie schützte es einerseits gegen fremde Invasionen, andererseits förderte sie eine Politik kolonialer Ausdehnung und Meerbeherrschung, sowie die Leichtigkeit des Verkehrs im Lande selbst, dessen Inneres nirgends weit ab von der großen Verkehrsstraße des Meeres liegt. Dazu gesellte sich die natürliche Ausstattung des Landes mit für die Industrie wertvollen Mineralien. In gleicher Richtung mit diesen natürlichen wirkten soziale Faktoren, unter denen nicht der geringste das Ansehen und die zeitweise Herrschaft des Puritanismus war. Er hat sicher das Aufkommen des industriellen Kapitalismus in England sehr gefördert, doch darf man seine Wirkung nicht übertreiben. Und schon gar nicht darf man den Puritanismus als religiöse Erscheinung aus dem historischen Gesamtzusammenhang herausreißen und ihn als reines Mysterium auffassen, das aus dem Innern des religiösen Menschen gerade im England des 17. Jahrhunderts ohne jeden Anstoß von außen durch Eigenbewegung der Religion quillt.

Die von Max Weber als „Geist des Kapitalismus“ bezeichnete Denkart, die schon vor dem industriellen Kapital aufgetreten sei und dieses erst möglich gemacht habe, und die dem Calvinismus entspringen sollte — wir finden sie bereits in dem durchaus nicht zum Kapitalismus strebenden wiedertäuferischen Kommunismus — und seinen Vorläufern — ebenso, wie bei den Puritanern.

Es ist der Geist des gegen feudale, kirchliche, landesfürstliche, wucherische Ausbeutung und Verschwendung rebellierenden Handwerks: Der Geist der Nüchternheit, emsigen Fleißes, sowie der Sparsamkeit und der produktiven Akkumulation, das heißt, der Aufhäufung von Gütern und Geld, nicht, um sie später

zu verjubeln, sondern um die Produktivkräfte und damit die eigene Macht zu vermehren.

Dieser Geist bewirkte das Aufblühen ebenso der komunistischen, täuferischen Industrie in Mähren, wie ein Jahrhundert später der individualistischen puritanischen Industrie in England.

Weber zitiert als Beispiel des kapitalistischen Geistes, wie wir gesehen haben, Benjamin Franklin. Was predigt dieser? Fleiß, Mäßigkeit und Sparsamkeit. Weber bezeichnet das als kapitalistischen Geist und weist darauf hin, daß Franklin mit diesem Geist erfüllt war zu einer Zeit, wo sein Buchdruckereibetrieb der Form nach sich in nichts von irgendeinem Handwerksbetrieb unterschied. (S. 49.)

Nun, es ist schon befremdend, anzunehmen, ein Oekonom, wie Franklin, könne seine ökonomischen Grundsätze bloß aus der persönlichen Erfahrung im eigenen Betrieb schöpfen, nicht aus der Beobachtung der gesamten ökonomischen Praxis seiner Zeit, die, wie schon oben bemerkt, bereits ausgeprägte kapitalistische Züge aufweist.

Aber ganz abgesehen davon, was ist in den Empfehlungen Franklins rein kapitalistisch? Kennzeichnen sie nicht jeden guten Handwerksmeister seit dem Mittelalter auch?

Nun äußert allerdings Franklin noch einen Gedanken, und den hebt Weber besonders hervor als Kennzeichen kapitalistischen Geistes: die Mahnung, stets auf Kreditwürdigkeit bedacht zu sein, pünktlich jede Schuld zu bezahlen, sich in der Werkstatt und nicht im Wirtshaus zu zeigen.

Dieser Mahnung an den einzelnen, auf seine Kreditwürdigkeit bedacht zu sein, bedurften die kommunistischen Wiedertäufer allerdings nicht, da ja ihre Betriebe der Gemeinschaft gehörten, jedes einzelne Mitglied in dem wirtschaftlichen Organismus sicher und wohl versorgt war und alle Ueberschüsse nicht einzelnen, sondern der Gesamtheit zuflossen, die sie nicht an einzelne verlieh, sondern zur Verbesserung des gemeinsamen Produktionsapparates verwendete.

Dagegen lag die Kreditgewährung des Genossen an andere Genossen nahe in einer kämpfenden Sekte, die sich aus zahlreichen individuellen Gewerbetreibenden zusammensetzte. Wollte man die hilfsbedürftigen Mitglieder nicht zu Almosen-Empfängern machen, was dem Geist der neueren Askese freier Arbeiter widersprach, dann mußte man ihnen Mittel geben, einen eigenen Betrieb erfolgreich zu betreiben. Das versprach nur dann Erfolg, wenn der Hilfsbedürftige sich als „fleißig und mäßig" erwies.

In der Forderung persönlichen Fleißes und persönlicher Mäßigkeit als Voraussetzung der Kreditwürdigkeit könnte man eher ein Merkmal kleinbürgerlichen als kapitalistischen Geistes

sehen. Aber allerdings ein Ergebnis jener Seite des Kleinbürgertums, die es dem Kapital verwandt macht, im Gegensatz zu jener, die es mit dem Proletariat gemein hat.

Siebentes Kapitel.

Das Aufkommen des industriellen Kapitals.

Wie die täuferische, mußte die puritanische Industrie wachsen. Hier wie dort herrschten Fleiß, Mäßigkeit, Enthaltung von allen Vergnügungen, die Zeit und Geld kosteten. Hier wie dort dasselbe Bestreben, das dem intelligenten, wohlhabenden Handwerker eigen ist, seinen Produktionsapparat möglichst wirksam zu gestalten und auch die persönliche Produktivkraft möglichst zu entfalten. Alle die asketischen Sekten kennzeichnete ein reges Interesse für ausreichende Volksbildung, was seltsam kontrastiert zu ihrer Verachtung der Künste und Wissenschaften, die ihnen ja doch nur als willige Mägde der großen Ausbeuter erschienen.

Alles das ergab große Ueberschüsse, große Mehrprodukte in den Betrieben, bei den Puritanern wie bei den Täufern. Aber in der Verwendung der Ueberschüsse tritt der Unterschied zwischen ihnen hervor. Hier wie dort werden die Ueberschüsse akkumuliert und zur Ausdehnung und Verbesserung der Produktion verwendet. Aber bei den Kommunisten bedeutet das eine Vermehrung der Mittel und der Macht der Gesamtheit dem einzelnen gegenüber. Bei den Individualisten bedeutete das eine Vermehrung der Mittel und Macht einzelner den anderen Genossen gegenüber.

Der größere Fleiß, die Vermehrung der Zahl der Arbeitstage im Jahr durch Verminderung der kirchlichen Festtage, die Verminderung der Ausgaben für Gelage mit Wein, Weib, Gesang, sowie endlich die gegenseitige Hilfeleistung mußten den Sektierern der neueren Askese, kommunistischen wie individualistischen, Wiedertäufern wie Puritanern geschäftlich einen gewaltigen Vorsprung vor der Konkurrenz, namentlich der katholischen verleihen. Der Segen des Herrn ruhte auf den Kindern des göttlichen Lichtes, während die Kinder Belials leicht vom Teufel des Bankerotts geholt wurden. Was aber den religiös gestimmten Sektierern als Segen der Gottheit erscheint, stellt sich für uns ungläubige Materialisten bei den individualistischen Puritanern als nichts anderes dar, wie als Akkumulation von Kapital.

Ueber die naive Verquickung der Profitmacherei mit Frömmigkeit bemerkt Weber:

> Die Nützlichkeit eines Berufes und seine entsprechende Gottwohlgefälligkeit richtet sich zwar in erster Linie nach sittlichen und demnächst nach Maßstäben der Wichtigkeit der darin (im Beruf K.) zu produzierenden Güter für die „Gesamtheit", aber alsdann folgt als Dritter und natürlich praktisch wichtigster Gesichtspunkt: die privatwirtschaftliche „Profitlichkeit". Denn wenn jener Gott, den der Puritaner in allen Fügungen

des Lebens wirksam sieht, einem der Seinigen eine Gewinnstchance zeigt, so hat er seine Absichten dabei. Und mithin hat der gläubige Christ diesem Ruf zu folgen, indem er sie sich zunutze macht." (S. 175/176.)

Er zitiert den puritanischen Prediger Baxter (1615—1691), der erklärt:

„Wenn Gott euch einen Weg zeigt, auf dem ihr ohne Schaden für eure Seele oder für andere in gesetzmäßiger Weise mehr gewinnen könnt als auf einem anderen Wege, und ihr dies zurückweist und den minder gewinnbringenden Weg verfolgt, dann durchkreuzt ihr einen der Zwecke euerer Berufung (Calling), ihr weigert euch, Gottes Verwalter (Stewart) zu sein und seine Gaben anzunehmen, um sie für ihn gebrauchen zu können, wenn er es verlangen sollte. Nicht freilich für Zwecke der Fleischeslust und Sünde, wohl aber für Gott dürft ihr arbeiten, um reich zu sein!"

In seiner Fußnote zu dem Zitat bemerkt Weber mit Recht:

„Der Besitz in der feudal-seigneurialen Form seiner Verwendung ist eben das Odiöse . . . nicht Besitz an sich."

Sehr richtig. Das bezeugt aber doch, daß die puritanische Ethik aus dem Klassenkampf des selbstbewußten und trotzigen Kleinbürgers, namentlich Handwerkers gegen den Feudaladel, also aus einer ökonomischen Basis, hervorgeht und nicht die Oekonomie aus der Religion.

Weber selbst war die ökonomische Grundlage der puritanischen Ethik, die den „Geist des Kapitalismus" erzeugte, wohlbekannt. Er sagt:

„Sehr regelmäßig finden wir die genuinsten[1]) Anhänger puritanischen Geistes in den Reihen der erst im Aufsteigen begriffenen[2]) Schichten der Kleinbürger und Farmer." (S. 195.)

Hierzu bemerkt Weber in einer Fußnote:

„Dies betont schon Petty, und alle zeitgenössischen Quellen ohne Ausnahme sprechen insbesondere von den puritanischen Sektierern: Baptisten, Quäkern, Mennoniten, als von einer teils mittellosen, teils kleinkapitalistischen Schicht und stellen sie in Gegensatz sowohl zu der Großhändleraristokratie wie zu den Finanz-Abenteurern. Aus eben dieser kleinkapitalistischen Schicht aber und nicht etwa aus den Händen der großen Finanzleute: Monopolisten, Staatslieferanten, Staatsgeldgeber, Kolonialunternehmer, Promotors[3]) usw. ging das hervor, was dem Kapitalismus des Okzidents charakteristisch war: die bürgerlich-privatwirtschaftliche Organisation der Arbeit!"

Dazu wäre zu bemerken, daß die „bürgerlich-privatwirtschaftliche Organisation der Arbeit" nicht bloß den industriellen Kapitalismus kennzeichnet, das heißt in Wahrheit das, was Weber den „Kapitalismus des Okzidents" nennt, sondern auch schon das freie Handwerk des Mittelalters. Was den Kapitalismus kennzeichnet, das ist die Tatsache der Verwandlung dieser Organisation

[1]) Echtesten oder unverfälschtesten. K.

[2]) Von Weber unterstrichen. K.

[3]) Gründer, namentlich schwindelhafte von Aktiengesellschaften. K.

in einen Ausbeutungsmechanismus. Diese Verwandlung lernen wir aber aus der protestantischen Ethik nicht begreifen.

Allerdings aber half sie ihn herbeiführen. Einerseits dadurch, daß sie die Akkumulation von industriellem Kapital förderte. Die Puritaner wurden, wie schon bemerkt, eher reich, als andere Gewerbetreibende.

Das war die notwendige Folge ihrer Lebensführung, ihren Theologen aber nicht immer erwünscht, denn war so ein Sektierer einmal reich, dann fing er leicht an, zur „Fleischeslust zu neigen" und der Askese abhold zu werden.

„Die beati possidentes[1]) selbst bei den Quäkern, waren recht oft zur Verleugnung der alten Ideale bereit"

sagt Weber (S. 195) und zitiert auf der folgenden Seite sehr bezeichnende Ausführungen des Methodistenführers John Wesley, von denen Weber mit Recht erklärt, sie wären „wohl geeignet, als Motto über allem bisher (über den Puritanismus K.) gesagten zu stehen."

Sie lauten:

„Ich fürchte, wo immer der Reichtum sich vermehrt hat, da hat der Gehalt an Religion in gleichem Maße abgenommen. Daher sehe ich nicht, wie es, nach der Natur der Dinge, möglich sein soll, daß irgendeine Wiedererweckung echter Religiösität lange Dauer haben kann. Denn Religion muß notwendig sowohl Arbeitsamkeit (industry) als Sparsamkeit (frugality) erzeugen und diese können nichts anders als Reichtum hervorbringen. Aber wenn der Reichtum zunimmt, so nehmen Stolz, Leidenschaft und Weltliebe in allen ihren Formen zu. Wie soll es also möglich sein, daß der Methodismus, das heißt, eine Religion des Herzens, mag sie jetzt auch wie ein grünender Baum blühen, in diesem Zustand verharrt? Die Methodisten werden überall fleißig und sparsam; folglich vermehrt sich ihr Güterbesitz. Daher wachsen sie entsprechend an Stolz, Leidenschaft, an fleischlichen und weltlichen Gelüsten und Lebenshochmut. So bleibt zwar die Form der Religion, der Geist aber schwindet allmählich. Gibt es keinen Weg, diesen fortgesetzten Verfall der reinen Religion zu hindern? Wir dürfen die Leute nicht hindern, fleißig und sparsam zu sein. *Wir müssen alle Christen ermahnen, zu gewinnen, was sie können und zu sparen, was sie können, das heißt im Ergebnis, reich zu werden!*"

Aus diesem Dilemma weiß Wesley keinen anderen Ausweg, als die Ermahnung an die Reichen, ihr Geld auch zu guten, gottwohlgefälligen Werken herzugeben. Für den Theologen ist das ganze Problem, das er hier behandelt, eines der Religion. Wir aber müssen als Oekonomen und Historiker unter die religiöse Decke schauen. Weber selbst hat schon einen Zipfel dieser Decke gelüftet, indem er zeigte, daß die frömmsten Puritaner aufkommende Kleinbürger waren. Diese standen im Gegensatz zur feudalen Liederlichkeit und entwickelten ihre puritanische Denkweise um so fanatischer, je heftiger der Klassenkampf wütete.

---

[1]) Die glücklichen Besitzenden. K.

Eine ganze Reihe unter ihnen wurden dabei reich.. Damit erstand aber die Gefahr, daß sie zum Feind übergingen, in dessen Lager die großen Kaufleute und Geldkapitalisten standen. Das Problem bestand darin, die reichen Puritaner zu hindern, zu Kapitalisten dieser Art zu werden. Es lag nahe, die Lösung des Problems in der „bürgerlich-privatwirtschaftlichen Organisation der Arbeit" zu suchen, um einen Weberschen Ausdruck zu gebrauchen, der um keinen Preis eine von Marx geprägte Bezeichnung übernehmen möchte. Wir Marxisten sagen: in der „Warenproduktion", was uns anschaulicher, bezeichnender und weniger umständlich erscheint.

Es handelte sich darum, daß die reichgewordenen Puritaner darauf verzichteten, ihren Reichtum in Unternehmungen des Großhandels oder in Geldgeschäften anzulegen, in Anleihen an den Staat und an feudale Verschwender, Steuerpachtungen u. dgl. Sie mußten ihr Geld in gottwohlgefälliger Weise anwenden. Dem Gott der Handwerker war aber besonders wohlgefällig die Industrie, die Warenproduktion.

Dieselbe Entwicklung jedoch, die es den reichgewordenen Puritanern nahelegte, ihr Geld der Ausdehnung der Warenproduktion zuzuführen, schuf auch die Bedingungen, diese Ausdehnung mit Gewinn, also den Absichten Gottes entsprechend, zu vollziehen.

Die Zeiten des Puritanertums waren Zeiten raschester Zunahme des Proletariats. Die puritanische Denkweise des aufsteigenden Kleinbürgers, die allem Vergnügen abhold war, hielt dafür die Arbeit hoch, die Quelle seiner Macht, seines Stolzes und seiner Ehre. Diese Denkweise mußte die Arbeitsamkeit aller Arbeiter fördern, die sich ihr ergaben, mochten sie in einem eigenen Betrieb tätig sein, oder in dem eines anderen. Und der freie Handwerker, der von dem reichen Herrn, den er bekämpft, jedes Almosen als Entwürdigung zurückweist, will vom Betteln überhaupt nichts wissen.

Im Handwerker sind der industrielle Kapitalist und der Lohnarbeiter noch im Keime in einer Person vereinigt. Jede dieser beiden Klassen muß schon eine weitgehende Entwicklung durchgemacht haben, ehe sie zu einem eigenen Klassenbewußtsein, zu selbständigem Denken kommt. Lange bleiben beide noch dem kleinbürgerlichen Denken treu. Das wirkte auch auf die Arbeiter zurück, die von den industriellen Kapitalisten in ihren Betrieben angewendet wurden. Wenigstens auf jene Lohnarbeiter, die aus dem Handwerk kamen. Die aus dem Lumpenproletariat stammenden wurden davon weniger berührt, um so mehr aber von der Feindschaft der neuen „Asketen" gegen das Almosengeben, das viele Bettler zur Lohnarbeit zwang.

„Schon Calvin hatte das Betteln strikt verboten und die holländischen Synoden eifern gegen die Bettelbriefe und Attestationen für Zwecke des Bettels. Während die Epoche der Stuarts, insbesondere das Regime Lauds

unter Karl I., das Prinzip der behördlichen Armenunterstützung und Arbeitszuweisung an Arbeitslose systematisch ausgebildet hatte, war das Feldgeschrei der Puritaner: Giving alms is no charity[1]) (Titel der späteren bekannten Schrift Defoes), und begann gegen Ende des 17. Jahrhunderts das Abschreckungssystem des Workhouses (Armenhauses) für Arbeitslose." (Weber, Die protestantische Ethik usw., S. 177/178, Fußnote.)

Auf S. 199 weist Weber nochmals auf die „puritanische Askese" hin, der es vorbehalten blieb, „an jener harten englischen Armengesetzgebung mitzuarbeiten".

Allerdings, fügt er hinzu, kannten die Puritaner in ihren eigenen Reihen den Bettel tatsächlich nicht. Aber wenn sie nicht Almosen an die eigenen Genossen spenden wollten, blieb ihnen auf der individualistischen Grundlage der Warenproduktion nichts anderes übrig als Kreditgewährung an Mitglieder, die Aussicht hatten, einen eigenen Betrieb zu errichten und mit Erfolg zu betreiben, oder, wo solche Aussicht nicht bestand, deren Aufnahme als Lohnarbeiter in einen bereits bestehenden Betrieb: Methoden, die Gott nur dann wohlgefällig waren, wenn sie in profitabler Weise angewendet wurden.

Wie für die Verpönung der Armenunterstützung bringt Weber auch zahlreiche Belege dafür vor, wie der Puritanismus anspruchslose und willige Arbeiter erzog. So z. B. in einer Fußnote auf S. 200:

„Baxters Tätigkeit (den wir schon genannt K.) in der bei seiner Hinkunft absolut verlotterten Gemeinde Kidderminster, in dem Grade ihres Erfolges fast beispiellos in der Geschichte der Seelsorge, ist zugleich ein typisches Beispiel dafür, wie die Askese die Massen zur Arbeit, marxistisch gesprochen zur „Mehrwert"-Produktion erzog, und so ihre Verwertung im kapitalistischen Arbeitsverhältnis (Hausindustrie, Weberei) überhaupt erst möglich machte. So liegt das Kausalverhältnis ganz allgemein. — Von Baxters Seite aus gesehen, nahm er die Einfügung seiner Pfleglinge in das Getriebe des Kapitalismus in den Dienst seiner religiös-ethischen Interessen. Von der Seite der Entwicklung des Kapitalismus aus gesehen, traten die letzteren in den Dienst der Entwicklung des kapitalistischen ‚Geistes' ein."

In der nächsten Fußnote heißt es unter anderem:

„Der Kapitalismus in der Zeit seiner Entstehung brauchte Arbeiter die um des Gewissens willen der ökonomischen Ausnutzung zur Verfügung standen. Heute sitzt er im Sattel und vermag ihre Arbeitswilligkeit ohne jenseitige Prämien zu erzwingen."

Darin liegt viel Wahres, aber es ist einseitig übertrieben und zugespitzt.

Der industrielle Kapitalismus wäre nicht weit gekommen, wenn ihm keine anderen Arbeitskräfte zur Verfügung gestanden wären als die pietistischen Lohnarbeiter aus den Reihen der Puritaner. Neben diesen fand er schon in seinen Anfängen zahlreiche Besitzlose vor, die nicht durch ihre Religion, sondern durch ihre Not dazu getrieben wurden, sich in den Dienst des Kapitals

1) Almosengeben ist nicht Wohltätigkeit. K.

zu stellen. Auch gab es kapitalistische Betriebe, noch ehe ihm die Askese die Massen zur Arbeit erzog. Weber spricht nur von der Hausindustrie und Weberei als ersten Formen kapitalistisch betriebener Industrie. Früher als dort finden wir aber den kapitalistischen Betrieb im Bergwerkswesen lange vor dem Puritanismus, ja bereits vor Calvin. Der Kapitalismus bedurfte dort nicht erst calvinistischer und ähnlicher Prediger, um im Bergwerk seinen Geist zu entwickeln. Damit soll natürlich nicht geleugnet werden, daß der religiös-ethische Geist des Puritanismus das Aufkommen der Elemente des industriellen Kapitals sehr begünstigte, die Akkumulation von Kapitalien auf der einen Seite, die Bildung eines arbeitswilligen und anspruchslosen Proletariats auf der anderen, was dahin führte, daß die akkumulierten Kapitalien nicht wie ehedem entweder im Genußleben verschleudert, oder zur Förderung der Verschwendung des Adels und der Fürsten in Handel und Wucher angelegt wurden. Jetzt wurde ihre profitable Anwendung in der Industrie möglich.

Aber einmal ist dieser religiös-ethische Geist nicht aus einer Eigenbewegung der Religion und Ethik zu erklären, sondern aus den Lebensbedingungen eines aufstrebenden Handwerks, das die Kraft und den Willen besaß, die Herrschaft des Feudaladels samt ihren Beigaben in jeder Beziehung, ökonomisch, politisch, ethisch, abzuschütteln.

Und dann darf man den Einfluß der puritanischen Denkweise auf das Werden des industriellen Kapitalismus nicht überschätzen. Sie bildet nur eine seiner Wurzeln, nicht seine einzige. Seine wichtigste Wurzel war die Möglichkeit, Industriearbeiter in größerem Umfang mit Profit zu beschäftigen, zuerst als Bergarbeiter oder als Handwerker, die nicht für den Kunden oder für den Markt, sondern für einen Kaufmann arbeiteten, der ihre Produkte als Verleger vertrieb. Sobald diese Möglichkeit erstand, verwendeten nicht bloß aufsteigende Handwerker ihre Ersparnisse dazu, ihren Betrieb zu erweitern, was vielfach die Sprengung von Zunftschranken erheischte, die in England allerdings schon zur Zeit des Puritanismus nicht mehr bestanden. Auch Händler und Wucherer fingen nun an, ihren akkumulierten Gewinn, den sie aus dem Handel oder der wucherischen Ausbeutung der Kolonien, des eigenen Staates und seiner Feudalherren gezogen hatten, in der Industrie anzulegen. Und diese Quellen der Akkumulation flossen für den aufkommenden industriellen Kapitalismus bald reicher als die aus dem Handwerk stammenden Gewinne.

Weber hat ganz recht, wenn er, wie oben zitiert, darauf hinweist, das die „bürgerlich-privatrechtliche Organisation der Arbeit", auf der der industrielle Kapitalismus aufgebaut wurde, aus dem aufstrebenden Handwerk erwächst und nicht von den großen Finanzleuten herbeigeführt wird. Sobald aber diese Organisation einen Ausbeutungscharakter erhält, Profit abwirft,

fließen ihr zahlreiche Kapitalien „großer Finanzleute" zu, die teils als Verleger, teils als Kreditgeber fungieren, bald auch als Unternehmer.

Und die Entwicklung vollzieht sich überall, bei den verschiedensten Konfessionen, wo es auf der einen Seite akkumulierte Kapitalien gibt und auf der anderen Seite Massen von Proletariern, die entweder sich schämen oder mit Gewalt verhindert werden, zu betteln, und die daher gezwungen sind, vom Verkauf ihrer Arbeitskraft zu leben.

Der Puritanismus hat sicher viel dazu beigetragen, den industriellen Kapitalismus zu entwickeln und England zu seinem klassischen Lande zu machen. Weber hat Tiefes und Wichtiges darüber vorgebracht. Aber er hat damit weder die materialistische Geschichtsauffassung noch die Darstellung widerlegt, die Marx in seinem „Kapital" vom Werdegang des industriellen Kapitalismus gegeben hat.

Achtes Kapitel.

Fortschritt und soziale Revolution.

So wie das Handwerk ist auch das industrielle Kapital zwieschlächtiger Natur, jedoch in anderer Art. Im Handwerker steckt einesteils der Keim zum industriellen Lohnarbeiter, andererseits der zum industriellen Kapitalisten. Das industrielle Kapital dagegen ist auf der einen Seite ein Ausbeutungsapparat, allerdings einer ganz neuen Art, der Mehrwert nicht bloß sich aneignet, wie die früheren Einrichtungen der Ausbeutung, sondern ihn auch produziert, allerdings nicht durch die Arbeit der Kapitalisten. Auf der anderen Seite ist das industrielle Kapital ein machtvolles Mittel, die Produktivkräfte zu steigern und zu vervollkommnen, die es vorfindet.

Von seinem Charakter als Ausbeutungsinstitution werden wir noch in einem anderen Zusammenhang reden. Hier handeln wir nur von seiner schöneren Seite, die von den liberalen Schriftstellern mit Vorliebe behandelt wird, seiner Steigerung der Produktivkräfte.

Das industrielle Kapital vereinigt zahlreiche freie Arbeiter unter einem gemeinsamen Kommando. Es verfügt über die Mittel, die vermehrte Kraft ihres Zusammenwirkens noch zu steigern durch künstliche Behelfe, und es erwächst in einer Zeit, in der die Wissenschaft so weit gekommen ist, solche Behelfe in rasch wachsendem Maße zu erfinden.

Es steht dabei nicht im Belieben des industriellen Kapitalisten, ob er die Produktivkräfte der Oekonomie weiter entwickeln will oder nicht. Die Konkurrenz zwingt ihn, die vollkommensten

Betriebsmittel anzuwenden, will er nicht im Wettlauf der Konkurrenten zurückbleiben und ruiniert werden. Sie zwingt ihn, ununterbrochen einen Teil seines Gewinnes zu akkumulieren, damit er seinen Betrieb erweitere und verbessere. Er darf nicht, wie es der Feudalherr ehedem getan, sein ganzes Einkommen verprassen. Einen Teil muß er zurücklegen.

Insofern wird die „Askese" eine ökonomische Notwendigkeit für ihn. Nur muß man das Wort nicht allzu buchstäblich nehmen. Ein großer Teil der Kapitalisten, die ihre Reichtümer aus Handel, Wucher, Kolonialplünderung u. dgl. gewannen, die sie dann industriell anlegten, verfügten über solche Einnahmen, daß sie durchaus nicht zu darben brauchten, wenn sie nicht alles davon vergeudeten. Aber auch der aus dem Handwerk hervorgegangene industrielle Kapitalist, der der Sparsamkeit bedurfte, lernte bald, daß es zwei Methoden gibt, Kapital zu akkumulieren: einmal die, bei gleichbleibendem Einkommen möglichst wenig davon persönlich zu konsumieren, dann aber die Methode, bei gleichbleibendem oder selbst etwas zunehmendem eigenen Konsum durch vermehrte Ausbeutung der Arbeiter das Einkommen und damit die Möglichkeit der Akkumulation zu steigern.

Und diese letztere Methode überwiegt bald weit die der „Askese".

Aber wie immer die Akkumulation des industriellen Kapitals zustande kommen mag, auf jeden Fall geht sie in der kapitalistischen Produktionsweise ununterbrochen vor sich, muß sie vor sich gehen und muß zur steten Vermehrung und Vervollkommnung der Produktivkräfte dienen, über die die Menschheit verfügt.

Diese Tendenz beginnt um dieselbe Zeit wirksam zu werden, in der die feudale Produktionsweise den absteigenden Ast ihrer Entwicklung erreicht, auf den sie ebenso unvermeidlich geraten mußte, wie die früheren Ausbeutungsmethoden. Wo der Feudalismus die neue Industrie nicht aufkommen läßt und sich behauptet, da verkommt die Gesellschaft.

Wo aber der industrielle Kapitalismus zum Durchbruch kommt, da überwindet er die degradierenden Wirkungen der feudalen Ausbeutung und bringt der Gesellschaft ständige Zunahme an Reichtum, also ökonomischen Fortschritt. Nicht mehr von außen, wie früher, wird die verfallende Gesellschaft regeneriert, nicht mehr durch Barbaren, die noch nicht durch die Konsequenzen der Ausbeutung heruntergekommen sind, und die den stagnierenden oder verfallenden Staat erobern und auf seinen Trümmern neue und anscheinend verjüngte staatliche Gebilde errichten. Nun kommt es zur Regeneration der Gesellschaft von innen heraus, durch Triebkräfte, die sie selbst aus sich entwickelt.

Ohne diese Regenerationsfähigkeit von innen heraus wäre die Menschheit verloren, denn mit der Vervollkommnung der Technik und dem Wachstum der Rate und Masse des Mehrwertes nimmt

die Akkumulation des Kapitals ein immer rapideres Tempo an. Und die glänzenden Resultate, die die kapitalistische Ausbeutung erzielt, veranlassen immer mehr die Reichen aller Länder, ihre Reichtümer zu industriellem Kapital zu machen. Das Tempo der Ausbreitung der kapitalistischen Produktionsweise in der Welt wird ein noch rascheres als das der Akkumulation der industriellen Kapitalisten.

Wäre dieser Produktionsweise dasselbe Schicksal beschieden wie den früheren Ausbeutungsmethoden, daß sie und die mit ihr behaftete Gesellschaft notwendig in sich selbst verfallen müßte und nur von außen durch kräftige, außer ihr lebende Barbarenstämme mit neuer Lebenskraft erfüllt werden könnte, dann wären die Aussichten der gesellschaftlichen Entwicklung unendlich trübe. Denn wo sind heute die Barbaren, die von dem „Geist des Kapitalismus" noch nicht ergriffen sind und doch genügend militärische und politische Kraft und Intelligenz entwickeln, um die gegenwärtige Staatenordnung besiegen und eine neue an ihre Stelle setzen zu können?

Heute stehen die Dinge so, daß eine zeitweilige Verjüngung der Gesellschaft von innen heraus nicht nur möglich, sondern auch unerläßlich geworden ist. Sie ist eine rationellere Methode gesellschaftlicher Entwicklung als die bisher seit dem Aufkommen des Staates in Kraft getretenen, denn sie erspart der Gesellschaft die oft viele Jahrhunderte dauernden Zwischenstufen rohester Barbarei, die zwischen den einzelnen Stufen der staatlichen Zivilisation liegen. Sie ist heute aber auch die einzig mögliche Methode der Weiterentwicklung.

Diese Entwicklung ist jetzt jedoch nicht bloß eine ununterbrochene, sie geht auch so rapid vor sich, daß sie sichtbar wird, nicht bloß für den Theoretiker, der Jahrhunderte und Jahrtausende der Vergangenheit miteinander vergleicht, sondern auch für den Praktiker, der nur nach persönlichen Eindrücken des Tages urteilt.

Noch eines. Die früheren Ausbeutungsmethoden im Staate wälzten im wesentlichen nur die Produktion des Luxus um, sie ließen die Massen in den alten Produktionsbedingungen, ja sie liefen vielfach darauf hinaus, diese Bedingungen zu verschlechtern. Die kapitalistische Produktion wird dagegen frühzeitig Massenproduktion, sie wälzt vor allem die Produktionsverhältnisse der Massengüter um. Natürlich besteht keine absolute Grenze zwischen der Technik der Luxus- und der Massenproduktion. Von der Technik der Luxusproduktion in den vorkapitalistischen Zeiten fällt gelegentlich manche Verbesserung für die Massenproduktion ab. Man kann nicht Schwerter für die Ritter schmieden, ohne auch Sensen und Sicheln für den Bauer schmieden zu lernen. Aber solcher technischen Verbesserungen gab es nur wenige und sie waren keine umwälzenden.

Von der Technik der kapitalistischen Massenproduktion fällt natürlich auch manches zur Verbesserung der Luxusproduktion ab, aber nicht diese, sondern jene ist bestimmend für den technischen Fortschritt.

Mit dem Fortschreiten des industriellen Kapitals ändern auch Wucher und Handel ihren Charakter. Der Wucher, der ehedem ein Mittel war, den wirtschaftlichen Ruin von Familien zu beschleunigen, die entweder übermäßig viel verschwendet hatten oder in eine unverschuldete Notlage geraten waren, wird nun als Kredit ein Mittel, der aufstrebenden Industrie vermehrte Geldmittel zuzuführen.

Und der Handel, der ehedem seine Haupteinnahmen aus dem Vertrieb von Luxusartikeln zog, also aus der Verschwendung der Reichen, er macht jetzt den Vertrieb von Massenartikeln, der früher meist nur nebenher und gelegentlich vorkam, zu seiner Hauptaufgabe. Auch er tritt in den Dienst der Massenproduktion, für die er unter kapitalistischen Verhältnissen um so unentbehrlicher wird, je weiter die Produktionsstätten der Rohmaterialien von denen des Fabrikates und diese wieder vom Konsumenten sind und je mannigfaltiger sich die Bedürfnisse jeder Produktionsstätte und jedes Konsumenten gestalten.

Ein ungeheurer Umwälzungsprozeß vollzieht sich jetzt, rapid und unaufhaltsam, der nicht nur die Verhältnisse einer kleinen Schicht von Ausbeutern, sondern auch die der Masse der Ausgebeuteten grundlegend umgestaltet, deren Lage in den vorkapitalistischen Zeiten sich nur wenig veränderte.

Wenn wir von vorkapitalistischen Zeiten sprechen, meinen wir natürlich immer die Zeiten vor dem Aufkommen des industriellen Kapitalismus. Die Kapitalien des Handels und Wuchers haben den Charakter der früheren Produktionsweisen, in denen sie vorkamen, nicht grundlegend beeinflußt.

Es lag für die Menschen der neuen, kapitalistischen Gesellschaft nahe, deren Bewegung als die der Gesellschaft überhaupt zu betrachten. Wie sich der Mensch als Mittelpunkt der Welt fühlt, so neigt er auch dazu, nach dem Bilde der Gesellschaft, in der er lebt, das jeder Art von Gesellschaft zu formen.

Die kapitalistische Industrie bringt ununterbrochenen Fortschritt auf den verschiedensten Gebieten mit sich. So wurde z. B. mit der Ausdehnung der Technik und des Verkehrs auch vermehrte Naturerkenntnis und eine Erkenntnis gesellschaftlicher Gesetze möglich, von denen man früher nichts geahnt.

Nur in schweren Interessenkämpfen konnten sich die neuen Tendenzen des industriellen Kapitalismus durchsetzen, nur in Klassenkämpfen der intensivsten Art und einer Ausdehnung, wie sie die Welt bis dahin noch nicht gesehen hatte.

Der Klassenkampf ist keine neue Erfindung. Die Klassen und ihre Gegensätze sind so alt wie der Staat, und wo in ihm die Klassen etwas Bewegungsfreiheit haben, entladen sich diese Gegensätze in Klassenkämpfen. Dabei kann es zu Machtverschiebungen der Klassen kommen. Indes, wenn sich die Bedingungen der Produktion, vor allem die der Massenproduktion nicht geändert haben, führen diese Machtverschiebungen nicht zu neuen Produktionsformen, sondern nur zu einer Veränderung der Personen oder Nutznießer dieser Formen, im weitestgehenden Falle zur Verdrängung einer bestehenden Produktionsform durch eine andere neben ihr bestehende, oft durch eine ältere.

Unter solchen Umständen kann der Klassenkampf, auch wenn er noch so intensiv tobt, nicht ein Mittel sozialer Höherentwicklung werden.

In den Kämpfen der Klassen und der aus ihnen hervorgehenden Parteien kommt es mitunter zu großen, entscheidenden Schlachten, in denen die herrschende Klasse von ihren Gegnern niedergeworfen und für einige Zeit kampfunfähig gemacht oder doch so geschwächt wird, daß sie das Feld räumen muß. Die bisher Unterjochten oder doch Minderberechtigten bemächtigen sich nun der Staatsgewalt, die sie rücksichtslos zu ihren Gunsten benutzen, um den geschlagenen Teil seiner Machtmittel zu berauben und diese sich selbst anzueignen, nicht als Personen, sondern als Parteien und Klassen.

Solche Entscheidungsschlachten im Klassenkampf, die eine bis dahin herrschende Klasse niederwerfen und mitunter völlig zerschmettern, nennt man Revolutionen. Sie entspringen aus dem Kampf um die Macht im Staate und sind daher politische Revolutionen. Ob eine solche zu einer sozialen Revolution wird, hängt von den Bedingungen ab, unter denen sie vorgeht. Wo die Bedingungen zur Schaffung neuer Produktionsformen nicht gegeben sind, da kann auch die gewaltsamste und gründlichste politische Revolution nicht zu einer sozialen werden, sondern nur zu einer Veränderung im Personenstand der einzelnen Klassen führen.

Das war im Altertum der Fall, wie wir schon gesehen.

In seinem Buch über den „Staat" (1926) gibt Franz Oppenheimer eine Zusammenstellung der sozialen Revolutionen in den griechischen Stadtstaaten, bei denen es zur Plünderung der Reichen und Verteilung ihres Grundbesitzes kam. Wir haben oben schon von ihnen gehandelt. Oppenheimer nennt sie „Ausbrüche eines wilden Kommunismus etwa nach Art der bolschewistischen Anfänge" und sieht in ihnen einen „anarchistisch-kommunistischen Grundton".

Mit dem Wort „Kommunismus" werden in unsern Tagen gar verschiedenartige Bestrebungen bezeichnet. Doch muß bemerkt

werden, daß die Bolschewisten selbst die Verteilung des Bodens der Grundbesitzer unter die Bauern nicht als „Kommunismus" betrachten.

Wenn die Konfiskation des Besitzes von Gegnern und seine Verteilung an die eigenen Parteigänger Anarchismus und Kommunismus ist, dann sind die protestantischen Fürsten im Zeitalter der Reformation durch die Bank Anarchisten und Kommunisten gewesen, trotz Luthers Brandreden gegen die aufständischen Bauern und gegen Thomas Münzer. Und dann war in der bürgerlichen Revolution Frankreichs von 1789 bedenklich viel Anarchismus und Kommunismus enthalten.

Hätte die Französische Revolution nicht mehr geleistet als eine derartige Konfiskation und Aufteilung, sie wäre sozial ebenso unfruchtbar geblieben wie die Revolutionen des alten Griechenland oder die ägyptische von 2400 v. Chr., in denen nur neue Besitzer an Stelle alter traten, aus denen jedoch keinerlei neue Produktionsform hervorgehen konnte, weil die Bedingungen dafür nicht gegeben waren.

Unter ganz anderen Voraussetzungen vollzog sich die französische Revolution und vor ihr schon die englische. Im England des 17. wie im Frankreich des 18. Jahrhunderts finden wir die Elemente des industriellen Kapitalismus gegeben, ein aufstrebendes selbständiges Kleinbürgertum der Städte, das bereits die Anfänge des industriellen Kapitals wie des industriellen Proletariats in sich schließt und mit dem sich die Bauernschaft verbündet.

Die neue Produktionsweise, die aus diesen Elementen hervorgeht, fühlt sich beengt und gelähmt durch die alten, feudalen Mächte, die drohen, die ganze Gesellschaft zum Absterben zu bringen. Sobald es gelingt, diese Mächte niederzuwerfen, ist die Folge nicht ein bloßer Wechsel im Personal der verschiedenen Klassen, auch nicht eine Neubelebung überwundener Produktionsformen, sondern ein rasches und kraftvolles Aufsteigen zu neuen Formen, die sich bis dahin nicht zu entfalten vermochten.

So wird aus dem Umschwung in den Machtverhältnissen der Klassen ein Aufschwung zu neuen, höheren Formen der Oekonomie und der Gesellschaft.

Sieht man nicht in dem bloßen staatlichen Umsturz, sondern in den daraus folgenden Neubildungen das Wesen der sozialen Revolution, dann ist diese etwas, was erst mit dem industriellen Kapital aufkommt, früher unbekannt ist, seitdem aber ein unerläßliches Mittel sozialer Fortentwicklung wird.

Wie sehr auch viele Vorkommnisse früherer Revolutionen äußerliche Aehnlichkeiten mit denen haben mögen, die mit dem Aufstieg des industriellen Kapitals verbunden sind, sie sind nicht gleich diesen *soziale Revolutionen*.

Neuntes Kapitel.

Die moderne Demokratie.

Der ökonomische Aufstieg des industriellen Kapitals und sein schließlicher Sieg konnte nicht vor sich gehen, ohne auch das Gefüge des Staates grundlegend zu verändern. Wie in ökonomischer und sozialer, bringt es auch in politischer Beziehung völlig neue Verhältnisse.

Der politische Aufstieg der industriellen Klassen, Handwerker, Kapitalisten, Industriearbeiter und im Bunde mit ihnen der Bauern, vollzog sich jedoch nicht einfach in gerader Linie. Wohl wuchsen die Städte immer mehr an ökonomischer und sozialer Bedeutung, indes die hauptsächlich von der Ausbeutung der Bauern lebenden Klassen, Adel und Kirche, langsamer an Reichtum zunahmen, teilweise sogar abnahmen.

Aber den politischen Gewinn daraus zog zunächst nicht die industrielle Bevölkerung, sondern der Landesfürst, dessen Absolutismus wuchs.

Auch hier müssen wir von Italien absehen, wo der antike Stadtstaat, wenn auch vielfach abgeändert, in manchen neueren Gebieten fortlebte, vor allem in Venedig, das von seinen Anfängen bis zu seinem Ende eine aristokratische Republik war, die keinen König über sich hatte.

Wie jeder Kriegsadel, hatte auch der des christlichen Abendlandes in jedem Staat einen obersten Führer über sich. Dessen Macht war jedoch sehr gering, sie wurde nicht vergrößert dadurch, daß sich im Staate, ganz abgesehen von der Masse der zumeist zinspflichtigen Bauernschaft, die katholische Kirche auftat, die zunächst großen Einfluß übte durch die Ueberlegenheit ihres Wissens und ihrer festen internationalen Organisation, die aber durch diese bald auch eine Masse Grundbesitz erwarb, der nie geteilt, stets vermehrt wurde.

Zu diesen Elementen gesellten sich nun noch die Städte, die außerhalb Italiens nicht die Kraft erlangten, größere souveräne Stadtstaaten zu bilden, sondern darauf angewiesen waren, sich im monarchischen Staate zu behaupten und zu entwickeln. Wo die monarchische Gewalt schwach war, wie fast immer das Kaisertum in Deutschland, sahen sich die Städte öfter gezwungen, sich zu ihrem Schutze in Konföderationen zusammenzutun, die manchmal große Macht erlangten, wie z. B. die Hansa. Dauernde Staatenbildungen erwuchsen daraus nicht, außer der Eidgenossenschaft von einigen Städten und agrarischen Kantonen der Schweiz, die ein Ausnahmefall in Europa war und geblieben ist.

Die Aufgabe des Königtums bestand darin, alle verschiedenen Elemente im Staate zusammenzuhalten und zu gemeinsamer

Politik, namentlich zu Schutz und Trutz dem Auslande gegenüber zu bringen.

Wie alle Machthaber, suchten auch die Könige ihre Macht nach Möglichkeit zu erweitern. Aber das gelang ihnen lange nur in geringem Maße, oft gar nicht. Wo sie die einzelnen der oberen Klassen — Adel, Klerus, städtisches Bürgertum, gegeneinander ausspielen konnten, da hatten sie Erfolg, dagegen stieg ihre Ohnmacht, wenn sie auf eine Einheitsfront der oberen Klassen stießen.

Man meint oft, daß der Gedanke der Kooperation der Klassen gegen den Gedanken des Klassenkampfes verstoße. Das könnte aber nur dann der Fall sein, wenn es im Staate bloß zwei Klassen gäbe. Und sogar da kann es sich ereignen, daß ein politisches Zusammenwirken dieser verschiedenen Klassen nötig wird. Marx selbst hat ein solches für selbstverständlich gehalten im Falle eines Abwehrkrieges zur Verjagung eines eindringenden Eroberers, wie im Jahre 1870 in der Republik Frankreich gegen die preußisch-deutsche Monarchie.

In einem höher entwickelten Staate ist aber die Klassenscheidung eine viel mannigfaltigere, zahlreiche Klassen mit den verschiedensten, teils gegensätzlichen, teils übereinstimmenden Interessen treten da auf, und jede Klasse ist überdies noch stark differenziert. Es ist eine grob simplistische Auffassung des Marxismus, wenn man im heutigen Staate bloß Proletarier und Kapitalisten sieht, weil Marx in seinem „Kapital" zur Aufdeckung der Gesetze der kapitalistischen Produktionsweise nur mit diesen beiden Klassen operieren durfte.

Schon 1889 widmete ich eine Schrift, die zur Feier des hundertsten Jahres seit der großen Französischen Revolution abgefaßt war, einzig der Widerlegung dieser Verflachung der Klassenkampfidee. Die Schrift war betitelt: „Die Klassengegensätze von 1789", in späteren Auflagen erschienen unter dem Titel „Die Klassengegensätze im Zeitalter der Französischen Revolution". Ich zeigte dort, daß diese Revolution wohl ein Klassenkampf war, aber ein Kampf von höchst mannigfaltigen, oft in sich selbst tief zerklüfteten Klassen.

Unter solchen Umständen wird es zeitweise unvermeidlich, daß verschiedene Klassen gegen eine oder mehrere andere sich zusammentun, um irgendein gemeinsames Interesse wirksamer zu verfechten. Das widerspricht ebensowenig der Idee des Klassenkampfes, als die Allianzen von Staaten ihrer Souveränität widersprechen.

Falsch ist es bloß, solche Allianzen als dauernde Gebilde anzusehen. Diejenigen Staaten, die 1918 neugegründet wurden, und ihre ganze Existenzfähigkeit auf die Erwartung basierten, daß das Bündnis der Sieger im Weltkrieg eine für immer feststehende Einrichtung sein werde, haben auf Sand gebaut. Und ebenso wäre

eine Politik verfehlt, die eine dauernde Kooperation verschiedener Klassen voraussetzte oder die gar glaubte, eine solche Kooperation bilde die Methode, für die eigene Klasse (oder Partei, was hier nicht weiter zu erörtern) die Staatsgewalt zu gewinnen und ihre besonderen letzten Ziele zu erreichen.

Aber eine Kooperation verschiedener Klassen hat in der Weltgeschichte oft stattgefunden und die größten Resultate erzielt. Keine politische Revolution ist auf anderem Wege zustande gekommen. Diese Kooperation bildet stets den ersten Akt der Revolution, den zweiten allerdings der Konflikt der Sieger untereinander.

In den Anfängen der Reformationsbewegung im 16. Jahrhundert war diese dort siegreich, wo Bürger und Bauern mit dem Adel und den Landesfürsten samt einem Teil des Klerus gegen den päpstlich gesinnten Teil des letzteren vereint vorgingen.

Auf der anderen Seite zeigte sich das englische Königtum im 13. Jahrhundert unfähig, einer Koalition von Adel und Bürgertum zu widerstehen. Dies legte den Grund zur Machtstellung des Parlaments.

In der Regel jedoch wirkten König und Bürger zusammen gegen den trotzigen Adel, der ebenso die Macht des ersteren wie das ökonomische Gedeihen der letzteren bedrohte. Im Gegensatz zu den Städten des Altertums waren die des Mittelalters (außerhalb Italiens) in der Regel gut monarchistisch gesinnt.

Doch mächtige, selbständige Städte mußten dem Königtum ebenso gefährlich erscheinen, wie ein mächtiger, selbständiger Adel und eine mächtige, selbständige Kirche.

Das Zeitalter der Entdeckungen und der Reformation, das den Kreis der Warenproduktion ungemein erweiterte, vermehrte die Macht derjenigen, die über Geld verfügten, der Produzenten von Waren, der Händler mit Waren sowie der Geldhändler (Bankiers). Auf der anderen Seite vermehrte sie den Hunger nach Geld bei den nicht industriellen und nicht kapitalistischen Ausbeutern, Aristokraten, Klerikern, Landesfürsten. Das verschärfte bei den Klerikern die Gier nach Ausbeutung der Laien, etwa durch Ablaßschwindel, aber auch den Appetit bei Aristokraten und Landesfürsten nach Kirchengütern. Dieselbe Entwicklung der Geldwirtschaft brachte manchem Aristokraten ökonomischen Verfall, Verschuldung an die verhaßten Städter, wenn er auf anderem Wege zu Geld nicht gelangen konnte.

Doch gab es für den verkommenden Adel noch einen anderen Weg zum Geld: das Aufgeben seiner Selbständigkeit, den Verkauf seiner kriegerischen Kraft an den Landesherrn. Aus trotzigen, selbstherrlichen Rittern wurden sie zu geschmeidigen Höflingen, die am Hofe des Landesfürsten den Staat plünderten, oder zu stramm disziplinierten Offizieren der Söldnerscharen, die nun-

mehr an die Stelle der früher so unbändigen und unzuverlässigen feudalen Aufgebote traten.

Dazu gesellte sich der gleiche Prozeß bei der Kirche, die nun, in gewissem Grade selbst in katholischen Ländern, noch mehr aber in protestantischen zu einer Staatskirche wurde, aus deren Klerikern man vom Staate bezahlte Beamte machte.

So wurde die Macht des Königtums gewaltig gesteigert. Aus seinen gefährlichsten Feinden wurden nun Adel und Kirche seine getreuesten Stützen, es gelangte zu absoluter Machtfülle im Staate.

Die vereinte Macht dieser Elemente wendete sich nun gegen Städte und Bauern, namentlich die ersteren. Denn sie hatten die Zeche zu bezahlen. Was der verkommende Adel und die erschlaffende Kirche nicht mehr aus eigener Kraft den Städtern abzunehmen vermochten, das nahm diesen die erstarkende Staatsgewalt ab, um aus der Beute Adel und Kirche zu besolden und zu ihren gehorsamen Dienern zu machen.

Wohl versuchten die absoluten Monarchen das Huhn möglichst gut zu füttern, das ihnen die goldenen Eier legte. Sie förderten Handel und Wandel, Industrie und Verkehr, durch die verschiedensten Methoden des sogenannten Merkantilismus. Dabei erstarkte auch die Industrie. Aber eine in ihrer Entwicklung gehemmte Klasse wird nicht dadurch mit ihrem Schicksal versöhnt, daß man ihr erlaubt, sich zu kräftigen. Mit dem Wachstum der Industrie nahm die Kraft der industriellen Klassen zu, gleichzeitig verschärfte sich auch ihr Gegensatz zum herrschenden Regime, das die Industrie bloß zu dem Zwecke förderte, um ihr mehr Blut abzapfen zu können und faule Kleriker und höfische Tagediebe damit zu mästen.

Dabei stiegen die Ansprüche dieser Parasiten an den Staat weit rascher, als die Steuerkraft der Industrie. Sie bedrohten die Existenz des Staates selbst. Ihre Abschüttelung wurde unerläßlich. Da sich aber das absolute Königtum mit ihnen auf Gedeih und Verderb verbunden hatte, mußte es mit ihnen fallen.

Eine neue Staatsform wurde nötig, in der die absolute Gewalt des Königs ebensowenig Raum hatte wie die politische Herrschaft des Adels und der Kirche. Eine Staatsform, in der an Stelle der großen Schmarotzer die arbeitenden Elemente über die Staatsgewalt verfügten. Man vergesse nicht, daß noch ein St. Simon die industriellen Unternehmer zu den arbeitenden Klassen zählte.

Aus diesen Kämpfen gegen das feudale und klerikale Königtum geht eine neue Form der Demokratie hervor, nirgends vollkommen, überall zeitweise durch Rückschläge zurückgeworfen, aber doch im ganzen und großen siegreich vorwärtsschreitend, an Kraft und Ausdehnung stetig gewinnend.

Auch im Altertum hatte das im Gegensatz zum Adel erfolgende Erstarken der Stadt und des Bürgertums in der Stadt zur Demokratie geführt. Die neuere, moderne Demokratie ist jedoch ganz anderer Art als die antike, aber auch verschieden von der primitiven Demokratie der vorstaatlichen Zeit, von der sie sich schon dadurch unterscheidet, daß sie eben eine Demokratie im Staate, mit einem staatlichen Apparat ist.

Von der antiken Demokratie aber wird die moderne sowohl durch die historische Situation geschieden, in der sie entsteht, wie durch die sozialen Grundlagen, auf denen sie aufgebaut ist.

Die antike Demokratie kommt meist zur Vollendung auf dem Höhepunkte der ökonomischen Entwicklung des Staates. Sie leitet dessen Abstieg ein und bildet den Uebergang zum Verfall des ganzen politischen Lebens, aus dem ein Despotismus hervorgeht, der schweigend erduldet wird und der nur überwunden werden kann durch die kriegerische Uebermacht freier Barbaren.

Die moderne Demokratie dagegen kommt in einer Situation auf, in der sie den Weg erst frei macht zu einem technischen und ökonomischen Aufschwung, der immer machtvoller vor sich geht und kein Ende absehen läßt.

Der Absolutismus einer auf Söldner und Bureaukraten gestützten Monarchie ist nicht ihr Endpunkt, sondern ihr Ausgangspunkt. Sie versinkt nicht im Despotismus, sondern sie kommt auf im Kampfe gegen ihn. Und die demokratische Bewegung erreicht schließlich die Kraft, ihn völlig zu zertrümmern.

Das Zeitalter des neueren Absolutismus, das die moderne Demokratie vorbereitet, ist denn auch nicht, wie das des altrömischen Kaisertums, ein Zeitalter geistigen Stillstandes, ja Rückganges und politischer Gedanken- und Ratlosigkeit, sondern ein Zeitalter, in dem die Wissenschaften von der Natur und der Gesellschaft rasch über den höchsten Punkt hinausschreiten, den das Altertum erreicht hatte und den das Mittelalter schließlich in der Renaissance, der Wiedergeburt des antiken Denkens und Könnens, wieder erreichte.

Nie vorher war das Denken der Menschen so umfassend, so tief und so kühn kritisch gewesen, wie in dem Zeitalter des neueren Absolutismus, das als das Zeitalter der Aufklärung bezeichnet wird, dem darüber hinaus in Deutschland noch das der klassischen Philosophie zuzurechnen ist — Kant, Fichte, Hegel. Ja, noch der wichtigste Teil von Feuerbachs Wirken fällt in die Zeit des deutschen Absolutismus. Sogar noch die Anfänge eines Marx und Engels.

Allerdings war die geistige Regsamkeit jener Zeit in Frankreich und Deutschland nicht allein der wachsenden Auflehnung der industriellen Klassen im eigenen Lande gegen Pfaffen, Adel, Monarchie allein zuzuschreiben, sondern auch dem anregendem Beispiel erfolgreicher Auflehnung bei Nachbarn: Zuerst bei den

Holländern gegen den Absolutismus der Habsburger, dann bei den Engländern gegen den Absolutismus der Stuarts. Weiter wurde für die Franzosen anregend das Beispiel der Losreißung der nordamerikanischen Kolonien von England. Schließlich für Deutschland das Beispiel der Revolution in Frankreich, die das deutsche Denken um so mächtiger beeinflußte, als das deutsche Volk seine Revolution zunächst nur in Gedanken, nicht in der Tat zu vollziehen vermochte.

Die Wirkungen des neueren Absolutismus waren also ganz anderer Art als die des altrömischen in einer müden, an sich selbst verzweifelnden Gesellschaft, die nicht nach nüchterner Erkenntnis der Wirklichkeit verlangte — die war zu trostlos —, sondern nach übernatürlichen Wundern, die als der einzige Ausweg aus dem irdischen Jammertal erschienen.

In manchen Beziehungen hatten der altrömische und der moderne Absolutismus wohl die gleichen Tendenzen: Hier wie dort sollten vor dem Monarchen und seinen bureaukratischen Vertretern alle gleich sein, das heißt, gleich an Rechtlosigkeit, aus welcher Familie, welchem Stande, welcher Landschaft immer sie hervorgehen mochten. Im römischen Kaiserreich verschwanden rasch alle Vorrechte des Adels, alle Vorrechte von Bürgern der Stadt Rom. Die Gleichheit aller Menschen vor Gott, die das Christentum predigte, war nur das Spiegelbild der Gleichheit aller Menschen vor dem Cäsar, der seine Werkzeuge aus allen Gegenden und allen Ständen des Reiches nahm und von jedem Untertanen ohne Unterschied den gleichen Gehorsam verlangte.

Der neuere Absolutismus brachte es in der allgemeinen Gleichheit nicht ebensoweit, da er nicht in einem Zeitalter völligen Ermattens aller politischen Regungen aufkam. Er schuf wohl eine zentralisierte Bureaukratie, der sich jeder zu beugen hatte, aber er herrschte nicht durch diese Bureaukratie allein, sondern auch durch eine Aristokratie und einen Klerus, die ihm wohl nicht mehr selbständig gegenüberstanden, die er als Stütze aber notwendig brauchte. Er konnte deren Vorrechte nicht einfach abschaffen, ohne den Ast abzusägen, auf dem er saß. Immerhin wurde die Bureaukratie der absoluten Monarchen von dem Streben erfüllt, jegliche Eigenart und alle Sonderrechte nach Möglichkeit aufzuheben.

Die demokratische Revolution führte dieses Streben des Absolutismus, der Gleichheit aller vor dem Gesetze, nur weiter, doch besaß nur sie allein die Kraft, es völlig zur Durchführung zu bringen, den gesetzlichen Vorrechten des Adels und der Staatskirche völlig ein Ende zu bereiten. Soweit das noch nicht gelungen sein sollte, wird es sich mit dem weiteren Erstarken der Demokratie, das heißt, der demokratischen Elemente, naturnotwendig vollziehen.

Nicht minder wie durch die historische Situation, aus der sie entspringt, unterscheidet sich die moderne Demokratie von der antiken durch die soziale Grundlage, auf der sie ersteht. Diesen Unterschied haben wir schon mehrfach erörtert. Er bedarf hier nur noch einiger Bemerkungen.

Die antike Demokratie ist stets aufgebaut auf der Sklaverei und auf der Beherrschung zinspflichtiger Gebiete durch das eigene Gemeinwesen. Die moderne Demokratie ersteht aus der Freiheit der Arbeit in der Stadt, sie ist notwendigerweise erfüllt von dem Streben nach Freiheit der Arbeit auch auf dem flachen Lande. Und die moderne Demokratie duldet keine bevorrechtete Organisation im Staate, die ihn beherrscht und ausbeutet. Sie bringt zahlreiche Rechte für alle Mitglieder des Staates, im Gegensatz zur antiken Demokratie, die sie im besten Falle für alle freien Bürger eines städtischen Gemeinwesens brachte, das nie den ganzen Staat ausmachte. Die antike Demokratie war bloß städtische, die moderne ist staatliche Demokratie.

Zum erstenmal seit der Bildung des Staates, also zum erstenmal in der Staatengeschichte, bringt die moderne Demokratie die volle Gleichberechtigung für alle erwachsenen Staatsangehörigen, alle erwachsenen Mitglieder des Gemeinwesens. Das unterscheidet den modernen demokratischen Staat fundamental von allen früheren Staaten. Darin stimmt er mit dem vorstaatlichem Gemeinwesen überein. Aber er unterscheidet sich von diesem nicht nur durch das Bestehen eines staatlichen Apparates, worauf wir schon hingewiesen, sondern auch durch das Bestehen ausgebeuteter und ausbeutender Klassen in seinem Innern. Darin stimmt nicht bloß der antike, sondern auch der moderne demokratische Staat mit den anderen bisherigen Staatenarten überein. Die politische Gleichberechtigung hebt die Ausbeutung nicht ohne weiteres auf.

Sozialisten, die sich dünken, radikal zu sein, weil sie meinen, es bedürfe nur der nötigen Portion Kühnheit und Willensenergie, um mit einem Satze in den Sozialismus hineinzuspringen, sprechen wegwerfend von der Demokratie als bloß „formaler" oder „bürgerlicher" Demokratie, weil durch ihre Erringung allein dieser Sprung in den Sozialismus nicht vollzogen wird.

Die Unsinnigkeit dieser Auffassung wird sofort klar, wenn man an Stelle des Abstraktums Demokratie die einzelnen konkreten Rechte setzt, die unter dem Begriff zusammengefaßt werden.

Das ist überhaupt ein gute Methode, Unbestimmtheiten, die einem abstrakten Ausdruck anhaften, dadurch klarzulegen, daß man die konkreten Erscheinungen nennt, die er umfaßt, z. B. statt von den Bedürfnissen der „Wirtschaft" von denen der kapitalistischen Unternehmer, statt von den Bedürfnissen der Landwirtschaft von denen der Großgrundbesitzer spricht. Es mag sonderbar

erscheinen, von „bürgerlicher Wissenschaft“ zu sprechen, da es doch eine besondere bürgerliche Chemie oder Astronomie nicht geben kann. Aber die Sonderbarkeit schwindet, wenn man darlegt, daß man mit der bürgerlichen Wissenschaft die bürgerlichen Wissenschaftler, eine bestimmte Sorte von Professoren samt Anhang meint.

Bei der Demokratie liegt die Sache umgekehrt wie bei der Wissenschaft. Solange wir bei dem abstrakten Begriff bleiben, klingt der Ausdruck „formale“ oder „bürgerliche Demokratie“ ganz plausibel. Nota bene, wenn in diesem Zusammenhang von bürgerlicher Demokratie gesprochen wird, ist nicht eine bestimmte Partei, sondern eine Gesamtheit von staatsbürgerlichen Rechten gemeint.

Die Lächerlichkeit der Worte „formal“ und „bürgerlich“ in diesem Zusammenhange tritt sofort zutage, sobald wir die demokratischen Rechte einzeln nennen. Kann man vom formalen oder bürgerlichen allgemeinen, geheimen Wahlrecht reden? Oder etwa vom formalen oder bürgerlichen Koalitionsrecht, Vereinsrecht, Versammlungsrecht, Preßrecht usw.?

Natürlich soll nicht geleugnet werden, daß auch eine bloß formale Demokratie möglich ist und leider oft genug tatsächlich vorkommt. Man muß von ihr dort sprechen, wo die demokratischen Rechte bloß auf dem Papier der Verfassung stehen und in der staatlichen Praxis mit Füßen getreten werden. Aber es ist grober Unfug, von formaler Demokratie auch dort, wo die demokratischen Rechte in voller Kraft sind, bloß deshalb zu reden, weil ihr bloßes Bestehen nicht auch gleich alle Klassenunterschiede aufhebt.

Die Frage, um die es sich hier für Sozialisten handelt, ist die, ob die Demokratie für das Proletariat notwendig ist, damit es seinen sozialen Aufstieg vollziehe. Es heißt ein Taschenspielerkunststück vollziehen, wenn man sie unter der Hand durch die Frage ersetzt, ob die Demokratie gleichbedeutend sei mit der Aufhebung jeglicher Ausbeutung, und wenn man dann die Verneinung dieser zweiten Frage triumphierend als die Verneinung der ersteren hinstellt.

Zehntes Kapitel.

Das Kapital im demokratischen Staat.

Im vorkapitalistischen Staat wäre die volle Demokratie unvereinbar gewesen mit dem Fortbestehen von Ausbeutungsverhältnissen. Denn Staat wie Ausbeutung beruhten dort auf derselben militärischen Grundlage, wenn auch nicht alle Ausbeutungsverhältnisse durch kriegerisches Handeln herbeigeführt wurden. Die Sklaverei, die Hörigkeit von Individuen, die Zinspflichtigkeit

unterworfener Gemeinden, sie alle beruhten auf militärischer Uebermacht. Und ohne diese Verhältnisse hätte die Ausbeutung durch Priester, Händler, Wucherer kaum aufkommen können.

Wie der Staat aus kriegerischen Operationen hervorgeht, so vollziehen sich auch große, entscheidende Machtverschiebungen in seinem Innern stets durch Waffengewalt. Die moderne Demokratie selbst kommt nicht in anderer Weise zustande. In den Bürgerkriegen der englischen Revolution noch in offenen Feldschlachten, später in der Regel in Barrikadenkämpfen in der Hauptstadt. Nicht immer mußte es dabei zu wirklichem Waffengebrauch kommen. Oft versagten die monarchistischen Truppen oder erwiesen sich als unzuverlässig, so daß die Gegner der Demokratie es nicht wagten, den Kampf aufzunehmen und kampflos kapitulierten. Stets aber wurde die Demokratie errungen dadurch, daß die bewaffnete Macht der demokratischen Elemente sich ihren Feinden gegenüber als die stärkere erwies.

Selbst dann, wenn die Demokratie einmal durchgesetzt ist, hat sie sich noch oft genug gegen bewaffnete Erhebungen, Putsche und Staatsstreiche ihrer Gegner mit Waffengewalt zu wehren. Doch werden solche reaktionären Anschläge um so aussichtsloser und seltener, je größer die Mehrheit der demokratischen Elemente in der Bevölkerung ist und je weniger an Wehrhaftigkeit und Selbstbewußtsein die Ausbeuter den Ausgebeuteten überlegen sind.

Nie war eine demokratische Schicht wehrhafter und mehr von Kraftbewußtsein erfüllt, wie die Puritaner Englands. Und dieses Kraftbewußtsein haben die Volksmassen ihres Landes von ihnen übernommen. Wie verschieden die politischen Ansichten in ihren Reihen sein mögen, in der Ablehnung polizeilicher Ueberhebung und diktatorischen Druckes sind sie einig — und das gilt heute für alle Angelsachsen. Unter den vielen Verständnislosigkeiten der bolschewistischen Machthaber für moderne Verhältnisse ist nicht die geringste ihre Erwartung, ein Häuflein Kommunisten vermöchte mit dem Aufwand der nötigen Energie ein bolschewistisches Regime mit Tscheka und unter Aufhebung jeglicher Freiheit der Presse, der Versammlungen usw. in England aufzurichten. Eine derartige Diktatur von links wie übrigens auch von rechts ist heute in England als länger dauerndes Regime gleich unmöglich. Schon eine erhebliche Annäherung daran dürfte bald auf unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen.

Dasselbe gilt, wenngleich nicht in so hohem Maße, für Frankreich.

Schlimmer steht es in vielen anderen Staaten Europas, um so mehr, je weiter man nach Süden und Osten fortschreitet. Dort hat kein trotziges, kampflustiges Kleinbürgertum die Demokratie erobert und den demokratischen Klassen Traditionen der Selbständigkeit und Unabhängigkeit gegenüber absolutistischem Druck

hinterlassen. Am ehesten finden wir kleinbürgerliches Rebellentum, namentlich in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, bis in die siebziger Jahre hinein, in Deutschland (inklusive Böhmen) und Italien. Nicht aber in Spanien und Osteuropa.

Doch äußerte es sich in Deutschland mehr in Kühnheit des Denkens als des Handelns, in Italien mehr in einem Banditentum unzugänglicher Gegenden und in Meuchelmorden als in offenen Klassenkämpfen. Den Räuber als Rebellen gegen die Gesellschaft der Ausbeuter haben wir schon im alten Orient kennen gelernt. Es sind namentlich schlecht verwaltete, ausgesogene agrarische Gegenden, in denen sich die Räuber zu Banden zusammenschließen.

Bei dem heutigen Stande der Industrie ist es ausgeschlossen, daß in den Städten Osteuropas und des Orients das Handwerk jemals die Kraft erlangt, die es bis ins 18. Jahrhundert hinein in Westeuropa besaß. Sicher erstarkt auch in Osteuropa und dem Orient die Industrie immer mehr, aber sie überspringt das Stadium des mittelalterlichen Handwerks, das zwischen antikem Handwerk und kapitalistischer Industrie in Westeuropa so lange herrschte und den industriellen Kapitalismus erst möglich machte. Von Westeuropa gebracht, nimmt die neue Industrie im Osten gleich die höchstentwickelten Formen des bisherigen Kapitalismus an. Daher ersteht dort nicht ein kraftvolles Kleinbürgertum als Wegbereiter des industriellen Proletariats für die Gewinnung und Behauptung einer wahrhaften Demokratie. Ohne alle Traditionen einer „bürgerlichen", das heißt von einem starken Kleinbürgertum getragenen demokratischen Bewegung gelangt in Osteuropa und noch mehr in Asien das industrielle Proletariat gleich an die Spitze des Kampfes für die Demokratie, und drückt ihr seinen Stempel auf.

Das besagt, daß dort der Gang der Geschichte nicht eine bloße Wiederholung der Geschichte Westeuropas seit dem Mittelalter sein wird.

Denn das industrielle Proletariat entwickelt andere Fähigkeiten, Neigungen, Bedürfnisse als das Kleinbürgertum. Und der Kampf um die Demokratie ist nie ein Kampf um die politischen Rechte allein, die sie in sich begreift, sondern auch ein Kampf um ökonomische und soziale Besserstellung der demokratischen Elemente.

So sehr aber die Gewinnung und Behauptung der Demokratie militärisches Uebergewicht der demokratischen Klassen erheischen mag und so sehr in dieser Beziehung der moderne demokratische Staat auf denselben Methoden kriegerischer Gewalt beruhen mag, wie die bisherigen Staatsformen, so tritt mit ihm doch ein ganz neuer Staatstypus auf.

Im Innern des demokratischen Staates findet — bei gesicherter Demokratie — der Kampf der Waffen für die Aus-

tragung von Klassenkonflikten keinen Raum mehr. Sie werden in friedlicher Weise durch Propaganda und Abstimmung entschieden. Selbst der Massenstreik als Pressionsmittel der Arbeiterschaft kommt da wenig in Betracht. Wohl ist er mit der Demokratie ganz gut vereinbar, eine bloße umfassende Anwendung des durch sie gewährleisteten Koalitionsrechtes. Aber er bietet Aussichten auf Erfolg bloß einer Regierung gegenüber, die keinen Halt in der Mehrheit der Bevölkerung hat. Dagegen als Minderheit der Mehrheit durch die Stillegung des Produktionsgetriebes eine Maßregel aufzwingen zu wollen, die sie entschieden ablehnt, kann in der Demokratie nie gelingen und der schließliche Mißerfolg eines solchen Streikes kann nur das Ergebnis haben, die Kampfkraft der unterliegenden Partei und Klasse für längere Zeit empfindlich zu verringern.

Etwas anderes ist es, wenn eine Minderheit ihren Willen der Mehrheit aufzwingen und die Demokratie vergewaltigen wollte. Zu deren Schutz kann der Generalstreik eine entscheidende Wirkung üben.

Ebensowenig, wie die Ausbeutung und die Klassengegensätze werden die Klassenkämpfe durch die Demokratie ausgeschlossen. Sie hören nur auf, Bürgerkriege mit ihren verheerenden Folgen zu sein. Insofern mildert sie die Klassenkämpfe. Die ökonomischen Gegensätze aber bleiben, und können sich sogar verschärfen.

Wie ist es aber möglich, daß die Ausbeutung in der Demokratie fortbesteht, wenn die militärische Uebermacht der herrschenden und ausbeutenden Klassen wegfällt?

In der Tat, nicht jede Art der Ausbeutung kann sich innerhalb der modernen Demokratie erhalten, die allen Insassen des Staates die gleichen Rechte gibt. Ausbeutungsarten, die auf einem Zwang durch äußere Gewalt beruhen, sind mit der modernen Art der Demokratie unvereinbar, wie Sklaverei oder Leibeigenschaft.

Zu diesen Ausbeutungsarten gehört jedoch nicht der industrielle Kapitalismus. Er entspringt nicht kriegerischer Gewalt und bedarf ihrer nicht, um zu existieren. Unter den Methoden der ursprünglichen Akkumulation spielt wohl die Anwendung kriegerischer Gewalt eine überwiegende Rolle, aber es waren nicht die industriellen Kapitalisten, die jene Methoden anwandten oder veranlaßten. Sie haben sie oft nicht einmal gutgeheißen. Die Reichtümer, die im Wege der ursprünglichen Akkumulation von Räubern aller Art zusammengerafft waren, mußten diesen erst durch friedliche Methoden des Warenaustausches abgenommen werden, um in die Hände der Industriellen zu kommen und die Produktion zu befruchten. Die Pizarro, Cortez usw. haben keine Fabriken gegründet.

Nicht durch kriegerische Machtentfaltung ist das industrielle Kapital in die Höhe gekommen, sondern dadurch, daß es billiger

produzierte, als die Produktionsweisen, die es vorfand, daß es also für die Gesellschaft ökonomisch vorteilhafter war. Dadurch unterscheidet es sich von den Produktionsweisen, die auf kriegerischer Uebermacht beruhen, wie die Sklaverei oder Leibeigenschaft. Diese produzieren nicht besser als der freie Arbeiter, an dessen Stelle sie treten, sondern vielmehr schlechter. Weil sie ökonomisch irrationelle Produktionsweisen sind, können sie der Gesellschaft nur durch körperlichen Zwang aufgedrängt werden. Der industrielle Kapitalismus hat das nicht nötig.

Das ist allerdings bloß die eine seiner beiden Seiten. Er fördert die Gesellschaft dadurch, daß er die Produktivkräfte im Großbetrieb entwickelt. Doch erreicht er dies nur durch Anwendung zahlreicher Lohnarbeiter in seinen Betrieben, die er eben so ausbeutet, wie es ehedem der Sklaventreiber tat. Und diese Ausbeutung, persönlicher Gewinn, nicht der Gewinn der Gesellschaft, ist der Zweck des kapitalistischen Betriebes.

Jedoch ist es nicht direkte Zwangsarbeit, sondern freie Arbeit, die der Kapitalist anwendet. Nicht physischer Zwang treibt den freien Arbeiter, sich als Lohnarbeiter zu verdingen, sondern seine Besitzlosigkeit. Diese Besitzlosigkeit großer Arbeitermassen ist, neben der Akkumulation großer Kapitalmengen, die zweite Vorbedingung des industriellen Kapitals. Sie ist, wie die ursprüngliche Akkumulation des Kapitals, in ihren Anfängen als Massenerscheinung ein Ergebnis brutaler Gewalt, Verjagung freier Bauern und Pächter von ihren Betrieben u. dgl. Indessen ist diese Gewalt ebenfalls nicht von den industriellen Kapitalisten ausgeübt worden, wenn auch ihre Ergebnisse ihnen ebenso nutzten, wie die der ursprünglichen Akkumulation.

Später hat die Konkurrenz des industriellen Kapitals dann selbst zahlreiche Handwerker ruiniert und besitzlos gemacht, aber in den Anfängen des Kapitalismus spielte das noch keine Rolle.

Zunächst erschien der Kapitalist als Wohltäter, der den Besitzlosen Arbeit gab, die hungernd auf der Straße lagen. Er wurde als ihr Brotgeber angesehen, dem man Dank schulde.

Sobald das industrielle Kapital einmal eine größere Ausdehnung gewonnen hatte, erzeugte es selbst auf rein ökonomischem Wege die Scharen der Besitzlosen, die es brauchte, damit sie sich ausbeuten ließen. Das geschah auf ganz friedlichem Wege, ohne jede Gewaltanwendung, durch Methoden der Verbilligung der Produkte, bei denen die Gesamtheit der Gesellschaft profitierte, allerdings auf Kosten zahlloser fleißiger und nützlicher Existenzen. Aber es war die Mehrheit, die Masse der Konsumenten, die den Vorteil davon hatte, selbst wenn der einzelne dieser Mehrheit in seiner besonderen Eigenschaft als Produzent dabei litt.

Die Besitzlosen aber wurden ohne jede Anwendung äußerer Gewalt gezwungen, ihre Arbeitskraft dem Kapital zu verkaufen, durch das bestehende Privateigentum an den Produktionsmitteln. Dieses Privateigentum wurde nicht vom Kapital geschaffen. Der freie Bauer und der Handwerker bedarf seiner, wenn er gedeihen will. Er verkommt dort, wo sein Eigentum nicht gesichert ist gegen willkürliche Verletzungen durch Private oder Vertreter der Staatsgewalt. Das Kapital kann sich nicht bilden ohne Sicherheit des Eigentums. Wer würde ohne sie akkumulieren? Doch auch der Lohnarbeiter hält an der Sicherheit des Eigentums fest, teils in Fortsetzung von Gedankengängen, die seine Vorfahren als Bauern oder Handwerker hegten, teils infolge der Erkenntnis, daß ohne solche Sicherheit der ganze Produktionsprozeß und damit auch die Existenz der Arbeiterschaft selbst in wildem Chaos untergehen müßte.

Wo es zu Rebellionen einer höher entwickelten industriellen Arbeiterschaft kam, hat sie Plünderungen nicht nur vermieden, sondern auch mit strengsten Maßregeln dem Lumpenproletariat gegenüber verhindert.

In der Februarrevolution von 1848 schrieben die siegreichen Arbeiter von Paris an die Wände der Häuser: „Tod den Dieben!" Weder in der Pariser Kommune von 1871, noch in der deutschen Revolution von 1918 ist es zu Plünderungen gekommen. Sie stehen auf der Tagesordnung unter dem Fascismus. Aber der funktioniert nicht als der Vertreter, sondern als der Zertreter des Proletariats.

Das gerade Gegenteil zu der Haltung der Proletarier unserer Zeit zeigten die siegreichen Rebellionen des Altertums, die unter den Einflüssen der Sklaverei und Fronarbeit vor sich gingen. Wenn Lenin 1917 die Parole ausgeben konnte: Raubt das Geraubte, und sie befolgt wurde, so bezeugt das, wie sehr die Städte Rußlands noch voll orientalischen Wesens sind.

Max Weber sagt einmal von Moskau, es habe bis zur Aufhebung der Leibeigenschaft „durchaus des Gepräge einer großen Stadt des Orients getragen" („Wirtschaft und Gesellschaft", S. 585). Die Leibeigenschaft, die etwa vor einem halben Jahrhundert aufgehoben wurde, wirkt offenbar bis heute nach.

Wenn der Industriearbeiter ebenso wie der industrielle Kapitalist an der Sicherheit des Eigentums festhält, so bedeutet das natürlich nicht, daß ihre Ansichten über das Eigentum übereinstimmen. Der Arbeiter ist gegen willkürliche Verletzungen des Eigentums zugunsten einzelner, aber die Gesellschaft steht ihm über dem Eigentum, und wo das gesellschaftliche Interesse mit einem bestimmten Eigentum kollidiert, hat dieses zu weichen. Den Kapitalisten dagegen steht das Eigentum oder wenigstens sein Eigentum, über der Gesellschaft, er behauptet, einen abso-

luten Anspruch darauf zu besitzen, vor dem sich Staat und Gesellschaft zu beugen haben.

Diesen Anspruch erkennt der Arbeiter nicht an, und doch muß er dem industriellen Kapital anders gegenüberstehen, als manchen vorkapitalistischen Eigentumsarten. Verpachteter Boden kann konfisziert, Sklaven können freigelassen, feudale Rechte aufgehoben werden, ohne jegliche Entschädigung. Pächter, Sklaven, Fronbauern werden dabei nicht leiden. Im Gegenteil.

In den bürgerlichen Revolutionen sind derlei Eigentumsverletzungen daher oft von sehr bürgerlichen Elementen vorgenommen worden, ohne die geringsten Gewissensskrupel.

Das industrielle Kapital kann dagegen ohne ökonomische Schädigung der Gesellschaft und der Arbeiter selbst nicht einfach enteignet werden. Man vermag nicht kapitalistische Betriebe alle zusammen gleichzeitig mit einem Schlag in sozialistische zu verwandeln. Das kann nur nach und nach geschehen. Die einstweilen noch notwendigen kapitalistischen Betriebe werden aber nicht weiter fortgeführt werden, wenn ihre Besitzer erwarten müssen, daß sie ihnen morgen ohne Entschädigung genommen werden. Sicherlich gibt es eine Reihe von kapitalistischen Unternehmungen, die ein sozialistisches Regime sofort sozialisieren kann, ja oft muß, wenn sie einen monopolistischen, das ganze Gemeinwesen bedrückenden Charakter angenommen haben. Daß die Verstaatlichung solcher Unternehmungen durch besondere Akte der Gesetzgebung erzwungen wird, wenn ihre Besitzer sich nicht freiwillig dazu verstehen, dagegen spricht keine ökonomische oder mit dem moralischen Empfinden des Proletariats unvereinbare Erwägung — vorausgesetzt, daß die enteigneten Kapitalisten ausreichend entschädigt werden. Geschieht das nicht, so bedeutet das eine Ungerechtigkeit gegenüber den anderen Kapitalisten, deren Unternehmungen noch nicht sozialisierungsreif sind, aber auch eine ökonomische Unklugheit. Denn man nimmt derart den anderen Kapitalisten jedes Motiv, ihre Betriebe weiterzuführen, weiter Geld in sie hineinzustecken, wenn sie gewärtigen müssen, daß ihnen dieses Geld später doch einfach konfisziert wird.

Das sozialistische Regime müßte entweder darangehen, alle kapitalistischen Betriebe gleichzeitig, ohne jede Vorbereitung zu übernehmen und weiterzuführen, was ganz unmöglich ist, um so unmöglicher, je höher die industrielle Entwicklung des Staates. Oder es wird eine allgemeine Schließung aller kapitalistischen Betriebe, also eine industrielle Krise von einer Ausdehnung herbeiführen, gegen die alle bisherigen Industriekrisen verblassen und die den Bankerott der sozialistischen Regierung bedeuten muß. Diese Krise könnte nicht mit dem Aufbau des Sozialismus, sondern nur mit dem Wiederaufleben der Kapitalistenherrschaft enden.

In einem sozialistischen Gemeinwesen könnte die entschädigungslose Enteignung kapitalistischer Unternehmungen zweckmäßig und notwendig werden als Strafmaßnahme gegen solche Kapitalisten, die das sozialistische Regime dadurch schädigen wollen, daß sie ihre Betriebe sperren. Aber diese Maßnahme setzt voraus, wenn sie wirken soll, daß jenen, die ihre Betriebe nicht stillegen, volle Entschädigung in Aussicht gestellt wird für den Fall, daß später ihr Produktionszweig die sozialistische Reife erlangt.

Also auch ein sozialistisches Regime, wie revolutionär es sein mag, wird dem Kapital gegenüber anders verfahren müssen, als die bürgerlichen Revolutionen gegenüber dem vorkapitalistischen Ausbeutereigentum. Wenn Betriebe sozialisiert werden, wird man ihre Besitzer entschädigen müssen — was allerdings nicht ausschließt, daß die Entschädigungssummen durch eine Besteuerung der ganzen Kapitalistenklasse aufgebracht werden.

Wir sehen, die kapitalistische Ausbeutung beruht auf ganz anderen Grundlagen, als die vorkapitalistischen Methoden. Sie beruht nicht auf kriegerischem Uebergewicht der Ausbeuterklasse, sondern auf der ökonomischen Notwendigkeit eines Eigentums, dessen Funktionieren wohl durch überlegene wirtschaftliche Einrichtungen überflüssig gemacht werden kann, das sich aber durch bloße kriegerische Gewaltanwendung nicht ohne schwere ökonomische Schädigung des Landes beseitigen läßt. Das kapitalistische Eigentum muß immer wiederkehren, solange die Bedingungen für solche dem Kapital überlegene wirtschaftliche Einrichtungen nicht gegeben sind, auch wenn es zeitweilig der Gewalt gelingt, es zu zertrümmern, was übrigens nur in barbarischen Ländern vorkommen dürfte, deren arbeitende Bevölkerung die Notwendigkeiten der Industrie noch nicht begriffen hat.

Das Eigentum, auf dem die kapitalistische Ausbeutung beruht, ist also eine zeitweilige ökonomische Notwendigkeit, nicht nur für die Ausbeuter, sondern auch für die Ausgebeuteten. Es bedarf, solange dies der Fall, zu seinem Schutze keiner militärischen Gewalt gegen die Gesamtheit der arbeitenden Klasse. Das Kapital bedarf des Schutzes wohl gegen die Eigentumsverletzungen durch Lumpenproletarier, mitunter auch gegen Verzweiflungsstreiche einiger Schichten von Arbeitern, die kapitalistischer Uebermut in unsagbares Elend gestürzt hat. Für solchen Schutz genügt dem Kapital die Polizei.

Es vermag sich dabei sehr wohl abzufinden mit der militärischen Neuordnung, die durch die Demokratie herbeigeführt wird und die entweder, wie in den angelsächsischen Staaten, die Armee im Frieden auf ein Minimum reduziert oder, wie auf dem Festland Europas bisher zumeist, das ganze Volk mit Waffen versieht und in den Waffen übt. Eine Armee dieser Art kann eine

furchtbare Kriegswaffe werden, sie kann aber nicht dazu dienen, daß eine Minderheit im Staate seine große Mehrheit mit militärischer Macht niederhält, wie das in den vorkapitalistischen Staaten der Fall war.

Industrielles Kapital und moderne Demokratie schaffen den Typus eines Staates, wie er bisher ganz unmöglich war.

Elftes Kapitel.

Der Nationalstaat.

Noch ein sehr wichtiger Punkt ist zu erwähnen, in dem der Staat der modernen Demokratie sich von den früheren Staatsformen unterscheidet.

Wir wissen, daß zu den Kennzeichen des Staates nicht bloß die Klassenherrschaft gehört. Sein zweites nicht minder bedeutendes Kennzeichen besteht darin, daß er durch eine Zusammenfassung mehrerer, oft sehr zahlreicher, notwendigerweise kleiner Gemeinwesen zu einem großen Ganzen gebildet wird, das unter der Botmäßigkeit eines erobernden Stammes steht.

Selbst wenn es möglich gewesen wäre, daß sich in einem der vorstaatlichen Gemeinwesen von innen heraus eine herrschende und ausbeutende Klasse entwickelte, hätten sich deren Mitglieder nicht von den alltäglichen Arbeiten zur Gewinnung des Lebensunterhaltes losschrauben können. Denn die Produktivität der Arbeit war noch zu gering, um ein erhebliches Mehrprodukt zu liefern. Bei einer kleinen Zahl von Ausgebeuteten reichte die Masse des Mehrproduktes nicht aus, um einer Klasse von Ausbeutern, auch wenn sie noch so gering an Zahl war, eine auskömmliche Existenz zu ermöglichen.

Das tritt erst im Staate ein, durch die Vereinigung vieler Gemeinwesen, was eine erhebliche Vermehrung der Zahl der Ausgebeuteten bedeutet, einer Zahl, die mit der zunehmenden Ausdehnung des Staates riesenhafte Dimensionen annehmen kann. Damit wächst die Gesamtmasse der Ausbeutung, auch wenn der Ertrag der Ausbeutung des einzelnen geringfügig bleibt. Die Ausbeuter werden nun in die Lage versetzt, nicht nur selbst sich jeder „gemeinen" Handarbeit zu enthalten, bloß dem Kriege, dem Regieren und dem Genießen zu leben, sondern auch zahlreiche andere Menschen in ihren Dienst zu stellen, die, losgelöst von den primitiven Methoden der Nahrungsbeschaffung, Jagd und Fischerei, Viehzucht, Ackerbau, dazu verwendet werden, das Leben der Ausbeuter zu verschönern, mannigfaltiger und sicherer zu gestalten. Nun erst werden Industrie, Kunst, Wissenschaft als besondere Berufe möglich, von denen eine Reihe von Menschen ausschließlich leben. Der wichtigste Teil dieser

Entwicklung vollzieht sich außerhalb des Bereichs der Landwirtschaft, in Städten. Die Entwicklung der staatlichen Zivilisation, die nun einsetzt, wird im wesentlichen gleichbedeutend mit der Entwicklung der Städte. Auf dem flachen Lande ändern sich die Verhältnisse nur wenig und diese Aenderungen gehen in der Regel von den Städten aus. Diesen gegenüber erscheint das Land als eine starre, unveränderliche Masse. Der oft so rapide und glänzende Aufstieg der Staaten ist im Grunde ein Aufstieg der Städte.

Die großen Typen der Staaten fallen zusammen mit großen Typen ihrer Städte. Wir haben als solche kennengelernt:

1. Die Binnenstadt des Orients. Diese Stadt steht in vollster Abhängigkeit von der Staatsgewalt.

2. Die Küstenstadt des Mittelmeeres im Altertum, die, weit entfernt, von einer übergeordneten Staatsgewalt abhängig zu sein, vielmehr selbst zur Trägerin dieser Gewalt und als solche zum Stadtstaat wird.

3. Die Binnenstadt des Mittelalters, die weder so abhängig von der Staatsgewalt ist wie die orientalische Binnenstadt, noch mit ihr identisch wie die antike Stadt.

So verschieden die Staatenarten sind, die mit diesen verschiedenen Arten von Städten zusammenhängen, und so sehr die Entwicklung der Städte eine kulturelle des Wissens, der Technik, der Oekonomie ist, die Grundlage des Staates und aller Zivilisation bleibt stets die kriegerische Macht, über die die Staatsgewalt — zunächst der erobernde Stamm — verfügt, denn vor allem durch sie werden die verschiedenen Gebiete zusammengehalten, aus deren Zusammenfassung der Staat ersteht.

Es sind ja fast nur die herrschenden und ausbeutenden Klassen und ihre Parasiten, die aus dieser Zusammenfassung Vorteil ziehen. Für die Masse der Bevölkerung jedes der einzelnen eroberten Gebiete bedeutet sie Unterwerfung unter Ausbeutung und Zwang, Verlust an Gütern und an Selbständigkeit.

Solange die Bevölkerung eines eroberten Gebiets noch wehrhaft und mit politischem Leben begabt ist, strebt sie stets nach Wiedergewinnung der Freiheit, nach Loslösung vom Staate. Sie benutzt jede Gelegenheit zur Rebellion. Hat sie ihre Wehrhaftigkeit verloren und ist ihr Interesse am Gemeinwesen erloschen, dann fügt sie sich widerstandslos dem Staate ein, aber natürlich in rein passiver Weise. Sie wird nie versuchen, ihn zusammenzuhalten, wenn Zerfall ihm droht, ihr wird es auch gleich sein, wer sie beherrscht, wenn nur der neue Herrscher oder Ausbeuter nicht schlechter ist als der frühere.

In dem einen wie in dem anderen Falle ist es nur die kriegerische Macht der herrschenden Klasse, die den Staat zusammenhält.

Das Aufkommen des Despotismus steigert im Altertum diesen Zustand aufs höchste, da er selbst jene Reste politischer

Selbständigkeit der Bevölkerung erstickt, die sich bis dahin im Staate erhalten hatten. Außer den Bureaukraten des Monarchen gibt es nun kein Moment mehr, das den Staat vor dem Zerfall bewahrt.

Es schien, als sollte im christlichen Abendland das Landesfürstentum die gleiche Wirkung üben. Sein Absolutismus wuchs rasch seit dem Zeitalter des zunehmenden Warenverkehrs, das wir als Zeitalter der Entdeckungen und der Reformation kennen. Aber wir haben schon gesehen, daß sich der Aufstieg des neueren Absolutismus seit dem Ausgang des Mittelalters in einer ganz anderen sozialen Atmosphäre vollzog, als etwa der des kaiserlichen Rom im Ausgang des Altertums. Dort befestigte sich der Despotismus in einer Zeit ökonomischen wie geistigen Verfalls und zunehmender Interesselosigkeit der Bevölkerung gegenüber dem Staate.

Im christlichen Abendland dagegen erstarkte der Absolutismus gleichzeitig mit dem industriellen Kapital, in einer Zeit rascher Entwicklung der Produktivkräfte und des Wissens, sowie zunehmenden Interesses wenigstens der Bevölkerung der Großstädte an den Staatsangelegenheiten und einer ganz unerhörten Kühnheit des Denkens.

Nicht feige Unterwerfung unter die Gebote des Despotismus, die höchstens gemildert wurde durch eine Flucht der Gedanken ins Jenseits, sondern wachsende Auflehnung, zunächst im Denken, nach Möglichkeit aber auch im Handeln, war die Signatur der Zeit seit dem Zeitalter der Reformation, dem das der Aufklärung folgte.

Da hatte der Absolutismus ganz andere Konsequenzen als ehedem.

Die staatliche Bureaukratie bedrückte unter ihm alle Landesteile im gleichen Maße. So ergriff auch der Kampf gegen sie alle Teile des Staates. Das demokratische Streben einte sie. Die Zentralisation des Staatsapparats brachte es mit sich, daß eine besondere Stadt zum Zentralpunkt des Staates wurde.

Im Mittelalter hatten die Könige entweder noch ebenso wie die Adligen auf Burgen gehaust, oder sie waren mit ihrem Gefolge von Stadt zu Stadt gezogen, was sie um so leichter konnten, als der Staatsapparat noch klein war, wenige Menschen in Anspruch nahm. Je mehr er wuchs, desto notwendiger wurde es, ihn zu stabilisieren in einer Stadt, die als Residenz über alle anderen Städte emporragte.

Dies vollzog sich Hand in Hand mit dem Erstarken der königlichen Macht. Nicht nur der König und ein Hauptteil der Verwaltung des Staates und der Armee samt ihren Spitzen nahmen dort ihren Sitz, sondern auch der Hofadel. Die Hauptstadt wurde mit allen Teilen des Staates durch möglichst vollkommene Verkehrsmittel verbunden. Die Masse des im Staate

gewonnenen Mehrwerts strömte in der Residenz zusammen und wurde dort verausgabt, was wieder zahlreiche Elemente hinlockte, die in der „Provinz“ nicht vorwärtskamen und in der Großstadt ihr Glück suchten. Die ganze Intelligenz des Landes, allerdings auch sein Lumpenproletariat, drängten nun nach der Hauptstadt.

Diese Wirkung hatte die Stadt seit jeher gehabt, nicht umsonst nannte man Paris ein Seinebabel und Berlin ein Spreeathen. Aber die neue Großstadt barg im Gegensatz zur orientalischen ebenso trotzige und kampflustige Volksmassen wie der Stadtstaat der Antike. Zugleich jedoch beeinflußte sie ein großes Landgebiet in noch höherem Maße als die orientalische Stadt, da die neue Hauptstadt in einem Zeitalter steter Revolutionierung des Verkehrs und der Industrie aufkam.

Die Sprache, die in der Hauptstadt üblich war, wurde die Sprache des Hofes, der Staatsverwaltung, der Gerichte, der Schulen, in denen Bureaukraten herangezogen wurden; sie wurde die Kommandosprache der Armee, aber auch die Sprache der Gebildeten nicht nur in der Residenz, sondern im ganzen Staate.

Andere Sprachen oder Dialekte, die im Staatsgebiet gesprochen wurden, entwickelten keine eigene Literatur und Bildung. Sie wurden zu Sprachen der Ungebildeten und wurden auf den Familienverkehr beschränkt oder verschwanden ganz, so daß schließlich jeder im Staate die gleiche Sprache gebrauchte.

Das literarische, wissenschaftliche, politische, ökonomische Leben und Streben der Bevölkerung der Hauptstadt wurde maßgebend für das Reich.

Die Vertreter der verschiedenen Provinzen, die sich in der Hauptstadt zusammenfanden, verschmolzen dort zu einer einheitlichen Gemeinschaft, einer Nation, die von dort ausgehend immer mehr die ganze Bevölkerung auch der kleineren Städte und des flachen Landes umfaßte[1]).

Wie gesagt, eine ähnliche Entwicklung finden wir unter Umständen schon im Altertum, namentlich im Römerreich, in dessen westlichem Teil das Lateinische mindestens die Sprache aller Ge-

---

1) Gesellschaftliche Gebilde, die nicht zu einer Organisation zusammengeschlossen werden, sind meist schwer abzugrenzen. So die Gesellschaft an sich, die „bürgerliche Gesellschaft“ selbst, oder eine Klasse oder eine Religion als Inbegriff der Anhänger eines bestimmten Glaubens. Die einzelnen Kirchen sind fest begrenzt. Wer vermöchte jedoch zu sagen, wie viele wahre Christen es gibt und was sie kennzeichnet?

Auch der Begriff der Nation ist schwer abzugrenzen. Die Schwierigkeit wird nicht vermindert dadurch, daß zwei verschiedene gesellschaftliche Gebilde mit demselben Wort bezeichnet werden und dasselbe Gebilde mit zwei verschiedenen Worten.

In Westeuropa, mit seiner alten kapitalistischen Kultur, fühlt sich die Bevölkerung jedes Staates mit ihm fest verbunden. Da wird als Nation die

bildeten, vielfach der ganzen Bevölkerung wurde. Aber diese Entwicklung vollzog sich zur Zeit des Niedergangs des Reiches, der mit dessen völligem Verschwinden endete.

Jetzt, unter den Wirkungen des industriellen Kapitalismus, endet diese Entwicklung nicht mit dem Untergang des Staates, sondern nur mit dem Untergang der Regierungsform der absoluten Monarchie im Staate. Die Erben dieser Monarchie sind nicht Barbaren, denen die Fähigkeit fehlt, den Staat auf den bisherigen Grundlagen weiter zu führen, sondern eine Demokratie, hervorgehend aus der modernen Industrie, beruhend auf der Freiheit und rechtlichen Gleichheit aller Staatsangehörigen. Eine Demokratie, die nicht nur imstande ist, den Staat auf den Grundlagen weiter zu führen, die sie vorfand, sondern ihn auch in ein höheres Stadium zu erheben.

Dies tut sie aber in der Weise, daß sie den zentralisierten Einheitsstaat, den sie mehr oder weniger vollkommen vom Absolutismus übernimmt, nicht bloß weiterführt, sondern auch gänzlich umstülpt.

Es ist nicht mehr der Staat, der die Nation bildet, sondern umgekehrt. Unter dem Absolutismus wurden die verschiedensten Gebiete mit mannigfachen Sprachen ohne Befragen der Bevölkerung zusammenerobert, ja schließlich als Privateigentum der Fürsten betrachtet und als solche zusammengeerbt und zusammengeheiratet.

Bevölkerung eines Staates bezeichnet. In diesem Sinne spricht man z. B. von einer belgischen Nation.

Je weiter östlich wir in Europa kommen, desto zahlreicher die Bevölkerungsteile in einem Staate, die ihm nicht angehören wollen, die in ihm eigene nationale Gemeinschaften bilden. Man nennt sie entweder ebenfalls Nationen oder Nationalitäten. Am zweckmäßigsten wäre es wohl, auf sie nur die letztere Bezeichnung anzuwenden. So könnte man innerhalb der belgischen Nation eine flamische und eine wallonische Nationalität unterscheiden. Im allgemeinen werden jedoch die Worte Nation und Nationalität unterschiedslos gebraucht.

Unter den Marxisten hat am eingehendsten von der Nation (und Nationalität) Otto Bauer gehandelt in dem bedeutenden Werke „Die Nationalitätenfrage und die Sozialdemokratie" (Wien 1907, in zweiter Auflage erschienen 1924).

Ich habe gegen die Bauersche Auffassung schon nach Erscheinen der ersten Auflage einige Bedenken geäußert, die auch seine Entgegnung im Vorwort zur zweiten Auflage nicht zu zerstreuen vermochte, doch sind unsere Differenzen nicht so groß, wie sie auf den ersten Blick erscheinen können. Otto Bauer betrachtet die Nation (und Nationalität) als eine „aus Schicksalsgemeinschaft erwachsene Charaktergemeinschaft", ich dagegen als eine Sprachgemeinschaft.

Aber daß sie das letztere darstellt, leugnet auch Bauer nicht. Er gibt es ausdrücklich zu. Andererseits leugne ich wieder nicht, daß die Nation (und Nationalität) wie jede Gemeinschaft eine Schicksalsgemeinschaft ist, und wie jede länger dauernde derartige Gemeinschaft in ihren Mitgliedern

Der Absolutismus strebte danach, ihnen gleiche Sprache, gleiches Recht, gleiche Wirtschaftspolitik aufzudrängen.

Unter der Demokratie findet das Umgekehrte statt. Sie strebt danach, daß Gebiete mit Bevölkerungen, die sich durch gleiche Sprache oder sonstige gemeinsame Bande zu einer Nation vereinigt fühlen, in einem gemeinsamen Staatswesen zusammengefaßt werden, das sich selbst verwaltet. Die Regierung soll aus dem Volke hervorgehen. In der Verwaltung, bei den Gerichten, in den Schulen, in der Armee soll die Sprache des Volkes gesprochen werden. Die staatliche Verbundenheit mit Stämmen anderer Sprachen, die eine bevorrechtete Stellung im Gemeinwesen anstreben, wird unerträglich. Nicht minder unerträglich die Zerrissenheit einer Nation in verschiedene kleine Staaten, die politisch wie ökonomisch zur Ohnmacht verurteilt sind.

Das Streben nach dem Nationalstaat ersteht aus denselben Bedingungen, die zur modernen Demokratie führen. Es ist mit ihr innig verwachsen, beruht ebenso wie sie auf dem Grundsatz der Selbstbestimmung der Völker. So wie der Fortschritt der Industrie ist auch der der Selbstbestimmung der Völker unaufhaltsam. Sie soll wirksam sein nicht nur bei der Festsetzung ihrer Staatsverfassung und Staatsverwaltung, sondern auch bei der ihrer Staatsgrenzen.

Aber allerdings besitzt der vom Absolutismus überkommene Staatsapparat eine solche konservative Macht und hängen an ihm

---

eine Reihe gemeinsamer Charakterzüge entwickelt und so zu einer Charaktergemeinschaft wird.

Der Unterschied zwischen uns besteht darin, daß von mir auf die Sprachgemeinschaft, von Bauer auf die Charaktergemeinschaft das Hauptgewicht gelegt wird. Jede Gemeinschaft von Menschen ist eine Schicksalsgemeinschaft und wird bei längerer Dauer eine Charaktergemeinschaft. Das gilt von einer Klasse und einem Beruf oder einer Religion ebenso wie von einer Nation. Was diese von jenen unterscheidet, ist, daß sie eine Sprachgemeinschaft ist, während derselben Klasse, demselben Beruf, derselben Religion Menschen der verschiedensten Sprachen angehören können.

Und die Kämpfe zwischen den Nationalitäten in jenen Staaten, die noch nicht zu ausgesprochenen Nationalstaaten geworden sind, die noch Nationalitätenstaaten darstellen, sind ausschließlich Sprachenkämpfe, drehen sich darum, welche Sprache und damit, und das ist das Entscheidende, welche Sprachgemeinschaft den Staat beherrschen und ausbeuten soll. Nur, wenn wir die Nationalität als Sprachgemeinschaft auffassen, werden wir diese Kämpfe begreifen.

Doch gebe ich Otto Bauer gerne zu, daß es zum Begreifen der einzelnen Nation und Nationalität nicht genügt, sie bloß als Sprachgemeinschaft zu untersuchen.

Sicher handelt es sich bei der Betrachtung der Nationen und Nationalitäten nicht allein um das Verstehen der Sprachenkämpfe unserer Zeit. Wie jeder Staat und jedes Volk, haben auch jede Nation und Nationalität, die sich unter den Bedingungen der modernen Demokratie

so viele Klasseninteressen, daß die Selbstbestimmung auf den Gebieten der Verfassung und Verwaltung der Staaten nur mühsam vorwärts kommt, durch mannigfache Rückschläge gehemmt wird. Die Selbstbestimmung der Staatsgrenzen wieder findet ein mächtiges Hemmnis darin, daß sie eine Sache ist, die nicht das Volk, das jene Grenzen bestimmen will, allein angeht, sondern ebenso seine Nachbarn. Wird die Demokratie der Militärmonarchie in der Regel nur mit Waffengewalt abgerungen, so hat das Streben nach Herstellung des Nationalstaates oft zu kriegerischen Konflikten zwischen Staaten geführt.

Letzteres war nicht von Vorteil für die Demokratie und auch nicht für den Nationalstaat. Der Krieg ist immer für die Demokratie ungünstig, er fördert militärische Diktaturen, die die verschiedensten legitimistischen oder revolutionären Formen annehmen können, auf jeden Fall die freie Bewegung der Völker einengen. Er bedeutet aber auch ein höchst unzweckmäßiges Mittel, um den Nationalstaat zu erreichen. Denn der Sieger wird bei der Neubildung der Grenzen wohl in diesem Punkte die Forderungen der Selbstbestimmung seiner eigenen Nation zur Geltung bringen, dagegen geneigt sein, die des Gegners zu mißachten.

Die Methode, die Grenzen zwischen den Nationalstaaten durch den Krieg festsetzen zu lassen, führt daher zur Befriedigung der Selbstbestimmung einer Nation durch Verletzung der Selbstbestimmung anderer Nationen, also durch Verletzung ihrer Demokratie.

Da aber diese in unserm Zeitalter sich schließlich doch immer durchsetzt, so kann ein Staat nicht zur Ruhe kommen und wird von außen immer wieder bedroht, solange seine Grenzen durch Vergewaltigung fremder Volksteile gebildet werden.

Wie wurde Bismarck gepriesen, weil seine Politik den Hohenzollern die militärische Macht verlieh, Deutschland in einer Weise zu einigen, die ihrem dynastischen Interesse entsprach. Es geschah das durch zwei siegreiche Kriege, von denen einer Deutschösterreich wider den Willen der Deutschen Oesterreichs

---

bildet, ihre Geschichte und einen daraus hervorgehenden Charakter, der sehr wichtig dafür wird, wie sie in das politische, ökonomische, kulturelle Werden der Gesellschaft unserer Zeit eingreift. Um das zu erklären, dafür reicht die Auffassung der Nation als Sprachgemeinschaft nicht aus, wird ihre Auffassung als Charaktergemeinschaft höchst wichtig.

Otto Bauer selbst hat für die Erklärung nationaler Charaktere eine Reihe bedeutender Beiträge geliefert. In dem gleichen Sinne habe auch ich eine der wichtigsten Aufgaben der Geschichte stets darin gesehen, aus den Schicksalen der einzelnen gesellschaftlichen Gebilde ihre besonderen Merkmale zu erklären. Die Ableitung der Eigentümlichkeiten der Nationen aus ihrer Schicksalsgemeinschaft ist die einzige für uns mögliche, da wir ihre Erklärung aus angeborenen unveränderlichen Rasseneigentümlichkeiten ablehnen.

von Deutschland lostrennte, der andere Elsaß-Lothringen wider den energisch ausgesprochenen Willen ihrer Bewohner dem neuen Reiche angliederte.

Durch letzteren Eingriff in die Selbstbestimmung der Völker wurde jene unselige Gegnerschaft zwischen Frankreich und Deutschland hervorgerufen, die in letzter Linie für den Weltkrieg verantwortlich ist — allerdings nicht für die Art und Weise, wie er ausbrach und verloren ging; dafür ist nicht die Bismarcksche Annexionspolitik verantwortlich, sondern neben den Staatslenkern Oesterreichs Wilhelm II. mit seinen Höflingen, Lakaien — vom Reichskanzler abwärts — und Generalen.

Wäre die demokratische Opposition in Preußen während der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts schon stark genug gewesen, im Militärkonflikt zu siegen, dann hätte die Einigung Deutschlands sich kaum anders vollziehen können als durch demokratische Methoden im Gegensatz zu Habsburgern wie Hohenzollern. Dann hätte Deutschland wohl nicht das Elsaß gewonnen, aber es auch nicht später verloren. Und selbst wenn sich bei einer deutschen Revolution der östliche Teil Posens zu einem revolutionären Polen geschlagen hätte, wäre uns der „Korridor" erhalten geblieben, Danzig und Oberschlesien. Obendrein aber das ganze Deutschösterreich.

Bei der Abgrenzung von Nationalstaaten durch kriegerische Methoden bringt der Sieg nicht minder Unheil als die Niederlage. Das werden diejenigen Siegerstaaten des Weltkriegs noch erfahren, die ihren Sieg zur Vergewaltigung widerstrebender Gebiete mißbraucht haben.

Die Grenzen, die 1919 festgesetzt wurden, bedeuten zum Teil einen großen Fortschritt, soweit sie den Bedürfnissen der Selbstbestimmung der Nationen entsprechen. Sie bedeuten eine beständige Gefährdung der Sieger, soweit sie von der Bevölkerung der betreffenden Landschaften nicht ersehnt wurden, sondern vielmehr verabscheut werden.

Im Zeitalter der fortschreitenden Demokratie läßt sich auf solcher Grundlage kein dauernder Staat errichten. Im Laufe der Zeit wird es unerläßlich werden, daß den widerstrebenden Gebieten, soweit es Grenzgebiete sind, die Freiheit verliehen wird, über sich nach ihrem Gutdünken zu verfügen. Es sei denn, daß es dem betreffenden Staat vorher gelingt, sich die Herzen der Unterworfenen durch Gewährung von Freiheit und Wohlstand zu gewinnen. Der Weg der nationalen Unterdrückung ist der ungeeignetste dazu. Er ist unvereinbar mit den Bedingungen des heutigen Staatslebens.

Natürlich wäre es entsetzlich, wenn die Besiegten versuchten, in neuem Krieg die ihnen angetane Unbill zu beseitigen. Dieser könnte bestehendes Unrecht nur auslöschen, um anderes an seine Stelle zu setzen.

Zum Glück ist ein solcher Krieg nicht unvermeidlich, wenn die demokratischen Elemente in Europa ökonomisch und sozial und damit auch politisch rasch genug erstarken, um dem Völkerbund die Kraft und den Drang zu verleihen, die Anpassung der Staatsgrenzen an die Bedürfnisse der Nationen durch demokratische Methoden zu vollziehen. Sehr viel wird dabei davon abhängen, wann und wie in Rußland die bestehende Diktatur durch ein demokratisches Regime ersetzt wird. Ein solches vermöchte nicht nur das russische Reich rasch wirtschaftlichem Aufschwung entgegenzuführen, sondern auch dem Völkerbund und der Demokratie im Völkerbund überwältigende Autorität zu verleihen.

Das bestehende bolschewistische Regime beruht nach innen und außen auf militärischer Gewalt. Es kann zu demokratischer Durchsetzung allseitiger Selbstbestimmung der Völker nichts beitragen.

Heute stößt sie noch auf viele Hindernisse. Und dennoch ist sie bereits weit genug gediehen, um dem Staat einen ganz neuen Charakter zu geben.

Der moderne Nationalstaat ist nicht mehr eine Zusammenfassung von Gemeinwesen, die nur durch äußeren Zwang, durch militärischen Zwang eines erobernden Stammes, zusammengehalten werden und die dem Staate entweder feindlich oder doch gleichgültig gegenüberstehen. Die Bewohner eines reinen Nationalstaates hängen an ihm und wehren sich verzweifelt gegen jede gewaltsame Loslösung eines seiner Teile von ihm. Es bedarf nicht der mindesten kriegerischen Gewalt gegenüber den Staatsteilen, um sie zusammenzuhalten.

Dabei sind die Grenzen eines solchen Staates durch die Beschaffenheit seiner Einwohner von vornherein gegeben und genau bestimmt. Wie die Bewohner des Nationalstaates sich gegen jeden Eroberer empören, so streben sie auch nicht nach Eroberungen auf Kosten des Nachbarn, wenn diese ebenfalls Nationalstaaten ohne Irredentas bilden.

Wir sehen hier ab von der kolonialen Eroberungspolitik, die zwischen manchen der neueren Staaten einen sehr erheblichen Konfliktstoff bildet. Wir brauchen sie hier, wo wir nur allgemeine Tendenzen betrachten, nicht weiter zu erörtern. Sie tritt auf gegenüber Staaten ohne kapitalistische Industrie, ohne moderne Demokratie und ohne nationales Bewußtsein (im modernen Sinne). Aber die Welt ist bereits so gut wie verteilt und in den kolonialen Gebieten entwickelt sich, dank der Ausdehnungsfähigkeit des europäischen und jetzt auch amerikanischen Kapitals, rapid eine kapitalistische Industrie. Durch sie ersteht dort weniger eine einheimische Kapitalistenklasse als ein einheimisches kampffähiges und kampflustiges Proletariat mit starken demokratischen und nationalen Tendenzen. Diese werden bald imstande sein, jedem Eroberer Herrschaft und Ausbeutung

gründlich zu verleiden. Gegen einen fremden Ausbeuter finden sich die Massen leichter zusammen als gegen einen aus dem eigenen Lande stammenden.

Je mehr wir uns dem Zustand allgemeiner Demokratie in allen Staaten mit nennenswerter Industrie nähern, desto überflüssiger werden Armeen zum Schutze des Landes. Desto sicherer wird es geschützt durch die Stärke der Demokratie hüben wie drüben. Allerdings ohne solche Demokratie sind Völkerbund und ewiger Friede eine Utopie. Sie waren es noch zur Zeit Kants. Erst in unseren Tagen beginnt die Demokratie wenigstens in den maßgebendsten Staaten genügend zu erstarken, um es zu ermöglichen, daß aus dem Zusammenleben von Staaten des in der Geschichte völlig neuen Typus der modernen Demokratie auch die völlig neue Institution der Abschaffung der Armeen und des Krieges durch einen Bund dieser Staaten erwächst.

In diesem Staate der modernen Demokratie beruht weder die Ausbeutung der arbeitenden Klassen in seinem Innern, noch das Verhältnis zu seinen Nachbarn auf der kriegerischen Kraft seiner herrschenden Klasse. Aber doch blieb bisher auch in der Demokratie der Staatsapparat in den Händen einer solchen Klasse und diente ihren ausbeuterischen Zwecken.

Zwölftes Kapitel.

Das Wachsen des Staatsapparats.

a) Armee, Verkehr, Zölle.

Da im demokratischen Staat die Funktionen der Unterdrückung der unteren Klassen immer mehr zurücktreten, sollte man meinen, daß der Staatsapparat durch die Demokratie immer geringfügiger wird, der ja ursprünglich vornehmlich solchen Funktionen diente. Das war auch die Ansicht des Liberalismus, der in seiner kühnsten und radikalsten Form, der des Manchestertums, die Befugnisse des Staates auf ein Minimum zu reduzieren suchte, ihn zu einem bloßen Nachtwächter zu machen gedachte, wie Lassalle spottete.

Aber in Wirklichkeit wurde bei fortschreitender Demokratie der staatliche Apparat nicht geringer, sondern immer umfangreicher. Das stand im Gegensatz zu den Tendenzen der Demokratie, wurde aber erzeugt durch dieselbe industrielle Entwicklung, die den Fortschritt der Demokratie unaufhaltsam machte.

Wir sehen hier eine gegensätzliche Entwicklung, die ihr Gegenstück findet in der Entwicklung des Nationalstaates. Die industrielle Entwicklung drängt nach steter Ausdehnung der Wirtschaftsgebiete, innerhalb deren freier Verkehr ohne Zoll-

schranken besteht. Je größer ein solches Gebiet, desto besser gedeiht es unter sonst gleichen Bedingungen. Dies eine der Ursachen der ökonomischen Ueberflügelung des in viele Wirtschaftsgebiete zersplitterten Europa durch die Vereinigten Staaten. Rußlands wirtschaftlicher Aufschwung muß aus diesem Grunde machtvoll einsetzen, sobald es nur einmal ein demokratisches Regime hat.

Manche Marxisten suchten in diesem Faktor einen Grund des „Imperialismus", eines steten Ausdehnungsstrebens der modernsten Staaten. Wir haben davon schon oben, im achten Kapitel des dritten Abschnitts des vierten Buches gehandelt.

In Wirklichkeit sehen wir im heutigen Europa das Gegenteil einer Tendenz zu steter Vergrößerung der Staaten, die Tendenz zur Auflösung der großen der Feudalzeit entstammenden Nationalitätenstaaten und zu ihrer Aufteilung in zahlreichere kleinere Nationalstaaten. Dies ist die notwendige Folge des Erstarkens der Demokratie, deren politische Tendenzen auch hier wieder in Gegensatz zu den Tendenzen der ökonomischen Entwicklung treten, der sie entstammen.

Die Abhängigkeit der Politik von der Oekonomie ist eben nicht so einfach, wie mancher Anhänger der materialistischen Geschichtsauffassung meint. Sie kann arge Widersprüche hervorrufen. Es gehört zu den Aufgaben der geschichtlichen Entwicklung, sie in einer höheren Synthese aufzulösen. Das bedeutet für die Staatenbildungen in Europa die Notwendigkeit, die verschiedenen, sich selbst verwaltenden, mehr oder weniger national abgegrenzten Staaten zu einem Wirtschaftsgebiet zusammenzufassen, innerhalb dessen freier Verkehr herrscht. Eine Aufgabe, nicht unmöglich zu lösen, aber allerdings durch die Nachwirkungen desselben Weltkrieges erschwert, der größere Wirtschaftsgebiete zerschlagen hat, um zahlreiche kleinere Staaten an ihre Stelle zu setzen.

Ebenso ist eine Synthese notwendig zwischen den Tendenzen der Demokratie nach fortschreitender Beschränkung der Staatsgewalt und den Tendenzen der ökonomischen Entwicklung nach ständiger Ausdehnung der Funktionen des Staates und des Apparates, der zu ihrer Bewältigung notwendig ist.

In seiner Schrift über den „Bürgerkrieg in Frankreich" Ausgabe 1891, Berlin, S. 49, sagt Marx:

„Die Kommune machte das Stichwort aller Bourgeois-Revolutionen — wohlfeile Regierung — zur Wahrheit, indem sie die beiden größten Ausgabequellen, die Armee und das Beamtentum aufhob."

In Wirklichkeit liefen bisher alle Revolutionen, nicht bloß die Bourgeoisrevolutionen, darauf hinaus, die Staatsausgaben zu steigern, das Beamtentum zu vermehren. Und auch die Ausgaben für die Armee vermochten sie bisher in der Regel nicht zu verringern.

Die Demokratie hat die allgemeine Wehrpflicht mit sich gebracht, das heißt, eine ungeheure Ausdehnung der Armee. Die radikale Demokratie ist gegen die stehenden Heere und für das Milizsystem, aber aus politischen, nicht aus wirtschaftlichen Gründen. Wir verlangten die Miliz, um der Staatsgewalt die Waffe des stehenden Heeres gegen die Volksmassen im eigenen Lande zu nehmen. Wir durften aber nicht etwa erwarten, damit die Militärausgaben zu verringern. Im Gegenteil, die Miliz erlaubt es, noch mehr Soldaten auszubilden, als das System des stehenden Heeres, sie bedingt die Anschaffung der nötigen Ausrüstung für zahlreichere Truppen. Die ungeheuren Heere des Weltkrieges waren ja auch schließlich nichts anderes als Milizheere.

Wir haben heute in manchen Staaten ein kleines Berufsheer angeworbener Soldaten. Aber soweit das nicht aufgezwungen, sondern aus freien Stücken eingeführt ist, wie in den angelsächsischen Staaten, lauert dahinter das allgemeine Volksaufgebot im Falle eines Krieges, was die Beschaffung der Ausrüstung dafür schon im Frieden bedingt.

Und wie sehr wächst diese Ausrüstung infolge des technischen Fortschritts, der sich im selben Maße vollzieht, wie der der Demokratie. Stetig werden die vorhandenen Waffen verbessert und immer wieder neue, oft ganz ungeheuerliche dazu erfunden. Sie bedrohen uns nicht bloß mit den furchtbarsten Gräßlichkeiten im Falle des Krieges. Sie bedeuten auch eine drückende, stets wachsende Last im Frieden.

Das deutsche Volk braucht nicht darüber zu murren, daß der Versailler Friede ihm die Kosten der Armee verringert und die der Kolonien genommen hat. Dadurch wurde ihm seine wirtschaftliche Erholung nach dem Weißbluten durch den Krieg wesentlich erleichtert.

Das internationale Ansehen, das die deutsche Republik bereits wieder gewonnen hat, bezeugt aber auch, daß die Geltung einer Nation heute viel mehr von ihren ökonomischen und kulturellen Leistungen, als von der Größe ihrer Armee abhängt. In der Tat bedarf heute, im Zeitalter weitentwickelter Demokratie ein Staat, der von Demokratien umgeben ist und der keine aggressiven Tendenzen verfolgt, zu seinem Schutze kaum noch einer Armee, wenn die Institution des Völkerbundes einigermaßen rationell aufgebaut ist. Hat Rußland ein demokratisches Regime erlangt und ist es dem Völkerbund beigetreten, dann ist eines der größten Hindernisse einer allgemeinen Abrüstung gefallen.

Bisher sind wir noch nicht so weit gekommen. Bisher war daher der Fortschritt der Demokratie von einer steten Vergrößerung der Armeen und ihrer Ausrüstung und deswegen auch von einer steten Vermehrung des militärischen Staatsapparates begleitet.

Wir dürfen allerdings erwarten, daß von nun an jeder demokratische Fortschritt im entgegengesetzten Sinne wirken wird, wenn er nicht auf ein einzelnes Land beschränkt bleibt, sondern ein größeres Gebiet, womöglich ganz Europa, wenn nicht die ganze, heute kapitalistische (zum Teil staatskapitalistische) Welt umfaßt und so eine allgemeine Abrüstung ermöglicht.

Trotzdem wird der Staatsapparat weiter ausgedehnt werden. Die Funktionen, die ihm die Friedensarbeit auferlegt, nehmen nicht ab, sondern zu.

Wir haben bereits gesehen, daß dem Staate neben seinen ursprünglichen und eigentlichen Funktionen der Beherrschung der unteren Klassen unter Umständen auch schon frühzeitig Funktionen ökonomischer oder kultureller Art erwachsen, wie etwa Bewässerungsbauten oder die Anlegung von Straßen.

Im mittelalterlichen Staat des Abendlandes war weder für Straßen noch für Bewässerungsanlagen viel Gelegenheit. Der Staat befaßte sich damit nicht.[1])

Jedenfalls waren das ganze Mittelalter hindurch weder die technischen Kräfte noch aber auch die Veranlassungen zu großen Wasser- oder Straßenbauten gegeben.

Das änderte sich, sobald die Bevölkerung Europas im Laufe des Mittelalters dichter wurde und industrielle Städte mit höherer Technik entstanden. Die wachsende Bevölkerung drängte unter Umständen danach, dem Wasser durch große Bauten neues Land abzugewinnen, was namentlich in Holland höchst wichtig

---

[1]) Ob ein Volk Wasserbauten unternimmt, hängt für Eduard Meyer namentlich von der „Veranlagung des Stammes" ab, „die wohl durch äußere Einwirkungen gefördert oder gehemmt werden kann, aber in ihrem Kern etwas tatsächlich Gegebenes und nicht weiter Erklärbares ist . . . Von den Möglichkeiten, welche die Natur, die Beschaffenheit des Bodens bietet, sind immer nur einzelne von den Menschen ergriffen worden —, es sei hier nur an die großen Flußtäler Amerikas erinnert, die ebensowohl zu Zentren einer großen Kulturentwicklung hätten werden können, wie die Täler des Nil, des Euphrat und des Hoangho, die aber von den Indianern völlig unbenutzt gelassen sind". (Einleitung zur „Geschichte des Altertums", S. 65.)

Mit gleichem Recht hätte ein Vorläufer Eduard Meyers zur Zeit des Augustus es der natürlichen geringen Veranlagung der Germanen zuschreiben können, wenn sie die Täler etwa der Elbe oder der Oder „völlig unbenutzt ließen", während die Semiten es schon Jahrtausende vorher verstanden hatten, in den Tälern des Nil, usw., inmitten von Sandwüsten eine hohe Kultur zu schaffen.

Meyer meint offenbar: Flußtal ist Flußtal, es müßte überall die gleiche Wirkung üben, wenn die Stämme der Menschen gleich veranlagt wären, ohne Rücksicht darauf, in welchem Klima das Flußtal gelegen ist und welche Höhe der Entwicklung seine Bewohner erreicht haben. Oder hängt es auch von der natürlichen Veranlagung eines Volkes ab, in welchem Stadium der Entwicklung es sich befindet? Sind die einen von Natur aus Jäger, andere nomadische Hirten, andere seßhafte Bauern und können sie nie etwas anderes sein?

wurde. Andererseits wuchs nun der Verkehr und verlangte nach verbesserten Verkehrsmitteln, die ihrerseits wieder den Verkehr und seine Bedürfnisse steigerten.

Lange Zeit blieben die Bauten der einen wie der anderen Art ganz lokalen Organisationen, Städten, Markgenossenschaften überlassen. Schließlich aber erreichten sie eine Ausdehnung, die den Staat zwang, sich vieler von ihnen anzunehmen. Und je mehr gegenüber der feudalen Anarchie die staatliche Autorität erstarkte, desto mehr verfügte sie auch über die Kraft, solche Bauten auszuführen. Weit mehr noch als das Interesse des Handels und Verkehrs waren es militärische Rücksichten, die den aufkommenden Absolutismus zwangen, die Wege zu verbessern, damit seine Armeen schneller vorwärtskamen, die an Zahl und Ausrüstung wuchsen und längere Zeit beisammen blieben, seitdem die feudalen Aufgebote durch Söldnertruppen ersetzt wurden.

Der Staat hatte nun für Heerstraßen zu sorgen, auch für Kanäle, für die Anlage von Häfen usw.

Aufgaben dieser Art waren schon dem antiken und orientalischen Staat erstanden. Sie wurden aber riesenhaft erweitert durch die technische Revolution des industriellen Kapitalismus, durch das Aufkommen der Eisenbahnen, der Telegraphen, durch die Ausdehnung des Postwesens. In den angelsächsischen Staaten blieb das Eisenbahnwesen eine Angelegenheit privater Unternehmungen. Auf dem europäischen Kontinent war das anfänglich auch vielfach der Fall, doch ist man dort immer mehr zur Verstaatlichung der Eisenbahnen übergegangen, allerdings in erster Linie aus militärischen Rücksichten — die hier ebenso wie beim Straßenbau überwogen. Die Post ist selbst in England und den Vereinigten Staaten ein Staatsinstitut.

Indessen sind die Eisenbahnen, ebenso wie Post und Telegraph, so wichtig für die Existenz der ganzen Bevölkerung, daß eine staatliche Oberaufsicht und Regelung der Anlage und des Betriebes der Eisenbahnen auch in England und den Vereinigten Staaten nicht zu umgehen ist.

Diese neuen staatlichen Funktionen wirkten auf das stärkste auf das Wirtschaftsleben ein. Dazu gesellten sich noch zahlreiche andere Aufgaben wirtschaftlicher Art. Der Produktionsprozeß war nie in das Belieben einzelner gestellt gewesen, auch dort nicht, wo der einzelne Arbeiter für sich allein tätig war. Stets wurde die Produktion gesellschaftlich geregelt. Aber es waren kleinere Kreise, die regelnd auftraten, Markgenossenschaften, das Dorf, die Stadt, die Zunft. Der Staat kümmerte sich im Mittelalter nicht um das Wirtschaftsleben — außer dort, wo Stadt und Staat zusammenfielen.

Der mit dem industriellen Kapital zunächst aufkommende fürstliche Absolutismus lähmte und tötete die Selbstverwaltung

der Städte und Zünfte und sonstiger unabhängiger Organisationen. Er übernahm ihre Funktionen und fügte noch neue dazu, die das industrielle Kapital mit sich brachte.

Sie alle zu erörtern, würde zu weit führen. Nur auf einen Punkt sei hier hingewiesen, das Zollwesen.

Die Institution der Zölle ist uralt. Ihren Anfang bildete der Tribut, den reisende Kaufleute räuberischen Stämmen, deren Gebiet sie durchzogen, entrichten mußten, um sicheres Geleit zu erlangen. Der Zoll war da zunächst nur ein Mittel zur Bereicherung desjenigen, der ihn einhob. Er ist es vielfach heute noch, als Finanzzoll. Seine Einhebung war eine Frage der Macht, nicht der Wirtschaft. Wer die Macht besaß, erhob Zölle. Im Mittelalter war die Zahl der Städte, der Landschaften, der Grundherren, die Zölle einhoben, Legion.

Der aufkommende Absolutismus beseitigte immer mehr diese Zölle, die nicht ihm zugute kamen, und führte dafür Zölle an den Staatsgrenzen ein. Nicht zum wenigsten waren es diese Zölle, die den neuen Staat zu einem festverbundenen einheitlichen Gebilde machten.

Gleichzeitig damit erhielten aber auch die Zölle immer mehr neben der alten Funktion, den Einheber zu bereichern, auch eine neue: die, das industrielle Kapital zu fördern. Neben dem Finanzzoll erhob sich der Schutzzoll.

Schon dadurch allein wird das Wirtschaftsleben in engste Abhängigkeit gebracht von der Staatspolitik. Die weitere ökonomische Entwicklung erheischt immer stärkeres Eingreifen des Staates in das Wirtschaftsleben. Man denke nur an die wachsenden Aufgaben der Sozialpolitik, an die zunehmende Bedeutung des Bergbaus, der von vornherein stets teils direkt vom Staate betrieben, teils von ihm reguliert wurde usw.

b) Unterricht, Justiz, Heilwesen.

Noch auf zahlreichen anderen Gebieten erwachsen dem Staate Aufgaben, die er früher nicht kannte. So die Sorge für den Unterricht. Dieser blieb im Altertum meist den Privaten überlassen, war eine Sache der Familie. Die Künste des Lesens und Schreibens kamen, wie wir gesehen haben, erst spät auf und blieben in der Regel auf die herrschenden Klassen beschränkt. Selbst in den demokratischen Staaten war das Analphabetentum der unteren Klassen die Regel. Sie brauchten weder lesen noch schreiben zu können. Die Mittel mündlicher Verständigung genügten ihnen, sich die Informationen zu holen, die sie brauchten.

Beloch meint wohl, daß „die Kenntnis des Lesens und Schreibens in Athen allgemein verbreitet war, obgleich es auch hier Ausnahmen gab". (Griech. Gesch. II., 1., S. 275.) Ohne solche Kenntnis wäre die Einrichtung des Ostrazismus, des Scherbengerichts,

nicht möglich gewesen. Diese Einrichtung zum Schutze der Demokratie bestimmte, daß in jedem Frühjahr das Volk darüber abstimmen sollte, ob es in Athen einen Bürger gäbe, der der Freiheit gefährlich wäre. Wurde diese Frage von einer Mehrheit bejaht, dann stimmte man darüber ab, wer dieser gefährliche Mann sei, der für zehn Jahre das Land verlassen mußte. Jeder der Abstimmenden hatte ein Stimmtäfelchen (Scherbe) abzugeben, auf dem der Name des von ihm für bedenklich Gehaltenen aufgeschrieben war.

Diese Bestimmung soll die allgemeine Kenntnis des Lesens und Schreibens voraussetzen. Nun, wer einen Namen zu kritzeln vermag, braucht doch nicht imstande zu sein, fließend lesen zu können, das heißt aus Büchern ein Wissen zu schöpfen. Und Bücher waren in Athen der Masse unzugänglich. Das betont auch Beloch selbst. Der Ostrazismus forderte indes nicht einmal, daß jeder der Abstimmenden selbst den Namen des Mannes niederschreibe, den er verbannt wissen wollte.

Bekannt ist die Anekdote von dem Ostrazismus, in dem entschieden werden sollte, wer gefährlicher sei, Themistokles oder Aristides. Ein Athener, der gegen Aristides stimmen wollte, aber nicht schreiben konnte, suchte jemanden, der ihm den Namen auf sein Stimmtäfelchen niederschriebe. Er wandte sich an den ersten, der ihm begegnete und das war gerade Aristides, den er nicht kannte.

Der Ostrazismus bedingte also keineswegs eine allgemeine Kenntnis des Schreibens.

Jedenfalls gab es im alten Athen selbst auf dem Gipfelpunkte seines geistigen Aufschwungs keine Staatsschulen.

„Für den öffentlichen Unterricht bot der Staat meist noch gar nichts, wenn wir von den Turnplätzen (Palästren, Gymnasien) absehen, die auf öffentliche Kosten angelegt und unterhalten wurden." (Beloch, II. 1., S. 112.)

Von den Römern sagt Becker:

„Der Staat nahm keine Notiz von der Erziehung . . . am wenigsten dachte der Staat daran, selbst für die Unterrichtsanstalten zu sorgen." (Gallus, 3. Auflage, II., S. 72.)

Im Mittelalter war es die Kirche, die sich des Unterrichts annahm. In den barbarischen Germanenstaaten beruhte ihre Machtstellung vor allem darauf, daß sie die Hüterin der Reste der Kultur blieb, die sich aus dem verfallenden Römerreiche erhalten hatten. Nicht aus dem Leben der damals so kläglichen Gegenwart, sondern aus den Traditionen einer großen Vergangenheit schöpfte sie ihre Kraft. Aus Traditionen, die schriftlich überliefert waren. Auf sie stützte sie ihre Ansprüche, wobei sie nicht faul war, die wirklich überlieferten Zeugnisse, wo sie es brauchte, durch gefälschte zu ergänzen oder auch zu verdrängen.

Die Kenntnis des Lesens und Schreibens wurde für ihre Funktionäre unentbehrlich.

Den Nachwuchs in diesen Künsten zu unterrichten, überließ sie nicht privater Initiative. Bei jedem Dom, jedem Kloster wurde eine Schule errichtet, die ihre Schüler allerdings nicht für das praktische Leben, sondern für die Kirche erzog.

Daß die Massen lesen und schreiben konnten, daran lag ihr nichts. Im Gegenteil, das konnte unbequem werden, wenn diese kritisch wurden und anfingen, die Zeugnisse, auf die sich die kirchlichen Autoritäten stützten, selbst zu prüfen.

Gerade aus diesem Grunde mußte das Bedürfnis nach vermehrten, von der Kirche unabhängigen Unterrichtsmöglichkeiten auftauchen, als die Städte erstarkten und in ihnen eine Kultur aus der lebendigen Wirklichkeit heranwuchs, die der traditionellen kirchlichen überlegen war und zu ihr in Widerspruch trat. Dieser wurde noch verschärft dadurch, daß die gleichzeitige Ausdehnung der Geldwirtschaft das Geldbedürfnis der päpstlichen Kirche wie der von ihr ausgebeuteten Kreise und damit die Gegensätze zwischen ihnen steigerte.

Bei dem Kampf der Reformatoren gegen die römische Ausbeutung blieben sie aber auf dem Boden stehen, den sie vorfanden, dem der kirchlichen Tradition. Die Tendenzen der Reformatoren entsprossen dem Leben, aber ihre Argumente zogen sie aus der Bibel und den Kirchenvätern, ebenso wie die Verfechter der päpstlichen Ausbeutung auch.

Indes gerade, weil dadurch der Kampf als ein literarischer, als ein Streit um Bücher geführt wurde, wurde es um so notwendiger, daß alle Gegner des Papsttums dessen Verfechtern zum mindesten in der Kunst des Lesens gewachsen waren.

Die Sorge für eine gute Volksschule kennzeichnet alle Reformatoren. Das ist einer der Gründe, die den protestantischen Ländern eine ökonomische Ueberlegenheit über die katholischen verleihen und in jenen den industriellen Kapitalismus vielleicht noch mehr gefördert haben, als der calvinistische Puritanismus, auf den Max Weber solches Gewicht legt.

Verbesserte und allgemeiner verbreitete Volksschulen waren nicht nur durch den Gegensatz gegen das Wissensmonopol der Kirche notwendig geworden, sondern auch direkt durch die neuen ökonomischen Bedingungen in den Städten:

„Der in den Dom-, Kloster- und Pfarrschulen erteilte Unterricht war meistenteils sehr dürftig. Er genügte daher den in die Höhe strebenden Städten nicht mehr. Der freie Verkehr in den größeren Handelsstädten setzte Kenntnisse voraus, die man in jenen Schulen nicht erlangen konnte, ohne die man aber mit den anderen Städten keine Konkurrenz halten konnte. Daher entstand frühe schon das Bedürfnis neuer, von der Geistlichkeit unabhängiger Schulen, dem jedoch erst nach einem heftigen Kampfe mit der Geistlichkeit und anfangs gleichfalls nur notdürftig Genüge geleistet werden konnte.“ (G. L. v. Maurer, Geschichte der Städteverfassungen in Deutschland, Erlangen 1870, III., S. 61.)

Dieses städtische Schulwesen begann in Deutschland im 13. Jahrhundert. Die Reformation brachte dann das städtische Volksschulwesen zu hoher Blüte. Und es müssen zu ihrer Zeit, wenigstens in den Städten, schon weite Schichten der Bevölkerung des Lesens kundig gewesen sein, sonst wäre die große Zahl von Flugblättern und Zeitungen unerklärlich, die damals erschienen und sich an breite Massen wendeten. Damit erstanden auch erst die Bedingungen, die zum Buchdruck führten.

Mit dem Verfall der Freiheit der Städte und der Aufhebung ihrer Selbstverwaltung durch den fürstlichen Absolutismus ging die Sorge für die Volksschule auf den Staat über. Das heißt, die Kosten der Schulen überließ er den Gemeinden, aber die Regelung der Schulen, die Festsetzung ihres Lehrplanes, die Bestellung oder doch Auslese ihrer Lehrer behielt er sich vor, um sicher zu sein, daß sie kein freies Denken aufkommen ließen. Das Niveau der Volksschule wurde möglichst niedrig gehalten, auf Lesen, Schreiben, Rechnen und den Katechismus beschränkt. Einen Vorteil brachte der Absolutismus insofern, als die Volksschule nun nach und nach in den Dörfern größere Verbreitung fand.

Für die aufkommende Demokratie wird die Volksschule dann einer der wichtigsten Gegenstände staatlicher Fürsorge. Sie hat nun nicht mehr fromme Christen und knechtselige Untertanen, auch nicht mehr bloß verwendbare Arbeiter heranzuziehen, sondern denkende, wissende Menschen, die in der Natur, in der Oekonomie und im Staatswesen genügend Bescheid wissen, um sich auf den Gebieten, auf denen sie im Leben etwas zu leisten haben, selbständig weiter bilden zu können. Das bedeutet eine riesige Ausdehnung der Aufgaben des Staates.

Neben den Volksschulen gab es in den Städten des ausgehenden Mittelalters auch höhere Schulen, Lateinschulen, in denen das Lateinische, die Sprache der Wissenschaft dieses Zeitalters gelehrt und damit der Weg zur Wissenschaft selbst eröffnet wurde. Auch solche Schulen wurden im Zeitalter des Absolutismus vom Staate übernommen, der infolge des Wachsens von Industrie und Verkehr und dem Zunehmen der Nachfrage nach Intellektuellen noch neue Lateinschulen dazu gründete.

In manchen Städten fanden sich auch bedeutende Gelehrte, die Schüler um sich sammelten und denen sie eine dem damaligen Wissen entsprechende höhere Gelehrsamkeit beibrachten. Im Mittelalter mußten sich alle Berufe zünftig organisieren. Nicht nur Handwerker, sondern auch Künstler, z. B. Maler oder Dichter. So auch die Gelehrten. In manchen Städten, zuerst in italienischen (Bologna) und in französischen (Paris), in denen sie sich mit ihren Schülern in größerer Zahl zusammenfanden, bildeten sie richtige Zünfte mit Meistern, Gesellen und Lehrjungen, Zünfte, die auf Grundlage einer Lehrzeit und eines Meisterstücks

das Recht erteilten, die Wissenschaft zu praktizieren oder zu lehren. Diese Zünfte, Universitäten genannt, teilten sich, den verschiedenen Wissenschaften entsprechend, in Unterzünfte, Fakultäten. Zuerst drei, die der Theologen, Juristen, Mediziner, zu denen dann noch eine vierte kam, die anfänglich die der Artisten hieß, nicht wegen der Jonglierkünste ihrer Professoren, obwohl manche es darin zur Meisterschaft brachten, sondern weil sie die freien Künste umfaßte (facultas artistarum seu artium liberalium). Später nannte man diese Fakultät die philosophische.

Die Universitäten wurden die Zentralpunkte alles höheren Wissens und als solche von größter gesellschaftlicher Bedeutung. Kein Wunder, daß die damaligen herrschenden Mächte nicht ruhig zusahen, wie sie sich frei entwickelten, sondern daß Kirche wie Staat frühzeitig danach trachteten, diese Zünfte in ihren Dienst zu stellen und ihrer Botmäßigkeit zu unterwerfen. Der aufkommende Absolutismus siegte auch auf diesem Gebiete schließlich über die Kirche, allerdings nicht nur durch die Peitsche, sondern mehr noch durch Zuckerbrot, durch Gewährung mannigfacher Privilegien an Professoren und Doktoren wie an Studenten. Die Universitäten wurden eine wichtige Staatsangelegenheit, vor allem als Produzentinnen zahlreicher Geistlicher und Beamten, denen der von der Staatsgewalt gewünschte Geist eingepaukt werden sollte.

Der Aufschwung der Industrie und der Wissenschaften veranlaßte nicht nur die Gründung neuer Universitäten, sondern auch die beständige Ausdehnung der bestehenden, um so mehr, als sie ihrem historischen Entwicklungsgang entsprechend eine sonderbare Verquickung von Beamtenfabriken und Forschungsstätten darstellen, die einerseits untertänigste Staatsgesinnung zu verbreiten und andererseits freieste Forschung zu üben haben.

Als Forschungsstätten müssen sie, der Ausdehnung der Wissenschaften und ihres technischen Apparats entsprechend, sich immer mehr und immer umfangreichere neue Institute anfügen, Kliniken und Laboratorien usw.

Dazu kommen wegen der Entwicklung der Technik und der Wirtschaft zahlreiche neue Arten von Schulen, von denen nicht nur das Zeitalter der Reformation, sondern auch das des Absolutismus und der Aufklärung nichts wußte, technische und kaufmännische Mittel- und Hochschulen, die auch überwiegend vom Staate, nicht von Städten, zu erhalten und zu verwalten sind.

Die Entwicklung des medizinischen Wissens bedingt aber nicht bloß eine Ausdehnung des medizinischen Lehrapparates, sondern auch des Heilwesens überhaupt, und zwar in einem solchen Ausmaße, daß es nicht allein mehr von den Städten besorgt werden kann, sondern ebenfalls Aufgabe des Staates wird, der teils direkt Anstalten zur Heilung oder Verhütung von Krankheiten einzurichten hat, teils diese Aufgabe an andere Insti-

tutionen abgibt, z. B. Krankenkassen, die sich selbst verwalten können, aber die ihre Befugnisse durch staatliches Gesetz erhalten. Mit wachsender Demokratie nimmt auch die Rücksichtnahme auf den kranken Teil der ärmeren Bevölkerung zu, den früher der Staat dem Elend überlassen hatte.

Andererseits steigt mit der Entwicklung des Kapitalismus nicht nur die Zahl der Juristen, sondern auch die Zahl der vom Staate beschäftigten Juristen, z. B. der Richter.

Mit den Großstädten wächst die Zahl der Verbrecher, nicht nur der Verbrecher aus Not, sondern auch der aus Habgier, da sich in diesen Städten neben gescheiterten, auch abenteuerlustige, auf künstliche Korrigierung des Glücks erpichte Elemente sammeln, die in den Dörfern und Kleinstädten nur wenig Spielraum für ihre Betätigung finden.

Das Anwachsen der Organisationen der Lohnarbeiter, die ihren Mitgliedern einen starken ökonomischen und sittlichen Halt geben, der ihnen in der Vereinzelung fehlt, wirkt der Zunahme der Verbrechen aus Not entgegen. Diese Wirkung kann aber erst in neuester Zeit anfangen, sich geltend zu machen. Bis dahin zeigt sich eine stete Tendenz zum Anwachsen der Kriminalität, auch in demokratischen Staaten.

Das berührt jedoch nur die eine Seite der gerichtlichen Tätigkeit. Die andere liegt im bürgerlichen Recht, das die Rechte und Pflichten der einzelnen oder von Gesellschaften gegenüber anderen einzelnen oder Gesellschaften bestimmt. Ehedem lebte die große Masse der Menschen in sich selbst genügenden Betrieben oder doch in einfachen, leicht zu überblickenden Verbindungen mit einigen wenigen Nachbarn oder Kunden. Mit der Ausdehnung des Verkehrs durch den industriellen Kapitalismus treten dann immer kompliziertere und riesenhaftere Verhältnisse auf, namentlich im Wirtschaftsleben. Dementsprechend wird auch die Gesetzgebung und Rechtsprechung immer komplizierter, wachsen die Fälle von Konflikten oder doch Unsicherheiten von Rechten und Pflichten, die richterlicher Entscheidung bedürfen.

So wächst auch das Gerichtswesen immer mehr an, das seit dem Absolutismus ganz Sache des Staates geworden ist, während es vordem in der Hauptsache in kleineren Kreisen geübt wurde, im mittelalterlichen Staat etwa vom Grundherrn, dem Dorfschulzen oder der Stadt usw.

c) Steuern.

Unaufhörlich dehnt sich der staatliche Apparat zu immer größeren Dimensionen aus, auch in der Demokratie. Damit wachsen aber auch seine Kosten, wachsen die Steuern und damit wieder der staatliche Apparat zu ihrer Einhebung.

Vor dem Aufkommen des industriellen Kapitalismus war er geringfügig gewesen. Die Staatsausgaben waren im Altertum und

auch im Mittelalter lange sehr gering. Die Hauptaufgabe des Staates, die Betätigung seiner kriegerischen Macht, kostete ihn wenigstens beim Landheer nicht viel, solange die feudalen Krieger und auch die wehrhaften Bürger der Städte sich selbst auszurüsten und im Felde zu erhalten hatten, was bei kurzen Feldzügen wohl anging. Das änderte sich, als die Feldzüge länger dauerten, die Heere weiter weg von der Heimat zu tun bekamen. Nun wurde es notwendig, daß der Staat die Erhaltung der Mannschaft übernahm. Als dann gar an Stelle der feudalen oder demokratischen Aufgebote Söldner traten, die hohen Sold verlangten und oft noch vom Staate ausgerüstet werden mußten, da stiegen die Staatsausgaben erheblich. Der Seekrieg war von Anfang an eine kostspielige Sache. So wurden Steuern notwendig.

Aber die Einhebung der Steuern blieb zunächst einfach. An einigen wenigen Stapelplätzen des Handels erhob man Zölle, daneben wurden den unterworfenen Städten und Landschaften Tribute auferlegt, die jede von ihnen als Gesamtheit aufzubringen hatte. Wie die Stadt oder die Landschaft die Steuer unter ihre Mitglieder verteilte und von ihnen einhob, darum kümmerte sich der Staat nicht.

Die Einhebung der Zölle und der Steuern besorgte dabei der Staat vielfach gar nicht durch eigene Beamte, sondern er verpachtete sie an Private, reiche Leute, die imstande waren, eine hohe Summe als Pachtzins zu erlegen, und dafür das Recht erhielten, die ihnen ausgelieferte Bevölkerung aufs äußerste zu schröpfen.

Im Mittelalter war die Macht des Königs so gering, daß er Steuern nicht erzwingen konnte. Die Aufgebote seiner Ritter brauchte er nicht zu bezahlen. Für die Erfüllung der dürftigen Funktionen, die der Staat sonst damals hatte, mußte der König die Mittel zumeist aus den Erträgen seines eigenen Grundbesitzes aufbringen. Daneben standen ihm noch Zölle zu Gebote und Beden, herkömmliche Steuern, die den Gemeinden auferlegt waren. Wurde daneben gelegentlich eine höhere Ausgabe nötig, die der Landesfürst nicht aus eigenem zu decken vermochte, dann mußte er darum bei seinen „Untertanen" betteln, bei den Herren des Adels und der Kirche, sowie bei den Städten. Zu diesem Zwecke rief er ihre Vertreter zeitweise zusammen, was den Anlaß zur Bildung ständischer Versammlungen gab.

Dort beriet jeder Stand für sich, wie viel er in einem gegebenen Falle dem König bewilligen wolle. Was er dann bewilligt hatte, konnte in der verschiedensten Weise aufgebracht werden. Aber das Verteilen und Auflegen der Steuer war stets Sache des Staates.

An der Freiwilligkeit der Steuer dem Staate gegenüber hielten die Stände mit der größten Zähigkeit fest. Darüber entspann sich in England der große Konflikt zwischen dem Parlament und dem König, als dieser Steuern einheben wollte, die das Parla-

ment nicht bewilligt hatte. Dieser Versuch kostete Karl I. den Kopf. Ein gleicher Versuch der englischen Regierung gegenüber den amerikanischen Kolonien ein Jahrhundert später unternommen, kostete England deren Besitz.

Auf dem europäischen Festland hatte der aufkommende Absolutismus bessere Erfolge.

Seine Bureaukraten und Soldaten ermöglichten es ihm, Steuern zu erzwingen. Andererseits waren es freilich gerade diese Bureaukraten und Soldaten, deren Löhnungen die Einhebung von Steuern doppelt notwendig machten. Lange reichte der Ertrag der Steuern nicht aus, die Geldbedürfnisse der Staaten und ihrer Regenten zu decken. Staatsschulden und Münzfälschungen, später die Ausgabe von Papiergeld mußten in Notfällen aushelfen. Aber sie konnten auf die Dauer nicht ausreichen. Die Auflegung von Steuern, immer höherer Steuern, immer wieder neuer Steuern wurde eine Haupttätigkeit der Staatsverwaltung. Damit aber auch der Aufbau eines Apparats zur Auflegung und Eintreibung der Steuern, die der Absolutismus nicht mehr durch Vermittlung der Grundherren und Städte, sondern direkt von Bauern und Bürgern einhob. Eine Zeitlang behalf man sich, wie im Altertum, mit der Verpachtung der Steuern. Dabei gediehen aber nur die Steuerpächter, nicht der Staat. Die Demokratie vollends konnte sich mit den verhaßten Blutsaugern nicht befreunden. Die Einhebung der Staatsteuern fällt schließlich vollständig der staatlichen Bureaukratie zu.

d) Wandel im Charakter des Staates.

Alles das bedeutet ein stetes Wachstum des Staatsapparats und seines Einflusses auf das ganze gesellschaftliche Leben, aber auch eine fortschreitende Umwandlung seines Charakters. War er von seinen Anfängen an bis in die neuere Zeit vorwiegend eine militärische Organisation gewesen, durch kriegerische Macht entstanden und aufrechtgehalten, so tritt deren Bedeutung jetzt immer mehr zurück gegenüber anderen, wirtschaftlichen und kulturellen Aufgaben, die er teils von kleineren Kreisen, namentlich den Städten übernimmt, die aber teilweise ganz neu aus bisher ungeahnten ökonomischen, technischen, politischen Verhältnissen erstehen.

Damit ändert sich auch das Verhältnis der unteren, der ausgebeuteten Klassen zum Staate. Ehedem war das Verhältnis der einzelnen Klassen zum Staate folgendes: die oberen, herrschenden Klassen kämpfen untereinander um die Macht im Staate, seitdem eine Mehrzahl solcher Klassen in ihm besteht. Die unteren, beherrschten und ausgebeuteten Klassen dagegen denken fast nur daran, den bestehenden Staat, in den sie eingezwängt sind, umzuwerfen, sich von ihm loszureißen, soweit sie die Kraft dazu in

sich fühlen, was allerdings nur selten der Fall ist. In der Regel bleiben sie in ihr Schicksal ergeben.

Jetzt dagegen erhält der Staat immer mehr Funktionen, die auch für die Ausgebeuteten von Wichtigkeit sind und die nur der Staatsapparat ausreichend erfüllen kann. Jetzt denken auch die Ausgebeuten immer weniger daran, den Staat zu zerstören oder aufzulösen, sondern vielmehr daran, sich der Staatsgewalt zu bemächtigen, um sie sich dienstbar zu machen. Und gleichzeitig schwindet auch immer mehr die hoffnungslose Resignation der unteren Klassen, sie treten immer energischer in den Kampf um die Staatsgewalt ein, zuerst in den Kampf um die Demokratie und dann in den Kampf um Benutzung der Demokratie zu wachsender Beeinflussung des Staates in ihrem Sinne.

Dabei ist aber doch bisher der Staat in den Händen der ausbeutenden Klassen geblieben und dient sein Apparat wie bisher zur Aufrechterhaltung der Ausbeutung. Doch ruht diese nun immer weniger auf der Macht der Waffen. Oekonomisch geht sie jetzt aus einem Eigentumsrecht hervor, das die freien Arbeiter als Handwerker und Bauern selbst zur Sicherung ihrer Produktionsmittel und Produkte brauchen, und politisch stützt sie sich auf einen Staatsapparat, den die freien Arbeiter selbst immer mehr für sich in Anspruch nehmen müssen.

So kommen die arbeitenden Massen in eine neue Art Abhängigkeit vom Staate, die ohne Beziehung auf seine militärischen Machtmittel selbst in ganz demokratischen Ländern besteht. Aber die Demokratie bringt auch die Möglichkeit mit sich, diesen ganzen ungeheuren Staatsapparat mit seiner unwiderstehlichen Gewalt, die heute noch in den Händen der großen Ausbeuter ist, ihnen zu entwinden und so aus dem Apparat der Herrschaft einen Apparat der Befreiung zu machen.

Dreizehntes Kapitel.

Die Politik als Beruf.

Je umfangreicher und komplizierter der Staatsapparat wird, desto mehr bedürfen diejenigen eines besonderen Wissens, die ihn zu handhaben und anzuwenden haben. Das sind im modernen Staat überall die Beamten, die Bureaukraten. Im demokratischen Staat gesellen sich dazu noch die Politiker der einzelnen Parteien, Parlamentarier und Journalisten.

Es ist ein Irrtum, zu vermeinen, die Demokratie bestehe in der Abschaffung der Bureaukratie. In der modernen Gesellschaft mit ihrem ungeheuren, wechselvollen Getriebe braucht jede große Organisation mit mannigfachen Aufgaben Fachmänner, die sich ausschließlich der Verwaltung der Organisation widmen, meist

noch mit einer, mitunter sehr weitgehenden Arbeitsteilung in den Reihen der mit der Verwaltungsarbeit Betrauten. Auch die Aktiengesellschaften brauchen eine Bureaukratie, ebenso Gewerkschaften, Genossenschaften, selbst die politischen Parteien dort, wo sie eine bestimmte Ausdehnung, Geschlossenheit und Lebensdauer erreichen.

Nicht die Bureaukratie als solche ist ein Uebel, wohl aber ihre Allmacht, ihre Pedanterie sowie das, was Engels-Marx als Kretinismus bezeichneten, die Neigung der Mitglieder einer besonderen Institution, ihre Bedeutung für den gesellschaftlichen Gesamtprozeß zu überschätzen, ihn aus ihrem Wirken allein zu erklären. In diesem Sinne sprachen Marx und Engels von parlamentarischem Kretinismus. So kann man auch von einem bureaukratischen Kretinismus sprechen, aber nicht minder von einem pädagogischen, journalistischen, militaristischen usw.

Der bureaukratische Kretinismus wird hochgradig in der absoluten Monarchie, wo die Obrigkeit alles zu entscheiden, sich um alles zu kümmern hat, wo der Untertan, der sich selbst nicht rühren darf, alles Heil von der Behörde erwartet.

Dieser Kretinismus ebenso wie die Allmacht und die weltfremde Pedanterie der Bureaukratie sind nicht notwendig mit ihr verbunden. Sie zeigen sich am stärksten dort, wo in einem Großstaat ein Absolutismus mit moderner Bureaukratie und modernem Militarismus ersteht, ohne starken industriellen Kapitalismus und ohne kampffähige arbeitende Klassen, wie z. B. in Rußland oder auch im alten Oesterreich.

In England dagegen ist die Bureaukratie nicht allmächtig, dort widersetzt sich die Masse der Bevölkerung jeder polizeilichen Bevormundung, und ihre kräftige Selbstbetätigung hindert bei den Bureaukraten zwar nicht völlig das Aufkommen, wohl aber das Erstarken von Weltfremdheit, Pedanterie und Kretinismus.

Der Absolutismus verhindert jede gesellschaftliche Selbstbetätigung, jede freie Organisation in dem von ihm beherrschtem Gebiet. Er duldet nur e i n e Organisation von Belang, den von ihm kommandierten, zivilen und militärischen Herrschaftsapparat, in dem keine freie Regung möglich ist und der auch jede solche Regung in der Gesellschaft verhindert. Das ist ein Lebensprinzip des Absolutismus, nicht nur des zaristischen, sondern auch des fascistischen und bolschewistischen. Die Untertanen werden dadurch hilflos gegenüber den Herrschern, aber die Nation auch hilflos gegenüber anderen Nationen, nicht nur im militärischen, sondern auch im ökonomischen Konkurrenzkampfe mit demokratischeren Nationen, sowie im Konkurrenzkampf, den wissenschaftliche und politische Anschauungen untereinander führen.

Eine der wichtigsten Seiten der Demokratie, die allein schon das Gerede von der „formalen" Demokratie lächerlich erscheinen

läßt, ist die Freiheit der Vereinsbildung. Neben dem staatlichen Organismus erstehen in der Demokratie zahlreiche freie, von ihm unabhängige Organisationen für die verschiedensten Zwecke, manche überflüssig oder gleichgültig, viele aber auch von äußerster Wichtigkeit. Manche so gewaltig, daß sie selbst eine Bureaukratie brauchen, einen „Staat im Staate" bilden.

Daneben wächst selbst im demokratischen Staate die staatliche Bureaukratie, sie hat die Tendenz, umfangreicher zu werden als im absolutistischen. Wohl nehmen diesem gegenüber viele Funktionen polizeilicher Schnüffelei, Unterdrückung und Bevormundung ab, schließlich werden auch die Massenarmeen schwinden müssen, aber die Kulturaufgaben wachsen für ihn. Im demokratischen Staat gibt es weniger Polizisten, aber mehr Lehrer.

Wie rasch aber auch im demokratischen Staat seine Bureaukratie wachsen mag, noch rascher wachsen die freien Organisationen, die der Staatsgewalt gegenüber eine ganz andere Bedeutung bekommen, als sie die unorganisierten, vereinzelten Untertanen gehabt hatten. Trotz der absoluten Ausdehnung der staatlichen Bureaukratie im demokratischen Staat nimmt ihre Macht im Verhältnis zu der der freien Organisationen ab. Sie kann ihnen immer weniger diktieren, muß immer mehr mit ihnen verhandeln, sie oft zur Lösung ihrer Aufgaben mit heranziehen. Damit verliert sie immer mehr den Charakter ihrer absolutistischen Periode. Sie wird beweglicher, elastischer, weltkundiger und verliert jenen Kretinismus, der sie glauben machte, das ganze gesellschaftliche Leben werde von ihr bestimmt und was nicht in ihren Akten stehe, existiere nicht in der Welt.

Im demokratischen Staate wandelt die staatliche Bureaukratie ihren Charakter, aber sie hört keineswegs auf, zu sein. Insofern ist es vielleicht nicht ganz zweckmäßig, von der staatlichen Demokratie als von der Selbstverwaltung des Staates durch das Volk zu sprechen. Das Volk in seiner Gesamtheit kann sich nicht selbst verwalten. Es bedarf eigener Organe zur Führung der Verwaltungsgeschäfte seiner Organisationen. Es bedarf ihrer am meisten in der gewaltigsten seiner Organisationen, im Staate.

Statt von der Selbstverwaltung spricht man besser von der Selbstbestimmung des Volkes.

Der Staatsbeamte verwaltet den Staat, aber er beherrscht oder bestimmt ihn nicht. Er ist nicht der Inhaber, sondern der Diener der Staatsgewalt. Diese wird natürlich stets von Personen gebildet. Sie ist im Grunde nur eine Abstraktion, eine jener Abstraktionen, mit denen man bei wissenschaftlichen Untersuchungen operieren muß, wobei man aber nie die konkreten Erscheinungen aus dem Auge verlieren darf, aus denen das Abstraktum abgeleitet ist. Der Staat hat keinen Willen,

keine Zwecke und Ziele. Das haben nur die Menschen, die im Staat und durch den Staat herrschen.

Im absoluten Staate ist der Herrscher der Monarch — das heißt, genau genommen, nicht er allein, sondern seine ganze Umgebung, mit der er lebt, die ihn erzog, die ihn informiert, deren Leiden und Freuden er teilt, also der Hof, der eine Klasse für sich bildet, Hofadel, Hofkirche, Generalität usw. Aber in der Theorie ist es im absoluten Staat der Monarch, der die Beamten ernennt und absetzt, ihnen die Gesetze und Verordnungen gibt, an die sie sich zu halten und die sie bei der Bevölkerung durchzuführen und durchzusetzen haben. Er ist es, der ihrem ganzen Tun die Richtung weist. Er ist es endlich, der sie durch seine Beauftragten kontrolliert und überwacht.

Diese Befugnisse der Souveränität gehen beim Sturze des Absolutismus auf die Demokratie über, das heißt, auf die Gesamtheit des Volkes. Doch für diese ist die Souveränität zunächst wirklich nur formaler Natur. Denn einheitlich handeln kann eine größere Gesamtheit nur dann, wenn sie sich organisiert und sich einzelne Organe schafft, das heißt, einzelne Menschen damit betraut, den Willen ihrer Mehrheit auszuführen. Aus dieser Notwendigkeit heraus haben sich schon Affenherden ihre Leitaffen, haben sich bereits die primitivsten Stämme der Menschen ihre Häuptlinge gesetzt. Aus ihr heraus ist schließlich die staatliche Bureaukratie erwachsen. Sie führt aber auch dazu, daß die Funktionen der Souveränität, die im System des Absolutismus der Monarch selbst vollzieht, in der Demokratie von der Volksmasse, die zeitweise zusammentritt, an von ihr erwählte Vertreter übertragen werden, an Parlamente, die in ihrem Namen Regierungen einsetzen, kontrollieren, absetzen und Gesetze erlassen.

Diese Parlamente knüpfen oft an die alten ständischen Versammlungen der Feudalzeit an, sind aber doch etwas ganz anderes. Ich habe darüber gehandelt in meiner Arbeit „Parlamentarismus und Demokratie" (bei Dietz, Stuttgart, zuerst 1893 erschienen). In den alten ständischen Versammlungen erscheint jedes Mitglied als Anwalt der Sonderinteressen einer besonderen Lokalität, die er der Staatsgewalt gegenüber zu vertreten hatte. Im modernen Parlament ist das einzelne Mitglied Vertreter der gesamten Nation, deren Interessen er wahrzunehmen hat. Das tritt in den Anfängen der neueren Parlamente nicht immer klar hervor, wo der einzelne Abgeordnete noch oft die Sonderinteressen seines Wahlkreises im Auge hat. Im Proportionalwahlrecht ist die Wahlkreispolitik vollständig ausgelöscht.

Zunächst wurden die Parlamente gerade im Namen der Demokratie stark befeindet. Denn die Wähler sind dem Gewählten gegenüber machtlos, sobald er einmal ihre Stimmen hat, bis zur nächsten Wahl.

Und wie leicht ist es anfangs für den Kandidaten, die zusammenhanglose, naive Masse der Wähler in der Wahlagitation durch Versprechungen zu ködern, die nach der Wahl vergessen werden.

Das ändert sich, sobald die Wähler und die politisch interessierten Teile der Bevölkerung überhaupt die Rechte der Demokratie dazu benützen, sich zu dauernden Organisationen zusammenzuschließen, die die parlamentarische Politik ständig verfolgen, nur erprobte Politiker kandidieren lassen und die Gewählten scharf kontrollieren.

Das kann allerdings nicht geschehen in einer einzigen Organisation, die die gesamte, politisch tätige Bevölkerung umfaßt. Denn die Demokratie hebt noch nicht die Klassen auf, hinter den Kämpfen einzelner Kandidaten gegen andere Kandidaten bei der Wahl und hinter den Gegensätzen einzelner Gewählter in den Parlamenten stehen die Interessen verschiedener, gegensätzlicher Klassen. Allerdings nicht nur verschiedener Klassen, sondern auch verschiedener Methoden. Denn man kann dasselbe Ziel auf verschiedenen Wegen zu erreichen suchen. So sind die politischen Gegensätze etwa zwischen sozialdemokratischen, kommunistischen, katholischen Arbeitern nicht solche von Klassen, sondern von Methoden.

Die Gegensätze von Klassen und Methoden führen in der Demokratie zur Bildung verschiedener Parteien. Nur in den Anfängen demokratischen Lebens, wo die Volksmassen die demokratischen Rechte nicht recht zu gebrauchen wissen, ihnen noch unbeholfen gegenüberstehen, kann es vorkommen, daß die Kämpfe der Parteien im Parlament nichts sind als ein persönlicher Streit einzelner Politiker um die staatliche Futterkrippe. Je besser die Massen ihre Rechte zu gebrauchen verstehen, um so deutlicher werden die Parteien zu Vertretern bestimmter Interessen und Methoden von Klassen.

Die Ausdehnung der politischen Parteien zu großen, völlig freien Massenorganisationen wird ein unbedingtes Erfordernis der modernen, parlamentarischen Demokratie.

Aber noch einer anderen Institution bedarf sie: einer freien, von den Massen gelesenen Presse, die sie über das politische Leben ausreichend informiert.

Presse, Partei, Parlament — inbegriffen die parlamentarische Regierung — diese drei P's sind die großen Organe der modernen Demokratie, die unvollkommen bleibt, wenn einem von ihnen die nötige Kraft oder Freiheit fehlt.

Die Regierungen werden in der Demokratie von den Parlamenten gewählt, die Parlamentarier von der Bevölkerung, die Funktionäre der Partei von den Parteigenossen, ebenso die Redakteure der Parteipresse (diese meist indirekt). Daneben gibt es freilich zahlreiche freie Schriftsteller und die Redakteure

der Zeitungen, die nicht zur Parteipresse gehören. Aber ein gewisses Wahlrecht besteht auch ihnen gegenüber, weil jeder, der einige Erfahrung im politischen Leben hat, unter den Zeitungen und Büchern, die ihm geboten werden, diejenigen wählt, von denen er annimmt, daß sie seinen politischen Zwecken am besten entsprechen.

Parlament, Partei, Presse, das sind die Organe, durch die, wenn sie über genügende Macht verfügen, das Volk, das heißt, dessen jeweilig stärkste Klasse und politische Methode, den Staat beherrscht, den Staatsapparat, also die Bureaukratie, kontrolliert und ihm seine Richtung weist.

Wie aber im modernen, komplizierten Staatswesen die Personen seiner Verwaltung immer mehr besonders gebildete Fachleute sein müssen, so gilt das auch von denjenigen, die den Organen des Staates als Organe des Volkes gegenüberstehen, das durch sie seine Souveränitätsrechte ausübt.

Immer mehr werden alle, die an der Staatspolitik — vielfach auch schon an der Gemeindepolitik — energisch teilnehmen, zu einem besonderen Beruf, der nicht mehr als Feierabendarbeit nebenher betrieben werden kann, sondern den ganzen Menschen ausfüllt, besondere Fähigkeiten und besondere Kenntnisse und Erfahrungen erheischt. Das gilt von den Parlamentariern, den Parteifunktionären, den Journalisten.

Ein neuer Beruf ersteht in der modernen Demokratie, der des Politikers. Der Berufspolitiker ist keineswegs gleichbedeutend mit dem Geschäftspolitiker. Man kann die Politik als Beruf betreiben wie man die Wissenschaft als Beruf betreibt. Man kann auf dem einen Gebiet wie auf dem anderen nicht Hervorragendes leisten, ohne sich mit voller Kraft darauf zu konzentrieren. Allerdings soll das nicht in einem Maße geschehen, daß Kretinismus dabei herauskommt. Wir haben schon im fünften Kapitel des ersten Abschnitts des vierten Buches gesehen, daß der Beruf nicht notwendigerweise mit Einseitigkeit und Beschränktheit verbunden sein muß.

Wie jeden Beruf, kann man natürlich auch den der Politik zur melkenden Kuh machen, die den Ausbeuter des Berufs mit Butter versorgt. Schiller hat, als er das Gleichnis brauchte, jedoch nicht an die Politik, sondern an die Wissenschaft gedacht. Doch sagte er gleich, daß sie anderen wieder „die hohe himmlische Göttin ist". So kann auch die Politik dem Politiker eine Göttin sein. Sie braucht ihm nicht zur nützlichen Kuh zu werden. Ob das eine oder das andere eintritt, hängt hauptsächlich von den Bedingungen ab, unter denen die Politik betrieben wird. Die Ausnützung der Politik zu persönlicher Bereicherung ist übrigens nicht auf die Kreise der Berufspolitiker beschränkt und schon gar nicht auf die Politiker der Demokratie. Die Kontrolle, welche die Presse in der Oeffentlichkeit und die Partei über ihre Ge-

nossen übt, wirkt politischer Korruption wirksamer entgegen, als alle Schreckmittel eines terroristischen Absolutismus gegen ungetreue Funktionäre des Staates. In dem Dunkel, in dem allein ein Diktator gedeihen kann, reicht sein Auge nicht weit.

Jedoch nicht nur die Bedingungen des modernen, demokratischen Staates drängen zur Entwicklung der Politik als Beruf. In anderer Weise wird die gleiche Entwicklung gefördert durch die ökonomische Grundlage, der die moderne Demokratie entsprießt, den industriellen Kapitalismus.

Die erste der herrschenden und ausbeutenden Klassen, der Kriegsadel, verwaltete den Staat selbst. Die Art der Ausbeutung, die er übte, war derart, daß ihm genügend Zeit und Freiheit von ökonomischen persönlichen Sorgen blieb, um die anfangs recht einfachen Verhältnisse des Staates überschauen und meistern zu können. Im Laufe der Entwicklung gestaltete sich die innere und äußere Politik des Staates immer komplizierter. Aber dafür wuchs auch in jeder der großen Adelsfamilien die Fülle der Erfahrungen auf diesem Gebiet, die eine Generation der anderen verbessert und vermehrt überlieferte.

Wo nicht ein Despotismus jedes politische Leben erstickte, da blieben die Adeligen stets die eigentlichen Lenker und Regenten der Staaten, ihre politischen Führer, auch wenn die laufenden Verwaltungsgeschäfte Berufsbeamten zugewiesen wurden. Das galt sogar, wie wir gesehen haben, in den demokratischen Staaten des Altertums, es galt später auch in dem Mutterlande des industriellen Kapitalismus und der Demokratie, in England, bis in unsere Tage. Der Adel hatte dort längst aufgehört, allein im Staate zu herrschen, er mußte seit den Tagen der Revolution des 17. Jahrhunderts die Herrschaft mit kapitalistischen Gruppen teilen. Seine Kandidaten mußten mitunter bei Parlamentswahlen mit Bürgerlichen in die Schranken treten. Trotzdem behielt das englische Parlament, nicht nur das Haus der Lords, sondern auch das der Gemeinen, bis ins 19. Jahrhundert im wesentlichen einen aristokratischen Charakter. Das Unterhaus bestand entweder aus den Angehörigen adeliger Familien oder ihren Klienten, die Regierungen wurden von den großen Adelsfamilien gebildet. Das galt für beide Parteien, nicht nur die Konservativen, die Tories, sondern auch die „Liberalen", die Whigs.

Es war eine Ironie des Schicksals, daß diese Regel um die Mitte des vorigen Jahrhunderts gerade bei den Tories durchbrochen wurde, und zwar durch einen jüdischen Literaten, Disraeli, der ihre Partei reformierte und regenerierte, indem er sie den Bedingungen der erstarkten Demokratie anpaßte und ihr Führer wurde.

Die Kapitalisten vermochten dagegen nur ausnahmsweise zu einer Klasse von Staatslenkern zu werden. Schon im Altertum war den Aristokraten, wie wir gesehen, die Beteiligung an kauf-

männischen Geschäften untersagt. Sie hätten durch solche Tätigkeit ihre politische Begabung verringert. Und das gilt bis heute.

Wie die Wissenschaft und die Kunst erheischt auch die Politik, daß derjenige, der sich mit ihr beschäftigt, nicht durch andere Sorgen von ihr abgezogen wird, wenn er es zur Meisterschaft auf diesem Gebiete bringen will. Es haben wohl arme Künstler und Gelehrte Großes geleistet, aber diese armen Künstler waren gewöhnlich sehr leichtsinnig, nicht von materiellen Sorgen beschwert, und die armen Gelehrten so bedürfnislos und weltfremd, daß sie ihre Armut gar nicht recht merkten. Die materiellen Sorgen überließen sie ihren Gattinnen und Freunden.

Der Kaufmann dagegen wird gerade, je geschäftstüchtiger er ist, je mehr er als solcher leistet, um so mehr von materiellen Sorgen erfüllt sein, wenn auch nicht von Nahrungssorgen. Sein Leben beschäftigt ihn ununterbrochen mit Spekulationen, nicht theoretischen, sondern sehr praktischen. Seine Existenz zieht er daraus, daß er die kommenden Verhältnisse des Warenmarktes richtig voraussieht und ausnützt.

Und das ändert sich nicht für den industriellen Kapitalisten. Wohl zieht die Klasse dieser Kapitalisten ihren Gewinn aus der Produktion des Mehrwerts. Aber der Gewinn des einzelnen unter ihnen bleibt dabei abhängig vom Warenmarkt. Er kann den aus dem Mehrwert ihm zufließenden Gewinn vermehren, wenn es ihm gelingt, seine Rohstoffe billiger zu kaufen, als seine Konkurrenten, oder seine Produkte teurer zu verkaufen als diese. Er kann aber auch den ganzen Mehrwert, den sein Unternehmen produzierte, an andere Kapitalisten verlieren und bankerott werden, wenn er zu teuer kauft, zu billig verkauft.

Dabei wird im Zeitalter des industriellen Kapitals der Warenmarkt immer ausgedehnter und unübersichtlicher. Und für den industriellen Kapitalisten gesellen sich zu Problemen des Zirkulationsprozesses der Waren auch die des Produktionsprozesses. Er hat nicht bloß Rohstoffe zu kaufen, sondern auch Maschinen. Er muß Fabriken bauen, Arbeiter anwerben, ihre Arbeit organisieren, mit ihnen Kämpfe ausfechten usw.

Man stellt sich in unseren Kreisen den Kapitalisten oft als einen sorglosen Müßiggänger vor. Das trifft nicht zu. Er führt ein Leben voll Sorge, nicht Sorge um das tägliche Brot, aber voll Sorge um das Sich-Behaupten in den sich immer mehr verschärfenden Kämpfen um Gewinn und Macht mit den Konkurrenten, den Lieferanten, den Kunden, den Arbeitern.

Wir haben hier nicht zu untersuchen, inwieweit diese Kämpfe gesellschaftlich notwendig und nützlich sind. Darüber wurde von unserer Seite bereits anderweitig ausreichend gehandelt. Genug, sie sind da und nehmen das ganze Denken, die ganze Kraft der Kapitalisten gefangen.

Man könnte meinen, das Aktienwesen verwandle die Kapitalisten in bloße Rentner. Das ist keineswegs der Fall. Es ermöglicht nur, ebenso wie die Staatsanleihen, das Bestehen einer zahlreichen Klasse von Rentnern. Für den Kapitalisten ist jedoch das Akkumulieren zur zweiten Natur geworden, er entschließt sich selten zum Rentnerdasein solange er tatkräftig ist. Vermehrung von Kapital heißt Vermehrung von Macht und Ansehen in der Gesellschaft. Diese Vermehrung erlangt man nicht als bloßer Rentner.

Das Aktienwesen ermöglicht vielmehr, daß kapitalistische Unternehmer außer an dem eigenen Unternehmen auch an anderen interessiert werden, von denen sie nur Anteilscheine besitzen. Ferner macht es die Aktie möglich, daß Geldbesitzer aus den verschiedensten Kreisen, Angehörige freier Berufe, Beamte des Staates und anderer Einrichtungen, Grundbesitzer und dgl. Anteil an kapitalistischen Unternehmungen bekommen, an den Wechselfällen ihrer Geschicke interessiert werden.

Das Gebiet der geschäftlichen Spekulation wird durch das Aufkommen der Aktie nicht eingeengt, sondern vielmehr gewaltig erweitert. Zu den Schwankungen des Warenmarktes gesellen sich nun auch die des Effektenmarktes.

Ein Faulbett ist das Dasein eines im Geschäftsleben stehenden Kapitalisten nicht.

Damit soll nicht gesagt sein, daß die gesamte Kapitalistenklasse nur aus tätigen Menschen bestünde — ganz abgesehen von der Frage, ob und inwieweit ihre Tätigkeit nicht entbehrlich ist, ja sogar schädlich wirkt.

Die Kapitalisten akkumulieren nicht ihren ganzen Mehrwert. Die asketischen Tage des industriellen Kapitals sind vorüber. Für den Kaufmann haben sie in der Regel von vornherein nicht existiert. Aber es sind vornehmlich die Damen und die Sprößlinge der Kapitalisten, denen die Funktion des Konsumierens des Mehrwerts zufällt, soweit er nicht akkumuliert wird, des Vergeudens und Verschlemmens dessen, was die Gatten und Väter aus der Arbeit der fleißigen Hände ihrer Ausgebeuteten erwarben.

Von diesen schwelgenden Tagedieben ist jedoch ernsthafte Beschäftigung mit der Politik schon gar nicht zu erwarten. Die tätigen Kapitalisten wieder verhindert ihr Geschäft, sich intensiv der Politik zu widmen. Es nimmt sie gefangen nicht nur während der Stunden der Bureauarbeit, sondern oft darüber hinaus, während der Stunden der Muße.

Der humorvolle Maler Oberländer zeichnete einmal einen Kostümball bei Itzig Lewy, auf dem die Gesellschaft einen Kirchtag in Tirol darstellt. Es wird gejodelt und geschuhplattelt, geflirtet und gekost — da kommt von der Straße ein Freund des

Hauses und ruft die neuesten Börsenkurse aus, die von New-York eben telegraphisch eingelaufen sind. Die Dirndln und Sennbuben vergessen im Nu alle zärtlichen Blicke und übermütigen Kapriolen und berechnen sorgenvoll die Verluste, die ihnen drohen.

Die geschäftliche Interessiertheit läßt den Kapitalisten selten los, sie raubt ihm die Zeit, aber auch den weiten Blick für eine fruchtbare Beschäftigung mit der Politik.

Im Zeitalter des industriellen Kapitals wird auch der Großgrundbesitz in das Erwerbstreiben hineingezogen. Weniger in England, wo er noch in hohem Grade feudal gebunden ist und die Bebauung seines Bodens Pächtern überläßt. Vielmehr auf dem europäischen Festland, wo er seine Landgüter selbst bewirtschaftet und vielfach noch mit industriellen Betrieben vereinigt. Unter diesen Umständen verliert er seine politischen Fähigkeiten, sie fehlen ihm nun sogar in höherem Grade, als dem industriellen Kapitalisten, dem doch die mannigfachsten Anregungen der Großstadt zu Gebote stehen, und dessen Betrieb meist mit der Weltwirtschaft verbunden ist. Der geschäftemachende Krautjunker verbindet die ganze habgierige Kurzsichtigkeit des Kapitalisten mit fast bäuerlicher Borniertheit, die nicht verbessert wird, wenn der Junker seine Jugend im Offizierskorps verbrachte, das ihm zur Lebensschule wurde. Der Grundadel ist heute in der Regel in bezug auf politische Einsicht nicht mehr die am höchsten, sondern vielmehr die am niedrigsten stehende Klasse im Staate.

Wohl wird wie für alle Welt, so auch für den Kapitalisten in Stadt und Land die Art der Verwaltung und Lenkung des Staates immer wichtiger.

Nicht nur sein Klasseninteresse, sondern sehr oft sein persönliches Geschäftsinteresse erheischt oft dringend das Einhalten einer besonderen Politik, aber in den seltensten Fällen findet er Zeit und Konzentration dazu, um jene Kenntnisse zu erwerben, ohne die sich im modernen Staate ein Politiker unmöglich erfolgreich betätigen kann.

Der Kapitalist zieht es daher vor, statt selbst in die Arena der Politik herabzusteigen, von ihm gedungene Kämpfer in sie zu senden.

Unter dem Absolutismus besticht er einzelne Beamte. Wenn er ein Finanzmagnat ist, vermag er auch Minister, ja selbst Monarchen durch Gewährung von Anleihen und ähnlichen Mitteln zu beeinflussen.

In der Demokratie sucht er deren Organe, Parlamentarier, Parteien, die Presse zu kaufen.

Im Laufe der Entwicklung der Demokratie, des Wachsens der politischen Erfahrung und Macht der Massen wird diese Art der Politik allerdings immer schwieriger. Während des 18. Jahrhunderts war die Bestechung britischer Parlamentarier — aller-

dings nicht bloß durch Private, sondern auch durch die Regierung selbst — sowie die Erkaufung von Parlamentswählern eine selbstverständliche Sache. Im Laufe des 19. Jahrhunderts ist das zusehends immer schwerer geworden und heute in seiner ursprünglichen brutalen Form ganz unmöglich.

Die Füllung des Wahlfonds bestimmter Parteien durch einzelne Kapitalisten besteht allerdings immer noch als eine rege betriebene Praxis fort. Aber immerhin ist das eine Maßregel, die mehr der Förderung der allgemeinen Klasseninteressen der Kapitalisten, als der besonderer Geschäftsinteressen dient, also doch etwas höher steht, vom Standpunkte des Staatsinteresses aus gesehen.

Das Hauptorgan, dessen sich die Kapitalisten heute in der Demokratie bedienen, um ihre Interessen, allgemeine wie persönliche, im Staate durchzusetzen, ist die Presse geworden, namentlich die Tagespresse. Eine Tageszeitung ist ein kolossaler Apparat geworden, den herzustellen und in Gang zu bringen, große Geldmittel erheischt. Auf diesem Gebiete macht sich die Uebermacht des großen Kapitals gegenüber den Besitzlosen in erdrückender Weise geltend.

Vierzehntes Kapitel.

Gewalt und Demokratie.

Diese Tatsachen sind es hauptsächlich, die von einer Reihe von Sozialisten gegen die Demokratie ins Feld geführt werden, um zu beweisen, daß sie als Mittel des Proletariats, sich selbst zu befreien, versage. Diese Sozialisten entstammen meist ökonomisch rückständigen Ländern, mit einem unentwickelten Proletariat. Ihr Zweifel an der Demokratie ist im Grunde ihr Zweifel am Proletariat selbst. An Stelle seiner Selbsttätigkeit, die sich nur in der Demokratie fruchtbar entfalten kann, wollen sie einen Messias setzen oder einen Moses, der das Proletariat in das Land der Verheißung führen soll.

Sie berufen sich auf das Wort von der Diktatur des Proletariats, das Marx einmal äußerte, aber nur gelegentlich, ohne darzulegen, welche Art der Staatsverfassung er für diesen politischen Zustand ins Auge fasse. Doch sprach er sich an gleicher Stelle (in seinem berühmten Brief „Zur Kritik des sozialdemokratischen Parteiprogramms", 1875, abgedruckt in der „Neuen Zeit", IX, S., S. 573) für die Forderung der demokratischen Republik aus.

Wie immer Marx die Diktatur des Proletariats verstanden haben mag, für die Diktatur als die zur Befreiung des Proletariats unerläßliche Staatsform hat er sich nirgends ausge-

sprochen. Dies stünde auch im Widerspruche zu dem Grundsatz, den er an die Spitze der Statuten der Ersten Internationale setzte, wonach die Befreiung der Arbeiterklasse das Werk der Arbeiterklasse selbst sein muß, also nicht einer unbeschränkten Regierung, die die Arbeiter nach Belieben dirigiert. Das Bestehen einer solchen Regierung selbst bewiese schon die Unreife des Proletariats, sich zu befreien, denn keine Arbeiterklasse, die dazu fähig ist, würde es dulden, daß eine Regierung ihr vorschreibt, was sie zu lesen und zu hören, und wie sie zu handeln habe.

Es war nicht Marx, sondern Weitling, der die Herbeiführung des Sozialismus von einem Messias erwartete, — ein bei dem Zustand des deutschen Proletariats in den vierziger Jahren begreiflicher Gedanke.

Die angeblichen Quellen alles Uebels der Demokratie, Parlament, Partei, Presse können bei den Grundlagen des heutigen Staates selbst in der Diktatur nicht aufgehoben werden. Auch das bolschewistische Rußland hat seine gewählten Vertretungskörper, seine kommunistische Partei, seine kommunistische Presse. Der Unterschied gegenüber der Demokratie besteht bloß darin, daß an Stelle der Möglichkeit, einzelne Parlamentarier, Parteileute, Zeitungen durch Kapitalisten zu kaufen, das ausschließliche Monopol der jeweiligen Regierung auf Parlament, Partei, Presse tritt, so daß außer den Regierungskandidaten für die gewählten Körperschaften, außer der Regierungspartei und den Regierungszeitungen andere Kandidaten, Parteien, Zeitungen im Lande nicht zugelassen werden.

Marx erklärte in dem oben erwähnten Programmbrief, es sei „der Zweck der Arbeiter",

„den Staat aus einem der Gesellschaft übergeordneten in ein ihr durchaus untergeordnetes Organ zu verwandeln". (S. 572.)

Die Diktatur dagegen treibt die Ueberordnung des Staates über die Gesellschaft auf die Spitze, indem sie sich neben dem Staatsapparat auch noch der Organe bemächtigt, die bestimmt sind, ihn der Gesellschaft unterzuordnen, und sie in Organe des Staatsapparates verwandelt. Die Unterordnung der Gesellschaft unter den Staat wird völlig unerträglich, wenn dieser Staatsapparat sich auch noch den ganzen Produktionsprozeß unterordnet, was noch kein Despot vorher getan hat. Nur ein der Gesellschaft untergeordneter, nicht ein sie absolut und willkürlich beherrschender Staatsapparat kann zu einem Mittel werden, an Stelle der Leitung der Produktion durch private Kapitalisten eine gesellschaftlich bestimmte Leitung zu setzen, und so das Proletariat zu befreien.

Das längere Bestehen einer Diktatur als Normalzustand des Staates deutet auf hochgradige Unfähigkeit des Proletariats in diesem Staate hin, also auch auf die zeitweilige Unfähigkeit, an Stelle des Kapitalismus sozialistische Produktion zu setzen.

Will ein solches Regime auf den Großbetrieb in der Industrie nicht ganz verzichten, was offenbarer Bankerott wäre, nicht bloß ökonomischer, sondern auch militärischer, dann bleibt ihm nur die Wahl zwischen Staatskapitalismus und privatem Kapitalismus. Aber gerade je absoluter die Staatsmacht und je weniger entwickelt demokratische Kontrolle und Kritik ist, um so pedantischer, umständlicher, aber auch korrupter wird die staatliche Bureaukratie. Um so weniger ist sie imstande, die Beweglichkeit und Anpassungsfähigkeit zu erlangen, die der Produktions- und Zirkulationsprozeß der Warenwelt erheischt, um so weiter bleibt die staatliche Industrie hinter der privaten zurück — der privaten des Auslands, wenn keine im Inland gestattet ist. Um so mehr sieht sich die Diktatur gedrängt, die Produktion auf Kosten der arbeitenden Massen fortzuführen; der Bauern, denen man die Industrieprodukte enorm verteuert, sowie der Industriearbeiter, da die Bureaukratie des Staates, wie jeder unfähige Unternehmer die Kosten ihrer verfehlten Leitung durch Herabsetzung der Löhne und möglichste Hochschraubung der Arbeitsleistungen wettzumachen sucht.

So gerät die Diktatur, so gut ihre Absichten ursprünglich gewesen sein mögen, durch die Macht der ökonomischen Gesetze in immer stärkeren Gegensatz zu den Arbeitern, die ihr rechtlos gegenüberstehen.

Dadurch wird jedoch die ökonomische Unfähigkeit der staatlichen Bureaukratie nicht aufgehoben, der kein demokratisches Organ größere Elastizität und Sachkunde beibringt. So sieht sich die Diktatur aus denselben Gründen der ökonomischen Notwendigkeit immer mehr genötigt, an die Hilfe des privaten Kapitals zu appellieren, im In- und Ausland, und dessen Wirkungskreis im Staate immer mehr zu erweitern.

Die großen Kapitalisten bedürfen keiner Demokratie, um auf die Regierungen zu wirken. Ihre Macht besteht nicht in der großen Zahl der Mitglieder ihrer Klasse, sondern in ihrem Reichtum. Wohl aber können die arbeitenden Massen ohne Demokratie, ohne die Möglichkeit, selbständige Vereine zu gründen und sich in ihnen und durch sie im Staate frei zu bewegen, keine Macht entfalten.

Daher werden in der Diktatur, auch wenn sie sich bei ihrem Ausgangspunkt als Diktatur des Proletariats gebärdet, schließlich die Proletarier völlig machtlos einem immer mehr erstarkenden Kapital gegenüber. Dieses braucht unter der Diktatur wohl keine Parlamentarier, Parteien, Zeitungen zu bestechen, dafür kann es um so mehr den Staatsapparat kaufen; die einzelnen Beamten, ja schließlich die Herren Diktatoren selbst, wenn auch nicht in der Form persönlicher Bestechung, so doch der Erpressung, indem die Gewährung von Mitteln an den Staat von

bestimmten Konzessionen abhängig gemacht wird. Dieser Modus wird um so wirksamer, je mehr man mit ausländischen Kapitalisten zu tun bekommt, weil man das inländische Kapital vernichtet, vertrieben oder doch eingeschüchtert hat.

Die Diktatur beseitigt daher keineswegs die Möglichkeit, daß die Kapitalisten den Staatsapparat durch ihren Reichtum beeinflussen, ja schließlich beherrschen. Sie muß auf diesen Zustand hinauslaufen, mag sie wollen oder nicht.

Auf der andern Seite sucht sie der Möglichkeit, daß die Kapitalisten sich der Presse, der Vereine und Parteien, sowie der Parlamente bemächtigen, in einer Weise zu entgehen, in der sie nicht nur den Kapitalisten, sondern ebensosehr jedem selbständig denkenden Arbeiter den Zugang zu diesen Institutionen verschließt und verschließen muß. Sonst würde sie eben aufhören, Diktatur zu sein.

Die Diktatur muß die arbeitenden Klassen, die nur in freien Massenorganisationen Macht entfalten können, darin aufs äußerste behindern. Sie wird dagegen dem Einfluß großer Kapitalisten, die keiner Massenorganisation, sondern nur persönlichen Verkehrs mit den Regenten bedürfen, um so mehr zugänglich sein, je mehr das Staatswesen des Zuströmens und Zuwachsens von Kapitalien, also des Vertrauens der Kapitalisten, bedarf.

Das Bestehen demokratischer Einrichtungen dagegen hindert für sich allein sicher nicht, daß große Kapitalisten einzelne Organe der Demokratie, Zeitungen, Parlamentarier, ja selbst Minister kaufen oder durch weniger grobe Mittel für sich gewinnen. Aber dieselben Einrichtungen machen es auch möglich, daß größere und stets wachsende Schichten der arbeitenden Klassen sie auch für sich ausnutzen, sich eine eigene Presse, eigene Parteien, eine eigene Vertretung im Parlament schaffen, die kapitalistischer Bestechung unzugänglich sind und ihre wichtigste Aufgabe im Kampfe gegen das Kapital sehen.

Wo in einer Demokratie die arbeitenden Massen noch nicht dazu gelangt sind, sich solche Organe ihres politischen Willens zu schaffen, liegt das bloß daran, daß sie einen eigenen politischen Willen noch nicht haben, was auf besonderen Lebensbedingungen beruht, die ökonomisch, geographisch, historisch zu erklären sind. Die bloße Demokratie kann solchen Willen sicher nicht hervorbringen. Sie ist nur ein Mittel, dort, wo er besteht, ihm im Staate Geltung zu verschaffen.

Und daß das keine bloße Möglichkeit ist, lehrt uns ein Blick auf die soziale Entwicklung seit einem Jahrhundert. Hand in Hand mit dem Fortschritt der Demokratie, mit der Eroberung und Erweiterung demokratischer Rechte geht auch das Wachstum der Arbeiterparteien, ihrer Presse, ihrer parlamentarischen Ver-

tretung, ihres Einflusses auf die Regierung, die sie gelegentlich schon selbst stellen.

Die tägliche Nachrichtenpresse hat allerdings so ungeheure Dimensionen erreicht, daß die Parteipresse der Arbeiter dagegen schwer aufkommt. Diese hat, ohne politisch unterdrückt zu sein, schwer zu kämpfen in Frankreich und in England. In Frankreich bilden die Haupteinnahmen der bürgerlichen Tagesblätter weniger die Erträgnisse ihres Verkaufs, als die Bestechungsgelder großer Firmen und auch mancher Regierungen. In England kostet die bloße Herstellung einer Zeitung oft mehr als ihr Verkaufspreis ausmacht. Sie wird lebensfähig nur durch die Fülle von Inseraten, die ihr zuströmen.

Eine sozialistische Zeitung kann natürlich keine Bestechungsgelder nehmen. In England weigern sich aber auch die meisten kapitalistischen Firmen, in einer solchen Zeitung zu inserieren.

So hat die tägliche sozialistische Presse in diesen Ländern schwer zu kämpfen, es gelang ihr bisher nicht, eine solche Ausdehnung zu gewinnen und solche Lesermassen zu gewinnen, wie in Deutschland und den kleineren Staaten, die es umgeben.

Aber einigen Ersatz bieten in Frankreich und England die sozialistischen Zeitschriften, namentlich Wochenschriften. Sie erfordern keinen solchen kostspieligen Apparat, wie eine Tageszeitung, sie sind mit geringeren Mitteln herzustellen und zu verbreiten. Wo es keine sozialistische Tagespresse von Belang und doch Sozialisten gibt, die zu den Massen sprechen wollen, werden die Wochenschriften ein wichtiges Mittel der Verbreitung politischer Bildung.

Kein Zweifel, die reichen Mittel, die den Kapitalisten zu Gebote stehen, um Organe der Demokratie in der einen oder anderen Form zu kaufen, bilden ein starkes Hemmnis für die Erstarkung der Arbeiterparteien. Aber der Erfolg zeigt, daß dieses Hemmnis nicht unübersteigbar ist. Die arbeitenden Klassen erstarken politisch in der Demokratie immer mehr, je reicher ihre politische Erfahrung wird, je umfangreicher die Mittel ihrer politischen Aufklärung, je zahlreicher und geschlossener ihre Parteien. Nicht nur ihre Stimmenzahlen wachsen, sondern auch ihre Einsicht. Manche der Arbeiterparteien steht bereits an der Schwelle der Eroberung der politischen Macht durch die Mittel der Demokratie.

Aber werden die Kapitalisten das ruhig hinnehmen? So fragen die Gegner der demokratischen Methoden unter den Sozialisten, die im bewaffneten Bürgerkrieg die einzige Methode sehen, Klassenkämpfe entscheidend auszufechten.

Kein Zweifel, die Kapitalisten werden sich aufs gewaltigste gegen ihre politische Depossedierung durch die Demokratie sträuben, die ihre ökonomische Depossedierung schließlich nach sich ziehen muß, und sie werden alle möglichen Mittel anwenden,

den Sieg der Demokratie zu hindern. Auch die Mittel der bewaffneten Macht — wenn ihnen solche in ausreichendem Maße zur Verfügung steht.

Wir haben gesehen, wie die kriegerische Uebermacht eines erobernden Stammes den Staat und damit die Ausbeutung schuf, wie die Kriegsmacht des Adels gegenüber wehrlosen Bauern Staat und Ausbeutung aufrecht erhielt. Wer nur diesen Zustand kennt, mag für die innere Entwicklung auch der modernen Demokratie die ultima ratio bei den Waffen sehen. Wir haben aber weiter gesehen, daß mit dem industriellen Kapital, das auch das industrielle Proletariat in sich birgt, ein ganz neuer Faktor in Oekonomie und Politik auftaucht, daß von da an die Ausbeutung und Klassenherrschaft immer weniger auf militärischer Gewalt beruhen, also auch immer weniger durch sie aufrecht erhalten werden. Nicht die militärischen, sondern die ökonomischen Machtmittel werden im Staate immer mehr entscheidend, je weiter seine industrielle Entwicklung fortschreitet.

Die Kapitalisten herrschen nicht, wie der Kriegsadel, vermöge ihrer eigenen militärischen Ueberlegenheit über die Massen, hinter denen sie auch an Zahl weit zurückstehen. Sie haben sich bisher behauptet durch ihren Reichtum und wegen der Wichtigkeit ihrer ökonomischen Funktionen im heutigen Produktionsprozeß. Sie werden sich behaupten, solange die von ihnen beherrschten und ausgebeuteten Massen es nicht verstehen, an Stelle der Kapitalisten und der von Kapitalisten abhängigen Einrichtungen, Einrichtungen der Arbeiterklasse zu setzen, die deren Funktionen ebensogut, wo nicht besser erfüllen.

Die ökonomische Unentbehrlichkeit, nicht die militärische Ueberlegenheit ist die Waffe, die von den Kapitalisten einem demokratischen Regime der arbeitenden Klassen entgegengesetzt werden kann: die Sabotage der Kapitalisten, die ihre Betriebe stillsetzen, wenn sie sich von der Entwicklung der Demokratie bedroht glauben, wie sie es in Rußland in der Revolution von 1917 eine Zeitlang in hohem Maße taten.

Ob diese Waffe der Kapitalisten Erfolg hat, ja, ob sie überhaupt zur Anwendung gebracht wird, wird vor allem von der politischen und ökonomischen Einsicht der zur Macht gelangenden Arbeiter abhängen. Davon, ob sie es vermögen, den Produktionsprozeß in Gang zu halten, und in entscheidenden Produktionszweigen die Produktion durch ihre eigenen Organisationen fortzuführen. Ferner davon, ob sie über genügend Klugheit und Selbstbescheidung verfügen, um in den Produktionszweigen, wo solches Verfahren nicht sofort möglich ist, den Kapitalisten Bedingungen zu stellen, die ihnen die Fortführung ihrer Betriebe rätlich erscheinen lassen.

Wo eine solche Lösung nicht gelingt, wo die Arbeiterregierung es nicht versteht, die einen Produktionszweige sofort zu soziali-

sieren, in den anderen die Kapitalisten zur Weiterführung der Produktion zu veranlassen, wird das Ergebnis entweder eine glatte Kapitulation der Arbeiter vor den Kapitalisten sein — natürlich nicht für immer, aber doch für einige Zeit — oder ein Uebergehen der Arbeiter zu sinnloser Gewalttat, zur Besetzung aller Fabriken und Vertreibung ihrer Eigentümer und Leiter, wie 1917 in Rußland, was jedoch unter den gegebenen Umständen nicht zu sozialistischer Produktion führen kann, sondern in einem Chaos enden muß, das nicht notwendigerweise sofort von einer Rückkehr zu privatem Kapitalismus abgelöst wird. Unter Umständen kann sich diese Rückkehr auf einem Umweg über eine Art Staatskapitalismus vollziehen. Auf keinen Fall ist auf diese Weise die Herbeiführung einer gesellschaftlichen Produktion durch freie Arbeiterorganisationen zu erreichen.

Die ökonomischen Kampfesmittel, namentlich die der Produktionseinstellung, sind die der Natur des Kapitals angemessensten, die es einer es gefährdenden Entwicklung der Demokratie entgegensetzen kann. Je nach dem Reifegrad des Proletariats oder der Produktion werden die Maßnahmen verschieden sein müssen, die ein Arbeiterregime der Anwendung dieser Kampfmittel entgegensetzt, wenn es zu einer solchen Anwendung wirklich kommt, was noch keineswegs ausgemacht ist.

Die Frage unserer Stellung zur Demokratie und unserer Erwartungen in bezug auf die Möglichkeiten, die sie bietet, wird dadurch nicht berührt.

In der Regel meinen auch die antidemokratischen Sozialisten etwas anderes. Nicht ein ökonomisches, sondern ein militärisches Widerstreben der Kapitalisten sei zu erwarten, sobald die Demokratie es bedrohe. Diese würde dann gewaltsam beseitigt und so würden doch Bürgerkrieg und auf militärische Gewalt gestützte Diktatur unvermeidlich.

Zu derartigem mag es hie und da wohl kommen. Aber der Kampf, der da geführt würde, wäre doch nichts anderes, als ein Kampf um die Demokratie. Die Kapitalisten würden sich gegen diese erheben, weil sie erkennen, welche Bedeutung die Demokratie für die Befreiung des Proletariats hat. Ein Sozialist, der von den Kapitalisten ein derartiges, verzweifeltes Vorgehen gegen die Demokratie erwartet, bezeugt gerade damit, wenn auch vielfach, ohne es zu wissen und zu wollen, wie lächerlich das Gerede von der „formalen“ Demokratie ist, die nichtig bleiben müsse, solange nicht der Sozialismus durchgeführt sei.

Die Erwartungen eines auf militärische Kraft gestützten Versuchs der Kapitalisten, die Demokratie abzuschaffen, bezeugen, wie notwendig es für das Proletariat ist, jeden Angriff auf die Demokratie mit aller Macht aufs hartnäckigste abzuwehren. Wenn aber Leute, die solche Erwartungen hegen, die „formale“ Demo-

kratie herabsetzen, so tun sie ihr möglichstes, in den arbeitenden Klassen den Geist des Kampfes für die Demokratie bedenklich zu lähmen. Sozialisten dieser Art können zu einer Gefahr nicht nur für die Demokratie, sondern auch für das Proletariat werden.

Doch muß es keineswegs zu bewaffnetem Angriff der Kapitalisten auf die Demokratie kommen. Wir haben schon darauf hingewiesen, daß sie eine kleine Minderheit bilden, die nicht durch besondere Kriegstüchtigkeit über die Mehrheit emporragt. Wo die Kapitalisten militärische Erfolge erzielten, gelang es ihnen nur durch von ihnen bezahlte oder doch dirigierte Kriegsleute aus den ausgebeuteten Klassen.

Die Frage, ob die Kapitalisten einen bewaffneten Angriff auf die Demokratie unternehmen werden, reduziert sich demnach auf die Frage, ob sie eine ausreichende bewaffnete Macht finden werden, die ihnen zu diesem Zwecke zu Gebote steht.

Das ist eine Frage, die sich von vornherein weder bejahen noch verneinen läßt. Die Antwort hängt ganz von den Verhältnissen ab, unter denen die Arbeiterpartei ans Ruder kommt.

Dies wird in einer Demokratie erst dann der Fall sein, wenn sie die Mehrheit der Bevölkerung hinter sich hat. Herrscht im Lande allgemeine Wehrpflicht, wird auch die Mehrheit der Armee für das neue Regime sein, namentlich bei kurzer Dienstpflicht.

Doch hängen an der Demokratie nicht bloß die Sozialisten. Sie ist wichtig für alle breiten Schichten der Bevölkerung, auch für solche, die nicht proletarisch oder sozialistisch gesinnt sind. In einem modernen Industrieland, und nur ein solches kommt in Frage, wird die Gesamtheit der arbeitenden Bevölkerung, die ungeheure Mehrheit des Volkes, für die Aufrechterhaltung der demokratischen Rechte sein.

Unter diesen Umständen wäre ein Appell von Kapitalisten an ein Heer der allgemeinen Wehrpflicht zum Umsturz der Demokratie für niemanden so gefährlich, wie für die Apellierenden selbst.

Stehen die Verhältnisse günstiger bei einer Werbearmee von Freiwilligen?

Eine solche kann je nach der Auswahl bei der Anwerbung proletarisch oder kapitalistisch gesinnt sein. Aber sie wird auch in dem letzteren Falle zu klein sein, um der großen Masse der Nation gegenüber die Demokratie ernsthaft erschüttern zu können. Sie könnte wohl groben Unfug stiften, würde aber dadurch die politische und soziale Position ihrer Auftraggeber nicht verbessern.

Noch eine dritte Möglichkeit besteht: Die Kapitalisten werben käufliche Subjekte an, um sie zu bewaffnen und sie zur Bekämpfung ihnen unbequemer Regungen der Arbeiterklasse zu benutzen. Zuerst bedienten sich die amerikanischen Kapitalisten

solcher Landsknechte für den Bürgerkrieg, der sogenannten Pinkertons, die namentlich bei Streiks einzugreifen haben. Heute sind Fascisten die bezahlten Henker der Volksfreiheit geworden. Sie sind gewiß gefährlich, aber zum Glück nur unter bestimmten Umständen, die von den Herren Kapitalisten nicht nach Belieben hervorgezaubert werden können.

Sollen die Fascisten eine politische Wirkung üben, müssen sie in großer Zahl auftreten — in Italien mit 39 Millionen Einwohnern etwa eine halbe Million. In Deutschland müßten sie, um dieses Verhältnis zu erreichen, fast eine Million stark sein. In einem industriellen Lande ist eine so große Zahl von Lumpen in den besten Mannesjahren für kapitalistische Zwecke nicht auftreiben. In Italien waren die Verhältnisse dem Fascismus besonders günstig.

Einmal ist von altersher — eine ruhmreiche Ueberlieferung — die Zahl seiner Deklassierten ausnehmend groß. Die deklassierten Bauern und Kleinbürger wurden Banditen, namentlich im Kirchenstaat und im Königreich Neapel. Die zahlreichen stellenlosen Intellektuellen suchten während des ganzen 19. Jahrhunderts durch Putsche und ähnliche politische Betätigungen Stellen zu ergattern.

In seinem Buche über „Ein Komplott gegen die Internationale" (Braunschweig 1874) zitiert Marx (S. 42) folgenden Ausspruch Bakunins:

> „In Italien gibt es, was den anderen Ländern fehlt, eine glühende, energische Jugend, ohne jede Stellung, ohne Karriere, ohne Ausweg, die trotz ihrer Bourgeois-Herkunft nicht moralisch und intellektuell erschöpft ist, wie die junge Bourgeoisie anderer Länder."

Marx fügt hinzu:

> „Alle angeblichen Sektionen der italienischen Internationale werden geleitet von Advokaten ohne Klienten, von Aerzten ohne Patienten und ohne Kenntnisse, von Studenten vom Billard, von Handlungsreisenden und sonstigen Kommis und besonders von Journalisten der kleinen Presse von mehr oder minder zweideutigem Ruf."

Vor einem halben Jahrhundert wurden diese Elemente zu Anhängern Bakunins. Heute scharen sie sich um Mussolini, mit demselben Enthusiasmus, aber besserem Erfolg, denn heute erfreuen sie sich der Segnungen des Großkapitals.

Die industrielle Entwicklung des letzten halben Jahrhunderts hat die Zahl dieser Elemente wohl etwas eingeschränkt, wie sie ja auch dem Banditentum ein Ende machte. Aber der Weltkrieg hat viele, sonst arbeitsame Elemente aus ihrem Geleise gerissen, der Arbeit entwöhnt und den Traditionen des früheren Lumpenproletariats wieder zugeführt, die nie ganz erstorben waren.

Nehmen wir dazu, daß der Fascismus in eine Zeit fiel, in der kommunistische Einflüsse das italienische Proletariat gespalten,

aufs tiefste zerrüttet, und zu sinnlosen Experimenten veranlaßt hatten, die einerseits das Kapital erschreckten und dem Fascismus in die Arme trieben, indes andererseits ihr Mißlingen das Proletariat gleichzeitig erschöpfte und seine Kampffähigkeit lähmte, dann haben wir die Bedingungen für das Aufkommen des Fascismus. Sie sind auf ein besonderes Land und einen besonderen Zeitpunkt beschränkt und werden sich so leicht nicht wiederholen.

Das Kapital selbst wird an ihnen keine Freude erleben. Diese halbe Million bewaffneter Banditen, die gewohnt sind, straflos zu plündern und zu erpressen, werden schließlich vor ihren anfänglichen Protektoren auch nicht haltmachen. Kapitalistische Produktion und Akkumulation ist auf die Dauer nur möglich bei voller Sicherheit des Eigentums und der Person. Diese Grundlagen des Kapitalismus sind in Italien heute bereits völlig untergraben. Der „Duce" wird sich wundern, was geschieht, wenn er versuchen sollte, sie wieder aufzurichten.

Das Aufkommen des Fascismus bezeugt nicht, daß er überall die Antwort des Kapitals auf einen Sieg der Arbeiterschaft in der Demokratie sein wird. Er bezeugt bloß, daß dem Kapital heute schon vor diesem kommenden Sieg bange ist, und daß heute bereits in einzelnen Staaten, wo die Gelegenheit dazu günstig ist, waghalsige und kurzsichtige Kapitalistenschichten sie dazu benützen, eine bewaffnete Unterdrückung der Demokratie herbeizuführen. Wenn das heute nicht überall eintritt, so rührt das daher, daß nicht überall die Gelegenheiten dazu gegeben sind — wohl auch daher, daß weiterblickende Staatsmänner der herrschenden Klassen einsehen, daß diese Art der Rettung des Kapitalismus die Vertreibung Satans durch Beelzebub bedeutet.

Nichts läßt erwarten, daß die Situation in dem Zeitpunkt, in dem das Proletariat zur politischen Macht gelangt, für Versuche, die Demokratie mit Gewalt zu stürzen, günstiger sein werde als heute. Im Gegenteil, mit jedem Jahr, mit dem wir uns vom Weltkrieg und der durch ihn geschaffenen Landsknechtdenkart mehr entfernen, mit dem der Produktionsprozeß wieder mehr in normale Bahnen einlenkt und die Zahl der Arbeitslosen und Verzweifelten abnimmt, schwindet auch die Aussicht für die Gewaltmenschen unter den Kapitalisten immer mehr, durch Entfesselung eines Bürgerkrieges das Vordringen der Arbeiterschaft in der Demokratie aufzuhalten, diese selbst zu beseitigen.

Aber selbst wenn das unter besonderen Verhältnissen in dem einen oder anderen Staate gelänge, wäre der Sieg ein Pyrrhussieg. Denn auf die Dauer läßt sich im modernen Staat der Fortschritt der Demokratie nicht verhindern. Und wo es zeitweise gelingt, sie aufzuhalten, gelingt dies nur durch Mittel, die das ökonomische Leben aufs tiefste schädigen und den Staat, der sie anwendet, innerhalb der Staatenfamilie auf eine niedere Stufe herabdrücken.

Fünfzehntes Kapitel.

Das Charisma.

Wir haben gesehen, daß der ungeheure, höchst komplizierte Staatsapparat mit seinen mannigfachen und schwierigen Aufgaben von dem einzelnen Beamten ein bedeutendes Fachwissen verlangt. Der Staat kann es nicht dem Zufall überlassen, wo die Beamten ihr Wissen erlangten. Er legt in der Zeit des Absolutismus um so mehr Wert darauf, daß es in bestimmten, von ihm geleiteten oder beherrschten Schulen geschieht, als der Beamte sein blindes Werkzeug sein soll. Wie im Heer wird auch in der staatlichen Bureaukratie die Uniform und die Uniformität maßgebend. Selbständiges Denken und Auftreten des Beamten ist den Herrschern ein Greuel.

Der Nachweis, daß er bestimmte Schulen besucht hat, und zwar mit Erfolg, was eine Prüfung bezeugen muß, ist unerläßlich für die Anstellung des Beamten. Sein Aufstieg im Amt ist dann auch wieder an eine bestimmt geregelte Rangordnung gebunden.

Am höchsten entwickelt war diese Seite der Bureaukratie im Mandarinentum Chinas. Dessen Kriegsadel — wenigstens der letzte der dort eindringenden Stämme, der es beherrschte — war so rückständig, dabei das städtische Bürgertum so unselbständig und kampfunfähig, daß die staatliche Bureaukratie dort für das gesellschaftliche und geistige Leben eine Bedeutung bekam, wie in keinem anderen Lande. So wurde dort der Zweck der höheren Schulen einzig die Vorbereitung für die Beamtenlaufbahn, das Ziel der Studenten einzig das Bestehen der Schulprüfungen, das Ziel des Gelehrten bloß die Kenntnis bestimmter, von der Beamtenkaste anerkannter Bücher, nicht die Erforschung der Ursachen der Dinge, oder überhaupt freie Forschung.

Die gleiche Tendenz, aber allerdings nicht so weitgehend und nicht so alleinherrschend, ist auch mit der Bureaukratie verbunden, die der Absolutismus des Abendlandes schuf.

In vollem Gegensatze dazu stehen die Organe der Demokratie, die der Opposition gegen das staatliche Beamtentum entspringen, mit der Aufgabe, es einzuschränken, zu kontrollieren, ihm seine Aufgaben zu setzen, es elastischer zu gestalten. Wohl erheischt fruchtbringende Arbeit in der Presse, in der Führung einer Partei, im Parlament, in der Regierung, auch ein bestimmtes Fachwissen. Aber in welcher Schule der betreffende Politiker es erwirbt, oder ob er dazu überhaupt in einer Schule oder durch Selbststudium gelangt, ob er es aus Büchern schöpft oder dem Leben, danach fragen diejenigen nicht, von denen die Erwählung des Politikers zum Journalisten, zum Parteiführer, zum Parlamentarier, zum parlamentarischen Minister abhängt. Und schon gar nicht wird dadurch der Einfluß bestimmt, den der einzelne als

Journalist, Parteimann, Parlamentarier, Minister, in der Zeitung, der Partei, der Fraktion, der Regierung gewinnt, der er angehört, sowie der Einfluß, den er und die Institution, in der er wirkt, auf die Bevölkerung übt.

Nicht durch die Ablegung von Schulprüfungen gelangt der Politiker in eine Stellung in einem der Organe der Demokratie, sondern nur auf Grund des Vertrauens und des Ansehens, das er sich durch seine Leistungen erwirbt. Durch dieses Vertrauen und Ansehen behauptet er sich in seiner Stellung, wächst er an Einfluß und Macht — oder er verliert sie, bei sinkendem Vertrauen und Ansehen.

In seinem Buch über „Wirtschaft und Gesellschaft" untersucht Max Weber die verschiedenen Typen der Herrschaft und er spricht dabei von einer Art Beherrschung der Massen durch einzelne, die von ihnen auf Grund des Vertrauens und Ansehens geübt wird, das sie erworben haben. Die Befähigung, durch die eine Persönlichkeit solches erreicht, nennt er Charisma. Daher spricht er vom Charismatismus als einem Herrschaftstypus, neben Bureaukratismus und Feudalismus.

Das griechische Wort Charisma bedeutet ursprünglich eine Gunst oder Gnade, die einem zu Teil wird, eine besondere Begabung, die Gott verleiht. Eine „Gnadengabe" verdeutscht es die Kautzsch-Weizsäckersche Bibelübersetzung (Brief an die Korinther, I. 12). Es wird darunter neben anderem die Gabe verstanden, Wunder zu wirken und zu weissagen. Indem Weber, statt das einfache, allgemein verständliche Wort „Begabung" zu brauchen, mit dem „Charisma" hantiert, bringt er bei seiner ganzen Erörterung darüber in das Unterbewußtsein einen mystischen Zug, der die Klarheit nicht fördert. Er sagt:

„Im Gegensatz gegen jede Art bureaukratischer Amtsorganisation kennt die charismatische Struktur weder eine Form oder ein geordnetes Verfahren der Anstellung oder Absetzung, noch der ‚Karriere' oder des ‚Avancements', noch einen ‚Gehalt', noch eine geregelte Fachbildung des Trägers des Charisma oder seiner Gehilfen, noch eine Kontrolle oder Berufungsinstanz, noch sind ihr örtliche Amtssprengel oder exklusive sachliche Kompetenzen zugewiesen, noch endlich bestehen von den Personen und dem Bestand ihres rein persönlichen Charisma unabhängige ständige Institutionen nach Art bureaukratischer ‚Behörden'. Sondern das Charisma kennt nur innere Bestimmtheiten und Grenzen seiner selbst. Der Träger des Charisma ergreift die ihm angemessene Aufgabe und verlangt Gehorsam und Gefolgschaft kraft seiner Sendung. Ob er sie findet, entscheidet der Erfolg." (Wirtschaft und Gesellschaft, S. 754.)

Max Weber hat hier nicht die Organe der Demokratie im Auge, von denen handelt er in diesem Zusammenhange gar nicht, sondern nur Herrschaftsverhältnisse, die nicht in alltäglicher Weise herbeigeführt werden, nur unter abnormen Bedingungen durch das Auftreten außergewöhnlicher Persönlichkeiten zustande kommen.

Charisma soll eine als außeralltäglich (ursprünglich, sowohl bei Propheten wie bei therapeutischen wie bei Rechts-Weisen, wie bei Jagdführern wie bei Kriegshelden: als magisch bedingt) geltende Qualität einer Persönlichkeit heißen, um derentwillen sie als mit übernatürlichen oder übermenschlichen oder mindestens spezifisch außeralltäglichen, nicht jedem andern zugänglichen Kräften oder Eigenschaften oder als gottgesendet oder als vorbildlich und deshalb als „Führer" gewertet wird." (Wirtschaft und Gesellschaft), S. 140.)

Weber spricht hier also bloß von „Uebermenschen", die sich durch übernatürliche oder als solche geltende Leistungen die Masse unterwerfen. Nicht von Organen der alltäglichen Demokratie, sondern von außerordentlichen Diktatoren, die entweder Halbgötter sind oder Schwindler.

Daß dieses „Charisma" trotz seiner, bei Max Weber sehr beliebten „magischen" Wendung sich im Grunde nur auf die simple Fähigkeit reduziert, Vertrauen und Ansehen zu gewinnen, sagt er uns gleich selbst:

„Ueber die Geltung des Charisma entscheidet die durch Bewährung — ursprünglich stets: durch Wunder — gesicherte freie, aus Hingabe an Offenbarung, Heldenverehrung, Vertrauen zum Führer geborene Anerkennung durch die Beherrschten." (S. 140.)

Wieso Weber zu der Behauptung kommt, daß die „Bewährung" etwa des Häuptlings, „ursprünglich stets durch Wunder" geschah, ist bei ihm nicht ersichtlich. Wäre er weit genug zurückgegangen, so hätte er die Anerkennung des Leitaffen durch seine Herde auch als eine „charismatische" betrachten müssen. Aber hier läge doch sicher nicht ein auf Wunder oder Offenbarungen zurückgehendes Charisma vor.

Indes auch der Begriff der „Herrschaft", die durch das Charisma herbeigeführt wird, ist ein recht eigentümlicher. Weber schreibt darüber:

„Das Charisma eines ‚Berserkers', (dessen manische Anfälle man, anscheinend mit Unrecht, der Benutzung bestimmter Gifte zugeschrieben hat: man hielt sich in Byzanz im Mittelalter eine Anzahl dieser mit dem Charisma der Kriegs-Tobsucht Begabten als eine Art von Kriegswerkzeugen), eines ‚Schamanen' (Magiers, für dessen Ekstasen im reinen Typus die Möglichkeit epileptoider Anfälle als eine Vorbedingung gelten), oder etwa des (vielleicht, aber nicht ganz sicher, wirklich einen raffinierten Schwindlertyp darstellenden) Mormonenstifters, oder eines den eigenen demagogischen Erfolgen preisgegebenen Literaten wie Kurt Eisner, werden von der wertfreien Soziologie mit dem Charisma der nach der üblichen Wertung ‚größten' Helden, Heilande, Propheten durchaus gleichartig betrachtet." (S. 140.)

Ja, wo haben denn Berserker jemals eine Herrschaft aufgerichtet?

Und wo sind epileptoide Krämpfe ein Mittel, die Massen zu beherrschen? Ein nervenkranker Mensch gilt bei den Wilden wohl als heilig und unverletzlich, aber sie würden sich hüten, seiner Führung zu folgen. Und gar Kurt Eisner! Wie immer

Weber von ihm denken mochte, seine Einreihung in die Scharen der Berserker und Schamanen erscheint doch mehr als sonderbar.

Allerdings haben wir in Kurt Eisner ein Organ der Demokratie zu sehen, das durch „Charisma" zu einer maßgebenden Stelle gelangte. Aber weder durch Magie, noch durch Krämpfe oder Schwindel. Man kann auch durch andere Mittel, z. B. durch Selbstlosigkeit und Begeisterung und überragende Intelligenz, das Vertrauen der Massen erringen — und in einer länger bestehenden Demokratie nur durch solche Mittel. Gerade Eisner hat in dieser Weise sein zeitweise so starkes „Charisma" erlangt.

Der Unterschied zwischen der bureaukratischen und „charismatischen" Struktur, besteht nicht darin, daß die eine auf alltäglichen, die andere auf außeralltäglichen Fähigkeiten aufgebaut ist, die nur wenigen, überragenden Individuen innewohnen.

Allerdings, für die einzelnen Helden, Diktatoren, Messiasse, die Weber allein im Auge hat, mag das gelten. Wir wissen über sie in der Vergangenheit fast nichts Zuverlässiges, namentlich nichts über ihre wundertätige, magische Seite. In der Gegenwart kommen Wundermänner dieser Art kaum vor. Wenn Weber von dem „rein plebiszitären charismatischen Herrscher Napoleon" (S. 141) spricht, so beruhte desen Charisma auf den Siegen seiner Soldaten und den Spürnasen seiner Polizisten, nicht auf magischen Wundern.

Die ganze Frage des Charisma reduziert sich auf folgendes: In der Demokratie, der primitiven wie in der antiken und der modernen, gelangt man in leitende Stellen nur durch das Vertrauen der Mitbürger, also dadurch, daß man auf bestimmten, für das Gemeinwesen wichtigen Gebieten den Durchschnitt überragt. Das mag unter besonderen Umständen magisch gefärbt erscheinen, zum Wesen der „charismatischen" Struktur gehört das nicht. Wohl aber gehört dazu die Möglichkeit der einzelnen, sich frei zu betätigen, so daß jeder sein Bestes entwickeln und zeigen kann. Das ist nicht in Zuständen der Gebundenheit möglich, nicht in der Bureaukratie, nicht in weltlicher, aber auch nicht kirchlicher, und nicht in irgendeiner Art Despotismus. In der Aristokratie ist diese Möglichkeit nicht ganz genommen, aber auf einen kleinen Kreis eingeschränkt. Am stärksten ist die Möglichkeit, ein „Charisma" zu entfalten, in revolutionären Zeiten gegeben, wo alte Autoritäten zusammenbrechen und neue sich erst bewähren müssen, wozu Gelegenheit gegeben ist.

Ehe der „Träger des Charisma" das Vertrauen der Massen durch seine Leistungen (nicht Wunder) gewonnen hat, wird er vergeblich „Gehorsam und Gefolgschaft, kraft seiner Sendung" von ihnen fordern. Hat er es durch seine Leistungen erreicht, daß die Masse hinter ihm steht, dann kann er, gestützt auf deren Gewicht, von einem ihm widerstrebenden einzelnen Individuum Gehorsam fordern. Doch wird es ihm nie gelingen, die Massen

gegen ihren Willen ohne einen Herrschaftsapparat, von dem hier nicht die Rede ist, zu beherrschen. In diesem Sinne wird aus der „charismatischen Struktur" nie eine Herrschaft erstehen und ist nie eine erstanden. Das Uebergewicht des Vertreters der großen Masse gegenüber einem von ihr abweichenden einzelnen kann man aber doch nicht gut als Herrschaft betrachten.

Noch ein Punkt der Weberschen Ausführungen über das Charisma ist hier zu erwähnen:

Weber bemerkt, daß im Unterschied zum Bureaukraten die Träger des Charisma kein Gehalt bezögen.

Das mag wohl für jene Fälle von Berserkern und Epileptikern gelten, von denen er spricht, vielleicht nicht einmal von allen Berserkern. Weber berichtet: Man hielt in Byzanz eine Anzahl zu solchen Anfällen veranlagter „blonder Bestien" (Wirtschaft und Gesellschaft, S. 753).

Diese werden wohl Gehalt bezogen haben. Wie dem auch sei, auf jeden Fall kann man heute nicht mehr uneingeschränkt von Helden und Propheten und Diktatoren behaupten, keiner von ihnen beziehe Gehalt. Schon gar nicht von den Organen der Demokratie, die wir hier im Auge haben.

In einer Gesellschaft allgemeiner Warenproduktion kann niemand ohne Geldeinkommen leben. Das gilt auch für den Charismatiker, es sei denn, daß das Charisma etwas wäre, was nur außerhalb der Warenproduktion vorkommt. Weber selbst aber spricht von dem „charismatischen Herrscher" Napoleon, dessen Charisma ihm zu sehr ansehnlichen Gehältern als General, Konsul, Kaiser verhalf.

Auch die Organe der modernen Demokratie, die nach Charisma, das heißt, nach der Befähigung und dem Vertrauen besetzt werden, können ohne Geldeinkommen nicht existieren. Stehen ihnen keine anderen Geldquellen zur Verfügung, dann sind sie auf irgendeine Art von Geldlohn für ihre politische Arbeit angewiesen, namentlich dann, wenn diese ihre ganze Arbeitskraft in Anspruch nimmt, mehr ist, als bloße Feierabendarbeit. Natürlich muß man von einem Vorkämpfer einer politischen Partei verlangen, daß er für sie aus reiner Ueberzeugnug, nicht um des Gelderwerbs willen, eintrete. Aber das besagt nicht, daß er von seiner Ueberzeugung allein zu leben und mit voller Arbeitskraft zu wirken vermöge. Es ist eine alte Erfahrung, daß die Krieger einer Armee, die siegen soll, ebensosehr über ausreichende Verproviantierung wie über lodernde Begeisterung verfügen müssen.

Der den Staat vor der Bureaukratie regierende und verwaltende Stand, der Landadel, bedurfte keines Gehalts für seine politische Betätigung — wie auch nicht für seine kriegerische — weil er von der Arbeit seiner Hintersassen lebte, die ihm ein regelmäßiges Einkommen bot, ohne daß er sich viel darum zu kümmern brauchte. Darum gab es auch im englischen Parlament,

solange es eine aristokratische Einrichtung war, keine Diäten für seine Mitglieder.

Bei den Kapitalisten steht es schon anders. Ihr Geschäft erfordert die ständige Anwesenheit des Besitzers. Ihr Einkommen vermindert sich, wenn die Politik ihr längeres Fernbleiben vom Geschäft herbeiführt. Sie lassen sich daher meist nur ungern in ein Parlament wählen. Noch mehr gilt das von Bauern und Handwerkern, die nicht so, wie der Kapitalist, einen stellvertretenden Direktor bezahlen können. Von Lohnarbeitern gar nicht zu reden, deren Fernbleiben von der Arbeit mit Entlassung gleichbedeutend ist.

Einen bemerkenswerten Fall bietet die Aristokratie der Republik Venedig, von der P. Daru im 39. Buch (Description du Gouvernement de Venise) seines Werkes „Histoire de la République de Venise", Paris 1819, handelt (ich habe eine, Stuttgart 1828, erschienene Ausgabe benutzt).

Die Aristokratie Venedigs war ganz außerordentlicher Art, der Eigenart des Staates entsprechend, der sich in den Lagunen bildete, bei seinem Entstehen über so gut wie keinen Grundbesitz und keine Landwirtschaft verfügte. Sein Adel war von Beginn an kein Landadel, die Erwerbung feudaler Güter war ihm später sogar verboten, als Venedig die Beherrscherin von weiten Landstrecken wurde. Seine Haupterwerbsquelle bildete der Handel, verbunden mit Plünderung des eigenen Staates, z. B. durch Steuerpachtung. Diese ökonomische Grundlage erschwerte dem venetianischen Adel sehr jede politische Betätigung, obwohl darauf die möglichste Rücksicht genommen wurde. So fanden z. B. die Sitzungen des Großrates am Sonntag statt, weil während der Woche viele seiner Mitglieder von ihren Geschäften in Anspruch genommen wurden. Trotzdem entzogen sich die Aristokraten, ganz im Gegensatz zu denen anderer Länder, gern einer Erwählung zu einem Staatsamt. Daher wurde ein Aristokrat, der ein ihm übertragenes Amt ablehnte, mit einer Geldstrafe belegt, die 1766 von 3000 auf 7000 Dukaten erhöht wurde. Und die Aemter wurden bezahlt. Kein Wunder, daß bei einem so gesinnten Adel aus Kaufleuten das politische Leben in der Republik völlig erstarb und er sich widerstandslos dem strengen Polizeiregime einer kleinen, herrschenden Klique unterwarf.

Auf die Kapitalisten allein läßt sich politische Freiheit nicht einmal für ihre eigene Klasse begründen, geschweige denn für die Gesamtbevölkerung.

Wenn Kapitalisten, die widerwillig ihre Geschäfte aufgeben, für die Uebernahme einer Tätigkeit im Staate bezahlt werden, so ist das nicht zu vergleichen mit der Geldentschädigung der Organe der Demokratie, die ihnen gewährt wird, damit sie sich ganz dem Staate und der Politik widmen können. Daß Journalisten Gehalt beziehen, ist heute selbstverständlich. Ebenso, daß

Parlamentarier Diäten erhalten müssen. Aber auch die Bezahlung mancher Parteifunktionäre wird bei wachsender Ausdehnung einer Partei unerläßlich, sollen sie ihren Aufgaben genügen können.

Dabei wird freilich die Partei nur dann gedeihen, wenn Begeisterung sie erfüllt, die bewirkt, daß möglichst viel Parteiarbeit unbezahlt geleistet wird, soweit sie solcher Art ist, daß sie neben der Erwerbsarbeit in ausreichender Weise getan werden kann.

Trotz aller Gehaltszahlung erfolgt dennoch die Bestellung der Berufspolitiker in charismatischer Form, nicht auf Grund eines Lehrganges und einer Schulprüfung, sondern auf Grund ihrer Befähigung und des Vertrauens, das sie durch ihre Leistungen gewinnen.

Weil Weber dem Charisma einen magischen Beigeschmack zu verleihen sucht, hat er bei der Kennzeichnung der Befähigung der Persönlichkeit, die eine Gefolgschaft um sich schart, ein wichtiges Moment ausgelassen. Er spricht von Offenbarungen und Wundern, durch die einer zum anerkannten Führer einer Masse wird, nicht aber von höherer Erfahrung und Sachkenntnis, die es ihm ermöglicht, größere Erfolge zu erzielen und dadurch das Vertrauen und die Hingabe der Masse zu gewinnen.

Und den Vorgang bei der Gewinnung dieses Vertrauens stellt er, gerade wegen seiner Hinneigung zu magischen Erklärungen, ganz verkehrt dar. Er nimmt an, das, was ihnen die gläubige Hingabe der Masse sichere, seien magisch erscheinende Vorkommnisse, anscheinend göttliche Offenbarungen und Wundertaten, die einzelne erfahren und bewirkt zu haben behaupten. Erst nachdem er die Masse für sich gewonnen, habe der Führer durch seine Erfolge zu zeigen, ob sein Charisma echt sei oder nicht:

„Bleibt die Bewährung dauernd aus, zeigt sich der charismatisch Begnadete von seinem Gott oder seiner magischen oder Heldenkraft verlassen, bleibt ihm der Erfolg dauernd versagt, vor allem: bringt seine Führung kein Wohlergehen für die Beherrschten,[1]) so hat seine charismatische Autorität die Chance zu schwinden." (S. 140.)

In Wirklichkeit verhalten sich die Dinge umgekehrt. Durch die bloße Behauptung, er sei von Gott begnadet, wird niemand eine Masse von Menschen, in deren Mitte er lebt, veranlassen, ihm blindlings zu folgen, ihm ihr Wohl und Wehe anzuvertrauen. Zuerst muß er bedeutende Erfolge erzielen, ehe es soweit kommt.

Nun meint Weber, das geschehe durch Wundertaten des gottbegnadeten Mannes. Natürlich glaubt Weber nicht, daß es wirkliche Wunder seien, sondern Illusionen oder Schwindel. Aber damit könnte doch nur ein Teil der charismatischen Wirkungen erklärt werden. In unseren Zeiten erwiese sich da ein Charisma als schwer möglich. Keiner der großen politischen

[1]) Von Weber unterstrichen. K.

Führer der Neuzeit, die eine begeisterte Anhängerschaft um sich scharten, ist zu seinem Charisma durch Berufung auf Offenbarungen und Wunder gekommen, weder Napoleon noch Bismarck, weder Bebel noch Lenin. Ja nicht einmal bei den abergläubischen Italienern hat Mussolini sein Charisma auf diesem Wege erreicht, obwohl er genug von seiner göttlichen Sendung faselt.

Aber auch für frühere, unkritischere Zeiten darf man die politische Wirkung nicht überschätzen, die irgendein Epileptiker oder Taschenspieler zu erzeugen vermag. Die Menge wird ihn staunend und ehrfürchtig begaffen, aber ohne weitere Proben wird sie sich von ihm nicht zu ernsthaften Kämpfen antreiben und führen lassen.

Mohammed hatte lange zu tun, bis er wenigstens in einem kleineren Kreise durch Geld (seiner Frau) und verwandschaftliche Beziehungen einen Anhang gewonnen hatte. Erst als er seine Leute zu siegreichen Kämpfen führte, die reiche Beute ergaben, da gewann er begeisterten und gläubigen Anhang. Der praktische Erfolg bewirkt hintendrein, daß man an die Wunder und Offenbarungen glaubt. Nicht aber ist es die bloße Berufung auf Wunder und Offenbarungen vor jedem praktischen Erfolge, die eine begeisterte ausgedehnte Anhängerschaft erzeugt.

Es gibt sicher Zeitalter voll Leichtgläubigkeit, wo sich die Massen Wunder und Offenbarungen leicht einreden lassen, hinter ihnen weder Halluzinationen noch Schwindeleien wittern. Aber gerade in solchen Zeitaltern sind Wundererzählungen etwas so häufiges, daß es einem einzelnen nicht gelingen wird, neben der Fülle von Wundertätern, die sich breit machen, die gläubige Hingabe der Massen gerade auf sich allein zu lenken, wenn er nichts anderes vorzubringen weiß, als Erzählungen eigener Offenbarungen und Wunder.

Wir finden in allen Zeitaltern, daß einzelne Persönlichkeiten, die in der Oeffentlichkeit hervorragen, sich auszeichnen durch ihre Charakterstärke, ihr Wissen und daher durch ihre Erfolge. Damit steht es in Zeiten der Leichtgläubigkeit nicht anders, als in kritischeren Zeitläuften. Hervorragende Menschen mögen sich da auf magische Kräfte berufen, aber das tun viele andere ihrer Zeitgenossen ebenso, wie sie selbst. Darauf beruht nicht ihre Ueberlegenheit.

So finden wir z. B. in der Zeit der Reformation gar viele Menschen, die sich einbilden und es verkünden, daß sie Zwiesprache mit Gott halten, von ihm inspiriert sind. Aber Vertrauen und Hingabe gewinnen nur solche unter ihnen, die in der Tat hervorragendes leisten, was nicht aus ihren magischen Einbildungen, sondern aus ihrer tatsächlichen größeren Klugheit und Charakterfestigkeit, vereint mit bedeutendem Wissen, hervorgeht.

Und wenn wir uns etwa zu den Propheten des Alten Testaments wenden, so finden wir auch bei ihnen hinter dem Donnergepolter ihres Jahve, mit dem sie hantieren, versteckt ein bedeutendes Wissen über die sozialen und politischen Verhältnisse des eigenen Landes wie der Nachbarländer.

Wie konnte gerade ein Mann wie Weber die Wirkung des Wissens so gering einschätzen!

Die Gefolgschaft, die ein Politiker durch seine Persönlichkeit — und das ist wohl das „Charisma" — gewinnt, nicht durch bureaukratische Anstellung oder durch Machtmittel militärischer oder ökonomischer Art, ist zurückzuführen auf seine Ueberlegenheit über andere Persönlichkeiten, die in gleicher Richtung für die gleichen Interessen tätig sind. Wir haben nach den tatsächlichen Gründen dieser Ueberlegenheit zu forschen, die auf angeborenen Fähigkeiten und erworbenen Kenntnissen beruht, nicht nach den vermeintlichen Gründen, durch die leichtgläubige Zeitgenossen und noch mehr leichtgläubige Geschichtsschreiber sich eine derartige Ueberlegenheit aus auffallenden Aeußerlichkeiten und Einbildungen erklären. Dieses gilt um so mehr, da wir nicht nur mit dem „Charisma" einer sagenhaften Vorzeit, sondern auch dem der nüchternen Gegenwart zu tun haben.

Sechzehntes Kapitel.

Die Intellektuellen.

Der Tendenz, wenn auch nicht immer der Wirklichkeit nach rekrutiert sich die staatliche Bureaukratie aus allen Schichten der Bevölkerung. In seinen Anfängen, so lange er den Adel nicht gebändigt hat, sucht sich der aufsteigende Absolutismus seine Werkzeuge sogar mit Vorliebe in den niederen Klassen, denn die sind dem Adel gegenüber ganz von ihm abhängig und daher viel zuverlässiger. Andererseits widerstrebt dem Adel auf der Höhe seiner Macht jene Unterordnung, die der absolute Herrscher von seinen Beamten verlangt.

Später befreundet er sich mehr mit der Beamtenlaufbahn, sobald er seine Selbständigkeit dem Landesfürsten gegenüber verloren hat und gleichzeitig die Bureaukratie ein ausgedehnter Körper geworden ist mit einer Reihe lukrativer Stellen, die keine große Arbeit verlangen, an der Spitze, neben vielen kleinen, schlecht bezahlten Posten, die emsige Arbeit erheischen. Diese letzteren überläßt der Adel gerne der bürgerlichen „Canaille". Sich selbst sucht er die vornehmen Posten zu sichern, die vielfach nur zu dem Zwecke geschaffen werden, ihm die Ausbeutung des Staates in dieser Form zu ermöglichen.

Die aufkommende Demokratie sucht dieses wie jedes andere adlige Privilegium zu beseitigen, was ihr z. B. in England noch nicht ganz gelungen ist.

In vielen Ländern sind namentlich die Aemter der auswärtigen Politik immer noch eine Domäne des Adels. Für die besitzenden bürgerlichen Klassen wieder entsteht ein Vorrecht auf gutdotierte Beamtenstellen für den eigenen Nachwuchs durch den geforderten Nachweis höherer Schulbildung, an den die Zulassung zu einem Amt geknüpft wird, eine Bildung, die heute mit hohen Kosten verknüpft und daher Besitzlosen schwer zugänglich ist. Der Nachweis einer derartigen Schulbildung beim Stellenwerber wird vielfach aus sachlichen Gründen erforderlich. Ihre Erwerbung kann aber absichtlich an Bedingungen geknüpft werden, die sachlich in keiner Weise geboten sind, oft sogar die besten Bewerber um das Amt ausschließen, nur damit der Zugang dazu bestimmten Schichten vorbehalten bleibt. Ein großer Teil des gerade in Universitätskreisen so verbreiteten Antisemitismus beruht nur auf dem Streben, die höheren Aemter zu einem Privilegium bestimmter „christlicher" Schichten zu machen. Neben dem Verlangen nach einem hohen Einkommen spielt da auch das Streben nach Macht mit, denn die hohen Aemter sind oft mehr noch Machtmittel als Geldquellen.

Für die Organe der Demokratie kommen derartige Privilegierungen nicht in Frage. Im Kampfe der Parteien miteinander muß jede Partei in der Presse, wie auf den öffentlichen Tribünen die besten Männer ins Treffen schicken, über die sie verfügt, und muß sie jeden willkommen heißen, der ihre Sache verfechten will, wenn er etwas weiß und kann, aus welcher Schicht der Bevölkerung immer er stammen mag.

Selbst die Herren der Aristokratie können sich dieser Notwendigkeit nicht entziehen. Sie zwang, wie wir gesehen, die stolze Aristokratie Englands, den Juden Disraeli zu ihrem Vorkämpfer zu machen. Und die preußischen Junker, seit jeher voll Verachtung für das Judentum, waren in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, um 1848 herum, so arm an geistigen Kräften, daß ihnen nichts übrig blieb, als sich der Führung des Juden Friedrich Stahl zu unterwerfen.

Die Sache wurde für die hohen Herren nicht erbaulicher dadurch, daß ihre Bannerträger getaufte Juden waren. Die beiden eben Genannten traten fast gleichzeitig zum Christentum über, Disraeli 1817, Stahl 1819.

In der modernen Demokratie können für jede Partei ihre Sachwalter, Journalisten wie Parlamentarier, aus jedem Stande, jeder Klasse, jedem Berufe hervorgehen.

Doch nicht jede Schicht der Bevölkerung bietet gleich günstige Bedingungen für die Bildung führender, weitschauender Politiker.

Die besten Bedingungen bieten dafür manche — nicht alle — Kreise der Intellektuellen.

Wir haben schon gesehen, daß die Intellektuellen den ersten besonderen Beruf — nicht Klasse — in der Gesellschaft bilden,

einen Beruf, der etwas kann, was nicht alle können, und der dadurch einen gewissen gesellschaftlichen Einfluß erhält, keineswegs aber schon zu Herrschaft und Ausbeutung gelangt. Viele der Charismafälle, von denen Max Weber spricht, sind nichts als Fälle des Einflusses Intellektueller, zu denen allerdings die Berserker nicht zu zählen sind, wohl aber Medizinmänner, Zauberer, Priester.

Sobald sich Staaten und Klassen bilden, versucht es oft die neue Staatsgewalt, sich des Einflusses der Intellektuellen ebenso wie der Häuptlinge in den unterworfenen Stämmen zu versichern, um in ihnen eine Stütze zu gewinnen. Die einen wie die andern werden durch den Staat über die eigenen Stammesgenossen emporgehoben und ihnen entgegengesetzt. So kann der Priester zu einer staatlich privilegierten Persönlichkeit werden. Auf der anderen Seite kommt es vor, daß ein Staat von verschiedenen erobernden Stämmen nacheinander in Besitz genommen, eine aristokratische Schicht über einer anderen aufgerichtet wird. Dann kann es zu einer Arbeitsteilung zwischen ihnen kommen. Die erobernde Aristokratie behält sich das Kriegswesen vor, der unterworfenen Aristokratie wird jede kriegerische Beschäftigung untersagt, die gefährlich werden könnte und sie wird auf intellektuelle Betätigungen beschränkt, als besondere Priesterkaste. Wir haben oben schon auf die Magier, einen Stamm der Meder, hingewiesen, die unter persischer Herrschaft zu Priestern wurden. Auch der Name der israelitischen Priester, der Leviten, war ein Stammesname.

Neben den priesterlich-organisierten Intellektuellen treten im Laufe der staatlichen Entwicklung andere auf, die vereinzelt tätig sind, geradeso wie Handwerker an den Höfen der Großen und Fürsten, als eine Art höherer Diener. Manche intellektuelle Tätigkeiten gewinnen, wie wir gesehen haben, ein solches Ansehen, daß auch einzelne Mitglieder der Aristokratie sich mit ihnen befassen.

In diesem Zustand finden wir die Intellektuellen im Mittelalter. Da ersteht die mittelalterliche Stadt und erzeugt die Bedingungen für eine neue Art von Intellektuellen, welche die Welt früher nicht kannte und die eine besondere historische Rolle spielen, dank dem Umstand, daß Lesen und Schreiben für weite Kreise der städtischen Bevölkerung nun äußerst wichtig werden, im Unterschied zu den Volksmassen des Altertums, selbst in den höchstentwickelten demokratischen Stadtstaaten.

In den Städten bildet sich ein Schulwesen, das unabhängig ist vom Priestertum oder nach Unabhängigkeit von ihm ringt. Hier erstehen intellektuelle Berufe, die weder der priesterlichen Organisation, der Kirche, angehören, noch von einem fürstlichen Mäzenas als dessen Bediente oder Schmarotzer abhängig sind. Diese neuen Intellektuellen finden einen Markt für ihre Tätig-

keiten bei den bürgerlichen Schichten der Städte, so Advokaten und Aerzte. Die neue Industrie und der neue Verkehr brauchen zahlreiche, besonders gebildete Techniker. Auch Künstlern bietet der wachsende Reichtum der Städte teils kommunale, teils private Aufträge, und mit dem Aufkommen der Buchdruckerei, die aus der zunehmenden Praxis des Lesens in den Städten hervorgeht, bildet sich nun auch ein von Kirche und Hof unabhängiger Markt für Produkte der Feder, der Büchermarkt, zu dem sich schließlich auch die Beschäftigung in Zeitungsunternehmungen gesellt.

Die Existenzmöglichkeiten, die auf diese Weise den Schriftstellern, den „Skribenten“, geboten werden, sind lange Zeit sehr unsichere und dürftige. Auch für Aerzte, Advokaten, Künstler, Lehrer und wissenschaftliche Forscher bieten die neuen, den Gesetzen der Warenproduktion angepaßten Lebensbedingungen nicht immer ein glänzendes Dasein.

Aber eines gewinnen sie gegenüber den kirchlichen und höfischen Intellektuellen: die individuelle Freiheit. Mit den Städten und durch die Städte kommen sie auf im Kampfe gegen Kirche, Adel, Absolutismus. Bei ihnen nimmt dieser Kampf vor allem die Form eines Kampfes um die Freiheit des Wortes an.

Die Intellektuellen, die nur mit den Waffen des Geistes streiten können, nur mit diesen Waffen ihre Gegner zu überwinden vermögen, verlangen überall nach der Freiheit des Wortes, wo sie sich dem Gegner geistig überlegen fühlen. Intellektuelle, die mit polizeilichen Mitteln Andersdenkende am Sprechen verhindern wollen, bezeugen dadurch ein geringes Zutrauen zu ihrer Sache und zu sich selbst, auch wenn sie sich noch so bombastisch als unfehlbar gebärden mögen, seien es katholische Inquisitoren oder Fascisten oder Bolschewiks.

Die Intellektuellen sind keine Klasse, haben keine besonderen Klasseninteressen; sie zerfallen in mannigfache Berufe mit den verschiedensten beruflichen Interessen. Sie sind nicht imstande, einen eigenen Klassenkampf zu führen. Wohl aber können sie die Sache einer anderen Klasse zu der ihren machen, an deren Kämpfen teilnehmen und sie geistig in hohem Grade befruchten, namentlich seit dem Aufkommen der Demokratie, in der geistige Ueberlegenheit wichtiger wird als die der brutalen Faust. Und klares Wissen, die richtige Erkenntnis der Umwelt, in der man sich zu behaupten, auf die man zu wirken hat, ist unter allen Umständen vonnöten. Der Klassenkampf, die Politik überhaupt, erheischt in einer so komplizierten Gesellschaft, wie der modernen, ein besonderes Studium, für das gewisse Schichten der Intellektuellen durch ihre alltäglichen Betätigungen besonders befähigt werden.

Eher als die Mitglieder der Klasse, deren Sache sie zu der ihren machen, sind solche Intellektuelle, dank ihrem Bildungsgang und ihrer geschäftlichen Uninteressiertheit in der Lage, sich

über lokale, berufliche und zeitliche Beschränktheit zu erheben und die dauernden und allgemeinen Interessen der betreffenden Klasse gegenüber engen Sonderinteressen zu erkennen und zu verfechten.

Sie können aber noch mehr. Obwohl auch sie, selbst bei größtem Idealismus, von dieser Welt sind und nicht gefeit gegen die Einflüsse materieller persönlicher Interessen, sowie verwandtschaftlicher und freundschaftlicher Beziehungen, bilden sie doch keine bestimmte Klasse mit bestimmten Klasseninteressen, ist daher die Stellungnahme jedes einzelnen unter ihnen in den Klassenkämpfen der Gesellschaft, in der sie leben, nicht von vornherein gegeben. Eher als Mitglieder einer der Klassen, vermögen da manche Intellektuelle unbefangen zu erkennen, wie weit die Bedingungen der gesellschaftlichen Entwicklung und des gesellschaftlichen Gedeihens mit den Interessen der einzelnen Klassen zusammenhängen. Und sie können dahin kommen, sich für eine Klasse zu entscheiden vom Standpunkte des Gesamtinteresses der Gesellschaft — daneben auch aus ethischen Gründen, aus Mitleid mit den Mühseligen und Beladenen. Werden die einen der Intellektuellen durch persönliches Interesse und persönliche Beziehungen veranlaßt, die Sache einer bestimmten Klasse zu der ihren zu machen, so andere durch ethische Empfindungen oder wissenschaftliche Ueberzeugungen.

Nur die Intellektuellen der letzteren Art werden für die Klasse, der sie sich zuwenden, ein erheblicher Gewinn sein. Sie werden deren Klassenkampf auf eine höhere Stufe erheben, erfolgreicher und weniger opfervoll machen. Je nach dem Grade der Erkenntnis, die sie bringen, wird dieser Gewinn verschieden groß sein. Er kann ganz ungeheuer werden.

Bereits in der englischen Revolution des 17. Jahrhunderts spielen die Intellektuellen eine hervorragende Rolle, die den Klassenkämpfen ihren Stempel aufprägt. Den Ausgangspunkt der damaligen politischen und sozialen Kämpfe bildete noch die päpstliche Kirche. Sie wurde mit ihren eigenen Waffen bekämpft, vor allem mit der Bibel. Die intellektuellen Vorkämpfer der verschiedenen Klassen waren damals überwiegend Theologen, die verschiedenen Parteien sonderten sich äußerlich und in ihren Argumenten — nicht in den Interessen, denen sie im Grunde dienten — nach theologischen Gesichtspunkten.

Die eigentlichen Intellektuellen im modernen Sinne werden für die politischen und sozialen Kämpfe erst wichtig im 18. Jahrhundert, im Zeitalter der Aufklärung. Ohne sie bleibt die große französische Revolution unverständlich.

Ueber ihre damalige Rolle handelte ich in meiner Arbeit über „Die Klassengegensätze im Zeitalter der Französischen Revolution". Ich wies darauf hin, daß die vom Hof und der Kirche unabhängigen Denker Frankreichs im Laufe des 18. Jahrhunderts

aufhörten, bloße Philosophen zu sein und immer mehr Oekonomisten und Politiker wurden, die sich nicht bloß gegen Pfaffen und Adel, sondern auch gegen die „Reichen" überhaupt feindlich äußerten. Trotzdem wurden sie keine Sozialisten.

„Das Bedürfnis der Zeit war die Beseitigung der feudalen Schranken, die der Entwicklung der Warenproduktion im Wege standen, und die bürgerliche Intelligenz hatte eine zu gute Einsicht in die tatsächlichen Verhältnisse, um das zu verkennen und sich einem damals noch aussichtslosen Sozialismus hinzugeben. Die bürgerliche Intelligenz konnte sich aber auch bei aller Sympathie mit den leidenden, ausgebeuteten Klassen über den Gesichtskreis der Bourgeoisie nicht erheben, der sie selbst angehörte durch ihre Familienbeziehungen, ihre gesellschaftliche Stellung, ihre Existenzbedingungen. Indes war sie nicht eingeengt von den Augenblicks- und Sonderinteressen der einzelnen Kapitalskliquen, welche diese hinderten, die dauernden Klasseninteressen der gesamten Kapitalistenklasse, die Bedürfnisse der Entwicklung der kapitalistischen Produktionsweise zu erkennen und auf deren Befriedigung hinzuarbeiten, Sonderinteressen, die so manchen Kapitalisten zu einem Anhänger des feudalen Regimes, die fast alle Kapitalisten mißtrauisch gegen Neuerungen machten. Die Intelligenz war erhaben über die Borniertheit des geschäftlich interessierten Bourgeois; ihr Beruf brachte es mit sich, zu generalisieren und logisch zu entwickeln, er brachte ihr eine umfassende Kenntnis der gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse der Vergangenheit und Gegenwart: so ist es die Intelligenz gewesen, die die dauernden Klasseninteressen der Bourgeoisie erkannte, die damals zusammenfielen mit den Bedürfnissen der ökonomischen Entwicklung; die Intelligenz ist es gewesen, die sie vertrat, nicht bloß gegenüber dem Hof, den Aristokraten und den Pfaffen, mitunter auch gegenüber Bauern, Kleinbürgern und Proletariern, sondern sogar gegenüber manchen Kapitalistenkliquen selbst, wenn deren Augenblicksinteressen in Widerspruch kamen zu den dauernden Interessen der gesamten Klasse.

Nicht von persönlichen, nicht von momentanen Interessen bewegt, handelnd auf Grundlage einer durch langjährige Gedankenarbeit gewonnenen tiefen Einsicht in die gesellschaftlichen Zusammenhänge, erschienen die Männer der bürgerlichen Intelligenz nicht als Vertreter von materiellen Interessen, sondern von bloßen Prinzipien, von reinen Ideen, als ‚Doktrinäre' gegenüber den kapitalistischen ‚Praktikern', die, stolz auf ihre Ignoranz, den Staat nur ihren jeweiligen Unternehmungen dienstbar machen wollten.

Die bürgerliche Intelligenz war noch nicht so weit, daß sie, statt vom Staatsmann die Unterwerfung unter die Theorie zu fordern, die Theorien den jeweiligen Wünschen und Launen der ‚praktischen Staatsmänner' angepaßt hätte. Und sie bekam in Frankreich durch die Revolution auch die Macht, ihren Theorien Geltung zu verschaffen.

Nach dem Sturze des Hofadels und der mit ihm verbündeten hohen Finanz gab es in Frankreich nur eine Klasse, die regierungsfähig gewesen wäre, die bürgerliche Intelligenz. Selbst heute noch, wo in den meisten konstitutionellen Ländern weite Volkskreise, vor allem die städtische Arbeiterschaft, durch ihre politische Tätigkeit mit den Bedürfnissen und Aufgaben der Gesetzgebung und Verwaltung eines modernen Großstaates und der parlamentarischen Behandlung der Geschäfte vertraut geworden sind, überwiegt in den Parlamenten immer noch die bürgerliche Intelligenz. Um

wie viel mehr mußte dies vor hundert Jahren in Frankreich der Fall sein, in dem seit Jahrhunderten jede politische Regung erstickt worden war! Selbst die Kleinbürger von Paris wählten nicht ihresgleichen, sondern Juristen, Journalisten und dergleichen zu ihren Vertretern.

So kam die bürgerliche Intelligenz in den Besitz der Staatsgewalt und machte diese ihren Theorien das heißt den Klasseninteressen der Bourgeoisie dienstbar. Und da ihre Tendenzen am meisten den Bedürfnissen der notwendig gewordenen Entwicklung entsprachen, fielen sie am nächsten mit den wirklichen Tendenzen der Revolution zusammen. Auch ist sie in der Revolution am meisten und vernehmbarsten zum Wort gekommen und sind ihre Aeußerungen in Reden, Büchern und Zeitungen am besten erhalten. Kein Wunder, daß die Ideologen, die nach dem oberflächlichen Schein urteilen, zur Ansicht kommen, die Denker und ihre Ideen hätten die Revolution gemacht und geleitet." (S. 46, 47, 48.)

Ich schrieb das im Jahr 1889. Damals faßte ich die Intellektuellen noch als eine besondere Klasse auf. Weitere Untersuchungen haben mir seitdem gezeigt, daß das ungenau war. Immerhin konnte man die Intellektuellen des 18. Jahrhunderts noch einigermaßen als besondere Klasse betrachten. Die gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse waren noch recht einfach und durch die ständische Gliederung übersichtlich. Alle freien Intellektuellen hatten dieselben Gegner, Adel, Kirche, Bureaukratie, Hof. Auf der andern Seite war das „Volk", der dritte Stand, dessen Sache sie vertraten, auch noch wenig differenziert, da der „Industrielle" noch den industriellen Kapitalisten ebenso umfaßte wie den Lohnarbeiter, und beide noch von der Ideologie des Handwerks erfüllt waren. Da konnte sich unter den Intellektuellen eine weitgehende Uebereinstimmung der Ziele und Wege und vor allem der Sympathien entwickeln. Natürlich gab es große individuelle Unterschiede zwischen ihnen. Welcher Gegensatz zwischen Voltaire und Rousseau! Aber auch zwischen jedem der beiden und den Materialisten vom Schlage der Holbach und Helvetius!

Aber das waren Gegensätze, nicht größer, als wir sie innerhalb jeder Klasse finden. Die Klassensolidarität bedeutet nicht Uniformität. In ihren sozial entscheidenden Tendenzen stimmten alle jene Denker doch überein.

Seitdem ist die Gesellschaft durch die kapitalistische Entwicklung weit mehr differenziert worden, der dritte Stand, das anscheinend so einheitliche „Volk" hat sich gespalten, vor allem hat sich in seinem Innern der Abgrund zwischen Kapital und Lohnarbeit aufgetan.

Heute sind an Stelle der Sympathien und Tendenzen, von denen die Masse der Intellektuellen des 18. Jahrhunderts bei allen individuellen Unterschieden gemeinsam beseelt wurde, die verschiedensten und einander widersprechendsten Sympathien und Tendenzen getreten, von denen die Scharen der Intellektuellen zerrissen und in die gegensätzlichsten Lager gedrängt werden.

Den Mitgliedern einer Klasse sind im großen Durchschnitt, auch bei großen Verschiedenheiten der Methoden und des Wissens zwischen den einzelnen Schichten, bestimmte Tendenzen und Ziele gemeinsam, so liberalen und konservativen Fabrikanten, sozialdemokratischen oder katholischen Arbeitern. Welche Gemeinsamkeit verbände aber die Gesamtheit der Intellektuellen von heute? Aerzte haben gemeinsame berufliche Interessen, ebenso Advokaten, Ingenieure, Schauspieler usw. Aber welches gemeinsame Interesse verbände sie alle zu einer Klasse?

Wenn wir den Klassencharakter der Schicht der Intellektuellen bestreiten, so beweist das natürlich nicht, daß wir ihre soziale Bedeutung leugnen.

H. de Man sagt freilich:

„Es ist eigentümlich, daß der Marxismus die Intelligenz in seiner Gesellschaftsbeschreibung völlig übersieht." (Zur Psychologie des Sozialismus, S. 276.)

Und doch sei hier

„eine Klasse entstanden, deren Denkart den ganzen Inhalt der modernen Kultur bestimmt, die dem Staat und der Wirtschaft das leitende Personal stellt und somit eigentlich die regierende Gruppe des gesellschaftlichen Ganzen ist".

Der Hinweis auf meine Ausführungen aus dem Jahre 1889 genügt, zu zeigen, daß nicht der Marxismus es war, der die Intelligenz völlig übersah, sondern das H. de Man es ist, der seine Kritik des Marxismus hier, wie fast auf jeder Seite seines Buches, darauf basiert, daß er „völlig übersieht", was von marxistischer Seite tatsächlich geäußert wurde.

Wir haben schon in früheren Kapiteln gesehen, daß die Intellektuellen eine Schicht darstellen, die aus vielerlei Berufen besteht. Manche von ihnen können sich zu einem besonderen Stand oder einer besonderen Klasse entwickeln, andere können zum Teil einer Klasse werden.

Die Beamtenschaft der katholischen Kirche, der Klerus, gelangte zu ausgebildeten „Funktionen der Herrschaft" und wurde dadurch zu einem herrschenden und ausbeutendem Stand.

Wurden die Beamten der katholischen Kirche und später auch die der anderen christlichen Staatskirchen ein herrschender Stand, so bildete sich andererseits innerhalb des ritterlichen Standes die Intellektuellenschicht der Minnesänger und Troubadoure.

In ähnlicher Weise gibt es heute Schichten von Intellektuellen, die ihren Arbeitsbedingungen und nicht selten auch ihrer Lebenshaltung nach nicht anderes sind als Lohnarbeiter. Eine Zeitlang durch Bildungshochmut, mitunter auch, wie manche Angestellte, durch „Funktionen der Herrschaft" vom Lohnproletariat ferngehalten, kommen doch immer mehr von ihnen schließlich dahin, ihre Gemeinschaft mit dem Proletariat zu erkennen und im Anschluß an seine Kämpfe, nicht in der Betonung ihrer Herrschafts-

funktionen ihr Heil zu erblicken. Sie bekommen jetzt Klassenbewußtsein, aber nicht ein besonderes als Intellektuelle. Sie setzen sich jetzt den Sozialismus als Ziel ihres Strebens.

Daneben gibt es unter den Intellektuellen allerdings solche, bei denen die Funktionen der Herrschaft weit stärker entwickelt sind als die Berührungspunkte mit der Lohnarbeit. Durch dieses Ueberwiegen der Herrschaftsfunktionen bekommen sie wieder ein anderes Klassenbewußtsein, das einer ausbeutenden und herrschenden Klasse. So viele Fabrikdirektoren, Geheimräte, Richter usw.

Zwischen diesen beiden Schichten proletarischer und kapitalistischer Intelligenz steht eine breite Schicht von Intellektuellen, die in ihrer Zwischenstellung an das alte Kleinbürgertum erinnert, das auch weder ausgesprochen kapitalistisch noch proletarisch war.

Ich handelte davon, und über die ganze Frage der Intelligenz schon 1899 in meiner Schrift „Bernstein und das sozialdemokratische Programm", wo ein Kapitel dem „neuen Mittelstand", eben den Intellektuellen gewidmet war, von denen ich damals schon konstatierte, sie seien

„diejenige Bevölkerungsschicht, die am raschesten anwächst. Nach der deutschen Gewerbezählung wuchs im Gewerbe von 1882 bis 1895 die Zahl der Lohnarbeiter um 62,2 Prozent, die der Angestellten dagegen um 118,9 Prozent". (S. 130.)

Diese Entwicklung ging seitdem in demselben Tempo weiter, von 1895—1907 vermehrte sich im Deutschen Reich die Zahl der Lohnarbeiter um 44 Prozent, die der Angestellten um 160 Prozent.

In dem gleichen Kapitel machte ich dieselbe Unterscheidung zwischen den verschiedenen Schichten der Intellektuellen, wie hier:

„Zwischen den entschieden antiproletarischen kapitalistisch gesinnten und den entschieden proletarisch fühlenden Schichten der Intelligenz bleibt aber eine breite Schicht, die weder proletarisch noch kapitalistisch fühlt, ihrer Ansicht nach über den Klassengegensätzen steht.

„Diese Mittelschicht in der neuen Mittelschicht hat mit dem alten Kleinbürgertum die Zweideutigkeit der sozialen Stellung gemein. Sie ist daher dem Proletariat gegenüber ebenso unverläßlich, ebenso wankelmütig wie dieses. Entrüstet sie sich heute über die Habgier des Kapitals, so morgen über die schlechten Manieren des Proletariats. Ruft sie dieses heute zur Wahrung seiner Menschenwürde auf, so fällt sie ihm morgen zur Wahrung des sozialen Friedens in den Rücken." (S. 133.)

„Diese wenigen Andeutungen zeigen schon, daß die anwachsende Intelligenz eine Klasse ist[1]), die für das kämpfende Proletariat wichtige und interessante Probleme in sich birgt. Sie ganz für das Proletariat in Anspruch zu nehmen, wäre übertrieben, aber noch irriger wäre es, sie einfach den Besitzenden zuzurechnen. Wir finden in dieser Schicht in engem Rah-

[1]) Heute würde ich, wie schon bemerkt, sie nicht mehr Klasse nennen. Aber das hat mit grundsätzlich marxistischen Erwägungen nichts zu tun. Mit Unrecht wittert bei uns H. de Man solche Erwägungen, wenn er behauptet: „Der Marxismus verneint daher die Intelligenz als Klasse." (Zur Psychologie des Sozialismus, S. 286.)

men alle die sozialen Gegensätze vereinigt, die die gesamte kapitalistische Gesellschaft kennzeichnen. Wir finden aber auch in diesem Mikrokosmus wie im gesellschaftlichen Gesamtkörper das proletarische Element im Fortschreiten." (S. 135.)

Diejenigen Intellektuellen, die durch ihre Arbeitsverhältnisse dem Proletariat angenähert werden, bilden eine wertvolle Vermehrung der Streitkräfte seines Klassenkampfes. Aber für diesen selbst bieten sie ihm keine neuen Einsichten. Auf diesem Gebiete haben vielmehr andere Arbeiterschichten, die schon länger am Klassenkampf teilnehmen, größere Erfahrung vor den neuen Organisationen der Angestellten usw. voraus, da können diese von jenen noch lernen.

Von den anderen Intellektuellen, die zwischen dem Proletariat und dem Kapital stehen, werden sich nicht ganze Berufe, sondern nur einzelne Individuen auf die eine oder die andere Seite schlagen. Von Bedeutung für das Proletariat werden diejenigen unter ihnen, die sich ihm anschließen, nicht durch ihre Zahl oder ökonomische Bedeutung, wohl aber durch das höhere Wissen, das sie ihm zuführen.

In der Demokratie brauchen die einzelnen Klassen ein gewisses allgemeines politisches Wissen, um sich zur Geltung zu bringen, um die demokratischen Organe, die sie erwählen, mit voller Sachkunde, unbeeinflußt durch Demagogie und Illusionen, auslesen und ihnen die Richtung der Politik anweisen zu können, die ihnen als die angemessenste erscheint.

Jede Klasse, die Politik treibt, braucht Kenntnis der Gesetze der Oekonomie, der ökonomischen Zustände im eigenen Lande und in den übrigen Ländern des Welthandels, Kenntnis der politischen und sozialen Geschichte zumindest der letzten Jahrhunderte. Einzelne Mitglieder der arbeitenden Klassen können sich diese Kenntnisse selbst als Autodidakten erwerben, aber nur unter außerordentlichen Umständen und bei außerordentlicher Begabung. Und es ist ganz Sache des Zufalls, welches Wissen der einzelne dabei gewinnt.

Der Masse der arbeitenden Klassen kann dies Wissen nur gebracht werden von Intellektuellen, die in der Lage waren, höhere Bildung zu erwerben. Doch nicht schon dadurch, daß sie Intellektuelle sind, vermögen sie den arbeitenden Klassen politische Bildung zu verschaffen. Nur wenn der Intellektuelle über ein besonderes politisches und soziales Wissen verfügt, kann der proletarische Klassenkampf von ihm auf eine höhere Stufe erhoben werden.

Bei der heutigen weitgetriebenen Arbeitsteilung der geistigen Berufe werden viele der Intellektuellen von den Wissenszweigen ganz fern gehalten, die für politisches Wissen erheischt sind. Es ist eine ganz lächerliche Anmassung, wenn etwa irgendein Philolog oder Astronom glaubt, weil er eine Autorität in seinem Fache sei, könne er auch autoritativ in der Politik mitsprechen.

Der hochgebildete Intellektuelle kann nur leichter die nötige theoretische Erkenntnis von Staat und Gesellschaft erwerben als derjenige, dem nur die dürftigen Bildungsmittel der Volksschule zur Verfügung standen, und er kann dadurch am ehesten die Kämpfer im Klassenkampf auf eine höhere Warte erheben, ihnen weitere Ziele zeigen, ihr Handeln einheitlicher und widerspruchsloser gestalten.

Das sind die Aufgaben der Intelligenz in der Demokratie. Dadurch können diejenigen unter den Intellektuellen, die sie ausgezeichnet zu lösen verstehen, von ungeheurer Bedeutung für die staatliche und soziale Entwicklung werden.

Dagegen ist es ganz verkehrt, zu glauben, die Intellektuellen hätten den arbeitenden Klassen eine höhere Ethik zu bringen und sie dadurch zu erheben. Ethik läßt sich nicht lehren, läßt sich nur erleben. Eine Ethik, die nicht aus den Lebensverhältnissen quillt, sondern aus den Predigten anderer übernommen und anempfunden wird, ist nichts als äußerliche Tünche, die einem starken Regen oder Schnee nicht standhält.

Es ist eine sonderbare Anmaßung mancher Intellektuellen, zu glauben, daß ihre höhere Bildung sie auch mit einer höheren Ethik begabe. Heute genügt der Hinweis auf zahllose Professoren, Studenten, Richter, um die Absurdität dieser Anmaßung klar erkennen zu lassen.

Andererseits darf man zu den Intellektuellen nicht bloß die Akademiker rechnen. Wir haben bereits darauf hingewiesen, daß man auch als Autodidakt höhere Bildung erwerben kann. Wenigstens gilt das für eine Bildung, zu deren Erwerbung nicht ein großer wissenschaftlicher Apparat erheischt ist, sondern nur solche Lehrmittel erforderlich werden, die allgemein zugänglich sind und die jeder für sich anwenden kann. Das Wissen des Autodidakten ist vom Zufall abhängig, aber wo es ausreicht, erzeugt es leicht ein originelleres, selbständigeres Denken als die Schablone der Schule.

Und jeder, der in der Demokratie, aus welchem Berufe immer, auf einen Posten gestellt wird, in dem er als Organ der Demokratie von Berufs wegen zu wirken hat, wird dadurch zu einem Intellektuellen. Er wird es als Schriftsteller, als Partei- oder Gewerkschaftsbeamter, als Parlamentarier, mag er auch von Haus aus Drechsler gewesen sein wie Bebel, oder Lohgerber wie Dietzgen.

Mit Recht sagt H. de Man von den Proletariern, die „in vertretenden oder verwaltenden Körperschaften politische Aemter erlangen“:

„Sie werden Intelligenzler.“ („Zur Psychologie“ usw., S. 272.)

Doch nur mit Einschränkung kann man ihm folgen, wenn er fortfährt:

„Sie nehmen mit dem geistigen Beruf auch gleich in ihrer Haltung, in ihrer Denkweise, in ihren Umgangsformen, ja in ihrer Kleidung und äußeren Lebensweise die Merkmale dieser neuen Klassenzugehörigkeit an. Als nach der Revolution in Deutschland ein ehemaliger Sattlergeselle Präsident wurde, war das weniger eine Gebietserweiterung der Sattler bei den Intelligenzlern als der Intelligenzler bei den Sattlern."

Und früher schon sagt er:

„Von dem Augenblicke an, wo sie Parlamentarier oder Beamte werden, hören sie auf, Proletarier zu sein. Sie werden der Klasse einverleibt, deren Angehörige die Funktionen der Politik ausüben."

Hier immer der gleiche Fehler, die Intelligenz als eine eigene Klasse mit eigenem Klassenbewußtsein, mit einer eigenen Denkweise, ja sogar mit eigener Kleidung und eigenen Umgangsformen zu betrachten.

Wodurch unterscheidet sich die Kleidung eines Intellektuellen von der eines Kapitalisten oder Grundbesitzers oder dem Straßenanzug eines Schneiders? Vielleicht wird die des letzteren eleganter sein und besser sitzen als die des Lehramtskandidaten. Und welches ist die den Intelligenzler kennzeichnende Denkweise? Die des Hakenkreuzlers oder des Liberalen? Offenbar nicht die des Sozialisten, denn sie soll ja von der proletarischen verschieden sein.

In Wirklichkeit bildet die Intelligenz nur besondere Berufe, nicht eine besondere Klasse. Man kann Intelligenzler sein auch mit proletarischem Klassenbewußtsein, und der Fabrikarbeiter oder Handwerker, der intellektuelle Funktionen übernimmt, wechselt nur den Beruf, nicht die Klasse.

Man sieht, die Unterscheidung zwischen Beruf und Klasse ist nicht bloße theoretische Haarspalterei, sondern kann große praktische Bedeutung bekommen.

Ist aber auch die Intelligenz nicht eine neue Klasse mit eigenen Klasseninteressen und einem eigenen Klassenbewußtsein, so bildet sie doch in den Formen und Funktionen, die sie in der kapitalistischen Produktionsweise und im Staat der modernen Demokratie erhält, einen Faktor von höchster Bedeutung für die Art, in der die modernen Klassenkämpfe ausgetragen werden und in der sie den ganzen geschichtlichen Verlauf bestimmen.

Noch mehr allerdings gilt dies vom industriellen Proletariat. Erst durch ihre Verbindung mit ihm erhält die Intelligenz ihre volle historische Bedeutung.

Wir haben uns schon des öfteren hier mit dem Proletariat beschäftigen müssen. Wir müssen es jetzt noch in ausführlicherer Weise tun, um damit unsere Kennzeichnung der verschiedenen Phasen der Entwicklung von Staat und Gesellschaft zum Abschluß zu bringen.

Achter Abschnitt.

Aufhebung der Klassen und des Staates.

Erstes Kapitel.

Der Niedergang des Proletariats.

Dem industriellen Kapital wohnen zwei Tendenzen inne, durch die es für die Entwicklung der Gesellschaft und des Staates epochemachend wird und den Charakter der einen wie des anderen fundamental verändert. Bisher haben wir vornehmlich nur eine dieser zwei Tendenzen erörtert, jene, die zu steter und stets rascherer Vermehrung der menschlichen Produktivkräfte führt.

Nun müssen wir aber auch die andere Tendenz betrachten. Wir werden da bei unseren Lesern vieles voraussetzen dürfen, denn nun kommen wir auf ein Gebiet, das von der marxistischen Literatur bereits ausführlich behandelt wurde, ja, das der gesamten sozialistischen Literatur zugrunde liegt, auch der nichtmarxistischen.

Die Herrschaft des industriellen Kapitals führt zu steter Vermehrung der Produktivkräfte, aber nicht a l l e r Produktivkräfte. Es vermehrt nur die künstlich geschaffenen, dagegen nicht immer die von Natur aus gegebenen Produktivkräfte.

Es trachtet wohl auch danach, die Produktivkräfte natürlicher Organismen, die dem Menschen nützlich sind, zu steigern durch künstliche Zuchtwahl, besondere Fütterung oder Düngung. Es strebt auch weit mehr als frühere Ausbeutungsmethoden danach, die Produktivkräfte mancher von ihm ausgebeuteten Menschen durch systematische Schulung zu steigern.

Aber neben dieser Tendenz und bereits vor ihr entwickelt es die entgegengesetzte Tendenz: die Produktion des Mehrwertes nicht durch Vermehrung der vorhandenen Produktivkräfte zu steigern, sondern durch Raubbau an den von der Natur gegebenen Produktivkräften, deren Träger es entweder verkümmern läßt oder in einem Maße vernichtet, daß der Nachwuchs den Verlust nicht wieder wettmachen kann und so fortschreitende Verarmung an diesen Produktivkräften eintritt.

Marx hat diese beiden Tendenzen, die einander widersprechen und doch dem gleichem Streben nach Vermehrung des Profits entspringen, grundlegend erörtert in den berühmten Abschnitten des „Kapital" über absoluten und relativen Mehrwert.

Was er dort von der menschlichen Produktivkraft sagt, läßt sich auch auf andere, von Natur aus bestehende Produktivkräfte und die von ihnen gelieferten Produkte ausdehnen. In seinem Verlangen nach billigen Rohmaterialien und Hilfsstoffen drängt das Kapital nicht nur nach der raschesten Erschöpfung der Lager von Kohlen, Erdölen, Eisenerz usw. Es legt weite Gebiete wüst durch rücksichtslose Abholzung von Waldungen, engt große Nahrungsquellen ein durch wahllosen Fischfang, es rottet wichtige Pelztiere aus, Robben und Waltiere usw.

Diese Ausrottungstendenz ist allerdings schon mit der Warenproduktion gegeben, der Privatproduktion einzelner zum privaten Nutzen, nicht für den gesellschaftlichen Bedarf. Die Gesellschaft überlebt den einzelnen, ist ihm gegenüber unsterblich. Wird die Produktion von Gesellschafts wegen betrieben, dann ist sie auf den dauernden Bestand der Produktivkräfte bedacht, auf die Sicherung des Nachwuchses an nützlichen Tieren und Pflanzen. Für den einzelnen Warenproduzenten, der nur seine augenblicklichen, persönlichen Vorteile im Auge hat, bestehen diese Rücksichten nicht. Er vernichtet ohne Zaudern für immer einen Bestand an wertvollsten Tieren oder Pflanzen, wenn er das Ergebnis dieses Prozesses mit Vorteil absetzen kann. Das machen nicht nur viele Großkapitalisten, sondern auch ganz unkapitalistische Dörfler, die etwa seltene Alpenpflanzen ausrotten, wenn Nachfrage nach ihnen besteht.

Aber erst das industrielle Kapital entwickelt die Technik zu riesenhaften Dimensionen, die dann auch einen Vernichtungsprozeß riesenhaft zu gestalten vermag. Wir sehen da ganz ab von der grauenhaften Zerstörungstechnik, die den Krieg immer entsetzlicher gestaltet und zeitweise die ganze Zivilisation in ihrem Bestande bedroht. Aber auch im Frieden macht sich die zerstörende Kraft der modernen Technik geltend. Namentlich kommt hier in Betracht die Technik des Transportwesens. Wälderverwüstung z. B. finden wir schon im Altertum, aber sie beschränkt sich auf einzelne Gebiete am Meere oder an Wasserläufen, die zum Holztransport dienen können. Die Eisenbahn erlaubt es, über diese Grenze hinauszugehen und alles an Wald wegzufegen, was die Technik rückständigerer Zeit hat stehen lassen müssen.

Die fortschreitende Ausrottung mancher Alpenpflanzen, die allerdings mehr vom ästhetischen und wissenschaftlichen als vom ökonomischen Standpunkte bedauert werden muß, ist auch eine Wirkung der Verbesserung der Verkehrsmittel, die jetzt in die ehedem unzugänglichsten Gebirgstäler Fluten von Vergnügungsreisenden bringen, die ihr Vergnügen in gedankenlosem Vernichten des Schönen sehen, das sie vorfinden. Die gleiche Verbesserung der Verkehrsmittel hat nach der Erbauung der Pazifikbahn in Amerika zur sinnlosen Ausrottung des Bisons geführt, sie führt heute in Afrika zur Ausrottung des Elefanten durch reiche

Tagediebe, die nach neuen Sensationen verlangen, da sie sich bereits an den Genüssen übersättigt haben, die Europa ihnen bieten kann.

Die von Natur gegebenen anorganischen Stoffe, deren wir bedürfen, werden wohl, sobald man beginnt, sie zu gewinnen, immer weniger unter jeder Produktionsweise. Denn sie wachsen nicht nach. Ihre Menge auf der Erde ist beschränkt und muß sich schließlich erschöpfen, wenn man sie überhaupt benutzen will. Doch müßte eine auf die Zukunft bedachte Verwaltung danach streben, den Zeitpunkt der Erschöpfung möglichst hinauszuschieben, mit den vorhandenen Bodenschätzen aufs sparsamste umzugehen, statt die Ausbeutung der Bergwerke und die Verschwendung der Ausbeute zu oft ganz sinnlosen, ja sogar schädlichen Zwecken kräftig zu fördern, wie das die Regierungen von heute und ihre Kapitalisten lieben.

Indes, Kohle und Petroleum können, wenigstens als motorische Kraft, schließlich ersetzt werden durch die Kräfte fließenden Wassers, der Ebbe und Flut, des Windes, der Sonnenstrahlen. Eisen mag ersetzbar sein durch andere Metalle, etwa Aluminium. Auch Holz als Brenn- und Baustoff ist durch anderes Material ersetzbar, allerdings nicht der Wald als klimatischer Regulator.

So verhängnisvoll der kapitalistische Raubbau für verschiedene Gebiete unseres Lebens wird, im ganzen und großen kann man doch sagen, daß die vernichtenden Wirkungen des industriellen Kapitalismus mehr als aufgewogen werden durch die mit ihm verbundenen Fortschritte in der Naturwissenschaft und der Technik.

Doch geradezu verhängnisvoll droht der industrielle Kapitalismus zu werden gegenüber jener Produktivkraft, die für uns die wichtigste von allen ist: die des a r b e i t e n d e n M e n s c h e n. Ohne ihn bleiben alle Mittel der Produktion totes Material, er allein verleiht ihnen Seele und Leben.

Der Mensch ist aber nicht allein oberstes M i t t e l, sondern auch oberster Z w e c k der Produktion. Wenigstens vom allgemein gesellschaftlichen Standpunkte aus gesehen, der hier gleichbedeutend ist mit dem des Arbeiters. Vom kapitalistischen Standpunkte aus freilich ist der Lohnarbeiter bloßes Mittel der Produktion, gleich dem Arbeitsvieh. Und Zweck der Produktion ist der Profit des Kapitalisten. Eine Produktionsweise mag für die Arbeiter noch so viel dauernden Wohlstand und hohe Kultur bringen, wenn sie nicht rentabel ist, nicht Ueberschüsse für die Kapitalisten erzeugt, erscheint sie ihnen und ihren Theoretikern als verwerflich.

Indes, so gleichgültig dem Kapitalisten als solchem der arbeitende Mensch als Zweck der Produktion ist, so wenig kann ihm das Gedeihen seiner Arbeiter als Mittel der Produktion gleichgültig bleiben.

Verkommen die Arbeiter, gehen sie rascher zugrunde, als sie ersetzt werden können, so muß schließlich auch die kapitalistische Produktion untergehen, denn wenn andere Produktivkräfte, sobald sie durch Raubbau vernichtet sind, vielfach in irgend einer Weise ersetzt werden können, so gilt das nicht für die menschliche Produktivkraft. Für sie gibt es keinen Ersatz. Man kann wohl einzelne menschliche Tätigkeiten durch Maschinen vollbringen lassen, aber diese Maschinen selbst müssen von Menschen in Gang gesetzt, kontrolliert, mit zugeführten Hilfsstoffen und Rohmaterialien gefüttert werden. Der Zustand wird nie eintreten, von dem Aristoteles sprach, daß die Weberschiffchen von selbst weben, jedes Werkzeug auf bloßen Befehl hin seine Verrichtung besorgt, wie die Statuen des Dädalus oder die Dreifüße des Hephaistos, von denen Homer berichtet, daß sie von selbst sich zur Versammlung der Götter begaben, wenn diese sie brauchten.

So droht die Ausbeutungsmethode des industriellen Kapitals schließlich ebenso wie die ihr vorhergehenden Methoden des Ausbeutens zum schließlichen Verfall der Gesellschaft zu führen, trotz des gewaltigen Aufschwungs der Technik, die sie mit sich bringt. Was nützt die Entfaltung der materiellen Produktivkräfte, wenn die menschliche Produktivkraft zugrunde geht?

Dieser Prozeß muß um so mehr die ganze Gesellschaft gefährden, als die kapitalistische Produktionsweise dank ihrer überlegenen Technik die vorkapitalistischen Produktionsweisen teils verdrängt, teils verelendet, so daß sie die bei ihnen beschäftigten Arbeiter ebenfalls den Würgeengeln des Hungers, der Ueberarbeit, abwechselnd mit völliger Arbeitslosigkeit ausliefert, die um so grauenhafter wüten, je mehr die gleiche ökonomische Entwicklung die Arbeiter in gräßlichen Wohnhöhlen zusammendrängt, den männlichen die chronische Vergiftung durch Alkohol, den weiblichen die Prostitution aufdrängt, und die einen wie die anderen durch Syphilis vergiftet.

Dabei wird die Ruinierung der Massen durch die kapitalistische Ausbeutung weit gefährlicher als jede frühere, aus vorkapitalistischen Ausbeutungsmethoden hervorgehende. Denn bei der Geringfügigkeit ihrer Verkehrsmittel blieben diese Methoden auf bestimmte Gegenden beschränkt, neben denen noch zahlreiche barbarische Völker sich behaupteten, die dann als Erben der verkommenen Zivilisation auftreten konnten. Das war um so mehr der Fall, als die früheren Ausbeutungsmethoden auf bloßer, allerdings ökonomisch bedingter Gewalt beruhten und die Waffentechnik der ausbeutenden Klassen der Technik der frei lebenden Völker nicht in einem Maße überlegen war, das jeden Widerstand der letzteren von vornherein aussichtslos gemacht hätte.

Der Waffentechnik des industriellen Kapitals gegenüber ist dagegen jeder ernsthafte Widerstand von Barbaren oder Wilden ausgeschlossen. Und die moderne Verkehrstechnik weiß sich zu

ihnen allen ihre Wege zu bahnen. Dabei ist die Ausdehnung des Gebietes der kapitalistischen Ausbeutung nicht auf Waffengewalt angewiesen. Ihr steht ein Mittel zu Gebote, das früheren Ausbeutungsmethoden fehlte, die größere Billigkeit der von ihr erzeugten Massenprodukte, durch die sie jede andere Produktionsweise aus dem Felde schlägt und verdrängt.

Auch vorkapitalistischen Produktionsweisen ist es gelungen, große Wirtschaftsgebiete zu schaffen, deren Teile in regem Verkehr miteinander standen, Kulturkreise, die unter günstigen Umständen schließlich eine ganz ungeheure Ausdehnung erreichen konnten.

Der kolossalste dieser Kulturkreise war wohl der chinesische, der etwa zehn Millionen Quadratkilometer (mit Tibet und der Mongolei) umfaßte mit heute rund 400 Millionen Menschen, der nächstgrößte der indische, mit rund 3 Millionen Quadratkilometern und über 300 Millionen Bewohnern. Ungefähr den gleichen Flächenraum umfaßte der Kulturkreis des römischen Weltreiches, der aber weit weniger als hundert Millionen Einwohner zählte[1]), und der des persischen Reiches, auf dessen Gebieten heute etwa 40 Millionen Menschen leben. Im Altertum war die Bevölkerung dort wohl dichter. Sicher in Mesopotamien und Syrien.

Aber was bedeutet jeder dieser Kulturkreise gegenüber dem des industriellen Kapitalismus unserer Tage, der bereits fast die ganze Welt erfaßt hat und der im Begriffe ist, auch die abgelegensten Stämme etwa auf Neu-Guinea, Borneo, in Zentralafrika und im hohen Norden Kanadas in den Bereich der kapitalistischen Zivilisation einzubeziehen.

Das besagt aber, daß keine Barbaren mehr übrigbleiben, stark und kenntnisreich genug, daß sie fähig wären, das Erbe der kapitalistischen Welt anzutreten, wenn diese in sich ebenso verfaulen sollte, wie etwa vor ihr das Römische Weltreich. Tiefste Verkommenheit drohte dann der ganzen Menschheit.

Die bürgerlichen Oekonomen weisen tröstend darauf hin, daß die auch von ihnen anerkannte Degradation der arbeitenden Klassen, die der industrielle Kapitalismus mit sich bringt, nur eine Kinderkrankheit darstelle, die von ihm überwunden werde, da er selbst die Wunden heile, die er schlage, selbst die Kräfte erzeuge, die der Verelendung der Volksmassen entgegenwirken.

Das ist in gewissem Sinne richtig. Um aber diesen gewissen Sinn richtig zu erfassen, muß man an Stelle der Abstraktion konkrete Vorstellungen setzen. Versteht man unter dem Kapitalismus die Kapitalisten, dann ist die Behauptung unrichtig. Allenthalben trachten die Kapitalisten, heute ebenso wie vor hundert

---

1) 54 Millionen nach Woytinsky (im Einklang mit Beloch und Eduard Meyer) „Die Welt in Zahlen", Berlin 1925, I., S. 24, 70 Millionen nach Delbrück, „Weltgeschichte", I., S. 376.

Jahren, danach, die Löhne zu drücken, die Arbeitszeiten zu verlängern, Frauen und Kinder in die Fabrik zu zwingen, die Wohnungsmieten zu steigern usw. Wo sie freie Hand haben, wie in China, treiben sie heute denselben furchtbaren Raubbau mit menschlicher Arbeitskraft und menschlichem Leben wie in England zur Zeit der dortigen Kindheitsperiode des industriellen Kapitalismus. Die Kapitalisten sind nicht aus sich heraus zu höherem sozialen Fühlen und Denken gekommen. In China gehören zu den gräßlichsten Ausbeutern ebenso englische wie chinesische Unternehmer.

Dennoch ist es richtig, daß die kapitalistische Produktionsweise aus sich heraus die Kräfte erzeugt, die der Verelendung der Arbeitermassen entgegenwirken. Jedoch ist es nur in dem Sinne richtig, in dem das „Kommunistische Manifest" sagt, daß diese Produktionsweise ihre eigenen Totengräber produziert, oder, wie es an anderer Stelle dort heißt:

„Die Bourgeoisie hat nicht nur die Waffen geschmiedet, die ihr den Tod bringen, sondern auch die Männer erzeugt, die diese Waffen führen werden — die modernen Arbeiter, die Proletarier."

Nicht dadurch werden die Verelendungstendenzen zu einer bloßen Kinderkrankheit des Kapitals, weil etwa bei den Kapitalisten mit ihrem Reichtum und ihrer Macht auch ihre soziale Einsicht und ihr soziales Empfinden wächst, ein soziales Gewissen bei ihnen ersteht. Bei einzelnen von ihnen findet man es schon in den Anfängen des Kapitalismus, bei der Masse unter ihnen ist es auch heute noch gering.

Nein, wenn es möglich wurde, zu verhindern, daß die kapitalistische Produktionsweise zum Grab jeglicher Zivilisation wird, so liegt das daran, daß es möglich war, den Kapitalisten Widerstand zu leisten. Soweit bei den Kapitalisten — als Klasse, nicht als einzelne betrachtet — heute höhere soziale Einsicht vorhanden ist als vor zwei bis drei Menschenaltern, ist es nicht einer Verminderung des kapitalistischen Dranges nach Profitmacherei zuzuschreiben, sondern einer Wirkung des Widerstandes, den diese Profitmacherei findet. Die Arbeiter haben ihre Unternehmer zu sozialeren Menschen erzogen. Wo diese auf Arbeiter stoßen, die keines Widerstandes fähig sind, hört ihr neuerworbenes soziales Gewissen sofort auf zu funktionieren.

Die Tatsache, daß es möglich ist, die Verelendungstendenzen des Kapitals erfolgreich abzuwehren, ja dabei von einem gewissen Zeitpunkt an zur Offensive gegen das Kapital überzugehen und seine Macht gegenüber den von ihm Ausgebeuteten immer mehr einzuschränken, das ist die gewaltigste gesellschaftliche Tatsache seit dem Aufkommen des Staates und der Ausbeutung. Im Verein mit der vom industriellen Kapital herbeigeführten Ausdehnung der Produktivkräfte wird sie es schließlich ermöglichen, jeglicher Ausbeutung ein Ende zu machen, ohne das von uns erreichte allge-

meine Kulturniveau aufzugeben. Bis zum Aufkommen des industriellen Kapitals konnte dagegen eine allgemeine Aufhebung der Ausbeutung in nichts anderem enden, als in allgemeiner Verbauerung der Gesellschaft.

Dank des innerhalb der kapitalistischen Produktionsweise erstehenden Widerstandes gegen das Kapital wird sie nicht, wie die früheren Ausbeutungsweisen in Stagnation oder Rückfall in Barbarei enden, sondern in einer ganz neuen Form einer Gesellschaft ohne jegliche Ausbeutung.

Zweites Kapitel.

Aufstieg des Proletariats und Kampf um die Demokratie.

Von zwei Seiten kann der Widerstand gegen die Tendenz des industriellen Kapitals nach Verelendung und schließlicher Vernichtung seiner Lohnarbeiter ausgehen: Von den Ausgebeuteten selbst und von nichtproletarischen Kreisen, die mit den Ausgebeuteten sympathisieren.

In seinen Anfängen ist das industrielle Proletariat so schwach, daß sein Widerstand kaum in die Wagschale fällt und der der nichtproletarischen Kapitalistengegner mehr zutage tritt.

Während die auf kriegerischer Uebermacht beruhenden Ausbeutungsmethoden mit einem Schlage eingeführt, aber auch mit einem Schlage beseitigt werden können, kommt das industrielle Kapital nur allmählich, zuerst nur in einzelnen Gegenden auf. Es dauert lange, bis es selbst in dem ökonomisch vorgeschrittensten Lande, in England, zur herrschenden Produktionsweise wird, von der das ganze ökonomische Leben abhängt.

Die Zahl derjenigen unter den besitzenden Klassen, die ein Interesse an kapitalistischen Industrieprofiten hatten, war lange Zeit klein, auch dann noch, als bereits die ärgsten Schäden des neuen Industriesystems für die arbeitenden Klassen zutage traten. Großgrundbesitzer, Handwerker, Intellektuelle waren sehr wohl in der Lage, ohne kapitalistische Voreingenommenheit die Verheerungen zu erkennen, die das industrielle Kapital in der Arbeiterschaft anrichtete, und die Gefahren zu sehen, die daraus für die Zukunft der Gesellschaft erstanden.

In militaristischen Staaten gesellten sich zu diesen kritischen Beobachtern Militärs, die für die Wehrkraft des Staates fürchteten, wenn die Industrie die körperliche Tüchtigkeit der Arbeiter untergrub.

Ethisches Empfinden, Mitleid mit der gequälten Kreatur, verband sich mit ökonomischer Einsicht zu dem Streben, den mörderischen Tendenzen des Kapitals Einhalt zu tun.

Dieses Streben selbst konnte wieder zweierlei Formen annehmen. Kühnere, weiterblickende Denker wurden durch die furchtbaren sozialen Mißstände angeregt, Mittel zu suchen, die jeder Art des Elends gründlich ein Ende bereiteten. Sie entwarfen Pläne gesellschaftlicher Organisationen, die Wohlstand für alle sicherten. So bildeten sich die Anfänge des modernen Sozialismus. Sie waren noch utopistischer Art, aber nicht mehr bloße Staatsromane, sondern sehr ernsthaft gemeint, und die Erfinder der einzelnen Utopien waren aufs eifrigste darauf bedacht, sie sofort in die Praxis umzusetzen.

Doch die Mittel, die zur Bildung einzelner sozialistischer Kolonien aufkamen, waren zu geringfügig. Sie konnten sich mit denen nicht messen, die heute etwa dem Zionismus zufließen. In kleinstem Maßstabe mußten die Kolonien errichtet werden, fern von dem Bereich der Zivilisation, unter Umständen, in denen wohl abgehärtete Bauern sich hätten behaupten können, nicht aber Städter, am allerwenigsten Intellektuelle, die in jenen Kolonien zahlreich waren. Die Begeisterung führte sie zusammen, aber sie vermochte der nüchternen Prosa des Alltags nicht standzuhalten. Keine dieser Kolonien hatte Erfolge.

Auf diese Weise war das Proletariat nicht zu befreien.

Etwas mehr wurde auf dem anderen Wege erreicht, nicht dem sozialistischen, sondern dem sozialpolitischen: Anrufen des Staates zum Erlaß von Gesetzen zum Schutze der Arbeiter, namentlich der am wenigsten widerstandsfähigen unter ihnen, der Frauen und Kinder. Auch hier ging England führend voran, wo es einigen Menschenfreunden schon in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gelang, im Parlament einige Arbeiterschutzgesetze durchzusetzen:

Der eine Weg schloß den anderen nicht aus. Robert Owen versuchte beide. Er gründete sozialistische Kolonien und kämpfte für gesetzlichen Arbeiterschutz.

Aber auch auf dem letzteren Wege wurde nicht viel erreicht. Die in ihrer Ausbeutungsfreiheit bedrohten Kapitalisten leisteten wütenden Widerstand gegen den Arbeiterschutz. So geringfügig seine Bestimmungen waren, sie blieben oft ein toter Buchstabe. Das Profitinteresse erwies sich als der stärkere Teil gegenüber dem Mitleid und der wissenschaftlichen Einsicht.

Das Mitleid kann eine starke Kraft werden, aber es wirkt nur so lange, als man eben mitleidet, das heißt, so lange, als man das Leiden der Andern gewahr wird. Das ist aber für die Masse der Besitzenden stets nur vorübergehend der Fall, soweit es sich um Leiden der Besitzlosen handelt, von denen sie meist nur indirekt, durch Berichte, und bloß gelegentlich erfahren. Kommen grauenhafte Tatsachen ans Tageslicht, dann schwillt das Mitleid vieler Besitzenden rapid an, um, wie ein Wildbach, eben so rasch wieder zu versiegen.

Und wissenschaftliche Erkenntnis, also graue Theorie, vermag erst recht nicht, Kräfte zu ausdauerndem Kampfe zu erzeugen, ausreichend genug, um eine starke und entschlossene soziale Macht niederzuringen und ihr Gesetze aufzuzwingen, durch die sie sich in ihren Erwerbs- und Existenzbedingungen bedroht fühlt.

Die beiden Wege, der sozialistische und der sozialpolitische, erhielten erst dann Bedeutung und wurden erst dann Wege zu fortschreitender Einschränkung kapitalistischer Macht, als das Proletariat stark genug wurde, selbst für sich einzutreten, seine Interessen selbst erfolgreich zu verfechten. Erst als das Proletariat diese Wege betrat, begannen sie zu einer Umgestaltung der Gesellschaft zu führen. Zunächst allerdings bedeuteten sie nichts anderes, als die Rettung der kapitalistischen Gesellschaft vor frühem Ruin. Sie erhielten ihr das, was zu ihrer Existenz unerläßlich ist, eine zu intensiver Arbeit dauernd fähige Arbeiterschaft.

Lange Jahrzehnte schien es, als sei das industrielle Proletariat ganz unfähig, sich seiner Bedränger erfolgreich zu erwehren, als vermöge es sich höchstens zu Ausbrüchen der Verzweiflung zu erheben, die resultatlos oder gar mit blutiger Niederschlagung enden. Gerade solche Ausbrüche erscheinen Dichtern und Malern, die mit dem Proletariat fühlen, besonders geeignet zu künstlerischer Behandlung, von Hauptmanns „Webern" und Käthe Kollwitz Zeichnungen an bis zu Tollers „Maschinenstürmern" und dem Potemkinfilm. Im Grunde genommen müßten alle diese Darstellungen auf das Proletariat und seine Freunde deprimierend wirken, nicht erhebend, denn sie zeigen uns die Unterdrückten in einem Zustande, in dem sie absolut unfähig sind, irgendeinen Sieg auszunützen, selbst wenn sie vorübergehend einen erringen sollten. Auch der Panzerkreuzer Potemkin scheitert schließlich und wird von seiner Besatzung verlassen. Wenn die Darstellungen jener Vorkommnisse heute ganz anders als deprimierend wirken, so ist das dem zuzuschreiben, daß das Proletariat, das sie in unsern Tagen betrachtet, sehr verschieden ist von jenem der Vergangenheit, das dargestellt wird.

Wie alle Anfänge, so sind auch die der modernen Arbeiterbewegung weit schwieriger zu erkennen, als ihr weiterer Verlauf, der klar zutage liegt. Weniger offenkundig als dieser sind die Faktoren, die trotz aller unterdrückenden Gewalten des Kapitals doch schließlich das Proletariat befähigten, sich erfolgreich dagegen zur Wehr zu setzen.

Sicher wurde dafür äußerst wichtig der Umstand, daß es verschiedene Schichten im Proletariat gab, mit sehr verschiedener Widerstandskraft. Vollständig widerstandslos waren jene, die das Kapital am grausamsten behandelte, die Kinder und Frauen,

Eher waren die Männer der ganzen Art ihrer Erziehung und Lebensweise nach imstande, sich zur Wehr zu setzen. Auch sie zerfielen in zwei Kategorien, in gelernte und ungelernte Arbeiter.

Letztere stammten anfänglich teils aus dem Lumpenproletariat, teils aus der ländlichen Bevölkerung. Beide entbehrten aller organisatorischer Erfahrungen und jedes Zusammenhanges unter sich. Besser stand es mit den gelernten Arbeitern der Industrie. Sie stammten vielfach aus dem Handwerk, dessen Gesellen ehedem sehr wehrhafte Verbindungen gebildet hatten, deren Traditionen in den Kreisen der qualifizierten Arbeiter noch in der Zeit des aufkommenden industriellen Kapitalismus lebendig waren.

Von ihnen ging der erste Widerstand gegen das Kapital aus, oft ein sehr opfervoller Widerstand, da in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts noch selbst in England — von 1799 bis 1825 — alle Arbeiterkoalitionen streng verboten waren.

Ihre Erfolge eiferten die tiefer stehenden Arbeiterschichten an und wiesen ihnen den Weg. Sie wurden gefördert durch die Anhäufung großer Arbeitermassen in wenigen industriellen Zentren und innerhalb dieser Zentren in einzelnen Großbetrieben, die der industrielle Kapitalismus mit sich brachte.

Nicht minder wichtig für den Aufstieg des Proletariats wurde aber die demokratische Bewegung, die in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts in England und später in Frankreich anhub. In ihren Anfängen war sie eine Bewegung aller arbeitenden Klassen, zu denen sich, wie wir schon gesehen, die industriellen Kapitalisten, im Gegensatz zu Händlern und Bankiers, auch zählten und in denen das Proletariat noch kein besonderes Klassenbewußtsein erlangt hatte.

Aber mit dem Erstarken des industriellen Kapitals wurde nicht nur sein ökonomischer Gegensatz zum Proletariat immer offenbarer, sondern auch sein politischer in der Frage der Demokratie. Und dieser politische Gegensatz vor allem war es, der ein proletarisches Klassenbewußtsein und eine proletarische Klassenpolitik schuf. Viel mehr als der ökonomische Gegensatz, der natürlich so alt ist, wie das industrielle Kapital selbst, der aber zunächst nur als ein persönlicher gegen den bösen Kapitalisten, oder höchstens als eine lokale oder berufliche Angelegenheit betrachtet wurde.

Kritiker der materialistischen Geschichtsauffassung mögen in der Feststellung dieser Tatsache ein Zugeständnis dafür sehen, daß nicht ökonomische, sondern auch politische und andere Faktoren die Geschichte bestimmen, die materialistische Geschichtsauffassung in ihrer Einseitigkeit und Beschränktheit daher falsch sei. Glücklicherweise sind es nur die Kritiker selbst, von denen diese Borniertheit in unsere Geschichtsauffassung hineingelesen

wird, um dann von ihnen triumphierend widerlegt zu werden. Das ökonomische Moment ist ja für uns, wie hier schon wiederholt dargetan und bereits von Engels öfters betont wurde, nur der in letzter Linie, nicht aber der einzige an der Oberfläche der Ereignisse auftretende Faktor der geschichtlichen Entwicklung.

Nicht nur das Proletariat, sondern alle industriellen Klassen zusamt der Bauernschaft, haben ein Interesse an der Demokratie in dem Sinne, daß sie möglichst freie Betätigung im Staate, Aufhebung bureaukratischer Bevormundung, Freiheit der Kritik in Wort und Schrift und Uebertragung der Gesetzgebung sowie der Bestellung der Regierung an eine vom Volke gewählte Repräsentativversammlung fordern.

Doch nicht alle haben dasselbe Interesse an der Ausdehnung, die dem Begriff „Volk" gegeben wird. Im Laufe des Kampfes um die Demokratie, sobald seine Errungenschaften greifbare Formen annehmen, treten erhebliche Differenzen zwischen den einzelnen Klassen ein, die um die Demokratie kämpfen.

Die „Mittelklasse", im wesentlichen die besitzenden Klassen sowie die besser gestellten Gebildeten, die nicht dem Adel angehörten, sah kein anderes Mittel, um Einfluß auf die Regierung zu gewinnen und im Staate ihre Interessen zu vertreten, als die Gewinnung demokratischer Rechte. Und sie sah kein anderes Mittel, um solche Rechte für sich zu gewinnen, als die gesamte arbeitende Masse zum Kampf für solche Rechte aufzurufen, die dann natürlich Rechte dieser ganzen Masse werden sollten.

Dasselbe Kapital, das seine Arbeiter sozial völlig kampfunfähig zu machen suchte, trieb sie selbst in Kämpfe hinein, deren Erfolge ihnen Kraft und Selbstbewußtsein einflößen mußten.

Doch kämpften die Arbeiter dabei praktisch zunächst nicht für sich, sondern nur für ihre Ausbeuter. Das zeigte sich offenkundig in den Kämpfen fürs Wahlrecht. Fast nirgends geht aus den demokratischen Bewegungen sofort der Gewinn des allgemeinen und gleichen Wahlrechts hervor. Wird die demokratische Bewegung zu stark, dann suchen die privilegierten Klassen sie zu spalten. Sie geben das Wahlrecht den Kapitalisten, mitunter auch den Bauern und Kleinbürgern. Die Proletarier bleiben draußen.

Das erfuhren die englischen Arbeiter, die an der ersten großen Bewegung für Wahlreform energisch mitgetan hatten. Diese Bewegung endete mit der Reformbill von 1832, die allen Bemittelten das Wahlrecht gab, die Arbeiter aber entrechtet ließ. Die Arbeiter waren jedoch einmal in Bewegung gekommen, sie setzten die Agitation allein fort, nun im Gegensatz zu den bürgerlichen Reformern. Daraus erwuchs die erste große Bewegung des modernen Proletariats, der Chartismus. Der Mißerfolg der euro-

päischen Revolution von 1848, der die Arbeiter allenthalben entmutigte, brachte auch die chartistische Bewegung zum Stillstand. Als nach der Periode der Reaktion die Arbeiter in ganz Europa wieder in Bewegung gerieten, war es in England abermals der Kampf ums allgemeine Wahlrecht, der sie beseelte. Als die Tories den meisterhaften Schachzug taten, die Arbeiterklasse zu spalten, den besser bezahlten Arbeitern das Wahlrecht zu geben und es der unorganisierten und schlecht bezahlten Masse vorzuenthalten (in der Wahlreform von 1867), bedeutete diese rein politische Maßregel tatsächlich eine Lähmung des proletarischen Klassenkampfes, der sich von da an in Großbritannien für Jahrzehnte lang in lokale und berufliche Sonderbewegungen zersplitterte und auflöste.

In Frankreich hatte die Revolution von 1789 wohl die Demokratie, aber zunächst nur ein Zensuswahlrecht gebracht. Die Verfassung von 1793 brachte allerdings das allgemeine Wahlrecht, jedoch die Reaktion des Thermidor schaffte diese Verfassung ab, ehe unter ihr gewählt worden war, und ersetzte sie 1795 durch eine neue, die wieder ein Zensuswahlrecht herbeiführte.

Von da an brachte eine Serie von Umwälzungen Frankreich die verschiedensten Wahlsysteme, aber sie waren alle beschränkt, bis das Pariser Proletariat im Februar 1848 das allgemeine Wahlrecht eroberte. Als die Niederlage des Juni seine Kraft brach, vermochte es dieses Recht gegen die durch den Aufstand ebenso erschreckten wie empörten Mittelklassen nicht zu behaupten. Sie nahmen es ihm durch das Gesetz vom 31. Mai 1850. Bei seinem Staatsstreich am 2. Dezember 1851 stellte der dritte Napoleon das allgemeine Wahlrecht wieder her. Es erschien ihm in dem überwiegend bäuerlichen Frankreich als ein vortreffliches Mittel, die rebellische Hauptstadt durch die reaktionären Bauernmassen im Zaume zu halten.

Von da an war in Frankreich das allgemeine Wahlrecht nicht mehr bedroht, das Streben der französischen Arbeiter ging nun dahin, Paris und überhaupt die industriellen Zentren von dem Uebergewicht der Bauernschaft zu befreien durch Selbständigkeit der Gemeinden. Dies der politische Sinn des Proudhonismus und des Aufstandes der Pariser Kommune von 1871. Seitdem haben die französischen Arbeiter gelernt, um mit Marx zu sprechen, das allgemeine Wahlrecht aus einem Mittel der Nasführung in ein Mittel der Befreiung des Proletariats zu verwandeln.

Wie in Frankreich, eroberte nach seinem Beispiel auch die Revolution in Preußen 1848 das allgemeine und gleiche Wahlrecht. Wie in Frankreich wurde es auch in Preußen durch die eintretende Reaktion in ein ungleiches Wahlrecht verschlechtert. Als die Periode der Reaktion überwunden war und das politische Leben wieder erwachte, anfangs der sechziger Jahre, dachten die

Liberalen nicht daran, für das allgemeine, gleiche, geheime Wahlrecht einzutreten, obwohl sie in ihrer Weise demokratisch gesinnt waren und alle arbeitenden Schichten zum Kampf gegen die Regierung aufriefen.

Lassalle, der sich damals das Ziel setzte, die Arbeiter von der bürgerlichen Führung loszulösen und eine selbständige Arbeiterpartei zu gründen, wählte mit großem Verständnis als Ausgangspunkt dazu die Forderung des allgemeinen und gleichen Wahlrechts, anscheinend eine Forderung der Demokratie ohne Klassencharakter. Fast gleichzeitig mit ihm beteiligte sich Marx an dem Kampf der englischen Arbeiter ums Wahlrecht.

Um dem Liberalismus ein Paroli zu bieten, der ihn mit den politischen Mitteln des Klassenwahlrechts bedrängte, folgte Bismarck 1867 seinem Vorbild, Louis Napoleon, der 1851 das allgemeine Wahlrecht wieder hergestellt hatte. Bismarck übernahm in die Verfassung des norddeutschen Bundes, und 1871 in die des Deutschen Reiches das allgemeine Stimmrecht. Er hoffte, es ebenso ausnützen zu können, wie sein Vorbild es getan. Noch überwogen ja in Deutschland die Bauern. Doch erwies sich seine Bekehrung zum allgemeinen Stimmrecht als recht zaghafter Natur. Man wählte damit nur zum Reichstag, der ohne erhebliche Macht war. Für die Landtage der einzelnen Bundesstaaten, auch für Preußen, blieben die Zensuswahlrechte bestehen. Und auch für den Reichstag bereute Bismarck bald die Gewährung des allgemeinen Wahlrechts.

Bei seiner Nachahmung Napoleons hatte er vergessen, daß er zwei Jahrzehnte nach diesem emporkam. Napoleon hatte das allgemeine Wahlrecht gegeben in einer Zeit der Reaktion, des völligen Darniederliegens der Arbeiterklasse, die nach den Enttäuschungen von 1848 an jeder Politik verzweifelte und ihr gleichgültig gegenüberstand. Bismarck gewährte das Wahlrecht in einer Zeit, in der die Arbeiter die Niederlagen von 1848 vergessen hatten und sich mit Begeisterung und Wucht in die Politik stürzten. Und Frankreich war unter dem Kaiserreich ein Bauernland geblieben, das geeinigte Deutschland entwickelte sich nach der Ueberwindung des Fluchs der Kleinstaaterei rapid zu dem Lande mit der bedeutendsten Großindustrie auf dem europäischen Festland.

Aehnlich wie in Preußen ging es in andern Ländern Europas. Der Liberalismus, die von der Bourgeoisie gehandhabte Art der Demokratie, die natürlich nicht gleichbedeutend ist mit der Idee der Demokratie, verweigerte überall, so in Oesterreich, so in Belgien und den anderen kleineren Staaten des nördlichen Europa, den Massen das allgemeine Wahlrecht. Da dort keine Bonapartes auftauchten, die revolutionäre Ideen für ihre dynastischen Zwecke auszubeuten suchten, wurde dort nirgends das

Experiment der Gewährung des allgemeinen Wahlrechts durch einen Emporkömmling auf dem Thron gemacht, oder durch den Berater eines Emporkömmlings auf einem neuen Thron, wie es der eines deutschen Kaisers 1871 zweifellos war. Ueberall dort mußte sich das Proletariat das allgemeine Wahlrecht in mühsamen, opfervollen Kämpfen erobern. Auch in Preußen bedurfte es einer proletarischen Revolution, um es durchzusetzen.

Das allgemeine Wahlrecht ist nicht ein Geschenk, ist nicht ein Werkzeug der Bourgeoisie, gut dazu, das arbeitende Volk zu gängeln und in Dienstbarkeit zu erhalten, wie die Bakunisten vor einem halben Jahrhundert behaupteten und die kommunistischen Neubakunisten von heute wieder behaupten. Es ist nicht sehr erbaulich, daß eine Zusammenstellung von Tatsachen, die doch offen zutage liegen, heute noch — oder wieder — erforderlich ist, um diese kommunistische Behauptung zu widerlegen, die nicht nur bei den Kommunisten im Schwange ist, sondern auch bei manchen, mit ihnen liebäugelnden marxistischen Theoretikern eine Unterstützung erfährt durch die Mißachtung der „formalen" Demokratie, die sie zur Schau tragen.

Das allgemeine Wahlrecht und überhaupt die vollkommen ausgebildete Demokratie ist ein Ergebnis und eine Errungenschaft des proletarischen Klassenkampfes. Noch Marx war nicht in der Lage, beobachten zu können, welche Formen der Klassenkampf in einer hoch ausgebildeten Demokratie annimmt, denn es gab eine solche zu seiner Zeit in Europa höchstens in der Schweiz, die nach den verschiedensten Seiten hin ein ganz abnormes und dabei ein sehr winziges Gebilde darstellt. England war, als Marx starb, vom allgemeinen Wahlrecht noch weit entfernt.

Ueber die Gestaltung des Klassenkampfes unter den Bedingungen einer vollkommen ausgebildeten Demokratie können wir uns also bei Marx keine Belehrung holen. Es ist ganz unsinnig, wenn manche Leute heute ihren Marxismus dadurch dokumentieren, daß sie Erkenntnisse über die Wirkungen der Demokratie aus dem kommunistischen Manifest schöpfen wollen, das nicht einmal die Erfahrungen von 1848 kannte.

Wir haben hier im Auge die Demokratie in Ländern, die zeitweise durch das Stadium des fürstlichen Absolutismus und der zentralisierten Staatsgewalt mit gewaltiger Bureaukratie und stehenden Armeen hindurchgegangen waren; in Ländern, wo das Proletariat sie zu erobern hatte, wo es sie nicht fertig vorfand, wie in manchen Kantonen der Schweiz oder den Vereinigten Staaten, die wieder ein Fall für sich sind. Namentlich in den letzteren hatte die Gewinnung der Demokratie nichts mit dem proletarischen Klassenkampf zu tun. Sie konnte ihn also nicht befruchten und fördern.

In den Ländern ersterer Art ist die hoch entwickelte Demokratie ein Ergebnis des proletarischen Klassenkampfes. Viel früher aber wurde der Kampf um die Demokratie dort ein gewaltiges Mittel, das darniederliegende, fast kampfunfähige Proletariat zu Kämpfen aufzurufen, in denen es Bundesgenossen in anderen Klassen fand. Durch sie verstärkt, griff es in Kämpfe ein, die es allein nicht hätte wagen können, gewann es Erfahrung und Selbstbewußtsein. Durch sie wurden aber auch die lokalen und beruflichen Schranken überwunden, die das Proletariat in seinen Anfängen zersplitterten, bekam es Interesse für allgemeine, die ganze Klasse berührende Fragen und lernte es auch, die Kräfte der ganzen Klasse einheitlich zusammenzufassen.

So mußte es in diesen politischen Kämpfen schließlich eine Kraft und ein Verständnis erreichen, die es überall früher oder später dahin trieben und ihm mit Erfolg ermöglichten, sich politisch als Klasse selbständig zu machen und als solche seine eigenen Wege zu gehen. Das Betreten dieser eigenen Wege besagt nicht, daß ihm das Handeln der anderen Klassen und Parteien gleichgültig wird oder daß es nicht zeitweilig mit der einen oder der andern von ihnen zu bestimmten gemeinsamen Zwecken zusammengehen kann, wenn es dadurch diesen Zweck fördert, ohne andere nicht minder wichtige zu schädigen. Wohl aber besagt es, daß es auch bei solchen Koalitionen seine Selbständigkeit wahren muß, daß sein gelegentliches Zusammenwirken nie zur Unterwerfung unter fremde Leitung führen darf.

Welche Bedeutung der Kampf um die Demokratie für die geistige und organisatorische Fähigkeit des Proletariats, für seinen einheitlichen Zusammenschluß und seine Kraft gewonnen hat, ersehen wir deutlich, wenn wir die Länder Europas, in denen solche Kämpfe notwendig waren, mit anderen Industrieländern vergleichen, in denen sie fehlten. Wir haben da vor allem die Vereinigten Staaten im Auge, in denen die Arbeiter bereits eine bedeutend ausgebildete Demokratie vorfanden. Nicht zum wenigsten daran liegt es, daß dort die Bildung einer großen Arbeiterpartei bisher nicht gelingen wollte, trotz der energischesten, opfervollsten Bemühungen so vieler einwandernden Sozialisten, die aus Ländern kamen, in denen das Proletariat schwer um demokratische Rechte zu ringen hatte.

Das Gegenstück dazu bildet Rußland, dessen Bevölkerung im letzten halben Jahrhundert mehr als die eines anderen modernen Landes um die primitivsten demokratischen Rechte die opfervollsten Kämpfe führte. Durch sie hat das Proletariat dort ein Klassenbewußtsein erlangt und haben sich die sozialistischen Parteien zu einer Bedeutung erhoben, die weit über den Rang hinausgeht, den das Reich im ökonomischen Leben erreicht hat.

Aber nicht genug damit, daß das politische Auftreten des Proletariats die meisten Länder erst einer vollkommenen Demokratie entgegenführt und daß wiederum der Kampf um die Demokratie eines der mächtigsten Mittel wird, das Proletariat aus der anscheinend hoffnungslosen Degradation emporzuheben, in die es der industrielle Kapitalismus herabdrückt. Die Demokratie erhält auch einen neuen Inhalt durch das Auftreten des Proletariats in ihr.

Drittes Kapitel.

Aufstieg des Proletariats und Verkürzung der Arbeitszeit.

Wir haben schon gesehen, daß die Kapitalisten und ebenso Bauern und Kleinbürger von ihren geschäftlichen Angelegenheiten in der Regel so sehr in Anspruch genommen werden, daß ihnen die Zeit, oft auch das Interesse und die Gelegenheit fehlen, politische Erfahrungen zu sammeln, die notwendig sind, um als Organe der Demokratie, etwa als Parlamentarier oder Minister erfolgreich wirken zu können.

Bei Bauern und Handwerkern steht es jedoch in Beziehung auf politisches Verständnis noch weit schlimmer, als bei Kapitalisten. Der Kapitalist steht mitten im Getriebe der Welt, auf dem Weltmarkt und er hat alle Möglichkeiten, sich nicht nur über die wirtschaftlichen, sondern auch über die staatlichen Verhältnisse ausreichend zu orientieren.

Der Bauer ist auf dem Dorfe isoliert, aber auch der Handwerker in der Stadt vermag sich oft nicht über den politischen Horizont seines Kirchturmes zu erheben. Er findet seinen Markt vielfach nur in der Stadt, in der er wohnt und ihrer Umgebung. Nur deren Verhältnisse beschäftigen ihn.

Dazu kommt aber bei Bauern und Handwerkern der Mangel an Zeit. Im Mittelalter wurde noch nicht intensiv gearbeitet und zahlreiche Feiertage boten genügende Muße, namentlich dem städtischen Arbeiter, sich zu bilden und aufzuklären. Wir haben gesehen, daß in der Zeit der Reformation in vielen Städten die Kunst des Lesens bereits sehr verbreitet war und eifrig gepflegt wurde.

Der industrielle Kapitalismus bringt Hast und Unrast in die Welt, zwingt nicht nur seine Lohnarbeiter, sondern auch Handwerker, Kleinhändler und Bauern zu fortschreitender Ausdehnung ihrer Arbeitszeit bis zu erschöpfender Ueberarbeit.

Alles das hemmt die Kleinbürger und Bauern sehr, ausreichendes politisches Wissen zu erlangen. Ebenso wie dem Kapitalisten fällt es fast allen von ihnen schwer, als Organe der Demokratie zu fungieren — wenn sie daneben ihr Geschäft weiter

betreiben wollen. Aber sie stehen hinter den Kapitalisten darin zurück, daß sie in der Regel nicht einmal die Fähigkeit erwerben, die staatlichen Dinge zu überschauen und selbständig zu beurteilen, eigene Parteien im Staate zu bilden und zusammenzuhalten, denen sie ihre Richtung vorschreiben.

So wie die Kapitalisten in der Regel müssen auch sie mit der Vertretung ihrer Interessen im Staate und mit der Führung der Politik, die sie wünschen, besondere Berufspolitiker betrauen. Aber die Kapitalisten haben Macht und politisches Verständnis genug, die Berufspolitiker, die sie erwählen, in Abhängigkeit — wenigstens geistiger, oft auch ökonomischer — von sich zu halten. Bei den Bauern und Kleinbürgern ist es umgekehrt. Die von ihnen Erwählten werden leicht aus ihren Dienern ihre Herren.

Unter diesen Umständen kommt es in der Demokratie oft dazu, daß die arbeitenden Massen bloßes Stimmvieh in den Händen von Geschäftspolitikern und hinter ihnen stehenden Schichten großer Ausbeuter werden. Die als Mittel der Herrschaft des Volkes über den Staatsapparat gedachte Demokratie wird da zu einem Mittel der politischen Herrschaft des Kapitals oder der Besitzenden überhaupt (große Agrarier inbegriffen).

Diese Zustände haben jene, dem Bakunismus verwandten Sozialisten im Auge, die es für notwendig halten, das Proletariat vor der Demokratie zu warnen, allerdings ohne ihm etwas besseres dafür zu bieten, als die Erwägung, daß die Diktatur eines gottähnlichen Messias für die arbeitenden Massen weit vorteilhafter sei, wobei sie allerdings verfehlen zu sagen, wie man die Sicherheit gewinnt, daß gerade der richtige Mann zum Diktator, zu dem Herrgott auf Erden wird. Wir glauben ja nicht mehr an Wunder.

Diese Kritiker der Demokratie tun so, als ob die demokratischen Einrichtungen unter den verschiedensten sozialen Bedingungen immer die gleichen Resultate erzeugen müßten. Sie, die zumeist als strenge Marxisten ununterbrochen das Wort vom Klassenkampf des Proletariats im Munde führen, vergessen zu untersuchen, wie unter diesem Klassenkampf die Demokratie wirkt.

Zunächst ist das Proletariat noch weniger imstande, eine selbständige Politik systematisch zu betreiben, als Kleinbürger und Bauern. Ueberarbeit und Wohnungselend drücken es noch tiefer herunter als diese. Marx selbst hat in seinem „Kapital" erschütternde Belege für die grauenhafte Stupidität gegeben, der viele Lohnarbeiter in den schönen Tagen völliger Freiheit des Kapitals verfielen.

Wenn auch der industrielle Proletarier geistig tief unter den Handwerker und Bauern sinken kann, obwohl auch diese durch die kapitalistische Atmosphäre stark herabgedrückt werden, so

kann er sich doch im Laufe seines Klassenkampfes geistig wieder über sie erheben und er tut es selbst dort, wo Handwerker und Bauern, angeregt durch diese Klassenkämpfe und ihre Erfolge, ebenfalls eine Aufwärtsbewegung einschlagen.

Zweierlei zeichnet den Proletarier nicht nur vor dem Handwerker und Bauern, sondern auch vor dem Kapitalisten aus: Er ist mit dem Betrieb, in dem er arbeitet, nicht verwachsen, dieser ist ja nicht der seine. Sein Wirken für den Betrieb endet mit seiner Arbeitszeit in ihm. Es verfolgt ihn nicht darüber hinaus. Und nicht von dem Gedeihen dieses einen Betriebes hängt sein eigenes Gedeihen ab, sondern von dem seiner Klasse, ja von dem des ganzen Gemeinwesens. Viel mehr als Bauern, Handwerker, Kleinhändler, Kapitalisten, vermag sich der Lohnarbeiter bei seiner Beschäftigung mit politischen Dingen von der Beeinflussung durch die besonderen Interessen des Geschäftes, in dem er arbeitet, zu befreien, vermag er die Verhältnisse des Gemeinwesens von einem höheren Standpunkte zu betrachten, als dem eines bornierten Geschäftsinteresses.

Er ist eher als die anderen hier genannten Klassen großen Gesichtspunkten zugänglich, kann eher theoretisches Interesse für soziale Fragen gewinnen. Er kommt in dieser Beziehung am nächsten den Intellektuellen. Einzelne Mitglieder des Proletariats können darin viele Intellektuelle überragen.

Freilich müssen bestimmte materielle Vorbedingungen gegeben sein, damit die Möglichkeiten, die daraus erwachsen, auch zu Wirklichkeiten werden. Aber die Klassenlage der Lohnarbeiter ist für diese Verwirklichung günstiger gestaltet als die der anderen in Rede stehenden Klassen.

Wo ein Betrieb einmal in den Strom der kapitalistischen Produktionsweise hineingeraten ist, da drängt jeder seiner Besitzer nach möglichster Ausdehnung der Arbeitszeit, die ja Vermehrung seines Einkommens bedeutet — allerdings nur unter sonst gleichbleibenden Bedingungen, namentlich gleicher Produktivität der Arbeit. Er drängt nach möglichster Ausdehnung der Arbeitszeit seiner Arbeiter, aber auch der eigenen Arbeitszeit, wenn er selbst im Betriebe tätig ist. Allerdings, da er sein Herr ist, wird er die eigene Arbeitszeit nicht leicht so weit ausdehnen, daß sie ihn physisch und geistig ruiniert, obwohl in aufgeregten Geschäftszeiten auch das vorkommen kann.

Die Lohnarbeiter sind die einzigen im Geschäftsbetrieb tätigen Personen, die sich dem Drang nach Ausdehnung der Arbeitszeit widersetzen. Zunächst, um sich vor völligem Ruin zu schützen. Soweit es sich darum handelt, finden sie bei dem Kampf um eine kürzere Arbeitszeit Unterstützung auch bei manchen Menschenfreunden aus den Kreisen der Besitzenden, sogar bei weiter blickenden industriellen Kapitalisten selbst.

Doch deren Unterstützung hört auf, sobald die Verkürzung der Arbeitszeit über das äußerste Maß dessen hinausgeht, was zur Verhinderung rascher Ruinierung der Arbeiter erforderlich ist.

Der Lohnarbeiter dagegen bleibt bei dieser Grenze nicht stehen. Die Höhe seines Einkommens hängt nicht von der Länge seiner Arbeitszeit ab — wenigstens gilt das für die Klasse, wenn auch nicht für jeden einzelnen, — sondern vom Wert seiner Arbeitskraft, das heißt, von der Höhe seiner Lebenshaltung, solange diese nicht ein Niveau erreicht, das jeden Profit ausschließt, also eine Fortführung der Produktion unter kapitalistischen Bedingungen unmöglich macht. Unter sozialistischen Bedingungen kann es noch über dieses Niveau hinaus steigen. Sein Maximum ist der Wert des eigenen Produkts. Der Lohn des Arbeiters kann dauernd unmöglich die Höhe dieses Wertes übersteigen, muß etwas hinter ihm zurückbleiben, wie Marx gezeigt hat.

Aber von diesem Niveau sind wir noch entfernt. Solange das der Fall ist, bleibt der Arbeitstag des Arbeiters immer noch reduzierbar. Und dessen Länge bestimmt nicht das Arbeitereinkommen. Die Arbeiterschichten mit der längsten Arbeitszeit haben den geringsten Lohn.

Gleichzeitig wird die Fabriksarbeit immer ermüdender, monotoner, abstoßender. Der Arbeiter verlangt nicht nur Stunden der Erholung und der Ruhe außerhalb seiner Arbeitszeit, sondern auch darüber hinaus noch Stunden, die er freigewählter Tätigkeit widmen kann, die ihn befriedigt.

So bleibt er bei jenem Normalarbeitstag nicht stehen, der gerade ausreicht, ihm zu ermöglichen, ausgeruht und vollkräftig wieder zur Arbeit zu kommen. Er verlangt immer wieder weitere Verkürzungen der Arbeitszeit und wird sie verlangen bis zu jener Grenze, die ökonomisch ohne Gefährdung des Produktionsprozesses noch möglich ist, eine Grenze, die nicht absolut ein für allemal feststeht, sondern durch technische Fortschritte immer wieder verschoben werden kann, nicht nur durch neue Maschinen, sondern auch neue Methoden und Organisationsformen.

Der brave Bürger schüttelt mißbilligend sein Haupt angesichts des steten Strebens der Lohnarbeiter, ihre Arbeitszeit zu verkürzen. Der Unternehmer liebt es, sie darauf hinzuweisen, daß er länger arbeite, als sie, oft noch im Bureau mit Rechnungen und Korrespondenzen beschäftigt sei, wenn die Stätten der Produktion stillstehen. Mitunter ist das auch wirklich der Fall. Die Herren Unternehmer vergessen nur, einmal, daß sie für sich selbst arbeiten, die Lohnarbeiter dagegen für andere. Dann, daß ihre Arbeit in der Regel viel interessanter und anregender ist als etwa die einförmige Bedienung einer Maschine. Und endlich, daß diejenige Klasse im Erwerbsleben Aussicht hat, kulturell und

politisch am höchsten zu stehen, die am meisten Zeit hat, neben der Erwerbsarbeit noch an kultureller und politischer Bildung und Betätigung teilzunehmen. Das Aufgehen in der Erwerbsarbeit gehört durchaus nicht zu den Faktoren, die den Kapitalisten geistige und politische Ueberlegenheit sichern.

Sicher wird die vermehrte Muße, die den Arbeitern aus einer Verkürzung der Arbeitszeit entspringt, von ihnen nicht immer im Sinne solcher Bildung verwendet. Aber die Erfahrung hat gezeigt, daß diejenigen irrten, die da vermeinten, verkürzte Arbeitszeit verlängere nur die Zeit, die der Arbeiter im Wirtshaus bei Kartenspiel und Suff mit abschließenden Prügeleien verbringe. Es sind die Arbeiter mit der längsten Arbeitszeit, die am meisten dazu neigen, in dieser Weise in ihren kargen Mußestunden ihr Elend zu vergessen.

Wohl bedeutet die Verkürzung der Arbeitszeit nicht stets entsprechende Zunahme der Beschäftigung der Arbeiter mit kulturellen und politischen Angelegenheiten. Aber auch wenn sie bloß eine Vermehrung des Interesses am Naturgenuß, am Sport, an freier abwechslungsreicher Arbeit, etwa Gartenarbeit im Schrebergarten bedeutet, hebt sie den Arbeiter aus der Degradation empor, in die ihn der ungezügelte Kapitalismus versetzt. Stets geht aus der Verkürzung der Arbeitszeit für immer weitere Schichten der Lohnarbeiterschaft auch zunehmende Beschäftigung mit politischem Tun und Streben nach allgemeiner Bildung hervor, schließlich in weit höherem Grade, als bei irgendeiner anderen der arbeitenden Klassen, Handwerker und Bauern.

Durch ihre ökonomische Lage werden für die Lohnarbeiterschaft — neben den Intellektuellen — am ehesten die Bedingungen gegeben, sich zu großen sozialen Gesichtspunkten zu erheben und ferne Ziele ins Auge zu fassen. Die Klasse der Lohnarbeiter ist auch, dank ihrer Eigentumslosigkeit am wenigsten am Bestehenden interessiert, am ehesten geneigt, neue Ideen aufzunehmen. Endlich bietet ihr die fortschreitende Verkürzung der Arbeitszeit am ehesten die Möglichkeit, das Wissen und die Erfahrungen zu sammeln, die erforderlich sind, um die bloße Disposition zu neuen, großen Ideen auch zu wirklicher Aufnahme, Gestaltung und energischer Verfechtung solcher Ideen zu entwickeln.

Wie das Ringen um die Demokratie wirkt auch das Ringen nach Arbeiterschutz, namentlich nach Verkürzung der täglichen Arbeitsqual, wirkt also der ökonomische Kampf wie der politische dahin, das Proletariat zu erheben. Es war in den Verhältnissen tief begründet, daß sich die erste große Arbeiterbewegung, die der Chartisten, vor allem zwei Ziele stellte: das allgemeine Wahlrecht und den Zehnstundentag. Ueberall bilden diese zwei Punkte

den Ausgangspunkt jeder ernsthaften Arbeiterpartei. Die Gewerkschaften streben mit anderen Mitteln alle das gleiche an. Wo diese beiden Forderungen durchgesetzt sind, wird weiter in derselben Richtung gearbeitet: Ausbau und Festigung der Demokratie, Verkürzung der dem Dienste des Unternehmers gewidmeten Arbeitszeit, das heißt, Verlängerung der Zeit, über die die Arbeiter frei verfügen. Sie dient selten und immer weniger bloßem Müßiggang, sondern vielmehr selbstgewählter Tätigkeit im Interesse der eigenen Person, der eigenen Klasse oder der Gesellschaft im Sinne dieser Klasse.

Wie der Kampf um die Demokratie hat auch die sogenannte Sozialpolitik oder Sozialreform die Tendenz, das Proletariat zu erheben, daß es schließlich aus der am tiefsten stehenden Klasse der Gesellschaft zur höchstentwickelten der arbeitenden Klassen wird, ja zu jener, der immer mehr die Führung der Gesellschaft zufällt, der es am ehesten gelingt und der am meisten daran liegt, neue Einrichtungen durchzusetzen, die im gesellschaftlichen Interesse durch die ökonomischen Wandlungen möglich und notwendig werden. Das gilt selbst für solche Neuerungen, die keinen spezifischen Klassencharakter tragen und mit dem Bestand der bürgerlichen Gesellschaft vereinbar sind.

Bis zum Weltkriege gab es nur e i n e republikanische Partei in Deutschland, die Sozialdemokratie. Sie setzte die Republik durch, mit der sich jetzt auch die bürgerlichen Elemente in wachsendem Maße abzufinden beginnen.

Bis zum Weltkriege gab es in Deutschland nur e i n e Partei, die für das Frauenwahlrecht energisch eintrat, die Partei des Proletariats. Ihr Drängen schuf die Atmosphäre, in der die Revolution von 1918 es durchsetzte. Heute ist es nicht nur zu einer Selbstverständlichkeit geworden, bürgerliche Parteien wissen es bereits gegen die Sozialdemokratie zu benutzen.

Keine Partei kämpfte in Deutschland energisch für allgemeine Abrüstung und Methoden internationaler Verständigung an Stelle des Wettrüstens, außer der Sozialdemokratie. Heute sind diese Bestrebungen auf die Tagesordnung aller jener bürgerlichen Parteien gesetzt, die sich über die eigensinnige Beschränktheit derjenigen zu erheben verstehen, die nichts gelernt und nichts vergessen haben.

Nicht nur in reinen Arbeiterfragen, sondern in allen Fragen sozialer und politischer Weiterentwicklung sind heute die Arbeiterparteien überall führend geworden.

Die höchststehenden Schichten des Proletariats, die immer mehr zunehmen, haben nicht nur geistige Selbständigkeit, sondern auch geistige Ueberlegenheit gegenüber der Masse der übrigen Bevölkerung erlangt.

Dabei erlangen sie ihr gegenüber auch wachsende Geschlossenheit. Die Interessen von Kleinbürgern und Bauern sind zwiespältig, wie wir gesehen, weder rein kapitalistisch, noch rein proletarisch. Die Interessen des Proletariats sind völlig einheitlicher Natur. Und da es imstande ist, von einer gewissen Höhe der Entwicklung an sich politisch und geistig selbständig zu machen, vermag es auch, eine eigene Klassenpartei zu bilden, die allerdings Bedeutendes nur leisten kann, wenn mit ihr sympathisierende Intellektuelle ihr Erkenntnisse zuführen, die der auf sich gestellte Proletarier nicht zu erwerben vermag. Aber sie unterwirft sich keineswegs den Intellektuellen, die sich ihr anschließen.

Die bürgerlichen Parteien sind auch Klassenparteien, jedoch nur in dem Sinne, daß jede vornehmlich die Interessen einer bestimmten Klasse vertritt. Nicht aber in dem Sinne, als daß sie nur oder auch nur überwiegend aus Angehörigen dieser Klasse bestünde.

Weder die Großgrundbesitzer noch die Kapitalisten sind zahlreich genug, um unter der Demokratie für sich allein eine Massenpartei bilden zu können. Die bürgerlichen Parteien beruhen darauf, daß weder Bauern noch Kleinbürger oder Intellektuelle es bisher vermocht haben, sich dauernd zu größeren Klassenparteien für sich zusammenzuschließen. Alle Ansätze dazu haben nicht weit geführt. Bauern und Kleinbürger treten in den politischen Kampf ein, aufgerufen und geführt von Elementen, die manche Interessen mit ihnen gemein haben, sie aber doch nur als Gefolgschaft für ihre eigenen Zwecke benützen.

Die bürgerlichen Parteien sind keine Klassenparteien in bezug auf ihre Zusammensetzung. Jede von ihnen enthält sehr verschiedenartige Schichten, Klassen und Teile von Klassen, darunter auch Arbeiter, die noch nicht zu politischer Selbständigkeit gelangt sind.

Die bürgerlichen Parteien sind daher weniger geschlossen, weniger einheitlich und konsequent in ihrer Politik, als die Arbeiterparteien.

Zu allen diesen Faktoren geistiger und organisatorischer Ueberlegenheit der Arbeiterparteien gegenüber den bürgerlichen gesellt sich ein wachsendes Uebergewicht an Zahl.

Mit dem Fortschreiten des industriellen Kapitals vermehrt sich auch das industrielle Proletariat, während die Zahl der industriellen Unternehmer wenig oder gar nicht wächst. Sie bilden naturgemäß ihren Lohnarbeitern gegenüber eine kleine Minderheit, deren Ausdehnung absolut zunehmen kann, wenn sich der industrielle Kapitalismus rasch entwickelt, die aber relativ bei wachsendem Großbetrieb stets abnehmen muß.

So nahmen im früheren Gebiet des Deutschen Reiches die Lohnarbeiter und Angestellten in der Industrie von 1882 bis 1907 von 4 195 000 auf 9 279 000 zu, indes die Selbständigen von 2 201 000 auf 1 977 000 abnahmen. Im Handel vergrößerte sich im gleichen Zeitraum wohl die Zahl der Selbständigen von 701 508 auf 1 012 192, aber in noch größerem Maße wuchs die Zahl der Lohnarbeiter und Angestellten im Handel, von 869 000 auf 2 466 000. So haben hier die Selbständigen, obwohl sie absolut zunahmen, einen prozentualen Rückgang aufzuweisen. Sie machten 1882 noch 44,67, 1907 aber nur noch 29,11 Prozent der Erwerbstätigen in diesem Berufe aus.

Nun weist man darauf hin, daß dafür das Gesetz von der Zunahme des Großbetriebes in der Landwirtschaft nicht gelte. Das ist zur Zeit im allgemeinen wohl richtig, doch wäre es falsch, zu sagen, daß dort das umgekehrte Gesetz auftrete. Die Landwirtschaft ist konservativ, ihre Betriebsgrößen weisen keine großen Veränderungen auf. Im Deutschen Reich vermehrten sich die Selbständigen in der Landwirtschaft von 1882 bis 1895 von 2 288 000 auf 2 569 000. Seitdem nahmen sie bis 1907 wieder ab auf 2 501 000. Die Zahl ihrer Arbeiter wurde 1882 mit 5 948 000 angegeben, 1907 mit 7 382 283.

Doch sind diese Zahlen nicht ohne weiteres verwendbar, da der Begriff des „Selbständigen" und des Arbeiters in der Landwirtschaft ein sehr unbestimmter ist. Viele in der Landwirtschaft Tätige werden einmal als Lohnarbeiter, ein andermal als Angehörige der Bauernfamilie gezählt. Und nicht wenige der als „Selbständige" gezählten Landwirte ziehen einen großen Teil ihres Erwerbes gar nicht aus der Landwirtschaft, sondern aus Hausindustrie oder Lohnarbeit im Forstbetrieb, in der Industrie, im Verkehr.

Auf keinen Fall vermag die geringe Veränderung der Betriebsgrößen in der Landwirtschaft die allgemeine absolute und relative Zunahme der Lohnarbeiterschaft in der Gesellschaft wettzumachen.

Unter den Erwerbstätigen in Landwirtschaft, Industrie und Handel zusammengenommen machten die Selbständigen 1882 noch 32, 1907 nur noch 22 Prozent aus, also 1882 noch fast ein Drittel, 1907 weniger als ein Viertel. Die große Mehrheit der Erwerbstätigen gehört zum Proletariat.

In Ländern mit alter Kultur nimmt die landwirtschaftliche Bevölkerung relativ ab, mitunter auch absolut, während die Gesamtbevölkerung wächst. Im Deutschen Reich vermehrte sich die Gesamtbevölkerung von 1882—1907 von 45 222 000 auf 61 721 000, die von der Landwirtschaft lebende Bevölkerung sank dagegen im gleichen Zeitraum von 19 225 000 auf 17 681 000. Sie betrug 1882

noch 44,52 Prozent, 1907 dagegen nur noch 28,65 Prozent der Gesamtbevölkerung. Die Industrie zeigte die umgekehrte Entwicklung, von 16 058 000 auf 26 387 000, also von 31,51 auf 42,75 Prozent.

Doch auch in neueren Ländern, wo die landwirtschaftliche Bevölkerung absolut zunimmt, verringert sie sich relativ. In den Vereinigten Staaten betrug die Landbevölkerung 1880 36 Millionen, 1920 51 Millionen. Die städtische Bevölkerung wuchs im gleichen Zeitraum von 14 Millionen (27 Prozent der Gesamtbevölkerung) auf 54 Millionen (51 Prozent). Die Zahl der Erwerbstätigen machte in den Vereinigten Staaten 1890 in der Landwirtschaft 8 626 000 aus, sie stieg bis 1910 auf 12 659 000 und ging seitdem auf 10 953 000 zurück. Die Erwerbstätigen der Industrie vermehrten sich dagegen von 5 478 000 im Jahre 1890 auf 11 954 000 (1910) und 14 300 000 (1920). Noch 1890 kamen auf 1000 Erwerbstätige in der Landwirtschaft nur 635 in der Industrie, 1920 dagegen 1306. (Vgl. Woytinsky, Die Welt in Zahlen, I., S. 145, IV., S. 13.)

Mit der Masse der industriellen Bevölkerung, ihrer ökonomischen Wichtigkeit und ihrer Intelligenz wächst die Anziehungskraft des Proletariats auch auf Volksschichten, die ihm nicht völlig angehören, aber nach Lebenshaltung und ökonomischen Beziehungen nahestehen. Diese Anziehungskraft wird um so stärker werden, je größer seine geistige und organisatorische Selbständigkeit und Geschlossenheit. Sie ist also, trotz der relativ glänzenden Lage der Arbeiter in den Vereinigten Staaten, dort höchst gering.

Wie die Arten im Tierreich, sind die Klassen in der Gesellschaft in Wirklichkeit nicht so scharf geschieden, wie sie es in der Theorie sein müssen, sondern oft durch zahlreiche Zwischenformen miteinander verbunden. So gibt es auch zwischen der Klasse der Lohnarbeiter und den anderen arbeitenden Klassen, Bauern, Handwerkern, Kleinhändlern, zahlreiche Zwischenstufen. Ebenso zwischen ihnen und den Intellektuellen. Zwischen Proletariat und Kapital schwankend, entscheiden sich die einzelnen Mitglieder und auch ganze Gruppen dieser Klassen und Schichten mehr für oder gegen das Proletariat, je nach besonderen persönlichen Einflüssen, historischen Situationen und ökonomischen Konstellationen. Dabei kann ein Teil der Bauern, Kleinbürger, Intellektuellen in immer schärferen Gegensatz zum Proletariat kommen, ein stets wachsender Teil, namentlich ihrer ärmeren Schichten wird vom Proletariat angezogen, macht dessen Sache zu der seinen, wie wir in bezug auf viele Intellektuelle schon oben bemerkt haben.

Auch dadurch wächst die Heeresmasse, die unter dem proletarischen Banner marschiert.

Viertes Kapitel.

Der Sieg des Proletariats.

Betrachtet man alle die oben dargelegten Faktoren, die aus den Kämpfen des Proletariats zur Abwehr der Verelendungstendenzen des Kapitals sowie aus der Ausnützung der Ergebnisse dieser Kämpfe und endlich aus der Zunahme des kapitalistischen Großbetriebes entspringen, dann wird es klar, daß der Aufstieg und Fortschritt des Proletariats in der kapitalistischen Gesellschaft ein unaufhaltsamer ist. Ueberall kommt es früher oder später dazu, die degradierenden Bestrebungen des Kapitals nicht nur abzuwehren, sondern zur Offensive überzugehen, wenigstens in Zeiten ökonomischer Prosperität, die für den Kampt des Proletariats die günstigsten sind.

Die ehedem verkommenste, unwissendste, roheste Schicht der Bevölkerung hat heute bereits die Führung der gesellschaftlichen Entwicklung übernommen. Die primitiven Kämpfe um höhere Löhne und kürzere Arbeitszeit erweitern sich zu Kämpfen um die Umwandlung des Staates und der Gesellschaft.

Diese Entwicklung kann gar nicht anders enden, als mit dem Siege des Proletariats in der Gesellschaft, der eingeleitet wird durch seinen Sieg vermöge der Demokratie im Staate, der zur Eroberung des ganzen Staatsapparates führt, da dieser Sieg bewirkt, daß die Organe des demokratischen Staates vom Proletariat bestimmt und damit zu seinen Organen werden.

Konnte man vor dem Weltkriege noch vielfach, selbst in sozialistischen Kreisen, die Ansicht hören, der Sieg des Proletariats sei wohl unausbleiblich, aber erst in Jahrhunderten zu erwarten, so haben wir seitdem schon Arbeiterregierungen gehabt. Wir sehen ab von der Regierung einer sozialistischen Sekte, die sich auf eine Diktatur der Polizei und des Militärs gegenüber der großen Volksmasse stützt, sondern reden von Arbeiterregierungen, hervorgegangen aus demokratischen Institutionen. Daß solche sich bald mehren werden, bezweifeln selbst die Gegner des Sozialismus nicht mehr. Sie trösten sich nur noch mit der Erwartung, daß diese Regierungen sich an Unmögliches wagen und dabei scheitern müssen.

Und das ist auch für die Sozialdemokratie heute die Hauptfrage: nicht, wie sie zur Macht kommen, sondern wie sie die Macht festhalten soll, um mit den vorhandenen materiellen Mitteln und den vorhandenen Menschen so viel zu leisten, daß daraus Lebensformen hervorgehen, die den bisher bestehenden sowohl vom Standpunkte der arbeitenden Massen wie vom Standpunkte des dauernden Gedeihens der ganzen Gesellschaft überlegen sind und daher von diesen Massen freudig aufgenommen und festgehalten werden.

Dies wird nichts anders bedeuten als die Anpassung der neuen Produktivkräfte an die Bedürfnisse der neuen Klasse des Proletariats und an die Bedürfnisse der Masse der Konsumenten, der Gesellschaft.

Auf die Frage näher einzugehen, wie das zu geschehen hat, fiele außerhalb des Rahmens der vorliegenden Arbeit. Wir haben hier nicht das Programm der Sozialdemokratie zu entwickeln und zu begründen. Dieses Programm braucht nicht immer das gleiche zu sein. Mit der Veränderung der ökonomischen Bedingungen unter denen wir leben, und dem Fortschritt in ihrer Erkenntnis, mit dem Wachstum der Macht, aber auch der Erfahrungen der sozialistischen Parteien kann auch ein sozialistisches Programm in manchen Punkten sich wandeln.

Aber in dem, was man als das Endziel der sozialistischen Bewegung — nicht der gesellschaftlichen Entwicklung überhaupt — betrachten kann, wird sich nichts ändern. Wie jede ausgebeutete, beherrschte Klasse, muß auch das Proletariat dahin streben, das Joch der Ausbeutung und Herrschaft abzuwerfen. Das ist sein Endziel.

Doch nicht nur dieses Ziel bleibt im Fortgang der sozialistischen Bewegung stets das gleiche. Auch die Vorschläge zur Erreichung dieses Zieles bleiben im wesentlichen immer die gleichen, trotz sehr erheblicher Wandlungen in Einzelheiten. So verschieden auch die Programme der heutigen sozialdemokratischen Parteien von den Utopien der ersten Sozialisten vor hundert und mehr Jahren sind, im Grunde erstreben sie alle das gleiche Ziel mit dem gleichen Mittel: Aufhebung des Privateigentums an den gesellschaftlich angewandten Produktionsmitteln. Diese Uebereinstimmung ist keine zufällige oder willkürliche, sondern die Folge davon, daß die Logik der Tatsachen in dieser Richtung weist, so daß jeder sie einschlagen muß, der sich das Ziel der Befreiung des Proletariats von Ausbeutung und Klassenherrschaft setzt und zu diesem Zwecke die Tatsachen der Oekonomie und Geschichte studiert.

Klassenherrschaften, die auf militärischer Gewalt, auf Eroberungen beruhen, können mit einem Schlage aufgerichtet, mit einem Schlage niedergeworfen werden. Dazu ist es bloß notwendig, daß man über die nötigen militärischen Machtmittel im Bürgerkrieg verfügt.

Aber die kapitalistische Ausbeutung ist nicht dieser Art. Sie beruht nicht auf militärischer Gewalt, sondern auf den ökonomischen Vorteilen, die das Privateigentum an den Produktionsmitteln sowie der Großbetrieb für die Gesellschaft mit sich bringt. Dieses Privateigentum war in Verbindung mit dem Kleinbetrieb für die Masse der arbeitenden Bevölkerung ein dringendes Bedürfnis. Ein nicht geringeres Bedürfnis ist für die Masse der Konsumenten, also für die Gesellschaft überhaupt, der Groß-

betrieb. In Verbindung mit dem Privateigentum an den Produktionsmitteln wird er aber immer mehr zu einer quälenden Einrichtung für die Arbeiter wie für die Konsumenten — für letztere dort, wo durch Kartellierung oder Vertrustung künstliche Monopole geschaffen werden. Die Aufgabe ersteht, den Großbetrieb zu erhalten, aber ihn aus privatem Eigentum zu öffentlichem, gesellschaftlichen Eigentum, die Funktionen des Kapitalisten im Betrieb, soweit sie ökonomisch wichtig, aus privaten in öffentliche zu verwandeln, zur Triebkraft des ökonomischen Betriebes nicht das Streben nach privatem Profit zu machen, sondern das Streben nach Deckung des gesellschaftlichen Bedarfs.

In diesem Ziel stimmen alle sozialistischen Systeme und Programme überein, und darin wird sich kaum etwas ändern. Aber allerdings in der Art, wie das gesellschaftliche Eigentum an den Produktionsmitteln und die Organisation der gesellschaftlichen Arbeit gestaltet werden soll, unterscheiden sich die verschiedenen sozialistischen Systeme sehr voneinander.

Heute denkt niemand mehr daran, es könne in einem Fourierschen Phalanstere mit etwa 300 Familien, einem Owenschen Parallellogramm mit etwa 1200 Bewohnern oder einem auch nicht größeren Cabetschen Ikarien die Befreiung des Proletariats verwirklicht werden. Die Kräfte des industriellen Kapitals und die Dimensionen der industriellen Zusammenhänge sind zu gewaltig gewachsen, als daß man daran denken könnte, sie mit einer kleineren und schwächeren Organisation zu meistern, als mit der in der Gesellschaft machtvollsten, dem Staate. Die Eroberung des Staatsapparates wird immer mehr von den Sozialisten als das wichtigste Mittel angesehen, um die notwendige Neuorganisation des Produktionsprozesses, seine Umwandlung aus einer Summe von Privatprozessen in einen gemeinsamen, bewußt geordneten gesellschaftlichen Prozeß vorzunehmen.

Es gibt heute kaum noch Utopisten und Anarchisten. Bellamy (1850—1898) und William Morris (1834—1896) dürften die letzten der bedeutenden Utopisten gewesen sein, Krapotkin (1842—1921) der letzte der großen Anarchisten.

Aber der überkommene Staatsapparat ist nicht dazu gemacht, eine der kapitalistischen überlegene oder auch nur ebenbürtige Produktionsweise zu entwickeln. Er ist ein Herrschaftsapparat, dazu bestimmt, Gehorsam zu erzwingen. Anpassung an die Bedürfnisse der Produzenten und Konsumenten ist ihm fremd.

Die Verstaatlichung der Industrie kann nur bedeuten, daß die Betriebe der kapitalistischen Großindustrie, die sozialisiert werden sollen, soweit man sie nicht besser als genossenschaftliche oder kommunale weiterführt, in das *Eigentum* des Staates übergehen sollen, nicht aber, daß sie von der herkömmlichen staatlichen Bureaukratie verwaltet werden sollen.

Schon zur Zeit der Pariser Kommune sagte Marx:

„Die Arbeiterklasse kann nicht die fertige Staatsmaschinerie einfach in Besitz nehmen und diese für ihre eigenen Zwecke in Bewegung setzen." (Der Bürgerkrieg in Frankreich, S. 43.)

Er dachte dabei an die Aufhebung der „zentralisierten Staatsmacht", wie sie das französische Kaiserreich in besonders hohem Maße darstellte, an die Aufhebung der stehenden Armee, Polizei, Bureaukratie, die durch Volksbewaffnung und Wahl der Beamten durch das Volk ersetzt werden sollten, also durch eine weitgehende Demokratie. Man kann wohl darüber streiten, ob eine derartige Beamtenwahl in einem modernen Großstaat mit seinen komplizierten Problemen, die so viel Fachwissen erheischen, zweckmäßig sein kann. Auf jeden Fall ist die Aufhebung der zentralisierten Staatsmacht, die Marx 1871 forderte, das gerade Gegenteil dessen, was wir heute in den Sowjetrepubliken verwirklicht sehen.

Marx sah in der Pariser Kommune die Verwirklichung der weitgehenden Demokratie, die er anstrebte. Engels erklärte 1891 in seinem Vorwort zur Neuausgabe des Bürgerkrieges, die „neue, in Wahrheit demokratische" Staatsmacht der Pariser Kommune, bilde die Verwirklichung dessen, was Marx unter der Diktatur des Proletariats verstand.

Aber mit der Demokratisierung des Staatsapparates ist es nicht abgetan. Es müssen noch besondere Organisationsformen geschaffen werden, die der Eigenart jedes der zu sozialisierenden Produktions- und Verkehrszweige angepaßt sind, um am besten die Interessen seiner Produzenten und Konsumenten zu wahren und miteinander in Einklang zu bringen in der Weise, daß die betreffenden Betriebe die größtmögliche Leistung mit dem möglichst geringsten Aufwand an Kraft liefern, unter möglichster Erhaltung des Wohlbefindens, der Arbeitslust und Arbeitsfähigkeit der Arbeiter.

Auf diesem Gebiete wird noch viel zu lernen, werden mannigfache Erfahrungen zu machen, wird manches Experimentieren und Abändern zu verzeichnen sein. Wir werden es hier nicht mit einer Umwandlung zu tun haben, die sich mit einem Schlage vollzieht, wie die französischen Feudalrechte in der einen Nacht des 4. August 1789 fast gänzlich abgeschafft wurden, sondern mit einem Entwicklungsprozeß, der allmählich vor sich geht, ähnlich wie der des Erwachsens der kapitalistischen Produktionsweise, der sich aber allerdings weit rascher als dieser wird vollziehen lassen.

Wie dem auch sei, welches Tempo die Entwicklung sozialistischer Produktion auch annehmen mag, eines kann man heute schon sagen: So wie es unvermeidlich ist, daß das Proletariat eines Tages die Staatsgewalt in die Hand nimmt, so ist es nicht minder unvermeidlich, daß der Prozeß ökonomischer Entwicklung in sozialistischer Richtung, der damit in Gang gebracht wird, mit

der Aufhebung aller Klassen und Klassengegensätze, also mit der Bildung eines ganz neuen Gesellschaftsorganismus endet.

Es ist unmöglich, heute schon mit Bestimmtheit vorauszusetzen, welches die schließlichen Formen dieses Organismus sein werden. So wie unsere heutigen Vorstellungen vom „Zukunftsstaat" ganz anders aussehen als die Utopien der ersten Sozialisten, mag auch der wirkliche Zukunftsstaat sich wohl von unseren Ideen von heute unterscheiden. Trotzdem sind diese Ideen nicht überflüssig und unnütz, vielmehr unerläßlich für die gesellschaftliche Weiterentwicklung.

Der Mensch kann nichts schaffen, kein Gerät, kein Werkzeug, keine politische oder soziale Einrichtung, ohne sie früher im Kopfe vor sich zu sehen. Die Idee geht dem konkreten Ding stets voraus, — allerdings nur dem vom Menschen bewußt geschaffenen Ding, nicht den in der Welt gewordenen Dingen. Ist das neugeschaffene Ding nur die Nachbildung eines schon bestehenden, erprobten Dinges, dann wird es genau so aussehen können, wie die Idee, die sich der Schöpfer davon gemacht hat. Gilt es dagegen, etwas noch nicht Dagewesenes zu schaffen, oder vielmehr, da das, genau genommen, unmöglich ist, schon bestehende Formen neuen Bedürfnissen und Verhältnissen anzupassen und dementsprechend umzugestalten, dann wird man das Bild des Neuen in der Phantasie ebenfalls nur im Anschluß an das Bestehende auf Grund der bereits bestehenden Bedürnisse und der Hilfsmittel zu ihrer Befriedigung gestalten und danach das neue Ding oder die neue Einrichtung formen können. Kommt es aber dann zu praktischer Erprobung, so wird sie eine ganze Reihe von Faktoren zeigen, die man bei der Bildung der Idee nicht voraussah und in Betracht zog und die für das Wirken des Dinges oder der Einrichtung von Wichtigkeit sind, Faktoren, teils störender, teils helfender Art, deren Berücksichtigung erst der Neuschöpfung ihre definitive Gestalt gibt. Diese wäre aber nie möglich geworden, ohne den ersten Plan, der mit der schließlichen Form um so mehr übereinstimmen wird, je tiefer die Einsicht in die bestehenden Verhältnisse war, auf die er aufgebaut wurde.

Wenn wir also heute noch nicht mit Sicherheit sagen können, wie der Zukunftsstaat aussehen wird, so spricht das nicht dagegen, daß wir heute schon trachten müssen, zu bestimmten Vorstellungen über ihn zu gelangen. Es zeigt bloß die Notwendigkeit, dieses Bild nicht nach unserem bloßen Wollen, rein nur nach unseren Bedürfnissen und Wünschen zu gestalten, sondern vielmehr auf Grund eingehender Erforschung der ökonomischen Wirklichkeit. Und es zeigt ferner, daß unsere Vorstellungen von der Zukunft nur „Arbeitshypothesen" sind, die unentbehrlich werden für unsere soziale Arbeit, die aber stets geprüft und modifiziert werden müssen, wenn die Erfahrung der Praxis es erheischt.

Es gilt hier dasselbe, was wir im dritten Buch von den Erfindungen gesagt haben.

Welche Formen aber die kommende sozialistische Gesellschaft auch annehmen mag, sie wird stets darauf ausgehen müssen, jeglicher Ausbeutung ein Ende zu machen, alle Unterschiede der Klassen — nicht der Berufe — aufzuheben. Das ist nicht irgendein mystischer kategorischer Imperativ, der jetzt plötzlich, man weiß nicht woher, in der menschlichen Seele auftauchen soll, sondern einfach das Ergebnis der Klassenlage des Proletariats, aus dessen Klassenkampf gegen die Ausbeutung der Sozialismus entspringt.

Mit dem industriellen Proletariat ersteht zum erstenmal seit der Bildung des Staates und der Klassen eine arbeitende Klasse, die fähig ist, den Staat zu ihrer Befreiung zu benützen. Bisher waren die Klassen, denen es gelang, die Staatsgewalt an sich zu reißen, stets nur ausbeutende Klassen, auch die Demokraten in Griechenland und Rom. Die Veränderungen im Besitze der Staatsgewalt bedeuteten stets nur Veränderungen im Personenstand und mitunter auch in den Machtmitteln der Ausbeuter, nicht eine Aufhebung der Ausbeutung.

Jetzt zum ersten Male in der Geschichte ereignet sich der Fall, daß die unterste der ausgebeuteten Klassen sich anschickt, die Staatsgewalt zu ergreifen. Es ist eine Klasse, die nie dazu kommen kann, wie andere arbeitende Klassen, etwa Bauern und Handwerker, durch Vermehrung ihrer Mittel zu Anwendern von Lohnarbeitern oder Sklaven, also zu Ausbeutern zu werden.

Das Proletariat kann sich endgültig nur befreien durch Aufhebung aller Ausbeutungsverhältnisse.

Man mag vielleicht meinen, daß aus der Kolonialpolitik ein neues Ausbeutungsverhältnis hervorgehen könnte, das den weißen Proletariern die Möglichkeit gäbe, zu Ausbeutern farbiger Arbeiter zu werden. Die weißen Arbeiter bemächtigen sich der Staatsgewalt, sozialisieren die Produktion und gestalten sie in der Weise, daß sie in ihrer Gesamtheit die Herren der Produktionsmittel und der Produktion werden. Sie sind jedoch in den sozialisierten Betrieben nur als Leiter tätig. Unter ihrem Kommando arbeiten chinesische und indische Kulis, Kaffern, Neger usw. als bedrückte und ausgebeutete Lohnarbeiter.

Eine solche Möglichkeit wäre denkbar, und sie wird nahegelegt durch die Ueberhebung, die manche, namentlich angelsächsische Arbeiterschichten gegenüber farbigen Arbeitern zur Schau tragen, die sie nicht als Klassengenossen betrachten, sondern als verächtliche Lasttiere, mit denen sie keine Gemeinschaft haben wollen.

Trotzdem ist bisher diese Möglichkeit der Eroberung der politischen Macht durch das Proletariat noch nicht ernsthaft erwogen worden. Und mit Recht. Sie erledigt sich schon einfach

durch die Tatsache, daß die Zahl der weißen Arbeiter viel zu groß ist, als daß sie zu größerem Wohlstand auf anderem Wege gelangen könnten, als durch eigene Arbeit.

Die „Westarier“ (Germanen, Romanen, Slaven), die vornehmsten Repräsentanten der sogenannten „westlichen europäisch-amerikanischen Kultur“ sind etwas über 600 Millionen stark (nach Woytinsky, „Die Welt in Zahlen“ I., S. 35). Die Gesamtbevölkerung der Erde beträgt 1800 Millionen, also kommen auf einen „Westarier“ nur zwei andere Menschen. Würden diese derart ausgebeutet werden, daß sie in der einen Hälfte ihrer Arbeitszeit für sich, in der anderen Hälfte für den Ausbeuter arbeiteten, so könnte dieser daraus nur eine Lebenshaltung bestreiten, die dem Produkt eines jener farbigen Arbeiter entspräche. Und dieses Produkt ist höchst gering. Eben, wo diese Zeilen in Druck gehen sollen, lese ich eine Statistik der indischen Textilindustrie, wonach im Durchschnitt vier eingeborene Textilarbeiter nicht mehr leisten als ein englischer. Da wird der weiße Arbeiter es vorziehen, von dem Ertrag der eigenen, weit produktiveren Arbeit zu leben.

Die Ausbeutung rentiert sich nur für eine kleine Minderheit, die von der Arbeit größerer Massen lebt.

Wenn in vielen angelsächsischen Kolonien die weißen Arbeiter den farbigen feindselig gegenüberstehen, so ist das nicht auf den Wunsch zurückzuführen, sie auszubeuten, sondern auf die Furcht, von ihnen wegen ihrer niederen Lebenshaltung niederkonkurriert zu werden. Diese Feindseligkeit wird in dem Maße geringer werden, in dem das farbige Proletariat bessere Lebens- und Arbeitsbedingungen erkämpft. Das begreifen allerdings die weißen Arbeiter vielfach noch nicht dort, wo sie mit farbigen zusammenarbeiten. Statt ihnen zu helfen sich emporzuarbeiten, suchen sie durch hochmütige Absperrung von ihnen und zünftlerische Monopolisierung ihrer Arbeitsgebiete die farbigen Arbeiter am Aufstreben zu hindern. So heute noch amerikanische Gewerkschaften gegenüber Negern, die sich ihnen anschließen wollen, oder weiße Bergarbeiter in Südafrika gegenüber schwarzen Arbeitern, die um menschenwürdige Arbeitsmethoden kämpfen. Sie spalten dadurch die Arbeiterschaft, statt sie zu vereinigen und helfen so, wenn auch sehr wider Willen, dem Kapital.

Trotz alledem ergreift dieselbe Bewegung, die die weißen Arbeiter in die Höhe brachte, auch die farbigen und der Aufstieg dieser ist ebenso unwiderstehlich, wie der jener. Das Vorbild der weißen Arbeiter muß den Aufstieg der farbigen um so mehr fördern, je glänzender er wird, je mehr die weißen an Macht und Wohlstand gewinnen.

Schon das allein macht es unmöglich, daß aus dem Sieg des europäischen Proletariats eine neue Klassenherrschaft und Ausbeutungsmethode hervorgeht.

Fünftes Kapitel.

Wege zum Sozialismus.

Wir müssen ebenso mit dem Aufstieg und schließlichen Sieg des außereuropäischen Proletariats rechnen, wie mit dem des europäischen, zu dem auch das nordamerikanische und australische hier zu zählen ist. Dieser Prozeß wird sich hier wie dort auf Grund der gleichen Gesetzmäßigkeit des industriellen Kapitals vollziehen, das immer mehr die ganze Welt ergreift. Damit ist jedoch keineswegs gesagt, daß der gleiche Prozeß überall die gleichen Formen annehmen muß.

Das europäische Proletariat (und ebenso das der englischen Dominions und der Vereinigten Staaten) vollzieht seine Klassenkämpfe und vollzieht seinen Aufstieg auf der Basis, die ein kraftvolles und selbständiges Kleinbürgertum in kampffähigen Städten erobert und bereitet hatte. Ein derartiges Kleinbürgertum und ein derartiges Städtewesen fehlt in den Gebieten des orientalischen Despotismus. Wenn sie vom industriellen Kapitalismus erfaßt und dadurch mit dem Bedürfnis nach moderner Demokratie erfüllt werden, findet sich dort nur *eine* Klasse, die den Kampf für sie energisch aufnimmt: das Proletariat neben einer zahlreichen Schicht von Intellektuellen, die zuerst nach der Demokratie verlangen, jedoch der Kraft ermangeln, sie ohne Verbündete zu erobern. Der Bauer, der in Westeuropa in den Zeiten der bürgerlichen Revolutionen am ehesten der Führung des Kleinbürgertums und der bürgerlich denkenden Intelligenz folgt, solange er revolutionär ist, findet in den Ländern des orientalischen Despotismus als Führer bloß das Proletariat und eine proletarisch denkende Intelligenz.

Das verleiht dem Proletariat, wie wir es in Rußland sehen, weit größere Macht, als im Westen bei gleichem Zahlenverhältnis zwischen agrarischer und industrieller Bevölkerung. Diese Situation drängt aber auch das Proletariat, neben dem Anstreben der Demokratie, die unter den gegebenen Verhältnissen wohl erreichbar und unvermeidlich wird, auch Aufgaben in Angriff zu nehmen, die einen hohen Stand kapitalistischer Industrie und ein hochstehendes Proletariat voraussetzen; ein Proletariat, das sich in langjähriger Schulung durch Demokratie und freie Massenorganisation auf eine Stufe erhoben hat, auf die das Proletariat unter dem Despotismus bei kümmerlicher industrieller Entwicklung nicht gelangen kann.

Die Situation wird noch kompliziert durch andere Faktoren. Die mit der Geschichte der Revolutionen des Westens vertraute Intelligenz des Ostens sieht einerseits in der eigenen Revolution leicht bloß eine Fortsetzung der westlichen, und sucht die Vorbilder des Convents von 1793 und der Pariser Kommune von 1871 nach-

zunahmen, was ihr den Blick für die Eigenart ihrer eigenen Revolution trübt. Auf der anderen Seite aber wird diese Intelligenz bestimmt durch die Theorien des westeuropäischen Sozialismus.

Kommt in einem Staate des Ostens das Proletariat zur Macht, so fühlen sich Intellektuelle dieser Art verpflichtet, sie zu sofortiger Einrichtung einer sozialistischen Produktion zu benützen, zu der der ökonomisch vorgeschrittene Westen kaum noch Ansätze geschaffen hat. Sie vermeinen dann, ihm vorbildlich und wegweisend voranzugehen.

Bei diesem Streben, das über seine Kräfte geht, muß das Proletariat scheitern und die demokratische Freiheit, die es errungen hat, wieder an einen neuen Despotismus verlieren, einen bureaukratisch-militaristischen unter der Führung einer Diktatur von Intellektuellen, mit denen das Proletariat sich verbunden fühlt. Die Diktatur ist insofern proletarischen Ursprungs. Aber sie bedeutet ebensowenig eine Herrschaft des Proletariats, als die aus dem Schreckensregime in Frankreich hervorgehende Herrschaft seiner Generale unter Napoleon I. eine Herrschaft der Pariser Kleinbürger darstellte. Der Bonapartismus beruhte vielmehr in Wirklichkeit auf der Niederhaltung dieser Kleinbürger.

Indessen kann kein moderner Staat heute einer hochentwickelten Industrie entraten, und sei es aus bloßem Machtbedürfnis heraus. Auch Rußland muß seine Industrie weiter entwickeln um jeden Preis. Gelingt das, so wächst damit die Kraft und Selbständigkeit seines Proletariats und der Demokratie, ohne die es nicht zu gedeihen vermag. Gelingt die Belebung der Industrie nicht, so erscheint das Regime, das den allgemeinen Niedergang des Staates herbeiführt, als der Urheber aller sozialen Uebel. Das Land treibt auf Katastrophen zu, die das Regime der Diktatur schwer zu überleben vermag. Auch in diesem Fall muß die Demokratie wieder obenauf kommen. Allerdings der industrielle Kapitalismus ebenfalls. Das industrielle Proletariat wird mit ihm nicht nur um seine eigenen Arbeitsbedingungen, sondern auch um die Führung der Bauern zu kämpfen haben. Doch schließlich wird ihm, bei fortschreitender Industrialisierung des Landes und ausgebildeter Demokratie immer mehr die Führung der Volksmassen und damit wachsende Macht im Staate zufallen, die dann um so eher sozialistisch ausgenutzt werden kann, wenn gleichzeitig in Westeuropa sozialistische Parteien ans Ruder kommen und der ökonomischen Entwicklung zum Sozialismus den Weg frei machen.

Anders wird sich die Entwicklung in den beiden anderen Riesenreichen des Ostens, China und Indien, vollziehen. Auch hier gibt es keine sich selbst verwaltenden Städte mit kraftvollem, selbständigem Kleinbürgertum, das der modernen Demokratie den Weg ebnen könnte. Nicht aus ihm geht der industrielle Kapitalismus hervor, er wird von außen gebracht. Wie in Rußland, wird

auch hier das industrielle Proletariat im Bunde mit dem fortschrittlichen Teile der Intelligenz gleichzeitig die revolutionären Aufgaben zu lösen haben, die aus seiner Klassenlage hervorgehen, wie jene, die im Westen dem Kleinbürgertum zufielen und deren Lösung die Vorbedingung für einen erfolgreichen Befreiungskampf des Proletariats ist.

Wie in Rußland wird auch hier dem Proletariat im Vergleich zur Höhe des industriellen Kapitalismus dieser Länder größere Macht zufallen als in Westeuropa, wird es sich aber auch verwickelteren Situationen gegenübersehen.

Im Gegensatz zu Rußland ist jedoch in diesen beiden ostasiatischen Riesenreichen der industrielle Kapitalismus jünger, das Proletariat daher noch weniger entwickelt und schwächer. Der Einfluß Westeuropas auf die Intelligenz dieser Staaten ist geringer, und so weit ein solcher besteht, ist es mehr einer Englands (in China auch einer Amerikas) als Frankreichs und Deutschlands. Weder die französische Revolution, noch die Pariser Kommune, noch Karl Marx beeinflussen bisher die Kämpfe des chinesischen und indischen Proletariats.

Andererseits besteht im Unterschied zu Rußland in China wie im indischen Reich eine alte, hohe Kultur ganz eigener Art, die dem Denken der dortigen Intellektuellen einen besonderen Charakter selbst in den Fällen verleiht, in denen sie die Ergebnisse der westlichen Wissenschaft aufnehmen.

Endlich wird die ganze Bevölkerung und werden nicht zum wenigsten Intellektuelle und Proletarier in jenen Reichen zur Zeit in höchstem Maße von dem Kampf gegen die Fremdherrschaft in Anspruch genommen. Ein solcher Kampf erzeugt aber stets die Tendenz nach Vereinigung aller Klassen der Nation zu gemeinsamem Handeln und zur Verdunkelung der Gegensätze zwischen ihnen.

In China ist das Proletariat noch zu schwach, die Demokratie zu sichern, geschweige denn in der Richtung zum Sozialismus voranzuschreiten. Das Eindringen des industriellen Kapitalismus hat allerdings vermocht, da er als Fremdherrschaft auftrat, eine Volksbewegung hervorzurufen, stark genug, die regierende Dynastie zu stürzen, die sich den Fremden nicht gewachsen zeigte. Aber dem Sturz der Mandschus folgte ebenso wie dem der Romanoffs in Rußland zunächst nicht eine Periode der Demokratie, sondern nach vorübergehender Anarchie eine Periode der Diktatur. Dem Zustande des Landes entsprechend, einer viel tiefer stehenden, als der russischen, die doch, wenigstens in ihren Anfängen und Absichten, von großen Zielen erfüllt und von der fortschrittlichsten Klasse des Landes, dem Proletariat, getragen war. In China fanden wir bisher nur Diktaturen miteinander rivalisierender Generale, die kein anderes Ziel verfolgten als das persönlicher Macht.

Im Augenblicke, wo dies geschrieben wird (Oktober 1926), scheint sich von Kanton aus ein demokratischeres Regime in China ausbreiten zu wollen, allerdings auch nur mit Hilfe einer Armee, die, wenn sie siegreich ist, stets die Gefahr erneuter Säbelherrschaft mit sich bringt.

Es bleibt abzuwarten, ob die demokratischen Kräfte im Lande, namentlich die proletarischen Organisationen, bereits kraftvoll und selbständig genug sind, diese Gefahr abzuwenden und vom südlichen China aus ein dauerhaftes demokratisches Regime zu begründen.

Früher oder später muß es sicher zu einem solchen kommen und zu einem starken Einfluß des Proletariats auf die Demokratie Chinas und durch sie.

Im indischen Reiche ist der Kampf gegen die britische Fremdherrschaft noch in vollem Gange. Wird sie binnen kurzem abgeworfen, dann dürfte sie auch hier zunächst nicht durch eine Demokratie, sondern durch eine Mehrheit rivalisierender Diktaturen von Generalen oder Landesfürsten abgelöst werden. Aber es ist wohl möglich, daß der Befreiungskampf eine Dauer erlangt und Formen annimmt, die es bewirken, daß die Selbstbestimmung der indischen Bevölkerung in gleichem Tempo mit der Entwicklung des industriellen Kapitals und Proletariats fortschreitet und daß der überkommene Absolutismus der Angelsachsen in Britisch-Indien ohne Durchgang durch eine Periode ephemerer eingeborener Diktaturen gleich durch ein Regime dauernder Demokratie abgelöst wird.

Erschwert werden Demokratie und proletarischer Klassenkampf im indischen Reich durch die religiösen Gegensätze zwischen Hindus und Mohammedanern, Nachwehen der Gegensätze zwischen Eroberern (Mohammedanern) und Unterworfenen (Hindus), sowie durch die Einschnürung des sozialen Lebens der Hindus in Kasten.

Wieder eine andere Art des Aufsteigens des Proletariats bereitet sich im ehemals spanischen Amerika vor.

Im Aufbau der Vereinigten Staaten wirkte englisches Kleinbürgertum in seiner rebellischen, trotzigen Form des Puritanismus entscheidend mit. So bildete die Union von Anfang an, wenigstens in den nördlichen Staaten, eine ausgesprochene Demokratie. Das Proletariat hatte dort nicht um sie zu kämpfen. Und auch das Privateigentum an dem wichtigsten Produktionsmittel, dem Grund und Boden, bedrängte es lange nicht. Wir haben schon darauf hingewiesen, wie sehr dadurch bisher das Proletariat verhindert wurde, sich dort politisch selbständig zu machen.

Ganz anders war die Grundlage, auf der sich die spanischen Kolonien in Amerika erhoben. Wurde schon in Spanien selbst der Aufstieg einer städtischen Bourgeoisie frühzeitig durch seinen Absolutismus gehemmt, so war in seinen Kolonien von einer solchen

Bourgeoisie von vornherein keine Rede. Die spanischen Eroberer kamen auch nicht als Bauern, um von der Arbeit ihrer Hände zu leben, sondern als feudale Grundherren, die ihr Einkommen aus der Arbeit von Zwangsarbeitern zogen, teils gekaufter Negersklaven, teils einheimischer Indianer, denen man feudale Leistungen auferlegte, oder die in „aufgeklärteren" Zeiten als „Pächter" zu Schuldsklaven wurden, zu Peons, die gezwungen waren, ihre Schulden beim Grundherrn abzuarbeiten — Schulden, die nie ein Ende nahmen.

Neben den Latifundien gab es Bergwerke, deren Arbeiter durch ähnliche Methoden aufgebracht und angetrieben wurden, sich für ihre Ausbeuter abzurackern.

Als die napoleonischen Kriege zeitweise Spanien militärisch völlig lahmlegten, benutzten die Grundherren der Kolonien die Gelegenheit, sich vom Mutterlande unabhängig zu machen, das sie bevormundet, ihnen die freie Zufuhr von Industrieartikeln abgeschnitten und seinen Anteil an dem Ertrag ihrer Ausbeutung von Sklaven und Hörigen verlangt hatte. Von den Aemtern in den Kolonien waren die dort geborenen Spanier ausgeschlossen geblieben, solange Spanien sie beherrschte. Nur in Europa geborene Spanier wurden zu den Kolonialämtern zugelassen, die sie benutzten, sich durch Erpressungen zu bereichern und dann das Land zu verlassen, um die Beute im Mutterland zu verzehren.

Kein Wunder, daß die in den Kolonien geborenen Spanier sich empörten, sobald eine Aussicht auf Erfolg gegeben war. Sie wurden unterstützt von England und den Vereinigten Staaten, die in den freigewordenen Kolonien einen guten Markt für ihre Industrieprodukte witterten. Unter spanischem Regime waren nur spanische Waren in die Kolonien hineingelassen worden.

Die Verfassungen, die sich die neuen Staaten nach Gewinnung ihrer Selbständigkeit gaben, waren oft sehr demokratisch, die Mexikos z. B. der der Vereinigten Staaten nachgebildet. Jedoch konnte man in diesem Falle wirklich von „formaler" Demokratie reden. Denn diese demokratischen Rechte waren nicht von den Volksmassen erkämpft, sondern von ihren Herren und Ausbeutern als eine schön aussehende und dabei ganz ungefährliche Dekoration eingeführt worden, mit der sie ihren Helfern in England und den Vereinigten Staaten imponieren wollten.

Die Volksmassen blieben in völliger ökonomischer, politischer und geistiger Abhängigkeit. Die Aufhebung der Kaufsklaverei hat daran nicht viel geändert. Die ganz unwissenden und analphabetischen Indianer, die den größten Teil der Arbeiter auf den Latifundien und in den Bergwerken ausmachten, folgten blindlings ihren „Seelsorgern", den katholischen Pfarrern, den einzigen unter den etwas besser gebildeten Menschen, die sich um sie kümmerten.

Das politische Leben bestand darin, daß einzelne Generale oder reiche Grundherren, die einen General mit seinen Söldnern kaufen konnten, sich um den Staatsapparat in militärischen Erhebungen rauften, die man als „Revolutionen" bezeichnete.

Eine Aenderung in diesen Verhältnissen bringt erst der eindringende industrielle Kapitalismus, der dort, wie in der Regel überall außerhalb Westeuropas, mit dem Bau von Eisenbahnen seinen Einzug hält. Besonders lebhaft ist sein Aufschwung in Mexiko, das an die Vereinigten Staaten grenzt, von ihnen mehr beeinflußt wird als ein anderer der Staaten des lateinischen Amerika, und dessen Bodenschätze, edle Metalle und Petroleum, Kapitalisten aus der verschiedensten Herren Länder, namentlich aus den Vereinigten Staaten, anlocken.

So ersteht auch hier ein industrielles Proletariat, dessen Aufstieg das so zahlreiche agrarische Proletariat mit sich reißt, das bis dahin zum großen Teil noch in feudalen Abhängigkeitsverhältnissen lebt. In Mexiko steht das Proletariat so gut wie allein, wenn es im Sinne der Demokratie vorgeht. Es findet kein selbstbewußtes Kleinbürgertum, von dem ihm politisch der Weg in der Ausnutzung der Demokratie gebahnt würde. Auch keine selbstbewußte Bauernschaft mit eigenem Grundbesitz, sondern nur dürftige Zwergpächter und Schuldsklaven von Latifundienbesitzern. Dabei aber auch keine Intelligenz von Belang; weder eine mit starken Traditionen einer alten eigenen Kultur, wie in China oder Indien, noch eine solche, die eng verwachsen wäre mit der hohen westeuropäischen Kultur, wie die Intelligenz Rußlands. Der Druck der katholischen Kirche hat keine regeres Leben aufkommen lassen. Eine Schicht von Intellektuellen ist erst in Bildung begriffen.

Die große Masse des Volkes kann nicht lesen und schreiben. Ein Buch, verfaßt im Jahre 1910 von J. K. Turner (Chicago, 340 S.), führt den Titel „Barbarous Mexico", es ist eine Anklage gegen die Barbarei, in der sich Mexiko zur Zeit der Abfassung des Buches unter dem Diktator Diaz befand, der von 1884 an dort Präsident war, bis er 1911 durch eine demokratische Bewegung, geführt von Madero, gestürzt wurde. Jenes Buch gibt nach amtlichen Angaben an, daß bloß 16 Prozent der Bevölkerung zu lesen und schreiben verstehen. (S. 329.)

Da ist das Proletariat mehr als in irgendeinem anderen Lande geistig auf sich allein angewiesen. Und dabei in der Nachbarschaft eines Staates, der zwar ökonomisch hochentwickelt ist, dessen Arbeiterschaft aber in bezug auf Klassenbewußtsein und Klassenpolitik bisher an letzter Stelle unter den Industrieländern steht.

Trotz aller Schwierigkeiten hat das Proletariat Mexikos in den letzten zwei Jahrzehnten Außerordentliches geleistet.

Die demokratische Bewegung, die 1911 zum Durchbruch kam und Diaz stürzte, vermochte sich trotz mannigfacher Militär-

revolten und Rückschläge immer wieder durchzusetzen, und das Proletariat ist in ihr und durch sie immer mehr erstarkt und immer selbständiger geworden, bis es heute unter dem Präsidenten Calles den Staat beherrscht.

Es hat verstanden, die demokratischen Rechte, die es als leere Formen vorfand, mit einem lebendigen Inhalt zu erfüllen, die Generalsrebellionen einzudämmen. Es hat sich jetzt sogar an das kühne Werk gemacht, die Herrschaft zu brechen, welche die römische Kirche immer noch übt, obwohl ihr schon frühzeitig mexikanische Regierungen arg zusetzten. Juarez, seit 1861 Präsident, hob die Mönchsklöster auf und konfiszierte die Kirchengüter. Die Klerikalen suchten damals Hilfe im Ausland und Napoleon III. sowie der von ihm zum Kaiser Mexikos gemachte Habsburger Maximilian stellten sich auf ihre Seite. Doch Juarez siegte über den Kaiser und die Klerikalen.

Aber die katholische Kirche ist eine Organisation von ungeheurer Lebenskraft. Und die Mächte der Tradition sind ihr im spanischen Amerika günstig. So muß der Kampf, den die spanischen Liberalen, geführt von Juarez, vor mehr als einem halben Jahrhundert führten, jetzt seine Fortsetzung finden.

Die Kirche, ehedem die einzige Zuflucht der Bedrückten, kann selbständige Arbeiterorganisationen nicht vertragen. Da sich die Gewerkschaften Mexikos nicht unter ihre Führung stellten, diese vielmehr zurückwiesen, wurde sie der grimmigste Feind der proletarischen Bewegung — neben den Kapitalisten der benachbarten Vereinigten Staaten.

Noch läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen, ob die proletarischen Organisationen Mexikos und die von ihnen gestützte Regierung Calles jetzt schon imstande sein werden, sich dieser furchtbaren Gegner zu erwehren, ein dauerndes demokratisches Regime zu begründen und der Aera der Putsche und Diktaturen von Generalen — die im Solde der Kirche, der Kapitalisten des Auslands und der Großgrundbesitzer stehen — für immer ein Ende zu machen. Aber die führende Rolle, die das Proletariat in der Demokratie Mexikos erlangt hat, wird es kaum wieder verlieren, wenn nicht die Landarbeiter nach ihrer Verwandlung in besitzende Bauern eine völlige Wendung machen sollten. Sicherlich kann jeder weitere Fortschritt in Mexiko nur noch unter proletarischer Führung erfolgen. Es findet sich dort keine andere Klasse, die dazu fähig wäre. Das mexikanische Proletariat wird die Führung des Staates um so eher in der Hand behalten können, je mehr es sich davor hütet, sich Aufgaben zu stellen, die über seine derzeitigen Kräfte gehen und an denen es sich für einige Zeit abnützen könnte.

Man sieht, es gibt gar mannigfaltige Wege, die das Proletariat bei seinem Aufstieg einschlagen kann. Sie werden hat

stimmt nicht nur durch seine allgemeine Klassenlage, sondern auch durch die besonderen geographischen und historisch gewordenen sozialen Bedingungen, unter denen seine Klassenkämpfe sich vollziehen. Die Höhe seiner jeweiligen politischen Macht in einem Lande hängt nicht bloß vom Grade der Entwicklung des industriellen Kapitals dort, sondern auch von jenen besonderen Bedingungen ab.

Das bedeutet nicht eine Widerlegung der materialistischen Geschichtsauffassung, wohl aber eine Warnung, sie nicht zu schablonenhaft und zu simplistisch aufzufassen.

Und noch eine andere Warnung wird damit ausgesprochen. Wie der Markt der kapitalistischen Produktionsweise immer mehr zum Weltmarkt wird, das ökonomische Leben jedes Landes in immer engere Abhängigkeit von dem Weltmarkt gerät, wie die Kapitalisten internationale Kartelle abschließen, kapitalistische Regierungen die Notwendigkeit des Völkerbundes erkennen, so wird auch das Proletariat eines jeden Landes seine Klassenkämpfe nicht erfolgreich führen können, ohne enge Gemeinschaft mit den Proletariern der anderen industriellen Länder. Die sozialistische Internationale ist eine Notwendigkeit für den proletarischen Klassenkampf geworden. Immer weiter dehnt sich ihr Bereich. Umfaßte sie zur Zeit ihrer Begründung 1864 im wesentlichen nur Westeuropa — die Amerikaner, die sich ihr anschlossen, waren zumeist auch nur Emigranten aus Westeuropa — so erweitert sich ihr Gebiet immer mehr zum ganzen Erdkreis. Sie bedarf heute des Zusammenwirkens der Arbeiter Westeuropas nicht nur mit denen Osteuropas, Amerikas, Australiens, sondern auch mit denen Chinas, Japans, Indiens, Vorderasiens, Aegyptens, Südafrikas, schließlich mit denen des ganzen Erdenrunds.

Aber je mehr sie sich so ausweitet, um so schwieriger wird es sein, sie zu einer „Internationale der Tat" zu gestalten, wenn darunter große entscheidende Aktionen verstanden werden, die nach gemeinsamem Plan in allen Ländern der Internationale von ihren sozialistischen Parteien gleichzeitig in gleicher Weise zu vollführen sind. Schon gar nicht ist es möglich, daß eine proletarische Internationale von der sozialistischen Partei eines einzelnen Landes diktatorisch geführt wird. Je mehr sie sich ausdehnt, um so mehr wird sie ihr Schwergewicht darauf legen müssen, ein Mittel gegenseitigen Verstehens und gegenseitiger Verständigung der sozialistischen Parteien aller Länder zu sein. Je mehr sie wächst, um so wichtiger und schwieriger wird aber auch diese Aufgabe werden. Die Bedeutung der Internationale wird durch diese Begrenzung ihrer Funktionen nicht gemindert.

Wie verschieden jedoch die Wege zur Macht werden mögen, die das Proletariat in den verschiedenen Gebieten einschlägt, deren

sich das industrielle Kapital bemächtigt, das Ziel, zu dem sie hinführen, ist ebenso überall das gleiche wie das industrielle Kapital und die ökonomischen Gesetze seiner Bewegung überall die gleichen sind. Der Satz des Marxschen Vorworts zur ersten Auflage des „Kapital" bleibt bestehen, daß „das industriell entwickeltere Land dem minder entwickelten nur das Bild der eigenen Zukunft zeigt".

Und ebenso bleibt gültig der folgende Satz aus dem gleichen Vorwort: „daß eine Gesellschaft naturgemäße Entwicklungsphasen weder überspringen noch wegdekretieren kann. Aber sie kann die Geburtswehen abkürzen und mildern", dann nämlich, „wenn sie dem Naturgesetz ihrer Bewegung auf die Spur gekommen ist".

Führten in der christlichen Gesellschaft des Mittelalters alle Wege nach Rom, so führen heute alle Wege des Proletariats zur Demokratie und zum demokratischen Sozialismus.

Die Produktionsformen, die er zeitigt, brauchen nicht überall die gleichen zu sein. Wie der Weg zu ihnen, mag auch ihre schließliche Gestaltung unter verschiedenen natürlichen und überkommenen sozialen Bedingungen sehr verschieden sein. Diese Formen werden auch im gleichen Lande und zur gleichen Zeit nicht für alle Zweige des ökonomischen Lebens die gleichen werden. Fortschritte der Technik und sozialer Erfahrung werden dahin führen, daß sie auch weiter entwickelt und vervollkommnet, das heißt, den neuen Bedingungen und Bedürfnissen immer besser angepaßt werden. Der Sozialismus bedeutet nicht ein starres, unveränderliches Gebilde einer vollkommenen Gesellschaft, er bedeutet vielmehr die Richtung, welche die Fortentwicklung der Gesellschaft unter proletarischer Führung annehmen wird.

In diesem Sinne ist der berühmte Absatz des Marxschen „Bürgerkrieg in Frankreich" aufzufassen, in dem es heißt:

„Die Arbeiterklasse hat keine fix und fertigen Utopien durch Volksbeschluß einzuführen. Sie weiß, daß, um ihre eigene Befreiung und mit ihr jene höhere Lebensform hervorzuarbeiten, der die gegenwärtige Gesellschaft durch ihre eigene ökonomische Entwicklung unwiderstehlich entgegenstrebt, daß sie, die Arbeiterklasse, lange Kämpfe, eine ganze Reihe geschichtlicher Prozesse durchzumachen hat, durch welche die Menschen wie ihre Umstände gänzlich umgewandelt werden. Sie hat keine Ideale zu verwirklichen, sie hat nur die Elemente der neuen Gesellschaft in Freiheit zu setzen, die sich bereits im Schoß der zusammenbrechenden Bourgeoisgesellschaft entwickelt haben." (S. 50.)

Das Ziel dieser neuen Entwicklungsrichtung der Gesellschaft wird nicht mit einem Schlage erreicht werden. Aber die proletarische Bewegung, aus der es hervorgeht, und die ihm zustrebt, kann und wird nicht zur Ruhe kommen, ehe es erreicht ist.

Früher werden die proletarischen Massen keine Befriedigung finden, ehe nicht ihre Ausbeutung und damit jede Ausbeutung aufgehört hat, nicht nur in einem einzelnen Lande, sondern in der ganzen Welt.

Sechstes Kapitel.

Die Untergrabung des Kapitalismus.

Es ist ein ganz neuer, unerhörter Zustand, dem das Menschengeschlecht entgegengeht. Er findet in der Vorzeit ebensowenig seinesgleichen, wie das industrielle Kapital, das den Anstoß zu dieser Entwicklung gibt.

Aber es ist nicht bloß für einen Konservativen, sondern auch für einen Revolutionär, und mag er ein noch so kühner Denker sein, schwer, über das Gebiet der Erfahrungen hinauszugehen, die in der Vergangenheit gewonnen wurden. Selbst er muß stets geneigt sein, sich nach ihrem Bilde die Zukunft vorzustellen, der wir entgegengehen, auch wenn er weiß, daß diese etwas ganz Neues werden muß.

Ehe wir die Untersuchung der Entwicklungstendenzen abschließen, die den heutigen Klassenkämpfen innewohnen, müssen wir daher noch eine Frage erörtern: wird die kapitalistische Produktionsweise in ähnlicher Weise ihr Ende finden wie die ihr vorhergehende feudale, die durch jene verdrängt wurde?

Von dieser Annahme haben sich selbst Marx und Engels nicht ganz freimachen können. Sie ist heute noch in sozialistischen Kreisen stark verbreitet.

Wie alle früheren Zivilisationen der Ausbeutungsgesellschaften drohte auch die im Mittelalter ausgestaltete feudale an den die Gesellschaft degradierenden Folgen ihrer Ausbeutung zugrunde zu gehen. Vom 17. Jahrhundert an zeigen die feudalen Länder der Christenheit die Tendenz, zu verkommen. Bei manchen unter ihnen hat diese Tendenz bis ins 19. Jahrhundert ständige Fortschritte gemacht.

Aber diesmal vollzog sich der Gang der Dinge anders als im Orient und Altertum. In einer Folge eigenartiger Verhältnisse, die wir schon betrachtet, erstand das industrielle Kapital. Gingen die früheren Ausbeutungsmethoden darauf hinaus, trotz zeitweiliger Förderung der Produktivkräfte, diese schließlich zu ruinieren, so hat das industrielle Kapital die Tendenz, sie zu vermehren.

Wo sich im Schoße des Feudalismus industrielles Kapital bildet, erwächst daher die Tendenz, die ruinierenden Wirkungen des ersteren wettzumachen. Zu seiner vollen Entfaltung bedarf

aber das Kapital der Beseitigung der feudalen Schranken, die es einengen. Die Vernichtung der feudalen Produktionsverhältnisse wird zu einer gesellschaftlichen Notwendigkeit. Gelingt sie nicht, dann geht die ganze Gesellschaft zugrunde.

Im Altertum folgte dem Untergang eines Ausbeuterstaates oft der Untergang der mit ihm verbundenen Zivilisation. Dieser Untergang war schließlich unvermeidlich, brachte jedoch zunächst keinen Fortschritt zu einer neuen höheren Gesellschaft, sondern einen Rückfall in die Barbarei. Jetzt dagegen wurde der Untergang der feudalen Gesellschaft nicht nur unvermeidlich, sondern auch unerläßlich, um ein Hindernis des Fortschritts aus dem Wege zu räumen.

Diese Beseitigung vollzog sich dadurch, daß der industrielle Kapitalismus nicht nur die einzige Möglichkeit der Errettung der Zivilisation bot, die durch den Niedergang der Feudal-Gesellschaft bedroht war, sondern daß er auch die Menschen produzierte, die ein Interesse daran hatten und fähig waren, diese alte Gesellschaft niederzuwerfen und damit — oft unbewußt — dem Kapital den Weg zu bahnen. Es waren neben industriellen Kapitalisten Intellektuelle, Kleinbürger, Bauern, Proletarier.

Dieser Vorgang war namentlich in Frankreich deutlich zu verfolgen. Und dessen große Revolution beeinflußte das Denken aller fortschrittlichen Elemente in ganz Europa.

Sollte es nun mit dem Kapitalismus nicht ebenso gehen, wie früher mit dem Feudalismus? Sollte er nicht auch schließlich Formen annehmen, in denen er ein Hindernis weiterer ökonomischer Entwicklung, ja ein Hindernis eines gedeihlichen ökonomischen Lebens überhaupt wird, so daß die Rettung der Gesellschaft vor ökonomischem Verkommen jetzt ebensosehr die Ueberwindung des Kapitalismus, wie früher des Feudalismus notwendig macht?

Diese Annahme konnte sich in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts auf die furchtbaren Verheerungen in den arbeitenden Klassen berufen, die der industrielle Kapitalismus dort anrichtete, wo er sich schrankenlos austoben konnte. Der Sozialismus erschien unter diesen Umständen als ein Mittel, das Proletariat vor völligem Verkommen und damit die Gesellschaft selbst vor ihrem Untergang zu retten.

Dieser Gedankengang kennzeichnet den utopistischen Sozialismus. Aber selbst Marx und Engels konnten sich von ihm, wenigstens in ihren Anfängen, nicht ganz freihalten. Im kommunistischen Manifest heißt es:

„Der moderne Arbeiter, statt sich mit dem Fortschritt der Industrie zu heben, sinkt immer tiefer unter die Bedingungen seiner eigenen Klasse herab. Der Arbeiter wird zum Pauper und der Pauperismus entwickelt sich noch schneller als Bevölkerung und Reichtum. Es tritt hiermit offen hervor, daß die Bourgeoisie unfähig ist, noch länger die herrschende Klasse der

Gesellschaft zu bleiben und die Lebensbedingungen ihrer Klasse der Gesellschaft als regelndes Gesetz aufzuzwingen. Sie ist unfähig, zu herrschen, weil sie unfähig ist, ihrem Sklaven die Existenz selbst innerhalb seiner Sklaverei zu sichern, weil sie gezwungen ist, ihn in eine Lage herabsinken zu lassen, wo sie ihn ernähren muß, statt von ihm ernährt zu werden. Die Gesellschaft kann nicht unter ihr leben, d. h. ihr Leben ist nicht mehr verträglich mit der Gesellschaft."

Das war richtig für die englischen Verhältnisse in der Zeit, in der es geschrieben wurde. Gerade damals aber wurden in England die Getreidezölle abgeschafft, der zehnstündige Normalarbeitstag errungen, eine Aera des Aufschwunges der Industrie, aber auch der Gewerkschaften eingeleitet. Von da an nimmt die Zahl der unterstützten Armen in England nicht mehr zu, sondern ab, fast stets relativ, im Verhältnis zur wachsenden Bevölkerung, oft auch absolut. Die Zahl der Paupers betrug (nach Porter, „The Progress of the Nation", Neuausgabe 1912, S. 70):

	absolut	pro 1000 Einwohner
1850	1 008 700	574
1860	844 693	429
1870	1 032 800	465
1800	808 030	318
1900	792 367	226
1908	898 474	227

Gleichzeitig verbessert sich der Zustand der Arbeiter in den von der Arbeiterschutzgesetzgebung betroffenen Industrien sehr erheblich. Schon in seiner „Inauguraladresse" von 1864, wie im ersten Bande des „Kapital" 1867 sprach Marx auf Grund dieser Erfahrungen ganz anders als 1847. Er brandmarkte ebensosehr, wie damals die aus dem Streben nach Mehrwert hervorgehende Tendenz, das Proletariat in immer tieferes Elend zu stürzen, pries aber den Arbeiterschutz als wirksames Mittel, dieser Tendenz zu begegnen.

Allerdings weist er im „Kapital" auf eine andere kapitalistische Tendenz hin, die nicht nur die Produktivkraft des Arbeiters, sondern auch die des Bodens zerstört: Die Zusammenballung des größten Teils der Industrienationen in den Städten und die Verödung des flachen Landes. In dem Kapitel über „Große Industrie und Agrikultur" („Kapital" I) sagt er von der kapitalistischen Produktion:

„Sie stört den Stoffwechsel zwischen Mensch und Erde, d. h., die Rückkehr der vom Menschen in der Form von Nahrungs- und Kleidungsmitteln vernutzten Bodenbestandteile zum Boden, also die ewigen Naturbedingungen dauernder Bodenfruchtbarkeit. Sie zerstört damit zugleich die physische Gesundheit der Stadtarbeiter und der Landarbeiter . . . . . Die kapitalistische Produktion entwickelt daher nur die Technik und Kombination des gesellschaftlichen Produktionsprozesses, indem sie zugleich die Springquellen alles Reichtums untergräbt: Die Erde und den Arbeiter." (S. 445, 446.)

Auch das war richtig zu der Zeit, als es geschrieben wurde, ist aber durch neuere Errungenschaften überholt worden. Die moderne, nach wissenschaftlichen Grundsätzen betriebene Landwirtschaft weiß, namentlich dank den Fortschritten in der Herstellung künstlicher Dünger, trotz der nutzlosen Vergeudung der menschlichen Abfallstoffe in den Städten, die Bodenfruchtbarkeit immer mehr zu steigern.

Andererseits bemächtigt sich bei wachsender Demokratie in den großen Städten das Proletariat immer mehr ihrer Verwaltung und weiß, auch schon inmitten kapitalistischer Produktion, die Lebensverhältnisse, namentlich die Wohnungsverhältnisse ihrer Bevölkerung so zu verbessern, daß deren allgemeine Gesundheit sich merklich hebt. Wie die gesamte Technik, macht die des Gesundheitswesens ebenfalls enorme Fortschritte, und dank den Verbesserungen des Verkehrs und dem Anwachsen der Arbeiterbewegung erstarkt das geistige Leben auch bei den Landarbeitern.

Wir können heute also nicht mehr sagen, daß „die kapitalistische Produktionsweise die Springquellen alles Reichtums untergräbt, die Erde und den Arbeiter", und dadurch sich selbst durch ihre bloße ökonomische Entwicklung ein Ende bereitet. Die Neigung zur Untergrabung der physischen Gesundheit der Stadtarbeiter und des geistigen Lebens der Landarbeiter ist bei den Kapitalisten immer noch sehr stark vorhanden, die jegliche Organisation der Landarbeiter rücksichtslos zu unterdrücken suchen und jeder arbeiterfreundlichen Wohnungs- und Fürsorgepolitik die Mittel verweigern, wo sie können. Aber das Proletariat gewinnt immer mehr die Kraft, dieser Hemmnisse Herr zu werden.

Siebentes Kapitel.

Die Krisen.

Die Entwicklung des industriellen Kapitals fördert jedoch neben den eben dargelegten noch andere Tatsachen zutage, die darauf hinzuweisen scheinen, daß es sich selbst sein Grab bereite, allerdings nicht durch schließliche Schwächung der Produktivkräfte, wie alle bisherigen Methoden der Ausbeutung getan, die dadurch ihr eigenes Ende herbeigeführt hatten, sondern gerade durch die ihr eigentümliche kolossale Entwicklung der Produktivkräfte.

Es schien, als müsse in einer kapitalistischen Gesellschaft die Ausbeutung zur Ueberproduktion führen. Die Ausgebeuteten können ja nicht alles das selbst konsumieren, was sie produzieren. Aber auch die Kapitalisten konsumieren nicht den ganzen Mehrwert, der ihnen zufließt, sondern akkumulieren

einen großen Teil davon. So werde immer mehr produziert, als konsumiert werden könne. Das führe zu Absatzkrisen mit enormen Kapitalverlusten und entsetzlicher Arbeitslosigkeit, die sich stets steigern und dahin führen müßten, daß die Gesellschaft schließlich im eigenen Fette erstickt.

Nach dieser Auffassung entspringen Krisen aus der Unterkonsumtion der Massen. Marx und Engels akzeptierten nicht diese Theorie, die Sismondi verfocht. Doch machten sie die bestehenden Eigentumsverhältnisse für die Krisen verantwortlich, die immer mehr zu einer Schranke der Entwicklung der Produktivkräfte würden. So im kommunistischen Manifest:

„Die bürgerlichen Produktions- und Verkehrsverhältnisse, die bürgerlichen Eigentumsverhältnisse, die moderne Gesellschaft, die so gewaltige Produktions- und Verkehrsmittel hervorgezaubert hat, gleicht dem Hexenmeister, der die unterirdischen Gewalten nicht mehr zu beherrschen vermag, die er heraufbeschwor. Seit Dezennien ist die Geschichte der Industrie und des Handels nur die Geschichte der Empörung der modernen Produktivkräfte gegen die Eigentumsverhältnisse, welche die Lebensbedingungen der Bourgeoisie und ihrer Herrschaft sind. Es genügt, die Handelskrisen zu nennen, welche in ihrer periodischen Wiederkehr immer drohender die Existenz der ganzen bürgerlichen Gesellschaft in Frage stellen."

Marx und Engels waren berechtigt im Jahre 1847 von den Krisen die ganze bürgerliche Gesellschaft bedroht zu sehen. Sie schrieben zur Zeit einer Krise von unerhörter Heftigkeit, deren Verheerungen noch dadurch gesteigert wurden, daß ihr eine Mißernte voranging, die eine große Teuerung des Getreides herbeiführte. Dabei waren die politischen und sozialen Gegensätze so gespannt, daß die Krise von 1847 der Vorläufer der Revolution von 1848 wurde. Von dieser nahmen Marx und Engels wohl an, sie werde in Deutschland zunächst eine bürgerliche Revolution sein, „aber mit einem viel weiter entwickelten Proletariat vollbracht, als die englische im 17. und die französische im 18. Jahrhundert": „die deutsche bürgerliche Revolution kann also nur das unmittelbare Vorspiel einer proletarischen Revolution sein".

Als Marx nach der Revolution von 1848 wieder von den Absatzkrisen handelte, 1867 im ersten Bande seines „Kapital", betrachtete er den Wechsel zwischen Prosperität und Krise als „den eigentümlichen Lebenslauf der modernen Industrie" (S. 570).

„Ganz wie Himmelskörper, einmal in eine bestimmte Bewegung geschleudert, dieselbe stets wiederholen, so die gesellschaftliche Produktion, sobald sie einmal in jene Bewegung wechselnder Ausdehnung und Zusammenziehung geworfen ist. Wirkungen werden ihrerseits zu Ursachen, und die Wechselfälle des ganzen Prozesses, der seine eigenen Bedingungen stets reproduziert, nehmen die Formen der Periodizität an." (S. 571.)

Damit ist nicht das geringste dafür gesagt, daß die Krisen einmal eine Ausdehnung erreichen müssen, die aus rein ökonomischen Gründen einen Weiterbestand der kapitalistischen Produktionsweise unmöglich macht.

Allerdings gegen den Schluß des ersten Bandes, in dem berühmten Kapitel über „die geschichtliche Tendenz der kapitalistischen Akkumulation" heißt es:

Das Kapitalmonopol wird zur Fessel der Produktionsweise, die mit und unter ihm aufgeblüht ist."

Aber ein Beweis dafür ist im ersten Bande des „Kapital" nicht gegeben.

Ebensowenig im zweiten Bande, der erst nach Marx Tode (1883) erschien, dessen Gedankengänge jedoch ebensoweit zurückreichen, wie die des ersten Bandes. Die Krisen werden dort abgeleitet aus dem Umstand, daß der regelmäßige Fortgang der Produktion das Einhalten der richtigen Proportionalität, des richtigen Verhältnisses, zwischen der Produktion von Produktionsmitteln und der von Konsumtionsmitteln, sowie innerhalb der einzelnen Produktionszweige erheischt. Störungen dieser Proportionalität treten bei dem anarchischen Charakter der kapitalistischen Warenproduktion von Zeit zu Zeit unvermeidlicherweise ein und nehmen den Charakter von Krisen an.

Aber nirgends wird gezeigt, daß diese Krisen schließlich einen Charakter annehmen müssen, der den Fortgang des Produktionsprozesses in kapitalistischer Form ausschließt.

In seiner Schrift gegen Dühring (1878) handelt Engels auch von den Krisen. Er führte sie darauf zurück, daß dank der modernen Technik die Produktion die Tendenz hat, sich rascher auszudehnen als der Markt:

„Die enorme Ausdehnungskraft der großen Industrie, gegen die diejenige der Gase ein wahres Kinderspiel ist, tritt uns jetzt vor die Augen als ein qualitatives und quantitatives Ausdehnungs*bedürfnis*, das jedes Gegendrucks spottet. Der Gegendruck wird gebildet durch die Konsumtion, den Absatz, die Märkte für die Produkte der großen Industrie. Aber die Ausdehnungsfähigkeit der Märkte, extensive, wie intensive, wird beherrscht zunächst durch ganz andere, weit weniger energisch wirkende Gesetze. Die Ausdehnung der Märkte kann nicht Schritt halten mit der Ausdehnung der Produktion. Die Kollision wird unvermeidlich und da sie keine Lösung erzeugen kann, solange sie nicht die kapitalistische Produktionsweise sprengt, wird sie periodisch." (S. 296.)

Auch hier wird nicht gezeigt, daß die kapitalistische Produktionsweise einmal an eine Grenze gelangen müsse, von der an ihre weitere Ausdehnung ökonomisch immer mehr erschwert werde. Das könnte nur dann eintreten, wenn die Aufnahmefähigkeit des Marktes sich in keiner Weise mehr der Ausdehnungsfähigkeit der Industrie anpassen ließe. Dafür liegt theoretisch keine Notwendigkeit vor.

Tatsächlich erlebte jedoch Marx selbst noch eine Krise, die erwarten ließ, der Kapitalismus sei an der Grenze seiner Ausdehnungsfähigkeit angelangt.

Von 1815 an hatten sich die Krisen ungefähr alle zehn Jahre wiederholt. Der von 1847 war eine weitere 1857 gefolgt; dann wieder eine 1866. Der große Deutsch-Französische Krieg bewirkte wohl, daß die nächste verfrüht kam, im Sommer 1873. Marx konstatierte schon im Januar dieses Jahres ihren „Anmarsch". Sie war umfassender als irgendeine vor ihr, und sie schien kein Ende nehmen zu wollen. Mit kurzen und geringfügigen Unterbrechungen von 1879 und 1889 dauerte sie bis in den Anfang der neunziger Jahre. Marx erlebte nicht mehr ihr Ende und Engels starb bereits am Beginne der neuen Prosperitätsperiode, ehe sich diese noch deutlich kennzeichnete.

Daher hatte sich Engels die Idee aufdrängen können, der Kapitalismus sei seit 1873 in eine neue Phase getreten, die der chronischen Krise, in der die kapitalistischen Produktivkräfte dauernd gegen die kapitalistische Aneignungsweise rebellierten, so daß es dem Kapitalismus nicht mehr gelingen werde, auf einen grünen Zweig zu kommen. Er sei bestimmt, ebenso zu verkommen, wie vor ihm der Feudalismus, wenn es nicht dem Proletariat gelinge, die politische Macht zu erobern und an Stelle des kapitalistischen das gesellschaftliche Eigentum an den bis dahin kapitalistischen Produktionsmitteln und den mit ihnen erzeugten Produkten zu setzen.

Wir Marxisten akzeptierten damals alle diese Auffassung. Die damalige Situation begann selbst bürgerliche Oekonomen mit Besorgnis zu erfüllen. Doch wurde sie erledigt durch einen neuen wirtschaftlichen Aufschwung, der anfangs der neunziger Jahre einsetzte und ebenso ausgiebig und anhaltend war, wie die vorhergehende Periode der dauernden Depression. Damals schlug das Pendel nach der entgegengesetzten Seite um, nicht nur in der bürgerlichen Oekonomie, sondern auch bei manchen Sozialisten. Eine neue Aera des Kapitalismus schien gekommen zu sein. Die Kartelle erwuchsen damals zu großer Bedeutung und von ihnen erwarteten viele, es würde ihnen gelingen, die Produktion zu organisieren und die Krisen aufzuheben.

Die Geschichte der kapitalistischen Produktionsweise hat jedoch in den letzten zwei Jahrzehnten so viele und so schmerzvolle Krisen zu verzeichnen, indes gleichzeitig die Zahl, Ausdehnung und Geschlossenheit der Kartelle und Trusts immer mehr wuchs, so daß an die Ueberwindung der Krisen durch Unternehmerverbände wohl nicht mehr viele glauben.

Wohl aber haben die Krisen ihren Charakter geändert. Sie haben ihre Gefährlichkeit für das Kapital, das heißt, das industrielle, nicht das spekulierende, etwas vermindert, nicht aber ihre Verderblichkeit für die Arbeiterklasse. Die Arbeitslosigkeit in Krisenzeiten ist nach wie vor die furchtbarste Geißel des Proletariats. Soweit sie gemildert wird, geschieht es nicht

durch neue Einrichtungen des Kapitals, sondern durch neue Errungenschaften des Proletariats in der Demokratie, durch die staatliche und gewerkschaftliche Arbeitslosenversicherung.

Aber die Erwartung, die Absatzkrisen würden einmal eine solche Ausdehnung und Dauer erreichen, daß sie die Fortführung der kapitalistischen Produktionsweise unmöglich und ihre Ersetzung durch eine sozialistische Regelung unvermeidlich machten, findet heute keinen Boden mehr.

Achtes Kapitel.

Die Schranken der Akkumulation des Kapitals.

Da trat, unmittelbar vor dem Weltkrieg, eine neue Theorie auf, die in anderer Weise zeigen wollte, daß der Kapitalismus sich in einer Sackgasse verrenne, aus der das Getriebe der Produktion nur mit Hilfe des Sozialismus herausgebracht und zu weiterem Fortschreiten befähigt werden könne.

Es war Rosa Luxemburg, die in ihrem Buche über „Die Akkumulation des Kapitals", „ein Beitrag zur ökonomischen Erklärung des Imperialismus" (Berlin 1913) im Gegensatz zu Marx wieder an die alte Lehre Sismondis anknüpfte und zu zeigen suchte, daß bei fortschreitender Akkumulation des Kapitals innerhalb des Bereiches der kapitalistischen Produktionsweise nicht alle von ihr erzeugten Produkte abgesetzt werden könnten. Für einen Teil könnte sie nur in vorkapitalistischen Gebieten Absatz finden. Solche Gebiete sich zu erschließen, sei für sie eine dringende Notwendigkeit, daher der Imperialismus. Aber je energischer dieser betrieben werde, desto mehr verkleinere er die Ausdehnung der noch nicht vom Kapital erfaßten Gebiete, um so mehr nähere dieses sich der Grenze, über die es nicht mehr hinauskönne:

„Bei der hohen Entwicklung und der immer heftigeren Konkurrenz der kapitalistischen Länder um die Erwerbung nichtkapitalistischer Gebiete nimmt der Imperialismus an Energie und Gewalttätigkeit zu, sowohl in seinem aggressiven Vorgehen gegen die nichtkapitalistische Welt, wie in der Verschärfung der Gegensätze zwischen den konkurrierenden kapitalistischen Ländern. Je gewalttätiger, energischer und gründlicher der Imperialismus aber den Untergang nichtkapitalistischer Kulturen besorgt, um so rascher entzieht er der Kapitalakkumulation den Boden unter den Füßen. Der Imperialismus ist ebensosehr eine Methode der Existenzverlängerung des Kapitals wie das sicherste Mittel, dessen Existenz auf kürzestem Wege objektiv ein Ziel zu setzen." (S. 424.)

Auch hier also wieder eine Hypothese, die ein schließliches ökonomisches Versagen des Kapitalismus aus den Bedingungen seines Zirkulationsprozesses trotz oder vielmehr gerade wegen seiner steten Vermehrung der Produktivkräfte als unentrinnbare Notwendigkeit abzuleiten versucht, im Gegensatz zu Marx, der

im zweiten Bande des „Kapital" das Gegenteil dartat. Rosa Luxemburg weist selbst darauf hin und kritisiert Marx, von dem sie sagt:

„Nimmt man das Schema wörtlich so, wie es im zweiten Bande am Schluß entwickelt ist, dann erweckt es den Anschein, als ob die kapitalistische Produktion ausschließlich selbst ihren gesamten Mehrwert realisierte, und den kapitalisierten Mehrwert für die eigenen Bedürfnisse verwendete." (S. 299.)

Unter den Vertretern der ökonomischen Theorie des Marxismus hat die Akkumulationstheorie meiner einstigen Freundin Rosa Luxemburg wenig Anklang gefunden. Sie wurde fast von allen Seiten abgelehnt. Ihre bedeutendste Kritik wurde von Otto Bauer geliefert (in der „Neuen Zeit", XXXI., I., S. 831, 862).

Die Sache selbst ist zu kompliziert, als daß die verschiedenen Schemate, um die es sich handelt, hier erörtert werden könnten.

Die an dem Luxemburgschen Buche von marxistischer Seite geübte Kritik erscheint mir vollkommen zutreffend. Doch darf man nicht übersehen, daß die Annahmen, von denen es ausgeht, nicht ganz aus der Luft gegriffen sind, sondern sich auf wirkliche Erscheinungen der kapitalistischen Welt stützten, die von Rosa Luxemburg allerdings nicht richtig gedeutet wurden.

Im zweiten Bande des „Kapital", bei der Untersuchung des Zirkulationsprozesses des Kapitals führt Marx einen Faktor ein, von dem er im ersten Bande absah, wo er bloß die Produktion des Wertes betrachtete, dessen Höhe in letzter Linie die Höhe der Preise bestimmt.

Im zweiten Band muß er neben dem Wert der Waren, auch ihren Gebrauchswert in Betracht ziehen, ohne den sie unverkäuflich sind. Auch in der kapitalistischen Produktionsweise wird eben für den Konsum produziert, eine Produktion von Artikeln, die nicht konsumiert werden, also keinen Absatz finden, müßte bald zum Stillstand kommen.

Rosa Luxemburg meint freilich, daß die Kapitalisten nicht akkumulieren um ihres persönlichen Genießens willen, denn „gerade daß der ‚Genuß' der Produkte auf andere übertragen wird, ist für das Kapital entscheidend" (S. 403). Aber der Kapitalist verschenkt nicht seine Produkte, er verkauft sie, um mit dem erhaltenen Gelde andere zu kaufen, die er konsumiert. Also ist wohl sein Konsum der Zweck der Produktion, die er unternimmt. Es ist richtig, daß die Kapitalisten, wie Rosa Luxemburg einwendet (S. 304), nur akkumulieren können durch „Entsagung" vom persönlichen Konsum, aber das ist auch beim Bauern der Fall, der einen Teil seines Korns nicht verzehrt, sondern als Saatkorn aufhebt. Diese Entsagung vom Konsum geschieht letzten Endes doch zu Zwecken einer Produktion für den Konsum. Und mag die Entsagungs- und Akkumulationswut des Kapitalisten noch so groß, sein Puritanismus noch so fanatisch sein, seine Wirtschaft

ist doch nicht bloße Produktion um der Produktion willen, sondern in letzter Linie eine solche zu Zwecken des Konsums. Rosa Luxemburg fragt zwar auf S. 170, wie denn „ein Mensch imstande" sei, „seinen Verbrauch so rasch und grenzenlos zu steigern, wie die Fortschritte der Produktivität der Arbeit das Mehrprodukt anwachsen lassen", aber auf Seite 264 hält sie Struve entgegen:

„Es ist klar, daß, wenn man von der Konsumtion der Kapitalisten . . . im kategorischen Sinne spricht, man dabei nicht die Unternehmer als Einzelpersonen meint, sondern die Kapitalistenklasse als Ganzes, mitsamt ihrem Anhang an Angestellten, Staatsbeamten, liberalen Berufen usw."

Die Puritaner mochten für ihre Person noch so bescheiden leben, ihr wachsendes Einkommen setzte sie instand, zahlreichen Predigern und anderen „Gefäßen Gottes" ein auskömmliches Dasein zu ermöglichen, Bethäuser zu errichten usw.

In der kapitalistischen Produktionsweise wird also ebenso für den persönlichen Konsum gearbeitet, wie in jeder anderen Produktionsweise auch. Aber bei ihrer hochstehenden Technik gibt es kaum irgendwelche Betriebe, die ein für den persönlichen Konsum fertiges Produkt von seinen Anfängen an bis zu seiner Fertigstellung bearbeiten, ihre eigenen Rohstoffe und Maschinen selbst herstellen würden. Mit fortschreitender Technik wächst nicht nur absolut, sondern auch relativ die Zahl der Unternehmungen, die nur Produktionsmittel für die weiterverarbeitenden Betriebe herstellen, und die Zahl derjenigen, die den Waren für den persönlichen Konsum ihre letzte, gebrauchsfähige Gestalt geben, nimmt relativ immer mehr ab. Es wächst da also die Zahl der Betriebe, die Produktionsmittel fabrizieren, gegenüber den Konsummittel herstellenden. Aber auch die Produktionsmittel sind zwecklos und werden unverkäuflich, wenn sie nicht konsumiert werden, allerdings ihrer Gebrauchsgestalt entsprechend, nicht in persönlichem, sondern in produktivem Konsum.

Dabei muß jedoch die Menge der produzierten Produktions- und Konsummittel stets in einem bestimmten Verhältnis zueinander stehen. Die Proportionalität der Produktion muß gewahrt bleiben. Sobald diese Proportionalität in erheblichem Maße gestört wird, kommt der ganze Produktionsmechanismus aus den Fugen, es kommt zu einer Krise. Gerade durch diese wird aber der ganze ökonomische Apparat wieder eingerenkt, wenn auch mit großen Leiden der davon Betroffenen. Die richtige Proportionalität wird immer wieder hergestellt und so geht der Gang der Produktion weiter.

Rosa Luxemburg wollte nun beweisen, daß im Bereich der kapitalistischen Produktionsweise die von ihr erzeugten Konsummittel niemals ganz von ihr konsumiert werden könnten, daß sie stets eines Marktes vorkapitalistischer Produzenten bedürfe, die

dem Kapitalisten den Ueberschuß an Konsummitteln abkauften, den diese innerhalb des kapitalistischen Gebietes nicht los wurden.

„Die Existenz nichtkapitalistischer Abnehmer des Mehrwerts ist direkte Lebensbedingung für das Kapital." (S. 338.)

In Wirklichkeit schenken indes die Kapitalisten den „nichtkapitalistischen Abnehmern" nichts. Im Gegenteil. Sie verkaufen ihnen ihre eigenen Produkte so teuer wie möglich, um nichtkapitalistisch produzierte Produkte so billig als möglich zu erwerben. Diese Produkte sind nun auch wieder nichts als Produktionsmittel und Konsumtionsmittel. Wie soll da der Ueberschuß an Produktions- und Konsumtionsmitteln, der eine angebliche Verlegenheit für das kapitalistische Lager bildet, dadurch aufgehoben werden, daß er durch andere Produktions- oder Konsumtionsmittel ersetzt wird? Daß sie durch vorkapitalistische Methoden erzeugt wurden, gibt ihnen keinen besonderen Gebrauchswert.

Wenn man nur den Unterschied zwischen Produktions- und Konsumtionsmitteln ins Auge faßt, bleibt die Luxemburgsche Annahme ohne jede reale Grundlage.

Man darf jedoch die Warenmenge, die in den kapitalistischen Zirkulationsprozeß eingeht, in bezug auf die Verschiedenheiten ihrer Gebrauchswerte noch nach anderen Gesichtspunkten einteilen, als nach den zwischen Produktions- und Konsumtionsmitteln, den Marx untersucht. Dieser zerlegte bereits die Konsumtionsmittel einerseits in solche für Arbeiter und für Kapitalisten, andererseits in notwendige Lebensmittel und Luxusmittel. Man könnte auch die Produktionsmittel einteilen in Arbeitsgegenstände, wie Rohstoffe — mit Hilfsstoffen — und Arbeitsmittel, wie Werkzeuge und Maschinen, eine Teilung, die auch schon Marx vornahm, im ersten Band des ‚Kapital', für den Produktionsprozeß. Sie ist natürlich auch wichtig für den Zirkulationsprozeß. Es muß in diesen Dingen ebenfalls die richtige Proportionalität eingehalten werden, soll es in der Warenzirkulation nicht zu Störungen kommen. Doch wäre bei dem Eindringen in diese Details kaum eine neue Erkenntnis zu gewinnen gewesen und die Untersuchung wäre noch komplizierter und schwerer übersichtlich geworden, als die letzten Teile des zweiten Bandes ohnehin schon sind. Daher sah Marx von ihr ab.

Dagegen gibt es eine andere Einteilung der Warenmassen nach dem Gebrauchswert, auf die ich schon 1910 aufmerksam machte, bereits vor dem Erscheinen des Luxemburgschen Buches: die Unterscheidung zwischen Produkten der Industrie und solchen der Landwirtschaft. In meiner Besprechung des Hilferdingschen Buches über das Finanzkapital in der „Neuen Zeit" handelte ein Kapitel von „Industrie und Landwirtschaft"

(XXIX, S. 838 ff). In anderer Weise untersuchte ich den Unterschied zwischen Industrie und Landwirtschaft fast gleichzeitig in meinem Buch über „Vermehrung und Entwicklung in Natur und Gesellschaft" (14. Kapitel).

Schließlich diente mir derselbe Unterschied zum Ausgangspunkt eines Artikels über den „Imperialismus", der aus Anlaß des geplanten Kongresses der Internationale 1914 unmittelbar vor dem Ausbruch des Weltkrieges geschrieben wurde. Der Krieg verhinderte den Zusammentritt des Kongresses, der Artikel erschien dann in der „Neuen Zeit" unter Weglassung der Stellen, die sich auf den Kongreß bezogen und mit Einfügung einiger Sätze über den Krieg.

In diesen Artikeln und Kapiteln baute ich auf den Unterschied der Produktionsbedingungen in Landwirtschaft und Industrie im Anschluß an die Marxsche Theorie der Proportionalität der Industrie eine Auffassung des Zirkulationsprozesses auf, durch die es meines Erachtens erklärt wird, nicht nur, wie Krisen möglich sind, sondern wie sie mit Notwendigkeit periodisch auftreten müssen.

Sie gehen zum großen Teil daraus hervor, daß die landwirtschaftliche Produktion sich nicht so rasch ausdehnen kann, wie die industrielle, also immer wieder von dieser überflügelt wird. Daher muß ein Mißverhältnis zwischen beiden von Zeit zu Zeit immer wieder eintreten.

Damit soll nicht gesagt sein, daß hierin die einzige Ursache der Krisen liegt.

Eine andere Ursache der Störung der Proportionalität der Produktion brachte z. B. der Weltkrieg, der einseitig die ganze Produktion auf die Herstellung von Konsummitteln hinlenkte und die Wiederherstellung, geschweige denn Vermehrung der Produktionsmittel gewaltsam einschnürte. Nach der Herstellung des Friedens gab es dann Reparationen, Inflationen, Invasionen, wie die in das Ruhrgebiet, Subventionen und andere ionen, zu denen man auch noch die Protektionen zählen könnte, wenn man das Unwesen der Hochschutzzölle auch der kleinsten Staaten und das Kartellwesen so bezeichnen darf. Alles das hat die Rückkehr zur Proportionalität der Produktion, wie sie vor dem Kriege bestand, arg behindert und immer wieder neue Krisen hervorgerufen.

Aber das sind Krisenursachen, die aus besonderen Situationen, politischen und militärischen Katastrophen und Mißgriffen der Gesetzgebung hervorgehen, nicht aus dem Wesen der kapitalistischen Produktionsweise im allgemeinen.

Der Unterschied in den Produktionsbedingungen zwischen Industrie und Landwirtschaft ist dagegen nicht bloß ein gelegentlicher, sondern ein dauernder und unvermeidlicher. Er bewirkt

es, daß die Märkte für die Industrie sich nicht so leicht und rasch ausdehnen können wie diese Industrie selbst.

Rosa Luxemburg hat den Unterschied nicht in Betracht gezogen. Sie erwähnt nur die Unterscheidung, die Quesnay zwischen der Landwirtschaft und der Industrie macht, wonach nur jene Mehrwert erzeuge, diese nicht und bemerkt mit Recht, daß diese Unterscheidung falsch und für das von ihr behandelte Problem bedeutungslos sei.

Jedoch die Unterscheidung in dem Sinne, wie ich sie machte, war für das von ihr aufgeworfene Problem keineswegs bedeutungslos. Sie lieferte vielmehr eine Grundlage, die mit ihren Auffassungen eher verträglich war, als die Unterscheidung zwischen der Produktion von Konsumtionsmitteln und Produktionsmitteln. Die Marxsche Annahme, daß der Zirkulationsprozeß zwischen den letzteren beiden Gruppen innerhalb der kapitalistischen Produktionsweise ohne Dazwischentreten vorkapitalistischer Produktion vor sich gehen könne, hat Rosa Luxemburg nicht widerlegt und konnte sie nicht widerlegen.

Und doch hatte sie sehr reale Tatsachen im Auge. Den Weg zu ihrer Erklärung eröffnet uns jedoch nicht die Unterscheidung zwischen Produktions- und Konsumtionsmitteln, sondern die zwischen Industrie und Landwirtschaft.

Die Industrie kann nicht alle von ihr erzeugten Produkte, Produktions- und Konsumtionsmittel, innerhalb ihres Bereichs durch Verkauf an industrielle Kapitalisten und Arbeiter los werden. Sie erzeugt stets einen Ueberschuß, den sie nur los wird, wenn ein außerhalb ihres Gebiets tätiger Faktor ihn abnimmt. Als solcher tritt die Landwirtschaft auf.

Die Industrie bedarf der Landwirtschaft aber nicht bloß als Absatzgebiet für einen Teil ihrer Produkte, sondern auch als Lieferant von Nahrungsmitteln und Rohstoffen.

Nun bildet die Industrie das eigentliche Gebiet kapitalistischer Produktion. In die Landwirtschaft ist die kapitalistische Produktion nur wenig eingedrungen, selbst in hochkapitalistischen Ländern. Unwillkürlich denkt man bei kapitalistischer Produktion stets an die Industrie und andererseits bei landwirtschaftlichem Betrieb stets an vorkapitalistische Formen. Dieser Gedankengang liegt unbewußt auch der Luxemburgschen Annahme zugrunde. Die ganz unleugbare Tatsache, daß die Industrie nicht ohne Landwirtschaft auskommt, die industrielle Akkumulation eine Ausdehnung der Produktion des mit der Industrie in Verbindung stehenden Agrargebietes notwendig macht, nahm bei ihr die Form an, daß kapitalistische Produktion ohne Verbindung mit vorkapitalistischen Gebieten ganz unmöglich sei und ihre Ausdehnung stets die Erweiterung der von ihr beherrschten vorkapitalistischen Gebiete voraussetze.

Um diese Annahme aufrechtzuhalten, muß sie dem inneren Markt eine ganz neue Gestalt geben. Marx nahm im „Kapital" an, der innere Markt sei ein Markt für die Industrie im eigenen Lande, der hervorgehe aus dem „Scheidungsprozeß von Industrie und Landwirtschaft" (I., S. 677). Er handelt darüber in einem Abschnitt, den er betitelt „Herstellung des inneren Marktes für das industrielle Kapital". Der innere Markt, das ist die Landbevölkerung, die früher die Industrieprodukte, deren sie bedurfte, selbst produzierte, indes sie diese jetzt bei den Industriellen in der Stadt (oder den von ihnen Waren beziehenden Kaufleuten) kauft.

Anders faßt Rosa Luxemburg die Sache auf. Für sie ist der innere Markt nicht der Absatzmarkt der Industrie im eigenen Lande, sondern der innere Markt ist das gesamte Gebiet der kapitalistischen Produktion. Der äußere Markt dagegen sind alle mit vorkapitalistischen Methoden betriebenen Unternehmungen, auch die im eigenen Lande:

„Innerer Markt vom Standpunkte der kapitalistischen Produktion ist kapitalistischer Markt, ist diese Produktion selbst als Abnehmerin ihrer eigenen Produkte und Bezugsquelle ihrer eigenen Produktionselemente. Aeußerer Markt für das Kapital ist die nichtkapitalistische soziale Umgebung, die seine Produkte absorbiert und ihm Produktionselemente und Arbeitskräfte liefert. Von diesem Standpunkt, ökonomisch, sind Deutschland und England in ihrem gegenseitigen Warenaustausch für einander meist innerer, kapitalistischer Markt, während der Austausch zwischen der deutschen Industrie[1]) und den deutschen bäuerlichen Konsumenten wie Produzenten für das deutsche Kapital auswärtige Marktbeziehungen darstellt." (S. 338, 339.)

Dieser eigenartigen Auffassung des auswärtigen Marktes liegt dieselbe Erscheinung zugrunde, aus der Marx das Zustandekommen des inneren Marktes erklärt: die Scheidung zwischen Industrie und Landwirtschaft. Die Industrie wird von Rosa Luxemburg mit kapitalistischer Produktion, die Landwirtschaft mit vorkapitalistischen Produktionsformen identifiziert.

Neuntes Kapitel.

Akkumulation in der Landwirtschaft.

Warum das Kapital sich weit eher und weit intensiver der Industrie als der Landwirtschaft zuwendet, habe ich in den oben zitierten Untersuchungen erörtert. Um nicht zu weit abzuschweifen, kann ich mich hier um so mehr damit begnügen, darauf hinzuweisen, als die Erscheinung selbst eine allgemein bekannte und unbestrittene ist.

1) Die Unterstreichung rührt von mir her, ebenso die nächste. K.

Die Landwirtschaft kann sich schon aus natürlichen Gründen nicht so rasch entwickeln als, bei entwickelter Technik, die Industrie. Dazu kommt, daß bisher das Kapital der Landwirtschaft weit weniger rasch zuströmte als der Industrie. Daher wurde zur Vermehrung der Masse landwirtschaftlicher Produkte, deren die wachsende Industrie bedarf, bisher stets mit Vorliebe der in der Regel einfachste und rascheste Weg dazu gewählt: Die Einbeziehung neuer, bisher unerschlossener Gebiete mit landwirtschaftlicher Bevölkerung in den Verkehr mit den Stätten der Industrie.

Dieses Verfahren kennzeichnet nicht bloß die kapitalistische Produktionsweise. Man greift frühzeitig dazu, wo immer die Scheidung von Industrie und Landwirtschaft eintritt. Es ist ebenso Folge wie Vorbedingung der Ausdehnung der Industrie über ein gewisses Maß hinaus. Als in manchen griechischen Städten des Altertums die Industrie sich entfaltete, ging Hand in Hand damit die Ausdehnung des Handelsverkehrs mit den Getreide im Ueberfluß produzierenden Gebieten Aegyptens und den Küsten des Schwarzen Meeres. Es waren das nicht immer Gebiete, die kulturell tiefer standen als die Städte der Exportindustrie. Am Schwarzen Meere wohnten allerdings Barbaren. Aegypten dagegen stand lange Zeit auf einer höheren Stufe der Technik und der Kultur als Griechenland.

Das wichtigste Mittel der Ausdehnung des Verkehrs ist nicht die Eroberung, der „Imperialismus", sondern die Verbesserung der Verkehrsmittel. Die landwirtschaftlichen Produkte lohnen den Transport meist nur bei billigen Mitteln des Massenverkehrs. Dafür kommt bis in das vorige Jahrhundert hinein nur der Transport zu Schiff auf Wasserwegen in Betracht. Nur in Küstengebieten am Meere und an leicht schiffbaren Flüssen konnten sich früher Exportindustrien entwickeln, wenn sie auf einem Austausch mit landwirtschaftlichen Produkten eines ausgedehnten Gebietes beruhten.

Vor einem Jahrhundert waren diese Gebiete bereits in der ganzen Welt für die Exportindustrien Europas erschlossen, allerdings mit einer großen Ausnahme: mit den Küsten des Stillen Ozeans war der Verkehr auf der amerikanischen Seite höchst unbedeutend, wegen Mangels an landwirtschaftlichen Produzenten, auf der asiatischen, dicht bevölkerten Seite, wegen der politischen Handelsverbote.

Da kam das Eisenbahnwesen auf und damit das gewaltige Mittel billigen Massenverkehrs zu Lande, unabhängig von den Wasserwegen. Nun begann eine Periode rapidester Erschließung agrarischer Gebiete für die Industrie, Gebiete, die teils schon dicht bevölkert waren, teils rasch mit Kolonisten besiedelt wurden.

Damit erstand ein mächtiges Hilfsmittel für die Entwicklung der Industrie, was unter den gegebenen Bedingungen gleichbedeutend war mit der Entwicklung der kapitalistischen Produktionsweise. Mit dem Fortgang der Eisenbahnbauten hingen die zeitweisen Perioden von Prosperität und Krisen zusammen, die stets Perioden industrieller Prosperität und Krisen bildeten.

Der Bau von Eisenbahnen, nicht der Imperialismus, war das souveräne Mittel, dem Kapital, das heißt der Industrie, jene landwirtschaftlichen, allerdings auch vorkapitalistischen Gebiete als Abnehmer und Lieferanten zu erschließen, deren sie bedarf. Der Imperialismus, die Eroberung agrarischer Gebiete durch Industriestaaten, ist nur eine Episode in diesem allgemeinen Prozeß, eine Episode, die für manche Staaten Europas eine große Bedeutung gewann, jedoch eine verhängnisvolle. Der Imperialismus bildet keineswegs eine ökonomisch notwendige Bedingung jeglicher kapitalistischen Akkumulation.

Die wichtigsten Gebiete der europäischen Kolonialpolitik seit dem Ausgang des Mittelalters wurden erobert, ehe es noch eine kapitalistische Industrie von Belang gab. Diese Eroberungen gehörten zur ursprünglichen Akkumulation des Kapitals, die der kapitalistischen Industrie vorhergeht.

Sie wurden vollzogen zu Zwecken der Plünderung, nicht industrieller Entwicklung. Ihre vornehmsten Anziehungspunkte bildeten anfangs nicht ökonomisch zurückgebliebene Gebiete, sondern Staaten Ostindiens, die im Zeitalter der Entdeckungen ökonomisch, allerdings nicht militärisch, fast ebenso hoch standen wie Westeuropa. Nach Amerika wendeten sich die Europäer zunächst nur, weil sie glaubten, auf diesem Wege nach Indien zu gelangen. Später wurden sie angezogen von den Fundstätten edler Metalle, durchaus nicht von den „vorkapitalistischen Produktionsweisen".

Die wichtigsten Kolonialgebiete waren schon vergeben, als die Ausdehnung der westeuropäischen, namentlich englischen Industrie, das Bedürfnis nach Gewinnung agrarischer Märkte wachrief. Die Eisenbahnbauten, die diesem Bedürfnis in weitestem Maße entsprachen, waren zunächst an keinen „Imperialismus" der Industriestaaten gebunden, nicht in Amerika, nicht in Australien, auch nicht im britischen und niederländischen Indien, nicht in Sibirien oder in Japan. Ihre Ausdehnung in China ist keineswegs an europäische Eroberungen geknüpft.

Die vorkapitalistischen Gebiete, die seit einem Jahrhundert erst von Europäern erobert werden mußten, um durch Eisenbahnen in den Bannkreis der kapitalistischen Industrie gebracht zu werden, sind im Vergleich zu den hier genannten schon an Ausdehnung und noch mehr an ökonomischer Bedeutung recht

gering. Sie umfassen eigentlich nur Afrika und Vorderasien. In unseren Tagen ist nun die Welt im wesentlichen aufgeteilt. Und eine neue, der des Imperialismus entgegengesetzte Epoche beginnt: die Erhebung der von den Europäern eroberten und ausgebeuteten Bevölkerung gegen jede europäische Herrschaft, ja gegen jede europäische Beeinflussung. Konnte es eine Zeitlang scheinen, als werde China das Objekt eines „Imperialismus", einer Fremdherrschaft werden, so zeigt es sich immer deutlicher, daß daran nicht mehr zu denken ist. China ist äußerst wichtig als Markt für europäische und amerikanische Produkte, darob mag es noch manche Eifersüchteleien zwischen einigen Industriestaaten geben, aber nicht mehr, als bei dem Streit um irgendeinen Markt in Europa oder Amerika selbst.

Wie China, wird auch Indien immer selbständiger, ebenso auch Vorderasien und manche Teile Nordafrikas, vor allem Aegypten.

Aber diese fortschreitende Eindämmung des Imperialismus bedeutet keineswegs einen Zusammenbruch des Kapitalismus. Sie wird nur eine neue Form des Kapitalismus fördern, die asiatische. Die Eisenbahnbauten werden dabei immer weiter gehen, sobald erst einmal die kapitalistische Welt die Folgen des Weltkriegs überwunden, sich beruhigt und genügend Kapital für nicht europäische Aufgaben akkumuliert hat.

Zwei Zwecke können Eisenbahnbauten in bisher noch nicht dem Verkehr erschlossenen Gebieten erreichen. Sie können ihnen, wenn sie nur dünn besiedelt sind, Einwanderer als Landwirte zuführen, die ihre Produktion steigern. Oder sie können, wenn diese Gebiete bereits mit einer zahlreichen Bevölkerung versehen sind, die noch nicht den Prozeß der Scheidung von Industrie und Landwirtschaft mitgemacht hat, diesen Prozeß zu rascher Vollziehung bringen. Nach der einen wie nach der anderen Richtung hin können Eisenbahnbauten noch auf lange hin dafür sorgen, daß die landwirtschaftliche „vorkapitalistische" Produktion mit der industriellen „kapitalistischen" Schritt hält, der wachsenden Industrie genügend vermehrte Nahrungsmittel und Rohstoffe zufließen und genügend neue Absatzmärkte erschlossen werden.

Allerdings, endlos vermag sich dieser Prozeß nicht zu vollziehen. Und da jeder Agrarstaat heute aufs eifrigste danach trachtet, eine eigene Industrie zu entwickeln, und zwar womöglich alle lebensnotwendigen Industrien auf einmal, ohne Rücksicht darauf, ob er geeignete Standorte für sie aufweist, so wird die Industrie stets fortfahren, sich rascher entwickeln zu wollen, als die Landwirtschaft, was immer wieder neue Krisen veranlassen muß. Und so mag der Zeitpunkt doch nicht so fern sein, als es heute noch scheint, in dem alle verfügbaren Agrargebiete der Erde bereits ausreichend besiedelt und mit Eisenbahnen ver-

sehen sind und weitere Eisenbahnen weder neue Lieferanten zuführen, noch neue Märkte von Belang mehr erschließen.

Doch auch dann braucht noch nicht das ökonomische Ende des Kapitalismus gekommen zu sein.

Das wäre nur dann der Fall, wenn die Landwirtschaft für die weitere Entwicklung der Industrie bloß in vorkapitalistischer Form in Betracht käme. Nun ist heute allerdings, selbst in sozialistischen Kreisen, die Ansicht sehr verbreitet, die Landwirtschaft könne nur in vorkapitalistischer Weise, als bäuerliche Landwirtschaft, zweckmäßig betrieben werden. Dafür spricht jedoch nichts als der augenblickliche Schein.

Denn kein ökonomisches oder technisches Gesetz verhindert, daß das Kapital sich ebensosehr der Landwirtschaft bemächtigt wie bisher der Industrie. Und es wird das sicher tun, wenn der weitere Bestand der kapitalistischen Produktionsweise davon abhängt.

Die Kapitalisten sind ja keineswegs gezwungen, den von ihnen akkumulierten Mehrwert in derselben Produktionssphäre anzulegen, in der er gewonnen wurde. Rosa Luxemburg operiert bei ihrer Beweisführung mit der Annahme, daß, wenn alle Kapitalisten die Hälfte ihres Mehrwerts akkumulieren, die Akkumulation in der Sphäre der Produktion der Produktionsmittel in anderen Tempo vor sich gehen müsse, als in der der Konsumtionsmittel, was notwendigerweise ein steigendes Mißverhältnis zwischen beiden Sphären zur Folge habe (S. 307 und auch früher schon). Aber der Kapitalist akkumuliert ja nicht Produktionsmittel von Produktionsmitteln oder solche von Konsumtionsmitteln, sondern sein Mehrwert erhält Geldform, ehe er akkumuliert ist, und es hängt ganz vom Kapitalisten ab, wieviel er davon nicht konsumiert und in welchem Produktionszweig er den Rest anlegt. Akkumulation von Kapital, das aus der Industrie stammt, braucht also keineswegs Vergrößerung der Industrie, sie kann auch Ausdehnung oder Intensivierung der Landwirtschaft bedeuten. Sie würde das um so mehr bedeuten, wenn einmal der Zeitpunkt kommen sollte, in dem wegen industrieller Ueberproduktion dauernd die industriellen Profite sinken, und in der Landwirtschaft nicht nur die Grundrenten, sondern auch die Profite steigen.

Heute wird schon viel Kapital in Anlagen investiert, die bestimmt sind, die landwirtschaftliche Produktion zu erhöhen. Zum Beispiel in riesenhaften Bewässerungsanlagen Amerikas und Aegyptens (den Sudan inbegriffen). Der Prozeß der Scheidung von Industrie und Landwirtschaft geht ununterbrochen weiter und verwandelt immer mehr bisher von Landwirten betriebene Tätigkeiten in solche der Industrie. Fing daher dieser Prozeß damit an, die Familienindustrie des Bauern zu zerstören, so ent-

zieht er jetzt der Landwirtschaft auch produktive Tätigkeiten ihres eigentlichen Gebiets. Butter und Käse werden nicht mehr im bäuerlichen Betrieb fabriziert, sondern in besonderen Großbetrieben. Früher lieferte der Bauer Süßstoffe in der Form von Honig aus eigener Bienenhaltung. Heute besorgen das in riesenhaftem Maßstab die Zuckerfabriken, von denen der Rübenbauer abhängig wird. Die Produzierung ihrer Antriebskräfte besorgte früher die Landwirtschaft selbst durch die Zucht von Pferden und Zugochsen. Heute werden diese als Zugvieh immer mehr verdrängt durch elektrisch oder mit Benzin in Bewegung gesetzte, von der Industrie gelieferte Motoren. Auch in der Düngerproduktion verliert die Produktion auf dem eigenen Hof immer mehr an Bedeutung gegenüber den Produkten der Fabriken künstlichen Düngers. Das Dreschen des Korns wird bereits von besonderen Unternehmern mit Maschinen betrieben. Das Pflügen des Bodens kann in derselben Weise erfolgen usw.

So wird eine Funktion der Landwirtschaft nach der andern ihr entzogen und der Industrie zugewiesen. Das führt neben der steigenden Produktivität der Arbeit dazu, daß die in der Landwirtschaft tätige Bevölkerung im allgemeinen abnimmt und auch diese Bevölkerung nur zeitweise in der Landwirtschaft voll beschäftigt ist und daneben zeitweise wenigstens einen Teil ihrer Arbeitskräfte für die Industrie verfügbar hat.

Die Tendenz dieser Entwicklung geht dahin, die Scheidung zwischen Industrie und Landwirtschaft, die durch das industrielle Kapital herbeigeführt wurde, wieder aufzuheben, aber nicht mehr in der Weise, daß die Industrie wie ursprünglich ein Anhängsel des landwirtschaftlichen Betriebs, sondern vielmehr dieser ein Anhängsel der Industrie wird.

Dabei bleibt natürlich die Wichtigkeit der landwirtschaftlichen Produktion für den ökonomischen Prozeß bestehen. Der Produktionsprozeß wird nie ungestört vor sich gehen können, wenn nicht der Ertrag der landwirtschaftlichen Produktion in gehörigem Verhältnis zu dem der industriellen Produktion steht.

Doch ist es in keiner Weise notwendig, daß die Akkumulation des Kapitals dabei stets die Industrie vor der Landwirtschaft bevorzugt. Schon die zunehmende Industrialisierung der Landwirtschaft allein wirkt dem entgegen.

Wohl ist es möglich, daß die industrielle Bevölkerung und mit ihr die Gesamtbevölkerung der Erde schließlich eine Ausdehnung erlangt, daß auch die umfangreichste Akkumulation des Kapitals und der weitestgehende Fortschritt der Technik nicht mehr die Landwirtschaft instand setzen können, den wachsenden Bedürfnissen an Rohstoffen und Nahrungsmitteln zu genügen. Das würde jedoch das Ende jeder Weiterentwicklung bedeuten,

nicht nur für die kapitalistische, sondern für jegliche Produktionsweise.

Vor einem halben Jahrhundert war diese malthusianische Befürchtung in bürgerlichen Kreisen noch sehr stark. Heute ist sie allgemein aufgegeben, nicht deshalb, weil wir der Ansicht geworden sind, die Erde habe für unendlich viele Millionen unbegrenzten Platz zur Verfügung, sondern weil die Praxis der künstlichen Geburtenbeschränkungen sich eingebürgert hat, so daß schon die entgegengesetzte Befürchtung einsetzt: ob wir nicht fortschreitender Entvölkerung entgegengehen, was für unsere Zivilisation dasselbe Ende bedeuten würde, wie vor bald zwei Jahrtausenden für die antike. Indes weist nichts darauf hin, daß die heutige Zivilisation nicht auch mit diesem Problem fertig wird. Wir haben alle Ursache, zu erwarten, daß die Menschen heute imstande sind, die Zahl der Geburten in der Gesellschaft deren ökonomischen Bedingungen und Bedürfnissen anzupassen.

Weder aus Entvölkerung, noch aus Uebervölkerung; nicht aus steigendem Mißverhältnis zwischen industrieller und landwirtschaftlicher Akkumulation und Produktion noch aus daraus hervorgehenden Krisen haben wir einen Zusammenbruch oder ein Versagen der kapitalistischen Wirtschaft zu erwarten, eine Katastrophe, die dazu zwänge, sie durch eine andere, höhere zu ersetzen.

In den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts gab es selbst in bürgerlichen Kreisen nicht wenige Beobachter der ökonomischen Zustände, die angstvoll die Götterdämmerung des Kapitalismus kommen sahen. In den neunziger Jahren wich dann diese Stimmung in der bürgerlichen Welt einem dulci jubilo: Der Kapitalismus sei nun für immer gesichert. Damals erstand der sogenannte Revisionismus. Selbst unter den Sozialisten, denen diese Art der „Revision des Marxismus" verkehrt erschien, gab es manchen, dem die bange Frage vorschwebte, ob nicht, namentlich infolge des Erstarkens der Kartelle, anstatt des Sozialismus eine neue Form des Kapitalismus erstehen könne, eine Art seiner Feudalisierung mit den Kartellmagnaten als Freudalherren an der Spitze. Die Argumente von Rosa Luxemburg, die sie dagegen anführte, erwiesen sich als unzureichend. Rein ökonomisch betrachtet, ließ sich ein unvermeidliches Versagen des Kapitalismus nicht erweisen.

Wohl brachte das Wettrüsten zur See, das am Ende des vorigen Jahrhunderts einsetzte und der Kampf zwischen den Mächten Europas um Kolonien und überseeische Einflußsphären wieder schwere Sorgen. Jeder Denkende sah den Weltkrieg voraus, der unter diesen Umständen kommen mußte, wenn auch wohl niemand dessen Dimensionen und greuelvolle Verwüstungen in ihrem vollem Umfang ahnte. Mußte diese Kata-

strophe nicht den Zusammenbruch des Kapitalismus herbeiführen? Konnte ein so komplizierter, so empfindlicher, so sehr auf Kredite und internationalen Verkehr aufgebauter Produktionsmechanismus wie der kapitalistische eine solche Störung überdauern?

Die Störung trat ein in einem Maße, das die schlimmsten Erwartungen und Befürchtungen übertraf. Aber der Kapitalismus brach nicht zusammen. Es zeigte sich, daß seine Elastizität, seine Anpassungsfähigkeit an veränderte Verhältnisse weit stärker war als seine Empfindlichkeit. Er hat die Feuerprobe des Krieges überstanden und steht heute, rein ökonomisch betrachtet, gefestigter da als nur je. Er hat sich erholt, trotz der größten Tollheiten von Regierungen und kurzsichtigen Kapitalisten und Agrariern nach dem Kriege, trotz des wahnsinnigen Versailler Vertrages und seiner Sanktionen, trotz Inflationen und Verkehrsunterbindungen aller Art.

Wohl ist die ökonomische Lage zur Zeit, wo diese Zeilen geschrieben werden (November 1926) nichts weniger als heiter und vielversprechend. Aber der Pessimismus unserer Tage gilt, soweit er auf rein ökonomischen Betrachtungen beruht, nicht der Zukunft des Kapitalismus, sondern der Zukunft Europas. Man fragt sich, ob Europa sich von neuem erheben, oder ebenso verkommen wird, wie die Kleinstaaten Italiens seit dem Zeitalter der Entdeckungen, die sich gegenseitig zerfleischten und in Abhängigkeit vom Ausland gerieten. Sie verloren die ökonomische Führung, die sie aus dem Altertum übernommen hatten, aber das bedeutete nicht den Untergang der damaligen Oekonomie und Kultur, sondern nur die Verlegung ihres Schwergewichts von den Küsten des Mittelmeeres an die der Nordsee.

So kann heute dieser Schwerpunkt von dort an die Küsten Amerikas — an beiden Ozeanen — verschoben werden. Aber das würde keineswegs einen Untergang, ja nicht einmal eine Erschütterung des Kapitalismus auf unserem Erdball nach sich ziehen. Er hat seine Lebensfähigkeit und Anpassungsfähigkeit an die mannigfachsten, selbst verzweifeltsten Situationen in der Praxis aufs eindringlichste bezeugt und es gibt keine Argumente der ökonomischen Theorie, die seine Lebenskraft in Frage stellen könnten.

Wird damit die Aussichtslosigkeit des Sozialismus erwiesen? Ist es richtig, was Rosa Luxemburg in ihrem hier schon zitierten Buche schreibt? Sie erklärt:

„Es ist klar, daß, wenn man die schrankenlose Akkumulation des Kapitals annimmt, man auch die schrankenlose Lebensfähigkeit des Kapitals erwiesen hat . . . .

Ist die kapitalistische Produktionsweise imstande, schrankenlos die Steigerung der Produktivkräfte, den ökonomischen Fortschritt zu sichern,

dann ist sie unüberwindlich[1]). Der wichtigste objektive Pfeiler der wissenschaftlichen sozialistischen Theorie bricht dann zusammen. Die politische Aktion des Sozialismus, der Ideengehalt des proletarischen Klassenkampfes hört auf, ein Reflex ökonomischer Vorgänge, der Sozialismus hört auf, eine historische Notwendigkeit zu sein. Die Beweisführung, die von der Möglichkeit des Kapitalismus ausging, landet bei der Unmöglichkeit des Sozialismus." (S. 296.)

Das ist unbestritten richtig, wenn die Voraussetzung der ganzen Argumentation gilt: daß es für die Lebensfähigkeit des Kapitalismus nur eine Schranke gibt, die seiner Akkumulation.

Diese Voraussetzung trifft jedoch nicht zu.

Zehntes Kapitel.

Die Voraussetzungen der Notwendigkeit des Sozialismus.

Die Sache stünde wirklich aussichtslos für den Sozialismus, wenn er seine Erwartungen nur darauf setzte, daß die Krisen, wie das kommunistische Manifest sagt, immer „allseitiger und gewaltiger" werden, oder darauf, daß die fortschreitende Akkumulation des Kapitals aus sich selbst ihre eigenen Schranken produziert.

Aber das kommunistische Manifest weist bereits noch auf einen anderen Faktor hin, der bestimmt ist, der „Totengräber" des Kapitalismus zu werden, das Proletariat. Und dieses selbe Manifest zeigt bereits, wie das Aufsteigen und Erstarken und der schließliche Sieg dieser Klasse unvermeidlich ist. Wir haben davon bereits gehandelt.

Muß jedoch der Sieg des Proletariats zum Sozialismus führen, wenn der Kapitalismus sich als ökonomisch lebenskräftig erweist?

Man darf den historischen Materialismus nicht in der Weise auffassen, daß man meint, eine Produktionsweise sei unüberwindlich, solange sie ökonomisch lebenskräftig bleibe. Erinnern wir uns unserer Ausführungen über die erste Bildung des Staates und der Klassen. Die Arbeitsteilung unter den Volksstämmen hatte je nach den natürlichen Bedingungen der von ihnen bewohnten Gebiete die einen zu ansässigen Ackerbauern, die andern zu viehzüchtenden Nomaden gemacht. Ihre Produktionsbedingungen machten die Bauern wohlhabend, schwächten aber ihre kriegerischen Fähigkeiten. Die Nomaden blieben bei ihrer Art der Produktion arm, wurden aber äußerst wehrhaft und kriegstüchtig. Sie liebten es, die Bauern zu überfallen und zu plündern, bis sie sich schließlich in ihrer Mitte als dauernde Herren ansiedelten. Die Bauernwirtschaft blieb technisch auf der gleichen Stufe, sie ging in der bisherigen Weise weiter,

[1]) Von mir unterstrichen. K.

aber ihre ökonomische Stellung wurde verändert. Aus dem freien Bauern, der für sich arbeitete, wurde ein zinspflichtiger Leibeigner, der nicht bloß für sich, sondern auch für den Herrn arbeitete.

Diese neue Produktionsweise war nicht eine Folge des Niederganges der ihr vorhergehenden freien Bauernwirtschaft, auch nicht etwa eine Folge einer ökonomischen Ueberlegenheit der siegreichen Nomadenwirtschaft. Vielmehr nahm die Nomadenwirtschaft ein Ende, sobald die siegreichen Nomaden sich als Herren festgesetzt hatten. Die neue Produktionsweise war ein Produkt der Gewalt, der Ueberlegenheit derjenigen, die an ihr ein Interesse hatten und sie durchsetzten. Diese Ueberlegenheit kann, muß aber nicht eine ökonomische sein —, bei den Nomaden war dieses sicher nicht der Fall. Sie kann eine bloße Ueberlegenheit der Zahl — unter demokratischen Verhältnissen — oder des Wissens oder des kriegerischen Könnens sein. Aber allerdings wird eine solche Ueberlegenheit nicht eine zufällige, sondern eine ökonomisch bedingte sein. Der bloße Wille, der Stärkere zu sein, genügt nicht, es auch in Wirklichkeit zu sein. Und die neue Produktionsweise, die von den Siegern geschaffen wird, hängt auch nicht von deren bloßem Willen ab, sondern von den ökonomischen Bedingungen, die sie vorfinden, und der nötigen Einsicht in diese Bedingungen.

Wo es den Nomaden an solcher Einsicht fehlt, können sie ihre kriegerische Ueberlegenheit nur zum Rauben und Plündern anwenden, nicht zur Bildung einer neuen Produktionsweise. Und wo es zu einer solchen kommt, kann sie sich nur behaupten, wenn sie den Bedürfnissen der Sieger genügt, also in dem von uns in Betracht gezogenen Beispiel, wenn den Bauern die Möglichkeit geboten ist, dauernd so viel zu produzieren, daß sie nicht bloß sich, sondern auch ihre Herren erhalten können.

Also das Kommen des Sozialismus ist sicher von dem Auftreten bestimmter ökonomischer Bedingungen und bestimmter Erkenntnis dieser Bedingungen abhängig, die es ermöglichen, daß das siegreiche Proletariat an Stelle der kapitalistischen Produktionsweise, gegen die es sich empört, eine andere setzt, die es befriedigt. Eine solche nennen wir eben eine sozialistische. Nur wenn die sozialistische Produktionsweise sich in Beziehung auf die dauernde Befriedigung der Bedürfnisse der arbeitenden Klassen in Stadt und Land der bestehenden Produktionsweise überlegen erweist, wird sie dieser vorgezogen werden und sich erhalten — eine fortdauernde Ueberlegenheit der arbeitenden über die ausbeutenden Klassen vorausgesetzt. Sollte die neue Produktionsweise sich als weniger leistungsfähig erweisen als die heutige, dann würden die arbeitenden Klassen die Wiederkehr der letzteren fordern und herbeiführen.

Man sagt, in einem solchen Falle müßten die Arbeiter eben Opfer für ihre Ideale bringen. Aber ihr Ideal in ökonomischer Beziehung ist doch eine Produktionsweise, die sie besser befriedigt als die jetzige, allerdings ihnen nicht bloß mehr materielle Güter, sondern auch mehr Wissen und Freiheit bringt. Sie können wohl vorübergehend Opfer bringen, um später einen reicheren Ertrag zu ernten. So wie der Kapitalist „entsagt", um zu akkumulieren und aus dem vergrößerten Kapital vergrößerten Profit zu ziehen. Aber es wäre ein Unsinn, sollten sie dauernd Opfer bringen für ein Produktionssystem, das ihnen dauernd Armut, Unwissenheit, Unfreiheit bringt.

Also das Kommen einer neuen Produktionsweise ist stets abhängig von dem Bestehen bestimmter Bedingungen, ökonomischer und anderer. Zu diesen gehört jedoch nicht unter allen Umständen der Niedergang der bestehenden Produktionsweise. Wohl aber unter allen Umständen eine gewisse Ueberlegenheit, sei es an kriegerischer Kraft, an gesellschaftlicher Erkenntnis oder mindestens an Zahl derjenigen in der Gesellschaft, die ein Interesse an dieser neuen Produktionsweise haben.

Jede dieser Arten von Ueberlegenheit ist ökonomisch bedingt, nicht aber selbst eine ökonomische Bedingung.

Nicht von der Möglichkeit oder Notwendigkeit eines kommenden Zusammenbruchs oder Niedergangs des Kapitalismus hängen die Aussichten des Sozialismus ab, sondern von den Erwartungen, die wir hegen dürfen, daß das Proletariat genügend erstarkt, daß die Produktivkräfte ausreichend anwachsen, um reiche Mittel zur Versorgung der Volksmassen zu liefern, und daß die Produktivkräfte dabei Formen annehmen, die die gesellschaftliche Organisation ihrer Anwendung erleichtern; endlich, daß das nötige ökonomische Wissen und Gewissen in den arbeitenden Klassen erwächst, das eine fruchtbringende Anwendung dieser Produktivkräfte durch sie gewährleistet: das sind die Vorbedingungen sozialistischer Produktion.

Von diesen Faktoren ist in der sozialistischen Literatur seit dem kommunistischen Manifest viel gehandelt worden, einiges darüber wurde auch bereits in den vorstehenden Seiten gesagt.

Nur eine Frage müssen wir in diesem Zusammenhang noch berühren.

Von den Gegnern des Sozialismus wird öfter gesagt: die Anschauungen des kommunistischen Manifestes, die die Proletarier zu den Totengräbern des Kapitalismus stempelten, seien zur Zeit seiner Abfassung begreiflich gewesen, wo das Proletariat immer tiefer in Not und Elend versank, immer mehr im Kapital seinen schlimmsten Feind sah. Aber das Manifest selbst habe mit Recht bereits einige der Faktoren erkannt, die zum Erstarken und Aufsteigen des Proletariats führen mußten. Zu diesem

Prozeß ist es seitdem bereits in hohem Maße gekommen und er schreitet weiter fort. Je weiter er gedeihe, desto wahrscheinlicher mache er wohl den Sieg des Proletariats im Staate, desto überflüssiger aber mache er den Sozialismus. Je mehr der Wohlstand der Arbeiter schon unter dem Kapitalismus wachse, desto mehr würden sie sich mit ihm abfinden und versöhnen und auf alle unsicheren Experimente verzichten. Die zunehmende Milderung der Klassengegensätze rücke den Sozialismus gerade in dem Maße immer weiter in die Ferne, je mehr das Proletariat erstarke.

Hier und nicht in der Akkumulation des Kapitals oder dem Wachsen der Krisen ist in der Tat die Schicksalsfrage des Sozialismus gegeben.

Das ist nicht in dem Sinne aufzufassen, als hätten wir Sozialisten uns jeder Sozialreform zu widersetzen, weil sie die Klassengegensätze mildern könne. Diese Auffassung, wie sie so viele Anarchisten à la Hans Most predigten, konnte nur im Hirne eines Berufsrevolutionärs oder eines Fanatikers entspringen, dem nicht die Hebung der Arbeiterklasse, sondern nur die rascheste Herbeiführung des Bürgerkrieges am Herzen lag. Wollte ein Sozialist wirklich soziale Reformen verhindern, die zugunsten der Arbeiterklasse wirken könnten, so würde er damit nichts erreichen als seine völlige Diskreditierung bei den arbeitenden Massen.

Wenn soziale Reformen oder, wie manche meinen, demokratische Rechte, also die unerläßlichen Bedingungen des Aufstiegs der Arbeiterklasse, wirklich die Klassengegensätze milderten, dann wäre die Sache des Sozialismus eine verlorene.

Ich für meinen Teil muß sagen: wenn ich die Ueberzeugung gewänne, daß die Besserung der proletarischen Lebensbedingungen die Klassengegensätze fortschreitend milderte, dann würde ich mich verpflichtet fühlen, die Sache des Sozialismus aufzugeben. Ich würde es mit Schmerz tun, weil ich anerkennen müßte, daß die Arbeit meines Lebens in falscher Richtung gegangen wäre. Und doch mit einer gewissen Erleichterung. Denn der Sozialismus ist uns nur Mittel zum Zweck, zum Endziel der völligen Befreiung des Proletariats. Wir sehen heute nur e i n e Möglichkeit, dies Ziel zu erreichen, das ist die Herbeiführung des Sozialismus. Gelänge dagegen dasselbe schon im Rahmen der heutigen Produktionsweise, so würde dies bedeuten, daß unser Ziel leichter, einfacher, mit geringeren Opfern zu erreichen wäre, als wir Sozialisten bisher gedacht hatten.

Wir dürfen also die Frage der Milderung der Klassengegensätze ohne Voreingenommenheit prüfen. Sollte es sich herausstellen, daß der Fortschritt des Kapitalismus aus sich selbst heraus mit Notwendigkeit eine solche Milderung erzeugt, so daß

die Arbeiter sich unter kapitalistischer Leitung immer wohler fühlen, so müßten wir das offen bekennen und auf unsere sozialistischen Ziele verzichten, ohne daß darin ein Verrat an der Sache der Befreiung der Arbeit zu finden wäre.

Elftes Kapitel.

Die Verschärfung der Klassengegensätze.

Ehe wir die Frage untersuchen, ob die Gegensätze der Klassen sich mildern oder nicht, müssen wir wissen, was darunter zu verstehen ist. Sollte mit dem Wort „Verschärfung der Klassengegensätze" gemeint sein, daß die Klassenkämpfe immer gewalttätigere Formen annehmen, so wird die darin liegende Auffassung sicher nicht zutreffen.

Die ersten Auflehnungen von Proletariern gegen Ausbeutung und Unterdrückung sind nichts als Ausbrüche der Verzweiflung von Arbeitermassen, die ins tiefste Elend herabgedrückt und gänzlich unorganisiert sind. Durch einen gelegentlichen Anstoß werden sie getrieben, sich Luft zu machen, ohne Plan, ohne Ziel, ohne Aussicht auf Erfolg. Da wendet sich leicht die lange niedergehaltene blinde Wut ebenso brutalen wie zwecklosen Vernichtungsakten zu, wie etwa der Zertrümmerung neu eingeführter Maschinen oder der Tötung besonders verhaßter Arbeiterquäler.

Je stärker die Arbeiter, je besser organisiert, je mehr ökonomisch gebildet, desto besser überlegt und vorbereitet werden ihre Kämpfe, desto weniger richten sie sich gegen vereinzelte Individuen und Gegenstände, um so mehr gegen bestimmte, die Arbeiterschaft schädigende soziale Einrichtungen, durch die Lohnhöhe, Arbeitszeit, Abhängigkeit des Arbeiters usw. bestimmt werden. Die Kämpfe dieser Art werden nicht weniger entschlossen geführt, aber sie können sich ohne sinnlose Wut, ohne wahnsinnige Zerstörungen abspielen, und vollziehen sich in der Regel ohne solche Begleiterscheinungen, selbst in Fällen, in denen die Unternehmer äußerst provokatorisch auftreten, was indes auch immer seltener wird, je mehr die Kampforganisationen der Arbeiter erstarken.

Dazu kommt eine allgemeine Tendenz nach Milderung der Sitten, die bei den arbeitenden Klassen und der Intelligenz seit dem 18. Jahrhundert eintritt, allerdings nicht ohne starke Gegentendenzen. Ich handelte davon ausführlich in meiner Schrift „Terrorismus und Kommunismus" (Berlin 2. Auflage, 1925, 7. Kapitel: „Die Milderung der Sitten", Seite 182 ff.).

Ich führte dort aus, daß besonders das Proletariat durch seine Klassenlage den Ideen der Humanität leicht zugänglich gemacht werde:

„Die Lebensbedingungen des Proletariats drängen es, das Menschenleben für heilig zu halten, da es ja nicht nur nicht eine ausbeutende, sondern vielmehr eine ausgebeutete Klasse ist, die unter der Mißachtung der Menschenleben am meisten leidet. Auch der Krieg bringt ihm . . . . nur Lasten und Gefahren, die Erfolge und die Beute den Machthabern. Das alles treibt das Proletariat zum Abscheu vor allem Blutvergießen, jeder Grausamkeit." (S. 196.)

Aber diese Tendenz wurde lange niedergehalten und überwuchert durch eine Gegentendenz, die aus der furchtbaren Grausamkeit hervorging, mit der die kapitalistischen Ausbeuter und die herrschenden Klassen überhaupt das Proletariat mißhandelten. Das wirkte auf dieses zurück.

„Nur langsam gelang es einer seiner Schichten nach der andern, in stetem Klassenkampf sich aus dem anscheinend hoffnungslosen Sumpf zu erheben. Je mehr dieser Prozeß fortschritt, um so mehr vermochten Tendenzen zur Humanität sich zu entfalten, was noch begünstigt wurde dadurch, daß unter dem Einfluß der französischen Revolution und ihrer Nachwirkungen auch die Strafgesetze gegen das Proletariat ihren früheren grausamen Charakter nach und nach milderten."

„Das sind die Ursachen der Erscheinung . . . daß sich der revolutionäre Teil des Proletariats in den Bewegungen des 19. Jahrhunderts als eine von größter Humanität erfüllte Klasse zeigt, die sich immer mehr entfernt von der brutalen Wildheit, die ihre Vorgänger zur Zeit der großen französichen Revolution kennzeichnete und die Engels auch noch in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts beim Fabriksproletariat Englands konstatierte." (S. 210, 211.)

Je mehr das Proletariat erstarkt, desto mehr wird es auch auf dem Wege zur Humanität ebenso wie auf dem zur Demokratie die führende Klasse in der Gesellschaft.

Beide Wege kreuzen sich oft. Die Demokratie wird gefördert durch die erstarkende Humanität und umgekehrt. Die Anerkennung der Gleichheit der Menschen vor dem Gesetz wirkt der Mißachtung von Menschenleben etwas entgegen. Andererseits müssen sich die politischen Sitten mildern, wenn politische Entscheidungskämpfe nicht mehr mit Feuergewehren, sondern an der Wahlurne mit Stimmzetteln ausgefochten werden.

Im 18. Jahrhundert hatten die Intellektuellen die Funktion, auf dem Wege zur Demokratie und zur Humanität führend voranzugehen. Jetzt müssen sie diese Funktion dem Proletariat abtreten.

Die Intellektuellen zeigen in unseren Tagen sehr oft eine rückläufige Bewegung, soweit sie sich mit kapitalistischem Geiste erfüllen oder nach einer monopolistischen Abschließung ihrer Positionen trachten. Der reaktionär gerichtete Teil der Studentenschaft und ihrer Lehrer hat heute geradezu die Führung zur Brutalität übernommen.

Indes gelingt es den Proletariern bei ihrem Vorwärtsschreiten nach und nach auch den bürgerlichen Klassen, wenn auch nicht gerade jenem eben erwähnten Teil der Studenten und Professoren,

mildere Sitten oder wenigstens bessere Manieren im Verkehr mit Arbeitern beizubringen.

Der heutige Zustand weitgehender Verrohung scheint dem zu widersprechen. Er beweist jedoch bloß, daß ein Krieg wie der Weltkrieg eine so furchtbare Sittenverwilderung hervorzubringen vermag, daß sie imstande ist, die Tendenz des proletarischen Klassenkampfes nach Milderung der Sitten zu paralysieren. Aber die Tendenz besteht fort, und je mehr die Kriegsfolgen überwunden werden, desto mehr wird sie sich wieder geltend machen.

Wohl vermochten sich im Kriege auch weite Kreise des Proletariats nicht seinen verrohenden Wirkungen zu entziehen, doch war von allen Klassen und Schichten der Gesellschaft das Proletariat immer noch am ehesten imstande, diesen Wirkungen in seinen Reihen zu widerstehen und die Grundsätze der Menschlichkeit hochzuhalten.

Mit der ständig, wenn auch nicht ohne Unterbrechungen fortschreitenden Milderung der Sitten im allgemeinen geht auch eine Milderung der Sitten des Klassenkampfes Hand in Hand. Das ist nicht zu leugnen. Doch braucht es keineswegs schon eine Milderung der Klassengegensätze zu bedeuten, das heißt, eine Annäherung der gesellschaftlichen Ziele der Proletarier und Kapitalisten, eine Vermehrung jener Interessen, die sie gemein haben.

Nur davon soll im folgenden gehandelt werden.

Zunehmende gemeinsame Interessen der Kapitalisten und der Arbeiter, ihre Interessenharmonie soll daraus entsprießen, daß der Fortschritt der Produktivität der Arbeit, den das industrielle Kapital veranlaßt, nicht nur ihm, sondern auch den Arbeitern zu gute kommt, und daß die Arbeiter ebensosehr ein Interesse an der Prosperität der Wirtschaft haben, wie die Kapitalisten.

Das ist richtig, doch folgt daraus eine geringe Gemeinsamkeit der Interessen.

Soweit die Fortschritte der Produktivität von dem allgemeinen Fortschritt der Naturwissenschaft herrühren, sind sie eine Errungenschaft der Gesellschaft überhaupt. Der Kapitalist ist bloß ihr Aneigner und Nutznießer. Und er fördert und wendet sie hauptsächlich zu dem Zweck an, um Arbeitslöhne zu ersparen. Mit allen Konsumenten zusammen haben auch die Arbeiter als solche Anteil an den Ergebnissen des technischen Fortschritts. Aber sie sind nicht bloß Konsumenten, sondern auch Produzenten und als solchen tritt ihnen oft die Maschine als Feind entgegen.

Und in der kapitalistischen Wirtschaft gibt es keine Aera der Prosperität, der nicht notwendigerweise eine Krise folgte. Die Krisen dürfen heute wohl nicht mehr als Faktoren angesehen werden, die den Fortgang der kapitalistischen Produktion in Frage stellen, wohl aber als Faktoren, die die Klassengegensätze verschärfen. Kann man auch nicht die Ansicht aufrechterhalten,

daß die Krisen stets verheerender werden, so ist doch die Marxsche Darlegung der Unvermeidlichkeit der Krisen unter kapitalistischen Produktionsbedingungen unwiderlegt geblieben.

Kein Zweifel, daß die Lage vieler, bei weitem nicht aller, Arbeiterschichten sich im Laufe des letzten halben Jahrhunderts, mancher unter ihnen schon früher, gebessert hat. Aber dies würde zu einer Milderung der Klassengegensätze nur dann führen, wenn es aus der Entwicklung des Kapitalismus von selbst hervorginge. Das ist jedoch keineswegs der Fall.

Marx erkannte an, daß „in den großen Industriezweigen, welche das eigenste Geschöpf der modernen Produktionsweise" sind, die Lage der Arbeiter sich unzweifelhaft besserte. Die gesetzliche Verkürzung der Arbeitszeit hob die Arbeiter und verhindert keineswegs eine Industrieblüte,

„Ihre (der Industriezweige) wundervolle Entwicklung von 1853—1860, Hand in Hand mit der physischen und moralischen Wiedergeburt der Fabrikarbeiter, schlug das blödeste Auge." („Kapital" I., Volksausg., S. 243.)

So schreibt Marx schon 1867 (der Satz findet sich bereits in der ersten Auflage, S. 273). Fast zu gleicher Zeit, in der „Inauguraladresse" (1864) betonte er ebenfalls die „großen physischen, geistigen und moralischen Vorteile", die den Fabrikarbeitern damals erwuchsen. Aber in dieser Adresse wies er auch darauf hin, daß die Entwicklung des Kapitalismus nichts mit diesem Fortschritt der Arbeiterklasse zu tun habe, daß alle kapitalistischen Errungenschaften der Arbeiterschaft keinen Vorteil bringen:

„Es ist jetzt in allen Ländern eine Wahrheit geworden, erwiesen für jeden vorurteilslosen Geist, und geleugnet nur von denen, die ein Interesse daran haben, andere durch falsche Erwartungen irre zu führen, daß keine Vervollkommnung der Maschinerie, keine Anwendung der Wissenschaft auf die Produktion, keine Verbesserung der Verkehrsmittel, keine neuen Kolonien, keine Auswanderung, keine Eröffnung neuer Märkte, kein Freihandel (heute könnte man hinzufügen: keine Schutzzölle und keine Unternehmerverbände. K.), noch alle diese Dinge zusammengenommen das Elend der arbeitenden Massen beseitigen werden, sondern daß auf der jetzigen, falschen Basis im Gegenteil jede neue Entwicklung der Produktivkräfte der Arbeit dahin führen muß, die sozialen Unterschiede zu vertiefen und die sozialen Gegensätze zuzuspitzen." (Inauguraladresse, herausgegeben von K. Kautsky, Berlin 1922, S. 25.)

Steht diese Anschauung nicht im Widerspruch zu der von der „Wiedergeburt der Fabrikarbeiter" im Zeitraum von 1853—1860? Keineswegs. Denn als die Ursache dieser Wiedergeburt bezeichnete Marx nicht die Entwicklung des Kapitalismus, sondern den energischen Kampf gegen ihn, den Kampf um den Zehnstundentag, der 1847 erobert und 1850 definitiv festgelegt wurde. In diesem Kampf unterlag zum ersten Male „die politische Oekonomie der Bourgeoisie der politischen Oekonomie der Arbeiterklasse". (S. 27.)

Seitdem haben eine Reihe von Schichten der Arbeiterklasse erhebliche Fortschritte gemacht, aber stets nur im Kampfe gegen das Kapital. Dabei gelang es nicht und konnte es nicht gelingen, bei den Kapitalisten das Streben nach Verelendung der Arbeiter vollkommen zu ersticken. Wo immer eine Gelegenheit sich zu bieten scheint, den Arbeitern einen Erfolg zunichte zu machen, den sie errungen haben, so benützt sie das Kapital, um gegen ihn anzurennen.

Der Fortschritt des Proletariats seit seiner tiefsten Erniedrigung besteht also nicht darin, daß der Kämpfe mit dem Kapital weniger werden, sondern darin, daß zu den Kämpfen der Proletarier um Verbesserung ihrer Lage sich noch solche zur Verteidigung der schon gewonnenen Positionen gesellen. Solche Kämpfe sind aber zumeist die erbittertsten. Zur Verteidigung dessen, was man bereits hat, wird in der Regel mehr Energie aufgewendet, als zur Gewinnung dessen, was man noch nie hatte.

Die Zeiten sind sicher vorbei, in denen man, wie es im kommunistischen Manifest heißt, von den Proletariern unterschiedslos sagen konnte: „Sie haben nichts zu verlieren als ihre Ketten, sie haben eine Welt zu gewinnen."

Die Welt, die sie zu gewinnen haben, ist seitdem noch weit reicher geworden. Wohl haben auch viele Proletarier im gleichen Zeitraum nicht wenig gewonnen, doch verschwindet es gegenüber der allgemeinen Zunahme des Reichtums. Indes, wie viel oder wenig es sein mag, was sie gewonnen haben, es ist auf jeden Fall groß genug, um einerseits das Kapital zu dem Streben anzuspornen, diese Gewinne wieder an sich zu reißen, und andererseits die Proletarier anzuspornen, zur Festhaltung ihrer Gewinne vor keinem Kampf zurückzuscheuen.

Die Klassenkämpfe werden dadurch mannigfaltiger, aber die Klassengegensätze nicht milder, vielmehr schroffer, nicht nur, weil man den Verlust eines erworbenen Rechtes weit schwerer empfindet als die Vorenthaltung eines noch nie besessenen, sondern auch, weil selbst bei gleichbleibender Höhe der Interessengegensätze die Gemüter von Streitenden sich um so mehr verbittern, je länger der Streit dauert, je öfter er sich wiederholt.

Und dabei steigen mit dem Wachstum der Produktivkräfte und des allgemeinen Reichtums der Gesellschaft auch die Bedürfnisse der Arbeiter weit schneller, als die Verbesserungen, die sie erringen, was ebenfalls ihre Unzufriedenheit vermehren und die Klassengegensätze verschärfen muß. Ihre Ausbeutung wächst, das heißt, das Maß dessen, was der Arbeiterklasse von dem Produkt ihrer Arbeit bleibt, nimmt nicht so rasch zu, wie das Produkt selbst. Diese Tendenz der kapitalistischen Produktionsweise zu überwinden, reichten bisher die Errungenschaften des proletarischen Klassenkampfes nicht aus. Der technische Fortschritt der

Produktionsmittel des Kapitals vollzieht sich weit rascher als der soziale des Proletariats. Und dieser beschleunigt jenen. Je höher die Löhne, desto größer der Anreiz zur Einführung arbeitsparender Maschinen und Methoden.

Wohl treiben die Arbeiter in der Regel nicht Statistik und lassen durch sie kaum ihr Gefühlsleben bestimmen — wenigstens nicht als Masse. Und der statistische Nachweis der wachsenden Ausbeutung ist nicht leicht zu erbringen und bleibt umstritten. Aber sie hat Erscheinungsformen, in denen sie den Volksmassen ohne jede Statistik verständlich wird, provozierend und aufreizend wirkt.

Die nächstliegende dieser Erscheinungsformen ist das Wachstum des persönlichen Konsums der kapitalistischen Ausbeuter, das weit rascher vor sich geht, als das des Konsums der Arbeiter und der unteren Klassen überhaupt. Bei vielen von ihnen ist eine Verbesserung der Lebenshaltung überhaupt nicht merkbar, manche versinken heute noch in wachsendes Elend, namentlich in Zeiten der Krise und der Arbeitslosigkeit. Doch auch bei jenen, deren Lebenshaltung sich verbessert, ist der Aufstieg ein sehr langsamer, nur mit schweren Kämpfen erreichbarer, während der der großen Ausbeuter im Verhältnis dazu ein rapider und oft ganz kampfloser ist.

Das wirkt auf die arbeitenden Massen um so erbitternder, als die rasche Zunahme der Ausgaben des Kapitalisten für seinen persönlichen Konsum nicht einmal durch Vermehrung seiner Lebensfreude, der Genüsse, die ihm Natur und Kunst bieten, hervorgerufen wird, sondern durch ganz sinnlose Verschwendung, die teils dem Bedürfnis nach neuen Reizen für abgestumpfte Nerven entspringt, oder der Großtuerei, dem Verlangen, sich vor seinesgleichen durch äußeren Glanz hervorzutun.

Wie schon bemerkt, können die funktionierenden Kapitalisten dabei in ihren persönlichen Bedürfnissen ganz einfach bleiben. Aber ihre Angehörigen wüsten dafür in der Regel um so toller drauf los, ganz wie der feudale Hofadel vor seinem Sturz. Nur gibt es dabei einen kleinen Unterschied: der Adel wurde durch seine Verschwendung finanziell ruiniert, denn die Ausbeutung, die er übte, war mit keiner Vermehrung der Produktivkräfte verbunden, sie hatte ihre Grenzen. Der Gesamtertrag der vom Kapital geübten Ausbeutung wächst dagegen immer noch rascher als seine Verschwendung, da die Produktivkräfte wachsen, über die es verfügt. Einzelne kapitalistische Firmen können sich durch persönliche Verschwendung ihrer Inhaber ruinieren, die K l a s s e der Kapitalisten wird trotz wachsender persönlicher Verschwendung immer reicher.

De Man meint, eine Gesellschaft ohne Aristokratie sei bei der gegenwärtigen Veranlagung der Menschen nicht möglich („Zur

Psychologie des Sozialismus", S. 211). Eine „obere Schicht" sei notwendig, „die als Vorbild eines wünschenswerten Zustandes wirkt".

Als solches betrachteten heute die Arbeiter die „oberen Zehntausend". Diese bildeten ihr Ideal.

Nichts lächerlicher, als diese Behauptung.

Das Treiben der oberen Zehntausend wirkt geradezu empörend auf die arbeitenden Massen. Sie streben daher eine Gesellschaft an, in der ein solches Treiben unmöglich ist.

Eines ist jedoch richtig. Das Vorbild der besitzenden Klassen, wenn auch nicht gerade der oberen Zehntausend, bleibt nicht ohne Einfluß auf die Arbeiterschaft. Sie lernt in deren Lebenshaltung Elemente kennen, die allgemein verbreitet werden könnten. Solche Elemente werden ihr vorbildlich, sie entwickeln sich in ihr zu Bedürfnissen, nach deren Befriedigung sie strebt, deren Versagung sie erbittert. Je rascher die Ausbeutung der Arbeiter und der persönliche Konsum der Kapitalisten steigt, desto mehr wachsen die Bedürfnisse der Arbeiter, weit rascher als ihre Löhne, und auch damit verschärft sich ihr Gegensatz zu den herrschenden und ausbeutenden Klassen. Selbst bei den Arbeitern in gehobenen Verhältnissen wächst ihre „Begehrlichkeit", ja, bei ihnen, die sich kampffähig fühlen, mehr, als bei den Verelendeten, die sich oft damit begnügen, ihr Elend zu beweinen und um ein kleines Almosen zu betteln.

Darin, in der Aufstachelung der Begehrlichkeit, ist also wohl das Vorbild der „oberen Zehntausend" nicht ohne Wirkung auf die Arbeiter. Deren Verlangen nach stets neuer Verbesserung ihrer Lebenshaltung wird nie gestillt werden, sondern vielmehr immer mehr wachsen, solange sie Klassen über sich sehen mit einem Reichtum, der sinnlose Verschwendung gestattet, ohne kleiner zu werden, und solange sie bei den Besitzenden Elemente des Wohlstandes und der Lebensfreude vorfinden, die ihnen versagt bleiben und die angesichts des vorhandenen großen Reichtums allen zugänglich gemacht werden könnten.

Der Konsum und namentlich die persönliche Verschwendung der Kapitalisten, die weit rascher zunehmen, als die Hebung der proletarischen Lebenshaltung, ist die auffallendste, handgreiflichste unter den Erscheinungen, in denen die wachsende Ausbeutung der arbeitenden Massen zutage tritt und die eine wachsende Gegnerschaft zwischen den Klassen hervorrufen. Doch daneben gibt es noch andere Erscheinungen, die aus der steigenden Ausbeutung hervorgehen, und die für den Klassenkampf noch wichtiger werden, wenn auch ihre Bedeutung für diesen nicht auf den ersten Blick in die Augen fällt.

Was der Kapitalist für seinen persönlichen Konsum verbraucht, macht nicht den ganzen Mehrwert aus. Einen Teil davon

akkumuliert er. Dort, wo kapitalistische Akkumulation beginnt, besteht ihr erster Akt sogar darin, daß der Kapitalist seinen persönlichen Konsum einschränkt, „entsagt". In den Zeiten des Puritanismus war das tatsächlich oft der Fall. Wo aber die kapitalistische Produktion einmal im Gang ist, da bedeutet das Wachstum des jährlich produzierten Mehrwerts die Möglichkeit, gleichzeitig von Jahr zu Jahr mehr zu konsumieren und mehr zu akkumulieren.

Zu den Mitteln, Mehrwert zu konsumieren, zählt aber nicht bloß der persönliche Konsum der Kapitalisten (samt ihren Familien und Parasiten), sondern auch der Konsum der von den Kapitalisten beherrschten und benützten Staatsgewalt.

Dieser Konsum ist vielleicht noch rascher gestiegen, als der persönliche der Ausbeuter. Vor allem kommt da in Betracht der durch das Kriegswesen, durch Kriegsrüstungen und Kriege verursachte. Die rapide Verbesserung der Mittel des Verkehrs vermehrt die Größe der Armeen ins Riesenhafte. Und die enormen Fortschritte der Produktionstechnik gestalten auch die Mittel der Technik der Zerstörung und das von diesen angerichtete Unheil immer ungeheuerlicher. Das ist ja ein Gemeinplatz geworden.

Wir Sozialdemokraten haben die Politik des Wettrüstens stets bekämpft, aus ethischen, aber auch aus wirtschaftlichen Gründen. Wir erwarteten, diese Politik müsse die Mittel der Staaten schließlich erschöpfen. Nun, militaristische Sozialisten — es gab auch solche, wie z. B. Max Schippel, — haben vor dem Kriege mit Befriedigung konstatiert, daß Deutschland trotz seiner Rüstungen immer reicher und reicher werde.

Das stimmte. Woher rührte dieser anscheinende Widerspruch zu unseren Voraussagen? Einfach daher, daß wir die Größe der Ausbeutung der arbeitenden Klassen unterschätzt hatten. Wir nahmen wohl an, sie wachse, aber ein so riesenhaftes Wachstum, das es ermöglichte, die Mittel der Nationen in wahnsinnigster Weise zu verschwenden, ohne daß ihr ökonomisches Wachstum gelähmt wurde, das überstieg unsere Annahmen. Das wurde in der Tat nur möglich, wenn die Produktivkräfte der kapitalistischen Produktionsweise in weit rascherem Verhältnis wuchsen, als die Menge der Produkte, die der Arbeiterklasse zufielen. Also auch hier wieder ein Beweis zunehmender Ausbeutung der Arbeiterschaft.

Die Staatsausgaben werden in letzter Linie alle aus dem Mehrwert bestritten, wenn wir darunter jenen Teil des Gesamtprodukts der Arbeiter — Lohnarbeiter und andere — verstehen, der nach Abzug der Kosten der Erhaltung der Arbeiter und ihrer Familien übrigbleibt. Indessen, wenn auch in letzter Linie die Staatsausgaben aus dem Mehrwert stammen, so ist es doch keineswegs gleichgültig, wer die Steuern zur Deckung der Staatsaus-

gaben bezahlt, ob die Arbeiter oder die Ausbeuter. Wird die Steuer dem Arbeiter auferlegt, so heißt das, daß die Staatsgewalt selbst es ist, die sie ihm von seinem Lohn abnimmt und dadurch in Mehrwert verwandelt, den Lohn um diesen Betrag verkürzt. Wird die Steuer dem Kapitalisten oder sonstigem Ausbeuter, Grundbesitzer, auferlegt, so muß er sie aus dem Mehrwert zahlen, den er den Arbeitern bereits abgenommen hat. Im zweiten Fall bekommt es der Arbeiter in seinem Kampf um die Höhe seines Lohnes nur mit einem Gegner zu tun, dem einzelnen Unternehmer, der ihn beschäftigt. Im ersteren Fall mit zweien, dem Unternehmer und dem Staat, und dessen Macht ist in der Regel noch furchtbarer als die des einzelnen Unternehmers. So wird die dem Arbeiter auferlegte Steuer eine der wirksamsten Methoden der Lohndrückerei.

Man könnte meinen, daß durch die Besteuerung der Arbeiter der Gegensatz zwischen Kapital und Arbeit vermindert oder doch verschleiert werde, weil nun nicht mehr der Unternehmer, sondern der Staat als der wichtigste Urheber unzureichender Löhne erscheine. Aber der Gegensatz wird nicht vermindert, sondern nur auf ein anderes Geleise verschoben. Steigen die Steuern, die der Kapitalist zu zahlen hat, so sucht er sich zunächst durch Erhöhungen der Preise schadlos zu halten, was jedoch von der Marktlage abhängt, nicht immer gelingt und den Absatz seiner Produkte schädigt. Eher noch sucht er sich durch Herabsetzung der Löhne zu helfen. Sind es dagegen die Arbeiter, denen die Zahlung der Steuer obliegt, so trachten sie, sich dafür Lohnerhöhungen zu erkämpfen. In dem Fall der Besteuerung des Kapitals, wo die Arbeiter ihren Lohn zu verteidigen haben, ist ihre Lage günstiger als in dem Fall der Besteuerung der Arbeiter, wo sie einen höheren Lohn durchsetzen sollen.

Der Gegensatz der beiden Klassen wird aber in jedem dieser Fälle verschärft. Das trifft um so mehr zu, als, wenigstens in demokratischen Staaten, zu dem ökonomischen Kampf um die Löhne, den die Steuer hervorruft, der politische Kampf um die Steuer im Parlament tritt, das sie zu beschließen hat, und bei den Wahlen, in denen die Parlamentarier erkoren werden.

Mit der aus wachsender Ausbeutung hervorgehenden Verschwendung des kapitalistisch regierten Staates verschärfen sich in den Kämpfen um die Steuern die sozialen Gegensätze immer mehr.

Diese mildern sich nicht, wenn die Proletarier Einfluß auf den Staatsapparat gewinnen. Denn sie müssen ihn wohl dazu benutzen, die unproduktiven Rüstungsausgaben möglichst zu vermindern und Kriege zu vermeiden, aber auch dazu, die Hebung der Lebenslage der besitzlosen Klassen und Schichten nach Möglichkeit zu fördern. Das ergibt wieder neue Steuern und

Kämpfe um neue Steuern. Kämpfe, nicht nur um die Höhe der Steuern, sondern auch um den Zweck, dem sie dienen.

Diese Kämpfe werden ein wichtiges Moment in den Klassenkämpfen unserer Zeit, ein Moment, das sie immer erbitterter gestaltet.

Neben wachsender Sucht nach Genüssen und wachsendem Streben nach Vermehrung der kriegerischen Machtmittel des Staates, den seine Klasse beherrscht, geht jedoch der Kapitalist vor allem auf Vermehrung der ökonomischen Machtmittel aus, die er in seiner Hand vereinigt, um in Staat und Gesellschaft wachsende Geltung zu erringen. So sucht er rastlos sein Kapital zu vergrößern.

„Akkumuliert! Akkumuliert! Das ist Moses und die Propheten." (Marx, Kapital I., Volksausg., S. 53.)

Trotz der wachsenden persönlichen Verschwendung der einzelnen Kapitalisten und der wachsenden Verschwendung des von ihnen beherrschten Staates nimmt die Ausbeutung der Arbeiterschaft so enorm zu, daß der Reichtum der kapitalistischen Gesellschaft schwindelerregend anschwillt.

In seiner unmittelbar vor dem Kriege erschienenen Schrift „Deutschlands Volkswohlstand 1888—1913" (Berlin, 1914) kam K. Helfferich zu dem Schlusse:

„Das deutsche Volkseinkommen beträgt heute rund 43 Millarden jährlich gegen 23—25 Milliarden um das Jahr 1895.

„Von den 43 Milliarden werden jährlich etwa 7 Milliarden Mark, also ein knappes Sechstel, für öffentliche Zwecke aufgewendet, etwa 27—28 Milliarden Mark dienen dem privaten Verbrauch und etwa 8—8½ Milliarden, die sich durch den automatischen (! K.) Wertzuwachs des vorhandenen Vermögens auf 10 Milliarden Mark erhöhen, wachsen (jährlich. K.) als Mehrung dem Volksvermögen (! K.) zu, gegen etwa 4½—5 Milliarden vor 15 Jahren."

„Das deutsche Volksvermögen beträgt heute mehr als 300 Milliarden Mark gegen rund 200 Milliarden Mark um die Mitte der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts."

„Diese lapidaren Ziffern fassen, in Geldeswert ausgedrückt, das Ergebnis der gewaltigen wirtschaftlichen Arbeit zusammen, die Deutschland unter der Regierung unseres Kaisers geleistet hat." (S. 124.)

Die letzten Worte fassen nur in lapidarer Kürze die Fülle von Servilität zusammen, die sich in deutschen Gelehrten und Kapitalisten „unter der Regierung unseres Kaisers" angesammelt hatte, die es sich selbst bei den unpassendsten Gelegenheiten nicht versagen konnte, den Imperator zu verherrlichen. Vier Jahre, nachdem er die eben zitierten Sätze geschrieben, hätte allerdings selbst ein Helfferich nicht mehr gewagt, die ökonomischen Zustände Deutschlands als das Ergebnis der Regierung Wilhelm II. hinzustellen. Und doch, soweit man Deutschlands Oekonomie mit dem Kaiser in Verbindung bringen kann, ist

dessen Regierung wohl schuld an dem furchtbaren, ebenso ökonomischen wie politischen und militärischen Zusammenbruch des Reiches durch den Weltkrieg, nicht aber an dem vorhergehenden enormen Aufstieg. Dieser war einzig und allein das Produkt der deutschen Arbeit, das heißt, der Arbeit der deutschen Kopf- und Handarbeiter. Die Zahlen Helfferichs lassen aber auch ermessen, wieviel von dem Gesamtprodukt der Arbeit jahraus, jahrein die Form von Mehrwert annimmt, der teils vom Staat, teils von den Kapitalisten konsumiert, teils akkumuliert wird. Gestattet uns der Stand der Statistik nicht, den privaten Verbrauch der Kapitalisten und ihrer Parasiten zahlenmäßig zu erfassen, so ist doch nicht daran zu zweifeln, daß dieser Konsum zusammen mit den 10 Milliarden jährlicher Akkumulation und den 7 Milliarden jährlicher Ausgaben der Gemeinwesen, namentlich des Reiches und der Einzelstaaten, gut die Hälfte des auf 43 Milliarden berechneten jährlichen Volkseinkommens ausmachte — eher mehr. Sollten die Kapitalisten mit ihrem Anhang nicht mehr wie ein Viertel des jährlichen Gesamtkonsums Deutschlands für ihren persönlichen Konsum verwendet und verschwendet haben?

Vor allem aber, und das ist für uns hier das wichtigste: Binnen 13 Jahren stieg die Ziffer der jährlichen Akkumulation Deutschlands von 4½—5 Milliarden auf 10 Milliarden. *Sie verdoppelte sich also.*

Das gleiche gilt von den Abgaben der Bevölkerung an das Reich und die Bundesstaaten zusammen.

Das statistische Jahrbuch für das Deutsche Reich verzeichnete erst seit dem Jahrgang 1902 neben den Einnahmen und Ausgaben des Reichs die der Bundesstaaten. Und auch die nur für jeden von ihnen besonders. Es vermied, die Summen anzugeben, wohl hoffend, der Leser werde sich nicht die Mühe geben, zu addieren, und so werde ihm der erschreckende Anblick der Gesamtsumme erspart. Auch Helfferich scheint auf genaues Addieren verzichtet zu haben, sonst hätte er nicht 1914 die „Ausgaben für öffentliche Zwecke“ auf „etwa 7 Milliarden Mark“ angegeben. Sie betrugen 1913 fast 11 Milliarden (10 863,4 Millionen), darunter über 4 Milliarden Reichsausgaben. Dagegen 1901 etwas über 6 Milliarden (6 239 Millionen), darunter nicht ganz 2½ Milliarden (2 470 Millionen) Reichsausgaben. Von den Kommunalabgaben ist dabei ganz abgesehen.

Eine Denkschrift der Dresdner Bank, herausgegeben anläßlich ihres vierzigjährigen Bestehens, betitelt: „Die wirtschaftlichen Kräfte Deutschlands“ (Berlin 1913), gibt an, daß sich die Einnahmen des Reiches und der Bundesstaaten beliefen auf: 1881 2 860,4 Millionen Mark, 1911 8 543,0 Millionen Mark.

Wie wir eben gesehen, waren die Ausgaben 1913 auf 10 863 gestiegen. Die Einnahmen betrugen ungefähr ebensoviel (10 838 Millionen).

Also eine Verdreifachung der Ausgaben des Reichs und der Staaten binnen 30 Jahren, eine Verdoppelung binnen 15 Jahren. Man sieht, wie rasch der Mehrwert wächst.

Dieselbe Denkschrift verzeichnet als Schichtlohn der Steinkohlenbergarbeiter im Bezirk Dortmund 1890 3,98 Mark, 1910 5,37 Mark, also eine Zunahme von 1,39 Mark, nicht einmal um 35 Prozent, etwas über ein Drittel binnen 20 Jahren. Daneben ist noch in Betracht zu ziehen die Zunahme der Bevölkerung. Sie stieg von 49,4 auf 65 Millionen, also um 31 Prozent. Hingegen verdoppelten sich die Staatsausgaben und der Betrag der jährlichen Akkumulation binnen 15 Jahren, von 1895 bis 1910.

Ein deutlicher Beweis der zunehmenden Ausbeutung.

Nicht minder als die zahlenmäßig schwer faßbare Zunahme des Konsums und vor allem die Verschwendung der Kapitalistenklasse und der Kampf um die Abwälzung der wachsenden Steuern ist es die rapide Zunahme der Akkumulation, die den Klassengegensatz zwischen Arbeit und Kapital immer mehr verschärft. Das bewirkt die Akkumulation schon dadurch, daß sie die Machtverhältnisse zwischen beiden Klassen beständig umwälzt, womit sie immer wieder neue Konfliktstoffe schafft. Die Kapitalistenklasse nutzt ihren wachsenden Reichtum immer mehr dazu aus, sich immer wieder neue und stärkere Machtpositionen gegenüber der Arbeiterklasse zu schaffen.

Das riesenhafte Anwachsen der kapitalistischen Akkumulation ermöglicht jene nicht minder riesenhafte Umwälzung der Technik im Bereich der kapitalistischen Produktionsweise, namentlich Westeuropas und der Vereinigten Staaten, die, vorbereitet schon am Ende des 18. Jahrhunderts, beobachtet und untersucht von unseren Meistern, doch erst gegen das Ende des letzten Jahrhunderts jene Dimensionen erreichte, die uns heute gar nicht zu Atem kommen lassen. Nicht nur die alten Industriezweige wurden völlig umgewälzt, sondern ganze große neue geschaffen, die elektrische, die chemische, die der Automobile und Flugzeuge usw. Und dabei wurde von dem verhältnismäßig winzigen Gebiet des nördlichen Westens Europas und des nördlichen Ostens der Vereinigten Staaten aus das Verkehrswesen der ganzen Welt umgewälzt, mit einem Netz von Schienenwegen versehen, das sich rasch verdichtet und mit denen verbunden sich ebenso rasch enorme Bergwerke, Textilfabriken, Eisenwerke in Bezirken erheben, die bisher von Barbaren oder Wilden bewohnt waren.

Die wachsende Ausbeutung der Arbeiter in dem bisherigen Gebiet kapitalistischer Produktion beschleunigt immer mehr das

Tempo der Akkumulation. Diese erweitert dann wieder um so rascher das Gebiet der kapitalistischen Ausbeutung, so daß deren Gesamtertrag mit der Gewalt einer Sturmflut anwächst. Wie viel davon die Kapitalistenklasse teils in persönlichem Verbrauch (für sich und ihre Parasiten) teils in Ausgaben für ihren Herrschaftsapparat vergeuden mag, es wächst dabei immer noch die Masse der Machtmittel des Kapitals gegenüber dem Proletariat, aber auch immer mehr die Zahl der Proletarier, während das Wachstum der Mitgliederzahl der Kapitalistenklasse demgegenüber nicht ins Gewicht fällt. Sie kann sogar absolut abnehmen. Relativ geschieht das sicher.

Das Proletariat wird in den kapitalistischen Staaten immer mehr die Masse der Nation. Und seine Interessen werden immer mehr identisch mit den Interessen aller arbeitenden Klassen.

Der wachsenden Masse auf der einen Seite steht eine kaum zunehmende Anzahl von Kapitalisten gegenüber. Und in dieser Zahl ist es ein immer kleiner werdender Kreis von Kapitalmagnaten, denen immer mehr die Leitung und Ausnutzung der anwachsenden Kapitalmassen zufällt. Nicht nur durch den Vorgang der Akkumulation vermehren sich die großen Vermögen immer rascher. Das Uebergewicht dieser Vermögen und des Großbetriebs ruiniert die kleinen Kapitalisten und fördert die Zentralisation der Kapitalien. Das Aktien- und Bankwesen und die Kartellbildungen bewirken es endlich, daß immer mehr fremde Kapitalien der Oberhoheit der Kapitalmagnaten anheimfallen.

Das Aktienwesen soll den Kapitalismus „demokratisieren". Tatsächlich bewirkt es ganz anderes. Zahlreiche Mittelschichten zwischen Kapital und Proletariat und bis zu einem gewissen Grade selbst einzelne besser bezahlte Schichten von Lohnarbeitern können Geldmittel ersparen, die zu klein sind, um damit einen kapitalistischen Betrieb zu eröffnen. In der Form von Aktien und Depositen bei Banken werden diese Mittel von den kleinen Leuten den großen Kapitalisten zur Verfügung gestellt und vermehren deren ökonomische Macht.

Die Kapitalmagnaten vereinigen immer mehr das Kapital der Industrie und der Banken in ihrer Hand. Sie bilden so das Finanzkapital, wie Hilferding es nennt, der diesen Prozeß mustergültig erforscht hat. Durch diese Vereinigung werden sie in wachsendem Maße zu Herren der ganzen Gesellschaft, über deren Schicksale sie immer mehr unumschränkt verfügen.

Nicht nur die besitzlosen, auch zahlreiche besitzende Arbeiter, wie Bauern und Handwerker, selbst zahlreiche Besitzer von Kapitalien werden durch diese Magnaten immer mehr bedrängt und bedroht. Deren Herrschaft wird um so drückender, als die neuen Monopolisten, wie alle Monopolisten, immer mehr trachten, durch

brutale Gewalt in der inneren und äußeren Politik ihre Interessen zu wahren, in fundamentalem Gegensatz zu den ersten industriellen Kapitalisten und noch mehr zu den weiterblickenden ihrer früheren theoretischen Vorkämpfer, die in der freien Konkurrenz, dem freien Handel, der Demokratie, dem Völkerfrieden ihre Ideale sahen. Dies Ideal wurde von Anfang an durch störende Gegentendenzen getrübt, aber es bildete doch einen Gegensatz zu den Tendenzen der Geldkapitalisten, die stets mit dem großen Grundbesitz und dem Absolutismus Hand in Hand gingen und zur Gewaltpolitik neigten.

In den letzten Jahrzehnten wird diese Gewaltpolitik immer mehr die Politik aller, die über die Machtmittel des Kapitals verfügen.

Immer mehr ist es die gesamte Gesellschaft, die darunter seufzt. Aber nur das Proletariat vermag es, einen systematischen und energischen Kampf gegen das Joch des Großkapitals zu führen, weil es dem Kapital von vornherein widerstrebt, während die anderen von diesem beherrschten Schichten durch mancherlei Eigentums- und selbst Kapitalsinteressen dabei gehindert werden.

Immerhin wird die Tatsache von größter Bedeutung, daß das Proletariat mit seinen besonderen Klasseninteressen auch immer mehr die Interessen der großen Masse der Gesellschaft vertritt, in der es immer mehr selbst die Majorität ausmacht. Das Proletariat wird damit zum Vorkämpfer des gesamten gesellschaftlichen Interesses und es schart um sich immer mehr jener zahlreichen Zwischenschichten, die sich zwischen ihm und der Kapitalistenklasse bilden.

Im selben Maße aber mildern sich nicht, sondern mehren sich die Gegensätze zwischen den Proletariern und dem Kapital, das sich von jenen immer mehr auf den verschiedensten Gebieten, nicht bloß auf denen des Arbeitslohnes und der Arbeitszeit bedroht fühlt. Das Wachstum der Demokratie und die Verbesserung der Lebenshaltung der Arbeiter vermindert nicht, sondern vermehrt die Angriffsflächen und die Konfliktstoffe zwischen den kämpfenden Klassen. So vertiefen sich die Gegensätze zwischen ihnen immer mehr.

Im vorigen Jahrhundert boten in den siebziger und achtziger Jahren die Gewerkschaften der englischen Arbeiter, später, in den neunziger Jahren, die der deutschen einige Erscheinungen, die die Oekonomen und Publizisten der bürgerlichen Gesellschaft hoffen ließen, daß nun eine Milderung der Klassengegensätze eintrete.

Heute zeigen sich diese Gegensätze nirgends schroffer als in England.

Eben, wo ich dies schreibe (November 1926) veröffentlicht Lloyd George einen Artikel, „Europa nach acht Jahren", in dem

er mitteilt, daß in England in den acht Jahren vor dem Kriege Streiks und Aussperrungen einen Verlust von 89 Millionen Arbeitstagen herbeiführten. In den acht Jahren nach dem Kriege hätten Arbeitskämpfe einen Verlust von 319 Millionen Arbeitstagen nach sich gezogen.

Das sieht nicht nach Milderung der Klassengegensätze aus.

Und in Deutschland haben sich nicht nur die freien Gewerkschaften immun gegen die Illusion von der Harmonie zwischen Kapital und Arbeit erwiesen, sondern in den katholischen Gewerkschaften selbst faßt der Gedanke des Klassenkampfes immer mehr Wurzel.

Zwölftes Kapitel.

Oekonomie und Politik.

An der zunehmenden Verschärfung der Klassengegensätze in der kapitalistischen Gesellschaft ist nicht zu zweifeln. Aber entspringt sie nicht aus Verhältnissen, die recht trübe Aussichten für das Proletariat bieten?

Wir haben früher gesehen, daß ein Abwirtschaften oder ein Verkommen des Kapitalismus, ein Auftauchen von ökonomischen Schranken, die er nicht überwinden kann, nicht zu erwarten ist. Nun zeigt es sich aber auch, daß die ökonomische Macht der Kapitalistenklasse nicht nur absolut, sondern auch relativ, im Verhältnis zu der anderer Klassen, immer mehr wächst, das Proletariat daher dem Kapital gegenüber ökonomisch nicht stärker, sondern schwächer wird. Woher soll ihm da die Kraft kommen, deren es bedarf, das Kapital niederzuringen?

Allerdings haben wir auch gesehen, daß nicht nur das industrielle Kapital, sondern auch das industrielle Proletariat in der kapitalistischen Produktionsweise immer mehr erstarkt. Die beiden Klassen, Kapitalisten und Proletarier, sind diejenigen in der heutigen Gesellschaft, die immer kraftvoller werden, im Gegensatz zu den anderen, deren gesellschaftliche Bedeutung im Verhältnis zu den beiden industriellen Klassen immer mehr abnimmt.

Wie ist es aber möglich, daß zwei einander gegenüberstehende Klassen gleichzeitig nicht bloß absolut, sondern auch relativ erstarken? Der anscheinende Widerspruch löst sich dadurch, daß es zwei ganz verschiedene Gebiete sind, auf denen jede der beiden Klassen stetig an Kraft gewinnt.

Die Kapitalisten werden immer stärker in der *Oekonomie*, die Proletarier in der *Politik*.

Ist aber nicht nach unserer Geschichtsauffassung die Oekonomie stets der entscheidende Faktor, die Politik bloß ein von ihr abhängiger Ueberbau?

Darauf berufen sich in der Tat nicht wenige Anarchisten und Verächter der Demokratie unter den Sozialisten. Sie erklären: zuerst muß der Kapitalismus gestürzt sein, dann erst kommen wir zur wahren Freiheit. Bis dahin ist die Demokratie nur Schwindel und Illusion.

Es liegt nahe, die materialistische Geschichtsauffassung in dieser Weise auszulegen. Doch wird sie dadurch nur verflacht und in ungebührlicher Weise versimpelt. In Wirklichkeit sagt sie keineswegs, daß der ökonomisch Stärkere also der Reichere, sich stets auch als der gesellschaftlich Stärkere erweist. Sie sagt bloß, daß jede gesellschaftliche Aenderung sich letzten Endes auf eine ökonomische Aenderung zurückführen läßt und daß kein gesellschaftliches Gebilde sich behaupten kann, das nicht den gegebenen Lebensbedingungen der Menschen angepaßt ist.

Die menschliche Gesellschaft ist ein höchst mannigfaltiges Gebilde. Neu auftauchende ökonomische Verhältnisse wirken auf jede ihrer vielen Seiten abändernd, aber nicht auf alle in gleicher Weise und in gleichem Sinne. Am wenigsten in einer Klassengesellschaft.

Aus demselben ökonomischen Boden entsprießen die mannigfachsten Tendenzen, einander fördernd, einander kreuzend, einander bekämpfend oder lähmend. Sie alle sind ökonomisch bedingt, aber sie sind nicht alle rein ökonomischer Natur. Neben den ökonomischen Bedürfnissen und Kräften spielen auch brutale Gewalt und geistige Ueberlegenheit eine große Rolle in diesen Kämpfen. Das leugnet unsere Geschichtsauffassung gar nicht. Sie führt bloß alle Wandlungen und Verschiedenheiten dieser Arten von Gewalt und Ueberlegenheit ebenso wie die der ökonomischen Bedürfnisse und Kräfte auf Wandlungen der Produktionsverhältnisse zurück.

Wie gegensätzlich verschiedene ökonomische Tendenzen werden können, die auf demselben ökonomischen Boden erwachsen, dafür nur ein Beispiel aus unserer Zeit.

Die kapitalistische Produktion ist Massenproduktion. Sie gedeiht um so besser, je ausgedehnter ihr Markt, je mehr sie ihn beherrscht, seine Verkehrsverhältnisse ihren Bedürfnissen anpaßt. Diese Beherrschung und Anpassung trifft am meisten zu für den inneren Markt. An rationellsten war das Streben, den Markt durch Erringung des Freihandels zu erweitern. Aber dies Streben fand mannigfache Hindernisse. Um so mehr gedeiht das industrielle Kapital dort, wo der innere Markt ein ausgedehnter ist und rasch wächst, wie das am meisten in den Ver-

einigten Staaten der Fall ist. Darin liegt eine der wichtigsten Ursachen ihrer ökonomischen Ueberlegenheit über die Staaten Europas. Auch in diesen besteht ein stetes Streben der Kapitalisten nach Erweiterung des von ihnen politisch beherrschten Wirtschaftsgebiets. Dies eine der ökonomischen Wurzeln jener Erscheinung, die man den Imperialismus nennt, und des Weltkriegs.

Es gab nicht wenige Marxisten, die bei Ausbruch des Weltkrieges der Meinung waren, Imperialismus und Eroberungskrieg seien mit dem Kapitalismus untrennbar verbunden. Die meisten unter ihnen, überwiegend spätere Bolschewiki, schlossen daraus, es sei, um jeden Krieg unmöglich zu machen, dringendste Pflicht für uns, dem Kapitalismus schleunigst ein gründliches Ende zu bereiten. Auf anderem Wege ließen sich Kriege nicht verhüten. Eine trübe Aussicht für uns, die wir auch dem Kriege mit aller Entschiedenheit widerstrebten, es aber nicht für so ausgemacht hielten, es sei jetzt schon möglich, dem Kapitalismus in der ganzen Welt mit einem Schlage den Garaus zu machen. Und das ist zur Verhinderung des Krieges nötig, wenn er untrennbar mit dem Kapitalismus zusammenhängt. Dessen Ueberwindung in dem einen oder anderen Staat allein würde keineswegs den Frieden sichern.

Es gab jedoch auch andere Marxisten, allerdings weit geringer an Zahl, die in entgegengesetzter Richtung argumentierten: da das Ende des Kapitalismus noch nicht gekommen sei, bildeten Imperialismus und Eroberungskrieg einstweilen eine ökonomische Notwendigkeit, der sich kein geschulter Marxist widersetzen dürfe.

Das wurde vor allem verteidigt von Cunow in seiner Schrift: „Parteizusammenbruch" (Berlin 1915), in der er darauf hinwies, daß der Imperialismus „eine ebensolche notwendige Durchgangsstufe zum Sozialismus" sei, wie etwa das Maschinenwesen, und den Imperialismus nicht aufkommen lassen oder entwurzeln zu wollen sei „genau solche Albernheit", wie wenn man in den Anfängen der Großindustrie die Sache der Arbeiter durch Zerstörung der Maschinen zu fördern suchte. (S. 14.)

In Zusammenhang damit wendete er sich gegen den Grundsatz der Selbstbestimmung der Nationen (S. 29), den die Erklärung der sozialdemokratischen Fraktion im Reichstag vom 4. August 1914 ausdrücklich betont hatte. Er trat vielmehr für die Bildung großer Reiche durch Eroberungen ein, durch die kleine Nationen in einem Staate zwangsweise vereinigt würden. In einer Polemik gegen meine Kritik seiner Auffassung weist er auf die europäischen Staatenbildungen seit dem 16. Jahrhundert hin und erklärt:

„Erst auf Grund dieser staatlichen Zusammenfassung bildete sich dann, und zwar teilweise wieder durch Zwang[1]), eine Art Nationalcharakter dieser Staaten heraus.

„Nicht eine Herausbildung neuer, kleiner Nationen, sondern staatliche Zusammenfassung und schließlich nationale Verschmelzung, das ist nämlich der Gang der Entwicklung von den alten Kulturreichen Asiens und Amerikas bis in die neueste Zeit!" (Neue Zeit, XXXIII, 2. S. 176.)

Und voll Verachtung kommt Cunow zu dem Schlusse:

„Deshalb ist auch das sogenannte Recht auf nationale oder staatliche Selbständigkeit lediglich eine ethisch-ästhetische Fiktion ohne historische Grundlage." (S. 178.)

Wir haben die Frage der Selbstbestimmung der Nationen schon oben behandelt, in dem Kapitel über den Nationalstaat (11. Kapitel d. 7. Abschnittes dieses Buches).

Hier sei das Gesagte durch einige Bemerkungen ergänzt.

Kein Zweifel, die Tendenz zu steter Vergrößerung einzelner Staaten durch Eroberungskriege ist in der Geschichte zu verfolgen, und sie wird nicht nur durch das Streben des Absolutismus nach Ausdehnung des Machtgebiets und nach Einheitlichkeit der Staatsverwaltung hervorgerufen, die ebenso nach einer einzigen Staatssprache verlangt, wie etwa nach einer einzigen Währung. Das Bedürfnis des Kapitals ging in der gleichen Richtung und unterstützte dies Streben nach Ausdehnung des Wirtschaftsgebiets und nach einer Beseitigung aller Schranken des inneren Verkehrs, zu denen nicht nur Binnenzölle gehörten, sondern auch Sprachverschiedenheiten innerhalb der Bevölkerung. In den Staaten Westeuropas, in denen schon reger innerer Verkehr herrschte, fand diese Tendenz nach Aufhebung der Sprachverschiedenheiten wenig Widerstand.

Im 18. Jahrhundert war die Masse, wenigstens des Landvolks, aber auch zum Teil noch in den Städten, des Lesens und Schreibens unkundig. Die Sprache des herrschenden Standes, die auch die der Residenz, des Hofes, der Bureaukratie, der Armee war, wurde zur Schriftsprache, zur Sprache der Gebildeten im ganzen Staate erhoben, die jeder kennen mußte, der im Staate oder in der Hauptstadt vorwärts kommen wollte, welches immer die Sprache war, die er zu Hause, in seiner Familie oder mit seinen Freunden etwa in der Kneipe, sprach. Die Sprachen, die im Staate außer der Staatssprache üblich waren, wurden an keiner Schule gelehrt, hatten keine Literatur. Sie sanken zu einer verachteten Stellung herab. Wer aus dem Dorfe herauskommen oder im Dorfe etwas von der Welt erfahren wollte, seien es politische oder wirtschaftliche Informationen, mußte die Staatssprache erlernen. Diese dehnte sich mit den Fortschritten des

1) Die Unterstreichung hier und im nächsten Zitat stammt von Cunow her. K.

Verkehrs immer mehr aus und drängte die anderen Sprachen im Staate immer weiter zurück.

So kam es zur Entnationalisierung der verschiedenen Nationalitäten, die eine von der Staatssprache verschiedene Sprache redeten. Aber nur in Westeuropa.

In Osteuropa wurde der feudale Partikularismus später überwunden, in einer Zeit, in der allgemeine Schulbildung auch auf dem flachen Lande im Interesse der ökonomischen Entwicklung immer dringender notwendig wurde, so daß selbst das zaristische Rußland anfing, dieser Entwicklung Rechnung zu tragen. Die unteren Klassen der verschiedenen Nationen lernten im 19. Jahrhundert überall, auch in Osteuropa, wenn nicht ebenso früh wie in Westeuropa, so doch bald darauf, in ihrer eigenen Sprache, der einzigen, die sie verstanden, lesen und schreiben. Auch diejenigen Sprachen, die bis dahin keine eigene Literatur gehabt hatten, erhielten jetzt die Möglichkeit, zu Schriftsprachen zu werden. Deren Zahl wuchs im Laufe der letzten hundert Jahre, man kann sagen, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt immer mehr an.

Die Schrift hat einen eigentümlich konservativen Charakter. Wo eine Sprache zur Schriftsprache wird, gelingt es nur schwer, einer zusammenhängenden Bevölkerung, die sie spricht, eine andere Sprache aufzudrängen. Es wird fast unmöglich in der Zeit der aufstrebenden Demokratie, der Auflehnung gegen die Allmacht der Bureaukratie. Wo diese eine fremde Sprache spricht, gestaltet sich der Kampf gegen sie zu einem Kampf gegen Fremdherrschaft.

Die Entnationalisierung war im Zeitalter des allgemeinen Absolutismus gelungen gegenüber Völkern ohne Schriftsprache, wie den Gälen in Schottland und Irland, den Wenden in Preußen und Sachsen, den Bretonen in Frankreich. Die Versuche, für diese Nationen Schriftsprachen zu schaffen, kamen zu spät und blieben Spielereien.

Daß es in unserer Zeit nicht mehr so leicht geht wie im 18. Jahrhundert, und daß die Möglichkeit immer mehr schwindet, einem rückständigen Volk, das von einem höher entwickelten beherrscht wird, dessen Sprache aufzuwingen, lag in der Mitte des vorigen Jahrhunderts noch nicht klar zutage. So konnten Marx und Engels 1848, wütend über die Hilfe, welche die Gegenrevolution bei manchen slawischen Stämmen gefunden hatte, diese Völker als ebenso dem Untergang geweiht ansehen wie Gälen und Bretonen.

Das war ein großer Irrtum. Unsere Meister haben sich auch später nicht wieder in diesem Sinne geäußert. Cunow aber hielt es 1915 für passend, sich gegenüber der von unserer Partei auf-

gestellten Forderung der Selbstbestimmung der Nationen auf den Marx von 1848 zu berufen.

Cunow erklärte damals, die Anerkennung des Rechtes eines jeden Volkes auf nationale Selbständigkeit widerspreche der historischen Entwicklung, denn diese melde, abgesehen von dem südöstlichen Europa, während der letzten Jahrzehnte

„nichts von einem nationalen Differenzierungs-, sondern von einem großen Amalgamierungsprozeß, von einer fortgesetzten Verschmelzung der kleinen Nationalitäten zu großen Kulturstaaten".

Demgegenüber wies ich in meiner Kritik auf die entgegengesetzte Tendenz hin, auf die Trennung von Schweden und Norwegen, auf das Erstarken der Tschechen und Letten, auf das wachsende Selbstbewußtsein der Flamen gegenüber den Wallonen in Belgien. (Neue Zeit, XXXIII, 2, S. 77.)

Ich hätte hinzufügen können, daß sich in der letzten Zeit sogar die Tendenz geltend macht, Dialekte zu eigenen Schriftsprachen zu erheben, und diejenigen, die sie gebrauchen, zu einer besonderen Nation zu machen.

Also nicht die Zusammenfassung und Verschmelzung zahlreicher Nationen in wenigen großen Staaten ist die Signatur der modernen historischen Entwicklung. Das trat aufs schärfste zutage nach der Beendigung des Weltkrieges, der die besiegten Großstaaten zertrümmerte, soweit sie aus verschiedenen Nationalitäten bestanden, und eine Reihe kleinerer Nationalstaaten an deren Stelle setzte. Um dieselbe Zeit bekam Irland seine eigene staatliche Existenz.

Das war ein großer Schritt vorwärts im Sinne der historischen Entwicklung, wenn die Sieger dabei die Selbstbestimmung der Nationen allein in Betracht gezogen hätten. Aber der Friede war ein Gewaltfriede, kein Verständigungsfriede, nicht ein Sieg der Demokratie, sondern des Militärs, und so wurde bei der Ziehung der neuen Grenzen die Selbstbestimmung der Nationen nur unvollkommen beachtet und durch das Verlangen nach günstigen strategischen Punkten und nach Reichtumsquellen in vielen Fällen arg durchbrochen.

Doch davon haben wir hier nicht zu handeln. Was uns jetzt angeht, ist dieses, daß die historische Entwicklung der Zeit des industriellen Kapitalismus nicht allein den einen Weg geht, immer größere Staaten und Wirtschaftsgebiete zu schaffen, sondern vielmehr überwiegend den entgegengesetzten Weg beschreitet nach Aufteilung bestehender Großstaaten und durch Zölle begrenzter Wirtschaftsgebiete in zahlreiche kleinere.

Gewiß entspringt die erstere Tendenz den ökonomischen Bedingungen kapitalistischer Produktion, nicht minder aber auch die zweite entgegengesetzte Tendenz. Sie hängt mit den Bedürfnissen nach vermehrter Volksbildung und erhöhter Demokratie zusammen, die aus dem industriellen Kapitalismus hervorgehen.

Während die erstere Tendenz die Methoden des Absolutismus anwendet, die Bevölkerung den Bedürfnissen der Staatsgewalt anzupassen, basiert die letztere auf der Methode der Demokratie, den Staat den Bedürfnissen der Bevölkerung anzupassen.

Oft genug geraten die beiden Tendenzen in Konflikt miteinander, obwohl sie demselben Boden entspringen, und zumeist siegt dabei jene, die zwar in letzter Linie ökonomisch begründet, direkt aber politischer Natur ist, über die andere, die nicht bloß eine ökonomische Grundlage aufweist, sondern auch direkt aus ökonomischen Bedürfnissen entspringt.

Der politische Faktor kann also unter Umständen stärker werden als der rein ökonomische.

Allerdings kann auch der politische sich nicht dauernd von seiner ökonomischen Basis trennen. Er bleibt von ihr abhängig. Das gilt ebenfalls in dem besonderen, eben betrachteten Fall.

Der Zerfall der östlichen, aus vielen Nationalitäten bestehenden Großstaaten in kleinere war unvermeidlich. Doch führt er zu den ärgsten wirtschaftlichen Uebeln, wenn es nicht gelingt, diese Tendenz mit der entgegengesetzten zu vereinbaren, die eine stete Ausdehnung der Wirtschaftsgebiete verlangt. Wenn die neugeschaffenen Kleinstaaten fortfahren, sich durch Zollgrenzen und andere Erschwerungen des Verkehrs sowie durch Verschiedenartigkeiten der Währungen usw. voneinander abzuschließen, muß sich daraus ein fortschreitender Verfall ihres Wirtschaftslebens ergeben.

Die verschiedenen, aus demselben ökonomischen Boden hervorgehenden Tendenzen widersprechen einander und gar manche von ihnen ist ökonomisch sehr unvorteilhaft. Ein Kampf ums Dasein findet zwischen ihnen innerhalb des Staates statt, und gleichzeitig ein Kampf ums Dasein der verschiedenen Staaten der gleichen Produktionsweise miteinander. Dieser Kampf braucht kein Krieg zu sein, ist vielmehr in der kapitalistischen Produktionsweise in der Regel ein Kampf ökonomischer Konkurrenz.

Ein Staat wird um so mehr gedeihen und sich im Daseinskampf um so eher behaupten, je mehr unter den ökonomisch *begründeten* Tendenzen, die in seinem Schoße auftauchen, die ökonomisch *vorteilhaften* die Uebermacht über die anderen gewinnen und diese entweder unterdrücken oder sich anpassen.

Dies der Weg, auf dem ökonomische Notwendigkeiten sich durchsetzen. Er ist nicht so einfach, wie so mancher Kritiker und auch so mancher Verfechter des Marxismus glaubt.

Die ökonomischen Erscheinungen der Oberfläche brauchen sich also im staatlichen Leben nicht immer als die stärkeren zu erweisen gegenüber den politischen. Die Tatsache, daß das Proletariat nur an politischer, nicht aber an ökonomischer Macht dem

Kapital über den Kopf wächst, beweist keineswegs die Aussichtslosigkeit des proletarischen Befreiungskampfes. Sie beweist bloß, daß es aussichtslos ist, ihn mit rein ökonomischen Mitteln führen zu wollen, wie manche Sozialreformer und Anarchisten, Genossenschafter, Koloniengründer und Syndikalisten vermeinen. Sicher gedeihen viele der ökonomischen Organisationen des Proletariats, vor allem die Gewerkschaften, daneben auch Genossenschaften. Sie werden unentbehrlich, um es kampffähig zu erhalten, und dem Kapital mancherlei Konzessionen abzuringen. Aber sie sind außerstande, das Wachsen der ökonomischen Macht des Kapitals zu überholen und seiner Herrschaft ein Ende zu machen.

Daher nannte Rosa Luxemburg einmal das Wirken der Gewerkschaften eine Sisyphusarbeit, ein Wort, das bei den deutschen Gewerkschaften böses Blut machte und auch insofern unglücklich gewählt war, weil man es gern zur Bezeichnung einer ganz nutzlosen Arbeit verwendet. Und in diesem Sinne gebraucht, wäre das Wort natürlich ganz verfehlt. Ohne Gewerkschaften kein Aufstieg, kein Klassenkampf des Proletariats. Doch sie allein sind nicht imstande, den Klassenkampf zu einem Befreiungskampfe zu gestalten. Das vermag nur die *politische Aktion* des als besondere politische Partei konstituierten Proletariats.

Trotz der wachsenden ökonomischen Macht des Kapitals ist das Proletariat in mehreren der großen Staaten Westeuropas, namentlich England und Deutschland, nahe daran, den Alleinbesitz der Staatsgewalt zu gewinnen. In vielen anderen Staaten ist es in raschem Vormarsch zu diesem Ziel begriffen. Einmal im Besitze der Staatsmacht, ist das Proletariat imstande, die Axt wenigstens an eine der beiden Wurzeln der kapitalistischen Macht zu legen: an das Privateigentum, an den Produktionsmitteln. Das Eigentum beruht auf der Anerkennung durch das Gemeinwesen. Dieses ist es, das eine bestimmte Eigentumsordnung für notwendig hält und sie schützt. Es kann, wenn das allgemeine Interesse es erheischt, auch eine andere einführen.

Aber freilich, mit der Aufhebung des kapitalistischen Privateigentums an Produktionsmitteln ist wohl die kapitalistische Produktionsweise aufgehoben, aber noch keine neue geschaffen. Und die Fortsetzung des Produktionsprozesses ist unerläßlich, soll die Gesellschaft, sollen die Arbeiter selbst existieren können. Die kapitalistische Produktionsweise und damit das kapitalistische Eigentum können nur insoweit ohne Gefahr für die Gesellschaft aufgehoben werden, als diese Art des Produzierens ersetzbar ist durch eine andere, die für die arbeitenden Massen mindestens ebenso gute, wenn nicht bessere ökonomische Resultate ergiebt als die kapitalistische.

Hier kommt die Politik wieder auf ihre ökonomische Bedingtheit zurück, von der sie sich nicht loszulösen vermag. Hier

zeigt sich's deutlich, daß die Eroberung der Staatsmacht durch das Proletariat zwar unentbehrlich ist, soll es sich vom kapitalistischen Joch befreien, daß sie aber für sich allein nicht genügt, wenn nicht bestimmte Vorbedingungen erfüllt sind, teils direkt ökonomische, teils moralische und intellektuelle, deren Eintreten wir nicht erwarten dürfen, wenn nicht ökonomisch bestimmte Lebensbedingungen sie erzeugen.

Besteht die eine der beiden Wurzeln der kapitalistischen Macht in dem Privateigentum an den Produktionsmitteln, so die andere in der besonderen Art der Produktion und Zirkulation der Waren, die auf der Grundlage dieses Privateigentums erwachsen ist und die bisher die höchste und produktivste Form der Produktion und Zirkulation der Waren darstellt. Sie ist angepaßt den Bedürfnissen der Kapitalbesitzer, aber unentbehrlich für die gesamte Gesellschaft, ja für die Lohnarbeiter selbst, die unter ihr ausgebeutet werden. Unentbehrlich, solange es nicht gelingt, an ihre Stelle eine Art der Produktion und Zirkulation von Gütern zu setzen, die den Bedürfnissen der Arbeiter angepaßt ist — Bedürfnissen nach Freiheit und Gleichberechtigung, nach Wissen und Lebensfreude ebenso wie nach ausreichender Nahrung, Kleidung, Wohnung — und diese Bedürfnisse in höherem Maße befriedigt, als die bisherige, was voraussetzt, daß die Produktivität der neuen Produktionsweise der bisherigen zum mindesten nicht nachsteht.

Die Arbeiter als herrschende Klasse selbst würden nicht bei einer neuen Produktionsweise bleiben, unter der sie dauernd schlechter gestellt wären als unter der alten. Man sagt wohl, die Arbeiter haben für ihre Ideale Opfer zu bringen. Das tun sie auch. Aber eine Begeisterung, die stark genug ist, Opferfreudigkeit zu erzeugen, geht aus Kämpfen hervor, nicht aus den Alltagstätigkeiten des ökonomischen Lebens. Und die Begeisterung geht hervor aus den Kämpfen um ein großes Ziel, das heißt, der einzelne opfert seine eigene Persönlichkeit, um bessere Lebensbedingungen für andere, die Kinder, die Kameraden, die Gesellschaft zu erringen.

Wo soll aber die Begeisterung und Opferwilligkeit für eine neue Produktionsweise herkommen, wenn die Kinder, die Kameraden, die Gesellschaft unter ihr schlechter daran sind als sie es früher waren oder gar zugrunde gehen?

Dreizehntes Kapitel.

Die Bedingungen der Sozialisierung der Produktion.

Soll das Proletariat den Sieg nicht bloß erringen, sondern auch festhalten, dann müssen die Bedingungen gegeben sein, die es ihm ermöglichen, die Kapitalistenklasse nicht nur zu expro-

priieren, sondern auch ausreichend im Prozeß der Produktion und Zirkulation zu ersetzen, so daß der ungestörte Fortgang dieser Prozesse gesichert ist.

Nun geht die Entwicklung der kapitalistischen Produktionsweise durch Konzentration und Zentralisation der Kapitalien in einer Richtung vor sich, die heute schon die Person des Kapitalisten immer überflüssiger macht, durch Aktiengesellschaften und Unternehmerverbände. Diese engen den Spielraum der so viel gerühmten Initiative des einzelnen immer mehr ein und setzen an Stelle der Konkurrenz und der Spekulation der einzelnen Unternehmer immer mehr eine feste Regelung und Organisation nicht bloß der Produktion, sondern auch des Absatzes ganzer Industriezweige. Die Regelung könnte sofort sozialistischen Charakter annehmen, sobald sie nicht zu Zwecken privaten Profits, sondern zur Deckung des gesellschaftlichen Bedarfs erfolgte.

Es genügt jedoch nicht, daß die Produktionsmittel sich immer mehr konzentrieren und die Produktion und der Absatz immer mehr geregelt werden. Das würde wohl zu einem Mittel, Krisen zu verhüten, sobald die Produktionsmittel gesellschaftliches Eigentum geworden sind und ihre Anwendung zu Zwecken gesellschaftlicher Bedarfsdeckung und nicht privaten Profits erfolgt.

Aber gerade das Profitstreben pumpt heute aus den Arbeitern so viel Arbeit als möglich heraus, um die Masse des Mehrwerts aufs äußerste hoch anschwellen zu lassen. Und es sucht die Produktionskosten möglichst tief herabzusetzen. Sind die Produktionsmittel Eigentum einer Gesellschaft geworden, in der die Arbeiter die herrschende Klasse sind, dann entfällt die Hungerpeitsche, die der Kapitalist schwingt und durch die er die Arbeiter zwingt, möglichst viel und möglichst sparsam zu produzieren. Und doch soll die neue Produktionsweise ebensoviele Produkte liefern, wie die alte, ja bedeutend mehr, wenn sie imstande sein soll, die Unsumme von Elend zu stillen, die heute besteht.

Das wird nur gelingen, wenn bestimmte psychische Eigenschaften bei den Arbeitern zu finden sind, die sie dazu treiben, aus freien Stücken ihr bestes zu geben, was sie bisher nur unter kapitalistischem Zwang getan haben.

Das besagt nicht, daß etwa die Arbeitszeit zu verlängern wäre. Das widerspräche ja dem Ziel der Befreiung und geistigen Hebung der Arbeiterklasse, das eben durch die neue Produktionsweise erreicht werden soll. Ausreichende Muße für alle Arbeitenden ist dringend notwendig. Nicht minder aber höchste Produktivität der in den verringerten Arbeitsstunden verausgabten Arbeit. Das kann und wird ohne Antreiberei erreicht werden durch Stillegung aller schlecht eingerichteten Betriebe, durch allgemeine Anwendung der fortgeschrittensten Maschinen und Me-

thoden, sowie durch produktive Anwendung bisher unproduktiv oder gar nicht beschäftigter arbeitsfähiger Elemente, wie vor allem Arbeitslose, Arbeiter in nutzlosen Zwergbetrieben, in überflüssigem Zwischenhandel und dergleichen.

Endlich ist dazu aber auch dringend notwendig ausreichendes ökonomisches Verständnis der Arbeiter, die imstande sind, ebenso ökonomische Vorteile und Notwendigkeiten wie ökonomische Nachteile und Unmöglichkeiten zu begreifen, tüchtige von untüchtigen Leitern zu unterscheiden, letztere auszuscheiden, sich freudig um die ersteren zu scharen und verständnisvoll mit ihnen zusammenzuarbeiten.

Ebenso wie ökonomisches Verständnis ist aber auch ein hoher Grad von sittlichem Empfinden erforderlich, große Solidarität, der es als unehrenhaft gegen die Kameraden wie gegen die Gesamtheit der Arbeiterklasse und der Gesellschaft erscheint, nicht seine Pflicht bei der Arbeit in einem Betriebe zu tun, der der sozialistischen, das heißt der von der Arbeiterklasse beherrschten Gesellschaft gehört, sei es in der Form genossenschaftlichen, kommunalen oder staatlichen Eigentums.

Nun wird ökonomische Einsicht den Arbeitern im Laufe des Klassenkampfes immer mehr beigebracht, dafür sorgen Gewerkschaften und Arbeiterparteien, trotz des Geschwätzes von Ethikern, denen ökonomisches Wissen überflüssig erscheint und die ihm dafür ein „überschwängliches Gewand“ anpreisen, „gewirkt aus spekulativem Spinnweb, überstickt mit schöngeistigen Redensarten, durchtränkt von liebesschwülem Gemütstau“, um mit den Worten des kommunistischen Manifestes zu reden.

Die Fortschritte der Arbeiter, die Begründung von Genossenschaften, Gilden, gemeinwirtschaftlichen Anstalten, die Bildung von Betriebsräten, tragen ebenfalls dazu bei, die Einsicht in die Bedingungen des Produktions- und Zirkulationsprozesses weiteren Arbeiterkreisen zu vermitteln.

Sehr wichtig werden dafür, ehe die Sozialisten die Staatsgewalt erobert haben, einzelne industrielle großstädtische Gemeinden. Dort kommt das Proletariat zuerst zur Macht, dort kann es bei genügender kommunaler Bewegungsfreiheit zuerst in größerem Maßstabe Anfänge sozialistischer Produktion ins Leben rufen, einer Produktion, die zur Deckung gesellschaftlichen Bedarfs, nicht zur Gewinnung von Profit dient und von der Arbeiterklasse kontrolliert wird.

Dies war das nicht gerade ausgesprochene oder erkannte, aber doch tatsächlich verfolgte Ziel der proletarischen Vertretung in der Pariser Kommune von 1871. Ein halbes Jahrhundert später hat die Revolution in Oesterreich die Bedingungen geschaffen, daß die Kommune Wien das werden kann, was die Kommune Paris damals werden sollte.

Auch wenn diese vor 50 Jahren gesiegt hätte, wäre es ihr nicht gelungen, im gleichen sozialistischen Geist zu arbeiten, wie das heutige Wien. Dazu war das damalige Paris noch zu kleinbürgerlich, waren seine Arbeiter noch zu sehr von bloßen, allerdings heroischen, Gefühlen geleitet, ohne jegliche ökonomische Einsicht und daher auch zu verworren und gespalten.

Mit der Ausdehnung der politischen Macht und der politischen wie der ökonomischen Kampforganisationen des Proletariats wachsen auch seine ökonomischen Erfahrungen und Kenntnisse, wachsen die Möglichkeiten, die Mittel, aber auch die Notwendigkeiten, daß es sich ökonomisches Wissen aneignet und seinem Handeln zugrunde legt.

Nicht so einfach wie mit dem nötigen Wissen steht es mit der nötigen Moral der Arbeiter. Man mißverstehe mich nicht. Ich will hier nicht Moral predigen, ein ganz unnützes Unternehmen, oder behaupten, es fehle den Arbeitern an Moral, an sittlichem Empfinden. Aber jedes besondere gesellschaftliche Tun erheischt eine besondere Art von Moral, und ist ohne sie nicht erfolgreich zu vollziehen. Die Moral, die der Soldat braucht, soll er sich im Felde bewähren, ist ganz anderer Art als etwa die des Arztes im Krankenhaus oder die der Mutter in der Familie oder die des Führers auf der Lokomotive usw.

Der Klassenkampf erzeugt im Arbeiter eine hohe Moral, aber es ist die des Kämpfers. Sie macht ihn geeignet, den Sieg zu erringen, die politische Macht zu erobern.

Aber wenn er sich nun an den Aufbau der sozialistischen Produktion macht, bedarf diese Moral des Kampfes einer Anpassung an die neue Art, wie der einzelne Arbeiter für seine Klasse tätig zu sein hat.

Der Kampf lehrt ihn freiwillige Disziplin in der eigenen Organisation und Solidarität mit den Kampfgenossen, Verachtung jedes Deserteurs und Streikbrechers, jedes, der sich auf Kosten der Gesamtheit seiner Kameraden einen Sondervorteil zu verschaffen sucht. Dabei aber stetes Mißtrauen, unter Umständen Haß gegen den Betriebsleiter, der entweder sein Ausbeuter ist, oder ihn vertritt. Stete Bereitschaft, sich gegen neue Vorschriften des Leiters aufzulehnen, die nicht gerechtfertigt erscheinen. Gleichgiltigkeit gegenüber den Interessen des Betriebs, dessen Früchte nur der Ausbeuter und Gegner erntet, das Bedürfnis, ihm möglichst wenig zu geben, möglichst viel aus ihm herauszuholen und so den Grad der Ausbeutung zu verringern.

In der sozialisierten Produktion gilt es, die im Klassenkampf gegen das Kapital erzeugte Moral der Disziplin in der Kampforganisation und der Solidarität mit den Kampfgenossen umzustellen auf den Produktionsprozeß, der nun ein Prozeß zur Vermehrung des Wohles der Arbeiterklasse wird, und im Arbeiter

jene Denkart zum Erlöschen zu bringen, die dieser Prozeß als kapitalistischer Ausbeutungsprozeß im Lohnarbeiter erzeugt hat.

Was der klassenbewußte Arbeiter seiner Gewerkschaft und seiner Partei gegenüber bisher schon empfindet, muß er nun auch dem sozialisierten Betrieb gegenüber empfinden. Auch in ihm muß er sich zur Disziplin und Solidarität verpflichtet fühlen. Dieselbe Verachtung, wie bisher für den Streikbrecher, muß er nun für jenen empfinden, der sich durch vorsätzliche Minderleistungen von der Arbeit für die Gesamtheit zu drücken sucht, und ebenso für jeden einzelnen Arbeiter oder jede Arbeiterschicht, die besonders günstige Umstände in einem sozialisierten Betrieb dazu benützen, sich ohne besondere Mehrleistungen Extravorteile zu verschaffen auf Kosten der Gesamtheit der Arbeiterschaft.

Die Umstellung der proletarischen Klassenmoral auf die neuen Produktionsverhältnisse ist nicht leicht. Und im Gegensatz zu den anderen materiellen und geistigen Vorbedingungen sozialistischer Produktion entspringt diese neue Moral nicht schon aus der kapitalistischen Produktionsweise. Sie kann sich erst im Rahmen der sozialistischen Produktion entwickeln. Das wird um so leichter eintreten, je mehr die sozialisierten Betriebe aufhören, ein Ausnahmefall innerhalb des Kapitalismus zu sein, sondern eine Ausdehnung erreichen, die sie instand setzt, das Denken und Fühlen der gesamten Arbeiterklasse zu beeinflussen.

In den Anfängen des Sozialismus mag es schwer fallen, die volle Produktivität der neuen Produktionsweise zu erreichen. Das Streben danach kann Hindernisse finden in nicht ausreichender Solidarität der Arbeiter mit dem Betrieb, in dem sie tätig sind, ebenso wie in dem Streben mancher Arbeiterkreise, die in einem sozialisierten Betrieb tätig sind, aus ihm Extravorteile herauszuschlagen, die von den Arbeitern der nicht sozialisierten Betriebe in der einen oder anderen Form zu bezahlen sind.

Die neue sozialistische Moral in der Produktion wird um so leichter erreichbar sein, je größer die ökonomische Einsicht der Arbeiter, je größer aber auch die Demokratie innerhalb des Betriebes ist. Um so mehr werden die Arbeiter ihn als den ihrigen betrachten und jeden als Schädling an der Arbeitersache ansehen und behandeln, der nicht seine Pflicht tut — und noch darüber hinaus, wenn die Umstände es erheischen.

Nichts verkehrter, als Versuche, den Arbeitern fehlende Arbeitsfreudigkeit, freiwillige Disziplin und Solidarität mit dem Betrieb durch terroristische Maßregeln einbleuen zu wollen. Das kann nur dazu führen, daß die Arbeiter im sozialisierten Betrieb den gleichen Feind sehen, wie im kapitalistischen, und ihm ebenso widerhaarig entgegentreten. Die neue Moral, die der Sozialismus erheischt, kann daraus nicht hervorgehen.

Für die Uebertragung der in den Kampforganisationen des Proletariats erworbenen Moral auf seine Produktionsbetriebe wird ein möglichst großer Reichtum der Gesellschaft ebenso wichtig wie möglichst weitgehende Betriebsdemokratie. Je größer jener, desto leichter wird es, weitgehende Ansprüche der Arbeiter zu befriedigen, desto eher kann das schlimmste Elend beseitigt werden, das am dringendsten nach Abhilfe schreit. Desto größere Vorteile wird das neue Regime den Arbeitern sofort bieten können. Um so eifriger werden sie es verteidigen und auf sein Gedeihen bedacht sein. Mit anderen Worten: Je mehr die kapitalistische Produktionsweise blüht und gedeiht, desto besser die Aussichten des sozialistischen Regimes, das an Stelle des kapitalistischen tritt.

Das klingt paradox vom Standpunkte derjenigen, die vermeinen, der Sozialismus werde aus dem „Zusammenbruch", dem „Versagen", dem „Abwirtschaften" des Kapitalismus hervorgehen. Es steht jedoch nicht im Gegensatz zu der Auffassung, die nicht von dem ökonomischen Niedergang des Kapitals, sondern von dem moralischen, intellektuellen und politischen Aufsteigen und Erstarken des Proletariats den Sieg des Sozialismus erwartet.

Diese Erkenntnis wird wichtig für die Praxis des Proletariats nach errungenem Siege und auch schon für den Weg, den es zum Siege einzuschlagen sucht.

In diesem Zusammenhange darf ich wohl einige persönliche Bemerkungen machen. In meinem Buche über „Bernstein und das sozialdemokratische Programm" (1899) war ich noch der Ansicht, daß die kapitalistische Produktionsweise ökonomische Grenzen habe, über die sie nicht hinauskomme. Und doch mußte ich schon damals zugeben, daß die chronische Krise, in der ich diese Grenze sah, nicht notwendigerweise eintreten müsse.

„Der Prozeß des Eintretens der chronischen Ueberproduktion kann ein langsam sich hinschleppender sein. Wir wissen über sein Wie ebensowenig wie über sein Wann. Ja, ich will gerne zugeben, daß man sogar daran zweifeln kann, ob er überhaupt jemals eintritt, um so mehr zweifeln, je rascher man sich den Fortschritt der sozialistischen Bewegung vorstellt.

Die unheilbar chronische Ueberproduktion, sie bedeutet die letzte Grenze, bis zu der das kapitalistische Regime sich überhaupt behaupten kann, sie braucht nicht notwendigerweise seine Todesursache zu bedeuten . . . Der Klassenkampf des Proletariats kann zum Umsturz der kapitalistischen Produktionsweise führen, ehe noch diese in das Stadium ihrer Verwesung eingetreten ist." (Bernstein usw., S. 145.)

Drei Jahre später untersuchte ich in meiner Schrift über „Die soziale Revolution" unter anderem die Formen, die der Sieg des Proletariats annehmen könnte und die Bedingungen, die ihn zu fördern vermöchten.

Da wies ich darauf hin, daß bei der heutigen Spannung ein Krieg in dem besiegten Staate leicht ein Mittel zur Entfesselung einer proletarischen Revolution werden könne. Nichtsdestoweniger dürften wir einen Krieg nicht wünschen:

„Seine Schrecken sind so entsetzlich, daß heute wohl nur noch militärische Fanatiker den traurigen Mut auftreiben können, mit kaltem Blute nach Krieg zu verlangen. Aber selbst wenn eine Revolution nicht ein Mittel zum Zweck, sondern ein Endzweck wäre, könnte man nicht einen Krieg als Mittel wünschen, die Revolution zu entfesseln. Denn er ist das irrationellste Mittel zu diesem Zweck. Eine feindliche Invasion bringt so entsetzliche Zerstörungen mit sich, schafft so ungeheuerliche Anforderungen an den Staat, daß sie eine Revolution, die aus ihr entspringt, aufs schwerste mit Aufgaben belastet, die dieser nicht eigentümlich sind und die vorübergehend fast alle ihre Mittel und Kräfte absorbieren. Dabei fällt eine Revolution, die einem Kriege entspringt, mitunter mit einem Versagen der revolutionären Klasse zusammen, wenn diese durch den Krieg vorzeitig zur Lösung von Aufgaben berufen wird, für die sie noch zu schwach ist. Der Krieg selbst kann diese Schwäche noch steigern, schon durch die Opfer, die er mit sich bringt, wie durch die moralische und intellektuelle Degradierung, die ein Krieg meist hervorruft. Also enorme Vermehrung der Aufgaben des revolutionären Regimes und gleichzeitige Schwächung seiner Kräfte. Daher kann eine Revolution, die einem Kriege entspringt, leichter scheitern, oder frühzeitig ihre Triebkraft verlieren, wenn sie nicht tief in den Verhältnissen begründet ist." (3. Aufl. S. 58.)

Was ich 1902 befürchtet hatte, trat 1917 und 1918 leider wirklich ein.

Es gab jedoch nicht wenige Sozialisten, die in einem der Hauptgründe der Schwäche der damaligen Revolution ein Element des Sieges sahen: in dem völligen ökonomischen Zusammenbruch. Kommunisten und von ihnen beeinflußte Sozialdemokraten jubelten über diesen Zusammenbruch, der ein Versagen des Kapitalismus und daher dessen Ende bedeute. Nichts erschien ihnen wichtiger, als den am Boden liegenden Kapitalismus zu hindern, sich wieder aufzurichten. Jede Art der Produktion, außer der sozialisierten, solle von nun an unmöglich gemacht werden.

Das war eine furchtbar gefährliche Parole. Am 12. Januar 1919, noch vor den Wahlen zur Nationalversammlung, als es noch nicht feststand, daß die Sozialdemokraten in Deutschland eine Minderheit darstellten, veröffentlichte ich eine Flugschrift: „Richtlinien für ein sozialistisches Aktionsprogramm", in der ich erklärte:

„Die deutsche Republik soll eine demokratische Republik sein. Sie soll aber mehr werden, sie soll eine sozialistische Republik werden, ein Gemeinwesen, in dem die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen keine Stätte mehr hat."

„Jedoch noch dringlicher als die Frage der Produktionsweise ist die der Produktion selbst. Der Krieg hat die Produktion gewaltsam unterbrochen. Sie wieder zu beleben und in Gang zu bringen, ist unsere dringendste Aufgabe. Sie bildet die Vorbedingung jedes Versuches einer Sozialisierung der Produktion."

Diese Sozialisierung selbst, erklärte ich weiter, lasse sich nicht im Handumdrehen durchführen, sondern nur schrittweise und nach sorgfältiger Prüfung der tatsächlichen Verhältnisse und Vorbereitung der Neuordnung.

Im gleichen Sinne äußerte ich mich in einem Referate über „Sozialisierung", das ich am 14. April 1919 dem zweiten Reichskongreß der Arbeiterräte zu erstatten hatte. Ich führte dort aus:

„Die russische Methode, zuerst wags und dann wägs, hat nicht die erfreulichsten wirtschaftlichen Resultate gezeitigt. Sie hat die Notlage des russischen Proletariats gesteigert und enormes Lehrgeld gefordert. Unsere russischen Genossen selbst mahnen uns, wir sollen von ihren Fehlern lernen und wir haben alle Ursache, das zu tun."

„Um so mehr, als der Krieg uns von allen Vorräten entblößt hat, so daß wir unfehlbar verhungern müssen, wenn nicht die Produktion überall da einsetzt, wo es möglich ist. Wir haben keine Mittel, um ohne Produktion auch nur vorübergehend zu existieren, wir müssen also die ganze Produktion in Gang bringen, nicht bloß die sozialistische, sondern dort, wo das noch nicht möglich ist, auch die kapitalistische."

„Die sofortige Vollsozialisierung ist ein leeres Schlagwort; ist die aber nicht möglich, dann ist nicht minder verderblich die Forderung, sofort jegliche kapitalistische Produktion gänzlich unmöglich zu machen."

„Gänzlich verkehrt ist es, die Sozialisierung eines Industriezweiges durch die allerdings sehr populäre Methode beschleunigen zu wollen, daß man die Arbeiter antreibt, Forderungen zu stellen, die es notwendig machen, entweder mit Unterbilanz zu arbeiten oder die Preise der Produkte in einer Weise zu erhöhen, die jeden erheblichen Absatz ausschließt. Das heißt nichts anderes, als solche Produktionszweige aus Mitteln der Bereicherung der Gesellschaft in Mittel ihrer Verarmung verwandeln. Eine derartige Sozialisierung bedeutet nicht Sozialisierung der Produktion, sondern Sozialisierung des Bankerotts."

Das sind Ansichten, die heute wohl jeder Sozialdemokrat als selbstverständlich betrachtet. Vor acht Jahren, als noch die Revolution in vollem Flusse zu sein schien, erregten sie bei der Linken unserer Partei bedenkliches Kopfschütteln oder gar entrüstete Ablehnung.

Zum Schlusse meines Referats vom April 1919 kam ich auf die „Wurzel des Uebels" zu sprechen, die bewirkte, daß in der Frage der Sozialisierung noch nichts geschehen sei. Als diese Wurzel bezeichnete ich:

„Die Spaltung des Proletariats. Sie bewirkte es vor allem, daß eine Regierung, die der Revolution entsprang, in Abhängigkeit geriet von den alten Bureaukraten, Generälen, Kapitalsmagnaten."

„Man sieht in der Nationalversammlung einen Beweis für die Schlechtigkeit des allgemeinen Wahlrechts. Dieses Wahlrecht ist aber nur ein Spiegel, der zeigt, was ist. Zeigt er uns eine Fratze, so ist das Original auch nicht schöner, und es nutzt nichts, wenn das Original wutentbrannt den Spiegel zerschlägt . . . ."

„Auf der andern Seite schafft auch das Rätesystem noch keine Alleinherrschaft des Proletariats, solange dieses gespalten ist. Jede Regierung kann da stets nur die Diktatur eines Teils des Proletariats über den andern bedeuten."

„Die Einigung des Proletariats ist die Hauptsache . . . ."

„Karl Marx schloß das kommunistische Manifest mit den Worten: Proletarier aller Länder vereinigt Euch."

„Heute müssen wir hinzufügen die Mahnung: Proletarier Deutschlands, einigt Euch."

Dieser Appell, mit dem ich schloß, war damals in den Wind gesprochen. Es bedurfte noch mancher Jahre, ehe wenigstens die Sozialdemokraten Deutschlands sich einigten.

Ohne einiges Proletariat aber kein Sozialismus. Einer sozialistischen Sekte oder Klique oder Verschwörung kann es unter Umständen gelingen, für sich allein den Staatsapparat zu erobern und ihn mit allen Mitteln des Terrors festzuhalten. Er wird unter solchen Umständen nie ein Mittel der Befreiung des gesamten Proletariats werden, sondern nur ein Mittel der Niederhaltung aller von der Sektiererei unberührten Elemente der Arbeiterklasse. Er kann den Produktionsprozeß verstaatlichen, nicht aber ihn demokratisieren. Und nur ein solcher wird vom Proletariat als ein es befreiender und befriedigender angesehen und angenommen werden.

Und nur ein einiges Proletariat besitzt die Kraft, dauernd unter den demokratischen Formen, deren es bedarf, seine Herrschaft zu behaupten. Wo es sich in inneren Kämpfen zerfleischt, wird stets die Kapitalistenklasse der lachende Dritte sein. Kämpfe des Geistes, Kämpfe um Fragen der Theorie, der Taktik, der Organisation schaden an sich nichts, können sehr heilsam sein als Mittel, klares Denken zu erzwingen. Aber sie werden verderblich, wenn sie eine organisatorische Spaltung herbeiführen, und schon gar dann, wenn eine Organisation des Proletariats gegen eine andere mit Mitteln der Gewalt zu Felde zieht.

Die Kraft des Proletariats im Klassenkampf, im Kampfe um die politische Macht, ist nicht zum wenigsten eine Frage der Organisation. Und andererseits ist der sozialistische Aufbau der Produktion auch eine Frage der Organisation. Geschlossenheit des Proletariats ist hier ebenso unerläßlich wie dort.

Auch hier zeigt sich uns aber wieder die Wichtigkeit der ökonomischen Prosperität für das Aufkommen des Sozialismus.

Durch nichts wird die Geschlossenheit des Proletariats mehr bedroht, als durch Not und Arbeitslosigkeit in Zeiten wirtschaftlicher Depression. Nie ist ein Teil des Proletariats kampfunlustiger, nie ein anderer Teil mehr erpicht auf sinnlose Abenteuer, als in einer solchen Situation.

Die in Arbeit stehenden ebenso wie diejenigen, die einen klaren Einblick in die bestehenden Machtverhältnisse und ökonomischen Möglichkeiten haben, mahnen da vor jeder Kraftprobe ab, die vermieden werden kann. Die anderen dagegen, die Arbeitslosen und die Unwissenden, rasend gemacht durch Verzweiflung und durch ungestillten Tatendrang, lassen sich leicht von

Illusionären und Demagogen zu Ausbrüchen fortreißen, die scheitern müssen und nur eines bewirken: den Groll und Zwiespalt innerhalb der Arbeiterbewegung zu vertiefen.

Stets gibt es innerhalb der Arbeiterklasse zwei Flügel: die Bedächtigen und Vorsichtigen auf der einen Seite, auf der andern die Kühnen und Ungeduldigen. Diese Verschiedenheiten fallen nicht zusammen mit verschiedenen theoretischen, taktischen, organisatorischen Richtungen. Innerhalb jeder dieser Richtungen findet man beide Elemente. Und die Richtungen wechseln mit den politischen und ökonomischen Situationen und Erfahrungen, jene beiden Flügel dagegen treten immer wieder auf. Beide sind nützlich, solange sie die Einheitlichkeit des Gesamtkörpers nicht hindern, ihn durch ihr Zusammenwirken vor Einseitigkeit bewahren. Aber ihr Gegensatz kann verhängnisvoll werden, wenn er sich so scharf zuspitzt, daß er den Gesamtkörper zerreißt.

Dazu kommt es am ehesten in einer Periode ökonomischer Depression. Am wenigsten dagegen in Zeiten wirtschaftlicher Blüte.

Noch in anderer Weise erleichtert kapitalistische Prosperität sozialistische Maßregeln. Je größer die Einnahmen der Kapitalisten infolge lebhafter Zirkulation, also nicht vermehrter Arbeiterausbeutung, desto mehr davon kann man ihnen in Form von Steuern abnehmen, ohne den Produktionsprozeß zu stören und die Tendenz zur Belastung der Arbeiter zu vermehren. So gewinnt der Staat da am ehesten die Mittel, die er braucht, um große Neuerungen im Interesse der Massen durchführen zu können.

In Zeiten der Prosperität kann man den Kapitalisten auch am ehesten ohne Schädigung der Produktion einschneidende Reformen auferlegen, Verkürzungen der Arbeitszeit, sanitäre Maßregeln und dergleichen. Denn in solchen Zeiten verfügen die Unternehmer am ehesten über die Mittel, die daraus hervorgehenden Lasten zu tragen oder durch technische Verbesserungen im Betrieb wettzumachen.

Endlich aber finden in Zeiten wirtschaftlicher Blüte auch Neuerungen in der Richtung der Sozialisierung, z. B. neubegründete gemeinwirtschaftliche Betriebe, die besten Vorbedingungen, um die ersten, schwersten Jahre, die Lehrjahre, zu überstehen, sich zu behaupten und einzuwurzeln.

So müssen wir immer wieder betonen, daß nicht der ökonomische Niedergang des industriellen Kapitals, sondern sein Gedeihen die besten Bedingungen für erfolgreiche Anfänge eines sozialistischen Regimes schafft.

Wir haben gesehen, daß aus einem gegebenen wirtschaftlichen Boden gar mannigfache Tendenzen erstehen können, die einander teils fördern, teils einander lähmen. Aber auch die einander

fördernden erwachsen nicht alle in gleichem Tempo und gleichem Maße. Eine proletarische Partei kann durch besondere Umstände in einem Lande zur Regierung kommen, lange ehe dort die materiellen, intellektuellen, moralischen Bedingungen genügend entwickelt sind, um eine sozialistische Produktion mit weitgehender Selbstbestimmung der Arbeiter herbeizuführen.

Auch ein solches Regime kann den arbeitenden Klassen große Vorteile bringen, die ihnen ein kapitalistisches Regime vorenthalten würde. Aber es wird das nur dann bewirken, wenn es darauf verzichtet, ökonomisch Unmögliches anzustreben. Wo es sich dagegen sofort daran machen will, das sozialistische Endziel durchzuführen, wird es stets scheitern, entweder gestürzt werden oder das Gegenteil dessen erreichen, das es anfänglich angestrebt.

Selbst unter günstigen Umständen wird ein proletarisches Regime immer sorgsam den Boden prüfen müssen, auf dem es vorwärtsschreitet, denn nicht immer werden seine politische Macht und die Bedingungen des Sozialismus in gleichem Ausmaß gegeben sein. Auch da kann es zu manchem Mißerfolge kommen. Und die Formen des Sozialismus, die sich schließlich nach mannigfachen Erfahrungen als die zweckmäßigsten herausstellen, mögen ganz anders aussehen als diejenigen, die uns heute vorschweben.

Sogar einzelne Rückschläge sind auch in den vorgeschrittensten Ländern möglich, z. B. eine zeitweise Verwandlung einer sozialistischen Mehrheit in eine Minderheit, etwa durch Uebergang von halbproletarischen Schichten oder von unwissenden proletarischen Schichten ins bürgerliche Lager, vielleicht verleitet durch glänzende Versprechungen bürgerlicher Parteien, die die praktischen Leistungen der bisherigen sozialistischen Mehrheit überbieten. Rückschläge auf nichtdemokratischem Wege, durch Waffengewalt, stehen auf einem andern Blatt. Davon handeln wir hier nicht.

Solche Rückschläge werden unangenehm sein, dürfen aber nie ein Grund zur Verzweiflung werden. Selbst wenn sie aus einem Versagen, einer Unfähigkeit der sozialistischen Mehrheit hervorgingen, würden sie nur bezeugen, daß in dem betreffenden Lande zurzeit die Bedingungen, die politische Macht zu erobern, eher entwickelt waren als die, sie zu sozialistischen Neugestaltungen anzuwenden.

Ein Mißerfolg der sozialistischen Idee als solcher wäre damit noch lange nicht gegeben.

Noch keine Niederlage vermochte bisher das Proletariat dauernd niederzuhalten, und wenn es noch so vernichtend aufs Haupt geschlagen zu sein schien. Stets galten die Worte, die Freiligrath am 19. Mai 1849 der verbotenen „Neuen Rheinischen Zeitung" nachrief, für das ganze Proletariat:

„Bald richt' ich mich rasselnd in die Höh',
Bald kehr' ich reisiger wieder!"

Nach jeder Niederlage hat es sich von neuem erhoben, zahlreicher, stärker und reifer, bereichert um die Erfahrungen seines früheren Wirkens.

Dabei aber, trotz allen Wandels der Formen seiner Tätigkeit und ihrer Ergebnisse, bleibt sein Endziel stets dasselbe. Wohl hat die Arbeiterklasse, wie Marx in seinem „Bürgerkrieg in Frankreich" sagt, „keine Ideale zu verwirklichen", das heißt, wie er vorher sagt, „keine fix und fertigen Utopien zu verwirklichen". Aber ein Ziel verfolgt die Arbeiterklasse trotzdem unentwegt, muß sie verfolgen, ob sie es weiß oder nicht. Nicht ein Ideal, das ein Theoretiker sich erdacht oder ein Dichter voll Sehnsucht erträumt hat, sondern ein Ideal, das mit seiner Klassenlage gegeben ist und nur mit ihr verschwinden kann.

Seit es Klassen und Staaten gibt, hat jede der ausgebeuteten Klassen, wenn sie überhaupt selbständiger Tätigkeit fähig war, sich die Aufhebung ihrer Ausbeutung zum Ziele gesetzt. Jetzt wird dieses Ziel durch die kapitalistische Produktionsweise, durch die von ihr geschaffenen Produktivkräfte und proletarischen Existenzbedingungen für die Ausgebeuteten unendlich erweitert. Jetzt sind zum erstenmal in der Geschichte der Klassen und Staaten die Bedingungen gegeben, daß die unterste aller Klassen sich selbst befreit und damit aller Klassenherrschaft ein Ende macht.

Es ist dasselbe Ziel, das jedem Klassenkampf der Ausgebeuteten zugrunde liegt, aber es erreicht eine Größe, die es nie bisher gehabt hat. Noch ist nicht mit Bestimmtheit zu sagen, wann dieser ungeheure Befreiungskampf enden und welche neuen gesellschaftlichen Formen er hervorbringen wird. Aber eines können wir mit Sicherheit sagen: Diese Bewegung, in der wir mitten drin stehen und die uns alle mit sich reißt, ob wir es wollen oder nicht, sie kann erst aufhören, wenn es gelungen ist, jeglicher Ausbeutung für immer ein Ende zu machen.

Dieses und nicht irgendeine ausgetüftelte Utopie ist das wirkliche Endziel der proletarischen Kämpfe unseres Jahrhunderts. Die Kräfte und die Bedingungen für die Erreichung dieses Endziels wachsen von Tag zu Tag immer mehr. So dürfen wir sie mit Sicherheit erwarten.

Vierzehntes Kapitel.

Die Wandlung des Staates.

Die ganze ungeheure Bewegung der Gesellschaft, die durch das Aufkommen des industriellen Kapitals hervorgerufen und durch den Klassenkampf des Proletariats immer weitergeführt wird, kann nicht vor sich gehen, ohne auch den Staat völlig um-

zuwälzen, nicht nur Umwälzungen innerhalb des Staates herbeizuführen, sondern auch das Wesen des Staates selbst von Grund aus umzugestalten.

Das geschieht schon durch das Aufkommen der modernen Demokratie, des modernen demokratischen Staates. Dieser steht bereits, wie wir gesehen haben, in vollstem Widerspruch zum Wesen des historisch gewordenen Staates, der von vornherein auf der Rechtsungleichheit der verschiedenen, ihn bildenden Gemeinwesen, Stände, Klassen beruhte. Die Gleichheit aller Staatsangehörigen vor dem Recht, die Zuerkennung der gleichen politischen und bürgerlichen Rechte und Pflichten an jeden von ihnen bedeutet bereits einen Bruch mit dem Staate, wie er von seinem Beginn an war, dem Staate, der auf der Eroberung und gewaltsamen Unterordnung der Mehrheit der ihm angegliederten Volksteile und Völker unter eine siegreiche Minderheit beruhte.

Aber dieser demokratische Staat bedeutet noch nicht die Aufhebung aller Klassen. Er bedeutet bloß die Aufhebung jener ständischen Unterschiede, die auf der Gewalt beruhten. Er hob nicht von vornherein jene Klassenunterschiede auf, die sich innerhalb des Staates gebildet hatten und die rein ökonomischer Natur waren, auf bestimmten Eigentums- und Produktionsverhältnissen beruhten, die sich mit allgemeiner Rechtsgleichheit vereinbaren ließen.

Der demokratische Staat verhindert nicht, daß ausbeutende Klassen die Staatsgewalt beschlagnahmen und sie in ihrem Klasseninteresse im Gegensatz zu den ausgebeuteten Klassen benutzen.

Aber der moderne demokratische Staat unterscheidet sich dadurch von den früheren Arten von Staaten, daß diese Ausnützung des Staatsapparates für die Zwecke ausbeutender Klassen nicht zu seinem Wesen gehört, nicht untrennbar mit ihm verknüpft ist. Im Gegenteil, der demokratische Staat ist seiner Anlage nach darauf eingerichtet, nicht das Organ einer Minderheit zu sein, wie es die bisherigen Staaten waren, sondern das Organ der Mehrheit der Bevölkerung, also der arbeitenden Klassen. Wird er das Organ einer ausbeutenden Minderheit, so liegt das nicht an der Beschaffenheit des Staates, sondern an der Beschaffenheit der arbeitenden Klassen, ihrer Uneinigkeit, Unwissenheit, Unselbständigkeit oder Kampfunfähigkeit, die wieder ein Ergebnis der Bedingungen sind, unter denen sie leben.

Die Demokratie selbst bietet die Möglichkeit, diese Wurzeln der politischen Macht der großen Ausbeuter in der Demokratie zu vernichten, was wenigstens für die stets zunehmende Zahl der Lohnarbeiter immer mehr gelingt.

Je mehr das der Fall ist, desto mehr hört der demokratische Staat auf, ein bloßes Werkzeug der ausbeutenden Klassen zu sein. Der Staatsapparat beginnt nun unter Umständen, sich gegen diese

zu wenden, also in geradem Gegensatz zu seiner bisherigen Tätigkeit zu funktionieren. Er beginnt aus einem Werkzeug der Niederhaltung zu einem Werkzeug der Befreiung der Ausgebeuteten zu werden.

Vielfach nimmt man heute allerdings an, daß die Wandlung, die der moderne Staat durchmache, anderer Art sei. Die Demokratie werde nicht zu einem Werkzeug der Befreiung der ausgebeuteten Klassen, sondern versage als solche. Demokratie und Parlamentarismus machten heute eine Krise durch, die ihnen beiden ein Ende machen werde.

Daran ist soviel richtig, daß die Lage der Staaten und namentlich die der arbeitenden Klassen in ihnen heute einschneidende Neuerungen verlangt und die Arbeiter mit dem Wachstum ihrer Kraft auch ihre Anforderungen an den Staat steigern. In der Demokratie erstanden aber bisher keine Mehrheiten, die imstande waren, einschneidende Neuerungen durchzusetzen, die staatliche Gesetzgebung kommt augenblicklich nicht vom Fleck, die parlamentarische Mühle läuft leer.

Das ist sicher ein unerfreulicher Zustand. Aber woher rührt er? Ganz einfach daher, daß die sozialistischen Parteien noch in keinem Staate die Mehrheit der Bevölkerung hinter sich haben. Diese Parteien sind in der bestehenden Gesellschaft die einzigen, mit einem Programm großer Neuerungen. Die bürgerlichen Parteien hängen an dem Bestehenden, entsprechend den Interessen der Klassen, die in ihnen vorherrschen.

Dieser Zustand spiegelt sich in dem heutigen Wirken oder der heutigen Unwirksamkeit der Parlamente und der Demokratie wider. Er ist höchst unbefriedigend. Aber auch hier können wir das oben gebrauchte Wort vom Spiegel anwenden. Die Ursache des unerfreulichen Zustandes wird nicht dadurch beseitigt, daß man den Spiegel zerbricht, der ihn uns zeigt. Nur eine ganz oberflächliche Betrachtung kann das Spiegelbild für den Zustand verantwortlich machen, den es wiedergibt.

Man sorge dafür, daß in jedem Lande nur eine sozialistische Partei besteht und diese die Mehrheit der Bevölkerung hinter sich hat, — und Demokratie wie Parlament werden sofort größte Regsamkeit und Fruchtbarkeit entwickeln. Und die Demokratie selbst bietet den besten, ja den einzigen Boden, zu diesem Zustand zu gelangen.

Welche andere politische Verfassung können die Kritiker der Demokratie ihr entgegensetzen? Außer ihr ist in der heutigen Gesellschaft nur noch ein politischer Zustand wenigstens vorübergehend möglich: der einer gesetzlosen, rein auf brutale Gewalt gestützten D i k t a t u r.

Einen derartigen Zustand finden wir schon im Altertum in Zeiten eines Gleichgewichts demokratischer und aristokratischer

Tendenzen. Ueber beide erhob sich in griechischen Staaten unter solchen Umständen oft ein Tyrann. Der Cäsarismus erwuchs in Rom aus einem ähnlichen Zustand des Gleichgewichts feindlicher Klassen. Im vorigen Jahrhundert finden wir im Gefolge sowohl der großen Französischen Revolution wie der Februarrevolution von 1848 ebenfalls einen Gleichgewichtszustand und aus ihm hervorgehend den Bonapartismus. Heute sind wir wieder in eine Aera von Diktaturen in manchen Staaten geraten.

Die bisherigen Diktaturen sind fast alle kurzlebig gewesen, mit historischem Maßstab gemessen, wo 10—12 Jahre keinen langen Zeitraum darstellen. Die griechischen dauerten meist nicht länger. Eine dauernde Diktatur, wie die der Cäsaren, konnte sich nur dort behaupten, wo das ganze gesellschaftliche Leben im Niedergang war, politisches Leben und politisches Interesse in jeder Klasse erlosch, das Gleichgewicht der Klassen auf eine Erstarrung der Klassen hinauslief — ein Ergebnis zunehmenden wirtschaftlichen Niederganges. Im Frankreich des vorigen Jahrhunderts überlebte der erste wie der dritte Napoleon sein Kaisertum.

Wo reges ökonomisches Leben weiterging, hat sich die Diktatur nie lange behauptet.

Nicht in Staaten alter kapitalistischer Kultur, sondern in solchen mit jungem industriellen Kapitalismus und daher auch noch wenig geschultem industriellen Proletariat sind die Diktaturen unserer Tage erstanden. Sie können sich nur am Ruder erhalten durch Methoden, die die ökonomische relative Rückständigkeit ihrer Staaten noch vermehren durch zunehmende Unsicherheit, zunehmende Einschnürung jeder freien Bewegung, jedes freien Verkehrs der Bevölkerung, durch zunehmende Isolierung ihres Staates und Zunahme von Konflikten mit anderen Staaten, im Verkehr mit denen man es liebt, ebenfalls die Methoden in Anwendung zu bringen, nach denen man im Innern regiert.

Die Abwendung von der Demokratie, die Unabhängigkeit von der Masse der Bevölkerung können die Diktatoren nur dadurch erreichen, daß sie sich auf einen Machtapparat stützen, Bureaukratie, Polizei, Militär oder riesenhafte Räuberbanden (Fasci). Dieser Apparat erhebt sie anscheinend zu unumschränkten Alleinherrschern, degradiert sie aber tatsächlich immer mehr zu seinen Gefangenen. Diesen Apparat zu befriedigen, muß immer mehr ihre Hauptsorge sein, was nur durch Methoden möglich ist, die jeden ökonomischen Aufstieg hemmen und einschnüren.

Das bringt jede Diktatur notwendigerweise in wachsenden Gegensatz zu allen Klassen der Bevölkerung, Bauern wie Industriearbeitern, Kapitalisten wie Proletariern und Intellektuellen, soweit sie nicht zu den gut bezahlten und privilegierten Werkzeugen der Diktatur gehören.

Die Diktatur, die sich dank dem Gleichgewichte einander energisch widerstreitender Klassen über sie erhebt, führt schließlich dahin, daß über dem Kampf gegen sie alle Klassengegensätze zurücktreten.

Keine der Diktaturen kann sich heute dauernd behaupten. Jede muß früher oder später stürzen. Aber ihr Regime wird das Land nicht weitergebracht haben, als die anscheinend versagende Demokratie. Im Gegenteil, sie wird es ökonomisch, moralisch, intellektuell geschwächt zurücklassen.

Sie mag zeitweise den Aufstieg der Demokratie und des Proletariats hemmen — vielfach ist das von vornherein ihr Zweck — sie kann nirgends die gesellschaftliche Entwicklung fördern. Sie ist in jedem Staate, in dem sie sich breitmacht, bestimmt, eine Episode zu sein, eine opfervolle und schmerzhafte, aber keine, die es vermöchte, irgendwie die Demokratie auch nur zu ersetzen, geschweige denn, sie an Leistungsfähigkeit zu übertreffen.

Die Demokratie ist unersetzlich als Mittel der Befreiung des Proletariats. Sie kann, wo sie mit Gewalt bedroht wird, nur mit Gewalt, nicht mit bloßer Ueberredung oder dem Stimmzettel verteidigt werden. Sie darf nie vom kämpfenden Proletariat preisgegeben werden.

Bereits durch sie wird der bisherige Staat schließlich in sein Gegenteil verkehrt, sobald erst einmal das Proletariat und der Anhang seiner Partei in der Bevölkerung zahlreich genug geworden ist, ihre Mehrheit zu bilden, und selbständig und kampffähig genug, diese Mehrheit in der Demokratie zur Geltung zu bringen.

Mancher meint, unser Sieg würde zunächst nichts am Wesen des Staates ändern. Er bleibe nach wie vor ein Mittel der Unterdrückung einzelner Klassen. Nur ein Personenwechsel trete ein. Die Vorkämpfer der Unterdrückten, die bisher im Kerker saßen, kommen nun in die Paläste. Und die Bewohner der Paläste in die Kerker. So wie es in Aegypten bei dem Umsturz von 2400 v. Chr. der Fall war.

Die so denken, haben vom Wesen der modernen Demokratie nicht viel verspürt. Eine grundsätzlich demokratische Partei kann nicht, wenn sie an der Macht ist, ihren Gegnern gegenüber ein Verfahren anwenden, das von ihr gebrandmarkt wurde, solange sie in der Opposition war. Die Parole ist mehr als naiv: „Vollste Freiheit für meine Partei im Staate, solange ich nicht an der Macht bin. Die Bastille für alle, die nicht auf meine Partei schwören, sobald ich in der Regierung bin." Die Parole ist geradezu hochgradig dumm, denn sie vergißt die Parteigenossen in jenen Ländern, wo sie noch nicht an der Macht sind, und rechnet damit, daß die eigene Partei im Lande, in dem sie siegt, nun für

immer am Ruder bleibt, nie wieder in die Oppositionsstellung herabgedrückt wird. Etwas, was nirgends sicher, am unwahrscheinlichsten aber dort ist, wo eine Partei glaubt, sich nur mit Hilfe von Bastillen am Ruder erhalten zu können.

Gerade der regelmäßige Wechsel der Mehrheiten und damit der Parteien in der Regierung wurde in England ein mächtiges Mittel, die demokratischen Rechte zu befestigen, weil jede regierende Partei mit der Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit rechnen mußte, diese Rechte bald als Opposition benützen zu müssen.

Es widerspricht ganz dem Geiste eines Proletariats, das die Demokratie erobert und sich ihr Wesen in zahlreichen Massenkämpfen zu eigen gemacht hat, die politische Macht zur politischen Unterdrückung der Gegner, also zur Einschränkung der Demokratie zu benützen — solange diese selbst auf deren Boden bleiben. Maßregeln im Bürgerkrieg gegen diejenigen, die ihn entzünden, haben wir hier nicht zu erörtern.

Wenn von der Unterdrückung der Kapitalisten in einem von Sozialisten regierten Staat die Rede ist, kann man freilich auch etwas anderes darunter verstehen, als politische Unterdrückung.

Gerade die ärgsten Feinde der Demokratie schwärmen heute am meisten von der „Freiheit der Arbeit", worunter sie die Freiheit verstehen, die Arbeiter ungemessen auszubeuten.

Diese Freiheit wird sicher beseitigt werden. Die Unternehmer entrüsteten sich bisher schon über jedes, auch das harmloseste Arbeiterschutzgesetz, als über eine unerhörte Bedrückung — der Arbeiter. Sie werden es dann noch mehr tun. Die Demokratie wird das aushalten.

Der von einer proletarischen Mehrheit beherrschte Staat wird natürlich bei „Unterdrückungen" solcher Art nicht stehen bleiben. Er wird das machtvollste Mittel werden, eine der Trutzburgen kapitalistischer Ausbeutung nach der andern einzunehmen und sie in Stätten wirklich freier Arbeit zu verwandeln. Dieser Vorgang muß schließlich damit enden, daß jegliche Ausbeutung aufhört. Hört damit aber nicht der Staat selbst auf? Hat er sich damit nicht den Boden unter den Füßen weggezogen, auf dem er bisher stand?

Fünfzehntes Kapitel.

Die Aufhebung des Staates.

In seiner Schrift: „Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft" (3. Aufl. S. 301, 302) sagt Friedrich Engels:

„Indem die kapitalistische Produktionsweise mehr und mehr die große Mehrzahl der Bevölkerung in Proletarier verwandelt, schafft sie die Macht, die diese Umwälzung (gesellschaftlich-planmäßige Regelung der Produk-

tion nach den Bedürfnissen der Gesamtheit wie jedes einzelnen K.) bei Strafe des Untergangs zu vollziehen genötigt ist. Indem sie mehr und mehr auf Verwandlung der großen, vergesellschafteten Produktionsmittel in Staatseigentum drängt, zeigt sie selbst den Weg an zur Vollziehung dieser Umwälzung. Das Proletariat ergreift die Staatsgewalt und verwandelt die Produktionsmittel zunächst in Staatseigentum. Aber damit hebt es sich selbst als Proletariat, damit hebt es alle Klassenunterschiede und Klassengegensätze auf und damit auch den Staat als Staat. Die bisherige, sich in Klassengegensätzen bewegende Gesellschaft hatte den Staat nötig, das heißt eine Organisation der jedesmaligen ausbeutenden Klasse zur Aufrechterhaltung ihrer äußeren Produktionsbedingungen, also namentlich zur gewaltsamen Niederhaltung der ausgebeuteten Klasse in den durch die bestehende Produktionsweise gegebenen Bedingungen der Unterdrückung (Sklaverei, Leibeigenschaft oder Hörigkeit, Lohnarbeit). Der Staat war der offizielle Repräsentant der ganzen Gesellschaft, ihre Zusammenfassung in einer sichtbaren Körperschaft, aber es war dies nur, insofern er der Staat derjenigen Klasse war, welche selbst für ihre Zeit die ganze Gesellschaft vertrat: im Altertum Staat der sklavenhaltenden Staatsbürger, im Mittelalter des Feudaladels, in unserer Zeit der Bourgeoisie. Indem er endlich tatsächlich Repräsentant der ganzen Gesellschaft wird, macht er sich selbst überflüssig. Sobald es keine Gesellschaftsklasse mehr in der Unterdrückung zu halten gibt, sobald mit der Klassenherrschaft und dem in der bisherigen Anarchie der Produktion begründeten Kampf ums Einzeldasein auch die daraus entspringenden Kollisionen und Exzesse beseitigt sind, gibt es nichts mehr zu regieren, das eine besondere Repressionsgewalt, einen Staat, nötig machte. Der erste Akt, worin der Staat wirklich als Repräsentant der ganzen Gesellschaft auftritt — die Besitzergreifung der Produktionsmittel im Namen der Gesellschaft — ist zugleich sein letzter selbständiger Akt als Staat. Das Eingreifen einer Staatsgewalt in gesellschaftliche Verhältnisse wird auf einem Gebiete nach dem andern überflüssig und schläft dann von selbst ein. An die Stelle der Regierung über Personen tritt die Verwaltung von Sachen und die Leitung von Produktionsprozessen. Der Staat wird nicht „abgeschafft", er stirbt ab. Hieran ist die Phrase vom „freien Volksstaat" zu messen, sowohl nach ihrer zeitweiligen agitatorischen Berechtigung, wie nach ihrer endgültigen wissenschaftlichen Unzulänglichkeit; hieran ebenfalls die Forderung der sogenannten Anarchisten, der Staat solle von heute auf morgen abgeschafft werden."

Diese Ausführungen entsprechen vollkommen der marxistischen Auffassung vom Staate als Organ der Klassenherrschaft. Sie bilden ihre logische Konsequenz. Sie lassen auch an Präzision und Klarheit nichts zu wünschen übrig und es läßt sich nichts gegen sie einwenden, wenn sie mit der nötigen Dosis Salz aufgenommen werden. Wenn Engels von der Besitzergreifung der Produktionsmittel durch den Staat als einem „Akt" spricht, darf man daraus nicht schließen, er habe sich vorgestellt, daß mit einem Schlage, in einer neuen Nacht des 4. August (natürlich 1789, nicht 1914) alle Produktionsmittel in den Besitz des Staates übergehen; er habe nicht erkannt, dieser Uebergang könne nur ein mehr oder weniger langsamer fortschreitender Prozeß sein. Engels selbst gebraucht ja gleich darauf die Bilder vom allmählichen Einschlafen

und Absterben der Staatsgewalt, also nicht von einem einmaligen Akt. Auch darf man es nur auf Rechnung der gedrängten lapidaren Darstellung setzen, wenn Engels nur vom Staate als Besitzergreifer der Produktionsmittel spricht. Einmal können hier nicht alle Produktionsmittel gemeint sein, sondern nur die der Großbetriebe, die gesellschaftliche Arbeit bedingen. Dann können auch diese von verschiedenen Repräsentanten der Gesellschaft in Betrieb genommen werden, von Genossenschaften und Gemeinden ebenso wie vom Staate. Aber allerdings, die umfangreichsten und entscheidensten Produktionsstätten wird der Staat an sich ziehen müssen, und auch die kommunalen und genossenschaftlichen bedürfen einer entsprechenden staatlichen Gesetzgebung, um aufkommen und gedeihen zu können. Der ganze große gesellschaftliche Produktionsprozeß wird also sicher durch die Staatsgewalt immer mehr geregelt und geleitet werden — allerdings durch eine demokratische Staatsgewalt in den Händen des Proletariats.

Faßt man die Engelsschen Ausführungen nicht simplistisch auf, wie sie auch nicht gemeint sind, dann läßt sich gegen sie nichts einwenden. Dennoch aber bedürfen sie eines Kommentars, denn sie lassen einige Fragen offen, über die kein Mißverständnis aufkommen soll.

Engels wendet sich am Schlusse der hier zitierten Ausführungen gegen die Anarchisten, aber nur aus dem Grunde, weil sie fordern, der Staat solle „von heute auf morgen abgeschafft werden".

Das könnte so aufgefaßt werden, — und wurde so aufgefaßt — als wenn die Sozialdemokraten in dem von ihnen angestrebten Endergebnis mit den Anarchisten übereinstimmten und sich von diesen bloß durch den Weg dahin unterschieden.

Die Anarchisten halten die Abschaffung des Staates für die Vorbedingung der Aufhebung der Ausbeutung, die Sozialdemokraten sehen dagegen im Absterben des Staates die Konsequenz des Aufhebens der Ausbeutung. Der gesellschaftliche Zustand, der schließlich dabei herauskommt, soll aber nach der einen Prozedur derselbe sein, wie nach der anderen.

Dies wollte Engels keineswegs sagen, das könnte man jedoch aus seinen Sätzen herauslesen.

Nun mag man einwenden, dies Endergebnis sei eine Frage der fernen Zukunft, die zu entscheiden wir unseren Nachkommen überlassen könnten. Doch wirkt die Art, wie wir die Frage beantworten, schon auf unsere heutige Stellung zum Staate ein.

Wir dürfen nicht vergessen: der Staat ist für die menschliche Entwicklung wichtig geworden nicht bloß als Herrschaftsorganisation. Das ist seine auffallendste Eigenschaft und die für die jeweiligen Klassenkämpfer wichtigste, aber nicht seine einzige.

Wir hatten Gelegenheit, schon im Eingang unserer Untersuchung über den Staat darauf hinzuweisen, daß er bedeutende ökonomische und kulturelle Wirkungen dadurch übt, daß er ein Mittel ist, die einzelnen kleinen, primitiven Gemeinwesen zu einem großen Organismus zu vereinigen. Diese Wirkung hängt eng zusammen mit dem Charakter des Staates als Werkzeug der Herrschaft einer ausbeutenden Klasse. Für diese kann das Gebiet ihrer Herrschaft und Ausbeutung nicht groß genug sein. Sie strebt stets danach, es durch Eroberungen zu erweitern, und dadurch die Masse von Mehrprodukt zu vergrößern, die sie sich aus dem Gesamtprodukt der arbeitenden Klassen im Staate aneignet.

Die wichtigsten ökonomischen und kulturellen Errungenschaften, auf denen der moderne Sozialismus beruht und die ihn erst möglich machen, gehen gerade daraus hervor, daß der Staat von vornherein größer ist und größer sein muß als jedes der primitiven Gemeinwesen, auf deren Eroberung er sich aufbaut. Darauf, daß er dadurch ausgedehntere Wirtschaftsgebiete schafft, die in engeren Verkehr miteinander treten und daß er damit auch die Bildung von Städten und die Loslösung der städtischen Industrie von der Landwirtschaft, schließlich die Bildung von Kunst und Wissenschaft ermöglicht. Alles das, und damit die Grundlage des modernen Sozialismus selbst, zerfällt, wenn das Gebiet des heutigen Staates in seine Elemente aufgelöst wird. Das aber ist es, was der Anarchismus anstrebt. An Stelle des Staates soll eine Unzahl souveräner kleiner Gemeinden und Genossenschaften treten, von denen jede nach Belieben wirtschaftet, für sich allein oder in gelegentlicher loser Verbindung mit anderen.

Die Verwirklichung dieser, man kann nicht sagen kleinbürgerlichen, sondern vielmehr wahrhaft prähistorischen Utopie würde uns direkt in die Barbarei zurückführen. Sie ist ganz unmöglich.

Der moderne demokratische Staat selbst hat längst aufgehört, eine zwangsweise Zusammenfassung einander widerstrebender Elemente zu sein, die sich von ihm loslösen und selbständig machen, sobald sie Gelegenheit dazu finden. Im Gegenteil, im demokratischen, auf der Selbstbestimmung der Völker beruhenden Nationalstaat halten seine einzelnen Teile aufs zäheste zusammen und wehren sich auf das energischste gegen jede Ablösung von ihm. Wo einzelne Teile einer Nation gewaltsam daran gehindert werden, sich mit der Masse der Nation in einem gemeinsamen Staatswesen zu vereinigen, können sie nicht zur Ruhe kommen, ehe ihnen nicht doch die Vereinigung gelingt. Dieses nationale Streben ist unausrottbar und unwiderstehlich, wie das nach Demokratie und nach der Befreiung des Proleta-

riats. Es entspringt den gleichen ökonomischen Bedingungen. Es bedeutet, daß die Aera der Befreiung des Proletariats auch eine Aera der Befreiung aller unterdrückten, der Zusammenfassung aller gewaltsam getrennten Nationen in demokratischen Nationalstaaten wird, die ohne jeden Repressionsapparat aufs innigste zusammenhalten und in der sozialistischen Gesellschaft fortleben werden.

Der Staat in diesem Sinne wird durch die Aufhebung der Klassen weder zum Einschlafen noch zum Absterben gebracht werden. Er wird jede anarchistische Tendenz nach Auflösung des Staates siegreich abwehren, selbst wenn eine solche noch ernsthaft in Frage kommen sollte. Augenblicklich fällt ja der Anarchismus nur mehr in das Bereich der Geschichte des Sozialismus. Zu der Zeit, als Engels die obigen Ausführungen schrieb, spielte der Bakunismus noch eine gewisse Rolle in der Arbeiterbewegung mancher Staaten.

Immerhin ist auch heute noch im Interesse der Klarheit die theoretische Abgrenzung gegen den Anarchismus nicht unwichtig.

Noch in anderer Beziehung fordern die Engelsschen Ausführungen eine Erläuterung.

Der Ausdruck vom Absterben des Staates könnte dahin verstanden werden, als werde der Staatsapparat als solcher allmählich aufhören zu existieren, zu funktionieren. Für manche Teile wird das sicher zutreffen, etwa für die politische Polizei, bei allgemeiner Abrüstung für das Kriegswesen usw. Aber andere Teile des Staatsapparates werden ihre bisherigen Funktionen um so mehr ausdehnen, etwa das Unterrichtswesen, Gesundheitswesen, auch die Kunstförderung, soweit sie von Staats wegen betrieben werden. In dem Staate, in dem die Kunst bisher die größte Rolle spielte, in Athen, während des halben Jahrhunderts zwischen den Perserkriegen und dem Peloponnesischen Krieg, das die wunderbarsten Leistungen der bildenden Kunst hervorbrachte, war diese fast ausschließlich für den Staat tätig — wie übrigens die dramatische Kunst auch. Privattheater gab es nicht und die privaten Gebäude, auch der Reichen, waren unansehnlich.

Außer der Förderung der Kunst, des Unterrichts, des Gesundheitswesens wird dem Staate auch noch die ungeheure Aufgabe der Regelung des riesenhaften Produktionsgetriebes unserer Zeit zufallen — alles möglichst demokratisch, möglichst elastisch, unbureaukratisch, aber doch nicht ohne Ausschaltung jeder Bureaukratie, ohne die heute keine große Organisation mehr auskommen kann, sobald ihr Aufgaben zufallen, die ein Fachwissen und volle Hingabe der mit ihrer Lösung betrauten Elemente erheischen.

Diese Wandlung wird durchaus nicht nach einem Absterben des Staatsapparats aussehen, sondern vielmehr nach einer Ver-

mehrung seiner Funktionen — allerdings daneben auch nach einer Veränderung und sogar völligem Aufhören mancher von ihnen.

Engels selbst sagt vom Staate der sozialistischen Zukunft: „An die Stelle der Regierung über Personen tritt die Verwaltung von Sachen und die Leitung von Produktionsprozessen."

Der Nachdruck ist hierbei nicht auf den Gegensatz von Personen und Sachen zu legen. Auch der bisherige Staat hatte Sachen zu verwalten, etwa Festungen, Arsenale, Kanonen sowie Kirchen und Königspaläste. Anderseits ist die Leitung von Produktionsprozessen doch nichts anderes als die Leitung produzierender Personen. Der Nachdruck ist vielmehr zu legen auf den Gegensatz zwischen Regierung (oder Herrschaft) einerseits, Verwaltung und Leitung andererseits.

Die Regierung bedeutet ein Herrentum dort, wo sie eine Klasse vertritt, die als Minderheit durch Ueberlegenheit brutaler Gewalt, größeren Reichtums oder höheren Wissens über die große Mehrheit herrscht.

Einen anderen Charakter hat eine Staatsleitung, die von der Mehrheit im Staate eingesetzt ist.

Besteht Gleichheit der Wehrhaftigkeit oder Wehrlosigkeit, Gleichheit der Bildung, des Besitzes aller Teile der Bevölkerung, dann verfügt die Staatsleitung über keine besonderen Machtmittel gegenüber der Mehrheit. Sie bedarf ihrer auch nicht, um Anordnungen gegenüber Einzelnen oder Minderheiten durchzusetzen, da das Schwergewicht der Mehrheit unter diesen Bedingungen unwiderstehlich wirkt, sobald sie einmal durch freie Abstimmung unzweideutig konstatiert ist.

Die Ersetzung der Regierung durch eine bloße Verwaltung oder Leitung, wie sie jede Organisation braucht, auch bei völliger Gleichheit ihrer Mitglieder und völliger Abhängigkeit der Leitung von ihnen — das kann man wohl als ein Aufhören des bisherigen Staates betrachten, zugleich aber auch als eine Neubelebung und Kräftigung des überkommenen Staatsapparats durch einen grundlegenden Funktionswechsel. — Wenn man die Folgen der Aufhebung der Klassen für den Staat in Betracht zieht, sollte man nicht so sehr vom Absterben des Staates als vielmehr von seinem Funktionswechsel sprechen.

Es ist ein Funktionswechsel, wie man ihn auch in der Natur beobachten kann. Etwa bei dem Uebergang der Raupe in das Schmetterlingsstadium. Der Schmetterling erscheint als ein ganz neues Tier mit ganz neuen Funktionen. Er lebt nicht mehr von Blättern, sondern von Honig. Er kriecht nicht schwerfällig auf Baumzweigen dahin, sondern flattert lustig von Blume zu Blume. Er ergötzt sich an Spielen der Liebe, für die der Raupe die Organe fehlen. Und doch ist der Schmetterling dasselbe Individuum wie die Raupe und geht nicht aus einem Absterben der Raupe hervor.

Ist man sich über diesen Tatbestand klar, so ist es weniger wichtig, wie man ihn am passendsten bezeichnet. Kein Zweifel, mit dem alten Staat, wie er sich historisch gebildet hat und wie er uns überliefert wurde, geht es zu Ende. Man kann das neue Gemeinwesen, das aus ihm hervorwächst, ebenfalls Staat nennen, so gut wie man sagen kann, der Schmetterling des Tagpfauenauges gehöre zur selben Art wie dessen Raupe. Aber wie man trotz alledem Raupe und Schmetterling scharf unterscheidet, kann man auch im Interesse der Klarheit und Präzision es für gut finden, das neue Gemeinwesen anders zu benennen als das alte, damit sein fundamentaler Gegensatz zum alten Staat unverkennbar festgestellt wird.

Man kennzeichnet das neue Gemeinwesen nicht schon dadurch, daß man es Republik nennt. Wie viele aristokratische Republiken hat es nicht gegeben! Auch der Ausdruck „demokratische Republik" sagt nicht genug. Sicher tritt die Sozialdemokratie für sie ein, aber es ist ihr wohlbekannt, daß die Form der demokratischen Republik eine gewisse Klassenherrschaft keineswegs ausschließt.

Dasselbe gilt vom Wort „Volksstaat". Das Wort wurde von deutschen Sozialdemokraten im Beginne der Bewegung gebraucht, nicht um eine ganz neue Art von Staat zu bezeichnen, sondern um den Begriff der demokratischen Republik dahinter zu verstecken. Man hätte damals jede legale, also jede die Massen ergreifende Form der sozialistischen Organisation und Propaganda unmöglich gemacht, wenn die Partei sich offen als republikanische bezeichnete. Sie wollte aber doch nicht auf die Kundgebung dieses wesentlichen Teiles ihres Programms verzichten und so sagte sie statt „demokratische Republik" „Volksstaat", was im Grunde dasselbe war, aber die deutschen Bureaukraten und Richter weniger erregte.

Oppenheimer schlägt vor, das kommende Gemeinwesen als „Freibürgerschaft" zu bezeichnen. Schon in seinem ersten Büchlein über den „Staat" (1907) äußert er sich darüber in einer Weise, die sich in vielem mit den Engelsschen, in manchem aber auch mit unseren Ausführungen berührt:

„Die Tendenz der Entwicklung des Staates führt unverkennbar dazu, ihn seinem Wesen nach aufzuheben: er wird aufhören, das ‚entfaltete politische Mittel' zu sein und wird ‚Freibürgerschaft' werden. Doch die äußere Form wird im wesentlichen die vom Verfassungsstaate ausgebildete bleiben, die Verwaltung durch ein Beamtentum: aber der Inhalt des bisherigen Staatslebens wird verschwunden sein, die wirtschaftliche Ausbeutung einer Klasse durch die andere. Und da es somit weder Klassen noch Klasseninteressen mehr geben wird, wird die Bureaukratie des Staates der Zukunft jenes Ideal des unparteiischen Wahrers des Gemeininteresses wirklich erreicht haben, dem die heutige (Bureaukratie K.) sich mühsam anzunähern versucht. Der ‚Staat' der Zukunft wird die durch Selbstverwaltung geleitete ‚Gesellschaft' sein." (S. 159, 160.)

Das klingt ja unseren Ausführungen sehr ähnlich, ist aber sehr verschieden von unseren Auffassungen dadurch, daß der Weg, auf dem Oppenheimer die Aufhebung der Klassen erreichen will, von uns als nicht zum Ziel führend betrachtet wird. Doch hat uns das hier nicht zu beschäftigen.

Noch ein Punkt sei in Betracht gezogen. Wie Engels betrachtet auch Oppenheimer das Gemeinwesen der klassenlosen Gesellschaft als identisch mit dieser, als den tatsächlichen Repräsentanten der ganzen Gesellschaft.

Aber streng genommen kann man dies nur in dem Sinne sagen, daß der Staat nun aufhört, eine Organisation zu sein, die über der Gesellschaft steht. Er wird ihr untergeordnet. Jedoch der Umfang der Gesellschaft deckt sich keineswegs mit dem des Staates. Das war bei einigermaßen entwickeltem Verkehr schon im Altertum nicht der Fall und ist erst recht ausgeschlossen unter der kapitalistischen Produktionsweise, die sich über den Weltmarkt ausdehnt und die Gesellschaft immer mehr gleichbedeutend macht mit der Menschheit.

Je mehr sich der Weltverkehr entwickelt, desto komplizierter und mannigfaltiger seine Verhältnisse, desto abhängiger jeder einzelne, jede Gemeinschaft und Körperschaft innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft vom richtigen Verlauf der internationalen Beziehungen.

Schon vor dem Weltkrieg machte sich auf den verschiedensten Gebieten das Bedürfnis geltend, alle oder doch einzelne Staaten bestimmten gemeinsam von ihnen geschaffenen und anerkannten Regeln unterzuordnen und so ihre Souveränität einzuschränken, das eifersüchtig gewahrte Kennzeichen des alten Staates.

Solche internationale, allerdings nicht sehr bedeutende Vereinbarungen waren z. B. der Weltpostverein sowie die Genfer Konvention, ein Versuch, die Kriegsgreuel international einzudämmen, die gegenüber der wachsenden Macht der modernen Zerstörungstechnik natürlich nicht viel erreichen konnte. Als Einschränkung der Souveränität einzelner Staaten durch gemeinsame, für sie vorteilhafte Abmachungen kann der deutsche Zollverein genannt werden, dessen Anfänge bis in das Jahr 1819 zurückreichen. Anderer Art war die Münzkonvention, die von einigen „lateinischen" Staaten (Frankreich, Belgien, Italien, Schweiz) 1865 abgeschlossen wurde und ihnen allen die gleiche Währung vorschrieb, die dann auch für Spanien, die Staaten Südamerikas und des Balkans maßgebend wurde.

Der Weltkrieg oder vielmehr die ihm folgende Inflation hat diese lateinische Münzkonvention zerschlagen, die bereits einen großen Teil der Welt umfaßte. Der Weltkrieg und seine Konsequenzen haben noch in anderer, viel bedenklicherer Weise an Stelle der Annäherung der Nationen ihre vermehrte Abschlie-

ßung und Isolierung gesetzt und dadurch die wirtschaftlichen und moralischen Zerstörungen des Krieges noch fortgesetzt und vermehrt.

Aber das Bedürfnis nach neuer internationaler Regelung des Wirtschaftslebens ist geblieben, es erstarkt wieder mit der Neubelebung der Produktion und dem Schwinden der Kriegspsychose und es findet ein neues Werkzeug zu seiner Befriedigung: den Völkerbund. Ursprünglich als Werkzeug der Sieger gegenüber den Besiegten geschaffen, trat er doch ins Leben als Vertreter einer Idee, der die Zukunft gehört, weil er unentbehrlich ist. Anfangs wurde er von der Masse der Bevölkerung in den Staaten der Besiegten und auch von manchen sozialistischen Parteien anderer Länder mit Mißtrauen und Abneigung betrachtet. Aber immer mehr erkennen sie, daß hier eine Institution vorliegt, die, weil sie notwendig ist und in der Linie der Entwicklung liegt, nicht so leicht wieder abzuschaffen ist und die verspricht, sich zu erhalten, auch wenn die Verhältnisse sich ändern, die ihre Einführung veranlaßten, und wenn sie aufhört, ein fügsames Werkzeug der Sieger zu sein. Ja sogar auch dann, wenn sie beginnt, dem einen oder andern von ihnen unbequem zu werden, was um so leichter eintritt, als kein Bündnis, keine Entente zwischen souveränen Staaten für die Ewigkeit gilt und als den innerlich einander mißtrauenden und feindseligen Machtpolitikern der großen Staaten immer mehr eine geschlossene Front der Friedenspolitiker, namentlich der von Sozialisten beeinflußten Staaten entgegentritt.

Man kann den Völkerbund vergleichen mit dem allgemeinen Wahlrecht, das Bismarck dem deutschen Reich nur zu dem Zweck gab, um die Macht des Hohenzollernschen Königs- und Kaisertums gegen die Liberalen zu verstärken. Bald merkte er, daß seine Rechnung falsch war und daß das allgemeine Wahlrecht weit gefährlicheren Gegnern der Hohenzollern das Tor öffnete. Aber als er zu dieser Erkenntnis kam, war es zu spät. Er wurde dieses fatale Wahlrecht nicht mehr los.

So kann es auch mit dem Völkerbund geschehen, der schließlich von Elementen erobert werden dürfte, die ihn aus einem Werkzeug der Machtpolitik einzelner Staaten in ein wirksames Werkzeug gegen die Machtpolitik der Großstaaten und für den internationalen Zusammenschluß der Völker verwandeln. In ein Werkzeug für friedliche Regelung der Probleme ihres Zusammenlebens und die Regelung des Wirtschaftslebens, soweit es von internationalen Faktoren bedingt wird.

Behauptet sich der Völkerbund und erstarkt er, dann muß ihm noch eine Aufgabe zufallen. Es gibt Rohstoffe, die sich nur an bestimmten Orten finden, die aber zu Lebensnotwendigkeiten für alle Welt werden. Staaten, deren Gebiet solche Rohstoffe

umschließt, erhalten dadurch eine Vormachtstellung gegenüber den anderen, die ihrer bedürfen. Das Verlangen nach Gebieten dieser Art, z. B. Petroleumlagern, wird eine stete Quelle von Konflikten zwischen den Großmächten, und das Monopol ihrer Ausbeutung durch bestimmte Staaten kann ebenso unerträglich werden, wie das private Eigentum an den großen, entscheidenden Produktionsmitteln innerhalb des Staates. Nicht minder notwendig als die Verstaatlichung dieser Produktionsmittel kann die Uebernahme jener natürlichen Monopole einzelner Staaten durch den Völkerbund werden.

Die heutige Organisation des Völkerbundes ist sicher nicht seine definitive. Es ist unmöglich, vorauszusehen, wie seine Geschichte sich gestalten wird. Eines ist aber sicher: er ist unentbehrlich nicht nur zur Ueberwindung von Kriegsgefahren, sondern auch zum Aufbau der neuen Gesellschaft, die anstelle der kapitalistischen treten wird. Bedeutsam heute schon, wird er seine volle Kraft erst erlangen, wenn die Elemente der neuen Gesellschaft in Kraft gesetzt sind und an der Spitze der entscheidenden Staaten der Welt sozialistisch-demokratische Regierungen stehen.

Sind wir soweit, dann hören mit den Zöllen die Zollgrenzen auf, eine Bedeutung zu haben. Mit den Kriegen schwindet das Interesse an strategischen Grenzen. Alle die Momente verlieren ihre Wirksamkeit, die heute noch in so hohem Maße verhindern, daß die Staatsgrenzen rein nur nach den Forderungen der Selbstbestimmung der Völker gezogen werden. Dann erst wird die Durchsetzung reiner Nationalstaaten — abgesehen von Sprachinseln — allenthalben und lückenlos möglich werden. Gleichzeitig wird aber auch der Staat eine Reihe wichtiger Funktionen an den Völkerbund abgeben, der dann die höchste Organisation der Gesellschaft wird.

So ist der Staat nach den verschiedensten Seiten hin in stetem Funktionswandel begriffen. Er verliert eine Reihe von Funktionen, teils weil sie vom Völkerbund übernommen werden, teils weil sie überhaupt aufhören, und übernimmt dafür wieder andere oder dehnt sie aus, soweit sie ihm heute schon obliegen.

Der heutige Staat steht inmitten dieses Wandels, der vom alten Staat zur „Freibürgerschaft" führt, oder zum neuen Staat. Der Staat ist daher heute ein sehr wechselvolles und widerspruchsvolles Wesen. Er ist nicht mehr vollständig der alte Staat, jedoch noch lange nicht der neue. Je nach der Art ihrer Geschichte und der Höhe ihrer ökonomischen Entwicklung sind die einzelnen Staaten unserer Zeit von einander sehr verschieden und derselbe Staat ist unter verschiedenen Situationen nicht stets der gleiche, selbst nicht im selben Zeitraum.

Nichts verkehrter daher, als heute in der praktischen Politik von einem Staate an sich zu sprechen und die Parteien in „staats-

bejahende" und „staatsverneinende" zu teilen. Keine ist absolut das eine oder das andere. Es kommt ganz auf die Eigenart des Staates und der historischen Situation an, ob eine Partei ihn „bejaht" oder „verneint", das heißt, sich für seine gegebene Begrenzung, seine Verfassung, seine Machtmittel und Institutionen einsetzt.

Darum kommen auch die Theoretiker des Staates zu keinem bestimmten Resultate, die nicht den historisch gewordenen Staat untersuchen wollen, sondern die Idee des Staates an sich. Wie wollen sie aus dem Proteus-Charakter des heutigen Staates einen Staat an sich herausfinden? Entweder verwechseln sie ihn mit einer souveränen gesellschaftlichen Organisation überhaupt, übertragen das, was ihnen allen gemeinsam ist, auf ihn, oder sie suchen nicht den Staat zu erforschen, wie er war und ist, sondern wie er nach ihren Wünschen sein soll. Damit wird unsere Erkenntnis des wirklichen Staates nicht gefördert.

Damit soll nicht gesagt sein, daß in einem Uebergangsstadium wie dem jetzigen die Frage nicht höchst wichtig ist, welchen politischen Zustand eine Partei anzustreben hat, wie also der Staat ihrer Ueberzeugung nach sein soll. Sie ist nicht minder wichtig, wie die Frage, welchen ökonomischen Zustand die Partei anzustreben hat, wie die Produktionsweise beschaffen sein soll. Aber dieses Sollen schwebt in der Luft, wenn ihm nicht eine Erkenntnis des Charakters des bestehenden Staates oder der bestehenden Produktionsweise vorausgeht.

Ueber die Terminologie mögen wir streiten. Marx und Engels nahmen an, der Staat sterbe nach Aufhebung der Klassen ab, aber die Frage der Terminologie war ihnen nicht wichtig genug, um für die Organisation, die an Stelle des Staates treten soll, eine besondere Bezeichnung vorzuschlagen. Wenn wir aber von dieser neuen Organisation sprechen sollen, müssen wir sie auch mit einem besonderen Wort bezeichnen. Vielleicht wäre es am zweckmäßigsten, bei der Bezeichnung Staat zu bleiben, um darzutun, daß es sich nicht um ein Absterben des bisherigen Staatsapparats handelt, aber den kommenden Staat von dem bisherigen durch eine besondere Bezeichnung vom Klassenstaat zu unterscheiden, etwa als Arbeiterstaat oder Sozialstaat.

In manchen Beziehungen darf man diesen neuen Staat als eine Rückkehr zu der vorstaatlichen Form des Gemeinwesens betrachten, zu seiner klassenlosen Demokratie.

Aber diese neuen Gemeinwesen werden nicht mehr zwerghafte, voneinander isolierte Stämme sein, mit dürftiger Technik, ohne erhebliche Arbeitsteilung, sondern Gemeinwesen, zusammengefaßt zu einer Organisation der gesamten Menschheit, ausgestattet mit den ungeheuren Errungenschaften der Zivilisation, die aus dem Klassenstaat hervorging.

Die Zivilisation, die unter der Klassenherrschaft einen so riesenhaften Aufschwung genommen hat, wird noch rascher in einer klassenlosen Gesellschaft emporsteigen, in der die Quellen höheren Wissens und Könnens allen zugänglich gemacht sind.

Das wird das Wesen der sozialistischen Produktion, das das Wesen des Arbeiterstaates sein und damit das Wesen der sozialistischen Gesellschaft.

Dieser Zustand unterscheidet sich ebenso fundamental von dem bisherigen staatlichen wie der letztere von dem vorstaatlichen. Eine neue Epoche wie der Gesellschaft so auch des Staates beginnt, eine so völlig neue Epoche, daß sie es erklärlich macht, wenn Marx und Engels nicht wollten, daß das neue Gemeinwesen durch seine Bezeichnung als „Staat" zu einer bloßen Fortsetzung des bisherigen Staates gestempelt werde. Die eigentliche Geschichte der Menschheit, meinten sie, beginne jetzt erst. Alle bisherige menschliche Entwicklung bilde nur eine Vorgeschichte.

In seinem Vorwort zur „Kritik der politischen Oekonomie" sagt denn auch Marx von dem jetzigen politischen und ökonomischen Zustand:

„Mit dieser Gesellschaftsformation schließt daher die Vorgeschichte der menschlichen Gesellschaft ab."

Neunter Abschnitt.

Die Marxsche Darlegung der Triebkräfte der gesellschaftlichen Entwicklung.

Erstes Kapitel.

Nochmals das Marxsche Vorwort.

a) Der Klassenkampf in der Geschichte.

Von der klassischen Darstellung der materialistischen Geschichtsauffassung, die Marx in seinem Vorwort zu seiner „Kritik der politischen Oekonomie“ gibt, haben wir bereits im Schlußabschnitt des dritten Buches dieser Arbeit gehandelt. Aber wir haben dort nicht die ganzen Ausführungen erörtert, in denen Marx seine Geschichtsauffassung darlegt, sondern nur die ersten Sätze, die eine allgemeine Philosophie des historischen Materialismus darstellen.

Von der Untersuchung der sich daran anschließenden Sätze mußten wir dort absehen. Sie legen die Triebkräfte und den Gang der historischen Entwicklung dar, wie sie Marx zur Zeit der Abfassung seines Buches sah.

Es wäre nicht am Platze gewesen, sich an die Untersuchung dieser Sätze zu machen, solange wir nicht dargelegt hatten, wie der Verlauf der konkreten Geschichte bisher gewesen ist. Diesen Verlauf haben wir im vierten Buche nun überblickt. Begannen wir im zweiten Buche mit der Menschwerdung des Affenmenschen, so sind wir jetzt bis an die Schwelle des „Zukunftsstaates“ vorgedrungen. Nun dürfen wir auch diejenigen Sätze des Marxschen Vorworts in Betracht ziehen, an denen wir bisher vorbei gegangen sind.

Marx sagt:

„Auf einer gewissen Stufe ihrer Entwicklung geraten die materiellen Produktivkräfte der Gesellschaft in Widerspruch mit den vorhandenen Produktionsverhältnissen, oder, was nur ein juristischer Ausdruck dafür ist, mit den Eigentumsverhältnissen, innerhalb deren sie sich bisher bewegt hatten. Aus Entwicklungsformen der Produktivkräfte schlagen diese Verhältnisse in Fesseln derselben um. Es tritt dann eine Epoche sozialer Revolution ein.“

„Mit der Veränderung der ökonomischen Grundlage wälzt sich der ganze ungeheure Ueberbau langsamer oder rascher um. In der Betrachtung solcher Umwälzungen muß man stets unterscheiden zwischen der materiellen naturwissenschaftlich treu zu konstatierenden Umwälzung in den öko-

nomischen Produktionsbedingungen und den juristischen, politischen, religiösen, künstlerischen oder philosophischen, kurz ideologischen Formen, worin sich die Menschen dieses Konflikts bewußt werden und ihn ausfechten. So wenig man das, was ein Individuum ist, nach dem beurteilt, was es sich selbst dünkt, ebensowenig kann man eine solche Umwälzungsepoche aus ihrem Bewußtsein beurteilen, sondern muß dies Bewußtsein aus den Widersprüchen des materiellen Lebens, aus dem vorhandenen Konflikt zwischen gesellschaftlichen Produktivkräften und Produktionsverhältnissen erklären. Eine Gesellschaftsformation geht nie unter, bevor alle Produktivkräfte entwickelt sind, für die sie weit genug ist, und neue höhere Produktionsverhältnisse treten nie an die Stelle, bevor die materiellen Existenzbedingungen derselben im Schoße der alten Gesellschaft selbst ausgebrütet worden sind. Daher stellt sich die Menschheit immer nur Aufgaben, die sie lösen kann, denn genauer betrachtet, wird sich stets finden, daß die Aufgabe selbst nur entspringt, wo die materiellen Bedingungen ihrer Lösung schon vorhanden oder wenigstens im Prozeß ihres Werdens begriffen sind. In großen Umrissen können asiatische, antike, feudale und modern bürgerliche Produktionsweisen als progressive Epochen der ökonomischen Gesellschaftsformation bezeichnet werden. Die bürgerlichen Produktionsverhältnisse sind die letzte, antagonistische Form des gesellschaftlichen Produktionsprozesses, antagonistisch nicht im Sinne von individuellem Antagonismus, sondern eines aus den gesellschaftlichen Lebensbedingungen der Individuen hervorwachsenden Antagonismus, aber die im Schoße der bürgerlichen Gesellschaft sich entwickelnden Produktivkräfte schaffen zugleich die materiellen Bedingungen zur Lösung dieses Antagonismus. Mit dieser Gesellschaftsformation schließt daher die Vorgeschichte der menschlichen Gesellschaft ab."

Auf den letzten Satz dieser Ausführungen haben wir bereits am Schlusse des vorhergehenden Abschnittes hingewiesen. Es geht aus diesem Satz hervor, daß Marx in dem hier zitierten Passus seiner Vorrede nicht das Gesetz aller geschichtlichen Entwicklung gibt, sondern nur das der bisherigen Geschichte, der „Vorgeschichte" der Menschheit.

Dieser Passus unterscheidet sich also wesentlich von jenem, den wir am Ende des dritten Buches betrachten. Der letztere formuliert die Grundsätze, die a l l e m „sozialen, politischen und geistigen Lebensprozeß überhaupt" zugrunde liegen. Der jetzt von uns betrachtete setzt dagegen nur die Grundsätze auseinander, die, wie Marx annimmt, aller b i s h e r i g e n Geschichte zugrunde liegen. Marx gibt hier also eigentlich nicht die Gesetze der materialistischen G e s c h i c h t s a u f f a s s u n g überhaupt, sondern nur die der b i s h e r i g e n G e s c h i c h t e, die gewonnen werden, wenn man an ihre Untersuchung vom Standpunkt dieser Geschichtsauffassung aus herantritt. Unsere Geschichtsauffassung kann dieselbe bleiben, und dennoch können sich die für die bisherige Geschichte gewonnenen Gesetze modifizieren, wenn Tatsachen auftauchen oder bekannt werden, die zur Zeit der früheren Fassung dieser Gesetze noch nicht vorlagen.

Betrachten wir nun in dem in Rede stehenden Passus zunächst die Schlußsätze.

Sie sagen, daß „die bürgerlichen Produktionsverhältnisse die letzte antagonistische (auf Gegensätzen beruhende) Form des gesellschaftlichen Produktionsprozesses" sind, daß aber die in ihrem Schoße sich bildenden Produktivkräfte die Bedingungen für die Lösung dieses Antagonismus bilden und daher mit dieser Gesellschaftsform die Vorgeschichte der Gesellschaft abschließt. Das heißt mit anderen Worten: Marx sagt hier die bisherige Geschichte, die „Vorgeschichte der Gesellschaft" war die Geschichte von Gesellschaftsformen, die auf Gegensätzen beruhten, und zwar wie Marx hinzufügt, nicht auf individuellen, sondern auf sozialen Gegensätzen, „aus den gesellschaftlichen Lebensbedingungen der Individuen hervorgehenden Antagonismen".

Das ist genau dieselbe Auffassung, die das kommunistische Manifest ausspricht:

„Die Geschichte aller bisherigen Gesellschaft ist die Geschichte von Klassenkämpfen."

In dem gleichen Sinne sagt Marx in dem oben zitierten Teil seiner Vorrede:

„In großen Umrissen können asiatische, antike, feudale, und andere bürgerliche Produktionsweisen als progressive Epochen der ökonomischen Gesellschaftsformation betrachtet werden."

Diese vier Arten gesellschaftlicher Formationen fallen zusammen mit den vier großen Phasen der Klassengesellschaft, die wir in dem vierten Buche betrachtet haben. Von gesellschaftlichen Formen, die diesen vier Formationen der Klassengesellschaft vorhergegangen wären, spricht Marx nicht. Er hatte also noch 1859 bei seiner Darlegung des Mechanismus der gesellschaftlichen Entwicklung nur die Klassengesellschaft im Auge.

Diese Auffassung diktierte auch die Eingangssätze des hier in Betracht gezogenen Teiles der Marxschen Vorrede. Dort wird angenommen, die Form der Bewegung der Gesellschaft, so wie sie bisher bestand, sei die der sozialen Revolution. Diese werde dadurch hervorgerufen, daß die Produktivkräfte der Gesellschaft auf einer gewissen Stufe ihrer Entwicklung mit den überkommenen Produktions- oder Eigentumsverhältnissen in Widerspruch geraten. Diese Verhältnisse werden zu Fesseln der weiteren Entwicklung der Produktivkräfte. Marx fährt fort: „Es tritt dann eine Epoche sozialer Revolution ein."

Zwischen diesem Satz und dem vorhergehenden fehlt offenbar ein Zwischenglied, das Marx wegließ, weil es sich aus dem Zusammenhang von selbst ergibt. Sobald die Eigentumsverhältnisse zu Fesseln der Entwicklung der Produktivkräfte werden, bleibt im Interesse der gesellschaftlichen Weiterentwicklung nichts anderes übrig, als diese Fesseln zu zerbrechen. Sobald das geschehen ist, tritt dann eine Epoche sozialer Revolution ein.

Marx spricht hier stets nur von Konflikten zwischen Produktivkräften einerseits, Produktions- oder Eigentumsverhältnissen

andererseits. Der Theoretiker hat das Recht und ist oft genötigt, mit Abstraktionen zu hantieren. Aber wir bekommen einen falschen Eindruck und geraten leicht in mystische Vorstellungen, wenn wir uns nicht stets die konkreten Erscheinungen vor Augen halten, die den Abstraktionen zugrunde liegen.

Produktivkräfte und Eigentumsverhältnisse können nicht fühlen, wollen, denken. Sie können nicht Konflikte mit einander ausfechten, bei denen der eine Teil den anderen besiegt und damit die soziale Revolution entfesselt. Marx sagt selbst weiter, was ja selbstverständlich, daß es Menschen sind, die sich dieser Konflikte bewußt werden und sie ausfechten.

Der Konflikt zwischen Eigentumsverhältnissen und Produktivkräften ist denn auch in Wirklichkeit ein Konflikt zwischen Menschen, die ein Eigentum an den Produktivkräften besitzen, und solchen, die die Produktivkräfte anwenden und produzieren. Wo die Besitzer der Produktivkräfte und ihre Anwender, die Produzenten und die Genießer der von ihnen geschaffenen Produkte dieselben Menschen sind, kann ein Konflikt zwischen Produktivkräften und Eigentumsverhältnissen nicht entstehen. Er setzt verschiedene Klassen voraus. Die soziale Revolution ist dann ein Ergebnis der Ueberwindung der Klasse der Nutznießer der bisherigen Eigentums- und Produktionsverhältnisse durch eine Klasse, die die Produktivkräfte anwendet und sich bei deren Anwendung und der Aneignung der daraus hervorgehenden Produkte durch die bestehenden Eigentums- und Produktionsverhältnisse immer mehr beengt fühlt.

Also auch hier liegen dieselben Anschauungen zugrunde, die den Satz des kommunistischen Manifests prägten, daß alle bisherige Geschichte eine Geschichte von Klassenkämpfen sei.

Das war eine Ansicht, die man nicht nur 1847, sondern auch 1859 noch aussprechen konnte, ohne mit der damals geltenden Wissenschaft in Widerspruch zu geraten. Erschien doch im gleichen Jahre erst, wie schon bemerkt, Darwins Buch über die „Entstehung der Arten". Kurz vorher, 1857, war der Neandertalschädel entdeckt worden, dessen Bedeutung lange viel umstritten war. Auf die ersten Pfahlbauten war man 1854 aufmerksam geworden. Nur langsam bildeten sich aus solchen Aufdeckungen und aus den Beobachtungen an Naturvölkern die Elemente einer Urgeschichte des Menschengeschlechts, die lange ohne Zusammenhang mit der geschriebenen Geschichte blieb, die als die eigentliche Geschichte galt. Natürlich sind beide Teile der Geschichte eng miteinander verbunden und die spätere ohne die frühere nicht zu verstehen.

Indes noch 1872 veröffentlichten Marx und Engels die zweite Auflage des kommunistischen Manifests, ohne zu dem Satz, daß alle bisherige Geschichte eine Geschichte von Klassenkämpfen sei, etwas zu bemerken. Im nächsten Jahrzehnt jedoch trieben beide

aufs eifrigste Urgeschichte, wie Engels Schrift über den Ursprung der Familie usw. deutlich beweist. Einige Jahre nach Marx Tode fällt die vierte deutsche Ausgabe des kommunistischen Manifestes. Hier bemerkt Engels von dem fraglichen Satz, daß er genau gesprochen nicht lauten müßte: alle bisherige Geschichte, sondern: alle „schriftlich überlieferte Geschichte" sei eine Geschichte von Klassenkämpfen.

Diese von Engels ausgesprochene Einschränkung gilt für das Marxsche Vorwort zur „Kritik der politischen Oekonomie" ebenso, wie für das kommunistische Manifest. Wir müssen annehmen, daß Marx, wenn er dies Vorwort heute schriebe, es zumindest in diesem Punkte weniger allgemein halten würde.

Und wahrscheinlich nicht bloß in diesem Punkte. Hat uns seit 1859, dem Jahre der Abfassung des Marxschen Vorworts, die Urgeschichte eine große und reiche gesellschaftliche Entwicklung vor dem Beginn der Klassengesellschaft und des Klassenstaates enthüllt, so hat andererseits die wirtschaftsgeschichtliche Forschung ungeheuer viel neues Licht auf die Geschichte des alten Orients und der Antike geworfen, die uns die gesellschaftliche Eigenart der einen wie der andern klarer erkennen läßt. Das zwingt uns zu einer weiteren Einschränkung. Auch innerhalb der geschriebenen Geschichte gilt das Gesetz von der sozialen Revolution nicht allgemein, nicht einmal immer dort, wo die Ueberlieferung von den wütendsten Klassenkämpfen und sozialen Umwälzungen spricht.

Wir haben gesehen, daß in den antiken Stadtstaaten, namentlich den griechischen, nicht selten Klassenkämpfe von einer Heftigkeit auftraten, die sich zu einem sozialen Umsturz steigerten. Die Proletarier erobern die Staatsgewalt und expropriieren die Besitzenden, deren Güter sie sich aneignen.

Aber nirgends tritt hier eine Fortentwicklung zu neuen Produktionsverhältnissen ein. Das soziale Ideal der Umstürzler des Altertums lag in der Vergangenheit, bildete nichts neues: es war die Rückkehr zur Wirtschaft freier Bauern, zu dem Ausgangspunkt des Staates und der Klassenscheidung. Die Revolution lief im extremsten Falle darauf hinaus, daß die großen Güter zerschlagen und in Bauernparzellen verwandelt wurden. Das bedeutete natürlich keinen sozialen Fortschritt. Nach wenigen Jahren, längstens Jahrzehnten, bildeten sich wieder die alten Klassenunterschiede und der alte Zustand war wiederhergestellt, bloß mit einem Wechsel des Personals.

Worauf das zurückzuführen ist, haben wir oben bereits dargelegt.

Die Ausbeutung der arbeitenden Klassen vereinigte mit zunehmender Ausdehnung des Staates, also des Ausbeutungsgebietes, immer gewaltigere Reichtümer in den Händen der herrschenden Minderheit. Das ergab einen oft ganz fabelhaften Auf-

schwung der Industrie, der Künste, der Wissenschaften, also auch der Produktivkräfte. Aber diese vermehrten Produktivkräfte wurden fast ganz der Befriedigung des Luxus der Ausbeuter zugeführt. Die Produktion für die Erhaltung der Massen änderte sich nur wenig. Es bildete sich also für die Ausgebeuteten keine neue materielle Basis ihrer Arbeit, ihrer Existenz, die sie hätte veranlassen können, nach neuen Produktionsformen zu streben. Für die Masse blieben diese unverändert. Der bessere Zustand, den sie ersehnten, lag nicht vor ihnen, sondern hinter ihnen in der schönen Zeit, als man ihnen noch nicht Freiheit und Eigentum genommen hatte.

Wohl bildet sich in den Staaten des Orients und der Antike eine sehr hohe Zivilisation, aber in jedem dieser Staaten endet diese Zivilisation in einer Sackgasse, aus der keine soziale Revolution heraushilft, die mit dem Verkommen des Staates endet. Nicht eine Revolution von innen, sondern ein Anstoß von außen führt aus dieser Sackgasse heraus, die Eroberung des zivilisierten Gebiets durch einen oder mehrere barbarische Stämme, die dem alten morschen Staat wieder Lebensfähigkeit einhauchen, freilich unter Bedingungen, die von der überkommenen, allerdings auch verkommenen Zivilisation nicht viel übrig lassen und eine neue soziale und staatliche Entwicklung ungefähr wieder dort beginnen, wo auch die des überwundenen Staates begonnen hatte.

So ähnelt in diesem Stadium die Geschichte einem immer wieder sich erneuernden Kreislauf, nicht einer steten Aufwärtsbewegung durch soziale Kämpfe, einem Kreislauf, der seinen Anstoß von außen erhält, nicht von innen. Allerdings ist der Kreislauf nicht ganz geschlossen. Wohl hat jeder Staat im Orient und Altertum nicht nur seine Periode des Aufstiegs, sondern auch des Abstiegs. Aber der Punkt, bei dem dieser endet und durch eine neue Barbareninvasion unterbrochen wird, ist nicht der gleiche wie der, bei dem der Aufstieg begann, sondern ein wenig höher. Die technische und kulturelle Erbschaft, welche die siegreichen Barbaren antraten, wurde von Fall zu Fall doch etwas größer, und so war die Gesellschaft, die von den Siegern auf der Basis dieser Erbschaft errichtet wurde, im allgemeinen doch ihren Vorgängern überlegen. Der historische Kreislauf ist also genau genommen eine langsam aufwärts führende Spirale.

Das und nicht die soziale Revolution war der Mechanismus der gesellschaftlichen Bewegung bis zum Beginn des Mittelalters.

Erst als die Germanen das Römerreich besetzten, fanden sie Verhältnisse vor, deren Weiterentwicklung durch sie eine neue Form gesellschaftlicher Bewegung möglich machten, die durch soziale Revolution.

Es gibt nicht wenige Historiker, die der Meinung sind, daß auch heute noch die gesellschaftliche Bewegung in der Weise der

Antike und des Orients vor sich gehe, daß die Staaten nicht die Fähigkeit haben, ihre Gesellschaft von innen heraus durch soziale Revolutionen zu regenerieren, daß also jedes Staatswesen mit Notwendigkeit dazu verurteilt sei, früher oder später zu verkommen und unterzugehen, um durch ein neues ersetzt zu werden. Diese Historiker sind blind für die Eigenart der europäischen Entwicklung seit dem Mittelalter. Aber andererseits dürfen wir auch die Gesetze dieser letzteren Entwicklung nicht verallgemeinern und nicht zu Gesetzen der ganzen bisherigen gesellschaftlichen Entwicklung erheben.

Was Marx 1859 als allgemeines Gesetz der gesellschaftlichen Entwicklung ansah, stellt sich heute, streng genommen, nur als das Gesetz dieser Entwicklung seit dem Aufkommen des industriellen Kapitalismus dar. Die Entfaltung der Produktivkräfte nicht so sehr für Luxus- als für Massenproduktion, und damit die Umwälzung der Produktionsverhältnisse sowie der Bedürfnisse, der Lebens- und Kampfbedingungen der arbeitenden Klassen erreicht erst durch das industrielle Kapital einen Höhegrad, der diese Produktionskräfte immer unverträglicher macht mit den überkommenen Eigentumsverhältnissen. Zum ersten Male in der Weltgeschichte geraten seit dem Ausgang des Mittelalters die neuen Produktivkräfte in Kollision mit der überlieferten Eigentumsordnung. Zuerst mit der feudalen Eigentumsordnung, dann, seit dem vorigen Jahrhundert, mit jener Ordnung, auf der die Warenproduktion beruht.

b) Rückwirkung ökonomischer Wandlungen auf die Ideologie.

Ist also die gesellschaftliche Fortbewegung durch soziale Revolutionen etwas, was erst die letzten Jahrhunderte kennzeichnet, so gelten doch für alle Jahrhunderte nicht nur der Klassengesellschaft, sondern der menschlichen Gesellschaft überhaupt die Sätze, in denen Marx die „ideologischen" Wandlungen beschreibt, die eine solche Revolution nach sich zieht. Sie gelten für jede Veränderung der technischen und ökonomischen Verhältnisse, mag sie auf dem Wege sozialer Revolution oder einem anderen herbeigeführt werden. Sie gelten für jeden durch eine solche Veränderung veranlaßten Konflikt, nicht nur für solche zwischen den Vertretern neuer Produktivkräfte und denen des überkommenen Eigentums, sondern auch für Konflikte zwischen gedankenträgen Personen, die Neuerungen nicht gleich fassen können, und lebhafter denkenden, die sich für sie leicht begeistern, auch ehe sie noch erprobt sind. Konflikte solcher Art wird es natürlich stets geben, in jeder Gesellschaft, auch einer ganz klassenlosen. Sie können auch recht erbittert werden, nie aber so allgemeine und so

gewaltsame Formen annehmen, wie die zwischen Klassen mit gegensätzlichen Interessen. Für sie alle gilt, was Marx von den Folgen sozialer Revolutionen aussagt.

Mit dieser Modifikation muß man die davon handelnden Sätze lesen, sie bilden, so aufgefaßt, ein allgemeines Gesetz jeder sozialen Entwicklung unter allen gesellschaftlichen Formen, ein Grundgesetz der materialistischen Geschichtsauffassung. Es handelt sich hier um folgende Sätze:

„Mit der Veränderung der ökonomischen Grundlage wälzt sich der ganze ungeheure Ueberbau langsamer oder rascher um. In der Betrachtung solcher Umwälzungen muß man stets unterscheiden zwischen der materiellen, naturwissenschaftlich treu zu konstatierenden Umwälzung in den ökonomischen Produktionsbedingungen und den juristischen, politischen, religiösen, künstlerischen oder philosophischen, kurz ideologischen Formen, worin sich die Menschen dieses Konflikts bewußt werden und ihn ausfechten. So wenig man das, was ein Individuum ist, nach dem beurteilt, was es sich selbst dünkt, ebensowenig kann man eine solche Umwälzungsepoche aus ihrem Bewußtsein beurteilen, sondern muß vielmehr dies Bewußtsein aus den Widersprüchen des materiellen Lebens, aus dem vorhandenen Konflikt zwischen gesellschaftlichen Produktivkräften und Produktionsverhältnissen erklären."

Es gilt das für jeden Konflikt innerhalb der Gesellschaft, der aus dem Aufkommen neuer gesellschaftlicher Produktivkräfte hervorgeht, auch für einen bloßen Konflikt zwischen den Einwirkungen überlieferter und den Einwirkungen neu auftauchender gesellschaftlicher Umwelt, ohne Klassen und Klassenkampf.

Allerdings darf man fragen, ob es vor dem Erscheinen der Klassengesellschaft und des Staates viele und erhebliche gesellschaftliche Konflikte gegeben haben kann, die aus der Bildung neuer Produktivkräfte und ihnen entsprechender Produktionsverhältnisse hervorgingen. In dieser Vorzeit vollzog sich der technische Fortschritt so langsam, fast unmerklich, daß tiefgehende Veränderungen der Produktionsverhältnisse und daraus hervorgehende Konflikte selten gewesen sein müssen. Das kann man freilich nur vermuten, darüber wissen wir nichts.

Aber auch dort, wo es zu neuen Produktionsverhältnissen allmählich, ohne Konflikt kam, müssen ihre Veränderungen auf das Bewußtsein der Menschen, bei denen sie aufkamen, umwälzend gewirkt, ihnen neue Anschauungen und Empfindungen beigebracht haben, die sich nicht ohne Konflikt mit den traditionellen durchzusetzen vermochten.

c) Die Entwicklung der Produktivkräfte in der Gesellschaft.

Finden wir hier einen der wichtigsten Grundsätze der materialistischen Geschichtsauffassung, so müssen wir dagegen wieder eine Einschränkung bei dem Satz machen, der dem eben zitierten folgt.

Es heißt da:

„Eine Gesellschaftsformation geht nie unter, bevor alle Produktivkräfte entwickelt sind, für die sie weit genug ist.“

Die Einschränkung, die wir diesem Satze gegenüber machen müssen, ist allerdings anderer Art, als jene, zu der uns der Satz von der sozialen Revolution veranlaßte. Wenn wir von diesem zu sagen hatten, daß er nicht für die Staaten der Antike und des Orients gelte, sondern nur für das ausgehende Mittelalter und die Neuzeit, die Zeit der bürgerlichen und proletarischen Revolutionen, so müssen wir dem letztzitierten Satz entgegenhalten, daß er wohl für alle bisherigen Formen der Klassengesellschaft gelten dürfte, nicht aber für die des industriellen Kapitalismus, also nicht für die proletarische Revolution.

Der Satz wurde wohl geprägt infolge einer Untersuchung der bürgerlichen Revolutionen. Dabei stellte es sich heraus, daß die feudale Gesellschaft in der Zeit ihres Unterganges keiner weiteren Entfaltung von Produktivkräften mehr fähig war, jede weitere Entfaltung vielmehr hemmte.

Dieselbe Erscheinung zeigt jede vorhergehende Klassengesellschaft auch, nur mit dem Unterschied, daß in ihnen noch nicht die Bedingungen für das Erwachsen des industriellen Kapitals gegeben waren, daß sie also nicht imstande waren, durch eine soziale Revolution die Fesseln der Produktivkräfte zu brechen, um diese freizusetzen, sondern daß sie an diesen Fesseln zugrunde gingen.

Aber der industrielle Kapitalismus ist ein ganz anderes Ausbeutungssystem als seine Vorgänger. Er beutet die Massen nicht bloß aus, um den Ertrag der Ausbeutung in Genüssen zu vergeuden, er sucht diesen Ertrag ständig zu steigern, nicht allein durch die Methoden des absoluten Mehrwerts, auf die sich die Sklavenbarone und Feudalherren ebenfalls verstanden, sondern auch durch die Methoden des relativen Mehrwerts der Entwicklung der Produktivkräfte, von welchen Methoden jene Barone und Herren nichts wußten. Deren Herrschaft lief daher auf den Verfall der Produktivkräfte hinaus, über die sie verfügten, nachdem sie ihnen entnommen hatten, was ihnen zu entnehmen war. Der industrielle Kapitalismus führt dagegen zu einer immer stürmischeren Entfaltung der Produktivkräfte. Wir haben gesehen, daß nicht zu erwarten ist, dieser Entfaltung würden aus dem Kapitalismus selbst ökonomische Gegentendenzen erwachsen, die sie notwendigerweise zum Stillstand bringen müßten.

Die Erwartung, die Krisen würden in dieser Weise wirken, ist in den letzten Jahrzehnten gegenstandslos geworden.

Natürlich kann man nicht mit Bestimmtheit behaupten, es sei unmöglich, daß der technische und ökonomische Fortschritt

des industriellen Kapitals jemals gehemmt werde. Hier steht bloß die Frage zur Diskussion, ob eine solche Hemmung aus dem Wesen des Kapitals und seiner Akkumulation heraus notwendigerweise eintreten muß, und diese Frage ist entschieden zu verneinen.

Ich glaube, gezeigt zu haben, daß die Grenzen, die der Ausdehnung des Kapitalismus anscheinend gesetzt sind, nur Grenzen sind, die der Ausdehnung der Industrie in jeder Produktionsweise daraus entstehen, daß sie abhängig bleibt von der Landwirtschaft. Eine einseitige Ausdehnung der Industrie ohne entsprechende Ausdehnung der landwirtschaftlichen Produktion ist nicht möglich. Nichts hindert jedoch das Kapital, sobald die Industrieentwicklung wegen des Zurückbleibens der Landwirtschaft zu stocken beginnt, sich mit aller Macht auf deren Intensivierung zu werfen.

Nun wäre es ja möglich, daß die bestehenden Eigentumsverhältnisse das verhindern. Daß etwa an dem privaten Eigentum am Boden die nötige Entwicklung der Produktivkräfte der Landwirtschaft scheitert. Das brauchte jedoch noch nicht das Ende des Kapitalismus zu bedeuten, es würde nur eine Bodenreform herbeiführen, die mit dem Kapitalismus sehr wohl verträglich wäre.

Indessen brauchen wir uns darüber nicht allzusehr den Kopf zu zerbrechen. Wie immer man über die Grenzen denken mag, die der Entwicklung der Produktivkräfte innerhalb der kapitalistischen Produktionsweise gezogen sind, wir werden nie unsere Meinungsverschiedenheiten darüber durch praktische Erfahrungen entscheiden lassen können, weil wir zu solchen Erfahrungen nicht kommen werden.

Denn eines tritt in den letzten Jahrzehnten immer deutlicher hervor: der Sieg des Proletariats wird früher eintreten, ehe eine der Grenzen erreicht sein kann, die manche unserer Theoretiker der Entwicklung der Produktivkräfte innerhalb des Kapitalismus setzen.

Schon vor drei Jahrzehnten faßte ich die Möglichkeit ins Auge, wie oben ausgeführt, daß dieser Sieg früher eintritt, als die chronische Krise, mit der ich damals noch rechnete. Seitdem hat der Kapitalismus so viele Krisen überstanden, sich so vielen neuen, oft ganz überraschenden und ungeheuerlichen Anforderungen anzupassen gewußt, daß er mir heute, rein ökonomisch betrachtet, weit lebenskräftiger erscheint, als vor einem halben Jahrhundert.

Aber gleichzeitig ist das Proletariat nahe darangekommen, in manchen entscheidenden Großstaaten die herrschende Klasse zu werden. Da muß es ausgeschlossen scheinen, daß die kapitalistische Produktionsweise, um mit dem Marxschen Vorwort zu

reden, nicht untergeht, „bevor alle Produktivkräfte entwickelt sind, für die sie weit genug ist".

Dieser Satz ist angesichts der Entwicklung der letzten Jahrzehnte nicht mehr auf uns anwendbar. Damit müssen wir auch die Ausführungen modifizieren, mit denen Marx in dem berühmten Kapitel über die geschichtliche Tendenz der kapitalistischen Akkumulation sein „Kapital" ausklingen läßt.

Von diesen wuchtigen Sätzen wurden bisher von bürgerlichen und sozialistischen Kritikern jene angefochten, in denen gezeigt wird, wie einerseits die zunehmende Konzentration und Zentralisation des Kapitals dieses reif dazu macht, in gesellschaftliches Eigentum und gesellschaftlichen Betrieb übergeführt zu werden, und wie andererseits die Tendenzen der Verelendung der Arbeiter und deren dagegen sich aufbäumende Empörung die Klassengegensätze immer mehr verschärfen, wie aber auch in den daraus erwachsenden Klassenkämpfen die an Zahl anwachsende Arbeiterklasse geschult, vereint und organisiert wird.

Die an dieser Darstellung nörgelnde Kritik war kleinlich. Minimale Gegentendenzen der hier gezeigten Entwicklung wurden übermäßig aufgebauscht oder es wurde in die Marxschen Sätze eine Nichtbeachtung der Wirklichkeit hineingelesen, die ein verständnisvoller Leser nicht darin fand. Der große Gesamtinhalt der lapidaren Sätze aber wurde nicht erfaßt. Und doch findet er von Tag zu Tag immer stärkere Bekräftigung. Wenn Marx hier die Tendenzen sieht, die mit Notwendigkeit zur Ueberwindung des Kapitalismus, zur „Expropriation der Expropriateure" führen, so hat er damit den Weg gewiesen, den die ökonomische Entwicklung tatsächlich geht und dem folgend die Arbeiterklasse am sichersten dem Ziele ihrer Befreiung entgegenstrebt.

Aber nicht ganz können wir mehr Marx folgen, wenn er zu den eben erwähnten Sätzen noch hinzufügt:

> „Das Kapitalmonopol wird zur Fessel der Produktionsweise, die mit und unter ihm aufgeblüht ist. Die Zentralisation der Produktionsmittel und die Vergesellschaftung der Arbeit erreichen einen Punkt, wo sie unverträglich werden mit ihrer kapitalistischen Hülle. Sie wird gesprengt. Die Stunde des kapitalistischen Privateigentums schlägt. Die Expropriateure werden expropriiert."

Das erwarten auch wir. Aber nicht aus dem Konflikt zwischen Produktivkräften, für deren Anwendung die kapitalistische Produktionsweise zu eng geworden, und dem kapitalistischen Eigentum erwarten wir das Ende des Kapitalismus; wir erwarten dieses Ende nicht erst dann, wenn das „Kapitalmonopol zur Fessel der Produktionsweise" geworden ist. Wir glauben, allen Grund zu der Zuversicht zu haben, daß dieses Ende schon früher erreicht wird.

d) Jede neue Produktionsweise ist an materielle Bedingungen gebunden.

Der nächste Satz der Marxschen Vorrede steht in engster Verbindung mit dem eben erörterten. Nachdem Marx gesagt: „Eine Gesellschaftsformation geht nie unter, bevor die Produktivkräfte entwickelt sind, für die sie weit genug ist", fährt er fort:

„Und neue höhere Produktionsverhältnisse treten nie an die Stelle, bevor die materiellen Existenzbedingungen derselben im Schoße der alten Gesellschaft selbst ausgebrütet worden sind."

Dieser Satz hat, seitdem er geschrieben wurde, an Richtigkeit sicher in keiner Weise verloren. Alle Beobachtungen seitdem haben ihn bestätigt. Er gehört zu den unerschütterlichsten Grundsätzen der materialistischen Geschichtsauffassung. Er sagt im Grunde dasselbe, was im Vorwort zur ersten Auflage des „Kapital" ausgesprochen wurde: Eine Gesellschaft „kann naturgemäße Entwicklungsphasen weder überspringen noch wegdekretieren".

Der Satz ist eine Selbstverständlichkeit für eine klassenlose Gesellschaft. In einer solchen hat niemand ein Interesse oder eine Veranlassung, neue Produktionsverhältnisse an Stelle der bestehenden zu setzen, wenn nicht neue Produktivkräfte solche zweckmäßig und schließlich notwendig machen.

Anders in einer Klassengesellschaft. Da sind die ausgebeuteten Klassen stets, mitunter aber auch manche der ausbeutenden mit den bestehenden Produktionsverhältnissen unzufrieden und suchen nach ihrer Ueberwindung. Nur in einer Klassengesellschaft kann es vorkommen, daß eine unzufriedene Klasse, wenn besondere historische Verhältnisse ihr die Kraft dazu geben, den Versuch macht, neue, ihr günstigere Produktionsverhältnisse zu schaffen, auch wenn die Existenzbedingungen für diese neuen Verhältnisse noch nicht im Schoße der alten Gesellschaft ausgebrütet wurden. Doch wenn dies nicht der Fall ist, werden die Neuerungen keinen Bestand haben und rasch zu einer Plage werden und verfallen, trotz aller Dekrete und auch trotz allem Terrorismus, durch den man den Mangel an den historischen Vorbedingungen der neuen Produktionsverhältnisse wettmachen will.

Diese Erkenntnis ist ein festes Bollwerk gegen jede Utopisterei. Es ist ganz unbegreiflich, daß es Anhänger des historischen Materialismus gibt, die gerade diesen Fundamentalsatz in ihrer Praxis ignorieren.

Damit ist nicht etwa gesagt, daß marxistische Vertreter des Proletariats eine Gelegenheit, zur politischen Macht zu gelangen, von sich zu weisen hätten, solange die Existenzbedingungen einer ganz sozialistischen Gesellschaft nicht gegeben seien. Wohl aber ist damit die Verpflichtung für Marxisten ausgesprochen, wo

immer sie zur Macht kommen, zu prüfen, wie weit die Existenzbedingungen der neuen Gesellschaft im Schoße der alten schon ausgebrütet seien und danach ihre Praxis im Interesse der arbeitenden Klassen einzurichten, für die sich viel tun läßt, auch ehe man sich an die „Vollsozialisierung" macht.

Es mag auffallen, daß Marx in dem hier zur Untersuchung stehenden Satz nur von den materiellen Existenzbedingungen der neuen Produktionsverhältnisse spricht. Das darf nicht etwa in dem Sinne aufgefaßt werden, als wenn zu den materiellen Produktivkräften bloß bestimmte Stoffe und Werkzeuge zu zählen seien. Wir haben schon darauf hingewiesen, daß die wichtigste der Produktivkräfte der Mensch selbst ist, der die anderen dieser Kräfte erst auslöst, in Bewegung setzt und zu zweckmäßiger Anwendung bringt. Zu den materiellen Produktivkräften gehören auch bestimmte Arten von Arbeitsdisziplin, Organisation, Kenntnissen usw. Unter den materiellen Existenzbedingungen der neuen Gesellschaft, die im Schoße der alten ausgebrütet sein müssen, ehe die neue möglich wird, haben wir also nicht bloß das Vorhandensein bestimmter anorganischer und organischer Stoffe und Werkzeuge zu verstehen, sondern auch das Vorhandensein bestimmter psysischer Fähigkeiten im Menschen, die jedoch nicht aus irgendeiner mystischen, durch nichts verursachten Eigenbewegung des Geistes im Schoße der alten Gesellschaft ausgebrütet werden, sondern deren Aufkommen in letzter Linie auf die neu geschaffene Technik, hier also im vollen Sinne des Wortes auf die neuen materiellen Existenzbedingungen zurückzuführen ist.

Daß Marx bei den Vorbedingungen einer neuen Gesellschaft, die im Schoße der alten ausgebrütet werden, nicht von den jeweilig notwendigen psychischen Vorbedingungen absah, hat er selbst bekundet. Wir brauchen bloß auf den Absatz des „Kapital" hinzuweisen, mit dem wir uns eben beschäftigten.

Unter den Vorbedingungen der sozialistischen Gesellschaft, die durch die kapitalistische ausgebrütet werden, nennt er dort auch „die Empörung der stets anschwellenden und durch den Mechanismus des kapitalitischen Produktionsprozesses selbst geschulten, vereinten und organisierten Arbeiterklasse".

Diese Erkenntnis sprach er jedoch nicht erst im „Kapital" aus. Schon im kommunistischen Manifest wird diese durch den Produktionsprozeß bewirkte Schulung und Organisation der Arbeiter geschildert. Und in der Sitzung der Zentralbehörde des Kommunistenbundes vom 15. September 1850, erklärte Marx unter anderem, daß wir (Marxisten) den Arbeitern sagen:

„Ihr habt 15, 20, 50 Jahre Bürgerkriege und Völkerkämpfe durchzumachen, nicht nur um die Verhältnisse zu ändern, sondern um euch selbst zu ändern und zur politischen Herrschaft zu be-

fähigen." (Mitgeteilt von Marx in den „Enthüllungen über den Kommunistenprozeß in Köln", Neuer Abdruck, Zürich 1885, S. 21.)

Also allzu grob „materialistisch" darf man sich die materiellen Existenzbedingungen der neuen Gesellschaft nicht vorstellen, die schon im Schoße der alten erwachsen sein müssen, soll jene möglich werden.

e) Die Menschheit stellt sich nur lösbare Aufgaben.

Nur noch ein Satz der Vorrede zur „Kritik" hat uns hier zu beschäftigen.

Im Anschluß an den eben betrachteten fährt Marx fort:

„Daher stellt sich die Menschheit immer nur Aufgaben, die sie lösen kann, denn genauer betrachtet, wird sich stets finden, daß die Aufgabe selbst nur entspringt, wo die materiellen Bedingungen ihrer Lösung schon vorhanden oder wenigstens im Prozeß des Werdens begriffen sind."

Dieser Satz sieht auf den ersten Blick mystisch und dunkel aus. Man darf ihn auf keinen Fall in dem Sinne fassen, als ob sich die einzelnen Menschen stets nur Aufgaben stellten, die sie zu lösen vermöchten. Das gilt nicht einmal von ganzen Klassen.

In einer Klassengesellschaft stellen sich die einzelnen Klassen Aufgaben, die dem Gegensatz ihrer Interessen entsprechend, in vollstem Widerspruch zueinander stehen, von denen ein Teil also notwendigerweise von vornherein unmöglich zu lösen ist. Und hat man nicht schon von gescheiterten Revolutionen gehört? Sind nicht die meisten Revolutionen in dem Sinne gescheitert, daß die Revolutionäre in ihnen nicht die Ziele erreichten, die sie anstrebten? Selbst wo sie siegten, kam bei dem Abschluß der Bewegung oft etwas ganz anderes heraus, als was die Revolutionäre beabsichtigt hatten.

Also von einzelnen Menschen oder Menschengruppen, die sich Aufgaben stellen, kann hier nicht die Rede sein. Kann sich aber die Menschheit Aufgaben stellen? Das vermögen doch nur einzelne Individuen. Die Menschheit hat kein Gehirn, das wollen oder denken könnte, sie ist nur eine Abstraktion, die Gesamtheit der Menschen.

Aber eben, weil es sich um eine Abstraktion handelt, dürfen wir das gebrauchte Bild nicht wörtlich nehmen. Die Menschheit kann sich nicht nach Belieben Aufgaben stellen, wohl aber bilden sich von Zeit zu Zeit unter bestimmten neu auftauchenden Bedingungen neue gesellschaftliche Verhältnisse, die den von ihnen betroffenen Menschen allen in gleicher Weise, also kann man sagen, der Menschheit, bestimmte soziale Aufgaben stellen, deren Lösung notwendig wird, soll die Gesellschaft gedeihen oder überhaupt weiterleben können.

Die neuen Bedingungen, die die Aufgabe stellen, sind die aus dem Fortschritt der Technik hervorgehenden neuen Produktivkräfte. Sie schaffen nicht nur die Aufgabe, sondern gewähren auch die Mittel, mit denen sie zu lösen ist.

Die Aufgabe besteht darin, die gesellschaftliche Organisation den neuen Mitteln erhöhter Produktion anzupassen, eine Aufgabe, die lösbar ist. Die Lösung kann dort nicht auf unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen, wo keine Klassengegensätze bestehen und alle das gleiche Interesse an der zweckmäßigsten Lösung haben.

Wo gegensätzliche Klassen vorhanden sind, werden die am Alten interessierten Klassen die Lösung erschweren. Sie können sie hindern, obwohl sie möglich ist. Doch unter den Klassen, die in solchen Fällen einander gegenüberstehen, wird diejenige am ehesten erstarken, die mit der Anwendung der neuen, den alten überlegenen Produktivkräfte am engsten verknüpft ist, die ihnen am besten entsprechenden gesellschaftlichen Methoden und Organisationen am ehesten herausfindet und durch sie an Zahl und Bedeutung gewinnt. Sie hat die besten Aussichten, schließlich zu siegen und die richtige Lösung der sozialen Aufgabe durchzusetzen, die der Gesellschaft durch die neuen Produktivkräfte gestellt wird.

Wenn eine neue soziale Aufgabe auftaucht, machen sich die einzelnen Menschen von den verschiedensten Standpunkten aus mit den verschiedensten Bedürfnissen und Kenntnissen an die Lösung der Aufgabe. Viele von ihnen scheitern, ganzen Klassen passiert das gleiche, sogar ganze Staaten können zugrunde gehen, weil es ihnen nicht gelingt, die Lösung sozialer Aufgaben zu finden, die im Laufe der ökonomischen Entwicklung für sie entstehen. Aber bei allen diesen Fehlschlägen wächst die Menge der Erfahrungen, wachsen die Kräfte der an der zweckmäßigen Lösung am meisten Interessierten.

Sie wird gefunden, sobald man die richtige Fassung des Problems entdeckt, das heißt, sobald man die Bedingungen genau erkannt hat, die für die Lösung des Problems gegeben sind.

So hat, wenn man nicht einzelne Menschen, Klassen, Staaten betrachtet, sondern die Menschheit überhaupt, jede soziale Aufgabe, die aus dem Auftauchen neuer Produktivkräfte hervorging, immer wieder ihre Lösung gefunden, die durch dieselben Faktoren geboten wurde, die das Problem stellten.

Es ist kein Grund vorhanden, anzunehmen, daß dies im weiteren Fortgang der Gesellschaft nicht auch der Fall sein wird, namentlich dann, wenn sie aus dem Klassenstadium wieder in das der Klassenlosigkeit gelangt ist.

Daher darf man also wohl sagen, daß die Menschheit sich immer nur Aufgaben stellt, die sie zu lösen vermag.

Zweites Kapitel.

Die Weiterentwicklung der materialistischen Geschichtsauffassung.

Hiermit haben wir die Betrachtung der Sätze vollendet, in denen Marx vom Standpunkte seiner Geschichtsauffassung aus den Mechanismus der gesellschaftlichen Entwicklung, gewissermaßen die Dynamik der Gesellschaft, darlegt, nachdem er vorher das ständige Verhältnis zwischen Oekonomie und Ideologie festgestellt hat, gewissermaßen die Statik der Gesellschaft. In der Tat ist das Bild vom Ueberbau nur in der Statik möglich. In der Dynamik wird es gegenstandslos.

Obwohl bald sieben Jahrzehnte alt, bildet die von Marx hier gegebene Dynamik der Gesellschaft, die Zusammenfassung der Gesetze ihrer Bewegung, ebenso wie die im Zusammenhang damit gegebene Formulierung ihrer Statik immer noch die klassische Fassung des historischen Materialismus.

Doch ist die Zeit nicht spurlos an ihr vorübergegangen. Während einige ihrer Sätze ihre unbedingte Geltung unerschüttert behauptet haben, mußten wir bei anderen feststellen, daß neue Erfahrungen und Aufdeckungen ihre Gültigkeit nur noch zu einer bedingten machen, sie auf bestimmte Geschichtsperioden beschränken. Sie erklären nach wie vor den historischen Prozeß und kennzeichnen ihn, aber nicht mehr seinen ganzen Umfang, sondern nur noch einzelne seiner Teile.

An praktischer Bedeutung für die Erkenntnis der Kämpfe der Gegenwart hat dabei diese Fassung jedoch keineswegs etwas verloren. Sie ist geschöpft aus einer tiefgehenden Erforschung des industriellen Kapitalismus und der zu ihm führenden historischen Prozesse. Bloß für die weiter von uns entfernten Perioden der Vergangenheit, die Staaten der Antike und des alten Orients und schon gar für die klassenlose Zeit treffen nicht alle Marxschen Sätze uneingeschränkt zu. Andererseits scheint es, als zeigten gewisse seit Marx Tode auftretenden ökonomischen Erscheinungen an, daß eine seiner Annahmen nicht für die Zukunft ausnahmslos gelten muß: die Erwartung, eine Gesellschaftsformation gehe nie unter, ehe sie nicht alle Produktivkräfte entwickelt hat, für die sie weit genug ist. Doch ist dies noch eine unter uns Marxisten selbst strittige Frage.

Im allgemeinen kann man sagen, daß die 1859 gegebene Fassung der materialistischen Geschichtsauffassung vom Wandel der Zeiten weit weniger berührt wurde als die in demselben Jahre zuerst veröffentlichte und begründete Darwinsche Theorie der Entwicklung der Arten.

Natürlich darf auch unsere Geschichtsauffassung nicht vor immer wieder erneuten Nachprüfungen, Revisionen bewahrt

werden. Im Gegenteil, sie ist kein starres Dogma, sondern eine elastische Methode. Dem von ihr selbst vertretenen Standpunkt entsprechend, kann sie nichts anderes sein als ein Kind ihrer Zeit, bestimmter Bedingungen, und muß sie sich mit diesen Bedingungen ändern, neuen Erfahrungen, neuen Erkenntnissen Rechnung tragen und sie in sich aufnehmen.

Und schon durch die bloße Anwendung wird eine Methode immer mehr fortentwickelt. Sie wurde uns von unseren Meistern nicht hinterlassen als ein Pfund, das wir vergraben sollen, um es unverwendet zu konservieren, sondern als eines, mit dem wir zu wuchern haben, um soviel Gewinn daraus zu ziehen als möglich für den Fortgang der Wissenschaft und der Gesellschaft.

Also zeitweise Revisionen des Marxismus sind unvermeidlich, ja unerläßlich. Aber wenn die Erkenntnisse, die Marx und Engels uns brachten, auch keine absoluten, ewigen Wahrheiten sind, die in alle Zukunft unverändert zu gelten haben, so waren sie doch höhere Wahrheiten über diejenigen hinaus, die vor ihnen bestanden und die sie überwanden. Ein Revisionismus, der den Marxismus nicht weiter entwickelt, sondern bloß in Frage stellt und verneint, um zu vormarxistischen Denkweisen zurückzukehren, bringt uns sicher keinen wissenschaftlichen Fortschritt.

Was uns Marxisten heute in bezug auf die materialistische Geschichtsauffassung vor allem obliegt, ist die Erweiterung ihres Gebietes. Marx und Engels mußten notwendigerweise dem Stande der Wissenschaft ihrer Zeit entsprechend, die materialistische Geschichtsauffassung vor allem als eine Theorie der Geschichte der Klassengesellschaften und Klassenstaaten ausarbeiten. Erst in ihren letzten Lebensjahren kamen sie dahin, nicht nur gelegentlich, wie sie früher getan, sondern in zusammenhängender Darstellung auch die vorstaatliche, klassenlose Gesellschaft in das Bereich ihrer Geschichtsauffassung einzubeziehen.

Das Engelssche Büchlein über den „Ursprung der Familie" ist uns als ein Vermächtnis hinterblieben, das uns den Weg weist, auf dem wir die überkommene Geschichtsauffassung unserer Meister zu erweitern haben.

Diesen Weg habe ich hier zu gehen gesucht. Dabei trachtete ich, das Gebiet der materialistischen Geschichtsauffassung so weit auszudehnen, daß es sich mit dem der Biologie berührte. Ich untersuchte, ob die Entwicklung der menschlichen Gesellschaften mit der der tierischen und pflanzlichen Arten nicht innerlich zusammenhänge, so daß die Geschichte der Menschheit nur einen Spezialfall der Geschichte der Lebewesen bildet, mit eigenartigen Gesetzen, die aber in Zusammenhang stehen mit den allgemeinen Gesetzen der belebten Natur.

Ich glaube, das gemeinsame Gesetz, dem menschliche wie tierische und pflanzliche Entwicklung unterworfen ist, darin zu

finden, daß jede Veränderung der Gesellschaften wie der Arten zuückzuführen ist auf eine Veränderung der Umwelt. Wo diese sich gleich bleibt, ändern sich auch die Organismen und Organisationen nicht, die sie bewohnen. Neue Formen von Organismen und gesellschaftlichen Organisationen kommen auf durch Anpassung an eine geänderte Umwelt.

Gilt das allgemein, so sind doch die Arten der Anpassung für die verschiedenen Reiche der Pflanzen, der Tiere, der Menschen verschieden.

Die Pflanzen bleiben auf passive Anpassung beschränkt. Veränderungen der Umwelt, des Klimas, des Bodens bringen durch veränderte Ernährung, veränderte chemische Reize und dergleichen in den von ihnen betroffenen Organismen Veränderungen hervor, die, wenn unzweckmäßig, die Organismen nach und nach zum Aussterben bringen, wenn zweckmäßig, sich erhalten und schließlich erblich werden, womit neue Arten begründet sind.

Bei anderen Organismen, den Tieren, die Fähigkeiten des Wollens und des Erkennens und freier Bewegung entwickelt haben, gesellt sich zu dieser passiven Anpassung noch die aktive. Die veränderten Lebensbedingungen veranlassen die Tiere zu einer veränderten Benutzung ihrer Organe, wodurch diese selbst im Laufe der Zeit verändert werden. Sind die Veränderungen zweckmäßig, werden sie erhalten und vererbt.

Beim Menschen aber, haben wir gesehen, gesellt sich dazu noch eine dritte Form der Anpassung an neue Verhältnisse: Seine Intelligenz und Handfertigkeit erreicht einen Grad, der es ihm ermöglicht, neuen Anforderungen durch die bewußte Schaffung künstlicher Organe, Werkzeuge und Organisationen zu begegnen.

Damit wird nun ein ganz neues Element in die Entwicklung eingeführt.

Bis zur bewußten Anpassung durch Schaffung künstlicher Organe war jede Weiterentwicklung einer Art abhängig von einer ohne ihr Zutun vor sich gehenden Aenderung der Umwelt, etwa durch geologische oder kosmische Veränderungen, auf die der Organismus nicht den geringsten Einfluß hatte.

Das ändert sich für den Menschen, sobald er so weit ist, sich künstliche Organe zu schaffen. Sie sind nicht ein Teil seines Körpers, existieren außer ihm und wirken als solche auf den Menschen zurück, veranlassen die Menschen, sich in bestimmter neuer Weise zu bestimmtem neuen Handeln zusammenzutun, neue Organisationen zu bilden, die über den einzelnen Individuen stehen.

So wird aus den neuen künstlichen Organen, die sich der Mensch schafft, im Zusammenhange mit den neuen Organisa-

tionen, die von ihnen hergerufen werden, ein neues Element der Umwelt.

Wenn sich der Mensch seiner Umwelt anpaßt, so ändert er dabei nicht bloß sich selbst, wie es Pflanzen und Tiere tun, er ändert auch seine Umwelt. Diese Aenderung ist sein Werk. Jedoch nicht sein bewußtes Werk. Mit Bewußtsein schafft er neue Organe und Organisationen, um neu auftauchende Probleme zu lösen. Wenn aber diese Organe und Organisationen zu einer neuen Umwelt werden, die dem Menschen neue Probleme aufgibt, so ist das nicht auf bewußtes Tun des Menschen zurückzuführen. Diese neue Wirkung der von ihm geschaffenen Werkzeuge und Einrichtungen ist von ihm sehr selten, und auch dann nie in vollem Umfang vorausgesehen und tritt oft sehr wider seinen Willen ein.

Man kann daher wohl mit Marx sagen:

„Die Menschen machen ihre eigene Geschichte, aber sie machen sie nicht aus freien Stücken, nicht unter selbstgewählten, sondern unmittelbar vorgefundenen, gegebenen und überlieferten Umständen." (Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte, 2. Aufl. Hamburg 1869, S. 1.)

Engels meint einmal, allerdings ohne Beziehung auf die eben zitierte Stelle und in einem ganz anderen Zusammenhang, die Unfreiheit des Menschen in der Geschichte gelte nur bisher. Sie müsse in einer sozialistischen Gesellschaft aufhören: Er weist darauf hin, daß dann die Produktion durch die Gesellschaft geregelt werde, die anarchische Warenproduktion und damit die Herrschaft des Produktes über den Produzenten aufhöre.

„Damit erst scheidet der Mensch, in gewissem Sinne, endgültig aus dem Tierreich, tritt aus tierischen Daseinsbedingungen in wirklich menschliche. Der Umkreis der die Menschen umgebenden Lebensbedingungen, der die Menschen bis jetzt beherrschte, tritt jetzt unter die Herrschaft und Kontrolle der Menschen, die nun zum ersten Male bewußte, wirkliche Herren der Natur, weil und indem sie Herren ihrer eigenen Vergesellschaftung werden. Die Gesetze ihres eigenen gesellschaftlichen Tuns, die ihnen bisher als fremde, sie beherrschende Naturgesetze gegenüberstanden, werden dann von den Menschen mit voller Sachkenntnis angewandt und damit beherrscht. Die eigene Vergesellschaftung der Menschen, die ihnen bisher als von Natur und Geschichte oktroyiert gegenüberstand, wird jetzt ihre eigene freie Tat. Die objektiven, fremden Mächte, die bisher die Geschichte beherrschten, treten unter die Kontrolle der Menschen selbst. Erst von da an werden die Menschen ihre Geschichte mit vollem Bewußtsein selbst machen, erst von da an werden die von ihnen in Bewegung gesetzten gesellschaftlichen Ursachen vorwiegend und in stets steigendem Maße auch die von ihnen gewollten Wirkungen haben. Es ist der Sprung der Menschheit aus dem Reiche der Notwendigkeit in das Reich der Freiheit." (Dührings Umwälzung, S. 305, 306.)

Ich habe schon im ersten Buche bemerkt, daß der letzte Satz dieser Stelle in einem Sinne aufgefaßt wurde, als wollte Engels sagen, mit der Aufhebung der Warenproduktion höre für den

Menschen die Wirkung des Gesetzes der Kausalität auf. Das ist natürlich Unsinn.

Engels sagt hier nur, daß in der kapitalistischen Warenproduktion die Menschen nicht Herren der Produktionsmittel und der Produktion sind, die von einigen Privatbesitzern von Produktionsmitteln, unabhängig von Arbeitern und Konsumenten, nach eigenem Gutdünken in Betrieb gesetzt werden. Dabei produzieren die Herren der Produktionsmittel selbst nicht nach gemeinsamem Plane, sondern jeder unabhängig von dem andern und vielfach gegen die anderen. Das ergibt ein Chaos, in das einige Regelmäßigkeit nur dadurch kommt, daß Abweichungen von bestimmten Gesetzen der Produktion immer wieder Krisen hervorrufen, durch deren verheerende Wirkungen jene Gesetze sich immer wieder durchsetzen.

Dieser Zustand, in dem die Menschen den Gesetzen des eigenen gesellschaftlichen Tuns „als fremden, sie beherrschenden Naturgesetzen gegenüberstehen", wird für die Produktion aufgehoben durch deren gesellschaftliche Regelung.

Das ist unzweifelhaft richtig. Aber ich kann Engels nicht ganz folgen, wenn er daraus schließt, damit erlangten die Menschen zum erstenmal in der Geschichte die Herrschaft über ihre Lebensbedingungen. Soweit sie Herrschaft über die Natur ist, hat sie der industrielle Kapitalismus bereits in hohem Grade verwirklicht. Soweit sie dagegen Beherrschung der Anwendung der Produktionsmittel durch den Menschen (als Produzent und Konsument), planmäßig, ohne Krisen, darstellt, so bestand eine solche bereits in der Urzeit vor dem Aufkommen der Warenproduktion. Erst diese hat die Anarchie in der Produktion und die Unterwerfung der Menschen unter ihre unbewußt sich durchsetzenden Gesetze gebracht.

Ist die sozialistische Beherrschung der Produktion durch das Gemeinwesen gleichbedeutend mit dem Reich der Freiheit, die Warenproduktion mit dem Reich der Notwendigkeit, dann bedeutet der Uebergang zum Sozialismus nur den Sprung zurück zu einer Freiheit, die der Mensch schon vor der Warenproduktion besaß, nicht einen Sprung zu einem Zustand, der ihn erst aus den bisherigen „tierischen Daseinsbedingungen" heraushebt.

Aber Engels geht noch weiter. Daraus, daß die Menschen in der sozialistischen Gesellschaft ihre P r o d u k t i o n mit vollem Bewußtsein selbst organisieren werden, schließt er, daß sie von nun an auch ihre G e s c h i c h t e ganz planmäßig in einer Weise machen werden, daß „die von ihnen in Bewegung gesetzten gesellschaftlichen Ursachen vorwiegend und in stets steigendem Maße auch die von ihnen gewollten Wirkungen haben werden".

Derartiges darf man wohl erwarten, soweit es sich darum handelt, den neuen gesellschaftlichen Problemen durch Setzung

neuer „gesellschaftlicher Ursachen“, das heißt durch Einrichtung neuer Organe und neuer Organisationen gerecht zu werden.

Je weiter die gesellschaftliche Wissenschaft fortschreitet, desto richtiger werden die Menschen die Wirkungen neuer Einrichtungen voraus berechnen können, soweit sie als Organe des Menschen wirken.

Aber früher oder später muß jede dieser Einrichtungen losgelöst von den Menschen, von denen sie geschaffen wurden, zur Umwelt der Menschen werden, die sie fertig vorfinden. Die Wirkungen, die sie als solche ausüben, werden sich wohl nie völlig voraussehen lassen können.

In der Wissenschaft sehen wir, daß fast keine Lösung eines Problems in einer Weise erfolgt, die nicht neue, bis dahin noch ungeahnte Probleme aufwirft. So hat auch in der bisherigen Geschichte fast jede technische oder ökonomische Neueinrichtung neben den von ihren Urhebern beabsichtigten Wirkungen auch unbeabsichtigte hervorgerufen, wenn nicht immer sogleich, so doch im Verlauf einiger Zeit, Wirkungen, die neue gesellschaftliche Probleme schufen. Gerade das war es, was bisher die Geschichte der Menschheit von ihren Anfängen an in Gang hielt und es ist nicht einzusehen, warum die Ueberwindung der Warenproduktion daran etwas ändern soll.

Gewiß verbessern sich immer mehr die Methoden gesellschaftlicher Forschung, und mit der Länge des Zeitraumes, den die überlieferten Beobachtungen umspannen und der Ausdehnung der beobachteten Gesellschaften wächst das Material der Forschung, treten gesellschaftliche Gesetze immer deutlicher hervor. Aber mit den Mitteln zur Lösung sozialer Aufgaben wachsen auch diese selbst immer mehr. Wie klein, wie übersichtlich waren die primitiven Gruppen der Menschen, wie gering noch die Werkzeuge, deren sie sich bedienten, wie einfach die Verhältnisse des Zusammenarbeitens, die sich bei ihnen bildeten! Die neuen Einrichtungen, die sich die Menschen schufen, blieben überwiegend ihre Organe, wurden nur in geringem Grade sie bestimmende Umwelt. Wie gewaltig dagegen der heutige technische Apparat der Gesellschaft, wie ausgedehnt die Staaten, wie mannigfaltig die Gebiete ihrer Tätigkeit, wie innig international verwoben alles Tun der Menschen, nicht nur ihr ökonomisches und politisches, sondern auch ihr kulturelles. Nicht die Verhältnisse eines Stammes von 2—300 Menschen, sondern die der gesamten Menschheit sind heute in Betracht zu ziehen, will man eine einschneidende Neuerung im Leben der Menschen einführen.

Es wird schon eine ungeheure Aufgabe sein, das ökonomische Wirken der Menschheit planmäßig zu regeln. Dagegen dürfen wir in keiner Weise erwarten, daß es gelingen wird, auch alle Konsequenzen vorauszusehen, die daraus für das ganze nichtöko-

nomische Leben der Menschen entspringen, ihr wissenschaftliches, künstlerisches Tun, ihre sexuellen und geselligen Verhältnisse usw., und den neuen Problemen, die jene Konsequenzen in ihrem Schoße tragen, schon vor ihrer Geburt zu begegnen.

Wir dürfen annehmen, daß die sozialen Einrichtungen, die das siegreiche Proletariat schaffen wird, wohl die Wirkung üben werden, die es mit ihnen erreichen will und daß es sein Ziel verwirklichen wird: die Aufhebung jeglicher Ausbeutung. Aber wir haben durchaus keinen Grund anzunehmen, daß mit der Lösung der heutigen Probleme der Gesellschaft für immer alle sozialen Probleme gelöst sind.

Das war auch keineswegs Engels Ansicht. Er gehörte nicht zu den Utopisten, die eine vollkommene Gesellschaft anstrebten, mit deren Einführung jede weitere soziale Entwicklung abgeschnitten wäre.

Aber wenn die sozialen Probleme unserer Zeit gelöst sind, woher sollen dann neue Probleme kommen, die neue Bewegungen verursachen, wenn nicht die neugeschaffenen Zustände sie hervorrufen, wenn sie nicht neben den bei ihrer Einführung beabsichtigten Wirkungen auch solche in sich bergen sollten, die sich eines Tages geltend machen werden, von denen wir jedoch noch keine Ahnung haben und haben können?

Das Endziel des Proletariats ist nicht ein Endziel für die Entwicklung der Menschheit.

Das Gesetz ihrer Bewegung bleibt aber stets das gleiche: die Schaffung neuer Einrichtungen zur Lösung neu auftauchender Probleme, welche Einrichtungen nicht nur diese Probleme lösen, sondern auch in sich neue Probleme bergen, die wieder die Schaffung neuer Einrichtungen im Interesse der Menschheit nötig machen. Und so weiter.

Wie der Prozeß des Erkennens ist also auch der der gesellschaftlichen Weiterentwicklung ein ewiger — das heißt, ein so lang dauernder, als die Menschheit mit ihren Fähigkeiten und ihre bisherige natürliche Umwelt fortdauert.

Eine dauernd vollkommene Gesellschaft ist ebensowenig möglich, wie eine absolute Wahrheit. Und das eine wie das andere würde nichts anderes bedeuten, als gesellschaftlichen Stillstand und Tod.

Ende des vierten Buches.

Fünftes Buch

Der Sinn der Geschichte

Erster Abschnitt.

Das Individuelle in der Geschichte.

Erstes Kapitel.

Die praktische Bedeutung der materialistischen Geschichtsauffassung.

Wir sind bei dem Fortgang unserer Untersuchung, die fast bei den Urtieren, den Protozoen, anhob, bis an die Schwelle des Zukunftsstaates gelangt und haben sogar versucht, über sie hinaus einige Blicke in diesen selbst zu tun.

Haben wir aber damit nicht die Grenzen überschritten, die einer Geschichtsauffassung gezogen sind? Das Gebiet der Geschichte, meint man, sei doch nur die Vergangenheit. Mit der Zukunft dürfe sie sich nicht abgeben. Die bilde für sie verbotenes Gebiet. Dies wird nicht selten den marxistischen „Prophezeiungen" entgegengehalten.

Als ob die Erkenntnis der Welt in letzter Linie einen andern Zweck verfolgte, als den, uns in dieser zurechtzufinden! Jede Erkenntnis, die wir gewinnen, nicht bloß die der Geschichte in engerem Sinne, ist Erkenntnis der Vergangenheit. Etwas anderes zu erkennen, ist gar nicht möglich, denn alle unsere Erkenntnisse entstammen Erfahrungen, die hinter uns liegen. In diesem Sinne ist unser ganzes Wissen, auch das naturwissenschaftliche, geschichtlicher Art.

Die ganze Erkenntnis der Vergangenheit dient aber dazu, uns in der Gegenwart zurechtzufinden, unser Handeln in ihr zweckmäßig zu gestalten, das heißt, unserem Handeln Zwecke, Ziele in der Zukunft zu setzen, sowie uns die Mittel zu zeigen, diese Ziele zu erreichen. Unser Wissen von der Vergangenheit, unsere Zielsetzung in der Zukunft sind aufs engste miteinander verbunden. Und je umfassender unser Wissen der Vergangenheit, in desto weitere Zukunft können wir die Konsequenzen unseres Handelns in der Gegenwart voraussehen, desto größer die Ziele, die wir uns setzen. Der einzelne Forscher mag ganz in dem Studium der Vergangenheit untergehen. Das wird nicht verhindern, daß die Ergebnisse seiner Forschungen die Tätigkeit vieler anderer Menschen in der Gegenwart, das heißt in ihrer Vorbereitung der Zukunft und damit diese selbst beeinflussen.

Marx und Engels gehörten jedoch nicht zu den Forschern, die ganz in der Vergangenheit aufgehen und sich um die prak-

tische Anwendung des von ihnen gewonnenen Wissens nicht kümmern. Von Anfang an verbanden sie Theorie mit Praxis, die eine durch die andere befruchtend und verstärkend.

Schon 1845 schrieb Marx in seinen Thesen über Feuerbach:

„Die Philosophen haben die Welt nur verschieden interpretiert; es kommt aber darauf an, sie zu verändern!"

In seiner Einleitung zu den von Marx herausgegebenen „Enthüllungen über den Kommunistenprozeß zu Köln" von 1852 (Zürich 1885) kam Engels auf die materialistische Geschichtsauffassung zu sprechen, die anfangs 1845 „schon in ihren Hauptzügen fertig herausentwickelt war" und bemerkte dazu:

„Diese, die Geschichtswissenschaft umwälzende Entdeckung . . . war aber von unmittelbarer Wichtigkeit für die gleichzeitige Arbeiterbewegung. Kommunismus bei den Franzosen und Deutschen, Chartismus bei den Engländern erschien nun nicht mehr als etwas Zufälliges, das ebensogut auch hätte nicht da sein können. Diese Bewegungen stellten sich nun dar als eine Bewegung der modernen, unterdrückten Klasse, des Proletariats, als mehr oder minder entwickelte Formen ihres geschichtlich notwendigen Kampfes gegen die herrschende Klasse, die Bourgeoisie; als Formen des Klassenkampfes, aber unterschieden von allen früheren Klassenkämpfen durch dies Eine: daß die heutige unterdrückte Klasse, das Proletariat, seine Emanzipation nicht durchführen kann, ohne gleichzeitig die ganze Gesellschaft von der Scheidung in Klassen und damit den Klassenkämpfen zu emanzipieren. Und Kommunismus hieß nun nicht mehr: Aushedkung, vermittels der Phantasie, eines möglichst vollkommenen Gesellschaftsideals, sondern: Einsicht in die Natur, die Bedingungen und die daraus sich ergebenden allgemeinen Ziele des vom Proletariat geführten Kampfes."

„Wir waren nun keineswegs der Absicht, die neuen wissenschaftlichen Resultate in dicken Büchern ausschließlich der ‚gelehrten' Welt zuzuflüstern. Im Gegenteil. Wir saßen beide schon tief in der politischen Bewegung, hatten unter der gebildeten Welt, namentlich Westdeutschlands, einen gewissen Anhang, und reichliche Fühlung mit dem organisierten Proletariat. Wir waren verpflichtet, unsere Ansichten wissenschaftlich zu begründen; ebenso wichtig aber war es auch für uns, das europäische und zunächst das deutsche Proletariat für unsere Ueberzeugung zu gewinnen." (S. 8.)

In der einen wie in der anderen Richtung haben unsere Meister bis an ihr Ende unermüdlich gearbeitet. Sowohl daran, ihre Ansichten wissenschaftlich zu begründen, wie daran, sie im Proletariat zu propagieren und dadurch das Proletariat zum Selbstbewußtsein über die von ihm geführten Klassenkämpfe zu bringen.

Die Verbindung der Theorie mit der Praxis des Klassenkampfes, die sie übten, ist vorbildlich geworden für ihre Schüler, kennzeichnet jeden Marxisten, trotz aller Schattierungen, die sich in ihrer Mitte aufgetan haben und sich um so mehr auftun mußten, je zahlreicher ihre Schar wurde, je verschiedenartiger die nationalen und sozialen Bedingungen, aus denen sie hervorgingen und je mehr neue Bedingungen und Probleme auf-

tauchten, die von den Vätern des Marxismus nicht selbst hatten in Betracht gezogen werden können.

So ist der Marxismus zu seiner heutigen Gestalt herangewachsen: zu einer Lehre, die berufen ist, auf die Wissenschaft umwälzend zu wirken und die sie vielfach schon aufs tiefste beeinflußt hat. Gleichzeitig aber zu einer Lehre, die richtunggebend ist für das Denken von Millionen von Proletariern aller Länder, und die dort, wo sie dem Sieg nahestehen, auch immer mehr richtunggebend wird für die Praxis der Staatsgewalten.

Das ist natürlich nicht dahin zu verstehen, daß jeder Proletarier, der einer der sozialistischen Arbeiterparteien angehört, ein theoretisch durchgebildeter Marxist sei. Das kann man nicht einmal von allen ihren Intellektuellen sagen, die doch am ehesten Gelegenheit hätten, diese Bildung zu erwerben. Aber jener Grundsatz der materialistischen Geschichtsauffassung, der für die ganze geschriebene Geschichte gilt, lebt in ihnen, lenkt ihr Denken und Handeln, der Satz, daß alle sozialen und politischen Gegensätze und Kämpfe unserer Zeit in letzter Linie Gegensätze und Kämpfe von Klassen sind. Daß wir diese Gegensätze zu erkennen haben, wenn wir die Kämpfe bestehen und zu einem befriedigenden Abschluß führen wollen.

Diese Lehre blieb lange wenig begriffen, selbst in unseren Reihen. Marx hatte vergeblich versucht, sie zur Grundlage der ersten Internationale zu machen. Als er starb, war die zweite Internationale noch lange nicht erstanden und wurde selbst die deutsche Sozialdemokratie nicht von marxistischen Gedankengängen beherrscht. Sowohl Lassalle wie Wilhelm Liebknecht waren in hohem Grade von Marx beeinflußt worden. Doch blieb der Sozialismus des einen, wie der des anderen stark von nichtmarxistischen, zum Teil vormarxistischen Anschauungen durchsetzt. Bei Lassalle z. B. von Louis Blanc und Rodbertus. Und wir Jüngeren in der deutschen Sozialdemokratie waren, den Spuren Lassalles und Liebknechts folgend, zunächst alle Eklektiker. Nicht minder die Sozialisten der romanischen Länder, die marxistische Gedanken entweder mit proudhonistischen oder mit blanquistischen mischten, soweit sie nicht ausgesprochenem Anarchismus verfielen. Die Sozialisten der anderen Länder Europas richteten sich entweder nach den deutschen oder den französischen. Im Britischen Reich gab es seit dem Zerfall des Chartismus überhaupt keinen Sozialismus, außer einigen owenitischen Ruinen.

Aber gerade in der Zeit, als Marx starb, begann seine Lehre von einer Reihe von Intellektuellen in Frankreich und England ebenso wie in Deutschland gründlich durchdacht und konsequent angewendet zu werden und begannen die Massen ihre blanquistischen, proudhonistischen, lassalleanischen Eierschalen immer

mehr abzustoßen und den Gedanken des Klassenkampfes und der ökonomischen Bedingtheit seiner Kraft und seiner Ziele immer mehr zu ihrem Leitstern zu machen.

Als sechs Jahre nach Marx Tode die zweite Internationale zusammentrat, war sie bereits von Anfang an weit marxistischer, als in der ersten Internationale auch nur ihr Generalrat gewesen war, in dem Marx selbst darinnen saß.

Heute sind die sozialistischen Parteien in allen Industrieländern eine Macht geworden, als marxistische Parteien, als Arbeiterparteien, als Parteien des proletarischen Klassenkampfes. Nicht immer ist es die marxistische Theorie, stets die marxistische Praxis, die sich in den sozialistischen Parteien durchsetzt und sie von Erfolg zu Erfolg führt, wo nicht unerhörte Katastrophen, wie der Weltkrieg und seine Folgen, den normalen Ablauf der Dinge vorübergehend unterbrechen, teils abnorm störend, mitunter auch abnorm fördernd.

Natürlich müssen wir gerade auf Grund der marxistischen Geschichtsauffassung diesen ungeheuren Erfolg der marxistischen Parteien in letzter Linie nicht ihr, sondern der ökonomischen Entwicklung zuschreiben, die das Proletariat immer stärker und zahlreicher macht und die Klassengegensätze verschärft. Aber die Gegner, die nicht marxistisch denken, sehen in dem ungeheuren Aufschwung der sozialistischen Parteien nur das Werk des Marxismus. Ein Grund mehr, ihn aufs grimmigste zu hassen.

Natürlich wäre es zu immer größeren und immer mehr erbitterten Klassenkämpfen auch gekommen ohne Marxismus. Ebenso zur Bildung von Arbeiterparteien und zu ihrem Streben nach politischer Macht. Wir finden diese Erscheinungen scharf ausgesprochen auch in Australien, wohin noch nicht viel Marxismus gedrungen ist.

Aber daß diese Bewegung sich ihrer letzten Ziele bewußt wurde und dabei doch den Aufgaben des Alltags gerecht zu werden verstand, daß sie es vermochte, die nüchterne Gewinnung von Augenblicksvorteilen mit der Begeisterung zu vereinigen, die große Ziele einflößen, daß sie ihre Anhänger stets dahin drängte, nach ökonomischer Erkenntnis zu streben, darin den soliden Boden ihres Wirkens zu suchen, sich durch keinen Gefühlsüberschwang von ihm abdrängen zu lassen, das verdanken wir der materialistischen Geschichtsauffassung, die dadurch den modernen Sozialismus hoch sowohl über seine utopistischen Vorgänger wie über die primitiven Arbeiterbewegungen erhob.

Und noch eines hat diese Geschichtsauffassung geleistet: vor ihr waren die einzelnen Sozialisten Sektierer, jeder mit einem anderen unfehlbaren Rezept zur Herstellung einer vollkommenen Gesellschaft versehen, das er den anderen sozialistischen Rezepten entgegenhielt. So wurden die ver-

schiedenen sozialistischen Systeme eine stark wirkende Ursache ewiger Zersplitterung der Arbeiterschaft, die den Kampf um ihre Befreiung führen wollte. In diesem Stadium hemmte nicht selten der Sozialismus das aufstrebende Proletariat, statt es zu fördern.

Erst die materialistische Geschichtsauffassung, die an Stelle besonderer sozialistischer Rezepte den bewußten Klassenkampf des Proletariats setzte, ermöglichte die Ueberwindung der sozialistischen Sektiererei und Zersplitterung und trieb die marxistisch geschulten Sozialisten dazu, Organisations- und Kampfformen des Proletariats und der sozialistischen Parteien zu suchen, die es ermöglichen, immer mehr die Gesamtheit der Arbeiter und ihrer Freunde zu einer geschlossenen Kampffront zu vereinigen und damit dem Proletariat das Maximum von Kraft zu verleihen, das es zu entwickeln vermag.

Wohl bestimmt die materialistische Geschichtsauffassung nicht die Richtung der sozialen Entwicklung, ebensowenig wie das irgendeine andere Geschichtsauffassung vor ihr zu bewirken vermochte. Diese Richtung wird in letzter Linie bestimmt durch die der ökonomischen Entwicklung. Aber das Tempo des Vormarsches in der einmal gegebenen Entwicklungsrichtung, die Höhe der jeweiligen Opfer und Erfolge, die der Vormarsch mit sich bringt, hängt in hohem Grade von der Höhe der Erkenntnis des Gesamtprozesses des sozialen Geschehens ab. Und dafür ist die materialistische Geschichtsauffassung von höchster Bedeutung geworden.

Unter den Faktoren, die den Charakter der Geschichte unserer Zeit bestimmen, wird diese Geschichtsauffassung, wird der Marxismus einer der wichtigsten.

Aber gerade deswegen, weil unsere Geschichtsauffassung an der Gestaltung der Zukunft so ungeheuer stark beteiligt ist, hat sie die Erforschung der Vergangenheit, die das eigentliche Gebiet der Geschichte sein soll, bisher nur wenig beeinflußt. Je mehr sie Geschichte machte, desto mehr verschlossen sich die Geschichtsschreiber vor ihr.

Zweites Kapitel.

Die materialistische Geschichtsauffassung und die Geschichtsschreibung.

Wenn unsere Geschichtsauffassung bisher von den heute maßgebenden Geschichtsforschern fast völlig ignoriert wurde, so liegt das gerade daran, daß sie in der Geschichte unserer Zeit eine so überragende Position gewonnen hat. Ihre Sache ist immer mehr identisch geworden mit der des Proletariats. So wurde sie von

Anfang an als verdächtig, gefährlich, unheilvoll von allen angesehen, die von dem Vormarsch und Sieg des Proletariats Schlimmes befürchteten.

Die wenigen Intellektuellen, die sich dem Klassenkampf des Proletariats bisher anschlossen, waren in die gleiche Lage versetzt, wie Marx und Engels selbst: sie hatten ihre Lehre nicht bloß wissenschaftlich zu vertiefen, sondern auch zu propagieren. Und bei ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit beschäftigten sie auch mehr die Probleme der Gegenwart als die der Vergangenheit. Sie trieben mehr Oekonomie als Geschichte.

So ist die Zahl der historischen Werke, die von Marxisten geschaffen wurden, bisher recht gering geblieben.

Ein Intellektueller aber, der sich dem proletarischen Klassenkampf des Proletariats nicht anschloß, der sich ihm feindlich gegenüberstellte, geriet damit auch in eine ablehnende Stellung gegenüber der materialistischen Geschichtsauffassung, die einmal zur Grundlage des proletarischen Aufstiegs geworden war. Und doch sollte man glauben, daß die Erforschung der Vergangenheit nichts zu tun hat mit der Gestaltung der Zukunft. Aber tatsächlich lassen sich Vergangenheit und Zukunft in der Seele des Menschen nicht trennen. Sie bilden in ihm nicht zwei verschiedene Welten, die miteinander nichts gemein haben, sondern zwei Seiten derselben Sache: seiner Umwelt, die auf ihn wirkt, auf die er wirkt. Davon, wie ich die Vergangenheit ansehe, hängt es ab, wie ich für die Zukunft arbeite. Allerdings auch umgekehrt. Die Ziele des Menschen beeinflussen seine Auffassung der Vergangenheit. Jede dieser beiden Seiten wirft Licht auf die andere, obgleich sie anscheinend voneinander abgekehrt sind.

Man sollte allerdings annehmen, daß die Verhältnisse unserer Zeit zu einer ökonomischen Geschichtsbetrachtung drängen. Der Ausgangspunkt aller Erforschung der Umwelt ist stets das Individuum selbst. Nach dem, was es selbst erfährt, macht es sich ein Bild dessen, was außer ihm ist. Und nach der Gegenwart ein Bild der Vergangenheit. Das heißt nicht, daß er sich deren Tatsachen willkürlich gestaltet, wohl aber, daß er sie seinen eigenen Erfahrungen entsprechend deutet. Er sieht in den Tatsachen der Vergangenheit vor allem das, was mit seinen Erfahrungen in der Gegenwart übereinstimmt.

Nun liegt es in der Gegenwart klar zutage, daß die Kämpfe unserer Zeit Klassenkämpfe sind. Das, sollte man meinen, muß auch den Blick für die Klassenkämpfe der Vergangenheit schärfen.

Und der Aufschwung des industriellen Kapitalismus, seiner Massenproduktion und seines Massenverkehrs schuf die Bedingungen für zwei neue Wissenschaften, zu denen es im Altertum kaum dürftige Ansätze gab: politische Oekonomie und

politische Arithmetik, wie die Engländer sagen, das heißt, Nationalökonomie und Statistik. Diese Wissenschaften lehrten uns, große Gesetze in der Gesellschaft und namentlich im ökonomischen Leben entdecken, Gesetze, die ganz unabhängig sind vom einzelnen Individuum, wie mächtig es auch sein mag.

Allerdings, von alledem brauchten die Geschichtsschreiber nichts zu wissen. Bei der heutigen Spezialisierung wird ein Fach unabhängig vom anderen betrieben.

Dennoch drängt sich der wirtschaftliche Faktor der Beachtung der Historiker immer mehr auf — und die Oekonomie selbst wird immer mehr eine historische Wissenschaft.

Die Ausdehnung des Weltverkehrs, die der Kapitalismus mit sich bringt, erschließt uns immer mehr die Erkenntnis früherer Wirtschaftsformen in abgelegenen Gegenden, in denen sich primitive Völker noch erhalten konnten. Gleichzeitig erschließen uns moderne Technik, modernes Gewinnstreben, aber auch modernes Erkenntnisstreben immer mehr das Erdinnere in manchen Gegenden, sowohl durch Erschließung von Bergwerken, wie durch Eisenbahnbauten in durchschnittenem Terrain, aber auch durch das Aufwühlen alter Ruinenstädte. Daraus erstehen wieder zwei neue Wissenschaften, die das Altertum nicht kannte, Geologie und Archäologie. Durch die letztere wurde vieles bisher Dunkle in der Politik wie der Kultur und Wirtschaft früherer Zeiten aufgehellt. Namentlich für die Wirtschaftsgeschichte wurden zahlreiche neue Einblicke gewonnen.

Von da an wird es immer besser möglich, die ökonomische Eigenart früherer Gesellschaftsformen, damit aber auch ihre kulturelle und politische Geschichte zu begreifen.

Das Auftauchen dieser neuen Dokumente aus der Wirtschaft der Vergangenheit konnte nicht ohne Wirkung auf die Geschichtsschreiber bleiben, wie blind und taub sie auch für das wirtschaftliche Leben der Gegenwart sein mochten.

In wachsendem Maße sehen sie sich gezwungen, ökonomische Erscheinungen der Vergangenheit in den Kreis ihrer Untersuchungen und Darstellungen einzubeziehen.

Karl Lamprecht ist für die Wirtschaftsgeschichte des Mittelalters ebenso bedeutend geworden wie für die politische und kulturelle Geschichte Deutschlands. Karl Julius Beloch hat in seiner griechischen Geschichte die ökonomischen Wandlungen Griechenlands nicht nur erforscht, sondern auch in engste Beziehung zu den politischen und kulturellen gebracht.

Weniger Gewicht auf den ökonomischen Faktor legt Eduard Meyer, doch kann auch er nicht umhin, sich mit ihm zu beschäftigen.

Hans Delbrück tut das in seinen historischen Arbeiten in ausgiebiger Weise. So sehr, daß Mehring in einer Besprechung

von Delbrücks Geschichte der Kriegskunst sagen konnte, ihr Verfasser komme der materialistischen Geschichtsauffassung sehr nahe. In einem Ergänzungsheft der „Neuen Zeit", Nr. 4, 1908, „Eine Geschichte der Kriegskunst", stellte er die Frage nach der historischen Methode Delbrücks und antwortete:

„Sie scheint durch den Namen Ranke beantwortet zu sein, um so mehr als Herr Delbrück die historische Methode von Karl Marx mindestens alle Vierteljahr einmal als einen Unsinn abtut, der von der ernsten Wissenschaft mit Recht verachtet werde. Herr Delbrück befindet sich aber hier in einer eigentümlichen Selbsttäuschung. Mit Ranke hat er im Grunde wenig gemein, da gerade seine kriegswissenschaftlichen Studien, eben weil er sie ernsthaft treibt, immer wieder auf den ökonomischen Untergrund der Dinge führen, wodurch er dann der historisch-materialistischen Geschichtsforschung sehr viel näher rückt, als man nach seinen erschrecklichen Bannflüchen gegen sie annehmen sollte." (S. 2.)

Die Annäherung war oder ist nicht so groß, wie Mehring meinte. Es kommt ja nicht bloß darauf an, ob, sondern auch wie man sich mit ökonomischen Dingen beschäftigt und sie bei seinen Arbeiten heranzieht. Ueber die ökonomischen Anschauungen der meisten neueren Historiker muß und darf man mitunter sehr den Kopf schütteln.

In seiner „Weltgeschichte", (I., S. 427 Fußnote) sagt Delbrück:

„Die schwache Seite in den Arbeiten Eduard Meyers ist neben allem, was Religion und Wirtschaft betrifft, besonders das Militärische."

Doch Franz Oppenheimer weist auf diesen Satz in seinem Buch vom „Staat" (1926) nur hin, um zu bemerken, daß Delbrück zur Erklärung des Niedergangs Roms

„selbst eine Lehre vorträgt, die vom Standpunkt des Nationalökonomen aus nur als völlig unhaltbar zu bezeichnen ist". (S. 503.)

Am nächsten unter den genannten Historikern ist Beloch einer „ökonomischen" Geschichtsforschung gekommen. Aber auch seine Oekonomie ist mitunter recht fraglicher Art.

So bemerkt er z. B. in seiner griechischen Geschichte (III., I., S. 321):

„Man hat behauptet, die freie Arbeit sei produktiver, als die Sklavenarbeit, doch das ist abolitionistisches Geschwätz."

Als Abolitionisten bezeichnete man in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in den Vereinigten Staaten die Verfechter der Abschaffung (Abolition) der Negersklaverei. Die Vertreter dieser Idee erscheinen dem Professor Beloch als leere Schwätzer. Er hat keine Ahnung davon, daß schon ein Jahrhundert vor den Abolitionisten die ökonomische Wissenschaft darin einig war, die Unergiebigkeit der Zwangsarbeit von Leibeigenen oder Sklaven gegenüber der freien Arbeit anzuerkennen.

Welche Gründe weiß Beloch für seine Ansicht vorzubringen?

Einmal die Tatsache, daß die freien Arbeiter an den zahlreichen Festen mitfeierten, die Sklaven nicht, und daß jene lieber

in die Volksversammlung gingen als in die Werkstatt. Das stimmt. Aber die Möglichkeit so oft nicht zu arbeiten und auf Kosten des Staates zu leben, beweist bloß, daß diejenigen ärmeren Bürger Athens, die man als Arbeiter bezeichnete, mehr Ausbeuter des Staates als Arbeiter waren, nicht aber, daß die Arbeit des freien Arbeiters dort, wo er von ihr lebt, und wirklich arbeitet, weniger Ertrag liefert, als die des Sklaven.

Dann aber kommt das Hauptmoment: die Sklavenarbeit war billiger. Die Arbeiterlöhne waren höher als die Erhaltungskosten der Sklaven und sie wären „noch höher gewesen, wenn sie nicht durch die Konkurrenz der billigen Sklavenarbeit gedrückt worden wären". (S. 322).

Woher die größere Billigkeit der Sklavenarbeit? Wegen ihrer größeren Produktivität? Nein, sondern deshalb, weil der Arbeiter nicht existieren konnte ohne einen Lohn, der nicht bloß ihn erhielt, sondern auch seine Familie. Das heißt, der Arbeitslohn mußte mindestens doppelt so hoch sein wie die Erhaltungskosten des Sklaven.

Allerdings mußte dieser gekauft werden. Aber die Sklaven wurden nicht durch Aufzucht gewonnen, sondern durch Krieg und Raub. Gab es viele und siegreiche Kriege, dann sanken die Beschaffungskosten der Sklaven tief unter die Kosten der Aufziehung freier Arbeiter herab.

Diese Tatsache soll die größere Produktivität der Sklavenarbeit bezeugen!

Beloch weiß nicht zwischen Produktivität und Rentabilität zu unterscheiden. Allerdings verstehen das auch die meisten Oekonomen unserer Zeit nicht (inbegriffen manche sozialistische), wenn sie auf die Frage des bäuerlichen Betriebs zu sprechen kommen, den sie für produktiver halten, als den rationellsten, best eingerichteten Großbetrieb, bloß deswegen, weil die kleinen Bauern und deren Familien ihre Arbeitskraft im eigenen Betrieb viel billiger berechnen, als es die Lohnarbeiter des Großbetriebs tun.

Für die Geschichte des Altertums bedeutet aber die Unfähigkeit, zwischen Produktivität und Rentabilität zu unterscheiden, die Unfähigkeit, die Gründe des schließlichen Niedergangs der Antike zu erkennen. Die größere Rentabilität der Sklaverei trotz geringerer Produktivität rührte von nichts anderem her, als von dem Raubbau an den menschlichen Produktivkräften ihrer Nachbarn, der von den Erobererstaaten des Altertums getrieben wurde und der zu schließlicher Erschöpfung des Arbeitermaterials führen mußte, da die bestehende Wirtschaftsordnung unter den Erhaltungskosten des unfreien Arbeiters nicht auch die seines Nachwuchses inbegriff.

Es wirkt geradezu entsetzenerregend, wenn Beloch bei seinen Ausführungen über die größere Produktivität den lapidaren Satz prägt:

„Mit Hunger und Peitsche läßt sich eine größere Arbeitsleistung erreichen, als mit dem Hunger allein." (S. 322.)

Für wie lange sich die größere Arbeitsleistung erzielen läßt und welcher Art sie ist, das kümmert Beloch nicht. Seine ökonomischen Anschauungen befinden sich noch auf jenem Niveau, das von den gierigsten und kurzsichtigsten industriellen Kapitalisten vor hundert Jahren eingenommen wurde.

Unter den Staatsmännern Athens steht ihm am nächsten Theramenes, der am Ende des Peloponnesischen Krieges emporkam, als die Demokratie, die zum Krieg gedrängt hatte und seine Fortführung betrieb, sich abnutzte.

Theramenes gesellte sich zu den Aristokraten, die die demokratische Verfassung umstürzten und ihre eigene Herrschaft aufrichteten (411 v. Chr.). Als aber diese neuen Herren allzu wüst wirtschafteten und dem Staat nur Niederlagen zuzogen, brach ihr Regime bald zusammen, Theramenes sagte sich von ihnen los, die Demokratie wurde wiederhergestellt, allerdings in eingeschränkter Form, und Theramenes kam an ihre Spitze. Als aber auch sie nicht zu siegen vermochte, die Lage des Staates immer hoffnungsloser wurde und sich der Abschluß des Friedens als unvermeidlich herausstellte, erbot sich Theramenes zum Friedensvermittler. Er zog die Friedensverhandlungen so lange hin, bis Athen kapitulieren mußte und die Spartaner den Frieden diktieren konnten. Theramenes war bei ihnen lieb Kind geworden. Nochmals wurde die Demokratie umgestürzt und durch die Regierung eines Ausschusses von dreißig Aristokraten ersetzt, deren Wahl die Spartaner erzwangen. Ausgesucht wurden sie von Theramenes.

Doch wiederum erwies es sich, daß die neuen Herren in einer Weise regierten, die den Staat und das neue Regime ruinieren mußte. Da versuchte Theramenes 404 abermals, was ihm 411 gelungen, die von ihm selbst eingesetzten Regenten zu stürzen oder doch zur Raison zu bringen. Aber diesmal wurde er die Geister nicht los, die er gerufen. Er wurde zum Tode verurteilt und mußte den Giftbecher trinken.

Sein Streben war stets dahingegangen, die goldene Mitte innezuhalten, aber er wußte sie nicht anders zu erreichen, als dadurch, daß er sich einmal auf die Seite der Aristokratie, dann wieder der Demokratie, und so zweimal nacheinander, schlug, um jede von ihnen zu bekämpfen und zu verraten, sobald sie ihrer inneren Natur entsprechend handelten.

Seiner Unzuverlässigkeit wegen wurde er der Kothurn genannt, das war ein Schuh, wie ihn die Schauspieler in den Tra-

gödien trugen und der in gleicher Weise auf den rechten Fuß paßte, wie auf den linken.

Dieses Prototyp des Liberalen in einer Gesellschaft, in der die Mittelschichten zerrieben werden, ist Belochs Mann. Er sagt von ihm, die Mitwelt habe ihn verkannt, erst die Nachwelt habe ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen:

„Wir aber, die wir heute in demselben Kampfe stehen, gegen ein begehrliches Proletariat und ein ebenso begehrliches Junkertum, werden dem antiken Vorkämpfer unserer Sache unsere Sympathien nicht versagen." (II., 1. S. 392.)

Von einem Historiker, der auf diesem Standpunkt steht, ist ein Verständnis für die Theorie des Klassenkampfes nicht zu erwarten. Und dabei ist unter den professoralen Historikern Deutschlands Beloch wohl derjenige, der dem ökonomischen Faktor am meisten gerecht wird.

So viel sie auch an ökonomischen Beobachtungen verzeichnen und verarbeiten mögen, es ersteht daraus nicht eine neue Geschichtsauffassung. Ihre Arbeit bleibt eklektisches Stückwerk und muß es bleiben, denn die einzelnen Teile einem einheitlichen, widerspruchslosen historischen Gesamtzusammenhang einverleiben, hieße heute sich zu der Lehre vom Klassenkampf des Proletariats bekennen, die von den Begründern der materialistischen Geschichtsauffassung geprägt wurde. Und die erwähnten Professoren stehen alle im Kampfe gegen das „begehrliche Proletariat". Man muß schon froh sein, wenn der eine oder der andere dabei auch noch im Kampf gegen ein begehrliches Junkertum steht und nicht dessen Sache zu der seinen macht.

Drittes Kapitel.

Praktische Aufgaben der Geschichtsschreibung.

Wie jede Wissenschaft, entsprang auch die Geschichtschreibung praktischen Bedürfnissen, die das Leben erzeugte. Die Erinnerung an die Vergangenheit sollte der Gegenwart dienen. Die Toten sollten den Lebenden helfen. Das galt in den Anfängen der Geschichtsschreibung. Sie ist seitdem wie die anderen Wissenschaften auch von ihren ursprünglichen praktischen Zwecken losgelöst worden und will nur noch reinem Erkennen dienen, ohne jede Beziehung auf die Praxis des Lebens. Aber kein Forschen eines Menschen kann sich frei machen von den Bedürfnissen der Gegenwart, in der er lebt, es wird ihr immer in der einen oder andern Weise dienstbar gemacht.

In ihren Anfängen ist die Wiedergabe geschichtlicher Vorgänge bloße Kunst. Sie ist Poesie, tritt auf als Epos, als Heldengedicht. Sie entspringt wohl ebenso wie auch das Drama und manche Arten der bildenden Kunst dem Bedürfnis der Menschen,

die Monotonie ihres Daseins durch künstlich geschaffene Emotionen und Sensationen zu unterbrechen, durch das Festhalten und Wiedergeben von Vorkommnissen und Erscheinungen, die nicht alltäglich sind, sondern außerordentlich schön, erhebend, packend wirken.

Bis heute ist das eine Aufgabe der Kunst, trotz aller ihrer Wandlungen im Laufe der Zeiten. Wohl suchte die naturalistische Kunst nicht mehr nach außerordentlichen Stoffen, die Maler wollten nicht mehr die Majestät des Hochgebirges oder die überquellende Heiterkeit südlicher Landschaften wiedergeben. Die Dichter erzählten nicht mehr von Königen und Halbgöttern, nicht einmal von Rittern und Räubern, Indianern und Seefahrern. Der Maler lernte solche grandiose Stoffe verachten und malte lieber einen Misthaufen. Die Dichter gingen dazu über, die Menschen ihrer Umgebung in ihrem alltäglichen Milieu zu schildern.

Aber je gewöhnlicher der Stoff wird, um so dringender wird es nun für die Künstler, ihn durch das Ungewöhnliche, das Unerhörte der Art seiner Behandlung interessant zu machen. Sie verlernen es, uns durch eine Fülle außerordentlicher Schönheiten zu entzücken, um uns statt dessen durch eine Fülle außerordentlicher Häßlichkeiten aufzuwühlen und zu ergreifen, oder durch eine Fülle außerordentlicher Schiefheiten zu verblüffen.

Bei allem Wechsel der Stile und Richtungen der Kunst bleibt ihr Gebiet stets das Außerordentliche im Gegensatz zum Alltäglichen, das uns langweilt. In diesem Sinne meinte Voltaire, daß jede Kunstgattung gut sei, nur nicht die langweilige, ein Ausspruch, dem Goethe zustimmte.

Aus diesem Bedürfnis nach dem Außerordentlichen hörten die Menschen, seitdem sie sprechen konnten, gerne die Berichte über packende Vorkommnisse, die der eine oder der andere erlebt hatte und zu erzählen wußte. Berichte, die besonderes Wohlgefallen erregten, entweder wegen des Stoffes oder der Art, wie sie zum Vortrag kamen, wurden von anderen wiedergegeben. Sie machten mehr Eindruck, erhielten sich auch leichter im Gedächtnis, wenn sie rhythmisch geformt wurden. So entstanden einzelne Heldengesänge, die schließlich, sobald es ihrer viele waren, zu ganzen Epen zusammengestellt werden konnten.

Bei der Auswahl der Gesänge, die am liebsten gehört und überliefert wurden, wird, wie gesagt, das Bedürfnis nach Unterbrechung der Monotonie des Daseins das ursprünglichste Motiv gewesen sein. Aber es blieb nicht das einzige. Bedürfnisse anderer Art erstanden, denen das Heldenlied auch dienen sollte.

So vor allem *pädagogische* und *agitatorische* Bedürfnisse, denen ja bis in die neueste Zeit die Kunst dienen soll. Noch Schiller spricht von der Schaubühne als einer moralischen Anstalt. Heute ist sie vielfach eine politische Anstalt geworden.

Die Dichter und Sänger der Heldenlieder wollten dem heranwachsenden Geschlecht das Vorbild großer Ahnen vorführen, aber auch Erwachsene durch solche Beispiele anfeuern, die Liebe zum eigenen Gemeinwesen, den Haß gegen seine Feinde entzünden.

Schon bei den höheren Tieren spielt die Wirkung von Vorbildern eine große Rolle. Aber bei ihnen können nur Lebende als Vorbilder dienen, die durch ihr Tun aneifernd auf die Genossen und namentlich auf die jüngere Generation wirken. Nur durch eigene Anschauung ist dies zu erreichen. Erst bei den Menschen wird es durch die sprachliche Ueberlieferung möglich, daß hervorragende Taten außergewöhnlicher Persönlichkeiten nicht nur lange, nachdem sich diese Taten ereignet, sondern auch lange, nachdem die Personen gestorben sind, fortfahren, vorbildlich zu wirken.

Dieser Fortschritt gegenüber der Tierwelt ist freilich mit einem großen Nachteil verbunden. Das Vorbild in der Tierwelt kann nur durch direkte Einwirkung auf die Sinne Einfluß üben. Es kann also nur ein wirkliches und mögliches sein.

Bei der Ueberlieferung von Taten, die keiner der Lebenden je gesehen hat, sind dagegen die Hörer ganz auf die Treue der Wiedergabe des vom ursprünglichen Augenzeugen Mitgeteilten durch den späteren Erzähler angewiesen. Liegen nicht andere Berichte über das gleiche Ereignis vor, dann fehlt meist jede Möglichkeit der Kontrolle. Die Neigung, zu übertreiben, um die Wirkung zu steigern, ist bereits mit dem künstlerischen, pädagogischen oder politischen Zweck gegeben. Im Laufe der Weitergabe des Berichts von einem Erzähler zum andern summieren sich die Uebertreibungen. Es kommen dazu Ausschmückungen und Zutaten, hinter denen der wahre Kern völlig verschwindet, bis die Helden der Vorzeit als riesenhafte Erscheinungen dastehen, mit übermenschlichen Kräften begabt, die vertraut mit den Göttern verkehren.

Eine Grenze finden die Fälschungen des historischen Berichts bloß in dem Grade der Vertrauensseligkeit und Leichtgläubigkeit der Hörer. Der Bericht muß nicht wahr sein, aber als wahr angesehen werden. Mit seinem Effekt ist es vorbei, wenn die Hörer zu zweifeln beginnen.

Eine Aenderung dieser Art, die Geschichte der Vorzeit zu überliefern, brachte das Aufkommen der S c h r i f t. Das Niederschreiben von Worten war anfänglich mit so großen Schwierigkeiten verknüpft, daß jede künstlerische Inspiration dabei unmöglich wurde. In ihren Anfängen war die Schrift nur zu den kürzesten, nüchternsten tatsächlichen Feststellungen brauchbar, die man für eine spätere Zeit erhalten oder über ein weiteres Gebiet verbreiten wollte. Etwa für Verträge, Empfangsbestäti-

gungen und dergleichen. Doch nicht für geschäftliche Feststellungen allein.

Die Schrift kommt auf mit dem Staate, wenigstens jene ausgebildete Form, die mehr bietet als Rebusse, die zu raten sind. Neben den Kaufleuten sind es die Herren des Staates, die sich am ehesten des neuen Mittels der Fixierung von Worten bemächtigen und es zu ihren Zwecken anwenden.

Dazu gehört vor allem die möglichste Steigerung ihres „Charismas", ihres Prestiges.

Um das zu erreichen, ziehen sie Sänger an ihren Hof, nicht bloß um zu hören, wie diese die Taten der alten Helden wiedergeben, sondern noch mehr dazu, um sich selbst preisen zu lassen. Daneben aber benutzen sie die Schrift, um auf weithin sichtbaren und möglichst dauerhaft errichteten Denkmalen die Taten zu verkünden, die sie getan — oder doch wenigstens gern getan hätten und zu tun versprachen.

Außer ihren Heldentaten im Kriege liebten sie es nun auch, Friedensverträge schriftlich zu fixieren.

Je mehr sich die Technik der Schrift entwickelte, je rascher und flüssiger das Schreiben vor sich gehen konnte, desto mehr Anwendungen fand die Schrift. Es bildeten sich ganze Kasten von Schreibern im Dienste des Staates, die seine Einnahmen und Ausgaben in den einzelnen Gauen registrierten, schriftliche Erlasse der Zentralgewalt entgegennahmen und wieder solche an die Untergebenen weitergaben usw. Die Bureaukratie mit ihren Akten erstand. Neben ihr wurde auch die Priesterschaft immer mehr schriftkundig und hielt es für ihre Aufgabe, die alten Ueberlieferungen festzuhalten, niederzuschreiben. Samt den Inschriften auf Denkmälern wurden das nun Quellen der Geschichte, die ehedem unbekannt gewesen waren.

Schließlich war die Technik des Schreibens soweit gediehen, daß sie längere zusammenhängende Darstellungen ermöglichte, die auf Grund persönlicher Erinnerungen, Mitteilungen von Augenzeugen und darüber hinaus auf Grund von Quellen der eben erwähnten Art niedergeschrieben wurden.

Damit begann die wirkliche Geschichtschreibung. Sie war durch die Schrift so ernüchtert, daß sie nicht mehr zur Form des Gesanges zurückkehrte, sondern bei der Prosa verblieb.

Die Schrift erweitert räumlich und zeitlich ungeheuer das Gebiet, für das Mitteilungen an einer Stelle gesammelt und der Nachwelt erhalten werden können. Andererseits erweist auch hier die Schrift den konservativen Charakter, auf den wir schon bei verschiedenen Gelegenheiten in dem vierten Buche hingewiesen haben.

Bei der mündlichen Wiedergabe eines Berichts wird dieser notwendigerweise subjektiv gefärbt, auch wenn der Erzähler den

Bericht treu weitergeben will. Und es gibt für spätere Generationen keine Möglichkeit mehr, den Bericht in seiner ursprünglichen Fassung kennenzulernen. Ist ein Bericht dagegen schriftlich fixiert, dann kann er unverändert den fernsten Generationen überliefert werden. Seine spätere Veränderung ist wohl nicht völlig ausgeschlossen. Liederliche oder interessierte Abschreiber können Fälschungen vornehmen. Doch sind solche immerhin erschwert. Natürlich ist mit der unveränderten Wiedergabe noch keine Garantie für die Zuverlässigkeit des ersten Berichterstatters gegeben.

Auch der Buchdruck hat die Möglichkeit, verlogene Berichte zu fabrizieren, nicht unterdrückt. Wohl aber hat er die Möglichkeit sehr vergrößert, einer Lüge rasch die weiteste Verbreitung zu geben, was durch Telegraphen und Telephon noch enorm gesteigert wird.

Indessen erleichtert es der Buchdruck doch, daß von demselben Ereignis, wenn es wichtig ist, verschiedene Berichte verschiedener Zeugen erhalten werden, die einander gegenseitig kontrollieren. Allzu maßlos kann daher nicht mehr übertrieben werden. Die Führer der Völker erscheinen nicht mehr so sehr als Halbgötter wie früher. Aber um so schwerer wird es nunmehr oft, aus der verwirrenden Fülle einander widersprechender Berichte die Wahrheit herauszufinden.

Das Aufkommen der Schrift ändert sehr den Charakter der Berichterstattung über frühere Zeiten. Sie verliert ihren poetischen Charakter. Aber die Tendenz, zu übertreiben und durch tendenziöse Beigaben auszuschmücken, bleibt erhalten. Ja, die Antriebe zu solchem Tun werden noch verstärkt durch die Bildung des Staates und der Klassen. Wir haben schon darauf hingewiesen, daß die Monarchen aus Gründen des Prestiges den Untertanen gegenüber für die Fabrikation dazu geeigneter geschichtlicher Mitteilungen sorgten. Die Priesterzünfte eines Gottes und seines Tempels strebten danach, seine Verehrung und damit die eigene Machtstellung durch Erzählungen seiner Wundertaten zu heben. Am ausgiebigsten hat die Geschichtsfälschung in diesem Sinne wohl die Priesterzunft Jehovas in seinem Jerusalemer Tempel nach der Rückkehr der Juden aus dem Exil betrieben. Sie verstand es, alle konkurrierenden Götter aus dem Felde zu schlagen und eine Monopolstellung für ihren Gott zu gewinnen.

Einen besonderen Grund zu Geschichtsfälschungen bildete das dem Staate notwendigerweise innewohnende Streben nach Eroberungen. Da waren Vorwände aus vergangenen Zeiten stets willkommen, die irgendein historisches Anrecht auf benachbarte Gebiete verliehen oder ein Unrecht feststellten, das der Nachbar vor einiger Zeit begangen haben sollte und das jetzt zu rächen war.

Auch Klassenkämpfe wurden Gegenstände der Geschichtsschreibung. Dabei erschienen immer die Menschen der eigenen Klasse als Lichtgestalten voll Tugend, die Gegner dagegen als Ungeheuer an Nichtswürdigkeit.

Da in den unteren Klassen die Kunst des Schreibens wenig verbreitet war, wurde die Geschichtsschreibung vorwiegend von den Ausbeutern oder ihren Werkzeugen und Freunden geübt. Von diesen wurde ihre Herrschaftsstellung als die gebührende Belohnung ihrer überlegenen Sittlichkeit und Intelligenz dargestellt.

Die praktischen Motive, in dieser Art Geschichte zu schreiben, bestehen so lange, als es einen Staat und Klassen gibt. In der modernen Demokratie vermögen die unteren Klassen zwar auch zum Worte zu kommen und durch ihre Kritik allzugrobe Uebertreibungen und Entstellungen der Geschichte unserer Zeit in Zeitungen und Büchern zu erschweren. Trotzdem wird auch heute noch ausgiebig Geschichte geschrieben zu bloßen Zwecken der Sensation oder um pädagogische und politische Wirkungen zu erzielen. Und doch kennzeichnet dies den primitivsten Stand der Geschichtsschreibung.

Schon früh trat jedoch neben diesen ursprünglichen Zwecken der Historie ein anderer auf. Sie sollte die Erfahrungen der Vorzeit überliefern, damit man aus ihnen lerne. Namentlich sollte sie die Einrichtungen zeigen, die ein Gemeinwesen zur Blüte oder zum Verfall gebracht hatten, um die einen zu empfehlen, vor den anderen zu warnen. Sie sollte nicht Stimmungen und Leidenschaften wecken, auch nicht Rechtsansprüche begründen, sondern Erkenntnisse bringen.

Diese Seite der Geschichte gerät sehr in Widerspruch zu der ersteren, eben behandelten. Wer Erkenntnisse bieten, also aus der Vorzeit Lehren ziehen will, muß selbst nach Erkenntnis, also nach Wahrheit streben. Lügt er über die Vergangenheit, so führt er seine Leser oder Hörer irre. Er wirkt dann dem Zweck entgegen, den er sich selbst gesetzt hat. Soll die Geschichte uns belehren, dann darf sie uns nicht bloß die erhebenden Großtaten unserer Vorfahren zeigen, sondern auch ihre Irrtümer. Und sie muß beim Gegner nicht bloß seine Schwächen aufzeigen, sondern auch seine Leistungen anzuerkennen wissen. Man kann und soll auch vom Gegner lernen.

Im Sinne dieser Geschichtsauffassung schrieb Livius (59 v. Chr. bis 17 n. Chr.) seine römische Geschichte. In der Vorrede sagt er:

„In der Geschichte ist vornehmlich das vorteilhaft und ersprießlich, daß man die Belehrungen betrachtet, die uns jede lichtvolle Ueberlieferung bietet. Daraus entnehme sich jeder das zur Nachahmung, was ihm und seinem Staate von Nutzen ist; das zur Vermeidung, was mit Schande begann, mit Schande endete.“

Ungefähr um dieselbe Zeit wie Livius schrieb der Sizilier Diodorus seine Geschichte der antiken Welt, betitelt: „Historische Bibliothek". In seinem Vorwort führte er dort aus:

„Es ist sehr schön, wenn man die Irrtümer anderer Menschen als warnendes Beispiel zu seiner eigenen Belehrung anzuwenden vermag. Man braucht dann bei den mannigfachsten Vorkommnissen, in die man gerät, nicht erst zu untersuchen, was zu tun sei, sondern bloß das nachzuahmen, was sich früher in ähnlichen Fällen bewährt hat."

„Auch bei Beratungen gelten ja ältere Männer mehr als jüngere, wegen ihrer größeren Erfahrung. Das Wissen, das wir aus der Geschichte erlangen, übertrifft jedoch soweit die Erfahrungen der Bejahrteren, als es mehr Ursachen umfaßt. Daher darf man es bei allen Vorkommnissen des Lebens für nützlich halten, sich auf die Geschichte zu stützen. Sie verschafft den Jungen die Weisheit der Alten und den Alten bringt sie zu ihrer schon erworbenen Erfahrung noch vervielfältigte andere."

Der Historiker, der auf diesem Standpunkt steht, wird immer nach Wahrheit trachten. Ganz wird freilich auch er nicht vermeiden können, daß er für die eigene Sache Sympathien und für die gegnerische Antipathien empfindet. Aber bewußtes tendenziöses Entstellen und Zurechtmachen, um eine bestimmte Wirkung zu erzielen, ist hier ausgeschlossen.

In seinem Vorwort zur „Geschichte der Kommune von 1871" weist Lissagaray (1877) darauf hin, er wolle nur eine „schlichte und aufrichtige Erzählung ihres Verlaufs geben":

„Wir sind die Wahrheit den Besiegten selbst und ihren Nachkommen, wir sind sie den Arbeitern der ganzen Erde schuldig. Der Besiegte will die Ursache seiner Niederlagen, der Sohn die künftigen Klippen, die sozialistische Partei die Feldzüge ihres Banners in allen Ländern kennen lernen. Die Kommune von 1871 war nur ein Vorspiel. In den Kämpfen des Kaiserreichs künden sich die großen sozialen Kämpfe an. Wenn der Streiter von morgen die gestrige Schlacht nicht von Grund aus kennt, so wartet dasselbe Blutbad auf ihn."

„Unter solchen Umständen ist Schmeicheln gleichbedeutend mit Verraten."

„Wer dem Volke falsche Revolutionslegenden erzählt und es — ob vorsätzlich oder aus Unwissenheit — durch Geschichtsdithyramben täuscht, ist ebenso strafbar, wie der Geograph, der falsche Karten für den Seefahrer entwirft."

Viertes Kapitel.

Die Geschichte als Lehrmeisterin.

Die Auffassung der Geschichte als Lehrmeisterin der Völker setzt bereits die Anerkennung kausaler Notwendigkeiten im Völkerleben voraus. Nur dann, wenn der gleichen Ursache stets die gleiche Wirkung folgt, hat das Lernen aus den Erfahrungen der Vergangenheit einen Sinn. Aber auch nur insoweit, als der Weltenlauf sich gleich bleibt, so daß dieselben historischen Tra-

gödien und Komödien sich wiederholen, wenn auch mit veränderten Kostümen und mit veränderter Besetzung der vorkommenden Rollen.

Auf diese Voraussetzung wies schon Thukydides in seiner Geschichte des Peloponnesischen Krieges hin. Er sagt dort über die Prinzipien seiner Geschichtsschreibung:

„Von dem, was in dem Kriege geschah, habe ich die Tatsachen nicht von dem ersten besten auf gut Glück übernommen, sondern ich glaubte mich verpflichtet, nur das darzustellen, was ich selbst gesehen oder was ich von anderen gewissenhaft erforscht habe. Es hat mich oft viel Mühe gekostet, die wirkliche Wahrheit festzustellen, weil die Berichte der jeweiligen Augenzeugen einander oft widersprachen. Entweder aus Vorliebe für die eine oder andere Partei, oder weil das Gedächtnis nicht bei jedem gleich scharf war. Diese von allen mythischem Beiwerk freie Darstellung wird dem Leser vielleicht nicht sehr anziehend erscheinen. Aber ich bin zufrieden, wenn sie denjenigen genügt, die das Hauptgewicht auf die Zuverlässigkeit der Darstellung legen, weil sie annehmen, daß das Geschehene sich im Laufe der Ereignisse in gleicher oder ähnlicher Weise wiederholen wird, und die daher in der Zuverlässigkeit den wahren Nutzen einer geschichtlichen Darstellung sehen. Ich habe auch nicht die Absicht, den Leser vorübergehend zu unterhalten, sondern ihm ein Werk von dauernder Brauchbarkeit zu geben.“ (I., c. S. 22.)

Also das Werk des Thukydides sollte dauernde Brauchbarkeit deshalb besitzen, weil das Geschehene sich in gleicher oder ähnlicher Weise wiederholen wird. Darum ist peinlichste Gewissenhaftigkeit und Wahrhaftigkeit und Absehen von allem mythischen phantastischen Beiwerk die erste Pflicht der Geschichtsschreibung.

Nur für das, was sich wiederholt, kann die Geschichte zur Lehrmeisterin werden. Verändern sich die Verhältnisse im Weltenlauf, dann können uns die Erfahrungen der Vergangenheit an sich noch keinen Fingerzeig für unser Verhalten bei späteren Vorkommnissen geben.

Am ehesten kann man aus den Erfahrungen der Vergangenheit lernen auf Spezialgebieten mit einfachen Verhältnissen und beschränkten Aufgaben, die sich wenig ändern.

Das gilt zum Beispiel vom Krieg. Die kriegerischen Bewegungen haben nur die Aufgabe, die feindlichen Streitkräfte zu schlagen, ihren Willen zu brechen, sie zu zerstreuen oder zu vernichten. Die Technik des Krieges ist einfacher, als die der Produktion, denn Menschen zu töten ist einfacher, als die Fülle von Gegenständen zu erzeugen, die sie zu ihrem Leben brauchen. So mannigfaltig und gewaltig auch die Technik des Krieges wird, sie bleibt bloß ein beschränkter Spezialfall in der Gesamtheit der Technik. Endlich herrscht bei höher entwickelter Kriegsführung im Gegensatz zur Gesellschaft im Heere strengste Disziplin und willenlose Unterordnung unter das Kommando der Vorgesetzten.

So wurde es möglich, daß die Art der Kriegsführung der alten Griechen und Römer in historischer Zeit der Kriegsführung der

neueren Völker im 17., 18. und größtenteils noch im 19. Jahrhundert mehr ähnelte, als die Staatswesen der Antike denen unserer Zeit. Daher konnten die Feldherren der neueren Zeit mit Nutzen die Kriegsgeschichte des Altertums studieren. Ein Eugen von Savoyen, Friedrich von Preußen, Napoleon, sogar noch Moltke lernten von Epaminondas, Hannibal und Cäsar.

Weit schwerer geht derartiges in der Politik. Der Staat ist ein weit komplizierterer Organismus, als eine Armee, seine Funktionen weit mannigfaltiger, die Formen und Machtmittel der Politik weit verschiedenartiger, als die des Krieges. Die Bewaffnung und die Einteilung des Heeres der Türkei oder Rußlands unterschied sich im Weltkrieg nicht sehr von der Englands oder der Vereinigten Staaten. Wie verschieden waren dagegen die staatlichen Organisationen und die Methoden und Formen der inneren Politik hier wie dort!

Und die Elemente, die in der Politik maßgebend sind und kämpfend auftreten, lassen sich nicht einfach von einem Führer kommandieren wie eine Armee, jedes von ihnen hat seine eigenen besonderen Bedingungen.

So herrscht in der Politik eine weit größere Mannigfaltigkeit als im Kriegswesen. Die gleichen Situationen wiederholen sich nicht. Und wenn einmal eine spätere Situation einer früheren ähneln sollte, so sind inzwischen die Menschen andere geworden.

Thukydides hatte seine Geschichte des Peloponnesischen Krieges geschrieben, damit spätere athenische Staatsmänner die damals begangenen Fehler zu vermeiden wüßten, wenn sie wieder in eine ähnliche Lage geraten sollten. Aber diese kam nicht wieder. Im Peloponnesischen Kriege war noch Sparta der größte Feind und schließliche Bezwinger Athens gewesen. Aber bald nach Beendigung des Krieges (404) wurde der Sieger Sparta seinerseits von Theben niedergeworfen (in einem langen Kriege von 379—362). Er endete mit allgemeiner Müdigkeit aller griechischen Staaten. Und schon bildete sich die Macht, die aller griechischen Freiheit ein Ende machen sollte, weit gründlicher, als es die Perser vermocht hätten, wenn es ihnen gelungen wäre, zu siegen. Das war die Militärmonarchie der Makedonier, eine auf einem kriegerischen Landadel beruhende Monarchie, die den Griechen näher lag, innigeren Verkehr mit ihnen pflegte, als die Perser, es daher besser verstand, sich ihre Errungenschaften, namentlich ihre militärischen, anzueignen und gegen die griechischen Staaten zu wenden, die am Ende des vierten Jahrhunderts auch bereits infolge ihrer Ausbeutungsmethoden sehr entnervt waren, im Gegensatz zum Anfang des fünften Jahrhunderts, wo sie die Perserkriege erfolgreich ausgefochten hatten.

Was den Persern nicht gelungen war, vollbrachten die Könige Makedoniens, Philipp und Alexander.

Nie wieder kamen die Athener in die Lage, aus dem Geschichtswerke des Thukydides praktische Lehren für ihre Politik zu ziehen.

Und ähnliches vollzieht sich immer wieder, bis in unsere Tage. Als ich zur sozialdemokratischen Partei kam, waren wir alle der Ueberzeugung, wir gingen einer Neuauflage der großen französischen Revolution entgegen, nur mit einem entwickelteren Proletariat. Wir studierten ihre Geschichte mit heißem Bemühen zu dem Zwecke, die damals begangenen Fehler herauszufinden, und fest entschlossen, sie zu vermeiden. Nur konnten wir uns nicht darüber einigen, wo diese Fehler steckten und wer sie begangen hatte, Danton oder Hebert oder Robespierre.

Und doch hatte das Jahr 1848 bereits eine neue Revolution ganz anderer Art gebracht und aus dem „18. Brumaire", den Marx verfaßt, konnten wir schon ersehen, wie lächerlich damals die Bestrebungen wurden, die Männer von 1793 nachzuahmen.

Noch in der Erhebung der Pariser Kommune von 1871 spukten die „Lehren" von 1793 fort, nicht zum Vorteil der Insurrektion.

Kaum war sie niedergeschlagen, so machten sich bereits Geschichtsschreiber aus den Reihen der Kommunards daran, die Klippen, an denen sie gescheitert, zur Nachachtung für die kommenden Revolutionäre aufzuzeichnen, wie die Vorrede Lissagarays uns schon gezeigt hat. Aber zu einer Wiederholung des Aufstandes von 1871 ist es nicht gekommen.

Gerade in der neuesten Zeit wird die Anschauung immer hinfälliger, als könnten die Menschen von heute aus der Taktik und Strategie früherer Zeiten Vorschriften für ihr eigenes Verhalten entnehmen. Das gilt immer weniger sogar für den Krieg, geschweige denn für die Politik. Denn der industrielle Kapitalismus wälzt so rasch alle Verhältnisse um, daß jede Generation, ja schließlich jedes Jahrzehnt vor ganz neuen Bedingungen und Verhältnissen steht.

Früher war das Alte das Bewährte. Jede neue Idee stieß auf Mißtrauen. Heute erscheint alles Alte auch schon als Veraltetes. Es wird von vornherein mit Mißtrauen betrachtet in der Wissenschaft, der Kunst, der Politik. Auch wo ein Festhalten an dem Hergebrachten sachlich geboten ist, sucht man es dadurch schmackhaft zu machen, daß man es in einer neuen Sauce serviert. Originalität ist das Gebot der Stunde. Das Neue gilt von vornherein als das Bessere.

Unter diesen Umständen verengen sich immer mehr die Gebiete, auf denen man aus den Erfahrungen der Vergangenheit Lehren für unser Verhalten in der Gegenwart zu ziehen vermag.

Schon vor mehr als einem Jahrhundert konnte Hegel in seinen Vorlesungen über die „Philosophie der Geschichte" (zuerst gehalten 1822, S. 9) ausführen:

„Man verweist Regenten, Staatsmänner, Völker vornehmlich an die Belehrung durch die Erfahrung der Geschichte. Was die Erfahrung aber und die Geschichte lehren, ist dieses, daß Völker und Regierungen niemals etwas aus der Geschichte gelernt und nach Lehren, die aus derselben zu ziehen gewesen waren, gehandelt haben. Jede Zeit hat so eigentümliche Umstände, ist ein so individueller Zustand, daß in ihm aus ihm selbst entschieden werden muß und allein entschieden werden kann. Im Gedränge der Weltbegebenheiten hilft nicht ein allgemeiner Grundsatz, nicht das Erinnern an ähnliche Verhältnisse, denn so etwas wie eine fahle Erinnerung hat keine Kraft gegen die Lebendigkeit und Freiheit der Gegenwart. Nichts ist in der Rücksicht schaler, als die oft wiederkehrende Berufung auf griechische und römische Beispiele, wie diese in der Revolutionszeit bei den Franzosen so häufig vorgekommen ist."

Die Berufung auf historische Beispiele dauert heute noch fort, trotz der Verachtung des Alten und der Sucht nach Neuem, die unsere Zeit kennzeichnen. Aber die Berufung auf einzelne hervorragende Erscheinungen der Vergangenheit dient heute weniger wissenschaftlichen als rhetorischen und advokatorischen Zwecken. Man zieht die Geschichte heran, nicht um aus ihr zu lernen, sondern um bestimmte Wirkungen auf Hörer und Leser zu erzielen. So, wenn französische Radikale sich heute auf die Helden von 1793 berufen; wenn Bismarck während seines Kampfes mit dem katholischen Zentrum die mittelalterlichen Kämpfe zwischen Kaiser und Papst heraufbeschwor und ausrief: „Nach Canossa gehn wir nicht!" Selbst wenn sich die Bolschewiki von heute auf die Pariser Kommune von 1871 beriefen, so war das nur rhetorisch aufzufassen. Denn obwohl seit der Kommune nur etwas über 50 Jahre verflossen sind, ist die Sowjetrepublik doch von jenem Gemeinwesen grundverschieden.

Das Motiv, rhetorisch oder ethisch erhebend, politisch begeisternd zu wirken, steht stark in Gegensatz zu dem Motiv, Belehrung zu schöpfen und zu geben. Trotzdem finden wir, daß die meisten Geschichtschreiber von beiden Motiven beseelt werden. Und dabei kann die Art und Weise, wie sie die Belehrung durch die Geschichte auffassen, sehr verschieden sein, und es ereignet sich nicht selten, daß derselbe Historiker nicht bloß von den beiden verschiedenen Motiven angetrieben wird, sondern auch verschiedene, gegensätzliche Methoden der Belehrung nebeneinander anwendet.

Ein Beispiel dafür bietet die Geschichte der französischen Revolution, die Jean Jaurès verfaßte. Ich verehre diesen großen Verfechter der Befreiung des Proletariats und der Menschheit als Kämpfer, als Propagandisten, als politischen Führer. Aber als Theoretiker kann ich seinem Eklektizismus nicht folgen.

Als er im Bunde mit einer Reihe von Gesinnungsgenossen von 1901 an in Paris die „Histoire Socialiste 1789—1900" herausgab, entwickelte er im Vorwort zum ersten Bande (La Consti-

tuante) des Sammelwerks die Grundsätze der Geschichtsschreibung, nach denen sie es abfassen wollten.

Sie wollten moralisch erhebend wirken durch das Beispiel der Energie des Wollens und des Gewissens, das uns die Männer der Revolution bieten. Das sei dringend notwendig, um das moralische Niveau des kämpfenden Proletariats unserer Tage zu heben.

„Wenn wir als ein Vorbild alle die heroischen Kämpfer vorführen, die seit einem Jahrhundert die Leidenschaft der Idee und die erhabenste Todesverachtung an den Tag legen, wirken wir revolutionär."

Wie die von Plutarch (40—120 n. Chr.) verfaßten Biographien hervorragender Männer der Antike auf die Menschen der großen Revolution gewirkt hatten, wollten Jaurès und seine Freunde durch ihre Geschichte auf den proletarischen Klassenkampf von heute wirken.

Doch kam es ihnen nicht auf die moralische Bedeutung der Geschichte allein an. Sie wollten auch belehren, den Gang der menschlichen Entwicklung und seine Triebfedern aufdecken. Sie wollten das im Sinne von Karl Marx tun und die ökonomischen Grundlagen der Geschichte bloßlegen, dabei aber nicht vergessen, daß der Mensch ein denkendes Wesen ist, das danach strebt, seine Ideen frei von ökonomischen Motiven zu entwickeln. Auch diese, in ihrem tiefsten Grunde mystischen Ideen gelte es, neben der Oekonomie darzulegen. So gelangten sie zu dem Schluß:

„Unsere Geschichtsauffassung wird gleichzeitig materialistisch mit Marx und mystisch mit Michelet sein." (S. 8.)

„Auf die Gefahr hin, unsere Leser für einen Moment durch die Unvereinbarkeit (le disparate) der drei großen Namen zu verblüffen (surprendre), wollen wir doch diese bescheidene Geschichte unter der dreifachen Inspiration von Marx, Michelet und Plutarch abfassen." (S. 10.)

In ähnlichem Sinne sind bisher die meisten Geschichtswerke geschrieben worden, jedes gleichzeitig von sehr verschiedenen Standpunkten aus. Neu ist in der Jaurèsschen Geschichtsdarstellung nur, daß er dem ökonomischen Moment einen größeren Anteil einräumte, als es in den Geschichtswerken bis dahin üblich gewesen. Und bis heute überwiegt in den meisten Geschichtsbüchern das Mystische, wenn auch nicht immer gerade nach Michelet, und das Moralisch-Propagandistische des Plutarch.

Fünftes Kapitel.

Das Singuläre in der Geschichte.

Wir haben eben Hegel zitiert, der meinte, aus der Geschichte hätten Staatsmänner und Völker nie etwas gelernt, denn jede Zeit und ihre Umstände seien ein besonderer Zustand für sich, der sich nicht wiederhole. Man könnte noch weitergehen und sagen, innerhalb einer bestimmten geschichtlichen Periode sei

jedes Ereignis, jede Persönlichkeit etwas besonderes für sich, das sich nicht wiederhole.

Muß man aber daraus nicht schließen, daß jedes Forschen nach Gesetzen in der Geschichte von vornherein zur Erfolglosigkeit verurteilt sei? Diesen Schluß hat man in der Tat sehr oft gezogen.

So sagt z. B., um nur einen der neuesten hervorragendsten Historiker zu nennen, Eduard Meyer in seiner Einleitung in die Geschichte des Altertums:

„Dieses Einzelne, Singuläre, das sich niemals wiederholt, sondern immer wieder anders gestaltet, ist das Gebiet der Geschichtswissenschaft. Sie gehört daher nicht zu den philosophischen und naturwissenschaftlichen Disziplinen und jeder Versuch, sie mit dem Maß jener zu messen, ist unzulässig und verfälscht ihr Wesen. Jene Wissenschaften versuchen die allgemeinen Formen der Erscheinung, abstrahiert von ihrer individuellen Gestaltung in der realen Welt zu erkennen und die Einzelerscheinungen unter einen Begriff zu subsumieren, der ihr inneres Gesetz enthält, losgelöst von den Bedingungen, unter denen sich dieser Begriff in jedem Einzelfalle realisiert; die Geschichte dagegen beschäftigt sich mit eben dieser Einzelgestaltung, also im Gegensatz zu den beschreibenden Naturwissenschaften nicht mit den typischen Formen, sondern mit den Varietäten oder vielmehr mit den einzelnen Individuen." (I., 1. S. 186.)

Und früher schon führt Meyer aus, daß wir in der Geschichte einen Gegensatz zwischen „der inneren Eigenart sei es einer Gruppe, sei es einzelner Persönlichkeiten" und „den als selbständige Gewalten über ihnen stehenden Faktoren der physischen wie der geistigen Welt" beobachten. Diese Faktoren erstreben „eine allgemeine Gesetzmäßigkeit". Aber dieses Streben wird aufgehoben durch die individuellen Faktoren:

„Der Widerstand der individuellen Tendenzen, der ihre (der nach allgemeiner Gesetzmäßigkeit strebenden Faktoren) Wirkung in jedem Moment durchbricht und eine ständige Veränderung nicht nur der äußeren Bedingungen, sondern vor allem der inneren Gestaltung des Lebens bewirkt, schafft die Sonderart des einzelnen Ereignisses, ihr Zusammenwirken das gesellschaftliche Leben und die geschichtliche Entwicklung. Eben darum ist diese in jedem Einzelfalle andersartig gestaltet und kennt keine Gesetze und kann keine kennen, so oft auch eine auf Irrwege geratene Theorie sie gefordert hat und auch in der Gegenwart fordert, ja sich einbildet, sie entdeckt zu haben." (I., 1. S. 174.)

Ist das richtig, dann ist es freilich unmöglich, auf Grund historischer Erfahrungen in die Zukunft zu schauen. Dann ist auch die ganze materialistische Geschichtsauffassung ein Unding. Aber freilich, wenn es keine historischen Gesetze gibt, wenn in der Geschichte nur das Einzelne, Unberechenbare, Zufällige zutage tritt, dann hört sie auf, eine Wissenschaft zu sein. Dann wird sie zu einer Kunst. Die Wissenschaft beschäftigt sich nur mit dem Allgemeinen. Das Besondere zu erfassen, im Geiste nachzubilden, oder zu neuen Formen zu konstruieren, fällt der Kunst zu. So äußerte Goethe zu Eckermann:

„Sie stehen jetzt auf dem Punkt, wo sie notwendig zum eigentlich Schweren und Hohen der Kunst durchbrechen müssen, zur Auffassung des Individuellen . . . ."

„Die Auffassung und Darstellung des Besonderen ist das eigentliche Leben der Kunst." (Gespräche mit Goethe, Ausgabe Castle, I., S. 47.)

Auch eine Geschichtsforschung, die das Suchen nach Gesetzen, nach dem Allgemeinen in der Entwicklung der Menschheit ablehnt, ist eine derartige Kunst. Daran ändert nichts die Tatsache, daß sie mit einem wissenschaftlichen Apparat betrieben wird. Aus der Poesie hervorgegangen bleibt die Geschichtsschreibung mit ihr verbunden, solange sie sich in diesem Stadium befindet.

Beloch erkennt das unumwunden an. In dem Kapitel seiner „Griechischen Geschichte", das von der historischen Methode handelt, unterscheidet er die historische Wissenschaft von der Geschichtsschreibung. Die erstere hat uns zu zeigen, wie es gewesen ist. Aber, meint er, es wäre schade um die darauf verwendete Zeit, wenn die historische Wissenschaft uns nicht mehr böte.

„Das Ziel ist ein höheres: wir sollen erkennen, nicht nur wie es gewesen ist, sondern warum es so gekommen ist und so hat kommen müssen. Nur wenn sie dieser Forderung genügt, verdient die Geschichte den Namen einer Wissenschaft in vollem Sinne des Wortes. (I, 2. S. 7.)

Ganz anders die Geschichtsschreibung.

„Sie ruht zwar auf wissenschaftlichem Grunde, aber sie selbst ist kein Teil der historischen Wissenschaft. Sie ist eine Kunst und folgt als solche künstlerischen Gesetzen. Das gilt zunächst von der Form, namentlich der Gruppierung des Stoffes, es gilt aber auch vom Inhalt." (S. 8.)

Man wird einwenden, daß der Künstler mit seinem Stoff frei walten darf, während der Historiker streng an ihn gebunden ist, nach Wahrheit zu streben hat, wenigstens dann, wenn er uns Belehrung geben will, nicht Zeitvertreib oder moralische Erbauung. Dieses Streben nach Wahrheit mache die Geschichtsschreibung zu einer Wissenschaft.

Das trifft keineswegs zu. Auch in manchem Zweige der Kunst gibt es eine strenge Bindung des Künstlers an den ihm vorliegenden Stoff, den er getreu wiederzugeben hat. Das gilt z. B. in der Malerei von Veduten, von den Ansichten bestimmter Lokalitäten, ländlicher oder städtischer, landschaftlicher oder architektonischer Art. Diese Art Malerei ist heute sehr gering geschätzt. Um so angesehener ist dagegen das Porträtieren geworden in Malerei und Plastik. Auch da finden wir die gleiche Bindung.

Bei der Herstellung eines Porträts darf der Künstler seine Phantasie nicht ungebunden walten lassen. Er ist frei in der Wahl seiner Technik, seiner Manier, seiner Auffassung, des Standpunktes, von dem aus er das Objekt betrachtet, des Moments, den er festhält. Aber er hat sein Modell so wiederzugeben, wie er es sieht, allerdings mit Hervorhebung des Bedeutenden an ihm, mit Vernachlässigung des nicht Bemerkenswerten,

Die Darstellung einer historischen Persönlichkeit durch den Künstler wird oft die vom Historiker gelieferte an Treue übertreffen können, da jener sein Modell direkt vor sich sieht, indes dem Geschichtschreiber meist nur dürftige, lückenhafte, vielfach einander widersprechende Berichte über die von ihm behandelte Persönlichkeit zu Gebote stehen. Mitunter nur Berichte von Leuten, die jene Persönlichkeiten selbst nicht kannten, nur vom Hörensagen Erfahrenes mitteilten.

Dabei ist die Aufgabe des Historikers natürlich eine weit schwierigere. Der Porträtmaler braucht ja nur Gesichtszüge wiederzugeben, die er direkt zu sehen bekommt, Gesichtszüge eines einzigen Moments, die sich nicht ändern. Wohl sollen die Züge, die er malt, die Psyche erkennen lassen, die sich hinter ihnen birgt. Aber er legt sie nicht unzweideutig dar. Der Historiker soll uns dagegen Menschen in den wechselndsten Situationen, in energischen, oft wilden Bewegungen schildern, insofern ein Kino geben, jedoch ohne die Hilfsmittel der Photographie, nur mit den Mitteln der Quellenforschung. Und er soll nicht bloße Gesichtszüge zeigen, sondern uns die ganze Tiefe des geistigen Wesens der historischen Persönlichkeiten nach allen ihren Verzweigungen erschließen und klar wiedergeben, ihr Wollen und Wissen, ihr Wagen und Zagen. Wie viele Menschen gibt es, die sich selbst über ihr eigenes Inneres klar sind, sich nicht über die eigene Psyche Täuschungen hingeben? Und nun soll die Psyche eines längst verstorbenen Fremden von einem Historiker, der unter ganz anderen Bedingungen lebt, erkannt werden auf Grund der Berichte von Leuten, die dem zu Schildernden nicht immer nahestanden, nur aus Indizien zu urteilen vermochten und fast nie unbefangen sein konnten, ihn und die Sache, der er diente, entweder bekämpften oder verehrten. Dabei ist jeder Geschichtschreiber naturgemäß geneigt, die Vergangenheit von seinem eigenen Standpunkte aus zu sehen, seine eigene Empfindungs- und Denkweise in sie hineinzulegen. Und doch hat jedes Zeitalter seine eigene Denkweise und auch seine eigene Ausdrucksweise. In der Zeit der Reformation birgt manche höchst metaphysische Theologie sehr weltliche Gedanken, oft ohne alle Heuchelei, bloß weil es die herkömmliche Manier war, die Sprache der Theologie zu sprechen, mit ihren Argumenten alle vorkommenden Streitfragen geistig auszufechten.

Damit sind die Schwierigkeiten, eine historische Persönlichkeit richtig zu erkennen, noch nicht erschöpft. Wir Menschen sind soziale Wesen, und können anderen Menschen gegenüber nicht gleichgültig bleiben, die wir kennenlernen, wenn sie etwas bedeuten. Auch nicht solchen gegenüber, zu denen wir weder persönliche Freundschaft noch Feindschaft empfinden. Entweder erscheinen sie uns gesellschaftlich wertvoll und gewinnen dadurch

unsere Sympathie, oder sie erscheinen uns gesellschaftlich schädlich. Dann erregen sie unsere Abneigung. Das gilt auch von Personen der Vergangenheit, sobald sie durch unsere Beschäftigung mit ihnen vor unserem geistigen Auge wieder lebendig werden.

Ich habe das bei meinen eigenen Arbeiten erfahren, obwohl mich historischen Persönlichkeiten gegenüber stets der Grundsatz leitete, wir hätten zu trachten, sie als Produkte ihrer Verhältnisse zu erforschen, nicht dagegen sie in irgendeiner Weise zu bewerten. Wohl können wir als soziale Menschen nicht umhin, Werturteile über die gesellschaftliche Nützlichkeit oder Schädlichkeit von Menschen abzugeben, die wir kennenlernen. Für den Historiker, der nur kausale Zusammenhänge erkennen soll, dürfen sie nicht maßgebend werden.

Auch wer auf diesem Standpunkte steht, hört damit nicht auf, Mensch zu sein. Das färbt unwillkürlich auf seine Menschendarstellung ab. Ich konnte mich nicht enthalten, etwa einen Thomas More liebzugewinnen und einen Heinrich VIII. höchst unsympathisch zu finden. Die persönliche Sympathie und Antipathie wird noch verstärkt dort, wo politische Uebereinstimmungen oder Gegensätze in Frage kommen. Einem überzeugten Katholiken wird es kaum möglich sein, Luther oder Calvin unbefangen zu beurteilen, auch wenn das seine Absicht sein sollte. Und das gleiche wird für einen Protestanten gegenüber einem Alba oder Philipp II. von Spanien gelten. Daß die Schriftsteller, die uns als Quellen dienen, fast alle von vornherein durch eine bestimmte Parteibrille sehen, ist klar.

Die Schwierigkeit einer objektiven Erkenntnis der in der Geschichte handelnden Personen wird auf den Gipfel getrieben dort, wo der Historiker das Auftauchen von Werturteilen nicht als eine Fehlerquelle betrachtet, der man nach Möglichkeit ausweichen muß, sondern wo er vielmehr in dem Abgeben von Werturteilen die Aufgabe der Geschichte sieht nach dem bekannten Satz, daß die Weltgeschichte das Weltgericht ist. Einem Satz, der vielfach in dem Sinne gedeutet wird, daß die Herren Historiker sich als Weltrichter aufzuspielen haben. Wobei sie auch noch als öffentliche Ankläger und Verteidiger in einer Person fungieren.

Aehnliche Schwierigkeiten wie bei der Darstellung einzelner historischer Persönlichkeiten treten ein bei der Darstellung einzelner historischer Ereignisse, sei es etwa eine Schlacht, ein Aufstand oder auch nur ein Wahlkampf oder eine entscheidende Parlamentssitzung. Selbst wenn der äußere Verlauf des Ereignisses feststeht, was sehr oft nicht der Fall ist, wird es so gut wie unmöglich, in das Bild des Ereignisses alle die Imponderabilien hineinzunehmen, die auf das Schlußergebnis Einfluß nehmen, sowie die nicht offenbaren Einwirkungen festzustellen, vertrauliche

Abmachungen, Bestechungen usw., die ihm vorangingen. Sehr oft wird, nach dem bekannten Wort, die Sprache zu einem Mittel, Gedanken zu verbergen, die man hegt.

Angesichts aller dieser Schwierigkeiten der Geschichtsschreibung ist es nicht zu verwundern, daß nicht wenige Menschen ihr mit größtem Mißtrauen gegenüberstehen und sie für unfähig halten, die geschichtliche Wahrheit zu erkennen.

Zu diesen gehörte z. B. mein Freund Bebel. Wie oft wies er in Gesprächen mit mir darauf hin, wie Falsches und Verkehrtes die Geschichtsschreiber der Sozialdemokratie über ihn selbst und seine Kampfgefährten schrieben — nicht nur Gegner, sondern auch mit unserer Sache oder doch seiner Person sympathisierende Darsteller. Wie ihm und der Sozialdemokratie ergehe es wohl anderen Erscheinungen der Geschichte auch. Das war ihm ein Beweis dafür, daß es ganz unmöglich sei, die Persönlichkeiten und Ereignisse der Geschichte getreu wiederzugeben. Er fürchtete, daß die ganze Geschichtsschreibung nichts tauge.

Das war sicher eine Uebertreibung, jedoch die Uebertreibung einer richtigen Beobachtung. Nur gilt sie nicht der ganzen Geschichtsschreibung, sondern bloß jener, von der wir in dem jetzigen Kapitel allein handelten, die es ablehnt, nach Gesetzen in der Geschichte zu forschen und nur für das Einzelne, Singuläre Interesse hat, das sich niemals wiederholt.

Das Vereinzelte in der Geschichte ist ungefähr ebenso schwer zu erkennen, wie das vereinzelte Ding an sich.

Diese Art der Geschichtsschreibung wird nie bloße Wahrheit bringen, allerdings auch nicht reine Erfindung, sondern eine Mischung von Wahrheit und Dichtung, wie ein Kunstwerk. Die Geschichtswerke werden dabei Sammlungen historischer Porträts und Veduten, Bilderbücher[1]), Produkte oft sehr kunstreicher und gewissenhafter Arbeit, die wir bewundernd betrachten, aus denen wir sehr viel Anregung ästhetischer und ethischer Art schöpfen können, in denen wir jedoch vergebens nach einer tieferen Einsicht in den Gang menschheitlicher Entwicklung suchen, wenn sie sich wirklich ganz auf das Einzelne, Singuläre beschränken.

Zum Glück ist das bei historischen Werken, die einen größeren Zeitraum umspannen, in der Regel nicht der Fall. Ihre Verfasser mögen sich noch so sehr bemühen, sich auf das Besondere zu beschränken, sie entgehen dem Allgemeinen nicht.

---

1) Das Gleichnis von den Bilderbüchern entstammt Troeltsch, der es allerdings in anderem Sinne Rickert gegenüber gebraucht:

„Die Geschichte wird bei Schleiermacher zum Bilderbuch der Ethik, wie die Wertlehre oder Ethik zum Regel- und Kategorienbuch für die Geschichte." (Der Historismus und seine Probleme. S. 156.)

Sechstes Kapitel.

Das Allgemeine und das Besondere in der Geschichte.

Wir haben eben gesehen: ist das Einzelne, das Singuläre, das alleinige Gebiet der Geschichtswissenschaft, dann ist sie in Wirklichkeit eine Kunst, die nur eine Mischung von Wahrheit und Dichtung geben kann. Damit soll keine Geringschätzung dieser Art Geschichtsschreibung ausgesprochen werden. Es gibt keine Rangstufen unter den geistigen Tätigkeiten, die Wissenschaft steht nicht höher als die Kunst. Wer möchte behaupten, die Schöpfungen eines Rembrandt oder Michelangelo ständen an Bedeutung hinter den Kompilationen irgendeines gelehrten Zitatensacks zurück, der den Katheder einer Universität ziert!

Es soll auch nicht gesagt werden, daß die Geschichtsschreibung des Einzelnen und Singulären zwecklos sei. Im Gegenteil. Sie bleibt unerläßlich als Ausgangspunkt jeglicher Geschichtswissenschaft. Fraglich ist bloß, ob diese über den Ausgangspunkt nicht hinaus darf. Ob mit ihm das Wesen der Geschichte erschöpft sei.

Kein Zweifel, alle Erscheinungen, mit denen wir es in der Geschichte zu tun haben, sind einzig, wiederholen sich nicht. Das gilt nicht bloß von den Menschen, die in ihr agieren, sondern auch von einzelnen Ereignissen, ja ganzen Epochen der Weltgeschichte. Einzig waren nicht etwa bloß die Themistokles und Xerxes, die Sokrates und Kleon und in unseren Tagen die Bismarck und Lenin, sondern ebenso einzig auch das Zeitalter des Perikles und das des Augustus, das der Renaissance und das der Reformation, das des Weltkriegs und des Bolschewismus usw.

Das gilt jedoch nicht für die Menschengeschichte allein. Wir finden dasselbe in der Natur. Wir haben schon mehrfach darauf hingewiesen, daß jede ihrer Erscheinungen einzig ist, ein Individuum, das ganz genau in gleicher Weise nicht wiederkehrt, daß also der Satz der Mathematik $1 = 1$ in Wirklichkeit nicht gilt. Zur Erhellung dieses Satzes ist schon oft bemerkt worden, daß man bei der Vergleichung der Blätter eines Baumes nie zwei finden wird, die völlig miteinander übereinstimmten. Vielleicht gilt das sogar noch für die Atome, allerdings nicht für die Atome als Gedankendinge jenseits unserer Erfahrung, die wir uns als unendlich klein und nicht weiter teilbar vorstellen, wohl aber für die kleinsten der bisher erkannten Körper, die man ebenfalls Atome nennt.

Und wie die einzelnen Blätter eines Baumes, sind auch die einzelnen Perioden der Erdgeschichte und die einzelnen Gattungen heutiger und vergangener Organismen einzig und wiederholen sich nicht wieder, nachdem ihre Zeit abgelaufen ist und ihre Existenzbedingungen aufgehört haben, zu bestehen.

Die Formation der Steinkohlen oder die des Jura waren einzig und werden auf unserer Erde nie wieder eintreten. So ist es auch mit den Sauriern für immer vorbei, seitdem „sie zu tief in die Kreide gerieten".

Das ist jedoch nur die eine Seite der Sache. Auf der anderen Seite finden wir, daß es kein Individuum, kein Ereignis gibt, das ganz singulär, ganz einzig wäre. Jedes weist Merkmale auf, die bei anderen Individuen oder Ereignissen auch gefunden werden, mit denen es deshalb zu einer gemeinsamen Gattung vereinigt wird.

Wir haben eine Aeußerung Goethes zu Eckermann über das Besondere als das eigentliche Leben der Kunst zitiert. In demselben Gespräch sagt er weiter:

„Jeder Charakter, so eigentümlich er sein möge, und jedes Darzustellende vom Stein herauf bis zum Menschen, hat Allgemeinheit; denn alles wiederholt sich und es gibt kein Ding in der Welt, das nur e i n m a l da wäre."

Das erscheint ein unlösbarer Widerspruch zu sein: Zuerst hören wir, daß jedes Ding, jedes Ereignis nur einmal da ist, sich nie wiederholt. Und dann erfahren wir, daß nichts einzig ist, alles sich wiederholt. Und doch ist beides richtig. Es bildete nur dann einen unvereinbaren Widerspruch, wenn man die Dinge und Ereignisse in solche unterscheiden wollte, die einzig sind und in solche, die sich wiederholen. Damit wäre allerdings weder die Auffassung vereinbar, daß jedes Ding einzig ist, noch die, daß sich jedes Ding wiederholt.

Ganz anders liegt die Sache, wenn wir nicht die Dinge und Ereignisse in besondere und allgemeine einteilen, sondern in jedem Ding und Ereignis die Einteilung seiner Merkmale in besondere und allgemeine treffen. Jedes unterscheidet sich durch besondere Merkmale von allen anderen. Keines gibt es, daß nicht einige Merkmale mit anderen gemein hätte.

Nur wenn wir die Unterscheidung des Allgemeinen und Besonderen in dieser Weise fassen, erhält sie einen Sinn. Was wird dann aber aus der Behauptung, daß nur das Besondere den Historiker zu beschäftigen habe? Es kann nicht heißen, daß er sich nur mit Personen und Erscheinungen zu beschäftigen hat, die einzig sind, sondern daß ihn an ihnen nur das Einzige beschäftigen darf, nicht das Allgemeine. Bei einer Schlacht etwa nur das, was sie von allen anderen Schlachten unterscheidet, nicht auch Erscheinungen, die sie mit anderen Schlachten gemein hat. Bei einer Person das, was sie allein kennzeichnet, nicht das, was sie mit anderen ihrer Zeit, ihres Landes, ihrer Klasse gemein hat.

Danach dürfte dem Historiker etwa bei der Schlacht von Marathon nur das bemerkenswert sein, was sie von allen anderen Schlachten unterschied. Dagegen fiele es nicht in das Gebiet der Geschichtswissenschaft, das Allgemeine an dieser Schlacht zu

untersuchen, das sie etwa mit allen Schlachten gemeinsam hatte, in der auf der einen Seite persische Ritter standen und auf der andern Hopliten, die entscheidende Waffe der griechischen Bürgerheere vom 6. Jahrhundert an bis ins 4. Jahrhundert. Das Allgemeine der Hoplitentaktik einerseits, der Rittertaktik andererseits soll uns an der Schlacht von Marathon nicht interessieren, nur das Besondere, daß Miltiades die Athener kommandierte, daß die Perser nicht zu Lande, sondern zu Wasser kamen und daß der Kampf auf einem besonderen Terrain vonstatten ging?

Oder bei einer Einzelperson, etwa bei Themistokles, soll den Geschichtsschreiber nur das Singuläre an ihm beschäftigen, nicht das, was er mit der athenischen Aristokratie gemein hatte, oder das, was ihm gemein war mit jenem Teil der Aristokratie, der sich der Demokratie zu seinen Zwecken bediente? Nicht das, was den Demokraten Athens gemeinsam war, oder das, was die Gesamtheit der Athener in der Zeit der Perserkriege kennzeichnete?

Die Forderung Eduard Meyers läuft darauf hinaus, daß dem Historiker Massenerscheinungen nicht beschäftigen dürfen, sondern nur das einzelne, und dieses nur in seiner Vereinzelung, nicht in seinem Zusammenhang mit anderen Erscheinungen, wodurch es sofort aufhören würde, singulär zu sein, und dem Gesetz der großen Zahlen anheimfiele, das doch für die Geschichte verpönt sein soll.

Eine jede Erscheinung enthält Singuläres und Allgemeines. Nicht aus ihrem Wesen entspringt es, ob wir mehr das Besondere oder mehr das Allgemeine in ihr untersuchen. Dies hängt nicht von der Beschaffenheit der beobachteten Erscheinung ab, sondern von den Umständen, unter denen der Beobachter an sie herantritt, sowie von den Zwecken, die er sich dabei setzt. Die Bevorzugung des Besonderen oder des Allgemeinen ist also insofern ganz subjektiver Art.

Das gilt für die Beobachtung von Erscheinungen der Natur ebenso wie für die gesellschaftlicher Phänomene. Und ebenso für die primitivste wie für die wissenschaftliche Form der Beobachtung.

Wenn der Wilde zur Jagd auszieht, um Fleisch zur Stillung des Hungers von Weib und Kind zu gewinnen, interessiert ihn an dem Hirsch, auf den er stößt, nicht das, was diesen als besonderes Individuum von den andern Hirschen unterscheidet, sondern das, was ihm mit ihnen gemein ist. Das gibt ihm die Gewähr, daß er hier eine Quelle eßbaren Fleisches vor sich hat.

Wenn dagegen der Bauer auf den Pferdemarkt geht, um ein Pferd zu kaufen, wird er bei dem Gaul, den er wählt, nicht auf das Allgemeine sehen, was bei jedem Pferd zu finden ist, sondern nur auf das Besondere dieses Individuums, sein Alter, seine besondere Gesundheit, Kraft, psychische Eigenschaften, ob es fromm

ist oder bösartig, intelligent oder stumpfsinnig usw. Nicht, daß ihm das Allgemeine am Pferde gleichgültig wäre. Er würde den betreffenden besonderen Schimmel nicht kaufen, wenn er nicht die allgemeinen Eigenschaften eines Pferdes hätte, die ihn verwendbar machen. Aber die gelten als selbstverständlich, allgemein bekannt, und deshalb, nicht weil sie bedeutungslos sind, kümmert er sich nicht weiter darum.

So ist es auch in der Gesellschaft. Die Journalisten sind die Geschichtschreiber der Gegenwart. Gleich denen der Vergangenheit interessiert auch sie vor allem das Außergewöhnliche, das Sensationelle, nicht das Alltägliche. Das verzeichnen sie nicht.

Damit wollen sie jedoch nicht sagen, daß das Alltägliche für das gesellschaftliche Leben im allgemeinen weit weniger wichtig sei als das Außergewöhnliche. Aber das Alltägliche ist das Selbstverständliche, darum kümmern sich die Leser der Zeitung nicht, das wissen sie auch ohnehin. Daß die Fabriken und die Kaufläden jeden Morgen ihren Betrieb beginnen, am Abend schließen, braucht man nicht jeden Tag mitzuteilen. Wenn aber eine Fabrik niederbrennt, ein Kaufladen ausgeraubt wird, das muß in die Zeitung.

Und doch wäre es verkehrt, behaupten zu wollen, das gesellschaftliche Leben werde durch einzelne Brände und Einbrüche in Gang gehalten und bestimmt und nicht durch die stets sich in gleicher Weise wiederholende Arbeit der Massen.

Beschäftigt den Journalisten weniger das Allgemeine als das Besondere, so gilt das Umgekehrte vom Geschäftsmann als solchem. Das Besondere kann ihn nicht ganz gleichgültig lassen, am wenigsten dann, wenn es ihn persönlich angeht, seine eigene Fabrik niederbrennt, sein Laden ausgeraubt wird. Aber in der Regel wird für ihn viel wichtiger das Allgemeine des Geschäftslebens.

Es liegt also nicht an den Objekten, sondern an den subjektiven Zwecken und Bedürfnissen der Beobachter der Umwelt, ob sie in bestimmten ihrer Erscheinungen das Besondere oder das Allgemeine hauptsächlich beschäftigt.

Daneben hängt es auch von den Umständen ab, unter denen eine Erscheinung auftritt, ob das Allgemeine oder das Einzelne in ihr von uns beachtet wird. Auch das gilt ebenso für die Natur, wie für die Gesellschaft.

Um wieder, wie oben, vom Wilden auszugehen, so treten ihm ohne langes Suchen an jedem Baume des Urwaldes, in dem er haust, so viele Blätter entgegen, die alle in hohem Grade übereinstimmen, daß das Allgemeine an den Blättern ihm früher auffallen muß als das Besondere eines jeden von ihnen. So auch das Allgemeine von Bäumen der gleichen Art, die zu vielen Tausenden um ihn herum wachsen.

Andere Erscheinungen dagegen, etwa Kometen, die mit freiem Auge sichtbar sind, oder Sonnenfinsternisse, treten äußerst selten auf. Manche können überdies nur an engbegrenzten Oertlichkeiten beobachtet werden, wie Meteorfälle. Es wäre für den Wilden ganz unmöglich, bei einer dieser Erscheinungen etwas Allgemeines zu entdecken. Jede bleibt ihm etwas Einziges, Singuläres.

Das liegt aber nicht an der Beschaffenheit der Objekte, sondern an den Bedingungen, unter denen der Beobachter sie kennenlernt. Sobald die Schrift erfunden ist und damit die Möglichkeit, die Beobachtungen vieler Gegenden und Jahrhunderte und schließlich Jahrtausende zu sammeln; sobald die Technik es gestattet, das Feld der Beobachtung zu erweitern, wird es immer mehr möglich, auch in solchen, für den Naturmenschen singulären, Erscheinungen allgemeine Züge herauszufinden und damit, sobald die Behelfe der Wissenschaft weit genug gediehen sind, auch Gesetze bei ihnen festzustellen.

Wenn solche Erscheinungen lange als einzige, singuläre gelten, so bezeugt das bloß eine beschränkte Ausdehnung und einen primitiven Stand der Erforschung des Gebiets, dem diese Erscheinungen entstammen, nicht aber, daß in ihm naturgemäß nur Besonderes und Singuläres zutage trete.

Wie in der Natur, so in der Gesellschaft. Solange die Gemeinwesen klein bleiben, was bis zum Aufkommen des Staates der Fall ist, und solange der Gebrauch der Schrift nicht zu einer Vollkommenheit gediehen ist, die ausführliche Darstellungen ermöglicht; solange endlich die gesellschaftlichen Verhältnisse sich wenig ändern, so daß sie als das Selbstverständliche gelten, über das man sich nicht viel den Kopf zu zerbrechen braucht, kommt es nicht zu Beobachtungen zahlreicher übereinstimmender gesellschaftlicher Erscheinungen und noch weniger zur Aufdeckung von Gesetzen in ihnen.

Das wurde geändert durch das Aufkommen des Staates und der Schrift, namentlich aber durch die lebhafte Bewegung im staatlichen Leben, die in den Stadtstaaten Griechenlands seit dem 6. Jahrhundert eintrat. Zahlreiche Staatsverfassungen der verschiedensten Art entstanden nebeneinander und nacheinander und luden zu Vergleichen ein, zur Zusammenfassung des Allgemeinen, etwa der Monarchie, der Aristokratie, der Demokratie. Allerdings zur Entdeckung von Gesetzmäßigkeiten in der Politik kam man nur wenig. In der Hauptsache suchte man nach der Idee des vollkommensten Staates.

Weiter kam man im Kriegswesen, aus Gründen, die wir schon oben entwickelt. Seit dem 5. Jahrhundert begann man in Griechenland bereits aus der Fülle der Kriegserfahrungen das Allgemeine herauszusuchen und daraus feste Regeln abzuleiten.

„Als der erste, der es unternahm, systematisch das Wesen der Kriegsführung zu durchdringen und zur Darstellung zu bringen, ist Xenophon (schrieb in der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts) anzusehen." (Delbrück, Geschichte der Kriegskunst, I., S. 148.)

Für viele Historiker sind die Argumente der Waffen die ultima ratio, der durchschlagende Grund nicht nur der Kriege, sondern der Geschichte überhaupt. Gerade dieses Gebiet der Geschichte ist aber das erste, auf dem neben dem Einzelnen und Singulären das Allgemeine zur Beobachtung kommt, die zur Erkenntnis von Gesetzen führt.

Ein anderes Gebiet des gesellschaftlichen Lebens, auf dem es schon im Altertum zu vereinzelten Beobachtungen allgemeiner Erscheinungen kommt, ist das des Warenhandels. Doch erst in der neueren Zeit wird die Warenproduktion die allgemeine Form der Produktion, werden die Verhältnisse des Warenmarktes immer mehr entscheidend für die Lage der Völker und Staaten. Die Regelmäßigkeiten, die schon früh von den Kaufleuten beobachtet wurden, erlangen nun Bedeutung für die ganze Gesellschaft. Und mit der Ausdehnung des Gebiets der Warenproduktion und der Vermehrung der Aufzeichnungen über den Gang der ökonomischen Verhältnisse wächst das ökonomische Material lawinenhaft an, verbessern sich aber auch immer mehr die Methoden seiner Sammlung und Ordnung. Die ökonomischen Wissenschaften entwickeln sich, gestützt auf eine wissenschaftlich und regelmäßig betriebene Statistik. Sie ist der schlagendste Beweis dafür, daß keineswegs, wie Ed. Meyer behauptet (Geschichte des Altertums, I. 1, S. 185) „in der Welt, die sie (die Geschichtswissenschaft) darstellt, die Kausalität des Zufalls und des freien Willens herrscht".

Eduard Meyer behauptet diese Zufälligkeit und Freiheit denn auch nicht für die politische Oekonomie, sondern für die Geschichte. Aber ist die Welt, welche diese darstellt, eine andere als die der Oekonomie, die Welt der menschlichen Gesellschaft? Agieren in der Geschichte andere Menschen als im Produktionsprozeß? In der Tat, nicht die Beschaffenheit des Objekts, sondern die Bedingungen, unter denen die Historiker zu seiner Beobachtung gelangten, führten es herbei, daß bisher das Einzelne, Singuläre als das Gebiet der Geschichtsschreibung galt.

Der Erforscher der Vergangenheit hat gegenüber dem der Gegenwart mit dem großen Nachteil zu kämpfen, daß das Material, auf das es ihm ankommt, sich nicht in größter Fülle um ihn herum immer wieder neu produziert und daß er nicht das nach seinem Ermessen Wesentliche daraus heraussuchen kann, sondern daß er auf vereinzelte Ueberreste angewiesen ist, die sich nicht reproduzieren oder ergänzen lassen und deren Auswahl nicht der Forscher selbst trifft, sondern der Zufall.

Bei dem Geschichtsforscher von heute kommt dazu, daß die spärlichen Ueberreste seiner Quellen, die ihm durch günstige Zu-

fälle erhalten wurden, Fragmente von Material sind, das selbst bereits von früheren Geschichtschreibern ausgelesen wurde, nach ihren Auffassungen und Interessen. Der Geschichtsforscher von heute mag andere Tatsachen, als die von seinen Quellenschriftstellern aufgezeichneten, für weit wichtiger halten, er vermag nicht, Kunde von ihnen zu bekommen.

Das Alltägliche haben die Geschichtschreiber der früheren Zeiten nicht dargestellt, denn sie schrieben doch für ihre Zeit, für die das in ihr Alltägliche das Selbstverständliche war. Sie ahnten nicht, daß eine Zeit komme, in der es als etwas Fremdartiges erscheinen werde. Sie hätten das Alltägliche ihrer Zeit selbst dann nicht verzeichnet, wenn sie der Ansicht gewesen wären, die heute immer mehr zur Geltung kommt, daß die Gesellschaft viel mehr vom Alltäglichen bestimmt wird, als vom Außerordentlichen. Dieses erregt im Augenblick seines Vorkommens tieferen Eindruck, aber nachhaltiger wirkt das auf uns, was wir jeden Tag in gleicher Weise erfahren.

Indes auch ein Historiker, der so dachte, hätte es im Altertum für überflüssig gehalten, dieses Gemeine zur Darstellung zu bringen, das ja seinen Lesern allbekannt war. Um so mehr mußte das für jene Geschichtschreiber gelten, die der Ansicht waren, nur das Außerordentliche sei bemerkenswert.

So finden die Historiker in ihren Quellen von vornherein nur solche Erscheinungen verzeichnet, die als singuläre auftreten, oder vielmehr jene ihrer Seiten verzeichnet, die den Eindruck des Singulären machen.

Bis ins 18. Jahrhundert hinein waren es nur wenige Schriftsteller weniger Gebiete — des griechischen und römischen Altertums und dann des christlichen Abendlandes, die als Quellen in Frage kamen; sie behandelten nur kurz Zeiträume als Augenzeugen oder auf Grund von Berichten von Augenzeugen.

Erst seit dem 5. Jahrhundert vor Christo kam in Griechenland die Geschichtschreibung auf, erst vor etwa 70 Generationen. Nach etwa 20 Generationen verfiel sie mit der antiken Gesellschaft, was an ihre Stelle trat, war das Verzeichnen nicht bloß des Außerordentlichen, sondern des Wunderbaren, wie zur Zeit des Aufkommens der Heldengesänge, aber mit weit geringerem Realismus. Die fromme Legende überwucherte lange die Geschichte. Erst in der Zeit der Renaissance begann wieder eine ernste Geschichtschreibung, allerdings nur im gleichen Geiste, wie die antike. Indes, trotz aller Lückenhaftigkeit der literarischen Ueberreste der Antike begann jetzt doch der historische Stoff sich zu häufen, und obwohl in diesem die Mitteilung des Singulären überwog, mußten in dieser Fülle doch hin und wieder bereits allgemeine Merkmale einzelner Erscheinungen zutage treten.

Im Altertum waren schon einzelne Denker dahin gekommen, in den „singulären“ Tatsachen der Geschichte allgemeine Zusammenhänge zu entdecken, z. B. den Einfluß des Klimas oder der Bodengestaltung auf den Volkscharakter oder die Bedingungen und Konsequenzen der verschiedenen Staatsverfassungen.

Im 17. Jahrhundert werden diese Betrachtungen wieder aufgenommen und weitergeführt. Daneben ersteht aber nun auch die Einsicht, daß die verschiedensten Völker sich alle in gleicher Richtung, also nach bestimmten Gesetzen entwickeln. Der erste, der diese Ansicht aussprach, war der Italiener Giambettista Vico (1668 bis 1744). Zur Triebfeder des ganzen geschichtlichen Prozesses machte er noch den Geist, jedoch nicht den Geist einzelner Menschen, sondern einen allgemeinen Geist, die Gottheit, die in Wirklichkeit nichts bedeutet, als die Gesamtheit der geistigen Funktionen der Menschen. Ueber diesen Weltgeist kam auch noch Hegel nicht hinaus.

Im allgemeinen war das 18. Jahrhundert der Entwicklung historischen Denkens nicht günstig. Die Zustände des Feudalabsolutismus gestalteten sich so schädlich für die gesamte Gesellschaft, so widersinnig, daß jeder, der ihre Ursprünge nicht kannte, in ihnen nur Produkte der Unwissenheit und Narrheit sehen konnte. Die Forderungen der Klassen, die sich um die Fahne der freien Warenproduktion und (zunächst sehr schüchtern und unzulänglich) der Demokratie scharten, erschienen dem herrschenden Zustand gegenüber so vernünftig, daß die ganzen sozialen und politischen Gegensätze der Zeit als Kämpfe zwischen Vernunft und Unvernunft erschienen. Die Herrschaft der Vernunft, das war das politische und soziale Ideal. Darin waren die Materialisten Frankreichs einig mit dem Königsberger Philosophen der reinen und der praktischen Vernunft.

Von diesem Standpunkt aus gesehen erschien die ganze bisherige Geschichte als eine bloße Sammlung von Dummheiten und Gemeinheiten.

Seit der Französischen Revolution und namentlich seit dem Jahre 1793 fanden die Denker der Bourgeoisie ein Haar in dem Reiche der Vernunft. Die Reaktion brachte Interesse und Verständnis für die Vorzeit mit sich. Gleichzeitig wurde der historische Stoff ungeheuer erweitert. Der lebhaftere Verkehr mit dem Orient erschloß den Europäern nicht nur seine Märkte, sondern auch seine Geschichte, seine Philosophie, seine Sprachen. Eine neue Wissenschaft kam auf, die der Sprachforschung, die durch Vergleichung verschiedener Sprachen zur Aufdeckung von Sprachverwandtschaften kam und durch Vergleichung der verschiedenen Formen derselben Sprache in verschiedenen Perioden zur Erkenntnis von Gesetzen der Sprachentwicklung. Wie früher schon für das Kriegswesen und dann für das Wirtschaftsleben wurden jetzt für das gesamte Gebiet der Sprache, damit aber

auch der sprachlichen Kultur bestimmte Gesetzmäßigkeiten entdeckt, die für das historische Erkennen sehr wichtig wurden. Umwälzend wirkte bereits der Ausgangspunkt der neuen Wissenschaft, die Entdeckung der Verwandtschaft des indischen Sanskrit mit den meisten Sprachen Europas.

Das Interesse für die räumlichen und zeitlichen Verschiedenheiten innerhalb der gleichen Sprachen wurde zum Teil hervorgerufen durch das Aufkommen der Demokratie, das die Gebildeten veranlaßte, zum Volk in seiner eigenen Sprache, also im Dialekt zu sprechen. Andererseits aber auch durch die der Demokratie entgegengesetzte Reaktion, die einerseits darauf drängte, den im Dialekt sprechenden konservativen Bauern im Gegensatz zu dem schriftdeutsch redenden revolutionären Städter kennenzulernen, dann aber auch danach, im Gegensatz zum Liberalismus, in den Dokumenten der Vorzeit ihre Vernunft aufzudecken, was ohne Verständnis ihrer Sprache nicht möglich war. So kam man zum Erkennen von Gesetzlichkeiten in der Sprache.

Dank ihrem konservativen Charakter hat die Sprache aber auch zahlreiche Spuren sozialer und technischer Einrichtungen des Zeitalters erhalten, in dem sie sich bildete. Sprachvergleichung und Sprachgeschichte erlaubt so, die Alltäglichkeiten ferner Jahrtausende wieder zu rekonstruieren, von denen kein Bericht uns meldet. So befruchtete die Sprachwissenschaft auch die Sozialgeschichte.

Auf der anderen Seite wurde diese dadurch gefördert, daß im Zeitalter der Reaktion und der Romantik das Interesse für Rechtsverhältnisse früherer Zeiten wuchs. Es erstand in der Rechtswissenschaft die historische Schule, die das Hauptgewicht auf die Geschichte des Rechts legt, was abermals viele Gesetzmäßigkeiten in der sozialen Entwicklung zutage förderte.

Die Rechtsgeschichte bereitete den Weg vor für die Wirtschaftsgeschichte, da ja das Recht vielfach direkt ökonomischen Zwecken dient, ohne sie nicht zu verstehen ist, ganz abgesehen davon, daß alle seine Zwecke in letzter Linie ökonomisch begründet sind.

Nicht minder wichtig wurde endlich die schon obenerwähnte Archäologie, die im 18. Jahrhundert in Italien begann, großen Aufschwung aber erst im 19. Jahrhundert nahm, seit Napoleons ägyptischer Expedition (1798—1801), die zeigte, welche Schätze historischer Aufklärung die Stätten alter Kultur bergen. Auf deren Wirkungen wurde bereits hingewiesen.

So wuchs im Laufe des vorigen Jahrhunderts die Fülle der historischen Erscheinungen immer mehr an, die den Historiker förmlich drängten, sie als allgemeine, nicht singuläre zu betrachten, und es ihm ebenso schwer machten, jenes über diesem zu übersehen, als es bereits dem Wilden unmöglich ist, vor lauter einzelnen Bäumen den Wald nicht zu sehen. Es gehört schon eine

besondere Geistesverfassung dazu, heute noch als das Gebiet des Historischen bloß das Einzelne und nicht auch das Allgemeine, bloß das Zufällige und nicht auch das Gesetzmäßige zu sehen.

Diese Geistesverfassung wird indes erklärlich als Gegensatz zu einer anderen, nicht besser gerechtfertigten Anschauung.

Siebentes Kapitel.

Allgemeine und besondere Gesetze.

Wenn man uns darauf verweist, daß nur das Einzelne, Singuläre das Gebiet der Geschichtswissenschaft ist, so haben wir demgegenüber bereits hervorgehoben, daß es keine Erscheinung gibt, die bloß als einzige aufzufassen wäre. Jede enthält auch allgemeine Merkmale.

Wir können diesen Sachverhalt jedoch auch anders fassen. Je nach dem Zusammenhang, in dem wir ein Ding oder Ereignis betrachten, erscheint es uns als ein Besonderes unter mehreren gleichartigen Erscheinungen oder als ein Allgemeines, das viele besondere Erscheinungen in sich schließt.

Das Besondere und das Allgemeine sind ebenso relative Begriffe, wie etwa das Kleine oder das Große. Es wäre sicher höchst sonderbar, wollte man sagen, die Naturwissenschaft beschäftige sich nur mit großen Dingen. Aber es ist im Grunde nicht minder verkehrt, wenn man behauptet, die Geschichte habe es nur mit dem Besonderen zu tun.

Betrachten wir den Erdball im Zusammenhang mit den übrigen Himmelskörpern, dann bildet er etwas Besonderes unter ihnen, das sich nicht wiederholt. Nehmen wir dagegen die Erde für sich und betrachten wir ihre einzelnen besonderen Teile, so werden wir in ihnen gemeinsame Regelmäßigkeiten entdecken, die zum Wesen der Erde gehören und das Allgemeine der Erde gegenüber den Besonderheiten etwa einzelner ihrer Landgebiete und Meere darstellen.

Stellt jedes Besondere auch etwas Allgemeines dar, dann wird es möglich, daß im Rahmen dieses Besonderen für seine Teile Gesetze bestehen, die nur innerhalb dieses Besonderen gelten, besondere Gesetze.

Das gilt für besondere gesellschaftliche Gebilde, Produktionsweisen, Staaten, Klassen usw. ebenso, wie für besondere Zeitalter und Kulturstufen. Natürlich hat die Gesellschaft überhaupt bestimmte Gesetze, die für jede ihrer Formen gelten. Daneben gibt es aber auch gesellschaftliche Gesetze, die nur einzelnen Gesellschaftsformen eigentümlich sind.

Das ist eine der Erkenntnisse, auf denen die materialistische Geschichtsauffassung aufgebaut ist: eine der wichtigsten Erkennt-

nisse, die sie über die anderen Auffassungen der Geschichte und der Gesellschaft überhaupt erheben. Soweit diese nicht überall den Finger Gottes sehen, was auf jede wissenschaftliche Erforschung von vornherein verzichten heißt, betrachten sie entweder die Erscheinungen des gesellschaftlichen und namentlich des geschichtlichen Lebens als vereinzelte zufällige Tatsachen, die eines jeden Versuchs spotten, bestimmte Gesetze in ihnen zu entdecken, oder sie suchen nach Naturgesetzen der Gesellschaft und der Geschichte, das heißt nach Gesetzen, die für jegliche Gesellschaftsform, jedes Stadium der Geschichte in gleichem Maße gelten, ja, die womöglich der Gesellschaft mit der ganzen Welt der Organismen gemein sind.

Daß es solche Gesetze gibt, fällt Marx nicht ein, zu leugnen. Aber er findet, daß mit ihnen wenig anzufangen ist. Schon 1857 schrieb er darüber in seiner höchst bemerkenswerten „Einleitung zu einer Kritik der politischen Oekonomie" (Abgedruckt in der neuen, von mir veranstalteten Ausgabe von Marx „Kritik der politischen Oekonomie"). Es heißt dort unter anderem:

„Wenn von Produktion die Rede ist, ist immer die Rede von Produktion auf einer bestimmten gesellschaftlichen Entwicklungsstufe — von der Produktion gesellschaftlicher Individuen. Es könnte daher scheinen, daß, um überhaupt von der Produktion zu sprechen, wir entweder den geschichtlichen Entwicklungsprozeß in seinen verschiedenen Phasen verfolgen müssen, oder von vornherein erklären, daß wir es mit einer bestimmten historischen Epoche zu tun haben, also zum Beispiel mit der modernen bürgerlichen Produktion, die in der Tat unser eigentliches Thema ist."

„Allein alle Epochen der Produktion haben gewisse Merkmale gemein, gemeinsame Bestimmungen. Die Produktion im allgemeinen ist eine Abstraktion, aber eine verständige Abstraktion, sofern sie wirklich das Gemeinsame hervorhebt, fixiert und uns daher die Wiederholung erspart. Indes dies Allgemeine oder das durch Vergleichung herausgesonderte Gemeinsame ist selbst ein vielfach Gegliedertes, in verschiedene Bestimmungen Auseinanderfahrendes. Einiges davon gehört allen Epochen, anderes ist einigen gemeinsam. Manche Bestimmungen werden der modernsten Epoche wie der ältesten gemeinsam sein. Es wird sich keine Produktion ohne sie denken lassen; allein wenn die entwickeltsten Sprachen Gesetze und Bestimmungen mit den unentwickeltsten gemein haben, so ist gerade das, was ihre Entwicklung ausmacht, der Unterschied von diesem Allgemeinen und Gemeinsamen. Die Bestimmungen, die für die Produktion überhaupt gelten, müssen gerade gesondert werden, damit nicht die wesentliche Verschiedenheit über der Einheit vergessen werde, die schon daraus hervorgeht, daß das Subjekt, die Menschheit, und das Objekt, die Natur, dieselben sind. In diesem Vergessen liegt zum Beispiel die ganze Weisheit der modernen Oekonomie, die die Ewigkeit und Harmonie der bestehenden sozialen Verhältnisse beweisen, zum Beispiel ausführen, keine Produktion sei möglich ohne Produktionsinstrument, wäre dies Instrument auch nur die Hand, keine möglich ohne vergangene aufgehäufte Arbeit, wäre diese Arbeit auch nur die Fertigkeit, die in der Hand des Wilden durch wiederholte Uebung angesammelt und konzentriert ist. Das Kapital ist unter anderem auch Produktionsinstrument, auch vergangene, objektivierte Arbeit. Also ist

das Kapital ein allgemeines, ewiges Naturverhältnis, das heißt, wenn ich gerade das Spezifische weglasse, was ‚Produktionsinstrument', ‚aufgehäufte Arbeit' erst zu Kapital macht . . . ."

„Es ist Mode der Oekonomie, einen allgemeinen Teil vorherzuschicken und es ist gerade der, der unter dem Titel ‚Produktion' figuriert, (Siehe zum Beispiel J. St. Mill), worin die allgemeinen Bedingungen aller Produktion abgehandelt werden."

Dieser allgemeine Teil besteht oder soll angeblich bestehen:

1. „aus den Bedingungen, ohne welche Produktion nicht möglich ist, das heißt also in der Tat nichts, als die wesentlichsten Momente aller Produktion angeben. Es reduziert sich dies in der Tat . . . . auf einige sehr einfache Bestimmungen, die in flachen Tautologien breitgeschlagen werden."

2. „den Bedingungen, die mehr oder weniger die Produktion fördern . . . . Das läuft auch wieder auf die Tautologie hinaus, daß der Reichtum in dem Grade leichter geschaffen wird, als subjektiv und objektiv seine Elemente in höherem Grade vorhanden sind . . . ."

„Das ist es aber alles nicht, worum es bei den Oekonomen wirklich in diesem allgemeinen Teil sich handelt. Die Produktion soll vielmehr . . . . im Unterschied von der Distribution als eingefaßt in von der Geschichte unabhängigen ewigen Naturgesetzen dargestellt werden, bei welcher Gelegenheit dann ganz unter der Hand b ü r g e r l i c h e Verhältnisse als unumstößliche Naturgesetze der Gesellschaft in abstracto untergeschoben werden . . . ."

„Zu resumieren: es gibt allen Produktionsstufen gemeinsame Bestimmungen, die vom Denken als allgemeine fixiert werden, aber die sogenannten a l l g e m e i n e n B e d i n g u n g e n aller Produktion sind nichts als diese abstrakten Momente, mit denen keine wirkliche geschichtliche Produktionsstufe begriffen wird." (S. XV—XX.)

Das gilt nicht bloß für die geschichtlichen Stufen der Produktion, sondern für alle geschichtlichen Stufen menschlicher Gesellschaft. Das Forschen nach den allgemeinen Naturgesetzen der Gesellschaft erschließt uns in keiner Weise den geschichtlichen Prozeß. Die Historiker haben ganz recht, wenn sie von solchen Gesetzen in der Geschichte nichts wissen wollen. Aber sie verfallen in das entgegengesetzte Extrem, das nicht minder falsch ist, wenn ihnen als Objekt der Geschichte nur jenes einzelne erscheint, an dem in keiner Weise etwas Allgemeines zu bemerken ist, so daß wir keine Gesetzlichkeit an ihm erkennen können, es ganz zufällig zu sein erscheint.

Weder das Forschen nach Gesetzen, die allen gesellschaftlichen Zuständen gemein sind, noch das Sammeln außerordentlicher Einzelheiten der Vergangenheit vermag uns tiefere historische Einsicht zu verschaffen. Dieses bringt uns einen Kuriositätenkasten, jenes eine Zusammenstellung von Gemeinplätzen. Die materialistische Geschichtsauffassung sieht die Unzulänglichkeit dieser beider Tätigkeiten. Sie erklärt sie nicht für nutzlos, aber für unzureichend, wenn sie nicht ergänzt werden durch ein Forschen nach jenem Einzelnen, Singulären in der Geschichte, das gleichzeitig eine Allgemeinheit ist, nach der besonderen historischen Eigenart bestimmter gesellschaftlicher Gebilde und Gesell-

schaftsstufen, die sich auf bestimmte Produktionsstufen zurückführen lassen. Dieses Besondere, das gleichzeitig eine Allgemeinheit ist, birgt als solche auch seine besonderen gesellschaftlichen Gesetze.

Achtes Kapitel.

Historische Gesetze.

Die Auffassung, als könnte es für besondere Perioden und Zustände besondere Gesetze geben, leuchtet vielen Marxkritikern nicht ein. Vorliegende Ausführungen waren schon geschrieben, da ging mir ein Buch zu, betitelt: „Anti-Marx, Betrachtungen über den inneren Aufbau der Marxschen Oekonomik" (Jena 1927) von Dr. Karl Muhs, einem Professor an der Universität Greifswald, der auf 571 Seiten Marx zu vernichten sucht. Da heißt es gleich im Anfang:

„Im Wesen der Naturgesetze liegt es, daß ihre Geltung den Charakter der Absolutheit trägt." (S. 23.)

„Wird die Geltung eines Ursache-Wirkungsverhältnisses auf eine bestimmte geschichtliche Periode begrenzt, so bedeutet das die Umkehrung des Sinnes eines jeglichen Gesetzes; denn dann ist nicht mehr das Gesetz Träger der die Wirklichkeit und ihre Bewegung meisternden Kausalkräfte, sondern die Entwicklung der Wirklichkeit, der Geschichte, bestimmt die Geltung der Regelmäßigkeiten und ihre Dauer; die Kausalität schlägt um in Wirkung. Vollends zum Begriff des Naturgesetzes steht das historische ‚Gesetz' in einem unlöslichen logischen Widerspruch." (S. 24.)

In einer Fußnote zu diesem Satz beruft sich Professor Muhs auf Sombart, der in einer Abhandlung in Schmollers Jahrbuch über den „Begriff der Gesetzmäßigkeit bei Marx" sagte:

„Diese Auffassung habe ich nie recht ernst nehmen können. Ich habe sie immer für einen schlechten Witz gehalten. Das wäre doch eine Gesetzmäßigkeit, die man, um das Schopenhauersche Bild zu gebrauchen, wie einen Fiaker an jeder beliebigen Stelle halten lassen kann. Entweder die menschliche Gesellschaft ist ein Teil der Natur und wird von Naturgesetzen beherrscht, dann gelten diese Gesetze immer."

Sombart bekennt sich merkwürdigerweise immer noch prinzipiell als Marxist, wie er es schon vor einem Menschenalter getan. Wie er das kann, wenn er „immer" der Meinung war, die Marxsche Auffassung der Gesetzmäßigkeit sei „ein schlechter Witz", den er „nie recht ernst genommen" habe, bleibt Sombarts Geheimnis.

Doch das nur nebenbei. Wichtiger ist es, Klarheit zu gewinnen über die Annahme, daß Naturgesetze „immer gelten", ihre „Geltung den Charakter der Absolutheit trägt".

In Wirklichkeit können auch in der Natur bestimmte Naturgesetze nicht immer, sondern nur dort wirken, wo die Bedingungen dafür gegeben sind. Das zeigt sich schon bei einer

Betrachtung der Aggregatzustände, des festen, flüssigen und des gasförmigen. Für jeden von ihnen bestehen besondere Gesetze, die für die anderen nicht gelten. Es gab unendliche Zeiträume, in denen unser Sonnensystem nur ein glühender Gasball war. Da kamen weder die Gesetze des flüssigen, noch die des festen Zustandes für ihn in Betracht. Erst nachdem bestimmte Bedingungen eingetreten waren, nahmen manche Gase tropfbar flüssige und noch viel später erst feste Form an. Also ist da die „Geltung des Ursache-Wirkungsverhältnisses" jedes dieser Aggregatzustände auch auf „eine bestimmte Periode begrenzt". Andererseits gilt z. B. auch das Gesetz, daß das Wasser bei 100 Grad Celsius siedet, nicht immer, sondern nur unter bestimmten Bedingungen.

Und wie lange dauerte es, bis sich Organismen bilden konnten mit Funktionen des Lebens und des Geistes! Gewiß ist vieles an solchen Funktionen auf mechanische oder chemische Gesetze zurückzuführen, aber diese Gesetze reichen nicht aus, um das Leben und den Geist vollständig zu begreifen. Jede dieser Erscheinungen unterliegt neben den mechanischen und chemischen Gesetzen noch besonderen, „historischen", die auch nicht immer, sondern nur dort gelten, wo Leben oder Geist sich zeigt.

Und das gleiche sehen wir weiter noch innerhalb der Welt der Organismen. Die Gesetze etwa der Fortpflanzung der Säugetiere gelten keineswegs „immer", sondern erst seitdem es Säugetiere gibt. So gibt es auch besondere historische Gesetze der menschlichen Gesellschaft, besondere Gesetze einzelner ihrer Formen, z B. der kapitalistischen.

Was soll an dieser Auffassung ein schlechter Witz sein?

Sombart-Muhs mögen entgegnen, daß das Naturgesetz immer gelte, doch könne es selbstverständlich nur dort in Erscheinung treten, wo die Bedingungen für sein Wirken gegeben sind. Nun, das mag man ganz ruhig auch von den historischen Gesetzen, etwa des Kapitalismus annehmen. Sie gelten immer und überall, wo es Kapitalisten und Lohnarbeiter gibt. Sind solche auf dem Orion zu finden, so gelten jene Gesetze auch dort. Und fanden sich Kapitalisten und Lohnarbeiter bei den Protozoen, so werden auch sie den Gesetzen der kapitalistischen Produktionsweise unterworfen gewesen sein.

In Wirklichkeit gelten fast alle Naturgesetze, die wir kennen, nicht absolut, sondern nur unter bestimmten Voraussetzungen, und selbst bei den wenigen dieser Gesetze, die noch als absolut gelten, etwa der Schwerkraft, ist es nicht ausgemacht, ob sie sich nicht auch noch als relativ entpuppen, als abhängig von bestimmten Bedingungen im Universum.

Gewiß gelten die weit allgemeineren Gesetze der Mechanik und Chemie auch für die Gebiete der Biologie und Psychologie.

Aber sie sind unzureichend, für sich allein deren Erscheinungen zu erklären.

Ebenso gelten die Gesetze der Mechanik, Chemie, Biologie und individuellen Psychologie, alle auch für die menschliche Gesellschaft. Doch reichen sie nicht aus zur Erklärung sozialer Erscheinungen.

Und so kann man endlich auch sagen, daß neben den anderen Naturgesetzen auch die allgemeinen Gesetze, die für jegliche Gesellschaft gelten, nicht imstande sind, eine besondere gesellschaftliche Phase oder historische Periode zu erklären, wenn wir nicht neben diesen Gesetzen auch noch die besonderen Gesetze in Betracht ziehen, die für diese einzelne Periode besonders gelten.

Professor Muhs bemängelt weiter, daß Marx seine historischen Gesetze der Gesellschaft stellenweise für bloße Tendenzen erklärt. Auch das widerspreche dem Begriff eines Naturgesetzes. Da können wir ihm ebenfalls nicht beipflichten. Jedes Gesetz der Natur tritt in Wirklichkeit nur als Tendenz zutage. Denn keines von ihnen wirkt allein auf der Welt. Jede ihrer Erscheinungen wird von verschiedenen Gesetzen beherrscht, die einander mitunter fördern, oft kreuzen, ablenken, hemmen. Jedes Naturgesetz kann daher voll nur dann erkannt werden, wenn man bei seiner Untersuchung alle störenden Momente durch künstliche Veranstaltungen aus dem Wege räumt oder doch in Gedanken, durch Abstraktion, von ihnen absieht. Das gilt selbst für ein so allgemeines Gesetz, wie das der Schwerkraft. Es ist allbekannt, wie die Fallgesetze im lufterfüllten Raume nur als Tendenz zur Geltung kommen, eine Tendenz, die beim Luftballon oder Flugzeug anscheinend in ihr Gegenteil umschlägt.

Ein Unterschied besteht in dieser Beziehung zwischen Natur und Gesellschaft nur insofern, als die gesellschaftlichen Verhältnisse zu den kompliziertesten gehören, so daß in ihren Erscheinungen mehr als in denen der Natur die einzelnen Gesetze nur als Tendenzen wirksam werden. Aber wer daraus schließt, die Gesetze der Gesellschaft besäßen nicht die Kraft und Gültigkeit von Naturgesetzen, handelt wie ein Schuljunge, der aus der Beobachtung eines Luftballons schließt, es gebe keine Schwerkraft.

So viel über den „schlechten Witz" der Marxschen Gesetze bestimmter historischer Phasen. Ich muß gestehen, daß ich diesen Witz als eine der bedeutendsten Großtaten des Marxschen Denkens betrachte. Ich nehme ihn ernster als den ganzen Sombart, womit ich diesen nicht herabsetzen, sondern die Wichtigkeit der Marxschen Theorie hervorheben will. Ich verkenne durchaus nicht, daß Sombart in manchen seiner Werke Bedeutendes geleistet hat.

Das Forschen nach besonderen Naturgesetzen der menschlichen Gesellschaft wird von der Wissenschaft der National-

ökonomie, in der Sombart und Muhs tätig sind, keineswegs abgelehnt. Bloß das Forschen nach den Gesetzen der kapitalistischen Produktion soll mit dem Begriff des Naturgesetzes nicht vereinbar sein.

Das Forschen nach den besonderen Gesetzen jeder historischen Epoche bildet ein wesentliches Charakteristikum der materialistischen Geschichtsauffassung. Diese unterscheidet sich dadurch von den beiden großen Typen gesellschaftlicher Auffassung, die heute die „bürgerliche Wissenschaft" beherrschen. Die eine von ihnen erkennt nur allgemeine Naturgesetze jeder Gesellschaft an, die andere leugnet jede Naturgesetzlichkeit in der Gesellschaft überhaupt.

Wir bezeichnen diese beiden Arten wissenschaftlicher Auffassung deshalb als bürgerliche, weil sie in den Kreisen der bürgerlich gesinnten Intelligenz zu Hause sind. Wir können ihnen gegenüber die materialistische Geschichtsauffassung als proletarische betrachten, weil sie so gut wie ausschließlich in den Kreisen des Proletariats und seiner intellektuellen Vertreter anerkannt wird.

Als rein wissenschaftliche Lehre ist sie zwar keineswegs an das Proletariat gebunden, ebensowenig wie die beiden anderen Gesellschafts- und Geschichtsauffassungen an die besitzenden Klassen. Aber in ihrer Nutzanwendung dient die materialistische Geschichtsauffassung heute proletarischen Interessen, denn die Annahme, daß jede Form der Gesellschaft und der Produktion historisch bedingt sei, ihre Gesetze nur für einen beschränkten Zeitraum gelten, muß sie einer Klasse sympathisch machen, deren Interesse eine Aufhebung dieser Gesellschaftsordnung dringend verlangt. Um so unsympathischer dafür jenen Klassen, die ein Interesse an ihrem Fortbestand haben. Diese Sympathien beweisen natürlich nichts für die Richtigkeit oder Unrichtigkeit der einen oder anderen Auffassung. Wohl aber erklären sie, warum das Forschen nach der historischen Eigenart der einzelnen Gesellschaftsformen und der besonderen Gesetze einer jeden von ihnen, das unseres Erachtens einen der größten Fortschritte der Geschichtswissenschaft bedeutet, bisher in der bürgerlichen Wissenschaft noch so wenig Fuß gefaßt hat.

Die klassische Oekonomie, die in Ricardo gipfelte, suchte nach ewigen Naturgesetzen jedes ökonomischen Tuns. In Wirklichkeit waren es allerdings die besonderen Gesetze der Warenproduktion, die sie für allgemeine ökonomische Naturgesetze hielt. Marx verlachte deshalb in seinem „Kapital" die Auffassung Ricardos, daß schon der Urfischer und die Urjäger Warenproduktion und Austausch nach dem Gesetz des Arbeitswertes getrieben hätten.

Die klassische Oekonomie erreichte ihr Ende, als in England und Frankreich die Ausdehnung des industriellen Kapitals und

der Klassenkämpfe, die es mit sich brachte, das theoretische Interesse an der Erforschung des ökonomischen Gesamtzusammenhanges durch das praktische Interesse teils an Einzelfragen, teils an der Rechtfertigung, teils an der Verbesserung der bestehenden Verhältnisse zurückdrängte. Gleichzeitig wuchs der ökonomische Stoff ungeheuer, brachten auch Rechtsgeschichte und das Studium des Orients nähere Bekanntschaft mit vorkapitalistischen Produktionsweisen.

Unter diesen Umständen starb die klassische Schule dahin, sie verflachte, und neben ihr erstand die historische Schule, die nicht nach dem Allgemeinen suchte, nach ökonomischen Gesetzen, sondern nach dem Besonderen, das sich nicht wiederholt. Dessen Darstellung erklärte sie für die Aufgabe der wissenschaftlichen Oekonomie.

Aber auch diese Schule befriedigte auf die Dauer nicht. Das Bedürfnis, in dem Chaos der ökonomischen Tatsachen das Allgemeine, das Gesetzmäßige zu erfassen, um sich in ihnen zurechtzufinden, brach sich wieder Bahn. Aber um ja nicht dabei in das Marxsche Lager zu gelangen, ging man nicht vorwärts zu dem Erforschen der besonderen Gesetzlichkeit der einzelnen Produktionsweisen, sondern hinter Ricardo zurück. Dessen Forschen nach den ökonomischen Naturgesetzen war in Wirklichkeit ein Forschen nach den Gesetzen bestimmter Formen der Produktion gewesen, der Warenproduktion und auch schon der kapitalistischen Produktion. Die neue ökonomische Schule, die nach ökonomischen Gesetzen forscht, die des Grenznutzens, treibt Psychologie bloß des Warenaustausches, unter Vernachlässigung der Produktion.

Ricardo geht aus von einer Werttheorie, die in engster Beziehung zur Produktion steht. Der Wert einer Ware wird bemessen durch die zu ihrer Erzeugung gesellschaftlich notwendige Arbeit. Aber andererseits wird auch die Produktion bestimmt durch das Steigen oder Fallen des Preises über oder unter diesen Wert.

Die neue ökonomische Theorie, die des Grenznutzens, löst diese Beziehung zur Produktion. Das Ricardosche und auch das Marxsche Wertgesetz ist nur anwendbar auf Produkte, die durch entsprechenden Arbeitsaufwand beliebig vermehrbar sind. Aber man handelt auch mit anderen Produkten, die einzig in ihrer Art sind, Bildern eines Künstlers usw. Ja, man handelt sogar mit Gütern und selbst Eigenschaften eines Menschen, die keine Arbeitsprodukte sind, wie Wissen und Gewissen, Liebe und Treue. Für alle Kaufhandlungen dieser Art soll das neue Wertgesetz nicht indirekt, wie bei Marx und Ricardo, sondern direkt ebenso gelten, wie für den Austausch beliebig vermehrbarer Waren.

Doch die neue Schule geht nicht nur hinter die Produktion, sondern auch hinter den Handel zurück. Nicht um den Wert handelt es sich ihr zunächst, der im Austausch von Gütern in Betracht kommt, sondern um die relative Bedeutung, die der einzelne Mensch den verschiedenen Gütern beimißt, die er besitzt.

Die Grenznutzler haben ihre Robinsonade ebensogut wie die klassische Oekonomie. Aber Ricardo läßt in ihr doch zwei Personen auftreten, die ihre Produkte austauschen. Böhm-Bawerk begnügt sich mit einem einzigen Robinson. Aus dessen Schätzung der Dinge, die ihn umgeben, sollen sich Naturgesetze ergeben, die den Tausch und die auf Tausch beruhenden Produktionsweisen erklären!

An Stelle von Naturgesetzen der Produktion und des Austausches werden uns Naturgesetze der menschlichen Psyche vorgesetzt, Bedürfnisse, Wünsche, Kalkulationen, die auch ohne jegliches produktive Tun möglich sind.

Diese Art von Naturgesetzen der Oekonomie mußte für das Erkennen der Eigenart einer besonderen Produktionsweise noch unfruchtbarer bleiben als die Ricardosche. Die historische Schule daneben hatte uns auch nicht weiter geholfen. Aber die Forscher leben nicht außer der Welt, deren Praxis und deren verschiedene Theorien wirken bewußt oder unbewußt auf jeden von ihnen. Wie es sich bei Ricardo bei seinem Suchen nach Naturgesetzen jeglicher Oekonomie in Wirklichkeit stets um die Gesetze der besonderen Produktionsweise handelte, in der er lebte, so schwebt diese auch den Grenznutzlern stets vor, trotz ihrer allumfassenden Werttheorie. Andererseits bleiben aber auch die Männer der historischen Schule nicht unberührt von den Leistungen der Oekonomen, die nach ökonomischen Gesetzen forschen, und so ist es manchen von ihnen gelungen, uns bedeutende Einsichten zu verschaffen. Ob es ihnen um die Erkenntnis von Gesetzen zu tun ist oder ob sie das Allgemeine in dem Besonderen, das sie untersuchen, zu „Idealtypen" formen, macht da nicht viel aus. Bücher, Sombart, Max Weber sind über die eigentliche historische Schule hinausgegangen und haben Hervorragendes geleistet, namentlich die beiden letzteren.

Aber sie hätten das nicht vermocht ohne Karl Marx.

Sombart hat das ja selbst ausdrücklich anerkannt.

Trotz alles Sträubens ist es immer mehr der Geist von Karl Marx, der die ökonomische Wissenschaft unserer Tage erfüllt und sie zu einer historischen Wissenschaft macht — historisch, weil sie nach dem Besonderen, der historischen Eigenart jeder ökonomischen Stufe sucht. Wissenschaft, weil sie nach dem Allgemeinen forscht, einerseits nach dem, was jede Stufe mit anderen Stufen gemein hat, andererseits innerhalb der Stufe nach den besonderen Gesetzen, von denen ihre eigenartigen Erscheinungen beherrscht werden.

Und während so die Oekonomie immer mehr zur Geschichte wird, gewinnt andererseits in dem, was wir im besonderen Geschichte nennen, die Oekonomie immer mehr Platz, auch hier trotz alles Sträubens der Forscher.

So dürfen wir wohl erwarten, daß einmal auch außerhalb der eigentlichen Marxisten in der bürgerlichen Wissenschaft ein Historiker ersteht, der, wenn auch mit allen möglichen Vorbehalten und in unmarxistischen Formen, doch darauf verzichtet, bloß im Einzelnen, Singulären, das Gebiet der Geschichte zu sehen und auf der anderen Seite doch in den Gesetzen der Geschichte mehr zu suchen, als Gesetze der Biologie, des Wachstums des Gesellschaftskörpers, den man sich ähnlich dem Tierkörper vorstellt, eine Vorstellung, die der in Herbert Spencer gipfelnde Positivismus liebt.

Einstweilen müssen wir allerdings konstatieren, daß selbst in manchen sozialistischen Kreisen der Positivismus nach Art des Spencerschen stärker ist als die materialistische Geschichtsauffassung, wenigstens in den angelsächsischen Ländern. Unter anderem bezeugte mir das erst jüngst eine Nummer des „New Leader“ (3. Dezember 1926), des in London erscheinenden Wochenblattes der „Unabhängigen Arbeiterpartei“ (I. L. P.).

Wir finden dort die Besprechung eines Buches „Moses in Red“, das einen amerikanischen Journalisten, Lincoln Steffens, zum Verfasser hat.

Es heißt in der Besprechung:

„Herr Lincoln Steffens war in Moskau, wo er viele Unterredungen mit Lenin gehabt zu haben scheint.“

„Er erklärt das damit, daß Lenin bereit war und danach verlangte, ihn zu sehen, weil er direkt von der mexikanischen Revolution kam, und Lenin und die bolschewistischen Führer wollten darüber klar werden, ob die mexikanische Revolution sich nach marxistischen Grundsätzen vollzog (was according to Marx).“

„In Rußland befestigte sich bei Steffens die Anschauung, die er schon vorher hatte, die er aber auf jeden Fall in dieser Atmosphäre gewonnen hätte, daß große Reformbewegungen und Revolutionen alle eine ziemlich übereinstimmende psychische Geschichte haben.“

Dies belegt der Rezensent durch folgendes Zitat aus dem Buch (das mir nicht zur Hand ist):

„Eine Revolution ist eine Naturerscheinung, ebenso natürlich und begreiflich, wie eine Ueberschwemmung, ein Feuer, ein Krieg, eine finanzielle Depression, eine Seuche oder eine Warze auf der Nase. Sie hat ihre Ursachen und ihre Naturgeschichte. Und sie sollte daher vermeidbar sein, nur nicht durch Gebete oder Gewalt . . . . Ich behaupte mit voller Entschiedenheit, daß der Lauf der mexikanischen und der russischen Revolution ebenso übereinstimmten, wie die Bahnen zweier Sterne. Ist diese Behauptung richtig, dann bildet sie die Grundlage für eine Wissenschaft der Revolutionen. Sie bedeutet, daß Revolutionen irgendeinem Naturgesetz (ökonomisch-psychologisch-sozialer Art) unterliegen, das bewirkt, daß sie alle

übereinstimmend und daher begreiflich sind, vielleicht auch lenkbar, wenn nicht vermeidbar."

Dazu bemerkt der Rezensent in New Leader:

„Das war, selbstverständlich, Lenins Ansicht ebenfalls. Es ist wohl bekannt, daß er und Trotzki aufs intensivste Geschichte studierten, voll Durst nach allem, was Licht auf die Naturkräfte werfen würde, die sie zu leiten hatten."

Wie immer man über Lenin und Trotzki denken mag, ihr Streben nach Marxismus ist unbestreitbar. Es fiel ihnen daher auch gar nicht ein, in einer Revolution eine Naturerscheinung zu sehen, deren Lauf ebenso feststehe, wie eine Planetenbahn, wann, wo, unter welchen Umständen immer sie vor sich gehen mag.

Als ich mein Buch „Terrorismus und Kommunismus" einen „Beitrag zur Naturgeschichte der Revolution" nannte, rügte das Trotzki sogar, obwohl er aus dem Inhalt des Buches sehen konnte, daß die Bezeichnung mit einem Körnchen Salz zu verstehen war und ich nicht nach Naturgesetzen der Revolution forschte, sondern drei Revolutionen, die von 1789, die der Pariser Kommune und die bolschewistische miteinander verglich, um nicht nur das Allgemeine, sondern auch das Besondere, die historische Eigenart einer jeden von ihnen festzustellen.

Das ist die besondere Methode des Marxismus, wenn man will, die Synthese der beiden gegensätzlichen Geschichtsauffassungen, von denen die eine nur das Besondere, die andere nur das Allgemeine sucht. Mit Hilfe dieser Synthese erst bekommen wir die Möglichkeit, aus der Geschichte der Vergangenheit Erkenntnisse zu schöpfen, die unser gesellschaftliches Tun in der Gegenwart zuverlässig leiten.

Neuntes Kapitel.

Die Scheidung des Besonderen vom Allgemeinen.

In Wirklichkeit ist die Erforschung des Besonderen von der des Allgemeinen nicht zu trennen, und umgekehrt. Wie kann ich an einer Erscheinung das herausfinden, was an ihr Besonderes ist, in anderen nicht wieder auftritt, wenn ich sie nicht mit anderen, ähnlichen Erscheinungen vergleiche und alles aus ihr entferne, was sie mit ihnen gemein hat? Erst, wenn ich das Allgemeine in ihr festgestellt habe, vermag ich herauszufinden, was ihre Eigenart ausmacht. Und umgekehrt. Ich kann zur Erkenntnis des Allgemeinen nicht anders kommen, als durch Vergleichung vieler Einzelfälle und durch Aussonderung alles dessen in ihnen, was jeden besonders kennzeichnet.

So verfahren allerdings die Historiker in der Regel nicht. Sie finden ihren Stoff schon zubereitet in den Quellen, und alles was dort als Außerordentliches berichtet wird, gilt ihnen un-

besehen als Einzelnes, Singuläres. Und doch, wie viel Allgemeines findet sich in jeder einzelnen Persönlichkeit, jedem einzelnen Ereignis der Geschichte!

Nehmen wir etwa Cäsar. Er steht einzig da, seine Persönlichkeit und sein Tun wird sich nie wiederholen. Aber findet sich darin nichts Allgemeines? Cäsar war Römer, Mitglied eines Gemeinwesens, das sich die ganze Kulturwelt um das Mittelmeer herum und weit darüber hinaus unterworfen hatte, um sie auszubeuten. Die Macht, die Rom gewonnen hatte, erklärt in hohem Maße Cäsars Macht. Aber Cäsar war nicht nur Römer, er gehörte zur Aristokratie Roms, die über dessen Mittel der Macht und Ausbeutung verfügte. Allerdings, dank der Demokratie, nicht ohne diese Verfügung vom römischen Volk zu erkaufen. Auch das erklärt vieles in Cäsars Politik. Innerhalb des römischen Adels selbst aber gehörte Cäsar zu jenen Elementen, die sich durch zügelloses Genußleben finanziell ruiniert hatten, wie das bei einer ausbeutenden Klasse so leicht vorkommt, die über ungemessene Genußmittel verfügt. Cäsar gehörte zu dem verschuldeten Teil des Adels, der alles aufbieten mußte, um die Macht im Staate zu gewinnen, damit dieser seine Schulden bezahle. Auch das war etwas Allgemeines, was Cäsars besonderes Tun begreiflich macht.

Um die Macht im Staate zu gewinnen, brauchte man aber wieder Geld, Geld, um die beiden Faktoren zu kaufen, die zu Cäsars Zeit im Römischen Reich politische Macht verliehen: das Volk von Rom und eine Söldnerarmee. Diesen Zustand hatte Cäsar nicht geschaffen. Er fand ihn vor. Es blieb ihm nur übrig, ihn zu benutzen. So wurde er in die sonderbare Lage gedrängt, daß er um so mehr Veranlassung hatte, Geld auszugeben, je mehr Geld er brauchte, je größer seine Schuldenlast war. Das war jedoch nicht seine besondere Lage, sondern die des größten Teils der römischen Aristokratie überhaupt, und ebenso allgemein war das Mittel, das in dieser Zwickmühle angewendet wurde: Plünderung der Untertanen und der neuen Unterworfenen.

Sueton berichtet in seinen „Lebensbeschreibungen der Kaiser" über Cäsar (Kap. LIV):

„Von Habgier hielt er sich bei seiner Amtsführung weder in Rom noch in den Provinzen fern. Von verschiedenen wird berichtet, er habe in Spanien als Proconsul von den Bundesgenossen Geld erpreßt[1]), um das er bettelte, um Schulden zu zahlen."

„In Lusitanien plünderte er einige Städte, als wäre er ein Feind, obwohl sie seinen Befehlen nachkamen und bei seiner Ankunft die Tore öffneten. In Gallien plünderte er Heiligtümer und Tempel: Städte zerstörte er häufiger, um Beute zu machen, als um sie wegen eines Vergehens

[1]) Pecunias accepit, wörtlich eigentlich „Geld angenommen". Aber das war damals der technische Ausdruck für ungesetzliche Gelderpressung. K.

zu bestrafen. Daher gewann er so viel Gold, daß er das Pfund um 3000 Sesterzen in Italien und den Provinzen ausbot[1])."

„Während seines ersten Konsulats stahl er aus dem Kapitol 3000 Pfund Gold und ersetzt es durch vergoldetes Kupfer. Bündnisse und Königreiche verkaufte er um Geld. Dem Ptolomäus allein nahm er in seinem und des Pompejus Namen fast 6000 Talente ab. Später bestritt er die Lasten der Bürgerkriege wie der Triumphe und Festlichkeiten durch ganz offenbare Räubereien und Tempelplünderungen[2])."

Das alles war jedoch nicht etwas Vereinzeltes, Singuläres, das sich nicht wiederholt, es war der allgemeine Usus der Herren Roms.

Und ebenso allgemein war die Erscheinung, die Cäsar schließlich zum Alleinherrscher machte: Von den beiden Faktoren, durch die man zu seiner Zeit in Rom zur Macht gelangen konnte, der Demokratie und der Söldnerarmee, wurde die letztere immer stärker, die Demokratie ihr gegenüber immer kraftloser, so daß der General mit der stärksten und erfolgreichsten Armee schließlich über den Staat gebot.

Was Cäsar in diesen allgemeinen Zuständen besonders emporhob und zu einer singulären Erscheinung machte, war die Tatsache, daß er in der politischen Intrige ebenso wie in der Feldschlacht erfolgreicher war, als seine Konkurrenten, die er alle überwand.

Nun, einer mußte als der stärkste übrigbleiben.

Daß gerade Cäsar es war, ist gewiß singulär, nicht aus allgemeinen Verhältnissen zu erklären. Nach den historischen Hilfsmitteln, die uns zu Gebote stehen, müssen wir wohl diesen Umstand als einen zufälligen ansehen, der sich auf keinerlei Gesetzlichkeit zurückführen läßt. Aber ist gerade das an dem Prozeß des Untergangs der römischen Demokratie das historisch wichtigste?

Wir sehen, wie wenig das wirklich Singuläre in der Geschichte und für die Geschichtschreibung bedeutet. Es kann nur jenen Historikern bedeutend erscheinen, die in jeder einzelnen Erscheinung, von der die Quellen berichten, unbesehen alles von vornherein als singulär auffassen, ohne zu untersuchen, wieviel davon von einer mehr oder weniger ausgedehnten Allgemeinheit ist.

Dabei stoßen ihnen doch auf Schritt und Tritt Uebereinstimmungen einer bestimmten historischen Erscheinung mit anderen späteren oder früheren Erscheinungen auf. Hier werden zwar keine Gesetzmäßigkeiten untersucht, jedoch Parallelen gefolgert,

---

1) Das Pfund Gold wurde in der Regel gleich 4000 Sesterzen geschätzt. Die Goldzufuhr, die Cäsars gallische Plünderungen bewirkten, war also so enorm, daß sie den Goldpreis (in Silber gemessen) um ein Viertel herabsetzte. K.

2) Die Tempel spielten im Altertum die Rolle von Depositenbanken. K.

Analogien gezeigt, Schlüsse gezogen. Das auf diese Weise festgestellte Allgemeine hat jedoch den Nachteil, daß man dabei davon absieht, die historische Eigenart jedes der in einigen Punkten übereinstimmenden Phänomene in Betracht zu ziehen. Man sieht einmal nur das Allgemeine, dann nur das Besondere. Das volle Verständnis einer historischen Erscheinung erreicht man jedoch nur, wenn man beides in ihr in Betracht zieht.

Ein Historiker, der sich eben über die Begehrlichkeit des modernen Proletariers geärgert hat, findet das gleiche Laster beim griechischen oder römischen Proletariat und glaubt damit ein historisches Naturgesetz zu finden.

In der Tat ist nicht zu leugnen, daß Begehrlichkeit überall dort auftritt, wo Arme neben Reichen wohnen, deren Ueberfluß ihrem Mangel so leicht abhelfen könnte. Andererseits findet man Begehrlichkeit auch dort, wo ein Ausbeuter vermeint, durch vermehrte Arbeit der von ihm Ausgebeuteten sein Einkommen und damit seine Genüsse zu vermehren.

Wie sehr auch die Begehrlichkeit des antiken Proletariats der des heutigen g.eichen mochte, so kommt man doch zu ganz falschen Schlüssen, wenn man neben dieser Uebereinstimmung nicht auch sieht, wie sehr sich das moderne vom antiken Proletariat unterscheidet und wie verschieden die Lebensbedingungen hier wie dort sind. Diese Verschiedenheit bewirkt, daß die gleiche Begehrlichkeit der Besitzlosen heute ganz andere historische Wirkungen zeitigt als vor zwei Jahrtausenden.

Die bisherige Geschichtsschreibung, die nur das einzelne betrachten will, geht nirgends systematisch darauf aus, es vom Allgemeinen zu scheiden. Was ihr die Quellen als einzelnes präsentieren, wird als solches hingenommen. Wo aber die Fülle des Stoffes das Allgemeine so auffallend macht, daß es nicht übersehen werden kann, wird dabei wieder versäumt, die besondere historische Eigenart der einzelnen Fälle in Betracht zu ziehen, so daß die Feststellung des Allgemeinen oft recht irreführend wirkt.

Erst die materialistische Geschichtsauffassung geht systematisch bei ihren historischen Arbeiten darauf aus, in jeder untersuchten geschichtlichen Erscheinung das Einzelne vom Allgemeinen zu sondern. Dabei bleibt ein Rest, in dem mit den gegebenen historischen Hilfsmitteln nichts Allgemeines mehr zu erkennen ist. Ihn muß man einstweilen noch als zufällig betrachten, er wird jedoch gegenüber dem Gesamtprozeß meist belanglos sein.

Von den Allgemeinheiten, die man feststellt, werden wieder einige für jegliche Form der Gesellschaft gelten. Die Gesetze, die man aus ihnen ableitet, kann man als Naturgesetze der gesamten Gesellschaft betrachten. Gerade, weil sie so sehr allgemein sind, werden sie uns vielfach als bloße Gemeinplätze erscheinen.

Die meisten Allgemeinheiten, die an historischen Erscheinungen zutage treten, werden ihrerseits gegenüber jenen allgemeinsten Allgemeinheiten etwas Singuläres an sich haben, daß heißt, nur für bestimmte Formen oder Stufen der Gesellschaft gelten.

Auf die Erforschung dieser besonderen Gesetzlichkeiten innerhalb jeder historischen Phase legt die materialistische Geschichtsauffassung das höchste Gewicht. Das kennzeichnet sie ausnehmend und dadurch erscheint sie uns im höchsten Grade fruchtbar, nicht bloß für die Geschichtsschreibung der Vergangenheit, sondern auch für die praktische Politik der Gegenwart.

Diese besonderen Gesetzlichkeiten jeder historischen Stufe werden für den Verlauf der Geschichte und damit auch für ihr Verständnis viel wichtiger, nicht nur als das zufällige Singuläre, sondern auch als die allen historischen Phasen gemeinsamen Gesetze der Gesellschaft. Ohne sie ist die Geschichte einer besonderen Epoche nicht zu verstehen. Man versteht diese um so besser, je klarer man ihre besonderen Gesetze erkannt hat.

Die Eigenart einer historischen Epoche ist jedoch nicht zu begreifen, ohne dasjenige, was sie mit anderen Epochen gemein hat. Können wir eine einzelne historische Erscheinung einer Zeit, etwa eine Person oder ein Vorkommnis nicht begreifen ohne die allgemeinen Gesetze jener historischen Periode, so können wir wieder die einzelne Periode nicht begreifen, ohne zu wissen, welche Gesetze sie mit anderen Perioden gemein hat.

So kann der materialistische Historiker sich nicht auf die Einzelforschung beschränken, er muß dabei stets den historischen Gesamtprozeß, ja sogar die Urgeschichte vor Augen haben.

Zu diesem Schlusse kann man auch von einem anderen Ausgangspunkte aus kommen. Die Faktoren, die den besonderen Charakter einer Zeit bestimmen, kann man in zwei Gruppen teilen. Die einen sind die aktiven, die anderen die passiven Faktoren des Geschichtsverlaufs. Die einen bilden seine Triebkräfte, die anderen sind der träge Stoff, der durch sie zu bewegen und zu formen ist. Ihre Rollen entsprechen denen der Anpassung und Vererbung in der Biologie.

Neue Formen werden gebildet durch neue ökonomische Verhältnisse und neue aus ihnen erstehende Bedürfnisse und Fähigkeiten, die nach neuen Gestaltungen ringen. Diese Formen können aber nicht aus Nichts geschaffen werden, sie müssen anknüpfen an die Formen, die sie vorfinden und die den neuen Anforderungen durch die neuen Kräfte angepaßt werden.

Das Neue in einer bestimmten Zeit kann nur aus den neuen ökonomischen Gesetzen erklärt werden, die den ihr eigentümlichen neuen ökonomischen Prozeß beherrschen. Das Alte dagegen ist ein Produkt der Vergangenheit, und zwar nicht bloß der

letzten Jahre oder Jahrhunderte, sondern der gesamten Geschichte der Menschheit, an der kein Zeitalter spurlos vorübergegangen ist. Jedes hinterließ den nachfolgenden Geschlechtern sein Erbe.

Um ein Zeitalter zu begreifen, muß ich nicht bloß seine neue Produktionsweise kennen, sondern ebenso die Geschichte der Vorzeit, aus der es hervorging.

Wie für die geschichtliche Forschung gilt das auch für die praktische Politik, die ich um so erfolgreicher betreiben werde, je besser ich nicht nur die ökonomischen Gesetze der Gegenwart kenne, sondern auch die gesamte Geschichte, deren Ergebnis die Gegenwart bildet, Geschichte der Wirtschaft, der Verfassung, der äußeren Politik usw. Um so besser werde ich die Eigenart des Volkes verstehen, in dem ich wirke und die besonderen Formen, die das Neue, das notwendig wird, bei ihm anzunehmen hat. Um so mehr werde ich mich hüten vor einer Schablonenhaftigkeit, die glaubt, aller Welt eine besondere Form des Neuen aufdrängen zu können, die aus besonderen Bedingungen eines einzelnen Landes, mitunter unter ganz abnormen Verhältnissen entsprang.

Die praktische Politik, betrieben auf Grund der materialistischen Geschichtsauffassung, erhebt sich über systemloses Fortwursteln von Fall zu Fall, das einer Anschauung entspricht, die in der Geschichte nichts als eine Aneinanderreihung zufälliger Einzelheiten sieht, die nichts Allgemeines verbindet. Sie lehnt aber dabei auch jene Schablonenhaftigkeit ab, die in der Geschichte nur nach allgemeinsten Gesetzen sucht und nicht das Besondere im Allgemeinen zu erkennen vermag.

Solange die Geschichte nichts war als ein moralisierendes Bilderbuch oder eine Sammlung von Vorbildern, nachzuahmenden und abschreckenden, für Staatsmänner, konnte nicht viel aus ihr gelernt werden.

Die materialistische Geschichtsauffassung bietet die Möglichkeit, aus ihr zu lernen. Und sie macht gleichzeitig ihr Studium zu einer Notwendigkeit. Denn ohne sie vermögen wir die Gegenwart nicht völlig zu begreifen und nicht ganz die Aufgaben zu erkennen, die sie uns stellt.

Zehntes Kapitel.

Die Persönlichkeit in der Geschichte.

Mit der Auffassung, daß das einzelne das Gebiet der Geschichte sei, hängt eine andere zusammen, die annimmt, einzelne hervorragende Persönlichkeiten bildeten die Triebkraft der Geschichte. Sie bewegten sie und bestimmten ihre jeweilige Richtung.

Diese beiden Auffassungen sind nicht identisch. Die eine betrifft die Art, wie Geschichte erforscht und dargestellt werden soll, die andere die Art, wie Geschichte tatsächlich gemacht wird. Aber die beiden Auffassungen hängen zusammen, denn je mehr ich in Einzelpersonen das bestimmende Moment der Geschichte sehe, desto mehr wird mir diese als eine Aufeinanderfolge einzelner, zufälliger Vorkommnisse erscheinen. Und andererseits, je mehr ich meinen Blick auf solche Vorkommnisse beschränke, desto bestimmender muß mir der Einfluß einzelner Persönlichkeiten auf die Geschichte erscheinen.

Natürlich handelt es sich nicht um die Frage, ob Menschen die Geschichte machen oder nicht. Das ist selbstverständlich, das hat niemand geleugnet. Marx bemerkt gleich am Anfang seines „Achtzehnten Brumaire“: „Die Menschen machen ihre eigene Geschichte“, allerdings fügt er hinzu: „aber sie machen sie nicht aus freien Stücken, nicht unter selbstgewählten, sondern unter unmittelbar vorgefundenen, gegebenen und überlieferten Umständen“.

Merkwürdigerweise gibt es immer noch Leute, die meinen, Marx hätte gelehrt, daß sich die historische Entwicklung von selbst ohne jegliches Zutun von Menschen vollzieht. Sogar unter Sozialisten ist diese erstaunliche Auffassung des Marxismus nichts Seltenes. Im oben schon zitierten „New Leader“ von London (10. Dezember 1926) finden wir einen Artikel von J. Strachey, betitelt: „Marxismus eine Wissenschaft oder eine Religion“, der an ein Buch des amerikanischen Leninverehrers Max Eastman anknüpft, betitelt: „Marx, Lenin and the Science of Revolution.“ Strachey begrüßt das Buch mit großem Enthusiasmus und erklärt, ihm folgend, über die Marxsche Philosophie, sie sei keine philosophische Methode, die uns zeige, wie die Welt zu ändern.

„Im Gegenteil, sie ist die Bibel einer neuen Religion, die uns ‚offenbart‘, daß sich die Welt in einer ganz mystischen und unerklärten Weise rasch und sicher von selbst in die sozialistische Utopie verändert, ohne daß wir uns zu bemühen brauchen (without any trouble to us).“

So kommt Strachey in dem Organ der Unabhängigen Arbeiterpartei Englands zu dem Ergebnis, Eastman habe deutlich gezeigt:

„wie dieser fundamentale Mangel im Marxismus die revolutionäre Bewegung seit jeher bis heute irregeführt, gelähmt und verzerrt hat . . . . Lenin war der erste Revolutionär, der sich in der Praxis, wenn auch nicht in der Theorie, von dem entnervenden Glauben befreite, die Ereignisse würden ihn von selbst nach Utopien bringen, ohne daß es eines tätigen Eingreifens von seiner Seite bedürfte.“

Wir werden dann weiter belehrt, daß dies der Punkt sei, wo Bolschewiki und Menschewiki auseinandergingen. Diese blieben die getreuen Schüler des ganzen Marxismus, lehnten deshalb jede Aktion ab und wurden „im Momente der Krisis daher die hartnäckigsten aller Reaktionäre“.

Sie sollen es geworden sein aus orthodoxem Marxismus. In dieser Weise wird die Marxsche Lehre in einem der bedeutendsten Organe des englischen Sozialismus der angelsächsischen Welt vorgeführt.

In der Tat, bei Sozialisten vom Schlage Strachey kann man auch ausrufen: Bewahre mich vor meinen Freunden!

Marx hat den hier als seine Lehre vorgebrachten Unsinn natürlich nie gelehrt. Es ist absurd, die Lehre vom Klassenkampf als eine Lehre der Tatlosigkeit hinzustellen.

Die Frage, um die es sich handelt, ist nicht die, ob der historische Prozeß durch Menschen bewirkt wird oder durch irgendwelche andere Faktoren, die ganz mystischer Natur sein müssen, sondern es fragt sich, ob der historische Prozeß das Ergebnis des Tuns aller Menschen ist, in deren Beisein er vor sich geht, oder ob die Masse der Menschen eine träge Materie ist, die des Anstoßes einzelner hervorragender Individuen bedarf, die sie in Bewegung setzen und ihr die Richtung weisen, der sie zu folgen hat. Es fragt sich also, ob die Masse bloß träger Stoff ist, die überragende Persönlichkeit die bewegende Kraft in der Geschichte.

Unter solchen hervorragenden Persönlichkeiten muß man nicht notwendigerweise bloß kolossale Genies verstehen. Auch Mittelmäßigkeiten, ja Untermittelmäßigkeiten, Kinder und Idioten können zu historischen Persönlichkeiten werden, wenn ihnen eine große Macht zufällt, die sie über die Masse erhebt, etwa durch ein Erbrecht, das oft die sonderbarsten Launen hat.

Die Ansicht, daß überragende Persönlichkeiten, deren Auftreten als ein Zufall erscheint, nach ihrem Belieben die Geschichte machen, finden die Geschichtsschreiber vor in ihren Quellen. Wir haben gesehen, daß der Ausgangspunkt der Geschichte, das Heldenlied, die Geschicke der Völker von einzelnen Heroen abhängig macht, die als Halbgötter erscheinen und mit den Göttern auf vertrautem Fuße stehen.

Solange diese Lieder mündlich überliefert wurden, konnte jeder an ihrer Abfassung und Verbreitung teilnehmen, der rhythmisches Gefühl und ein gutes Gedächtnis hatte. Insofern war diese primitivste Form der Geschichtsdarstellung demokratischer Natur. Doch im Unterschiede zur Lyrik, die jeder nach Belieben in seinen Mußestunden betreiben konnte, erforderte doch, bei zunehmender Menge der Heldenlieder, deren Kenntnis ein besonderes Wissen, das eine besondere Berufstätigkeit voraussetzte. Die Sänger lebten von ihrer Sangestätigkeit und erlangten die dazu nötigen Unterstützungen am ehesten an den Höfen der großen Ausbeuter.

Das ästhetische Interesse am Außergewöhnlichen, an den Taten hervorragender Menschen, Krieger, Prinzen, Riesen, äußert sich bereits in den aus der Volksmasse hervorgehenden Märchen, die doch ganz demokratischen Ursprungs sind. Bei den Helden-

liedern gesellt sich dazu das Interesse der Sänger, die Familien der Großen zu preisen, von deren Gastfreundschaft sie lebten.

Diese Hervorhebung der Aristokraten und Monarchen in der Geschichtsdarstellung wurde noch gefördert, als mit dem Aufkommen der Schrift zu dem Heldenlied die Geschichtsschreibung trat. Die Massen bleiben lange des Schreibens unkundig, bis heute sind sie geschickter darin, sich mündlich als schriftlich auszudrücken. Die Geschichtsschreibung blieb ein Privilegium der Ausbeuter und der Intellektuellen, die bis zum Erstehen der modernen Demokratie auch entweder selbst Ausbeuter waren, wie die Kirchenleute, oder Bedienstete und Parasiten der Ausbeuter.

Da wurde die ganze Geschichte zu nichts anderem als einer Darstellung der Taten der Aristokraten und Monarchen. Die Masse spielte dabei nur eine passive Rolle.

Je stärker in einem Lande heute noch bei seinen Intellektuellen die Traditionen des Denkens des Feudalismus und Absolutismus sind, desto verbreiteter in seiner Geschichtsschreibung die Ansicht, die hervorragenden Menschen machten die Geschichte. Diese Anschauung erfüllt heute noch mehr die Historiker Deutschlands als die Frankreichs und Englands.

Aber freilich, auch das stärkste demokratische Empfinden befreit den Historiker nicht von der Notwendigkeit, die Geschichte als eine Geschichte hervorragender Individualitäten zu schreiben. Selbst wir Marxisten können uns ihr nicht entziehen. Ich stand bereits ganz auf dem Boden der materialistischen Geschichtsauffassung, als ich mein Buch über Thomas More (1888) schrieb, also über eine einzelne Persönlichkeit. In meinen „Vorläufern des neueren Sozialismus" (1894) mußte ich auch von einzelnen bedeutenden Sozialisten sprechen, etwa Dolcino, Thomas Münzer, Johann von Leyden. In meiner Darstellung der Entstehung des Weltkriegs galt meine Aufmerksamkeit vor allem dem Anteil, den Wilhelm II. daran hatte.

Mehrings erstes und bedeutendstes Buch, das er vom Standpunkte der materialistischen Geschichtsauffassung aus schrieb, „Die Lessinglegende", (Stuttgart, 1893) galt vor allem zwei Persönlichkeiten: Lessing und Friedrich II. von Preußen.

Also auch die demokratischen und materialistischen Historiker können in der Geschichte an den hervorragenden Persönlichkeiten nicht vorbei gehen. Wie wird das vereinbar mit unserer Geschichtsauffassung?

Wenn wir die einzelnen gesellschaftlichen Gebilde betrachten, die innerhalb des Gesamtgebiets der Gesellschaft auftreten, so finden wir, daß an der Spitze eines jeden derselben eine Persönlichkeit tätig ist, teils auf Grund einer gesellschaftlichen Einrichtung, einer Wahl oder Ernennung oder durch bloßes Prestige („Charisma"), die ihre Schicksale entscheidend beeinflußt.

Das Schicksal der Familie hängt von dem Charakter des Familienvaters ab, ob er ein Trunkenbold ist oder nüchtern, ob klug oder ein Dummkopf, träge oder rührig, gutmütig oder bösartig usw. Es hängt also von einem Charakter ab, der als reines Zufallsprodukt erscheint.

Das gleiche gilt von allen Kreisen in der Gesellschaft bis zu dem größten, dem Staat. Auch dessen Schicksal wird von den Personen bestimmt, denen seine Leitung zufällt. Das gilt am meisten in der absoluten Monarchie. Aber auch in der demokratischen Republik ist es von größter Wichtigkeit, in welchen Händen ihre Regierung ist.

Das ist jedoch nur die eine Seite der Sache. Auf der anderen Seite finden wir, daß es keinen besonderen Kreis in der Gesellschaft gibt, der nicht in einen noch größeren Zusammenhang — sei es räumlichen oder zeitlichen — zu stellen wäre. Je ausgedehnter dieser Zusammenhang, desto mehr verliert das Persönliche, Zufällige an Bedeutung und desto mehr wird es zurückgedrängt durch das Allgemeine, Gesetzmäßige.

Für die Lebenshaltung der einzelnen Familie wird die Persönlichkeit des Hausvaters von größter Wichtigkeit. Für die Lebenshaltung etwa der Gesamtheit der Arbeiterfamilien einer Großstadt kommt dagegen der einzelne Hausvater gar nicht in Betracht. Sie wird von ganz anderen Faktoren bestimmt, die nicht zufälliger Natur sind, in denen man bestimmte Gesetze feststellen kann.

Dasselbe, wie für die einzelne Familie, gilt aber auch für den Staat, wie groß und mächtig er sein mag. So gewaltig auch die Militärmacht des kaiserlichen Deutschlands war, so ungeheuer das Unheil, das der durch Wilhelms Politik entfesselte Weltkrieg nicht nur über Deutschland, sondern über Europa und weit darüber hinaus verhängte, so wird die Person Wilhelms II. doch bedeutungslos, wenn wir sie etwa in den Gesamtzusammenhang der Entwicklung der Welt durch den industriellen Kapitalismus stellen. Die durch diesen hervorgerufenen Tendenzen nach moderner Demokratie, nach ökonomischem Erstarken des Kapitals, nach politischem des Proletariats sowie nach kolonialer Ausbreitung, die wir oben beleuchtet, wurden nicht durch Wilhelm hervorgerufen und konnten durch ihn auch nicht gehemmt werden. Sie vollziehen sich in der ganzen Welt in gleicher Weise und für sie ist es ganz gleichgültig, ob Wilhelm II. lebte und wirkte oder nicht.

Ob wir also bei einer historischen Untersuchung eine Persönlichkeit in Betracht ziehen und ihr Tun verfolgen, hängt ganz von dem Umfang des Gebiets ab, auf das sich die Untersuchung erstreckt. Je enger dieses Gebiet, desto wichtiger erscheinen die einzelnen Persönlichkeiten, die in ihm agieren.

Am wenigsten können wir bei den praktischen Kämpfen der Gegenwart von einzelnen Persönlichkeiten absehen. Ihre Eigen-

art und ihre Kraft wird von größter Bedeutung für unser augenblickliches Wohl und Wehe, mögen es nun Lenin und Trotzki sein, Poincaré und Briand, Ludendorff und Mussolini, Stresemann und Geßler usw. Wir mögen noch so sehr davon überzeugt sein, daß keine dieser Persönlichkeiten etwas bedeutet, wenn man sie in den historischen Gesamtzusammenhang von Jahrhunderten stellt; daß jeder von ihnen nur eine Episode bildet, die an dem Gesamtergebnis des historischen Prozesses nichts ändert: das ist eine schale Philosophie für diejenigen, die an den Kämpfen der Gegenwart teilnehmen, denen das Wohl der Lebenden am Herzen liegt.

Die zuverlässigsten Quellen zur Geschichte einer Zeit sind von Zeitgenossen verfaßt oder doch von solchen, die noch von Zeitgenossen der betreffenden Periode unterrichtet wurden. So sind die Quellen nicht von historischem, sondern von aktuellem Interesse aus geschrieben und können gar nicht umhin, aus dem historischen Prozeß das Tun einzelner Individuen hervorzuheben, die für die Gestaltung der Gegenwart besonders wichtig wurden.

Aufgabe des Historikers aber ist es, nicht einfach eine Sammlung von Gegenwartsbildern zu geben, die aus der Vergangenheit überliefert wurden, sondern diese Bilder einer begrenzten Gegenwart in einen größeren Gesamtzusammenhang zu versetzen. Je mehr ihm das gelingt, je weiter sein historischer Horizont, desto weniger wichtig für den Verlauf des geschichtlichen Prozesses werden ihm die hervorragenden Personen der Geschichte werden. Er wird auch dann von der Darstellung des Tuns und Treibens solcher Personen nicht absehen können. Aber als wichtig an ihnen wird nicht mehr das erscheinen, worin sie sich von ihrer Umgebung unterscheiden, sondern das, was sie mit ihr gemein haben. Ihr Tun wird historisch um so wirksamer befunden werden, je mehr es allgemeinen Tendenzen der Zeit entspricht, nicht den singulären Tendenzen eines Sonderlings.

Doch auch bei der Betrachtung der Gegenwart dürfen wir uns nicht ausschließlich auf die leitenden Personen eines gesellschaftlichen Gebildes beschränken, sondern müssen alle seine Glieder in Betracht ziehen. Um das klar zu machen, wollen wir nochmals zu dem Beispiel von der Familie zurückkehren.

Wir haben gesehen, daß das Schicksal der Familie von der Persönlichkeit ihres nach außen hin hervorragendsten Mitglieder abhängt (meist des Familienvaters, in der Mutterfamilie der Familienmutter). Aber doch nicht von ihm allein. Der Hausvater mag noch so tüchtig sein, die Familie wird nicht gedeihen, wenn die Mutter nichts taugt. Andererseits kann eine tüchtige Hausfrau manchen Fehler des Mannes gut machen. Doch auch die Persönlichkeiten der Kinder sind nicht ohne Belang für das Schicksal der Familie. Ein einziges mißratenes Kind kann sie in tiefste Trauer versetzen, ein besonders leistungsfähiges ihr Glück und Ansehen bringen.

Also nicht von einer einzelnen Persönlichkeit, sondern von der Gesamtheit aller ihrer Mitglieder hängt das Schicksal des kleinen Kreises der Familie ab. Und dasselbe gilt für jeden anderen Kreis von Menschen auch, bis zum ausgedehntesten, dem des Staates, selbst dort, wo anscheinend der Landesfürst absolut regiert und jeder im Staate sein Knecht ist. Der Monarch mag sich dünken, Alleinherrscher zu sein! Aber wie viele herrschen mit ihm! Welche Rolle spielten nicht in der Politik des persischen Großkönigs die Damen seines Harems, seine Mutter, sowie die eine oder andere seiner Lieblingsfrauen! Es ist unmöglich, die Geschichte des 18. Jahrhunderts in Europa zu schreiben, ohne die Maitressen der verschiedenen Landesväter in Betracht zu ziehen, die deren Politik oft sehr entscheidend beeinflußten, auf jeden Fall auf die Gestaltung des staatlichen Abgabenbudgets sehr bestimmend einwirkten.

Und neben ihnen kam in Betracht die übrige Umgebung des Herrschers, seine Kammerdiener und sonstigen Lakaien, Höflinge, Generale, Oberpriester und Minister. Was er von der Welt weiß, erfährt er durch sie. Was sie ihm nicht sagen, davon weiß er nichts. Von ihnen hängt sein Weltbild ab und damit die Entschlüsse, die er faßt.

Bei der Zusammensetzung dieser Umgebung kommen bereits nicht mehr einzelne Personen, sondern weitere Kreise in Betracht, etwa die Generalität oder die höhere Priesterschaft, bei denen schon das Gesetz der großen Zahlen in Geltung kommt. Mag jeder einzelne von ihnen eine noch so ausgeprägte und eigenartige Persönlichkeit sein, in ihrer Gesamtheit äußert sich schon etwas Allgemeines, ein bestimmter Korpsgeist des Militärs, der Kirche, des Adels, der Bureaukratie. Allerdings sind diese Kreise noch klein, einzelne ihrer Mitglieder kommen dem Herrscher näher, als andere. Die einzelne Persönlichkeit spielt da bei der Beeinflussung des Monarchen noch eine bedeutende Rolle.

Durch sie werden aber nur die Absichten und Beschlüsse des Monarchen bestimmt. Mit bloßen Beschlüssen ist jedoch noch nichts getan. Sie müssen auch durchgeführt werden, sollen sie eine Wirkung üben. Das hängt jedoch weder vom Herrscher allein, noch auch von seiner persönlichen Umgebung ab, sondern von zahllosen untergebenen Menschen, deren jeder wieder eine Persönlichkeit für sich ist, die den von oben kommenden Befehl in ihrer Weise auffaßt und befolgt. Die einen tun es klug, die anderen stupid; die einen energisch, die anderen nachlässig; die einen buchstäblich und schablonenhaft, ohne Rücksicht auf die Folgen, die anderen mit sorgsamer Anpassung an die jeweilig gegebenen besonderen Bedingungen. Manche nachlässig hingeworfene leise Mahnung von oben wird zum vernichtenden Gewittersturm, wenn sie durch die verschiedenen Instanzen, von jeder vergröbert, bei der untersten anlangt. Andererseits verliert mancher energische Beschluß des Fürsten in jeder der Instanzen, die er passiert, an Kraft, bis die

unterste Instanz von ihm nicht mehr erheblich bewegt wird. Der Beschluß wird sorgfältig registriert und es bleibt trotzdem alles beim alten.

Der ungeheure Staatsapparat hat seine eigenen Gesetze der Bewegung und der Trägheit, die auch der kraftvollste und mächtigste Monarch nicht nach Belieben außer Kraft setzen kann.

Aber auch da, wo die Erlasse und Gesetze im Sinne des Fürsten von seinen Beamten ausgeführt werden, ist nicht gesagt, daß sie in seinem Sinne wirken. Das hängt doch auch davon ab, wie sich die „Untertanen" dazu stellen. Ob sie freudig an der Durchführung des Gesetzes mitarbeiten, oder ihm gleichgültig gegenüberstehen, oder es durch passive Resistenz oder Ausflüchte und Schliche aller Art sabotieren oder gar ihm trotzig offen widerstreben.

Endlich aber hängt die Wirkung eines Gesetzes nicht nur von der Aufnahme ab, die es bei Beamten und Untertanen findet, sondern auch von den Verhältnissen, unter denen diese leben und arbeiten. Eine neue Steuer mag gar keinen Widerstand finden und doch den Staatsschatz nicht bereichern, wenn die Bevölkerung zu arm ist, sie zu bezahlen. Und ein Beschluß, die Armee zu vermehren, wird auch ohne jedes Widerstreben der Bevölkerung dann scheitern, wenn diese etwa aus Heimarbeitern besteht, die durch ihre Arbeits- und Lebensbedingungen körperlich so heruntergekommen sind, daß sie keinerlei Kriegsdienste zu leisten vermögen.

Man sieht, der Monarch mag sich noch so absolut dünken, an dem schließlichen Ergebnis seiner Regiererei sind alle seine Untertanen mitbeteiligt, bis zum ärmsten und verachtetsten unter ihnen.

Wir haben hier nur vom Despotismus gesprochen, jener Staatsform, die der Person des Monarchen die unbeschränkteste Gewalt verleiht. In der Aristokratie und erst recht in der Demokratie ist der Gang der Staatspolitik von vornherein auf das Eingreifen weiterer Kreise eingestellt.

Was wir von der absoluten Monarchie gesagt haben, gilt sogar von der Armee, die überall einen strengen Despotismus darstellt, und dabei ein viel einfacheres Gebilde, als der Staat, ein Gebilde, dessen Mitglieder alle der strengsten Disziplin unterstehen.

Aber auch da ist der Feldherr, trotz seiner unbeschränkten Gewalt über Leben und Tod seiner Soldaten, doch bei seinen Erfolgen ganz von ihnen abhängig, von der Pflichttreue und Intelligenz seiner Offiziere, von der physischen Kraft, Begeisterung, Todesverachtung seiner Mannschaften sowie von der Art ihrer Ausrüstung und Verproviantierung, der Jahreszeit, in die der Feldzug fällt, dem Terrain, in dem er sich abspielt, — alles Faktoren, die er nicht nach Belieben bestimmen kann und die zum großen Teil ein Ergebnis der allgemeinen Staatspolitik sind.

Doch nicht davon allein hängen die Erfolge des Feldherrn ab, sondern nicht minder von der Beschaffenheit des Gegners.

Auch hier ist das schließliche Ergebnis nicht eines, das durch die hervorragende Persönlichkeit des Feldherrn allein bestimmt, sondern das durch die Art der Tätigkeit aller am Kriege beteiligten Menschen bedingt wird.

Elftes Kapitel.

Persönlichkeit und Klassenkampf.

In seinem Büchlein über „Ludwig Feuerbach" (1888) hat F. Engels bereits die Frage untersucht, wie weit hervorragende Individuen den Lauf der Geschichte bestimmten und darauf hingewiesen, daß er ein Ergebnis des Wirkens aller in der Gesellschaft tätigen Menschen sei.

Er führte aus:

„Auch hier herrscht auf der Oberfläche, trotz der bewußt gewollten Ziele aller einzelnen im ganzen und großen scheinbar der Zufall. Nur selten geschieht das Gewollte, in den meisten Fällen durchkreuzen und widerstreiten sich die vielen gewollten Zwecke oder sind diese Zwecke selbst von vornherein undurchführbar oder die Mittel unzureichend. So führen die Zusammenstöße der zahllosen Einzelwillen und Einzelhandlungen auf geschichtlichem Gebiet einen Zustand herbei, der ganz dem in der bewußtlosen Natur herrschenden analog ist. Die Zwecke der Handlungen sind gewollt, aber die Resultate, die wirklich aus den Handlungen folgen, sind nicht gewollt oder soweit sie dem gewollten Zweck zunächst doch zu entsprechen scheinen, haben sie schließlich ganz andere als die gewollten Folgen. Die geschichtlichen Ereignisse erscheinen so im ganzen und großen ebenfalls als von der Zufälligkeit beherrscht. Wo aber auf der Oberfläche der Zufall sein Spiel treibt, da wird er stets durch innere verborgene Gesetze beherrscht und es kommt nur darauf an, diese Gesetze zu entdecken."

„Die Menschen machen ihre Geschichte, wie diese auch immer ausfalle, indem jeder seine eigenen, bewußt gewollten Zwecke verfolgt, und die Resultante dieser vielen in verschiedenen Richtungen agierenden Willen und ihrer mannigfachen Einwirkungen auf die Außenwelt ist eben die Geschichte." (S. 51, 52.)

Das ist sehr richtig, bedarf jedoch einer Ergänzung. Engels spricht hier nur von den vielen einander durchkreuzenden und widerstreitenden gewollten Zwecken, den „Zusammenstößen der zahllosen Einzelwillen und Einzelhandlungen", deren Resultante schließlich die Geschichte ist. Aber wenn sie bloß das Produkt von einander durchkreuzenden und widerstreitenden Zwecken, Willen, Handlungen wäre, müßte das Ergebnis ein Chaos sein.

Engels vergißt hier, darauf hinzuweisen, daß die Menschen bei allen individuellen Verschiedenheiten im Grunde doch alle übereinstimmend organisiert sind, also unter den gleichen Bedingungen auf die gleichen Reize und Anstöße in gleicher Weise reagieren, das heißt, übereinstimmend handeln.

Und nur dieses übereinstimmende Handeln der Menschen in der Gesellschaft bringt historische Wirkungen hervor. Es kommt demgegenüber wenig in Betracht, daß jeder einzelne Wille und Zweck subjektiv gefärbt ist, jeder neben dem Allgemeinen noch etwas Besonderes enthält, das anderen Willen und Zwecken in Einzelheiten widerstreiten kann. Diese von dem großen Durchschnitt abweichenden Einzelheiten werden sich in der Regel gegenseitig aufheben, sie bleiben auf jeden Fall zu schwach, um eine historische Rolle gegenüber den übereinstimmenden Tendenzen spielen zu können, die daraus hervorgehen, daß alle menschlichen Individuen der gleichen Art angehören, übereinstimmend organisiert sind. Diese übereinstimmenden Tendenzen müssen alle abweichenden Einzeltendenzen in der Gesellschaft, also auch in ihrer Geschichte, weit überwiegen.

Damit ist freilich nicht gesagt, daß es in der Geschichte nicht auch widerstreitende Tendenzen geben kann, die große Kraft bekommen und dem historischen Prozeß seinen jeweiligen Charakter verleihen.

Wir haben gesehen:

Die Menschen sind im Grunde alle gleich organisiert, die Abweichungen der einzelnen vom Durchschnitt verschwinden in der Masse. Die Menschen reagieren alle (im Durchschnitt) auf die gleichen Reize in gleicher Weise, *wenn die Bedingungen die gleichen sind*, unter denen der Reiz sie trifft.

Im Urzustand, wo es kaum eine soziale Differenzierung in der Gesellschaft gibt, außer der natürlichen nach Geschlechtern und Altersklassen, leben alle unter den gleichen Bedingungen, haben dieselben Erfahrungen, dasselbe Wissen, dieselben Interessen. Da werden stets alle Mitglieder eines Gemeinwesens übereinstimmend dasselbe wollen, und im gleichen Sinne handeln, werden sich durchkreuzende, einander widerstreitende Einzelwillen und Einzelhandlungen selten vorkommen.

Die Ausdehnung des Gemeinwesens und die Arbeitsteilung in ihm lassen Verschiedenheiten der Lebensbedingungen, des Wissens, der Interessen in seinem Inneren aufkommen. Diese Differenzierung nimmt rasch zu im Staate. Daraus erstehen dann Sonderziele und Sonderhandlungen, die einander mitunter erheblich durchkreuzen und widerstreben können. Aber auch jetzt erzielen sie historische Wirkungen nur dann, wenn es nicht Ziele und Handlungen von einzelnen sind, sondern von Gruppen. Nach wie vor geht das Handeln des einzelnen unter in dem der Masse.

Die Gruppierungen können verschiedener Art sein. Wo es zu einem Staat kommt, besteht er aus verschiedenen Stämmen in verschiedenen Gegenden. Jede Gegend hat ihre besonderen geographischen Bedingungen, ihre besondere Sprache, ihre besonderen Traditionen, ihre besondere Art der Produktion usw. und damit

ihr besonderes Wissen, ihr besonderes Interesse, ihre besonderen Charaktermerkmale.

Daneben sondert sich die Bevölkerung immer mehr in Berufe, von denen jeder andere Erfahrungen, andere Interessen, andere Charaktermerkmale hat.

Jede dieser Gruppen entwickelt ihr besonderes Streben in der Gesellschaft und im Gemeinwesen, aber innerhalb jeder dieser Gruppen überwiegen die übereinstimmenden Tendenzen über den Einzelwillen der Mitglieder. Der geschichtliche Prozeß erscheint da nicht als Resultante zahlloser verschiedener Einzelwillen und Einzelhandlungen, sondern als Resultante von Sonderbestrebungen einer beschränkten Anzahl von Gruppen innerhalb der Gesellschaft und des Gemeinwesens.

Der Fortschritt der Arbeitsteilung und der Ausdehnung des Staates hat die Tendenz, die Zahl dieser verschiedenen Gruppen im Gemeinwesen zu vermehren. Aber die gleichzeitige Zunahme des Verkehrs innerhalb des Gemeinwesens erzeugt wieder die entgegengesetzte Tendenz, die übereinstimmenden Faktoren gegenüber den sondernden zu verstärken. So wird der lokale Partikularismus überwunden durch Verbesserung von Straßen, Eisenbahnbauten, durch die Verbreitung einer allgemeinen Schriftsprache neben den Sonderdialekten, Bildung einer gemeinsamen Zeitungs- und Bücherliteratur usw.

Die Berufe wieder verlieren jeder um so mehr an Gewicht gegenüber der Gesamtheit, je zahlreicher sie werden. Dabei wird jeder so sehr spezialisiert, daß darüber das Verständnis für die Gesamtheit verloren zu gehen droht, der alle Berufe zu dienen haben. Um dieses Verständnis zu gewinnen, wird es jetzt notwendig, daß sich jeder außerhalb des Berufes besonders mit den Angelegenheiten des Gemeinwesens befaßt, als allgemeiner Staatsbürger, nicht als Berufsmensch. So kommen auch hier wieder die übereinstimmenden Faktoren mehr zur Geltung als die sondernden.

Der Anschein zeigt uns freilich ein anderes Bild. Das rührt daher, daß es eine Art von Gruppen in der Gesellschaft gibt, die von vornherein nicht bloß eine Absonderung darstellen, sondern auf einem Gegensatz zu anderen Gruppen aufgebaut sind. Ihr Wesen besteht eben in diesem Gegensatz: *das sind die Klassen.*

Wo es kampffähige Klassen gibt, da werden die Klassenkämpfe zum wesentlichsten Inhalt der Geschichte. Alle die lokalen, beruflichen, persönlichen Unterschiede im Staate treten an Bedeutung weit zurück hinter den Gegensätzen der Klassen. Jene Unterschiede machen sich allerdings bemerkbar auch innerhalb jeder der Klassen, erzeugen in ihr verschiedenartige, mitunter einander widerstreitende Tendenzen, taktischer oder programmatischer Art über Wege und Ziele. Aber das Uebereinstimmende,

Gemeinsame in jeder Klasse setzt sich schließlich immer durch, es gibt den Ausschlag bei der Bildung der Resultante, die das allgemeine Streben der Klasse bezeichnet.

Und die schließliche Resultante der Richtung, die Politik und Oekonomie in einem Lande einschlagen, ist das Ergebnis des Verhältnisses der Kräfte der verschiedenen Klassen und der Richtung, die jede von ihnen verfolgt.

Das weiß natürlich Engels auch. Davon ging ja die materialistische Geschichtsauffassung aus, die er mit Marx begründete. Er weist in seinem „Feuerbach" ausdrücklich darauf hin (S. 55). Nur geht es aus den oben zitierten Sätzen nicht hervor.

Das nimmt der Engelsschen Feststellung jedoch nichts von ihrer Bedeutung. Kein Zweifel, am historischen Prozeß sind alle Menschen beteiligt, die in der Gesellschaft tätig sind, in der er vor sich geht. Er wird allerdings bewirkt nicht bloß durch den Widerstreit, sondern auch, und vor allem, durch die Uebereinstimmung der zahllosen Einzelwillen — heute vor allem durch die Uebereinstimmung der Einzelwillen der gleichen Klasse und durch den Widerstreit der in dieser Weise erzeugten Klassenwillen.

Stets sind es wollende Individuen, die die Geschichte machen — aber sie wird von *allen* gemacht, nicht bloß von *einzelnen* hervorragenden Persönlichkeiten. Natürlich sind nicht alle Individuen gleich begabt. Schon bei den Schimpansen hat man große Unterschiede der Begabung beobachtet.

In der menschlichen Gesellschaft gesellen sich zu den Verschiedenheiten der angeborenen Begabung noch die der Lebensverhältnisse, die hier dieselbe Begabung aufs höchste fördern, dort gänzlich lähmen. In einer stark differenzierten Gesellschaft werden daher die Unterschiede der Fähigkeiten sehr große Ausdehnung annehmen können.

Aber die größere oder geringere Fähigkeit wird bloß den größeren oder geringeren Grad des Einflusses bestimmen, den der einzelne innerhalb der Klasse oder Gruppe gewinnt, in der er und für die er wirkt. Sein historischer Einfluß wird jedoch vor allem abhängen von der Kraft der Klasse oder Gruppe, deren Vertrauen er gewonnen hat, als deren Vertreter er auftritt. Ihre gesamte Kraft erscheint den Historikern dann als die persönliche Kraft ihres Vertreters. Da kann dessen Persönlichkeit schließlich in der Darstellung übermenschliche Dimensionen annehmen.

Das gilt in besonders hohem Maße von Individuen, die in der einen oder andern Weise an die Spitze des Staatsapparats gelangen und dadurch alle übrigen im Staate weit überragen. Bismarck war sicher ein gewaltiger Kerl. Aber er würde in der Geschichte nichts bedeuten, wenn er nicht als ein Junker im aufstrebenden Junkerstaat Preußen geboren worden wäre, sondern als Sohn eines Bauern, etwa im Fürstentum Liechtenstein oder in der Republik Andorra. Die Machtmittel Preußens, schließlich des Deutschen

Reichs, schufen Bismarcks Größe. Doch wäre er auch in Preußen und im Deutschen Reiche nicht emporgekommen, wenn er sich nicht zeitweise in den Dienst eines Teils jener Strömungen der Bevölkerung gestellt hatte, die 1848 zum Durchbruch gerungen hatten. Nicht umsonst hat ihn Engels den Testamentsvollstrecker der Revolution von 1848 genannt.

Sicher kann eine Bewegung eines kleinen oder größeren Kreises von Menschen nicht vor sich gehen ohne persönliche Führer, die in dem gesellschaftlichen Organismus die Funktionen des Kopfes versehen, der die Einheitlichkeit der Bewegungen der Glieder bewirkt. Aber ein gesellschaftlicher ist eben kein tierischer Organismus. Man mag die einzelnen Menschen in einer Organisation als die Zellen dieses gesellschaftlichen Organismus betrachten. Aber jede dieser Zellen hat ihren eigenen Kopf, ihren eigenen Willen. Der leitende Kopf ist der Organisation nicht angewachsen. Er wird entweder von ihr erwählt oder sie bildet freiwillig seine Gefolgschaft, weil sein Wollen und Tun ihr Vertrauen erweckt hat. Die Sache wird kompliziert dort, wo das Erbrecht den Kopf einsetzt, aber auch dann bleibt dieser in hohem Maße abhängig von denjenigen, die er führt. Von ihnen hängen seine Erfolge ab.

Daß ein Führer besondere Qualitäten besitzen muß, soll er sich bewähren, ist keine Frage, doch brauchen es keineswegs Qualitäten zu sein, die bei den Geführten nicht zu finden sind. Im Gegenteil, diese werden ihm um so entschiedener und geschlossener folgen, wenn sie seine Qualitäten auch besitzen. Um so besser werden sie ihn verstehen, um so mehr werden Anordnung von oben und Ausführung von unten übereinstimmen.

Der Führer wird um so besseres leisten, je mehr die Geführten ihm an Intelligenz, Sachkenntnis, Begeisterung, Kraft nahestehen. Er wird versagen, wenn nur bei ihm diese Qualitäten zu finden sind und bei den Geführten Dummheit, Unwissenheit, Gleichgültigkeit, Schwächlichkeit vorherrschen.

Nichts irriger, als zu glauben, daß der Führer um so höhere Leistungen erreiche, je mehr er seine Gefolgschaft überrage, das heißt, je weiter sie hinter ihm zurückstehe.

Andererseits gibt es keine absoluten Führerqualitäten. Jede besondere Situation erfordert besondere Eigenschaften. Ein guter Regimentskommandeur kann ein unzulänglicher Feldherr sein, ein ausgezeichnetes Haupt einer Verschwörung ein plumper Führer einer Parlamentsfraktion usw.

Die Art des Aufkommens des Führers ist sehr verschieden. Wo er von den Massen gewählt wird oder einem „Charisma“ seine leitende Stellung verdankt, kann mancher Mißgriff vorkommen, aber der kann gut gemacht werden. Im Laufe des Ausleseprozesses werden stets diejenigen unter den vorhandenen Kräften in die Höhe kommen, die den Bedürfnissen der Geführten und den Anforderungen der Situation am besten angepaßt sind.

In diesem Sinne kann man sagen, daß sich zur rechten Zeit immer der richtige Mann einstellt, obwohl dies auf den ersten Blick nach teleologischer Mystik ausschaut. In einem Brief an Heinz Starkenburg sagt Engels darüber:

„Hier kommen die sogenannten großen Männer zur Behandlung. Daß ein solcher und gerade dieser zu dieser Zeit in diesem gegebenen Lande aufsteht, ist natürlich reiner Zufall. Aber streichen wir ihn weg, so ist Nachfrage da für Ersatz und dieser Ersatz findet sich, tant bien que mal (wohl oder übel), aber er findet sich auf die Dauer."

„Daß Napoleon, gerade dieser Korse, der Militärdiktator war, den die durch einen[1]) Krieg erschöpfte französische Republik nötig machte, das war Zufall; daß aber in Ermangelung eines Napoleon ein anderer die Stelle ausgefüllt hätte, das ist bewiesen dadurch, daß der Mann sich jedesmal gefunden, sobald er nötig war: Cäsar, Augustus, Cromwell etc." (Brief vom 25. Januar 1894, abgedruckt in Bernsteins „Dokumente des Sozialismus", II., 14—15. Heft, S. 74.)

Daß Cromwell an die Spitze der englischen, Napoleon an die der französischen Republik trat, war Zufall, keineswegs aber war es Zufall, daß die eine wie die andere Republik in der Militärdiktatur endete. Das lag an den Verhältnissen, unter denen sie sich zu behaupten hatten. Die Rebellion gegen die Stuarts in England war verloren, wenn es ihr nicht gelang, in offenen Feldschlachten über die Heere des Königs zu siegen. Das gleiche galt von der Rebellion gegen das französische Königtum, wenn die Republik nicht die Kraft besaß, die Heere der vereinigten Monarchen Europas zurückzuschlagen. Hier wie dort wurde es eine Lebensfrage für die Revolution, sich im Kriege zu behaupten. Hier wie dort fühlten sich alle tatkräftigen Revolutionäre gedrängt, in die Armee einzutreten. Sie wurde die Rettung, aber auch der Herr der Republik, und damit der in ihr bedeutendste General als Oberhaupt der Armee zum Oberhaupt des Staates.

War's nicht Cromwell, respektive Napoleon, so wurde es ein anderer. Dank dem revolutionären Ursprung der Armeen, durch die Cromwell und Napoleon erhoben wurden, waren in der revolutionären Bevölkerung alle kriegerischen Instinkte und Fähigkeiten erweckt und gleichzeitig jeder kriegerischen Begabung aus dem ganzen Volke der Weg zu den höchsten Stellen in der Armee eröffnet worden. Bekannt ist das Wort von dem Marschallstab, den in der revolutionären Armee jeder Soldat in seinem Tornister trug. Auf diese Weise bildete sich in den Armeen der englischen wie der französischen Republik ein geistig hochstehendes Offizierskorps heraus, das, wenn es nicht Cromwell oder Napoleon gelungen wäre, an die Spitze zu kommen, leicht einen andern Militärdiktator gestellt hätte. Die P e r s o n war Zufall, nicht die Art des Abschlusses der Republik, die durch sie bewirkt wurde.

Wie wenig die einzelne Person in der Geschichte bedeutet, darauf weist auch Beloch in der Einleitung zu seiner griechischen

---

[1]) Soll es nicht heißen: „ewigen"? K.

Geschichte hin. Er handelt dort über „Die Persönlichkeit in der Geschichte", und zeigt an verschiedenen Beispielen, daß ein bestimmtes historisches Resultat unter gegebenen Umständen unvermeidlich war, unabhängig von bestimmten Persönlichkeiten, mochten sie noch so überragend sein. So war z. B. die Entdeckung Amerikas am Ende des 15. Jahrhunderts bei der damaligen Ausdehnung der Entdeckungsfahrten unvermeidlich. Acht Jahre nach Columbus wurde es von Cabral nochmals entdeckt.

„Die Bedeutung von Columbus Tat beschränkt sich also darauf, daß sie die Existenz von Amerika acht Jahre früher zur Kenntnis Europas gebracht hat, als es sonst geschehen wäre." (I. 1, S. 2.)

Dafür, daß dasjenige, was historisch reif geworden ist, sich auf jeden Fall vollzieht, wenn nicht durch die eine, dann durch eine andere Persönlichkeit, beruft sich Beloch noch auf das Beispiel Cäsars:

„Niemals wieder hat die Ueberschätzung der Bedeutung des Individuums so verhängnisvolle Folgen gehabt, als bei der Ermordung Cäsars. Der war einer der größten Männer, die je gelebt haben, gleich genial als Staatsmann, als Feldherr, als Schriftsteller; kein Wunder, daß die Verschworenen glaubten, es genüge, ihn zu beseitigen, um die Republik wiederherzustellen. Die Tat hat die Welt in zwölfjährige Bürgerkriege gestürzt, aber sonst nichts an der Lage geändert; denn zwischen Augustus Scheinkonstitutionalismus und dem Regiment, wie es Cäsar aufgerichtet haben würde, ist in der Sache kaum ein Unterschied." (S. 4, 5.)

Und vorher schon sagt er von den römischen Kaisern, es hätte nie Männer gegeben, mit mehr Machtfülle, unter ihnen sehr bedeutende, und doch vermochten sie kaum den Gang der Geschichte zu beeinflussen:

„Man könnte eine Geschichte der Kaiserzeit schreiben, die von der Persönlichkeit der einzelnen Herrscher vollständig absähe, und es würde kein wesentlicher Zug in dem Bilde fehlen."

Wenn gesagt wurde, daß sich stets der richtige Mann fand, sobald er nötig war, so darf man das nicht etwa in dem Sinne fassen, daß stets der Mann an die Spitze kam, den der Staat oder das Volk nötig hatte. So teleologisch ist die Geschichte nicht eingerichtet. Es besagt nur, daß jene Klasse oder Organisation oder Gruppe, die jeweilig im Staate die stärkste war, ihn beherrschte und ihm ihren Stempel aufdrückte, jedesmal den Führer fand, den sie brauchte, um in ihrem Sinne geführt zu werden. Ob er für den Staat oder die Masse des Volkes der richtige Mann war, hing von dem Charakter der Klasse oder Gruppe ab, die ihn emporhob und durch die er sich durchsetzte.

Mussolini ist sicher nicht für den Staat oder das Volk Italiens als der rechte Mann zur rechten Zeit zu betrachten. Aber er war der rechte Mann für die Bewegung und Organisation der Fascisten, der sie in ihrem Sinne leitet, als phrasenreiches Banditentum voll Gemeinheit und ohne jede Anwandlung jener Größe, die man sonst hervorragenden Banditen nachrühmt.

Wäre zufällig Mussolini nicht dagewesen, hätten sich in den Reihen der Fascisten genug Subjekte gefunden, die es verstanden, ihre Bewegung in ihrem Geiste mit ebensoviel oder ebensowenig Grütze zu leiten, wie er, und ebenso die eigene Größe, Kühnheit und Unentbehrlichkeit hinauszuposaunen.

Alle die Beispiele, die hier vorgeführt wurden, beziehen sich auf führende Persönlichkeiten, die auf Grund ihrer Leistungen durch Wahl oder „Charisma" emporkamen. Das gilt auch noch von vielen der römischen Kaiser, die oft nicht durch Erbrecht auf den Thron gelangten.

Anderer Art als bei diesen ist die Bestimmung der führenden und damit hervorragenden Persönlichkeiten dort, wo sie nicht durch die Zustimmung irgendeines größeren Kreises in der Bevölkerung und wäre es nur eine Prätorianerarmee, sondern durch Vererbung geschieht. Wo Aemter oder Besitz vererbt werden, findet keine Auslese der Personen statt, die an leitende Stellung kommen. Sie werden in das Amt oder den Besitz hineingeboren und dadurch zu hervorragenden Persönlichkeiten. Sie können dabei ganz unfähig sein, Kinder oder Narren. In solchen Fällen kann man nicht sagen, daß schließlich immer der richtige Mann den richtigen Platz findet.

Doch kann auch hier eine Auslese eintreten. Eine Auslese, ähnlich der darwinistischen durch den Kampf ums Dasein. Nur ist es nicht eine Auslese einzelner Personen, sondern einzelner Firmen und Dynastien. Ist das betreffende Geschäft oder der betreffende Staat derart beschaffen oder in einer solchen Situation, daß die jeweilige Persönlichkeit des Leiters für sein Gedeihen entscheidend wird, dann geht das Geschäft bankerott, der Staat bricht zusammen, wird vielleicht zerstückelt, wenn der Zufall des Erbrechts an die Spitze des Staates oder Geschäftes in Zeiten schwerer Krisen eine unfähige Person setzt.

Die den Zeitverhältnissen nicht entsprechenden Personen werden hier in der Weise ausgemerzt, daß gleich die ganzen Familien aus dem Geschäfts- oder Staatsleben entfernt werden, in dem sie bis dahin eine hervorragende Rolle spielten. Das geht oft nicht ab ohne große Schädigung nicht nur der Leiter, sondern auch der Geleiteten, der Arbeiter des Geschäfts, das bankerott macht, der Bürger des Staates, dessen Dynastie ihn ins Verderben führt. Es ist dies eine sehr irrationelle, schmerzvolle Form der Auslese. Aber ebensowenig wie die Natur verfährt die Geschichte ökonomisch, trotz der „ökonomischen" Geschichtsauffassung.

Indes, durch welche Art der Auslese immer die „großen" Männer und Frauen emporkommen und Einfluß auf die Leitung der wichtigsten gesellschaftlichen Gebilde, namentlich des Staates, gewinnen mögen, nie sind die Führer es allein, von denen Aktionen und Erfolge — oder Mißerfolge — eines solchen Gebildes abhängen, stets sind diese das Ergebnis des Tuns und Könnens aller Mit-

glieder des Gebildes und meist noch des Tuns und Könnens vieler außer ihm stehenden, die als Bundesgenossen oder Gegner für die Art seines Wirkens bestimmend werden. Die jeweilige Persönlichkeit an der Spitze des für die Geschichte in Betracht kommenden gesellschaftlichen Kreises, etwa Klasse oder Staat, mag sich einbilden, daß sie allein die Geschichte macht, und naive Beobachter mögen denselben Wahn hegen. Dieser ist aber nur ein Produkt von Unwissenheit, von Blindheit für alles, was in den Tiefen der Gesellschaft vorgeht und was in letzter Linie den Gang der Geschichte entscheidet.

Wir haben oben schon darauf hingewiesen, wie unzuverlässig eine Geschichtsschreibung sein muß, die nur eine Geschichte von Personen ist, da die Psyche einer Persönlichkeit niemals unzweifelhaft nach allen Seiten hin erkennbar ist und schon gar nicht die von Persönlichkeiten, die man nie selbst beobachten konnte, über die man nur lückenhafte und von der Parteien Haß und Gunst entstellte Berichte bekommt. Hier sehen wir jedoch noch eine andere Schwierigkeit einer rein persönlichen Geschichtsschreibung. In einem so ausgedehnten und komplizierten Organismus, wie es der heutige Staat ist, kann man bei den einzelnen historischen Vorgängen nie genau feststellen, wieviel davon auf jede der einzelnen daran beteiligten Personen zurückzuführen ist, wieviel jeder einzelne infolge aktueller oder vorheriger Beeinflussung durch andere getan hat, wieviel auf Widerstände oder Förderung, die er fand, zurückzuführen ist, auf die Stimmung der Massen, im eigenen Lande und bei den Nachbarn, wieviel auf das Ausmaß der eigenen und der fremden Machtmittel, wieviel auf deren Einschätzung. Es ist ganz unmöglich, genau festzustellen, welche Personen an alledem und noch so vielem anderen beteiligt waren, das für einen historischen Entschluß einer leitenden Person und dessen Ausführung in Betracht kommt.

Vieles bleibt dabei der Phantasie des Historikers überlassen. Und sie wird immer irreführen, wenn sie nur auf einzelne hervorragende Personen blickt. Dagegen wird sie der Wahrheit um so näher kommen, je mehr sie nach den Massenkräften forscht, die in großer Einfachheit, weil sie nur Durchschnitte bilden, hinter den so unendlich komplizierten, so flüchtigen und oft so verschwiegenen und daher so schwer erkennbaren, einander kreuzenden Einzelwillen stehen und in letzter Linie entscheiden, was zu geschichtlicher Tat wird.

Doch wird diese Art der Geschichtsbetrachtung wichtig nicht bloß für das Verständnis der Vergangenheit, sondern auch für das der Gegenwart. Sicher sind für unser praktisches Tun in der Gegenwart die Personen, die an der Spitze der Staaten, der kämpfenden Klassen und Parteien stehen, von größter Bedeutung. Ihre Fähigkeit kann uns große Erfolge bringen, ihre Unfähigkeit viel Leid über uns verhängen. Aber trotzdem wird die Politik, die wir

jeweilig betreiben, an Wirksamkeit ungeheuer gewinnen, wenn sie nicht bloß die hervorragenden Persönlichkeiten in Betracht zieht, sondern auch die hinter ihnen stehenden sozialen Massenkräfte.

Wir werden dann unsere eigenen Machtmittel und die der Gegner besser erkennen, unsere und deren Aussichten über die Gegenwart hinaus. Wir werden dann durch einzelne persönliche Erfolge einzelner unserer Führer oder durch persönliche Mißerfolge der Gegner nicht dazu verführt werden, diese zu unterschätzen und uns in Ueberschätzung der eigenen Kraft an Aufgaben zu wagen, denen wir noch nicht gewachsen sind. Wir werden aber auch in entgegengesetzten Situationen nicht mutlos werden, sondern, wie stark auch die Gegner zeitweise erscheinen mögen, nie die Flinte ins Korn werfen, wenn wir über das Persönliche hinaus unsere Sache in den Massenverhältnissen so tief begründet erkennen, daß nach unserer Ueberzeugung ihr die Zukunft gehört.

Eine Sache, deren Erfolg bloß auf einzelnen Persönlichkeiten beruht, ist auf Sand gebaut, sie kann im besten Falle sich nicht länger geltend machen, als diese Persönlichkeiten leben. Sie schwindet mit ihnen dahin, bleibt historisch ohne Wirkung.

Zwölftes Kapitel.

Die schöpferische Persönlichkeit.

Gilt das Gesagte für alle hervorragenden Persönlichkeiten? Es gibt eine demokratische Geschichtsauffassung, die erklärt: die Könige und Feldherren, von denen die herkömmliche Geschichte vornehmlich spricht, brächten uns freilich nicht weiter. Ihr Tun lege den Völkern bloß Opfer auf, um den einen Staat zu vergrößern, den anderen zu verkleinern, aber die Gesellschaft bleibe dabei auf dem alten Fleck.

Ganz anders verhalte es sich mit dem hervorragenden Denker. Er bilde das schöpferische Moment in der Geschichte. Er brüte in seinem Kopfe neue gewaltige Ideen aus, die bestimmt seien, die Gesellschaft zu verbessern. Werden diese Ideen von den Machthabern oder den Massen aufgenommen und durchgesetzt, dann bringen sie die Gesellschaft vorwärts und aufwärts. Sie sind die eigentliche Triebkraft der Geschichte.

Davon haben wir ausführlich schon im dritten Buche gehandelt. Wir haben gesehen, daß der Denker das Neue, das er vorbringt, tatsächlich nicht aus sich schöpft. Um ihn zum Schöpfer zu machen, muß man ihn als einen Teil der Gottheit betrachten, die auch aus nichts die Welt erschafft, ohne irgendeinen äußeren Anlaß dazu.

Gewiß gibt es große Unterschiede in den geistigen Begabungen der Menschen. W. Köhler konnte schon sehr erhebliche Unter-

schiede der Intelligenz bei den wenigen Schimpansen feststellen, die er auf der Insel Teneriffa beobachtete. Noch größer werden die Unterschiede des Wissens, die durch Verschiedenheiten der sozialen Bedingungen unter den Menschen entstehen. Aber nie können diese Unterschiede sich darin äußern, daß der eine Neues aus sich schafft, der andere nicht, sondern nur darin, daß der eine die Elemente des Neuen in der Umwelt früher sieht, als der Durchschnitt, sowie darin, daß er die aus neuen Bedingungen hervorgehenden neuen Bedürfnisse und Aufgaben in ihrer Bedeutung früher erkennt und die in den neuen Bedingungen liegenden neuen Hilfsmittel früher herausfindet, die es gestatten, die neuen Aufgaben zu lösen.

Aber keineswegs vermag er nach Gutdünken der Menschheit neue Bahnen vorzuschreiben. Die Ergebnisse, zu denen er kommt, sind ihm durch die Umwelt schon vorgezeichnet. Wo er davon abweicht, wirkt er nicht als Führer zu dauerhaften neuen Gebilden, sondern als Irreführer. Jene seiner neuen Lehren aber, die wirklicher tieferer Erkenntnis des Neuen in der Umwelt entstammen, bieten nichts, wozu der Durchschnitt der Menschen früher oder später nicht auch ohne ihn gelangen würde, gelangen müßte.

Wo wir über das Aufkommen einer neuen Lehre oder einer Erfindung genau unterrichtet sind, wo ihre Anfänge nicht durch Mythen verdunkelt werden, sehen wir stets, daß in der Richtung zu dem Neuen nicht ein einzelner, sondern viele nebeneinander in gleicher Richtung streben, wenn auch nicht alle in gleicher Weise. Marx und Engels haben nicht den Sozialismus erfunden und Voltaire und Rousseau nicht die Aufklärung.

Auch hier sei wieder Beloch zitiert. Er sagt in der Einleitung zu seiner griechischen Geschichte:

„Würde der Lehrsatz des Pythagoras noch unbekannt sein, wenn Pythagoras nicht gelebt und es keine pythagoräische Schule gegeben hätte? Oder würden wir ohne Newton das Gesetz der Schwerkraft nicht kennen? Oder würden wir noch im Postwagen reisen, wenn Stephenson die Lokomotive nicht erfunden hätte? Ich denke, es bedarf keiner Antwort. Wenn einmal die Bedingungen für eine wissenschaftliche Entdeckung oder eine technische Erfindung gegeben sind, so wird sie gemacht werden, ob von Hinz oder Kunz, ist ganz gleichgültig. Darum sind alle Prioritätsstreitigkeiten so kleinlich und widerwärtig." (S. 3.)

Als eine besondere Art der technischen Erfindungen sind neue gesellschaftliche Organisationsformen anzusehen, die auch nichts anderes sind, als neue Werkzeuge, von den Menschen aus gegebenen neuen Hilfsmitteln geschaffen, zu dem Zwecke, neuen Aufgaben zu dienen, die uns eine neue Umwelt stellt.

Wenn Beloch sagt, es sei gleichgültig, wer die neue Erfindung mache, ob Hinz oder Kunz, sie würde auf jeden Fall gemacht werden, so ist das ganz richtig vom Standpunkte des Historikers. Nicht aber vom Standpunkte der Gegenwart, in der Hinz und Kunz leben.

Die Menschen werden zu einem Neuen, dessen Bedingungen gegeben sind, auf jeden Fall kommen. Es fragt sich bloß, wann und wie. Wenn sich Menschen in einem Raume befinden, aus dem nur ein Ausgang herausführt, so werden sie gewiß einmal den Weg ins Freie in dieser Richtung finden und einschlagen. Aber der Vorgang wird sich anders vollziehen in einem hellbeleuchteten Saale als in einem stockfinsteren Raum, dessen Insassen suchend herumtasten, übereinander stolpernd, sich die Köpfe aneinander und an den Wänden zerschlagend, nach vielen vergeblichen, mühsamen entkräftenden Versuchen in der falschen Richtung.

Ebensowenig wie Könige oder Staatsmänner überhaupt und Feldherren, können die Forscher und Denker die Richtung der historischen Entwicklung willkürlich bestimmen. Wohl aber sind sie imstande, der Menschheit große und schmerzhafte Umwege zu ersparen, ihre Entwicklung in der von den äußeren Bedingungen notwendig gegebenen Richtung schmerzloser und opferloser zu gestalten.

Darum ist es für diejenigen, die mitten in dieser Entwicklung drin stehen, keineswegs gleichgültig, welcher Art die hervorragenden Denker sind, die auf das Denken des Durchschnitts Einfluß gewinnen. Sie sind unentbehrlich, um den Pfad zu erhellen, den wir zu gehen haben, uns vor Umwegen, Gruben und Dornen zu bewahren. Aber das Ziel, zu dem der Pfad führt, ist vor ihnen durch die jeweiligen äußeren Bedingungen gegeben. Sie vermögen nur früher als der Durchschnitt ihn zu erkennen und den übrigen zu zeigen.

Auch das ist schon großer Gewinn.

Für die Denker gilt also dasselbe wie für Staatsmänner und Feldherren. Ihre Persönlichkeiten sind nicht gleichgültig für das jeweilige gesellschaftliche Leben. Die Art seines Verlaufs, ob dornenvoll oder nicht, hängt in hohem Maße von ihnen ab. Für den historischen Gesamtprozeß dagegen ist der einzelne unter ihnen nicht entscheidend.

Uebrigens hängt die historische Wirkung eines Denkers nicht von ihm allein ab. Seine Gedanken mögen noch so tief und richtig sein; werden sie nicht verstanden und aufgenommen, dann ist es historisch dasselbe, als wären sie nie gedacht und geäußert worden.

Eine bestimmte Geistesverfassung der Gesellschaft ist erheischt, sollen bestimmte Gedanken von ihr angenommen werden. Neue Gedanken werden sich in ihr am ehesten dann durchsetzen, wenn sie starke, weit verbreitete, psychische Bedürfnisse befriedigen.

Und wir dürfen dies noch dahin ergänzen: das außerordentliche Vorkommnis in der Gesellschaft, das so viele Historiker ausschließlich interessiert, bleibt für das soziale Leben und damit auch für die soziale Entwicklung ohne Wirkung, wenn es etwas Außerordentliches, Einmaliges bleibt. Es kann uns vorübergehend

beschäftigen, aber wesentlich wird unser geistiges Sein, unser Charakter, unser Sinnen und Trachten nur bestimmt durch Einflüsse, die dauernd auf uns in gleicher Weise wirken. Nicht das Niederträchtige, wie Goethe meint, wohl aber das Alltägliche ist das Mächtige in der Gesellschaft. Und nur dann wird sie umgestaltet durch das Neue, das in ihr auftritt, wenn es diesem gelingt, zu etwas Alltäglichem zu werden.

Umgekehrt aber kann man auch sagen: Aus einem vereinzelten, außergewöhnlichen Vorkommnis kann keine neue Erkenntnis entsprießen. Eine solche ist nur dort möglich, wo ein Vorgang wiederholt beobachtet wird, der uns neu ist, was nicht notwendigerweise daher rühren muß, daß er früher nicht auftrat. Neue künstliche Organe, die uns die Technik schafft, ermöglichen es uns, manches zu bemerken, was früher schon da war, uns aber wegen mangelhafter Organe entging. Neue Organe können aber auch eine neue Praxis herbeiführen, neue Vorgänge auftreten lassen, die sich früher gar nicht oder doch nicht in dieser Weise ereigneten.

Aus der neuen Praxis, der neuen Alltäglichkeit, entstehen dann neue Erkenntnisse, neue Ideen, aber auch neue Bedürfnisse und Aufgaben.

Das Singuläre, Außerordentliche dagegen bleibt unfruchtbar für unsere Entwicklung, wie willkommen es auch für die ästhetische Seite unserer geistigen Begabung sein mag, die nach Unterbrechung der Monotonie des Daseins, des Alltäglichen, durch das Außerordentliche verlangt.

Zweiter Abschnitt.

Wille und Wissenschaft in der Geschichte.

Erstes Kapitel.

Der Ursprung des Wollens.

Die Behauptung, aus der Geschichte ließen sich keine Schlüsse auf die Zukunft ziehen, stützt sich auf die Auffassung, daß das Gebiet der Geschichte das Einzelne sei, das Singuläre, das sich nicht wiederholt. Was davon zu halten, haben wir in dem vorhergehenden Abschnitt dargelegt.

Aber diese Behauptung stützt sich noch auf eine weitere Auffassung: auf die, daß in sozialen Dingen unser jeweiliges Wollen nicht durch unsere Erkenntnis der Umwelt bestimmt werde, sondern unsere Auffassung von der Umwelt im Gegenteil ein Ergebnis unseres Wollens sei.

Das klänge unsinnig der Natur gegenüber. Es soll auch nicht für ihre Erkenntnis gelten, sondern für die der Gesellschaft, die als ein Menschenwerk betrachtet wird. Da kann von einem beschränkten Standpunkte aus die Gesellschaft als etwas erscheinen, was wir nicht zu erkennen haben, um unser Verhalten dieser Erkenntnis anzupassen, sondern als etwas, das wir (das heißt jeder einzelne von uns) unserem Willen anzupassen haben. Steht man auf diesem Standpunkt, dann liegt es nahe, anzunehmen, daß wie die Gesellschaft selbst so auch ihre Erkenntnis von unserem Wollen abhängt.

Diese ganze Auffassung ist aufgebaut auf die Theorie von der Willensfreiheit. Sie schließt im Grund von vornherein jede Gesetzlichkeit menschlichen Tuns, also auch jede soziale Wissenschaft als Kausalwissenschaft aus und damit auch jedes Voraussehen kommender sozialer Erscheinungen.

Von diesem Ausgangspunkte aus wird eine Auffassung erklärlich, die in dem schon erwähnten de Man einen augenblicklich vielgenannten Vertreter findet, der sie nicht sehr konsequent, auch nicht sehr klar, wohl aber sehr energisch verficht. Einige seiner Sätze mögen das veranschaulichen.

Wie alle Ethiker seiner Art, die an das Herz appellieren, statt an den Verstand, setzt er die „herzlose" Wissenschaft überhaupt, nicht bloß die marxistische, herunter. Er spricht vom Menschen des 19. Jahrhunderts, der allzusehr der Wissenschaft vertraute. Dem des 20. Jahrhunderts werden nun glücklicher-

weise über den Unwert der Wissenschaft die Augen geöffnet. Von dem Unglücklichen, der im vorigen Jahrhundert nach Wissenschaft strebte, heißt es:

„Er hatte — ganz gleich, ob er in die Kirche ging oder nicht — keine Religion mehr, keinen Glauben, der ihm sagte: Du sollst. Er hat versucht, diesen Glauben durch Wissenschaft zu ersetzen, die Wissenschaft statt zur Dienerin, zur Herrscherin seines Sollens zu machen. Dieser Götzendienst hat ihn in den Barbaren zurückverwandelt, als den ihn der Weltkrieg offenbart hat[1]."

„Es gibt nur ein Wissen, das Anspruch darauf erheben kann, unserem Sollen zu gebieten: es ist das Wissen vom Guten und Bösen, das Gewissen." (Zur Psychologie des Sozialismus, S. 421.)

Daß das Gewissen ein bloßer Trieb ist, der mit wirklichem Wissen nichts gemein hat als die letzten Buchstaben des Wortes, geniert de Man nicht.

Er sagt weiter:

„Wenn wir den Glauben haben, daß das, was wir tun, das Gute ist[2], wozu brauchen wir dann noch den Glauben, daß die Wissenschaft den Sieg dieses Guten notwendig macht? Nur die mechanische Wissenschaft, die Wissenschaft von den Sachen, kann eine derartige Vorkenntnis der Wirkungen erlangen, weil sie allein sie braucht. Der Mensch, der eine Maschine baut, muß im voraus aus wissenschaftlichen Gesetzen ableiten können, daß und wie sie funktionieren wird. Die Wissenschaft aber, die die sozialen Handlungen des Menschen zum Gegenstand hat, kann die Zukunft nicht erkennen, weil sie sie über die Tragweite der gegenwärtigen Handlung hinaus nicht zu erkennen b r a u c h t[3]. Es genügt, daß der Sozialismus an seine Zukunft glaubt. Er ist ein Glaube. Das lehrt uns die psychologische Wissenschaft. Er ist eine Liebe. Der Jüngling, der ein Mädchen liebt, braucht keine Wissenschaft." (S. 424.)

Je gedankenloser und unwissender der liebende Jüngling, desto glücklicher offenbar die Ehe.

Doch de Man geht noch weiter. Es genügt ihm nicht, zu erklären:

„Der Kämpfer für eine bessere Gesellschaftsordnung braucht keinen wissenschaftlichen Beweis, daß diese Ordnung notwendig kommen muß; es genügt, daß ihm sein Gewissen gebietet, sie zu erstreben."

De Man hält die soziale Wissenschaft nicht nur für überflüssig, sondern sogar für gar keine Wissenschaft. Nur das Gewissen (oder die Unwissenheit?) ist das wahre Wissen. Die Wissenschaft dagegen ein bloßes Produkt unseres Wollens. Was man wünscht, das glaubt man gern:

„Wie die ‚Lage der arbeitenden Klassen' und das ‚kommunistische Manifest' historisch dem Kapital vorangingen, so war auch bei Marx und Engels die Sympathie für die Arbeiterschaft und der Wunsch nach Sozialismus schon da, bevor sie an die Beweisführung der Unvermeidlichkeit des kapitalistischen Zusammenbruchs herantraten." (S. 263.)

---

[1]) Von den Barbaren in diesem Kriege ging offenbar keiner in die Kirche, war jeder zu sehr von moderner Wissenschaft erfüllt. K.

[2]) Den Glauben hat jeder. K.

[3]) Von de Man unterstrichen. K.

Doch trösten wir uns. Das scheint ein Mangel nicht nur des Marxismus, sondern aller historischen Wissenschaft zu sein:

„Das historische Notwendigkeitsgesetz, das die Zwecksetzung begründen will, setzt sie vielmehr voraus. Es postuliert immer nur eine Notwendigkeit, die gewünscht wird, und diese angebliche Notwendigkeit ist weiter nichts, als eine Illusion der Willensfreiheit über die Tragweite ihrer (der Freiheit? K.) eigenen Fähigkeit zur Verwirklichung ihrer (?) Wünsche." (S. 111.)

Im gleichen Sinne heißt es früher schon:

„Die Theorie paßt sich immer der Willensrichtung an; keine lehrreichere Illustration dafür als die Veränderungen des Begriffsinhalts ‚Proletariat' in der sozialistischen, ja in der marxistischen Literatur selber. In Deutschland — ausgerechnet in Deutschland! — hat die ‚russische' Willensrichtung des marxistischen Kommunismus neuerding sogar bewirkt, daß dem Begriff Proletariat der neue konkrete Inhalt ‚Arbeiter und Bauern' gegeben wird." (S. 105.)

Das Beispiel ist gerade nicht sehr glücklich gewählt. Hält es de Man für Wissenschaft, wenn ein paar Leute in Deutschland bereit sein sollten, auf Kommando von Moskau die Bauern unterschiedslos für Proletarier zu erklären? Uebrigens ist die Gleichsetzung der Bauern mit Proletariern im kommunistischen Rußland selbst nicht üblich. Man unterschied dort in der Regel sehr gut die bäuerlichen von den proletarischen Interessen und heute bildet es die wichtigste Sorge der russischen Staatsmänner, diese verschiedenen, mitunter gegensätzlichen Interessen ohne allzu große Reibungen unter einen Hut zu bringen. Endlich aber wurde das Bündnis zwischen Arbeitern und Bauern den russischen Kommunisten nicht durch irgendeine grundlose oder bloß aus dem Gewissen stammende „Willensrichtung" diktiert, sondern durch die tatsächlichen, unabhängig vom kommunistischen Willen bestehenden ökonomischen Existenzbedingungen Rußlands.

Das Beispiel de Mans ist also schlecht gewählt, die Neigung, die es illustrieren soll, besteht aber wirklich. Jeder ist kritischer gegenüber Behauptungen, die ihm unangenehm sind, als solchen, die seinen Zwecken entsprechen. Absurd ist es allerdings, in dieser Neigung mehr zu sehen als eine Fehlerquelle des Denkens, die ja bei manchen zur Kritiklosigkeit neigenden Menschen sehr stark und störend werden kann. De Man schließt aus der bloßen Neigung mancher Theoretiker frischweg auf jede Theorie und erklärt von ihr, daß sie sich „immer der Willensrichtung anpaßt".

Diese Art des Vorgehens kennzeichnet das ganze Buch de Mans. Er macht einzelne richtige Beobachtungen, verallgemeinert aber, was nur bedingt gilt, übertreibt, vergröbert, verzerrt und verwandelt so Vernunft in Unsinn.

Doch vermag das Körnchen Wahrheit manchen naiven Leser zu verführen, den ganzen Kübel Verkehrtheiten aufzunehmen, in dem es drin liegt. Ein anderer wieder mag sich veranlaßt sehen,

mit der Menge Spreu auch die paar Weizenkörner achtlos wegzuwerfen, die in ihr verborgen sind. Trotzdem würde es sich nicht lohnen, die de Manschen Sätze näher zu erörtern, wenn sie nicht darauf beruhten, daß er zwei Phasen des Wollens nicht unterscheidet, die nicht miteinander zusammengeworfen werden dürfen, was trotzdem regelmäßig geschieht. De Man gibt uns einen guten Anlaß, die nötige Unterscheidung hier vorzunehmen.

Es ist nicht daran zu zweifeln, daß in letzter Linie unser Wollen nicht durch unser Erkennen bestimmt wird, sondern schon vor jeglicher Erkenntnis da ist und daß es auf diese selbst bestimmend einwirkt.

Wir haben ja im zweiten Buche gesehen, daß unser Wollen ein Ergebnis unserer angeborenen Triebe ist. Diese sind nicht alle immer wirksam und nicht alle stets in gleichem Maße. Damit sie in Funktion treten, müssen bestimmte Veränderungen im Organismus oder in seiner Umwelt eintreten, etwa Leere des Magens, oder der Anblick einer leckeren Speise, das Eintreten der Geschlechtsreife, die Nähe eines Wesens des anderen Geschlechtes usw.

Die Triebe selbst modifizieren sich je nach der Lebensweise des Organismus, die ebensowohl von seinen Organen wie von seiner Umwelt abhängt. Sie modifizieren sich also am meisten beim Menschen, sobald er künstliche Organe erfindet, die zu einem Teil seiner Umwelt werden und diese wie seine Lebensweise, und damit ihn selbst verändern.

Aber wie groß auch diese Aenderungen sein mögen, stets entspringen die Triebe des Menschen aus seinem Innern, werden durch den lebendigen Organismus und seine Lebensbedingungen bestimmt, die vor jeglicher Erfahrung vorhanden sind und von denen es abhängt, in welcher Art diese sich gestaltet.

Das Wollen ist also früher da als das Wissen. Auf welchen Gebieten dieses gewonnen wird, hängt von jenem ab und von den Bedingungen, die es erzeugen, den angeborenen Trieben des Organismus und ihren Modifikationen durch die Umwelt.

Zweites Kapitel.

Teleologie und Kausalität.

Aus den angeborenen Trieben gehen unter verschiedenen Lebensbedingungen sehr verschiedene Arten des Wollens, des Verlangens, des Bedürfens hervor. Diese helfen dem Organismus in keiner Weise, wenn sie nicht die Ursachen werden zu bestimmtem Handeln.

Sobald aber der Wille aus einem unbestimmten Verlangen zu dem bestimmten Entschluß wird, eine bestimmte Handlung zu

vollbringen, ändert er fundamental seinen Charakter. Nun wird er nicht bloß durch die aus dem Inneren des Organismus stammenden Antriebe bestimmt, die teils angeboren, teils durch Berührung mit der Umwelt erworben wurden, sondern auch und in sehr wesentlichem Maße durch seine Erfahrungen, durch die Erkenntnis, die er aus ihnen schöpft, Erkenntnis sowohl der eigenen Fähigkeiten, wie der Beschaffenheit der Umwelt. Seine Fähigkeiten sind ihm wohl angeboren, aber er lernt sie erst kennen, wenn er sie durch Betätigung in der Umwelt erprobt.

Der Wille der ersten Phase ist verbunden mit teleologischem Denken. Er beschäftigt sich mit einem Zustande, der bestehen soll. Dieses Sollen kann der verschiedensten Art sein, je nachdem es der nächsten oder einer weiteren Zukunft gilt, einen Zustand herbeisehnt bloß infolge eines Triebes, sei er egoistischer, sexueller, ästhetischer oder sozialer Natur. Ist der Trieb ein sozialer, dann bekommt der Zustand, der sein soll, einen ethischen Charakter, den eines ethischen Ideals.

Die menschlichen Ziele, die bloß aus dem Triebleben hervorgehen, aus den Bedürfnissen, die unter bestimmten sozialen Bedingungen eine bestimmte Färbung bekommen, sind notwendigerweise unbestimmt, nebelhaft.

Ganz anders gestaltet sich der Wille, sobald er vom bloßen Bedürfen dazu übergeht, bestimmte Handlungen zur Befriedigung der Bedürfnisse zu verlangen. Sobald er Handlungen veranlaßt, muß er mit kausaler Erkenntnis notwendigerweise verbunden sein. Das ist für die Setzung von Zielen nicht notwendig, wohl aber für die Setzung von Handlungen zur Erreichung eines Zieles. Jetzt darf der Wille nicht mehr unbestimmt und nebelhaft sein.

Handeln heißt nichts anderes, als eine bestimmte Ursache setzen, um eine bestimmte Wirkung zu erzielen. Ich würde die Ursache gar nicht setzen, wenn ich die Wirkung, die sie üben wird, nicht erwartete, also mit mehr oder weniger Gewißheit voraussähe. Bewußtes — nicht instinktives — Handeln ist nicht möglich ohne die Erkenntnis bestimmter notwendiger kausaler Zusammenhänge.

Solche Erkenntnisse treten so früh auf, wie das Bewußtsein selbst. Das Gebiet der erkannten kausalen Zusammenhänge ist in der Tierwelt natürlich zunächst sehr klein, und jede dieser Erkenntnisse bleibt zunächst unverbunden mit den anderen. Erst nach und nach werden sie in einen widerspruchslosen Zusammenhang miteinander gebracht.

Von den Erkenntnissen etwa der Karpfen, die man gewöhnen kann, Bodenerschütterungen durch den Fuß nahender Menschen als die Ursache zu betrachten, die ihnen Futter bringt, bis zu den umfassenden Theorien der modernen Wissenschaft ist ein weiter

Weg. Aber die Funktion der Erkenntnis ist hier wie dort die gleiche, dem Organismus ein Wissen von kausalen Zusammenhängen der Umwelt zu bringen, die ihn befähigt, sein Handeln, damit aber auch sein dieses Handeln bestimmendes Wollen, den von ihm triebmäßig gesetzten Zwecken entsprechend, also zweckmäßig einzurichten.

Es macht dabei keinen Unterschied, ob es sich um ein Handeln in der Natur oder um eines in der Gesellschaft handelt. Das Problem wird kein anderes, ob der Mensch auf seinesgleichen einwirkt oder auf Tiere oder Pflanzen oder anorganische Körper, wenn auch natürlich nicht jedes dieser Dinge in gleicher Weise zu behandeln ist.

Der Mensch mag vermeinen, sein eigener Wille sei frei, es hänge nur von seinem Gutdünken ab, ob er furchtsam ist oder tapfer, haltlos oder konsequent usw. Er kann zu dieser Einbildung kommen, weil er die Faktoren nicht kennt, die seinen Willen bestimmen. Aber unbewußt und oft widerstrebend erkennt er durch sein soziales Tun an, daß das Wollen der Menschen durch kausale Notwendigkeiten bestimmt wird. Denn er könnte sich gar nicht als Ursache seinen Mitmenschen gegenüber setzen, wenn er nicht erwartete, daß diese darauf in bestimmter Weise reagieren werden. Erwartungen können enttäuscht werden. Das gilt indes der Natur gegenüber nicht minder als der Gesellschaft gegenüber. Aber wäre jeder Mensch, mit dem ich zu tun bekomme, in seinem Willen frei, also ganz unberechenbar, dann hieße jede meiner Einwirkungen auf andere Menschen, hieße jedes Tun des einzelnen in der Gesellschaft nichts als zielloses Herumfuchteln in der Luft, bei dem es ganz vom Zufall abhängt, was dabei herauskommt.

Die Anhänger der Willensfreiheit schöpfen die Gründe für ihre Annahme aus der Beobachtung des eigenen Inneren, was immer sie darunter verstehen mögen. In ihrer gesellschaftlichen Praxis gehen sie jedoch in der Weise vor, wie sie es durch das Vorbild aller Welt gewöhnt sind. Und das beruht auf der Erwartung, daß die Menschen auf bestimmte Maßnahmen in bestimmter Weise reagieren. Nur unter dieser Annahme ist ein Handeln in der menschlichen Gesellschaft, also ein soziales Leben möglich.

Natürlich ist unser Erkennen der Umwelt und auch unser eigenes Können stets unvollkommen, also wird auch unser Handeln nicht immer zweckmäßig sein. Aber es wird um so eher sein ihm durch das triebmäßige Wollen gesetzte Ziel zu erreichen vermögen, je größer unsere Erkenntnis der Wirklichkeit.

Unser Wollen muß daher auf Erkennen der Wahrheit ausgehen und nicht auf Schaffung von Illusionen. Das Bedürfnis, die Dinge so zu sehen wie sie wirklich sind, ist schon bei den

Tieren sehr stark. Die Wahrheit zu erkennen, ist für sie eine Lebensnotwendigkeit — natürlich nicht die Wahrheit über die ganze Welt, wohl aber über das Stück davon, in dem sie hausen: Sie gingen zugrunde, wenn ihre „Theorie" sich ihrer „Willensrichtung anpaßte". Ein hungriger Fuchs etwa würde nicht weit kommen, wenn er in jedem Baumstumpf oder gar in jedem Hund einen Hasen zu sehen glaubte.

Kein Zweifel, es gibt Leute, deren Wollen im teleologischen Stadium verbleibt und nicht das kausalbedingte erreicht. Sie sind geneigt, alles für wahr zu halten, was ihrer Willensrichtung entspricht, auch wenn man ihnen Unsterblichkeit und ewige Jugend und zwar schon im Diesseits verheißt. Das sind diejenigen, die nicht alle werden und jedem Schwindler auf den Leim gehen. Aber zu behaupten, auch jeder Theoretiker, selbst der bedeutendste und tiefste Denker, gehöre in diese Kategorie, ist doch ein starkes Stück. Träfe das zu, die Menschheit wäre längst ausgestorben. Von dem bloßen Wollen und wäre es das herrlichste und erhabenste, ist kein Mensch satt geworden, wenn sich nicht bestimmtes zweckmäßiges Handeln dazu gesellt. Das ist aber unmöglich ohne klare Erkenntnis der kausalen Zusammenhänge, die für die Erreichung des Zweckes in Frage kommen.

Erst die Erkenntnis macht das jeweilige Wollen zu einem Sollen, das bestimmte Handlungen erzeugt. Dieses Sollen ist ganz verschieden von dem aus dem Triebleben hervorgehenden. So unbestimmt und vage dieses ist und sein muß, so klar und präzis kann jenes werden.

Doch stammt das Sollen, das bestimmte Handlungen erzeugt, nicht ausschließlich aus der Erkenntnis. Auch Instinkte können bestimmte Handlungen gebieten. Deren gibt es beim Menschen nicht viele, dafür finden wir im Unterschied vom Tier beim Menschen noch eine dritte Triebfeder für bestimmtes Handeln: Die von anderen, früheren Menschen herstammende, von der späteren Generation fertig vorgefundene Sitte.

Instinkte, Sitten, Erkenntnisse bilden jenes Sollen, aus dem bestimmte Handlungen hervorgehen. Auch dieses nimmt, soweit es sich auf soziales Tun bezieht, einen ethischen Charakter an. Aus dem Sollen in bezug auf das Verhalten gegenüber der Gesellschaft wird ein ethisches Gebot, eine ethische Pflicht.

Das ist ein ganz anderes Sollen als jenes, das im ethischen Ideal verkörpert ist.

Das ethische Gebot, bestimmtes Tun zu vollbringen und anderes zu meiden, ist gar nicht möglich ohne Erkenntnis der Konsequenzen des einen wie des anderen Tuns, also ohne Erkenntnis kausaler Zusammenhänge — soweit nicht Instinkt oder Sitte das Gebot erzeugen. Doch spielt der Instinkt beim Menschen eine untergeordnete Rolle. Und die Sitte ist nicht zu er-

klären, wenn wir nicht annehmen, daß die Menschen zur Zeit ihres Aufkommens einen wirksamen Grund hatten, das von ihr verlangte oder verpönte Tun als gesellschaftlich nützlich oder schädlich zu betrachten. Dieser Grund kann aufgehört haben, zu bestehen oder er ist vergessen worden, die alte Sitte bleibt aber bei der konservativen Natur des Geistes solange bestehen, bis neu auftauchende Lebensbedingungen sie in auffallendem Maße als unzweckmäßig erkennen lassen.

Aber ob es aus direkter oder aus überlieferter, vielleicht schon veralteter Erkenntnis stammen mag, unser bewußtes Sollen, soweit es unsere Handlungen vorschreibt, ist stets ein Ergebnis unseres Erkennens kausaler Zusammenhänge und es ist soweit zweckmäßig, als unser Erkennen richtig.

Jedoch bildet die Erkenntnis nur die eine Seite unseres jeweiligen Handelns. Sie sagt uns, w i e wir handeln sollen. Sie sagt uns nicht, d a ß wir handeln sollen.

Der Anstoß dazu kommt aus dem Triebleben des Individuums, das seinerseits wieder seine Anstöße von der Außenwelt empfängt.

Aus dem bloßen Wissen ohne Wollen, ohne Bedürfnis geht ebensowenig ein Handeln hervor, als aus dem bloßen Bedürfnis ohne bestimmte Anschauung der Umwelt ein bestimmtes Handeln hervorgehen kann.

Die reine Wissenschaft erläßt keine Gebote, sie stellt bloß kausale Zusammenhänge fest. Ob und inwieweit die bedürftige Menschheit diese Erkenntnisse für ihre praktischen Zwecke anwenden kann und will, geht die Wissenschaft als solche nichts an, obwohl ihr Ursprung in dem Verlangen nach praktisch anwendbarem Wissen zu suchen ist.

Wo es aber zu derartiger praktischer Anwendung einer Wissenschaft kommt, da gibt sie sehr bestimmte Gebote des Handelns, die von der Einsicht in die Notwendigkeit diktiert sind.

Man liebt es heutzutage, zwei Arten von Wissenschaften zu unterscheiden, die der Natur und die des Geistes. In Wirklichkeit meint man unter den Geisteswissenschaften die Wissenschaften von der Gesellschaft, denn die eigentliche Wissenschaft vom Geist, von der Psyche, die Psychologie, gehört zur Naturwissenschaft.

Der Unterschied zwischen den beiden Arten von Wissenschaften soll darin bestehen, daß die Naturwissenschaft nach der Erkenntnis kausaler Zusammenhänge sucht, zu zeigen hat, was ist, indessen die Geisteswissenschaften nach Zwecken forschen, untersuchen, was sein soll.

In der Tat besteht ein Unterschied in dem Verhältnis des Menschen zur Natur und dem Verhältnis zu seinen Neben-

menschen. Er kann der Natur nicht gebieten, er kann nur ihre Gesetze erforschen, um sie auszunutzen.

Anders steht es mit dem Menschen. Sie verständigen sich untereinander durch die Sprache. Ein Mensch kann einen anderen zu einem bestimmten Tun überreden oder es ihm befehlen, wenn hinter dem Befehl die nötigen Machtmittel stehen, etwa die Uebermacht der Mehrheit oder eine bewaffnete Polizei. Kann der Mensch auf die Natur nur wirken auf Grund der Erkenntnis ihrer Gesetze, so kann er auf andere Menschen wirken durch Gebote, die er auch Gesetze nennt.

Die Gesetze der Moral und des Staates werden uns nicht kund durch Beobachtung und Erforschung der Natur und sie bestehen nicht unabhängig von dem Wollen der Menschen. Von Menschen werden sie verkündet, von Menschen durchgesetzt und zwar zu menschlichen Zwecken. Mitunter auch zu unmenschlichen Zwecken. Sie werden anscheinend nicht von der Kausalität beherrscht, sondern von der Teleologie, der Zwecksetzung. So scheint es, als habe man bei der Erforschung der Gesellschaft nur nach Zwecken und Geboten zu forschen, nach Gesetzen in ganz anderem Sinne als in der Naturwissenschaft.

Die Denkweise der Männer des Gesetzes, der Juristen, wird für diese Auffassung der Gesellschaftswissenschaft entscheidend, die um so mehr vorherrscht, je verbreiteter juristische Bildung ist. Sie bedarf auch der Annahme der Willensfreiheit. Wir haben im dritten Buche gesehen, daß ein Naturforscher, wie Billroth, vom Standpunkt seiner eigenen Wissenschaft aus die Willensfreiheit verwarf, es dagegen für notwendig hielt, sie anzuerkennen, weil sonst die ganze Juristerei ihre Grundlage verlöre.

Zu den Geisteswissenschaften gehören politische Oekonomie und Geschichte. Alle anderen Geisteswissenschaften lassen sich im Grunde auf diese beiden reduzieren.

Dilthey bezeichnet in seiner „Einleitung zu den Geisteswissenschaften" (Berlin, 1922) diese als Wissenschaften, durch die „ein Zweig der menschlichen Tätigkeit geregelt wird", „welche Imperative zu ihren Grundlagen haben". (S. 5.)

Er schreibt seine Einleitung für jene, die sich mit „der Geschichte, der Politik, Jurisprudenz oder politischen Oekonomie, der Theologie, Literatur oder Kunst beschäftigen" und spricht dann von den „bezeichneten Wissenschaften." (S. 3.)

Natürlich rechnet er Politik, Literatur und Kunst nicht zu den Wissenschaften. Er hat sie hier offenbar nur als Gebiete im Auge, mit denen sich die Geisteswissenschaft beschäftigt.

Eine wissenschaftliche Untersuchung von Literatur und Kunst bedeutet aber doch nichts anderes, als Literatur- und Kunstgeschichte. Und mit der Politik kann man sich wissenschaftlich wohl auch nicht anders beschäftigen, als durch historische und

ökonomische Untersuchungen. Ebenso ist Theologie nicht anders wissenschaftlich zu betreiben, als auf dem Wege der Religionsgeschichte.

Und die Jurisprudenz? Sie handelt sicher von Imperativen, aber von solchen, die sie nicht selbst schafft. Ihr Material sind die Gebote, die Gesetze der Gesetzgeber. Die Juristen haben diese Gesetze zu sammeln, ihre wissenschaftliche Aufgabe ist es, sie zusammen in einem widerspruchslosen System zu ordnen, aber die Gesetze selbst werden nicht von der Rechtswissenschaft gemacht, sondern von den Politikern und Staatslenkern. Und die Zwecke, denen die Gesetze dienen, stammen aus dem Leben, nicht aus der Jurisprudenz. Diese Gesetze werden um so zweckmäßiger sein, je mehr bei den Gesetzgebern ausreichende Einsicht in die kausalen Zusammenhänge der menschlichen Gesellschaft vorhanden ist.

Mag die juristische Denkweise die Geisteswissenschaften noch so sehr beherrschen, im Grunde lassen sie sich doch alle reduzieren auf politische Oekonomie und Geschichte. Die ökonomische Wissenschaft ist groß geworden, hat ihre Bedeutung erlangt als Lehre von den kausalen Zusammenhängen im ökonomischen Prozeß, und in der Geschichte gewinnt das Suchen nach kausalen Zusammenhängen immer mehr Raum.

Andererseits aber ist die menschliche Gesellschaft nicht das einzige Gebiet unseres Erkennens, das historisch betrieben werden kann. Seitdem in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Lehre aufkam, die Erde und das ganze Sonnensystem seien aus einem rotierenden, glühenden Gasball hervorgegangen, und seitdem sich dazu im Laufe des 19. Jahrhunderts die Lehre von der Entwicklung der Organismen gesellte, kann man das Studium großer und stets wachsender Zweige der Naturwissenschaft gar nicht mehr anders treiben als historisch, das heißt, durch Vergleichung jetziger mit vergangenen Erscheinungen. Endlich wird niemand eine Naturwissenschaft völlig beherrschen, der nicht weiß, wie sie geworden ist.

Drittes Kapitel.

Reine und angewandte Wissenschaft.

Wohl ist eine Unterscheidung zu machen zwischen Wissenschaften, die ausschließlich nach notwendigen, kausalen Zusammenhängen forschen, und solchen, die Zwecke setzen und Imperative für bestimmtes Handeln erlassen, aber es ist nicht eine Unterscheidung zwischen Natur und Geist oder menschlicher Gesellschaft, sondern eine Unterscheidung zwischen *reiner* und *angewandter* Wissenschaft.

Die reine Wissenschaft dient stets ausschließlich der Erforschung notwendiger kausaler Zusammenhänge, sie sieht ab von jeglicher Zwecksetzung, in der politischen Oekonomie und der Geschichte ebenso wie in der Mechanik, Chemie, Biologie.

Dagegen die angewandte Wissenschaft spricht stets bestimmte Imperative aus, und gibt Werturteile ab über zweckmäßiges oder unzweckmäßiges Vorgehen, einerlei, ob sie sich mit mechanischen, chemischen Dingen, mit lebenden Organismen oder gesellschaftlichen Erscheinungen beschäftigt.

Diese Imperative stammen aber nicht aus irgendwelcher Teleologie, sondern aus kausaler Erkenntnis. Allerdings wird diese bestimmten Zwecken dienstbar gemacht. Es sind Zwecke, die aus gar keiner Wissenschaft stammen, weder reiner noch angewandter, sondern in letzter Linie aus dem vor aller Wissenschaft gegebenen Triebleben und den äußeren Bedingungen, unter denen die Bedürfnisse der Menschen ihre besonderen Formen annehmen.

Das gilt ohne Unterschied für die Wissenschaften von der Natur wie für die von der Gesellschaft.

Nehmen wir etwa die Medizin. Sie sagt den Menschen: Du mußt das und das tun und das und das vermeiden, um gesund zu werden oder zu bleiben. Diese Gebote sind ein Ergebnis der Einsicht in die Naturgesetze. Aber das Verlangen, gesund zu werden oder zu bleiben, ist nicht ein Ergebnis wissenschaftlicher Forschung: es besteht lange vor ihr, ist ein Produkt entweder des Selbsterhaltungstriebs, wenn es der eigenen Person gilt, oder des sozialen Triebs, wenn es die Menschen der Umgebung gesund sehen will.

Ebenso steht es mit der Technik. Sie erläßt „imperative" Normen für die Menschen, wie sie produzieren sollen. Diese Gebote entstammen naturwissenschaftlicher Erkenntnis. Aber die Zwecke der Produktion werden in letzter Linie durch die, vor jeder solchen Erkenntnis gegebenen Triebe und Bedürfnisse der Menschen gegeben.

Die technische Wissenschaft sagt dem Menschen: wenn du eine Schnellzugslokomotive bauen willst, sollst du so und so verfahren. Aber diese Wissenschaft sagt dem Menschen keineswegs: du sollst trachten, deine Fortbewegung möglichst zu beschleunigen. Dieses Bedürfnis stammt aus dem Leben, nicht aus der Wissenschaft.

Nicht anders steht es mit der politischen Oekonomie. Auf Grund ihrer Einsicht in die ökonomischen Gesetze kann sie dem Gesetzgeber sagen, welcher Art etwa seine Zollgesetzgebung sein soll, damit Profite oder Grundrenten steigen. Aber das Ziel der Erreichung hoher Profite oder Grundrenten stammt nicht aus

der Wissenschaft, sondern aus den Bedürfnissen und den Lebensbedingungen der Kapitalisten und Grundbesitzer.

Die reine Wissenschaft hat mit dem Setzen von Zwecken oder der Befriedigung von Bedürfnissen gar nichts zu tun. Die angewandte Wissenschaft wendet die kausale Erkenntnis der reinen Wissenschaft an, um Zwecken zu dienen, die aus dem Lebensprozeß der Menschen hervorgehen. Bei dieser Anwendung kommt die angewandte Wissenschaft dazu, auch ihrerseits bestimmte Zwecke zu setzen, deren Erreichung den obersten Zwecken dienen soll, die aus dem Triebleben hervorgehen.

So kann sich etwa die Medizin zu dem Zwecke der Erhaltung der Gesundheit der Menschen den Zweck setzen, den Alkoholgenuß einzudämmen oder womöglich ganz auszurotten. Aber dies wird stets auf Grund kausaler Erkenntnis geschehen. Die Medizin wird dadurch noch keine teleologische Wissenschaft.

Die Geisteswissenschaften machen in dieser Beziehung keinen Unterschied gegenüber den Naturwissenschaften außer darin, daß sie jünger sind als diese — auch die Geschichte, soweit sie als Wissenschaft betrieben wird — und daß bei ihnen in der Klassengesellschaft Sonderinteressen auftreten, während gegenüber der Natur alle Menschen die gleichen Interessen haben. Und an den Erscheinungen der Gesellschaft nimmt jeder lebhaften praktischen Anteil. Die Erforschung der Natur überläßt man möglichst den Fachleuten.

Infolge der Jugend der Wissenschaften von der Gesellschaft und der störenden Einwirkung praktischer Interessen ist in diesen Wissenschaften die reine von der angewandten Wissenschaft weniger klar geschieden als in den Naturwissenschaften.

Anatomie und Physiologie werden getrennt von der Therapie getrieben, Physik getrennt von der Technik. Ein bloßer Physiker wird sich davor hüten, eine Lokomotive konstruieren zu wollen, Dagegen wird es kaum einen Nationalökonomen geben, der sich auf die reine Theorie beschränkt und sich nicht auch mit Fragen praktischer Oekonomie beschäftigt hätte, Zollpolitik, Steuerpolitik, Bankpolitik, Geldpolitik, Sozialpolitik usw.

So bekommen die Geisteswissenschaften einen praktischen, teleologischen Charakter, den die reinen Naturwissenschaften nicht haben.

Die reine und die angewandte Wissenschaft gelten da leicht als eines. Mancher macht es einzelnen Oekonomen zum Vorwurf, daß sie in den wirtschaftlichen Vorgängen nur nach den sie beherrschenden Gesetzen suchen, ohne Herz und Gemüt, statt nach Vorschriften darüber, wie die einzelnen ökonomisch tätigen Menschen sich zueinander zu verhalten hätten. Die historische Schule der politischen Oekonomie, die nicht nach Gesetzlichkeiten sucht, hat sich denn auch als ethische Schule aufgetan.

Die Schwierigkeit, Oekonomie oder Geschichte als reine Wissenschaft zu betreiben, völlig losgelöst von der angewandten Wissenschaft und ihren praktischen Geboten, ist sicher sehr groß. Aber das ist kein Grund, aus der Not eine Tugend zu machen und jeglicher ökonomischen oder historischen Untersuchung von vornherein den Charakter einer reinen Wissenschaft zu nehmen, die bloß nach kausalen Zusammenhängen sucht, und sie ganz nur als teleologische Wissenschaft hinzustellen, das heißt, als bloß angewandte Wissenschaft. Dies ist ein Unsinn, da eine solche die reine Wissenschaft und die von ihr entdeckten Gesetze voraussetzt. Ohne Kenntnis dieser Gesetze werden ja alle Gebote, die sie erläßt, zu nichts als frommen Wünschen, bei denen es ganz vom Zufall abhängt, ob und inwieweit sie in Erfüllung gehen.

Die historische Schule ist denn auch mit ihrer, aus keinerlei ökonomischen Gesetzen geschöpften Ethik nicht weit gekommen.

Nach dem eben Gesagten ist es nun leicht zu begreifen, wie sich Sozialismus und Wissenschaft zueinander verhalten.

Wir haben oben den Satz de Mans zitiert, daß für Marx und Engels „die Sympathie für die Arbeiterschaft und der Wunsch nach Sozialismus schon da waren, bevor sie an die Beweisführung der Unvermeidlichkeit des kapitalistischen Zusammenbruchs herantraten."

Kein Zweifel, die Sympathie für die Arbeiterschaft ist bei den grundlegenden Theoretikern des Sozialismus früher da, als die Theorie. Diese Sympathie stammt nicht aus der Wissenschaft, sondern aus dem Triebleben und den Bedingungen, unter denen es vor sich geht.

Ohne die Ausbeutung, Knechtung, Mißhandlung der Arbeiter durch das Kapital kein Streben nach Aufhebung dieser Zustände. Es entspringt dem Selbsterhaltungstrieb der mit dem Untergang bedrohten Arbeiter sowie den sozialen Trieben sowohl der bessergestellten Arbeiter, die sich mit den niedergetretenen solidarisch fühlen, als auch einzelner Gebildeter und sogar Kapitalisten, bei denen einesteils das soziale Empfinden, und andererseits die Kenntnis der entsetzlichen Verhältnisse der Arbeiterschaft in stärkerem Maße vorhanden ist als bei dem Durchschnitt der nicht proletarischen Schichten.

Das Bedürfnis, den Arbeitern zu helfen, sie aus ihrer elenden Lage zu befreien, war vor allem Sozialismus da. Es entstammt nicht der Wissenschaft, wird nicht durch sie erzeugt. Allerdings ist die heutige Gesellschaft ein so ungeheurer, mannigfaltiger Organismus, daß die verschiedenen ihrer Schichten nur wenig voneinander wissen. Die Intellektuellen wissen wenig vom proletarischen Elend, wenn es ihnen nicht statistisch eindringlich demonstriert wird. Aber das kann man noch nicht eine wissenschaftliche Tätigkeit nennen, die Sozialismus erzeugt,

sondern nur eine unsere Zeit kennzeichnende Methode, die Umwelt anzusehen.

De Man hat ganz recht: Bei Marx und Engels, wie wohl bei jedem Sozialisten, war die Sympathie mit dem Proletariat vor ihren wissenschaftlichen Theorien da. Sie floß aus ihrer Betrachtung des proletarischen Elends, das nicht nur in Statistiken und ökonomischen Darstellungen, sondern auch in proletarischen Bewegungen, namentlich der des Chartismus zutage trat.

Aber de Man irrt gründlich, wenn er meint, daß auch ihr Sozialismus vor ihren wissenschaftlichen Untersuchungen da war und daß er unseren Meistern das Ergebnis vorschrieb, zu dem sie mit ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit zu gelangen hätten.

In den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurde das proletarische Elend in eindringlicher Weise sichtbar. Es erschütterte und erschreckte weite Kreise auch außerhalb des Proletariats, und der Drang, dem Proletariat zu helfen, wurde sehr stark. Aber die Wege, die man zur Abhilfe einschlagen wollte, waren sehr verschieden, je nach der sozialen Lage der einzelnen Helfer. Aber auch je nach dem Grade ihrer Einsicht in die ökonomischen Gesetze.

Viele glaubten, die Demokratie würde genügen, dem Elend zu steuern. Marx und Engels selbst gehörten in ihren Anfängen der bürgerlichen Demokratie an, wie auch Lassalle und Liebknecht. Ebenso noch die meisten der auf sie folgenden Generation ihrer Schüler, ein Bebel, ein Singer. Ja, auch noch Bernstein, Viktor Adler, ich selbst, haben von der Demokratie unsern Ausgangspunkt genommen.

De Man allerdings wuchs in einer Generation auf, in der Sympathie mit der Arbeiterklasse und Sozialismus als gleichbedeutend galt. Bei uns dagegen war dies keineswegs der Fall. Es bedurfte angestrengter, intellektueller Arbeit, um zu erkennen, daß die bloße Demokratie nicht genüge, das Proletariat zu befreien.

Nicht ohne einigen Ingrimm müssen wir sehen, wie manche Wichtigtuer sich heute bemüßigt fühlen, uns diese Erkenntnis als ihre eigene neueste Entdeckung entgegenzuhalten, um unsere Rückständigkeit darzutun, weil wir heute noch, wie während unseres ganzen Lebens, die Demokratie fordern.

Daß die Demokratie allein, so unentbehrlich sie sei, doch nicht ausreiche, das Proletariat zu befreien, erkannten wir früh. Damit war noch wenig gewonnen.

De Man sagt ganz einfach, Marx und Engels hätten sich zum Sozialismus bekannt. Aber wenn man darunter nicht einen ethischen Nebel von Arbeiterfreundlichkeit versteht, findet man, daß man mit diesem Wort gar mannigfache Auffassungen bezeichnen kann, die alle nur in der Ueberzeugung übereinstimmen,

daß das Privateigentum der Kapitalisten an den Produktionsmitteln die elende Lage der Arbeiter verschuldet, so daß sie nur durch dessen Aufhebung zu bessern sei. Darüber, in welcher Art dieses Ziel zu verwirklichen sei, gingen die verschiedenen Sozialisten sehr auseinander. Es erheischte eine bedeutende ökonomische und historische Einsicht, um zwischen den divergierenden Anschauungen zu wählen.

Außer in dem allgemeinen ethischen Ziel waren die Sozialisten vor Marx auch noch darin einig, daß es sofort verwirklicht werden müßte. Die einen wollten es durch die Gründung sozialistischer Kolonien erreichen, andere durch die Gründung von Produktivgenossenschaften mit oder ohne Staatshilfe. Die Staatssozialisten zerfielen wieder in solche, die von einer über den Klassen thronenden Monarchie die nötige Hilfe erwarteten, und in andere, die von der Monarchie nichts wissen wollten, dafür vermeinten, eine demokratische Republik müsse die Hilfe bringen. Wieder andere verzweifelten daran, die Mehrheit in der Demokratie für die proletarische Sache zu interessieren. Sie strebten nach der Wiederaufrichtung einer jakobinischen Diktatur, die durch den Putsch einer Gesellschaft von Verschworenen herbeigeführt werden sollte, die sich des Staatsapparates zu bemächtigen und ihn für die proletarischen Zwecke in Bewegung zu setzen hätten. Und neben ihnen standen jene, die im Staate den größten Gegner des Proletariats sahen. Sie erwarteten dessen sofortige Befreiung, sobald es gelang, den Staat zu zertrümmern.

Man sieht, sich dem Sozialismus anzuschließen, war keine so einfache Sache. Owen und Fourier, Louis Blanc und Blanqui, Weitling und Rodbertus (der übrigens weder Marx noch Engels beeinflußte), Proudhon und noch viele andere vertraten damals die verschiedenartigsten sozialistischen Tendenzen. Welche die den gegebenen Bedingungen am besten angepaßte sei, war durch bloße Gemütsregungen nicht zu entscheiden. Um zur Klarheit über den Sozialismus zu kommen, hielten es Marx und Engels für unerläßlich, Oekonomie und Geschichte, namentlich Geschichte der Revolutionen zu studieren. Bei diesen Forschungen, die sie nicht erst nach erfolgtem Uebergang zum Sozialismus begannen, kamen sie zu ihrer Geschichts- und Gesellschaftsauffassung und *durch sie* zu ihrem eigenartigen Sozialismus, *der von jedem bis dahin bestandenen gründlich abwich.*

Marx selbst erklärt in seinem Vorwort zur „Kritik der politischen Oekonomie", er sei als Chefredakteur der liberalen „Rheinischen Zeitung" (seit 1842) auf den französischen Sozialismus aufmerksam geworden:

„Zu jener Zeit, wo der gute Wille, ‚weiter zu gehen', Sachkenntnis vielfach überwog, hatte sich ein schwach philosophisches Echo des französischen Sozialismus und Kommunismus in der ‚Rheinischen Zeitung'

hörbar gemacht. Ich erklärte mich gegen diese Stümperei, gestand aber zugleich, in einer Kontroverse mit der ‚Allgemeinen Augsburger Zeitung' rund heraus, daß meine bisherigen Studien mir nicht erlaubten, irgendein Urteil über den Inhalt der französischen Richtungen selbst zu wagen. Ich ergriff vielmehr begierig die Illusion der Geranten[1]) der ‚Rheinischen Zeitung', die durch schwächere Haltung des Blattes das über es gefällte Todesurteil rückgängig machen zu können glaubten, um mich von der öffentlichen Bühne in die Studierstube zurückzuziehen."

Das geschah im Januar 1843. In seiner Marx-Biographie, veröffentlicht im „Handwörterbuch der Staatswissenschaften" sagt Engels von diesem Aufenthalt in der Studierstube:

„Marx warf sich aufs Studium der politischen Oekonomie, der französischen Sozialisten und der Geschichte Frankreichs. Das Resultat war sein Uebergang zum Sozialismus."

Doch das war nicht das einzige Resultat. Sondern im engen Zusammenhang damit erstand auch die materialistische Geschichtsauffassung, die dem Marxschen Sozialismus einen ganz neuen Charakter gab, der gänzlich abwich von jedem vorhergehenden.

Man sieht, die Marxsche Theorie war nicht zu dem Zwecke erdacht, einen vor aller wissenschaftlichen Erkenntnis vorhandenen Sozialismus zu stützen. Sondern das Bekanntwerden mit den proletarischen Bewegungen und dem Sozialismus veranlaßte Marx, sich tieferes ökonomisches und historisches Wissen zu holen. Und aus diesem erst schöpfte er seine besondere Auffassung des Sozialismus. Dieser ist angewandte Wissenschaft, aufgebaut auf reiner Wissenschaft. Es wäre lächerlich, behaupten zu wollen, die angewandte Wissenschaft bestehe vor der reinen und schreibe dieser ihren Weg vor. Vor der reinen wie der angewandten Wissenschaft besteht bloß der aus den angeborenen Trieben und den jeweiligen Lebensbedingungen hervorgehende Endzweck, dem die Wissenschaft dienstbar gemacht wird, in diesem Falle die Befreiung des Proletariats. Der Weg zu dieser Befreiung ist aber nur durch wissenschaftliche Arbeit zu erkennen.

Ebensowenig wie durch die Willensrichtung des Liberalismus ließen sich Marx und Engels durch die jenes Sozialismus, den sie vorfanden, vorschreiben, welchen Weg sie einschlagen wollten.

Wie sehr die sozialistischen Richtungen der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts oder besser gesagt, alle Richtungen des vormarxistischen Sozialismus auch auseinandergehen mochten, in zwei Punkten waren sie einig: 1. Die neue Gesellschaftsordnung, die an Stelle der alten treten solle, müsse schleunigst verwirklicht werden. Das bestehende Elend gestatte keinen Aufschub. 2. Das Proletariat sei unfähig, sich selbst zu helfen. Es könne nur befreit werden durch Hilfe von außen, durch menschenfreundliche Ka-

---

[1]) Herausgeber. K.

pitalisten, die die Mittel böten, sozialistische Kolonien zu gründen, oder durch gütige und einsichtsvolle Regierungen, monarchistische oder republikanische, die dem Proletarier die Mittel böten, eigene Produktionsmittel zu erwerben und in eigenen Genossenschaften zu produzieren, frei von kapitalistischer Wirtschaft und Ausbeutung. Diejenigen Sozialisten, die jeder Art solcher Hilfe skeptisch gegenüberstanden, vertrauten wieder auf einen „Vortrupp", wie man heute sagt, auf eine Elite von Pionieren aus dem Proletariat selbst, die der zu jeder selbständigen Bewegung unfähigen Arbeitermasse den Weg zur Befreiung bahnen sollte, teils durch eigene Organisationen, unabhängig vom Staat, wie Genossenschafter und Anarchisten wollten, teils durch Bünde Verschworener, die den Staat vermittels eines Putsches erobern sollten.

Jeder dieser Richtungen traten Marx und Engels entgegen, wenn auch nicht jeder mit gleicher Entschiedenheit.

Ihre Studien hatten sie zu ihrer Geschichtsauffassung geführt, die im Klassenkampf das treibende Moment in der Entwicklung der Staaten sah. Und jeden Klassenkampf faßten sie als politischen Kampf auf mit dem Ziel der Eroberung der Staatsmacht.

Von diesem Standpunkt aus kamen sie zur Ueberzeugung, daß die Befreiung des Proletariats, die der Sozialismus anstrebe, nur erreichbar sei durch dieses selbst. Und nur erreichbar sei, wenn es ihm gelinge die Staatsgewalt zu erobern. Daher wendeten sie sich von vornherein gegen jede Erwartung, mildherzige Klassengegner könnten Organisationen schaffen, die das Proletariat befreiten. Selbst wenn sich solche Klassengegner fänden, würde ein geistig unselbständiges Proletariat solche Organisationen nicht zweckmäßig zu benutzen verstehen. Sie lehnten aber auch alle Erwartungen ab, es könnten Pioniere aus der Arbeiterklasse beispielgebend außerhalb jeder Politik Organisationen schaffen, die imstande wären, das Proletariat zu befreien. Doch den Weg der Verschwörungen und Putsche wiesen sie ebenfalls zurück. Der Bund der Kommunisten, dem sie im Frühjahr 1847 beitraten, mußte notgedrungen bei den politischen Verhältnissen jener Zeit ein Geheimbund sein. Aber sie legten Gewicht darauf, daß er bloß ein propagandistischer Bund blieb, keine Verschwörung wurde, die Putsche vorbereitete. Und bei der Gründung der Internationale 1864 war es Marx, der es durchsetzte, daß sie die damals sehr populären konspirativen Ideen eines Mazzini ablehnte.

Allerdings, die jakobinischen Traditionen aus der großen Revolution warfen sie nicht sofort über den Haufen; sie nahmen anfangs an, in revolutionären Situationen könne die Minderheit einer Klasse die ganze Klasse mit sich fortreißen, doch haben sie auch darin später anders gedacht.

Die Statuten der Internationale sprachen es bereits deutlich aus: die Befreiung der Arbeiterklasse kann nur das Werk der Arbeiterklasse selbst sein.

Darin unterschieden sie sich von den anderen Sozialisten. Freilich mußten sie mit ihnen darin übereinstimmen, daß auch sie anerkannten, dem Proletariat, so wie es sei, fehle die Fähigkeit, sich selbst zu befreien. Doch im Unterschied zu den anderen Sozialisten sahen sie seine Lage nicht so hoffnungslos an wie diese.

Man liebt es heute, die Verelendungstheorie als das besondere Charakteristikum des Marxismus zu bezeichnen. Wer das tut, hat die Geschichte des Sozialismus entweder nie gekannt oder wieder vergessen. Es waren gerade die Sozialisten vor Marx, denen das Elend des Proletariats als völlig unüberwindlich erschien, solange es einen Kapitalismus gäbe. Marx und Engels sahen das Elend nicht rosiger, als ihre Gesinnungsgenossen, aber sie sahen im Gegensatz zu diesen auch die Keime, die es in seinem Schoße barg. Sie sahen, wie das Kapital, indem es sein Ausbeutungsgebiet vergrößert, auch das Proletariat vermehrt und dabei in wenigen Oertlichkeiten konzentriert und organisiert. Sie sahen weiter voraus, daß es in seinen Klassenkämpfen erstarkt und die Grundlagen weiteren Erstarkens erringt.

Damit kamen sie jedoch zu einem weiteren Gegensatz gegenüber den anderen Sozialisten. Diese sagten, wir müssen das Proletariat sofort befreien und können es jederzeit befreien, wenn uns die nötigen Machtmittel, Geld oder der Staatsapparat zur Verfügung stehen. Marx und Engels sagten: Die Befreiung des Proletariats ist nur unter bestimmten ökonomischen Bedingungen möglich. Das Kapital ist daran, sie überall zu schaffen, aber noch nirgends sind sie erreicht. So sagten sie Ende der vierziger Jahre. Nicht sofortige Befreiung des Proletariats ist die nächste praktische Aufgabe der Sozialisten, sondern seine Kräftigung und Aufklärung. Namentlich die Gewerkschaften erschienen ihnen dafür wichtig. Darin standen sie im Gegensatz zu den sonstigen Sozialisten. Schon im „Elend der Philosophie" 1846 sagt Marx:

„Die Oekonomen und die Sozialisten sind über einen einzigen Punkt einig: Die Koalitionen zu verurteilen." (Deutsche Ausgabe S. 159.)

Weiter sprach Marx von der „transzendentalen Geringschätzung", die von den Sozialisten gegenüber Streiks, Koalitionen und Gewerkschaften an den Tag gelegt wird. (S. 162.)

Noch Lassalle ignorierte die Gewerkschaften, und auch in den Anfängen der Internationale wurden Stimmen laut, die geringschätzig von den Streiks sprachen, die das Lohnsystem unberührt ließen, während man von den Produktivgenossenschaften rühmend hervorhob, daß sie es ohne weiteres an der Wurzel packten.

Im Jahre 1850 war es zur Spaltung des Kommunistenbundes wegen taktischer Differenzen gekommen. Marx, der die Mehrheit der Zentralbehörde des Bundes vertrat, hielt der Minderheit vor:

„Statt der wirklichen Verhältnisse wird ihr (der Minderheit) der bloße Wille zum Triebrad der Revolution. Während wir den Arbeitern sagen: Ihr habt 15, 20, 50 Jahre Bürgerkriege und Völkerkämpfe durchzumachen, nicht nur um die Verhältnisse zu ändern, sondern um Euch selbst zu ändern und zur politischen Herrschaft zu befähigen, sagt ihr im Gegenteil: ‚Wir müssen gleich zur Herrschaft kommen, oder wir können uns schlafen legen.' Während wir speziell die deutschen Arbeiter auf die unentwickelte Gestalt des deutschen Proletariats hinweisen, schmeichelt ihr aufs plumpste dem Nationalgefühl und dem Standesvorurteil der deutschen Handwerker, was allerdings populärer ist. Wie von den Demokraten das Wort ‚Volk' zu einem heiligen Wesen gemacht wird, so von Euch das Wort ‚Proletariat'. Wie die Demokraten schiebt Ihr der revolutionären Entwicklung die Phrase der Revolution unter." (Marx, Enthüllungen über den Kommunistenprozeß zu Köln, Zürich 1885, S. 21.)

Der Führer der Gegenpartei im Bund, Schapper, erwiderte:

„Ich habe die hier angefochtene Ansicht ausgesprochen, weil ich überhaupt in dieser Sache enthusiastisch bin. Es handelt sich darum, ob wir im Anfang selbst köpfen oder geköpft werden (Schapper versprach sogar, in einem Jahre, also am 15. September 1851, geköpft zu sein. Marx). In Frankreich werden die Arbeiter drankommen und damit wir in Deutschland. Wäre das nicht, so würde ich mich allerdings schlafen legen und dann könnte ich eine andere materielle Stellung haben. Kommen wir dran, so können wir solche Maßregeln ergreifen, daß wir die Herrschaft des Proletariats sichern. Ich bin fanatisch für diese Ansicht, die Zentralbehörde[1]) aber hat das Gegenteil gewollt."

Man sieht, das was heute als Bolschewismus oder Leninismus gilt, hat mit Schapper mehr zu tun als mit dem ihm gegenüberstehenden Marx.

Käme es nur auf die Willensrichtung an, und wäre die Theorie deren fügsame Dienerin, dann ist es keine Frage, daß Marx ebenso gesprochen hätte wie Schapper. Sein Bedürfnis nach dem baldigen Ausbruch der Revolution und der Herrschaft des Proletariats war ebenso groß wie das der Fraktion Willich-Schapper. Aber er gehörte nicht zu den Leuten, denen Enthusiasmus und Fanatismus über den Geboten der Erkenntnis stehen. Diese gebot seiner Willensrichtung, nicht umgekehrt. Und das Proletariat ist nie schlecht gefahren, wenn es nach dieser Methode verfuhr.

Ist der marxistische Sozialismus nicht das bloße Produkt einer triebhaften Willensrichtung, sondern das Ergebnis angewandter Wissenschaft, dann ist das oberste ethische Gebot für ihn der Wille zur Wahrheit. Und danach haben auch Marx und Engels stets gehandelt.

---

1) Zu der Marx und Engels gehörten. K.

Ein Beispiel davon haben wir eben vorgeführt in dem Streit zwischen Marx und Engels einerseits und Willich-Schapper andererseits im Kommunistenbund. Er war nur die Einleitung zu völliger Isolierung in der eigenen Partei, wie in der gesamten Emigration, in die Marx und Engels gerieten, weil ihre Auffassungen, die sie aus ökonomischer Erkenntnis geschöpft hatten, in Widerspruch gerieten zu der Willensrichtung der Emigration, die an der Idee des baldigen Wiederaufflackerns der Revolution mit aller Zähigkeit hing.

Daß unser Denken durch unser Wollen beeinflußt wird, ist nicht zu bezweifeln. Auch Marx und Engels haben sich in ihren Erwartungen, namentlich in bezug auf das Tempo der Entwicklung, dadurch zeitweise etwas zu optimistisch stimmen lassen. Aber diejenigen, die unsere Meister darob höhnen, vergessen, daß es keinen Politiker, keinen Kämpfer gibt, dem derartiges nicht passiert. Marx und Engels unterschieden sich von den andern nur dadurch, daß sie sich von solcher Beeinflussung viel freier hielten als die andern, und daß sie es für notwendig hielten, ihr möglichst entgegenzuwirken.

Mit der schnurrigen Auffassung, „die Theorie paßt sich immer der Willensrichtung an", haben sie natürlich nichts zu tun. Wir haben gesehen, daß das Zustandekommen ihrer eigenen Theorie den Gegenbeweis liefert.

Viertes Kapitel.

Die Kraft des Willens.

Es ist nicht daran zu zweifeln, daß die reine Wissenschaft nicht schon ein Wollen erzeugt. Aber nicht minder steht es fest, daß das bloße Wollen noch kein Handeln erzeugt. Damit es dazu kommt, sind zweierlei Arten von Wollen und Sollen notwendig. Einmal das ursprüngliche vage Wollen, das aus angeborenen Trieben und deren jeweiliger Gestaltung durch die Umwelt herstammt, und dann das bestimmte Wollen bestimmter Handlungen, das aus der Erkenntnis der Umwelt hervorgeht und die bewußte Anpassung des ursprünglichen Wollens an bestimmte, erkannte Bedingungen und Situationen darstellt.

Auch jene bestimmten Handlungen, die uns durch Instinkte oder Sitten diktiert werden, vollziehen sich in der Regel nicht ohne das Eingreifen bewußter Erkenntnis.

Dabei wird für die praktische Wirkung des triebhaften Teils unseres Wollens nicht bloß die Richtung wichtig, in der es strebt, sondern auch die Intensität, in der es auftritt.

Auch die Intensität der einzelnen unserer Triebe hängt teils von der vererbten Körperverfassung des Individuums ab, teils

von den Bedingungen, unter denen es aufwächst. Sie bestimmen, ob die Triebe der Selbsterhaltung überwiegen, die sozialen, die sexuellen Triebe, die des ästhetischen Genießens oder die des Erkennens.

Direkt aber können die Erkenntnisse des Menschen nicht die Intensität seiner Triebe beeinflussen, da diese Erkenntnis ihn leider nicht befähigt, seine Vorfahren oder das Milieu, in dem er aufwächst, nach Belieben zu wählen.

Die Kraft des ethischen Empfindens kann denn auch durch keinerlei philosophische Untersuchungen und Feststellungen, nicht durch Ermahnungen und Predigten bestimmt werden. Wie wenig Kerkerstrafen dabei helfen, wie sie manchen Menschen vielmehr sittlich völlig verwahrlosen lassen, ist bekannt. Die einzige Möglichkeit, auf die Ethik der einzelnen zu wirken, besteht darin, sie in Lebensbedingungen zu versetzen, die der Förderung der vorhandenen sozialen Triebe günstig sind. Allerdings, wo solche von Geburt an fehlen, wird das vortrefflichste Milieu sie nicht schaffen können. Solche abnorme Fälle werden indes selten sein.

Doch auch diese Methode der sittlichen Erziehung findet rasch ihre Grenzen. Wo sollen sittliche und verständnisvolle Erzieher herkommen in einer Welt sittlicher Korruption oder brutalen Zwanges?

Trotz alledem kann durch die Art unserer Erkenntnis die Kraft unseres Wollens vermehrt oder geschwächt werden.

Zunächst wird durch richtige Erkenntnis der Umwelt, der Aufgaben und der Mittel, die sie bietet, die ganze Kraft unseres Wollens auf die Erreichung des Möglichen konzentriert. Das Unmögliche wird als Ziel ausgeschaltet und damit alle Vergeudung von Willenskraft vermieden, die sonst nutzlos bei dem Streben verzehrt würde, Unmögliches zu erreichen.

Doch noch in anderer Weise wird die Kraft unseres Wollens, aber auch unseres Handelns durch richtige Erkenntnis vermehrt. Wenn man von Willenskraft spricht, hat man in der Regel nur das Wollen des einzelnen im Auge. Man redet ihm zu, seinen Willen aufs äußerste anzuspannen, dann werde ihm Großes gelingen.

In Wirklichkeit ist der Wille des einzelnen, und wäre er ein allmächtiger Diktator, in der Gesellschaft ohnmächtig dort, wo er vereinzelt bleibt.

Natürlich, wenn nur der einzelne einen Willen hat, und die anderen keinen, dann obsiegt die Willenskraft des einzelnen. Dessen Intensität nützt ihm dagegen gar nichts, wenn ihm ein anderer Mensch gegenübersteht, von gleicher Willensstärke, der aber in entgegengesetzter Richtung strebt. Die beiden Willen werden sich dann aufheben, keines der beiden Individuen wird vom Fleck kommen. Je größer die Willensenergie eines jeden

von ihnen, um so größer der Aufwand an Kraft, der da nutzlos vertan wird.

So wichtig die Intensität des Wollens jedes einzelnen für persönliche Zwecke werden mag, sie genügt nicht dort, wo es gilt, große gesellschaftliche Wirkungen zu erzielen. Da kommt es vor allem auf die Einheitlichkeit des Wollens vieler an.

Man hat von der deutschen Revolution von 1918 gesagt, sie habe deswegen nicht alles erreicht, was damals für das Proletariat erreichbar war, weil diesem der tatkräftige Wille fehlte. Das ist eine ganz verfehlte Auffassung. Der nötige Wille war ausreichend da, so sehr, daß er unwiderstehlich dort wurde, wo die Volksmassen einig waren. Alle die Götzen des alten Regimes, die eben noch in goldenen Tempeln gethront und den Massen den Fuß auf den Nacken gesetzt hatten, sie flohen oder stellten sich der Revolution zur Verfügung. Nirgends auch nur ein Versuch des Widerstandes. Der Wille des revolutionären Teils des deutschen Volkes war übermächtig.

Aber nur, solange er einheitlich war. Leider hatte der Krieg, der schließlich den revolutionären Willen des deutschen Proletariats aufs gewaltigste aufpeitschte, gleichzeitig seine Reihen aufs tiefste zerklüftet. Durch seine Leiden im Kriege war sein Wollen aufs stärkste angestachelt worden. Aber die historische Situation hatte sich so gestaltet, daß der ganze Fanatismus, die ganze Wut einzelner proletarischer Fraktionen sich gegen die proletarische Mehrheit richtete, um diese zu vergewaltigen. Zwischen den Kommunisten und den Mehrheitssozialdemokraten standen die Unabhängigen, das „marxistische Zentrum", nicht als ein Mittel, die feindlichen Brüder zu einheitlichem Tun zusammenzufassen, sondern selbst innerlich gespalten, da die einen mehr zum Kommunismus, die anderen mehr zur Sozialdemokratie neigten.

Neben den furchtbaren sachlichen Schwierigkeiten, die das Trümmerfeld des Krieges auftürmte, war es die Zersplitterung des deutschen Proletariats, die bewirkte, daß die Revolution ihm nicht so viel brachte, als damals sonst möglich gewesen wäre. Nicht mangelnde Entschlußfähigkeit war daran schuld, im Gegenteil, die Situation wurde gerade durch das ungeheure Maß vorhandener Willenskraft verdorben, da diese im Bruderkampfe aufgewendet wurde.

Je einheitlicher eine Klasse zusammengefaßt wird, desto größer, bei gleicher Intensität des Wollens der einzelnen, die Macht, die sie im Klassenkampf aufzubringen vermag, desto bedeutender die Ergebnisse ihres Wollens.

Ein unentbehrliches Mittel dazu ist eine demokratische Einrichtung der Klassenorganisationen. Eine solche legt der Minderheit die Pflicht auf, die von der Mehrheit für gut befundene

Politik praktisch mitzumachen, gibt jedoch zugleich der Minderheit das Recht und die Möglichkeit, dagegen ihren eigenen Standpunkt kritisch vor der Gesamtheit zum Ausdruck zu bringen.

So unentbehrlich diese Art der Massenorganisation wird, so findet sie doch ihre Grenzen, wenn die Differenzen zwischen Mehrheit und Minderheit dauernd und unerträglich werden. Dann naht der Moment, wo die Minderheit es nicht vermag, die Politik der Mehrheit mitzumachen. Die Spaltung steht vor der Tür.

Ein Versuch, durch terroristischen Zwang die Minderheit bei der Stange zu halten oder mundtot zu machen, kann das Uebel nur vermehren. Nur dort ist er durchführbar, wo die Partei über die Staatsgewalt verfügt. Das Verbot für eine Klasse, bestimmte Auffassungen zu untersuchen und zu prüfen, bedeutet die Erklärung ihrer Unmündigkeit. Ein Proletariat, das unter Kuratel gestellt wird und eine solche Maßregel ruhig hinnimmt, bezeugt damit seine Unfähigkeit, sich selbst zu befreien, und es verliert dabei immer mehr die Keime einer Fähigkeit zur Befreiung durch eigene Kraft, die es bereits entwickelt hatte.

Jene dauernde, freudige und wohlüberlegte Einheitlichkeit, deren das Proletariat bedarf, soll es sich seinen vielen und starken Gegnern gegenüber durchsetzen können, es kann sie nicht erringen durch Zwang. Weder durch den einer Mehrheit, noch weniger durch den Terror einer Minderheit, die nur durch eine bewaffnete Macht herrscht, sondern nur durch die Uebereinstimmung im selbständigen Denken.

Diese Uebereinstimmung ist keineswegs etwas Unerreichbares.

Man bedenke: für alle Mitglieder einer Klasse besteht im ganzen und großen die gleiche Umwelt mit gleichen Aufgaben und Hilfsmitteln. In der Klasse selbst sind die Interessen, die Lebensbedingungen, die Mittel der Erkenntnis im allgemeinen dieselben.

Legt man also das Hauptgewicht der geistigen Tätigkeit im Klassenkampf auf die Erforschung der Umwelt, basiert man die Ziele, die man sich setzt, die Wege, die man einschlägt, auf die Ergebnisse dieser Erforschung; zielt die Propaganda in den Massen vor allem auf die Verbreitung der so gewonnenen Kenntnisse ab, dann wird man am ehesten zu einer Uebereinstimmung des Denkens im Proletariat, wenigstens in seinen geistig selbständigen Teilen gelangen.

Dagegen wird diese Uebereinstimmung um so schwerer zu erreichen sein, je mehr man den bloßen Willen, den subjektiven, als frei erscheinenden Willen zum Triebrad der historischen Entwicklung macht und an Stelle des Gesetzmäßigen das Zufällige

setzt. Hier wird der Wille durch keine überlegene Einsicht zu zweckmäßigem Tun dirigiert, hier entscheiden bloß die Bedürfnisse nach raschen Erfolgen. Wo die ausbleiben, laufen die bloß Wollenden leicht auseinander, die keine gemeinsame Erkenntnis zusammenhält.

Zu allen den schon bisher gekennzeichneten großen Vorteilen, die aus der wissenschaftlichen Erkenntnis der Umwelt für die Erfolge unseres praktischen Tuns hervorgehen, gesellt sich also auch noch der, daß eine gemeinsame, aus der Erforschung der Umwelt hervorgehende wissenschaftliche Lehre, noch mehr als die Organisation, die Klasse zusammenhält. Womit die Organisation nicht gering geschätzt werden soll. Das Bewußtsein ihrer Unentbehrlichkeit ist ja bereits jedem einigermaßen denkenden Proletarier in Fleisch und Blut übergegangen.

Danach ist zu ermessen, welche Art der Propaganda die besten Resultate erzielt. Die eine appelliert nur an den Willen, betrachtet ihn als das alleinige Triebrad der Revolution. Ein Agitator, voll Enthusiasmus oder Fanatismus vermag diese Eigenschaften einer Masse mitzuteilen, die in ihrem Sehnen und Bedürfen mit ihm übereinstimmt. Aber ein durch eine Person auf andere übertragener Enthusiasmus ist bloßer Rausch. Er wirkt nur, solange die anfeuernde Person des Agitators vorhanden ist, und er wirkt nicht in der grauen Prosa des Alltags. Ein jahre- und jahrzehntelang andauerndes Ringen ist auf diesem Wege nicht zu erreichen.

Andere Erfolge erzielt eine Agitation, die nicht auf den Willen wirkt, sondern auf die Erkenntnis; die nicht Affekte zu erzeugen sucht, sondern aufklärt, die Massen mit Tatsachen bekannt macht, die ihnen nicht bekannt und für ihren Befreiungskampf von äußerster Wichtigkeit sind. Das braucht keine temperamentlose Schulmeisterei zu sein. Die Tatsachen, die der Aufklärung dienen, sind vielfach auch solche, die Zorn oder Hingebung hervorrufen. Aber die Propaganda darf kein bloßer Appell an das Gemüt sein, an ethisches Empfinden, sondern muß die Verbreitung neuer Erkenntnisse in sich schließen. Sicher wird nichts Großes geschaffen ohne Begeisterung. Aber das nötige ethische Empfinden muß bereits vorher, durch das Leben erzeugt sein, wenn es eine dauernde Triebkraft in einem Befreiungskampf darstellen soll. Eine Bewegung ist auf Sand gebaut, wenn ihren Teilnehmern das nötige ethische Empfinden erst von Agitatoren eingeflößt werden muß. Das ist bloßes Strohfeuer.

Neue Erkenntnisse dagegen bleiben in den Menschen haften. Sie treiben an, nach weiterer Erkenntnis zu streben, sie werden durchdacht und erörtert, und eine neue Bewegung, die von ihnen ausgeht, ist zäh und unausrottbar, wenn gleichzeitig die Lebens-

verhältnisse der an der Bewegung teilnehmenden Menschen in ihnen die nötigen triebhaften Kräfte erzeugen und wachhalten.

Die kapitalistischen Bedingungen des Produktionsprozesses selbst erzeugen den energischen Drang im Proletariat, sich zu befreien. Dazu bedarf es keiner Agitation. Wohl aber bedarf es klarer Erkenntnis der bestehenden Verhältnisse, um zu wissen, wie es diesen Drang betätigen soll, um zu einem dauernden Erfolg zu gelangen.

Mit Recht erklärt es das kommunistische Manifest als Aufgabe der Kommunisten, „vor der übrigen Masse des Proletariats die Einsicht in die Bedingungen, den Gang und die allgemeinen Resultate der proletarischen Bewegung voraus" zu haben. Die Einsicht sollen sie vor ihm voraushaben, das heißt, sie müssen vor allem streben, Einsicht zu gewinnen und zu verbreiten und nicht etwa Rührseligkeit oder blinde Wut. Letztere ist allerdings leichter zu erzeugen. Man kann sie produzieren, ohne das geringste gelernt und gedacht zu haben.

De Man will der Masse gegenüber nur an ihre Affekte appellieren. Er zitiert Goethes Wort:

> „Zuschlagen muß die Masse,
> Dann ist sie respektabel,
> Urteilen gelingt ihr miserabel",

und bemerkt dazu, diese Aeußerung habe „die Geltung einer sozial-psychologischen Wahrheit":

> „Das was die Masse zum ‚Zuschlagen' bringt, ist nicht die Wirkung eines Denkprozesses, sondern eines Affektverlaufs, der sich günstigenfalls des Denkens anderer bedient. Das Denken ist ein rein persönlicher Vorgang. Zwar kann das Denken eines oder mehrerer Menschen Massen beeinflussen, aber immer nur insofern, als die Denkergebnisse in einer suggestiven Form mitgeteilt werden, die ihnen affekterregende Wirkung verleiht." (Zur Psychologie des Sozialismus, S. 151.)

De Man vermeint also, in der Masse denken die einzelnen nicht, das überlassen sie anderen. Wer zu den Massen spricht, hat ihnen höhere Erkenntnis nicht beizubringen, sondern ihnen nur bestimmte Handlungen zu suggerieren, ohne daß sie wissen, warum sie sie begehen. Er hat sie nicht aufzuklären, sondern zu hypnotisieren.

Kein Zweifel, derartiges kommt vor. Die Masse hat aber nie dabei gewonnen, wenn einzelne Politiker sie in dieser Weise als unbewußtes Werkzeug benutzten. De Man mag sich einbilden, diese Auffassung sei dem unethischen materialistischen Marxismus weit überlegen. Wir bleiben dem kommunistischen Manifest treu, das als unsere vornehmste Aufgabe das Streben nach Wahrheit und die Verbreitung höherer Einsicht im Proletariat betrachtete.

Fünftes Kapitel.

Marx und Jehovah.

De Man freilich ist das Streben nach Erkenntnis kausaler Zusammenhänge so verhaßt, daß er kaum eine Seite seines Buches über die „Psychologie des Sozialismus“ frei davon läßt, dieses Streben herunterzusetzen und zu verdächtigen.

So schreibt er auf S. 117:

„Das ist das Geheimnis alles Glaubens an Notwendigkeitsgesetze: ihre psychologische Funktion ist Willensstärkung durch Suggestion von Zuversicht. Die Notwendigkeitsidee ist ein Merkmal der Denkart aller geistigen Bewegungen, die zu jung oder sonst zu schwach sind, um die Vorstellung eines Ausgleichs zwischen ihrer großen Aufgabe und ihrer kleinen Macht entbehren zu können, sie ist ein Zeichen der Primitivität, das Sympton eines Mangels an innerem Gleichgewicht, die geistige Hilfskonstruktion eines durch Minderwertigkeitsgefühl erzeugten Aggressionstriebes.“

„Das Bekenntnis zur Determination bedeutet, daß man eine übernatürliche Kraft zu Hilfe ruft, um den Feinden Furcht, den eigenen Heerscharen Vertrauen einzuflößen.“

Es heißt dann weiter, das Marxsche Naturgesetz der gesellschaftlichen Entwicklung sei nichts als eine neue Art Gottheit:

„Ein strenger, gewalttätiger, grausamer Gott, der eine auffallende innere Verwandtschaft mit dem Jehovah des Alten Testaments und dem Gott der Calvinisten, jener praedestinierten Pioniere der kapitalistischen Kultur aufweist. Er verlangt von den Menschen, daß sie einem notwendigen Ziel alles, sogar das Gefühl ihrer eigenen Willensfreiheit opfern sollen.“

Marx ist also der Prophet eines neuen Jehovah.

Aber zum Glück ist da de Man, der Verkünder des wirklichen Gottes, der diesen schädlichen Götzendienst zuschanden macht und verhindert, daß die Menschen dem grausamen neuen Jehovah noch weiterhin ihr liebstes Kind opfern, den süßen Glauben, sie vermöchten stets frei das zu wollen, was sie wollen wollen.

De Man macht hier keinen Unterschied zwischen Erkenntnis der Natur und der Gesellschaft. Er spricht von der „Notwendigkeitsidee“ überhaupt. Aber er meint wohl nicht, daß das Forschen nach Naturgesetzen einem Gefühl der Schwäche entspringt, etwas „Primitives“ ist, und daß die Menschen aufhören, in den Vorgängen der Natur keine Notwendigkeiten mehr zu sehen, seitdem sie ihr Minderwertigkeitsgefühl ihr gegenüber überwunden haben.

Nein, obwohl er von der „Denkart aller geistigen Bewegungen“ spricht, die vor „große Aufgaben“ gestellt sind, für deren Lösung sie nicht ausreichen, so hat er doch bloß, wie er gleich bemerkt, nur die eine Marxsche Denkart im Auge, mit ihrem Naturgesetz der gesellschaftlichen Entwicklung.

Dabei aber stellt sich folgendes heraus, wenn man an die Tatsachen nicht mit der nötigen „Willensfreiheit“ herantritt, sondern sie mit erbärmlichem Sklavensinn getreu wiedergibt:

Die Notwendigkeitsidee in der Gesellschaft, das Forschen nach den sie beherrschenden Gesetzen hat Marx nicht erfunden, sondern schon fertig vorgefunden, nicht in der jungen Bewegung des aufkeimenden Proletariats, sondern in der Wissenschaft der herrschenden Produktionsweise und Klasse. Er übernahm sie von einem Ricardo und anderen Oekonomen, die keine „zu junge oder sonst zu schwache Bewegung“ vertraten, sondern deren Ideen damals, als Marx und Engels sie studierten, das ganze soziale Leben beherrschten.

Die proletarischen Bewegungen dagegen, solange sie „primitiv“, „jung“, „schwach“ waren, appellierten gar nicht an die Notwendigkeit, an die Naturgesetzlichkeit in der Gesellschaft, um sich Courage zu machen. Sie vertrauten damals vielmehr darauf, daß es möglich sei, die Notwendigkeit der ökonomischen Gesetze zu durchbrechen, so daß die Schwachen es vermöchten, über die Starken den Sieg zu erfechten.

Im Zeitalter der Reformation rechneten die Verfechter der Proletarier auf Wunder. Das taten z. B. die Wiedertäufer. Seit der Ueberwindung des Wunderglaubens durch die Aufklärung rechneten die proletarischen Elemente und ihre Freunde auf einen außerordentlichen, außerhalb jeder Naturnotwendigkeit stehenden Glücksfall, etwa auf den, daß ein Genie erstand, dem es endlich gelang, was der Menschheit bisher nicht gelungen, das Modell einer vollkommenen Gesellschaft zu erfinden. Ein solches mußte von aller Welt begeistert angenommen werden, sobald sie es kennen lernte und seine praktische Anwendung einmal versucht wurde. Andere rechneten wieder auf den glücklichen Zufall, daß es einer kleinen Schar entschlossener Verschwörer gelang, die Träger der Staatsgewalt zu überrumpeln, zu beseitigen und sich an ihre Stelle zu setzen.

Die sozialistische Bewegung hatte ihre erste Jugend bereits überschritten, als Marx und Engels daran gingen, sie mit den Augen der „Notwendigkeitsidee“ zu betrachten, die sie in der herrschenden bürgerlichen Wissenschaft ihrer Zeit bereits anerkannt und hochentwickelt vorfanden.

Auf der anderen Seite steht fest, daß Marx und Engels zu dem „Bekenntnis der Determination“ früher gekommen waren, als zum Sozialismus. Erst vom Determinismus ausgehend, kamen sie zum Sozialismus, und zwar zu der ihnen eigenen Art Sozialismus, die von allen anderen Richtungen des Sozialismus, die sie vorfanden, wütend bekämpft wurde, die den Determinismus durchaus nicht als tröstlich empfanden, nicht als „Hilfskonstruktion“ ihres durch „Minderwertigkeitsgefühl erzeugten Aggressionstriebes“.

Die wirkliche Geschichte der Notwendigkeitsidee in der sozialistischen Bewegung spricht also ganz anders als die willensfreie Geschichtsdarstellung.

Es war zunächst auch gar nicht einzusehen, warum die Anerkennung gesellschaftlicher Naturgesetze so besonders trostreich für die junge Bewegung sein sollte. Wenn Malthus zeigte, daß das Elend der Massen eine Notwendigkeit sei, wie immer Produktion und Eigentum gestaltet sein mochten; wenn die gesamte politische Oekonomie das Naturgesetz des „ehernen Lohngesetzes" anerkannte, daß der Lohn sich über das Existenzminimum nicht erhöhen könne, so war das alles auf die „Notwendigkeitsidee" begründet.

Vor Marx haben die Sozialisten die Notwendigkeitsidee in der politischen Oekonomie nicht anerkannt, sondern bestritten. So hielten sie z. B. dem Satz, daß die Arbeit (oder richtiger Arbeitskraft) notwendigerweise eine Ware sei, deren Bezahlung durch ihre Produktionskosten bestimmt werde, den Satz entgegen, daß diese Behauptung unsittlich sei, daß die Arbeit eine Ware nicht sein solle. Also im Jugendstadium hat die sozialistische Bewegung gerade das getan, was heute wieder de Man tut, ein Sollen festgestellt, statt nach notwendigen kausalen Zusammenhängen zu forschen.

Marx hat dagegen ebenso wie Engels die Notwendigkeitsidee von der bürgerlichen Wissenschaft übernommen, aber allerdings mit einer Modifikation: er leugnete nicht die Gesetze der politischen Oekonomie, aber es gelang ihm, in ihnen den historischen Charakter zu entdecken. Er betrachtet sie als Gesetze, die nur unter besonderen historischen Bedingungen gelten. Es gelang ihm auch, die Wandlungen zu erforschen, die im ökonomischen Körper vor sich gehen und den besonderen Naturgesetzen der kapitalistischen Produktionsweise den Boden unter den Füßen entziehen.

Also nicht die „Notwendigkeitsidee" an sich, nicht das bloße „Bekenntnis zum Determinismus" kennzeichnet den Marxismus als „Denkart einer jungen, schwachen Bewegung". Diese Denkart finden wir auch bei alten und starken Bewegungen. Sie entspringt dem Betrachten der Umwelt überall dort, wo es den Charakter einer Massenbeobachtung annimmt. Sie ist dort unmöglich, wo die Individuen glauben, aus der Beobachtung ihres eigenen Persönchens alles herausholen zu können, was zur Erkenntnis dieser Welt notwendig ist. Das geschieht dort, wo sich der einzelne als Hauptsache betrachtet und die Umwelt nur als lästige Störung erscheint, die von großen Geistern verachtungsvoll übersehen wird.

Was den Marxismus besonders kennzeichnet, ist eine besondere Art „Notwendigkeitsidee", die wir in den vorstehenden Seiten ausführlich behandelt haben. Man mag sich zur materialistischen Geschichtsauffassung stellen, wie man will, auf keinen Fall kann man sie einfach durch die Behauptung erledigen, sie

sei nichts anderes als eine Art Jehovaersatz in dieser Zeit der Verfälschung jeder echten Ware, „ein Zeichen der Primitivität, eines Mangels an innerem Gleichgewicht", nur erfunden zu dem Zwecke, ein angstvolles „Minderwertigkeitsgefühl" durch ein aufmunterndes Trostsprüchlein zu beruhigen.

Mein ganzes Buch wäre umsonst geschrieben, müßte ich hier diese Auffassung noch besonders in ihrer ganzen Absurdität darlegen. Wenn ich auf sie hier hinweise, geschieht es nur deshalb, weil sie einen wichtigen Gedanken enthält. Darin hat nämlich de Man ganz recht: eine bestimmte wissenschaftliche Auffassung kann eine große Willensstärkung einer Klasse bedeuten, ihre Zuversicht und damit die Energie ihres Kampfes gewaltig steigern.

Wir haben gesehen, wie die Erkenntnis der Umwelt bewirkt, daß sich unser Wollen, statt sich frei zu fühlen und in aussichtslosen Abenteuern zu zersplittern, auf das Mögliche konzentriert und es nur mit zweckmäßigen Mitteln zu erreichen sucht. Wir haben weiter gesehen, wie die Erkenntnis der Umwelt, je tiefer und richtiger ist sie, um so mehr bewirkt, daß das Wollen aller in gleicher Lage befindlichen, in gleicher Weise interessierten Menschen sich in der gleichen Richtung bewegt und dadurch bewirkt, daß diese Menschen das Maximum an Kraft entwickeln, dessen sie fähig sind.

Hier sehen wir, daß die Erkenntnis der Umwelt auch unsere Willenskraft stärkt, wenn diese Erkenntnis uns zeigt, daß das Ziel unseres Wollens erreichbar ist.

Etwas, was von vornherein als unerreichbar erkannt ist, wird nie gewollt werden. Aber die Zukunft liegt dunkel vor uns. Bei vielem, nach dem wir verlangen, ist es zweifelhaft, ob es erreicht werden kann oder nicht. Da wird unsere Willenskraft um so mehr angestachelt, je mehr der Zweifel schwindet, je klarer die Erreichbarkeit vor uns liegt.

So kann nach den verschiedensten Richtungen hin das Wissen unseren Willen beeinflussen, ihn kräftigen, oder schwächen, obwohl in letzter Linie die Kraft unseres Wollens nicht aus der reinen Wissenschaft stammt, sondern aus unserem Triebleben und den Bedingungen der Außenwelt, von denen es bewegt wird.

Allerdings, wenn unsere Anschauungen von der Umgebung und den Aussichten, die sie uns bietet, auf unsere Zuversicht und Willenskraft einwirken, dann liegt es nahe, diese Zuversicht und Kraft bei Menschen, mit denen wir zusammen tätig sind, dadurch vermehren zu wollen, daß man ihnen auf jeden Fall ein für ihr Verlangen günstiges Bild der Umwelt malt und uns alle Mitteilungen über diese unterschlägt, die entmutigend wirken könnten.

Derartiges wird in der Regel nur dort vorkommen, wo jemand die Menschen, mit denen er zusammenarbeitet, nicht als seine Kameraden, sondern als seine Werkzeuge betrachtet. Es

wird auf jeden Fall eine kurzsichtige Politik darstellen. Illusionen lassen sich nicht lange aufrechterhalten, wenigstens nicht Illusionen, die unsere Erfahrungswelt betreffen. Wer mit Illusionen operiert, spielt Hasard. Gewinnt er sofort, wird ihm die Täuschung verziehen. Dagegen wird sich die allgemeine Wut gegen ihn wenden, wenn er eine Niederlage erleidet. Und mit der ist stets bei einem Kampfe zu rechnen, bei dem man glaubt, die Kämpfer nur durch Täuschungen über die Sachlage zur Fortsetzung des Ringens veranlassen zu können.

Eine Bewegung, wie die marxistische, die jetzt achtzig Jahre alt ist, läßt sich nicht im Gange halten durch Illusionen. Sie hat alle anderen sozialistischen Richtungen überlebt, ist heute die einzige, allen Ländern mit proletarischer Bewegung gemeinsame sozialistische Richtung. Alle anderen sozialistischen, nichtmarxistischen Auffassungen haben es in den letzten Jahrzehnten bisher nur zur Bedeutung von Kuriositäten gebracht. Gewiß sind in den proletarischen Parteien unserer Tage bei weitem nicht alle Mitglieder konsequente Marxisten. Eklektizismus und theoretischer Indifferentismus sind weit verbreitet. Aber allenthalben ist die proletarische Politik zum praktischen Ausdruck der „Notwendigkeitsidee" des Marxismus geworden. Ueberall gilt die Auffassung der Arbeiterbewegung als Klassenkampf, der Sozialismus als Ziel des proletarischen Klassenkampfes, der nur mit der Aufhebung der Klassen enden kann. Wie wäre das möglich, wenn die materialistische Geschichtsauffassung und die auf ihr beruhende ökonomische Theorie und praktische Arbeiterbewegung nicht im Einklang stünde mit den Bedingungen der Umwelt, sondern uns ein falsches Bild böte über sie, über die Aufgaben, die sie uns stellt, über die Mittel zu ihrer Lösung, die sie uns bietet?

Beruhte die Siegeszuversicht, die der Marxismus uns einflößt auf bloßer Illusion, er müßte längst dort als vergessene Denkart ruhen, wo Proudhonismus, Rodbertusianismus, Bakunismus, die Bewegungen eines Henry George und Bellamy usw. in der Geschichte des Sozialismus bestattet sind.

Kein Jahrzehnt vergeht ohne „Krise des Marxismus", kein Jahr ohne zahlreiche „endgültige" Widerlegungen des Marxismus, kein Jahr auch ohne Fehler und Inkonsequenzen einzelner Marxisten — die größte Gefahr für unsere Lehre. Trotzdem lebt sie fort, von Jahr zu Jahr gewaltiger als je. Sie hat die Prüfungen der Praxis ebensowenig zu scheuen, wie die der Wissenschaft.

Dritter Abschnitt.

Das Ziel des geschichtlichen Prozesses.

Erstes Kapitel.

Prognosen aus Erfahrung.

Von ihrem Ursprung an erscheint in der materialistischen Geschichtsauffassung die Erforschung der Vergangenheit mit der der Zukunft aufs engste verknüpft, ebenso wie Theorie und Praxis, Geschichte schreiben und Geschichte machen.

Das Bedürfnis der Marxisten, die Zukunft zu erhellen, wird von ihren Kritikern gern zum Anlaß genommen, sie ob ihres Prophetentums und ihrer Prophezeiungen zu verhöhnen — merkwürdigerweise sind auch Sozialisten, Männer der Zukunft, unter diesen Spöttern zu finden.

Und doch ist das Bedürfnis nach dem Voraussehen des Kommenden nicht etwas, was den Marxisten besonders kennzeichnet. Er hat es mit allen Menschen gemein. Bloß in der Art des Voraussehens unterscheidet er sich von ihnen.

Schon das Tier bedarf einer gewissen Voraussicht.

Das Erkennen der Welt hat für das Individuum doppelten Wert. Einmal bedeutet es die Einsicht in bestimmte kausale Zusammenhänge. Das ermöglicht es ihm, bestimmte Ursachen zu setzen, um bestimmte Wirkungen zu erzielen. Aus den Erfahrungen der Vergangenheit vermag das Individuum aber auch bestimmte Schlüsse auf die Zukunft zu ziehen. Auf diese Weise wird es instand gesetzt, sich auf kommende Ereignisse vorzubereiten, entweder um sich gegen sie zu schützen, oder um sie zu seinem Vorteil auszunützen.

Wie ohne eine gewisse Kenntnis kausaler Zusammenhänge, ist auch ohne eine gewisse Voraussicht der Zukunft kein Handeln möglich.

Allerdings braucht diese Zukunft, die erkannt sein muß, um das Handeln zu ermöglichen, nicht immer eine sehr ausgedehnte zu sein. Die nächste Sekunde gehört auch schon zur Zukunft.

Wenn die Gazelle den lauernden Löwen erblickt, so ist dessen Sprung die nächste Zukunft, die ihr droht. Deren Erkenntnis bestimmt ihr Handeln, veranlaßt in diesem Falle schleunige Flucht.

Von da bis zur Voraussicht des kommenden Sozialismus ist ein weiter Weg. Aber hier wie dort ist es eine Voraussicht, die notwendig ist, soll unser Handeln in der Gegenwart zweckmäßig,

den Zwecken der Erhaltung des Individuums, seiner Art, seiner Klasse, seiner Gesellschaft angepaßt sein.

Das Voraussehen des Kommenden ist so wichtig für die Selbstbehauptung des einzelnen und ganzer Gesellschaften und Gemeinschaften, aber auch so schwierig, wenn das Kommende nicht dicht vor uns steht, daß die Kunst der Vorhersage, der Prophetie, als die erstrebenswerteste und höchste Art der Weisheit galt. Man betrachtete sie als einen Ausfluß der Gottheit. Das göttliche Wesen selbst bezeichnet man als Vorsehung.

Die Vorhersagen, die Prognosen kommen nicht alle in gleicher Weise zustande. Man kann drei Arten unter ihnen unterscheiden.

Die eine beruht darauf, daß bestimmte Ereignisse in bestimmten Zeitabschnitten regelmäßig wiederkehren. Viele Tiere wissen bereits und sehen voraus, daß dem Tage die Nacht, dem Sommer der Winter folgt und richten sich darauf ein. Die Menschenaffen bauen sich bei Tage Nester für die Nacht. Der Hamster legt Vorräte für den Winter an. Man wird darin wohl das Walten von Instinkten sehen müssen, aber eine gewisse Voraussicht des Kommenden dürfte dabei nicht fehlen. Beim Menschen jedenfalls ist die Voraussicht derartiger, regelmäßig sich wiederholender Vorkommnisse ganz allgemein, und selbst bei den rückständigsten unter ihnen zu finden.

Solche Prognosen sind natürlich lange Zeit nur rein empirischer Natur, auf bloßer Beobachtung von Regelmäßigkeiten beruhend.

Dadurch, daß man verschiedene, unabhängig voneinander beobachtete Regelmäßigkeiten in einen inneren Zusammenhang miteinander bringt, erlangen sie größere Sicherheit, werden sie zu notwendigen Naturgesetzen. Die auf solche Gesetze aufgebauten Prognosen bekommen dadurch den größten Grad der Gewißheit.

Schwieriger als diese Art der Prognosen ist die zweite. Auch sie bezieht sich auf Vorgänge, die sich oft wiederholen — nur für solche gibt es Prognosen, nicht für das Vereinzelte, Singuläre, das sich nicht wiederholt. Aber die zweite Art der Vorhersagen betrifft Vorgänge, die nicht regelmäßig in gleichen Zeitabständen immer wieder eintreten und die einen oft recht wechselnden Charakter annehmen können, wie z. B. das Wetter. Indessen, wie unregelmäßig bestimmte Zustände, etwa Regen oder Wind, auftreten und wie wechselnd ihre jeweiligen Gestaltungen sein mögen, ihre oftmalige Wiederholung erlaubt es doch schließlich Merkmale zu entdecken, durch die sich jeder von ihnen ankündigt. Beim Wetter wird dafür wichtig das Verhalten mancher Tiere mit empfindlicheren Organen als denen des Menschen, die ihnen Veränderungen des Luftdrucks, der Luftfeuchtigkeit und dergleichen früher anzeigen als uns. Aus dem Verhalten nicht

nur der Spinnen und Laubfrösche, sondern auch mancher Vögel kann man sehr wohl Wetterprophezeiungen ableiten.

Das Bedürfnis, die Zukunft zu erhellen, hat dann freilich manche Propheten veranlaßt, aus bestimmten Anzeichen nicht bloß auf bestimmte, sondern auf beliebige Ereignisse der Zukunft zu schließen.

Aus dem Flug der Vögel wollte man nicht bloß kommenden Wind und Regen, sondern auch kommendes Kriegsglück voraussehen. Ebenso wollte man aus der Stellung der Gestirne nicht nur die richtige Zeit für die Vornahme bestimmter landwirtschaftlicher Arbeiten in einer bestimmten Gegend, sondern die gesamte Zukunft einzelner Menschen herauslesen.

Der weitaus größte Teil der Prognosen, auf denen unser Handeln beruht, ist jedoch weit rationellerer Natur, überschreitet nicht das Bereich unserer Erfahrung. Unser Leben wird überwiegend von Prognosen dieser, der zweiten Art, bestimmt, sie beeinflussen unser Handeln auf Schritt und Tritt.

Die Erwartung der oben erwähnten Gazelle, der lauernde Löwe werde sich auf sie stürzen, gehört ebenfalls zu den Prognosen zweiter Art. Allerdings spricht man bei der Erwartung von Ereignissen, die förmlich greifbar und unzweifelhaft vor uns stehen, nicht von Prognosen. Man meint damit stets die Ergebnisse eines komplizierten und angestrengten Denkprozesses, der uns eine nicht unmittelbar greifbare Zukunft voraussehen läßt.

Je umfangreicher und mannigfaltiger das menschliche Wissen, je besser es geordnet, je mehr es in einen inneren Zusammenhang gebracht ist, um so ausgedehnter wird das räumliche und zeitliche Gebiet, das in Prognosen dieser Art einbezogen werden kann, desto mehr steigt auch die Sicherheit der Prognosen für bestimmte Gebiete, für die Vorhersagen schon früher gemacht wurden.

Absolute Sicherheit wird jedoch für Prognosen nie erreicht werden. Die Welt wird stets mannigfaltiger sein, als das Bild, das wir uns von ihr zu malen vermögen. Unerwartete störende Zwischenfälle sind nirgends ausgeschlossen. Selbst bei so einfachen, regelmäßig sich in bestimmten Bahnen vollziehenden Bewegungen, wie denen der Planeten, treten zeitweise unvermutete Störungen ein, etwa durch das Einbrechen eines Kometen in das Sonnensystem.

Doch bleiben solche Störungen bei Prognosen der ersten Art in der Regel zu geringfügig, um unser praktisches Verhalten beeinflussen zu können. Es wäre ja denkbar, daß einmal ein fremder Weltkörper in unser Sonnensystem hineingerät, der es ganz in Unordnung bringt und damit seinen bisherigen Regelmäßigkeiten ein Ende macht. Aber einstweilen ist nicht abzusehen, wie derartiges möglich werden sollte. Und wenn es ein-

träte, dann verginge uns dabei jedes Bedürfnis und jede Möglichkeit weiterer Prognosen.

Sehr wichtig für unsere Praxis können dagegen alle die verschiedenen Störungen werden, die unsere Prognosen der zweiten Art bedrohen. Mit dieser Möglichkeit müssen wir uns aber abfinden und stets unsere Erwartungen von der Zukunft als bloße Wahrscheinlichkeiten betrachten. Wir haben nur dahin zu streben, daß sie möglichst gut fundiert sind, die Fehlerquellen möglichst gering, so daß die Mißerfolge, die aus ungenügender Voraussicht hervorgehen, uns nicht allzusehr schädigen.

Wer deshalb, weil manche Prognosen daneben gehen, auf jegliche Prognose verzichten wollte, würde sich entweder zu völliger Untätigkeit verdammen oder sein Tun ganz vom Zufall abhängig machen.

Ohne Prognosen kommen wir nicht aus.

Neben den beiden erwähnten Arten der Prognosen ist noch eine dritte möglich, allerdings eine sehr selten angewendete. Auch sie beruht, wie jede andere Art der Prognosen darauf, daß ein Vorgang sich wiederholt, und zwar ebenso wie bei der ersten Art darauf, daß er sich regelmäßig wiederholt.

Diese Wiederholungen vollziehen sich nie ganz genau in der gleichen Weise. Kleine Abweichungen finden stets statt, sie werden um so größer, je komplizierter die Erscheinungen.

Die Abweichungen können zweierlei Art sein: Einmal solche, die voneinander verschieden sind, oder sich sogar widersprechen. Es sind Abweichungen, die bei der einen Wiederholung in diesem Sinne, bei einer anderen in einem anderen Sinne vorkommen, in einer Weise, daß sie sich in ihrer Wirkung gegenseitig kompensieren, so daß der sich wiederholende Vorgang im Laufe der Zeit im Grunde der gleiche bleibt.

So sind etwa die Winter einer bestimmten Gegend einmal milder, einmal strenger, aber im ganzen und großen bleibt ihr Charakter derselbe. Das Klima der Gegend wird durch eine bestimmte Wintertemperatur gekennzeichnet.

Neben solchen Abweichungen gibt es aber andere, die jedesmal in gleicher Richtung auftreten, so daß sie sich nicht gegenseitig aufheben, sondern vielmehr addieren und verstärken.

Nehmen wir etwa eine Gegend, in der Jahrtausende lang die gleiche durchschnittliche Winter- und Jahrestemperatur herrscht. Da beginnen sich Abweichungen von der bisherigen durchschnittlichen Temperatur einzustellen, die sich nicht kompensieren, sondern die jahraus jahrein oder doch in jedem Jahrzehnt in gleichem Sinne auftreten. So kann es etwa vorkommen, daß sich in jedem Jahrzehnt die durchschnittliche Jahrestemperatur um etwa $^1/_{100}$ Grad gegenüber der bisherigen erniedrigt. Die Jahrestempe-

ratur wird sich dann in tausend Jahren um 1 Grad, in zehntausend Jahren um 10 Grad erniedrigt haben.

Bei dieser Art Abweichungen bleibt der Stand des Klimas nicht im Laufe der Zeiten durchschnittlich derselbe und damit auch nicht der Habitus der ihm angepaßten Organismen. Das Klima verändert sich und mit ihm verändert sich die organische Welt.

Es tritt infolgedessen schließlich etwas ganz Neues ein, etwa eine Eiszeit mit allen ihren Konsequenzen für Tiere und Pflanzen.

Die Veränderungen bei jeder Wiederholung können so minimal sein, daß sie lange Zeit hindurch unbemerkt bleiben, namentlich, wenn sie sich mit Abweichungen der ersten Art kreuzen, die einander kompensieren.

Sollte die Eiszeit etwa in dem Maße vorgeschritten sein, wie das obige Beispiel angibt, daß die durchschnittliche Jahrestemperatur nördlich der Alpen im Laufe eines Jahrtausends um 1 Grad sank, — eine Abkühlung um $^3/_{100}$ Grad in 30 Jahren — so wird den Menschen einer Generation in der Eiszeit der Temperaturwechsel kaum zum Bewußtsein gekommen sein, obwohl sich die Gletscher merklich ausdehnten und der Nahrungsspielraum für Pflanzen und Tiere, also auch für die Menschen fühlbar eingeschränkt wurde.

Aber so unbemerkt die Veränderung bei jeder Wiederholung vor sich gehen mag, im Laufe der Zeiten können sie sich gewaltig summieren und schließlich einen von dem früheren grundverschiedenen Zustand hervorbringen, wenn nach dem Hegelschen Gesetz die Quantität in die Qualität umschlägt, ein Gesetz, das oft genug beobachtet wird, ohne daß man es immer zu erklären vermag.

So kann schließlich aus der steten Wiederholung des Alten etwas Neues hervorgehen — allerdings nichts absolut Neues, das ist nicht möglich — wohl aber eine Modifikation des Alten in einer Weise, die etwas Neues darstellt, da sie dem, was von dem Alten übrig bleibt, Züge hinzufügt, die noch nicht da waren.

Auf diese Weise nimmt die stete Wiederholung derselben Bewegung den Charakter eines Entwicklungsprozesses an. Wenn es gelingt, eine genügend lange Reihe solcher Wiederholungen zu beobachten, dann wird es möglich, die Richtung zu erkennen, welche die Entwicklung nimmt, und so bis zu einem gewissen Grade das Neue vorauszusehen, das sie hervorbringen wird.

Das gibt eine Prognose ganz eigener Art, die mit den ersten beiden Arten, von denen wir hier sprachen, nicht zu verwechseln ist. Diese beiden Arten können nur das Wiederauftreten bereits bekannter Erscheinungen ankündigen. Jene dritte Art dagegen kann uns auf das Kommen von Erscheinungen hinweisen, die noch nicht da waren. Sie ist viel seltener möglich, als die Prognosen, die nur Altes, wenn auch mitunter in neuem Ge-

wände, voraussehen. Dafür eröffnet sie uns weitere Zukunftsperspektiven.

Doch wie weit die Prognosen der dritten Art auch reichen mögen, gewonnen werden sie ebenso wie die Prognosen der ersten beiden Arten nur aus der Beobachtung zahlreicher Wiederholungen desselben Vorgangs, also nur aus der Beobachtung der Vergangenheit bis zur Gegenwart. So sonderbar es erscheinen mag, auch das kommende Neue können wir nur durch Erfahrung aus dem gewesenen und bestehenden Alten erkennen. Eine andere Quelle der Erkenntnis, als die der Erfahrung gibt es nicht.

Wenn das Neue aus der Schöpferkraft des Genius, dem Singulären, sich nicht Wiederholenden hervorginge, vermöchten wir es nie vorauszusehen, denn das Singuläre ist unberechenbar. Nur bei Erscheinungen, die sich wiederholt haben, läßt sich ihre Wiederkehr voraussehen, aber auch die weitere Richtung ihrer Veränderung, wenn eine solche bisher schon als regelmäßige Erscheinung bemerkbar war.

Das wird mit um so größerer Sicherheit geschehen können, je mehr diese Vorgänge mit dem Gesamtprozeß der bisher beobachteten Vorgänge, mit dem Weltgeschehen, in widerspruchslosen Zusammenhang gebracht worden sind.

Zweites Kapitel.

Prognosen in der Gesellschaft.

Jede der drei hier behandelten Arten von Vorhersagen ist auf allen Gebieten des Erkennens gestattet, in der Natur, wie in der gesondert von ihr betrachteten Gesellschaft. Aber für die Prognosen der dritten Art, Vorhersagen einer kommenden Entwicklung, sind die Bedingungen nur selten gegeben.

Die Anwendbarkeit von Prognosen in der Gesellschaft wird nicht dadurch verhindert, daß die menschliche Gesellschaft vom menschlichen Willen bewegt wird — allerdings nicht von dem einzelner Individuen, sondern von dem Wollen aller in ihr wirkenden Individuen.

Wie in der Natur, gibt es auch in der Gesellschaft zahlreiche Vorgänge, die sich tagaus, tagein, jahraus, jahrein in derselben Weise unaufhörlich wiederholen. Dazu gehören vor allem die Produktionsprozesse, die Prozesse der Produktion materieller Güter.

Wie sich Sommer und Winter jahraus, jahrein erneuern, so auch die Arbeiten der Landwirte. Die Arbeiten der Industrie sind aus der Landwirtschaft hervorgegangen und trotz der Selbständigkeit, die sie erlangt haben, doch immer noch nicht ganz von der

Bodenproduktion unabhängig. Heute noch ist auch für die Industrie, ja selbst für Handel und Kredit das Jahr der natürliche Zeitabschnitt für die Regelung der Geschäfte. Auf das Jahr wird der Kapitalzins berechnet, nicht bloß der Pachtzins des Landwirtes. Für das Jahr wird die Bilanz gemacht usw.

Noch mehr als in der Landwirtschaft, wiederholen sich in der Industrie immer wieder dieselben Vorgänge, da bei ihr die Spezialisierung, die Beschränkung auf bestimmte enge Gebiete, viel weiter fortgeschritten ist. Dafür vollzieht sich allerdings der Produktionsprozeß vieler Industrien heute mit größeren Schwankungen im Laufe der Jahre, als der landwirtschaftliche.

Die Unterschiede zwischen Prosperität und Krise können erheblich größer werden, als die zwischen guten und mißratenen Ernten.

Aber wie groß auch die jeweiligen Schwankungen werden mögen, bei gleichbleibender Stufenleiter der Reproduktion, von der allein wir hier zunächst handeln, wiederholen sich die einzelnen Vorgänge des Produktionsprozesses jahraus, jahrein mit großer Regelmäßigkeit, können vorausgesehen werden und werden vorausgesehen. Nach diesen Voraussagen bestimmt sich mit großer Genauigkeit die menschliche Praxis. Der Bauer weiß, wieviel Boden er anzubauen hat, wieviel Vieh zu halten, wieviel Saatgetreide und Viehfutter er zu beschaffen hat, wie viele Geräte zu besorgen, wie groß die Stallungen und Scheunen sein müssen, deren er bedarf. Und ebenso weiß der Industrielle, wieviel an Kohlen, Rohmaterialien, Ersatz für verbrauchte Werkzeuge, Geld für Arbeitslöhne er bereit zu halten hat.

Wehe der Gesellschaft, wenn ihre Produzenten diese Voraussicht nicht hätten.

Natürlich kann es störende Zwischenfälle geben. Eine Absatzstockung kann die Fabrik zum Stillstand bringen. Eine Feuersbrunst kann die Vorräte des Bauern vernichten. Aber trotzdem rechnen die Menschen mit der regelmäßigen Wiederkehr des Produktionsprozesses und müssen es tun, wenn nicht eine Katastrophe eintreten soll.

Im ökonomischen Leben spielen die Prognosen der ersten der drei hier unterschiedenen Arten die entscheidende Rolle, soweit es auf Produktion abzielt, nicht auf Spekulation. Und zwar auf Produktion materieller Güter, den „Unterbau" der Gesellschaft im Marxschen Sinne.

Für den Ueberbau sind Prognosen der ersten Art weniger leicht möglich. Sie werden ganz unmöglich bei höheren Arten geistiger Produktion, die ganz individueller Art sind, in Wissenschaft und Kunst. Für das „schöpferische" Genie, das einmalige, sich nicht wiederholende, läßt sich kein Gesetz, keine Prognose aufstellen.

Wohl ist in den Leistungen des Genies viel Allgemeines enthalten, Erkenntnisse und Forderungen oder Darstellungen, die

durch den allgemeinen Zustand der Gesellschaft bedingt werden und die, wenn nicht von diesem Genie, von einem anderen früher oder später, wenn auch nicht in ganz gleicher Weise geäußert worden wären.

Wir vermögen bei den Genies der Vergangenheit ihre gesellschaftliche Bedingtheit zu erkennen und in vielen Fällen deutlich zu zeigen, daß die Elemente des Neuen, das die Genies vorbrachten, bereits vor ihnen in neuen gesellschaftlichen Bedingungen gegeben waren.

Aber wie weit wir bei dieser materialistischen Erforschung des Geisteslebens auch gelangen mögen, sie wird uns nur gestatten, die geistige Produktion der Vergangenheit zu begreifen, nicht aber Prognosen für die der Zukunft aufzustellen.

Das ist ein ganz unmögliches Unterfangen. Deshalb müssen auch alle Versuche scheitern, heute schon etwa erkennen zu wollen, welcher Art die Philosophie oder die Dichtung oder Malerei in der sozialistischen Zukunft sein werden. Dies Streben kann nur die Wirkung haben, uns zu kritikloser Bewunderung der jeweilig neuesten Richtung in Kunst und Literatur zu führen, die man als eine revolutionäre nur aus dem Grunde betrachtet und verehrt, weil sie neu und das Neue natürlich auch revolutionär ist.

Zwischen dem Gebiet materieller Produktion und dem individueller geistiger Produktion stehen jene Gebiete des Ueberbaues, in denen nicht einzelne Individuen, sondern Massen agierend auftreten, das sind vor allem die Gebiete der Politik, heute die des staatlichen Lebens, der Klassenkämpfe, aber auch der nationalen Kämpfe.

Diese sind keineswegs so unberechenbar wie die individuelle geistige Produktion.

Hier wiederholen sich, solange die ökonomischen Grundlagen unverändert bleiben, immer wieder die gleichen Vorgänge, aber doch nicht in so regelmäßiger Aufeinanderfolge, wie in der Oekonomie, und unter komplizierteren Verhältnissen. Hier werden wohl Prognosen möglich und für erfolgreiches Arbeiten unentbehrlich, aber nicht solche der ersten, sondern solche der zweiten Art, wie sie etwa in der Natur für das Wetter möglich sind. Sie sind von größerer Unsicherheit und müssen von Fall zu Fall besonders aufgestellt werden. Jede von ihnen gilt nur für eine besondere Situation und verliert ihre Bedeutung und Gültigkeit, sobald die Lage sich ändert.

Diese politischen Prognosen der zweiten Art wie die ökonomischen der ersten hat es wohl seit jeher gegeben, seitdem es ein politisches und ökonomisches Leben gibt.

Nicht das gleiche gilt dagegen von den Prognosen der dritten Art, denen einer Entwicklung in einer bestimmten Richtung.

In der Natur sind heute Prognosen dieser Art, die auf unsere Praxis Einfluß hätten, schwer möglich. Wir sind heute soweit,

in der V e r g a n g e n h e i t der Natur eine Entwicklung feststellen zu können. Wir müssen annehmen, daß auch in Zukunft eine solche stattfinden wird, aber wir sind selten in der Lage, eine solche in der Natur der Gegenwart zu beobachten und daraus Schlüsse auf die Zukunft zu ziehen.

Entweder vollzieht sich die Entwicklung in der uns umgebenden Natur so langsam, daß wir sie seit der letzten großen Wandlung der Erdoberfläche, der Eiszeit, nicht zu bemerken vermögen. Es ist aber auch möglich, und ich halte diese Annahme für zutreffender, daß es in der Natur konservative und revolutionäre Zeiträume gibt, solche raschen Wandels der Dinge und solche der Stabilisierung, und daß wir augenblicklich in einer der letzteren Perioden drinstehen.

Sicher ist, daß wir augenblicklich nur in geringem Maße in der Natur Prognosen einer fortschreitenden Veränderung in einer bestimmten Richtung zu machen vermögen. Wir dürfen etwa sagen, daß die Erde und alle Himmelskörper überhaupt einer zunehmenden Abkühlung unterliegen, die sie schließlich in völlige Erstarrung versetzen werde. Und noch mehr: die Wärmeunterschiede im Weltall gleichen sich immer mehr aus, schließlich muß es dahin kommen, daß es solche nicht mehr gibt, daß überall die gleiche Temperatur herrscht. Ohne Wärmeunterschiede ist aber eine Bewegung nicht möglich. Also geht die Welt einem Zustand völliger Bewegungslosigkeit entgegen. Ihre „Entropie" wächst.

Diese Tendenzen dürfen wir vielleicht als bestehend annehmen. Aber es ist keineswegs ausgeschlossen, daß sie durch andere Tendenzen aufgehoben werden und die Bewegung der Welt kein Ende findet.

Auf jeden Fall sind sie Ausblicke in so ungeheure Zeiträume, daß sie für uns praktisch nicht in Betracht kommen.

Daneben können wir manche lokale Veränderungen konstatieren, z. B. das Erheben oder Sinken mancher Meeresküsten, das Anwachsen von Flußdeltas, oder die fortschreitende Austrocknung der Sahara und ihrer Randgebiete. Diese Austrocknung ist bisher jedoch nur empirisch festgestellt, namentlich durch Beobachtung fortschreitender Versandung früheren Kulturbodens, nicht mit irgendeinem Naturgesetz in Beziehung gebracht.

Wir wissen nicht einmal bestimmt, ob sie nicht ein Produkt des Menschen ist, seiner sinnlosen Abholzung der Wälder, die in manchen trockenen Klimaten zur Wüstenbildung führt.

Mit den Entwicklungsprognosen in der Natur steht es also recht schlecht. Von keiner einzigen Art der heutigen Organismen in der Natur können wir eine weitere Entwicklung voraussehen.

Dagegen setzt die Entwicklung der menschlichen Gesellschaft gerade da ein, wo die der Organismen zum Stillstand zu kommen scheint. Lange Zeit hindurch geht jedoch auch diese Entwicklung

so langsam vor sich, daß die Menschen nicht imstande waren, eine solche festzustellen, ja sie vielfach nicht einmal ahnten, sondern annahmen, so wie sie lebten, sei es immer gewesen und werde es immer sein — eine Weisheit, die selbst heute noch nicht ganz ausgestorben ist.

Eine raschere gesellschaftliche Entwicklung wird erst eingeleitet durch das Aufkommen des Staates und der Klassen. Das erscheint zunächst freilich nur als ein Ergebnis zufälliger Gewalt. Die langsame ökonomische Wandlung, die jene gewaltsame Aenderung erst möglich machte, wurde nicht beachtet. Aber innerhalb des Staates kam es nun unter Umständen dazu, daß eine raschere ökonomische Entwicklung eintrat, die augenscheinlich wurde und sogar schon Prognosen veranlaßte.

Wir haben bisher in diesem Kapitel den Produktionsprozeß als einen Vorgang betrachtet, der sich immer wieder in gleicher Weise wiederholt als Reproduktionsprozeß auf gleicher Stufenleiter. Aber er muß nicht immer in dieser Weise vor sich gehen. Er kann ein Reproduktionsprozeß auf erweiterter Stufenleiter sein, aber auch einer auf eingeengter. Das wird dort eintreten, wo der Produktionsprozeß nicht ganz genau ein Kreislauf ist, der immer wieder zu seinem Ausgangspunkt zurückkehrt, sondern wo sein Endpunkt ein wenig vom Ausgangspunkt verschoben ist. Dieser Endpunkt wird nun der Ausgangspunkt des neuen Prozesses, der an seinem Ende wieder ein wenig verschoben endet. So verschiebt sich der Prozeß immer mehr, er bleibt nicht auf dem gleichen Fleck, sondern nimmt eine Richtung an, eine aufsteigende oder absteigende.

Das wird dort der Fall sein, wo die Produktionskräfte am Ende des Kreislaufes nicht dieselben sind, wie bei seinem Beginn, sondern etwas vermehrt oder vermindert. Es kann die Zahl der Werkzeuge vermehrt sein oder die Menge des Rohmaterials, oder die Zahl der Arbeiter. Die wichtigste Produktivkraft ist und bleibt der Mensch.

Es kann im Staat die Zahl der Arbeiter, die jährlich nachwächst, zunehmen, etwa, weil die allgemeine Sicherheit eine größere wird. Die Vermehrung der Arbeiterzahl führt zur Urbarmachung von Wald- und Steppenboden, zur Anlegung von Wasserbauten und so zu erweiterter Reproduktion. Die Prognose ist: ein Aufblühen des Landes.

Es kann aber auch die Zahl der Arbeiter von Jahr zu Jahr abnehmen, etwa dadurch, daß die Bevölkerung zu sehr mit Kriegsdienst geplagt oder zu rücksichtslos ausgebeutet oder ihr die Möglichkeit der Familiengründung verwehrt wird, so daß die Sterblichkeit die Zahl der Geburten übersteigt, wie das namentlich bei der Sklaverei der Fall ist. Dann wird fortschreitende Entvölkerung eintreten und die Prognose wird auf Niedergang oder Untergang des Staates lauten.

Wo im Altertum die Entwicklung der ökonomischen und sozialen Verhältnisse ein solches Tempo erreichte, daß sie auffiel und Prognosen veranlaßte, haben wir es fast stets mit Perioden zusammenschrumpfender Reproduktion zu tun. Unter solchen Umständen konnte die Entwicklung in der Tat nur zum Untergang der bestehenden Gesellschaftsform führen, nicht zum Aufstieg zu einer neuen. Daher konnte die Prognose auch nicht zur Grundlage des Kampfes für eine neue Gesellschaft werden. Sie erzeugte entweder aussichtsloses Streben nach Wiederbelebung der Vergangenheit, der guten alten Zeit, oder pessimistisches Flüchten aus der unrettbar verlorenen Welt; die einen flohen als Eremiten oder Mönche in die Wüste oder Wildnis, die anderen zogen den kürzeren Weg vor, in das bessere Jenseits zu flüchten, durch Selbstmord oder gesuchtes Martyrium. Die Masse ergab sich einfach stumpfsinnig in das Unvermeidliche.

Wenn das Aufkommen des Staates und der Klassen auch zeitweise einen ökonomischen Aufstieg herbeiführte, so wurde das für die Massenproduktion, im Gegensatze zur Luxusproduktion, weniger durch eine Verbesserung der Methoden und Werkzeuge der Produktion bewirkt als durch Vermehrung der ausgebeuteten Menschenmassen und Ausdehnung des von ihnen bearbeiteten Kulturbodens. War dessen weitere Ausdehnung nicht möglich, dann kam der wirtschaftliche Fortschritt ins Stocken, Stagnation trat ein. Sie wurde dort zum Verfall, wo, etwa wegen Vernachlässigung der Bewässerungsbauten, der Kulturboden sich verringerte oder die Quellen billiger Arbeitskräfte versiegten.

Diese Situation konnte keine sozialen Prognosen eines Aufstiegs zu einer höheren Gesellschaftsform ergeben.

Das änderte sich erst, als die Bedingungen für das Aufkommen des industriellen Kapitalismus erstanden. Der bringt nun nicht nur für die Luxusproduktion, sondern auch für die Massenproduktion immer vollkommenere Werkzeuge. Er entwickelte die gesamten Produktivkräfte der Gesellschaft aufs höchste, und zwar in einem rasch wachsenden Tempo, das immer merkbarer und auffallender wurde. Gleichzeitig verbesserten sich die Methoden sozialer Massenbeobachtung durch die Entwicklung der Statistik.

Damit bildeten sich die Bedingungen für soziale Prognosen nicht pessimistischer, sondern optimistischer Art, die nicht den kommenden Weltuntergang weissagten, sondern das Kommen besserer Zeiten in einer neuen Gesellschaft.

Aber die Forscher, die auf dem Boden des Kapitalismus standen, machten von der Möglichkeit solcher Prognosen keinen Gebrauch. Erschien ihnen doch das industrielle Kapital als der Weisheit letzter Schluß. Es war dem sterbenden Feudalismus weit überlegen, zu dessen Zeit die vernünftigste Produktionsweise.

So meinten die Denker des Bürgertums, die Vernunft habe nur die Naturgesetze dieser Produktionsweise zu entdecken und Staat und Gesellschaft ihnen anzupassen und alles sei in Ordnung. Darüber hinauszugehen, erschien als reine Wolkenkukuksheimerei.

Die zutage tretenden Anzeichen ökonomischer Weiterentwicklung zu untersuchen, um soziale Prognosen daraus abzuleiten, darauf konnte nur jemand kommen, den die neue Produktionsweise wegen des entsetzlichen Elends, das sie verbreitete, abstieß, und der doch erkannt hatte, daß diese Produktionsweise augenblicklich eine Notwendigkeit war und daß ihre Gesetze nicht durch ethische Entrüstung oder ausgeklügelte Utopien überwunden werden konnten.

Von diesem Standpunkte aus lag es, namentlich in einem Zeitalter rechts- und wirtschaftsgeschichtlicher Studien nahe, zu untersuchen, was an der bestehenden Produktionsweise allgemein, allen Produktionsweisen gemeinsam sei und was nur eine historische, vorübergehende Kategorie in ihr bilde. Sie zu untersuchen als gewordenes Gebilde, das weitere Bildungen in seinem Schoße trage, und zu erforschen, wieweit die Elemente dieser Neubildungen heute schon erkennbar seien und in welcher Richtung sie sich entwickelten.

So kamen Marx und Engels zu ihrer Prognose der weiteren Entwicklung des industriellen Kapitalismus, die schon im kommunistischen Manifest verkündet wurde, um dann im „Kapital" die grandioseste Vertiefung ihrer Grundlegung zu finden.

Im Unterschied von der bürgerlichen Oekonomie betrachtet Marx den kapitalistischen Produktionsprozeß nicht als einen sich immer in ganz gleichem Ausmaße wiederholenden, sondern als einen immer wieder erweiterten Reproduktionsprozeß. Zwei große Ursachen fortschreitender Erweiterung sind in ihm stets wirksam.

Der Profithunger, der Drang nach Vermehrung der Mehrwertmasse, veranlaßt den Kapitalisten, den einmal gewonnenen Mehrwert nicht ganz zu konsumieren, sondern einen Teil davon zurückzulegen, zu akkumulieren, um damit die Produktion zu erweitern, das heißt, die Zahl der Arbeiter zu vermehren, die für ihn Mehrwert schaffen.

Auf der anderen Seite sucht der Kapitalist sich Extraprofite dadurch zu schaffen, daß er neue arbeitsparende Maschinen und Methoden einführt. Dies Streben, in der gesamten Kapitalistenklasse dauernd wirksam, erzeugt die gewaltigste Entfaltung neuer Produktivkräfte, aber auf Kosten der Arbeiterschaft, denn es bedeutet, daß von demselben Kapital ein immer größerer Teil auf Anschaffung von Maschinen, Gebäuden, Rohmaterialien verwendet wird, ein immer kleinerer Teil auf Bezahlung von Arbeitern.

Diese beiden Tendenzen, die der stetigen Akkumulation und die des technischen Fortschritts, widersprechen einander.

Jene geht auf Vermehrung, diese auf Verminderung der Arbeitermassen aus. Die erstere erweist sich in dieser Beziehung als die stärkere. Die Zahl der Proletarier nimmt nicht ab, sondern zu. Aber die letztere bewirkt, daß der Anteil der Arbeiter am Produkt immer mehr sinkt, ihre Ausbeutung wächst, so daß der Klassengegensatz zwischen Kapital und Arbeit zunimmt und dabei die Zahl der Proletarier stetig steigt.

Diese Prognose ist auf die alltägliche Wiederholung von Vorgängen aufgebaut, die wir stets beobachten können. Alltäglich wiederholt sich die Akkumulation des Kapitals, die Vermehrung des Proletariats. Alltäglich wiederholt sich der Klassengegensatz und der Klassenkampf beider Teile. Alltäglich ist die Erfahrung, daß der Klassenkampf ein politischer Kampf wird, ein Kampf um die Staatsgewalt.

Auf diesen Alltäglichkeiten der Gegenwart ist die Schlußfolgerung der Zukunft aufgebaut, daß der Zeitpunkt unvermeidlich heranrückt, an dem das Proletariat die Masse der Nation ausmacht und die Staatsgewalt erobert, um sie seinem Befreiungskampf dienstbar zu machen.

Soweit ist die Prognose wissenschaftlich und unanfechtbar. Keine andere konnte man ihr bisher entgegensetzen. Die bürgerliche Wissenschaft weiß ihr nichts anderes gegenüberzustellen als den Verzicht auf Prognosen, den Glauben, es werde immer so weitergehen, wie es bisher ging — gerade jene Voraussage, die von vornherein völlig verkehrt ist in dieser Zeit tiefstgehender Wandlungen und Umwälzungen auf allen Gebieten des sozialen Lebens.

Dieser Verzicht der bürgerlichen Wissenschaft auf jede wirkliche Prognose bedeutet für die bürgerlichen Massen bloß wachsende Unsicherheit gegenüber jeder sozialen Bewegung.

Die Prognose des Marxschen „Kapital" ist wohl historisch seine wichtigste Leistung geworden. Man sucht oft die Bedeutung des „Kapital" in der Theorie vom Wert und Mehrwert, die in der Tat grundlegend ist und im „Kapital" vielleicht den gewaltigsten Aufwand von Denkarbeit darstellt. Aber nicht an der Höhe des Denkens, sondern an der Stärke der historischen Wirkung gemessen, sind wohl jene Partien des „Kapitals" die bedeutendsten, die den Prozeß der erweiterten Reproduktion des Kapitals behandeln, die Gesetze der Akkumulation des Kapitals sowie der Bildung des relativen Mehrwertes.

Heute noch meinen viele, Marx habe seine Mehrwerttheorie agitatorisch gemeint als Nachweis der Ungerechtigkeit der kapitalistischen Produktion. Was darüber zu sagen ist, hat Engels schon in seinem Vorwort zur deutschen Ausgabe des Marxschen „Elend der Philosophie" gesagt. Bereits ein Menschenalter vor Marx setzten die Versuche von Sozialisten ein, auf Grund der Theorie des Arbeitswertes den Arbeitern zu beweisen, daß den Arbeitern das ganze Produkt der Arbeit gehöre, den Kapitalisten

nichts davon. Marx hat sich diese moralisierende Ausnützung der Werttheorie nie zu eigen gemacht, die durch Rodbertus und später Anton Menger noch unserer Generation übermittelt wurde. Marx interessierte an der Theorie des Wertes bloß die Tatsache, daß sie allein den Schlüssel zur Erkenntnis des ganzen kapitalistischen Getriebes bietet.

Um agitatorisch die Arbeitermassen in Bewegung zu bringen, war die Form, die Marx der Werttheorie gab, ganz überflüssig. Dazu hätte die einfachere Form genügt, die er bei Ricardo fand und die von allen sozialistischen Oekonomen vor Marx unverändert übernommen wurde.

Was in der Marxschen Lehre für den proletarischen Klassenkampf praktisch von größter Bedeutung wurde, das war weit weniger die Werttheorie als die Theorie des erweiterten Reproduktionsprozesses und die auf ihr beruhende Prognose.

Als der Marxismus auftrat, fand er unsicher tastende, schwankende, in zahlreichen Schulen zersplitterte Bewegungen von Sozialisten und Proletariern vor. Die Sozialisten waren kühn im Denken, aber ohne materielle Grundlage, ohne Kraft und ohne das Vermögen, die Arbeitermassen zusammenzufassen. Die Arbeiterbewegungen wieder waren wohl Bewegungen größerer Massen und nicht ohne Kraft, aber ohne die Fähigkeit, übers nächste hinauszusehen, daher leicht zu verwirren und ins Stocken zu bringen.

Die Marxsche Prognose schuf die Grundlage, um Sozialismus und Arbeiterbewegung zu vereinigen, jenem die Stoßkraft einer geschlossenen, energischen Masse zu verleihen und dieser ein hohes Ziel zu weisen, nicht ein subjektives, willkürlich ersonnenes, sondern eines, das aus der Beobachtung der Tatsachen gewonnen wurde und das Einheitlichkeit und Geschlossenheit des Vormarsches ohne Verlaufen auf Abwege ermöglicht.

Die heutigen Arbeiterparteien sind die ersten Parteien der Welt, die auf Grund einer wissenschaftlich gewonnenen sozialen Prognose gebildet sind und von ihr geleitet werden. Die Marxsche Prognose ist die erste solide Prognose, die in der Weltgeschichte praktische Bedeutung gewonnen hat. Vor achtzig Jahren bloße Theorie zweier unbekannter jungen Leute, ist sie heute der wichtigste Inhalt des Weltgeschehens geworden, soweit dieses sich nicht in Völkerkriegen erschöpft.

Natürlich hat die Prognose nicht den Sozialismus oder die Arbeiterbewegung geschaffen. Die waren schon vorher da. Sie gingen mit Notwendigkeit aus den Verhältnissen hervor. Aber sie hat jenem ein Rückgrat und dieser Augen verliehen, die ihnen bis dahin fehlten. Und sie hat es ermöglicht, daß die beiden Bewegungen zu einer verschmolzen und dadurch ihre Wucht und Größe steigerten.

Die marxistische soziale Prognose hier nochmals darzustellen, ist wohl überflüssig. Das ist im vierten Buche bereits ausgiebig geschehen. Nur folgendes sei noch über sie bemerkt:

Diese Prognose einer kommenden sozialen Entwicklung ist einzig in ihrer Art. Sie hat bisher ihresgleichen nicht gefunden. Sie wurde und wird vielfach bemängelt. Aber zu mehr haben es die Kritiker noch nicht gebracht. Es ist keinem auch nur eingefallen, eine andere Prognose an deren Stelle setzen zu wollen.

Man darf diese besondere Prognose nicht mit jenen verwechseln, die ich hier als die der zweiten Art bezeichnet habe, den Prognosen, ohne die kein Politiker auskommt, die so alt sind, wie die Politik selbst, so zahllos, wie die Politiker, und so wechselnd, wie die Situationen, in denen sie tätig sind.

Natürlich haben Marx und Engels auch Prognosen dieser Art aufstellen müssen. Sie waren ja nicht bloß Forscher, sondern auch Kämpfer. Es erging ihnen hier, wie jedem Politiker. Bei keinem erfüllt sich jede seiner Vorhersagen. Auch nicht bei unseren Meistern. Doch hatten sie auf diesem Gebiete — und nicht bloß auf diesem — vor anderen sozialen und politischen Kämpfern viel voraus durch ihr universales Wissen, ihre tiefe Einsicht in das Wesen der Gesellschaft und durch ihre Methode des historischen Materialismus, die ihnen die Abhängigkeit des Wollens und seiner Erfolge von den jeweilig gegebenen materiellen Bedingungen zeigte und sie vor Illusionen warnte.

Trotzdem konnten ihre Prognosen für einmalige außerordentliche Ereignisse sowie für bestimmte Formen und Zeitmaße der Entwicklung nicht jene Sicherheit erlangen, die ihre Voraussicht der Richtung der allgemeinen gesellschaftlichen Entwicklung gewonnen hatte. Doch auch bei solchen Prognosen gelang unseren Meistern mancher überraschende Vorausblick, dessen kein anderer Politiker fähig war.

Wir erinnern nur an die 1870 unmittelbar nach der Schlacht von Sedan gemachte Marxsche Vorhersage, der Ausgang des Deutsch-Französischen Krieges werde den Schwerpunkt der kontinentalen Arbeiterbewegung von Frankreich nach Deutschland verlegen.

Wer von Marxschen und marxistischen „Prophezeiungen" handeln will, muß zwischen den beiden Arten von Prognosen genau unterscheiden.

Dürfen wir die Marx-Engelssche Prognose der Entwicklung zum Sozialismus nicht mit den landläufigen Prognosen der Politiker auf eine Stufe stellen, so dürfen wir sie auch nicht mit den ganz anders gerichteten Prognosen der Philosophen über das Ziel der Menschheit verwechseln.

Jene Art der Prognosen, zu der die marxistische des kommenden Sozialismus gehört, bleibt stets auf dem Boden der Erfahrung. Aus ihr gewonnen, reicht sie nicht weiter, als uns die

bisherige Erfahrung zu sehen erlaubt. Damit sind ihre Grenzen gegeben. Sie erlaubt nicht, in ungemessene Fernen zu blicken, sondern nur jene kommenden Lösungen zu erkennen, die zu erwarten sind für heute bereits bestehende Probleme, soweit die Mittel und Kräfte der Lösung heute schon heranwachsen und beobachtet werden können.

Nun ist es sicher unmöglich, jedes der Elemente des Kommenden, die wir bereits zu sehen vermögen, genau nach der Bedeutung einzuschätzen, die es später gewinnen wird und es allseitig zu erkennen. Man muß auch damit rechnen, daß neben den Elementen des Kommenden, die wir zu beobachten vermögen, noch andere wichtig werden, die wir heute entweder übersehen oder unterschätzen.

Endlich gehen aus jeder Lösung eines Problems neue hervor, die bis dahin nicht bestanden. So wird auch bei der Entwicklung der Gesellschaft zum Sozialismus jede Errungenschaft des Proletariats wohl seine Position festigen, ihm aber auch neue Aufgaben stellen, die bisher noch nicht zu erkennen sind.

Das kann nicht ohne Einfluß bleiben auf die Gültigkeit der Prognose. Sie darf nicht als eine Schablone betrachtet werden, an der starr festzuhalten ist, von der „linke“ oder „rechte Abweichungen“ nicht gestattet sind. Sie muß immer wieder von neuem geprüft werden, sobald neue Tatsachen auftauchen, und muß, wenn nötig, diesen angepaßt und auf diese Weise vervollkommnet werden. Derartiger zeitweiliger Revisionismus ist unerläßlich, aber allerdings schlimmer als zwecklos, wenn er bei Zweifeln stehen bleibt und nicht neue höhere Einsichten bringt.

Dabei werden unsere Vorhersagen der kommenden Entwicklung sich zumeist auf das ökonomische Gebiet beschränken müssen, sowie auf jene Gebiete der Politik, die mit dem ökonomischen eng verbunden sind. Je weiter wir uns von der ökonomischen Basis entfernen, desto unbestimmter müssen unsere Prognosen der kommenden Entwicklung werden. Es ist von vornherein unsinnig, solche für die Entwicklung der Literatur und Kunst unternehmen zu wollen. Heute schon „materialistisch“ die Grundlinien der kommenden Kunst des Sozialismus entwerfen zu wollen, ist nichts weniger als marxistisch. Und praktisch ganz überflüssig. Das Proletariat hat wohl schwere Klassenkämpfe gegen bestimmte Formen des Eigentums an den Mitteln materieller Produktion, gegen bestimmte Formen der Organisation des Produktionsprozesses und des Staates zu führen. Da wird es sehr wichtig, daß es weiß, welche Formen der Produktion und des Staates durch die kommenden Mittel der Macht und der Produktion möglich, ja notwendig werden.

Es ist aber ganz überflüssig, daß es als Klasse Kämpfe gegen bestimmte Formen der Malerei oder der Dichtkunst aus dem Grunde führt, weil sie als „bürgerlich“ bezeichnet werden. Noch

mehr, als auf den Gebieten der Religion und der Philosophie, muß hier der persönliche Geschmack Privatsache bleiben.

Sollte irgendeine Dichterschule oder Malerrichtung in den Klassenkampf eingreifen, so muß sie sich natürlich gefallen lassen, daß dem Herüberschießen ein Hinüberschießen folgt, ebenso wie das für jede religiöse Vereinigung gilt, trotz des Grundsatzes: Religion ist Privatsache. Aber es ist ein Unding, irgendeine besondere Form künstlerischer oder literarischer Technik heute schon als die zu bezeichnen, die den Bedürfnissen und Aufgaben der Arbeitermassen in der sozialistischen Gesellschaft allein entsprechen wird.

Es ist schon eine große Sache, wenn es uns gelingt, die werdenden Grundlagen der kommenden ökonomischen und der darauf ruhenden politischen Ordnung in der heutigen Gesellschaft zu erforschen. Ueberschreiten wir nicht die Grenzen, die der materialistischen Geschichtsauffassung gezogen sind. Das kann nur zu Fehlschlägen führen.

Drittes Kapitel.

Transzendente Prognosen.

Die drei Arten Prognosen, die wir bisher beobachtet, beruhten sämtlich auf der Erfahrung, daß bestimmte Vorgänge sich unter bestimmten Bedingungen wiederholen, entweder in derselben Weise wiederholen oder mit Abänderungen, die ebenfalls immer wieder in dem gleichen Sinne auftreten, sich dadurch summieren und so eine Entwicklung in einer bestimmten Richtung bedeuten.

Aber diese Prognosen genügen nicht dem Menschengeist. Auch auf diesem Gebiete wie auf so manchem anderen, sucht er die Grenzen der Erfahrung, das heißt der Erkenntnis, zu überschreiten. Wir haben schon im ersten Buch gesehen, daß die Festsetzung der Grenzen der Erkenntnis weniger dazu dient, den Forschungsdrang auf das innerhalb dieser Grenzen Erkennbare zu beschränken, als vielmehr darauf, ihm jenseits dieser Grenzen im „Transzendenten", Metaphysischen, ein Gebiet zu erschließen, in dem er sich frei austoben darf, durch keinerlei lästige Rücksichten auf die Ergebnisse der Erfahrung eingeengt.

So kommen wir zu dem sonderbaren Zustand, daß auf dem Gebiet des Unerkennbaren Behauptungen aufgestellt werden können, die als höhere Erkenntnisse gelten und denen gegenüber die auf bloße Erfahrung gestützten Erkenntnisse geringschätzig als beschränkt, bloß relativ, oft sogar als bloßer Schein betrachtet werden. Die Armseligkeit bloßer Erfahrung wird als ganz minderwertig hingestellt gegenüber der Erhabenheit der Erkenntnisse im Gebiet des Unerkennbaren, die absolute und ewige Wahr-

heiten und kategorische Imperative darstellen. Die Bürgschaft ihrer Gewißheit schöpft der Mensch nicht aus den Zeugnissen trügender Sinne, sondern aus sich selbst, seinem inneren Erleben, das heißt, direkt aus dem Göttlichen, das in uns steckt und das bei innerer Erfahrung nicht wie bei äußerer durch die Berührung mit unreiner Materie befleckt wird.

Dieses innere Erleben ist freilich nichts anderes, als die Wirkung der angeborenen und durch die jeweilige Umwelt modifizierten Triebe. Und das metaphysische Bedürfnis bedeutet die Sehnsucht nach einem Gebiete, auf dem unsere Wünsche wenigstens in der Phantasie leichter zu befriedigen sind, als in der schnöden Erfahrungswelt. Für die Metaphysik gilt wirklich der Satz de Mans, daß die Theorie stets nach unseren Bedürfnissen eingerichtet wird.

Seitdem aus dem Himmel die Engel vertrieben wurden, hat die Erkenntniskritik erlaubt, ihn für metaphysische Bedürfnisse zu modernisieren, so daß auch Denker, die in Beziehung auf die Natur materialistischer denken, in der Lage sind, Gott und Unsterblichkeit, Freiheit und ein ewiges Sittengesetz wiederzufinden[1]).

Wer sich in diesem Gebiete jenseits der Erfahrung heimisch fühlt, der kann nicht umhin, auch in der Geschichte über die Grenzen der Erfahrung hinauszustreben und nach darüber hinausreichenden Prognosen zu verlangen, über das Ziel zu grübeln, dem die Menschheit entgegenstrebt, über die Bestimmung der Menschheit, den Sinn der Geschichte.

Man kann das Wort „Geschichte" in doppeltem Sinne gebrauchen. Es bezeichnet sowohl die Erforschung und Darstellung des historischen Prozesses, wie diesen selbst.

Schon Hegel hat darauf hingewiesen. In seiner „Philosophie der Geschichte" bemerkt er:

„Geschichte vereinigt in unserer Sprache die objektive sowohl, als subjektive Seite, und bedeutet ebensogut die historiam rerum gestarum als die res gestas selbst; sie ist das Geschehene nicht minder als die Geschichtserzählung." (S. 75.)

Wir haben im ersten und zweiten Abschnitt dieses Buches das Wort „Geschichte" in dem Sinne von Geschichtserzählung gebraucht, und den Zweck untersucht, den Erforschung und Darstellung geschichtlicher Ereignisse für den tätigen Menschen hat. In den folgenden Ausführungen handeln wir von einem anderen Sinne

---

1) Bezeichnend dafür war unter anderem die Diskussion zwischen dem Jesuitenpater E. Wasmann und einer Reihe von Naturforschern in Berlin 1907. Einen Bericht darüber gab Wasmann unter dem Titel heraus: „Der Kampf um das Entwicklungsproblem in Berlin", (Freiburg i. Br., 1907). Mit recht beifälligem Schmunzeln verzeichnet der Pater die Tatsache, daß eine Reihe seiner Opponenten die Notwendigkeit der Hypothese eines persönlichen Gottes anerkannt hatten.

der Geschichte. Von dem Sinne aller der Wandlungen, welche die Menschheit nicht nur durchmachte, sondern noch durchmachen wird. Wer in dieser Art von einem Sinne der Geschichte spricht, meint nicht den Sinn der bisherigen Geschichte allein, sondern aller Geschichte, auch der kommenden. Er sucht einen Zweck, dem die Menschheit dient, dem sie sich immer mehr nähert. Ein solcher liegt aber jenseits unserer Erfahrung. Das Forschen nach ihm fällt zusammen mit dem Forschen nach dem Sinne des Lebens überhaupt.

Solange man an einen persönlichen Gott glaubte und man annahm, der Mensch bilde den Mittelpunkt der Welt, erschien die Sache sehr einfach. Gott hatte die Welt um des Menschen willen geschaffen, Tiere und Pflanzen, damit er sie genieße, Sonne, Mond und Sterne, damit sie seine Wege bei Tag und Nacht erhellen und ihm das Kalendermachen ermöglichen. Im ersten Buche Moses heißt es ausdrücklich, Gott habe die Gestirne geschaffen „zu Merkzeichen und zur Bestimmung von Zeiträumen, Jahren und Tagen" (1, 14). Den Menschen aber schuf er sich, damit doch jemand da sei, der ihn preise und ihn beweihräuchere.

In den Zeiten, da jene naiven Vorstellungen aufkamen, erschien dem Menschen die Welt noch sehr klein. Dafür dünkte er sich sehr groß. Seitdem ist sie ungeheuer gewachsen, ein Lichtjahr reicht lange nicht mehr aus, die Entfernungen auszudrücken, die wir in der Sternenwelt festgestellt haben. In demselben Maße schrumpft der Mensch im Weltall immer mehr zusammen. Die Vorstellung, daß die Welt um des Menschen willen da sei, ist längst sinnlos geworden. Damit hat aber die Welt überhaupt jeden Zweck verloren, den wir uns vorstellen können. Die Welt ist da, weil sie da ist. Basta! Das Nachsinnen, zu welchem Zweck sie da ist, wird völlig zwecklos.

Wird aber da die Vorstellung nicht unsinnig, daß inmitten dieses unermeßlichen völlig zwecklosen Getriebes ausgerechnet die Existenz von ein paar Ameisen oder Menschen einen Zweck haben sollte?

Trotzdem konnte sich die Mehrheit der Menschen bisher nicht darein finden, daß ihnen keine anderen Zwecke beschert sein sollen, als jene, die sie sich selbst setzen, daß dem ganzen Mühen und Streben der Menschen in den vergangenen und kommenden hunderttausenden von Jahren ihrer Geschichte nicht das Streben nach einem der Menschheit gesetzten Ziele innewohnen sollte, dessen Größe uns über die Nichtigkeit des Daseins des einzelnen und der ganzen Gegenwart Trost gewähren könnte.

Daß das Suchen nach einem Sinn der Geschichte mit dem metaphysischen Bedürfnis eng zusammenhängt, betont Troeltsch sehr stark. Auf S. 174 seines „Historismus" spricht er von dem Historiker, der auf einen „universalen Entwicklungsbegriff hinarbeitet":

„In diesem universalen Entwicklungsbegriff liegt demgemäß ein Element des Willens, der ihn sehen und fassen will . . . Dazu aber bedarf er

letztlich eines metaphysischen Glaubens, der ihn hoch über die empirischen Feststellungen und Charakteristiken emporträgt und an eine im tiefsten Grunde des Geschehens wirkende Kontinuität glauben läßt . . . . Sie (die Historiker) haben darin recht, daß der universale Entwicklungsbegriff zu der empirischen Historie etwas Neues hinzubringt, eben jenes Glaubens- und Willenselement . . . ."

„Die Bildung der Maßstäbe (für die Beurteilung der Geschichte, K.) und vor allem die Synthese der Maßstäbe ersten und zweiten Grades ist also Sache des Glaubens in dem tiefen und vollen Sinne des Wortes: die Betrachtung eines aus dem Leben herausgebildeten Gehaltes als Ausdruck und Offenbarung des göttlichen Lebensgrundes und der inneren Bewegung dieses Grundes auf einen uns unbekannten Gesamtsinn der Welt hin, die Ergreifung des aus der jeweiligen Lage erwachsenden Kulturideals als eines Repräsentanten des unerkennbaren Absoluten."

Also der Gesamtsinn der Welt ist unbekannt und unerkennbar. Es ist demnach nicht einmal erkennbar, ob es einen gibt. Aber dennoch zweifeln so viele Philosophen und Historiker nicht an seiner Existenz und auch nicht daran, daß das jeweilige Kulturideal als ein „Repräsentant des unerkennbaren Absoluten" anzusehen ist, obwohl diese Ideale bisher sehr wechselnd und widerspruchsvoll waren.

Trotz seiner Unerkennbarkeit muß ein Gesamtsinn der Welt vorhanden sein und er muß unser Forschen bestimmen aus dem einfachen Grunde, weil ich an ihn glaube und ihn haben will: Das Bedürfnis nach etwas, das „Glaubens- und Willenselement", wird zur Gewähr dafür, daß das verlangte wirklich besteht.

So erklärt Troeltsch auch weiter (S. 177):

„Für die Beurteilung fremder und vergangener Kulturen Gerechtigkeit und Sachlichkeit, für die der eigenen und lebendigen ein in der bisher geschilderten Weise begründeter freier Zukunftsglaube[1]), für die Zusammenfassung aller im Gesamtflusse des Lebens unbestimmtes Vertrauen zur Vernünftigkeit der Welt überhaupt: das ist alles, was wir können."

Hier wird deutlich die Annahme eines Sinnes der Geschichte als bloße Sache des Glaubens, des Vertrauens in eine Vernünftigkeit der Welt anerkannt.

Aber es ist doch unmöglich, von der Vernunft etwa des Drehungsgesetzes der Winde oder der Keplerschen Gesetze oder der Gesetze des hydrostatischen Drucks zu sprechen.

Die Vernunft ist rein geistiger Natur und nur von Denkprozessen kann man sagen, sie seien vernünftig oder nicht.

Troeltsch meint denn in Wirklichkeit auch gar nicht, daß die Welt vernünftig sei. Er meint nur, das Gebiet der Vernunft in der Welt sei weit ausgedehnter, als wir ahnen. Er sieht wohl die Schwierigkeit, die „in der Winzigkeit und Flüchtigkeit der historischen Welt gegenüber der ungeheuren Raum- und Zeitausdehnung der Natur" liegt. (S. 83.)

---

[1]) Diese Unterstreichung, ebenso die nächsten, rühren von mir her. K.

Er fährt fort:

„Die Geschichte samt ihrer biologischen Vorgeschichte erscheint dem gegenüber doch immer wieder wie eine völlig fremdartige, verschwindend kleine Enklave, flüchtig wie der Hauch des Atems auf einer gefrorenen Glasscheibe. Und hat man diesen Größenunterschied vor sich samt der gewaltigen Festigkeit, Rationalität und Geschlossenheit der naturwissenschaftlichen Methode, dann scheint doch immer wieder die Methode des Ungeheuren die des Winzigen zu verschlingen, und man fragt sich von neuem, ob nicht die selbständige und mündige historische Methode doch eine Selbsttäuschung menschlicher Hoffart oder menschlichen Glaubensbedürfnisses sei."

Aus dieser Verlegenheit sucht sich Troeltsch zunächst, ähnlich wie Kant gegenüber den Unbequemlichkeiten der reinen Vernunft, durch einen Appell an die praktische Vernunft herauszuhelfen. Sich zwischen den verschiedenen „Eindrücken" von Natur und Geschichte zurechtfinden, sei ein praktisches Problem. (S. 84.)

„Für solche Praxis bleibt dann nichts anderes übrig, als daß wir stets von neuem in der Anschauung der Natur uns von allen menschlichen Ueberhebungen und von aller Vermenschlichung der Gottheit reinigen, daß wir aber der erdrückenden Masse und Wucht der Natur doch wieder den geistigen Gehalt der Geschichte, die erhabene Größe und Freiheit des innerlichen Menschen gegenüberstellen. Es bleibt bei dem Worte Schillers: ‚Aber Freunde, im Raume wohnt das Erhabene nicht'. Und fragt man, wo es denn dann wohnt, dann mag wieder Schiller antworten: ‚Es ist nicht draußen, da sucht es der Tor. Es ist in dir. Du bringst es ewig hervor'." (S. 85.)

Dann wird noch Goethe zitiert, der ebenfalls der Größe der Sternenwelt gegenüber ein Gegengewicht in der geistigen Bewegtheit seines Inneren findet, die um einen reinen Mittelpunkt in seinem Busen kreist.

Aber Troeltsch muß sich doch gestehen, daß dieses Hin- und Herpendeln zwischen Eindrücken nur genügen mag für Dichter, denen der ästhetische Eindruck entscheidend wird. Für die Frage, wie sich die Dinge in Wirklichkeit verhalten, bleibt es bedeutungslos, welchen Eindruck jedes von ihnen auf mich macht.

Troeltsch erkennt denn auch dann, daß „die lediglich praktische Lösung des Problems doch immer ungenügend ist. Es bleibt das quantitative Mißverhältnis doch erschütternd".

Viertes Kapitel.

Astronomische Geschichtsauffassung.

In seiner Notlage bietet sich Troeltsch die rettende Hand einer alten Dame, der wundersamsten Figur in Goethes „Wilhelm Meisters Wanderjahre", die an wunderlichen Figuren gerade nicht arm sind. Es ist die Tante Makarie, der „die Verhältnisse unseres Sonnensystems . . . gründlich eingeboren" sind, so daß sie „nicht sowohl das ganze Sonnensystem in sich trage, sondern daß sie sich vielmehr als integrierender Teil darin bewege".

Troeltsch gesteht: „Goethe selbst bezeichnet das als ‚zarte Dichtung', aber das Motiv dieser Dichtung ist stark."

In Wirklichkeit bezeichnete Goethe die Makarienepisode nicht als „zarte", sondern als „ätherische Dichtung", also als eine sehr luftige Schöpfung, für die er „Verzeihung hofft", worauf er sich wieder „terrestrischen Märchen" zuwendet (3. Buch, 15. Kapitel, vgl. 1. Buch, 10. Kapitel).

Es ist also ein erdentrücktes Märchen, dem Troeltsch ein Motiv entnimmt, das ihm stark genug erscheint, um darauf die Sonderstellung der menschlichen Geschichte im Weltgeschehen zu begründen. Er bemerkt im Anschluß an eine Stelle dieses Märchens:

„Sie weist auf wissenschaftliche Theorien hin, die von zahlreichen Denkern vertreten worden sind und ohne deren Heranziehung in der Tat die Sonderstellung der Historie nur für kurzsichtige Gedankenlosigkeit oder prometheischen Trotz aufrecht zu erhalten wäre. Es ist die Erzählung von jenem Abend, wo die Aphorismen aus Makariens Archiv verlesen und die geheimnisvollen Beziehungen dieser Frau zu außer- und übermenschlichen Geisterreichen besprochen worden waren. Goethe selbst bezeichnet das als ‚zarte Dichtung', aber das Motiv dieser Dichtung ist stark. In der Tat, ohne den Gedanken einer Vielzahl von Geisterreichen, einer pluralité des mondes, wie Leibniz sagte, ist die menschliche Geschichte und der menschliche Geist eine erschreckende Anomalie in der Welt, der metaphysische Idealismus mag im übrigen aus der Erkenntnistheorie herausspinnen, was er will."

„Gäbe es nur den Weltgeist und die Lebewesen dieser Erde als Träger des Lebens, so bliebe das (? der ? K.) erstere stets fraglich und das zweite eine klägliche Singularität. Nur wenn das Lebensreich dieser Erde bloß eines von unendlich vielen ist, kann es überhaupt als Lebensreich verstanden und seine Unvollkommenheiten ertragen werden. Es ist dann eben eines unter den vielen Lebensreichen, in denen die göttliche Größe sich ausschüttet oder besteht . . . . Begreiflicherweise setzt an diesem Punkte der Wunsch ein, von diesen anderen Geisterreichen nicht nur postulatenweise, sondern auch erfahrungsgemäß Kenntnis zu gewinnen. Das ist der tiefere philosophische Grund, aus dem nüchterne Astronomen nach Marsbewohnern forschen und okkultistische und spiritistische Mystiker nach Medien fahnden, die diesen Verkehr bezeugen könnten. Das war bei den Alten der Grund der Engellehren und der Gestirnbeseelung, der Astrologie und Horoskopie; seit der Kopernikanischen Umwälzung der Kosmologie ist daraus die Lehre von einer Mehrzahl oder Unendlichkeit der Geisterreiche geworden, die ihren Daseinsbedingungen entsprechend, vermutlich auf sehr verschiedenen Stufen der Vollkommenheit stehen und alle ihre eigene Geschichte haben." (S. 85—87).

Das ist die Basis, in letzter Linie die einzige Basis, auf die Troeltsch seine Geschichtsauffassung aufbaut, die „kurzsichtige Gedankenlosigkeit" wird, wenn die Grundlage versagt. Die Geschichte wird dann völlig sinnlos.

Zur Errichtung der Basis werden ebenso „nüchterne Astronomen" bemüht wie „okkultistische Mystiker". Dabei wird sehr Verschiedenes bunt durcheinander geworfen und daraus dann der solide Unterbau geformt.

Troeltsch hat ganz recht. Es wäre ein Unding, wollte man annehmen, die Funktionen des Lebens und des Geistes seien nur auf unserer Erde zu finden. Vielleicht um jeden der Fixsterne, sicher um viele von ihnen, kreist eine Anzahl nicht mehr glühender, dunkler Planeten, von den nicht wenige ähnliche Bedingungen aufweisen werden, wie die Erde und daher auch ähnliche Bildungen, lebende mit geistigen Fähigkeiten begabte Wesen. Allerdings warum diese Annahme die Unvollkommenheit unseres Daseins „überhaupt" erst erträglich machen soll, ist nicht recht einzusehen. Aber die Annahme selbst hat die größte Wahrscheinlichkeit für sich.

Doch das genügt nicht für die Zwecke, die Troeltsch verfolgt. Um sie zu erreichen, muß er ohne weiteres aus dem „Lebensreich" gleich ein „Geisterreich" machen, und zwar ein Reich m e n s c h l i c h e r G e i s t e r. Denn nur diese machen Geschichte — in der Weise, wie wir es gesehen, durch fortwährende Schaffung künstlicher Organe, die zu einer neuen Umwelt für die Menschen werden.

Sollen die „menschliche Geschichte und der menschliche Geist" aufhören, „eine erschreckende Anomalie in der Welt" zu sein, dann muß uns die größte Wahrscheinlichkeit dafür dargetan werden, daß menschliche Geschichte und menschlicher Geist auch in den zahlreichen anderen Lebensreichen bestehen, die anzunehmen wir allen Grund haben.

Es ist aber nicht nur nicht möglich, diese Wahrscheinlichkeit plausibel zu machen. Wir haben vielmehr allen Grund, das Gegenteil anzunehmen.

Selbst wenn wir den Menschen bloß mit dem „Lebensreich" der Erde allein in Vergleich stellen, bleibt „das quantitative Mißverhältnis erschütternd". Was bedeutet die kurze Spanne des Bestehens der Menschheit gegenüber den hunderten von Millionen Jahren der Existenz der organischen Welt auf unserem Erdball!

Ist es aber leicht, anzunehmen, daß es augenblicklich im Universum noch einen anderen Planeten gibt, der für Lebewesen genau die gleichen Daseinsbedingungen auf genau der gleichen Höhe der Entwicklung bietet, wie die Erde? Der ebenso groß ist wie sie, dessen Atmosphäre die gleiche chemische Zusammensetzung hat, dessen Masse die gleiche Anziehung auf die Körper an ihrer Oberfläche übt, dessen Umlaufsgeschwindigkeit um die Sonne die gleiche, ebenso die Umdrehungsgeschwindigkeit um seine Achse, dessen Achsenstellung zur Ekliptik dieselbe, ebenso dessen Entfernung von der Sonne, und dessen Sonne gleich groß und gleich heiß ist, wie die unsere?

Alle diese Daseinsbedingungen müssen auf einem anderen Planeten mit denen auf der heutigen Erde übereinstimmen, sollen

Organismen auf jenem anderen Planeten bestehen, die gleicher Art mit den irdischen sind. Und noch viele andere Daseinsbedingungen dazu müssen hier wie dort die gleichen sein, sollen noch außerhalb der Erde Menschen möglich sein.

Waren doch alle eben aufgezählten Daseinsbedingungen auf der Erde schon dieselben, wie heutzutage, ehe noch der Mensch erschien. Es mußten noch besondere Bedingungen der Umwelt auftreten, um eine besondere Art Lebewesen zu Menschen zu machen.

Wir dürfen wohl annehmen, daß es im unendlichen Weltall eine unendliche Fülle von Planeten gibt, die organisches Leben ermöglichen und bergen. Nicht minder aber müssen wir annehmen, daß die Fülle der Variationen von Daseinsbedingungen, die auf diesen Planeten vorkommen können, auch eine unendliche ist. So daß kaum einer von ihnen jemals die Formen des anderen wiederholen wird. Und zwar um so weniger, je mannigfaltiger diese Formen sind.

Die einfachsten, primitivsten, die Urwesen, mögen auf verschiedenen Planeten übereinstimmen. Je höher die Formen, desto größer dagegen die Unwahrscheinlichkeit, daß sie anderswo wiedergefunden werden. Sie ist am größten für den Menschen. Man darf es so gut wie für ausgeschlossen halten, daß es noch auf einem anderen Himmelskörper Menschen gibt. „Nüchterne Astronomen" mögen nach Marsbewohnern suchen, aber eine komplette Narrheit ist es, nach M a r s m e n s c h e n auszuschauen, bei den von den irdischen so verschiedenen Daseinsbedingungen des Mars. Die Narrheit steigt auf den Gipfel, wenn die Astronomen auf dem Mars Menschen voraussetzen, die auf der gleichen Kulturstufe stehen, wie wir, so daß man sich mit ihnen verständigen könnte.

Wenn man von den Blättern eines Baumes konstatiert, daß keines dem anderen völlig gleich ist, so muß man dasselbe auch für die Himmelskörper annehmen und damit auch für die Organismen, die jene Gestirne bergen, deren Entwicklungsstadium sie für organisches Leben geeignet macht.

Ist das Menschengeschlecht eine singuläre und höchst winzige Erscheinung in der Welt, so auch sein Geist und seine Geschichte, trotz allen Geredes vom „Weltgeist", der doch nur „der Herren eigener Geist" ist.

Troeltsch meint, daß die verschiedenen geistbegabten Wesen der verschiedenen Planeten „ihren Daseinsbedingungen entsprechend vermutlich auf sehr verschiedenen Stufen der Vollkommenheit stehen und alle ihre eigene Geschichte haben".

Den Anfang des Satzes muß man zugeben. Daraus folgt nicht, daß sein Ende richtig ist. Man darf nicht vergessen, daß das, was wir Geschichte nennen, eine besondere Art der Entwick-

lung ist, die mit besonderen Fähigkeiten zusammenhängt, die es dem Menschen ermöglichen, sich künstliche Organe neu zu schaffen.

Organismen, die zu diesen Fähigkeiten nicht aufgestiegen sind, haben keine Geschichte, obwohl sie eine Entwicklung aufweisen. Nicht einmal Gorillas und Schimpansen, obwohl auf einer relativ hohen Stufe geistiger Befähigung stehend, haben eine Geschichte.

Auf der anderen Seite ist es gar nicht ausgemacht, daß Lebewesen, die intelligenter sind als der Mensch, eine Geschichte haben müssen. Die mögen in so seligen Zuständen leben, daß sie deren Veränderung nicht wünschen und anstreben. Wo soll es da zu einer Geschichte kommen?

Obwohl wir die Ansicht ablehnen, daß das Objekt der Geschichte das Einzige, Singuläre ist, so müssen wir doch die Ansicht vertreten, daß die menschliche Geschichte selbst etwas Singuläres im Weltall ist, das so leicht seinesgleichen nicht findet.

So wird sie allerdings zu einer „erschreckenden Anomalie", wenn man annimmt, sie, ebenso wie der menschliche Geist, stünde außerhalb des kausalen Weltzusammenhangs und sie habe ihre besondere Eigenbewegung in sich und durch sich, und habe einen besonderen Zweck und besonderen Sinn, wenn auch ein solcher sonst in der Welt nicht zu finden sei.

Der Ausweg, den Troeltsch sucht, um die Sonderstellung der menschlichen Geschichte und des menschlichen Geistes im Weltall zu retten, ist sonderbar genug. Er wird noch übertroffen durch den, der von Delbrück eingeschlagen wird.

In der Einleitung zu seiner Weltgeschichte fragt er:

„Weshalb studieren wir überhaupt Geschichte? Ist es der Mühe wert, sie zu studieren? Hat sie einen vernünftigen Sinn?" (S. 2.)

Er muß zugeben, daß es ungereimt erscheint, nach einem vernünftigen Sinne des Geschehens auf der Erde für die Welt zu fragen, in der unser Planet nur ein Pünktchen ist.

Nach einem Sinne der Welt und der Geschichte könnte man doch nur forschen, wenn man annähme, die Menschheit bilde den Weltmittelpunkt. Sei das aber nicht eine lächerliche Vorstellung?

„Sollten alle diese unendlichen Welten keinen anderen Zweck haben, als den, den Bewohnern dieses e i n e n Sterns erhaben zu scheinen? Damit Kant sagen konnte: der gestirnte Himmel über uns und das moralische Gesetz in uns? . . . . Geschichte wie Religion scheinen vor dieser Naturbetrachtung zusammenzubrechen."

Doch gerade in dieser Naturbetrachtung findet Delbrück für seine Geschichtsauffassung eine rettende Planke. „Wie sie (die Naturwissenschaften K.) die unendliche Größe nach der einen Seite aufgedeckt haben, so nach der anderen die ebenso unendliche Kleinheit."

Sie mißt hier die Entfernungen von Sternen nach Lichtjahren, dort die Größe der Elektronen nach zehnbillionstel Zentimetern. Dieser Fortschritt der Naturwissenschaft ändert die Sache kolossal.

„Der Mensch ist wieder in den Mittelpunkt gerückt, denn das endlos Große ist ihm ebenso fern auf der einen Seite, wie das endlos Kleine auf der anderen. Er steht am Scheidepunkt zwischen der makroskopischen und mikroskopischen Endlosigkeit. Die mechanischen Maßstäbe selbst aber verschwinden mit der Realität des Raumes, und der menschliche Geist, der Teil hat am unendlichen, am göttlichen Geist, erhebt sich aus aller Natur und über alle Natur. Der Geist ist der Mittelpunkt und das Wesen der Welt, das wahre Sein, und alle Weite der Sternenwelt, wie alles Geheimnis der Natur hat ihm zu dienen und dient ihm."

„Sollte Geist sein auch außerhalb der Menschheit? Ausgeschlossen ist es von vornherein in dem glühenden Gas der Sonne und allen Fixsternen, und wenn man sich vorstellen wollte, daß unter den Planeten einer oder der andere sei, der möglicherweise die Bedingungen dafür böte, so wäre damit nichts gewonnen: statt e i n e s winzigen Punktes im Weltall hätten wir dann einige solche Pünktchen . . . ."

„Um zum Bewußtsein zu kommen, bedarf der endliche Geist, der am unendlichen, am göttlichen Geist Anteil hat, eines höchst kunstvollen Körpers, eben des Menschen."

„Nur im Menschen kann er zum Bewußtsein seiner selbst kommen, und die Erde ist der Mittelpunkt des Weltalls, nicht topographisch, sondern weil sie der Wohnsitz des Menschen ist. Es ist doch wahr, daß die fernsten Sonnen und Sterne nur da sind, damit der Mensch sage: der gestirnte Himmel über mir und das Gesetz in mir."

Man sieht, Delbrück weist den Ausweg zurück, zu dem Troeltsch seine Zuflucht nimmt, die Annahme zahlreicher „Geisterreiche".

Als Geist betrachtet er nur den menschlichen, der einzig auf der Erde zu finden ist.

Doch die Anomalie erschreckt ihn nicht, daß so ein winziges Pünktchen im unendlichen Weltall über dessen Gesetzen stehen soll, denn dieses Pünktchen erscheint ihm allgewaltig dadurch, daß es ein Mittelpünktchen ist.

In diese grandiose Position gerät der Mensch einfach dadurch, daß er vom endlos Großen ebenso weit entfernt ist, wie vom endlos Kleinen, woraus natürlich folgt, daß er das Zentrum der Welt bildet.

Diese schlagende Beweisführung hat nur einen kleinen Mangel: Sie gilt nicht für den Menschen allein. Man kann sie auf alles mögliche anwenden. Auch der Elefant ist vom unendlich Großen ebenso entfernt, wie vom unendlich Kleinen. Nicht minder die Fliege. Ja überhaupt alles Endliche, wie groß oder klein es sein mag, die Sonne oder ein Stäubchen.

Delbrück beruft sich auf Kant. Nun, bei ihm könnte er Sätze finden, wie folgende:

„Die Unendlichkeit der Schöpfung ist groß genug, um eine Welt oder eine Milchstraße von Welten gegen sie anzusehen, wie man eine Blume oder ein Insekt in Vergleichung gegen die Erde ansieht.“ (Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels, 1755, herausgegeben v. Dr. Otto Buck, Leipzig, 1909, S. 129, II. Teil, 7. Hauptstück.)

„Alles, was endlich ist, was seine Schranken und ein bestimmtes Verhältnis zur Einheit hat, ist von dem Unendlichen gleich weit entfernt“ (a. a. O., S. 118).

So kommen wir zu dem Schluß, daß jegliches Ding im Mittelpunkt der Welt steht, nicht nur der Mensch. Oder aber, und das wäre wohl genauer: Nichts steht im Mittelpunkt des Universums, weil es für das Unendliche einen Mittelpunkt nicht geben kann. Nur ein begrenzter Raum kann einen Mittelpunkt haben.

Delbrück genügt es nicht, herauszufinden, daß der Mensch vom unendlich Großen wie vom unendlich Kleinen gleich weit entfernt ist. Dabei muß man sich doch den menschlichen Körper mit bestimmter Ausdehnung vorstellen. Gleich darauf aber setzt Delbrück an Stelle des menschlichen Körpers den menschlichen Geist, der gar keine Ausdehnung hat, weil er kein Ding ist, sondern eine Gesamtheit von Funktionen, macht ihn zum Mittelpunkt des Universums, und aus dem räumlichen Mittelpunkt wird ohne weiteres dann eine geistige Herrschaft über die Welt, die dem Mittelpunkt zu dienen hat. Welch halsbrecherische Sprünge!

Was aber stand im Mittelpunkt der Welt in den Aeonen vor der Entstehung des Menschen? Wem diente sie damals?

Es gehört viel Religion dazu, um so kühne Schlüsse zu wagen, wie sie Delbrück vollführt. Indes, wie soll man sonst die von der kausalen Notwendigkeit der Welt befreite Eigenberechtigung der Geschichte beweisen?

Wer so fest von der göttlichen Natur des menschlichen Geistes und der Geschichte überzeugt ist, in der er sich manifestiert (oder „auslegt“, um mit Hegel zu reden), dem fallen transzendente historische Prognosen nicht schwer.

Solche Prognosen werden jedoch auch von weniger religiösen Forschern produziert, bis weit in die Reihen der Sozialisten hinein.

Nicht nur für die nächsten Jahrhunderte, nein, für alle Zeit prophezeien sie den unaufhaltsamen Aufstieg des Menschengeschlechtes.

Wie der Blume sei auch der Menschheit der Trieb von Natur aus eingepflanzt, dem Lichte entgegenzuwachsen in immer hellere Sphären des Daseins.

Und auch sie stellen den Menschen in den Mittelpunkt der Welt. H. G. Wells schließt seine „Grundlinien der Weltgeschichte“ mit folgendem berauschenden Ausblick:

„Unter die Führung des Menschen gestellt, des Erforschers und Lehrers des Weltalls, geeint, diszipliniert, bewaffnet mit den Kräften des Atoms und einem Wissen, das weit über unsere Träume hinausreicht,

wird das Leben, ewig sterbend, ewig Neues zeugend, immer jung und immer vorwärts strebend, diese Erde eines Tages als Sprungbrett gebrauchen, um sein Reich inmitten der Sterne zu begründen."

Es ist freilich nicht klar, was das für ein „Leben" sein soll, das sich vom Menschen führen läßt, also verschieden ist von den lebendigen Menschen. Ein Leben, das Sprungbretter benützt und auf Gründungen inmitten der Sterne ausgeht. Aber daß diese Phantasie prachtvoll klingt und uns in Wonneschauern erbeben läßt, ist nicht zu bezweifeln.

Merkwürdig ist, wie wenig diesen Geschichtsphilosophen die Erde genügt, sie haben stets das Bedürfnis, noch über sie hinaus zu greifen zu den „ewigen Sternen".

Es scheint, als seien nicht zum wenigsten höchst fortschrittliche Elemente zur Annahme solcher überschwenglicher Auffassung der Stellung und Zukunft des Menschen disponiert, auch solche, die gar nicht religiös sind, darunter höchst gottlose Positivisten, Materialisten, Atheisten.

Der Glaube an den unaufhaltsamen, endlosen Fortschritt findet sich naturgemäß am ehesten bei denen, die an ihm arbeiten, also in den Klassen, die der industrielle Kapitalismus hervorbringt. Sie teilen am ehesten den Optimismus für die Zukunft, den die rapide Entwicklung der Produktivkräfte mit sich bringt, bei allen Leiden und Opfern, die in der Gegenwart erstehen.

Aber wenn der Glaube an den Fortschritt zum Wahren, Schönen und Guten der Stimmung entspricht, die aus der modernen Produktionsweise hervorgeht, im Gegensatz zu dem Pessimismus der römischen Kaiserzeit, warum nicht einfach die Marxsche Prognose akzeptieren, die auf festen Tatsachen begründet ist?

Ja, sie ist leider auf eine so unangenehme und vulgäre Tatsache begründet, wie sie der Klassenkampf des Proletariats ist.

Den können nur Proletarier und die Verfechter ihrer Klasseninteressen anerkennen. Allen anderen ist er unbequem, vielen, die direkt am Kapital interessiert sind, aber auch manchen, die bloß Ruhe haben wollen, gilt er als eine Erscheinung, die nicht geduldet werden darf.

Unsere sozialen Zustände sind freilich zu peinigend und abstoßend, als daß nicht jeder Denkende und Fühlende sich gegen sie wenden müßte. Wieviel bequemer und erfreulicher (für Nichtproletarier) ist jedoch die Aussicht auf ein unvermeidliches Aufsteigen der Menschheit, das aus ihrer Natur notwendigerweise hervorgeht, also ohne Streiks und Revolutionen, Expropriationen und ähnliche eklige Dinge, einzig durch das innere Walten unseres Gemüts, unseres Gewissens, das durch den Fortschritt der Zeit immer zarter besaitet wird.

An eine derartige Vervollkommnung der Menschheit darf jeder glauben, auch der eingefleischteste Reaktionär der Gegenwart.

Die ferne Zukunft der Menschheit darf selbst er im hellsten Glanze sehen.

Indes sind die Prognosen des steten Fortschritts der Menschheit nicht ausschließlich transzendenter Natur und nicht bloß aus psychischen Bedürfnissen und Stimmungen geboren.

Zum Teil sind sie auch Folgerungen aus beobachteten Tatsachen. Und wieweit diese Folgerungen begründet sind, haben wir noch zu untersuchen. Damit soll unsere Darstellung der materialistischen Geschichtsauffassung zum Abschlusse kommen.

Fünftes Kapitel.

Aufstieg zur Freiheit.

Die große Tatsache, auf die sich alle jene stützen, die an den steten Fortschritt der Menschheit glauben, ist das ununterbrochene Anwachsen der Kultur, das heißt der Summe der Leistungen, deren die Menschen durch ihre künstlichen Organe fähig werden, im Unterschied von den Leistungen, die ihre natürlichen Organe ohne jede Unterstützung durch künstliche zu vollbringen vermögen. Diese fallen in das Gebiet der unverfälschten oder unverkünstelten Natur.

Natürlich kann der Mensch nichts produzieren ohne seine natürlichen Organe, vor allem ohne Hand und Hirn. Aber wie gering ist das alles, was der Mensch durch diese allein produzieren könnte, ohne die Behelfe der Erfahrungen und die Fähigkeiten, die ihm durch die künstliche Erweiterung seiner Organe zur Verfügung gestellt werden. Es ist verschwindend gegenüber den enormen geistigen und materiellen Reichtümern, die ihm durch seine Technik zugeführt werden.

Die gesamte Fülle dieser Reichtümer hat man als Kultur anzusehen, nicht bloß die geistigen, die ohne die Grundlage der materiellen nicht möglich würden. Es wäre abgeschmackt, die oberen Stockwerke eines Hauses allein als Gebäude zu betrachten und zu meinen, die Fundamente gehörten nicht dazu, weil sie nicht in die Augen fallen.

Unaufhaltsam wie der Fortschritt der Technik ist das Wachstum der Kultur, deren Summe seit der Erfindung des ersten Werkzeuges stetig anwächst, anfangs äußerst langsam, meist unmerklich, mit jahrtausendelangen Stillständen, dann immer rapider, bis sie heute von Jahr zu Jahr, ja von Tag zu Tag anschwillt. Es wird kaum ein Tag vergehen, der nicht eine neue

Erfindung brächte, eine neue Organisation, ein neues Gesetz, eine neue Entdeckung, eine neue Idee.

Der Fortschritt der Kultur ist eine so offenkundige Tatsache, daß niemand an ihm zweifelt. Man ist wohl berechtigt, aus den bisherigen Tatsachen dieses Fortschrittes den Schluß zu ziehen, er werde auch in Zukunft immer weiter vor sich gehen, wenn auch nicht in alle Ewigkeit, denn das Menschengeschlecht gehört zu den endlichen Erscheinungen, so doch für alle irgendwie absehbare Zukunft der Menschheit.

Fraglich ist bloß, was daraus zu folgern ist.

Die einen, die Pessimisten, vermeinen, das nütze alles nichts, die Menschen blieben doch immer dieselben. Die Kostüme und Dekorationen auf der Weltenbühne mögen wechseln, immer prunkvoller und imponierender werden, das gespielte Stück bleibe das gleiche.

Diese Philosophie mochte ehedem sehr geistreich vorgetragen werden. Seitdem der Weltprozeß als ein Prozeß der Entwicklung erkannt worden ist, wird diese Ansicht immer mehr auf die Kreise von Gedankenlosen und Unwissenden beschränkt. Fast alle Denkenden sehen im Anwachsen der Kultur die Gewähr für einen steten Aufstieg der Menschheit zu höheren Lebensformen. Das sei die Bestimmung der Menschheit.

Doch sind sie nicht ganz einig darüber, was unter diesen höheren Lebensformen zu verstehen sei.

Ausführlich hat über diese Frage Müller-Lyer gehandelt, in seinem Buche über den „Sinn des Lebens und die Wissenschaft" (München, 1910), das er als „Grundlinien einer Volksphilosophie" bezeichnet.

Auf S. 224 ff. gibt er dort eine „Tafel der allgemeinsten soziologischen Richtungslinien". Er teilt diese in drei Gruppen ein. Die erste faßt er in das Richtungsgesetz zusammen: Kultur ist sinnvolles Zusammenwirken von Menschen. Die zweite formt er zu dem Richtungsgesetz: Kultur ist Bewußtwerdung. Sein drittes Richtungsgesetz endlich lautet: Kultur ist Vermenschlichung.

Dieses dritte Gesetz umfaßt folgende Richtungslinien der fortschreitenden Kultur: Sie geht

„vom Tierischen zum Menschlichen; vom Herdenmäßigen zum Individuellen, Persönlichen; von der Gewalt zum Recht; vom Bestialischen zum Mitleid; vom Ungeordneten, Verworrenen zur Ordnung und Freiheit; vom Natürlichen zum Künstlichen; vom Mühevollen zum Künstlerischen, Spielerischen; von der Notdurft zur Schönheit".

Auf S. 239 wird der Fortschritt der Kultur bezeichnet als ein Aufstieg von Roheit und Dummheit zu Künsten und Wissenschaften.

Auf S. 138 heißt es, die wachsende Kulturbeherrschung geht „auf die Wohlfahrt der Gesamtheit aus, also auf die Gerechtig-

keit, die jedem nach seinem Verdienst das Seine gibt". Und auf S. 184 und 186 wird als Ergebnis der wachsenden Kultur der „Vollmensch" bezeichnet, der „die dem Tierischen entgegengesetzten und für das Menschliche charakteristischen Eigenschaften zur höchsten Blüte", zum „Sozialindividualismus" entwickelt, und so „diejenige soziologische Rasse darstellt, die befähigt sein wird, sich zur Herrschaft über die Kulturentwicklung aufzuschwingen". Die erste Phase dieser Entwicklung bildete der „sozialistische Herdenmensch", die zweite der „individualistische Herrenmensch". Die dritte wird der Sozialindividualist sein, der Vollmensch, „die Vollendung des sozialen Individuums".

Die Aeußerungen der meisten Sozialphilosophen über die Richtung des gesellschaftlichen Aufstieges gehen weniger ins Detail.

Max Adler faßt in seinem Buch über die Staatsauffassung des Marxismus die Naturrechtslehre des 18. Jahrhunderts mit folgenden Worten zusammen:

„Den ersten großen Anlauf zur Bildung des Gesellschaftsbegriffes bedeutet das Naturrecht, und in ihm treten positives und vernunftgemäßes Recht, der Staat und die Menschheit, was nur ein anderer Ausdruck für Gesellschaft war, auseinander, wie Wirklichkeit und Ideal. Es besteht hier also kein eigentlicher Gegensatz zwischen Staat und Gesellschaft, sondern nur ein unendlicher Abstand, der aber durch die immer größere Verwirklichung der Forderungen des Naturrechtes sich im geschichtlichen Prozeß überwinden läßt und woraus sich die Idee eines Fortschrittes des Staates zu immer größerer Freiheit und Humanität, das heißt, Gesellschaftlichkeit ergibt." (S. 33.)

Hier finden wir also den Aufstieg bezeichnet als einen zu Freiheit, Humanität und Naturrecht, worunter nicht ein Recht zu verstehen ist, das von Natur aus besteht, sondern das ein Ziel der Kulturentwicklung darstellt, das nur nach und nach in deren Fortgang zu verwirklichen ist. Es ist also eigentlich ein Kulturrecht.

Eine noch weit kürzere Formel des Fortschritts der Menschheit gibt uns Hegel. Er faßt als deren Ziel ganz einfach die Freiheit:

„Die Weltgeschichte ist der Fortschritt im Bewußtsein der Freiheit." (Philosophie der Geschichte, S. 24.)

Er sagt weiter von ihr:

„Dieser Endzweck ist das, worauf in der Weltgeschichte hingearbeitet worden, dem alle Opfer auf dem weiten Altar der Erde und in dem Verlauf der langen Zeit gebracht worden. Dieser ist es allein, der sich durchführt und vollbringt, das allein Ständige in dem Wechsel aller Begebenheiten und Zustände, sowie das wahrhaft Wirksame in ihnen. Dieser Endzweck ist das, was Gott mit der Welt will!" (S. 25.)

Nicht alle, die an den Fortschritt glauben, spitzen ihn so ausschließlich auf die Gewinnung der Freiheit zu. Aber das Ideal der Freiheit fehlt bei keinem.

Mit diesem Ideal wollen wir uns zunächst beschäftigen. Da müssen wir leider gleich im Anfang unserer Untersuchung konstatieren, daß Hegel selbst bereits zugibt, daß die Freiheit

„ein unendlich vieldeutiges Wort ist, daß sie, indem sie das Höchste ist, unendlich viele Mißverständnisse, Verwirrungen und Irrtümer mit sich führt". (S. 25.)

Er selbst bezeugt uns, was man alles unter Freiheit verstehen kann. Er sagt:

„Die Weltgeschichte ist die Zucht von der Unbändigkeit des natürliche Willens zum Allgemeinen und zur subjektiven Freiheit. Der Orient wußte und weiß nur, daß Einer frei sei, die griechische und römische Welt, daß Einige frei seien, die germanische Welt weiß, daß Alle frei sind. Die erste Form, die wir daher in der Weltgeschichte sehen, ist der Despotismus, die zweite ist die Demokratie und Aristokratie, die dritte ist die Monarchie." (S. 128.)

Er hat dabei die preußische Monarchie im Auge als Endziel der göttlichen Bestimmung des Menschen zur Freiheit.

Müller-Lyer wieder nennt die Freiheit im Zusammenhang mit der Ordnung, die dank dem Fortschritt der Kultur aus dem „Ungeordneten, Verworrenen" hervorgeht.

Auch wir müssen zugeben, daß der Begriff der Freiheit als Ziel des Fortschritts sinnlos wird, wenn man ihn als absolute Willkür des einzelnen fassen will. Die Möglichkeit, daß jeder Mensch unter allen Umständen tun kann, was ihm beliebt, wird es vielleicht niemals geben. Sie ist jedenfalls für absehbare Zeit ausgeschlossen. Das gesellschaftliche Zusammenleben ist nicht möglich, ohne daß das Individuum auf einen Teil der Bewegungsfreiheit verzichtet, die es hätte, wenn es außerhalb der Gesellschaft leben würde. Diese Freiheit würde ihm sehr wenig nützen, da der Mensch bei seiner Beschaffenheit nur im Schutze und mit Hilfe der Gesellschaft zu leben vermag. Und seine Abhängigkeit von der Gesellschaft wächst mit dem Höhegrad der gesellschaftlichen Entwicklung und Arbeitsteilung. Je mehr diese zunimmt, desto mehr wächst auch die Notwendigkeit des regelmäßigen und bestimmt geregelten Zusammenwirkens der Menschen. Desto weniger kann man es der Willkür oder dem Zufall überlassen.

Solange diese Bedingungen gesellschaftlicher Existenz bestehen, wird die Gesellschaft nicht ohne bestimmte Regeln auskommen, die sie ihren Mitgliedern auferlegt. Deren Notwendigkeit nimmt eher zu, als ab. Unter diesen Umständen wird die Freiheit niemals in allgemeiner Regellosigkeit bestehen können, am allerwenigsten auf dem für die Gesellschaft grundlegenden Gebiet, dem ökonomischen.

Doch die Freiheit kann noch einen anderen Sinn haben, der mit den Lebensbedingungen der Gesellschaft besser vereinbar ist. Man kann die Freiheit als etwas Subjektives auffassen, nicht als tatsächliche völlige Ungebundenheit, sondern als ein Gefühl

der Ungebundenheit. Ein solches Gefühl läßt sich mit dem Bestehen bestimmter gesellschaftlicher Regeln und Vorschriften dann vereinbaren, wenn diese von dem Individuum als notwendige und nützliche anerkannt und daher ebenso freiwillig befolgt werden, wie von einem Kranken etwa die ärztlichen Vorschriften zur Erhaltung oder Wiederherstellung seiner Gesundheit.

Natürlich kann die Gesellschaft sich nicht darauf verlassen, daß alle Individuen das für sie Notwendige freiwillig in vollem Maße tun. Einzelnen Widerspenstigen oder Pflichtvergessenen gegenüber mag immer eine Zwangsgewalt, also eine Einschränkung ihrer Freiheit notwendig sein. Aber diese Zwangsgewalt wird um so geringer sein müssen und um so weniger als Einschränkung der Freiheit empfunden werden, einmal je größer die Mehrheit derjenigen, die die Regeln aufstellen, je geringer die Zahl derjenigen, die ihnen widerstreben; und dann je größer die Gemeinsamkeit der Interessen zwischen Mehrheit und Minderheit. Bei Beschlüssen einer demokratisch organisierten Partei z. B. unterwirft sich die Minderheit meist freiwillig der Mehrheit, ohne jede äußerliche Zwangsgewalt.

Max Adler meint freilich, daß der „Idee der Demokratie eigentlich Stimmeneinhelligkeit entspricht" (Staatsauffassung des Marxismus, S. 197), aber das Wörtchen „eigentlich" bezeugt schon, daß ihm diese Auslegung der Idee der Demokratie eigentlich selbst nicht sehr haltbar erscheint.

Die Idee der Freiheit ist also eine quantitative Idee. Die Freiheit in der Gesellschaft wird unter sonst gleichen Umständen um so größer sein, je größer die Zahl derjenigen, von denen die gesellschaftlichen Gebote ausgehen, mögen diese nun Gesetze des Gemeinwesens sein oder Forderungen der Moral, mögen sie auf Beschlüssen beruhen oder einfach geworden sein. Je größer die Mehrheit derjenigen, die für diese Gebote eintreten, um so zahlreicher diejenigen in Staat und Gesellschaft, die sich frei fühlen.

In diesem Sinne faßt auch Hegel den Fortschritt der Freiheit auf. Er meint, zuerst sei nur einer frei gewesen, der Despot des Orients, der allen gebot. Dann mehrere, in den antiken Stadtstaaten Griechenlands und Italiens. Endlich alle in der christlich-germanischen Welt. Allerdings ist Hegel vorsichtig genug, zuzugeben, daß seit dem Christentum die Freiheit aller vorerst nur im Prinzip gegeben sei, im Prinzip wird einem aber immer das gegeben, was man ihm in Wirklichkeit vorenthält.

Indessen ist nicht zu leugnen, daß in den letzten Jahrhunderten die Freiheit wirkliche Fortschritte gemacht hat, nicht bloß im Prinzip. Allerdings nicht durch das Christentum, das als ein Produkt des Despotismus der römischen Cäsaren gerade dessen Anerkennung in sich schloß, sondern durch das Aufkommen des industriellen Kapitalismus, wie wir bereits oben

gezeigt haben. Seit dem Aufstand der Niederländer gegen die spanischen Habsburger, der Engländer gegen die Stuarts im 17. Jahrhundert, dann dem Abfall der amerikanischen Kolonien von England und der Französischen Revolution im 18. Jahrhundert macht die Demokratie immer größere Fortschritte.

Und Hand in Hand damit ging die Abschaffung der feudalen Zwangsarbeit und der Kaufsklaverei, ihre Ersetzung durch freie Arbeit.

Also die Freiheit marschiert. Aber ist es der Fortschritt der Kultur, dem das zuzuschreiben ist? Es ist nicht lange her, daß sie marschiert. Sie tut es dank dem Klassenkampf zuerst aller arbeitenden Klassen, die der Fortschritt des industriellen Kapitals zu politischem und sozialem Widerstand erweckte, und später immer mehr dank dem Klassenkampf des Proletariats, das heute fast allein noch das Banner der Freiheit hochhält. In der Tat hat der ökonomische Fortschritt die Tendenz, der freien Arbeit, die an Stelle von Sklaverei und Leibeigenschaft getreten ist, immer mehr das bißchen Freiheit zu nehmen, das sie in sich barg. Die Trusts unserer Zeit drohen eine neue Feudalität aufzurichten. Wohl hat sie keine Aussicht, sich durchzusetzen, aber nicht wegen des Fortschritts der Kultur, sondern wegen des politischen Erstarkens des Proletariats.

Und wenn wir weiter zurück in der Geschichte gehen, dann finden wir, daß der Gang der Geschichte ein ganz anderer war, als Hegel annahm. Für ihn ist die Geschichte bloße Staatengeschichte. Nun, im Anfange des Staates finden wir nicht den Despotismus, sondern eine Aristokratie, die auf der Demokratie innerhalb des herrschenden wie innerhalb jedes der beherrschten Stämme beruht. Erst die Ausdehnung und Verstärkung des Staatsapparates durch den Fortschritt der Kultur, der im Staate besonders rasch vor sich ging, führte zur Ueberwindung der Demokratie bei den Besiegten wie bei den Siegern, zum Despotismus. Das war nicht der Beginn, sondern das Endergebnis der staatlichen Entwicklung. Und nicht nur im Orient, sondern auch in den antiken Stadtstaaten. Nur schlugen diese einen Umweg zum Despotismus ein, indem sie diesen durch eine Erweiterung der herrschenden Klasse einleiteten, die wie eine Ueberwindung der Aristokratie durch eine Demokratie aussah.

Als das despotisch regierte Römerreich zusammenbrach, wurde es wieder durch Aristokratien — unter der Leitung schwacher Könige — ersetzt. Die Fortschritte der Kultur brachten auch da wieder schließlich den Despotismus, dem erst der Aufstieg des industriellen Kapitals immer gewaltigere Gegentendenzen schuf.

Der Befreiungskampf des Proletariats führt uns jetzt nicht bloß zu voller Demokratie, sondern auch zur Aufhebung der

Klassen und damit aller Abhängigkeit von einzelnen, also zu allseitiger Freiheit. Es ist verkehrt, zu sagen, erst nach Abschaffung der Klassen sei volle Demokratie möglich, wo diese vielmehr den Boden zu jener Abschaffung bildet. Es findet hier eine Verwechslung der demokratischen Staatsverfassung mit der Freiheit statt. Eine solche Verfassung, wie weitgehende demokratische Rechte sie bringen mag, bietet noch nicht volle Freiheit. Diese wird erst möglich durch Aufhebung der Klassen.

So können wir wohl sagen, wenn wir die letzten Jahrhunderte betrachten, daß sich der Gang der Weltgeschichte in der Richtung zu wachsender Freiheit bewegt. Aber wir können nicht das gleiche sagen, wenn wir die ganze bisherige Entwicklung der Menschheit ins Auge fassen. Wir haben schon gesehen, daß sich von der Bildung des Staates an bis in die jüngste Zeit hinein der Gang der Geschichte in der Richtung wachsender Unfreiheit bewegte. Seit einigen Jahrhunderten ist es gelungen, diese Richtung umzukehren. Aber wir werden dabei nicht weiter kommen, als dorthin, wo wir schon vor der Bildung des Staates gewesen sind. Denn bis zum Aufkommen der Sklaverei und des Staates war der Zustand der menschlichen Gesellschaften von der Urzeit an hunderttausende von Jahren hindurch der voller Freiheit, voller Demokratie und jeglichen Fehlens von Klassen und persönlichen Abhängigkeiten. Dafür haben unsere Ausführungen in den früheren Büchern wohl genügende Belege gegeben.

Weiter als die Urzeit werden wir in bezug auf Freiheit in Zukunft auch nicht gelangen können. Das Wachstum der Kultur hat von einer gewissen Höhe an nur zu Ausbeutung und Unfreiheit geführt und diese stetig gesteigert.

Wir haben gesehen, daß der Fortschritt der Kultur im Staate wesentlich auf der Unfreiheit beruhte, die er mit sich brachte.

Erst in den letzten Jahrhunderten hat die Entwicklung im Staate die Richtung auf wachsende Freiheit genommen.

Wenn man diese Richtung als die der gesamten Weltgeschichte betrachtet, so beruht dies auf einer ungerechtfertigten Verallgemeinerung, auf einer Gleichsetzung einer winzigen Teilerscheinung mit dem Ganzen. Und ebenso ungerechtfertigt ist die Annahme, es sei diese Richtung seit jeher mit der Zunahme der Kultur eng verbunden gewesen. Nicht die Kultur, sondern der proletarische Klassenkampf wird uns die volle Freiheit bringen.

Diese Prognose dürfen wir stellen auf Grund von Erscheinungen, die wir heute schon zu beobachten vermögen. Wie aber nach dem Siege des Proletariats der Fortschritt der Kultur weiter wirken wird, ist nicht abzusehen.

Es bleibt dabei: über den Befreiungskampf des Proletariats, der vor unseren Augen vor sich geht, und seine Konsequenzen vermögen wir nicht hinauszusehen.

Wir können dessen Ziele einigermaßen erkennen, doch wäre es abgeschmackt, sie für die Endziele der Menschheit, für dessen Bestimmung zu erklären. Der weitere Entwicklungsgang des Menschengeschlechts bleibt für uns völlig in Dunkel gehüllt..

Sechstes Kapitel.

Aufstieg zur Sittlichkeit.

Neben der Freiheit soll der bloße Fortschritt der Kultur der Menschheit immer mehr noch andere Errungenschaften bringen, die man als steigende Sittlichkeit bezeichnen kann. Als immer größere Verwirklichung des Naturrechtes, als Fortschritt zu immer größerer Humanität. Müller-Lyer kennzeichnet den Fortschritt als einen „vom Tierischen zum Menschlichen, von der Gewalt zum Recht, vom Bestialischen zum Mitleid", von roher und dummer Zwietracht und Vergewaltigung der Schwächeren zu der schließlichen Verwirklichung der Gerechtigkeit und der Vernunft.

Das Naturrecht, das als „vernunftgemäßes Recht" bezeichnet wird, ist offenbar ein Recht, das ebenso wie die Vernunft, mit uns geboren wird, dessen Sätze ebenso wie die der Mathematik und Logik zu allen Zeiten und an allen Orten gleich richtig sind. Nun entstammt das Recht fraglos der Vernunft, wie alle unsere Anschauungen, aber nicht der Vernunft allein. Es bedeutet deren Anwendung auf bestimmte Zustände der Gesellschaft. Es ist um so vernünftiger, je besser es ihnen angepaßt ist. Da nun die Formen und Bedürfnisse der Gesellschaft oft sehr erheblich wechseln, sehr verschieden sein können, wird auch das vernunftgemäße Recht zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden sein müssen.

Mit dem Naturrecht ist heute nicht mehr viel Staat zu machen, obwohl es im Unterbewußtsein vieler von uns noch fortlebt. Aber derselben Zeit, die den Begriff des Naturrechtes schuf, entstammt die Anschauung, der Fortschritt der Gesellschaft bedeute einen Fortschritt „von der Gewalt zum Recht". Man darf sich bloß verwundern, diesen Gedanken bei einem so modernen Denker wie Müller-Lyer wiederzufinden. Da haben wir ja noch den alten Aberglauben an den primitiven Kampf aller gegen alle, dem erst Gesellschaftsverträge ein Ende gemacht hätten. Und doch weiß Müller-Lyer sehr gut, daß der Mensch von Natur aus ein soziales Wesen ist und wie alle Herdentiere von Anfang an in geordneten Verbänden lebt.

Denselben Gedanken wie den des Fortschritts von der Gewalt zum Recht drückt die Ansicht aus, das Wachsen der Kultur bringe uns immer mehr Gerechtigkeit in der Gesellschaft.

Was bedeutet Gerechtigkeit? Müller-Lyer sagt von ihr, daß sie „jedem nach seinem Verdienst das Seine gibt".

Diese Auskunft bringt uns um keinen Schritt weiter, denn worin besteht das Verdienst und woran erkennen wir das „Seine"?

Noch unbestimmter und subjektiver als der Begriff der Freiheit ist der der Gerechtigkeit. Jene bedeutet nicht die Abwesenheit jeglicher Schranken, sondern nur das Fehlen solcher Schranken, die man unangenehm als überflüssig und lästig empfindet. Ebenso beruht die Auffassung der Gerechtigkeit auf einem Gefühl, auf der Auflehnung gegen alles, was man als ungerecht empfindet. Wie das Verlangen nach Freiheit, ist das nach Gerechtigkeit ebenfalls nicht nur subjektiv, sondern auch rein negativ, die Ablehnung eines Zustandes, durch den man sich bedrückt fühlt.

Was ist es aber, was uns als ungerecht erscheint? Die Bevorzugung eines anderen, dem ein besseres Los zuteil wird als mir, auch wenn ich nicht weniger bin als er. Hinter der Forderung der Gerechtigkeit steckt also im Grunde nichts anderes, als die Forderung nach Gleichheit. Ungleichheit ist Ungerechtigkeit.

Doch fällt der Begriff der Gerechtigkeit nicht mit dem der Gleichheit zusammen. In der Gesellschaft gibt es zahlreiche Ungleichheiten zwischen den einzelnen Individuen; teils natürliche, teils soziale, welch letztere besonders große Dimensionen im Klassenstaat erreichen. Wo Ungleichheiten bestehen, kann die einfache Gleichsetzung von Ungleichem selbst wieder eine Ungleichheit schaffen, also als ungerecht empfunden werden.

Derartiges ist sogar innerhalb einer Klasse möglich. Wird z. B. die gleiche Arbeitsleistung gleich bezahlt, so bedeutet das Ungleichheit des Einkommens unter verschieden begabten Arbeitern. Der Kräftigere und Gewandtere bekommt mehr als der Schwächere oder Plumpere. Bekommt aber jeder Arbeiter gleich viel, ohne Rücksicht auf seine Leistung, so bedeutet das wieder eine Ungleichheit, da die Fleißigen nun für die Faulen arbeiten müssen.

In einem Stadium von auffallenden Ungleichheiten zwischen Individuen, Berufen, Klassen wird daher jede schablonenhafte Gleichmacherei auf weitesten Widerspruch stoßen. Und doch ist das Streben nach Gleichheit dem Menschen angeboren mit seinen sozialen Trieben. Dieses Streben wird jedoch in einem Stadium weitgehender Ungleichheiten nicht absolute Gleichmacherei erzeugen können, sondern nur eine alle Konsequenzen erwägende und abwägende Ausgleichung bestimmter Ungleichheiten. Eine

derartige abwägende Ausgleichung wird als eine gerechte empfunden werden — freilich meist nur von denjenigen, die bei dem bisherigen Zustand verkürzt wurden.

Das Prinzip der Gerechtigkeit ist also wohl die Gleichheit, aber nicht rein formale Gleichheit, sondern eine die gegebenen gesellschaftlichen Bedingungen in Betracht ziehende Gleichheit, die darauf gerichtet ist, neue Ungleichheiten möglichst zu vermeiden.

Das Bestehen eines Ideals der Gerechtigkeit bezeugt die Existenz von Ungleichheiten, die bedrückend wirken. Das Aufkommen dieses Ideals braucht keineswegs einen sittlichen Fortschritt über alle bisherige Sittlichkeit hinaus zu bedeuten.

In den Anfängen des Menschengeschlechts bestand die größte Gleichheit, nicht bloß rechtliche Gleichheit, auch nicht nur soziale und ökonomische Gleichheit, sondern in hohem Grade sogar natürliche Gleichheit der Individuen des gleichen Geschlechts und der gleichen Altersklasse. Wohl waren nicht alle gleich begabt. Jedoch gibt es bei den Urmenschen noch keine Arbeitsteilung, außer der zwischen den Geschlechtern. Alle wuchsen unter den gleichen Bedingungen, bei derselben Erziehung auf. Was sich an Wissen fand, war allen in gleichem Maße zugänglich. Nicht an Kenntnissen und schon gar nicht an Besitz konnte der einzelne seine Genossen im Gemeinwesen überragen.

Mit der Kultur dringen nun immer mehr Ungleichheiten in die Gesellschaft ein, namentlich durch die Verschiedenheiten der Berufe. Doch wirken diese zunächst mehr anregend als bedrückend und empörend.

Dagegen wird die Ungleichheit sofort unerträglich, sobald Staat und Klassen und Ausbeutung erstehen. Jetzt bildet sich bei den Ausgebeuteten und Unterdrückten neben dem Ideal der Freiheit auch das der Gerechtigkeit. Beide Ideale sind nicht von Natur der Menschenbrust eingepflanzt: was man besitzt, bildet kein Ideal. Sie sind erst das Produkt der Zustände eines relativ sehr kurzen Zeitraumes des Bestehens der Menschheit. Der Fortschritt der Kultur geht lange Zeit nicht in der Richtung der Verwirklichung dieser Ideale. Diese waren vielmehr verwirklicht vor dem Einsetzen des Kulturaufstiegs. Seitdem dieser zur Bildung des Staates führte, bewegt sich der Fortschritt lange Zeit in der Richtung der Ausdehnung und der Verschärfung der Ungleichheit wie der Unfreiheit.

Seit einigen Jahrhunderten geht der Fortschritt wieder in der Richtung zunehmender Freiheit, dagegen noch immer nicht in der Richtung zunehmender Gleichheit. Die Ausbeutung der Massen und die ökonomische Ungleichheit zwischen den Individuen der modernen Gesellschaft ist immer noch in stetem Aufsteigen begriffen.

Dieser Zustand wird immer mehr als ungerecht empfunden, aber der zusehends stärker werdende Schrei nach Gerechtigkeit bezeugt nicht eine Verstärkung des Rechtsempfindens, einen sittlichen Fortschritt, sondern nur ein Wachstum des Drucks der Ungleichheit. Das muß freilich nicht ewig dauern.

Dieselben Faktoren, die zum Erstarken der Freiheitsbewegung führen, werden auch schließlich mit vermehrter politischer Freiheit die Kraft erlangen zu ökonomischen Umwandlungen, die in einer Aufhebung der Klassen enden.

Das wird sicher eine Bewegung in der Richtung zunehmender Gleichheit und Gerechtigkeit bedeuten. Dennoch haben Marx und Engels recht getan, wenn sie als das Ziel des Befreiungskampfes des Proletariats nicht die Gleichheit oder die Gerechtigkeit, sondern die Aufhebung der Klassen proklamierten.

Die Forderung der Gleichheit ist zu sehr ärgerlichen Mißdeutungen ausgesetzt, kann zu leicht als geistlose Gleichmacherei ausgelegt werden. Die der Gerechtigkeit wieder ist zu unbestimmt, zu subjektiv. Allerdings, eben weil sie das ist, wird sie von jedermann akzeptiert und ist sie überall salonfähig. Wer wollte nicht für Gerechtigkeit schwärmen! Und das Eintreten für sie bezeugt ein erhabenes ethisches Gemüt, während die Forderung der Aufhebung der Klassen uns in die Tiefen des vulgären, materialistischen Klassenkampfes führt.

Das hindert nicht, daß die Verwirklichung der ethischen Forderung gar nicht anders zu erreichen ist als durch proletarischen Klassenkampf und keineswegs durch bloße Zunahme der Kultur. Mit wachsender Kultur ist bisher die Ungerechtigkeit in der menschlichen Gesellschaft gewachsen. Und wir sehen keineswegs, daß gerade jene Schichten, denen die Schätze der modernen Kultur am meisten zugänglich sind, am energischsten darauf hinarbeiten, den sozialen Ungerechtigkeiten ein Ende zu machen.

Es ist eine lächerliche Illusion, daß wachsende Kultur notwendigerweise vermehrte Gerechtigkeit mit sich bringen müsse.

Wenn man uns darauf hinweist, daß die besitzenden Klassen in hochkultivierten Ländern ein stärkeres soziales Empfinden an den Tag legen, als in unkultivierten, so ist das bis zu einem gewissen Grade richtig. Aber wir haben oben schon auf den Faktor hingewiesen, der das bewirkte: nicht die Mahnungen höherer Kultur, sondern die höhere Kraft des Proletariats in den industriell fortgeschrittenen Ländern. Sie ist es, die den Herren Kapitalisten soziales Denken einbleut — bis zu einem gewissen Grade. Wo sie Gelegenheit haben, machen sie sich gern von dem ihnen aufgedrängten „sozialen Gewissen" los. Es ist kein kategorischer Imperativ für sie.

Außer als Sinn für Gerechtigkeit kann man die Sittlichkeit auch auffassen als Solidarität. Neben der Freiheit und Gleichheit bildete die Brüderlichkeit das Feldgeschrei der Französischen Revolution. Aber auch bei diesem Ideal finden wir, daß es am Anfang der sozialen Entwicklung bereits verwirklicht ist.

Der Fortschritt der Kultur konnte uns diesem Ideal nicht näherbringen, als wir bei ihrem Beginn bereits waren, er konnte uns nur zeitweise von ihm entfernen.

Schon Hegel fand, das Band, das die ersten sozialen Gebilde zusammenhielt, sei „nur ein Band der Liebe und des Zutrauens" gewesen. Er sagt von den Mitgliedern dieser Gebilde:

„Sie sind in einer Einheit des Gefühls, der Liebe, dem Zutrauen, Glauben gegeneinander." (Philosophie der Geschichte, S. 52.)

Dabei ging er allerdings von einer falschen Voraussetzung aus. Er nahm an, die Familie habe die erste soziale Gemeinschaft gebildet, und seine Darstellung der ersten sozialen Bande der Urzeit ist nichts als eine Idealisierung der Familie, die er zur Zeit der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert in Europa beobachtete.

In Wirklichkeit war jedoch nicht die Familie, sondern die Horde die erste Form einer menschlichen Gesellschaft. In dieser muß aber die Solidarität noch weit stärker gewesen sein, als in der idealsten Familie von heute.

In einer solchen Familie haben der Vater, die Mutter, selbst jedes der Kinder zahlreiche eigene Interessen des Berufs oder der Freundschaft, die jedes von ihnen mit anderen Elementen außerhalb der Familie verbindet. Die Familie ist nicht die einzige Gemeinschaft, der ein Mensch von heute angehört. Andere Gemeinschaften können ihm unter Umständen wichtiger werden als die Familie. Diese wird ihm manchmal eine Last oder Schranke.

Dagegen ist es ganz unmöglich, daß derartiges je der Horde gegenüber für den Menschen der Urzeit eintritt. Von der Horde hing sein ganzes Dasein ab, außerhalb der Horde hatte er keine freundschaftlichen Beziehungen zu anderen Menschen. Sie standen ihm fremd oder feindlich gegenüber.

Unter diesen Umständen wird das Gefühl der Solidarität, das die Mitglieder der Horde zusammenhielt, in der Regel weit stärker gewesen sein als die Solidarität, die in einer Familie unserer Zeit herrscht, sobald die Kinder in ihr über das zarteste Alter hinaus sind.

Die Entwicklung der Kultur hat nichts dazu beigetragen, die sozialen Triebe zu verstärken, die dem Menschen von Natur aus als sozialem Tier innewohnen. Müller-Lyer beruft sich allerdings auf Herbert Spencer, der gezeigt habe, „daß die Verfeinerung unseres moralischen Empfindens eine Folge der wachsenden Kultur ist" (S. 165). Spencer war nämlich der Ansicht, die Ar-

beitsteilung, das Füreinanderarbeiten, verstärke die sozialen Triebe. Müller-Lyer versichert allen Ernstes:

„Durch den modernen Kapitalismus wurde die Gütererzeugung in großartiger Weise ‚vergesellschaftet', sozialisiert, dergestalt, daß jeder in die Abhängigkeit der Gesellschaft geriet .... Arbeitsvergesellschaftung bedeutet Solidarität[1]) aller." (S. 192, 193.)

Nun, wir haben bereits im dritten Buche gezeigt, was von dieser Spencerschen Auffassung zu halten ist. Das Füreinanderarbeiten erlaubt es, die Gesellschaft zu erweitern und eine neue Art des Kontaktes zwischen den Individuen der Gesellschaft herzustellen. Es fördert aber nicht ihre Solidarität, hebt nicht ihre Ethik. Nur das Miteinanderarbeiten, nicht das Füreinanderarbeiten erzeugt Solidarität. Schon die einfache Warenproduktion produziert Gegensätze sowohl zwischen den Konkurrenten, wie auch solche zwischen Produzenten und Konsumenten. Wie denn erst die kapitalistische Produktionsweise mit dem gewaltigen Klassengegensatz zwischen dem Unternehmer und dem Lohnarbeiter. Welche Solidarität zwischen beiden besteht und wie sehr dadurch die Moral unserer Zeit verfeinert wird, wird uns alltäglich drastisch demonstriert, aber nicht im Sinne Spencers und Müller-Lyers.

Die Kraft der sozialen Triebe im Individuum hängt von den sozialen Bedingungen ab, in denen es lebt. Wo es sich nur dadurch erhalten kann, daß es mit seinen Genossen fest zusammenhält, werden diese Triebe sehr gestärkt werden. Dagegen geschwächt dort, wo der einzelne am besten durch rücksichtslosen Egoismus auf Kosten seiner Mitmenschen vorwärtskommt. Die Kraft der sozialen Triebe gestaltet sich im Laufe der Kulturentwicklung zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden und sie kann gleichzeitig bei verschiedenen Klassen und Schichten sehr verschieden sein. Eine bestimmte allgemeine Tendenz des Erstarkens oder der Schwächung der sozialen Triebe durch den Fortschritt der Kultur dürfte kaum nachweisbar sein.

Nur in einer Beziehung kann man eine im Fortgang der Kultur wachsende Tendenz feststellen. Wir bemerken ein Zunehmen der Unsicherheit über die Art, in der die sozialen Triebe betätigt werden, und die Ausdehnung des Kreises, für den sie gelten sollen.

Ursprünglich war die Horde ein einheitlicher Körper, alle ihre Mitglieder gleich mit gleichem Wollen, Wissen, Können. Da war auch ihre Moral einfach, einheitlich und damit kraftvoll.

Aber das ändert sich schon, wenn die Horde zum Stamme anwächst. Das Bereich der sozialen Triebe wird dadurch wohl erweitert, aber auch die erste Unsicherheit in sie hineingebracht, sobald sich innerhalb des Stammes Gentes bilden. Innerhalb der

---

[1]) Von Müller-Lyer unterstrichen. K.

Gens wird das Familieninteresse mächtig. Die sozialen Triebe gelten mehr diesen engeren Organisationen als dem Stamme.

Dann aber kommt es noch zur Arbeitsteilung und Bildung von Berufen, sowie zur Zusammenfassung von Stämmen zu Staaten, zur Bildung von Klassen.

Mit diesen letzteren treten nicht bloß Sonderinteressen im Gemeinwesen auf, sondern direkt einander gegensätzliche Interessen. Der einzelne kann jetzt Mitglied sehr zahlreicher Gemeinschaften und Organisationen werden, nicht bloß ökonomischer und politischer, sondern auch solcher des Ueberbaues, wissenschaftlicher oder künstlerischer. Jede von ihnen stellt Anforderungen an seine sozialen Triebe und wirkt auf ihre Stärke und Richtung ein. Je stärker aber diese Triebe, um so quälender die Gewissenskonflikte des einzelnen, sobald verschiedene Gemeinschaften oder Organisationen, denen er angehört, in Gegensatz zueinander geraten.

Diese Konflikte werden sich am meisten dort einstellen, wo solche Gegensätze in neuen Formen auftreten, denen sich die herkömmliche Moral noch nicht angepaßt hat.

Da wird leicht von den einen das ganze Wesen der Moral in Frage gestellt, von anderen sehnsüchtig nach einem Ersatz für die veraltete Moral Ausschau gehalten. Allgemeine Unsicherheit, mitunter auch Gleichgültigkeit, ja Zynismus in ethischen Dingen tritt ein.

Gerade auf den Höhepunkten der Kultur kommt es leicht dazu. Wir konnten es in Griechenland nach den Perserkriegen beobachten, in Rom seit den Punischen Kriegen: die einen wie die anderen Kriege brachten Beute, Ausdehnung des Ausbeutungsgebiets, neue Erwerbsweisen und Interessen. Aehnliches finden wir dann in den Zeiten der Renaissance sowie der Aufklärung und vielleicht am stärksten in unseren Tagen.

In der Urzeit war das Sittliche das Selbstverständliche. Heute ist kaum etwas anderes so fraglich, wie Bedeutung und Art der Geltung der Sittlichkeit.

Je weiter die Kultur fortschritt, desto problematischer und unsicherer ist heute unsere Moral geworden.

Wir dürfen erwarten, daß sich das ändern wird, sobald die Gegensätze der Klassen aufhören, die Gemeinwesen zu verwirren. Mit der Ausbeutung werden auch die aus den ausbeuterischen Tendenzen hervorgehenden Gegensätze der Nationen verschwinden. Damit werden zwei der wichtigsten Ursachen der Unsicherheit unserer heutigen Moral beseitigt.

Aber auch hier wieder können wir unsere Zuversicht nicht auf den einfachen Fortschritt der Kultur, sondern nur auf das Erstarken des Proletariats in seinem Klassenkampf begründen. Und auch hier müssen wir wieder sagen, daß wir schließlich werden

froh sein müssen, wenn es uns gelingt, Zustände zu schaffen, in denen das Sittliche wieder das Selbstverständliche wird und aufhört, ein Problem zu sein, das sich um so mehr verdunkelt, je mehr man es zu erhellen sucht.

Wir dürfen wohl erwarten, einem sozialen Zustande entgegenzugehen, in dem die bisherigen, aus dem Bestehen der Gegensätze von Klassen und Nationen hervorgehenden Hindernisse einer allgemeinen menschlichen Solidarität überwunden werden. Doch kann das auf die Intensität der Solidarität zunächst schwächend wirken, in dem Maße, in dem deren Bereich sich ausdehnt.

Menschen gegenüber, die ich nie gesehen, mit denen ich kein Wort gewechselt habe, deren Dasein ich nur aus Zeitungen oder Büchern kenne, deren Bestrebungen mir fremd sind, werde ich nie das gleiche Solidaritätsgefühl empfinden können, wie denen gegenüber, mit denen ich aufwuchs, die mich schützten oder die ich schützte, mit denen ich alles gemein habe, was mir das Leben erhält und es mir teuer macht.

Die primitive Ethik stellte die Forderung an den einzelnen, er habe alles aufzubieten, selbst das Leben aufs Spiel zu setzen, wenn es galt, einem Nebenmenschen des gleichen Gemeinwesens in einer Gefahr zu helfen. Die moderne liberale Ethik verlangt nur noch, man solle alles vermeiden, was dem Nebenmenschen schaden könnte. Welch verdünnter Aufguß der ursprünglichen Solidarität!

Man darf sicher erwarten, daß die Beseitigung der sozialen Gegensätze dem Aufkommen regerer Solidaritätsgefühle günstiger sein wird. Aber noch mehr wird unter den neuen gesellschaftlichen Bedingungen die Differenzierung der menschlichen Persönlichkeiten eine allgemeine Erscheinung werden, die bisher erst einige Schichten der Gesellschaft ergriffen hat. Dieser Individualismus läßt es jedoch als schwer möglich erscheinen, daß das menschliche Solidaritätsempfinden je wieder jene Intensität erreicht, die es in den Anfängen der Gesellschaft besessen haben muß.

Siebentes Kapitel.

Aufstieg zur Humanität.

Sollte nicht dafür in der Zukunft eine andere Eigenschaft eine größere Rolle spielen, die für das Schwinden der Intensität unserer Solidaritätsgefühle entschädigt, die Humanität?

Auch sie wird uns unter den Zielen bezeichnet, denen der Mensch durch seine wachsende Kultur entgegenstrebt.

Ebensowenig wie Freiheit, Gerechtigkeit, Sittlichkeit gehört sie zu den klaren eindeutigen Begriffen.

Immer wieder wird uns versichert, die Humanität, das sei eben das wahre Menschentum, zu dem wir aufzusteigen hätten, das vor uns liege, dem wir uns immer mehr näherten von unseren tierischen Anfängen aus. Jedes Tier kennzeichnet man nach den Eigenschaften, die es hat, die man an ihm beobachtet, nur den Menschen nach den Eigenschaften, die er noch nicht hat, sondern erst haben soll. In den Hunderttausenden oder Millionen von Jahren seines Bestehens soll der Mensch ein bloßer Unmensch gewesen sein. Nun aber mache die Kultur einen richtigen Menschen aus ihm.

Leider bleibt es dabei ganz unklar, woran dieser richtige Mensch zu erkennen ist.

Müller-Lyer bezeichnet das Verlangen nach dem Vollmenschentum als „das Streben, ein ganzer Mensch zu sein" (S. 213) oder als „die volle Entfaltung der Persönlichkeit" (S. 210).

Aber ein ganzer Schuft oder ein voll entfalteter Halunke wird doch kaum als das Ideal des Vollmenschen angesehen werden.

Mit der Vertröstung darauf, daß der Mensch endlich einmal anfangen werde, er selbst zu sein, ein Mensch und eine Persönlichkeit, und daß damit die Bestimmung des Menschen erreicht werde, kommen wir nicht weit.

Am häufigsten wird jedoch unter der Humanität nicht die leere Phrase vom Menschentum verstanden, sondern die Achtung vor der menschlichen Persönlichkeit, milde Sitten, im Gegensatz zur Roheit, die man der Vorzeit zuschreibt.

Wenn man die Roheit nicht bloß als schlechte Manier auffaßt, als Verstoßen gegen die konventionellen Regeln der guten Gesellschaft, sondern als Gemütsroheit, so ist dieser Punkt im vorstehenden bereits erledigt. Die größte Roheit ist der Mangel an Hilfsbereitschaft gegenüber bedrängten Mitgliedern des Gemeinwesens. Diese Art Roheit kennzeichnet mehr die Zivilisation als die Wildheit.

Am ehesten betrachtet man die Roheit als Faustrecht, die Unbedenklichkeit und Rücksichtslosigkeit, mit der die Stärkeren den Schwächeren gegenüber ihre physische Kraft dazu gebrauchen, um durch Mißhandlungen, Quälereien, ja Blutvergießen sich durchzusetzen oder gar bloße Launen auszutoben.

Wir haben über diese Frage bereits früher gehandelt. Hier nur noch einige Ergänzungen dazu. Wenn man als die Schwächeren die Kinder betrachtet, dann finden wir, daß diese nirgends so liebevoll behandelt werden wie bei den Wilden. Prügelpädagogik und Kinderausbeutung sind Ergebnisse der Zivilisation, nicht der Wildheit.

Aber auch gegenüber den schwächeren Erwachsenen im Gemeinwesen müssen sich die Stärkeren bei den Wilden zurückhalten, da hinter dem einzelnen Schwachen die ganze Macht des Gemeinwesens steht. Erst als Krieg und Menschenraub zu der Existenz von Menschen führen, die abhängig werden von Herren, denen sie schutzlos gegenüberstehen, wird rücksichtslose Vergewaltigung der einen durch die anderen möglich, kann sich die Roheit frei entfalten und nimmt sie rasch zu. Nun greifen die Herrenmanieren in das Familienleben ein, wird der Hausvater zum Haustyrannen über Weib und Kind, die ihm voll Furcht gegenüberstehen und nicht selten auch voll Haß, gegen ihn verbündet in jenem Gefühl, das Freud als Oedipuskomplex bezeichnet und das er auf natürliche (allerdings ganz mystische) sexuelle Beziehungen, statt auf bestimmte soziale Bedingungen zurückführt.

Die Roheit von oben produziert auch Roheit von unten. Sie nimmt die furchtbarsten Dimensionen dort an, wo es zu Versuchen der Empörung der Geknechteten kommt. Der Bürgerkrieg wird zur scheußlichsten Form des Krieges.

Alles das kennzeichnet die Zivilisation, nicht die Wildheit. Das Zeitalter der Zivilisation, des Staates und der Klassen, ist das grausamste und blutdürstigste in der Geschichte der Menschheit.

Die Milde gegenüber Kindern und Genossen, die wir auf niederen Kulturstufen finden, bezieht sich freilich nur auf die Mitglieder des eigenen Stammes.

Dem Fremden oder gar dem Feinde gegenüber finden wir frühzeitig jede Grausamkeit gestattet. Doch auch da ist der Grad der Brutalität nicht immer der gleiche. Hier finden wir nicht eine allgemeine Entwicklungsrichtung. Doch müssen wir auch da konstatieren, daß die mildesten Formen in den Anfängen der Menschheit eher zu finden sind, als in späteren Stadien.

Wir haben schon oben darauf hingewiesen, daß die Affen keine blutigen Kriege führen. Sie sind keine Raubtiere, trotz Lombrosos Annahme, der tierische Vorfahre des Menschen sei der Typus des Verbrechers. Und nicht einmal Raubtiere führen Krieg miteinander.

Der Krieg ist ein Ergebnis der Technik, die es ermöglicht, daß die menschlichen Gesellschaften an Zahl zunehmen, was Konflikte zwischen ihnen erzeugt, und die mit den Waffen die Mittel bietet, sie immer blutiger zu gestalten.

Der Charakter eines Volkes seinen Feinden gegenüber hängt in hohem Grade von seiner Produktionsweise ab. Der Jäger und der viehzüchtende Nomade, die ihre Nahrung durch Tötung von Lebewesen gewinnen — die Nomaden sogar durch Tötung von Tieren, mit denen sie freundschaftlich zusammenlebten — werden an Blutvergießen gewöhnt, bekommen Geschmack daran.

Bei den Nomaden kommt dazu noch das Räubertum als Mittel des Erwerbs, die Jagd auf Menschen.

Dagegen werden die Bauern um so mehr zur Mildheit neigen, je mehr sie ausschließlich Pflanzenbau treiben, je weniger sie ihre Nahrung durch Viehzucht gewinnen oder vielmehr durch Viehschlachtung, je mehr das Vieh, das sie halten, bloß als Nutzvieh dient, den Pflug zieht, Milch spendet, Wolle, Eier.

Ungemein mild wurden unter diesen Umständen die Hindus. Die Arier waren vor ihrem Einbruch in Indien auf den sandigen Hochflächen Irans kriegerische und blutdürstige Nomaden gewesen. Sie blieben es noch, als sie in das Gebiet des Indus eindrangen. Aber je weiter sie nach Osten kamen, namentlich in das Tal des Ganges, desto ungünstiger wurden die Bedingungen des Landes für die Viehhaltung schon wegen der Fülle reißender Tiere in den dichten Wäldern, desto mehr wurden sie zurückgedrängt.

Der Teil unter den Ariern, der zur herrschenden Klasse wurde, verlor seine kriegerischen Eigenschaften in trägem Genußleben. Die anderen wurden Bauern mit geringfügigem Besitz an Vieh, das so schwer zu halten war, daß man es als eine große Kostbarkeit, als etwas Heiliges betrachtete.

Unter diesen Bedingungen wurde ein großer Teil des indischen Volkes so mild und friedfertig, daß es die Religion des unendlichen Mitleids mit jeglicher Kreatur, die Religion des Buddhismus, schon vor mehr als zwei Jahrtausenden entwickelte.

Indessen auch manche Jägervölker vermögen eine erstaunliche Milde des Charakters zu entwickeln. So z. B. die Eskimos, die allerdings wenig Landtiere töten, sondern überwiegend Wasserbewohner, deren Gebaren sie wenig an den Menschen erinnert.

Vielleicht rührt die Milde der Eskimos auch daher, daß in ihrem Lande wenig zu holen war, sie daher vor den schlimmsten Infamien der Kolonialpolitik Europas bewahrt blieben.

Die meisten Berichte über Bösartigkeit, Grausamkeit, Roheit bei Naturvölkern beziehen sich auf solche, die mit Völkern höherer Kultur in Berührung gekommen waren, von denen sie mißhandelt, von ihren Lebensquellen abgeschnitten, in unwirtliche Wüsteneien verjagt wurden, in denen sie mühselig ihr Leben fristen. Und doch wird auch bei solchen ihre Zärtlichkeit gegenüber den Kindern berichtet.

Andererseits sind diejenigen, die über die Naturvölker berichten, meist Menschen, die sie mit Verachtung behandeln, betrügen oder knechten und die gar nicht daran denken, die verachteten Wilden zu verstehen. Indessen treten nicht alle Beobachter den Naturvölkern mit der interessierten Brutalität des habgierigen Geschäftsmannes oder dem beschränkten Hochmut des

Missionars entgegen, der alles als sündhaftes Laster brandmarkt, was er nicht versteht. Es gibt auch liebevolle Forscher unter den Beobachtern, ohne materielle Interessen und Vorurteile.

So können die Urteile über denselben Stamm sehr verschieden klingen.

Der norwegische Missionar Hans Egede, der 1721 nach Grönland kam, um dort das Christentum zu verbreiten, und der es erreichte, Bischof von Grönland zu werden, sagt von den Eskimos, sie seien:

„wahnwitzige, kaltsinnige, ohne Kenntnis irgendwelcher Gottesverehrung in viehischer Dummheit ohne Ordnung und Disziplin lebende Menschen."

Nansen, der uns dieses Urteil mitteilt, ist anderer Meinung. Es fiel ihm auf, daß die „bei uns so reich entwickelte Wortklasse" der Schimpfworte in ihrer Sprache gänzlich fehlt.

Er fährt fort:

„In diesem Verhältnis liegt eine Grundverschiedenheit des Charakters ausgedrückt. Der Grönländer ist von allen Menschen, die unser Herrgott erschaffen hat, der gesittetste. Gutmütigkeit, Friedfertigkeit und Verträglichkeit sind die Hauptzüge seines Charakters. Er will gerne mit allen seinen Mitmenschen auf möglichst gutem Fuße stehen und denkt daher nicht daran, sie zu verletzen, geschweige denn, ihnen Grobheiten zu sagen . . . . Seine Friedfertigkeit geht so weit, daß er, wenn ihm etwas gestohlen wird, was freilich selten vorkommt, das Seinige in der Regel nicht zurückfordert, obgleich er oft weiß, wer der Dieb ist . . . ."

„Infolgedessen gibt es dort selten oder nie Streit . . . ."

„Der Grönländer ist eigentlich ein glücklicher Mensch, sein Sinn fröhlich und leicht, wie der eines Kindes . . . ."

„Das einzige, was sein Glück zu trüben vermag, ist, andere Not leiden zu sehen und deshalb teilt er mit ihnen, solange er selbst etwas zu teilen hat." (Eskimoleben, Leipzig, 1903, S. 84—87.)

Vom Kommunismus der Eskimos haben wir schon in einem anderen Zusammenhang gesprochen. Doch sind sie nicht bloß gegen Genossen liebevoll und hilfsbereit, sondern auch gegen Fremde. Nansen berichtet darüber:

„Wie Gefälligkeit gegen Nachbarn ein Gesetz ist, so ist es Gastfreiheit gegen Fremde nicht minder. Der Reisende kehrt in das erste Haus ein, an das er kommt, und bleibt dort, solange es ihm gut dünkt. Er wird freundlich aufgenommen und es wird ihm vorgesetzt, was das Haus vermag, auch wenn er kein Freund ist." (S. 97.)

Kämpfe mit Mitmenschen vermeiden sie.

„Sie halten es für grausam, ihre Mitmenschen zu töten. Krieg ist daher in ihren Augen etwas Unverständliches und Verabscheuungswürdiges. Ihre Sprache hat nicht einmal ein Wort dafür und Soldaten und Offiziere, die zu dem Handwerk, Leute tot zu schlagen, angelernt werden, sind ihnen reine Menschenschlächter." (S. 136.)

Die frommen christlichen Europäer haben sie deshalb feige genannt.

„Sie sind zu friedfertig und zu gutmütig, um z. B. wiederzuschlagen, wenn man sie ohrfeigt, weshalb die Europäer von Egede und den ersten

Missionaren an, sie ungehindert erst prügeln und dann feige nennen dürfen." (S. 46.)

Aber mit Recht weist demgegenüber Nansen auf die Art ihrer Jagd in dem gebrechlichen Kajak hin, in dem sie sich auf das stürmische Meer wagen und das furchtbare Walroß und selbst den Walfisch angreifen als kaltblütige unerschrockene Helden. Freilich solche, die Respekt vor dem Menschenleben haben. Und Helden dieser Art scheinen für die Kulturvölker wenig zu zählen.

Welche Roheit bei den Wilden!

Die Mitteilungen, die Nansen und viele andere Beobachter von den Eskimos enwerfen, passen schlecht zu dem Bild der Wilden, das z. B. Karl Bücher in den schwärzesten Farben malt. Wirft er ihnen doch „grenzenlosen Egoismus, Hartherzigkeit gegen seinesgleichen, Begehrlichkeit, Diebssinn", „Hartherzigkeit gegen die nächsten Angehörigen" vor. (Entstehung der Volkswirtschaft, 16. Aufl., I., S. 15.)

Und dabei sind die Eskimos nicht etwa ein Ausnahmefall. Das gleiche wird von vielen Naturvölkern berichtet, die noch wenig mit Europäern zusammenkamen.

Die Eskimos bilden eine Ausnahme höchstens insofern, als sie bisher den korrumpierenden Einflüssen eindringender Zivilisation länger Widerstand zu leisten vermochten, als es sonst bei Naturvölkern der Fall ist.

Nur noch einige Beispiele von anderen Völkern.

Von den Tschuktschen berichtet Nordenskjöld dieselbe Gastfreundschaft und Güte, die wir bei den Eskimos fanden. In jedem Zelt, das er auf einer Reise passiert, fühlt sich der Tschuktsche zu Hause:

„Die Gastfreundschaft ist hier von einer eigenen Art. Sie kann vielleicht mit den Worten gekennzeichnet werden: heute esse und schlafe ich in deinem Zelt und morgen ißt und schläftst du in dem meinen." (A. E. v. Nordenskjöld, Die Umseglung Asiens und Europas auf der Vega, Leipzig, 1882, II., S. 23.)

„Aus dem oben Angeführten geht hervor, daß die Küstentschuktschen ohne nennenswerte Religion, ohne bürgerliche Ordnung und ohne Oberhaupt sind. Hätte uns nicht die bei den Polarvölkern Amerikas gemachte Erfahrung eines Besseren belehrt, so könnte man glauben, daß bei einem solchen im buchstäblichen Sinne ‚anarchischen und gottlosen Gesindel' Sicherheit für Leben und Eigentum nicht vorhanden, die Unsittlichkeit unbegrenzt und der Schwächere ohne Schutz gegen den Stärkeren sein müßte. Dies ist jedoch so weit von der Wirklichkeit entfernt, daß hier selbst eine Statistik der Verbrechen, wenigstens wenn man die im berauschten Zustande verübten Gewalttätigkeiten davon ausnimmt, infolge des Mangels an solchen unmöglich wäre." (II., S. 136.)

Der „geborene Verbrecher", der ein Atavismus, ein Rückschlag in die Vorzeit sein soll, ist eben ein Produkt der Zivilisation.

Nordenskjöld fährt fort:

„Innerhalb der Familien herrscht die größte Eintracht, so daß wir nie ein hartes Wort zwischen Mann und Frau, zwischen Eltern und Kindern gehört haben . . . ."

„Die Kinder werden weder bestraft noch gescholten, sind aber dennoch die artigsten Kinder, die ich je gesehen habe." (S. 138.)

Und früher schon:

„Die Liebe zwischen Gatten sowie zwischen Eltern und Kindern ist sehr groß. Ich sah Väter ihre Kinder küssen und liebkosen, ehe diese sich zur Ruhe legten, und was ich am bemerkenswertesten fand, war, daß die Kinder eine derartige milde Behandlung nicht mißbrauchten. Was man ihnen auch gab, ihr erster Gedanke war stets, mit den Eltern zu teilen. In dieser und vielen anderen Beziehungen standen sie weit über der großen Menge unserer europäischen Kinder." (II., 31 Abgedruckt in der Artikelserie über „Die sozialen Triebe in der Menschenwelt", die dem zweiten Buche als Anhang beigefügt ist. Dort findet der Leser noch weitere Belege für das hier Gesagte.)

Unter diesen Bedingungen konnte sich ein Oedipuskomplex nicht bilden. Auf die Idee, in der Urzeit hätten die Söhne eines Vaters sich zusammengetan, um ihn zu schlachten und zu verzehren, konnte nur jemand kommen, der eine intime Kenntnis modernen Familienlebens mit phantastischen Vorstellungen über die Urzeit verbindet und beide vereint zu einem sonderbaren soziologischen Brei verarbeitet.

In einem Buch über „Die Indianer Nordamerikas" (Leipzig 1865) berichtet Waitz über die große Milde der Indianer gegenüber ihren Kindern.

„Kinder zu schlagen, wie die Weißen tun, halten sie geradezu für ein Verbrechen, für eine Grausamkeit. Es ist hierin kein Unterschied zwischen Nord- und Südamerika." (S. 101.)

„Columbus selbst hat in seinem offiziellen Berichte heilig versichert, daß es kein sanfteres Volk in der Welt gebe als die Indianer, kein sanfteres, zutraulicheres, freundlicher entgegenkommendes. ‚Sie lieben ihren Nächsten, wie sich selbst', setzt er hinzu, ‚und sprechen immer lächelnd'. Alle Schilderungen von Indianervölkern, die mit den Europäern noch in keine oder seltene Berührung gekommen sind, bezeichnen freundliche Gutmütigkeit und Gastlichkeit, ehrliche Zuverlässigkeit und Friedensliebe als die gewöhnlichen, ursprünglichen Charakterzüge derselben." (S. 40.)

Der amerikanische Maler Catlin lebte von 1832—40 unter Indianern. Er lernte 3—400 000 von ihnen unter den verschiedensten Verhältnissen kennen und war über sie des Lobes voll. Er erklärte sie für ein „von Natur friedsames und gastliches Volk". (G. Catlin, Die Indianer Nordamerikas und die während eines achtjährigen Aufenhaltes unter den wildesten ihrer Stämme erlebten Abenteuer und Schicksale. Deutsch v. Berghaus, Brüssel u. Leipzig, S. 9).

„In ihrem Betragen gegeneinander sind die Indianer stets gütig und ehrenwert und ich habe bei ihnen dieselbe Eltern-, Kindes- und Gattenliebe gefunden wie bei den zivilisierten Völkern." (S. 332.)

„Die Indianer sind von Natur sittsam, bescheiden und harmlos." (S. 334.)

„So sonderbar es auch klingen mag, ich habe oft in diesen kleinen Gemeinden trotz des Mangels aller Rechtssysteme dennoch Ruhe und Frieden und Glückseligkeit in einem Grade herrschen sehen, daß Könige und Kaiser sie darum beneiden könnten. Ich habe gesehen, daß Recht und Tugend beschützt, Unrecht bestraft wurde; ich habe eheliche, kindliche und elterliche Zärtlichkeit in der natürlichen Einfachheit und Genügsamkeit gesehen. Ich habe eine innige und dauernde Zuneigung zu einigen dieser Männer gefaßt, die ich nicht zu vergessen wünsche." (S. 10.)

Catlin spricht von der Bestrafung des Unrechts.

Aber auch dabei zeigt sich eine Humanität der Indianer, die dem Kulturmenschen fehlt. Die menschliche Person steht ihnen höher als jede Sache. Eigentumsverbrechen werden nie anders bestraft als mit Verachtung. Sie wirkt so sehr, daß Catlin nie etwas entwendet wurde. Und doch waren „Schlösser und Riegel bei ihnen unbekannt".

Sie waren entsetzt über die Grausamkeit der Weißen, von denen sie hörten, daß sie Leute, die ihrer Schulden nicht bezahlen konnten, jahrelang einsperrten und Diebe aufhängten — was damals, als sich Catlin bei den Indianern aufhielt, in der Kulturwelt noch gang und gäbe war.

Daß die menschliche Persönlichkeit wertvoller ist als alles Eigentum, wird auch sonst von Naturvölkern berichtet, auch noch von solchen, die schon entwickelt genug sind, daß es Schuldverhältnisse bei ihnen gibt.

Heute ist die Zahl der Naturvölker, die noch nicht mit zivilisierten Völkern zu tun bekamen, sehr gering geworden. Eines der wenigen noch bestehenden sind die Bakairi in Brasilien, die von den Steinen 1887 besuchte.

Er berichtet von ihnen:

„Unser gutes Einvernehmen blieb bis zur letzten Stunde dasselbe. Wenn es nach mir gegangen wäre, hätte ich am liebsten die ganze Regenzeit bei ihnen zugebracht, obwohl ich einen säuerlichen Geschmack im Halse von dem ewigen Mehlessen nicht mehr los wurde und auch von Verdauungsstörungen geplagt war. Meine ersten Eindrücke über den friedfertigen und sympathischen Charakter meiner Gastfreunde brauchten keine Korrektur zu erfahren. Die Alten waren klug und sorglich, die Jungen kräftig und behende, die Frauen fleißig und häuslich, alle gutwillig, ein wenig eitel und, mit Ausnahme einiger, von ihren Pflichten in Anspruch genommener Mütter, gleichmäßig heiter und gesprächig. Alle waren ehrlich. Nie hat mir einer etwas genommen, oft hat man mir Verlorenes gebracht, immer wurde, was ich eingetauscht hatte als mein Eigentum geachtet."

„Kurz Bakairi Kúra, die Bakairi sind gut. Es wäre lächerlich, sie im Rousseauschen Sinne mißzuverstehen, denn von irgendwelcher Idealität war auch nicht die Spur zu entdecken. Sie waren nichts als Produkte sehr einfacher und ungestörter Verhältnisse und gewährten dem Besucher, der mit seinen an Bewegung und Kampf gewöhnten Augen herantrat, das Bild einer ‚Idylle'." (S. 77.)

Wer wird sich nicht neidisch aus unserer Kultur der Mussolini, der Horthy, Averescu usw. nach dieser Roheit der „Kannibalen" zurücksehnen!

Ja, die Kannibalen! Waren die Wilden nicht alle Kannibalen? Freud nimmt das ohne weiteres an: eine Horde Brüder habe sich eines Tages zusammengetan, den verhaßten Vater zu erschlagen:

„Daß sie den Getöteten auch verzehrten, ist für den kannibalen Wilden selbstverständlich." (Totem u. Tabu, S. 190.)

Manche Kulturhistoriker meinen tatsächlich, der Kannibalismus sei ehedem allgemein gewesen, so Lippert in seiner „Kulturgeschichte, im Anschlusse an Andrees Buch über die Anthropophagie, Leipzig 1887). Deren Beweisführung erscheint mir nicht überzeugend. Ich halte es immer noch mit dem alten Peschel, der in seiner Völkerkunde sagte:

„Aus der Summe dieser Tatsachen ergibt sich, daß, mit Ausnahme der Papuanen und Polynesier, die Anthropophagie nicht über ganze Völkergruppen verbreitet ist, sondern nur sehr vereinzelt in Afrika und Amerika auftritt, in Asien beinahe gänzlich fehlt, in Europa einer unsicheren Vorzeit angehört.

Die Ansicht, daß alle menschlichen Gesellschaften auf ihren roheren Stufen dieses Laster einmal gekannt und überwunden haben sollten, läßt sich daher nicht streng begründen." (S. 168.)

Mit ethischer Bewertung als „Laster" haben wir es hier natürlich nicht zu tun, sondern nur mit der Feststellung der Tatsachen.

Bei der Frage des Kannibalismus muß man genau die Arten unterscheiden, durch die Menschen sich Menschenfleisch verschaffen. Der bloße Genuß von Menschenfleisch ist einfach Sache des Geschmacks, ebenso wie der Genuß von Rattenfleisch oder von Austern oder Seespinnen.

Dagegen für die Frage der Brutalität, der Mißachtung des Menschen, ist entscheidend die Art, wie man zu Menschenfleisch kommt. Wo das Hinschlachten wehrloser Gefangener zu dem Zwecke der Gewinnung eines leckeren Males vorkommt, müssen wir gewiß eine hochgradige Brutalität feststellen.

Aber gerade diese Art des Kannibalismus finden wir nicht bei Naturvölkern, wohl aber bei Nationen, die schon weit genug sind, um Sklaven zu halten. Sie erreichte in Amerika ihre stärkste Entwicklung bei dem Volk, das die höchste Eingeborenenkultur dieses Kontinentes erstiegen hatte, bei den Mexikanern. Sie steht indes an Roheit kaum hinter anderen Schlachtungen Gefangener zurück, bei denen der Zweck nicht der Genuß von Menschenfleisch ist, das keineswegs eine allgemein beliebte Speise darstellt.

Menschenopfer zu religiösen Zwecken finden wir bei ausgesprochenen Kulturvölkern, wie den Phönikern. Menschenschlachtungen zum Amusement der Zuschauer, Gladiatorenspiele, finden wir in Rom auf dem Gipfel der antiken Kultur. Lippert bringt es allerdings fertig, diese Spiele als Nachwehen der urwüchsigen Menschenfresserei anzusehen.

Das Schlachten wehrloser Gefangener wird bis in unsere Tage zu den verschiedensten Zwecken geübt, die mit dem Verzehren von

Menschenfleisch nichts zu tun haben. Hochgebildete deutsche Studenten haben sich noch vor wenigen Jahren nicht gescheut, gefangene Arbeiter bloß deswegen zu schlachten, weil sie ihnen lästig und verhaßt waren.

Daß gefangene Menschen geschlachtet werden, damit man sie verzehre, gehört zu den Gepflogenheiten von Völkern, die in der Kultur weiter vorgeschritten sind, nicht der primitiven Völker. Von den letzteren gilt, was Tschudi von den Botokuden Brasiliens sagt:

„Die Botokuden werden zu den Anthropophagen gezählt und sie sind in der Tat Menschenfresser, aber nicht in der grausamen, blutdürstigen Bedeutung, die man gewöhnlich mit diesem Begriff verbindet, sondern bloß aus unersättlichem Heißhunger und aus Rache. Ich glaube nicht, daß sie einen Feind erschlagen, um ihn zu fressen, sondern, daß sie einen erschlagenen Feind auffressen, weil er ihnen gerade eine gelegene und bequeme Nahrung darbietet und sie überhaupt alles fressen, was sie nur verdauen können." (J. J. v. Tschudi, Reisen durch Südamerika, 5 Bände, Leipzig 1800—1809, II., S. 280.)

Zu Kriegen, sagt Tschudi weiter, zwischen den Indianern käme es dann, wenn einmal Wildmangel in dem Gebiet eines Stammes eintrete und er sich deshalb gezwungen sähe, in das eines Nachbarn einzudringen.

„Da wohl meistens Hunger infolge von Wildmangel, sei es wegen abnormer Witterungsverhältnisse, Lokalveränderungen oder Sterblichkeit unter dem Wild u.s.f. Ursache der Waldkriege ist, so suchen diese wilden Horden das dringendste tierische Bedürfnis am ersten tauglichen Gegenstand zu befriedigen — an der Leiche des erschlagenen Feindes."

An dem „Stahlbad" des Krieges selbst können die Verehrer der modernen Kultur unmöglich Anstoß nehmen, in der eine solche Badekur so oft mit weit wirksameren Mitteln der Zerstörung und nicht aus Mangel an Nahrung über die Völker verhängt wird.

Das bloße Verzehren im Kriege gefallener Feinde bedeutet durchaus nicht eine Mißachtung oder Vergewaltigung der menschlichen Persönlichkeit, unter der man doch nur einen lebendigen Menschen verstehen kann.

Selbst zur Zeit als Tschudi in Südamerika reiste (1857—59), wo die Botokuden schon im regen Verkehr mit den Europäern gelangt waren, fand er sie als recht harmlos:

„Antonio Gomez schilderte diese Botokuden als ziemlich gutmütig, aber außerordentlich faul und bei der Arbeit von geringer Ausdauer, daneben als unersättliche Fresser." (II., S. 215.)

„Mein Gastfreund (eben dieser Gomez) bemerkt mir, er sei nie von den Botokuden irgendwie feindselig belästigt worden, obgleich sich zwei ihrer Aldeas (Horden) . . . . in kurzer Distanz von seiner Ansiedlung befinden." (II., S. 217.)

Man muß sich wundern, daß die Botokuden es noch vermögen, mit Vertretern der Zivilisation so gutmütig zu verkehren.

Denn seit dem 16. Jahrhundert werden sie aufs grausamste mißhandelt.

Zuerst suchten sich die erobernden Portugiesen ihrer als Sklaven zu bemächtigen. Bis ins 18. Jahrhundert hinein dauerten die Menschenjagden. Später, als man nicht mehr Arbeitskräfte brauchte, sondern Land, rottete man sie massenhaft dadurch aus, daß man ihnen Kleider von Blattern- und Scharlachkranken überließ usw. Näheres darüber im Anhang zu Buch zwei, in der schon erwähnten Artikelserie: „Die sozialen Triebe in der Menschenwelt".

Die Mittel, die gegen die „kannibalischen" Botokuden angewendet wurden, stehen auf gleicher Höhe mit dem Verfahren britischer Ansiedler in Tasmanien, Eingeborene niederzuschießen, wenn sie kein besseres Futter für ihre Hunde fanden.

Brutale Kannibalen waren natürlich die Botokuden und Tasmanier und nicht die gut christlichen Angelsachsen und Portugiesen, von denen hier die Rede ist. Mit Abscheu würden diese den Genuß von Menschenfleisch verschmäht haben. Aber Hunde mit Fleisch von Menschen zu füttern, die eigens dazu getötet werden, das zeigt sich mit der Zivilisation wohl verträglich, wenn es bloß das Fleisch von Wilden ist.

Tschudi fand noch den Vernichtungskrieg gegen die Indianer im Gange. „Kaiserlich brasilianische Soldaten" und „Liebhaber" (oft den besten Ständen angehörig), führten ihn durch Ueberfälle von Botokudenhorden. Die Erwachsenen wurden geschlachtet, die Kinder verkauft.

„Selbst in neuester Zeit war der Gewinn, der aus dem Verkauf der erbeuteten Kinder gezogen wurde, das einzige Motiv, um eine Aldea (Horde) umzubringen. Und dies geschieht im konstitutionellen Brasilien gegen die ursprünglichen Bewohner des Landes!" (II., S. 264.)

Was bedeutet dem allen gegenüber das botokudische Verzehren von Leichen?

Auch der Hinweis auf den Kannibalismus entkräftet nicht unsere Behauptung, daß der Aufstieg zur Kultur nicht ein Aufstieg von Roheit zur Humanität, zu milden Sitten ist.

Nahe dem Tierreich war der Mensch sicher kein blutdürstiges Wesen. Der Fortschritt der Waffentechnik schuf die Bedingungen, die Blutdurst in ihm erwecken konnte. Je nach den wechselnden Lebensverhältnissen überwiegt bei den Menschen einmal mehr die Roheit, ein andermal mehr die Humanität. Eine bestimmte Entwicklungsrichtung läßt sich in dieser Beziehung nicht feststellen, wie bereits oben bemerkt.

Der entgegengesetzte Schein, daß mit wachsender Kultur die Humanität wachse, kam im 18. Jahrhundert auf, das im Vergleich zu den Greueln der Religionskriege des 17. Jahrhunderts und namentlich des Dreißigjährigen Krieges in Deutschland, eine erhebliche Milderung der Sitten wenigstens bei den Gebildeten zeigte. Das dauerte noch bis ins 19. Jahrhundert hinein, bis sich in ganz Europa die allgemeine Wehrpflicht und damit die planmäßige

Erziehung gerade der am höchsten stehenden Kulturnationen zu brutalstem Menschenmord durchsetzte.

Das Ergebnis liegt seit dem Weltkrieg zutage, in dem bisher der Aufstieg der Kultur gipfelt.

Trotzdem brauchen wir nicht zu verzweifeln. Wir haben die besten Gründe dafür, zu erwarten, daß wir einem Zustand allgemeiner weitgehender Humanität entgegengehen. Nur finden wir diese Gründe nicht in dem bloßen Fortschritt der Technik und der Bildung, sondern in dem Erstarken des Proletariats, das durch seine Klassenlage am meisten mit der Achtung vor der menschlichen Persönlichkeit erfüllt wird und das durch sie veranlaßt wird, einen Zustand anzustreben, in dem alle Klassen aufgehoben und alle nationalen Gegensätze überwunden sind.

Auch hier wieder vertrauen wir auf das Proletariat und nicht auf die Kultur. Und auch hier wieder finden wir, daß wir im besten Falle nicht erwarten dürfen, mehr an Humanität zu gewinnen, als manche Naturvölker bis in unsere Tage sich aus der Vorzeit erhalten haben.

Achtes Kapitel.

Aufstieg zu Gesundheit und Kraft.

Nicht Freiheit, Gerechtigkeit, Humanität allein sollen das ideale Ziel sein, dem die Menschheit durch den Kulturfortschritt immer weiter zustrebt. Müller-Lyer hat dieses Ziel noch anders gefaßt. Auf S. 212 seines „Sinn des Lebens" erklärt er:

„Die Verbindung von subjektiver Glückseligkeit und objektiver Vollkommenheit des Lebens (für die uns bis jetzt eine Bezeichnung fehlt), wollen wir Euphorie nennen. Dann können wir unsere Betrachtungen kurz in den Satz zusammenfassen:

Die Bestimmung des Menschen ist die Euphorie."

In einer Fußnote bemerkt er, daß das Wort Euphorie hier nicht im Sinne der Medizin gebraucht sei, wo es nur das subjektive Wohlbefinden bedeute.

Das Wort stammt aus dem Griechischen. Es ist gebildet aus zwei Worten: Eu, gut, tüchtig, und foreo, tragen, namentlich im Sinne von dauernd oder gewöhnlich tragen. Es bezeichnet sowohl einen Zustand, der gut erträglich ist, als auch einen, der viel trägt oder bringt, der also fruchtbar ist an Ergebnissen. Das Wort umschließt demnach mehr Begriffe als den medizinischen des Wohlbefindens allein. Indes ist dieser sicher einer der wesentlichsten unter denen, die es bezeichnet.

Ohne Gesundheit keine Glückseligkeit, aber auch keine vollkommene Persönlichkeit.

Wir müssen uns also zunächst fragen: nimmt im Laufe der Kulturentwicklung die Gesundheit der Menschen zu oder ab?

In diesem Punkte, im Gegensatz zu den anderen, bisher behandelten, ging die allgemeine Meinung bis vor kurzem dahin, daß der Fortschritt der Kultur die Tendenz habe, uns von unserem Ziel vollkommener Gesundheit zu entfernen. Daß die Menschen immer schwächlicher und kränklicher würden. In neuester Zeit aber gewinnt die entgegengesetzte Meinung die Oberhand: mit wachsender Kultur verlängert sich unsere Lebensdauer, also wächst auch die allgemeine Gesundheit. Die Verbreitung der Seuchen nimmt ab.

Wie verhält es sich mit diesen einander widersprechenden Behauptungen?

Marx hat sich bereits über Roscher lustig gemacht, weil dieser den Wilden als „kränkliche Proletarier des Urwalds" bezeichnete.

„Was seinen Gesundheitszustand betrifft, hält solcher wohl den Vergleich aus, nicht nur mit dem des modernen Proletariats, sondern auch dem der syphilitischen und skrophulösen ‚Ehrbarkeit'." (Kapital, I., S. 550, Fußnote.)

Theodor Waitz hat den ersten Band seiner großen „Anthropologie der Naturvölker" der Untersuchung „über die Einheit des Menschengeschlechts und den Naturzustand des Menschen" gewidmet. (Leipzig, 1859.)

Er handelt dort ausführlich von der Lebenskraft und dem Gesundheitszustand der Naturvölker, und führt ein erdrückendes Material an, das beweist, daß die Naturvölker älter werden, als die zivilisierten. Daß ein Alter über 100 Jahre, ja von 120, selbst 140 Jahren erreicht werde, sei bei ihnen keineswegs außergewöhnlich. Auch Krankheiten seien bei ihnen viel seltener.

„Man wird nach solchen Berichten geneigt, den bei Naturvölkern in so großer Allgemeinheit herrschenden Glauben, daß alle Krankheit erst durch Zauberer hervorgebracht werde, daß sie also etwas wider- oder übernatürliches sei, aus der Seltenheit zu erklären, mit der sie im Naturzustand den Menschen ergreift."

„Auf die größere Lebensenergie und die im allgemeinen festere Gesundheit der Naturvölker im Vergleich mit Kulturvölkern weist auch die große Anzahl von Beispielen relativ großer N a t u r h e i l k r a f t hin, die sich bei den ersteren findet. Die Erfahrungen, welche man in dieser Rücksicht gemacht hat, erstrecken sich auf alle Rassen und alle Gegenden der Erde in übereinstimmender Weise." (S. 140, 141.)

Auch dafür bringt Waitz eine Fülle von Belegen.

Doch wurden diese Beobachtungen am meisten an Stämmen gemacht, die noch nicht in engere Berührung mit der Zivilisation gekommen waren. Wo Eingeborene mit dem Europäertum in Verkehr treten, wachsen die Verkrüppelungen unter ihnen.

In Tahiti z. B. waren sie früher selten, jetzt sind sie häufig. (S. 128.) Auch in Nordamerika und Brasilien hat die Zahl der Krüppel unter den Indianern in neuester Zeit zugenommen. Die Eingeborenen sollen jetzt dort früher altern und mehr Krankheiten unterliegen als ehedem. (S. 129.)

Man vergleiche damit die Mitteilung Nansens über die Eskimos:

„Die Kränklichkeit hat sich in den letzten Jahren im beunruhigenden Grade entwickelt. Besonders greift der Krebsschaden des grönländischen Volkes immer mehr um sich, die Auszehrung oder richtiger die Tuberkulose. . . . Es hat sich auch herausgestellt, daß die Leute in den Ansiedlungen, wo man mehr nach europäischer Weise lebt, der Krankheit meistens unterliegen. . . ."

„Merkwürdig ist, daß die Grönländer zum großen Teil frei geblieben sind von Syphilis — bekanntlich eine unserer ersten Gaben an die Naturvölker, die wir uns zum Opfer unserer Kulturarbeit ausersahen. Sie ist dort oben nur an einer Stelle zu finden, nämlich in Arsuk in Südgrönland, wo man die Krankheit zu isolieren sucht. . . . Doch wie ich erfahre, hat sie um sich gegriffen und es ist leider zu erwarten, daß sie sich ausbreiten und die ganze Bevölkerung auch auf diese Weise verseuchen wird." (Eskimoleben, S. 290, 291.)

Der Naturmensch bleibt gesund und kräftig in der Umwelt, der er angepaßt ist. Wird sie plötzlich und gewaltsam geändert, werden ihm neue, ungünstigere Lebensbedingungen auferlegt, dann versagt seine sonst eiserne Gesundheit.

Die wachsende Kultur bringt wohl dem Menschen zunehmende Erkenntnis und Beherrschung der Natur durch künstliche Organe und Einrichtungen. Aber jede dieser Errungenschaften hat neben den beabsichtigten Konsequenzen auch unbeabsichtigte, unvorhergesehene, und diese bringen es oft mit sich, daß der Mensch seine Herrschaft über die Natur mit zunehmender Schwächlichkeit und Kränklichkeit bezahlt. Seine künstlichen Organe verstärken nicht bloß seine natürlichen Organe, sie machen deren Funktionieren oft überflüssig, bringen sie und damit den ganzen Körper zum Verkümmern. Wem Eisenbahnen und Autos zur Verfügung stehen, der gewöhnt sich leicht das Gehen ab. Seine Wohnungen schützen den Menschen vor Regen und Kälte. Aber sie veranlassen ihn häufig, unbeweglich in geschlossenen Räumen mit verpesteter Luft zu hocken, statt sich im Freien zu tummeln und zu erfrischen.

An Stelle einer Belebung in dieser Weise bietet der technische Fortschritt die Möglichkeiten, sich durch Rauschgifte aller Art anzuregen und zu betäuben. Schon der Naturmensch, ja auch Tiere lieben die Berauschung, doch findet der Mensch in primitiven Zuständen nur selten Gelegenheit dazu.

Erst die Kultur schafft die Möglichkeiten, sich tagaus, tagein zu vergiften.

Und zu alledem gesellt die steigende Kultur mit dem Aufkommen der Ausbeutung und der Zwangsarbeit noch dauernde Uebermüdung und Unterernährung und gräßliches Wohnungselend.

Das sind bekannte Dinge. Nur auf einen Punkt möchte ich hier die Aufmerksamkeit lenken, der bisher nicht beachtet worden: die Unreinlichkeit.

Wie sehr der Schmutz Krankheiten fördert, ist heute freilich allgemein bekannt. Aber ebenso allgemein ist die Annahme, der Schmutz sei ein Produkt der Unkultur. Er schwinde mit steigender Kultur. In Wirklichkeit war bis vor kurzem das Gegenteil der Fall.

Den ersten Anstoß zu dieser Annahme erhielt ich durch den Jahresbericht eines zoologischen Gartens, in dem davon gehandelt wurde, welche Mühe die Reinhaltung des Fells mancher gefangenen Tiere verursache. Woher ihr Schmutz? In der Natur sieht man gesunde Tiere stets sauber, obwohl niemand da ist, sie zu striegeln, wie Pferde und Kühe im Stall. Und dieselbe Kuh, die der Reinigung im Stall bedarf, braucht sie nicht, wenn sie auf der Alm ist.

Indes wäre die gegenteilige Frage wohl eher berechtigt: Woher sollte der Schmutz im Naturzustand kommen? Nehmen wir die Säugetiere — andere kommen für den Vergleich mit dem Menschen nicht in Betracht. Die Pflanzenfresser unter ihnen haben kein Futter, keine Lagerstätte, durch die sie beschmutzt würden. Reine Gräser, Kräuter, Blätter sind ihre Nahrung, Gras oder im schlimmsten Falle Sand oder abgefallenes Laub ihre Ruhestätte. Manche graben nach Wurzeln, manche, namentlich die Dickhäuter, lieben es, im Schlamm zu liegen. Ihr Fell kann infolgedessen verunreinigt werden. Aber der Schlamm haftet nicht, er verstaubt, sobald er trocknet. Gerade Tiere, die sich durch Erde oder Schlamm verunreinigen, lieben Bäder. Und soweit sie zu solchen nicht kommen, wäscht sie der Regen ab.

Anders steht es mit den Fleischfressern. Ihre Nahrung, Fett und Blut, kann sie sehr arg in einer Weise beschmutzen, die bloßes Wasser nicht reinigt. Und Bäder sind nicht immer Sache dieser Tiere. Aber gerade sie besitzen in ihrer Zunge einen ausgiebigen Reinigungsapparat, und ihre Gelenkigkeit ermöglicht es ihnen, fast ihren ganzen Körper mit ihrer Zunge entweder direkt oder durch eine ihrer von der Zunge befeuchteten Pfoten zu erreichen.

Sollten trotzdem in einem der Pflanzen- oder Fleischfresser im Fell irgendwelche fremde Partikelchen sich festsetzen, die durch eine der erwähnten Methoden nicht beseitigt werden, dann erweist sich oft das Durchkriechen oder Durchbrechen durchs Gestrüpp, das für die meisten von ihnen hie und da notwendig wird, sei es um einem Feind zu entgehen oder eine Beute zu beschleichen, als ein wirksames Mittel, das Haarkleid zu kämmen und fremde Bestandteile daraus zu entfernen. Versagt alles das, dann bleibt als letztes Mittel der Reinigung noch der Haarwechsel übrig, der bei vielen Tieren zeitweise, namentlich beim Wechsel der Jahreszeiten eintritt. Die Haare verhindern, daß die Unreinlichkeiten direkt an die Haut kommen. Soweit diese in den Haaren haften bleiben, verschwinden sie mit ihnen. Das neue Haarkleid ist ein völlig reines.

Das alles ändert sich gewaltig beim Menschen durch seine Kultur, durch seine Abwendung vom Naturzustand.

Als einen der ersten Schritte auf diesem Wege, wenn nicht den ersten, haben wir den Verlust seiner Körperbehaarung, seine Nacktheit, anzusehen.

Wie immer man die Haarlosigkeit des menschlichen Körpers erklären mag, das Aufsteigen des Menschen aus dem Tierreich ist auf jeden Fall von dem Verlust seines Haarkleides begleitet. Das bedeutet für ihn einen großen Nachteil. So ist er z. B. den Insektenstichen jetzt mehr ausgesetzt. Um sich vor ihnen zu schützen, sucht er das Haarkleid künstlich zu ersetzen, so durch Einreiben der Haut mit Schlamm oder anderen Substanzen, die schmutziger sind.

Sein Aufsteigen zur Kultur ist auch begleitet von der Bildung von Waffen und Geräten. Aus einem vorwiegend Vegetabilien, daneben etwa noch Eier und niedere Tiere essenden Wesen wird er jetzt eines, das auch größere Warmblüter erlegt, zerlegt und verzehrt. Diese Hantierung bringt schon erhebliche Beschmutzung mit sich, die der ursprüngliche Mensch nicht leicht los wird, da ihm die Raubtierzunge, aber auch die Seife fehlt. Nun lernt er Tierfett kennen und anwenden. Nicht bloß zur Nahrung. Das Einreiben mit Fett wird auch eines der Mittel, die Haut gegen Insektenstiche und sonstige Schädlichkeiten zu schützen. Noch besser wirkt eine Mischung von Fett und Erde, die haltbarer ist, als die primitive Einreibung mit Schlamm. Hat die Erde eine auffallende Farbe, dann kann die Einreibung zur Bemalung werden, die neben dem Schutz auch der Aesthetik dient, den Eindruck ersetzt, den das bunte Haarkleid ehedem erzeugt haben mochte.

Einen Rest dieser Bemalung haben wir heute noch im Schminken der Damen. Es ist nichts anderes, als eine besondere Art der Beschmutzung. Schmutz hört nicht auf, Schmutz zu sein, wenn er weiß oder rosig aussieht.

Alle diese Kulturfortschritte bewirken, daß der Mensch sich öfter und dauernder beschmutzt, als die Tierarten, denen er entstammt.

Die Sache wird nicht verbessert durch die Kleidung. Auch sie ist eine Folge der Nacktheit, entspringt teils dem Wunsch, an Stelle eines natürlichen, bunten Haarkleides ein künstliches zum Schmucke herzustellen, teils dem Bedürfnis, zum Schutz der Haut gegen Witterungseinflüsse, Sonnenbrand, Regen, Wind, Nachtkälte, an Stelle der natürlichen eine künstliche Körperhülle zu setzen.

Damit wird aber eine Haut über die natürliche Haut gezogen, in der sich alle Absonderungen dieser, die sonst abgestoßen werden, festsetzen, eine Quelle wachsenden Schmutzes. Nichts fördert die Ansammlung von Schmutz, aber auch von Parasiten der Haut mehr, als nicht gewechselte und gereinigte Kleidung.

Die einzige Tierart, die sich im Bereich der menschlichen Kultur nicht durch künstliche, sondern durch natürliche Zuchtwahl gebildet hat, ist die Kleiderlaus.

Mit Recht sagt Ratzel in seiner „Völkerkunde" (I., 72.):

„Was die Reinlichkeit in besonders hohem Grade fördert, ist der Mangel an Bekleidung oder wenigstens ihre Geringfügigkeit. Im allgemeinen wird man den Schmutz hauptsächlich bei solchen Völkern treffen, wo das schon veränderlichere Klima eine konstante Bedeckung des Körpers erfordert, an deren tägliches Wechseln nicht zu denken ist, da dies eine rasche Abnützung verursachen würde. . . . Andererseits darf man kühn sagen, daß die fast nackt gehenden, in mildem Klima lebenden und vom Wasser umgebenen Polynesier zu den reinlichsten Völkern der Erde gehören."[1])

Dazu stimmt, was Catlin sagt:

„Soweit ich in das Indianergebiet eingedrungen bin, habe ich es bestätigt gefunden, daß diejenigen Indianer, die noch am meisten im Naturzustand leben und am wenigsten von der zivilisierten Welt wissen, an ihrem Körper höchst reinlich, in ihrer Kleidung elegant, in ihrem Betragen höflich sind." (Die Indianer Nordamerikas, S. 14.)

Die Zivilisation brachte ihnen vermehrte Unreinlichkeit, Grobheit und Geschmacklosigkeit.

Neben der Kleidung ersteht eine weitere Quelle von Schmutz durch die Erfindung des F e u e r s. Der Mensch kommt nun in mannigfache Berührung mit Asche und namentlich Ruß.

Der Schmutz häuft sich, wenn der Mensch seßhaft wird und Tiere zähmt, die seinen Wohnsitz mit ihm teilen. Solange der Mensch herumwandert, nie lange an einem Punkte bleibt, bereitet ihm die Beseitigung seiner Abfälle und Exkremente keine Mühe.

---

[1]) Eben, wie ich dies schreibe, sehe ich im „Vorwärts", (9. Februar 1927) den Abdruck eines Kapitels aus Christian Ledens Bericht über seine Reise im hohen Norden, „Ueber Kiwatins Eisfelder. Drei Jahre unter kanadischen Eskimos."

Da berichtet er unter anderem über das Wirken der Missionare. Eine ihrer wichtigsten Sorgen geht dahin, daß die Eskimos jede Nacktheit zudecken, die bisher in ihrer Pelzkleidung zutage trat.

„Männer und Frauen haben ihre Pelze verlängert, so daß die berühmte offene Stelle verdeckt ist, wo einem früher zwischen Beinkleidern und Pelz die nackte Haut entgegenschimmerte. Zum Teil haben sie sich auch Unterzeug europäischer Herkunft angelegt, sie tragen es unter den Pelzkleidern. Auf diese Weise sind nun alle die Blößen bedeckt, die zur ursprünglichen Eskimotracht gehörten und für die nötige Luftzufuhr zwischen dem Pelzkleid und dem Körper sorgten. Diese modernisierte Tracht aber hindert die Luft, ihre wohltätige reinigende Wirkung auszuüben. So werden die Eskimos, die selten oder nie Gelegenheit haben, sich ordentlich zu waschen (sie baden nie) unreinlich, und starren oft von Ungeziefer."

„Ja, ich wage zu behaupten, daß die stark von der Zivilisation berührten Labrador- und Ungava-Eskimos, obgleich sie von den Missionaren und Pelzhändlern Seife kaufen können, viel schmutziger sind, als die seifenlosen, von unserer Kultur noch unbeleckten Binneneskimos westlich und nordwestlich von der Hudsonbucht."

Sie bleiben liegen, indes er weiter zieht. Jetzt häufen sie sich an einem Orte. Gleichzeitig wächst die beschmutzende Wirkung des Rußes durch die Verlegung des Feuerherdes aus freier Luft in das Innere des Hauses.

Cunow berichtet in seiner „Wirtschaftsgeschichte" von Indianerstämmen, die schon an der Grenze der Seßhaftigkeit stehen, aber ihre Wohnstätten wechseln, wenn der Gestank der sich häufenden Abfälle und Exkremente oder Ungeziefer den Aufenthalt dort unerträglich machen. (I., S. 102, 130.)

Der eben erwähnte Leden berichtet von den Labrador-Eskimos, daß sie früher ihre Winterhäuser im Sommer verließen, um dem Wild nachzuziehen. Für diese Zeit nahmen sie vom Winterhaus das Dach ab und das aus Darmhaut verfertigte Fenster heraus. So konnten den ganzen Sommer hinduch „Regen, Wind und Sonne ihr Werk der Reinigung und Desinfektion vollbringen".

Die Missionare wußten in ihrer fabelhaften Unwissenheit und Beschränktheit nichts besseres zu tun, als den Eskimos ihre Sommerreisen abzugewöhnen — wie Leden annimmt, weil sie fürchteten, die Neubekehrten könnten dabei mit heidnischen Stämmen zusammentreffen und dadurch des christlichen Heils verlustig gehen. Sie bleiben jetzt Sommer und Winter im gleichen Haus:

„Diese Veränderung der Lebensweise brachte den Eskimos neben den Segnungen des Christentums auch den Fluch der Zivilisation."

„Es ist unmöglich diese Hütten aus Erde und Steinen sauber zu halten, seitdem sie Dauerwohnungen sind, sie wurden zum Stelldichein und zu Brutstätten der von weißen Männern eingeschleppten Bakterien."

„Nun sind die einst so gesunden und lebensfrohen Eskimos, die ansteckende Krankheiten nicht einmal dem Namen nach gekannt hatten, mit Lungentuberkulose verseucht. Nun sitzen sie, hustend und spuckend, Sommer und Winter in ihren Hütten."

Man weiß nicht, was die Naturvölker mehr ruiniert: europäische Habgier oder europäische Seelenrettung.

Alle die Wohnung beschmutzenden Elemente werden konzentriert, sobald es zur Bildung von Städten kommt, und damit viele Menschen, ihre Exkremente, Abfälle, Feuerstellen auf engem Raum zusammengeballt werden. Den Gipfel erreicht der Schmutz durch die massenhafte Anwendung des Feuers in der Industrie. Die Zustände, wie sie z. B. Engels in seiner „Lage der arbeitenden Klassen" aus Manchester beschreibt, dürften wohl das Non plus ultra des Schmutzes darstellen, den uns die Kultur gebracht hat.

Das ist allerdings nur die eine Tendenz der Kultur. Bald nach dem Auftauchen des Schmutzes beginnt auch der Kampf gegen ihn. Freilich die Erkenntnis, daß der Schmutz eine Gefahr ist, bleibt dem Menschen lange verborgen. Was er ohne jegliche wissenschaftliche Einsicht sofort empfindet, sobald der Schmutz

eine gewisse Ausdehnung erreicht hat, ist die Beleidigung der Nase und des Auges, die er hervorruft. Er verursacht üble, abstoßende Gerüche. Er verdunkelt die hellen Farben der Kleider und Wohnungen, läßt sie alt, unscheinbar, verfallen erscheinen.

Endlich wirken manche Reinigungsakte, namentlich Bäder, erfrischend, sind ein Genuß.

Alle diese Faktoren erzeugen das Bestreben, den Körper, die Kleider und Wohnungen zu reinigen. Die Triebkräfte dieses Strebens sind ästhetischer Art. Noch ist die Reinlichkeit keine hygienische Pflicht, auch keine Gewohnheit, die man um ihrer selbst willen übt. Kann man die ästhetischen Wirkungen, die man durch die Reinigung erreichen will, auf anderem Wege mit geringerem Aufwand an Arbeit und Kosten herbeiführen, dann zieht man den anderen Weg vor. Denn Reinlichkeit kostet Arbeit. Wohl strebt auch hier der technische Fortschritt darnach, Arbeit zu sparen oder wirksamer zu gestalten, aber in der Regel noch rascher wachsen die schmutzbildenden Tendenzen der Zivilisation. Der Arbeitsaufwand wächst, den gründliche Reinigung erheischt. Daher zieht man es vor, die Beleidigungen der Nase, die durch schmutzige Körper, Kleider, Wohnungen hervorgerufen werden, nicht durch deren Reinigung zu beseitigen, sondern durch Einführung künstlicher Wohlgerüche, Räucherwerke und Parfüms. Solange die Seife nicht erfunden und zum alltäglichen Gebrauch verwendbar ist, spielen diese künstlichen Wohlgerüche eine große Rolle. Sie gehören in früheren Zeiten zu den wichtigsten Gegenständen des internationalen Verkehrs. Ihre ökonomische Wichtigkeit kennzeichnet die Größe des Schmutzes, der damals herrschte.

Auf der anderen Seite beschränkte man die dem Auge dienende Reinigung der Kleider und Wohnräume auf jene, die allgemein sichtbar wurden. Auf gereinigte, glänzende Oberkleider legte man den höchsten Wert. Die Unterkleidung, die niemand sah, mochte von Schmutz starren. Die Prunkräume wurden sorgfältig gefegt und gewaschen. In Schlafräumen, Küche und Keller mochte der Dreck sich ansammeln.

Es nehmen also im Laufe des Fortschritts der Kultur die schmutzproduzierenden Tendenzen zu und damit wächst der Aufwand an Arbeit und Kosten, den die Reinlichkeit erfordert. Auch werden die Objekte zahlreicher, die eine Reinigung erheischen, Kleider, Wohnungen, Stallungen, Latrinen, Straßen, sowie die Körper des Arbeits- und Schlachtviehs neben dem eigenen Körper. Gleichzeitig bildet sich der Gegensatz ausbeutender Klassen, die über viel fremde Arbeit verfügen, und ausgebeuteter Klassen, die nicht nur für sich, sondern auch für andere arbeiten und deren Arbeitsfron wächst, trotz aller arbeitsparenden Erfindungen.

Für die Massen der Armen und Ausgebeuteten wird die freie Zeit, die sie der Reinigungsarbeit schenken können, immer mehr verkürzt, indes der Betrag der Reinigungsarbeit wächst, die sie zu leisten hätten, um sich des wachsenden Schmutzes zu erwehren. Armut, Arbeit und Schmutz werden gleichbedeutend.

Die Reichen und Mächtigen, die über viele Arbeitskräfte verfügen, sie können sich die nötigen Reinigungsarbeiten leisten, obwohl auch sie diese, wie schon bemerkt, recht äußerlich betreiben und vielfach nur die Anzeichen des Schmutzes statt diesen selbst bekämpfen.

Immerhin, der Anschein der Reinlichkeit zeichnet sie vor den Armen und Ausgebeuteten aus. Wie reiche Kleidung, prächtige Wohnung, zahlreiches Gefolge, wird auch Reinlichkeit ein Kennzeichen höheren Standes. Und da die höheren Stände auch alle Bildung und in diesem Sinne alle Kultur für sich monopolisieren, so daß Armut und Unkultur gleichbedeutend wird, scheint es jetzt, als sei die Reinlichkeit ein Produkt der Kultur.

Diese Art der Reinlichkeit ist aber nur ein Produkt der Ausbeutung der Massen durch eine dünne Oberschicht. Sie existiert nur für die letzteren, und für sie nicht als ein Bedürfnis, sondern als äußerliches Genußmittel, als ein Luxus.

Die Opposition der unteren Klassen gegen die obere kann zweierlei Formen annehmen: entweder suchen sie den oberen dadurch gleich zu werden, daß sie sich zu ihrer Höhe emporschwingen, ihre Machtmittel, aber auch ihre Genußmittel erobern. Oder sie suchen den oberen Klassen dadurch gleich zu werden, daß sie diese zu sich herabziehen, ihre Machtmittel, aber auch ihre Genüsse verpönen.

Wo sie nicht andere, höhere Genuß- und Machtmittel an deren Stelle zu setzen wissen, wird dieses oppositionelle Streben der unteren Klassen zur Verherrlichung der Askese, der Entsagung.

Solange die Reinlichkeit nur ein Genuß- und Luxusmittel ist, wird auch sie vom Bannstrahl der Asketen getroffen. So bei den orientalischen Büßersekten, so bei den Christen der ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung. Bei ihnen ist Heiligkeit gleichbedeutend mit Dreck.

Eine neue Auflage erlebte die fromme Apotheose des Drecks, als das aufstrebende, sparsame Bürgertum in der Form der protestantischen, puritanischen Reformation dem Sinnengenuß entgegentrat, dem sich die reich gewordenen ausbeutenden Klassen der katholischen Welt ergeben hatten. Namentlich galt es diesmal den Bädern. Wie im alten Rom waren sie im deutschen Mittelalter zu Stätten geworden, in denen Reinigung und Erfrischung mit Freude am nackten Körper und fröhlichem Sinnengenuß Hand in Hand ging, dem der Katholizismus der letzten Jahrhunderte vor der Reformation ebensowenig abhold war, wie

die Antike, weshalb auch damals die Prostitution nicht versteckt, sondern als ein dem Wohlleben dienendes wohlberechtigtes Gewerbe behandelt wurde. Die Reformation drängt, zunächst in den protestantischen, in ihrer Rückwirkung aber auch in den katholischen Ländern, die Prostitution den Schichten des Verbrechertums zu. Sie ächtet sie, allerdings nicht bloß aus Puritanismus, sondern auch aus Angst vor der damals in Europa seuchenhaft grassierenden Syphilis. Die Prostituierten werden jetzt gezwungen, ebenso wie die Verbrecher, versteckt ihr Gewerbe zu betreiben. Gleichzeitig werden die öffentlichen Bäder den Bordellen gleichgesetzt und das Baden als größte Schweinerei verpönt, nicht nur das gemeinsame Baden beider Geschlechter, sondern auch von Männern allein, wie noch Goethe erfahren mußte. Die Prüderie ging unter dem Einfluß dieser Denkweise so weit, sogar die Betrachtung des eigenen nackten Körpers zu einer sittlichen Gefahr zu stempeln und damit jede Waschung zu verurteilen, die über Gesicht und Hände hinausging.

Gleichzeitig erwuchs der kapitalistische Industrialismus, der die Städte mit Kohlenruß erfüllte und die bitterste Armut in engen Quartieren zu vielen Tausenden zusammendrängte, ohne Muße, ohne Mittel und ohne das Bedürfnis nach Reinlichkeit. Damit war die schmutzbildende Kraft der Kultur auf ihrem Gipfelpunkt angelangt.

Um dieselbe Zeit nahte aber auch schon die Umkehr. Der moderne industrielle Kapitalismus beruht auf der modernen Naturwissenschaft und Technik, die er seinerseits aufs äußerste fördert. Damit entstanden nicht nur die Mittel, dem Schmutz in ganz anderer Weise zu Leibe zu gehen, wie bisher, der Schmutz wurde jetzt auch als Gefahr, nicht als bloße Unbequemlichkeit und Häßlichkeit erkannt. Und zwar der Schmutz des einzelnen als Gefahr nicht bloß für ihn selbst, sondern auch für seine Umgebung. Die Reinlichkeit hörte auf, ein bloßer Genuß, ein Luxus zu sein, sie wurde eine Pflicht, eine soziale Tugend.

Von da geht nun der Fortschritt der Reinlichkeit, die allmähliche Zurückdrängung des Schmutzes aus. Der Kampf gegen ihn beginnt in England, dem Mutterlande des Kapitalismus, er wird fortgesetzt in Deutschland, von wo langsam einesteils nach den romanischen, andererseits den slawischen Ländern die Reinlichkeit ausgebreitet wird. In Amerika geht die gleiche Bewegung von den Vereinigten Staaten aus. Im Orient treffen die beiden, die europäische und amerikanische Bewegung zusammen. Sie finden guten Boden in Japan, wo die Reinlichkeit als Genußmittel, namentlich das Bad, geschätzt ist und der Schritt zur Reinlichkeit als Pflicht nicht schwer war.

Seit der Erkenntnis der Wichtigkeit der Reinlichkeit für die Gesundheit beginnt der Schmutz zurückzugehen. Seit einem Jahr-

hundert ist der Fortschritt der Kultur ein Fortschritt der Reinlichkeit. Aber es ist ein Irrtum, diese Bewegung als eine allgemeine bis zum Urzustand des Menschen verlängert zu denken. Vom Urzustand bis zum 18. Jahrhundert, ja vielfach bis ins 19. Jahrhundert hinein bedeutet der Fortschritt der Kultur eine Vermehrung der Unsauberkeit.

Hand in Hand mit der Zurückdrängung des Schmutzes geht gleichzeitig die Erhebung des Proletariats, das Erstarken seines Strebens nach verminderter Arbeitslast, besserer Ernährung, besseren Wohnungen, gewinnt es Zeit zu Sport und Naturgenuß, hören diese auf, Luxusgenüsse der Reichen zu sein.

Diese und andere Faktoren, die in ähnlicher Richtung wirken, z. B. die Erkenntnis der Schädlichkeiten des Alkoholgenusses, führen dahin, daß die Gesundheit der Kulturmenschheit sich wieder bessert.

Auch in dieser Beziehung ist es das Zeitalter des industriellen Kapitalismus, das die Bedingungen zu einem gesellschaftlichen Höheraufstieg erzeugt, die in früheren Phasen der staatlichen Kultur nicht gegeben waren.

Wir haben gesehen, daß im Orient und der Antike jede Zivilisation, jede staatliche Bildung früher oder später mit Stagnation oder Verfall endete. Neben den anderen, schon früher erwähnten Ursachen dieser Erscheinung wirkte dabei sicher auch die fortschreitende physische Degenerierung der Bevölkerung mit.

Erst jetzt beginnt der Fortschritt der Kultur eine entgegengesetzte Richtung aufzuweisen. Nicht seit langem.

In England und Deutschland ist die Sterblichkeit der Bevölkerung seit 1841 festzustellen. Auf 10 000 Einwohner wurden dort Todesfälle verzeichnet (nach Wl. Woytinsky, Die Welt in Zahlen, I., S. 101):

	Deutschland	England
1841—1850	268	224
1851—1860	264	223
1861—1870	268	225
1871—1880	272	214
1881—1890	251	192
1891—1900	223	182
1901—1910	187	154

Das Zeitalter des Krieges bietet abnorme Verhältnisse, dennoch geht die absteigende Linie weiter. Für 1921 z. B. finden wir in Deutschland nur noch 148, in England 121 Todesfälle verzeichnet.

Aber diese absteigende Linie beginnt in England erst im Jahrzehnt 1871—1880, in Deutschland noch ein Jahrzehnt später.

Und dabei bleibt bisher die niedere Kultur, die das Land repräsentiert, immer noch der höheren Kultur der Stadt überlegen.

Die Städte wären bisher ausgestorben ohne den steten Zuzug vom Land. Woytinsky verzeichnet (S. 149) folgende Zahlen der Geburten und Sterbefälle unter der ortsgebürtigen (nicht der gesamten) Bevölkerung der Städte, leider ohne Angabe der Jahreszahlen, für die die Daten gelten. Auf jeden Fall sind sie der Zeit vor dem Kriege entnommen:

Stadt	Geburten	Sterbefälle	Natürliche Bevölkerungszunahme (+) oder Abnahme (—)
	auf 10 000 Einwohner		
Petersburg	272	457	— 185
Moskau	250	428	— 175
Berlin	261	272	— 11
München	289	318	— 29
Frankfurt a. M.	203	244	— 41
London	290	234	+ 56
Paris	209	245	— 36
Wien	284	275	+ 9
Budapest	283	321	— 38

Immerhin ist die Abhängigkeit der Städte von dem ländlichen Zuzug mit dem Fortschreiten der industriellen Entwicklung und ihrer Rückwirkungen in Abnahme begriffen, das zeigt z. B. der Vergleich zwischen Wien und Budapest und am schlagendsten der zwischen London und den beiden russischen Hauptstädten.

Doch auch in England ist die Sterblichkeit in den Städten auch heute noch größer als auf dem Lande. Es starben dort (nach Woytinsky, I., S. 85) jährlich auf 10 000 Einwohner:

	1911	1912	1913	1914
Stadt	166	152	156	161
Land	114	105	107	108

Man sieht, wie sehr der Gesundheitszustand auf dem kulturell rückständigen Lande den der kulturell höher stehenden Stadt übertrifft.

Bei Ballod (Grundriß der Statistik, Berlin 1913, S. 63) finden wir folgende Tabelle der Berufssterblichkeit in England 1890—92. Es starben von 10 000 jeder Altersklasse

	25—35	35—45	45—55	55—65
Allgemeine Bevölkerung	77	130	214	390
Ackerbaudistrikte	60	89	138	261
Industriedistrikte	86	150	278	501

Erst der Sieg des Proletariats wird es ermöglichen, alle die Hemmnisse zu überwinden, die teils aus Mangel an Mitteln, teils aus Drang nach Ausbeutung, es auch heute noch verhindern, daß für alle Menschen gesunde Lebensbedingungen geschaffen werden.

Dann erst wird der Fortschritt der Kultur in vollem Maße einen Aufstieg der Menschheit an Gesundheit und Kraft, an „Euphorie" bedeuten.

Aber auch dann werden wir sehr zufrieden sein können, wenn in der Bevölkerung allgemein die Lebenszähigkeit und Ausdauer, sowie die Lebensdauer wieder verbreitet sein werden, die bei den von der Kultur noch unbeleckten, in ihren angestammten Wohnsitzen hausenden Naturvölkern zu finden waren.

Vielleicht wird der Fortschritt der Naturwissenschaften den Menschen einmal ein noch höheres Lebensalter bescheren, als die Naturvölker zu erreichen vermochten. Aber das ist Sache einer unabsehbaren Zukunft, von der man alles erträumen mag, was man wünscht. Für absehbare Zeit wird die Menschheit all ihr Wissen und Können aufbieten müssen, um nur alle die hygienischen Schäden wegzuräumen, die durch die Zivilisation der Menschheit aufgebürdet wurden, die sich im Naturzustand in voller Gesundheit ihres Lebens freute.

Neuntes Kapitel.

Aufstieg zu Glück und Zufriedenheit.

Neben körperlichem Wohlbefinden soll die Kultur auch immer mehr seelisches Wohlbefinden bringen.

Den Naturmenschen stellt man sich gerne als ein finsteres, gequältes, verzweifeltes Wesen dar.

Lubbock sagt vom Wilden:

„Er ist ein Sklave seiner Bedürfnisse und seiner Leidenschaften. Unvollständig gegen Wind und Wetter geschützt, leidet er nachts von der Kälte und tags von der Sonnenhitze. Unbekannt mit dem Ackerbau, nur von der Jagd lebend und seines Erfolges ungewiß, steht ihm der Hunger stündlich vor Augen und zwingt ihn nur zu oft zu der entsetzlichen Wahl zwischen dem Kannibalismus und dem Tode."

„Wilde Tiere schweben ständig in Lebensgefahr . . . ."

„Aehnlich ergeht es dem Wilden. Er ist immer argwöhnisch, immer in Gefahr, immer auf der Hut. Er kann niemandem trauen und niemand traut ihm. Er darf sich nicht auf seinen Nachbarn verlassen und behandelt andere, wie er von ihnen behandelt zu werden erwartet. So gleicht sein Leben einer fortlaufenden Folge von Selbstsucht und Furcht. Selbst in seiner Religion, wenn er überhaupt eine besitzt, erschafft er sich eine neue Welt der Schrecken und bevölkert dieselbe mit unsichtbaren Feinden." (Vorgeschichtliche Zeit, II., 291.)

Ewig hungrig, vom Mitmenschen gehetzt, von seiner Religion erschreckt — in der Tat, die armen Wilden müssen ebenso übel dran gewesen sein, wie moderne Proletarier in der schönen Zeit, da sie noch an den Teufel glaubten und jeder Polizist sie nach Belieben mißhandeln durfte.

In Wirklichkeit ist der Naturmensch in einer weit besseren Lage. Wenigstens dort, wo ihn die Kultur noch nicht heimsucht. Es gibt sicher Naturvölker, auf die Lubbocks Bild paßt, leider nur zu viele: nämlich solche, die von Kulturvölkern aus ihren fruchtbaren Wohnsitzen in Wüsteneien verjagt wurden und denen das Wild, von dem sie lebten, durch ritterliche Sportsleute der Zivilisation zum Zeitvertreib vertilgt wurde — Bisons in Amerika, Känguruhs in Australien usw. Sie sind oft ständigem Hunger, ja mitunter direktem Verhungern ausgesetzt. Aber das ist doch eine Wirkung der Kultur ihrer Nachbarn, nicht ihres eigenen Naturzustandes.

Als die Menschen noch allgemein im Jägerzustand lebten, waren ihrer so wenige, daß sie nicht notwendig hatten, in unfruchtbare Einöden zu flüchten. Wo sie lebten, war reichlich Wild.

Es muß damals in manchen Gebieten von wilden Tieren aller Art, großen und kleinen, in unerhörtem Maße gewimmelt haben. Das zeigt sich heute noch dort, wo der Kulturmensch nicht mit seiner überlegenen Technik der Vernichtung und der Abschneidung der Lebensquellen für alles, was da kreucht und fleucht, auftritt.

Professor K. Günther veröffentlichte 1914 in Leipzig ein Büchlein „Vom Tierleben in den Tropen", „für 12—15jährige Schüler" bestimmt, aber auch für Erwachsene sehr nützlich zu lesen. Er beschreibt dort Beobachtungen auf einer Reise, die er 1910 in tropischen Ländern machte.

Im Dschungel Ceylons stieß er mitten im Urwald auf einen Teich. An ihm und in ihm wimmelte es von Fischräubern aller Art. Neben zahlreichen Krokodilen sah man Scharen von Fischreihern, Fischadler, den Brahmanmilan.

„Dazu kamen noch die Raubfische, die diesem Teich sicherlich nicht fehlten, sowie Molche, Schlangen, Wasserinsekten, Tiere, die der Fischbrut nachstellen. Und dabei war das offene Wasser wenige Hektar groß und mit keinem anderen größeren Wasser verbunden, so daß die Fische von auswärts keinen Zuzug erhalten konnten."

„Man sollte nun denken, in wenigen Jahren würden so viele Feinde den Fischbestand des Teiches bis auf den letzten Flossenträger vernichtet haben. Aber das Gegenteil war der Fall. Es wimmelte von Fischen, und das, trotzdem die Verhältnisse seit Jahrtausenden dieselben gewesen sein mußten." (S. 34.)

Und ähnlich wie mit den Fischen, verhielt es sich mit dem Wild, das bezeugen alle Mitteilungen über den Wildreichtum in von der Kultur unberührten Gegenden, wenn es nicht Sandwüsten sind oder dichte tropische Urwälder, die nicht viel Wild bergen.

Dazu kommt, daß der Mensch Allesesser ist, seine Betätigung als Jäger wohl ein bestimmtes Stadium seiner Entwicklung kennzeichnet, aber nie seine einzige Quelle des Nahrungserwerbs dar-

stellt. Früchte, Zwiebeln, Knollen bilden stets einen wichtigen Bestandteil seiner Nahrung. Dazwischen dienen ihm auch Schlangen, Eidechsen, Insekten und ihre Larven zur Stillung seines Hungers. Wohl auch Kadaver verendeter großer Tiere, die er auffindet.

Wohl versteht er noch nicht, Vorräte anzusammeln. Gelegentliche Katastrophen der Natur, etwa allgemeine Dürre oder Ueberschwemmungen können ihn sehr bedrängen, mitunter so sehr, daß er die Leichen getöteter Menschen zur Stillung seines Hungers benützt. Aber es wäre lächerlich, das als regelmäßigen Zustand der Wilden zu betrachten. Das Alltägliche, nicht das Außergewöhnliche ist es, was den Charakter bildet. Und der Alltag brachte dem Menschen der Urzeit genügend Nahrung. Dabei war die Nahrungsgewinnung der Art, daß sie den Wilden belebte, interessierte, erfreute. Wie viele Menschen könen das heute von sich sagen?

Allerdings mußte der ungeheure Wildreichtum der Vorzeit auch einen großen Nachteil für den Menschen nach sich ziehen. Die Zahl der reißenden Tiere, die von dem Wild lebten, muß ebenfalls entsprechend groß und damit auch die Gefährdung des Menschen durch sie stärker gewesen sein, als heute.

Das brauchte aber nicht beständige Angst zu erzeugen, sondern nur ein beständiges Bedürfnis, mit den Stammesgenossen vereint zu bleiben, deren gesellschaftlicher Zusammenhalt eine starke Schutzwehr bildete. In der Vereinzelung mußte der Mensch in jenen Zeiten verloren sein, wenigstens dort, wo es Tiger, Leoparden, Löwen oder Bären und Wölfe gab. In Australien, wo das größte reißende Tier, der Dingo, nur ein verwilderter Hund ist, den erst die Europäer brachten, konnte es vorkommen, daß auch ganz primitiv bewaffnete Jäger sich vom Stamme wegwagten, um allein durch Wald und Steppe zu streifen. In der alten Welt wäre das schwer möglich gewesen.

Nicht ständige Furcht, sondern stärkste Ausbildung der sozialen Triebe mußte aus diesem Zustand hervorgehen. Diese Triebe schon schließen es aus, daß der Wilde „niemandem traut und niemand ihm traut". Gerade das Gegenteil finden wir in jedem urwüchsigen Stamme, allgemeines gegenseitiges Vertrauen, das jedem von ihnen eine große moralische Kraft verleiht.

So bleibt nur das Wirken der Religion übrig, um den trübseligen Gemütszustand zu erklären, in dem sich die Wilden befinden sollen. Aber ist die Religion nicht selbst schon ein Produkt von Kultur? Im wirklichen, von jeder Kultur freien Naturzustand gibt es keine Religion. Indes steht es auch mit der Religion nicht so schlimm, wie Lubbock meint. Sie beschäftigt in normalen Zeiten den Wilden nur wenig.

Und ist es nicht der Mensch, der Gott nach seinem Ebenbilde schafft? Wo die Menschen gütig und liebreich sind, stellen sie sich auch ihre Götter so vor. Wo aber harmlose Menschen mit Räubern und Unterdrückern zu tun bekommen, da fangen sie auch an, böse Gottheiten zu fürchten.

Ferner enthalten die primitiven Religionen die ersten Versuche des Menschen, die Naturkräfte zu meistern, die man sich als Dämonen vorstellt. Man fürchtet sie nicht bloß, man glaubt, ihnen kommandieren zu können, wenn man die richtigen Formeln weiß oder einen Gelehrten, Medizinmann oder Zauberer zur Hand hat, der es versteht, die Geister kirre zu machen.

In der Regel aber kümmert man sich um sie nur, wenn man sie braucht. Geht alles nach Wunsch, dann läßt man Gott einen guten Mann sein. Auch bei den Wilden lehrt erst Not beten. Sie unterscheiden sich aber von den Kulturvölkern darin, daß bei deren Masse die Notlage eine ständige Einrichtung ist — bei den Wilden eine Ausnahme — das heißt dort, wo nicht Kulturvölker sie bedrängen.

Was Lubbock von den Religionen der Wilden sagt, daß sie „eine neue Welt des Schreckens erschaffen und mit unsichtbaren Feinden bevölkern", das gilt im höchsten Grade von der Religion der größten Kultur, der christlichen, die überall Teufel sieht, die umhergehen wie brüllende Löwen und suchen, wen sie verschlingen können, und die noch im 16. Jahrhundert gleichzeitig mit der geistigen Großtat der Reformation Hexenglauben und Hexenverbrennungen allgemein machte, die erst im 18. Jahrhundert verschwanden.

Die Gründe, die dafür vorgebracht werden, warum die Naturvölker höchst unglücklich und melancholisch sein müssen, sind also sehr fadenscheiniger Natur, und sie werden vorgebracht, um eine Erscheinung zu erklären, die nicht existiert.

Dieselben Stämme, bei denen es der Kultur bisher noch nicht gelungen ist, ihre ursprüngliche Liebenswürdigkeit zu zerstören, werden uns auch als höchst heiter und glücklich geschildert.

Oskar Peschel hatte in einer Abhandlung erklärt, der Indianer sei unter allen Himmelsstrichen „düster und schweigsam, in sich gekehrt".

Darauf entgegnet v. d. Steinen:

„Für die Bakairi treffen diese Prädikate in keiner Weise zu. Sie waren heiter, redselig und zutraulich, wie ich sie in ihrem Verkehr untereinander beobachtete und wie sie sich mir allein gegenüber gaben. . . . Ich habe in diesem Dorfe fast ebensoviel gelacht und lachen gehört als unter den Kokospalmen von Samoa und Tonga." (Unter den Naturvölkern Zentralbrasiliens, S. 59.)

Kurz vorher schreibt er auf derselben Seite:

„Ich fühlte mich in ihrer Mitte bald so wohl, daß ich jene idyllischen Tage unbedenklich den glücklichsten zurechne, die ich erlebt habe."

Das gleiche berichtet Catlin von den nordamerikanischen Indianern, sehr im Gegensatz zu Peschel:

„Wenn ich nach dem vollen Ausdruck der Freude auf ihren glücklichen Gesichtern urteilen darf, so bin ich der Meinung, daß ihr Leben weit glücklicher ist als das unsere." (Die Indianer Nordamerikas, S. 43.)

„Unter den Irrtümern, in die man infolge mancher Schwierigkeiten hinsichtlich der Wilden verfiel, ist wohl keiner allgemeiner verbreitet und falscher zugleich keiner so leicht zu widerlegen als der, daß der Indianer ein mürrisches, verdrießliches und schweigsames Wesen sei. Dies ist keineswegs allgemein der Fall."

„Ich habe auf allen meinen Wanderungen unter den Indianern . . . bemerkt, daß sie weit schwatzhafter und gesprächiger sind, als die zivilisierten Völker." . . .

„Man gehe oder reite an einem schönen Tage nur einige Stunden um das kleine Dorf herum und betrachte ihre zahllosen Spiele und Unterhaltungen, die von unaufhörlichem Freudengeschrei begleitet sind, oder man gehe in ihre Wigwams und betrachte die um das Feuer versammelten Gruppen, wo Scherze und Anekdoten erzählt werden und fröhliches Gelächter erschallt — und man wird sich überzeugen, daß Lachen und Fröhlichkeit ihnen natürlich sind." (S. 62, 63.)

Anders freilich, fügt Catlin hinzu, ist der Indianer, der nach Washington kommt. Dort ist er schweigsam, trübsinnig, betrunken.

Ueber den Eskimo berichtet Nansen:

„Der Grönländer ist eigentlich ein glücklicher Mensch, sein Sinn ist fröhlich und leicht wie der eines Kindes. Jeden Kummer empfindet er im ersten Augenblick sehr heftig, vergißt ihn aber bald und ist dann wieder so strahlend heiter und mit seinem Dasein zufrieden, wie gewöhnlich. Dieser lebensfrohe leichte Sinn läßt ihn wenig an die Zukunft denken. Hat er für den Augenblick Speise, so freut er sich und ißt, so lange noch etwas da ist. wenn er nachher auch darben muß, was ihm jetzt leider oft pasiert und von Jahr zu Jahr immer allgemeiner wird." (Eskimoleben, S. 85, 86.)

Denn die Europäer treiben Raubbau mit den Nahrungsmitteln der Eskimos, die reiche Tierwelt, von der diese leben, wird von Jahr zu Jahr ärmer, dank der rücksichtslosen Vernichtung mit den modernen Mitteln der Tötung, die von den Abgesandten europäischer Kapitalisten dort betrieben wird. Dank diesem Wirken der Kultur wird die Notlage der Eskimos von Jahr zu Jahr immer größer.

Nansen erzählt dann weiter, daß die Missionare es lieben, dem Eskimo seine Sorglosigkeit oft vorzuwerfen. Dazu bemerkt er:

„Dieser Leichtsinn hat aber auch seine Lichtseite, er macht sogar gewissermaßen die Stärke des Eskimos aus."

„Armut und Not haben bei uns zwei Folgen. Die unmittelbare ist natürlich körperliches Leiden, doch mit diesem zusammen und nach ihm kommt das geistige, jenes unerbittliche Nagen, das uns Tag und Nacht, bis in den Schlaf hinein verfolgt und uns jeden Augenblick verbittert. Dies ist in der Regel das schwerste für unsere Armen, und wäre dies nicht, so

würden die körperlichen Leiden, die ja meistens nur vorübergehend sind, viel leichter ertragen werden. Von dieser Seite der Armut ist jedoch der leichte Sinn des Eskimo frei. Selbst wenn er sehr lange hat hungern müssen und es ihm sehr schlecht gegangen ist, hat er alles Ausgestandene vergessen, sobald er etwas zu essen bekommt. Die Erinnerung an die überstandenen Qualen ist ebensowenig imstande, ihm den Genuß und die Freude zu stören, wie das Bangen vor dem, was morgen oder übermorgen kommen kann. Das einzige, was sein Glück zu trüben vermag, ist, andere Not leiden zu sehen, und deshalb teilt er mit ihnen, solange er selbst etwas zu teilen hat." (S. 86, 87.)

Mit den letzten Worten weist Nansen auf den wichtigsten der Faktoren hin, die zeitweise Notlagen dem Eskimo erträglich machen. Er bewirkt das noch mehr, als der leichte Sinn, ja dieser Sinn selbst ist eine Folge jenes Faktors: Es ist die hochgradige, geradezu kommunistische Solidarität der Eskimos untereinander. Sie ist die festeste Stütze seiner ganzen Existenz und seiner Frohmütigkeit.

Was bei den Kulturmenschen eine Notlage so furchtbar deprimierend macht, das ist neben den körperlichen Leiden, die sie verursacht, der Umstand, daß der Arme um sich herum die Mittel aufgestapelt sieht, die ihm ohne weiteres reichlich helfen könnten und zu denen ihm der Zugang durch seine Mitmenschen grausam versperrt wird. Von diesen selbst kümmert sich niemand um ihn, wenigstens niemand, der nicht in gleicher Notlage wäre. Die Verlassenheit inmitten einer Welt von Reichtümern, das ist das Entsetzlichste. Das bleibt dem Naturmenschen erspart. Der Eskimo weiß, daß er auf Nahrung rechnen darf, solange nur überhaupt welche vorhanden ist; er ist sicher, daß kein Genosse ihn im Stich läßt. Dies Bewußtsein hält ihn aufrecht.

Die Beobachtungen über das große Glücksgefühl, die Nansen bei den Eskimos, Catlin bei den Indianern Nordamerikas, v. d. Steinen bei den Bakairi Brasiliens machten, bilden nicht besondere Ausnahmen. In seinen „Principles of Sociology", I., S. 67, sagt H. Spencer:

„Mit der Unfähigkeit, sich die Zukunft in einer Weise vorzustellen, daß man durch diese Vorstellung beeinflußt wird, ist naturnotwendig kindische Fröhlichkeit verbunden — eine Fröhlichkeit, die durch keinen Gedanken an das Kommende ernüchtert wird. Wohl neigen verschiedene Rassen der Neuen Welt mit ihrer allgemeinen Unempfindlichkeit wenig zur Heiterkeit und die malaiischen Rassen und die Dajaks zeichnen sich durch würdevollen Ernst aus. Aber im allgemeinen verhält sich's anders. Von den Neukaledoniern, den Fidschi-Insulanern, Tahitiern, Neuseeländern lesen wir, daß sie stets lachen und scherzen. Ueberall in Afrika zeigt uns der Neger denselben Zug, und andere Rassen in anderen Ländern werden von den verschiedensten Reisenden beschrieben als ‚voll Scherz und Heiterkeit', ‚voll Leben und Frohsinn', ‚lustig und geschwätzig', ‚stets zu tollen Späßen aufgelegt', ‚von unbändiger Lustigkeit', ‚bereit, über jede Kleinigkeit unmäßig zu lachen'. Selbst die Eskimos werden bei allen Entbehrungen, denen sie ausgesetzt sind, als ‚ein glückliches Volk' bezeichnet."

Diese Schilderung klingt anders, als die Lubbocks oder Büchers, der sich in gleicher Weise, wie jener äußert (in seiner „Entstehung der Volkswirtschaft", nicht in seiner Schrift über „Arbeit und Rhythmus").

Indes, wenn auch Spencer das Glücksgefühl des Naturmenschen nicht leugnen kann, so ist er doch, ebenso wie Lubbock, zu sehr Liberaler, zu sehr Verehrer der bestehenden Gesellschaftsordnung, um nicht in diesem Glück einen bedenklichen Defekt zu entdecken. Die Naturmenschen denken nämlich nicht daran, Reichtum zu akkumulieren, Kapitalisten werden zu wollen.

Und was wäre die Welt ohne die?

Spencer fährt fort:

„Wir brauchen bloß zu bedenken, wie sehr ständige Sorge vor der Zukunft jegliche Heiterkeit mäßigt — wir brauchen bloß den lebhaften, aber wenig auf die Zukunft bedachten Irländer mit dem ernsthaften, aber vorsorglichen Schotten zu vergleichen — um zu erkennen, daß zwischen diesen Zügen im unzivilisierten Menschen ein Zusammenhang besteht. Dessen daraus hervorgehende impulsive Natur, die völliges Aufgehen in einem augenblicklichen Vergnügen in sich schließt, verursacht zu gleicher Zeit diese übermäßige Fröhlichkeit und diese Gleichgültigkeit gegenüber künftigen Uebeln."

„Hand in Hand mit dem Zug der Sorglosigkeit geht, sowohl als Ursache, wie als Wirkung ein Mangel an Entwicklung des Eigentumssinnes."

Der Wilde hat keine Gelegenheit, die „Segnungen des Eigentums" (the gratifications which possession brings) kennenzulernen, er produziert nichts, was das Akkumulieren lohnte. So fehlen dem armen Teufel von Wilden alle Antriebe, die ihn veranlassen könnten, sein unglückseliges Glück aufzugeben und dafür die Wonnen der Sorge um Mehrung des Besitzes und der Angst, ihn zu verlieren, einzutauschen.

Uebrigens ist der Mangel an Vorsorglichkeit bei den Wilden nicht so arg, wie Spencer es hinstellt. Er rührt hauptsächlich davon her, daß die nomadisierenden Wilden vielfach nicht in der Lage sind, Vorräte anzulegen. Aber wo sich Gelegenheit zur Vorratbildung bietet und der Wechsel der Jahreszeiten es erheischt, gehen sie dazu über. Sie erweisen sich oft weit vorsorglicher, als die Europäer.

Von den Indianern berichtet Dodge:

„Eine der wichtigsten Obliegenheiten der ‚Hundesoldaten' (so nennen die Chayenne-Indianer die Jäger) ist der Schutz des Wildes. Mit Ausnahme der Herbstzeit, wo man die Wintervorräte an Fleisch eintut, dürfen immer nur so viel Büffel geschossen werden, als für den laufenden Bedarf des Lagers erforderlich sind. Man nimmt sich außerordentlich in acht, die Herden nicht zu beunruhigen, welche tagelang in der Nachbarschaft eines Indianerlagers von tausend Köpfen weiden, während ein Lager von einem halben Dutzend Weißen sie alle an einem einzigen Tage vertreiben würde. Nur eigens hierzu bezeichnete Gesellschaften oder Individuen dürfen auf Herden oder sogar auf einzelne Büffel schießen, und ein Indianer, welcher hierzu nicht beauftragt oder auserlesen ist, wird ebensoviel Vorsicht ge-

brauchen, um einer Herde auszuweichen, als er unter anderen Umständen daran setzen würde, um sich an eine solche anzuschleichen." (Richard Irving Dodge, Die heutigen Indianer des fernen Westens. Mit einer Einleitung von William Blackmore. Deutsch von Müller-Mylius, Wien 1884, S. 80.)

Diese Darstellung gilt natürlich der Zeit vor der Ausrottung der Büffel. Blackmore berichtet darüber:

„Als ich im Herbst 1868 die Plains oder die Prärien mittelst der Kansas-Pacificbahn auf eine Strecke von ungefähr 120 englischen Meilen zwischen Ellsworth und Sheridan durchreiste, fuhren wir durch eine beinahe ununterbrochene Herde von Büffeln. Die Prärien waren vollkommen schwarz von ihnen und der Zug mußte mehr als einmal anhalten, um ungewöhnlich große Herden vorbeiziehen zu lassen. Als ich aber einige Jahre später wieder dieselbe Bahnstrecke bereiste, hatten wir nur äußerst selten noch den Anblick einiger kleinen und spärlichen Herden von je 10 bis 20 Stück Büffeln." (S. 3.)

Man hat hier ein Beispiel davon, welcher Wildreichtum in Gegenden mit genügender Pflanzennahrung ehedem herrschte. Die Hungerleiderei der Wilden ist nicht eine Folge ihres Naturzustandes, sondern der ihnen benachbarten Kultur.

Im Laufe der drei Jahre 1872, 1873 und 1874 allein wurden $4\frac{1}{2}$ Millionen Bisons in den Vereinigten Staaten von den Weißen niedergeknallt, nicht um höherer Landwirtschaft Platz zu machen, sondern teils der Häute wegen, teils aus bloßer „sportmäßiger" Freude am Blutvergießen.

Man erwäge, wer in diesem Falle mehr Fürsorglichkeit an den Tag legte, die hochkultivierten Weißen oder die „sittenlosen, niederträchtigen halbnackten Wilden", wie sich Herr Blackmore ausdrückt, der, und noch mehr Herr Dodge, den Indianern nicht freundlich gegenübersteht. Dodge hatte als Offizier der Armee der Vereinigten Staaten dreißig Jahre lang mit ihnen zu tun.

Bücher bringt es fertig, im Text seines Buches über „die Entstehung der Volkswirtschaft", I., S. 19) als Beleg für die sorglose Verschwendung der Wilden „die Ausrottung der unermeßlichen amerikanischen Büffelherden" anzuführen. Das ist um so sonderbarer, als er in einer Fußnote wenigstens zugeben muß, „daß freilich der größte Teil der Schuld an der Ausrottung des Büffels den Weißen zufällt". Warum dann im Text die Wilden damit belasten?

Bemerkenswert sind auch die Mitteilungen des Missionars Bruno Gutmann über die Dschagga, einen Stamm der Bantuneger am Kilimandscharo. Wir haben schon im zweiten Buch darauf hingewiesen, daß bei ihnen die Wahl der Gattinnen eine Angelegenheit ist, die mit äußerster Sorgfalt betrieben wird. Es macht keinen Unterschied, ob ein Mädchen arm oder reich ist, wohl aber, ob die Familie, aus der es stammt, gesund und moralisch einwandsfrei ist. Nicht minder hütet man sich vor den Mädchen, die aus trägen oder verschwenderischen Häusern kommen.

„Aber auch von den arbeitstüchtigen Mädchen empfahlen sich nicht alle zur Ehe. Noch blieb zu prüfen, ob sie nicht ‚mugala' wären, d. h. Giererinnen, die ein Nahrungsmittel nicht aufbewahren konnten, ja kaum abzuwarten vermochten, bis sie völlig ausgereift wären. Ob ein Mädchen eine ‚mugala' werden würde, erkannte man an seiner Mutter: sei diese eine ‚mugala', so werde es die Tochter unbedingt auch." (Das Recht der Dschagga, München 1926, S. 76.)

Man sieht, wie weit entfernt diese Neger davon sind, leichtfertig in den Tag hinein zu leben.

Wie sehr sie für die Zukunft sorgen, das wird bezeugt schon durch ihre Sorgfalt bei der Auswahl der Mädchen, von deren Beschaffenheit das Schicksal der kommenden Generation abhängen wird. Das geht aber auch deutlich aus der Mißachtung hervor, in der Familien stehen, die mit den Vorräten nicht hauszuhalten verstehen.

Nicht Leichtsinn und Unbekümmertheit gibt dem Wilden sein Glücksgefühl, sondern vielmehr der Mangel an Sinn fürs Privateigentum, sein Kommunismus. Daß dieser erhebend und beglückend wirken kann, wird freilich der spezifisch bürgerliche Teil der Wissenschaft nie begreifen.

Und doch gibt vielen durchaus nicht sozialistischen Forschern die Tatsache zu denken, daß die Wilden an ihren gesellschaftlichen Einrichtungen aufs zäheste hängen, daß sie mit ihnen in jeder Beziehung zufrieden sind. Das ist nicht stupider Konservatismus. Neue Werkzeuge und Waffen, die sie brauchen können, nehmen sie von den Kulturmenschen gerne entgegen.

Aber die sozialen Einrichtungen, vor allem den Eigentumssinn höherer Kultur, lehnen sie hartnäckig ab, obwohl es nicht nur gierige Ausbeuter, sondern oft auch wohlmeinende aber beschränkte Menschenfreunde sind, die ihnen „aufgeklärtere" Ansichten vom Eigentum beibringen möchten, um sie mit dem Licht der Zivilisation zu beglücken. Dieses Licht lockt sie nicht, sie sind mit ihren so wenig erleuchteten sozialen Zuständen ganz zufrieden.

In seiner bereits zitierten „Anthropologie der Naturvölker" kommt Waitz zu dem Schlusse:

„Bis zum Hottentotten und Feuerländer herab lebt der Mensch im Naturzustand auch im drückendsten Elend zufrieden mit sich und seinem Lose, während es unter den Kulturvölkern des auf Reichtum, Macht und Bildung so stolzen Europas oft so schwer wird, einen Zufriedenen zu finden." (I., S. 348.)

Er zitiert einen Afrikareisenden, Cowper Rose, der erklärte:

„Es gibt Lagen, in denen sich der denkende Mensch dem unkultivierten Naturkind untergeordnet fühlt, in denen er zweifelt, ob seine festesten Ueberzeugungen etwas besseres sind, als wohlklingende, aber beschränkte Vorurteile."

Zu diesen „beschränkten Vorurteilen" gehört auch die Meinung, bloß der Kulturmensch sei ein denkendes Wesen. Als ob

der Urmensch ohne zu denken die Herstellung des Feuers und des Steinmessers hätte erfinden können!

Peschel führt eine Reihe von Belegen dafür an, daß die Wilden auf die Zivilisation mit Geringschätzung herabsehen. Wilde, die man zivilisiert und in gute Verhältnisse gebracht hatte, zogen es vor, zu der harten Lebensweise ihres Stammes zurückzukehren und dort als gleiche unter gleichen zu leben. Sie vertragen nicht soziale Ungleichheit und wollen sich nicht kommandieren lassen.

Ein Eskimo, von dem man verlangte, er solle zugeben, daß der dänische Gouverneur mehr bedeute, als er selbst, entgegnete selbstbewußt:

„Das ist nicht so sicher; der Inspektor hat zwar ein größeres Besitztum und anscheinend mehr Macht. Aber es gibt Leute in Kopenhagen, denen er gehorchen muß. Mir hat niemand zu befehlen."

Peschel weist auch darauf hin, daß für den Wilden der Himmel, sofern er sich einen vorstellt, nur eine gesteigerte Fortsetzung der Art des irdischen Lebens bildet, das er hienieden führt. Der Kulturmensch hingegen kann Seligkeit nur in dem Gedanken finden, daß der Himmel das gerade Gegenteil des irdischen Daseins darstellt.

Peschel meint:

„Folglich erscheint dem wenig kultivierten Menschen das Leben, welches er lebt, so genußreich, daß er sich ein anderes nur als eine Steigerung zu denken vermag."

„Fragen wir uns nun selbst, ob uns mit einem gesteigerten Diesseits irgendwie gedient wäre, ob sich etwa ein Lohnarbeiter das Leben nach dem Tode vorstellen könnte als eine meilenlange Garnfabrik? Oder können wir glauben, daß ein Londoner Cockney, der jährlich nur wenige Male, manches Jahr gar kein mal, in das Freie gelangt, das Jenseits sich vorstellen könnte als ein vergrößertes London"? (Völkerkunde, S. 157.)

Auf den ersten Blick erscheint es sonderbar, daß die Zunahme des Wissens und der Beherrschung der Natur zunehmende Unzufriedenheit der Menschen mit sich und der Welt zur Folge hat. Aber das Sonderbare wird begreiflich, wenn man den Dingen auf den Grund geht. Nicht die Kultur an sich erzeugt jenes trübselige Ergebnis. Es ist ein Produkt der Umstände, unter denen die höhere Kultur, die Zivilisation bisher zustande kam.

Das Herbeiführen der Knechtung und Ausbeutung bildet den Sündenfall der Menschheit. Seitdem sind Jammer und Elend, Verdrossenheit und Erbitterung nicht nur gelegentliche Trübungen des Daseins der Menschen, sondern ihre ständigen Heimsuchungen.

Bis zum Aufkommen der Sklaverei, des Staates, der Klassen waren die Menschen stets in der Lage, sich ihrer Umgebung und diese sich selbst anzupassen. Ihre Kultur hinderte sie dabei nicht. Die künstlichen Organe, die sie sich schufen, wurden vielmehr das wichtigste Mittel der Anpassung.

Solange sie ihrer Umgebung angepaßt waren und diese ihnen, waren sie glücklich. Natürlich nicht gefeit gegen Unglücksfälle und Notstände, aber doch im allgemeinen zufrieden und heiter.

Das ändert sich durch Knechtung und Ausbeutung. Die Apparate der Herrschaft und Ausbeutung werden nun mächtige und an Macht bisher stets zunehmende Mittel, die Volksmassen zu verhindern, die Menschen und ihre Umwelt einander anzupassen.

Sie verfügen nicht mehr über die künstlichen Organe der Gesellschaft, nicht mehr über die Produktionsmittel. Und es sind nicht mehr die teils natürlichen, teils historisch gewordenen Bedürfnisse der arbeitenden Massen, die über die Art und die Anwendung der künstlichen Organe und die Verteilung der durch sie erzeugten Produkte entscheiden.

Immer mehr geraten nun die Lebens- und Produktionsbedingungen der Mehrheit der Menschen unter den zivilisierten Völkern in Gegensatz zu ihren Bedürfnissen. Und immer mehr verlieren die Massen die Möglichkeit, diese Bedingungen mit ihren Bedürfnissen in Einklang zu bringen, sie einander anzupassen.

Ein mit Empfindungsvermögen begabter Organismus muß sich aber unglücklich fühlen, wenn er in einer Umgebung leben muß, der er nicht angepaßt ist und der sich anzupassen er dauernd verhindert wird.

Doch auch den herrschenden und ausbeutenden Klassen wird ihr Glück immer wieder gestört. Wohl verfügen sie über die Produktionsmittel und überhaupt über die Lebensquellen und haben die Macht, sie ihren Bedürfnissen anzupassen. Diese Macht stößt jedoch auf ein Hindernis. Alle Produktionsmittel sind bloßer toter Stoff ohne Menschen, die sie in Bewegung setzen. Die arbeitenden Menschen selbst sind für die Herren und Ausbeuter das wichtigste Produktionsmittel.

Aber es ist ein Produktionsmittel mit eigenem Willen, und sein Wille geht vielfach nicht in der gleichen Richtung, wie der Wille des Herrn. Im besten Falle äußert sich der Gegensatz beider nur in der Gleichgültigkeit, Nachlässigkeit, Langsamkeit bei der Arbeit für den Ausbeuter. Wo die Widerstandskraft des Arbeiters größer wird, kommt es zunächst zu versteckter Auflehnung, rücksichtsloser Behandlung der Produktionsmittel, Vergeudung von Produkten, dann zu offener Auflehnung, Sabotage oder Arbeitsverweigerung, ja unter besonderen Umständen zu direkter Empörung entweder vereinzelter Ausgebeuteter, die sich durch Akte der Rache oder der Plünderung zu helfen suchen, oder endlich sogar zu geschlossener Empörung, zur Rebellion, die den ganzen Zustand der Knechtung und Ausbeutung in seiner Existenz bedroht.

Ständig haben die Herren und Ausbeuter mit den einen oder den anderen dieser Widerstände zu kämpfen, und wo die Auflehnung nicht die wildesten Formen annimmt, hängen solche doch stets als drohende Wetterwolke über ihnen.

Dazu kommt, daß mit der wachsenden Ausbeutung die Unterschiede in den Reihen der Ausbeuter selbst wachsen. Zu den natürlichen der gewöhnlichen Begabung gesellen sich bei ihnen die Unterschiede der Machtverhältnisse, die darin beruhen, daß die einen über mehr, die anderen über weniger Ausgebeutete verfügen. Ständig suchen die einzelnen Personen, Familien, Gentes, Staaten der Ausbeuter ihr Ausbeutungsgebiet auf Kosten anderer Ausbeuter durch Gewalt oder List zu vergrößern. Ständig fühlt sich so jeder von anderen bedroht, muß gegen sie gerüstet sein.

So leben sie in steter Unruhe und Unsicherheit, in stetem Gegensatz gegen große Teile ihrer Umgebung.

Lubbock hat, wie wir gesehen, den Zustand des Wilden mit den Worten gekennzeichnet:

„Er ist immer argwöhnisch, immer in Gefahr, immer auf der Hut. Er kann niemandem trauen und niemand traut ihm. Er darf sich nicht auf seinen Nachbarn verlassen und behandelt andere wie er von ihnen behandelt zu werden erwartet." (Vorgeschichtliche Zeit, II., S. 291.)

Diese Schilderung paßt auf den Wilden wie die Faust aufs Auge, angesichts der so hochgradigen Solidarität innerhalb des Stammes, der regen Hilfsbereitschaft und des zuversichtlichen gegenseitigen Vertrauens unter ihnen. Aber die Schilderung paßt vorzüglich auf die großen Ausbeuter aller Zeiten, mögen sie auf Schlachtfeldern oder in Börsenhallen ihre Kämpfe untereinander ausfechten, von Bauernkriegen oder Streiks bedroht werden.

Gar oft wird uns von bürgerlichen Schriftstellern beweglich versichert, daß die Reichen in Wahrheit die Armen seien, von vielen Sorgen geplagt, die die an Geld Armen nicht kennen. Kein Zweifel, daß die Reichen ebenfalls Sorgen haben und daß ihre Sorgen anderer Art sind, als die der Armen. Dieser Umstand hat freilich noch keinen der armen Reichen bewogen, mit den so glücklichen Armen zu tauschen, wozu stets die Möglichkeit gegeben ist. Aber in welchem Verhältnis die Sorgen der Reichen zu denen der Armen auch stehen mögen, es ist eine sonderbare Methode, die Schönheit der gegenwärtigen Gesellschaft durch den Nachweis darlegen zu wollen, daß nicht einmal die Reichen, die Nutznießer der gesamten Kultur, glücklich sind.

Zu allgemeinem Glück werden wir erst wieder kommen können, wenn wir die Folgen des Sündenfalls der menschlichen Gesellschaft überwunden und einen Zustand ohne Klassen und Ausbeutung errungen haben. Dann erst werden die Menschen die Macht bekommen, ihre künstlichen Organe und Organisationen ihren natürlichen und historisch gewordenen Bedürfnissen har-

monisch anzupassen und so hohe Kultur mit hohem Glück zu verbinden.

Es wäre natürlich verkehrt, mit Rousseau den Ruf anzustimmen: zurück zur Natur. Die Naturvölker sind glücklich, gerecht, frei und auch, wenigstens innerhalb des eigenen Gemeinwesens, mild, aber nur deswegen, weil sie mit ihrer Umgebung zusammenstimmen, ihr angepaßt sind und umgekehrt.

Der moderne Mensch ist aber ein ganz anderer Mensch, als der Wilde, er kann die Ergebnisse vieltausendjähriger Kulturentwicklung nicht ungeschehen machen. Den Bedürfnissen des Kulturmenschen ist die natürliche und gesellschaftliche Umgebung des Wilden in keiner Weise angepaßt. Er wäre in ihr höchst unglücklich.

Nansen, Catlin und v. d. Steinen fühlten sich bei den Eskimos, Mandanen und Bakairis sehr wohl, aber sie dachten nicht daran, bei ihnen zu bleiben.

Uebrigens, selbst wenn wir die Absicht hätten, nach Art der Wilden zu leben, vermöchten wir es nicht, weil die materiellen Bedingungen dazu fehlen.

Das Deutsche Reich birgt zur Zeit etwa 62 Millionen Einwohner auf 470 000 Quadratkilometern.

Nach Ratzel ernähren bei den Jägervölkern mit etwas Ackerbau 1000 Quadratkilometer 170—700 Menschen, also ein Quadratkilometer nicht einmal einen Menschen.

Wollten wir in Deutschland zum Naturzustand zurückkehren, so müßten wir vor allem über 61 Millionen Menschen aus dem Wege räumen.

In diesem Sinne war denn auch Rousseaus Rückkehr zur Natur gar nicht gedacht. Man verstand unter der „Natur“ das Leben als Kulturmensch auf dem Lande. Ein idyllisches Dasein, wenn man über genügende Renten verfügt, eine gute Post, einen kundigen Arzt, verständige Freunde in der Nähe, sowie eine reiche Bibliothek im Hause hat. Aber ein trübseliges Dasein, wenn man als Bauer ohne Hilfskräfte von seiner Arbeit leben soll.

Die Rückkehr zur Natur als allgemeine Verbauerung kann unter gebildeten Leuten nur einzelnen Schwärmern als ein Ideal erscheinen. Und auch denen nicht lange.

Nein, nicht durch Rückkehr zu Vergangenem kann die nötige Anpassung der gesellschaftlichen Bedingungen an die Bedürfnisse der Massen der modernen Kulturnationen bewirkt werden, sondern nur durch Eroberung aller entscheidenden Produktionsmittel und Kulturmittel durch die Gesamtheit, die schon verstehen wird, deren Formung und Anwendung ihren Bedürfnissen anzupassen, sobald kein privates Eigentum sie daran hindert.

Dann dürfen wir erwarten, das Benthamsche Ideal des größten Glücks der größten Zahl zu erreichen.

Doch auch da müssen wir wieder sagen: Wir haben keine Ursache, anzunehmen, es werde uns gelingen, eine größere Summe von Glück zu erreichen, als die Naturvölker vor uns bereits besaßen.

Das kommende Glück wird sicher ganz anderer Art sein müssen, als das primitive der Wilden. Von den beglückenden Wirkungen wissenschaftlicher Arbeit z. B. konnten sie keine Ahnung haben. Dafür fehlten ihnen auch manche Empfindlichkeiten des Kulturmenschen.

Das Glück der Zukunft wird sich qualitativ gewiß erheblich von dem der Vorzeit unterscheiden, aber wir werden froh sein müssen, wenn es in dieser Beziehung wie in bezug auf Freiheit und Gerechtigkeit gelingen wird, quantitativ die Höhe des primitiven Menschen zu erreichen.

Zehntes Kapitel.

Das Aufsteigen zur Vollkommenheit.

Subjektive Glückseligkeit ist nur die eine Seite der „Euphorie", die Müller-Lyer als Bestimmung des Menschen auffaßt. Die andere Seite ist „objektive Vollkommenheit des Lebens", also Vollkommenheit des Menschen und der Gesellschaft, in der er lebt. Ihr sollen wir uns immer mehr im Laufe der Kulturentwicklung nähern.

Was bedeutet aber Vollkommenheit? Dieser Begriff hängt eng zusammen mit dem des Zweckes. Vollkommen ist etwas, das dem Zweck, dem es dienen soll, vollkommen entspricht. Wo kein Zweck in Frage kommt, kann man auch nicht von einer Vollkommenheit reden.

Ein Organismus ist dann als vollkommen zu betrachten, wenn er dem Zweck der Selbsterhaltung völlig entspricht, der mit ihm selbst entsteht und vergeht. Ein Werkzeug ist vollkommen, wenn es genau dem Zweck angepaßt ist, den der Mensch, der es schuf, mit seiner Hilfe erreichen will. Eine Gesellschaft wird uns vollkommen erscheinen, wenn sie den Bedürfnissen der Menschen vollkommen angepaßt ist, die in ihr leben, sowie den Mitteln, über die sie verfügen.

Der Begriff der Vollkommenheit ist also ein relativer, kein absoluter. Es gibt kein absolutes Ideal der Vollkommenheit für einen Organismus. Er kann nur unter bestimmten Verhältnissen vollkommen sein. Aendern sich die Verhältnisse, während er unverändert bleibt, muß er unvollkommen werden.

Im Laufe der Entwicklung des Lebens auf der Erde wandeln sich mit dem Eintreten einer jeden neuen geologischen Periode die Verhältnisse auf ihr. Die Lebewesen auf der Erde geraten

so von Zeit zu Zeit in veränderte Bedingungen. Viele dieser Wesen sind so beschaffen, daß sie auch unter den neuen Bedingungen unverändert weiterleben können. Andere sind dazu nicht imstande. Sie werden unvollkommen und sterben aus, wenn es ihnen nicht gelingt, sich den neuen Bedingungen anzupassen und damit wieder vollkommen zu werden.

So können wir wohl die Formen der Organismen in vollkommene und unvollkommene unterscheiden. Nicht aber in der Weise, daß die Urformen die unvollkommensten sind und die weiteren um so vollkommener werden, je später sie auftreten. Sondern wir können nur innerhalb eines bestimmten Zustandes zwischen vollkommenen, ihm am besten angepaßten, und unvollkommenen, das heißt, ihm weniger gut angepaßten, unterscheiden. So kann ein sehr primitives Wesen, etwa eine Koralle, unter bestimmten Lebensbedingungen äußerst vollkommen erscheinen, und ein sehr hoch entwickeltes Tier, etwa ein Schimpanse, in Bedingungen, denen er nicht angepaßt ist, z. B. einer Polarwüste, höchst unvollkommen sein.

Andererseits können innerhalb desselben Milieus Organismen verschiedenster Entwicklungshöhe ihm gleich gut angepaßt, also gleich vollkommen sein, etwa in der Polarwelt dortige Algen ebenso wie Möven, Seehunde, Eisbären und Eskimos. Andere Organismen, wie tief- oder hochstehend sie sein mögen, werden sich dort als unvollkommen erweisen.

Der höhere oder niedere Stand auf der Entwicklungsleiter hat also mit dem Grad der Vollkommenheit nichts zu tun.

Dasselbe gilt auch vom Menschen, seinen künstlichen Organen und den gesellschaftlichen Einrichtungen und Zusammenhängen, die er teils bewußt schafft, und die anderntei1s unbewußt als Konsequenzen seiner bewußten Schöpfungen erstehen.

Die Vollkommenheit eines und einer jeden von ihnen wird abhängen von der Angepaßtheit an den jeweiligen Zustand, den die Gesamtheit dieser Faktoren darstellt.

Der primitive Mensch darf als vollkommen betrachtet werden inmitten einer primitiven Gesellschaft, die völlig unberührt von äußeren Einflüssen anderer Gesellschaftszustände bleibt. Er wird sich als höchst unvollkommen in einer höheren Gesellschaftsform erweisen. Auf der anderen Seite wird auch die primitive Gesellschaft in Einklang mit dem primitiven Menschen stehen, mit seinen Bedürfnissen, Fähigkeiten und Hilfsmitteln, also für ihn vollkommen sein. Dagegen wird eine Ausbeutergesellschaft stets unvollkommen sein müssen, weil sie es verhindert, daß ihre Produktions- und Lebensweisen den Bedürfnissen und Fähigkeiten der großen Mehrheit ihrer Mitglieder angepaßt werden.

Aber vergessen wir hier nicht einen großen Faktor: *die ständige Zunahme des Wissens*, der das Menschengeschlecht von allen Tierarten unterscheidet? Häuft sich dieses Wis-

sen im Fortgang der Menschheit nicht von Jahrhundert zu Jahrhundert, ja in der letzten Zeit von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, von Jahr zu Jahr in enormem Maße an? Wächst damit nicht rapid unsere Erkenntnis der Natur und der Gesellschaft? Und muß diese Erkenntnis uns nicht befähigen, die Gesellschaft immer vollkommener zu gestalten?

Das ist heute fast die allgemeine Ansicht. Müller-Lyer hat ihr begeisterten und beredten Ausdruck verliehen durch das Aussprechen seiner Erwartung, daß das Fortschreiten des Menschengeistes uns zur Kulturbeherrschung bringen werde, zur „Vollkultur". Er muß allerdings zugeben, daß das, was heute in dieser Richtung wirkt, der proletarische Klassenkampf ist, doch meint er, das bilde nur den Anfang:

„Die Kulturmission, die Marx ausschließlich dem Proletariat zuweisen wollte, ist mehr und mehr zu einer allgemeinen Angelegenheit geworden. Die Gruppenkämpfe erfaßten eine Schicht der Kulturvölker nach der anderen, und heute liegen die Verhältnisse derart, daß bei den modernen Kulturnationen die Lebensinteressen der überwiegenden Mehrheit (der fünf Sechstel) eine planvolle Kulturentwicklung geradezu fördern müssen, sobald sie durch Aufklärung auf den richtigen Weg geraten sind; ja sogar die wohlverstandenen Interessen der Plutokratie, wenn wir diese nicht als eine Klasse, sondern als Menschen auffassen." (Sinn des Lebens, S. 173.)

Die Hauptwirkung bei diesem Prozeß erwartet Müller-Lyer von dem Fortschritt der Wissenschaft:

„Allmählich wird die Bewegung immer größere Kreise ziehen und mächtig werden durch die wachsende Vertiefung und Verbreitung der S o z i o l o g i e. Von der fieberhaften Arbeit, die in dieser Wissenschaft in unseren Tagen vollbracht wird, kann die fast unglaubliche Tatsache einen Begriff geben, daß die Zahl der sozialwissenschaftlichen Fachzeitschriften bereits das sechste Tausend erreicht hat, wozu noch allmonatlich 8 bis 10 neue hinzukommen[1]). Und wie das 19. Jahrhundert durch die Naturwissenschaft gekennzeichnet war, so wird der Ausbau der Kulturwissenschaft, der Soziologie, mit aller Wahrscheinlichkeit die große Tat des 20. Jahrhunderts werden." (S. 139.)

Wir brauchen hier nicht nochmals zu wiederholen, welch furchtbares Hindernis für jede Anpassung der gesellschaftlichen Einrichtungen an die Bedürfnisse der arbeitenden Massen die Macht der Ausbeuterklassen bildet, die durch keine „Soziologie" gebrochen wird. In den sozialen Wissenschaften unserer Zeit herrschen auch die mannigfachsten Richtungen und bis heute überwiegen unter ihnen die dem Sozialismus — wofür die „Kulturbeherrschung" doch nur ein anderes Wort ist — feindlichen. Und hinter ihnen stehen ungeheure ökonomische Machtmittel der Ausbeuter und bisher auch politische und wissenschaftliche Machtmittel — z. B. die Universitäten. Sechstausend sozialwissenschaftliche Zeitschriften ist eine ansehnliche Ziffer. Aber wie viele davon

---

1) Das wurde 1910 geschrieben. K.

sind sozialistisch, wie viele dienen der Bekämpfung des Sozialismus?

Doch dies nur nebenbei. Es ergibt sich aus dem bisher Ausgeführten schon von selbst. Nicht darauf wollte ich hinweisen, als ich die Sätze Müller-Lyers zitierte, sondern auf eine andere Frage: Wenn die Hindernisse gefallen sind, die der „Kulturbeherrschung" bisher im Wege stehen, wird dann der erreichte Stand der sozialen Wissenschaften ohne weiteres eine Bürgschaft dafür sein, daß eine vollkommene Gesellschaft geschaffen wird, eine Gesellschaft von einer Vollkommenheit, wie es bisher noch keine gab?

Bei der Untersuchung dieser Frage muß man sich vor einem Fehler hüten, der leicht dadurch begangen wird, daß man eine Entwicklung für sich allein betrachtet und die übrige Welt dabei ignoriert oder annimmt, sie bewege sich nicht auch. Solche vereinzelte Betrachtung ist mitunter zu theoretischen Zwecken notwendig, aber sie kann verhängnisvoll werden, wenn man aus ihr ohne weiteres praktische Konsequenzen zieht.

So haben z. B. manche Sozialreformer, die ein schmerzloses Hineinwachsen des Kapitalismus in den Sozialismus wünschen, beglückt auf die Fortschritte der Konsumgenossenschaften hingewiesen. Von Jahr zu Jahr wächst ihr Umsatz, daraus wird geschlossen, daß sie von Jahr zu Jahr das Gebiet der kapitalistischen Ausbeutung verkleinern, bis diese schließlich verschwunden sein wird. Anders sieht leider die Sache aus, wenn man neben den geschäftlichen Erfolgen der Konsumvereine den Betrag der jährlichen Akkumulation von Kapital in Betracht zieht. Dann zeigt sich leicht die Haltlosigkeit jener Milchmädchenrechnung der Sozialreformer.

So geht es auch mit dem Fortschritt der sozialen Wissenschaften. Er ist enorm, verglichen mit der Ignoranz früherer Zeiten auf diesem Gebiet. Aber er bekommt ein ganz anderes Gesicht, wenn man ihn vergleicht mit dem Umfang und der Kompliziertheit, die der gesellschaftliche Apparat gegenüber früheren Zeiten erlangt hat.

Wie gering ist der Fortschritt der sozialen Wissenschaften seit Marx — ein Fortschritt nur in Einzelfragen. Und wie gewaltig die sozialen Probleme, die seitdem erstanden sind. Man vergleiche nur die erste Arbeiterinternationale, die im wesentlichen nur Westeuropa umfaßte, mit der heutigen, die immer mehr zur Vertretung der Arbeiter des ganzen Erdballs wird. Eine Organisation, wie der heutige Völkerbund, in der Japaner und Chinesen und Vertreter Südamerikas mit den Europäern zusammen tagen, wäre damals ganz undenkbar erschienen. Und doch trennen uns von der ersten Internationale nur sechs Jahrzehnte.

Die sozialen Aufgaben wachsen heute rascher als die soziale Erkenntnis, ebenso wie in den modernen Naturwissenschaften neue Beobachtungen und ganze neue Forschungsgebiete in solcher

Fülle der Wissenschaft zugänglich werden, daß sie mit ihrer Verarbeitung und Ordnung gar nicht fertig wird. Und jeder Fortschritt in der Erkenntnis der Natur wirft neue Probleme auf, enthüllt uns neue Gebiete, von deren Dasein die Menschheit bisher noch nichts wußte.

Das gleiche gilt von der Gesellschaft.

Wie einfach waren die gesellschaftlichen Verhältnisse bis zur Bildung des Staates, wie leicht zu überblicken, wie leicht mit den Bedürfnissen der Mitglieder der Gesellschaft in Einklang zu bringen! Und wie wenig veränderten sie sich. Das Herkommen genügte in der Regel, sie zu meistern.

Heute sind die Verhältnisse in der modernen Gesellschaft ungeheuer verwickelt, ja vielfach geradezu verworren. Sie ändern sich ununterbrochen rapid, werden täglich durch Neuerungen oft ganz umwälzender Natur immer unübersichtlicher gestaltet. Angesichts dieser wachsenden Fülle von Problemen darf man billig bezweifeln, ob der heutige Stand der ökonomischen Erkenntnis genügen wird, den ganzen Produktionsprozeß mit seinen Anhängseln und Abzweigungen den Bedürfnissen der arbeitenden Massen sofort in einer Weise anzupassen, die sie voll befriedigt und Menschen und gesellschaftliche Organisationen zu dem Maximum der Leistungen befähigt, die mit den gegebenen Produktivkräften erreichbar sind.

Namentlich die statistische Erfassung der gesellschaftlichen Verhältnisse wird ungeheuer vervollkommt werden müssen, sollen wir imstande sein, die Aufgaben ausreichend zu lösen, die für uns aus der heutigen Gesellschaft hervorgehen.

Aber nicht nur der Grad unseres sozialen Wissens muß bedeutend zunehmen, sollen wir imstande sein, Vollkommenes zu schaffen. Auch die Verbreitung dieses Wissens in den Massen muß noch gewaltig erweitert werden, sollen diese fähig werden, ihre historische Aufgabe zu erfüllen.

Denn von oben, durch einen aufgeklärten Absolutismus, wie er nach russischem und italienischem Muster wieder in die Mode kommt, durch einen Messias ist die ungeheure Umwandlung der Gesellschaft nicht zu vollziehen, die unvermeidlich geworden ist. Sie wird nur dort gelingen, wo die Massen gewillt und fähig sind, mit höchster Energie und vollem Verständnis an ihr zu arbeiten.

Bis zum Aufkommen des Staates war bei den verschiedenen Volksstämmen der Umfang der Kultur, die sie entwickelt hatten, im Vergleich zu der späteren, staatlichen, gering. Aber jedes Mitglied der Gesellschaft nahm in hohem Grade an ihr teil.

Seitdem ist die Kultur riesenhaft gewachsen, aber dieser riesenhafte Wuchs war ein sehr schwächlicher und ungesunder. Er ging rapid in die Höhe, aber nur wenig in die Breite. Und diese Art des Wachstums trägt nicht am wenigsten die Schuld daran, daß die Zunahme der Kultur bisher keineswegs jene herrlichen

Resultate ergab, die ihr Literaten und Intellektuelle seit dem 18. Jahrhundert so gern zuschreiben.

Die Verbreitung der Kultur in den Massen ging bisher nur ganz unzulänglich vor sich, während die Zunahme dieser Verbreitung immer unerläßlicher für die Lösung der aufsteigenden sozialen Probleme wurde.

Im Zeitalter der homerischen Helden konnte man den Inhalt einer bereits hohen Kultur voll erfaßt haben, ohne lesen und schreiben zu können, ja selbst ein Sokrates bedurfte noch nicht dieser Künste. In der heutigen Gesellschaft dagegen versagt ein Analphabet selbst gegenüber den einfachsten Problemen. Auch ein Mensch, der nicht mehr gelernt hat, als lesen und schreiben, ist noch wenig geeignet, verständnisvoll am sozialen Geschehen teilzunehmen. Zum Glück holen die meisten Proletarier durch Selbstbildung viel von dem nach, was die elende Volksschule unserer grandiosen Kultur ihnen bisher schuldig blieb.

Man vermag ohne viel Kultur eine Gesellschaft befriedigend in Gang zu halten, die in ihrer Art weit vollkommener ist, als die kapitalistische, aber diese Gesellschaft kann nur eine sehr einfache und eng begrenzte sein. Die heutige Gesellschaft erheischt, soll sie zu einer vollkommenen werden, eine ungeheure Hebung des Kulturniveaus der Massen. Alles, was bisher an Kultur geschaffen worden ist, muß ihnen zur Verfügung gestellt werden. Diese gesamte Kultur für sich zu erobern, ist die Aufgabe des Proletariats.

Man liebt es, den Proletarier mit dem Wilden auf eine Stufe zu setzen. Aber der Proletarier ist Mitglied der kapitalistischen Gesellschaft. Für den Wilden in seiner primitiven Gesellschaft ist die Kultur unserer Zeit etwas, das ihm nichts nützt, das ihn abstößt. Für den Proletarier, der sich in der kapitalistischen Gesellschaft behaupten und seiner Klasse dienen will, ist dagegen der Besitz der modernen Kultur bis zu einem hohen Grade ein unentbehrliches Lebenselement.

Er muß sich ihrer bemächtigen, wie er sich der Staatsgewalt bemächtigen muß. Im Besitze beider wird das Proletariat imstande sein, die ungeheure Aufgabe zu lösen, den kapitalistischen Produktionsprozeß den Bedürfnissen der Arbeiterschaft aller Arten und Grade anzupassen und damit eine vollkommene Gesellschaft zu schaffen. Sie wird aber vollkommener sein nur gegenüber der kapitalistischen, ja überhaupt gegenüber jeder auf Ausbeutung bestehenden Produktionsweise, nicht aber gegenüber jeder Produktionsweise, die es bisher gegeben hat. Große Schwierigkeiten werden zu überwinden sein, bis die sozialistische Produktionsweise in ihrer Art so vollkommen sein wird, wie der Urkommunismus war. Vollkommenheit darüber hinaus wird niemand anstreben, denn damit kann ein Gesellschaftszustand erreicht sein, mit dem alle in ihm Lebenden zufrieden sind.

Elftes Kapitel.

Das Gesetz des Fortschritts.

Es gibt in der Welt der Organismen und Gesellschaften kein allgemeines Fortschreiten von unvollkommenen zu stets vollkommeneren Formen. Nur innerhalb bestimmter Bedingungen gibt es ein Fortschreiten von geringer zu besser angepaßten Formen.

Dagegen sind Formen, die verschiedenen Bedingungen entsprossen sind, untereinander in bezug auf Vollkommenheit überhaupt nicht zu vergleichen. Man kann nicht sagen, ein Pferd sei vollkommener als ein Krokodil oder als ein Hirschkäfer.

Aber erkennen wir nicht alle an, daß es eine Entwicklung in der Welt der Organismen wie in der der Gesellschaften gibt? Und bedeutet eine Entwicklung nicht eine Bewegung in einer bestimmten Richtung? Nehmen wir nicht alle an, es sei eine Richtung nach aufwärts, von niederen zu höheren Formen?

Haben nicht Marx und Engels die Hegelsche Dialektik übernommen? Wohl stellten sie sie vom Kopf auf die Füße, aber die Annahme behielten sie bei, daß der Abschluß eines dialektischen Prozesses, die Synthese, einen Aufstieg zu einem höheren Zustand bedeute.

Und spreche ich nicht selbst, auch in diesem Buche, des öfteren von höheren und niederen Formen? Also muß die Entwicklung ein Aufstieg sein zu etwas, was über uns steht. Was aber kann dies anderes sein, als das Vollkommenere?

Und welches ist die Triebkraft, die in dieser Richtung treibt? Der Kampf der Gegensätze, der Kampf ums Dasein im Sinne Darwins? Aber damit dieser Kampf eine Entwicklung hervorrufe, mußte Darwin annehmen, daß unter den Individuen einer Art Variationen auftreten und daß der Kampf ums Dasein die dem Organismus nützlichen Variationen erhält und die schädlichen ausmerze. So würden in jeder Art die Individuen immer vollkommener und schließlich neue, höher stehende Arten geschaffen.

Neben den biologischen Erwägungen, die immer lauter gegen diese Auffassung sprachen, erhob sich auch eine philosophische: die Variationen, das sind ganz zufällige Erscheinungen. Solche häufen sich nicht in gleicher Richtung, sondern treten in den verschiedensten Richtungen auf, die sich im Endeffekt gegenseitig aufheben.

Wie könnte man auch eine Entwicklung in bestimmter Richtung, zu stets höheren Formen, als ein Ergebnis von Zufällen auffassen?

Manche Biologen, die den Zufall ablehnen, bleiben doch dabei stehen, ebenso wie die Darwinisten (in engerem Sinne) in den Individuen die Triebkraft der Entwicklung zu suchen. Da bleibt ihnen, wenn die bisherige Erklärungsweise der Darwinisten nicht

genügt, bloß der Ausweg übrig, im Individuum selbst eine Tendenz nach Entwicklung in einer bestimmten Richtung zu suchen. Jeder Organismus ist ihnen von einer bestimmten Zielstrebigkeit erfüllt. Diese eingeborene Eigenschaft erklärt das Ziel, das jeder der Organismen bisher erreichte; eben die Form, die er gegenwärtig hat.

Diese Zielstrebigkeit ist nichts anderes, als eine Neuauflage der einschläfernden Kraft, durch die von den Aerzten Molières die einschläfernde Wirkung des Opiums erklärt wird, eine wissenschaftliche Methode, auf die wir in diesem Buche schon mehrfach hinzuweisen Gelegenheit hatten.

In der Tat, der Schimpanse ist ein Schimpanse deshalb geworden, weil in seinen Vorfahren das Streben steckte, Schimpansen zu werden. Wahrzunehmen ist ein Streben dieser Art freilich nicht. Es ist auch nicht ganz klar, auf welcher Stufe des Aufsteigens es in Wirksamkeit tritt, ob schon in den ersten Eiweißklümpchen die Zielstrebigkeit bestand, Affen oder Käfer oder Muscheln zu werden. Aber die Ergebnisse sind da: Es gibt wirklich Schimpansen, Käfer und Muscheln! Wie könnte man da an der Zielstrebigkeit im primitiven Eiweiß zweifeln!

Sie ist die Uebertragung einer Auffassung aus dem Gebiete der geistigen in das der organischen Entwicklung. Dort herrschte schon vor den Neovitalisten die Ansicht. die Zwecke, Ziele, Ideale, die sich Menschen setzen und die Einrichtungen, die sie dementsprechend treffen, seien Produkte einer Eigenbewegung des Geistes, der diese Zielstrebigkeit notwendig aus sich heraus, aus seinem Wesen erzeuge.

Die Ergebnisse der Zielstrebigkeit sind hier natürlich nicht bestimmte Formen von Organismen, sondern bestimmte Ideen, die man nicht greifen kann, sondern die nur in den Köpfen und Büchern bestimmter Philosophen leben. Natürlich nimmt jeder von ihnen an, die Idee, die ihm persönlich besonders am Herzen liegt, stelle das Ziel der Eigenbewegung dar, die dem Geiste von Ewigkeit zu Ewigkeit innewohnt.

Diesen beiden Auffassungen der Entwicklung stellt sich eine dritte gegenüber, die eines modernisierten, aber nicht durch Vitalismus und Psychismus mystifizierten Lamarckismus, der die Ursache der Entwicklung der Organismen in dem steten Widerstreit zwischen dem Organismus und seiner Umwelt sieht, in dem das Individuum dieser immer mehr angepaßt wird.

Die Entwicklung dieser Art müßte jedoch eine beschränkte bleiben, wenn die Umwelt sich stets gleichbliebe. Ist die Anpassung erreicht, dann findet keine weitere Entwicklung mehr statt. Der ganze lange Prozeß der organischen Entwicklung, der auf der Erde seit dem Beginn des Lebens auf ihr vorangeht, wird nur dadurch erklärbar, daß die Umwelt sich beständig ändert, und zwar beständig in einer bestimmten Richtung. Die Entwicklung des Lebens wird bedingt durch die Entwicklung der anorganischen

Welt. Nur wenn wir auch in dieser ein stetes Aufsteigen zu höheren Formen feststellen können, verstehen wir den Aufstieg in der Welt der Organismen.

Nun ist eine Entwicklung zu immer höheren Formen als allgemeines Weltgesetz für uns völlig unfaßbar.

Nehmen wir an, die Welt — nicht das Sonnensystem, sondern das Universum — habe einen Anfang, so setzt sie etwas außer ihr und vor ihr Existierendes voraus, das keinen Anfang hat. Dieses Etwas erzeugt die Welt aus nichts und setzt sie in Bewegung — eine ganz widersinnige Vorstellung. Als Gewordenes und In-Bewegung-Gesetztes muß sie aber schließlich wieder untergehen oder doch zur Ruhe kommen, etwa durch allgemeine Entropie, Ausgleich aller Wärmeunterschiede im Weltall.

Ein endloser Aufstieg zu höheren Formen in der Welt ist mit dieser Auffassung nicht vereinbar.

Man kann aber die Welt auch anders auffassen. Dem Widersinn, daß sie einen Anfang hatte, an dem sie aus nichts erstand, aus nichts einen Anstoß bekam, kann man durch die Annahme entgehen, sie sei unendlich, dem Raume wie der Zeit nach, ohne Anfang und ohne Ende.

Stellen wir uns die Welt so vor, soweit eine derartige Vorstellung überhaupt möglich ist, dann kann sie nie, weder eine aufsteigende, noch eine absteigende Richtung der Entwicklung darstellen. Dann müssen wir annehmen, die Welt befinde sich seit jeher in einem Zustand, der demjenigen entspricht, den der uns bekannte Teil von ihr darstellt. In ihm finden wir gleichzeitig nebeneinander alle Stadien der Entwicklung — hier glühende Gasnebel, dort aus ihnen hervorgegangene Sonnensysteme verschiedenen Alters bis zu solchen mit erkalteten Sonnen. Wir dürfen annehmen, daß diese früher oder später wieder zum Erglühen gebracht und in Gasnebel verwandelt werden. Das kann herbeigeführt werden durch das Herabstürzen von Planeten auf sie, deren Umlaufsgeschwindigkeit abnimmt, so daß ihre Fliehkraft der Anziehungskraft ihrer Sonne nicht die Wage hält. Von Zeit zu Zeit können aber auch zwei ganze Sonnensysteme einander so nahe kommen, daß sie sich gegenseitig anziehen, zusammenstoßen, dadurch wieder in Glut und neue Bewegung versetzt werden.

Mit dieser Vorstellung entgehen wir der Schwierigkeit, einen Anfang der Welt aus nichts annehmen zu müssen.

Aber dabei ersteht eine andere Schwierigkeit. Denn wenn der jetzige Zustand der Sternenwelt seit jeher bestand, gab es in ihr auch seit jeher alle Stadien der Entwicklung nebeneinander. Sie wechseln ihren Ort in der Welt. Aber diese selbst in ihrer Gesamtheit bleibt sich stets gleich. Es gibt dann keine Entwicklung, sondern nur eine ewige Bewegung der Welt.

Die Anschauung, daß die höchsten Stadien der Entwicklung in der Welt ebenso seit jeher zu finden seien wie die niedrigsten, erscheint sicher höchst absurd, aber sie ist es nicht mehr als die Vorstellung einer Weltschöpfung an einem bestimmten Datum aus Nichts.

Ohne Widersinnigkeiten geht es eben nicht ab, wenn wir den Versuch machen, das Unendliche mit den endlichen Mitteln unseres Erkenntnisvermögens zu erfassen.

Bestehen alle Stadien der Entwicklung seit jeher in der Welt, dann gab es auch seit jeher Leben und Geist in der Welt. Dann entgehen wir auch den Schwierigkeiten der Generatio aequivoca, der Urzeugung des Lebens, wenn wir die Möglichkeit annehmen, daß es Keime primitivsten Lebens gibt, die der Kälte des Weltraums widerstehen und ihn erfüllen, überall dort Leben hervorrufend, wo die materiellen Bedingungen dafür gegeben sind. Diese Möglichkeit hat freilich zur Zeit auch nicht mehr Wahrscheinlichkeit für sich als die der Generatio aequivoca selbst.

Aber wie dem auch sei. Eines steht fest: Diese zweite Auffassung der Welt ist ebenfalls unvereinbar mit einem unendlichen Aufstieg der Welt zu immer höheren Stufen. Ihrem Aufstieg muß entweder ein Abstieg folgen, oder sie kennt weder das eine noch das andere.

In seiner „alten Einleitung zur Naturdialektik" (1880) führt Engels aus:

„Die sich ewig wiederholende Aufeinanderfolge der Welten in der endlosen Zeit ist nur die logische Ergänzung des Nebeneinanderbestehens zahlloser Welten im endlosen Raum . . ."

„Es ist ein ewiger Kreislauf, in dem sich die Materie bewegt — harmonisches erleuchtetes und erwärmtes Sonnensystem, Sonnenleichen — ein Kreislauf, der seine Bahn wohl erst in Zeiträumen vollendet, für die unser Erdenjahr kein ausreichender Maßstab mehr ist, ein Kreislauf, in dem die Zeit der höchsten Entwicklung, die Zeit des organischen Lebens, knapp bemessen ist, wie der Raum, in dem Leben und Selbstbewußtsein zur Geltung kommen; ein Kreislauf, in dem jede endliche Daseinsweise der Materie, sei sie Sonne oder Dunstnebel, einzelnes Tier oder Tiergattung, chemische Verbindung oder Trennung, gleicherweise vergänglich, und worin nichts ewig ist als die ewig sich verändernde, ewig sich bewegende Materie und die Gesetze, nach denen sie sich bewegt und verändert. Aber wie oft und wie unbarmherzig auch in Zeit und Raum dieser Kreislauf sich vollzieht, wieviel Millionen Sonnen und Erden auch entstehen und vergehen mögen, wie lange es auch dauern mag, bis in einem Sonnensystem die Bedingungen des organischen Lebens sich herstellen; wie zahllose organische Wesen auch vorhergehen und vorher untergehen müssen, ehe aus ihrer Mitte sich Tiere mit denkfähigem Gehirn entwickeln und für eine kurze Spanne Zeit lebensfähige Bedingungen vorfinden, um dann auch ohne Gnade ausgerottet zu werden — wir haben die Gewißheit, daß die Materie in allen ihren Wandlungen ewig dieselbe bleibt, daß keines ihrer Attribute je verlorengehen kann und daß sie daher auch mit derselben eisernen Notwendigkeit, womit sie auf der Erde ihre höchste Blüte, den denkenden Geist, wieder ausrotten

wird, ihn anderswo und in anderer Zeit wieder erzeugen muß." (Marx- und Engels-Archiv. Herausgegeben v. Rjasanov, S. 176.)

Was wir als Entwicklung zu höheren Formen ansehen, kann also nie ein endloser Prozeß sein, sondern stets nur zeitlich begrenzt in räumlich begrenzten Teilen der Welt, bestimmten Sonnensystemen oder Weltkörpern vor sich gehen, um jedesmal schließlich in einem Abstieg bis zu völligem Untergang aller Ergebnisse der Entwicklung zu enden.

Wenn wir die verschiedenen Weltkörper betrachten, die sich in verschiedenen Stadien der Entwicklung befinden, und wenn wir sie miteinander vergleichen, so können wir daraus auf den Gang der Entwicklung schließen, die unser Sonnensystem nahm. Seit Kant haben sich unsere Auffassungen darüber wohl sehr in vielen Einzelheiten, nicht aber im ganzen und großen geändert.

Wir müssen annehmen, daß unser Sonnensystem in seinem Anfang eine ungeheure, rotierende, glühende Gaskugel darstellte — vielleicht das Ergebnis irgendeiner der schon angedeuteten kosmischen Katastrophen. Sie befand sich in einem Stadium, in dem sich noch nicht verschiedene Elemente gebildet hatten, nur ein einziger Urstoff, ein Urelement, bestand, vielleicht Wasserstoff.

Die Wirkungen der Schwerkraft und der Abkühlung veränderten den Charakter des ursprünglich ganz einfachen Gasballs. Zunächst bildeten sich neben dem Urelement nach und nach andere Elemente.

Der Gasnebel wird mannigfaltiger. Der Stoff geht, um mit H. Spencer zu reden, „aus einer unbestimmten, unzusammenhängenden Gleichartigkeit in bestimmte, zusammenhängende Ungleichartigkeiten über". (Grundlagen der Philosopie, dtsch. v. Vetter, Stuttgart 1875, S. 401.)

Damit beginnt der Prozeß der Entwicklung, der nichts ist als ein stetes Fortschreiten der Spaltung von Gleichartigem und Zusammenfassung des Gespaltenen zu neuen, verschiedenen Formen, zu immer größerer Mannigfaltigkeit. Seine Triebfedern sind die Schwerkraft und die fortschreitende Abkühlung.

Es bildet sich im Gasball der Unterschied zwischen dem heißen Innern und der kühleren Außenseite. Die einzelnen Elemente, die wir in der Sonne fast nur getrennt vorfinden, beginnen sich an der Peripherie zu chemischen Verbindungen zusammenzutun, wie man solche bei weniger heiß glühenden Fixsternen schon konstatieren kann.

Eine neue Mannigfaltigkeit tritt dadurch ein, daß fortschreitende Abkühlung die Bildung verschiedener Aggregatzustände ermöglicht. Manche Stoffe gehen aus dem gasförmigen Zustand in den flüssigen über. Manche, bei noch weiter fortschreitender Abkühlung, aus dem flüssigen in den festen. Beim Wasser ist dieser Vorgang allbekannt.

Auf der anderen Seite führt die durch Schwerkraft und Erkalten herbeigeführte Zusammenballung des Gasballs dahin, daß die Nebelmassen am Aequator der Gaskugel rascher um das Zentrum rotieren, womit ihre Fliehkraft wächst, bis sie sich von der Hauptmasse loslösen. Diese losgelösten Massen ballten sich eine nach der anderen zu eigenen Gestirnen zusammen, von verschiedener Größe, verschiedener Wärme und verschiedener Dichte.

Auch da wieder wachsende Mannigfaltigkeit.

Während die riesenhafte Masse des Zentrums, die Sonne, feurigflüssig bleibt, erkalten die relativ kleinen Planeten rasch, einer nach dem anderen von ihnen bedeckt sich an der Oberfläche mit einer festen Kruste. Bei den großen Planeten, Jupiter, Saturn, Uranus, Neptun, die noch bedeutende eigene Hitze besitzen, wird eine solche Krustenbildung allerdings nicht sehr weit gediehen sein, wohl aber ist das bei den kleineren der Fall, von denen unsere Erde der größte ist.

Sobald sich eine feste Rinde über dem feurig flüssigen Erdinnern bildet und über diesem sich das Wasser niederschlägt, das aus der Dampfform in flüssige Form übergeht, rückt allmählich der Zeitpunkt heran, in dem sich das Wasser über dem festen Erdboden, das Meer so weit abkühlt und auch genügend mit bestimmten chemischen Stoffen mengt, die es auflöst, daß es zur Basis einer ganz neuen Erscheinung dienen kann: des Lebens.

Noch ist uns dessen Anfang nicht enthüllt, aber das steht fest, daß alles Leben an das Bestehen höchst komplizierter chemischer Verbindungen geknüpft ist, der Eiweißkörper.

Es kann nur dort aufkommen, wo die Bedingungen für deren Entstehen und Bestehen gegeben sind.

Als die Umwelt, in der die ersten Urwesen sich bildeten, müssen wir uns ein Meer vorstellen, das sich über einem ebenen Boden gleichmäßig ausbreitete, seicht und überall gleich warm.

Ueberall waren da die Bedingungen des Lebens dieselben und so werden auch dessen erste Formen überall die gleichen gewesen sein.

Aber fortschreitende Abkühlung und Zusammenziehung der Erdkruste veranlaßt, daß diese anfängt, sich zu runzeln und Unebenheiten zu bilden, hier Erhöhungen, dort Vertiefungen.

Damit wird das Meer mannigfaltiger, es kommen nun die Unterschiede zwischen seichtem und tiefem Meer auf, zwischen stillen Meeren und Meeresströmungen. Aber auch der Unterschied zwischen Meer und Festland bildet sich, da nun Teile der Erdkruste sich über das Meer erheben.

Auch das trägt zur Mannigfaltigkeit des Milieus bei, in dem die ersten Organismen leben. Der Regen, der auf das feste Land fällt, bildet dort fließende Gewässer und Seen mit süßem Wasser, das sich von dem der Meere unterscheidet, die sich im Laufe von

vielen Millionen Jahren mit chemischen Substanzen gemischt hatten, die sie teils dem Boden entnahmen, über dem sie sich befanden, teils der atmosphärischen Luft über ihnen.

Diese Mannigfaltigkeit der Lebensbedingungen muß auch eine Mannigfaltigkeit der Urwesen hervorrufen, die in diese Bedingungen hineingeraten und sich ihnen anpassen müssen, sollen sie nicht untergehen.

Zunächst dürfte sich in jedem besonderen Gebiet mit besonderen Bedingungen nur eine Art Lebewesen gebildet haben, die ihnen entsprach. Aber eintretende Veränderungen drängten Lebewesen des einen Gebietes in andere, wo sie bereits andere vorfanden.

Es gab nun hinfort in dem Bezirk zwei verschiedene Arten nebeneinander. Die Lebensbedingungen waren für beide die gleichen, aber sie wirkten verschieden auf die verschiedenen Organismen. Die Art, die das Gebiet schon früher bewohnt hatte, blieb unverändert, die Zuwanderer dagegen mußten ihre besondere Eigenart abändern, was vielfach dadurch geschah, daß sie zu den Eigenschaften, die sie schon besaßen, neue hinzugewannen, wodurch sie ihre Mannigfaltigkeit vermehrten.

Durch öftere Wiederholung des Prozesses der Aenderungen der Umwelt, der Ab- und Zuwanderung, mußte sich bald die Zahl der verschiedenen Arten sehr vermehren, die auf einem Gebiete zusammen wohnten. Für jede von ihnen wurden alle anderen Arten zur Umwelt, die auch dadurch mannigfaltiger wurde, was wieder auf die Beschaffenheit der Organismen zurückwirkte, die in ihr lebten, sich ihr anzupassen hatten.

Ursprünglich müssen alle Organismen ihre Nahrung aus der Nährflüssigkeit gezogen haben, in der sie lebten. Aber sobald genügend große Verschiedenheiten ihrer Arten sich entwickelt hatten, wurden manche Organismen groß, stark, konsistent genug, um, wenn sie mit schwächeren, kleineren, weniger festgefügten in Berührung kamen, sie festhalten und sie sich assimilieren, sie aufsaugen zu können.

Damit kam eine neue große Unterscheidung auf, die zwischen den Pflanzen, die bloß aus Nährflüssigkeiten und der Luft ihre Nahrung saugen, und den Tieren, die andere Organismen als Nahrung verwenden. Pflanzen, die von anderen Organismen leben, wie z. B. Pilze, sind Ausnahmen.

Schließlich bildet sich auch noch die Unterscheidung zwischen pflanzenfressenden und Tiere verzehrenden Tieren.

Die Pflanze, die (solange sie Wasserpflanze ist) in ihrer Nährflüssigkeit schwebt, aus ihr Nahrung zieht, braucht keine Organe der Bewegung. Die Tiere dagegen brauchen meist solche, um der Beute nachzugehen, sie zu fassen und festzuhalten. Die Tiere müssen daher nach und nach bestimmte Teile zu bestimmten Organen ausbilden, die solche Funktionen zu verrichten vermögen.

Aber das genügt nicht. Das Tier muß auch imstande sein, die Beute zu erkennen, es muß den Willen aufbringen, sie an sich zu ziehen, es muß seine Organe zu diesem Zwecke einheitlich und dem Zwecke angepaßt in Bewegung setzen.

So kommt es zur Bildung von Organen mit geistigen Funktionen. Der Geist wird geboren — ein neues Element auf der Erde, das die Mannigfaltigkeit ihres Lebens gewaltig steigert.

So wenig wie über den Ursprung des Lebens wissen wir bisher über den Ursprung des Geistes. Aber die Schwierigkeiten des Problems liegen in seinen Anfängen, nicht etwa bei seiner höchsten uns bekannten Form, beim menschlichen Geist. Und doch wird gerade nur ihm ein überirdischer, göttlicher Charakter verliehen, während auch der Idealist keinen Anstoß daran nimmt, den tierischen Geist als bloß irdische Erscheinung zu betrachten.

Doch das hat uns hier nicht weiter zu beschäftigen. Genug, die Mannigfaltigkeit des organischen Lebens wächst in dem Maße, wie die Mannigfaltigkeit der Verhältnisse auf der Oberfläche der Erde zunimmt, und jede große Veränderung auf ihr, die Tiere und Pflanzen in neue Bedingungen versetzt, ruft neue, mannigfaltigere Formen hervor.

Zunächst wird nur das Wasser Lebensbedingungen für Organismen geboten haben. Das feste Land war allenthalben mit Wasser bedeckt. Die fortschreitende Schrumpfung der Erde bewirkt, wie schon bemerkt, daß ihre Oberfläche immer unebener wird, große Tiefen sich auftun, aber auch große Erhebungen aufsteigen. Das trockene Land erscheint und damit eine neue Art Lebensraum für neue Arten, die sich den so geschaffenen Lebensbedingungen anpassen, jedenfalls zunächst ausgehend von Gegenden, wo Wasser und Land zusammenstießen und Organismen, die für gewöhnlich im Wasser lebten, in Verhältnisse gelangten, in denen sie zeitweise außer Wasser an die Luft kamen, etwa an einer Seeküste durch den Wechsel von Ebbe und Flut, oder in Sümpfen, die mitunter oder fortschreitend austrockneten, etwa infolge zunehmender Hebung des Landes.

Neue Unterschiede begannen: Neben der Flora und Fauna, der Pflanzen- und Tierwelt des Wassers ersteht nun die des Landes. Auf dem Lande gestalten sich aber die Lebensbedingungen weit mannigfaltiger, als im Meere, sie wechseln auch öfter im Laufe der geologischen Zeitalter. So wird die Flora und Fauna des Landes weit mannigfaltiger, als die des Wassers. Es bilden sich dort Organismen mit weit mannigfaltigeren Organen. Wieviel höhere Formen finden wir bei den Landpflanzen, als bei den Wasserpflanzen, und ebenso bei den Landtieren im Vergleich mit Wassertieren!

Am meisten entwickelt sich bei den Landtieren das komplizierteste aller Organe, das der geistigen Funktionen, das Nervensystem mit seinem Zentrum, dem Gehirn. Es findet seine größte,

eine erstaunlich hohe Ausbildung im Menschen, der dadurch zu Leistungen befähigt wird, die kein anderes Tier vermag.

Er gelangt so zu den höchsten Formen zweckmäßigen Handelns.

In der anorganischen Natur finden wir keinen Zweck. Der Begriff des Zwecks ist mit dem des Organismus, also des Lebens, verbunden. Als einen Organismus können wir nur einen Körper betrachten, der so funktioniert, daß er sich erhält. Wenn er diese Aufgabe, diesen Zweck erfüllt, dann ist er zweckmäßig organisiert. Dieser Zweck ersteht mit dem lebenden Organismus selbst. Er bildet den Inhalt seines Lebens.

Vielleicht sind die primitivsten Organismen unsterblich, nicht in dem Sinne, daß sie nicht sterben können, sondern in dem, daß sie nicht sterben müssen: Das hinge damit zusammen, daß sie ohne Fortpflanzung sind. Ist dem wirklich so, dann fällt bei ihnen der Zweck der Erhaltung des Individuums mit dem der Art zusammen. Doch schon auf tiefer Stufe kommen Organismen auf, deren Beschaffenheit mannigfaltig genug wird, daß sie besondere Methoden der Fortpflanzung bilden, wobei freilich ihre Unsterblichkeit ein Ende nimmt. Solche Arten von Organismen können sich nur erhalten, wenn ihre Einrichtung nicht bloß den Zwecken der Selbsterhaltung, sondern auch denen der Fortpflanzung dient.

Die Pflanzen dienen diesen Zwecken nur passiv, durch die Art ihres Werdens und Seins. Bei den Tieren kommt dazu immer mehr eine aktive Zweckmäßigkeit, ein Bestreben, ihre Organe zur Selbsterhaltung und Fortpflanzung, entsprechend den Bedingungen der Umwelt, zweckmäßig anzuwenden. Dies geschieht teils trieb- und instinktmäßig, indes auch teils, und in zunehmendem Maße, bewußt, auf Grund von Erfahrungen und Ueberlegungen.

Beim Menschen erreicht die Zweckmäßigkeit noch eine höhere Stufe: Er weiß den Zwecken des Lebens nicht nur das Funktionieren seiner natürlichen Organe je nach der Gestaltung der Umwelt anzupassen, er geht auch dazu über, für diese Zwecke neue, künstliche Organe zu erfinden und seinen natürlichen hinzuzufügen. Und Hand in Hand damit geht auch eine stete Ausgestaltung seiner gesellschaftlichen Beziehungen, um sie der zweckmäßigsten Anwendung dieser künstlichen Organe anzupassen.

Schon vor dem Menschen findet man bei manchen Tieren ein gesellschaftliches Zusammenwirken zu besserer Erfüllung der Lebenszwecke. Aber es sind gesellschaftliche Einrichtungen sehr einfacher Art (abgesehen von denen der Ameisen und Bienen). Und sie sind instinktiv und bleiben sich gleich, solange die umgebende Natur sich nicht ändert.

Beim Menschen dagegen beginnt eine neue Art der Entwicklung, unabhängig von der kosmischen, von der bis zur Bildung des Menschen der ganze Entwicklungsprozeß der Organismen in Gang gehalten wurde. Seine künstlichen Organe und seine gesellschaft-

lichen Einrichtungen, erfunden und eingeführt, um seinen Zwecken zu dienen, werden aus seinen Werkzeugen zu seiner Umwelt, die sich dadurch wandelt, immer wieder neue Lebensbedingungen für ihn schafft, denen er sich anpassen soll, für die er wieder neue künstliche Organe oder gesellschaftliche Einrichtungen ausdenkt und in Anwendung bringt.

Dadurch wird seine Umwelt nach und nach von einer enormen Mannigfaltigkeit, und ebenso mannigfaltig werden die Probleme, die sie ihm stellt, die Ziele, die er sich zu ihrer Lösung ausdenkt, die immer umfassender, immer weiter reichend werden, immer mehr den Charakter hoher Ideale annehmen.

Diese Ideale sind sehr erhebend und höchst beglückend, wenn sie erreicht, ja auch schon, wenn sie mit Aussicht auf Erfolg angestrebt werden. Sie dürfen uns aber nicht blind machen für den Charakter des Fortschritts von niederen zu höheren Formen. Wenn wir dessen Gang überblicken, wie es eben hier geschehen, so finden wir, daß das Niedere nichts ist als das Einfache, das Höhere ein Mannigfaltigeres — von der Einförmigkeit des glühenden Gasballs, der nur aus einem einzigen Urelement besteht, bis zu der Fülle der Errungenschaften und Ziele des menschlichen Geistes.

Allerdings muß nicht jede größere Mannigfaltigkeit für die Entwicklung der Organismen einen Fortschritt bedeuten. Sie ist es nur dann, wenn sie im Einklang steht mit den Zwecken der Erhaltung des Individuums und der Art. Eine vermehrte Mannigfaltigkeit, die unvereinbar damit ist, kann kein Moment der Weiterentwicklung werden, sie muß zur Ausmerzung des Individuums oder sogar der Art führen. Unzweckmäßige, krankhafte Mannigfaltigkeit stellt keinen Fortschritt dar.

Nicht jede vermehrte Mannigfaltigkeit bedeutet einen Fortschritt, wohl aber bedeutet jeder Fortschritt eine vermehrte Mannigfaltigkeit. Da diese aber bei den Organismen an die Bedingung der Zweckmäßigkeit geknüpft ist, so bedeutet jeder Fortschritt eines Organismus auch eine Vermehrung des Umfangs seiner Leistungsfähigkeit, die mannigfaltigeren Lebensbedingungen angepaßt ist und mannigfaltigere Aufgaben zu lösen weiß.

Das bedeutet keineswegs vermehrte Lebensfähigkeit oder Zweckmäßigkeit oder Vollkommenheit. Die niederen Organismen sind ebenso lebensfähig, zweckmäßig, vollkommen, sobald sie ihrer Umgebung angepaßt sind. Aber diese ist für sie einfacher, die Aufgaben, die sie an die Organismen stellt, die in ihr leben, sind einförmiger und geringfügiger.

Wenn wir den Fortschritt in dieser Weise fassen, dann zeigt sich, daß er kein bestimmtes Ziel hat, auf das er gerichtet ist, denn die Mannigfaltigkeit liegt nicht in der Richtung bestimmter Formen. Bei dieser Auffassung des Fortschritts wird jedes Mysterium einer Zielstrebigkeit der Organismen oder der Eigen-

bewegung des Geistes überflüssig. Und damit entfällt auch die sonst unvermeidliche Annahme eines Weltgeistes, der vor allen Organismen und endlichen Geistern da war und diesen die Ziele vorschrieb, auf die sie hinzusteuern haben.

Die geist- und seelenlose Triebkraft der fortschreitenden Abkühlung und Zusammenschrumpfung unseres Sonnensystems und im besonderen unserer Erde genügt, um jeden Fortschritt der Entwicklung, den wir kennen, zu erklären, bis zum Aufkommen des Menschen.

Mit ihm tritt ein Faktor der Entwicklung auf, der keineswegs geist- und seelenlos ist — der Erfindungsgeist.

Aber auch bei ihm geht die Entwicklung zu immer höheren, das heißt, mannigfaltigeren, leistungsfähigeren Formen insofern geist- und seelenlos vor sich, als die Probleme, die aus den neuen Erfindungen erstehen und den Antrieb zu weiterer Entwicklung bilden, nicht vorhergesehen und gewollt wurden, sondern eine Macht bilden, die unabhängig wirkt vom Wollen und Wissen der Menschen und ihm vielmehr seine Richtung weist.

Auf dieser Erkenntnis beruht unsere materialistische Geschichtsauffassung. Sie zeigt uns wohl besondere Gesetze der Entwicklung der Gesellschaft, sie zeigt uns jedoch auch, daß diese den Gesetzen der Naturentwicklung nicht widersprechen, sondern ihre, man kann sagen, natürliche Fortsetzung bilden.

Zwölftes Kapitel.

Die Grenzen des Fortschritts.

Wir haben gesehen: Der Sinn der Entwicklung, des Fortschritts und damit der Geschichte besteht nicht in der Bewegung auf ein bestinmtes Ziel alles Lebens hin, sondern in dem Fortschreiten zu immer größerer Mannigfaltigkeit, die allerdings für Organismen und deren Schöpfungen an die Bedingung gebunden ist, daß sie sich als verträglich mit dem Urzweck des Lebens erweist, dem Zweck der Erhaltung der Individuen und der Arten.

Wird aber zu diesem Sinn des Fortschritts nicht der Uebergang vom Kapitalismus zum Sozialismus im Widerspruch stehen?

Schon der Kapitalismus, ja in geringerem Maße, wegen geringerer technischer Mittel, schon die früheren Kulturen bewirkten ein zunehmendes Zurückdrängen vieler Arten wilder Tiere und Pflanzen, das bei manchen zu völliger Vernichtung ging. Also Verringerung der Mannigfaltigkeit, Zunehmen der Eintönigkeit in der Welt der Lebewesen.

Der zunehmende Verkehr fördert wieder eine andere Art der Monotonie. Indem er die Völker in engere Berührung miteinander bringt, schleift er die Eigenart eines jeden von ihnen ab, macht er

sie einander immer ähnlicher. Schon vor dem Kapitalismus haben manche große Staaten durch regen Verkehr in ihrem Innern eine weitgehende Nivellierung lokaler Unterschiede herbeigeführt. Die ausgedehntesten unter ihnen waren wohl das Römische Reich und China. Aber deren Ausdehnung war immer noch beschränkt im Vergleich zu dem Gebiet, dessen Nivellierung heute der Kapitalismus vollzieht, der sich die ganze Welt erschließt. Und was damals Jahrhunderte brauchte, vollzieht sich heute in Jahrzehnten.

Der Sozialismus wird diese ausgleichenden Tendenzen des Verkehrs der Völker nicht aufheben, sondern vielmehr verstärken, da er ihre Gegensätze überwindet. Und der fortschreitende Kulturboden wird auch im Sozialismus die Gebiete weiter einengen, auf denen sich Organismen im wilden Zustande erhalten können, selbst wenn er den sinnlosen Vernichtungen ein Ende macht, die kurzsichtiger Raubbau und rücksichtsloser Uebermut reicher Tagediebe unter Lebewesen anrichten, die ohne Beeinträchtigung menschheitlicher Interessen ruhig fortfahren könnten, sich ihres Daseins zu erfreuen und der wissenschaftlichen Forschung und ästhetischem Genießen menschlicher Beobachter zu dienen.

Wie weit die Schonung seltener Tiere und Pflanzen im Sozialismus auch gehen mag, der Fortschritt der Bodenkultur wird doch manche ihrer Arten auch weiterhin zum Aussterben bringen und so die Mannigfaltigkeit in der Natur verringern.

Und dazu wird der Sozialismus noch die Aufhebung der Klassen bringen, die Aufhebung der Gegensätze von arm und reich mit allen den vielen sozialen Unterschieden, die sie nach sich ziehen.

Muß da das Leben nicht immer einförmiger werden?

Mit nichten.

Der Fortschritt der Wissenschaft wird auch weiterhin immer wieder zu neuen Erfindungen, zu stets wachsender technischer Mannigfaltigkeit drängen. Jeder technische Fortschritt bringt aber auch wieder neue Erkenntnisse, die der Mensch mit seinen natürlichen Organen und auch mit seinen früheren einfacheren künstlichen Organen nicht hätte gewinnen können. Seine Einsicht in die Natur wächst immer mehr. Seine nächste natürliche Umgebung, wie sie *ist*, mag an Formen verarmen. Die Natur, die er *erkennt*, nimmt dagegen von Tag zu Tag an Ausdehnung und Mannigfaltigkeit zu, in einem weit rascheren Tempo, als der Rückgang einzelner wilder Formen vor sich geht.

Damit wird auch das geistige Leben des Menschen immer reicher. Diese Zunahme geistigen Reichtums blieb bisher auf kleine Kreise beschränkt.

Der Sozialismus wird bewirken, daß die rapid zunehmende Mannigfaltigkeit wissenschaftlicher und überhaupt geistiger Produktion der gesamten arbeitenden Masse aller Berufe zugänglich wird.

Sehr wohl möglich ist es, daß auch noch die Zahl der Berufe wächst und auch dadurch die Mannigfaltigkeit in der menschlichen Gesellschaft zunimmt.

Weit wichtiger aber ist folgendes:

In den primitiven Gesellschaften mit geringer Arbeitsteilung war die Masse der Bevölkerung eines jeden Stammes ganz uniform im Können, Wollen und Denken.

Die Fortschritte der Kultur haben, namentlich seit dem Aufkommen des Staates, die Masse der Bevölkerung in eine Unmenge von Berufen zersplittert, haben den Bildungsgrad verschiedener Volksschichten höchst verschieden gestaltet, haben im Krieg und Frieden die verschiedensten Rassen durcheinander gemischt, die mit den verschiedensten angeborenen Fähigkeiten und Neigungen begabt waren. Und alle diese Fortschritte mit ihren Konsequenzen vollziehen sich heute so rapid, daß dabei alte und neue Anschauungen für verschiedene Schichten und Individuen auf die verschiedenste Art durcheinanderkommen.

Diese immer weitergehende Differenzierung des Könnens und Wollens verschiedener Schichten, die sich in jedem Individuum in besonderer Mischung seiner persönlichen Fähigkeiten und Neigungen kundgibt, stößt im industriellen Kapitalismus auf fortschreitende Uniformierung der Arbeits- und Lebensbedingungen der Masse der Bevölkerung.

Nur wenige verfügen heute über die Mittel und die Unabhängigkeit, ihre Fähigkeiten voll zu entwickeln und nach ihren Neigungen anzuwenden.

Hier wird der Sozialismus eine fundamentale Aenderung dadurch bringen, daß er gleiche Bildungsmöglichkeiten für alle schafft und die ökonomisch notwendige Arbeitszeit aufs äußerste verkürzt, in deren Bereich der einzelne nur ein Rädchen in einem ungeheuren Mechanismus darstellt, dem er sich ohne Rücksicht auf Begabung und Neigung einzufügen hat.

Die allgemeine Bildungsmöglichkeit wird es erleichtern, daß jeder alle seine Fähigkeiten, deren Förderung im Interesse der Gesellschaft liegt, voll entwickelt, indes die Ausdehnung der freien Zeit, die jedem zur Verfügung steht, es ermöglicht, daß der einzelne diese vollentwickelten Fähigkeiten ganz nach seinen Neigungen im Rahmen des gesellschaftlich Unschädlichen wenigstens in seinen Mußestunden ausgiebig anwendet, wenn ihm in der Zeit ökonomisch notwendiger Arbeit die Gelegenheit dazu fehlen sollte. Er kann sie anwenden zu produktivem Schaffen oder auch bloß zu verständnisvollem Genießen auf den Gebieten der Wissenschaft und Kunst, in der Natur, im Sport und Spiel.

In diesem Sinne wird der Sozialismus eine bisher unerhörte Möglichkeit freier Entfaltung der Persönlichkeit bieten. Er wird es tun in einem anderen Sinne als dem, für den sich manche moderne Pädagogen und Literaten ins Zeug legen, die dem ein-

zelnen Persönchen zureden, es solle sich selbst die höchste Bedeutung zumessen, nur auf sein eigenes Behagen bedacht sein, jedem seiner Triebe hemmungslos gehorchen. Das ist die richtige Philosophie für die ohnehin schon zu sehr von Egoismus und Ueberheblichkeit angefaulte goldene Jugend unserer Tage und für diejenigen, denen sie als Vorbild dient.

Die vollste Entfaltung der Fähigkeiten der einzelnen Persönlichkeiten und die größte Freiheit der Ausübung dieser Fähigkeiten in einer Gesellschaft ohne Klassengegensätze, an deren Förderung alle das gleiche Interesse haben, muß die Mannigfaltigkeit und Leistungsfähigkeit dieser Gesellschaft enorm steigern.

Schon im kommunistischen Manifest heißt es:

„An die Stelle der alten bürgerlichen Gesellschaft mit ihren Klassen und Klassengegensätzen tritt eine Association, worin die freie Entwicklung eines jeden die Bedingung für die freie Entwicklung aller ist."

Im geistigen Leben, der Technik, der Entfaltung der Persönlichkeit wird die Mannigfaltigkeit in einem Maße fortschreiten, das alle Wirkungen der Nivellierung der Klassen und Rassen und der Verarmung des wilden Teils der organischen Natur mehr als wettmachen wird.

Und für den Fortschritt in dieser Richtung ist für lange Zeit keine Grenze abzusehen.

Natürlich kann der Aufstieg nicht endlos weitergehen. Hat bisher die fortschreitende Abkühlung unseres Sonnensystems stetige Zunahme der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen in ihm und der Leistungsfähigkeit der Organismen auf der Erde mit sich gebracht, so muß der weitere Fortgang dieses Prozesses von einem bestimmten Höhepunkt an die entgegengesetzte Richtung der Entwicklung bewirken. Lange, bevor jedes Leben auf der Erde unmöglich wird, muß es beginnen, zu verkümmern und eintöniger zu werden. Der technische Fortschritt wird den Menschen davor nicht schützen, da auch die Kraftquellen auf der Erde abnehmen müssen, während die Gefährdungen und Hemmungen des Lebens wachsen.

Die Zielstrebigkeit der Organismen und die Eigenbewegung des menschlichen Geistes in der Richtung göttlicher Vollkommenheit wird dann sonderbare Formen annehmen.

Aber diese Fragen können nur philosophisches Interesse haben, das danach verlangt, jeden beobachteten Prozeß bis in seine fernsten Konsequenzen zu durchdenken. Ihr praktisches Interesse ist gleich Null, denn der Fortschritt in dem hier dargelegten Sinne kann noch für unabsehbare Zeiträume vor sich gehen.

Ficht schon einen jungen, gesunden Menschen nicht der Gedanke an, daß er einmal alt und hinfällig werden und schließlich sterben muß, so können gesunde Menschen in einer Umwelt, die sie befriedigt, noch weniger durch den Gedanken beunruhigt werden,

daß der menschliche Fortschritt einmal ein Ende, wahrscheinlich trübseliger Art, nehmen muß.

Einstweilen ist sein Ende nicht abzusehen. Als unendlich in diesem Sinne haben wir jedoch nur den Fortschritt der künstlichen Umwelt des Menschen anzusehen. Dagegen bleibt die Weiterentwicklung des menschlichen Organismus selbst in enge Grenzen gebannt. Es ist ein verhängnisvoller Irrtum, den Fortschritt der Gesellschaft von dem Fortschritt der menschlichen Individuen über die bisher von ihnen erreichte Höhe hinaus, von dem Kommen eines „Uebermenschen" zu erwarten.

Von vornherein ist der Gedanke einer Züchtung von Uebermenschen als absurd zu erklären, mit dem z. B. Bernard Shaw spielt.

Einmal ist der Mensch kein Haustier, das sich nach Belieben eines Züchters paaren läßt, wenigstens nicht in freiem Zustand. Dann aber ist zu bemerken, daß künstliche Zuchtwahl noch nie vermocht hat, höhere, das heißt, mannigfaltigere und dabei leistungsfähigere Formen zu züchten. Sie vermochte bloß Organismen zu züchten, deren Leistungsfähigkeit auf bestimmten, dem Menschen erwünschten Gebieten die der natürlichen Organismen überragt. Diese Steigerung der Leistungsfähigkeit für menschliche Zwecke geschah stets auf Kosten der Leistungsfähigkeit des Organismus für die Zwecke seiner eigenen Erhaltung, was durch die Tatsache erwiesen wird, daß künstlich gezüchtete Rassen, wenn sie in Freiheit gesetzt und auf sich selbst angewiesen werden, entweder zugrunde gehen, oder die ihnen künstlich beigebrachten Merkmale rasch verlieren und zu den Formen der Wildheit zurückkehren.

Durch Züchtung könnten wir nicht zu harmonischen Uebermenschen kommen, sondern nur zu einseitigen Spezialisten.

Aber sollte nicht die neue, mannigfaltigere Umwelt auf den menschlichen Organismus zurückwirken und ihn mannigfaltiger und leistungsfähiger gestalten, als er im Naturzustand gewesen? Gerade von unserem Standpunkte aus muß dieser Gedanke sehr naheliegen.

Er wäre auch richtig, wenn die künstlich neu geschaffene Umwelt des Menschen nicht den merkwürdigen Doppelcharakter trüge, daß sie gleichzeitig Umwelt und Organ des Menschen ist. Seine künstlichen Organe und seine Umwelt wachsen gleichzeitig an Mannigfaltigkeit, einander gegenseitig bedingend, indem sie einmal die Mittel zur Lösung von Problemen sind und dann wieder Quelle neuer Probleme.

Durch diese künstlichen Organe verrammelt sich aber der Mensch geradezu den Weg zur Weiterentwicklung seiner natürlichen Organe, seiner Bewegungs- wie seiner Sinnesorgane, die er dank seinen künstlichen Organen nicht in höherem Maße gebraucht, wie im Naturzustand, sondern in geringerem. Sie

geraten daher bei fortschreitender Kultur in die Gefahr, zu verkümmern, statt sich weiter zu entwickeln. Planmäßig muß der Mensch Vorkehrungen treffen, um dieser Gefahr entgegen zu wirken.

Man kann dadurch bewirken, daß die natürliche Leistungsfähigkeit der Organe unverkümmert erhalten wird. Aber ihre Höherentwicklung wird unter diesen Bedingungen nicht erreicht. Ein einziges Organ bleibt von diesem Sachverhalt allerdings ausgenommen: jenes, dem fast allein — neben der Hand — der ungeheure Aufbau künstlicher Organe und sozialer Einrichtungen zu danken ist, die der Fortschritt der Menschheit geschaffen hat, und das selbst durch kein künstliches Organ zu ersetzen oder zu vervollkommnen ist. Das Organ der geistigen Funktionen, das Gehirn.

Je mannigfaltiger dieses Organ in Anspruch genommen wurde, je mannigfaltiger seine Funktionen, desto mannigfaltiger mußte schließlich auch das Organ selbst werden.

Seit den Tagen des Neanderthalmenschen hat sich das Gehirn des Menschen sicher sehr entwickelt, hat es an Mannigfaltigkeit zugenommen.

Allerdings, ob das Hirn der Masse der Kulturvölker dem der heutigen Wilden an Mannigfaltigkeit überlegen ist, darf bezweifelt werden. Die arbeitenden Massen leben heute in viel monotoneren Verhältnissen, als die Wilden. Anders steht es freilich mit der Geistesarbeit vieler Intellektueller, aber die wird selten durch viele Generationen hindurch ununterbrochen betrieben, so daß es fraglich ist, ob sie zur Gehirnentwicklung der Gesamtheit viel beizutragen vermag.

Daran ist ja nicht zu zweifeln, daß die großen Denker der Kulturwelt geistige Leistungen aufweisen, deren kein Wilder auch nur im entferntesten fähig wäre.

Wieviel daran das höhere Wissen, die vervollkommneten Methoden des Denkens und Forschens sowie systematische Schulung des Gehirns beteiligt sind und wieweit höhere Leistungen auf einen mannigfaltigeren Bau des Gehirns zurückgeführt werden können, dürfte schwer einwandfrei klarzulegen sein.

Eines aber steht fest. Die Mannigfaltigkeit des Wissensstoffes wächst so rapid und nimmt so ungeheure Dimensionen an, daß es dem menschlichen Gehirn ganz unmöglich war, sich in seinem Bau während der relativ kurzen Zeit der höheren menschlichen Kultur dieser Veränderung seiner Umwelt anzupassen. Aristoteles hat vielleicht den höchsten Grad an Mannigfaltigkeit — tiefer, nicht oberflächlicher Mannigfaltigkeit — erreicht, dessen das menschliche Gehirn in seinem jetzigen Bau fähig ist. Er scheint mir darin bisher unübertroffen zu sein. Denker, wie Kant und Hegel, Marx und Engels dürften ihm an Mannigfaltigkeit und dabei Gründlichkeit des Denkens gleichkommen, nicht aber ihn über-

treffen, obwohl natürlich auf den Gebieten, die sie beherrschten, ihr Wissen dem aristotelischen weit überlegen war, entsprechend dem technischen und wissenschaftlichen Fortschritt der Zeit.

Als eine Folge der Unfähigkeit zu größerer Mannigfaltigkeit des menschlichen Gehirns finden wir, sobald die Wissenschaft über Aristoteles hinausgeht, eine immer größere Aufteilung der Gesamtwissenschaft in Spezialwissenschaften.

Die Einseitigkeit, die Fachborniertheit ist heute die große Gefahr für unser geistiges Leben.

Auch hier gilt dasselbe, was wir oben von der körperlichen Ertüchtigung gesagt haben. Um den Gefahren der Einseitigkeit vorzubeugen, die der Fortschritt der Kultur mit sich bringt, heißt es für das geistige wie für das körperliche Tun planmäßig besondere Einrichtungen treffen, die der allgemeinen Tendenz nach stetig fortschreitender Verkümmerung der menschlichen Fähigkeiten entgegen wirken. Man darf erwarten, daß dies überall gelingt, wo die Gefahr erkannt wurde. Aber eine Triebkraft der Weiterentwicklung zu höherer Entwicklung des Gehirns ist mit diesem Zustand nicht gegeben.

Wohl wird der Sozialismus die Monotonie des heutigen Daseins der breiten Massen aufheben, ihnen den ganzen Reichtum der Mannigfaltigkeit erschließen, den Natur und Kultur in sich bergen, er wird damit das Funktionieren der Gehirne der Massen aufs mannigfaltigste gestalten. Ein solcher Zustand kann, wenn er viele Generationen lang ununterbrochen wirkt, eine allgemeine Höherentwicklung des Gehirns herbeiführen.

Aber auch sie wird bestimmte Grenzen nicht zu überschreiten vermögen, da die Hypertrophie eines einzelnen Organes andere Organe verkümmert, die Harmonie, Gesundheit und Leistungsfähigkeit des gesamten Organismus beeinträchtigt.

Der Fortschritt der Gesellschaft, des Wissens, der Technik, kann endlos weitergehen.

Hingegen sprechen bisher keine Anzeichen und keine Erwägungen dafür, daß die einzelnen in der Gesellschaft an natürlicher Begabung weit über das Maß dessen hinaus gelangen werden, das bisher bereits von den am höchsten stehenden Persönlichkeiten erreicht wurde.

Mit dem Uebermenschen hat es gute Wege. Für absehbare Zeit wenigstens bildet er keinen Faktor des menschlichen Fortschritts.

Und ebensowenig haben wir zu erwarten von einer Hebung des ethischen Niveaus der einzelnen, von dem so viele die Rettung in den Nöten unserer Zeit erwarten.

Wohl bildet das sittliche Empfinden, das soziale Triebleben im Menschen das stärkste Band, das ihn mit der Gesellschaft verbindet, den stärksten Faktor seines gesellschaftlich nützlichen Verhaltens. Ohne Sittlichkeit keine Gesellschaft.

Aber wir haben ja gesehen, daß gerade die Sittlichkeit keine ausgesprochene Entwicklung in einer bestimmten Richtung aufweist.

Daß die einzelnen sittlichen Anschauungen mit den gesellschaftlichen Verhältnissen wechseln, daß sie nur relativ Bedeutung haben, wird kaum noch irgendwo geleugnet. Die Intensität und die Art der Wirkung der sozialen Triebe aber hängt ebenfalls ganz von den wechselnden gesellschaftlichen Verhältnissen ab, ohne eine bestimmte Richtung zu zeigen.

Nur in einem Punkte zeigen die Wandlungen der Sittlichkeit eine ausgesprochene Richtung. In ihrem Beginn wirken die sozialen Triebe nur innerhalb der Horde. Mit dem technischen Fortschritt dehnt sich das Gemeinwesen immer mehr aus, wächst der Verkehr zwischen den Gemeinwesen, so daß heute für die Kulturvölker die ganze Menschheit in das Bereich der Sittlichkeit fällt.

Auf der anderen Seite aber hört die Einheitlichkeit des Gemeinwesens auf, die ehemals in ihm herrschte. Es bilden sich in ihm Familien und Gentes, Berufe, Zünfte, Kirchen, Parteien, ja Klassen. Jede dieser Organisationen und Gemeinschaften gibt den sozialen Trieben des Menschen besondere Ziele und Charaktere.

Diese wachsende Mannigfaltigkeit und Ausdehnung des Gebiets der sozialen Triebe könnte als eine Höherentwicklung der Sittlichkeit betrachtet werden, wenn sie mit einer Vermehrung ihrer Leistungsfähigkeit verbunden wäre. Das ist jedoch nicht der Fall.

In der einheitlichen Horde war die Stimme der Sittlichkeit, der Pflicht, etwas Einfaches und Selbstverständliches, dem man ohne Ueberlegung folgte. Je mehr sich die Gesellschaft kompliziert, um so schwieriger wird es, allen Anforderungen der Organisationen und Gemeinschaften in ihr gerecht zu werden, deren Interessen nicht immer übereinstimmen. Das steigert sich noch unendlich, sobald die Klassengegensätze innerhalb des Gemeinwesens auftauchen und andererseits über den Gegensätzen der Gemeinwesen allgemeine, große Menschheitsinteressen anfangen Geltung zu gewinnen.

Wir haben gesehen, wie unter solchen Umständen das Sittliche sehr oft aufhört, das Selbstverständliche zu sein und etwas Problematisches wird. Keine Zeit war so reich an inneren sittlichen Konflikten, wie es die unsere ist.

Die Ueberwindung der Gegensätze der Klassen und Nationen wird viele dieser Konflikte gegenstandslos machen. Aber wir haben keinen Grund, zu erwarten, daß wir dabei zu einer höheren Ethik gelangen als der, die in der Menschennatur von ihren Anfängen an liegt.

Wohl kann man seit einigen Jahrtausenden ein starkes Sehnen nach ethischen Idealen der Freiheit, Gerechtigkeit, Humanität, des allgemeinen Glücks beobachten. Aber man kann darin eine bestimmte Richtung allgemeiner Entwicklung nur sehen, wenn man die Entwicklung in der historischen Zeit mit der gesamten Entwicklung der Menschheit gleichsetzt. Und doch bildet jene nur eine Episode in dieser, und zwar eine abnorme Episode, die im Widerspruch steht zu dem überwiegenden Teil des bisherigen Daseins des Menschengeschlechts.

Seitdem es Geknechtete und Unterworfene gibt, lebt in ihnen die Sehnsucht nach Freiheit, Gerechtigkeit, Glück, mitunter auch nach Humanität, wenn nicht der Durst nach Rache für ausgestandene Qualen diesen Wunsch erstickt.

Wir können auch eine, allerdings unsichere, oft durch Rückschläge unterbrochene Entwicklung in der Richtung der fortschreitenden Annäherung an diese sittlichen Ideale sehen, aber erst in ganz letzter Zeit, in den letzten drei Jahrhunderten.

Die Tendenzen dieser kurzen Spanne Zeit als die der ganzen Menschheitsentwicklung anzusehen, ist noch verkehrter, als in den Idealen der Ausgebeuteten bisher unerreichte, vor uns liegende Ideale der Menschheit zu erblicken, die doch hunderttausende von Jahren lang keine Ausbeutung kannte und daher auch keine Veranlassung hatte, einen Zustand als Ideal zu betrachten, der als natürlicher und selbstverständlicher in ihr herrschte und von niemand angefochten wurde.

Wir haben gesehen, welche Gründe wir haben, zu erwarten, daß dieser sittliche Zustand, und zwar auf einer ungeheuer erhöhten ökonomischen Basis wieder ins Leben tritt. Von den ökonomischen Verhältnissen des industriellen Kapitalismus und den durch sie bewirkten Klassenkämpfen, nicht von einer ethischen Höherentwicklung der Individuen erwarten wir diese Wandlung, die einem Zustand der Menschheit ein Ende machen wird, der ebensosehr ihren kulturellen Aufschwung zeitweise aufs höchste beschleunigte, wie er ihr sittliches Empfinden verwirrte und allgemeines soziales Unbehagen schuf.

Manchem meiner Leser wird eine Auffassung wenig befriedigend erscheinen, die wohl einen unendlichen Fortschritt des Wissens und der Technik, nicht aber der Ethik erwartet. Das Herz, das Gemüt finde bei einer so nüchternen Anschauung nicht seine Rechnung. Sie sei zu trostlos.

Ist aber eine Erwartung wirklich trostlos, die eine Befreiung der gequälten Menschheit nicht von einem allmählichen sittlichen Aufstieg der einzelnen zu einer wahrhaft engelhaften Höhe abhängig macht — einem Aufstieg, von dem noch nichts zu bemerken ist? Wir nehmen dagegen an, daß die nötigen ethischen Impulse, deren die Menschheit bedarf, um sich zu befreien, nicht

erst durch einen unabsehbaren sittlichen Läuterungsprozeß zu gewinnen sind, sondern daß sie seit jeher, von Natur in den Menschen liegen, bereit, sich voll zu entfalten, sobald der Schutt weggeräumt wird, mit dem sie das Interregnum des Zeitalters der Ausbeutung verdeckt und gehemmt hat.

Die sittlichen Kräfte, die in den Menschen vom Beginn der Menschheit an lebendig sind, sie genügen vollständig für höhere Lebensformen, sobald die ökonomischen Grundlagen für diese gewonnen sind.

Das bedeutet keineswegs eine Unterschätzung der sittlichen Faktoren, die in uns wirken, sondern höchstens eine Unterschätzung der Faktoren, die als Sittlichkeitsprediger an uns herantreten mit dem Anspruch, daß sie es seien, die uns eine höhere Sittlichkeit und damit die Menschenbefreiung brächten.

Natürlich hat unsere Stellung zu einer wissenschaftlichen Anschauung nicht davon abzuhängen, ob sie tröstlich ist oder nicht, sondern nur davon, ob die uns bekannten Tatsachen es gebieten, diese Anschauung als richtig anzuerkennen oder nicht. Wissenschaft ist nicht Religion, sie hat nicht Trost zu bringen, sondern Wahrheit. Und sie muß diese verkünden, auch dann, wenn sie uns schmerzt. Insofern bleibt es ihr allerdings nicht erspart, kalt, gemütlos, herzlos zu erscheinen.

Der Denker kann sich gewiß nicht freimachen von ethischen Empfindungen. Er bedarf eines starken sittlichen Pflichtgefühls, um unermüdlich nach Wahrheit zu forschen und sie unerschrocken auch dann zu verkünden, wenn sie starke Interessen und Neigungen verletzt.

Aber gerade diese sittliche Pflicht der Wahrheit muß den Forscher unempfindlich machen für jedes außer ihr bestehende Bedürfnis, das sich als störende Fehlerquelle in die Wissenschaft eindrängen könnte. Sie muß natürlich jede Rücksichtnahme auf unethische Bedürfnisse ablehnen, darf sich aber auch nicht durch ethische Bedürfnisse bestimmen lassen, wenn sie der Wahrheit widerstreben.

Kommt aber eine derartige Wissenschaft ohne Herz und Gemüt bei ihren Forschungen zu Ergebnissen, die nicht niederdrückend wirken, sondern erhebend, dann müssen diese weit anfeuernder auf uns wirken und weit mehr andauernde Begeisterung hervorrufen, als Illusionen, die nur aus unseren seelischen Bedürfnissen geboren wurden und deren Unvereinbarkeit mit der Umwelt bald zutage tritt.

So hat denn auch die so herzlose, alles ethischen Schwungs bare, „rein ökonomische" materialistische Geschichtsauffassung seit ihren ersten Aeußerungen vor achtzig Jahren bis heute es vermocht, die proletarischen Massen dauernder für den Be-

freiungskampf der Menschheit zu begeistern, als es irgendeiner anderen Lehre vor ihr und neben ihr gelang.

Die Hauptaufgabe einer wissenschaftlichen Erkenntnis ist allerdings nicht die, Begeisterung zu erwecken. Die tiefste Quelle alles Wollens und alles Enthusiasmus liegt in den uns angeborenen Trieben. Die wissenschaftliche Erkenntnis kann Begeisterung nicht erzeugen, wohl aber kann sie die aus den seelischen Bedürfnissen hervorgehende Begeisterung hell auflodern lassen oder ersticken, je nachdem sie deren Ziele als erreichbar zeigt oder das Gegenteil nachweist.

Die Hauptaufgabe der Erkenntnis besteht aber nicht darin, ethische Wirkungen zu erzielen, sondern darin, es den Menschen zu ermöglichen, sich in der sie umgebenden und sie bedrängenden Umwelt zurecht zu finden.

Darin besteht auch die Hauptaufgabe der materialistischen Geschichtsauffassung. Seit achtzig Jahren ermöglicht sie es den Kämpfern für die Befreiung der Menschheit jeweils die für sie geeignetsten Methoden und Mittel anzuwenden, ohne Illusionen sich jederzeit nur Aufgaben zu setzen, die lösbar sind.

Natürlich ist nicht jeder, der die marxistische Geschichtsauffassung bekennt, auch fähig, sie richtig anzuwenden. Aber wer es tut als eifriger Wahrheitssucher, „herzlos, gemütlos“, ohne sich durch innere oder äußere Bedürfnisse, etwa nach Macht, blenden zu lassen, dem wird sie reiche Frucht bringen, in Theorie und Praxis.

Für den Fortschritt der Gesellschaft, der gesellschaftlichen Wissenschaft und der gesellschaftlichen Organisation erweist sich die materialistische Geschichtsauffassung als unsere machtvollste Helferin.

Sie lehrt uns am besten, nicht bloß die bisherige Geschichte *erkennen*, sondern auch die weitere Geschichte *machen*, ohne jegliche Mystik, gleich fern von tatlosem Abwarten des Kommenden, wie von ungeduldigem Zerren an der Kette der Notwendigkeit, um unvermeidliche Phasen der Entwicklung zu überspringen und ihren Gang zu vergewaltigen.

— Ende —

Namenregister.

Die schrägstehenden Ziffern, die der *II* folgen, bezeichnen die Seitenzahlen des zweiten Bandes.

C

H

L

M

N

T

Sachregister

Die schrägstehenden Ziffern, die der *II* folgen, bezeichnen die Seitenzahlen des zweiten Bandes.

B

C

H

L

M

N

O

P

R

S

Z

Inhalt des zweiten Bandes.

Viertes Buch

KLASSE UND STAAT

Erster Abschnitt

Definitionen

Zweiter Abschnitt

Das Werden des Staates und der Klassen

Dritter Abschnitt

Die ersten Staaten

Vierter Abschnitt

Wirkungen des Staates

Fünfter Abschnitt

Die ersten Formen des Staates

Sechster Abschnitt

Der Stadtstaat

Siebenter Abschnitt

Der kapitalistische Industriestaat

Achter Abschnitt

Aufhebung der Klassen und des Staates

Neunter Abschnitt

Die Marxsche Darlegung der Triebkräfte der gesellschaftlichen Entwicklung.

Fünftes Buch

DER SINN DER GESCHICHTE

Erster Abschnitt

Das Individuelle in der Geschichte

Zweiter Abschnitt

Wille und Wissenschaft in der Geschichte

Dritter Abschnitt

Das Ziel des geschichtlichen Prozesses

Druckfehler-Berichtigung.

Bd. I: S. 240. Die 11. Zeile von oben ist zu streichen, dafür muß es heißen:

also keine psychischen Wirkungen hervorrufen, die sich auf die